CHINA AND THE WEST

Cultural relations between China and the West

This database project is dedicated to the cultural relations between China and the West (1245-2000). It links systematically collected and scientifically validated biographic and bibliographic information. The main items are chronology and names, which are indexed and searchable. The entries are currently classified according to the following subject fields.The subject fields currently comprise the following: history, religion, history of missions, travel and legation accounts, history of medias, geography, history of universities, sinology, literature, philosophy, art, and science.

The database is funded by the University of Zurich; access is free. Search results may be analysed online, it is possible to navigate within them, and they can be saved as PDF report for further processing. Should material from the database be used in publications, we welcome a corresponding source reference.

Accessing the database
The following link leads to the database login: http://idoasdb.unizh.ch/oas

Contact
This project is chiefly administered by our scientific librarian, Mrs Anne-Marie Werner. We should like to thank her and all assisting researchers, who help us to attain and sustain a high quality of the data, as well as all our colleagues all over the world who have readily supplied us with information.

http://www.ostasien.uzh.ch/sinologie/forschung/chinaundderwesten_en.html

***

Philosophes et Hommes de lettres français et la Chine

[voir en signets la table des principaux auteurs]

Title

East Asian Seminar @ University of Zurich, Bibliography and Biography Database, 29.03.2010 17:22:51

Abélard, Pierre = Abaillard, Pierre = Abaelardus, Petrus (Le Pallet bei Nantes 1079-1142 Kloster St. Marcel, Saone) : Philosoph

Bibliographie : Autor

1935 [Abélard, Pierre]. *Abola yu Ailüqisi de qing shu*. Peter Abelard zhu ; Liang Shiqiu yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von *Lettres d'Héloïse et d'Abailard*. Ed. ornée de huit figures gravées par les meilleurs artistes de Paris, d'après les dessins et sous la direction de Moreau le jeune. Vol. 1-3. (Paris : J.B. Fournier, 1796).
阿柏拉興哀綠绮思的情書 [Eur]

About, Edmond (Dieuze, Meurthe 1828-1885 Paris) : Schriftsteller, Journalist, Kunstkritiker

Bibliographie : Autor

1935 [About, Edmond]. *Shan da wang*. Abu zhu ; Zhao Shaohou yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von About, Edmond. *Le roi des montagnes*. (Paris : Hachette, 1857).
山大王 [Eur]

Alain-Fournier, Henri = Fournier, Henri-Alban (La Chapelle d'Anguillon 1886-1914 Les Eparges bei Verdun) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1934 *Falanxi xian dai duan pian ji*. Dai Wangshu xuan yi ; [Luo Dagang yi]. (Shanghai : Tian ma shu dian, 1934). [Übersetzung von französischen Kurzgeschichten von Jean Giono, Guillaume Apollinaire, Paul Vaillant-Couturier, Henri Alain-Fournier, Marcel Jouhandeau et al.].
法蘭西現代短篇集 [WC,LeeG1]

Alembert, Jean-Baptiste le Rond d' (Paris 1717-1783 Paris) : Mathematiker, Physiker, Philosoph

Bibliographie : Autor

1753 *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot et quant à la partie mathématique par [Jean-Baptiste le Rond] d'Alembert. (Paris : Briasson, 1753).
http://diderot.alembert.free.fr/C.html. [WC]

Althusser, Louis (Birmandreis bei Algier 1918-1990 Paris) : Französischer Philosoph

Bibliographie : erwähnt in

1993 [Schmidt, Alfred]. *Li shi he jie gou : lun Heige'er Magesi zhu yi he jie gou zhu yi de li shi xue shuo*. Simite zhu ; Zhang Wei yi. (Chongqing : Chongqing chu ban she, 1993). (Guo wai Makesi zhu yi he she hui zhu yi yan jiu cong shu). Übersetzung von Schmidt, Alfred. *Geschichte und Struktur : Fragen einer marxistischen Historik*. (München : C. Hanser, 1971). [Abhandlung über Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Karl Marx, Louis Althusser].
历史和结构 : 论黑格尔马克 思主义和结构主义的历史学說 [WC]

Anseaume, Louis (1721-1784) : Dramatiker

Bibliographie : Autor

1754 Anseaume, [Louis]. *Le chinois poli en France : parodie du chinois de retour, intermède italien*. (Paris : Duchesne, 1754), ein Drama. [Eur]

Apollinaire, Guillaume = Apollinaris de Kostrowitski, Wilhelm (Rom 1888-1918 Paris) : Französischer Dichter polnisch-italienischer Abkunft, Schriftsteller, Kritiker

Bibliographie : Autor

1928 [Apollinaire, Guillaume]. *Tiao zao*. Lu Xun yi. In : Ben liu ; Vol. 1, no 6 (1928). Übersetzung von Apollinaire, Guillaume. *Le fléau*. In : Le bestiaire ou cortège d'orphée. Illustré de gravures sur bois par Raoul Dufy. (Paris : Deplanche, 1911).
跳蚤 [KVK,FiR5]

1934 *Falanxi xian dai duan pian ji*. Dai Wangshu xuan yi ; [Luo Dagang yi]. (Shanghai : Tian ma shu dian, 1934). [Übersetzung von französischen Kurzgeschichten von Jean Giono, Guillaume Apollinaire, Paul Vaillant-Couturier, Henri Alain-Fournier, Marcel Jouhandeau et al.].
法蘭西現代短篇集 [WC,LeeG1]

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d' = Argens, Jean-Baptiste de Boyer marquis d' (Aix-en-Provence 1704-1771 bei Toulon) : Philosoph

Biographie

1739-1740 Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'. *Lettres chinoises* [ID D1835].

Willy Richard Berger : D'Argens Ziel ist nicht so sehr die satirische Entlarvung der europäischen Welt durch eine exotische Perspektive als vielmehr die philosophische Propaganda aufklärerischer Ideen, wobei die Europäer bei aller Kritik vergleichsweise gut wegkommen. Bei den *Lettres chinoises* dominieren die moral-, religions- und kulturphilosophischen Tendenzen so sehr, dass mann von einer 'kritischen pseudo-orientalischen Reisekorrespondenz' sprechen kann. Insgesamt hat d'Argens sechs fiktive chinesische Briefschreiber beschäftigt. Fünf von ihnen sind auf Reisen, vornehmlich in Europa, aber auch im Moskowitischen Reich, in Persien, Siam und Japan ; der sechste ist der in Beijing zurückgebliebene Adressat der meisten Briefe, Yn-Che-Chan, der so gewissermassen der Fixpunkt der gesamten Korrespondenz ist. Gelegentlich beantwortet er einen der an ihn gerichteten Briefe, deren meiste wiederum von dem in Frankreich reisenden Sioeu-Tscheou stammen. Man debattiert über Atheismus und Deismus, über das Christentum und das Être suprême, propagiert die 'philosophie morale' und den 'bon sens', die Herrschaft der Vernunft und eine pragmatische Ethik im Geist des Konfuzianismus und kämpft unbeirrbar gegen 'Vorurteile, Aberglauben, Intoleranz und gegen die Allgemeingültigkeit unfehlbarer Dogmen' an. Ausgesprochene Angriffe gegen den Klerus gibt es nicht, die antiklerikale Tendenz der Briefe ist aber nicht zu übersehen. Unbeirrbar überzeugt von der absoluten Mustergültigkeit der deistischen Vernunftreligion, stossen d'Argens' Korrespondenten überall auf schreckliche Zeugnisse des Aberglaubens, des religiösen Fanatismus und der absurdesten Idolatrie, weniger in Europa sogar als bei den Barbaren, in Sibirien oder in Japan, ja selbst bei einem so zivilisierten Volk wie den Persern. Von solcher Kritik ist China keineswegs ausgenommen. Gewiss durchwirkt der Topos vom konfuzianischen Idealstaat auch die *Lettres chinoises*, die Chinesen sind wie üblich 'les sages Chinois', ausgezeichnet durch 'vertu, probité und amour pour la bonne morale'. Doch ist das China von d'Argens keineswegs von aller Erdenschwere entbundene utopische Reich, es ist dem Aberglauben, dem Vorurteil und dem allgegenwärtigen religiösen Wahn so gut ausgeliefert wie jedes andere Land. Insgesamt ist das China-Bild von d'Argens äusserst uneinheitlich und widersprüchlich in sich selbst. Gerade der 'Beginn des Briefwerks ist dadurch charakterisiert, dass nicht Europa, sondern China durch den Chinesen entzaubert wird', denn obwohl d'Argens die Fiktion 'des philosophisch gebildeten und moralisch vorbildlichen Chinesen' für seine Korrespondenten überall durchhält, sind es diese selbst, die als desillusionierendes Gegenbild das 'des betrügerischen Chinesen' entwerfen, 'der nicht nur gewinnsüchtig und falsch ist, sondern phlegmatisch jedes Gefühl des Unrechts dabei zurückweist und es in seinem nationalen Hochmut ablehnt, von Europa zu lernen. D'Argens, so sehr er selbst den Jesuiten-Relationen verpflichtet ist, stimmt keineswegs in deren vorbehaltlose Panegyrik ein, und es liegt auf der gleichen Linie, wenn auch die jesuitische Missionsarbeit selbst im Urteil der chinesischen Korrespondenten nur schlecht wegkommt. Die Jesuiten verbreiten ein ideologisch verfälschtes, dem Zweck der eigenen Interessen dienstbar gemachtes Europa-Bild in China, und nur mit Abscheu kann man sich der Schandtaten ihrer Inquisition erinnern : 'Monstres barbares, l'opprobre du genre humain, impitoiables bourreaux'. Für die eigentliche kulturelle Leistung der jesuitischen Mission, ihre Anpassungsstrategbie, zeigen d'Argens' Korrespondenten jedenfalls wenig Verständnis, ja die Schwierigkeit des Austausches zwischen den verschiedenen religiösen Vorstellungswelten wird ihnen nicht einmal zum Problem. Stellen sie Vergleiche an, so genügt ihnen die mechanische Parallelisierung der allgemeinsten und äusserlichsten Gemeinsamkeiten, so etwa wenn 'Betrug und Profitsucht des Klerus' schon ausreichen, um Molinisten (Jesuiten) und Buddhisten gleichermassen zu kennzeichnen, oder wenn die absolute Verachtung des Irdischen 'mépris absolu des choses humaines' der gemeinsame Nenner von Jansenisten und den sektiererischen Anhängern des Laozi ('sectateurs de Laokum') sein soll. Als aufgeklärte und vernunftgläubig-weltzugewandte Konfuzianer sind die Korrespondenten sich einig in der abschätzigen Beurteilung von Buddhismus und Taoismus als von Religionen, die auf nichts als auf Aberglauben und Absurdität gegründet sind, und auf diese wunderliche Weise erfuhr das gebildete Europa dann wenigstens doch, dass China vielleicht nicht völlig jener konfuzianische Einheitsstaat war, als welcher er unter den Aufklärern behandelt wurde.

Etiemble : A force d'écrire par le pinceau des Chinois de d'Argens, il faut croire qu'il s'est si exactement enchinoisé, qu'il a besoin de proposer aux Européens un modèle du parfait souverain calqué sur les vertus de Yao et de Chouen, les deux empereurs parfaits de la légende chinoise. D'Argens comparait les trois sectes françaises aux trois chinoises. Celles de Lao-kum (Laozi) et celle de Foe, sont ses bêtes noires. De Lao-kum , il ne sait rien de plus que Voltaire : une légende ridicule, et que son Chinois qualifie de 'puérile' et 'grotesque', parce qu'elle prétend assurer aux hommes une forme d'immortalité. Qu'importe, puisqu'il ne veut qu'identifier les taosséistes et convulsionnaires français, Laozi et le diacre Pâris. L'histoire de Foe, c'est-à-dire du Bouddha, lui paraît à peine moins 'ridicule' que celle de Laozi. Son lettré chinois est aussi radical que Han Yu : "Si le peuple pouvoit être éclairé par des raisonnements solides, depuis long-temps la Secte de cet imposteur seroit entièrement abolie et détruite dans la Chine." Là aussi, peu lui importe ce vionnaire de Bouddha qui a prétendu se rendre immortel. Ce n'est qu'un misérable moliniste. Parmi les concepts de la philosophie chinoise, d'Argens connaît surtout le 'Cheng-ti' et le 'Tien' ; il a ouï parler de ce 'T'ai-ki', de ce Faîte suprême et qu'il appelle curieusement le 'Tao-ki' : "Ce Tao-ki selon eux est une vertu secrète et occulte, qu'on ne sçauroit expliquer clairement ; c'est un être séparé des imperfections de la matière, qui, répandu dans ce vaste Univers, en lie toutes les parties, les entretient dans leur correspondance, en conserve l'harmonie, leur donne la vie et la forme ; c'est enfin la base et le fondement de tous les êtres. Or : "si d'un morceau de bois on fait une porte ou un banc ; si l'on rompt cette porte en plusieurs morceaux, c'est encore le 'Tao-ki' qui leur donne leur nouvelle forme : ainsi c'est lui qui dirige, qui règle, et qui détermine tout ce qui arrive." D'Argens voit très bien la difficulté du concept : ou bien le 'T'ai-ki' est un être intelligent, supérieur à la matière et gouverne l'univers en connaissance de cause, ou bien il est totalement matériel.

N'allez pas croire pour autant que d'Argens prend les Chinois pour autant de petits saints. Il lui suffit d'avoir fait son métier de 'philosophe', d'avoir critiqué la pernicieuse doctrine des bonzes, l'inquisition, la vénalité des charges de justice, l'indignité des monarques européens, l'antisémitisme chrétien, et opposé à ces horreurs la sagesse confucéenne, le matérialisme chinois. Dans les parlements de la France, il lui suffit de louer une institution qui a 'beaucoup de conformité avec les Censeurs Chinois'. Le Chinois selon d'Argens reconnaît volontiers que ses compatriotes conservent dans leur fourberies, qui sont nombreuses et subtiles, surtout chez les marchands, un sang-froid qui peut-être est louable quand il s'agit de se dominer soi-même pour le bien, mais qui mérite moins d'éloges quand on s'en sert pour le mal. Enfin, et c'est une des principales conquêtes de l'esprit 'philosophe. "J'ai vu que les autres hommes ressembloient fort aux Chinois : j'ai démêlé que les passions étoient à peu près partout les mêmes ; qu'un amour propre, outré et masqué de mille façons, en étoi lâme". A quel point le Chinois selon d'Argens a raison de penser que l'esprit philosophique est le meilleur remède à cet infantilisme mental qui fait de nous des gens qui ne veulent se définir qu'en termes de nation et de citoyenneté. Car si nous sommes chinois et français par hasard, comme disait Montesquieu, nous sommes nécessairement hommes ; jusqu'à nouvel 'ordre' : totalitaire.

Virgile Pinot : D'Argens, dans ses *Lettres chinoises*, tout en protestant qu'il a rendu presque tous ses Chinois très bons Déistes, ne peut cacher que l'un de ses *Lettrés chinois* professe l'athéisme, "puisqu'il est certain que plusieurs savans chinois font profession de l'être [athées] et que leur nombre en est si considérable que M. de la Croze a prétendu que les Lettrés étoient athées, qu'ils admettoient ainsi que les anciens Égyptiens une force aveugle répandue dans tout l'Univers qui le vivifioit et le gouvernoit et que leur Li n'étoit que le chaos ou la matière première. Il va sans dire que d'Argens se croit obligé de faire réfuter par un de ses Lettrés les doctrines athées de la Chine, mais cette réfutation précède l'exposé de la doctrine : de cette manière l'aiguillon a plus de chance de rester dans la plaie. Il critique le spinozisme, doctrine qui, dit-il, a un si grand nombre de partisans en France, en Allemagne, en Angleterre, en Hollande et surtout en Italie, mais il le critique en lui opposant la doctrine de Gassendi, un de ces maîtres devant le portrait desquels son valet Mathieu était obligé de se découvrir chaque matin.
D'Argens, faisant promener un Chinois en Europe, se sert de ce moyen, déjà bien usé mais fort commode, de critiquer les idées et les mœurs françaises. Or suivant le Chinois, porte-parole du marquis, si la France est inférieure à la Chine c'est qu'elle néglige la morale alors qu'elle s'applique avec succès à la physique et aux sciences expérimentales. Mais si les Français négligent la morale c'est que la morale a été accaparée par les Théologiens : "Les sages philosophes européens n'ont pas eu d'adversaires plus redoutables et d'ennemis plus opiniâtres que les Théologiens. Par qui Descartes a-t-il été injurié, maltraité, persécuté ? Par des Théologiens françois. Qui sont les gens qui ont voulu rendre Locke odieux ? Des Théologiens anglois. Qui sont ceux qui ont écrit avec aigreur contre Mallebranche ? Des Théologiens encore. Le Vulgaire qui suit toujours aveuglément et sans examen toutes les opinions de ceux qu'il regarde comme les dépositaires de la Religion, méprise les plus grands Philosophes sans les connoître, et préfère l'étude vague incertaine et infructueuse d'une métaphysique et d'une morale scolastique à celle d'une philosophie presque divine".
Les Chinois peuvent donc s'attacher à la vertu parce que la morale est indépendante de la théologie. Mais cet amour qu'ils ont de la vertu prouve-t-il qu'ils sont nécessairement et par là-même vertueux ? Un Français le fait remarquer au Chinois à l'Opéra.
p.411 « Un Chinois n'est pas plus vertueux qu'un Européen, mais il trouve son avantage dans la pratique de la vertu » . C'est le premier doute que nous trouvions, non certes sur les vertus pratiques des Chinois dont les voyageurs pouvaient douter beaucoup, mais sur la valeur morale de l'attachement des Chinois à l'éthique. La vertu, lorsqu'elle confère les honneurs et les dignités, risque de n'être plus qu'une « vertu plâtrée » qu'un masque qui dissimule, mais sans les supprimer toutes les faiblesses d'une très médiocre et débile humanité.
Mais si la vertu, dont les Chinois se vantent si fort, n'est souvent que le masque d'un intérêt bien compris (ce qui ne saurait évidemment conférer aucune supériorité aux Chinois sur les Européens) les Chinois ont du moins l'avantage incontestable de pratiquer la tolérance. Tandis que l'Europe a été ensanglantée par les guerres de religion et par les cruautés qui ont été exercées — catholiques et protestants peuvent être renvoyés dos à dos — la Chine a été à l'abri de cette calamité, non pas parce qu'elle veut être tolérante mais parce que sa religion n'est pas, comme le christianisme, intolérante. Donc le christianisme, ferment d'intolérance, doit être proscrit de Chine : « Si jamais... on est instruit à la Chine des divisions criminelles et meurtrières des Lettrés français, je ne doute pas que cela ne porte un grand préjudice aux Missionnaires. On craindra les suites de leur Religion et l'on voudra éloigner des gens, qui prêchant sans cesse la tolérance lorsqu'ils sont faibles, ne cherchent qu'à contraindre les consciences dès qu'ils en ont le pouvoir » . Nous retrouvons ici l'idée de Bayle, ce n'est pas la tolérance qu'il faut instituer, c'est l'intolérance qu'il faut détruire. C'est aussi l'idée que Voltaire avait voulu mettre en lumière dans ses Lettres philosophiques lorsqu'il avait décrit les différentes sectes anglaises. [Eti6: S. 313, 315-316, 319-321,Berg:S. 150-153,Pin10:S. 281, 316-317]

Bibliographie : Autor

1739-1740 Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'. *Lettres chinoises, ou, Correspondance philosophique, historique & critique : entre un chinois voyageur à Paris et ses correspondans à la Chine, en Moscovie, en Perse & au Japon*. T. 1-5. (La Haye : Chez Pierre Paupie, 1739-1740). = Nouv. ed., augmentée de nouvelles lettres & de quantitié de remarques. (La Haye : Chez Pierre Paupie, 1755). [Eur]

1994 Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'. *Taileisi shuo xing*. Buwaye A'errang zhu ; Wei Gu yi. (Taibei : Jin feng chu ban, 1994). (Shi jie xing wen xue ming zhu da xi. Xiao shuo pian. Fa wen juan ; 14). Übersetzung von Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'. *Thérèse philosophe ou Mémoires pour servir à l'histoire du P. Dirrag et de Mlle Eradice, avec l'histoire de Mme Boislaurier*. (La Haye : A la Sphère, 1748).
泰蕾丝说性 [WC]

2002 [Nougaret, Pierre Jean Baptiste ; Argens, Jean-Baptiste de Boyer d']. *Lun luo feng chen de cun gu*. Badisite Nujialei zhu ; Chen Xiaoqing yi. Taileisi shuo xing / Buwaye A'errang zhu ; Wei Gu yi. (Changchun : Shi dai wen yi chu ban she, 2002). (Sadan wen cong). Übersetzung von Nougaret, Pierre Jean Baptiste. *Lucette, ou, Les progrès du libertinage*. Vol. 1-3. (Londres : Jean Nourse, 1765-1766). Übersetzung von Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'. *Thérèse philosophe ou Mémoires pour servir à l'histoire du P. Dirrag et de Mlle Eradice, avec l'histoire de Mme Boislaurier*. (La Haye : A la Sphère, 1748).
沦落风尘的村姑 [WC]

Arnauld, Antoine (Paris 1612-1694 Bruxelles) : Philosoph, Theologe, Mathematiker

Bibliographie : Autor

1669-1718 Arnauld, Antoine ; Du Cambout de Pont-Château, Sébastien Joseph. *La morale prqtique des jésuites, représentée en plusieurs histoires arrivées dans toutes les parties du monde, extraitte ou de livres très-autorisez et fidellement traduits, ou de mémoires très-seurs et indubitables*. T. 1-8. (Cologne : G. Quentel ; Amsterdam : Elzevir, 1669-1718). [Vol. 1-2 von Du Cambout ; vol. 3-8 von Arnauld. Enthält Eintrag über China]. [KVK]

Augier, Emile = Augier, Guillaume Victor Emile (Valence 1820-1889 Croissy-sur-Seine) : Dramatiker, Dichter

Bibliographie : Autor

1934 [Augier, Emile ; Sandea, Jules]. *Bawalie xian sheng di nü xu*. Yashan, Sangduo he zhu ; Yang Yanqu yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Augier, Emile ; Sandeau, Jules. *Le gendre de Monsieur Poirier : comédie en quatre actes*. (Paris : [s.n.], 1854).
巴瓦列先生底女婿 [KVK,Eur]

Balzac, Honoré de (Tours 1799-1850 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1842 Balzac, Honoré de. *La Chine et les chinois* [ID D21069].
C'est un récit de voyage imaginaire qui conduit de Hong Kong à Macao et Guangzhou (Guangdong). Pour donner à son récit un aspect de vérité, Balzac se réfugie derrière la signature de Auguste Borget, qui avait parcouru le monde et qui avait rapporté de ses voyages des notes et peintures. Borget a illustré ce texte.
Balzac aligne tous les clichés déjà répandus sur la beauté des femmes, des parfums des fleurs, le raffinement des chinois, ce 'peuple éminemment plaisant, qui se permet tous les jours les opéras-comiques qu'en Europe, les plus grands génies trouvent difficilement et qui coûtent si cher'. Il connaît tout des coutumes chinoises, des femmes chinoises qui marchent sur des moignons de pieds, des légendes, des princes chinois etc.

Balzac zitiert darin aus einem Brief von August Borget :
"Si la comédie, si sévèrement défendue par nos prêtres, est non seulement tolérée par les bonzes, mais encore ils permettent aux théâtres, qui sont ambulants, de s'établir près des temples. Je vis une troupe dressant des bambous sur la grande esplanade, et bâtissant son théâtre, couvert de nattes, en face de la grande fenêtre ronde du temple, tournant dos à la mer. Les bonzes se tenaient constamment dans la cour du sanctuaire principal, jouissant du spectacle, tandis qu'ils fumaient la pipe. La sing-song, c'est le nom qu'on donne à ces fêtes, dura quinze jours, pendant lesquels l'esplanade offrit le spectacle le plus animé...."
"[S]on enfance a été bercée de la Chine et des Chinois par une personne chère qui adorait ce peuple étrange. Aussi, dès l'âge de quinze ans, avais-je lu le Père [Jean-Baptiste] du Halde], l'abbé [Jean-Baptiste] Grozier [Grosier], qui fut le prédécesseur de Charles Nodier à la Bibliothèque de l'Arsenal, et la plus grande partie des relations plus ou moins mensongères écrites sur la Chine ; enfin, je savais tout ce que l'on peut savoir théoriquement de la Chine." Plus loin il écrit : "Malgré tous nos efforts et nos grands missionnaires, les pères [Ferdinand] Verbiest, [Dominique] Parennin et autres, nous ne savons pas encore, grâce à ce caméléonisme, si la Chine est un pays à gouvernement despotique ou à gouvernement constitutionnel, un pays plein de moralité ou un pays de fripons. Aussi, dès que j'appris l'arrivée en Chine d'un garçon sincère, me suis-je écrié : Enfin, nous allons savoir quelque chose !" [BalH1,Wik]

1999 Shen, Dali. *Une Chine à la Balzac* [ID D21413].
Feiern zum 200. Geburtstag von Honoré de Balzac in China.
Balzac n'as pas connu la Chine qui était, pour lui, un pays mystérieux, un pays où l'on n'arrive jamais. C'est pourtant en Chine qu'a eu lieu une manifestation commémorative d'envergure, avec plus de mille cinq cents participants, à l'occasion du bicentenaire de sa naissance... Balzac a rejoint, sans en prendre conscience, les taoïstes et les bouddhistes chinois qui parlaient de 'percer la poussière rouge'.
Pierre Morel a indiqué : "Balzac perçoit une puissance d'infini dans chaque forme de vie. Sa vision de la nature, du monde et de l'existence monte de l'intérieur. C'est, bien sûr, la célèbre démarche inductive du grand naturalist Cuvier. Mais n'est-ce pas aussi une remontée taoïste vers le grand Tout ? Il y a bien chez Balzac un sens aigu de la double dimension de toute chose, de tout événement. Si l'on continue à se référer à la pensée du Tao, il ne faut pas oublier le vide, au centre du jeu des forces opposées. Et l'on trouve dans l'oeuvre de Balzac un silence, un non-dit qu'il faut savoir atteindre, un retrait, un secret à découvrir."
Paul Piaux m'ait conseillé de tenter une mise en scène du Faiseur en Chine. En 1991 j'ai trouvé dans une petite librairie de la rue Bonaparte la version scénique du Faiseur, réalisée par Jean Vilar en 1957 pour le théâtre national populaire de Chaillot. A mon retour à Pékin, j'en ai produit une adaptation radiophonique en collaboration avec Mme Cai Shuwen. Radio-Chine l'a diffusée à maintes reprises, et cette pièce, considérée à tort ou à raison comme la seule jouable de Balzac, a suscité un vif intérêt chez les audieurs chinois.
Dans une Chine influencée par l'Union soviétique, la critique marxiste a toujours vu en Balzac un réaliste critique ayant une conception du monde réactionnaire – et cela pour le mettre au service de la littérature prolétarienne qui dénonçait les tares du capitalisme. A l'occasion du bicentenaire de sa naissance, je crois que l'heure est venue de nous débarrasser de ce genre d'étiquette restrictive qui lui a été accolée depuis trop longtems. Dans mon dernier roman, *Les amoureux du lac*, j'ai abordé ce problème sous la forme d'un dialogue entre eux boursiers chinois. Yi Lu et Lu Ying, à Fontenay-aux-Roses :
"J'ai été visiter les châteaux de la Loire et je reviens tout juste à Paris.
- Vous avez visité le château de Saché ?
- Bien sûr ! La Touraine est un endroit admirable.
- Balzac la compare à une coupe d'émeraude et y situe son Lys dans la vallée.
- Henriette, le lys blanc dans la vallée verte. Quel beau symbol !
- Et dire que, chez nous, on a toujours tenu Balzac pour un réaliste critique !
- C'est un stéréotype. Les critiques chinois n'ont pas tenu suffisamment compte de l'aspect symbolique du roman balzacien..."
Sortis du prétendu réalisme socialiste, nous autres Chinois nous découvrons chez Balzac un idéaliste à la Kant, un littérateur de tempérament romantique, de tendance symbolist. Au fond, Balzac n'accepte pas le monde tel qu'il est. Il croit qu'un plus, un ailleurs, un meilleur sont toujours possibles. Balzac n'était pas un 'bourgeois gentilhomme' comme le prétendaient certains critiques dogmatiques en Chine. La preuve, c'est qu'il n'aimait ni la corruption ni la complaisance dans le vulgaire.
Dans le processus de la redécouverte de Balzac, l'essentiel, pour nous, est de juger un auteur étranger dans sa globalité, et surtout, dans toute sa complexité. C'est cette nouvelle approche qui a marqué, à mon sens, la célébration en Chine du bicentenaire de la naissance de Balzac. Dans sa contribution à cette célébration, M. Yves Gagneux, conservateur en chef de la Maison de Balzac, a dit en particulier : "Cette commémoration ne restera pas comme la conclusion d'un travail considérable, mais comme une étape cruciale dans le développement d'une collaboration toujours plus forte et plus fructueuse. Je conclurai en insistant sur l'importance d'une telle célébration qui, par son retentissement, peut faire découvrir et aimer Balzac à des millions de lecteurs." [BalH72]

Bibliographie : Autor

1842 Balzac, Honoré de. *La Chine et les chinois*. T. 1-4. In : La législature : journal des deux chambres, politique, commercial, industriel, et littéraire ; 14-15. Oct., 17.-18. Oct. (1842).
Littératures d'Extrême-Orient, textes et traduction ; (26 mai 2007) : http://jelct.blogspot.com/2007_05_01_archive.html. [WC]

1914 [Balzac, Honoré de]. *Ai chui lu*. Ba'erzhake yuan zhu ; Lin Shu, Chen Jialin yi shu. In : Xiao shuo yue bao ; vol. 5, no 7-10 (1914). = (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1915). (Shuo bu cong shu ; 2, 43).
Übersetzung von :
Balzac, Honoré de. *Adieu. = Souvenirs soldatesques ; adieu*. In : Emile de Girardin (1830). = Balzac, Honoré de. *Scènes de la vie militaire*. (Paris : Mame et Delaunay, 1832).
Balzac, Honoré de. *Jésus-Christ en Flandre*. In : Balzac, Honoré de. Romans et contes philosophiques. (Paris : C. Gosselin, 1831).
Balzac, Honoré de. *L'auberge rouge*. In : Revue de Paris (1831). = Balzac, Honoré de. Nouveaux contes philosophiques. (Paris : C. Gosselin, 1832).
Balzac, Honoré de. *Réquisitionaire*. In : Balzac, Honoré de. Romans et contes philosophiques. (Paris : C. Gosselin, 1831).
哀吹錄 [SheX2,KVK,Wik,Eur]

1936 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake de duan pian xiao shuo*. Wu Guangjian yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1936). [Übersetzung der Kurzgeschichten von Balzac]. [Text in Chinesisch und Englisch].
巴爾沙克的短篇小說 [WC]

1936 [Balzac, Honoré de]. *Ouzhenni Gelangdai*. Ba'erzhake zhu ; Mu Mutian yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1936). (Ba'erzhake ji ; 1). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes).
歐貞尼 [Eur]

1939 [Balzac, Honoré de]. *Xiang xia yi sheng*. Ba'erzhake zhu ; Li Liewen yi. (Changsha : Shang wu yin shu guan, 1939). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le médecin de campagne*. Vol. 1-2. (Paris : L. Mame-Delaunay, 1833). [2e éd, rev. et corr. Vol. 1-4. (Paris : Werdet, 1836)].
鄉下　醫生 [Eur]

1940 [Balzac, Honoré de]. *Cun jiao shi*. Ba'erzhake zhu ; Sheng Cheng yi. (Kunming : Zhong hua, 1940). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le curé de village*. (Paris : Calmann-Lévy, 1837). (Oeuvres complètes. Scènes de la vie de campagne ; 2).
村教士 [WC]

1942 [Balzac, Honoré de]. *O*. Ba'erzhake zhu ; Zong Zhang yi [et al.]. (Guilin : Wen hui shu dian, 1942). (Shi jie yi shu ming zhu yi cong ; 3). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Balzac].
鵝 [WC]

1946 [Balzac, Honoré de]. *Bi'ailidai*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1946). (Du shen zhe ; 2). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Pierrette*. (Paris : H. Souverain, 1840). (Scène de la vie de province).
畢愛麗黛 [WC]

1946 [Balzac, Honoré de]. *Du'er de jiao shi : du shen zhe san bu zuo zhi yi*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1946). (Du shen zhe ; 1). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le curé de Tours*. (Paris : Mame-Delaunay, 1832). (La comédie humaine. Scènes de la vie de province).
杜爾的教士 : 獨身者三部作之一 [WC]

1946 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Luo tuo shu dian, 1946). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老頭 [Eur]

1946 [Balzac, Honoré de]. *Gelande Ouqinni*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1946). (Ren jian xi ju. Wai sheng sheng huo zhi chang jing). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes).
葛蘭德.歐琴妮 [WC]

1946 [Balzac, Honoré de]. *Ya'erpei Safalong*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Luo tuo shu dian, 1946). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Albert Savarus*. In : Balzac, Honoré de. Une fille d'Eve. Albert Savarus. (Paris : Lévy, 1838). = (Paris : Furne, 1842). (Oeuvres complètes. Scènes de la vie privée ; 1, t. 1).
亞爾培#薩伐龍 [Eur,CCFr]

1947 [Balzac, Honoré de]. *Dan shen han de jia shi*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1947). (Du shen zhe ; 3). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Un ménage de garçon en province*. In : La Presse ; 26 oct-19 nov. (1842). = (Bruxelles : Meline, Cans et Co., 1843).
單身漢的家事 [WC]

1947 [Balzac, Honoré de]. *You gu bai he*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1947). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le lys dans la vallée*. Vol. 1-2. (Paris : Werdet, 1836).
幽谷百合 [WC]

1949 [Balzac, Honoré de]. *Gu wu chen lie shi*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1949). Übersetzung von [Balzac, Honoré de]. *Le cabinet des antiques : scène de la vie de province*. Vol. 1-2. (Paris : H. Souverain, 1839).
古物陳列室 [WC]

1949 [Balzac, Honoré de]. *Liang shi ren : ren xian xi ju (Huan mie san bu zuo zhi yi) Wai sheng sheng huo zhi chang jing*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1949). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Les deux poètes*. In : Balzac, Honoré de. Illusions perdues. T. 1-3. (Paris : Werdet ; Souverain ; Furne, 1836-1843). (La comédie humaine. Scènes de la vie de province).
兩詩人 : 人間喜劇(幻滅三部作之一)外省生活之場景 [Wik,WC]

1949 [Balzac, Honoré de]. *Ouyeni Gelangtai*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : San lian shu dian, 1949). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes).
欧也妮 [Eur]

1950 [Balzac, Honoré de]. *Fude'ang*. Ba'erzhake zhu ; Chen Xuezhao yi. (Shanghai : Wen hua sheng huo chu ban she, 1950). (Yi wen cong shu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. [Vautrin]. In : La comédie humaine.
伏德昂 [WC]

1950 [Balzac, Honoré de]. *Shou ren zhou zu de er zi*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1950). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *L'enfant maudit*. In : Revue des deux Mondes ; janvier 1831. = (Paris : Gosselin, 1831).
受人咒詛的兒子 [WC]

1950 [Balzac, Honoré de]. *Sitangda yan jiu*. Ba'erzhake. Li Jianwu yi. (Shanghai : Ping ming chu ban she, 1950). (Xin yi wen cong kan). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Etudes sur M. Beyle (Frédéric Stendhal)*. In : Revue parisienne (1840). = Balzac, Honoré de. *Etudes sur Stendhal et la Chartreuse de Parme ; suivies de la réponse de Stendhal*.
司汤达研究 [WC]

1951 [Balzac, Honoré de]. *Bei yi*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ping min chu ban she, 1951). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La cousine Bette*. In : *Les parents pauvres*. Vol. 1-12. (Paris : L. Chlendowski, 1847-1848).
贝姨 [Fu20,Eur]

1951 [Balzac, Honoré de]. *Di qu de cai nü*. Chen Xinzhi yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1951). Übersetzung von [Balzac, Honoré de]. *La femme supérieure*. (Bruxelles : Meline, Cans et Co., 1837). = Balzac, Honoré de. *Les employés*. (Paris : G. Barrie et fils, 1844). [Vermutliche Übersetzung].
地區的才女 [WC]

1951 [Balzac, Honoré de]. *Gou li you lao tou zi*. Ba'erzhake zhu ; Mu Mutian yi. (Shanghai : Wen tong shu ju, 1951). (Shi jie wen xue ming zhu; ba er zha ke xuan ji). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
勾利尤老头子 [WC]

1951 [Balzac, Honoré de]. *Kai sa bi luo tu sheng shuai shi*. Ba'erzhake zhu ; Mu Mutian yi. (Shanghai : Wen tong shu ju, 1951). (Shi jie wen xue ming zhu; ba er zha ke xuan ji). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Histoire de la grandeur et de la decadence de Cesar Birotteau*. In : Le figaro (1837). = (Paris : C. Le#vy, 1837). (La comédie humaine. Sce#nes de la vie parisienne).
凯撒比罗图盛衰史 [WC]

1951 [Balzac, Honoré de]. *Ren jian xi ju wai sheng wei ren zai Bali*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1951). (Wai sheng sheng huo zhi chang jing huan mie san bu zuo zhi er). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
人間喜劇 : 外省偉人在巴黎 [WC]

1951 [Balzac, Honoré de]. *San shi sui di nü ren*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1951). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La femme de trente ans*. (Paris : Calmann-Lévy, 1830).
十三人故事 [WC]

1951 [Balzac, Honoré de]. *Wen ren gao di sa*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1951). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *L'illustre Gaudissart*. (Paris : C. Gosselin, 1833).
聞人高笛洒 [WC]

1952 [Balzac, Honoré de]. *Bangsi jiu jiu*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Ping Ming chu ban she, 1952). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le cousin Pons*. In : *Les parents pauvres*. Vol. 1-12. (Paris : L. Chlendowski, 1847-1848).
邦斯舅舅 [Eur]

1953 [Balzac, Honoré de]. *Gangbala*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1953). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Gambara : adieu*. (Bruxelles : Meline, Cans et Co., 1839).
鋼巴拉 [WC]

1953 [Balzac, Honoré de]. *Malana mu nü : zhe xue de yan jiu*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1953). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Les Marana : un drame aubord de la mer*. In : Balzac, Honoré de. Le chef-d'oeuvre inconnu. (Paris : Calmann-Lévy, 1831).
瑪拉娜母女 : 哲學的研究 [WC]

1954 [Balzac, Honoré de]. *Xiabei shang xiao : fu Aonuolina : jin zhi chan*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1954). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le Colonel Chabert.* In : Balzac, Honoré de. Le peau de chagrin : le curé de Tours ; le Colonel Chabert. (Paris : Nelson, 1832). In : *De Salmigondis*. Vol. 1. (Paris : Fournier, 1832). Balzac, Honoré de. *Honorine : la fausse maîtresse*. (Bruxelles : Société belge de libraire ; Jamar, 1843). Balzac, Honoré de. *L'interdiction*. In : La chronique de Paris. (1836). = (Bruxelles : Wahlen, 1836).
夏倍上校 [Int,Eur,KVK]

1954 [Balzac, Honoré de]. *Zhu'andang*. Ba'erzhake zhu ; Gao Mingkai yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1954). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le dernier Chouan : ou, La Bretagne en 1800*. Vol. 1-4. (Paris : U. Canel, 1829). = Balzac, Honoré de. *Les Chouans, ou, La Bretagne en 1799*. 2e éd. entièrement refondue. Vol. 1-2 in 1. (Paris : Ch. Vimont, 1834).
朱安黨 [WC]

1955 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu ; Zong Kan yi. (Taibei : Xin xing shu ju, 1955). (Shi jie wen xue cong shu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老头 [WC]

1955 [Balzac, Honoré de]. *Ya'erpei Safalong*. Ba'erzhake zhu ; Zong Kan yi. (Taibei : Xin xing shu dian, 1955). (Shi jie wen xue cong shu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Une fille d'Eve. Albert Savarus*. (Paris : Lévy, 1838). = (Paris : Furne, 1842). (Oeuvres complètes. Scènes de la vie privée ; 1, t. 1).
亞爾培#薩伐龍 [WC]

1956 [Balzac, Honoré de]. *Yunu'er Miluo'ai*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1956). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Ursule Mirouët.* (Paris : Furne, Hetzel et Dubochet, 1843). (Oeuvres complètes. Scènes de la vie de Province ; 5 ; t. 1).
于絮尔#弥罗埃 [Fu20,CCFr]

1957 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake xie cheng, yuan ming, Xing yun qing ren de gu shi di er ce*. (Xianggang ? : Ma hua tu shu chu ban gong si, 1957). Übersetzung von Balzac, Honoré de. Balzac, Honoré de. *Les cent contes drolatiques*. Colligez ès abbaïes de Tourayne, et mis en lumière par le Sieur de Balzac, pour l'esbattement des pantagruelistes et non autres. Vol. 1-3. (Paris : C. Gosselin, 1832-1837). [Vol. 3. (Paris : E. Werdet, 1837)].
巴尔扎克谐乘, 原名, 幸运情人的故事第二册 [WC]

1958 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake lun wen xuan*. Ba'erzhake zhu ; Li Jianwu yu. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1958). [Übersetzung ausgewählter Werke von Balzac].
巴尔札克論文选 [WC]

1958 [Balzac, Honoré de]. *Bameila Jiluo*. Ba'erzhake zhu ; Li Cangren yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1958). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Paméla Giraud : pièce en cinq actes*. (Paris : Marchant, 1843). (Le magasin théâtral). [Erstaufführung 26. Sept. Théâtre de la Gaîté, Paris].
巴梅拉•纪罗 [WC]

1958 [Balzac, Honoré de]. *Gaolidai zhe*. Ba'erzhake zhu ; Chen Zhanyuan yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1958). (Wen xue xiao cong shu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Gobseck*. In : Balzac, Honoré de. La femme de trente ans. (Paris : Calmann-Lévy, 1830).
高利貸者 [WC]

1958 [Balzac, Honoré de]. *Yunu'er Miluo'ai*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1958). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Ursule Mirouét*. (Paris : Furne, 1843). (Etudes de moeurs ; livr. 2. Oeuvres complètes ; 5. Scènes de la vie de province ; t. 1. La comédie humaine, pt. 1).
于絮尔#弥罗埃 [WC,Fu20]

1959 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake duan pian xiao shuo*. Jiang Huaiqing xuan yi. (Xianggang : Jian wen, 1959). [Übersetzung von Novellen von Balzac].
巴爾扎克短篇小說 [WC]

1959 [Balzac, Honoré de]. *Bi'ailidai*. Ba'erzhake zhu ; Hu Dezhen yi. (Taibei : Zi li chu ban she, 1959). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Pierrette : scène de la vie de province*. (Paris : H. Souverain, 1840).
畢愛麗黛 [KVK,Eur]

1960 [Balzac, Honoré de]. *Ren jian xi ju xuan*. Ba'erzhake zhu, Fu Lei yi. (Xianggang : Shanghai shu ju, 1960). Teilübersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes). Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
人間喜劇選 [WC]

1963 [Balzac, Honoré de]. *Du'er de ben tang shen fu*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1963). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le curé de Tours*. (Paris : Mame-Delaunay, 1832). (La comédie humaine. Scènes de la vie de province).
都尔的本堂神甫 [Eur,KVK]

1968 [Balzac, Honoré de]. *Gelande Ouqinni*. Ba'erzhake zhu ; Ge Lun yi. (Taibei : Zheng wen chu ban she, 1968). (Gao shui zhun de du wu ; 60). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes).
葛蘭德#歐琴妮 [WC]

1971 [Balzac, Honoré de]. *Shi jie zhu ming zuo jia xiao shuo*. Ba'erzhake zhu ; Li Caifei bian xuan. (Xianggang : Shanghai sui ju, 1971). [Übersetzung ausgewählter Romane von Balzac]. [WC]

1972 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu ; Zhuo Ru yi. (Taibei : Zheng wen shu ju, 1972). (Gao shui zhun de du wu ; 88). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老头 [WC]

1978 [Balzac, Honoré de]. *Huan mie*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1978). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Illusions perdues*. (Paris : Werdet, 1837).
幻灭 [CCFr,Eur]

1978 [Balzac, Honoré de]. *Saicha Piluoduo sheng shuai ji*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1978). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Histoire de la grandeur et de la decadence de César Birotteau, parfumeur, chevalier de la légion d'honneur, adjoint au maire du IIe arrondissement de la ville de Paris : nouvelle scène de la vie parisienne*. Vol. 1-2. (Paris : Boulé, 1938).
赛查#皮罗多 盛衰记 [CCFr,Eur]

1978 [Balzac, Honoré de]. *Xin tian fang ye tan : ou xi duan pian shen qi gu shi*. Ba'erzhake zhu ; Li Yipei yi. (Taibei : Xing dao chu ban she, 1978). [Übersetzung der Kurzgeschichten von Balzac].
新天方夜譚: 歐西短篇神奇故事 [WC]

1979 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake zhong duan pian xiao shuo xuan*. Ba'erzhake zhu ; Zheng Yonghui yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1979). [Übersetzung ausgewählter Novellen von Balzac].
巴尔扎克中短篇小说选 [WC]

1979 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1979). (Shi jie wen xue quan ji ; 33). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老头 [WC]

1979 [Balzac, Honoré de]. *Jiao shui nü ren*. Baerzake zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1979). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La rabouilleuse*. = [1. Aufl. erschienen unter] *Les deux frères*. Vol. 1-2. (Paris : Hippolyte Souverain, 1842).
搅水女人 [Eur]

1979 [Balzac, Honoré de]. *Nong min*. Ba'erzhake zhu ; Chan Zhanyuan yi. (Shang hai : Shang hai yi wen chu ban she, 1979). (Wai guo wen xue ming zhu cong shu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Les paysans*. (Paris : L. de Potter, 1855). (Scènes de la vie de campagne).
农民 [WC]

1979 [Balzac, Honoré de]. *Ren sheng de kai duan : Kadiyang wang fei di mi mi*. Ba’erzhake zhu ; Liang Jun yi. (Bejing : Ren min wen xue chu ban she, 1979). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Une princesse parisienne*. = *Les Secrets de la princesse de Cadignan*. In : La Presse (1839). = (Paris : Furne, 1839). (La comédie humaine. Scènes de la vie parisienne).
人生的开端 : 卡迪央王妃的秘密 [WC]

1979 [Balzac, Honoré de]. *Shu'ang dang ren*. Balzac zhu ; Zheng Yonghui yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1979). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le dernier Chouan : ou, La Bretagne en 1800*. Vol. 1-4. (Paris : U. Canel, 1829). = Balzac, Honoré de. *Les Chouans, ou, La Bretagne en 1799*. 2e éd. entièrement refondue. Vol. 1-2 in 1. (Paris : Ch. Vimont, 1834).
舒昂党人 [WC]

1979 [Balzac, Honoré de]. *Su zhen wu hui*. Ba'erzake zhu, Zheng Yonghui yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1994). (Faguo hun lian xiao shuo shi zhong). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le bal de Sceaux*. (Paris : Mame-Delaunay, 1830). (Scènes de la vie privée). Balzac, Honoré de. *La maison du chat-qui-pelote*. (Paris : Mame-Delaunay, 1829). (La comédie humaine. Scènes de la vie privée).
苏镇舞会 [WC]

1980 [Balzac, Honoré de]. *Nü yao mei ren an*. Ba'erzhake zhu ; Fang Ping yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1980). (Yi wen cong kan ; 10). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Honoré de Balzac].
女妖媚人案 [WC]

1982 [Balzac, Honoré de]. *Lü pi ji*. Ba'erzhake zhu ; Liang Jun yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1982). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La peau de chagrin*. (Paris : C. Gosselin, 1831). [4e éd. rev. et corr. (1833)].
驴皮记 [KVK]

1983 [Balzac, Honoré de]. *Bei yi qi di nü ren : Ba'erzhake ai qing xiao shuo ji*. Zheng Yonghui yi. (Guangzhou : Guangdong sheng xin hua shu dian fa xing, 1983). (Shi jie wen xue ming zhu xin yi cong shu). [Übersetzung der Kurzgeschichten von Balzac].
被遗弃的女人: 巴尔扎克爱情小说集 [WC]

1983 [Balzac, Honoré de]. *Gong wu yuan*. Ba'erzhake zhu ; Zi Zhongyun yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1983). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La femme supérieure*. (Paris : Werdet, 1838). = Balzac, Honoré de. Les employés. (Paris : G. Barrie et fils, 1844).
公务员 [WC]

1983 [Balzac, Honoré de]. *Ren sheng de kai duan*. Ba'erzhake zhu ; Xu Yuanchong yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1983). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Danger des mystifications*. In : La législature (1842). = Un début dans la vie. (Paris : Mame-Delaunay, 1842). (Scènes de la vie privée. La comédie humaine).
人生的开始 [WC]

1983 [Balzac, Honoré de]. *Shi san ren gu shi*. Ba'erzhake zhu ; Yuan Shuren yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1983). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Histoire des treize*. (Paris : Madame Charles-Béchet, 1834). (Scènes de la vie parisienne ; t. 3-4).
十三人故事 [WC]

1983 [Balzac, Honoré de]. *Yi zhuang shen mi an jian*. Zheng Yonghui yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1983). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849). Vol. 7.
一樁神秘案件 [WC]

1984 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di yi juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu. Vol. 1. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1984). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第一卷, 人间喜剧 [WC]

1984 [Balzac, Honoré de]. *Liang ge xin niang di hui yi : si ren sheng huo chang jing zhi yi*. Ba'erzhake zhu ; Luo Xinzhang deng yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1984). (Shi jie gu dian wen xue ming zhu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Mémoires de deux jeunes mariées*. (Paris : Furne ; H. Souverain ; Bruxelles : A. Jamar ; Méline, Cans & Cie ; Société belge de librairie, 1842). (Paris : Hippolyte Souverain, 1842). (E#tudes de moeurs ; Livr. 1 ; Oeuvres comple#tes ; 2 ; Sce#nes de la vie prive#e ; t. 2 ; La come#die humaine ; Pt. 1).
两个新娘的回忆 : 私人生活场景之一 [WC]

1985 [Balzac, Honoré de]. *Jiao ji hua sheng shuai ji*. Ba'erzhake zhu ; Xu Hejin, Qian Jinqing, Zhu Yi yi. (Fuzhou : Hai xia wen yi chu ban she, 1985). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Splendeurs et misères des courtisanes : Esther*. Vol. 1-3. (Paris : L. de Potter, 1844).
交际花盛衰记 [WC]

1985 [Balzac, Honoré de]. *Shuang chong jia ting : "si ren sheng huo chang jing" zhi san*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei deng yi. (Changsha : Hunan wen yi chu ban she, 1991). (Shi jie wen xue ming zhu). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Honoré de Balzac]. [Eur]

1986 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake lun wen xuan*. Ba'erzhake zhu ; Wang Qiurong bian ; Cheng Daixi deng yi. (Beijing : Zhongguo she hui ke xue chu ban she, 1986). [Übersetzung ausgewählter Werke von Balzac].
巴尔扎克论文学 [WC]

1986 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di liu juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. Vol. 6. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第六卷, 人间喜剧 [WC]

1986 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di qi juan, ren jian xi ju, feng su yan jiu wai sheng sheng huo chang jing*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. Vol. 7. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集第七卷 人间喜剧 风俗研究•外省生活场景 [BU]

1986 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di san juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Ding Shizhong yi. Vol. 3. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第三卷, 人间喜剧 [WC]

1986 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di si juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Zhang Yuhe, Shen Zhiming yi. Vol. 4. (Beijing : Ren min wen xue chu bn she, 1986). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第四卷, 人间喜剧 [WC]

1986 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di wu juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. Vol. 5. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第五卷, 人间喜剧 [WC]

1987 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di ba juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu. Liu Hengyong yi. Vol. 8. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1987). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第八卷, 人间喜剧 [WC]

1987 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di er shi er juan, ren jian xi ju : zhe li yan jiu*. Ba'erzhake zhu ; Wang Wenrong yi. Vol. 22. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1990). Übersetzung von Balzac, Honoré d*e. La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第二十二卷, 人间喜剧:哲理研究 [WC]

1987 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di jiu juan, feng su yan jiu*. Ba'erzhake zhu. Vol. 9. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1987). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第九卷, 风俗研究 [WC]

1987 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu. Vol. 10. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1987). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第十卷, 人间喜剧 [WC]

1987 [Balzac, Honoré de]. *Fu nü yan jiu*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1987). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Etude de femme*. In : La mode (1830). = Balzac, Honoré de. *Romans et contes philosophiques*. (Paris : Gosselin, 1831).
妇女研究 [Fu20,WC]

1988 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi er juan, ren jian xi ju : feng su yan jiu Bali sheng huo chang jing*. Ba'erzhake zhu ; Yuan Shuren yi. Vol. 12. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1988). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第十二卷, 人间喜剧:风俗研究.巴黎生活场景 [WC]

1988 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi san juan, ren jian xi ju : feng su yan jiu Bali sheng huo chang jing*. Ba'erzhake zhu ; Lin Shu yi. Vol. 13. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1988). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第十三卷, 人间喜剧:风俗研究.巴黎生活场景 [WC]

1988 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi yi juan, ren jian xi ju, feng su yan jiu ba li sheng huo chang jing*. Ba'erzhake zhu. Vol. 11. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1988). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集第十一卷 人间喜剧 风俗研究•巴黎生活场景 [BU]

1988 [Sophokles ; Balzac, Honoré de]. *Yidipasi Wang* ; *Ouyeni Gelangtai* ; *Gaolaotou*. [Ji si shi jie min zhu bian ji zu]. (Taibei : Qi si, 1988). (Shi jie wen xue ming zhu. ; 3). Übersetzung von Sophokles. *König Ödipus*. Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes). Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
伊迪帕斯王 / 歐貞尼 / 高老头 [WC]

1989 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di er shi juan, ren jian xi ju, zhe li yan jiu*. Ba'erzhake zhu ; Liang Jun yi. Vol. 20. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1989). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849). 巴尔扎克全集 第二十卷 人间喜剧 哲理研究 [BU]

1989 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi ba juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Zi Zhongjun yi. Vol. 18. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1989). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第十八卷, 人间喜 [WC]

1989 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi liu juan, ren jian xi ju, feng su yan jiu zheng zhi sheng huo chang jing*. Ba'erzhake zhu ; Lu Binghui yi. Vol. 16. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1989). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集第十六卷 人间喜剧 风俗研究•政治生活场景 [BU]

1989 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi qi juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Luo Peng yi. Vol. 17. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1989). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第十七卷, 人间喜剧 [WC]

1989 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi si juan, ren jian xi ju, feng su yan jiu ba li sheng huo chang jing*. Ba'erzhake zhu ; Fu Lei yi. Vol. 14. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1989). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集第十四卷 人间喜剧 风俗研究•巴黎生活场景 [BU]

1989 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi wu juan, ren jian xi ju : feng su yan jiu Bali sheng huo chang jing*. Ba'erzhake zhu ; He Youqi yi. Vol. 15. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1989). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第十五卷, 人间喜剧:风俗研究.巴黎生活场 [WC]

1990 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di er shi san juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Zhang Guanyao. Vol. 23. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1990). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第二十三卷, 人间喜剧 [WC]

1990 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di er shi yi juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Yuan Shuren yi. Vol. 21. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1990). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第二十一卷, 人间喜剧 [WC]

1990 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di shi jiu juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Wang Wenrong, Li Yumin yi. Vol. 19. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1990). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 第十九卷, 人间喜剧 [WC]

1991 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake qing shu xuan*. Ba'erzhake zhu ; Guan Xiaoming yi. (Guilin : Lijiang chu ban she, 1991). (Xi niu cong shu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Lettres à Madame Hanska*. Textes réunis, classés et ann. par Roger Pierrot. Vol. 1-4. (Paris : Ed. Du Delta, 1967-1971).
巴尔扎克情书选 [WC]

1991 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : er shi si juan, ren jian xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Luo Peng yi. Vol. 24. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1991). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La comédie humaine*. Vol. 1-18. (Paris : Furne, 1842-1849).
巴尔扎克全集. 二十四卷, 人间喜剧 [WC]

1991 [Balzac, Honoré de]. *Shuang chong jia ting*. Ba'erzhake zhu ; Lü Yongzhen deng yi. (Changsha : Hunan wen yi chu ban she, 1991). (Shi jie wen xue ming zhu). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Honoré de Balzac].
双重家庭 [Eur]

1992 [Balzac, Honoré de]. *San shi sui di nü ren*. Ba'erzhake zhu ; Gai Jiachang, Huang Rongmei yi. (Taibei : Lin yu wen hua shi ye you xian gong si, 1992). (Xin yi, shi jie wen xue ming zhu ; 13). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La femme de trente ans*. (Paris : Calmann-Lévy, 1830).
三十歲的女人 [WC]

1993 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di er shi wu juan, dou lan qu hua*. Ba'erzhake zhu ; Ai Min yi. Vol. 25. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1993). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Les cent contes drolatiques*. Colligez ès abbaïes de Tourayne, et mis en lumière par le Sieur de Balzac, pour l'esbattement des pantagruelistes et non autres. Vol. 1-3. (Paris : C. Gosselin, 1832-1837). [Vol. 3. (Paris : E. Werdet, 1837)]. (Oeuvres complètes).
巴尔扎克全集. 第二十五卷, 都兰趣话 [WC]

1993 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake zhen yan lu*. Baerzhake zhu ; Tian Wei yi. (Beijing : Xue yuan chu ban she, 1993). (Wei ren zhen yan lu cong shu). [Übersetzung von Sprichwörtern von Balzac].
巴尔扎克箴言录 [WC]

1993 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu ; Han Hulin yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1993). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老头 [WC]

1993 [Balzac, Honoré de]. *Yan hua nü rong ru ji*. Ba'erzhake zhu ; Yuan Shuren yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1993). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Splendeurs et misères des courtisanes : Esther*. Vol. 1-3. (Paris : L. de Potter, 1844).
烟花女荣辱记 [WC]

1994 [Balzac, Honoré de]. *Ouyeni Gelangtai*. Ba'erzhake zhu ; Li Hengji yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1994). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes).
欧也妮。葛朗台 [WC]

1995 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake duan pian xiao shuo*. Ba'erzhake zhu ; Zheng Kelu yi. (Taibei : Gu xiang chu ban gong si, 1995). (Shi jie duan pian xiao shuo jie zuo xuan ; 7). [Übersetzung von Novellen von Balzac].
巴尔札克短篇小说选 [WC]

1995 [Balzac, Honoré de]. *Jiao shui nü ren*. Ba'erzake zhu ; Peng Zimin yi. (Xining : Qinghai ren min chu ban she, 1995). (Shi jie wen xue ming zhu = Famous works of world literature). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La rabouilleuse*. = [1. Aufl. erschienen unter] Les deux frères. Vol. 1-2.
攪水女人 [WC]

1996 [Balzac, Honoré de]. *Jiao ji hua sheng shuai ji*. Ba'erzhake ; Ni Weizhong yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1996). (Yilin shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Splendeurs et misères des courtisanes : Esther*. Vol. 1-3. (Paris : L. de Potter, 1844).
交际花盛衰记 [WC]

1996 [Balzac, Honoré de]. *Lü pi ji*. Ba'erzhake zhu ; Zheng Yonghui yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1996). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La peau de chagrin*. (Paris : C. Gosselin, 1831). [4e éd. rev. et corr. (1833)].
驴皮记 [Eur]

1997 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake xing shi xiao shuo*. Ai Min yi. (Shanghai : Shanghai wen yi chu ban she, 1997). [Übersetzung ausgewählter Romane von Balzac].
巴尔扎克醒世小说 [WC]

1997 [Balzac, Honoré de]. *Xiang cun yi sheng*. Ba'erzhake zhu ; Luo Guolin yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1997). (Qing nian shi jie wen xue ming zhu cong shu. Faguo wen xue zhuan ji). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le médecin de campagne*. Vol. 1-2. (Paris : L. Mame-Delaunay, 1833). [2e éd, rév. et corr. Vol. 1-4. (Paris : Werdet, 1836)].
乡村医生 [WC]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake jing xuan ji*. Jin Zhiping bian xuan. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1998). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi). [Übersetzung ausgewählter Werke von Balzac].
巴爾扎克精選集 [WC]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di er shi liu juan, xi ju*. Ba'erzhake zhu ; Zhang Guanyao, Li Yumin yi. Vol. 26. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1998). [Übersetzung von sämtlichen Dramen von Balzac].
巴尔扎克全集第二十六卷 戏剧 [BU]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Ba'erzhake quan ji : di er shi qi juan – di san shi juan, za zhu*. Ba'erzhake zhu ; Yuan Shuren yi. Vol. 27-30. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1998). [Übersetzung von Literaturkritik, Essays, Reportagen von Honoré de Balzac].
巴尔扎克全集第二十七卷-第三十卷 杂著 [BU]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Bangsi jiu jiu*. Ba'erzhake zhu ; Xu Jun yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1998). (Yilin shi jie wen xue ming zhu; gu dian xi lie). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le cousin Pons*. In : Les parents pauvres. Vol. 1-12. (Paris : L. Chlendowski, 1847-1848).
邦斯舅舅 [WC]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Bangsi jiu jiu*. Ba'erzhake zhu ; Yang Shanfeng yi. (Huhehuohaote : Nei Meng gu ren min chu ban she, 1998). (Shi jie ming zhu ta xi ; 6). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Le cousin Pons*. In : Les parents pauvres. Vol. 1-12. (Paris : L. Chlendowski, 1847-1848).
邦斯舅舅 [WC]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Bei yi*. Ba'erzhake zhu ; Fei Ruming suo xie. (Taibei : Ye qiang chu ban she, 1998). (Shi jie wen xue ming zhu jing hua ben ; 30). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La cousine Bette*. In : Les parents pauvres. Vol. 1-12. (Paris : L. Chlendowski, 1847-1848).
貝姨 [WC]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu ; Yue Hong gai xie. (Hefei : Anhui shao nian er tong chu ban she, 1998). (Wai guo wen xue ming zhu shao nian du ben. Qian niu hua juan. Xiao mi feng shu wu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老头 [WC]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Liang ge xin jia niang*. Ba'erzhake zhu ; Liu Yiyu yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1998). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Mémoires de deux jeunes mariées*. (Paris : Furne ; H. Souverain ; Bruxelles : A. Jamar ; Méline, Cans & Cie ; Société belge de librairie, 1842). (Paris : Hippolyte Souverain, 1842). (E#tudes de moeurs ; Livr. 1 ; Oeuvres comple#tes ; 2 ; Sce#nes de la vie prive#e ; t. 2 ; La come#die humaine ; Pt. 1).
兩個新嫁娘 [WC]

1998 [Balzac, Honoré de]. *Motaisi Mining : si ren shen huo chang jing zhi er*. Ba'erzhake zhu ; Li Qing'an, Kailin yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1998). (Shi jie gu dian wen xue ming zhu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Modeste Mignon*. (Paris : Calmann-Lévy, 1844). (Oeuvres complètes. Scènes de la vie privée).
莫苔丝#弥宁. 私人生活场景之二 [WC]

1999 [Balzac, Honoré de]. *Bei yi*. Ba'erzhake zhu ; Xu Jun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue ming zhu pu ji ben). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *La cousine Bette*. In : Les parents pauvres. Vol. 1-12. (Paris : L. Chlendowski, 1847-1848).
貝姨 [WC]

1999 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou* ; *Ouyeni Gelangtai*. Ba'erzhake zhu ; Chen Zhi, Cheng Hua yi. (Beijing : Da zhong wen yi chu ban she, 1999). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes).
高老头 ; 欧也妮#葛朗台 [WC]

1999 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu ; Lin Shuying yi. (Xianggang : Jing pin chu ban you xian gong si, 1999). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老头 [WC]

2000 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu ; Liu Jianying yi. (Beijing : Zhongguo dui wai fan yi chu ban gong si, 2000). (Shi jie jing dian ming zhu jie lu cong shu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老头 [WC]

2000 [Balzac, Honoré de]. *Gaolaotou*. Ba'erzhake zhu ; Tao Fanzhen yi. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1991). (Shi jie wen xue tu shu guan ; 26). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Père Goriot, histoire parisienne*. (Paris : Librairie de Werdet, 1835).
高老头 [WC]

2000 [Balzac, Honoré de]. *Ouyeni Gelangtai*. Ba'erzhake zhu ; Wang Yijuan gai xie ; Chen Lin cha tu. (Hefei : Anhui shao nian er tong chu ban she, 2000). (Wai guo wen xue ming zhu shao nian du ben. Tai yang hua juan. Xiao mi feng shu wu). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes).
欧也妮。葛朗台 [WC]

2000 [Balzac, Honoré de]. *Ouyeni Gelangtai*. Ba'erzhake zhu ; Zhang Guanyao yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 2000). (Ming zhu ming yi). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Eugénie Grandet*. (Paris : Calmann-Lévy, 1833). (Oeuvres complètes).
欧也妮.葛朗台 [WC]

2000 [Barthes, Roland]. *S/Z*. Luolan Bate zhu ; Tu Youxiang yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2000). (Dong fang shu lin ju le bu wen ku). Übersetzung von Barthes, Roland. *S/Z*. (Paris : Ed. du Seuil, 1970). [Enthält : Balzac, Honoré de. *Sarrasine*].
屠友祥 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1932-1936 *Wen xue lun wen suo yin*. Chen Biru, Zhang Chenqing, Li Weixu bian ji. (Beijing : Zhonghua tu shu guan xie hui, 1932-1936). Vol. 1-3 (Zhonghua tu shu guan xie hui cong shu ; 5). (Eur). [Bibliographie. Darin enthalten sind 36 Aufsätze über Johann Wolfgang von Goethe, 16 über Henrik Ibsen, 16 über Tagore Rabindrananth, 11 über Hans Christian Andersen, 8 über Honoré de Balzac, 7 über Leo Tolstoy, 3 über William Shakespeare und 1 über Dante Alighieri].
文學　論文　索引 [YanW1]

1951 [Zweig, Stefan]. *Ba'erzhake zhuan*. Sitifen Ciweige zhu ; Wu Xiaoru, Gao Minkai yi. (Shanghai : Hai yan shu dian, 1951). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Balzac : Roman seines Lebens*. Hrsg. von Richard Friedenthal. (Stockholm : Bermann-Fischer, 1946).
巴爾扎克傳 [KVK,Eur]

1956 Feng, Yuning ; Rong, *Ying. Zi xue cheng gong de wen xue jia*. (Xianggang : Jiulong zi xue chu ban she, 1956). [Abhandlung über Maxim Gorky, A. Nikolai Ostrovsky, Jack London, Honoré de Balzac, William Shakespeare].
自學成功的文學家 [WC]

1957 *Ba'erzhake zuo pin ji you guan lun zhu mu lu*. Beijing tu shu guan can kao zu. (Beijing : Beijing tu shu guan can kao zu, 1957). [Abhandlung über die Werke von Balzac].
巴尔扎克作品及有关论著目录 [WC]

1957 [Puzikov, Aleksandr Ivanovic]. *Ba'erzhake*. Pujikefu zhu ; Ma Ke yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1957). Übersetzung von Puzikov, Aleksandr Ivanovic. *Onore Bal'zak : kritiko-biograficeskij ocerk*. (Moskva : Goslitizdat, 1950). [Abhandlung über Honoré de Balzac].
巴尔扎克 [WC]

1962 [Lileeva, Irina Aleksandrovna]. *Ba'erzhake nian pu : sheng ping yu chuang zuo*. Lilieyewa zhu ; Wang Liangzhi yi ; Sheng Chenghua jiao. (Beijing : Zuo jia chu ban she, 1962). Übersetzung von Lileeva, Irina Aleksandrovna. [*Chronique de la vie de de l'oeuvre de Balzac*]. In : Balzac, Honoré de. Sobranie sochinenii v 24 tomakh. (Moskva : Pravda, 1960.
巴尔扎克年谱 : 生平与创作 [WC]

1964 Lin, Zhiping. *Ba'erzhake : Sheng ping ji qi dai*. (Taibei : Wu zhou chu ban she, 1964). [Abhandlung über Balzacs Leben und Werk].
巴爾扎克 : 生平及其代表作 [WC]

1968 [Maurois, André]. *Ba'erzhake di yi shang*. Moluoya zhu ; Li Jilin yi. (Taibei : Zheng wen chu ban she, 1968). (Du zhe wen ku ; 37). Übersetzung von Maurois, André. *Prométhée ; ou, La vie de Balzac*. (Paris : Hachette, 1965).
巴爾札克的一生 [WC]

1975 *Ba'erzhake*. [Honoré de Balzac]. (Xianggang : Shanghai shu ju, 1975). (Zuo jia yu zuo pin cong shu).
巴爾扎克
[Enthält] :
Ba'erzhake di sheng ping. [Das Leben von Balzac]. 巴爾扎克的生平
Ba'erzhake di zuo pin. [Die Werke von Balzac]. 克巴爾扎克的作品
[Gautier, Théophile]. *Hui yi di Ba'erzhake*. Gediye. = Übersetzung von Gautier, Théophile. *Honoré de Balzac : sa vie & ses oeuvres*. (Bruxelles : Libraire internationale ; Melin, Cans & Co., 1958.
回憶巴爾扎克 / 戈蒂耶
Gaolidai zhe (xiao shuo). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Gobseck*. In : Balzac, Honoré de. La femme de trente ans. (Paris : Calmann-Lévy, 1830). 高利貸者(小說)
Ba'erzhake di zuo pin. [Die Werke von Balzac]. 克巴爾扎克的作品
Bu ke zhi di jie zuo (xiao shuo). [Unbekannte Meisterwerke]. 不可知的傑作(小說)
Zhe liu yuan (xiao shuo). Übersetzung von Balzac, Honoré de. La grenadière. In : La revue de Paris (1832). 柘榴園(小說) [WC]

1980 Su, Chengquan. *Ba'erzhake yan jiu*. (Xi’an : Shanxi shi fan ta xue xue bao bian ji shi, 1980). [Abhandlung über Honoré de Balzac].
巴尔扎克研究 [WC]

1981 Bei, Zhiquan. *Ba'erzhake yan jiu zi liao mu lu*. (Nanjing : Jiangsu sheng tu shu guan xue hui, 1981). (Tu shu guan xue xiao cong shu ; 3). [Bibliographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克研究资料目录 [WC]

1981 Huang, Jinkai. *Ba'erzhake he "Ren jian xi ju"*. (Beijing : Beijing chu ban she, 1981). (Wai guo wen xue zhi shi cong shu). [Abhandlung über Honoré de Balzac].
巴尔扎克和《人间喜剧》 [WC]

1982 [Zweig, Stefan]. *Ba'erzhake*. Ciweige zhu ; Liang Shiqiu zhu bian [et al.]. (Taibei : Ming ren chu ban shi ye gu fen you xian gong si, 1982). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Balzac : Roman seines Lebens*. Hrsg. von Richard Friedenthal. (Stockholm : Bermann-Fischer, 1946).
巴爾札克 [Eur]

1983 Li, Qing'an. *Ba'erzhake*. (Beijing : Beijing shi fan da xue chu ban she, 1983). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克 [WC]

1983 [Oblomievskii, Dmitrii]. *Ba'erzhake ping zhuan*. De Aoboluomiyesiji zhu ; Li Zhongyu yi ; Liu Lunzhen jiao. (Beijing : Zhongguo she hui ke xue chu ban she, 1983). (Wai guo wen xue yan jiu zi liao cong kan). Übersetzung von Oblomievskii, D[mitrii]. *Bal'zak : etapy tvorcheskogo pugi*. (Moskva : Gos. Izd-vo khudozh. Lit-ry, 1961). [Abhandlung über Honoré de Balzac].
巴尔扎克评传 [WC]

1985 [Zweig, Stefan]. *Ba'erzhake zhuan*. Li Jinbo, Lu Xiaoyang yi. (Fuzhou : Fujian ren min chu ban she, 1985). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Balzac : Roman seines Lebens*. Hrsg. von Richard Friedenthal. (Stockholm : Bermann-Fischer, 1946). [Din10]

1986 Lei, Bake ; Zhang, Xiujun. *Ba'erzhake de cuo wu*. (Tianjin : Tianjin ren min chu ban she, 1986). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克的错误 [WC]

1988 [Floyd, Juanita Helm]. *Nü xing yu chuang zuo*. Fuluoyide zhu ; He Yong, Wang Hailong yi. (Shanghai : Xue lin chu ban she, 1988). Übersetzung von Floyd, Juanita Helm. *Women in the life of Balzac*. (New York, N.Y. : H. Holt, 1921). Diss. Columbia Univ., 1921.
女性与创作 [WC]

1990 [Zweig, Stefan]. *Ba'erzhake zhuan*. Sitifen Ciweige zhu ; Wu Xiaoru, Cheng Yuzheng yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1990). (Wai guo ming zuo jia zhuan ji cong shu). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Balzac*. In : Zweig, Stefan. *Drei Meister : Balzac, Dickens, Dostojewski*. (Leipzig : Insel-Verlag, 1920). (Die Baumeister der Welt).
巴爾扎克傳 [Eur]

1991 Yang, Changlong. *Ba'erzhake chuang zuo lun : wen tan shang de Napolun*. (Xi'an : Shanxi ren min chu ban she, 1991). [Abhandlung über Honoré de Balzac].
巴尔扎克创作论 : 文坛上的拿破仑 [WC]

1992 Meng, Xianyi. *Ba'erzhake de ren jian xi ju yu*. (Ha'erbin : Heilongjiang jiao yu chu ban she, 1992). [Abhandlung über Honoré de Balzac].
巴尔扎克的《人间喜剧》与美 [WC]

1993 [Maurois, André]. *Ba'erzhake zhuan : Puluomixiusi huo Ba'erzhake di yi sheng*. Moluoya zhu ; Ai Min, Yu Zhiqian yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1993). Übersetzung von Maurois, André. *Prométhée ; ou, La vie de Balzac*. (Paris : Hachette, 1965).
巴尔扎克传 : 普罗米修斯或巴尔扎克的一生 [WC]

1995 Zheng, Kelu ; Wang, Aihua. *Ba'erzhake ming zuo xin shang*. (Beijing : Zhongguo he huo ping chu ban she, 1995). (Ming jia xi ming zhu cong shu). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克名作欣赏 [WC]

1996 Wang, Chunhui. *Ba'erzhake*. (Beijing : Zhong guo guo ji guang bo chu ban she, 1996). (Wai guo li shi ren wu cong shu). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克 [WC]

1996 Zhang, Lihang ; Zhu, Dingpei. *Ba'erzhake*. (Beijing : Zhongguo he ping chu ban she, 1996). (Zhong wai ming ren zhuan ji gu shi cong shu ; 46). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克 [WC]

1996 Zhang, Lingxia. *Ba'erzhake*. (Beijing : Guo ji wen hua chu ban gong si, 1996). (Shi jie li shi ming ren cong shu). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克 [WC]

1997 Gao, Pizhong. *Ba'erzhake*. (Huhehuohaote : Yuan fang chu ban she, 1997). (Shi jie zhu ming zuo jia ai qing yu sheng huo cong shu). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克 [WC]

1997 Li, Canzhen. *Ba'erzhake zhuan*. (Shenyang : Shenyang chu ban she, 1997). (Shi jie feng yun ren wu cong shu). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克传 [WC]

1997 Wang, Yanfeng. *Ba'erzhake yan jiu*. (Huhehuohaote : Nei Meng gu ta xue chu ban she, 1997). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克研究 [WC]

1997 Xiong, Yupeng. *Ba'erzhake*. (Shenzhen : Hai tian chu ban she, 1997). (Shi jie ju ren chuan ji cong shu; wen xue jia juan). [Biographie von Honoré de Balzac].
巴尔扎克 [WC]

1998 Li, Kechen ; Zhou Yin. *Li shi shu ji*. (Xi'an : Tai bai wen yi chu ban she, 1998). (Bai nian zuo fang cong shu). [Biographie von Honoré de Balzac].
历史书记 [WC]

1998 [Zweig, Stefan]. *Liu da shi : Ciweige zhuan ji jing hua*. Sidifen Ciweige zhu ; Huang Mingjia yi. Übersetzuing von Zweig, Stefan. *Drei Meister : Balzac, Dickens, Dostojewski*. (Leipzig : Insel-Verlag, 1920). (Die Baumeister der Welt). Zweig, Stefan. *Der Kampf mit dem Dämon : Hölderlin, Kleist, Nietzsche*. (Leipzig : Insel-Verlag, 1925).
六大师 [Eur]

1998 [Zweig, Stefan]. *San da shi : Ba'erzhake, Digengsi, Tuosituoyefusiji*. Sidifen Ciweige zhu ; Jiang Li, Shi Xingguo yi. (Beijing : Xi yuan chu ban she, 1998). Übersetzuing von Zweig, Stefan. *Drei Meister : Balzac, Dickens, Dostojewski*. (Leipzig : Insel-Verlag, 1920). (Die Baumeister der Welt). [Eur]

1999 Guo, Yan ; Li Bailin. *Yu wang yu ji qing*. (Hefei : Anhui wen yi chu ban she, 1999). (Dao yu wen cong). [Biographie von Honoré de Balzac].
欲望与激情 [WC]

1999 Shen, Dali. *Beijing '99 ji nian Ba'erzhake dan chen 200 zhou nian wen ji. = Commemoration en Chine du bicentenaire de la naissance de Balzac* (Pekin, avril 1999). (Beijing : Wai yu jiao xue yu yan jiu chu ban she, 1999).
北京'99纪念巴尔扎克诞辰200周年文集 [WC]

1999 Wang, Lu. *Wei wan cheng de diao xiang : Ba'erzhake zhuan*. (Shijiazhuang : Hebei ren min chu ban she, 1999). (Shi jie shi da wen xue jia). [Biographie von Honoré de Balzac].
未完成的雕像 巴尔扎克传 [WC]

2000 Huang, Jinkai. *Yu ju ren dui hua : ji nian Gede, Ba'erzhake, Puxijin, Haimingwei*. (Beijing : Hua wen chu ban she, 2000). [Biographie von Johann Wolfgang von Goethe, Honoré de Balzac, Aleksandr Sergeevich Pushkin, Ernest Hemingway].
与巨人对话 : 纪念歌德、巴尔扎克、普希金、海明威 [WC]

2000 [Maurois, André]. *Ba'erzhake zhuan*. Andelie Moluoya zhu ; Sun Yaobin yi. (Beijing : Zhong gong zhong yang dang xiao chu ban she, 2000). (Shi jie ming ren ming jia ming zhuan ; 42). Übersetzung von Maurois, André. *Prométhée ; ou, La vie de Balzac*. (Paris : Hachette, 1965).
巴尔扎克传 [WC]

2001 Shen, Dali. *Une Chine à la Balzac*. In : L'année balzacienne ; vol. 1, no 2 (2001). [OAS]

Barthes, Roland (Cherbourg 1915-1980 Paris) : Literaturkritiker, Schrifsteller, Philosoph

Bibliographie : Autor

2000 [Barthes, Roland]. *S/Z*. Luolan Bate zhu ; Tu Youxiang yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2000). (Dong fang shu lin ju le bu wen ku). Übersetzung von Barthes, Roland. *S/Z*. (Paris : Ed. du Seuil, 1970). [Enthält : Balzac, Honoré de. *Sarrasine*].
屠友祥 [WC]

2004 [Wartenberg, Thomas E.]. *Lun yi shu de ben zhi : ming jia jing xuan ji*. Tangmasi Huatengboge bian zhu ; Zhang Shujun, Liu Lanyu, Wu Peien yi zhe. Vol. 1-29. (Taibei : Wu guan yi shu guan li you xian gong si, 2004). Übersetzung von Wartenberg, Thomas E. *The nature of art : an anthology*. (Fort Worth : Harcourt College, 2002).
[Enthält] :
Vol. 1. Yi shu ji mo fang : Bolatu = Art as imitation : Plato.
Vol. 2. Yi shu ji ren zhi : Yalisiduode. = Art as cognition : Aristotle.
Vol. 3. Yi shu ji zai xian zi ran : Aboti. = Art as representing nature : Leon Battista Alberti
Vol. 4. Yi shu ji pin wei de dui xiang : Xiumo. = Art as object of taste : David Hume.
Vol. 5. Yi shu ji ke gou tong de yu yue : Kangde. = Art as Communicable pleasure : Immanuel Kant.
Vol. 6. Yi shu ji qi shi : Shubenhua. = Art as revelation : Arthur Schopenhauer.
Vol. 7. Yi shu ji li xiang de dian xing : Heige’er. = Art as the ideal : G.W.F. Hegel.
Vol. 8. Yi shu ji jiu shu : Nicai. = Art as redemption : Friedrich Nietzsche.
Vol. 9. Yi shu ji qing gan jiao liu : Tuoersitai. = Art as communication of feeling : Leo N. Tolstoy.
Vol. 10. Yi shu ji zheng zhuang : Fuluoyide. = Art as symptom : Sigmund Freud.
Vol. 11. Yi shu ji you yi han de xing shi : Beier. = Art as significant form : Clive Bell.
Vol. 12. Yi shu ji biao da : Kelinwu. = Art as expression : R.G. Collingwood.
Vol. 13. Yi shu ji jing yan : Duwei. = Art as experience : John Dewey.
Vol. 14. Yi shu ji zhen li : Haidege. = Art as truth : Martin Heidegger.
Vol. 15. Yi shu ji qi yun : Banyaming. = Art as auratic : Walter Benjamin.
Vol. 16. Yi shu ji zi you : Aduonuo. = Art as liberatory : Theodor Adorno.
Vol. 17. Yi shu ji wu ding yi : Weizi. = Art as indefinable : Morris Weitz.
Vol. 18. Yi shu ji qi shi : Gudeman. = Art as exemplification : Nelson Goodman.
Vol. 19. Yi shu ji li lun : Dantuo. = Art as theory : Arthur Danto.
Vol. 20. Yi shu ji ji gou : Diqi. = Art as institution : George Dickie.
Vol. 21. Yi shu ji mei xue chan wu : Biersili. = Art as aesthetic production : Monroe C. Beardsley.
Vol. 22. Yi shu ji wen ben : Bate. = Art as text : Roland Barthes.
Vol. 23. Yi shu ji lian wu : Paibo. = Art as fetish : Adrian Piper.
Vol. 24. Yi shu ji jie gou : Dexida. = Art as deconstructable : Jacques Derrida.
Vol. 25. Yi shu ji nü xing zhu yi : Han'en. = Art as feminism : Hilde Hein.
Vol. 26. Yi shu ji mai luo : Jiegede. = Art as contextual : Dele Jegede.
Vol. 27. Yi shu ji hou zhi min : Aipiya. = Art as postcolonial : Kwame Anthony Appiah.
Vol. 28. Yi shu ji xu ni : Daiweisi. = Art as virtual : Douglas Davis.
Vol. 29. Dao lun. = About the authors.
論藝術的本質 : 名家精選集 [WC]

2009 Barthes, Roland. *Carnets du voyage en Chine*. (Paris : C. Bourgois, 2009). [Bericht seiner Reise 1974 mit Marcelin Pleynet]. [WC]

Bibliographie : erwähnt in

2004 Zhang, Guanghe. *Zhu zai Bate, Sangtage, Benyaming de zhao pian li*. (Guilin : Guangxi shi fan da xue chu ban she, 2004). [Abhandlung über Roland Barthes, Susan Sontag, Walter Benjamin].
住在巴特, 桑塔格, 本雅明的照片里 [WC]

Bataille, Henry (Nîmes 1872-1922 Rueil-Malmaison) : Dramatiker, Dichter

Bibliographie : Autor

1934 [Bataille, Henry]. *Hun li jin xing qu*. Badayi zhu ; Wang Liaoyi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). Übersetzung von Bataille, Henry. *La marche nuptiale : pièce en quatre acts*. (Paris : L'Illustration, 1905).
婚禮進行曲 [Eur]

Baudelaire, Charles Paris 1821-1867 Paris) : Dichter, Kunstkritiker

Biographie

1846-1867 Charles Baudelaire : Allgemein
Bloria Bien : Baudelaire never traveled or lived in China. He was never a sinophile and he did not write about China or set his works in a Chinece locale ; nor did he make quaint references to things Chinese. He frequented Théophile Gautier's home, and could not have failed to know of Gautier's interest in China. [BauC2]

1846-1967 Charles Baudelaire : Allgemein
Allgemein
Bloria Bien : Baudelaire never traveled or lived in China. He was never a sinophile and he did not write about China or set his works in a Chinece locale ; nor did he make quaint references to things Chinese. He frequented Théophile Gautier's home, and could not have failed to know of Gautier's interest in China. His own interest was limited, he mentions China only twice in Les fleurs du mal and in Petits poèmes en prose. [BauC2]

1860 Baudelaire, Charles. *Un mangeur d'opium* [ID D22580].
Er schreibt : « L'Asie antique, solennelle, monstreuse et compliquée comme ses temples et ses religions ; où tout, depuis les aspects les plus ordinaires de la vie jusqu'aux souvenirs classiques et grandioses wu'elle comporte, est fait pour confondre et stupéfier l'esprit d'un Européen. Et ce n'était pas seulement la Chine, bizarre et artificielle, prodigieuse et vieillotte comme un conte de fées, qui opprimait son cerveau. Cette image appelait l'image voisine de l'Inde, si mystérieuse et si inquiétante pour un esprit de l'Occident ; et puis la Chine et l'Inde formaient bientôt avec l'Egypte une triade menaçante, un cauchemar complexe, aux multiples angoisses variées. » [BauC4]

1869 Charles Baudelaire. *L'horloge* [ID D22580].
Quelle : Huc, Evariste Régis. L'empire chinois [ID D2142].
« Un jour un missionnaire, se promenant dans la banlieue de Nankin, s'aperçut qu'il avait oublié sa montre, et demanda à un petit garçon quelle heure il était. Le gamin du céleste Empire hésita d'abord ; puis, se ravisant, il répondit : « Je vais vous le dire. » Peu d'instants après, il reparut, tenant dans ses bras un fort gros chat, et le regardant, comme on dit, dans le blanc des yeux il affirma sans hésiter : « Il n'est pas encore tout à fait midi. » Ce qui était vrai. Pour moi, si je me penche vers la belle Féline, la si bien nommée, qui est à la fois l'honneur de son sexe, l'orgueil de mon coeur et le parfum de mon esprit, que ce soit la nuit, que ce soit le jour, dans la pleine lumière ou dans l'ombre opaque, au fond de ses yeux adorables je vois toujours l'heure distinctement, toujours la même, une heure vaste, solennelle, grande comme l'espace, sans division de minutes ni de secondes, – une heure immobile qui n'est pas marquée sur les horloges, et cependant légère comme un soupir, rapide comme un coup d'oeil. Et si quelque importun venait me déranger pendant que mon regard repose sur ce délicieux cadran, si quelque génie malhonnête et intolérant, quelque démon du contre – temps venait me dire : « Que regardes-tu là avec tant de soin ? Que cherches- tu dans les yeux de cet être ? Y vois-tu l'heure, mortel prodigue et fainéant ? » Je répondrais sans hésiter : « Oui, je vois l'heure ; il est l'éternité ! » N'est-ce pas, madame, que voici un madrigal vraiment méritoire, et aussi emphatique que vous-même ? En vérité, j'ai eu tant de plaisir à broder cette prétentieuse galanterie,que je ne vous demanderai rien en échange ». [BauC5]

1869 Baudelaire, Charles. *L'invitation au voyage* [ID D22581].
Il est un pays superbe, un pays de Cocagne, dit-on, que je rêve de visiter avec une vieille amie. Pays singulier, noyé dans les brumes de notre Nord, et qu'on pourrait appeler l'Occident, la Chine de l'Europe, tant la chaude et capricieuse fantaisie s'y est donné carrière, tant elle l'a patiemment et opiniâtrement illustré de ses savantes et délicates végétations. Un vrai pays de Cocagne, où tout est beau, riche, tranquille, honnête ; où le luxe a plaisir à se mirer dans l'ordre ; où la vie est grasse et douce à respirer ; d'où le désordre, la turbulence et l'imprévu sont exclus ; où le bonheur est marié au silence ; où la cuisine elle-même est poétique, grasse et excitante à la fois ; où tout vous ressemble, mon cher ange. Tu connais cette maladie fiévreuse qui s'empare de nous dans les froides misères, cette nostalgie du pays qu'on ignore, cette angoisse de la curiosité ? Il est une contrée qui te ressemble, où tout est beau, riche, tranquille et honnête, où la fantaisie a bâti et décoré une Chine occidentale, où la vie est douce à respirer, où le bonheur est marié au silence. C'est là qu'il faut aller vivre, c'est là qu'il faut aller mourir ! Oui, c'est là qu'il faut aller respirer, rêver et allonger les heures par l'infini des sensations. Un musicien a écrit l'Invitation à la valse ; quel est celui qui composera l'Invitation au voyage, qu'on puisse offrir à la femme aimée, à la sœur d'élection ? Oui, c'est dans cette atmosphère qu'il ferait bon vivre, — là-bas, où les heures plus lentes contiennent plus de pensées, où les horloges sonnent le bonheur avec une plus profonde et plus significative solennité. Sur des panneaux luisants, ou sur des cuirs dorés et d'une richesse sombre, vivent discrètement des peintures béates, calmes et profondes, comme les âmes des artistes qui les créèrent. Les soleils couchants, qui colorent si richement la salle à manger ou le salon, sont tamisés par de belles étoffes ou par ces hautes fenêtres ouvragées que le plomb divise en nombreux compartiments. Les meubles sont vastes, curieux, bizarres, armés de serrures et de secrets comme des âmes raffinées. Les miroirs, les métaux, les étoffes, l'orfèvrerie et la faïence y jouent pour les yeux une symphonie muette et mystérieuse ; et de toutes choses, de tous les coins, des fissures des tiroirs et des plis des étoffes s'échappe un parfum singulier, un revenez-y de Sumatra, qui est comme l'âme de l'appartement. Un vrai pays de Cocagne, te dis-je, où tout est riche, propre et luisant, comme une belle conscience, comme une magnifique batterie de cuisine, comme une splendide orfèvrerie, comme une bijouterie bariolée ! Les trésors du monde y affluent, comme dans la maison d'un homme laborieux et qui a bien mérité du monde entier. Pays singulier, supérieur aux autres, comme l'Art l'est à la Nature, où celle-ci est réformée par le rêve, où elle est corrigée, embellie, refondue. Qu'ils cherchent, qu'ils cherchent encore, qu'ils reculent sans cesse les limites de leur bonheur, ces alchimistes de l'horticulture ! Qu'ils proposent des prix de soixante et de cent mille florins pour qui résoudra leurs ambitieux problèmes ! Moi, j'ai trouvé ma tulipe noire et mon dahlia bleu ! Fleur incomparable, tulipe retrouvée, allégorique dahlia, c'est là, n'est-ce pas, dans ce beau pays si calme et si rêveur, qu'il faudrait aller vivre et fleurir ? Ne serais-tu pas encadrée dans ton analogie, et ne pourrais-tu pas te mirer, pour parler comme les mystiques, dans ta propre correspondance ? Des rêves ! toujours des rêves ! et plus l'âme est ambitieuse et délicate, plus les rêves l'éloignent du possible. Chaque homme porte en lui sa dose d'opium naturel, incessamment sécrétée et renouvelée, et, de la naissance à la mort, combien comptons-nous d'heures remplies par la jouissance positive, par l'action réussie et décidée ? Vivrons-nous jamais, passerons-nous jamais dans ce tableau qu'a peint mon esprit, ce tableau qui te ressemble ? Ces trésors, ces meubles, ce luxe, cet ordre, ces parfums, ces fleurs miraculeuses, c'est toi. C'est encore toi, ces grands fleuves et ces canaux tranquilles. Ces énormes navires qu'ils charrient, tout chargés de richesses, et d'où montent les chants monotones de la manoeuvre, ce sont mes pensées qui dorment ou qui roulent sur ton sein. Tu les conduis doucement vers la mer qui est l'Infini, tout en réfléchissant les profondeurs du ciel dans la limpidité de ta belle âme ; — et quand, fatigués par la houle et gorgés des produits de l'Orient, ils rentrent au port natal, ce sont encore mes pensées enrichies qui reviennent de l'infini vers toi. [BauC5]

1919 Zhou, Zuoren. *Xiao he xu* [ID D22655]. [Erste Erwähnung von Baudelaire in China].
Er schreibt im Vorwort über eines seiner Gedichte : "Someone asked me what the genre of this poem is. Even I myself don't know the anser. It slightly fresembles the poem in prose advocated by Baudelaire in France. But he wrote in prose, and I write in separate lines. The content in general imitates that of the European folk songs. Folks songs should have end-rhymes, but this does not rhyme. It is doubtful wheter it is still a poem that doesn't matter." [BauC20]

1921 Zhou, Zuoren. *San wen xiao shi* [ID D22649].
Er schreibt : "Baudelaire published *Les fleurs du mal* in 1857, opening a new era in the history of modern literature. He uses the refined forms of the Parnassian school to write on the real experience of his disillusioned soul, an experience aptly represents the mood of modern man. He fills his poetry with the dark side of his caracter, the bitterness of his philosophy, and the grief of his despair. His vision is dark and horrible and a large part of his poems is quite unsuitable for the young and the ignorant. But the initiates can gain from his poetry the really uncommon power. He also has a volume of fifty *Petits poèmes en prose*, originally entitled *Le spleen de Paris*, which is of the same kind of exquisite language. The vogue of poem in prose in our time can be regarded as the result of his influence." [BauC20]

Bibliographie : Autor

1860 Baudelaire, Charles. *Un mangeur d'opium*. In : Baudelaire, Charles. Les paradis artificiels, opium et haschisch. (Paris : Poulet-Malassis et de Broise, 1860). Übersetzung von Qincey, Thomas de. *Confessions of an English opium-eater*. In : London magazin ; Sept.-Oct. (1821). [WC]

1869 Charles Baudelaire. *Petits poèmes en prose*. (Paris : Calmann-Le#vy, 1869). (Bibliothèque contemporaine. Oeuvres complètes ; 4). [WC]

1921-1922 Zhou, Zuoren. *San wen xiao shi*. In : Chen bao fu kan ; no 2-3 (Nov. 1921-April 1922). [Darin enthalten sind Übersetzungen von acht Gedichten aus *Le spleen de Paris* von Charles Baudelaire].
散文小詩 [BauC20]

1922 Liu, Yanling. *Faguo shi zhi xiang zheng zhu yi yu zi you shi*. In : Shi ; Vol. 1, no 4 (1922). [Symbolism and free verse in French poetry ; darin enthalten ist die Übersetzung von Baudelaire, Charles. *Correspondances*. Aus : Fleurs du mal].
法國詩之象徵主義與自由詩 [BauC20]

1924 [Baudelaire, Charles]. *Si shi*. Xu Zhimo yi. In : Yu si ; vol. 3 (1924). Übersetzung von Baudelaire, Charles. *Une charogne*. Aus : Les fleurs du mal. [BauC20]

1925 *Xian he ji*. Li Sichun yi. In : Xue heng ; vol. 11 (1925). [Übersetzung französischer Gedichte 14.-19. Jh. ; darin enthalten 10 Gedichte von Baudelaire, Charles. *Les fleurs du mal*. [BauC20]

1933 [Baudelaire, Charles]. *San wen shi*. Boduolai'er zhu ; Xing Pengju yi. (Shanghai : Zhong hua shu ju, 1933). [Übersetzung der Prosa-Lyrik von Baudelaire].
散文詩 [WC]

1936 *Yi qie de feng ding*. Liang Zongdai ji yi. (Shanghai : Shi dai tu shu gong si, 1936). (Xin shi ku ; 1, 2). [Übersetzung von westlicher Lyrik ; enthält Goethe, Dante, Leibniz, Baudelaire].
梁　宗岱　译诗　集 [Eur]

1977 [Baudelaire, Charles]. *E zhi hua*. Botelai'er zhu ; Du Guoqing [Ku Kuo-ch'ing] yi. (Taibei : Chun wen xue chu ban she, 1977). (Chun wen xue cong shu ; 76). Übersetzung von Baudelaire, Charles. *Les fleurs du mal*. (Paris : Poulet-Malassis et De Broise, 1857). = Ed. définitive. (Paris : Calmann-Lévy, 1868).
恶之花 [WC]

1980 [Baudelaire, Charles]. *E zhi hua*. Botelai'er zhu ; Wang Liaoyi yi. (Beijing : Wai guo wen xue chu ban she, 1980). Übersetzung von Baudelaire, Charles. *Les fleurs du mal*. (Paris : Poulet-Malassis et De Broise, 1857). = Ed. définitive. (Paris : Calmann-Lévy, 1868).
恶之花 [WC]

1982 [Baudelaire, Charles]. *Bali de you yu*. Sha'er Bodelai'er zhu ; Ya Ding yi ; Guo Hong'an jiao. (Nanning : Lijiang chu ban she, 1982). (Wai guo wen xue ming zhu). Übersetzung von Baudelaire, Charles. *Le spleen de Paris*. In : Charles Baudelaire. Petits poèmes en prose. (Paris : Calmann-Le#vy, 1869). (Bibliothèque contemporaine. Oeuvres complètes ; 4).
巴黎的忧郁 [WC]

1984 [Baudelaire, Charles ; Rilke, Rainer Maria]. *Tu xiang yu hua duo*. Bodelai'er, Li'erke zhu ; Chen Jingrong yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1984). [Ubersetzung von Gedichten].
图象与花朵 [WC]

1991 [Baudelaire, Charles]. *E zhi hua ; Bali de you yu*. Bodelai'er zhu ; Qian Chunqi yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1991). Übersetzung von Baudelaire, Charles. *Les fleurs du mal*. (Paris : Poulet-Malassis et De Broise, 1857). = Ed. définitive. (Paris : Calmann-Lévy, 1868).
恶之花 ; 巴黎的忧郁 [Eur]

1992 *Zhong wai zhu ming san wen shi xin shang*. Wang Fuming, Pan Wanti ed. (Zhengzhou : Henan ren min chu ban she, 1992). [Enthält chinesische und westliche Gedichte : Charles Baudelaire, Johann Wolfgang von Goethe, Heinrich Heine, Ivan Sergeevich Turgenev, Maksim Gorki, Rainer Maria Rilke].
中外著名散文诗欣赏 [WC]

1992 [Baudelaire, Charles]. *Bodelai'er san wen xuan*. Xia'er Bodelai'er zhu ; Huai Yu yi. (Tianjin : Bai hua wen yi chu ban she, 1992). (Wai guo ming jia san wen cong shu). [Übersetzung von Essays von Baudelaire].
波德萊爾散文選 [WC]

1996 [Baudelaire, Charles]. *Bodelai'er shi quan ji*. Hu Xiaoyue yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 1996). [Übersetzung der gesamten Gedichte von Baudelaire].
波德莱尔诗全集 [WC]

1996 [Baudelaire, Charles]. *Faguo shi jiu shi ji shi xuan*. Bodelai'er deng zhu ; Mo Yu bian yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1996). (Xin chao wen gu ; 222). [Übersetzung von Gedichten von Baudelaire].
法國十九世紀詩選 [WC]

2000 [Baudelaire, Charles]. *Wo xin chi luo*. Bodelai'er zhu ; Yu Xiao yi. (Beijing : Zhong guo guang bo dian shi chu ban she, 2000). (Shi jie wen hua ming ren wen ku jing xuan xi lie). [Übersetzung der Essays von Baudelaire].
我心赤裸 [WC]

2005 [Baudelaire, Charles ; Mallarmé, Stéphane]. *Bodelaier / Malamei*. Bodelaier, Malamei zhu ; Li Kuixian yi. (Taibei : Taibei xian xin dian shi, 2005). (Ou zhou jing dian shi xuen ; 21). [Übersetzung der Gedichte].
波德萊爾/馬拉美 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1919 Zhou, Zuoren. *Xiao he xu*. In : Xin Qing nian ; 6.2 (1919). [Erste Erwähnung von Baudelaire in China].
小河序 [BauC20]

1969 [Nishiwaki, Junzaburô]. *Shi xue*. Xixie Shunsanlang zhu ; Du Guojing yi. (Taibei : Tian yuan chu ban she, 1969). (Tian yuan cong shu). Übersetzung von Nishiwaki, Junzaburô. *Bodoreru to watashi*.
詩學 [WC]

1985 Bien, Gloria. *Baudelaire in China*. In : Comparative literature studies ; vol. 22, no 1, East-West issue (Spring, 1985). [OAS]

1988 [Gautier, Théophile]. *Hui yi Bodelai'er*. Gediye zhu ; Chen Shengsheng yi. (Shenyang : Liaoning ren min, 1988). (Shi jie wen hua ming ren zhuan ji yi cong). Übersetzung von Gautier, Théophile. *Charles Baudelaire*. In : L'univers illustré ; nos 686-692 (1868).
回憶波德萊爾 [WC]

1989 [Benjamin, Walter]. *Fa da zi ben zhu yi shi dai de shu qing shi ren : lun Botelai'er*. Benyaming zhu ; Zhang Xudong, Wei Wensheng yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1989). Übersetzung von Benjamin, Walter. *Charles Baudelaire : ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus : 2 Fragmente*. Hrsg. und mit einem Nachw. versehen von Rolf Tiedemann. (Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 1969).
发达资本主义时代的抒情诗人 : 论波德莱尔 [WC]

1997 Ma, Yiu-man. *Translation and literary politics : Baudelaire in the new literature movement, 1921-1925*. In : Tamkang review ; vol. 28, no 2 (1997). [OAS]

1998 Li, Daoxin. *Bodelai'er shi zen yang du shu xie zuo de*. (Wuhan : Chang jiang wen yi chu ban she, 1998). [Biographie von Charles Baudelaire].
波德莱尔是怎样读书写作的 [WC]

2000 Lai, Wei ; Luo, Shunjiang. *Bodelai'er zui hou de ri zi*. (Shenzhen : Hai tian chu ban she, 2000). (Hai tian yi cong, wai guo ming ren chuan ji yi cong). Übersetzung von Lévy, Bernard-Henri. *Les derniers jours de Charles Baudelaire*. (Paris : Grasset et Fasquelle, 1988).
波德莱尔最后的日子 [WC]

2005 [Benjamin, Walter]. *Fa da zi ben zhu yi shi dai de shu qing shi ren*. Waerte Benyaming zhu ; Wang Caiyong yi. (Nanjing : Jiangsu ren min chu ban she, 2005). (Han yi jing pin). Übersetzung von Benjamin, Walter. *Charles Baudelaire : ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus : 2 Fragmente*. Hrsg. und mit einem Nachw. versehen von Rolf Tiedemann. (Frankfurt a.M. : Suhrkamp, 1969).
发达资本主义时代的抒情诗人 [WC]

Baudrillard, Jean (Reims 1929-2007 Paris) : Philosoph, Soziologe, Medientheoretiker

Bibliographie : erwähnt in

1998 [Horrocks, Chris ; Jevtic, Zoran]. *Buxiya*. Shen Qingsong [Vincent Shen] jiao ding ; Wang Shangwn yi zhe. (Taibei : Li xu wen hua shi ye you xian gong si, 1998). (Si chao yu da shi jing dian man hua. Qi meng xue cong shu). Übersetzung von Horrocks, Christ ; Jevtic, Zoran. *Baudrillard for beginners*. (Cambridge : Icon, 1996). [Jean Baudrillard].
布希亞 [WC]

Bayle, Pierre (Carlat-Bayle, Ariège 1647-1706 Rotterdam) : Philosoph

Biographie

1697 Bayle, Pierre. *Dictionnaire historique et critique* [ID D1772].
Virgile Pinot : Bayle semble avoir été attiré à l'étude de la Chine, moins par l'intérêt que présentait la chronologie chinoise que par le souci qu'il avait aux environs de 1685, soit immédiatement avant, soit aussitôt après la Révocation de l'Édit de Nantes, de combattre l'intolérance de Louis XIV. Or, la Chine vint lui offrir tout à point un exemple de tolérance, puisque selon la lettre du P. Verbiest, l'empereur de Chine se déclarait prêt à accepter les missionnaires dans son empire. Il écrivait dans ses *Nouvelles de la République des Lettres* [ID D20148] : "Je ne sçai pourquoi, les Chrétiens font si peu de réflexions sur l'esprit de tolérance qui règne dans ces Rois païens que nous traitons hautement de barbares et de féroces. Voilà un empereur chinois très persuadé que la Religion des Jésuites est fausse et tout à fait opposée à celle dont lui et tous ses sujets font profession, qui ne laisse pas de souffrir des missionnaires et de les traiter fort humainement". Le ton même de cette observation marque l'étonnement de Bayle, à constater que la tolérance est possible, puisqu'elle existe. Les mois qui suivent lui fournissent des faits qui vont lui permettre d'observer le contraire de la tolérance, à savoir l'intolérance : d'abord et surtout, c'est la Révocation de l'Édit de Nantes, avec les persécutions qu'elle provoque, conversions de force et Dragonnades, ensuite l'envoi de missionnaires jésuites en Chine. Ainsi Louis XIV semble se contredire, puisqu'il réclame de l'empereur de Chine pour ses missionnaires cette tolérance qu'il refuse à ses sujets. Louis XIV en obligeant par la force ses sujets à se convertir, et en introduisant ses missionnaires en Chine, ne fait qu'obéir au même principe qui est de conquérir les âmes. Faut-il donc conseiller à l'empereur de Chine d'accepter le papisme au nom de la tolérance ? Que non pas. Ce serait le meilleur moyen de la détruire. Un souverain tolérant, et précisément parce qu'il l'est, doit examiner les religions qui veulent pénétrer dans ses États, et se montrer intolérant des religions intolérantes, c'est le premier principe et la condition d'existence de la tolérance. Bayle part de ceci que le principe essentiel du papisme est une fausse interprétation du précepte chrétien Contrain-les d'entrer. Si la mission consistait à prouver rationnellement la supériorité de la religion que l'on apporte sur les religions existantes, rien n'empêcherait les Chinois de recevoir les missionnaires chrétiens. Au cours de cette longue argumentation, où Bayle considère la tolérance non comme une résultante de l'indifférence en matière de religion, mais comme une conséquence nécessaire du christianisme, il s'élève parfois à des généralités et il s'efforce de montrer que l'intolérance de l'intolérance, c’est-à-dire la nécessité de chasser les Chrétiens de son empire, est imposée à l'empereur de Chine par un principe de conscience "loi éternelle et antérieure à toutes les religions de droit positif". L'empereur ne doit donc pas hésiter à chasser ces missionnaires, pour éviter à ses peuples la tentation presque insurmontable de commettre le plus grand de tous les crimes", l'apostasie d'une religion qu'ils croient vraie.
Mais, pense Bayle, cette croyance des Siamois ne provoque qu'une vertu mercenaire, puisque la notion pure de l'honnêteté n'en est pas le principe, de même d'ailleurs que la croyance en la Providence, sur laquelle elle a seulement l'avantage de n'être pas une duperie. Il est donc à croire que ce dogme de la rétribution des actes humains a été inventé seulement par les Lettrés siamois, qui, du moment qu'ils niaient la Providence, ont voulu la remplacer par autre chose, par utilité sociale, et pour contenir le peuple. Ils ont donc dû avoir - tout comme en Chine les sectateurs du dieu Fo - une double doctrine, l'une réservée aux philosophes et à leurs adeptes, mais qui reste secrète, l'autre faite pour le peuple, et qui se contente d'exposer quelques principes utiles à la société. Quant à la doctrine métaphysique des Lettrés chinois - Bayle ne dit pas siamois, bien que La Loubère soit toujours sa source - cette doctrine qui met un grand nombre d'âmes dans l'univers, distinctes les unes des autres, dont chacune existe par elle-même et agit par un principe intérieur et essentiel, il la croit plus acceptable que la théorie de l'éternité de la matière, qui doit nécessairement conduire à l'atomisme, car s'il peut y avoir deux êtres coéternels et indé pendans quant à l'existence, il y en peut avoir cent mille millions et à l'infini.
En somme en 1697, avant le moment critique de la Querelle des Cérémonies chinoises, Bayle a peu connu la philosophie des Chinois : il ne connaît que la doctrine des Siamois d'après La Loubère, les hypothèses des disciples de Fo en Chine d'après un extrait de la préface du P. Couplet. Mais ces faits si peu nombreux et si fragmentaires qu'ils soient, l'avertissent qu'en Extrême-Orient il y a des doctrines matérialistes, donc des doctrines athées. Cependant Bayle s'intéressait aux rivalités entre Jésuites et Missionnaires, bien qu'il ne prît pas encore définitivement parti pour les uns ou pour les autres sur le fait des cultes chinois. En 1699, il écrit à Minutoli qu'il a lu le VIe volume de la Morale pratique, qui lui semble "plus curieux que les deux précédents ; car il traite du culte qu'on rend à Confucius à la Chine et des démélez que les Dominicains ont suscitez aux Jésuites, prétendans et soutenans par leurs subtilitez que ce culte n'est point de Religion mais civil, et en quelle manière on y peut participer sans idolâtrie". Cependant en 1701, son opinion semble se modifier, à cause de l'ouvrage de Hyde, où il trouve une confirmation des idées du P. Le Comte. Le Comte qui apportaient un argument si fort en faveur du consentement universel. Or Bayle, bien qu'il connaisse dès lors les principaux écrits des Jésuites, notamment ceux du P. Le Comte et du P. Le Gobien va se séparer de son correspondant et

conclure à l'athéisme des Chinois, pour ruiner l'argument du consentement universel. Bayle qui a déjà signalé dans son Dictionnaire (1e édition, 1697) l'athéisme des Siamois et l'athéisme de la secte des Lettrés de la Chine (2e éd. du Dictionnaire, 1702) veut montrer en 1705 que l'athéisme en Chine n'est pas seulement une doctrine particulière à un petit groupe de philosophes, mais la théorie philosophique dominante. Sans doute parce qu'il ne se sent pas assez sûr de lui, n'ayant pas lu la préface du P. Couplet, qui d'ailleurs eût infirmé sa thèse au lieu de la vérifier, il jette allègrement par-dessus bord la question de l'athéisme ou du spiritualisme des disciples de Confucius : "Je ne vous dirai pas que Confucius qui a laissé d'excellens préceptes de morale était athée. Ceux qui l'affirment trouvent des contredisans ; je passe donc à des faits non contestés". Bayle trouve que la découverte de l'athéisme de ces peuples primitifs n'a qu'une importance secondaire, car ce sont des 'athées négatifs', tandis que l'exemple chinois a une importance capitale, car les Lettrés de la Chine sont des philosophes, qui ont comparé ensemble le système de l'existence de Dieu et le système opposé. Ce sont des 'athées positifs'. La Querelle des Cérémonies chinoises apporte donc à Bayle en 1706 un criterium qui lui permet de conclure à l'athéisme des Chinois.
Bayle n'a fait une étude particulière de la philosophie ou de la religion des Chinois. Il n'a même pas lu le P. Couplet, et il s'est contenté d'un creterium tout extérieur pour conclure à l'athéisme. La Chine pour lui n'a été qu'un exemple, un argument dans le débat sur la valeur du consentement universel. Mais en établissant même de cette manière détournée l'athéisme des Chinois, alors que personne ne doutait d'autre part de leur grande valeur morale, il a montré qu'il n'y avait pas antinomie entre l'athéisme et la morale, d'où il résultait, par une conséquence toute naturelle, que la morale est indépendante de la religion.

Willy Richard Berger : Einer der ersten, der in die theologische Diskussion über die chinesische Kultur eingriff war Bayle. Äusserer Anlass waren Hugenotten-Verfolgung und der Widerruf des Ediktes von Nantes. Die Freiheit, von welcher Louis XIV. wie selbstverständlich voraussetzte, dass sie in China seinen Missionaren gewährt werde, verweigerte er im eingenen Land seinen Untertanen, und jenes 'Compelle intrare', das Wort, das dazu dienen musste, die Verfolgungen, Zwangsbekehrungen und Dragonnaden zur rechtfertigen, denen sich die Hugenotten ausgesetzt sahen, war für Bayle das Losungswort der Intoleranz schlechthin, das Synonym für den inhumanen Absolutheitsanspruch des Katholizismus, dem er die chinesische Duldsamkeit als leuchtendes Gegenbeispiel entgegenhielt. Zum ersten Mal ist China nicht mehr bloss das Land, das zwar über eine staunenswerte materielle und geistige Kultur verfügt, das aber – da leider heidnisch geblieben – bekehrt werden muss ; es ist vielmehr ein Land, das den Europäern als Tugendexempel dienen kann und aus welchem sogar, da die religiöse Toleranz alles, nur nicht die Intoleranz dulden darf, das Christentum eigentlich ausgewiesen werden müsste. Bayles utopische 'Republik der Ideen', in der Wahrheit und Vernunft, Gerechtigkeit und gesunder Menschenverstand, Toleranz und natürliche Moral zu Hause sein sollten, hat gewiss von dem hypostasierten chinesischen Idealreich einiges an bekräftigender Kontur übernommen. Es handelt sich auch beim China der religiösen Toleranz um ein typisch europäisches Gedankenkonstrukt. Man hat die Missionierungsarbeit geduldet, und das 1692 von Kaiser Kangxi verkündete Toleranzedikt stellt einen bemerkenswerten Kontrapunkt zum Edikt von Fontainebleau dar und bestätigt Bayles Argumentation nachdrücklich. Nach dieser durch die aktuelle religionspolitische Situation in Frankreich motivierten Inanspruchnahme des Topos vom 'Chinois philosophe' als einer Waffe im geistigen Kampf spielt der Ferne Osten für viele Jahre in Bayles Schriften keine Rolle mehr. Im Dictionnaire historique et critique geht es wieder um ein ursprünglich theologisches Problem, um die Frage, ob es eine überall auf der Welt gültige Übereinkunft (consentement universel) im Hinblick auf die Existenz eines göttlichen Wesens gebe oder nicht. Wie die Idee der Toleranz, so hat Bayle auch dieses zentrale Thema seines Werks, den Atheismus, mit der Figur des chinesischen Philosophen verbunden.

Song Shun-ching : L'athéisme attribué à Bayle s'explique par son apologie de la tolérance et son exigence de la liberté du pensée. Voltaire et Bayle ne partagent pas la même conception au sujet de la religion. Pour Bayle, Confucius enseigne un athéisme supérieur à la croyance du peuple idolâtrique et superstitieux qui observe les préceptes religieux de bonzes débauchés et corrompus, et Bayle conclut que la civilisation chinoise est supérieure parce que le pays est gouverné par une classe de lettrés athées.

Jacques Pereira : Bayle ne s'est intéressé à la Chine, après 1685, que parce que sur le rapport de Verbiest, Kangxi ouvrait son territoire à l'évangélisation des missionnaires. Cet élément lui semblait constituter un excellent exemple de tolérance religieuse dont il entendait se servir dans sa lutte contre la politique religieuse de Louis XIV. Avant 1700, Bayle est d'ailleurs moins préoccupé des Chinois que des Siamois dont il tire des informations de Tachard et da La Loubère. Sa perspective est plus axée sur la question du rapport entre la croyance en und Providence et la vie morale. C'est par la lecture de l'ouvrage *Historia religionis* de Thomas Hyde [ID D20205] que Bayle est amené à se recentrer sur la querelle chinoise. Il choisit de conclure à l'athéisme des lettrés chinois. En effet, l'exemple d'une société qui ignore l'existence de Dieu et qui, pourtant, a su se donner des préceptes d'une haute moralité était tout trouvé pour venir conforter sa double hypothèse : et que l'athéisme n'est pas incompatible avec la moralité et la sociabilité, et que la foi n'est pas une donnée innée que viendraient contrarier la perversité ou la corruption. Bayle va s'attacher à montrer, dès 1705, que ce ne sont pas quelques Lettrés qui sont athées mais que cette philosophie occupe une position dominante dans l'ensemble de la société chinoise. Pour cela il s'appuie sur *Histoire de l'édit de l'empereur de la Chine* de Le Gobien [ID D1780], qui affirme l'athéisme des Chinois, et qui ne saurait être soupçonné de complaisance pour son ordre puisque la Compagnie avait été condamnée pour avoir nié l'athéisme en Chine. Prudent sur le cas de Confucius, Bayle est plus affirmatif sur celui des néo-confucéen. Bayle qui ne se sera qu'incidemment intéressé à la question chinoise aura cependant, par le rayonnement de son oeuvre, influencé toute une génération intellectuelle sur ce problème sensible. [Berg:S. 59-61,Song:S. 278,Pere:S. 73-75,Pin10:S. 242-248, 250-252]

Bibliographie : Autor

1685 Bayle, Pierre. *Nouvelles de la République des Lettres*. (Amsterdam : H. Desbordes, 1685). [Enthält Aussagen über die China-Mission]. [WC]

1697 Bayle, Pierre. *Dictionnaire historique et critique*. (Rotterdam : Leers, 1697). Darin enthalten ist ein Bericht über China. [KVK]

Bibliographie : erwähnt in

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Bergson, Henri (Paris 1859-1941 Paris) : Französischer Philosoph, englisch-polnischer Herkunft, Professor Collège de France

Biographie

1953 Zhang, Junmai. *Wo zhi zhe xue si xiang, Yuan kan yu Xianggang 'Zai sheng'* [ID D17142].
Zhang schreibt : Soweit ich mich erinnere, ist die Debatte über 'Lebensanschauung' durch meinen Vortrag mit dem Titel Ren sheng guan [Lebensanschauung] angestossen worden. Damals war ich gerade aus Europa zurückgekehrt und vertrat, unter dem Einfluss von Bergson und Eucken, den Gedanken, dass die Menschheit Denken und freien Willen hat…Zwei, drei Jahrhunderte war der europäische Geist geprägt durch eine einseitige Betonung des Wissens und glaubte, der Forschritt des Wissens werde der Menschheit grenzenloses Glück bringen. Nach zwei Weltkriegen haben die Menschen Europas und Amerikas jedoch ein tiefes Bewusstsein davon gewonnen, dass das blosse Vertrauen auf Wissen nicht nur kein Glück schafft, sondern sogar den Weltuntergang herbeiführen kann… Vor über 160 Jahren hat Kant ausser der *Critik der reinen Vernunft* und ihrer Kritik des Wissens auch die *Critik der praktischen Vernunft* geschrieben, in der er die Herkunft von Moral diskutiert. Beide Aspekte haben für Kant gleiches Gewicht und er trifft sich darin mit dem Konfuzianismus, der Menschlichkeit (ren) und Weisheit (zhi) gleichermassen betont, wie auch mit dem Buddhismus und dessen doppelter Kultivierung von Mitleid (bei) und Weisheit. Kant ist der herausragende moderne Vertreter eines solchen Ziels… Am Anfang meiner Beschäftigung mit Philosophie stand das Interesse an Rudolf Eucken und Henri Bergson… In ihren Büchern aber betonen Eucken und Bergson einseitig den sogenannten 'Lebensstrom', der in Antiintellektualismus mündet, und ignorieren die seit ein, zwei Jahrhunderten im System der europäischen Philosophie entwickelte Erkenntnistheorie. Nach der ersten Auseinandersetzung mit diesen Theorien konnte ich mich einer gewissen Unzufriedenheit nicht erwehren. So las ich zugleich Kants Werke vermittelt durch den Neukantianismus. Darin zeigte sich eine noch unterschwellige Tendenz meines Geistes. Eucken und Bergson vertreten eine Philosophie des freien Willens, der Tat und der Veränderung, die mich ansprach. Allerdings kennen sie nur das Veränderliche, nicht aber das Beharrliche, nur den Strom, nicht aber die Tiefe, nur die Tat, nicht aber die Weisheit, die zwischen wahr und falsch zu unterscheiden vermag. Ihre Philosophie ist wie eine Landschaft mit steilen Gipfeln, in der kein breiter und ebener Weg in Sicht ist. Obzwar Eucken ständig vom Geistesleben spricht und der späte Bergson den Ursprung der Moral thematisiert, sieht keiner von beiden Erkenntnis und Morals als stabilisierende Komponenten von Kultur an… Ich schätze die deutsche Philosophie… Selbstverständlich verteidige ich das Denken des chinesischen Konfuzianismus, eben weil es zwischen konfuzianischem Denken und Kantischer Philosophie Gemeinsamkeiten gibt. [Kant3]

Bibliographie : Autor

1923 [Bergson, Henri]. *Xiao zhi yan jiu*. Bogesen zhu ; Zhang Wentian yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1923). (Shang zhi xue hui cong shu). Übersetzung von Bergson, Henri. *Le rire : essai sur la signification du comique*. In : Revue de Paris ; février 1, 15, mars 1 (1990). [Paris : Editions Alcan, 1924].
笑之研究 [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1920 Chen, Daqi ; Guo, Yaogen. *Jin dai si xiang (shang xia ce)*. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1920). (Shang zhi xue hui cong shu). [Abhandlung über Gustave Flaubert, Leonardo da Vinci, Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Nietzsche, Leo Tolstoy, Max Stirner, Fedor Mikahilovich Dostoevsky, Henrik Ibsen, Charles Darwin, Emile Zola, Rudolph Eucken, Henr Bergson, Rabindranath Tagore, Romain Rolland].
近代思想 (上 , 下册) [WC]

1924 Li, Shicen. *Li Shicen lun wen ji*. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1924). [Gesammelte Essays ; enthält Friedrich Nietzsche, Henri Bergson].
李石岑論文集 [Eur]

1924 [Carr, Herbert Wildon]. *Bogesen zhi bian yi zhe xue*. Kaer zhu ; Zhang Wentian yi. (Shanghai : Min zhi shu ju, 1924. Übersetzung von Carr, Herbert Wildon. *The philosophy of change : a study of the fundamental principle of the philosophy of Bergson*. (London : Macmillan, 1914). [Henri Bergson].
伯格森之變易哲學 [Eur]

1992 Feindeisen, Raoul David. *Vier westliche Philosophen in China : Dewey und Russell, Bergson und Nietzsche*. In : Minima sinica ; 1 (1992). [OAS]

1995 Fu, Peirong. *Zi ran de mei li*. (Taibei : Hong jian quan ji jin hui, 1995). (Xi fang xin ling de pin wei. Ren wen cong shu). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Schiller, Henri Bergson, Pierre Teilhard de Chardin]. [WC]

2008 *Shi luo de li xing : Wei yi zhi zhu yi he sheng ming zhe xue*. Yan Yuqiang, Jiang Jinhui zong ce hua ; Wen Pinyuan zhu bian ; Chen Peng fu zhu bian ; Wen Yuan wenzi ; Chen Shuo hui hua jian zhi ; Zhang Lei hui hua zhu bi ; Song Yuanyuan hui hua zhi zuo. (Xiamen : Lu jiang chu ban she, 1999). (Dang dai xi fang zhe xue hua lang). [Abhandlung über Arthur Schopenhauer, Friedrich Nietzsche, Henri Bergson].
失落的理性 : 唯意志主义和生命哲学 [WC]

Bernard, Jean-Jacques (Enghien-les-Bains bei Paris 1888-1972) : Dramatiker, Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1933 [Bernard, Jean-Jacques]. *Du wu*. Bennate zhu ; Li Liewen yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1933). Übersetzung von Bernard, Jean-Jacques. *Le feu qui reprend mal*. In : La petite illustration. Série théâtre ; N.S. nos 33-57 (1921).
獨舞 [Eur]

Bernier, François (Joué 1620-1688 Paris) : Philosoph, Reisender, Arzt

Bibliographie : Autor

1723-1724 Bernier, François. *Voyages de François Bernier contenant la description des Etats du grand mogol. Où il est traité des richesses, des forces de la justice, & des causes principales de la decadence des Etats de l'Asie, & de plusieurs évenemens considerables. Et où l'on voit comment l'or & l'argent, après avoir circulé dans le monde, passent dans l'Hindoustan, d'où ils ne reviennent plus*. Vol. 1-2. Nouv. éd., rev. & corr. (Amsterdam : P. Marret, 1923-1924). = Bernier, François. *Histoire de la derniere revolution des estats du Grand mongol, dediée au Roy*. (Paris : Claude Barbin, 1671). [WC]

Billy, André (Saint-Quentin 1882-1971 Fontainebleau) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1984 [Billy, André]. *Dideluo zhuan*. Andelie Bili zhu ; Zhang Ben yi ; Guan Zhenhu jiao. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1984). (Shi jie ming ren zhuan ji cong shu). Übersetzung von Billy, André. *Vie de Diderot*. (Paris : Flammarion, 1932).
狄德罗传 [WC]

2000 [Billy, André]. *Dideluo zhuan*. Andelie Bili zhu ; Liang Chunsheng yi ; Fuluoyide zhuan ; Zhang Chunxia yi. (Beijing : Zhong gong zhong yang dang xiao chu ban she, 2000). (Shi jie ming ren ming jia ming zhuan ; 7). Übersetzung von Billy, André. *Vie de Diderot*. (Paris : Flammarion, 1932). [Biographie von Denis Diderot und Sigmund Freud].
狄德罗传 [WC]

Blémont, Emile = Blémont, Léon-Emile (Paris 1839-1927 Paris) : Dichter, Dramatiker, Übersetzer

Bibliographie : Autor

1887 Blémont, Emile. *Poèmes de Chine*. Préf. Paul Arène. (Paris : A. Lemerre, 1887). [WC]

Bodard, Lucien. (Chongqing 1914-1998 Paris) : Schriftsteller, Reporter

Biographie

1973 Bodard, Lucien. *Monsieur le consul* [ID D21821].
Muriel Détrie : Bodard prend soin se le rappeler, c'est un Français, Charles de Montigny, qui s'est installé le premier à Shanghai avec 'sa mère, sa femme, ses deux illes' à une époque où les concessions anglaise et américaine n'étaient peuplées que d'hommes célibataires'. [Bla11:S. 96]

Bibliographie : Autor

1973 Bodard, Lucien. *Monsieur le consul*. (Paris : B. Grasset, 1973). [WC]

1987 Bodard, Lucien. *Les grandes murailles*. (Paris : B. Grasset, 1987). [Bericht seiner Reise 1987 für die Zeitschrift "Le point" nach Beijing, Shanghai, Hangzhou, Nanjing, Wuhan, Chongqing, Yunnan, Guanzhou, Shenzhen, Xishuangbanna]. [WC]

Bouilhet, Louis = Bouilhet, Louis Hyacinthe (Cany 1822-1869 Rouen) : Dichter, Dramatiker, Schriftsteller

Boulanger, Nicolas Antoine (Paris 1722-1759) : Schriftsteller

Biographie

1761 Boulanger, Nicolas Antoine. *Recherches sur l'origine du despotisme oriental* [ID D19827].
Boulanger schreibt : "Pourquoi dans un climat tel que l'Asie, où la religion a toujours eu tant de pouvoir sur les esprits, pourquoi dis-je, le genre humain y a-t-il, par un concert unanime et continu, rejeté le don le plus beau, le plus grand et le plus cher qu'il ait reçu de la nature et a-t-il renoncé à la dignité qu'il tient de son Créateur ? La seule cause par laquelle l'esprit primitif du genre humain s'y est conservé, et fait encore aujourd'hui l'esprit national de cet empire extraordinaire."
"Le gouvernement de la Chine, despotique par sa nature et théocratique dans son principe, c'est-à-dire, peu fait pour la terre, se rapprochait alors de l'homme et de l'humanité, et s'y proportionnait, pour ainsi dire, par le bon sens et la sagesse de ces respectables monarques. Dans ces glorieux instants, où ils étaient capables de donner ainsi des bornes à leur vaste puissance qui n'en avait point, le despotisme des souverains était monarchique, dans son exercice, et c'est ce qui en faisait alors le bonheur et la sûreté."
"Ce sont tous les faux principes de la théocratie en police comme en religion qui ont produit toutes les catastrophes différentes qui y sont arrivées depuis le renouvellement du monde, qui est la date de cet empire."
"... ce qui reste à la Chine de ses anciennes institutions s'éteindra nécessairement ; ce reste s'évanouira dans les révolutions futures, comme ce qu'elle n'en a déjà plus s'est évanoui dans les révolutions passées ; enfin, comme elle n'acquiert rien, elle perdra toujours, et les changements qu'elle subira, seront en mal, comme partout ailleurs ils seront en bien."

Basil Guy : At first Boulanger, despite his own disclaimers utilizes to the full the Jesuit literature from the end of the seventeenth century, with the result that we soon arrive at a eulogy of the Chinese government which, although divorced from questions of religion. His ingenuity came readily to the rescue, as he turned the question by concentrating thereafter, not on Chinese government, but on Chinese religion. Boulander claims that constitutional vices struggled with virtue until the latter succumbed more and more frequently and disappeared at the last. The result, claims Boulanger, is that if China is only an occasional despotism, it is still tyrannic and hence to be condemned. This is especially true since the Flood, that great cataclysm which brought grace to men on earth in their institutions. In this rather awkward, but nonetheless striking way, does Boulanger successfully destroy with a word, practically every good concept of China, allowing only that brief period before the Flood some semblance of glory while he denies the worth and importance of that far longer period which succeeded the disaster. [Guy:S. 306-308]

Bibliographie : Autor

1761 Boulanger, Nicolas Antoine. *Recherches sur l'origine du despotisme oriental : ouvrage posthume*. (Genève : [s.n.], 1761). [WC]

Bourgeat, François (Lyon 1936-) : Dramatiker

Bibliographie : Autor

1986 [Bourgeat, François ; Laville Pierre ; Maréchal, Marcel]. *San jian ke : ju ben*. Dazongma yuan zhu ; Fulangsuowa Bu'erya, Pi'ai'er Laweile, Masai'er Maleisha'er gai ju ; Zhang Yuhe fan yi. (Shanghai : Shanghai wai yu jiao yu chu ban she, 1986). Übersetzung von [Bourgeat, François ; Laville Pierre ; Maréchal, Marcel]. Les trois mousquetaires : version scénique : d'après Alexandre Dumas. (Marseille : J. Lafitte, 1982). (Création au Théâtre national de Marseille, 1982).
三剑客 : 剧本 [WC]

Bourget, Paul = Bourget, Paul Charles Joseph (Amiens 1852-1935 Paris) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1936 [Bourget, Paul]. *Di zi*. Buerre zhu ; Dai Wangshu yi. (Shanghai : Zhong hua shu ju, 1936). Übersetzung von Bourget, Paul. *Le disciple*. (Paris : Plon-Nourrit ; Nelson ; A. Lemerre, 1889).
弟子 [LeeG1]

Brauquier, Louis (Marseille 1900-1976 Marseille) : Schriftsteller, Dichter, Maler

Biographie

1941-1947 Louis Brauquier arbeitet für die Compagnie des Messageries maritimes in Shanghai. [NC]

Bibliographie : Autor

1950 Brauquier, Louis. *Liberté des mers ; suivi de Ecrits à Shanghai : poèmes*. (Paris : Gallimard, 1950). [WC]

Bruno, G. (Pseud.) = Fouillée, Alfred Jules Emile Mme (Laval 1833-1923) : Französische Schriftstellerin

Bibliographie : Autor

1907 Peina [Bruno, G.] *Ai guo er tong zi zhuan*. Lin Qinnan [Lin Shu] yu ; Li Shizhong yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1907). (Shuo bu cong shu chu ji ; 82). Übersetzung von Bruno, G. *Le tour de la France par deux enfants : devoir et patrie*. (Paris : E. Belin, 1877).
愛國二童子傳 [Eur,KVK,Lin1]

Butor, Michel (Mons-en-Baroeul 1926-) : Schriftsteller, Professor Faculté des lettres, Université de Genève

Bibliographie : Autor

2001 Butor, Michel. *Lettres sur la Chine*. (Nice : Jane Otmezguine, 2001). [RERO]

Camus, Albert (Mondovi, Algerien 1913-1960 Autounfall bei Villeblevin, Yonne) : Schriftsteller

Bibliographie : erwähnt in

2002 *Jiamiu quan ji*. Liu Mingjiu, Shen Zhiming zhu bian ; Li Yumin yi [et al.]. Vol. 1-4. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 2002). (Shi jie wen hao shu xi). [Abhandlung über Albert Camus].
加缪全集 [Eur]

2003 Wang, Shishi. *Lu Xun, Kamiu, Nicai dou zhe : jie shou bi jiao yna jiu*. (Taibei : Zhuan zhe, 2003). Diss. Furen Catholic Univ., 2003. [Abhandlung über Lu Xun, Albert Camus und Friedrich Nietzsche].
魯迅,卡謬,尼采讀者= 接受比較研究 [WC]

Chadourne, Marc (1895-1975) : Französischer Journalist, Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1935 Chadourne, Marc. *Extrême Orient*. (Paris : Plon, 1935). [Bericht seiner Reise 1930 von Hong Kong nach Guangdong, Shanghai, Nanjing, Hankou, Yangzi, Chongqing, Beijing]. [Eur]

Chastellux, François Jean de = Chastellux, François Jean, marqis de (Paris 1734-1788 Paris) : Schrifsteller

Biographie

1772 Chastellux, François Jean de. *De la félicité publique* [ID D20023].
Chastellux schreibt : "Nous ne parlerons point des Chinois parce que nous ne pourrions nous founder que sur des conjectures ou sur des récits fabuleux."
"Mais les Chinois sont de tous les peuples le moins susceptible de perfection."
Basil Guy : Chastellux admits that wars and superstition must be suppressed, extirpated from human mind and memory, since they are the greates obstacles to the happiness of nations. We need not be concerned, if Chastellux does not mention China, especially when discussing agriculture as the basis of a nation's felicity, or when discussing those emigrations of the seventh and sixteenth centuries known respectively as the barbarian invasions and renaissance voyages of discovery. [Guy:S. 308-309]

Bibliographie : Autor

1772 Chastellux, François Jean de. *De la félicité publique, ou, Considérations sur le sort des hommes dans les différentes époques de l'histoire*. 2 vol. in 1. (Amsterdam : Rey, 1772). [WC]

Chateaubriand, François-René de (Saint-Malo 1768-1848 Paris) : Schriftsteller, Politiker, Diplomat

Bibliographie : Autor

1928 [Chateaubriand, François-René de]. *Shao nü zhi shi*. Xiaduobuliang zhu ; Dai Wangshu yi. (Shanghai : Kai ming shu dian, 1928). Übersetzung von Chateaubriand, François-René de. *Atala, ou, Les amours de deux sauvages dans le désert*. (Paris : Migneret et Dupont, 1801). Chateaubriand, François-René de. *René ou Les effets des passions : pour servir de suite à Atala*. (Paris : [s.n.], 1802).
少女之誓 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1931 Zhang, Ruogu. *Cong xiao'e dao Lu Xun*. (Shanghai : Xin shi dai shu ju, 1931). (Xin shi dai wen yi cong shu).
[Enthält u.a.] :
Xiao'e de Ounani. [Victor Hugo, Hernani]. 囂俄的歐那尼
Xiaozhongma de Cha hua nü. [Alexandre Dumas, La dame aux camélias]. 小仲馬的茶花女
Falangshi de Nü Youtaiyisi. [Anatole France, Thaïs]. 法郎士的女優泰倚思
Xiaduobuliang de Shao nü zhi shi. [François-René Chateaubriand]. 謝多布良的少女之誓
Gede de Fushide. [Goethe, Faust]. 歌德的浮士德
從囂俄到魯迅 [WC]

Chatrian, Alexandre (Le Grand Soldat 1826-1890 Villemomble) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1904 [Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre. *Hua tie lu zhan xue yu xing ji*. Lin Shu yi. (Shanghai : Shanghai wen ming shu ju, 1904). Übersetzung von Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre. *Waterloo, suite du Conscrit de 1813*. (Paris : J. Hetzel et A. Lacroix, 1865).
滑鉄廬戰血餘腥記 [Eur,Lin1]

1904 [Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre]. *Li bi se zhan xue yu xing ji*. Lin Shu yi. (Shanghai : Shanghai wen ming shu ju, 1904). Übersetzung von Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre. *Histoire d'un conscrit de 1813*. (Paris : J. Hetzel et A. Lacroix, 1864).
利俾瑟戰血餘腥記 [Lin1]

1934 [Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre]. *Tian hu de nü er*. Aierkeman, Xiatelian zhu ; Wang Liaoyi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre. *L'ami Fritz*. (Paris : Hachette, 1864). [Eur]

Claudel, Paul = Claudel, Paul Louis Charles Marie (Villeneuve-sur-Fère-en-Tardenois 1868-1955 Paris) : Dichter, Dramatiker, Schriftsteller, Diplomat

Biographie

1889 Paul Claudel avait eu son premier contact avec l'Asie à l'Exposition [universelle à Paris]. Er schreibt : « J'ai été en contact avec le théâtre chinois pour la première fois à l'Exposition de 1889. »
Gilbert Gadoffre : Exposition, théâtre, musique, restaurants, telles sont les premières découvertes chinoises de Claudel, découvertes de touriste, sans aucune intention d'approfondissement. Il lui a suffi d'avoir vu. Sa curiosité ne va pas jusqu'aux livres. Tout au plus a-t-il feuilleté deux recueils d'adaptations assez lâches, les *Poèmes de Chine* d'Emile Blémont [ID D21856] et *Le livre de jade* de Judith Gautier [ID D12659]. [Clau9:S. 149,Clau8:S. 25, 28]

1895 Paul Claudel kommt in Shanghai an. [Clau8:S. 15]

1895 Brief von Paul Claudel an Jules Renard.
"Il n'y a rien de plus beau au monde que le théâtre chinois. Quand on a vu ça, on ne peut plus rien voir." [Clau8:S. 251]

1895 Briefe von Paul Claudel an Stéphane Mallarmé.
« Me voici au milieu de mon papier sans vous avoir encore parlé de la Chine. J'y vis et je m'y plais, mais les pays tropicaux que j'ai vus à mon passage ont pour moi un charme que je ne puis oublier. La chaleur du paradis de la vie y est trop forte et la diarrhée qui prend au ventre ceux qui y séjournent trop est comme la dissolution de l'individu qui cède. La Chine est un pays ancien, vertigineux, inextricable. La vie n'y est pas atteinte par le mal moderne de l'esprit qui se consière lui-même, cherche le mieux et s'enseigne ses propres rêveries. Elle pullule, touffue, naïve, désordonnée, des profondes ressources de l'instinct et de la tradition. J'ai la civilisation moderne en horreur, et je m'y suis toujours senti étranger. Ici, au contraire, tout paraît naturel et normal. »
« C'est déjà chose faite, et des esquisses de *Pagode*, *Jardins*, *Ville la nuit* sont déjà en chantier. » [Seg30,Clau8:S. 176,Clau24:S. 40]

1895 Brief von Paul Claudel an Maurice Pottecher.
"Quant à mes impressions de la Chine, je suis sorti encore trop peu pour en avoir de précises et de détaillées. Les deux plus vives sont, la première, celle de je ne sais quoi de laiteux et de matinal, qu'il y a ici dans la profonde et radieuse atmosphère et dont j'ai senti la première caresse à Singapour. La seconde est celle-ci : d'un peuple qui fait tout par lui-même et avec ses mains. Ceci me frappe beaucoup, me donne bien des idées nouvelles et en modifie bien d'autres que j'avais laissées se former en moi. Ce spectacle seul d'un peuple ayant éliminé tous ses auxiliaires animaux ou mécaniques me frappe depuis mon arrivée. Il y a, d'ailleurs, dans la ville chinois où je n'ai fait que passer, un pittoresque étourdissant." [Clau34:S. 97-98]

1895 Claudel, Paul. *Le cocotier*. In : La nouvelle revue ; 15 sept. (1895). [Connaissance de l'Est ; ID D1653]. [Clau1]

1895 Paul Claudel schreibt in der ersten Woche im Hotel in Shanghai : « Je suis tout seul, je n'ai plus de pays, plus de famille, je suis dans l'abandon le plus complet et l'avenir est incertain. Je suis dans un milieu complètement différent, beaucoup plus différent que ne l'était encore l'Amérique, et un avenir, un avenir redoutable pour moi m'attend, en même temps que le passé sombre derrière moi. »
Gilbert Gadoffre : Les consulats étaient le centre de la vie de société, une société riche et brillante, qui dépasse les moyens de Claudel et lui fait remâcher son aversion pour la vie mondaine. [Clau8:S. 16, 72,Clau9:S. 123]

1895 Paul Claudel schreibt vor seiner Abreise nach China : « Quitter Paris, quitter ma famille, quitter enfin tout ce qui m'entourait : cela, j'en avais un désir extrêmement violent. » [Clau9:S. 60,Clau8:S. 15]

1895-1955 **Paul Claudel : Quellen 1895-1955**

Diverse Rapporte und Zeitungsartikel
Blémont, Emil. *Poèmes de Chine* [ID D21856].
Brenier, Henri
Cheu king. Trad. de Séraphin Couvreur [Shi jing]. [ID D2588].
Dao de jing
Edkins, Joseph. *Religion in China* [ID D2381].
Gaultier, Judith. *Le livre de jade* [ID D12659].
Harlez, Charles [Joseph] de. *Religions de la Chine* [ID D2527].
Hoang, Pierre. *Mélanges sur l'administration* [ID D7635].
Hoang, Pierre. *Notions techniques sur la propriété en Chine* [ID D6887].
Huc, Evariste Régis. *L'empire chinois* [ID D2142].
Jamieson, James William. *Land Taxation in the province of Honan*
Julien, Stanislas
Korigan, Pol = Korrigan, P.
La Couperie, Terrien de
Morse, Hosea Ballou. *The gilds of China, with an account of the gild merchant or Co-hong of Canton* [ID D10009].
Morse, Hosea Ballou. *The trade and administration of the Chinese empire* [ID D10003].
Parker, Edward Harper. *China, her history, diplomacy and commerce* [ID D21911].
Pelliot, Paul
Prémare, Joseph Henri-Marie de. *Notitia linguae sinicae* [ID D1815].
Prémare, Joseph Henri-Marie de. *Vestiges des principaux dogmes chrétiens* [ID D2382].
Richthofen, Ferdinand von
Rêve d'une nuit d'hiver. Trad. par Tsen Tsongming [ID D21973].
Simon, G. Eugène. *La cité chinoise* [ID D2437].
Smith, Arthur Henderson. *Chinese characteristics* [ID D2512].
Pu, Songling. *Liao zhai zhi yi*.
Wieger, Léon
Yi jing
Zi, Etienne. *Pratique des examens littéraires en Chine* [ID D21909].

1895-1955 **Paul Claudel allgemein 1895-1955.**

Yvan Daniel : L'exotisme « chinois » claudélien n'est ni un exotisme de pacotille ni une croisade assimilant par force l'Asie au monde catholique. Dans toutes les oeuvres de la période, et même, singulièrement, dans Le Repos du. septième jour, les spécificités authentiques de la culture chinoise - au moins telle qu'elle était comprise à l'époque - sont présentes, et l'effort fourni pour les comprendre est partout visible. Cette volonté de comprendre prend forme dans deux mouvements : le premier consiste à adopter poétiquement le point de vue du Chinois, le second à approfondir l'observation à force de définitions et d'analyses. Voyageur, visiteur, marcheur, spectateur, habitant, poète, dramaturge, diplomate, infatigable lecteur... la multiplication des points de vue et des approches conduit à la production de textes de types différents : rapports consulaires, poésies, drame, études et conférences. Tous les domaines sont alors abordés et liés : économie, histoire, géographie, droit, finance, religion, ethnologie, science, zoologie... Cette multiplication permet, lorsqu'on en considère dans le même temps les différentes parties, de prendre la mesure de la vision holistique claudélienne. Les Cinq Grandes Odes sont en ce sens le moment d'un tournant important, elles contiennent en effet la justification du désir d'unité dans la récapitulation poétique, qui apparaissait déjà implicitement dans certains poèmes antérieurs. Le statut de l'étranger, dans ces conditions, est à la fois magnifié et mis en péril : l'exotisme claudélien est paradoxal. D'une part, l'empire du Milieu est l'objet de tout l'intérêt de l'auteur qui l'habite poétiquement et n'hésite pas à adopter son point de vue pour le mieux comprendre, d'autre part, il est profondément relié à l'« univers indéchirable » et soumis au regard globalisant du poète. L'intérêt porté à la Chine va parfois jusqu'à la fascination mais ne peut bien sûr pas être considéré séparément de la foi catholique de l'auteur, et le rêve de l'unité spirituelle de l'humanité n'est pas séparable du désir de la conversion universelle. De ces ambiguïtés naîtront certaines tensions contradictoires que nous étudierons.

Les fonctions diplomatiques de Claudel sont : Economie, échanges commerciaux, statistiques, analyses, développement des transports, négociation du chemin de fer Beijing-Hankou, l'influence militaire et l'arsenal de Fuzhou, le système politique et le fonctionnement de la société.

Claudel ignore le chinois mais les observations qu'il fait sur le terrain sont complétées par les échanges qu'il peut avoir avec les religieux présents sur place, évidemment for attentifs aux traditions loca.es. Les soirées au Consulat étaient occupées à discuter les coutumes religieuses des Chinois, aussi bien avec les Jésuites qu'avec les missionnaires appartenant à d'autre ordres.

Les allusions aux différentes spritualités de l'Asie – hindouisme, bouddhisme, confucianisme, taoïsme – parcourent toute l'oeuvre claudélienne, de façon apparemment dispersée et décousue : on découvre au fil des textes des analyses, des comparisons, éventuellement des condamnations, mais aussi des analogies, des rapprochements, des condisérations syncrétiques qui peuvent a priori sembler étonnantes. Si l'on rapproche toutes ces allusions pour en faire la synthèse afin de saisir l'ensemble du point de vue claudélien, on est tout d'abord frappé par d'apparentes incohérences, mais elles finissent par se résoudre dans la perspective d'une singulière preparatio evangelica dédiée à l'Extrême-Orient.

Gilbert Gadoffre : Pour un homme qui avait décidé d'aborder la Chine avec ses yeux, les arts plastiques posaient moins de problèmes et moins de pièges que la philologie.

Du bouddhisme il côtoie les monastères et les ermites, les seuls, dans le Fujian, à pouvoir offrir une image de sa vie contemplative, qui croit avoir entendu l'appel du cloître ; mais pour peu qu'il ouvre un livre sur Bouddha ou qu'il prête l'oreille aux propos des missionnaires, il entrevoit dans la quête du Nirvâna un peu de cette complaisance au Néant des philosophes fin de siècle contre laquelle il avait réagi avec violence. Il est également très sensible à la poésie des cultes chinois, à l'omniprésence du sacré dans la ville et dans la campagne, à « ce sentiment partout du surnaturel, ces temples, ces tombeaux, ces humbles petits sanctuaires sous un arbre où le culte se compose d’une bauette d'encens et d’un morceau de papier ; tout cela m'était comestible ». Mais quand il se renseignait sur ces cultes, il ne pouvait que trouver à l'origine des croyances et des superstitions indiscutablement païennes. Aussi courait-il le double risque de fermer les yeux sur certaines incompatibilités, ou bien, en réagissant trop brutalement, d'atteindre dans ses fondements la notion même de surnaturel.

Lucie Bernier : Après quatorze ans en Chine, Paul Claudel ne connaît pas la langue chinoise et n'a donc qu'une connaissance indirecte de la littérature et de la philosophie chinoise. A le lire, on s'aperçoit que l'appropriation des écrits de Laozi de de Zhuangzi dans son oeuvre exprime non seulement l'assimilation d'idées philosophiques vues à travers des traductions, principalement celles du Père Léon Wieger et de Stanislas Julien, mais aussi l'influence d'une littérature populaire chinoise à thème daoiste. La préoccupation de Claudel pour la philosophie daoiste se déroule en deux temps. La première phase consiste en ses premières années en Chine (1895-1909), interrompus par des séjours en France d'une durée respective d'un an en 1900 et 1905. La deuxième phase est marquée par son retour en Asie grâce à l'obtention d'un poste d'ambassadeur à Tokyo de 1922-1927. Ces années au Japon le ramènent dans le temps et peuvent être désignées dans ses écrits comme étant une période de réminiscences de la Chine.
Converti au catholicisme depuis 1886, Claudel sera dans les années suivantes en proie à une crise existentielle et spirituelle qui le laisse dans l'incertitude. Vers les années 1890 qu'il 'découvrira' le dao. Il cherchera dans l'inconnu la confirmation de sa foi. Même si ces connaissances sur la philosophie daoiste sont très limitées, l'influence en est apparante dès la première version de *La ville* avec des images telles les associations père-ciel / mère-terre. Ces éléments daoistes sont empruntés au chapitre XX du *Dao de jing*.
Claudel suit le courant européen et au Japon, il relit le *Dao de jing* tout en élargissant ses connaissances par la lecture dautres livres daoistes tel celui de Zhuangzi, *Nan hua zhen jing*. L^influence de ce livre inspire plusieurs écrits de Claudel dans lesquels apparaissent en filigrane les éléments reliés à Zhuangzi.
Tout au long de sa vie, Claudel est convaincu de la supériorité de la religion chrétienne. Certes, il idéalise la Chine mais c^est justement parce qu'il se tourne vers son passé qu'il ne peut s'empêcher d'émettre certains commentaires défavorables sur l'état présent de la Chine et sa soi-disant inertie. [Clau28,Clau8:S. 239, 264-265,Seg29,Clau24:S. 114, 121, 267]

1896 Paul Claudel ist Konsul in Fuzhou (Fujian). [Clau8:S. 363]

1896 Claudel, Paul. *En Chine : Pagode. Ville la nuit. Jardins*. In : La revue de Paris, 15 août (1896).
Pagode
« Je descends de la ricksha et un épouvantable mendiant marque le commencement de la route... Je vois la Pagode au loin entre les bosquets de bambous, et, prenant à travers champs, je coupe au court. La campagne est un vaste cimetière. Partout, des cercueils ; des monticules couverts de roseau flétris, et, dans l'herbe sèche, des rangées de petits pieux en pierre, des statues mitrées, des lions, indiquent les sépulture antiques. Les corporations, les riches, ont bâti des édifices entourés d'arbres et de haies. Je passe entre un hospice pour les animaux et un puits rempli de cadavres de petites filles dont leurs parents se sont débarrassés... Il faut d'abord parler de la Pagode proprement dite. Elle se compose de trois cours et de trois temples, flanqués de chapelles accessoires et de dépendances. Le lieu religieux ici n'enferme pas, comme en Europe, unique et clos, le mystère d'une foi et d'un dogme circonscrits. Sa fonction n'est pas de défendre contre les apparences extérieures l'absolu ; il établit un certain milieu, et, suspendu en quelque sorte du ciel, l'édifice mêle tout la nature à l'offrande qu'il constitute. Multiple, de plain-pied avec le sol, il exprime, par les relations d'élévation et de distance des trois arcs de triomphe ou temples qu'il lui consacre, l'Espace ; et Bouddha, prince de la Paix, y habite avec tous les dieux. L'architecture Chinoise supprime, pour ainsi dire, les murs ; elle amplifie et multiplie les toits, et, en exagérant les cornes qui se relèvent d'un élégant élan, elle en retourne vers le ciel le mouvement et la courbure ; il demeurent comme suspendus, et plus la fabrique du toit sera ample et chargée, plus, par sa lourdeur même... De chaque coté de la salle, deux à droite, deux à gauche, quatre colosses peints et vernis, aux jambes courtes, aux torses énormes, sont les quatre démons, les gardiens des quatre plages du ciel. Imberbes comme des enfants, l'un agite des serpents, un autre joue de la viole, un autre brandit un engin cylindrique pareil à un parasol fermé ou à un pétard. Je pénètre dans la seconde cour ; un grand brûle-parfums de fonte, tout couvert d'écriture, se dresse au milieu. Je suis en face du pavillon principal. Sur les arêtes du toit, des groupes de petits personnages coloriés se tiennent debout comme s'ils passaient d'un côté à l'autre ou montaient en conversant... La salle est haute et spacieuse, quatre ou cinq colosses dorés en occupent le fond. Le plus grand est assis au milieu sur un trône... Assis sur le lotus, ce sont les Bouddhas célestes, Avalokhita, Amitabha, le Bouddha et la lumière sans mesure, le Bouddha du Paradis de l'Ouest. A leurs pieds les bonzes accomplissent les rites... Quatre bonzes, juchés sur des escabeaux, médietent à l'intérieur de la porte... »

Ville la nuit
« ...Ce sont des ateliers de menuiserie, de gravue, des échoppes de tailleurs, de cordonniers et de marchands de fourure ; d'innombrables cuisines, d'où, derrière l'étalage des bols pleins de nouilles ou de bouillon, s'échappe un cri de friture ; des enfoncements noirs où l'on entend un enfant qui pleure ; parmi des empilements de cervueils, un feu de pipe ; une lampe, d'un jet latéral, éclaire d'étranges fouillis. Aux coins des rues, au tournant ces massifs petits ponts de pierre, derrière des barreaux de fer dans une niche, on distingue entre deux chandelles rouges des idoles naines... En marche ! Les rues deviennent de plus en plus misérables, nous longeons de hautes palissades de bambous, et, enfin, franchissant la porte du Sud, nous tournons vers l'Est. .. La cité est purement humaine. Les Chinois observent ceci d'analogue à un principe de ne pas employer un auxiliaire animal et mécanique à la tâche qui peut faire vivre un homme... Une fumerie d'opium, le marché aux prostituées, les derniers remplissent le cadre de mon souvenir. La fumerie est un vaste vaisseau, vide de toute la hauteur de ses deux étages qui superposent leurs terrasses intérieures. La demeure est remplie d'une fumée bleue, on aspire une odeur de marron brûlé... Je passe et j'emporte le souvenir d'une vie touffue, naïve, désordonnée, d'une cité à la fois ouverte et remplie, maison unique d'une famille multipliée. Maintenant, j'ai vu la ville d'autrefois, alors que libre de courants généraux l'homme habitait son essaim dans un désordre naïf. Et c'est, en effet, de tout le passé que j’eus l'éblouissement de sortir, quand, dans le tohu-bohu des brouettes et des chaises à porteur, au milieu des lépreux et des convulsionnaires franchissant la double poterne, je vis éclater les lampes électriques de la Concession. »

Jardins
« Il est trois heures et demie. Deuil blanc : le ciel est comme offusqué d'un ligne. L'air est humide et cru. J'entre dans la cité. Je cherche les jardins. Je marche dans un jus noir. Le long de la tranchée dont je suis le bord croulant, l'odeur est si forte qu'elle est comme explosive. Cela sent l'huile, l'ail, la graisse, la crasse, l'opium, l'urine, l'excrément et la tripaille. Chaussés d'épais cothurnes ou de sandales de paille, coiffés du long capuce du 'foumao' ou de la calotte de feutre, emmanchés de caleçons et de jambières de toile ou de soie, je marche au milieu de gens à l'air hilare et naïf. Le mur serpente et ondule, et sa crête, avec son arrangement de briques et de tuiles à jour, imite le dos et le corps d'un dragon qui rampe ; une façon, dans un flot de fumée qui boucle, de tête le termine. – C'est ici. Je heurte mystérieusement à une petite porte noire : on ouvre. Sous des toits suplumbants, je traverse une suite de vestibules et d’étroits corridors. Me voici dans le lieu étrange. C'est un jardin de pierres. Comme les anciens dessinateurs italiens et français, les Chinois ont compris qu'un jardin, du fait de sa clôture, devait se suffire à lui-même, se composer dans toutes ses parties. Ainsi la nature s'accommode particulièrement à notre esprit, et, par un accord subtil, le maître se sent, où qu'il porte son oeil, chez lui... les Chinois construisent leurs jardins à la lettre, avec des pierres. Ils sculptent au lieu de peindre... Assise sur des pilotis de granit rose, la maison-de-thé mire dans le vert-noir du basin ses doubles toits triomphaux, qui, comme les ailes qui se déploient, paraissent le lever der terre.... Je m'engage parmi les pierres, et par un long labyrinthe dont les lacets et les retours, les montées et les évasions, amplifient, multiplient la scène, imitent autour du lac et de la montagne la circulation de la rêverie, j'atteins le kiosque du sommet. Le jardin paraît creux au-dessous de moi comme une vallée, plein de temples et de pavillons, et au milieu des arbres apparaît le poëme des toits... Les Chinois font des écorchés de paysages. Inexplicable comme la nature, ce petit coin paraissait vaste et complexe comme elle. Du milieu de ces rocailles d'élevait un pin noir et tors ; la violente dislocation de ses axes, la disproportion de cet arbre unique avec le pays fictif qu'il domine, - tel qu'un dragon qui, fusant de la terre comme une fumée, se bat dans le vent et la nuée, - mettaient ce lieu hors de tout, le constituaient grotesque et fantastique... »

Gilbert Gadoffre : Les poèmes *Pagode*, *Jardins* et *Ville la nuit* ont été écrits à Shanghai et inspirés par des visites à la ville chinoise. La première partie a un thème obsédant : celui de l'ermite bouddhiste. Ni les motivations religieuses ni les lieux ne sont nommés, mais les itinéraires de promenade favoris de Claudel à Fuzhou passaient par les monastères et les ermitages bouddhistes de l'arrière-pays, comme en témoignent des poèmes tels que *Vers la montagne*, *La mer supérieure*, *Le temple de la conscience*, *Décembre*, *Le contemplateur*, *La maison suspendue*, *La source*, *Libation au jour futur*, ainsi que les dernières pages du *Repos du septième jour*.
Dans *Jardins* tout suggère des complicités occultes entre la Nature et l'esprit, entre les matériaux naturels et l'art du jardinier chinois, entre les labyrinthes du jardin et 'la circulation de la rêverie', entre l'angle des toits et les mouvements de la danse, entre la structure du jardin et la complexité de la nature. [Clau29,Clau8,Clau1]

1896 Erster Sommeraufenthalt von Paul Claudel in Kuliang (Fuzhou), das ihn inspiriert. Er schreibt *Vers la montagne* und *La mer supérieure*. Nach dem Besuch des Temple de la fontaine murmurante schreibt er *Le temple de la conscience*. [Clau8:S. 190]

1896 Paul Claudel schreibt auf einem Blatt die Texte aus Kap. XI und V aus dem *Dao de jing*, die er vermutlich aus der englischen Übersetzhung von James Legge ins Französische übersetzt hat : "Les trente rais de la roue se réunissent en un seul essieu, mais c'est de la place vide que l'usage de la voiture dépend. On fait des vases avec de la terre, mais c'est leur vacuité qui constitue leur usage. Les portes et les fenêtres sont fabriquées pour faire l'appartement, mais c'est de la place vide que l'appartement est fait. L'espace qui est entre le Ciel et la Terre n'est-il pas comparable à un soufflet de forge ? Il se vide et ne s'épuise pas, et il envoie encore de l'air. Beaucoup de paroles épuisent la respiration. Garde ce qui est intérieur." [Clau8:S. 286-287]

1896 Paul Claudel besichtigt den Konfuzius-Tempel in Fuzhou. Er schreibt in seine Agenda : "Promenade avec L.W. dans la ville chinoise. Pagode noire, pagode blanche. Temple de Confucius." [Clau27]

1896 Brief von Paul Claudel an Stéphane Mallarmé.
« J'ai trouvé dans le peuple chinois avec sa salubre horreur de tout changement le peuple selon mon coeur. La Chine devient le seul pays où un individu décent peut vivre sans souffrance. » [Clau8:S. 172]

1896 Paul Claudel sieht sich ein kantonesisches Theaterstück an. Er schreibt darüber : „Je vois une tarte de têtes vivantes, un pavage de crânes et de faces rondes et jaunes, si dru qu'on ne voit pas les membres et les corps ; tous adhèrent, les coeurs du tas battant l'un contre l'autre. Cela oscille d'un seul mouvement. Dans ces grands rassemblements d'hommes que sont les célébrations folkloriques dépeintes dans 'Fête des morts le septième mois' et 'Le Jour de la Fête-de-tous-les fleuves', le Chinois est encore immergé dans la masse : on ne voit que mouvements de foule et actes rituels. Pas un visage humain, mais des barques bondées, des flûtes, des gongs, des pétards, des 'bras de cent pagayeurs nus'. Tout au plus aperçoit-on dans ce tumulte des formes humaines sous des robes de soir : Tout grouille, tout tremble d'une rive à l’autre de sampans et de bateaux, où les convives de soie pareils à de clairs bouquests boivent et jouent ; tout est lumière et tambour. Comme on nous avait montré au théâtre le drame s'agiter sous l'étoffe vivante de la foule, ici la fête a transformé ces hommes et ces femmes en acteurs anonymes d'un grand spectacle de mouvement. » [Clau8:S. 207-208]

1897 Claudel, Paul. *Lettres de Chine : le Transchinois*. In : Le Temps ; 10.1.1897. [Attribué à Claudel].
La question des chemins de fer continue à exciter de l'intérêt. Ce qui a été fait jusqu'à présent, vos lecteurs le savent déjà. — La ligne de Takou à Tien-Tsin et à Shan haï-Khouen a été prolongée jusqu'aux environs de Pékin. Le ministre de France a obtenu, au bénéfice de la Compagnie de Fives-Lille, la continuation jusqu'à Lang-Tchéou (70 kilomètres environ sur territoire chinois), dans la province de Kouang-Si, de la voie ferrée tonkinoise de Phulang-Thuong à Lang-Son. La première de ces lignes qui entrera en exploitation au printemps prochain, évitera aux diplomates et aux « globe-trotters » les ennuis de la jonque et les cahots de la charrette. La seconde, dont les travaux ont été commencés le mois dernier, par les embranchements éventuels qu'elle pourra diriger, d'un côté sur Vu-Chow et de l'autre sur le Yun-Non, nous permettra de prendre position et de disputer au commerce de Hong-Kong les avantages qu'il se promet de l'ouverture de la rivière de l'Ouest, ouverture que toute la diplomatie britannique n'a su rendre, jusqu'à présent, effective. Mais le gros morceau sur lequel se portent depuis un an les convoitises et les compétitions des faiseurs d'affaires est la concession du tronçon Han-Kéou-Pékin de la grande ligne qui doit relier un jour Canton à la capitale. Ce serait le rétablissement de l'ancienne route terrestre que le commerce et les voyageurs ont longtemps suivie, avant que la concurrence de la navigation à vapeur des côtes et du fleuve l'eût fait abandonner. Il ne faut pas oublier que la grande cause de cette hostilité, qui a rendu jusqu a présent la province du Hou-Nan à peu près inacessible aux étrangers, est la disparition de l'énorme trafic qui se faisait autrefois entre les Trois-villes (Hang-Kéou, Nan-King, Kiou-Kiang) et Canton, par le lac Toung-Ting, le Siang et la rivière du Nord, qui n'est séparée du Siang que par le portage insignifiant du seuil de Kouéï-Yang. Quoi qu'il en soit, le tronçon septentrional est seul actuellement en projet. Sur ce terrain, deux syndicats étaient en présence, l'un anglais, l'autre américain ; c'est ce dernier qui, par la supériorité de sa stratégie et, sans aucun doute, de son matériel roulant, s'est assuré l'avantage.
L'histoire du transchinois est déjà ancienne. Son premier promoteur paraît avoir été le vice-roi qui gouverne encore actuellement les Deux-Hous, le fameux Chang Chih Tung, l'un de ces « vieux enfants » dont la Chine abonde, qui, comme le Lao Tzé de la légende paraissent être nés avec une barbe blanche et qui unissent dans leurs entreprises la naïveté de la première enfance aux confuses prévoyances de la seconde. Honnête et plein de bonnes intentions Chang Chih Tung avait reconnu que la Chine ne pouvait se passer de chemins de fer, mais dans un mémorial adressé à l'empereur, il déclarait que la grande ligne qui traverserait l'empire du nord au sud ne pouvait être construite qu'avec de l'argent et un matériel, l'un trouvé et l'autre fabriqué en Chine : Pékin le prit au mot et le chargea de l'exécution du programme qu'il avait lui-même tracé. Chang Chih Tung commença donc par le commencement, et comme, pour un chemin de fer, il faut d'abord du fer, il se mit en demeure de fabriquer celui dont il avait besoin. Je ne veux pas retracer ici l'histoire de ces hauts-fourneaux de Han-Yang, qui compte tant de pages surprenantes. Un seul fait donnera une idée des méthodes et de la direction chinoise. Un des éléments importants de la métallurgie est la fabrication du coke, à laquelle on emploie en Europe des fours spéciaux, de construction assez compliquée. Se fondant sur le principe exclusivement national qui présidait à l'entreprise, la direction chinoise, au lieu de faire venir et d'établir simplement l'un de ces appareils, mit au concours la fabrication de son coke, et pendant plusieurs mois, il n'y eut malandrin ou soldat licencié qui ne fit cuire dans un trou de terre sa motte de houille, pour la soumettre aux essais. Quoi qu'il en soit, pas plus sous la direction belge qui commença l'affaire que sous celle des Allemands, qui en prirent la succession, l'usine ne donna de résultats. Le fer est excellent, comme partout en Chine, mais le charbon utilisable pour la métallurgie reste encore à trouver. Chang Chih Tung se trouva donc fort embarrassé de cet « éléphant blanc », qui lui avait coûté sa fortune.
C'est à ce moment qu'intervint comme un sauveur un homme dont le nom remplit en ce moment les journaux, Sheng. Taotaï de Tien-Tsin, directeur des télégraphes chinois, Sheng commence à être regardé de tous côtés comme le « coming man », qui prendra, comme patron des idées européennes, la place que Li Hung Chang, vieilli, lui laisse. Ses amis, comme ses ennemis, le reconnaissent pour un homme adroit et madré et que nuls vains scrupules ne gênent. Le principal grief qu'on paraît lui faire est de n'avoir pas encore tiré cette « ligne » glorieuse grâce à laquelle l'Américain enrichi devient son propre héritier et recommence, intact, une vie neuve. En tout cas, il n'est pas douteux que Sheng saura se servir, au mieux de ses propres intérêts, du levier et du point d'appui qu'il a eu la bonne fortune de trouver. Ce levier est l'argent que lui fournit libéralement un syndicat américain, dit Syndicat Bash, dont fait partie, dit-on, le « grand » ou plutôt le « big » Huntington, le directeur du Pacific Mail et du Railroad King de la Californie, et le point d'appui est la position que la recommandation de Chang Chih Tung lui a fait obtenir.
Toutes les chances, en effet, d'une entreprise qui prendrait à sa charge la construction de la ligne de Han-Kéou à Pékin résidaient dans l'appui que lui donnerait l'homme qui en fut le promoteur. Or Chang Chih Tung ne voulait accorder sa recommandation qu'à celui qui le débarrasserait du malencontreux «

éléphant » dont il était encombré. Sheng se présenta, qui proposa de lui acheter comptant cette non-valeur, et la paya, dit-on, avec l'argent d'Amérique, 2 millions de taëls (8 millions de francs environ). Chang en retour, le recommanda à Pékin pour les fonctions de directeur du nouveau chemin de fer, et sa nomination ne fait actuellement pas de doute bien qu'elle n'ait pas encore été publiée à la Gazette de Pékin, comme le Times l'annonce à tort. Sheng se targue de construire la ligne, qui aura une longueur de 650 milles (1 100 kilomètres environ) avec les seuls capitaux chinois. Et il est possible qu'il trouve, en effet, quelques fonds auprès de la plus qu'opulente corporation du sel du Yant-Tzé, (qui a versé il y a quelque temps, comme don dit volontaire, un million de taëls pour la défense des côtes du Kiang-Sou) et des grands marchands de Canton et de Singapour, mais à la condition indispensable qu'ils voient derrière lui des Européens. La principale ressource de Sheng consiste dans le syndicat dont je vous ai parlé, qui met, dit-on, à sa disposition une somme de 20 millions de taëls (environ 80 millions de francs), dont il sera couvert par des fournitures de matériel et remboursé par des parts de la future entreprise.

Il paraît certain que la ligne, si elle peut arriver à un fonctionnement normal, sera, au point de vue financier, d'un bon rapport. Les pays qu'elle aura à traverser sont, ou des plaines, comme dans le Hou-Nan, ou comme dans le Chan-Si, des vallées dont elle n'aura qu'à prendre le fond. A l'exception du pont sur le Hoang-Ho, qui sera la grosse difficulté, les travaux d'art seront, relativement, assez peu importants, et l'abondance et le bon marché de la main-d'œuvre, en Chine, permettra, si on le veut, une exécution rapide et peu coûteuse. La future ligne trouvera dans les gisements de charbon, de fer et de métaux de toute espèce sur lesquels la province du Chan-Si repose, pour ainsi dire tout entière, aussi bien que dans les riches provinces agricoles du Hou-Po et du Hou-Nan, les éléments de transports rémunérateurs, tandis que le mouvement des fonctionnaires, des troupes et de tous ceux que leurs devoirs ou leurs affaires appellent à la capitale lui assurera une clientèle considérable. Les Chinois, en effet, comme l'a prouvé l'expérience du chemin de fer de Shanghaï à Wosung, et comme un voyage de Takou à Tien-Tsin le fait voir aujourd'hui, saveni parfaitement apprécier les avantages d'un chemin de fer, et il est hors de doute que le fret de chair jaune ne manquera pas plus à la future ligne qu ne fait défaut aux grands vapeurs qui remontent tous les jours le fleuve Mais une entreprise si considérable et si nouvelle en Chine présent bien des difficultés et des points obscurs. Il est, d'abord, à remarquer deux ports qui constitueront les terminus de la ligne, l'un, Tien-Tsin, e

fermé, l'hiver, par les glaces ; l'autre, Han-Kéou, n'est accessible, pendant cette même période, qu'à des bâtiments spéciaux qui doivent rompre charge à Shanghaï. Mais, en dehors de cet inconvénient spécial, la nouvelle entreprise rencontrera devant elle toutes les difficultés qui se sont opposées jusqu'ici à l'établissement des voies ferrées dans ce pays. En premier lieu la mauvaise volonté des fonctionnaires, ennemis de tout ce qui peut les soumettre à un contrôle plus direct de l'autorité centrale. Puis, les craintes des populations, qui savent que toute entreprise de travaux publics est l'occasion d'extorsions et de squeezes de toute espèce. Enfin, l'opposition formidable et, dans un pays à minimum de gouvernement, comme la Chine, à peu près insurmontable, des droits acquis et des intérêts coalisés, sans négliger la question de superstition qui a aussi son importance.

En outre, il ne faut pas oublier que la Chine, avec son immense réseau de voies navigables qui pénètrent le pays jusque dans ses moindres recoins, car il n'est pas de fossés bourbeux où les bateliers ne sachent insinuer leur barque à fond plat, avec le bon marché des transports et le peu de souci que l'on a ici du temps, peut se passer plus aisément qu'aucune autre région du monde de voies ferrées. La situation est en grand celle de la Hollande qui est le dernier pays d'Europe où les chemins de fer se soient établis, et celui où leur rapport est le moindre. De plus cette division du travail qui s'est établie dans nos Etats d'Occident, entre les différentes régions qui les composent, et qui rend indispensable une communication intime et continuelle, de l'une à l'autre, n'existe pas au même degré dans ce vaste empire où chaque province vit sur son fonds et sur des ressources indépendantes. Enfin, il est à considérer qu'une grande partie de la pullulante population chinoise vit toujours sur la limite extrême de la famine et qu'une modification légère des conditions économiques peut priver de leur gagne-pain une horde de misérables et exciter les troubles les plus graves. Une forte recrudescence de la piraterie a suivi le développement du cabotage à vapeur sur les côtes de Chine qui a ruiné les propriétaires de jonques.

Si, cependant, le projet tant de fois agité de la ligne Pékin-Han-Kéou doit, cette fois, entrer en voie de réalisation, il est à croire que les grands pouvoirs industriels européens ne voudront pas laisser à l'Amérique la totalité d'une proie si riche, et insisteront pour que le système des adjudications soit employé comme il l'a été jusqu'ici et que les commandes subissent une répartition judicieuse et internationale. On verra donc, comme sur la ligne de Takou-Pékin des locomotives américaines remorquant un matériel anglais, rouler sur une voie dont l'Allemagne aura fourni les rails, la Russie ou le Japon les traverses, la France les ponts, etc. Mais il est non moins certain qu'au bout d'un temps limité Américains, Anglais, Allemands, Russes, Japonais et Français seront également éliminés par

leurs auxiliaires chinois, comme ils sont en train de l'être du commerce des ports ouverts. [Clau27:314-317]

1897 Paul Claudel ist Konsul in Shanghai, dann in Hankou (Hubei). Er reist auf dem Yangzi von Shanghai nach Hankou und zürück auf dem Yangzi über Nanjing, Zhenjiang (Jiangsu) nach Shanghai. [Clau8:S. 363]

1897 Claudel, Paul. *Paysages de Chine* [geschrieben 1896] : *Fête des morts le septième mois*, *Théâtre*, *Villes*, *Tombes-Rumeurs*, *L'entrée de la terre*, *Religion du signe*, *Le banyan*. In : La revue blanche ; 1er juillet (1897).
Paysages de Chine II : *La dérivation* [1896-1897], *Portes* [1896-1897], *Le fleuve* [1897] . In : La revue blanche ; 15 août (1897).

Fête des morts le septième mois
« ...La barque part et vire, laissant dans le large mouvement de son sillage une file de feux : quelqu'un sème de petites lampes... Un bras saisissant le lambeau d'or, la botte de feu qui fond et flamboie dans la fumée, en touche le tombeau des eaux : l'éclat illusoire de la lumière, tel que des poissons, fascine les froids noyés. D'autres barques illuminées vont et viennent ; on entend au loin des détonations, et sur les bateaux de guerre deux clairons, s'enlevant l'un à l'autre la parole, sonnent ensemble l'extinction des feux... Le bateau se rapproche, il longe la rive et la flotte des barques amarrées, et s'engageant dans l'ombre épaisse des pontons à opium, le voici à mes pieds. Je ne vois rien, mais l'orchestre funèbre, qui d'un long intervalle, à la mode de chiens qui hurlent, s'était tu, fait de nouveau explosion dans les ténèbres. Ce sont les fêtes du septième mois, où la Terre entre dans son repos. »

Théâtre
« ... Le rideau, comparable à ce voile qu'est la division du sommeil, ici n'existe pas. Mais, comme si chacun, y arrachant son lambeau, s'était pris dans l'infranchissable tissu, dont les couleurs et l'éclat illusoire sont comme la livrée de la nuit, chaque personnage dans sa soie ne laisse rien voir de lui-même que cela dessous qui bouge ; sous le plumage de son rôle, la tête coiffée d'or, la face cachée sous le fard et le masque, ce n'est plus qu'un geste et une voix. L'empereur pleure sur son royaume, la princesse injustement accusée fuit chez les monstres et les sauvages, les armées défilent, les combats s'engagent devant les vieillards, les dieux descendent, le démon surgit d'un pot... L'orchestre par derrière, qui tout au long de la pièce mène son tumulte évocatoire, comme si, tels que les essaims d'abeilles qu'on rassemble en heurtant un chaudrom, les phantasmes scéniques devaient se dissiper avec le silence, a moins le rôle musical qu'il ne sert de support à tout, jouant, pour ainsi dire, le souffleur, et répondant pour le public. C'est lui qui entraîne ou ralentit le mouvement, qui relève d'un accent plus aigu le discours de l'acteur, ou qui, se soulevant derrière lui, lui en renvoie, aux oreilles, la bouffée et la rumeur. Il y a des guitares, des morceaux de bois, que l'on frappe comme des tympans, que l'on heurte comme des castagnettes, une sorte de violon monocorde quie comme un jet d'eau dans une cour solitaire, du filet de sa cantilène plaintive soutient le développement de l'élégie ; et enfin, dans les mouvements héroïques, la trompette... »

Tombes.-Rumeurs
«... La mort, en Chine, tient autant de place que la vie... Les liens entre les vivants et les morts se dénouent mal, les rites subsistent et se perpétuent. A chaque instant on va à la tombe de la famille, on brûle de l'encens, on tire des pétards, on offre du riz et du porc, sous la forme d'un morceau de papier on dépose sa carte de visite et on la confirme d'un caillou. Les morts dans leurs épais cercueils restent longtemps à l'intérieur de la maison, puis on les porte en plein air, ou on les empile dans de bas réduits, jusqu'à ce que le géomancien ait trouvé le site et le lieu. C'est alors qu'on établit à grand soin la résidence funèbre, de peur que l'esprit, s'y trouvant mal aille errer ailleurs. On taille les tombes dans le flanc des montagnes, dans la terre solide et primitive, et tandis que, pénible multitude, les vivants se pressent dans le fond des vallées, dans les plaines basses et marécageuses, les morts, au large, en bon lieu, ouvrent leur demeure au soleil et à l'espace... Les villes chinoises n'ont ni usines, ni voitures : le seul bruit qui y soit entendu quand vient le soir et que le fracas des métiers cesse, est celui de la voix humaine... Chacun croit qu'il parle seul : il s'agit de rixes, de nourriture, de faits de ménage, de famille, de métier, de commerce, de politique. »

Religion du signe
« ... Le Signe Chinois développe, pour ainsi dire, le chiffre ; et, l'appliquant à la série des êtres, il en différencie indéfiniment le 'caractère'. Le mot existe par la succession des lettres, le caractère par la proportion des traits. Et ne peut-on rêver que dans celui-ci la ligne horizontale indique, par exemple, l'espèce, la verticale l'individu, les obliques dans leurs mouvements divers l'ensemble des propriétés et des énergies qui donnent au tout son 'sens', le point, suspensu dans le blanc, quelque rapport qu'il ne convient que de sous-entendre ? On peut donc voir dans le Caractère Chinois un être schématique, une personne scripturale, ayant, comme un être qui vit, sa nature et ses modalités, son action propre et sa vertu intime, sa structure et sa physionomie. Par là s'explique cette piété des Chinois à l'écriture ; on incinère avec respect le plus humble papier que marque le mystérieux vestige. Le signe est un être, et, de ce fait qu'il est général, il devient sacré. Telle est la base de cette religion scripturale qui est pariculière à la Chine. Hier j'ai visité un temple Confucianiste... »

Le fleuve
« ...Le ciel est bas, les nuées filent vers le Nord ; à ma droite et à ma gauche, je vois une sombre Mésopotamie. Point de villages ni de cultures ; à peine, çà et là, entre les arbres dépouillés, quatre, cinq huttes précaires, quelques engins de pêche sur la berge, une barque ruineuse qui vogue, vaisseau de misère arborant pour voie une loque. L'extermination a passé sur ce pays, et ce fleuve qui roule à pleins bords la vie et la nourriture n'arrose pas une région moins déserte que n'en virent ces eaux issues du Paradis, alors que l'homme, ayant perforé une corne de boeuf, fit entendre pour la première fois ce cri amer et rude dans le milieu de la terre inhabitée. »
Gilbert Gadoffre : Dans *Le fleuve* l'étagement des significations est marqué. Dès les premières lignes on nous présente une analyse du débit du Yangzi qui pourrait sortir de la plume d'un ingénieur hydrographe. Définies d'abord en termes techniques la masse et la force sont alors transposées, situées dans le milieu magique où microcosme et macrocosme se confondent : le lit du fleuve, ses eaux, ses alluvions, s'anthropomorphisent et deviennent artères, sang, plasma. Le poète nous a fait passer successivement par trois registres : le scientifique, le magique et la mythique. [Clau1,Clau29]

1897 Paul Claudel schreibt auf den letzten Blättern im Dezember in seine Agenda die chinesischen Zeichen : 大 (da) [Erwachsener], 木 (mu) [Baum]. In *Le repos du septième jour* schreibt er : "L'homme n'est-il pas un arbre qui marche ? Comme il élève sa tête, comme il étend ses branches ver le ciel, C'est ainsi qu'il enfonce ses racines vers la terre." Als drittes Zeichen schreibt er 王 (wang) [König]. Le souverain est l'homme qui relie entre eux le Ciel, la terre et l'humanité. [Clau8:S. 225-226]

1897 Briefe von Paul Claudel an Stéphane Mallarmé.
« J'ai ouvert, depuis un an, sous le titre *Description du pays de l'Est*, un carton où je mets mes papiers sur la Chine, notes ou poèmes. »
Er schreibt über seinen Sommeraufenthalt in Guling : « Les dragons et les hydres de la mytholoigie chinoise qui montent vers notre plateau des pentes toujours fumantes d'une double vallée. » [Clau8:S. 175, 179]

1897 Claudel, Paul. *Considération de la Cité*. MS
Er schreibt das Gedicht nach einem Spazierung nach Boyang.
Gilbert Gadoffre : Il ne voit plus devant lui des dragons et des hydres, mais des murailles, des maisons et les tours d'une ville imaginaire. [Clau8:S. 179-180,Clau1]

1897 Claudel, Paul. *La tombe*. MS
Nach dem Besuch der Ming-Gräber in Nanjing schreibt er *La tombe*.
"Je puis jusqu'au mont droit embrasser la disposition de la nécropole, et, préparant mon coeur, par la route des funérailles, je me mets en marche au travers de ce lieu réservé à la mort. Voici le porche et l'apprentissage de la terre ; c'est ici, dis-je, que la mort faisait halte sur un double seuil, je vois devant moir s'ouvrir le pays des Mânes.... Plus loin sont rangés les mandarins militaires et civils. Aux funérailles du Pasteur les animaux et les hommes ont député ces pierres. Et comme nous avons franchi le seuil de la vie, plus de véracité ne saurait convenir à ces simulacres... Maintenant, par une série d'escaliers dont le bandeau médien divulgue encore le reptile impérial, je traverse le cadre ravagé des terrasses et des cours... Au centre, le trône supporte, le baldquin encore abrite l'inscription dynastiques... Et voici devant moi la tombe. Entre les avancements massifs des bastions carrés qui le flanquent, et derrière la tranchée profonde et définitive du troisième ru, un mur ne laisse point douter que ce soit ici le terme de la route. Un mur et rien qu'un mur, haut de cent pieds et large de deux cents. Meurtrie par l'usure des siècles, l'inexorable barrière montre une face aveugle et maçonnée. Seul dans le milieu de la base un trou rond, geule de four ou soupirail de cachot... " [Clau1]

1898 Claudel, Paul. *La politique française en Chine de 1894 à 1898 : d'après le nouveau Livre jaune*. In : L'écho de Chine ; 26-27., 29.8.1898. [Attribué à Claudel].

L'Imprimerie Nationale a procédé récemment à la distribution d'un Livre Jaune relatif aux Affaires de Chine. Les 77 dépêches contenues dans ce document se répartissent sur un espace de quatre années, la première portant la date du 24 septembre 1894 et la dernière du 11 juin 1898. C'est un laps de temps déjà long et qui permet de dégager les lignes générales de notre action en Chine, d'en éprouver la valeur et d'en apprécier les résultats. La lecture des 56 pages du Livre Jaune fait voir combien sont peu mérités les reproches de défaut de netteté et de suite que l'on adresse souvent à notre politique extérieure. La diplomatie française, servie à Pékin par une série d'excellents ministres qui ont su réparer les conséquences de notre longue inertie, paraît s'être proposé dès l'abord un objet précis dans un champ d'action nettement limité et à aucun moment ne s'est laissée dévier ou fourvoyer.

Les dépêches du récent Livre Jaune peuvent se diviser en deux séries ; les unes se rapportant à la constitution de notre « Sphère d'influence » en Chine, à un point de vue politique comme à un point de vue commercial ; les autres au protectorat que nous exerçons sur les Missions Catholiques. C'est sur les régions limitrophes de son Empire d'Indo-Chine que la France était le plus naturellement appelée à concentrer son intérêt. Nous avions conquis le Tonkin, il importait tout d'abord d'assurer pour ainsi dire, la fermeture de nos nouvelles possessions et d'achever le dessin de notre frontière. Cette opération languissait depuis de longues années ; elle est aujourd'hui terminée.

« La frontière sino-annamite, dit M. Gérard dans une dépêche en date du 19 juin 1897, est donc aujourd'hui entièrement abornée depuis la mer jusqu'au Mékong. Il n'avait pas fallu moins de neuf ans, de 1885 à 1894, pour achever les travaux d'abornement entre Mon-kay et les limites communes du Kouang-si et du Yun-nan. La section infiniment plus étendue, comprise entre la frontière commune du Kouang-si et du Yun-nan et Je Mékong, a été tout entière abornée en moins de dix-huit mois. Cette différence seule suffit à marquer le changement survenu dans les dispositions de la Chine à l'égard de la France et de l'Annam. Le Gouvernement chinois a témoigné de la sorte, non seulement qu'il acceptait les faits accomplis et consacrés par les traités et conventions de 1885, 1886, 1887 et 1895, mais qu'en délimitant exactement les domaines respectifs de la Chine et de l'Annam, il entendait entretenir avec nos possessions de l'Indo-Chine les rapports les plus étroits de bon voisinage, d'amitié et de commerce. » [Livre Jaune, p. 40, n°51]

II est superflu de rappeler que la nouvelle délimitation a été faite dans le sens le plus favorable pour nous. La Convention du 20 juin 1898 nous permettait d'enclore dans nos possessions du Tonkin l'enclave importante formée par la principauté de Déo van tri et nous laissait tout le territoire à l'Est du Mékong. On se souvient des réclamations justifiées que fit entendre l'Angleterre à cette époque. Mais après avoir complété la clôture de nos propriétés et par là même en avoir assuré la police, il importait que nous prissions nos garanties contre les risques d'un voisinage importun. La constitution de notre banlieue, la création à notre bénéfice d'une situation privilégiée dans les trois provinces limitrophes de nos possessions Tonkinoises, Yunnan, Kouang-Si et Kouangtoung, fut l'œuvre qui, grâce à une série d'actes successifs se complétant l'un par l'autre, est aujourd'hui à peu près entièrement terminée.

Nous passerons tout d'abord en revue les clauses de ces arrangements qui offrent un caractère purement politique.

La Convention de Commerce Complémentire du 20 juin 1895 ouvrait au Commerce français les trois ports de Tong-hing, Hok'eou et Szemao et prévoyait l'établissement dans ces villes d'agents consulaires de notre nation. Le 1er février 1897, à la suite de l'ouverture de la Rivière de l'Ouest obtenue par l'Angleterre, M. Hanotaux donnait l'instruction à M. Gérard de réclamer des compensations en vue de rétablir l'équilibre ainsi troublé à notre détriment. Un télégramme de M. de Montebello en date du 12 février mandait au Département que le « Gouvernement russe avait prescrit au ministre de l'Empereur à Pékin d'appuyer de tout son pouvoir les démarches de son représentant ».

L'action énergique de M. Gérard fut couronnée de succès : nous obtînmes entre autres avantages sur lesquels nous aurons à revenir plus loin, la promesse écrite du Tsong li-Yamen que l'île de Haïnan ne serait aliénée ni concédée à aucune autre puissance. Voici le texte de cette pièce importante :

A M. HANOTAUX, Ministre des Affaires étrangères.

Pékin, le 18 mars 1897.

Votre Excellence m'avant invité à réclamer du Tsong-ly-Yamen la réponse du à ma Note du 2 mars, j'ai, le 13, dans une entrevue avec le Prince King et les Ministres, et malgré le refus antérieur de Son Altesse d'aborder de nouveau ce sujet, insisté pour que, selon les instructions très nettes dont j'étais muni, l'incident ne fût clos que quand toutes satisfactions nous auraient été données. Après un court débat, le Prince céda et me promit que cette réponse allait m'être adressée, en m'indiquant sommairement le sens dans lequel elle serait conçue. Le 15 mars, me parvint la réponse annoncée. J'en envoie, sous ce pli, à Votre Excellence la traduction française.

A.GÉRARD

Annexe à la dépêche du Ministre de la République à Pékin en date du 18 Mars 1897.
Le TSONG-LY-YAMEN à M. GÉRARD, Ministre de la République française
à Pékin.
Le 13e jour de la 2e lune de la 24e année Kouang-siu (15 mars 1897).
Le 1er jour de la 2e lune de la 23e année Kouang-siu [3 mars 1897], Nous avons reçu la dépêche par laquelle vous nous dites que la France, étant donné les relations étroites d'amitié et de bon voisinage qu'elle entretient avec la Chine, attache un prix particulier à ce que jamais l'île de Haï-nan ne soit aliénée ni concédée par la Chine à aucune autre Puissance étrangère, à titre de cession définitive ou temporaire, ou à titre de station navale ou de dépôt de charbon.
Notre Yamen considère que Kiong-tchéou (l'île de Haï-nan) appartient au territoire de la Chine qui, de règle, y a son droit de souveraineté. Comment pourrait-elle la céder aux nations étrangères ? D'ailleurs, le fait n'existe nullement à présent, qu'elle en ait fait le prêt temporaire aux nations étrangères. Il convient que Nous répondions ainsi officiellement à Votre Excellence. »
[Suivent les signatures du Président et des Membres du Tsong-ly-Yamen]. [Livre Jaune, p. 33, n" 43]
Enfin à la suite de la concession à l'Allemagne de la baie de Kiao-tcheou, de l'occupation par la Russie de Port-Arthur et de Talienwan et des avantages de nature diverse accordés à la Grande-Bretagne, nous eûmes à faire valoir les titres que nous possédions, nous aussi, à des gages positifs de l'amitié de la Chine. Dans les premiers jours d'avril 1898, un échange de lettres fort intéressantes avait lieu entre notre Chargé d'Affaires à Pékin et le Tseng li-Yamen. Les deux clauses les plus importantes de l'accord ainsi constaté avaient pour objet, l'une la prise à bail de la baie de Kouang-tcheou-ouan qui nous fut louée pour une durée de 99 ans, avec la faculté d'y établir une station navale et un dépôt de charbon ; l'autre une garantie d'inaliénabilité analogue à celle déjà consentie par la Chine en ce qui concerne l'île de Hainan, se rapportant aux trois provinces limitrophes du Tonkin, Yunnan, Kouang-Si et Kouang-toung. Nous donnons ci-dessous le texte de l'engagement soucrit par le Tsongli-yâmen :
M. DUBAIL, Chargé d'affaires de la République française à Pékin, au TSONG-LY-YAMEN.
Pékin, le 4 avril 1898.
Dans la pensée d'assurer les rapports de bon voisinage et d'amitié de la Chine et de la France, dans la pensée également de voir maintenir l'intégrité territoriale de l'Empire chinois et en outre par suite de la nécessité de veiller à ce que, dans les provinces(limitrophes du Tonkin, il ne soit apporté aucune modification à l'état de fait et de" droit existant, le Gouvernement de la République attacherait un prix particulier à recueillir du Gouvernement chinois l'assurance qu'il ne cédera à aucune autre Puissance tout ou partie du territoire de ces provinces soit à titre définitif ou provisoire, soit à un titre quelconque.
Je serai reconnaissant à Vos Altesses et à Vos Excellences, en m'accusant réception de cette lettre, de vouloir bien répondre par dépêche officielle au désir du Gouvernement de la République.
G. DUBAIL
[Livre Jaune, p. 49, n° 12]

Annexe no 2 à la dépêche du Chargé d'affaires de la République française à Pékin, en date du 11 avril 1898.
Taduction
Le TSONG-LY-YAMEN à M. DUBAIL, Chargé d'affaires de la République française à Pékin.
Le 20e jour de la 3e lune de la 24e année Kouang-siu (le 10 avril 1898).
Le 14e jour de la 3e lune de la 20e année Kouang-siu (le 4 avril 1898), Nous avons reçu de Votre Excellence la dépêche suivante :
(Voir la pièce à-dessus.)
Notre Yamen considère que les provinces chinoises limitrophes du Tonkin, étant des points importants de la frontière, qui l'intéressent au plus haut degré, devront être toujours administrés par la Chine et rester sous sa souveraineté. Il n'y a aucune raison pour qu'elles soient cédées ou louées à une Puissance. Puisque le Gouvernement français attache un prix particulier à recueillir cette assurance, Nous croyons devoir adresser la présente réponse officielle à Votre Excellence, en La priant d'en prendre connaissance et de la transmettre. »
(Suivent les signatures du Président et des Membres du Tsongli-Yamen.)
La formule employée paraît analogue à celle dont se servirent les ministres chinois en ce qui concerne la garantie d'inaliénabilité de la Vallée du Yangtsze, ainsi qu'il résulte de la pièce suivante :
Pékin, 18 avril 1898.
Le Ministre d'Angleterre m'a dit que, contrairement à certaines allégations, il est depuis plusieurs semaines, en possession d'une lettre du Tsong-ly-Yamen, par laquelle il est déclaré que la Chine ne cédera ni ne louera à aucune Puissance les territoires de la vallée du Yangtse-king. La formule employée est identique à celle qui se trouve dans la lettre qui m'a été écrite au sujet de l'inaliénabilité des provinces limitrophes du Tonkin.
G. TONKIN
[Livre Jaune, p. 51, n° 66]

Nous avons indiqué dans notre article d'hier les garanties que le Gouvernement de la République a su obtenir de la Chine pour la préservation de sa zone d'influence. Ces garanties constituent un privilège d'ordre purement négatif. Il importait de lui donner des applications positives et pratiques. Aussi parallèlement à leur action proprement politique, nos représentants à Pékin ont-ils porté tous leurs efforts à assurer à la France l'usufruit d'un domaine dont nous ne désirions pas voir passer en d'autres mains la nu-propriété.

On sait que la France fut la première à se préoccuper des perspectives qu'ouvrait l'établissement en Chine d'un système de voies ferrées. Malgré les restrictions fâcheuses et l'insuffisance de sa rédaction, l'art. XII du traité du 9 juin 1885 constituait à notre bénéfice un véritable droit moral de préférence : « ...La France construira des Chemins de fer au Tonkin. Quand la Chine, de son côté, aura décidé de construire des Chemins de fer, il est convenu qu'elle aura recours à l'industrie française et que le Gouvernement de la République française donnera toutes facilités pour qu'elle se procure en France le personnel nécessaire... »

En 1895, la France avait rempli sa part de cet engagement réciproque et un chemin de fer avait été construit entre Pha-Lang-Thuong et la frontière chinoise. L'article 5 de la Convention Complémentaire signée le 20 juin 1895 vint préciser la nature des obligations souscrites, huit ans auparavant : « II est convenu que les voies ferrées soit déjà existantes, soit projetées en Annam pourront, après entente commune et dans des conditions à définir, être prolongées sur le territoire chinois. »

Le 9 juin 1896, M. Gérard annonce à M. Hanotaux, qu'après une année de négociations, le Gouvernement chinois vient de remplir ses engagements en accordant à la Compagnie de Fives-Lille le prolongement jusqu'à Langson de la ligne de Longtcheou. (Livre Jaune, p. 21). Les travaux commencèrent aussitôt. Mais chacun savait que le tronçon concédé n'avait que la valeur d'une amorce et qu'il n'acquerrait d'importance véritable que si la ligne pouvait être poussée jusqu'aux grands marchés de la haute rivière de l'Ouest, Nanning et Pesé. Par l'arrangement du 12 juin 1897, nous obtînmes toutes les facilités désirables : « II est entendu que, conformément à l'article V de la Convention commerciale complémentaire du 20 juin 1895, ainsi qu'au contrat intervenu le 5 juin 1896 entre la Compagnie de Fives-Lille et l'Administration officielle du chemin de fer de Dong-dang à Long-tcheou, et aux dépêches échangées les 2 et 25 juin de la même année entre la Légation de la République et le Tsong-ly-Yamen, si la Compagnie de Fives-Lille a convenablement réussi, et dès que la ligne de Dong-dang à Long-tcheou sera achevée, on ne manquera pas de s'adresser à elle pour les prolongements de ladite ligne dans la direction de Nan-ning et de Pe-se. » [Livre Jaune, p. 38)

Nous nous étions assuré une voie de pénétration dans le Kouang-si ; il importait davantage encore que les mêmes facilités nous fussent attribuées en ce qui concerne le Yunnan. L'arrangement du 12 juin stipulait déjà dans son troisième paragraphe que « la Chine entreprendra des travaux pour l'amélioration de la navigabilité du haut Fleuve Rouge et qu'en vue des intérêts du commerce, elle aplanira et amendera la route de Ho-keou à Man-hao et Mong-tse jusqu'à la capitale provinciale. Il est entendu, en outre, que faculté sera donnée d'établir une voie de communication ferrée entre la frontière de l'Annam et la capitale provinciale, soit par la région de la rivière de Pe-se, soit par la région du haut Fleuve Rouge, les études et la mise à exécution par la Chine devant avoir lieu graduellement ». (Livre Jaune, p. 38) Le 9 avril 1889, nous obtenions plus et mieux. Dans une dépêche adressée à M. Dubail, le Tsong li-Yamen déclare que « le Gouvernement chinois accorde au Gouvernement français ou à la compagnie française que celui-ci désignera, le droit de construire un chemin de fer allant de la frontière du Tonkin à Yunnan-fou, le Gouvernement chinois n'ayant d'autre charge que de fournir le terrain pour la voie et ses dépendances. Le tracé de cette ligne est étudié en ce moment et sera ultérieurement fixé d'accord avec les deux Gouvernements. Un règlement sera fait d'accord ». (Livre Jaune, p. 50)

Enfin, et tout récemment, nous complétions dans le Kouangtoung, le plan du réseau dont le tracé était déjà indiqué pour le Kouang-si et le Yunnan. Par une dépêche en date du 28 mai 1898, M. Pichon annonçait à M. Hanotaux que « le Gouvernement chinois consentait à nos demandes pour le Chemin de fer de Pakhoi au Sikiang. Il est entendu que seule une Compagnie française ou franco-chinoise pourra construire tous les chemins de fer ayant Pakhoi pour point de départ ». Enfin notre position économique dans les trois provinces limitrophes du Tonkin était consolidée par le paragraphe 2 de l'arrangement du 12 juin 1897 qui stipulait que « il est entendu que, conformément à l'article V de la Convention commerciale complémentaire du 20 juin 1895, dans les trois provinces limitrophes du Sud, Kouang-tong, Kouang-si et Yun-nan, le Gouvernement chinois fera appel, pour les mines à exploiter, à l'aide d'ingénieurs et industriels français ». (Livre Jaune, p. 50)

II nous reste à examiner les conditions dans lesquelles, au cours des quatre dernières années, la France a rempli son rôle de protectrice des Missions Catholiques en Chine.
Ce protectorat est la partie la plus grande des attributions de notre représentant à Pékin ; c'en est peut-être aussi la plus importante comme elle est la plus honorable. Sur toute l'étendue d'un territoire plus grand que celui de l'Europe, quinze cent mille catholiques tournent leurs yeux vers le Ministre de France pour le libre exercice de leurs croyances et la sauvegarde de leurs propriétés et de leurs vies. A chaque instant, aux points les plus divers des trente-sept Vicariats sur lesquels l'Eglise répartit ses travaux apostoliques, ce sont des troubles à réprimer ou à prévenir, de vieilles injustices à réparer, des enquêtes à mener, des compensations à estimer, des droits à faire reconnaître, et partout des procédures laborieuses à poursuivre, à travers les détours et les embûches ménagés par la mauvaise foi et la mauvaise volonté des Autorités Chinoises. De ce chef est dévolu à nos Ministres et aux Agents placés sous leurs ordres, un rôle multiple et chargé qui exige d'eux une vigilance sans relâche, une patience à toute épreuve, et aussi cette espèce d'énergie, la plus précieuse et la plus rare, qui s'appelle la persévérance. On ne saurait donc s'étonner que quelques-uns de nos représentants aient parfois défailli sous le fardeau. Mais on ne doit aussi que plus d'éloges, à ceux qui ont exercé leur action avec tant de discernement et de fermeté, que, depuis quatre ans, on chercherait vainement l'occasion où leur intervention ait été inefficace.
Le plus important succès remporté sur le terrain du protectorat religieux par M. Gérard, et qui est pour nos missions d'une conséquence infinie est la mise en vigueur de la Convention Berthemy, qui permet aux Missionnaires Catholiques d'acquérir des immeubles sans avoir obtenu l'autorisation préalable des mandarins.
«J'ai reçu, dit M. Gérard, dans une lettre adressée à M. Hanotaux et datée du 30 avril 1896, (Livre Jaune, p. 6, n" 9), la dépêche par laquelle Votre Excellence a bien voulu répondre à la suggestion que je lui a avais soumise concernant l'opportunité de donner à la Convention conclue le 20 février 1865 entre M. Berthemy et le Tsong-ly-Yamen, une consécration et une autorité nouvelles. Cette Convention, qui concerne l'acquisition à titre collectif, par les missions, de terrains et de maisons dans l'intérieur du pays, se recommandait à notre attention, d'abord, parce que la plupart des affaires récentes sont des contestations en matière d'immeubles, ensuite parce que ladite convention semble n'avoir été portée à la connaissance des Vice-Rois qu'avec des additions et commentaires qui en dénaturent le sens.
Un règlement adressé en 1863 aux Vice-Rois par le surintendant du commera des ports du Nord a, en effet ajouté à cette Convention une clause aux termes de laquelle tout Chinois doit, avant de vendre aucune propriété aux missionnaires demander aux autorités locales une autorisation préalable, qui, en fait, es d'ordinaire refusée. La Légation a souvent protesté contre ce règlement ; le Tsong-ly-Yamen a admis le bien-fondé de ses réclamations, notamment dans le: lettres du 5 février 1882 et du 31 août 1888, dont j'ai donné lecture aux Ministres Et cependant la Convention, dans la plupart des cas, n'est pas observée, ou plutô les autorités locales continuent à y adjoindre l'obligation de l'autorisation préalable qui en est comme l'abrogation.
J'ai eu la satisfaction d'annoncer il y a quelque temps à Votre Excellence qui mes efforts avaient abouti, et qu'après une série de pourparlers et un échange de dépêches qui s'étendent du 24 juillet au 3 décembre, j'avais réussi à obtenir de Tsong-ly-Yamen le rétablissement intégral et l'envoi aux autorités provinciales di l'Empire du texte authentique réglant le droit d'achat, par les missions catholiques de terrains et de maisons dans l'intérieur de la Chine. »
Nous donnons ci-dessous ce texte déjà publié, mais dont 1; connaissance ne saurait être trop répandue. (Livre Jaune, p. 7. Annexe à L dépêche du ministre de la République à Pékin en date du 30 avril 1895.)
« A l'avenir, si des missionnaires français vont acheter des terrains et de maisons dans l'intérieur du pays, le vendeur (tel ou tel, son nom) devra spécifiei dans la rédaction de l'acte de vente, que sa propriété a été vendue pour faire parti des biens collectifs de la mission catholique de la localité. Il sera inutile d'y inscrir les noms du missionnaire ou des chrétiens. La mission catholique, après conclusioi de l'acte, acquittera la taxe d'enregistrement fixée par la loi chinoise pour tous le actes de vente, et au même taux. Le vendeur n'aura ni à aviser les autorités locale de son intervention de vendre ni à demander au préalable leur autorisation. »
il convient de remarquer que le bénéfice de l'acte précité est réserv aux seules missions catholiques ; la rédaction de cette pièce ne laisse à c sujet aucun doute.
Quelque temps après, les émeutes du Szechuen virent [sic] fournir notre diplomatie l'occasion d'un nouveau succès. Par une mesure jusque-L inouïe, le Vice-Roi du Szechuen fut dégradé et dut lui-même payer sur le ressources qu'il avait accumulées par quatre années d'exactions le indemnités dues aux missions dont il avait organisé le pillage.
Pendant les années qui suivent, il y eut une sorte de liquidatioi générale des affaires religieuses qui

depuis de longues années restaient san solution ; nous citerons les affaires de Koueïtcheou qui attendaient leu règlement depuis 1883 ; celles du Thibet où les missionnaires puren rentrer après vingt années d'exil ; enfin celles du Kiang-si ; nous voyon que M. de Bezaure vient tout récemment d'obtenir la réintégration de 1 Mission Lazariste dans la capitale de la province, à Nantchang, d'où, depui 1865, et malgré la démarche personnelle de M. de Rochechouart, elle s trouvait expulsée [Livre Jaune, pp. 44, 47 et 56]. Il convient aussi de mentionner la reconstruction de la Cathédrale de Tientsin qui efface le dernier souvenir de l'attentat de 1870. Enfin nous avons obtenu pour le meurtre des P.P. Mazel et Berthollet, au Kouang-si, les satisfactions que nous réclamions.
On peut dire aujourd'hui, avec vérité, que la situation des Missions Catholiques en Chine est meilleure qu'elle ne l'a jamais été à aucun moment. Le Saint-Siège au mois de juillet 1897 en a fait exprimer officiellement sa reconnaissance à notre Légation. Comme le dit M. Dubail dans sa lettre du 12 septembre 1897, « ce témoignage de gratitude est légitime. Je ne crois pas, ajoute-t-il, qu'à aucun moment notre protectorat religieux ait été aussi solidement établi en Chine et ses résultats aussi efficaces ».
En dehors des grandes catégories d'affaires que nous avons déterminées, l'activité de nos ministres, a remporté sur des terrains différents d'autres succcès. C'est ainsi que nous avons obtenu que l'Arsenal de Foutcheou fût confié à une direction française. C'est ainsi que la Chine a pris envers nous l'engagement de placer son service des Postes sous le contrôle d'un de nos compatriotes.
En somme, comme nous le disions au début de ce travail, la lecture du nouveau Livre Jaune laisse une impression des plus favorables. La diplomatie française ne désire pas la dissolution définitive de ce vaste corps sans tête et sans organes qu'est à l'heure actuelle l'Empire chinois. Nous avons été les derniers à entrer dans la voie des acquisitions territoriales. Mais d'autre part, on ne saurait nous reprocher d'avoir d'ores et déjà déterminé la zone où nous jugeons que l'intervention politique et économique d'autres Puissances serait préjudiciable à notre sécurité ou à nos intérêts. C'est l'œuvre que nos ministres ont menée aujourd'hui à bonne fin. Mais leur intérêt ne saurait se limiter à un seul point du vaste Empire. La France est une puissance européenne, et en cette qualité, rien de ce qui est chinois ne saurait lui être indifférent. Il n'est pas de région où depuis quelques années l'action de notre pays se soit exercée d'une manière aussi continue et aussi bienfaisante. De la Mandchourie au Tonkin, du Thibet à la mer Jaune, dans les coins les plus reculés de Ta-tsin, tous savent que ce n'est jamais en vain qu'on s'est adressé à la France pour la défense du droit et de la faiblesse opprimés. Ce sont là des traditions dont nous aurons à cœur de ne pas déchoir, et le passé nous répond de l'avenir. [Clau27:S. 320-328]

1898 Paul Claudel ist Konsul in Fuzhou (Fujian) und kehrt nach Shanghai zurück. Er reist nach Ningbo (Zhejiang), nach Dinghai und den Inseln Zhousan (Zhejiang), nach Suzhou und nach Japan. [Clau8:S. 363]

1898 Claudel, Paul. *Salutations*. MS
"Et je salue de nouveau cette terre pareille à celles de Gessen et de Chanaan. Cette nuit, notre navir à l'entrée du fleuve ballotté dans le clair-de-lune couleur de froment, quel signe bien pas au delà de la mer m'a fait le feu des 'Chines'... Et je saluerai cette terre, non point avec un jet frivole de paroles inventées, mais en moi que la découverte soudain d'un immense discours cerne le pied des monts comme une mer d'épis traversée d'un triple fleuve... »
Gilbert Gadoffre : Hymne d'action de grâces du consul revenu à sa terre promise du Fujian, Salutation est placée sous le signe de la plénitude. Claudel nous transporte en divers points : au large des côtes du Fujian, sur un bateau qui remonte le Min, dans les faubourgs de Fuzhou. Mais ces changements de lieu sont imperceptibles tant le lieu géographique s'efface derrière un cadre imaginaire qui se dessine en transparence : un paysage liquide et blanc où le poète est immergé. [Clau29,Clau1]

1898 Claudel, Paul. *Tao teh king.* MS
« Tous les hommes paraissent heureux comme s'ils étaient assis à une table pleine, comme celui qui est monté sur une tour au printemps. Moi seul, je suis silencieux et indifférent, et mes désirs ne sont pas encore montrés. Je suis comme un enfant qui n'a pas encore souri. Je parais égaré, comme qui n'a nulle part où aller. Tous les autres hommes ont assez et de reste ; moi seul, comme si j'avais perdu toutes choses. Mon esprit est celui d'un homme stupide ; je suis dans un état de chaos. Les gens ordinaires ont l'air très intelligent ; seul je suis noir. Les gens ordinaires sont pleins de juegement et de connaissance, moi seul n'en ai pas. Je suis en dérive sur la mer ; je suis le jouet du vent, comme s'il n'était pas de repos pour moi. Tous les autres ont leur capacité ; moi seul je suis stupide comme un rustre. Je suis seul et différent des autres, et ce que j'apprécie est la mère. »

Bernard Hue : Le thème de la Mère a une place exceptionnelle pour Claudel. Il sera repris dans *Le repos du septième jour*, dans le *Journal*, dans *Le poète et le vase d'encens* et sur *La mère*. Les variantes, d'un texte à l'autre, font nettement ressortir que Claudel voit dans le tao une école de connaissance. [Clau1,Clau33:S. 115]

1898 Claudel, Paul. *Quatre petits poèmes en prose* [geschrieben 1897] : *La pluie*, *La nuit à la vérandah*, *Splendeur de la lune*, *Rêves*. In : La revue blanche ; 15 sept. (1898) [Clau1]

1898-1900 Paul Claudel ist Generalkonsul in Shanghai. [CFC]

1899 Paul Claudel schreibt in seine Agenda über das Begräbnis eines Bauern : "Prom[enade] le soir. Le chemin qui serpente et se perd dans les tombes. Au ciel la tache rouge jaune clair. Les pas de gens, Emigrant des derniers mois. Le cercueil porté par 6 hommes s'appuyant sur des bâtons. Les torches de bambous. L'homme au turban noir. Ch[ant] inexprimablement touchant des grillons sous l'herbe. Sommeil dans le chagrin." [Clau27]

1899 Claudel, Paul. *Propositions sur la lumière*, *Bouddha*. In : Mercure de France ; 1er juin (1899).
Bouddha.
« Puisque chaque créature née de l'impression de l'unité divine sur la matière indéterminée est l'aveu même qu'elle fait à son créateur, et l'expression du Néant d'où il l'a tirée. Tel est le rythme respiratoire et vital de ce monde, dont l'homme doué de conscience et de parole a été institué le prêtre pour en faire la dédicace et l'offrande, et de son néant propre uni à la grâce essentielle, par le don filial de soi-même, par une préférence amoureuse et conjugale. Mais ces yeux aveuglés se refusèrent à reconnaître l'être inconditionnel, et à celui qu'on nomme le Bouddha il fut donné de parfaire le blasphème païen. Pour reprendre cette même comparaison de la parole, du moment qu'il ignorait l'objet du discours, l'ordre et la suite lui en échappèrent ensemble, et il n'y trouva que la loquacité du délire. Mais l'homme porte en lui l'horreur de ce qui n'est pas l'Absolu, et pour rompre le cercle affreux de la Vanité, tu n'hésitas point, Bouddha, à ambrasser le Néant. Car, comme au lieu d'expliquer toute chose par sa fin extérieure il en cherchait en elle-même le principe intrinsèque, il ne trouva que le Néant, et sa doctrine enseigna la communion monstrueuse. La méthode est que le sage, ayant fait évanouir successivement de son esprit l'idée de la forme, et de l'espace pur, et l'idée même de l'idée, arrive enfin au Néant, et, ensuite, entre dans le Nirvana. Et les gens se sont étonnés de ce mot. Pour moi j'y trouve à l'idée de Néant ajoutée celle de jouissance. Et c'est là le mystère dernier et Satanique, le silence de la créature retranchée dans son refus intégral, la quiétude incestueuse de l'âme ssise sur sa différence essentielle. »

Yvan Daniel : L'attaque du Bouddhisme est bien plus violente dans Bouddha. Ce texte est essentiel pour comprendre et mesurer l'étendue de la condamnation claudélienne. L'on peut y distinguer quatre parties, dans la première, Claudel explique l'origine du 'roman mythologique' humain de la même façon qu'il le fera dans *Sous le signe du dragon*, comme le désir d'imposer 'un nom propre' aux 'forces de la Nature', puis décrit brièvement le culte idolâtrique, quelque peu ridiculisé par la multiplication démesurée des statues adorées. La seconde partie est plus importante, elle s'attache à considérer ce que l'on pourrait appeler la pensée chinoise - tant le terme de 'philosophie' semble peu idoine – avant l'arrivée du Bouddhisme. La troisième partie envisage l'hypothèse d'un monde chinois ayant progressé en dehors des influences bouddhiques.
Claudel accepte de considérer que la philosophie ancienne des Chinois, du moins celle des 'Classiques' traduits par les jésuites, ne s'oppose pas aux fondement du Christianisme. [Clau24:S. 335-337]

1899 Paul Claudel ist Konsul in Fuzhou (Fujian). [Clau8:S. 364]

1899 Paul Claudel reist per Schiff von Shanghai zur Pagoda Anchorage, über Nantai (Liaoning) nach Fuzhou. Er schreibt an Jean Amrouche : « J'en profitais pour faire de grandes excursions dans le pays. Comme il y avait le bateau qui n'apportait la malle que tous les hui jours ou tous les quinze jours, cela me laissait énormément de liberté. J'avais beaucoup de temps pour lire, pour réfléchir et pour me promener. » [Clau9:S. 140,Clau8:S. 100]

1899 Claudel, Paul. *Bronzes des Song*. In : L'écho de Chine ; 27 févr. (1899). [Geschrieben unter dem Namen Figulus].
« ... Car nous voyions là les premiers cette unique collection de bronzes des Song, qui, réunie par le concours du goût le plus fin et de la chance la plus méritée, deviendra un jour ou l'autre, ornement de quelque royal musée, aussi fameuse que les trésors de Bosco-reale ou de Mycènes. ... La première impression, je l'ai dit, est de surprise et presque de gêne. Le sens d'abord et le canon de cet art grotesque et ramassé nous échappent en même temps, la lourdeur de ces lingots et de ces boulets, l'extravagance funèbre, l'insultante originalité, l'exorbitant parti pris des formes nous déconcertent. Tout au plus apprécions-nous la beauté du métal, dont l'épaisse et sonore pulpe, recélant les substances les plus riches, se montre marbrée sous l'action des siècles successifs, d'oxydes bleuâtres et vineux, noirs et verts ; tout au plus admirerons-nous l'élégance concise et robuste des niellures et des arabesques dont les arêtes nettes et grasses se détachent avec une pureté de nervure végétale...
» [Clau1]

1899 Claudel, Paul. *Le sédentaire*. *Proposition sur la lumière*. [1898]. In : Mercure de France ; juin (1899). [Clau1]

1900 Claudel, Paul. *Connaissance de l'Est* [ID D2653].
[Enthält neben publizierten Gedichten folgende Gedichte, die zum ersten Mal publiziert sind] : Pensée en mer [1896]. Vers la montagne [1896]. La mer supérieure [1896]. Le temple de la conscience [1896]. Octobre [1896]. Novembre [1896]. Peinture [1896]. Le contemplateur [1896]. Décembre [1896]. Tempête [1896]. Le porc [1896]. Ardeur [1897]. Considération de la cité [1897]. La descente [1897]. La cloche [1897]. La tombe. [1897] Tristesse de l'eau [1898]. La navigation nocture [1897]. Halte sur le canal [1898]. Le pin [1898]. L'arche d'or dans la forêt [1898]. Le promeneur [1898]. Ca et là [1898]. La terre vue de la mer [1898]. Salutation [1898]. La maison suspendue [1898]. La source [1898]. La marée de midi [1898]. Le risque de la mer [1899]. Heures dans le jardin [1899]. Sur la cervelle [1899]. La terre quittée [1899].

Halte sur le canal
"...La Chine montre partout l'image du vide constitutionnel dont elle entretient l'économie. 'Honorons', dit le *Tao teh king*, 'la vacuité qui confère à la roue son usage, au luth son harmonie'... La Chine ne s'est pas, comme l'Europe, élaborée en compartiments ; nulles frontières, nuls organismes particuliers n'opposaient dans l'immensité de son aire de résistance à la propagation des ondes humaines. Et c'est pourquoi, impuissante comme la mer à prévoir ses agitations, cette nation, qui ne se sauve de la destruction que par sa plasticité, montre partout, - comme la nature, - un caractère antique et provisoire, délabré, hasardeux, lacunaire... »

Gilbert Gadoffre : Halte sur le canal. Le symbole des vides qui alternent avec les pleins dans la démographie chinoise, et du vide taoïste tel qu'il est défini dans le *Dao de jing*.
Dans *Peinture* se présente comme un tableau monochrome, un lavis à l'encre de Chine, la couleur intervient brusquement aux dernières lignes, et c'est le trait final de la douve circulaire, avec, dans 'un morceau d'azur au lieu d'eau, les trois quarts d'une lune à peine jaune'.

Heures dans le jardin
« ... On a fermé par mon ordre la porte avec la barre et le verrou. Le portier dort dans sa niche, la tête avalée sur la poitrine ; tous les serviteurs dorment. Une vitre seule me sépare du jarin, et le silence est si fin que tout jusqu'aux parois de l'enceinte, les souris entre deux planchers, les poux sous le ventre des pigeons, la bulle de pissenlit dans ses racines fragiles, doit ressentir le bruit central de la porte qu j'ouvre. La sphère céleste m'apparaît avec le soleil à la place que j'imaginais, dans la splendeur de l'après-midi... »
Gilbert Gadoffre : Tout se passe dans le jardin du consulat de France à Fuzhou. Dans les premières séquences nous voyons se succéder des images végétales : grappes de raisin qui mûrissent au soleil, algue dans le courant 'que son pied seul amarre', palmier d'Australie immobile malgré ses battements d'ailes dans le vent, aloès triomphal qui meurt au moment même où il arrive à la maturité sexuelle. Puis vient la séquence de la claustration dans le jardin et le dispositif en spirale qui conduit le poète jusqu'au puits central ; c'est ensuite l'apparition de l'arbre blanc and la nuit, et enfin le thème de la marée.

Zhang Xinmu : *Connaissance de l'Est* apparaît comme un recueil de récits de voyage, apportant différents éléments consituant l'identité de la Chine du début du XXe siècle. Nous apercevons que ces récits sont plutôt des nominations subjectives en série, issues d'une exaltation poétique, tantôt affective, tantôt répugnante. La connaissance que constitutent ces chinoiseries à peine nommables n'est qu'un prétexte, un lieu où l'auteur pourrait laisser libre cours à son imagination et à son élan poétique. La connaissance ici se montre comme résultat d'une signifiance, comme trame de signes reliant le monde naturel au monde social, la culture à la langue, et le poète, émerveillé d'abord par le cadre naturel, dégoûté ensuite par ce monde abominable, erre dans son territoire imaginaire. Il a quand même retrouvé la grandeur culturelle de ce monde abominable et y a aperçu une éclaircie de la répugnance, du dégoût, du sentiment de l'abjection. *Connaissance de l'Est* est en réalité une représentation du monde chinois par les signes. Ces signes si nombreux et si hétérogènes en apparence, pourraient être regroupés en quatre catégories : signes du monde naturel, signes de la sociöté, signes de la culture et enfin, signes de la langue.
Claudel a créé les différents signes en utilisant plusieurs façons de représenter le monde chinois. On y remarque surtout trois oppositions : le monde naturel s'oppose au monde humain, le monde réel au monde supposé, le monde substantiel au monde sémiologique. Par le transfert des signes, ces mondes en opposition constitutent l'ensemble du monde chinois tel que Claudel l'a senti et perçu, et qu'il voudrait cristalliser en lettres. Le parcours de reconnaissance est marché d'abord par un enchantement, puis par une déception, et enfin par une sublimation en signes littéraires. Si le monde social a déçu le poète, le monde culturel lui laisse quand même un espoir. Il constate la grandeur de la culture chinoise, et le caractère chinois lui inspire de riches images. [Clau1,Clau29,Morz:S. 27-28, 33, 35]

1900 Paul Claudel hält sich in Frankreich auf. [Clau8:S. 364]

1900-1904 Paul Claudel et Rosalie Vetch : une relation née au cours du voyage vers la Chine en 1900. Claudel rejoint alors son poste à Fuzhou et c'est précisément là que Francis Vetch, ainsi que sa femme Rosalie et ses quatre enfants, comptent se rendre pour faire fortune. Rosalie et Francis Vetch ne connaissent, à cette époque, rien de l'Asie et veulent s'appuyer sur Paul Claudel.
C'est sans compter sur le charisme et la puissance intellectuelle du diplomate. Claudel propose d'héberger la famille pour les aider. Francis Vetch s'éloigne rapidement, occupé à combiner ses multiples trafics, et Rosalie Vetch succombe sincèrement aux charmes du consul. Pendant quatre ans, elle vit un amour fou avec Paul Claudel, au point même que le fonctionnaire du quai d'Orsay refuse une promotion de taille en 1904 : le consulat de Hong Kong ! Il préfère rester à Fuzhou pour Rosalie. Hong Kong représente pour lui une Chine pervertie, par les Anglais et le modernisme. C’est une marque de profond désintéressement pour la carrière diplomatique mais aussi l'aveu de sa passion pour une Chine qu'il juge plus authentique.
En 1904 Rosalie tombe enceinte de Claudel et retourne en Europe. En avril 1905, Paul Claudel et Francis Vetch se retrouvent associés dans une rocambolesque expédition, à arpenter ensemble la Belgique et les Pays-Bas pour retrouver Rosalie, en vain. Ils apprennent à cette période, que leur femme et maîtresse a décidé de refaire sa vie avec un troisième homme. [Clau30]

1901 Claudel, Paul. *L'arbre* ; *Tête d'or* ; *L'échange* ; *Le repos du septième jour* ; *La ville* ; *La jeune file violaine*. (Paris : Mercure de France, 1901). [Geschrieben 1890-1897].

Le repos du septième jour.
Acte I : Administration de la Terre.
Acte II : Descente dans l'abîme.
Acte III : Ascension vers le Ciel – Sainteté.

Er schreibt 1954 : « D'une part un peuple plein de sève, fidèle à ses 'manières' immémoriales, d'autre part à travers les superstitions, à travers le Bouddhisme, le Confucianisme et le Tao (combien amusant et intéressant le Tao !) quelque chose d'antique et de vénérable, où les anciens Jésuites avaient vu comme une ombre de la Vérité révélée ! Que de conversations j'eus à ce sujet avec mon saint ami, le Père [Emile-Genest-Auguste] Colombet, qui me prêta le fameux livre du Père [Joseph] de Prémare ! C'est de ces conversations qu'est issu ce drame le Repos du septième jour. »

Yvan Daniel : Claudel ne cite pas précisément les écrits de Joseph Henri-Marie de Prémare, mais de nombreux indices permettent d'affirmer qu'il a lu certains d'entre eux. Les oeuvres chinoises ayant influencé *Le repos du septième jour* étaient toutes contenues dans les premières lignes du *Notitia linguae sinicae* [ID D1815]. Une lecture profonde permet de suggérer que Claudel n'a pas voulu illustrer grossièrement les théories de Prémare, il les a fait apparaître 'en figure', c'est-à-dire, par définition, de façon indirecte et symbolique. Il n'avait utilisé pour préparer la rédaction de son drame que les éléments fournis par cette oeuvre, réutilisant ces morceaux de phrases traduits sans contexte ni référence précise. Mais la lecture du Notitia ne suffit pas, pour expliquer les autres allusions présentes dans le drame, et les passages qui montrent une connaissance réelle de la culture chinoise des Classiques.

Pour ce qui concerne l'antiquité chinoise, Claudel a vraisemblablement étudié les traduction d'ouvrages historiques, annales ou 'chants' des Classiques. L'étude de l'antiquité chinoise dans *Le repos du septième jour* a montré que de nombreux passages de l'oeuvre semblent directement issus des lectures de l'auteur qui disposait d'un fonds assez important à l'époque de la rédaction. L'imagination et le style claudélien sont venus transformer et enrichir un matière originelle d'ailleurs sèche et souvent brève à cause des impératifs de la traduction ; on voit mal cependant comment tant d'éléments proprement chinois et remontant à la plus haute antiquité auraient pu être entièrement inventés par l'auteur avec tant de justesse. Ce sont ces ouvrages qui pouvaient apporter à Claudel le plus d'informations, et donner au *Repos* ce ton et ce lexique qui rappellent sans cesses les traductions jésuites. Claudel partage d'ailleurs avec la Compagnie de Jésus cette fascination pour la figure du Fils du ciel.

Claudel néglige la disposition rituelle du souverain et des dignitaires dans le palais, le premier étant 'tourné vers le midi pour montrer qu'il est ce que le principe de lumière et de chaleur est pour la nature', et les autres 'tournés vers le Nord'. Mais une telle mise en scène théâtrale n'aurait sans doute pas pris son sens face à un public occidental. La seule 'erreur' importante est celle de la procédure d'intronisation du nouvel empereur, à l'acte III. Selon la tradition, l'empereur est 'l'homme unique' et il ne peut y avoir de nouvel empereur de son vivant, car il ne peut y avoir 'deux rois dans le monde'. L'auteur fait de l'empereur un sage retiré du monde, ou même un saint, entremêlant ainsi habilement l'idéal confucianiste de la sagesse et l'idéal monastique chrétien. Cette fin est d'ailleurs préméditée, puisque Claudel n'ignorait pas que la tradition chinoise refuse que deux empereurs vivent en même temps. Si la mise en scène du protocole impérial est imparfaite, parfois 'occidentalisée' ou déformée par les modifications nécessaires dues au sens se l'oeuvre, les points majeurs de l'étiquette et la répartition des fonctions de cour sont conformes à la tradition.

Claudel imagine et met en scène l'apparition des prémices du christianisme dans la Chine antique. Ses références sont alors essentiellement religieuses, fondées sur les ouvrages des anciens figuristes jésuites qui pensaient avoir retrouvé 'en figure' dans les Classiques chinois, les vestiges de la révélation chrétienne.

Yvonne Y. Hsieh : Segalen first conceived the play *Le combat pour le sol* as a response to Paul Claudel's *Le repos du septième jour*. In a letter to Pierre d'Ythurbide (1913), Segalen expresses his disappointment over Claudel's work : "Ici, empoignant le grand mythe dur et pur du Fils du Ciel, il a produit un chaos sans consistance, et ce qui est pis que tout, une oeuvre bien ennuyeuse. Il avait un sujet précisément et admirablement dramatique. Il tenait entre ses deux grands poings un conflit, l'un des plus grands conflits qu'on puisse imaginer sous le Ciel puisque le Ciel de Chine rencontrait le Ciel Latin. Le résultat : deux fort longs sermons ennuyeux."
The emperor in Claudel's play ventures into the netherworld in search of an explanation. There, he learns of the true God first from the demon, then from an angel who reveals the solution to his problem ; namely the consecration of the seventh day of the week as a day of rest.
Lucie Bernier : Claudel juxtapose les éléments daoistes et chrétiens. L'Empereur Nouveau habillé des habits pontificaux reflète bien cette façon de s'exprimer. Dans cette première étape de l'interprétation de Laozi, l'image du Vide est récurrente mais sans toutefois contenir encore l'osmose entre les deux cultures qui caractérisera les écrits ultérieurs à 1921.

La ville
Bernard Hue : Les premières traces de taoïsme dans l'oeuvre de Claudel, peuvent être décelées dès 1890, dans la première version. Claudel converti se montre plus soucieux d'idées, de doctrines, de pensées que d'expression plastique et de recherches esthétiques. Deux appels simultanément se font entendre : celui de Dieu et celui du siècle, de ce monde tout rempli d'amour et de beauté, fait, lui semble-t-il, pour être passionnément conquies. C'est dans cette atmosphère de partage que se situe la découverte du tao. *La ville* reflète les permieères traces d'une connaissance toute récente du tao. Deux images, celles de la Terre et celle du Ciel, font penser à la conception du yin et du yang.
Lucie Bernier : *La ville* devient la pièce témoin des premières tentatives de recherche vers l'Autre de Claudel. [Seg:S. 225-226,Clau24:S. 123, 125-127, 129-130, 145, 155-156, 295, 365, 382,Clau33:S. 109-111,Clau29,Seg29]

1901 Paul Claudel organisiert geologische Expeditionen in China. [Clau8:s. 364]

1902 Paul Claudel wird zum Konsul in Hong Kong ernannt, was er ablehnt.
Er schreibt ans Ministère des affaires étrangères :
« Monsieur le Ministre, J'ai reçu hier la lettre de Votre Excellence en date du 12 du mois dernier par laquelle Elle me fait par de ma nomination au consulat de Hong Kong. Je suis très sensible aux termes flatteurs dans lesquels Elle veut bien m’annoncer cette mutation et je sais qu'en m'appelant à ce poste important, Elle n'a été animée que par des sentiments de bienveillance à mon égard.
Je me permets cependant, comme je l'ai fait hier par télégramme, comme je l'avais fait 15 auparavant dès la première nouvelle de mon changement que j'avais reçue par le chancelier de Hong Kong, de vous demander respectueusement et instamment de me laisser au poste que j'occupe actuellement. »

« En ce qui concerne Hong-kong, je prie Votre Excellence de vouloir bien remarquer que je suis totalement étranger aux affaires de ce poste, qui sont essentiellement différentes de celles que j’ai l'habitude de traiter... Or les différentes séjours que j'ai faits à Hong-kong m'ont donné pour cette ville une profonde aversion, et je déclare ouvertement que je préfère ma mise en disponibilité à l'obligation d'y fixer ma résidence... » [Clau7:S. 178, 180]

1902 Claudel, Paul. *La délivrance d'Amaterasu*. *Visite*. *La lampe et la cloche*. In : L'Occident ; nov. (1902).
Gilbert Gadoffre : *Visite*. L'anecdote qui sert de point de départ – la visite protocolaire que le consul doit faire au Vice-Roy de Fuzhou pour négocier un accord sur le riz indo-chinois – est presqu'imperceptible. La chasie à porteurs conduit le consul dans un nouveau tracé de jeu de l'Oie. Elle l'arrache aux rumeurs des quartiers commerçants périphériques de la ville de Fuzhou et l'engage dans le quartier patricien de la Montagne Noire ; au milieu de ce quartier, le yamen mandarinal ; au milieu de la cour du yamen, un encols de banyans ; à l'ombre des banyans, le noble toit de la Résidence ; une fois la porte de la maison franchie, le petit salon d'attente ; dans ce salon, le consul ne voit plus que les barreaux des fenêtres qui 'l'excluent' et 'l'aussurent par le dedans'. Le mot 'seul', qui donne au texte son point d'orgue, ne fait que matérialiser le sentiment d'oppression que donne au lecteur le resserrement du décor. [Clau29]

1903 Brief von Paul Claudel an Gabriel Frizeau.
"Moi aussi j'ai lu autrefois des poèmes indiens et les livres bouddhistes. Ils contiennent le blasphème radical qui est l'amour et la recherche du Néant. L'homme diffère de Dieu par le degré d'être qui lui manque : l'inversion diabolique par excellence est d'aimer l'absence de tout être. D'ailleurs depuis dix ans que je vis dans ces pays, je comprends mieux l'inénarrable enfantillage des Asiatiques." [Clau24:S. 338]

1903 Claudel, Paul. *Quatre petits poèmes : Le riz, Le point, Libation au* jour futur, Le jour de la fête-de-tous-les-fleuves. In : L'Occident ; nov. (1903).
Le riz
Gilbert Gadoffre : La tête-à-tête avec la Nature chinoise permet de surprendre des affinités essentielles entre l'homme et son milieu, le végétal et l'animal, le minéral et l'humain, les procédés du paysan et ceux de la Nature. Il est fait d'un contrepoint d'analogies : le soleil qui fait mûrir les rizières et le four, le repiquage du riz et la fécondation, les eaux d'irrigation et les eaux menstrulles, la marée haute et l'allaitement, la maturation des récoltes et la cuisson chinois du riz à la vapeur.

Le jour de la Fête-de-tous-les-fleuves
« Le jour de la fête-de-tous-les-fleuves, nous sommes allés souhaiter la sienne au nôtre, qui est large et rapide... Mais aujourd'hui c'est la fête du fleuve ; nous célébrons son carnaval avec lui dans le roulant tumulte des eaux blondes. Si tu ne peux passer le jour enfoncé dans le remous comme un buffle jusqu'aux yeux à l'ombre de ton bateau, ne néglige pas d'offrir au soleil de midi de l'eau pure dans un bol de porcelaine blanche ; elle sera pour l'an qui vient un remède contre la colique... Que chacun, par cette après-midi de pleine crue et de plein soleil, vienne palper, taper, étreindre, chevaucher le grand fleuve minicipal, l'animal d'eau qui fuit d'une échine ininterrompue vers la mer... » [Clau29,Clau1]

1903 Paul Claudel reist nach Indochina. [Clau8:S. 364]

1904 Das Ministère des affaires étrangères schickt zwei Inspektoren nach Fuzhou, um die Aktivitäten und das Privatleben von Paul Claudel zu überwachen. Philippe Berthelot wohnt einige Wochen bei Claudel in Fuzhou, was der Anfang einer grossen Freundschaft ist.
Gilbert Gadoffre : La situation fausse de Claudel, les orages de sa vie privée, les déboires du Syndicat du Fujian, la méfiance à l'égard des fonctionnaires cléricaus, tout contribuait à faire de Claudel une cible facile, et quand les deux inscpecteurs arrivèrent à Fuzhou, il avait quelques raisons d'avoir des craintes.
Er schreibt an Henri Guillemin : "C'est Philippe Berthelot qui m'a tiré d'affaires. C'est pourquoi je lui ai dédié le *Partage de midi*." [Clau8:S. 121]

1904 Paul Claudel hat die Mission der Beaufsichtigung des Ministère des affaires étrangères in Fuzhou (Fujian). [Clau8:S. 364]

1904-1909.1 Claudel, Paul. *Livre sur la Chine* [ID D21908]. [Auszüge (1)].
Gilbert Gadoffre : Les archives de la Société Paul Claudel possèdent un précieux text qui permet de suivre le premier état du projet. Il s'agit d'un ensemble de quarante-hui feuilles de grand format, dactylographiées recto-verso et groupées en sept cahiers.

Index
Idées sur la politique de la France en Chine
Politique de l'Indochine
Faire un répertoire d'idées
Organisation d'une banque française en Chine
Indochine
Conclusions générales
Chap. 1 : La Chine et les Chinois
Chap. 2 : L'Europe en Chine
Chap. 3 : Les missions
Chap. 4 : Les écoles
Psychologie de l'Européen en Chine
Chap. 5 : L'Européen et le commerce en Chine
Chap. 6 : Géographie commerciale de la Chine
Chap. 7 : La monnaie et le Change
Chap. 8 : Industries en Chine
Chap 9 : Entente possible de l'Europe contre le Japon en Chine

« La Chine a beaucoup changé au cours de ces dernières années, plus peut-être que dans bien des siècles de sa tranquille existence passée : Les idées quon se fait de la Chine en Europe doivent aussi changer. Le présent livre a pour ambition de renouveler le fonds de lieux communs sur lesquels les personnes qui sont appelées à exercer une action quelconque sur les affaires d'Extrême-Orient sans les connaître sont bien forcées de vivre ; qu'il soit donc le modeste répertoire qu'un journaliste ou un homme d'Etat puisse feuilleter sans ennui. Les auteurs ont beaucoup pratiqué la Chine. Ils ont pensé ne pouvoir donner une forme plus utile au résultat de leur expérience et se rendre ainsi agréables au plus grand nombre de leurs contemporains qu'en composant un 'guide-âge' qui les promènera sans fatigue à travers les poins de vue divers d'un site compliqué. »

Idées sur la politique de la France en Chine
Principes
1) La France n'a pas, en Chine, de ces intérêts que l'on peu appeler nécessaires et organiques : c'est-à-dire dont le développement ou la mise en échec ragit sur l'existence même de la nation et qui sont l'objet naturel de l'attention qu'elle porte au-dehors. On ne saurait la comparer à ce point de vue au Japon, à la Russie, ni même à la Grande-Bretagne.
2) La France a en Chine trois espèces d'intérêts positifs : 1. des intérêts politiques et locaux du fait de ses possessions d'Indo-Chine ; 2. des intérêts commerciaux ; 3. des intérêts financiers, du fait du mouvement de fonds qu'entraînera la réorganisation économique et administrative de l'Empire Céleste.
3) Le rôle de la France en Chine est donc essentiellement un rôle de conservation et de progrès ; elle désire sincèrement la paix et la prospérité de l'Empire à titre de voisin, à titre de client et à titre de bailleur de fons.

Chap. 1 : *La Chine et le Chinois*
(1. Le pays. 2. La civilisation. 3. L'administration. 4. Le peuple).
1. Un pays est une chose qui a une forme et qui est caractérisé par une direction. Ex[emple] : L'Allemagne est une plaine orientée, vers le S[ud]-E[st]. Un pays est une civilisation, un groupement social au service d'une direction géographique. La Chine est close de tous les côtés (Thibet, Montagnes du Sud, déserts du Nord, solitudes de la Sibérie) : c'est un pays fermé, avec des communications naturelles faciles entre ses bassins. C'est un pays de production homogène qui suffit à tous ses besoins dans toutes ses parties, chacune produisant elle-même pour tous ses besoins : riz, produits textiles, blé, etc. : pas besoin des autres pays. Comme la terre est riche, la population est dense ; la circulation est intense et courte dans la vieille Chine, qui se procure à de faibles distances tout ce qui lui est nécessaire ; c'est une circulation « capillaire ». Pas de spécification organique (tout ceci doit être présenté sans explications, ni discussion, sous forme d'énoncés oraculaires, d'affirmations).
L'état politique de la Chine est le produit d'une nivellation spontanée ; c'est un immense bien-fonds : ayant les mêmes besoins partout, cela supprime les différences politiques, conséquence de la suppression des différences sociales. Les principautés existant du temps de Confucius se sont détruites d'elles-mêmes : les cloisons entre les parties ne séparaient pas des choses différentes et ont disparu par la force des choses ; l'amalgame était forcé puisque tout était pareil, les divisions politiques tenaient plus à des circonstances de hasards locaux qu'à des différences réelles.
L'état social de la Chine résulte d'une exploitation de la terre aussi minutieuse que possible et s'est étendue à mesure que la mise en culture des terres refoulait les peuples plus loin. L'état politique s'est forcément unifié à l'état social. C'est une formation qui s'est produite sans réaction du dehors ; c'est un produit foncier. Les guerres avec les Turcs n'ont affecté que les frontières ; l'intérieur est resté à l'abri de toute attaque sérieuse. La grande invasion mongole du XIIIème siècle n'est qu'un accident passager de 70 ans.
2. La civilisation. - Le trait dominant créateur de la civilisation chinoise est la transaction. La Chine se présente comme un immense bien-fonds ; c'est une masse de terre arable compacte qu'il s'est agi d'aménager. Ce trait domine toute la civilisation chinoise et les mœurs du pays. Elle a un caractère réel au sens juridique c'est-à-dire (en donnant au mot un tour de main) un caractère réaliste. Le contrat et la transaction aussi sont d'une très grande antiquité, toutes les formes d'achat, vente, hypothèque, etc. dominent la civilisation ; l'accommodation de la terre à la population ; aménager la terre par l'agriculture, construire des canaux, tout est basé là-dessus. Si l'on veut trouver l'équivalent d'une civilisation autochtone, agricole, foncière, c'est l'Egypte. Caractère démocratique de tous les pays de population dense : l'Egypte. De cette habitude et nécessité des contrats s'est formé le trait principal du caractère chinois, de tout régler par des compromis, par des titres. Cette civilisation a une immémoriale accoutumance de l'homme à la terre et de la terre à l'homme ; ils ont pris l'habitude l'un de l'autre, si bien que l'on a pu dire que les saisons obéissent au calendrier impérial, les périodes du grand froid, du petit froid, le réveil des insectes dans toute l'étendue de la Chine, correspondent du Nord au Kouang-si, aux indications impératives, prophétiques du calendrier.
3. L'administration. - De ce caractère foncier, réel, de la terre résulte l'importance prise par les scribes, ceux qui enregistrent les contrats : la forme, la formule, la stèle, le titret la fiche, la brique, tout ce qui sert à l'enregistrement des contrats. A Suse, on a trouvé au fond des puits d'énormes accumulations de briques contenant tous leurs exercices (?)... Étant donnée la nécessité du caractère authentique des contrats, les greffiers étaient la conséquence sine qua non. Le scribe est devenu par là même le maître du pays comme dans les vieilles civilisations de l'Assyrie. Un célèbre passage d'un papyrus égyptien exalte l'importance du scribe « pas marin, pas soldat... ». Ce trait explique toute la civilisation babylonienne. La répartition de la terre et de l'eau, deux choses sur quoi vivent les vieilles civilisations agricoles babylonienne et égyptienne ; le contrat
est la base et la stèle qui le constate. L'administration est déterminée tout entière par l'écriture. Cette civilisation actuellement est très intéressante, car elle présente l'état des plus anciennes civilisations telle que les Elamites. Le caractère n'est pas du tout basé sur des principes idéalistes de bien public, de justice absolue. Ce sont des idées étrangères à la civilisation chinoise, appartenant à des couches d'idées extérieures à la Chine, à l'Asie antique même. Cette vieille civilisation chinoise éprouve le besoin de parasiter, exactement à la manière des sociétés animales ; ce parasitisme soulage tout le système, aplanit les inégalités sociales qui peuvent se produire ; elle régularise, réglemente les conflits qui peuvent se produire et au besoin les provoque. Le parasite est attiré et s'applique là où il y a pléthore dans ce corps social. Jamais une grande fortune ne dure en Chine, n'est ancienne et ne se perpétue. On estime que celui qui a fait fortune en jouit de 10 à 15 ans, puis le mandarin intervient et vous engage dans une affaire où l'on vous ruine, ou pressure. L'administration est une couche sociale superposée à une autre, comme dans les sociétés animales, la réglementation et la régularisation des

conflits amènent le soulagement des inégalités ; le corps social a besoin d'être exploité, débarrassé de son trop-plein et il se produit ainsi un certain niveau constant auquel il est toujours ramené. Les conflits d'intérêts sont nécessaires au bien public, ils empêchent les trop gros monopoles, la puissance excessive des associations, corporations, congrégations qui, en Chine, se créent naturellement et sans cesse par une sorte d'organisation spontanée, de force nécessaire.
Ainsi : sociétés de scribes et sociétés d'exploiteurs : l'exploitation est légitime et bienfaisante.
4. La psychologie du Chinois. - Aussi difficile que la psychologie de tout autre peuple ; cependant ils se ressemblent plus entre eux que n'importe quelle autre nation et présentent en somme moins de différences. On peut dire trois choses : 1° Ce sont des rats, sales, pullulents, granivores, rongeurs, il a une queue, des dents avancées et « ces yeux impitoyables », ricaneurs, curiosité inintelligente éternellement renouvelée, sans tact, sans pudeur, sans initiative, fuyant brusquement, puis acharnés en légions se ruant à l'assaut. 2° Ce sont des commerçants avant tout, qu'ils soient agriculteurs, marins, industriels, ils évaluent toujours leur travail à sa juste valeur ; quoi qu'il fasse, le Chinois vend tout son travail, donnant le moins possible pour le plus possible. 3° C'est un être collectif : ceci est la clé de toutes ses bizarreries. Pour le reste, sa psychologie est la même que celle des autres hommes ; il éprouve de même des sentiments, des passions, il a des instincts, une intelligence qui ne diffèrent pas sensiblement des nôtres, sauf l'absence de nerfs. Mais il tient à la même tige, fait partie d'une touffe. Il est forcé dans toutes ses actions de tenir compte d'une quantité de choses : moeurs, habitudes, état social.
Ainsi la Chine est un immense réservoir, un amalgame compact qu'on ne sait par où prendre. C'est une civilisation élaborée en vase clos, d'après des bases très anciennes qui ont disparu des autres races ; elle a été soustraite à toute comparaison. Dans ce pays homogène composé de terre arable s'est développée une civilisation basée sur le contrat ; la classe la plus importante est celle qui rédige le contrat, c'est le scribe. La conséquence c'est que le Chinois n'est pas un être déraciné ; il tient au sol par toutes ses racines et à la touffe dont il n'est qu'une partie. C'est là le vieil état de la civilisation chinoise qui tend à se modifier de plus en plus. Cependant cela tient à des nécessités foncières qui ne peuvent disparaître : cette immense quantité de terre arable continuera à être cultivée. Mais la circulation est insuffisante et devra se développer ; actuellement il n'y a que les canaux, les sentiers. Hammabi et les lois de l'eau. Parker remarque qu'à l'inverse des pays d'Europe où la civilisation a été apportée par la mer, par la Gaule, la civilisation en Chine s'est développée de l'intérieur, du continent et peu à peu la masse continentale a refoulé et gagné vers les côtes, refoulant les populations autochtones dont les populations côtières n'ont encore qu'une assimilation incomplète : la grande variété des langages et dialectes patois n'existe que sur la côte. La Chine n'est arrivée à la mer qu'à la fin de son évolution. Le régime du commerce européen en Chine est très spécial : les rapports anglais, toute une énorme littérature spéciale, très consciencieuse, mais avec les défauts anglais, aucun ordre, un manque d'idées absolu, des renseignements très précieux, mais noyés ; mine de renseignements qu'il faut péniblement extraire.
La prése[nce] et la situation des Japonais en Chine [sont] complètement artificielles ; le Chinois déteste le Japonais, les mandarins leur sont hostiles ; aucune sympathie de nature ; le Chinois préfère le blanc, l'Européen ; mais il est lâche, peureux, et très effrayé des airs de Matamore pris par les Japonais. L'action de ceux-ci est uniquement extérieure, violente, mais elle se caractérise par une impudence, une audace sans frein ; ils ont essayé de fonder des banques, des écoles, des maisons de commerce : façades vides ; des lignes de navigation qui ne vivent que des subventions de la métropole.

Chap. 2 : *L'Europe en Chine*
Cette civilisation s'était développée sur elle-même et était restée fermée, aussi étrangère à la nôtre que les anciennes civilisations de Babylone. Les Européens qui avaient évolué se trouvèrent en contact avec elle au milieu du XIXème siècle. Ici se pose la question :
1° Quel est le droit d'un pays à rester fermé ? Les autres nations peuvent-elles l'obliger à s'ouvrir ? En vertu du droit qu'a un organisme de communiquer avec toutes ses parties, on est intervenu : on envoie des expéditions dans les champs glacés du pôle, dans les brûlantes régions désertiques du Sahara : comment s'imaginer qu'un peuple de 300 millions d'hommes puisse prétendre échapper à la connaissance et aux rapports avec les autres ; comment admettre qu'une si grande partie de l'humanité reste fermée, soustraite à la circulation des grands courants commerciaux et civilisateurs.
2° L'action de l'Europe a-t-elle été utile ou nuisible ? nuisible certainement. La Chine se suffit, mais absorbe sa production, ses productions laissent rarement un superflu ; elle n'a pas ainsi de monnaie d'échange fixe constante avec l'extérieur (Remarquer le rapport de Bauer (maison suisse) en 1899 sur la situation du commerce North China Herald). On peut apprécier le dommage causé à la Chine : la grande voie commerciale, le sens dans lequel se fait le mouvement était du Sud au Nord, il se faisait d'abord par la côte et aussi par la grande voie intérieure du Méelin (Canton) Rivière de l'Ouest ou du Nord [Blanc - En marge : leur seuil ?] montagneux : le Méelin, entre Kouang-toung et Hou-nan, puis par le lac Toung Ting ou le lac Poyang et le Grand Canal ; dans le sens de la latitude car les productions ne varient pas dans le sens de la longitude (les chemins de fer du S[ud] au Nord payent toujours mieux, même en France sur de petits trajets). Le récit de l'Ambassadeur Macartney en 98 relate déjà l'extrême intensité du commerce par cette voie. Les Européens ont reçu dès leur arrivée le droit exorbitant de cabotage, ce qui a ruiné le commerce du Méelin et causé de grandes souffrances. La population chinoise très dense vit toujours à la limite de la famine, tout le peuple de la batellerie et des jonques, des porteurs a beaucoup souffert : le commerce du riz a passé par le cabotage à vapeur. Plus tard la Chine a créé la « China Merchant » avec Li Hong-tchang et son âme damnée Cheng. Un autre dommage venant des Européens a été celui résultant de l'opium qui a sensiblement détérioré la classe des mandarins qui a beaucoup baissé ; or ce commerce a été toute la politique de l'Angleterre pendant bien des années et ce sont les Sassoon, les juifs de Bagdad d'abord, puis Bombay puis la Chine où ils possèdent une grande partie des concessions de Shanghai et Hankéou. Ainsi double dommage porté à la Chine par l'opium et le droit de cabotage extorqué par l'Europe au nom du droit du plus fort ; les deux ont abaissé le niveau de l'administration chinoise et causé d'énormes souffrances. Autre dommage : depuis longtemps la balance du commerce est au détriment de la Chine, la différence devenant de plus en plus sensible ; l'administration des douanes cherche à pallier cette différence en disant que bien des éléments d'appréciation nous échappent : par l'argent payé aux coolies sur les concessions, l'argent apporté par les missions, le commerce par voie de terre. Mais réciproquement il faut tenir compte des intérêts de la dette chinoise devenue assez considérable. Il y a un débet annuel considérable de la Chine qu'on pourrait trouver dans les comptes de Trésorerie des Directeurs, s'ils étaient faits sérieusement La Chine a été ainsi appauvrie par le contact des Européens. Ajoutons les indemnités à payer à l'Europe, qui s'aggravent de jour en jour et qu'il faut multiplier par 10 au moins pour avoir une idée de ce que paye la population ; de là résulte aussi une dépréciation de l'argent par suite de la nécessité d'acheter de l'or. Tout cela pèse sur une population très pauvre, comme celle de l'Inde toujours à la limite d'une famine. Avant l'arrivée des Européens, c'était un pays clos, plein, se suffisant sans produire de superflu ; le contact avec l'Europe a causé de vives souffrances - Autre cause plus grave et plus profonde : c'est le contact de deux civilisations sans points communs dont l'une a exercé sur l'autre une action destructrice ; en Chine il n'y a pas d'organisation méthodique. C'est une masse amorphe qui tient par une sorte de force agglutinante des moeurs, des habitudes se maintenant par une force centripète, parce qu'elle était isolée ; du moment où il y a eu des sollicitations extérieures, des actions exercées de l'extérieur, comme elle ne possède pas d'armature extérieure, pas d'organisation comportant un échange raisonné de services, comme ce qui existe en Europe, il s'est produit des troubles profonds, des désagrégations. Jusque-là on vivait ainsi parce qu'on ne pouvait faire autrement, ni on n'en avait l'idée ; la Chine se maintenait par la force des habitudes. La grande différence avec l'Europe, ce dont la Chine ne peut se faire une idée, c'est la règle uniforme appliquée à tout le monde également ; l'idée d'une règle générale est difficile à comprendre par eux, que chacun ait à payer la même chose à la douane, l'idée d'une règle extérieure uniforme, mathématiquement imposée à tous est pour eux inadmissible. Tout est question de marchandage, compromis individuel, telle est la situation de l'individu, telle est la somme à payer (cela est ainsi aussi pour l'achat des objets par les mandarins, par rapport à la position occupée, au nombre d'intermédiaires nécessaires) : autant de personnes, autant de compromissions différentes, de moyens différents de s'arranger. Les droits de douane donnaient lieu à des marchandages indéfinis : c'est universel, cela se passe d'ailleurs encore ainsi quand les Chinois se retrouvent entre eux seuls, on a le moyen de retarder et compromettre les

examens de douanes pour les obliger à payer un tour de faveur. Ce qu'on paye dépend de la situation de la personne. Une unité rigide, extérieure, mécanique, imposée à tous sans distinction, voilà le régime que l'Europe apporte avec elle partout et dont elle ne peut se passer : les Chinois ne le comprennent pas. Ainsi l'Europe par là a apporté une perturbation profonde dans cette vieille organisation depuis 1840 ; on en a ressenti profondément les effets, doublement : 1° trouble intérieur et 2° difficulté de plus en plus grande d'exercer une action à la périphérie (Ex[emple] les Taipings 1852, attribuables directement aux Européens puisque le fondateur est un élève des missions protestantes ; les Wangs, les 7 rois, le Grand Roi de l'Ouest, le principal fondateur de la secte des Longs cheveux ; de plus, leur doctrine est une caricature de la religion chrétienne : cette rébellion a été créée indirectement par l'Europe et aussi étouffée par elle directement. Autre exemple : les Boxers si pitoyablement réprimés en 1900 par l'Europe.)

Ainsi, troubles intérieurs, convulsions violentes d'un organisme qui cherche à résister et pouvoir régulateur affaibli. Le pouvoir d'élimination, l'exutoire des concours qui occupe et emploie les intelligences par des examens continuels, a diminué beaucoup.

La détérioration de la classe mandarine est un autre dommage très grave : voyant leur autorité très diminuée, leur dignité disparaître, ils n'ont plus confiance dans leur hiérarchie et dans l'appui du pouvoir central, ils ne cherchent plus qu'à gagner de l'argent par tous les moyens ; la préoccupation du bien général a disparu complètement. On ne trouve plus de ces grands fonctionnaires honnêtes comme autrefois : Tchang Tche-tong est la dernière épave des fonctionnaires anciens. Cela provient de la décomposition de l'organisme, chacun cherche à tirer à soi la couverture ; il n'y a plus de contrôle du centre aux extrémités ; il n'y a plus de ces vieux patriotes chinois dont la férocité fanatique est un modèle pour les Chinois comme ce « vieux Chinois » vice-roi du Chan-si [Yu-hien] qui a fait commander de si épouvantables massacres en 1900 ; (les missions protestantes ont fait un rapport secret si épouvantable qu'on a jugé imprudent de le livrer à la publicité pour ne pas soulever d'indignation l'Europe ; seules les missions catholiques et protestantes en ont eu connaissance).

Le manque de confiance dans le pouvoir et la recherche d'un nouvel ordre de choses se traduisent par des émeutes : et ces troubles se produisent sur la grande voie, du Sud au Nord, du commerce, les Taipings venant du Kouang-si.

2° Autre effet de l'intervention de l'Europe. - Diminution de l'influence extérieure de la Chine et impuissance à retenir les anciens royaumes tributaires et les provinces extérieures éloignées de Pékin : Ex[emple] Annam 1885, Birmanie, Lieoukiéou 1873 au Japon, insurrection du Yunnan, Kachgarie aux Yakoublihan en 1873, insurrection du Chen-si, la Corée en 1894, tout le système d'état qui gravitait autour de la Chine. (En 1797 Kien-long faisait une expédition au Népaul). Aujourd'hui enfin le Thibet, dernier pays tributaire de la Chine, se détache. La vie se retire des extrémités et au-dedans il y a des troubles et des convulsions (plus tard on verra pourquoi ce résultat). L'Europe s'effraye de cette action dissolvante si rapide que dès 1842, 10 ans plus tard, la Chine est sur le point de tomber en décomposition ; il faut lui prêter des soldats pour maintenir la dynastie et la centralisation du pouvoir au moment où on la combat (Gordon, Giquel, etc). En même temps on introduit un service administratif organisé, le Service des Douanes. Partout où va l'Européen il porte son administration avec lui, établissant un régime nouveau qui sauvegarde ses intérêts, mais accélère la dissolution ; le système s'est développé, après les Douanes il a embrassé toutes les questions de navigation, le service des phares, la poste, la navigation intérieure, les likins, les douanes chinoises ; c'est une tache d'huile qui s'étend, non par suite d'un plan préconçu, mais au hasard des événements et d'une direction autocratique. Ce système des douanes ne mérite pas sa réputation ; il est très onéreux par rapport aux services qu'il rend ; il a été l'objet des plus vives plaintes du commerce britannique pendant longtemps de 1860 à 1870 constamment, puis l'autorité de Sir Robert Hart a grandi, il a fait tout accepter en raison des services ; les statistiques sont très mal /ailes et suspectes, incomplètes, beaucoup de choses leur échappent. (Étude de Brenier sur la position respective réelle de la France et de l'Angleterre en Chine 1903). Pour toute l'Europe il n'y a qu'une rubrique en bloc avec des contradictions incroyables dans les chiffres. Pour les États-Unis, le chiffre seul du pétrole est supérieur au total indiqué par ses importateurs ; pour l'Angleterre, tout est distingué, chaque colonie. De plus, toute une partie de l'administration est secrète, ce qui est incroyable et contraire à cette organisation établie conventionnellement par les traités. Elle n'est pas même à l'abri de la critique au point de vue de la concussion et on ne peut empêcher les Chinois entre eux de squeezer pour l'examen retardé des objets ; les Européens même ne sont pas toujours à l'abri de tout soupçon. Le personnel est très médiocre et trop payé pour ses services : il ne mérite pas sa renommée. Le seul mérite c'est qu'il donne des chiffres certains pour le commerce ce qui oblige les mandarins à verser réellement à une banque spéciale sous le contrôle chinois [Sir R. Bredon]. Les Douanes sont un des moyens employés par les Européens pour consolider la Chine et maintenir leur commerce. Par la force des choses cette administration s'est étendue et Sir Robert Hart rêve de retendre à une réorganisation de la monnaie. Le régime intérieur

chinois devenant cependant de plus en plus mauvais, on en arrive à la perspective immédiate d'une dissolution de la Chine. On prit des précautions : 1° la porte ouverte, mais les Chinois créèrent aussitôt tout un système inextricable de portes entrebâillées comme dans les rues chinoises, ouvertures si incommodes où il faut savoir se faufiler ; le régime intérieur des likins est une création récente pour se défendre contre l'Europe ; dans le Nord il n'y en a pas. Il y aurait un livre à écrire sur les efforts de l'Europe pour échapper à ces droits grâce aux passes de transit inappliquées ; on retrouvera des polémiques indéfinies dans les archives de la chambre de Commerce de Shanghai ; pendant 40 ans l'Angleterre s'est défendue contre les likins, toute sa politique y était engagée ; depuis 1898, changement de front, ils sont reconnus, obtiennent une existence conventionnelle et servent même en partie à couvrir un emprunt anglo-allemand (partie des likins du Tche-kiang et du Hou-pé) ; en 1900, nouvelle consécration : on prévoit que certains likins seront admis par la Douane qui n'en publie pas les statistiques. On est obligé d'envisager la création de ce régime. Cette fameuse porte ouverte à laquelle Lord Ch. Beresford attachait tant d'importance. Cela revient à la clause de la nation la plus favorisée ; pas de régime différentiel ; le mot est impropre. En résumé, le système d'entraves a été augmenté par les likins, il n'y a pas eu de progrès réel. Aussi a-t-on passé à une autre politique, celle des sphères d'influence, ouverte par l'Allemagne à Kiao-tcheou en 1898, c'est le « Break up of China » de Beresford, chacun prend ses positions pour la dissolution de la Chine : les nations comme la France et l'Angleterre prennent position de fait sans chercher à développer leur acquisition, dans un cul-de-sac qui n'aboutit à rien ; les autres comme la Russie et l'Allemagne prennent des positions de politique pure. La Russie et l'Allemagne, au contraire font de la politique à très grande envergure qui tend à englober des morceaux énormes de la Chine. Au point de vue diplomatique, la campagne russe est magnifique ; mais elle a été trop loin, bluffé, n'a pas été finalement assez forte. Reste l'Allemagne qui poursuit la campagne d'assimilation du Chantoung.

Ainsi la Chine complètement fermée à l'Europe se trouve par son contact avec elle profondément troublée, dérangée dans ses aplombs, elle cherche à se retrouver et [subit des] convulsions intérieures. L'Europe inquiète de cette dissolution si rapide de la Chine cherche à réparer le mal en l'organisant, puis prévoyant la désorganisation mortelle elle prend des positions politiques. Aucune mesure jusqu'ici n'a servi pour retrouver la cristallisation chinoise, l'équilibre amorphe, instinctif existant par une sorte de consentement tacite qui est devenu impossible à la suite du dérangement venu de l'extérieur. L'histoire de ces rapports est celui des efforts des Européens pour empêcher la catastrophe trop rapide ; aujourd'hui la décomposition est complète ; il n'y a plus rien à faire. Les Chinois refusent tout ; même ce qui est prévu formellement par les articles des traités ne peut être obtenu, à moins d'une grande pression des Légations, si les intérêts sont suffisants.

La Chine est un produit artificiel ; si l'Europe se retire d'elle, elle tombera en décomposition, en pourriture ; politiquement c'est une fiction diplomatique ; l'administration chinoise n'existe pas par elle-même, c'est un organisme parasite, superposé. (Francqui disait que l'on peut tracer une ligne, celle du chemin de fer Canton-Hankéou-Pékin : tout ce qui est à l'Est est la partie détachable, même par une désagrégation, et subit l'action de l'Europe ; tout ce qui est à l'Ouest, c'est la vieille Chine, intacte, qu'il faut laisser mûrir). Il reste la force agglutinante des mœurs, des mêmes habitudes ; ce qui reste solide en Chine c'est la force d'une civilisation agricole, conservatrice. Mais elle a besoin de s'organiser : elle ne peut continuer à vivre avec ce régime spongieux : il faut créer de grands organes de circulation, les anciens, route du Méelin, grand canaux sont abandonnés, ensablés. Il faut de grands troncs artériels, des routes qui rétablissent l'unité dans le pays et ne peuvent être l'œuvre que d'une administration européenne qui arrêtera ainsi la dissolution de la Chine au contact d'une civilisation différente de l'Europe.

Chap. 3 : *Les Missions*

Les commerçants en Chine ne font des affaires que sur les concessions et sur de rares points de l'intérieur ; ils ne cherchent pas à tirer parti des missions toujours prêtes à rendre service, à servir d'intermédiaires, à les mettre en relations directement avec les Chinois ; on ne cherche pas à se servir de cette force énorme que donne le contact direct avec la Chine.

1° Historique. 2° Répartition géographique.

(D'abord ce fut le désordre complet qui a causé la perte du Japon pour le christianisme : livre traité de main de maître par le P. Louvet : Les Daimios chrétiens du Japon et l'Aubin, psychologie du missionnaire).

Il faut distinguer les missions protestantes limitées à un rôle éducationnel ; hôpital, écoles ; ils ont exercé une influence énorme au point de vue du développement des idées libérales et révolutionnaires. Le Chinois élevé par eux devient un hybride, tandis que le Chinois chrétien remplace simplement le culte des tablettes par les images saintes et reste chinois.

Utilité des missions. - Elles pourraient rendre de grands services aux commerçants. Les missions ont une connaissance complète du caractère chinois, ont avec lui le contact immédiat, des relations très fortes, des rapports directs et constants. Livre de l'abbé Hue sur l'Empire chinois, livre très supérieur aux voyages en Mongolie et au Thibet, compte rendu de Pelliot des Écoles d'Extrême-Orient, livre classique comme celui de Tocqueville sur les États-Unis ; il y a aussi une multitude de faits précieux dispersés dans le « Bulletin de la Propagande ».

On se rend compte que l'administration est simplement superposée, n'est qu'un parasite et n'administre pas ; les missions pourraient renseigner les Consuls mieux que personne et disposer le terrain pour une action commerciale ; la mission mettrait en rapport direct le commerçant avec le consommateur. (De l'Écho de Chine, monographies d'ouvriers chinois, de métiers, du P. Korrigan, jésuite de Wou-hou, véritable petite encyclopédie des métiers chinois. Claudel sous le nom de Figulus fait en 1898 des articles de bibelots, un sur [blanc].

On reproche aux missions d'absorber l'influence française, de multiplier « les affaires », mais plus il y en a et mieux cela vaut avec la Chine ; c'est une monnaie d'échange, monnaie courante des transactions ; il ne faut pas les fuir. Si la France a une position en Chine, c'est dû uniquement aux missions et non à son commerce (qui dit catholique dit français, les Chinois se disent aussi « francs », fille de Gotta. [blanc] au Japon. Influence française et anglaise (protestante).

La situation de désorganisation actuelle de la Chine est défavorable aux missions. Jamais la Chine n'a été tolérante à l'égard du christianisme ; la prétendue tolérance des bouddhistes est inexacte (compte rendu excellent du livre de Groot (du Bulletin des Écoles d'Extrême-Orient) et avisé de Maître, article magistral d'exposé sur les causes de la guerre russo-japonaise et historique des faits).

Action personnelle du P. Robert qui amène les capitaux chinois ; l'extension de la concession lui est due, il a fondé un journal, sauvé Racine, etc. Tous les rapports des commerçants, des Consulats avec les Chinois se font par l'intermédiaire du P. Robert qui met en relation avec les gros capitalistes chinois, tous méfiants, qui ne traitent qu'avec ceux qu'ils connaissent et avec qui ils sont en confiance. Le caractère chinois exige toujours un intermédiaire. C'est le rôle que joue la mission, car la position officielle du Consul les effraye.

Les missions pourraient dans l'intérieur de la Chine contrebalancer l'influence japonaise et résister à leur action : elles ont un besoin énorme du gouvernement français qui ne demande rien en échange. Pratiquement, elles ne rendent pas service au commerce français qui n'existe pas. On ne s'étend pas dans l'intérieur. Le caractère français préfère, d'ailleurs, crier toujours contre les autres que d'agir.

Chap. 4 : *Les écoles*

Dans la suite du développement des relations entre la Chine et l'Europe viennent les écoles.

La première idée qui vient à l'esprit quand il s'agit de réformer, c'est par le moyen de l'éducation. Le Chinois, par essence, est un être studieux, il aime aller à l'école, les relations de professeur à élèves ont une grande importance dans toute la vie, sont sacrées : c'est une des 5 relations sacrées établies par Confucius. Le Chinois toute sa vie va à l'école ; il y a des récompenses spéciales pour les vieux étudiants de 80 ans qui continuent à se présenter aux examens. (Renseignements sur examens : Vetch).

Le temple de Confucius de Foutchéou avec les 7 puits de science, de la forme de la Grande Ourse, qui est la constellation des Lettrés ; cela vient du Véda, ce sont les 7 rishis, les 7 sages. Le respect de l'étude est si grand que le marmiton, élève de cuisine, est « student », le 2ème boy apprenti ; tout prend ce nom. Le jeune chinois de 8 ans a des facultés inouïes pour apprendre, il met une application inlassable à l'étude 40, travaille dix heures par jour sans fatigue : ils considèrent que c'est un métier d'étudier, qu'on doit être payé pour étudier ; c'est un but de la vie ; « que fait votre fils ? - il apprend « l'anglais », c'est une profession, les lettres sont un métier. On ouvre une école, les Chinois y affluent de suite ; le fait seul d'apprendre exerce une attraction ; on ouvrirait des cours de sanscrit, d'iroquois, on aurait des élèves en Chine ; d'ailleurs savoir quelque chose de spécial vous donne une position (comme chez nous cela fait vivre son homme, toutes les langues étrangères) un esprit studieux y trouve à vivre de sa science, à [blanc] : tout aboutit à cela. Il ne faut pas croire que cela répond à un besoin réel, ce n'est pas nécessaire. Cependant à Souifou, les gens que l'on paie ne viennent que pour cela et prolongent leurs études ; si on les fait payer, très peu cependant, car ils ne sont pas riches, cela vaut mieux, mais ils veulent aussi tirer parti de suite dès qu'ils savent quelques mots ; et puis ils se considèrent comme clients de la France, on leur doit une place (le lettré de Bons qui ne veut pas faire du commerce). Il ne faut pas s'émouvoir des contradictions : en Chine on admet de suite le contraire près d'une vérité constatée.

Ainsi si l'on veut que la Chine se mette à l'école de l'Europe : 2 moyens.

1° Ecole ; 2° Missions de jeunes Chinois venant s'initier à la science en Europe. Ce second moyen a été employé d'abord ; aussitôt après la guerre de 1857, mission en Amérique sous la direction de [blanc] ; d'autres missions envoyées par la douane en Angleterre sous la direction de Lay (Sir Robert Hart s'en débarrasse comme d'un rival) mission en Allemagne. Le meilleur exemple ce sont les missions envoyées par Giquel sous la direction de M. de Segonzac entre 1870-1878, tradition reprise en 1898 après le second contrat de l'Arsenal, une autre mission fut envoyée en France sous la direction de Lin fusillé comme espion par erreur en 1900. Le Directeur général de ces missions Ou-Tai-tchang résida longtemps en France, chargé de la direction de ces jeunes Chinois, invité constamment à dîner dans le monde, trouvait à se nourrir, mais les autres ne recevant rien étaient affamés : ils ne restèrent que 3 ans (5 ans est le minimum pour pétrir à notre influence ces esprits) - un de ceux-là est vaguement interprète à Yunnan-sen. Depuis les étudiants sont envoyés au Japon (quelques ingénieurs dernièrement en Belgique).

La 1ère des Écoles fut celle de la Douane, le collège de Toung-se-Suan à Pékin.

Les Écoles protestantes. - (Enquête générale faite par la Légation, prescrite par S. Pichon, reprise par M. Dubail). Ils ont consacré énormément d'argent et de travail à cette œuvre : ils ont fondé des écoles de filles, des écoles professionnelles, des sortes d'universités, de grands collèges (rapports de Doire sur l'œuvre éducationnelle des protestants en Chine).

Les écoles non confessionnelles anglaises et américaines : deux à Shanghai ; d'Allemagne à Ichang et Chantoung. École française : celle de la Municipalité française de Shanghai qui a très bien réussi, à Tientsin, à Pékin, grande utilité pour fournir les interprètes, chemin de fer Hankéou-Pékin, etc. L'école de l'Arsenal (34 000 Fr. nouveau-central, 2 professeurs, Médard, la Légation devrait lui [blanc] : il apprend le calcul différentiel. Il y a à Foutchéou une petite école Koung où l'on apprend le français. Les pères Jésuites à Zikawei enseignent le français.

Apprécier cette œuvre-là et le rôle de ces écoles.

Il faut distinguer entre les écoles françaises et anglaises. L'œuvre éducationnelle anglaise a des résultats très importants, c'est à elle qu'on doit cette poussée libérale actuelle dans toutes les villes de Chine, la jeunesse qui est affamée de places, d'affaires, qui sort tous les ans des écoles anglaises. On les reconnaît d'ailleurs, ils ressemblent aux Japonais trait pour trait ; les anciens Chinois étaient courtois, bien élevés, cédaient le pas ; les nouveaux regardent les femmes en face, les bousculent même, sont insolents, affectent des manières européennes, ne respectent pas ceux-ci, sont à l'affût des affaires. Cet élément libéral et révolutionnaire de toutes les villes est maintenant manufacturé régulièrement par les écoles anglaises. Les filles élevées par les protestants sont pareilles : au lieu de cette tournure modeste, chaste, traditionnelle chinoise (qui sont paillards, mais ont extérieurement le respect des apparences, des formes), elles font des mouvements de gymnastique contraires à la décence, à la réserve timide et décente, elles ont les cheveux taillés à la chien, vous regardent dans les

yeux comme des filles de la rue ; certaines font des études médicales dans les universités américaines du Michigan. Ces Chinois de la nouvelle Chine sont des ferments de troubles et d'insurrection ; ils ne présentent aucune garantie morale et n'apportent pas la prudence et la réserve des Européens en touchant aux affaires chinoises. Conformément au caractère chinois, ils cherchent toujours de suite à battre monnaie avec ce qu'ils savent et veulent en tirer parti au point de vue pratique. Les Anglais leur apprennent admirablement leur langue ; elle est facile, langue où les mots n'ont pas de sexe, petit nègre ; ils ont beaucoup d'occasions de parler, et puis il faut mieux le savoir car la concurrence est plus grande, placés entre Hongkong et Shanghai, ils trouvent toujours à utiliser leur science. Depuis trois ans l'anglais se répand énormément, dans les villes mêmes de l'intérieur par les Douanes, la poste : on voit, ce qui est tout nouveau, des enseignes dans les villes intérieures. C'est une chose très importante de pouvoir causer directement avec les Chinois : l'anglais est appelé à devenir la langue commerciale. Les débouchés sont innombrables sur les concessions : douanes, coolies, boys, dans les administrations et maisons de commerce. Il y a intérêt à très bien parler la langue à cause de la concurrence.

En regard, il y a les écoles françaises, le débouché est très limité, peu de places ; plus difficile ; quelques places d'interprètes pour l'Indo-Chine, les chemins de fer, pour quelques voy. [blanc] ; ils parlent très très mal, connaissances rudimentaires, ou bien ils ne savent pas le mandarin ([blanc] sache le français, un autre le mandarin). Le niveau intellectuel des étudiants est bien inférieur à celui des étudiants qui apprennent l'anglais ; le temps d'instruction dans les écoles françaises est moins long, l'éducation primaire très rudimentaire, aussi n'a-t-on pas la prise énorme des écoles anglaises sur la Chine, par insuffisance de ressources et de débouchés. Il n'y a pas lieu de développer davantage cette tentative ; les écoles existantes sont amplement suffisantes. Peut-être y aurait-il place, cependant, pour des Écoles d'enseignement supérieur, qui manque en Chine ; mais il faudrait étudier cette idée avec beaucoup de réserve et de toute façon il serait bien meilleur d'envoyer des étudiants en Europe. Les élèves parlant français ont des débouchés très restreints en Chine où les maisons de commerce et banques françaises ne font correspondre qu'en anglais, les employés ne parlent qu'anglais, on ne peut réagir. La devise de l'Alliance française « ...tout h[omme] q[ui] parle français est un client forcé de l'influence française » rien n'est plus faux. Les Allemands apprennent la langue du pays, cela ne nuit pas à leur commerce. Tout au plus faut-il développer les écoles dans les pays limitrophes du Tonkin qui doit être soumis à notre influence et cette œuvre ne regarde que l'Indo-Chine.

Encore le recrutement des instituteurs laïques est-il très difficile (à Pakhoï il était [blanc]) : or ce n'est pas un vice pour les enfants qui sont très bien soignés et préservés dans les familles convenables, on en a le plus grand soin ; ce sont les coolies qui vivent publiquement ainsi tous ensemble. Berthet avait quatre boys, un seul avait une femme ; les autres le considéraient comme un cochon, l'avaient mis en quarantaine pour avoir introduit une femme dans une maison honnête ; la séparation des hommes et des femmes a développé [blanc].

Si on veut continuer cette œuvre grossière d'école primaire, d'apprendre le français aux indigènes, il faut préparer un plan régulier, économique non plus basé sur des considérations sentimentales, multiplier les petites écoles au Yunnan (C'est une bonne observation, comme on dit dans les thèses médicales, celle de Bons sur interprète).

La question des Facultés de Médecine - difficile de trouver [blanc] pour la direction, difficile d'obtenir des élèves pour une longue période d'études, l'enseignement supérieur est une chose de luxe et n'est possible que dans des pays riches ; d'ailleurs on ne peut apprendre que sur des figures, des machines de petit modèle, c'est un enseignement supérieur théorique. Est-ce utile ? est-ce durable ? Cela ne donne aucune prise. Les théories générales sur la solidarité ont même valeur que Confucius et [blanc]. On ne peut se rendre compte sans voir fonctionner les organisations administratives, les grands services publics, la science appliquée. L'idée d'une Université est tout d'abord séduisante. Les universités anglaises, américaines n'ont cependant pas donné de bons résultats : ce sont des écoles secondaires où l'on apprend seulement sérieusement à parler anglais, mais jamais des connaissances approfondies (la médecine chinoise : l'opothérapie, soigner les maladies des organes par des liqueurs tirées de ces organes... Brown Sequ[?]l, organes génitaux, foie, rate).

2° Éducation en Europe. C'est ce qu'il y a de plus intéressant. La France a besoin non de coolies, de fruits secs, d'interprètes, mais de gens rendant des services réels dont la formation dépend d'elle. Les missions de Giquel ont fourni beaucoup de jeunes gens remarquables. L'esprit français produit une véritable hybridation et donne un mélange plus fort que l'anglais dans aucun cas (général Tchenk toi tay, fameux type de ces hommes de Foutchéou ; Wei Yan est à Canton ; on lui doit les deux contrats, pas soutenu par M. Dubail ; Li tao taï, si imbu d'esprit français ; Lin fang examen de droit, même promotion que Claudel, chose de première importance ; Hu, instrument le plus actif du contrat H-P ; Ou-Tai-tchang [blanc] à Vienne, à Nankin. L'esprit français est plus insinuant, très contagieux quand on y est soumis suffisamment longtemps. Services considérables : les interprètes, intermédiaires

auprès des autres Chinois ; il faut le temps de se pénétrer des habitudes françaises, 5 ans au minimum. La plupart nous sont acquis, non pour des raisons sentimentales, mais ils sont devenus suspects ; des Français ne sont à l'aise qu'avec des Français, bon gré mal gré ils sont forcés de s'adresser à nous quel que soit leur sentiment intime. Il faut un bain suffisant d'esprit et de civilisation française, ce que jamais aucune école ne donnera, [pour créer] un état d'esprit français. Il est très fâcheux que les missions aient été interrompues, que la diplomatie française s'en soit désintéressée. Elles gardent cependant les moeurs et les habitudes chinoises intactes, le plus grand respect pour les tombeaux de leurs parents et dépensent de grosses sommes pour les entretenir ; Elles conservent aussi les superstitions chinoises (Lin fang, médecin chinois, a incisé le bubon pesteux, enfoui le rat vivant ; voilà comment ils comprennent ce qu'on dit, que les rats causent la peste et illustrent les enseignements et les faits. Un soir de peste ils sont dans les rues nocturnes de Foutchéou et, suivant deux personnes qui causent, j'écoute leur conversation : ils laissent tomber une liste qu'ils ramassent ; ce sont tous les gens qui doivent mourir le lendemain. Il la ramasse, efface son nom : les deux génies de la peste reviennent pour chercher leur liste, tous meurent, sauf lui. Histoires de renards, de possession, très fréquentes et crues ; maisons abandonnées, inhabitées, hantées ; [blanc] est possédée ; phénomènes diaboliques, des incendies éclatent spontanément. Doyêre, ses ingénieurs lui disaient « croyez-vous vraiment que les Boxeurs soient invulnérables pour les balles ?» Il est impossible de changer la crédulité chinoise.)

Il est malheureux que cette excellente pratique des missions ait toujours été limitée au Fokien, pas développée et abandonnée par la mauvaise volonté du gouvernement chinois. Il ne faut pas laisser au seul Japon la formation intellectuelle de la nation, la formation de l'administration future, de la réorganisation administrative de la Chine. Il faudrait des jeunes gens admis après examen très sérieux, des garanties d'intelligence, de famille, de caractère. Cinq ans au moins, ils suivraient les cours de nos grandes écoles scientifiques, feraient des stages dans les grands établissements industriels comme Le Creusot, seraient formés [blanc] jointe au groupe chinois. École extrême-orientale, ce mélange de nos élèves interprètes serait inappréciable, leur donnerait une connaissance familière de la langue et créerait des relations précieuses pour l'avenir. Il faudrait que ces jeunes Chinois revenus ne fussent pas suspects, soient connus de la Légation, appuyés par elle, suivis dans toute leur carrière, défendus comme nos clients. Ainsi : choix très sévère à l'entrée, contrôle très suivi à la sortie de manière à ce qu'ils ne soient pas tenus en quarantaine en Chine. La France payerait l'École pour [blanc] bon marché Japon.

Psychologie de l'Européen en Chine
Passé le Canal de Suez, les Dix Commandements n'existent plus, dit Kipling. L'Européen se croit en vacances ; les conditions de vie sont beaucoup plus faciles : il gagne beaucoup plus d'argent, il se sent spécialement protégé ; il constitue au milieu des Chinois une aristocratie investie d'un pouvoir exceptionnel, rien que par le fait d'être blanc ; en Europe, l'homme n'est qu'une unité ; en Extrême-Orient, il prend la valeur d'un coefficient. Les Chinois cherchent à l'intéresser à leurs affaires ; une multitude de gens interlopes n'ont d'autres moyens d'existence que de servir d'enseignes aux affaires chinoises ; le Consul ne peut intervenir, il doit même fermer les yeux, car il trouve là un moyen d'influence. On reçoit largement, on dépense beaucoup, on a une domesticité nombreuse, l'habitude du « chit » et du chèque est dangereuse ; jamais on n'a d'argent sous la main, les banques sont très larges pour le crédit ; l'épargne n'existe pas ; tous ces éléments sont des agents de démoralisation actifs ; la communauté rapatrie aisément les enfants laissés sans ressources, assure des bourses aux veuves : l'Européen en Chine est très généreux, il laisse en Occident ses instincts d'avarice et même d'économie. L'honnêteté est d'ailleurs très rare, il est difficile de trouver des gens sérieux sur qui l'on puisse compter ; la question qui domine tout, c'est celle des clerks pour les commerçants : il est très difficile d'en trouver ; les Anglais n'ont de bon que les Écossais, leurs meilleurs agents ; les Allemands ont seuls d'excellents employés qui viennent apprendre le commerce et sont très peu payés (ils sont tenus de jouer du violon, de faire la cour à la demoiselle de la maison et ils trouvent encore le moyen d'attraper des maladies secrètes, tout cela pour 75 dollars par mois) ; il y a les employés volontaires, « freiwillig », c'est la grande force du commerce allemand, avec leur force de travail. Les Français montrent souvent des initiatives intéressantes (ils ont été les premiers à organiser Hankéou et le commerce avec le Setchouen) ; mais ils manquent de suite dans les idées et de sérieux dans les affaires. Ils n'ont pas de grandes maisons solides, bien connues des Chinois, établies depuis longtemps dans le pays, inébranlables comme les grandes maisons allemandes et anglaises. Les maisons françaises sont branlantes, à la merci d'une mauvaise année ou de mauvais employés. On peut d'ailleurs s'étonner que les grandes maisons d'exportation de soie s'adressent à des maisons anglaises de préférence (Jardine) : si le commerce et le commerçant étaient la même chose, les Français auraient une plus grosse situation. Le Français se décide malaisément à passer sa vie au loin, il s'attend toujours à quitter ; il considère dans tous les cas qu'il a fait un sacrifice héroïque et veut en être payé grassement. Il exagère tous les défauts de l'Européen en Chine : de dépensier il devient prodigue, les autres sont indépendants : il ne supporte aucune subordination ; il ne peut consentir à rester employé ; ses qualités même d'économie, de prévoyance, sont grandement diminuées hors de France : Marty doit son succès à ce qu'il a été gagne-petit, grippe-sou, inattaquable pour les Chinois. Le grand défaut de l'Européen en Chine c'est l'importance que donne ce privilège de l'exterritorialité : le plus petit employé, le plus mince [blanc] est un personnage important, protégé par le Consul ; il s'exagère son importance, perd l'esprit d'économie, de famille : il vit tout le temps comme à l'hôtel en Chine. [Clau12,Clau8:S. 144]

1904-1909.2 Claudel, Paul. *Livre sur la Chine* [ID D21908]. [Auszüge (2)].
Chap. 5 : *L'Européen et le commerce en Chine*
L'Européen, c'est le commerçant, il n'y en a pas d'autres ; ses rapports avec la Chine, c'est son commerce, les moyens sont les traités (Voir] Bard ; Bavier, North China Daily News 1898, Baie ; Écho de Chine, 2 articles de Bottu sur le régime de la concession, juillet 1898 ; Mayers, chez Nils (pas de bibliothèque étrangère à Paris !). Le principe des Européens en Chine étant donné qu'ils ont deux civilisations disparates, l'une basée sur le règlement impersonnel, et l'autre sur le marchandage et le compromis continuel, c'est que l'Européen a dû emporter sa loi avec lui (c'est ce qu'on appelle le principe d'exterritorialité, dont la définition restreinte en droit a dû être développée). 1° Exterritorialité de son séjour: (concession où il habite) ; 2° Exterritorialité de la personne : dans les commencements, on a délimité un périmètre spécial destiné à la résidence des Européens dans tous les ports ouverts ; quels que soient les accroissements ultérieurs, successifs, l'Européen réside dans un coin spécial, loin des Chinois et reste différent sans se mélanger. Ce coin est régi par des lois, une police, une voirie européenne, c'est un coin d'Europe transporté en Chine, une petite découpure.
2° Exterritorialité de la personne : comme conséquence du fait que l'Européen emporte partout sa loi avec lui, là où il échappe complètement à la juridiction locale ; il faut préciser et distinguer soigneusement entre la police et la juridiction. Dans l'intérieur où le consul ne peut pas étendre son pouvoir, un criminel est soumis à la répression chinoise : il ne faut pas confondre comme le font les Japonais, le droit d'empêcher de commettre un crime et le droit de le juger ; le consul a sa police restreinte et ne peut mettre la main au collet d'un malfaiteur dans l'intérieur. L'Européen emporte sa juridiction, son administration, son régime fiscal (impôts auxquels il est soumis), et est soustrait à la juridiction locale. Les Français continuent à appliquer les ordonnances surannées de 1778, 1833, 1852 non préparées pour ces cas là ; l'appareil de juridiction est compliqué et encombrant ; au lieu d'avoir une sorte de juridiction de juge de paix étendue, nous avons des tribunaux composés du Consul et de deux assesseurs, appareil difficile à mouvoir pour des cas souvent peu importants : aussi est-on obligé de recourir à l'arbitrage, ce qui présente des inconvénients. Nos consuls ne sont pas préparés à ce rôle et ne sont pas magistrats : il y a dans les concessions des intérêts très graves se chiffrant par millions : ce sont des villes de 100 000 habitants, comme Shanghai, qui nécessitent un homme très au courant, un magistrat imbu de l'esprit juridique français (les Anglais ont un spécialiste). Le consul français est seul maître sur la concession française et a mêmes droits que tous les autres sur la concession internationale. Il y a un Conseil Municipal avec des pouvoirs très peu définis, l'administration d'une ville de 100 000 habitants ; il faudrait un consul suppléant spécial très versé dans le droit, ou un Consul à demeure à qui l'on ferait une situation brillante et qui y ferait toute sa carrière. Il est difficile d'ailleurs de diviser ces attributions disparates : administrateur, magistrat, rôle politique important. Le régime des concessions soulève tant de questions multiples, très compliquées, qu'on peut se contenter ici de poser le point d'interrogation ; d'ailleurs en Chine il ne faut jamais renoncer à rien. La situation politique du Consul Général de Shanghai entre la concession internationale et la Cité chinoise indigène est magnifique, capitale. Il y faut un homme très prudent, de grand bon sens, réfléchi, timoré un peu, un homme âgé sans initiative, rassis, ayant beaucoup de relations et voyant clair.
Le régime français est suranné : la concession est exploitée par un régime coutumier qui change d'après les lubies du Consul ; les principes ne sont jamais clairement définis. Les Anglais ont un régime, une législation toute spéciale à laquelle ils sont soumis par les « Orders in Council », qui répond aux besoins spéciaux de la petite communauté établie dans les ports ouverts. Ils ont un chief-justice à compétence très étendue allant jusqu'à la Cour d'assises et des vice-consuls spécialement chargés des attributions [pour les] tribun[aux]. Ils ont fait un travail judiciaire et administratif spécial qui nous manque complètement. Nous avons une juridiction consulaire avec un appel devant la Cour de Saïgon. La loi française, le Code civil tel qu'il existe à Fouilly-les-oies, sont appliqués en Chine. Quand les Européens disent « actio sequitur forum rei » il s'agit avant tout d'avoir la position du défendeur en Chine, la situation est la meilleure puisqu'on est jugé par la loi de son pays et non sans partialité. Les rapports avec les Chinois au point de vue judiciaire sont mal prévus dans les traités, les textes sont assez vagues dans les traités français et anglais. Si le Chinois est défendeur la justice stricte exigerait qu'on applique la loi chinoise. L'action purement diplomatique ou consulaire s'exerce dans la plupart des cas civils. Sur la concession juridique spéciale de la Cour mixte, qui est en dehors des traités et a été précisée par les Anglais par des actes spéciaux, par une entente avec les Chinois, les Français ont appliqué l'organisation anglaise sans acte écrit ; le principe c'est qu'un magistrat est délégué par le taotai et a à côté de lui un assesseur français.
Ainsi, 3 cas : 1° Affaires entre Chinois domiciliés n'importe où et un Européen : action diplomatique. - 2° dans les concessions : action d'un Européen contre un Chinois, Cour mixte, résultat de la coutume, avec un magistrat chinois qui est censé juger seul, et près de lui un assesseur. - 3° La Cour mixte juge tout ce qui intéresse la police intérieure de la concession (dans la concession internationale, l'assesseur

est désigné par le corps consulaire).
Tels sont les rapports entre Chinois et Européens : rapports purement personnels. En dehors de ces cas, les traités prévoient des cas où les Chinois ont des rapports avec les Européens : si les domestiques, employés, gens ayant des rapports avec les Européens, étaient livrés à la juridiction chinoise, il en résulterait une gêne pour les Européens ; aussi ceux-là sont-ils dérobés en partie à la juridiction chinoise après entente. Cette action exercée par les consuls, cette protection, les Chinois y attachent un prix énorme : c'est la vraie raison de la situation, de l'existence même des Européens en Chine et le service le plus appréciable qu'ils rendent aux indigènes. Les rapports entre les Européens constituent un des plus importants avantages ; les Consuls ont la main large à ce sujet : ils exercent une action officielle individuelle dans beaucoup de cas : boy arrêté, caution ; de même si un Européen a un créancier chinois, on exerce une action sur le débiteur : les traités reconnaissent ce droit. C'est une question très importante dans le cas des Banques et dont découlerait la reconnaissance des créances chirographaires. Le créancier protège son débiteur, ayant intérêt à ce qu'il ne soit pas ruiné dans ses affaires ou gêné par d'autres. Les traités reconnaissent également les droits de propriété dans les ports ouverts, sans préciser que ce soit uniquement dans les concessions ; on a tendance à restreindre à une emphytéose, mais en fait la propriété est reconnue : c'est une question très importante pour les droits hypothécaires (propriété de la racine et de la surface, toute une étude à faire sur la propriété foncière, livre du P. Hoang (Var[iétés] Sinologiques).
Le traité de Tchefou constitue un recul, mais il n'a pas été ratifié51 et le dernier traité japonais ne parle plus que de bail, cependant les premiers traités sont formels ; 2 ou 3 laissent place à un doute sur le droit absolu de propriété : c'est le traité américain le plus net à cet égard «.
Avec la question des rapports d'affaires on entre dans la question commerce.
Position extérieure de l'Europe en Chine. - La première question est le régime sous lequel les marchands européens entrent en Chine. Il était impossible de laisser subsister l'ancien système douanier chinois, à cause de l'arbitraire et de la lenteur funeste de ce système. Il fallait une administration européenne pour les rapports de douanes entre Chinois et Européens. Les Douanes sont soumises à un régime administratif unique qui règle l'entrée et la sortie des marchandises : remarquez qu'elles perçoivent non seulement un droit d'entrée, mais un de sortie, originalité par rapport aux douanes du monde entier. Le régime des entrepôts n'existe pas : les « bonded ware houses » n'existent qu'à Shanghai et n'y rendent aucun service. Il n'y a pas d'admission temporaire : on connaît le draw back qui est difficile et ennuyeux (une marchandise entrant et réexportée plus tard, on laisse une caution appelée draw back). De plus un droit spécial s'applique à toutes les marchandises allant d'un port à l'autre, égal à 1/2 droit d'entrée, soit 2 1/2, qui a pris une grande importance depuis 1900 où toutes les marchandises européennes sont taxées, cela constitue une surcharge très sérieuse. C'est un droit de transit. Ainsi 7 ½ % constitue un minimum pour toutes marchandises entrant en Chine non prévues au tarif 5%. Tracasseries [blanc] par les Consulats, même cotés fort.
La 2ème question : c'est ce que l'on a fait pour que les ports soient réellement ouverts ; c'est la question des likins. Histoire de la lutte des Européens contre toutes les entraves successives. Malice des Chinois qui rendent illusoires toutes les précautions des traités. Les passes de transit s'appliquent aux marchandises qui ont besoin d'être rapidement transportées ; on rend l'examen très difficile et l'on paye un nouveau droit pour hâter cet examen : en définitive, le nouveau droit de transit vient se superposer à l'ancien qui a pour lui d'être traditionnel. (Il ne faut jamais accepter de nouveaux droits se substituer aux anciens). Le droit de transit sert de garantie aux emprunts et est perçu par la Douane tandis que les administrations locales perçoivent le likin, aussi s'arrangent-elles pour les rendre inférieurs aux droits de transit. D'ailleurs c'est une précaution vaine : les likins n'existent que depuis 1840 et ont été inventés contre l'étranger ; les passes de transit n'existent d'ailleurs que pour les marchandises de provenance ou à destination exclusivement européenne ; les droits de likin retombent de tout leur poids dès que les marchandises redeviennent chinoises. C'est donc très précaire. Il y aurait une curieuse étude à faire sur les passes de transit, mais elle serait très technique et il faudrait les suivre sur les tables des Douanes. D'autres précautions ont été prises contre les coalitions de commerçants contre les Européens, interdites par l'art. 33 les coalitions de marchandises et fournisseurs chinois contre les Européens, les boycottages : Marty à Pakhoi obtint grosse indemnité, les chargeurs chinois ayant refusé de fournir du fret. C'est un des seuls exemples, c'est là un privilège considérable. Mais il est difficile de mettre en mouvement l'action diplomatique à Pékin. Les Anglais se sont basés sur cet article pour protester contre le monopole du camphre.
L'Européen enfermé dans sa concession et son exterritorialité a beaucoup de peine à commercer dans l'intérieur. Combien peu de racines dans le pays, quelles faibles attaches, quels médiocres moyens d'exercer son influence ! En Europe quelle est la raison du commerce ? C'est un besoin mutuel de production qui se complète, une division du travail entre les divers états ; l'Angleterre, par exemple, s'est spécialisée dans certaines productions industrielles ; elle a un besoin absolu d'autres États pour lui

fournir des produits qu'elle s'est mise hors d'état de fabriquer. En Chine cette réciprocité de besoins avec l'Europe n'existe pas (Bavier, Taylor, dans ses rapports annuels des Douanes). Le commerce entre l'Europe et la Chine a toujours un caractère de commerce de luxe ; d'une part, l'Europe demande à la Chine des produits dont elle n'a pas un besoin absolu ; le thé, la soie (celle-ci fournie de plus en plus par le Japon et le Levant) de même, les peaux, les soies de porc, tresses de paille, huiles de bois, articles peu nombreux qu'elle demande à la Chine. De même, la Chine demande à l'Europe un certain nombre de produits dont elle n'a pas un besoin absolu, qu'elle trouve plus avantageux, plus économique de ne pas produire. Mais le commerçant ne doit jamais oublier que la marge sur laquelle il peut jouer est excessivement étroite ; une différence de prix très minime suffit à arrêter net une importation, de même le changement des conditions de la vie, un impôt nouveau (cela surtout), un fléau suffit à arrêter les achats. En Chine, après 1900 les importations ont considérablement augmenté et de plus, l'administration est d'une incompétence absolue. La Chine trouve plus avantageux de les fabriquer dès qu'une certaine limite est dépassée ; si le pétrole dépasse un certain prix, il se resservira des huiles de haricots, de thé ou de n'importe quoi. L'acheteur, le vendeur chinois n'est pas compressible, la marge est vite mangée.

Ce commerce qui a si peu de racines et de marge est empêché par de nombreuses causes. Dans les rapports entre Etats européens, le commerçant peut aller dans l'intérieur se rendre compte des besoins, causer avec les producteurs, étudier les marchés, créer des industries spéciales. En Chine ces facilités indispensables n'existent pas. Le Chinois a besoin de vivre d'abord et produit pour se nourrir, se vêtir, ce qu'il lui faut ; s'il lui reste quelque chose en surplus, il le vend. Pas d'industrie spécialisée ; c'est la production familiale dont le surplus seul arrive à être vendable, est mis sur le marché. Conséquences inévitables : 1° précarité de la fourniture, il suffit d'une mauvaise récolte ou de diminution de ressources de la famille pour que le produit manque à l'acheteur. À Nankin, une année il y a eu vente de 100 000 dollars de graines de sésame, l'année suivante, rien ; 2° difficulté de faire des marchés importants et pour de longues périodes ; 3° diversité des intérêts des producteurs : de l'état de la division de la propriété toujours répartie en une multitude de petits producteurs ayant entre eux tous les rapports compliqués des Chinois (question des familles, de clans, créances des uns à l'égard des autres, superstitions) ; la production est disséminée et sans variété entre eux. 4° Étendue du périmètre dans lequel la cueillette doit être faite, puisque c'est un produit de luxe. Tout cela rend la position de l'Européen très précaire.

Les Européens ne connaissent pas la langue du pays, ils ne sont pas connus du consommateur ou acheteur qui, par conséquent, se défie toujours de lui. En outre, leur paresse d'esprit, leurs habitudes routinières, ils ont pris les habitudes chinoises ; ils estiment qu'on a toujours fait ainsi, qu'il n'y a pas moyen de faire autrement. Il y a des Européens qui vivent depuis 30 ans dans la concession sans en être sortis ; cela indique le peu de mélange ; la paresse d'esprit des uns, la difficulté de faire une chose nouvelle, il ne sort pas du coin où il est cantonné et l'on s'étonne d'entendre les vieux résidents réciter des âneries toujours les mêmes sur les Chinois : l'ignorance est complète.

Ainsi, par la nature des choses, il n'y a pas de nécessité rigoureuse d'un commerce européen avec les Chinois, et d'autre part, en fait, il n'y a pas de contact. Si l'Européen vit complètement isolé dans son coin, il est dans l'ignorance complète de la masse ambiante qui se trouve autour de lui, de ses besoins, de ses produits. Il attend simplement sur sa concession, déballe ses marchandises, attend qu'on vienne lui acheter. On aperçoit de là le rôle immense joué par le compradore qui est tout le commerce européen, seul chargé du contact avec les Chinois. Ce rôle est actuellement nécessaire : il use et abuse de cette connaissance des conditions. Le compradore résume en lui une bande énorme d'intermédiaires : pour le thé il y en a soixante-dix entre le producteur de la feuille et l'acheteur dans un magasin de la rue St-Honoré. L'Européen au lieu de s'adresser à cette foule énorme, s'adresse au compradore, intermédiaire unique ; les questions de change rendent la situation plus inextricable encore. Rôle du compradore : il sert de garantie à la fois des deux côtés, l'Européen pour l'exécution des marchés et le Chinois pour la solvabilité. Pourquoi les Chinois ne font-ils pas des affaires directes avec l'Européen ? d'abord l'ignorance des maisons européennes qui ne les connaissent pas. Le rôle capital du commerçant européen en Chine c'est qu'il fournit l'argent à bon marché ; tout le commerce consiste en ceci : le Chinois apporte des marchandises dans un magasin et l'Européen obtient des banques un prêt sur ces marchandises à un taux inférieur à celui du Chinois.

Ainsi : rôle précaire, aucun contact avec l'intérieur et pas de besoin réciproque d'un pays par rapport à l'autre. Pas besoin de l'étranger qui apporte plutôt du trouble. Il manquait deux choses à cette masse spongieuse : organes d'épargne générale, organes de circulation ; les banques qui ont des quantités d'argent considérables (le Chinois est incapable de mettre de côté) et fournissent l'argent à bon marché. La circulation plus rapide, les organes de grande circulation fournis par la navigation à vapeur européenne qui établit des rapports réguliers et rapides entre les extrémités de cet immense corps, qui va se compléter par les chemins de fer.

Les habitudes du commerce chinois, les questions de crédit sont à développer dans un chapitre spécial « questions monétaires et financières » - de même « Géographie commerciale de la Chine ».
Quelles sont les marchandises prises par l'Europe à la Chine : étude de la place occupée par les différentes nations.
Par suite de l'impossibilité d'établir des rapports directs avec le consommateur, celui-ci n'a souvent pas le produit qu'il désire ; il est impossible de faire produire un progrès : par exemple, il n'y a pas moyen d'améliorer le thé, ce qui a fait baisser beaucoup ce commerce ; de même pour les tresses de paille impossible d'obtenir les qualités demandées, aussi a-t-on cessé d'acheter et la plus forte partie va-t-elle au Japon. C'est là une grande cause d'infériorité pour la Chine, qui s'oppose au développement de son commerce.
Exportations. - L'Europe demande à la Chine le thé (vert uniquement) ; la soie chinoise filée brute, d'une qualité supérieure à toutes les autres ; des peaux, soies de porc, huile de bois, graines de sésame, musc, laine du Nord (Tien-tsin) ; l'exportation chinoise tend à diminuer ; elle est continuellement menacée : le sucre brun est détruit par le sucre blanc de Java manufacturé à Hongkong ; partout on arrache les champs de canne à sucre à Swatow qui représentent une exportation de 100000 tonnes ; comme il est impossible de modifier la culture pour l'adapter aux nécessités du commerce, la canne disparaît ; de même pour la ramie et le chanvre.
Importations. - Les tissus de coton où les Américains ont remplacé en grande partie les Anglais, les tissus de laine, les riblons, déchets de fer envoyés à Shanghai par bateaux énormes, les [blanc] les transformant en outils à leur manière. Pétrole, farine américaine se développent énormément, le sucre blanc produit par les deux énormes raffineries de sucre de Hongkong, Jardine et Butterfield, (Rapports Réau et Claudel 1903). Le Chinois est amateur de produits européens, mais limité par ses ressources.
La disproportion s'accroît de temps en temps entre importations et exportations. La Chine achète plus qu'elle ne vend, point assez grave, mais qui indique plus de ressources qu'on ne le signale généralement. Rien n'a le caractère d'un échange nécessaire, régulier comme il en existe entre l'Angleterre et la France qui ne peuvent pas se passer l'une de l'autre. Il y a des éléments de désordre, de trouble qui produit des changements, de là des années de désastre. Le Chinois est très joueur, très spéculateur : autre élément de trouble ; il joue et parie à la manière américaine, sans étude. En septembre 1897 il y a eu ainsi une saute du dollar, tombé à 1 Fr. 92, remonté à 2 Fr. ; la Banque russo-chinoise a prêté à 32 % par mois à cette époque ; c'est un autre élément qui vient désorganiser le commerce et empêcher les rapports normaux réguliers. Quelle place se sont faits malgré cela les différents États ?
L'Angleterre : Elle a eu la priorité, établie en Chine depuis l'ouverture ; elle a fondé de très vieilles et très solides maisons ayant très bonne réputation auprès des Chinois qui aiment faire des affaires avec elle ; elles sont soutenues par des banques considérables qui donnent du crédit à ses négociants et aidées par un service de navigation établi partout. Ce qu'elle a contre elle c'est que ses commerçants assez loyaux en affaires, sont très peu travailleurs, peu intelligents, peu d'initiative, très routiniers et en somme très loin d'avoir tiré parti de la situation unique et des avantages de toute nature qu'ils ont entre les mains. D'autre part, l'aide qu'ils reçoivent de leur gouvernement, ministre et consuls, est très considérable : c'est un corps composé de gens honorables, instruits, mais ayant mêmes défauts que leurs administrés : corps fermé, avancement très lent, carrière assez peu brillante offrant peu de champ aux activités qui veulent se développer : les gens une fois arrivés à une situation plantureuse, large, ne cherchent plus qu'à employer leurs loisirs à la sinologie, travaux de vieux garçons sans but, d'autres font des rapports très instructifs, consciencieux, intéressants : la série de leurs rapports a une valeur considérable, littérature de première main, très intéressante, mais renseignements noyés. Ils ont beaucoup de nationaux et ne peuvent pas favoriser les uns aux dépens des autres ; ils ont une administration très collet monté, des attributions rigoureuses et ne peuvent pas recommander un commerçant spécialement, c'est une règle administrative inflexible et une cause d'infériorité. Ils font strictement leur métier, des rapports, de juge, d'administrateur et informateur, n'essayent pas de développer le commerce anglais, d'étudier de nouvelles entreprises, ils n'ont pas de rôle de pionnier actif, de créer de nouveaux débouchés comme les Allemands.
Les Américains ont pris beaucoup de développement et ne vendent uniquement que des produits américains sans l'interférence de grandes maisons en Chine (n'ayant que American Trading Co et Fearon et Daniel, tissus) et comme banque, l'« International Banking Co ». Cependant ils se développent énormément pour importer entre les mains de commerçants anglais (machines, farines, tissus de coton, pétrole). C'est l'Angleterre qui vend le plus, la France qui achète le plus. Cela alimente cette grosse navigation qu'ils sont en train de créer de San Francisco à Shanghai. On peut prévoir que quand la Chine aura développé ses énormes ressources de combustible, elle fournira la côte américaine dépourvue de charbon et recevra en échange des denrées alimentaires nécessaires puisqu'elle est toujours à la limite de la disette. C'est l'Amérique qui a le plus d'intérêt à se réserver ce marché-là.

Roosevelt, en esprit politique, attache une importance énorme à l'Extrême-Orient.
L'Allemagne : C'est elle qui a compris pour la 1ère fois que les affaires de Chine reposaient entièrement sur le crédit ; ils ont commencé à étendre les crédits accordés aux Chinois et fait connaissance directement avec les mandarins locaux pour leur prêter de l'argent, des fournitures d'armes ; ils ont capté leur confiance par des emprunts provinciaux en 1887 (Karlberg, Carlowitz, Melchen and Co) faits au vice-roi des deux Kouang, à Tchang Tche-tong pour l'organisation de ses filatures de coton, des usines de Han-yang. Ils sont très travailleurs, ont d'excellents clerks, une banque très bien dirigée, fondée par les anciens employés allemands du Comptoir d'Escompte français qui possédait une grosse position avant 1870 : ce sont ces employés qui ont fondé la Deutsche Bank, soutenue par Bliichroder ; ils ont développé leurs intérêts par des lignes de navigation. Toujours épargne et circulation appuyées l'une sur l'autre. Lignes de navigation sur l'Europe alimentées par ligne [blanc], fluviales Réseau complet comme celui de l'Angleterre, deux lignes sur le Yang-tzé, Kiao-tcheou, Tien-tsin, deux lignes de Swatow sur le Siam, une ligne de Hongkong sur Haïphong [blanc] quantité de bateaux irréguliers. Ils sont soutenus par un corps consulaire et diplomatique très énergique, travaillant en bras de chemise, ne croyant aucune besogne au-dessous d'eux, très bien renseignés, très brutaux, ce qui n'a que des avantages, servis par des desseins bien formés et bien suivis. Ils avancent à pas de géants. Actuellement ils possèdent les intérêts et les positions les plus considérables entre le Fleuve Jaune et le Yang-tzé. Politique intelligente, soutenant les mandarins, plaçant dans tous les postes des créatures à eux. Aucune politique de luxe (de faste comme la France) s'occupant peu d'écoles, de développer leur influence. Magnifique concession de Hankéou, un mille de frontage sur la rivière.
Les Français : Ils ont l'Indo-Chine, tenue à l'écart volontairement sauf du temps de Doumer. Initiative intéressante, efforts mal coordonnés. Des Français au courant des affaires nouvelles, mais pas d'esprit de suite. Position superbe des Messageries, ont vendu leur frontage à Shanghai sans raison, doivent emprunter les [blanc] des autres compagnies, ont abandonné toutes leurs positions aux malles allemandes qui en ont hérité (« Tant qu'il y aura un de ces gredins de payants dans la salle, nous ne serons pas sûrs du succès » dit le chef de claque). Voilà l'esprit. (Comme Delcassé qui ne veut nommer personne « jugeant inutile de faire quatre-vingt-dix-neuf mécontents et un seul ingrat »). Dès 1895 tous les Consuls répétaient qu'il fallait des cargo-beats, des lignes annexes : maintenant sur le Yang-Tzé il y a deux lignes allemandes, deux japonaises, chinoise, anglaise ; elles se décideront à la fin et gagneront encore. Comme la Banque de l'Indo-Chine qu'on a eu tant de mal à décider à venir à Shanghai où elle gagne de l'or, qu'il a fallu contraindre par le Ministère à établir des succursales à Hankéou pour un an, etc. Le Comptoir d'Escompte avait une position superbe en Chine, étranglé par des statuts imbéciles, cède la place à la russo-chinoise, quitte l'agence de Shanghai ; la Banque russo-chinoise capitaux français employés à la politique russe, Directeur français subordonné à ses collègues russes, tout ce qui est important est secret et très [blanc].
Tout ce qui s'est fait à Shanghai résulte des efforts de jeunes gens, entreprenants, courageux, d'initiative, peu de capitaux, Olivier, Racine, Bouchard, les [blanc] constituent une aristocratie dédaigneuse, ne voyant rien d'autre que leurs affaires. Tout le commerce français s'est concentré sur Shanghai et Hankéou, Canton pour la soie, Tientsin pour [blanc] mais les épiciers font des affaires magnifiques (Mondon et Gaillard). Le corps consulaire a les défauts de ses administrés ; longtemps une fantasia de ministres et de consuls venus de tous les pays du monde, ce qui n'est pas absolument mauvais ; mais il faudrait une juste moyenne et que les désirables agents de Chine puissent retourner à Paris et faire bénéficier de leurs connaissances l'Administration centrale, qu'il y ait un roulement établi ; c'est le meilleur personnel qu'il y ait en Chine. Légation mauvaise, ne travaille pas autant, ne répond pas aux lettres.
Conclusion : C'est à regretter qu'il n'y ait pas plus de consuls, pas plus de postes créés, [blanc] consul doit suivre le commerce ; en Chine, doit précéder le commerce et ouvrir les voies, multiplier les consulats dans les ports du sud où sont nos principaux intérêts. Partout à étudier la création des deux agents, capitaux de l'influence française en Chine : Banque et circulation. Etudier les questions de crédit à donner aux Chinois et développer cela dans des limites où les autres nations européennes moins favorisées au point de vue de l'épargne anonyme ne peuvent pas nous suivre. Développer les voies de commerce en s'appuyant sur l'Indo-Chine comme base surtout pour la navigation et les chemins de fer.
Résumé des idées de ce chapitre :
1. - Situation des Européens en Chine : exterritorialité et ce n'est qu'un pied à terre.
2. - Le commerce est dans la même situation que le commerçant, précaire, à la merci des intermédiaires chinois.
3. - double utilité pour les Chinois : épargne et circulation.
4. - Revue de chaque pays européen étudié au double point de vue argent et circulation ;

5. - France : ce qu'elle peut faire dans cette double direction.

Chap. 6 : *Géographie commerciale de la Chine*

Quand on voyage dans la campagne chinoise ce qui frappe le plus c'est la disparité entre la plaine toujours cultivée et la montagne qui en émerge comme un îlot sans culture (réservé en général aux tombeaux ou à une population très différente de celle de la plaine ; cependant on y voit souvent des champs de riz, de patates, s'élever à une certaine hauteur) ; également dans des pays comme le Chen-si et le Chan-si, spéciaux grands marchés [blanc] cultivés en escaliers descendant de la Mongolie aux bords du Fleuve Jaune, fertiles et aménagés en [blanc].

D'une manière générale, si on pouvait faire des cartes tant au point de vue agricole qu'ethnographique (densité de la population), entre les parties montagneuses et la plaine on verrait des contrastes frappants. Le Chinois est seulement un homme de plaine, il n'a jamais su aménager les parties montagneuses de son domaine. Il en résulte que la Chine a été divisée ipso facto en un certain nombre de compartiments séparés entre eux par des seuils montagneux plus ou moins infranchissables. La partie principale de la Chine consiste en une immense cuvette qui va des monts du Kouang-toung et du Kouei-tcheou jusqu'aux steppes de Mongolie et dont le débouché sur la mer est séparé en deux par le bloc du Chantoung ; cette partie de la Chine a d'ailleurs été dépeuplée, ravagée dans le courant du siècle dernier, d'une part au Nord par les débordements chroniques du Fleuve Jaune et dans le Sud par les épouvantables destructions de la guerre des Taipings ; néanmoins c'est encore la partie la plus riche et la plus fertile de la Chine. Le Kiang-si en est pour ainsi dire le grenier. De chaque côté de ce vaste bassin sont installés une série de compartiments d'une richesse plus ou moins grande ; le plus important est celui du Setchuen, presque complètement fermé celui-là, qui n'a de communication avec la dépression centrale que par une étroite et dangereuse fissure, le boyau du Yang-tzé. Du côté de la mer se trouve également une série de compartiments échelonnés le long de la côte dans les plaines formées par le bassin et l'estuaire des fleuves, délimitées par l'écran naturel des montagnes : formation régulière tout le long de la côte. Le plus important est celui de Canton, formé par l'éventail de rivières ayant leur débouché dans la Rivière des Perles. On trouve ensuite les plaines de Swatow, avec les villes de Tchang-tcheou dans l'intérieur, d'Amoy, de Pagoda et Foutchéou. Partout la situation est la même : petit port où vont les bateaux et grande ville chinoise dans l'intérieur des terres... La montagne s'arrête à quelque distance et envoie de petits chaînons vers la mer ; dans la plaine intérieure isolée vit une population autochtone, ayant des mœurs, un langage spécial, séparée de la Chine propre par une muraille ; le seuil de Canton est très mince.

En ce qui concerne les deux issues de la grande plaine centrale, les ports qui commandent leur accès à la mer se trouvent dans la même situation : Shanghai et Tien-tsin ; ils commandent une grande étendue (Fleuve Bleu et Pei-ho).

Ainsi, le 1er fait général, c'est un grand bassin central et de chaque côté, une série de compartiments plus ou moins fermés.

Le 2ème fait général : Toutes les routes commerciales de la Chine sont dirigées de l'Ouest à l'Est ; la plus importante est le Fleuve Bleu, puis la Rivière de l'Ouest, la Rivière des Perles, Hoangho, etc. Le plus souvent, à l'exception du Fleuve Bleu, ces voies naturelles sont obstruées et rendues inutiles sur une grande partie de leur parcours, enfermées du côté de la mer par des bancs ; donc grande gêne au point de vue de la circulation de ce côté-là. Aucune communication naturelle du Sud au Nord, ce qui est pourtant la direction naturelle des échanges, puisque les zones climatiques s'espacent d'après les degrés de latitude. Pour y remédier, les anciens empereurs avaient fait ce travail admirable du Canal Impérial, maintenant inutilisé. Il résulte de ces deux considérations que le principal besoin de la Chine pour le développement de ses richesses intérieures économiques, serait la création de grandes voies internationales de communication, de grands troncs artériels, d'une part, pour mettre les compartiments en communication les uns avec les autres ; d'autre part, la création de voies de communication dans le sens de l'axe économique. Ces voies de communication sont très indiquées ; elles sont en réalité doubles, partant en fuseau de Canton pour se réunir en un point quelconque situé sur le Golfe du Petchili, probablement à Tsing wan tao, le seul port libre, l'une par le Poyang, l'autre par le Toung ting (c'est le seul port, de navigation du moins, ce qui est autre chose que commercial). C'est de ce manque de communication dont souffre la Chine et que mettra en lumière l'étude des différents ports que nous allons passer sommairement en revue.

Setchuen. - Bassin fermé ayant débouché simplement sur Fleuve Bleu, dans des conditions très onéreuses, difficiles, les compagnies d'assurances prenant 500% de la valeur des marchandises. Il est riche en soie, opium, musc et produits originaux. En ce qui concerne l'espoir de détourner le commerce du Setchuen par le Tonkin, c'est chimérique. Un chemin de fer qui a des dénivellations de 1500 mètres, quelle marchandise pourrait supporter un tarif kilométrique pareil ?, De plus, le Tonkin n'offre pas de contrepartie, tandis que Shanghai est un grand port où les relations d'échanges sont depuis longtemps établies. Le Tonkin ne peut pas même conserver le commerce du Yunnan qui va à Hongkong. C'est donc chimérique pour l'instant, peut-être en serait-il autrement d'un chemin de fer qui

doublerait le Yang-tzé ou irait vers le N[ord] - E[st]. Au Nord du Fleuve Bleu et du Fleuve Jaune se trouve une région d'une richesse agricole très grande, potentielle au moins, qui aurait besoin d'une issue vers la mer intérieure chinoise pour développer leurs ressources et combler leur déficit, ce qui leur manque. Impossible actuellement d'arrêter la famine, par manque de communications. Au centre de la grande cuvette chinoise, se trouve un point d'une importance capitale qui est Hankéou, point terminus de la navigation où les plus gros bateaux peuvent arriver à 1200 kilomètres de la mer, à l'issue de toutes les voies fluviales qui convergent là de tous les côtés et des chemins de fer ; véritable Chicago, centre des industries de transformation future, appelé à une importance incalculable. (Quand on pense qu'après 1900, après avoir occupé Pékin, la Cour en fuite, les vice-rois isolés, on en est maintenant réduit à mendier des concessions de mines que la Chine nous refuse !) À l'issue du même bassin se trouve Shanghai, port de toute la Chine, au bout de la grande voie commerciale et digestive qui aboutit là, point d'escale pour les bâtiments, si médiocre et peu commode que soit son port, capitale d'un district très riche par lui-même, produisant la soie en abondance, avec une population très dense, très bien desservi par un système de canaux qui n'est comparable qu'à celui de la Hollande. Au Nord, se trouve un port infiniment moins bien servi par la nature, Tien-tsin, d'un accès très difficile, malgré tous les efforts faits pour l'améliorer, qui commande un hinterland infiniment moins riche et moins peuplé.

Le plus important des compartiments est Canton ; autrefois sa grande importance résultait de ce qu'il servait de voie d'accès du Sud au Nord. Cela a fait l'énorme importance de Canton pour les Européens, et sa fortune. Cela se retrouvera quand les chemins de fer seront créés et partiront de Canton. Le portage est facile du Meilin pour correspondre avec le bassin central ; la branche de la Rivière du Nord et celle de Tchang-cha ne sont séparées que par un isthme très mince. La population est à l'étroit, le caractère commun de tous ces compartiments est caractérisé par deux faits : émigration énorme (chiffres des Rapports des Douanes) et d'autre part, déficit chronique dans les récoltes, caractérisé ici par des importations de riz : il y aurait matière à des relations normales et importantes avec notre colonie d'Indo-Chine ; on parle depuis de longues années d'établir un service de navigation français de Saigon à tous les ports de la côte jusqu'à Shanghai. Mais c'est un principe d'interdire à notre colonie toute relation avec la Chine, de la claquemurer. Cependant, nous devrions être comme une menace à peser constamment sur la Chine ; dans tous les pays limitrophes on ne devrait jamais nommer un mandarin sans notre approbation, c'est un principe absolu que les Allemands au Chantoung, les Anglais à Canton mettent en pratique : nous lâchons nos protégés comme le Général Sou par Beau.

Swatow, capitale commerciale d'un pays extrêmement riche, spécialement en cannes à sucre, 100000 T de sucre brun exporté sur les ports du Nord, à Nioutchouang, qui lui envoie les tourteaux de haricots [beancake] servant d'engrais : ce commerce est actuellement menacé par la guerre qui empêche l'approvisionnement des tourteaux et la concurrence européenne des grandes raffineries de Hongkong qui remplace la cassonade par le sucre blanc. Caractéristique de Swatow : c'est un commerce exclusivement chinois où les maisons européennes n'ont qu'une très petite importance. Centre d'un mouvement d'émigration énorme aux mains des lignes de navigation allemande. On peut comparer les gens de Swatow aux Italiens de la Basilicate et du Piémont qui vont gagner leur vie à l'étranger, mais toujours avec esprit de retour : aller travailler six mois aux mines d'étain des settlements et revenir passer les six autres mois dans le pays. Ce mouvement sert de support à une quantité d'autres industries de toute nature, vêtements chinois etc., tout cela prospère malgré un énorme désordre, une gabegie incroyable, un gaspillage insensé, un véritable pillage. Quand un bateau arrive, il est pris d'assaut, ses marchandises éventrées, ballots arrachés à cause de l'incurie chinoise ; les compagnies de bateliers sont les maîtresses et prélèvent leur part en nature sous les yeux impassibles des propriétaires et destinataires chinois des marchandises.

Amoy, centre également, vie commerciale, mouvement d'émigration intense.

Foutchéou, deux caractéristiques : commerce du thé qui va tout entier sur l'Europe, irrégularité d'échantillonnage, droit de sortie exorbitant, réorganisé (trop tard) depuis deux ans, frets doubles de ceux de Ceylan dont le thé a une décoction double, goût plus fort, décoction bien plus étendue. Commerce des bois très important, purement indigène, Européens pas mêlés. (Une compagnie de chemin de fer pourrait, au lieu de garantie, obtenir le droit d'exploiter les réserves forestières de l'État. Dans les dossiers du consulat Claudel a laissé des provisions d'idées pour 50 ans, sur les mines, les chemins de fer, water works, émigration, ligne de navigation, relation avec l'Indo-Chine).

Tchefou, centre petit, commerce spécial du tussor, soie de chêne, petit mouvement d'émigration, coolies du Chantoung.

En somme, la situation de la Chine, au point de vue du commerce est : deux grands ports d'importation, Shanghai et Hongkong, placés aux deux issues de la grande masse peuplée et cultivée de la Chine, tous les petits ports venant s'y approvisionner sans l'intermédiaire des maisons européennes.

D'une part, au centre, une grande étendue dont les potentialités sont énormes et qui, par suite de malheurs politiques ou physiques, est bien loin de répondre à ce qu'elle pourrait être. Telle qu'elle est, elle est le grenier de la Chine, celle qui approvisionne les parties moins prospères. Cette plaine manque d'aménagement, de communication, bien que la nature semble solliciter la main de l'homme pour établir des communications faciles à faire. De chaque côté de cette plaine, d'une part un petit monde très prospère, mais difficilement accessible jusqu'ici : le Setchuen ; d'autre part, du côté de la mer, une série de compartiments composés de populations extrêmement disparates, souffrant à la fois de pléthore de population et de manque de moyens de subsistance, d'alimentation, ce qui produit une émigration énorme au dehors. De l'une à l'autre, les communications ne pouvant se faire que par des détours, coûteux, hasardeux, longs, des transbordements continuels et ce qui en est la conséquence, moyens de banque insuffisants ; contrepartie mal assurée, tous les paiements et transports d'argent rendus très onéreux, souvent pas inférieurs à 10 ou 15% (les deux véhicules matériel et banque, lettre de change qui est la contrepartie de l'autre). La Chine se présente sous la forme d'un immense cloisonné dont les cloisons sont à peu près imperméables et qui n'a d'issue que vers la mer où tout se passe. Les contreparties n'existent pas, n'ayant pas lieu aux mêmes époques et les choses ne se nivellent pas ; quelle que soit l'insuffisance des statistiques des Douanes auxquelles échappe complètement tout ce qui se passe par les jonques (bien qu'elle en soit chargée maintenant, elle les garde). On est frappé de la difficulté des communications d'une partie de la Chine à l'autre. C'est ainsi que certains produits européens font concurrence sur les marchés chinois à des produits de la Chine même, aussi difficiles à se procurer que d'Europe ou d'Amérique, à venir d'un port chinois, sucre, coton.

L'œuvre à faire par l'Europe de travaux publics se pose naturellement, comme d'elle-même :

1° Création de grandes voies de communication du Sud au Nord, aussi important que le Canal de Suez.

2° Percement de ces différentes cloisons, communication des différentes parties de la Chine entre elles.

La réserve centrale, le grand bassin central est comme le grand plat de riz médian dans un repas, entouré de toute une série de petits plateaux contenant les produits spéciaux variés.

Exagération folle des chiffres de la population ; travaux fantaisistes de Sir Robert Hart sur le rendement possible des impôts. Toutes les grandes idées chinoises de lui comme des autres vrais Chinois imprégnés de la culture locale, s'expliquent par une intrigue obscure, personnelle, profonde ; les grands plans, les écoles normales, les établissements techniques, ne sont que des moyens de soutirer de l'argent, de squeezer.

Nous aurions intérêt à avoir un Consul sur tous les points capitaux de la Chine. Deux séries à ouvrir 1° urgents sur les points appelés à avoir des rapports avec l'Indo-Chine ; ces relations se sont établies comme d'elles-mêmes ; capitales, Amoy-Swatow.

2° Nécessité dans l'état actuel de la Chine d'avoir des représentants dans toutes les capitales de provinces qui sont ouvertes, étudier la création de consulats à Nankin (où toutes les puissances en ont), à Tchang-cha, à Nantchang. Ce sont aux centres des provinces qu'il faut s'établir : tout y va au centre toujours. Il est regrettable que l'état de nos finances ne nous permette pas de faire comme les Anglais, d'établir un Consul partout où il y a des ports ouverts. Le commerce suit le Consul en Chine. Il y a place pour les interprètes et pour les consuls sortant des concours. D'une manière générale, il est mauvais d'avoir des consuls limités à la Chine, on les prive du meilleur moyen d'introduction qui est la comparaison ; c'est la raison de l'infériorité relative (au point de vue seulement technique des connaissances) du corps consulaire anglais.

Canton. Deux choses : aboutissement d'un éventail de rivières drainant un pays très riche, soie, culture, population très intelligente qui lui donne son importance d'aujourd'hui. Autrefois seul point de contact avec l'Europe et terminus de la voie de communication ; tout prêt à se transformer en république sous l'influence anglaise quand l'Angleterre le voudra ; tout le Kouang-toung passera en république sous le protectorat anglais. [Clau12]

1905 Claudel, Paul. *L'heure jaune. Dissolution*. In : L'Occident ; mai (1905). [Clau1]

1905 Paul Claudel hält sich in Frankreich auf. [Clau8:S. 364]

1906 Brief von Paul Claudel an Francis Jammes.
Er schreibt : « Cette vieille ville [Beijing] donne à tous les rêves un cadre vraiment grandiose. Le vent embrasé et sablonneux de Mongolie, qui parfois souffle des journées entières ; les murailles de l'enceinte carrée, lieu quotidien de ses promenades, et du haut desquelles on ne voit que des arbres, car les toits sont bas et chaque maison entretien l'arbre de sa cour qui la couvre comme une ombrelle ; les tourbillons d'oiseaux pareils à des nuées de moucherons, autour des vieilles portes abandonnées ; enfin, émergeant seule de la verdure, la Cité interdite : On ne voit au-dessus de la verdure que les toits merveilleux de la Cité impériale, les grands toits brillants de porcelaine jaune ; et, dominant l'horizon le temple du Ciel avec ses trois toits de tuiles bleues, au milieu de grandes enceintes désertes et d'une forêt de genévriers hauts comme des ormes. » [Clau8:S. 194-195]

1906-1909 Paul Claudel ist Konsul in Tianjin. Er reist nach seiner Heirat mit Elisabeth Sainte-Marie Perrin und zwei Monaten an der Gesandtschaft in Beijing per Schiff nach Shanghai, Yangzi, Hankou (Hubei) bis Tianjin. [CFC,Clau8:S. 364]

1907 Claudel, Paul. *Art poétique* [ID D21970].
Gilbert Gadoffre : Depuis l'époque de Fuzhou, Claudel n'a cessé de réfléchir aux versets du *Dao de jing* sur le Vide. Dans l'*Art poétique* il systématise :
« L'être animé est creux. L'être est organisé autour d'un vide, comme le vase et le moyeu du Tao-tö king ; à l'imitation de l'être, l'image n'est point seulement le moulage inerte du vide que laissent entre eux des termes irréductibles... elle est adaptée. Ce ne sont pas les parois autour d'elle, mais des points de mise en marche. Elle est pareille à une clef, dont la figure est la forme de son ouvment. Pour le poète qui manie l'analogie en lui donnant la dignité d'une seconde logique, la connaissance est la constatation de mon contour. En fin de compte, tout est dessiné, aussi bien que du dedans par lui-même, du dehors par le vide qu'y tracerait absente sa forme. » [Clau8:S. 312-313]

1908 Claudel, Paul. *Voyage en Chansi, au Honan et au Tche-li Ouest : la question du charbon dans le nord de la Chine*. [Shanxi, Henan, Zhili].
Er schreibt im Journal über das Bergwerk in Linzheng : "Je suis descendu dans le puits de la mine de Lin-Tcheng qui est encore exploitée à la chinoise. C'est un spectacle pitoyable de voir ces malheureux, en général des jeunes gens de 12 à 20 ans, entièrement nus, ployés en deux dans des galeries dont la hauteur varie de 1 m 20 à 65 cm, encore obstruées par un tuyau de pompe et qui ont juste la largeur nécessaire pour laisser passer de front deux corps humains. Le charbon est monté par de petits paniers, roulant sur quatre disques de bois, et traînés au moyen d'une bricole. Autrefois, l'allure de ces tristes bêtes était activée à coup de bâton... Les malheureux qui sont soumis à cet horrible travail sont de véritables esclaves, parqués dans des espèces de prisons par les entrepreneurs avec qui seule la Compagnie a affaire, et qui leur donnent juste la nourriture. Le travail est de douze heures par jour... Je suis revenu compètement épuisé de l'excursion que j'ai faite en rampant jusqu'au fond des galeries. Et cependant des enfants à peine nourris ont à faire près de trois cents fois par jour leva-et-vient, traînant derrière eux une lourde charge et passant sans aucune protection d'une atmosphère étouffante à un froid glacial." [Clau8:S. 134]

1908 Paul Claudel schreibt im Journal : « Cette nuit rencontré un Chinois, les deux pieds coupés, qui chantait à tue-tête en marchant à genoux sur des planchettes, la tête coiffée d'un casque colonial, le torse nu et s'éventant avec une feuille de palmier. » [Clau8:S. 204]

1908 Stephen Pichon erhält einen Besuch von Maurice Berteaux, der ihm ein Mémoire des Sekretärs des Bürgermeisteramtes der französischen Konzession in Tianjin über Paul Claudel bringt.
"1. Claudel est incontestablement un clérical. Il est arrivé de Fou-tcheou précédé de la réputation, d'être très clérical, très entier dans ses idées religieuses et très dévoué aux intérêts des congrégations établies au Nord de la Chine. Au commencement de l'année 1907, M. Claudel froissa gravement les Français de Tientsin en recevant chez lui le P. [Léon-Gustave] Robert. De plus il a tenté de faire pression sur lui, secrétaire de mairie, en l'obligeant à recruter le personnel chinois de la mairie parmi les catéchumènes des missions catholiques – ce qu'il a refusé avec indignation.
2. Lors des querelles entre 'cléricaux' et 'républicains' sur le plan des élections municipales, il a toujours pris le parti des cléricaus. Lors des élections municiplaes de février 1908, il a soutenu la liste cléricale.
3. Dans sa rage d'être battu, le consul s'en est pris à son secrétaire de mairie et l'a fait révoquer, sous prétexte qu'un employé chinois de la municipalité, surpris en train de déchirer des bulletins de vote de la liste cléricale, avait déclaré pour sa défense qu'il avait agi sur l'instigation du secrétaire de mairie – lequel était d'ailleurs depuis deux mois en Europe." [Clau8:S. 139]

1909 Brief von Paul Claudel an Henry Manceron.
"Le caractère chinois ne m'est pas sympathique, ou du moins ce que j'en vois autour de moi. Je n'éprouve pour lui ni admiration, même méfiante, ni sentiment de grandeur ou de force. J'accepte l'aristocratie que je n'ai fait qu'entrevoir." [Clau8:S. 168]

1909 Brief von Victor Segalen über Paul Claudel an seine Frau.
Pékin, 16 juin
Je suis resté deux jours à Tien-Tsin (Tien-Tsin est à 3 H. de Pékin. Voie plate sans intérêt. Pays d'alluvions assez riche). L'après-midi, je me rends au Consulat, et voici Claudel. Froid et aimable d'abord, plus aimable que froid. Tête ronde, yeux porcelaine très vifs ; menton et bouche empâtée comme son parler un peu. Il a reçu mon livre et ma lettres, les a lus. Il me retient longuement. Il m'emmène en voiture pour me montrer Tien-Tsin. D'abord l'église neuve, couronnée des épitaphes des massacrés de 1870. Puis, dans la ville chinoise, vers le temple de Li-hong-tchang, le dernier vice-roi du Tcheli, que l'on vient de écréter dieu. Claudel me parle ensuite fort à la légère de l'hindouisme, qu'il me semble ne connaître qu'à travers [Jules] Michelet. Mais, comme moi, il est d'emblée en Chine, allé vers le Tao-tö King, l'abyssale pensée du vieux Lao-tseu. Et là encore, il ne la pense qu'à travers une vague traduction ; car, - voici le piquant ! Si [Louis] Laloy et moi avions reconnu, clair comme le jour, l'influence du style chinois écrit, sur sa prose, Claudel m'apprend qu'il 'ne sait pas un mot de chinois'. J'ai employé cette matinée aux visites officielles du corps consulaire. [Seg10]

1909 Paul Claudel schreibt im Journal : « Deux carriers accroupis l'un en face de l'autre, l'un enlevant un éclat de pierre dans l'oeil de l'autre. »
« Concert chinois sur l'eau. L'un chante en grattant une guitare et l'autre l'accompagne en tapant sur un bol de porcelaine avec un chopstick. » [Clau8:S. 205]

1909 Paul Claudel kehrt nach Europa zurück. [Clau8:S. 364]

1909-1910 Segalen, Victor. *Briques et tuiles* [ID D21834].
Er schreibt : *Le livre sur la Chine*.
"De quelle tarentule sont-ils donc tous piqués ! 'L'âme chinoise' ! 'La Chine en main' ; 'Toute la Chine en trois cents pages'... Reportons ces titres en Europe, à la France, et savourons leur ridicule précis ! Esprit de Reclus et traités d'instituteurs ! Puis, cette obstination après avoir (non pas sans profit ni finesse toujours) regardé le Chinois, cet entêtement à vouloir fixer à jamais, et ce qu'il est, et ce qu'il n'est pas ! Stupidité audacieuse et boiteuse ! Définir, cataloguer, limiter, classer ! Tout d'abord, toute affirmation chinoise (ou autre, n'est-ce pas) appelle sa négation même... Et dans quel but ? Que ce jeu m'indiffère ! Ceux qu'il l'ont joué furent des gens qui croyaient avoir tout dit en prononçant leurs arrêts comiques. je ne crois pas être de ceux-là."

Yvan Daniel : Segalen, qui prononça décidément un jugement direct ou indirect sur tous les travaux de Paul Claudel, parla de cette vague d'Européens désireux de rendre compte du monde chinois et, bien qu'on ignore si Claudel lui avait parlé de ses projets, les propos qu'il tient évoquent pour nous le travail du Consul. [Clau24:S. 48]

1910 Claudel, Paul. *Les superstitions chinoises : conférence prononcée à Prague en mai 1910*.

Au temps jadis la légende nous raconte que les conducteurs du char de l'Empereur de Chine ne manquaient jamais avant de s'engager dans un défilé dangereux à faire une libation à l'essieu et au timon de leur véhicule. Vous m'excuserez si je réserve le verre d'eau placé sur cette table à un meilleur usage, et j'espère que sans aucun sacrifice vous accorderez votre indulgence à un conférencier fort inexpert et qui s'aventure aujourd'hui non sans appréhension dans une carrière toute nouvelle pour lui. Espérons que vous et moi sortirons du défilé sans encombres.

En prenant pour sujet de ma conférence, La Superstiton chinoise, j'ai conscience de m'attaquer à un sujet immense qu'une bibliothèque ne suffirait pas à couvrir. La superstition est partout en Chine, elle existe dans toutes les classes de la société, même chez les gens les plus cultivés. Au temps de la révolte des Boxers, j'ai connu des Chinois élevés en Europe, sortis de nos grandes écoles, et qui étaient convaincus que grâce à leurs incantations magiques les insurgés s'étaient rendus invulnérables. Le Chinois est un être pratique, et les choses qui ne lui sont pas indispensables à la conduite de sa vie et de ses affaires ne sont pour lui ni sujet de foi, ni invitation a l'enquête, niais motif à imagination. La superstition provient d'un besoin essentiel de notre nature. Le monde est trop grand pour l'homme, il n'est pour ainsi dire, à l'échelle ni de son corps, ni de son âme. La superstition chez les peuples primitifs joue un peu le rôle dévolu chez nous aux hypothèses scientifiques. Elle met la nature à notre proportion, elle écarte l'inattendu, elle établit partout des cloisons, des écrans, des portants, des paravents. Dans cette menuiserie fantastique les Chinois sont passés maîtres. Ils ont aménagé leurs rêves comme ils savent aménager les paysages et c'est au milieu de cette création imaginaire que je voudrais aujourd'hui vous promene, non pas comme un guide qui a tout un programme à épuiser mais en choisissant quelques sites d'où la vue sur certains cantons de l'âme céleste est plus intéressante et plus étendue.

Je vous parlerai donc dans cette conférence du « feng-shui », qui nous ouvrira un jour sur l'idée que les Chinois se font de la nature, du « yang et du yin » qui nous donneront un aperçu de leur philosophie autochtone, de l'idée de renaissance, qui nous initiera a certaines de leurs théories religieuses, et enfin, si nous en avons le temps, du personnel surnaturel qui ligure dans leurs légendes et dont la représentation anime tous les coins de leur art et de leur littérature.

Le « Feng-shui » est un terme intraduisible qui est composé de deux mots, « Feng » qui signifie le vent et « shui « qui veut dire l'eau. C'est la science des directions et des courants. (C'est une espèce de physiognomonie de la nature. c'est en quelque sorte l'art de Gall et de Lavater appliqué à un paysage dont il interprète le sens profond et les intentions latentes. Construire une maison trop haute, couper tel bouquet d'arbres, détourner telle rivière, ce sont, autant de dommages causés a l'édifice permanent de la création, autant de violences faites à ce récipient destiné à recueillir comme une coupe les influences bénéfiques du ciel et de la terre; de ces profanations ne peuvent résulter que des inondations, des épidémies, des désastres de toute nature. Au contraire le Chinois a l'impression que certains sites ne sont pas complets, ont besoin d'être pour ainsi dire répares, achevés de main d'homme. Il élèvera dans ce coin un temple, la la haute tour d'une pagode, à ce tournant il plantera des pins ou des banyans. il dressera un arc de triomphe. Nulle part plus qu'en Chine la nature et l'homme n'ont l'air de vivre en si bon accord ; nulle part ils ne se comprennent aussi bien, tantôt c'est l'homme qui imite la nature, comme si ses oeuvres en étaient des productions spontanées, et tantôt c'est la nature même qui a l'air d'imiter l'art des hommes. Les principes permanents qui guident les Chinois dans leurs constructions et dans leur fantaisie décorative sont si anciens et si instructifs qu'ils semblent l'oeuvre du sol même comme le travail des termites ou des castors. L'homme ne détruit pas la nature pour substituer ses idées aux siennes, il y occupe sa place comme les fourmis et les oiseaux.

A propos de cette idée de réparation et de restauration des malfaçons de la nature dont je vous parlais tout à l'heure, je vous raconterai une jolie légende coréenne.

Dès les temps les plus reculés la pauvre Corée parait avoir connu l'état précaire et tourmenté où nous la voyons aujourd'hui, victime des agressions du dehors et de convulsions intestines. Un ancien roi du pays, affligé de ces misères, se rendit en Chine pour demander la consultation d'un expert fameux, et comme qui dirait d'un rebouteux des infirmités de la terre. Le sage vieillard se fit apporter une carte détaillée du pays (vous connaissez l'aspect bizarre de cette péninsule placée au nord du golfe du Petchili qui a un peu la forme d'un pied de cheval) et après l'avoir longuement considérée, il donna la consultation suivante :

« Votre pays soutire d'une malformation congénitale. Les axes en sont disjoints, les articulations en sont disloquées, l'architecture vitale en est hors de la règle et de la proportion. Il faut faire avec ce pays ce que font sur le corps humain les médecins qui pratiquent l'acupuncture. Vous savez que l'on apprend aux étudiant ; en médecine en même temps que l'art de distinguer les quelques centaines de pouls qui donnent le diagnostic de toutes les maladies, la position de tous les endroits du corps où l'enfoncement d'une longue aiguille provoque des révulsions salutaires. Pour faire l'éducation de ces

jeunes gens on se sert même d'un mannequin où les trous produits par ces piqûres sont menagé d'avance ; il y en a plus d'une centaine et l'éducation de l'homme de l'art n'est complète que lorsqu'au travers d.'une feuille de papier que l'on colle sur ce mannequin il aura réussi sans reprise ni hésitation à introduire l'aiguille dans le pertuis qui l'attend. C'est un procédé du même genre que vous devez employer pour votre pais. Je vais vous marquer de mon pinceau sur cette carte tous les points dangereux et funestes. A chacun d'eux vous mettrez suivant le cas une pagode, un temple, un autel avec une statute, une inscription, un arbre sacré et votre empire pourrait ainsi mériter vraiment le nom de « Royaume de la tranquillité du matin » qu'il porte sur les protocoles officiels

Ce, sentiment de l'orientation est d'ailleurs très développé chez les Chinois ; nous n'avons que deux cotés, la gauche et la droite. Le Chinois emporte toujours avec lui ses quatre points cardinaux, il sait toujours où se trouvent, par rapport à lui, le nord et le sud, l'ouest et l'est. Dans une chambre, aux repas, aux funérailles, dans toutes les cérémonies, ces positions éternelles sont toujours soigneusement définies et considérées.

Mais c'est surtout dans le choix de la disposition des sépultures que cet art de l'orientation et de la géomancie a aujourd'hui ses applications pratiques et sociales les plus importantes. Avant que le cercueil ne soit confié à la terre, il se passe souvent des mois pendant lesquels le géomancien, armé de sa bizarre boussole, se livre à son travail de prospection. Si le site choisi esi favorable, les influences occultes et bienfaisantes de la terre, de ce sol d'où sort toute richesse, sont en quelque sorte captées, et le tombeau des ancêtres continue à fructifier pour leurs descendants en fruits de bénédiction. Il arrive même parfois que pour s'assurer le bénéfice d'une orientation exceptionnelle, les familles déposent furtivement leurs morts dans un tombeau qui ne leur appartient pas. C'est une source fréquente de procès. - Nous touchons là au plus vieux fond de l'humanité, à cette religion de la terre et des morts qui est commune à toutes les races et dont les usâges sont presque partout identiques. Ces superstitions qui vont encore en Chine vivantes et pratiquées nous éclairent sur bien des rites correspondants de la Grèce, de Rome cl de la plus vieille Egypte.

Les tombeaux en Chine n'ont pas une forme unique. La bosse que fait le corps sous la terre en est toujours le point essentiel. Mais tantôt comme dans les grandes plaines du nord le tombeau n'est que cette bosse exagérée en tumulus ou régularisée en une hémisphère pareille à celles que fabriquent les enfants en moulant le sable humide au moyen d'une tasse ; tantôt comme dans les régions montagneuses du sud, les tombes aménagées au flanc des collines, taillées dans un sol sec et recouvertes de stuc, montrent une disposition complexe d'autels, de stèles et de terrasses que les constructeurs de nos églises pourrraient consulter avec intérêt. Mais partout il faut qu'autour de la tombe, il faut qu'il y ait quelque chose qui s'agite et qui fasse un bruit dans le vent. Dans le nord ce sont des grands roseaux qui servent aux divinations Confucéennes du « Livre des Changements », dans le sud ce sont des pins, enfin les tombes impériales s'entourent de véritables forêts.

Je voudrais ici pouvoir vous donner un sentiment du charme étrange de ces profondes résidences vers lesquelles il y a un an, en ce même mois de mai, j'ai vu s'acheminer lentement, précède de l'appareil des chasses antiques, les archers, le fauconnier, les files de chameaux caparaçonnés de soie jaune et portant pendue sous le cou une peau de zibeline dans le tourbillon des disques de papier blanc, monnaie funèbre que l'on jette à pleine poignée, et tandis que bien haut dans l'air on entend le sifflet mélancolique attaché sous l'aile des pigeons qui tournent en grandes bandes au-dessus des tours et des bastions colossaux de Pékin, la dépouille immatérielle, comme une coque d'insecte, de celui qui fut l'empereur Kouang-hsi. Là les Chinois ont réellement ce que les poètes païens nous racontent de la demeure des ombres. C'est un vaste pays enclos de murs infranchissables où nul vivant jadis, avant les profanations européennes, n’était admis a pénétrer, a l'exception de quelques gardiens caducs et c'est là que les Noms impériaux reposent au milieu d'un océan de feuillages. Domaine du songe et du souffle ! La voix gémissante des dix mille arbres, pareille à ce qu'ils entendaient jadis de leur peuple au delà de l'enceinte interdite, soupir à peine sensible et comme (défendu) ou sombre tumulte dans la nuit, enveloppe l'âme souveraine qui dort amèrement. Dans l'herbe fleurissent d'étranges anémones au coeur noir. Ça et là s'ouvrent d'immenses avenues qui par des arches et des ponts de marbre, entre une double rangée d'animaux agenouillés conduit enfin vers une cité d'or, aux toits couleur de soleil, qui luit mystérieusement, vide de toute humanité, que la syllabe funèbre en son centre proférée par une stèle de marbre, au milieu du noir profond des cyprès. Au delà s'élèvent de hautes montagnes verticales pareilles à la barrière irréparable de la vie. Et de tous côtés du milieu de la forêt ensevelie s'élèvent ainsi les pavillons d'or des empereurs, les toits d'azur et de turquoise des princesses et des concubines. Ici tout est fini, à jamais, tout est tari, même l'eau de ces fleuves illusoires qu'aucune larme vivante n'enrichit, et tout est épuisé excepté le vent qui passe.

Vous avez sans doute entendu dire bien souvent que les Chinois étaient un peuple essentiellement matérialiste. C'est une manière assez inexacte de s'exprimer. Il n'y a rien dans l'esprit chinois qui ressemble à cette confiance intrépide dans les « lois » de la science, à cette conviction dogmatique des Büchner ou des Hoeckel que tout dans la nature est réductible à des chiffres et que tous les êtres exprimant de simples états différents d'une manière homogène, ne sont que des états différents d'une même équation à des phases diverses de sa résolution. La Chine est le conservatoire de toutes les idées de l'humanité à l'état primitif ; elle ressemble à ces jardins du Caucase et de l'Altaï où l'on dit que l'on retrouve à l'état sauvage toutes nos céréales et tous nos arbres fruitiers, tels qu'ils étaient avant que la culture ne les eût transformés, tels la vigne, le blé, le cerisier, le pommier, etc. Parmi ces idées primitives, le matérialisme est certainement une des plus naïves, à la portée des esprits les plus simples. On peut même dire qu'il n'exclut pas toute idée religieuse, puisqu'on peut croire que les dieux sont le résultat d'une évolution purement matérielle aussi bien que les hommes et les animaux. Le matérialisme chinois ressemble beaucoup à celui des anciens philosophes grecs, d'un Thalès, d'un Heraclite, d'un Empédocle, d'un Anaximandre, qui croyaient que le monde entier résultait des jeux et des conflits d'un ou de plusieurs éléments, de la rencontre capricieuse des atomes et des homoeoméries. D'autre part le Chinois est frappé d'une certaine incapacité dont témoigne son écriture si curieuse, à se représenter les idées autrement que sous une forme concrète et sensible. Cela ne l'a pas empêché d'exprimer souvent dans les livres de ses philosophes les conceptions les plus ingénieuses et les plus profondes sous une forme naïve et comme rustique que je trouve, pour ma part, pleine de saveur.

Le fond de cette vieille philosophie chinoise, c'est ce qu'on appelle le Yang et le Yin. Plutôt que d'entrer dans de longues explications au sujet de ces deux termes, je crois que le plus simple est de vous en donner la représentation graphique, telle qu'elle figure à profusion en Chine sur les objets d'art, sur les meubles, sur les ustensiles, dans les étoffes, au fond des temples les plus vénérés comme sur les objets les plus usuels : le yang et le yin entourés des trigrammes magiques formaient même autrefois le blason national du royaume de Corée.

Ce cercle formé de l'accolement tête-bêche de deux espèces de têtards, l'un blanc, l'autre noir, représente la conjonction des deux principes opposés dont les éternelles transformations constituent l'évolution universelle. Vous voyez que les Chinois, bien avant Hegel, avaient eu l'idée de l'identité des contradictoires. Le Yang représente le blanc, le Yin le noir, le premier le plein, l'autre le vide, l'un le chaud, l'autre le froid, l'un la terre, l'autre le ciel, l'un le relief, l'autre le creux, l'un le mâle, l'autre la femelle, etc. Ces termes sont tellement passés dans le langage usuel, que si vous allez chez un ciseleur par exemple, l'ouvrier vous demandera si vous voulez les caractères gravés yang ou yin, en relief ou en creux. Le cercle formé de ces deux figures constitue pour ainsi dire par ces transformations le moteur central, il en est l'engin rotatif, l'âme circulaire, la turbine perpétuelle roulant sans frottements et sans déchet. Au moment où le Yang est à son apogée (partie renflée) l'autre se substitue à lui insensiblement (partie effilée). Chacune porte en soi le germe de l'autre, ainsi qu'il est figuré par l'oeil de couleur contraire dans la partie renflée.

Cette conception du Yang et du Yin vous permettra de comprendre l'idée que les Chinois se font de la vie future. Évidemment, je suis forcé d'exagérer et de simplifier des imaginations qui provenues de sources différentes ont un caractère complexe et souvent contradictoire. Mais d'une manière générale, on peut dire que pour les Chinois la vie future est comme la complémentaire de celle-ci. La vie future est pour ainsi dire en vide et en creux ce que celle-ci est en plein et en relief. On y trouve les mêmes moeurs, les mêmes habitudes, le même gouvernement, la même administration que dans celle-ci. C'est une Chine spirituelle superposée pour ainsi dire à la Chine matérielle et dont les frontières demeurent parfois incertaines et mal fixées. Le folklore chinois abonde en histoires de vivants qui s'y sont aventurés. C'est: un mandarin qui se fait descendre par une corde dans un puits profond, c'est un cavalier surpris par un tourbillon de vents jaunes (le jaune est en Chine couleur fantastique, comme le blanc l'est dans la plupart des autres pays), c'est un voyageur égaré dans un pays sauvage qui lit tout à coup dans le brouillard sur une stèle vermoulue cette inscription à demi effacée : Limite des deux mondes. Là les âmes légères et désincarnées, comme celles de la Nekuia homérique attendent que le mouvement du Yang et du Yin les ramène en ce monde sublunaire. Les Chinois se font de l'âme une idée singulièrement matérielle. L'âme désincarnée craint les courants d'air et les coups de vent violents qui l'emportent, les explosions et les bruits violents qui la désagrègent, elle est susceptible de se diviser en deux ; il arrive de même que deux âmes se confondent en une seule ; invisible pendant le jour, elle est visible pendant la nuit, comme ces animaux transparents que l'on ne distingue dans la mer que suivant une certaine inclination des rayons solaires. Certains magiciens peuvent même à leur gré séparer leur âme de leur corps et la reprendre ensuite. Je trouve à ce sujet dans le livre du Père Wieger une légende assez curieuse :

[Celle d'un jeune homme qui avait commis tant de crimes « que ses dossiers judiciaires formaient une

montagne de papier. Des mandarins l'avaient à diverses reprises battu à mort, décapité, jeté à la rivière. Chaque fois le troisième jour il était ressuscité et avait recommencé dès le cinquième jour à commettre de nouveaux crimes... Un jour il battit sa mère, mal lui en prit. La vieille alla trouver le mandarin, lui remit un bocal, lui dit : Dans ce vase est contenue l'âme supérieure de mon méchant fils. Quand il se prépare à faire un mauvais coup, il commence par la retirer de son corps, la réconforte et l'enferme dans ce vase. Ce que le mandarin châtie ensuite, ce n'est que son corps... Maintenant qu'il m'a battue, il a comblé la mesure de ses forfaits. Prenez ce vase, brisez-le, mettez-le dans un tarare. Le mandarin fit comme la vieille venait de dire. Il dissipa l'âme et fit assommer le corps... Le vaurien ne ressuscita pas. »]

Parfois même il arrive qu'un homme voit devant lui sa propre âme qui lui annonce l'avenir :

[« Liou Chaoyou était un devin fort habile ... un client se présenta chez lui, offrant une pièce de taffetas comme honoraire. Que désirez-vous? lui demanda Chaoyou... Je désire savoir combien de temps il me reste à vivre, dit le client... Chaoyou consulta les mutations. Quand l'opération fut terminée, il dit en soupirant : Le pronostic n'est pas favorable, vous mourrez ce soir-même... Le client parut très affligé et demanda à boire. Le petit domestique qui apporta la boisson demandée vit deux Chaoyou absolument pareils. Quand il eut bu, le client prit congé... Le petit domestique rentra et demanda à son maître : Êtes-vous si intime avec cette personne ? elle m'a dit votre passé. Alors Chaoyou comprit que le client était sa propre âme supérieure... Il mourut de fait le soir de ce jour. »]

Si le cadavre du défunt est resté intact par suite de la nature du terrain ou de toute autre circonstance, il arrive que l'âme peut venir momentanément ranimer le corps, et ainsi se produisent ces phénomènes de vampirisme que l'on retrouve si fréquemment dans les légendes chinoises et japonaises. Je vous raconterai l'une de ces légendes les plus célèbres, celle de la jeune fille aux pivoines, qui a été d'ailleurs adaptée, je crois, par l'un de vos poètes les plus célèbres J. Zeyri.

Enfin le moment venu et son temps de stage fini l'âme désincarnée est ramenée à ce monde sublunaire et recommence sous une forme nouvelle son éternelle existence. Peu d'idées forment un thème aussi riche de légendes que ce thème des réincarnations. La littérature chinoise n'est pas moins riche à ce sujet que celle de l'Inde avec cette différence toutefois que l'on y voit très rarement des âmes humaines réincarnées dans le corps d'animaux. Dans l'abondante collection que j'ai sous la main, je choisirai un seul récit qui me paraît caractéristique. C'est le cas d'une âme que l'Hermès psychopompe chinois a oublié de faire boire à ces « eaux jaunes » qui jouent là-bas le rôle du Léthé :

[« A Yang Tchéou un certain Tchenn élevait des chevaux et des mules. Il avait cinquante ans passés, quand il tomba malade. Un jeune homme monté sur un cheval entra chez lui, lui donna sur la nuque une tape qui l'étourdit, le tira sur son cheval et partit en toute hâte en l'emportant. Le jeune homme emmène Tchenn, au bout de trois jours ils entrent dans une maison. Une femme étendue sur un lit se tordait de douleur. Ayant plié le Tchenn en arc, de manière à joindre sa tête à ses pieds, le jeune homme le jeta vers cette femme. Il sembla au Tchenn qu'il perdait connaissance, qu'il étouffait dans un endroit étroit, obscur et infect. Enfin un rayon de lumière filtra jusqu'à lui. Il fit effort et se sentit dégagé. Aussitôt il entendit un concert de félicitations proférées par des voix inconnues : C'est un beau garçon, disaient-elles. Il voulut parler, mais ne put tirer de sa bouche qu'un faible vagissement... On le porta, on l'allaita et le reste. Ce régime abrutissant fit son œuvre. Peu à peu ses souvenirs perdirent de leur vivacité et il se résigna, mais sans arriver à oublier tout à fait. II raconte un jour son histoire et parviendra même à retrouver son fils, âgé d'une vingtaine d'années.]

Il me resterait pour épuiser le programme que je vous traçais au début de cette conférence à vous parler de tous les êtres fantastiques qui peuplent la légende chinoise. Mais je m'aperçois que la matière est trop abondante et que je serais entraîné trop loin. Il ne me reste qu'à souhaiter que mes histoires de bonne femme vous procurent un agréable sommeil et à vous demander pardon d'avoir abusé si longtemps de votre patience. [URose]

1913 Segalen, Victor. *Le combat pour le sol* [ID D21487].
Brief von Victor Segalen an Pierre d'Ythurbide.
"J'ouvre *Le repos du septième jour*. Et malheureusement, tristement, je n'admire plus. Claudel, en prise avec le carton coloré du Sud, en fait du diorit et du marbre. - Ici, empoignant le grand mythe dur et pur du Fils du Ciel, il a produit un chaos sans consistance, et ce qui est pis que tout, une oeuvre bien ennuyeuse. Il avait un sujet précisément et admirablement dramatique. Il tenait entre ses deux grands poings un conflit, l'un des plus grands conflits qu'on puisse imaginer sous le Ciel puisque le Ciel de Chine rencontrait le Ciel Latin. Le résultat : deux fort longs sermons ennuyeux. J'ai peine à indiquer la pauvreté du décor impérial, les maladresses and un protocole dogmatique qu'il vaut mieux ne pas aborder si l'on en est pas maître. Enfin ceci pouvait se racheter par le conflit signalé : mais un conflit suppose deux adversaires. L'un, le Fils du Ciel, est déjà bien terne, embarrassé, verbeux à l'extrême. L'autre, le Fils de Dieu, n'est pas encore devenu le magnifique Dieu Claudélien. Et je ne puis pas dire autre chose que l'ennui douloureux de voir un aussi grand sujet enterré sous des pelletées de mots."

Yves Daniel : Le combat pour le sol, dans le contexte agraire de la civilisation chinoise, rappelle bien évidemment le labeur des paysans qui oeuvrent à la fécondation de la terre, au centre de ce que Segalen appelle la 'splendeur céréale'. Les travaux agricoles quotidiens, dans ce drame, sont suspendus par une mystérieuse malédiction, mais le 'combat' ne prend pas pour autant fin, l'effort des laboureurs devenu inefficace s'élève à la hauteru de l'Empereur, seul à pouvoir combattre 'l'influx' maléfique. Le drame est né de la lecture du Repos du septième jour de Paul Claudel et fut conçu au cours d'une 'nuictée d'opium', 1913. Il existe deux manuscrits, le premier fut rédigé 1913, le second 1918. Le repos du septième jour est le répit hebdomadaire, jour où le travail des champs cesse pour lasser place au recueillement paisible, jour où les acteurs de la création et le Créateur lui-même s'accordent le relâchement au profit de la prière.
Le Prologue met en scène un messager impérial qui constate, au milieu des paysans de la province, que la « terre est malade », touchée par une mystérieuse malédiction à propos de laquelle les personnages savent peu de choses. L'acte I se déroule dans la Cité Interdite, les concubines attendent une cérémonie au cours de laquelle on va attribuer un nom particulier à l'une des plus appréciées, « L'Étrangère », qui est occidentale. Mais l'heure est grave car l'« influx » néfaste qui touche l'Empire a forcé l'impératrice à inviter le Fils du Ciel à procéder à des sacrifices particuliers pour ramener l'abondance et la bénédiction. L'Empereur paraît, attristé, offre à l'Étrangère son nom, « Élue-du-Ciel », et annonce qu'il doit s'isoler dans le Temple de la Pureté pour se préparer aux sacrifices. Un cortège pénal interrompt le dialogue : on présente à l'Empereur un homme dont la condamnation ne peut attendre, tant il trouble la paix de l'Empire, un prêtre missionnaire. Sa condamnation est prononcée, et c'est en vain qu'Élue-du-Ciel intercède auprès de l'Empereur qui ne comprend pas sa langue. La deuxième scène se déroule dans les ténèbres d'une salle du Temple, le Fils du Ciel médite et jeûne, seul. Torturé par la faim, il goûte l'huile de sa lampe, unique nourriture accessible. Il s'interroge, dans un long monologue, sur l'opportunité de la condamnation prononcée, alors une voix intervient : il s'agit de celle du prêtre exécuté il y a peu qui prophétise que le « Ciel descendra ». Mais les conceptions « religieuses » des deux personnages sont si différentes qu'elles conduisent à des incompréhensions et à des quiproquos. Leur seul lien est Élue-du-Ciel qui apparaît et peut maintenant tenter de se faire comprendre. Ces propos de chrétienne, néanmoins, se heurtent aux conceptions de l'Empereur : « Je comprends les mots... l'idée reste creuse... », dit-il. Un cortège rituel interrompt le dialogue : le sacrifice « ordinaire » a lieu, mais il échoue. L'acte II se déroule sur la « Terrasse aux Étoiles », observatoire impérial. Les astrologues sont dans une grande confusion car les présages sont néfastes. Le Duc Grand Astrologue apprend par un eunuque la nouvelle de la maladie d'Élue-du-Ciel. L'Empereur, quant à lui, prononce sur la Terrasse des mots qui ne sont pas « conformes » aux rites. La cour rend l'« Influx » responsable de la mort prochaine de l'Étrangère, craignant la colère du Fils du Ciel. C'est à la scène III que l'un et l'autre se rencontrent. Élue-du-Ciel répond à l'amour terrestre de l'Empereur par une tentative pour le convaincre de l'Amour chrétien du Ciel, sacrifice absolu. Mais les deux ne peuvent s'entendre et l'Empereur lui reproche d'avoir « importé » ses dieux avec elle. La mort, finalement, emporte la jeune femme et toutes les catastrophes touchent l'Empire : mort du prince héritier, pétitions, rébellions... L'Empereur prend la parole pour clore l'acte, mais ses mots, une fois encore, ne sont point « conformes ». L'acte III a lieu dans le Temple du Ciel. Le cérémoniaire s'interroge car rien de ce qui est prévu ne respecte les rites. L'Empereur paraît, vêtu en homme pauvre, le fantôme du prêtre vient à lui, avec Élue-du-Ciel - nous sommes à la dernière « veille de la nuit avant l'aube du printemps ». Le Fils du Ciel refuse aux deux fantômes l'accès de ce Ciel qu'il dit être le sien, mais les deux personnages sont emportés vers les deux, « enveloppés comme de flammes », le laissant dans une grande perplexité. Finalement, la pluie tombe, l'abdication un moment envisagée est oubliée, la malédiction prend fin. L'Empereur renvoie les personnages présents à l'audience : « Voici le riz et voici l'abondance. Allez manger dans le rassasiement. » Lui seul aura encore faim, car il a livré son coeur, « et mêlée aux fumées quelque chose d'insaisissable et d'inconnu s'est enfuie... »

Yvonne Y. Hsieh : Segalen first conceived the play as a response to Paul Claudel's *Le repos du septième jour*. The action takes place in an equally inderterminate era of Chinese history. For the décor of the play, Segalen makes use of the architecture with which he became familiar during his stay in Beijing. In the play, not only is there a prolongued duel between the Chinese and the Latin Heaven, but also a more personal debate between the Emperor and 'l'Etrangère', between him and the martyr, and between the Epress and the foreign favourite.

Anne-Marie Grand : Dans une 'lettre circulaire' pour ses amis et adressée à l'un d'eux, il analyse les emprunts de Paul Claudel à l'art chinois et conclut que le champ reste ouvert car pour ce dernier "toute inspiration 'formelle', toute rénovation dans les formes n'a rien à faire ici avec la Chine. Claudel n'a pas vu les ressources nouvelles d'un texte bref et jaloux, adouci de commentaires. Ni tout le symbolisme brutal et originel contenu dans les figurations primitives. Ni cette réthorique prudente de l'ode qui s'avance par une sorte de piétinement ; - ni l'impersonnalité fonctionnelle de l'histoire annalistique. Ni ce dialogue impérial où des réticences, des chutes soudaines de voix remplacent le mot Empereur". Cette lettre est importante dans la mesure surtout où Segalen y recense les formes littéraires chinoises qu'il transplantera dans son oeuvre, les explorant systématiquement les unes après les autres. Il est notable, qu'il ne s'attache qu'à des formes que l'on peut qualifier d'archaïques, ce que confirme même un rapide survol des textes. Les emprunts du poète ne concernent que la littérature la plus antique de la civilisation chinoise : le Shi jing, le Li ji et les Annales historiques. [Seg27:S. 72,Seg:S. 225, 227-228,Clau24:S. 296-298]

1921-1927 Paul Claudel ist Botschafter in Tokyo. [Clau13]

1922-1923 Paul Claudel und Zhuangzi.
Gilbert Gadoffre : Claudel revient à Laozi avec plus d’attention, mais il va aussi entreprendre à Tokyo la lecture de Zhuangzi, dont la hardiesse métaphysique, les spéculations paradoxales et l'humour dévastateur étaient bien faits pour le séduire. A Tianjin il avait pu lire les quelques passages de Zhuangzi qui se trouvaient dans les *Textes philosophiques* de Léon Wieger, mais en 1923 il a entre les mains les *Pères du système taoïste* qui comprend une traduction intégrale du livre de Zhuangzi, ce livre 'admirable' et il ne ménage pas son admiration à l' 'Homme de génie' qui en est l'auteur.
Bernard Hue : Paul Claudel ne s'est pas contenté de transposer des apologues de Zhuangzi. Ayant lu ce philosophe dès son arrivée au Japon, il lui emprunte deux thèmes qu'il développe à son tour dans les oeuvres : celui de l'Ombre et celui du Papillon. [Clau8:S. 262,Clau33:S. 262]

1924 Gründung des Maison franco-japonaise in Japan durch Paul Claudel, in dem sich auch viele französische Sinologen aufhalten. [Frè]

1925 Claudel, Paul. *Le soulier de satin* [ID D22147].
Claudel sagt 1944 in einer Ansprache in Paris : « Le sujet du *Soulier de satin*, c'est celui de la légende chinoise des deux amants stellaires qui chaque années après de longues pérégrinations arrivent à s'affronter, sans jamais pouvoire se rejoindre, d'un côté et de l'autre de la voie lactée. »

Yu Zhongxian : Cette légende de deux amants stellaires est sans aucun doute l’histoire du Bouvier (Niulang) et de la Tisserande (Zhinü), qui est tellement connue des Chinois et si souvent reprise par la poésie et le folklore : dans le *Shi jing*, dans *Su shi shi jiu shou*, dans la version *Allusions littéraires* de Corentin Pétillon [ID D22148], dans *Fantômes de Chine* de Lafcadio Hearn [ID D22151]. L'action principle du Soulier de satin reste dans la même structure que celle de la légende chinoise au sujet des deux amants stellaires. La séparation des amants à une grande distance et pendant une longue durée. Dans l'un comme dans l'autre cas, règne une contradiction, und désaccord entre les désirs humains de l'amour, du bonheur, de l'aisance et l'injonction d'un impératif fort, impératif divin et céleste. Avec le dénouement tragique, dans les deux cas, les spectateurs, auditeurs et lecteurs peuvent concevoir un petit espoir lumineux.
Claudel n'avait pas l'intention d'écrire une historie orientale, mais une pièce de théâtre de sacrifice au sens catholique. Les différences entre la légende chinoise et le drame français sont plus évidentes que leurs analogies.
Le soulier de satin :
1. L'aspiration des héros vers Dieu. 2. L'idée d'un sacrifice pour Dieu. 3. Une lutte intérieurs. 4. La séparation volontaire ou consentie. 5. La séparation comme devoir. 6. Une dure tache de conquête de la terre et de l'âme. 7. Dieu occupe la première place dans l'amour. 8. Dieu est omniprésent et omnipotent. 9. Un drame à la gloire de Dieu.
Le Bouvier et la Tisserande :
1. L'aspiration d'une immortelle vers le monde terrestre. 2. L'idée d'une recherche du bonheur humain. 3. Un interdit extérieur. 4. La séparation forcée. 5. La séparation comme châtiment des crimes. 6. Un bonheur familial où l’homme laboure et la femme tisse. 7. Un amour excluant les dieux. 8. Les dieux sont méchants et puissants. 9. Une légende contre les Dieux.
Le soulier de satin est la conséquence de longues méditations, de nombreuses lectures et de profondes réflexions de Claudel sur la civilisation chinoise et et sur la comparaison de deux grandes civilisations différentes, l'occidentale et l’orientale. [Morz:S. 39-41, 43-45, 48, 58]

1925 Claudel, Paul. *Morceaux choisis* [ID D21915].
Er schreibt über seine Sommerstation Kuliang (Fuzhou) im Vorwort :
« Derrière moi la plaine, comme jadis en Chine quand je montais l'été vers Kou-liang, Le pays aplati par la distance et cette carte où l'on ne voit rient tant que l'on marche dedans, Le chemin qu'il a fallu faire avec tant de peine et de sueur de ce point jusqu'à un autre point, Tant de kilomètres et d'années qu l'on couvrirait maintenant avec la main !
Le soleil d'un brusque rayon çà et là fait revivre et reluire Un fleuve dont on ne sait plus le nom, telle ville comme une vieille blessure qui fait encore souffrir ! Là-bas la fumée d'un paquebot qui part et la clarté spéciale que fait la mer. [Clau8:S. 189]

1926 Claudel, Paul. *Le poète et le shamisen*. In : Commerce ; no 9 (1926).
Er schreibt : « L'observation de la Route, le Tao, était chose pariculièrement importante. La route était comme l'axe de toute la composition : dans l'abstrait, c'était le moyen par lequel l'énorme indifférence de la nature était mise dans une parenté compréhensible avec l'homme ; dans le concret, c'était le moyen de relier organiquement les plans superposés de la peinture narrative des temps primitifs et d'enregistrer leurs registres disjoints dans une vivante unité. Il n'est pas non plus sans signification que le mot Tao soit le même que celui employé pour le principe créateur du Cosmos de Lao Tzeu.
» [Det4:S. 168]

1926 Claudel, Paul. *Idéogrammes occidentaux* [ID D21947].
Er schreibt : « Il y a un livre délicieux qui est pour moi une source inépuisable d'intérêt et d'amusement, c'est l'ouvrage du savant jésuite, le P. Wieger, sur les caractères chinois et sur le passage à l'écriture et de l'image au signe, de l'être concret qu’ils ont commencé par représenter. Par exemple l’homme c'est une paire de jambes, un arbre, une espèce d’homme avec des racines et des branches. L'Est le soleil qui se lève derrière un arbre, un enfant une tête, des bras, un corps sans jambes.
» [Clau8:S. 225]

1927 Claudel, Paul. *Hong-Kong*. In : Connaissance de l’Est. Préface. (Paris : Pichon, 1928). [Geschrieben 1927].
« ...Cette nuit pour la dernière fois jusqu'au matin je m'en vais coucher avec la Chine. Les choses n'ont pas cessé d'exister derrière nous parce que nous passons ailleurs. Ce vieux monde une seule chose avec tant de siècles ténébraux, la Chine des Dix-huit Provinces et des Quatre Grandes Dépendances une seule chose sous son dernier Empereur... La vieille Chine des taotaïs et des chaises à porteurs, pleine d'ordures, de lanternes et de diableries, Ce radeau une sule chose avec l'immense passé dont j'ai hanté le bord un moment et dont j'ai fait partie, Parce qu'il s’est enfoncé en arrière je ne puis croire que ce soit fini !... Ah, laissez-moi rejoindre une dernière fois derrière moi ce pays plein de délice et d’amertume ! Laissez-moi revérifier Fou-Tchéou d'une visite rétrospective et posthume !... » [Clau1]

1927 Claudel, Paul. *Cent phrases pour éventails*. = Hyakusenchô. (Tokyo : Koshiba, 1927). [Darin enthalten sind 172 kurze Gedichte].
Claudel schreibt im Vorwort der Ausgabe von 1942 : Er schreibt im Vorwort : « Il est impossible pour un poète d'avoir vécu quelque temps en Chine et au Japon sans considérer avec émulation tout cet attirail qui accompagne l'expression de la pensée : le bâton d'encre de Chine d'abord aussi noir que notre nuit intérieure... ce pinceau léger et comme aérien qui le long de nos phalanges communique au fond de nous à la déflagration du poëme. Quelques traits délibérés... et voici, de quelques mots, débarrassés du harnais de la syntaxe et rejoints à travers le blanc par leur seule simultanéité, une phrase faite de rapports. »

Ce livre de poèmes, ou l'auteur a essayé d'appliquer, en les transformant suivant son propre goût, les principes de la poésie japonaise, est animé par les idées suivantes : Chaque poème est très court, une phrase seulement, ce que peut supporter de son, de sens et de mots une haleine, un souffre, ou le battement de l'aile d'un éventail. L'écriture y joue un grand rôle, car en français comme en chinois la forme extérieure des lettres n'est pas étrangère à l'expression d'une idée. Mille intentions secrètes se cachent dans la calligraphie opérée avec le pinceau par le poète lui-même et reproduite lithographiquement par un des plus habiles artisans de Tokyo. Le poème est en général réparti sur deux pages, la première contenant en général le titre du poème, le mot essential qui le résume, ou simplement une invitation au lecteur, un signe presque muet. On a voulu que dans la disposition des lignes et des mots, par l'interposition des blancs, par le suspens dans le vide des consonnes muettes, des points et des accents, la collaboration de la méditation et de l'expression, du sens, de la voix, du rêve, du souvenir, de l'écriture et de la pensée, la vibration intellectuelle de chaque mot ou de la partie essentielle de chaque mot devînt perceptible à un lecteur patient qui déchiffrera chaque texte l'un après l'autre avec lenteur, comme on déguste une petite tasse de thé brûlant.

Zhu Jing : Claudel se servit du pinceau pour écrire les lettres occidentales en imitant l'idéogramme oriental. Il peignit les lettres d'après le sens, par exemple pour le mot 'serpent', en donnant à la lettre 's' la forme d'un serpent. D'autre part, l'espace de chaque poème étant constituté des intervalles des lettres écrites au pinceau noir et du vide, Claudel profita de la forme composée du groupe de lettres et du vide pour exprimer directement le thème du poèmes, comme pour la phrase 'Fenêtre'. Dans la forme de l'écriture de ce poème, se perçoit clairement un carré blanc (vide), dans lequel les lecteurs peuvent voir l'image de la fenêtre avec son ouverture carrée, et le soleil rouge deviné à travers le brouillard blanc du matin. La composition de ce carré blanc reflète l'idéogramme du 'Paysage matinal' qui s'ouvre dans l'esprit du poète. Claudel imita encore la forme de l'éventail oriental dans la conception de la forme extérieure matérielle du recueil de poèmes, afin d'exprimer l'idée que l'on se sert de l'éventail pour avoir du vent qui rafraîchit et duquel les idées proviennent. C'est pour élargir l'espace de la poésie occidentale et rendre l'écriture alphabétique occidentale plus idéographique dans la forme que Claudel fit ces efforts. [Morz:S. 21-22,Clau1:S. 1150]

1927 Brief von Paul Claudel an Frédéric Lefèvre.
« Je me suis surtout initié à la philosophie hindoue et aux livres chinois sur le Taô. » [Clau33:S. 253]

1929 Claudel, Paul. *L'oiseau noir dans le soleil levant* [ID D21969].
L'abîme solaire. [Geschrieben 1926].
Quelle : Schmetterlingstraum von Zhuangzi.
« Le vent souffle et le ciel se nettoie, d'une force égale et continue, déplaçant un immense air, il souffle du même côté ! les portes du Nord se sont ouvertes, le Règne de l'Esprit commence ! et tous les tuyaux de l'orgue l'un après l'autre, depuis les groupes de colonnes, depuis les faisceaux de canons, depuis les guirlandes de cannes et de flageolets jusqu'aux plus minces chalumeaux, entrent en jeu sous les poumons de la mer ! Il n'y a pas moyen de résister au ronflement général, tout ce qui est flûte piaule, tout ce qui est corde se tend, le sang brûle, la grande symphonie passe en tempête, et tout ce qui avait commencé par le désir se termine par le son ! Ah, pour répondre à ce souffle inépuisable, et la graine une fois en sécurité, la nature n'avait pas trop de cette prodigieuse accumulation de combustible, et sous la réquisition de la Banque elle liquide d'un seul coup tout son papier, il n'est valeur que de l'or ! Impossible de résister plus longtemps à la nécessité de l'évidence et refuser cette lumière à moi dont j'étais débiteur ! Je suis interrogé avec le feu et je m'accuse dans la flamme ! sous l'insistance de l'Esprit tout ce qui était existence en moi est devenu couleur et tout ce qui était action est devenu intelligence. Je ne survivrai pas éternellement à un monde mangé par la gloire ! »

Le poète et le vase d'encens. [Geschrieben 1923].
Quelle : Laozi. Dao de jing.
« La multitude des hommes paraît heureuse et satisfaite, comme les convives à un grand festin, comme les gens qui du haut d'une tour regardent la terre fleurie. Moi seul je suis silencieux et disjoint, mes désirs ne m'ayant pas encore donné indication de leur présence. Je suis comme un enfant qui n'a pas encore souri. Je parais éperdu et accablé comme si je ne savais où aller. La multitude des hommes a assez et davantage. Moi seul j'ai l'air d'avoir tout perdu. Mon esprit est celui d'un homme stupide. Je suis dans un état de chaos. Les hommes ordinaires ont l'air déluré et intelligent, et moi j'ai l'air d'être dans les ténèbres. Ils sont pleins de raisonnements et de discriminations, et moi je suis pesant et embarrassé. Je suis emporté comme par la mer, je dérive comme s'il n'était pas de repos. Tous les hommes ont leur sphère d'action, moi seul je suis incapable. Et ainsi je suis différent des autres hommes, mais la chose que j'apprécie est la Mère. Qu'appelez-vous la Mère ? demande le poète. Le Tao, répond le vase d'encens, et le dialogue se poursuit alors sur la définition du Tao : Au-dessous de toutes les formes ce qui n'a pas de forme, ce qui voit sans yeux, ce qui guide sans savoir, l'ignorance qui est la suprême connaissance. Serait-il erooné d’appeler la Mère ce suc, cette saveur secrète des choses, ce goût de Cause, ce frisson d’authenticité, ce lait qui instruit de la source ? Ah, nous sommes au milieu de la nature comme une portée de marcassins qui sucent une truie morte ! Que nous dit Lao Tzeu sinon de fermer les yeux et de mettre la bouche à la source même de la création ?. »

Jules ou l'homme-aux-deux-cravates. [Geschrieben 1926].
« C'est la même nature qui, dans un profond sommeil, a lâché ce papillon dont vous me parliez l'autre jour, cet instrument à tâter la nuit, cet expert en velours de lune, ce fils du brouillard et du phosphore !... Cela m'amuse... de vous égarer et de lâcher deux papillons à la fois qui se poursuivent et que l'oeil n'arrive plus à distinguer. Avec mon pinceau, je dispose de cette cause qui fait. Ce n'est qu'en faisant les choses qu'on en apprend le secret. Comme je participe à cet art poétique de la nature je suis admis au mystère de ses intentions. »

Paola d'Angelo : Claudel cherche dans l'art et dans la sagesse d'Extrême-Orient tout d'abord l'Univers, le monde tout entier, et ce qui l'intrigue, c'est la possibilité de saisir ce qu'il appelle 'les intentions de la nature'. [Det4:S. 167,Clau8:S. 309, 311-312]

1931 Claudel, Paul. *Le départ de Lao Tzeu*. In : La vie intellectuelle (1931) .

À mon ami Paul Petit.

Quand Lao Tzeu, parvenu à un âge avancé, arriva au pied de cette passe de l'Ouest qu'il devait franchir le lendemain pour ne plus reparaître parmi les hommes, il alla présenter ses devoirs au Gouverneur de la localité-frontière, et pendant qu'ensemble ils prenaient le thé le Sage le félicita sur la situation agréable de la ville confiée à son administration. « J'ai passé ma vie, lui dit-il, dans une plaine sans horizon où les seuls bruits liquides que l'on entende sont les hoquets de cette sauce fangeuse que les pieds d'un rustique vont chercher au fond d'un trou pour la déverser, mêlée à leur propre sueur, sur leur petit champ. Combien par contraste il m'est agréable de saluer cette montagne toute gazouillante de courants naturels et d'en recevoir sur le visage le souffle salubre ! En vérité les administrés de Votre Excellence ont à la fois les avantages du déplacement et ceux de la sédentarité : car, habitants des premiers mouvements de la montagne, ils sont comme le voyageur qui vient de prendre place sur sa bête et qui n’a plus qu'à se laisser porter. – Mais je vois, dit le Préfet, que vous-même n'avez pas de cheval, à l'exception de ces deux animaux lourdement chargés qui vous suivent. – La passe que j'ai à négocier, dit le Sage, à ce que j'ai appris aujourd'hui, est difficile et les forces d'une bête de somme n'y suffiraient pas. C'est pourquoi je me permets de solliciter votre obligeance. Ces deux animaux ne sont pas chargés, comme vous croyez, de marchandises destinées à m’acquérir la bienveillance des étrangers. Hélas ! ce ne sont que des ballots de livres, tous les livres que j'ai écrits depuis le commencement de mon pèlerinage littéraire, ou plutôt toute la route étroite de papier blanc que j'ai suivie depuis les jours de ma jeunesse avec chacun de mes pas marqué dessus en noir. Comment s'étonner que l'échine de ces pauvres serviteurs ploie sous un tel fardeau quand la route qu’ils ont sur le dos s'ajoute à celle qu'ils ont sous les pieds ? Si je les emmène avec moi les officiers de la Douane n'auront jamais fini de les examiner et je crains de ne pouvoir passer. – Que faut-il donc que je fasse ? dit le Préfet. Ma maison est bien petite pour y emmagasiner tant de papier. – Que Votre Excellence, se munissant d'un pinceau et d'un carnet, veuille bien seulement relever le titre de chacun de ces ouvrages ; qu'elle en marque soigneusement la date ; que se faisant apporter une balance, elle les pèse ; qu'elle en compte et recense les feuilles suivant leur dimension ; qu'elle marque tout cela sur une table préparée ; puis, par un jour de grand vent ayant fait amasser un bon tas de branches sèches et de pommes de pin, qu'elle livre joyeusement aux flammes le contenu de ces deux ballots. – Et en effet quand j'ai devant moi une route vivante à dévorer, ce que les gens m'ont entendu appeler autrefois le Tao, que voulez-vous que je fasse de ce cadavre de route qui s'attache à mes talons ? J'ai entendu parler d'un conquérant autrefois qui avait brûlé ses vaisseaux ; et moi ce ne sont pas des vaisseaux seulement, c'est la route d'un bout à l'autre à quoi je voudrais mettre le feu. – Quoi, de tant de mots et de lignes, dit le Préfet, de tant de sentiments et d'idées, il ne restera plus rien ? – Dites-vous, répondit Lao tzeu, qu'il ne restera plus rien, alors qu'il en reste le titre ? Que restera-t-il de votre père et de votre mère sinon leur nom respectueusement inscrit sur une tablette ? Ainsi un livre, quand nous en connaissons le titre, quand nous l'avons soupesé dans notre main, quand nous en avons étudié l'apparence, quand nous en avons respiré l'âme de ce trait unique de l'haleine qui suffit à un connaisseur pour l'épuiser, quel besoin y a-t-il de tout le reste ? – C'est ce que fit, dit le Préfet, un certain empereur quand il livra aux flammes la Sagesse accumulée des académies. – Mon ami Confucius, dit Lao tzeu, lui en a fait beaucoup de reproches, mais que voulait en réalité Sa Majesté sinon rendre hommage, suivant les devoirs de sa charge, au Ciel bleu par un sacrifice approprié ? Les paroles faites d'air et de salive n'appartiennent-elles pas au vent ? et les caractères noirs, se détachant par leur propre poids, quoi de meilleur pour faire de la cendre ? – Je ferai, dit le Préfet, ce que vous me demandez, mais c'est un bien mince souvenir que vous allez laisser dans l’esprit des hommes. – Que reste-t-il d'un ami disparu ? dit Lao Tzeu. Non pas toute sa biographie et l'encombrant mémorial d'une existence compliquée, mais un épisode familier, une phrase dont on ne se rappelle pas la fin, une simple intonation, et cela nous suffit à le faire revivre. Ainsi en ce moment vous contemplez ma figure où le temps a inscrit son document fait de mille lignes déliées, vous appréciez ce crâne monumental, accru par la Sagesse, qui plus tard fera l'admiration des peintres. Mais demain quand je vous tournerai le dos vous ne verrez plus que ma forme et mon allure. Quand j'arriverai à ce petit temple là-haut au premier tournant du chemin vous pourrez distinguer encore ce signe d'amitié que je vous adresserai. Plus tard il n'y aura plus qu'une tache blanche. Plus haut encore vous ne verrez plus rien, sinon le vol irrité de ces corneilles que mon pas aura dérangées. Et plus tard encore en prêtant l'oreille si vous entendez quelque chose, ce sera cette pierre que mon pied fait rouler au fond d'un précipice imperceptible. – Et quel est, dit le Préfet, cette mince fumée, ce léger filet que je vois s'élever au ciel dans l'ouverture de la passe ? – Ce sont mes deux sandales de paille, dit Lao Tzeu, que je brûle, n'en ayant plus besoin ; ce sont mes sandales de pèlerin que j'offre en sacrifice aux génies de la Montagne ! » [Clau37]

1935 Claudel, Paul. *Conversations dans le loir-et-cher* [ID D21971].
Samedi
Gilbert Gadoffre : Claudel reprend le thème du vide à l'occasion d'un vase chinois, et nous assistons alors à un nouvel avatar du Tao claudélien : il va s'identifier au vide ménagé en soi par l'âme pieuse qui fait place nette à son Dieu. Le « pur épanouissement qu'est un vase blanc de l'époque Song » devient ainsi « l'exhalation suprême du profond lotus, le globe sacré qui s'ouvre, le réceptacle de l'âme qui fleurit et offre son néant... une espèce de nonne céramique. [Clau8:S. 315]

1935 Claudel, Paul. *Un poète regarde la croix*. (Paris : Gallimard, 1935).
Er schreibt : « Puise dans mon seul visage cet oubli de toi-même que jusqu'ici tu ne savais demander qu'à une discipline abrutissante, Je suis la voie. C'est Moi que le vieux Lao-tseu est allé chercher de l'autre côté des montagnes de l'Ouest. Car c'est Moi qui sui le Tao, cette route oubliée dont il cherchait en vain l'accès parmi les replis nébuleux du vieux Dragon. » [Clau33:S. 267]

1935 Claudel, Paul. *Petits poèmes d'après le chinois* [ID D21972]. In : La revue de Paris ; 15 août (1935).
Adapté du recueil de Tang de Zeng Zhongming. Rêve d'une nuit d'hiver (cent quatrains des Thang). [ID D21973]. Trad. en anglais par l'auteur.
Li Taï Pé [Li Bo]. Parting = Départ.
Li Pin. Return = Le retour I.
Hoo Ti Chan. Unwelcome = Le retour II.
Kio Tin. Sheltering from the moon = A l’abri de la lune.
Tcho Lo. Mi do = Appel.
Chang Hu. The morning star = Regard.
Li Taï Pé [Li Bo]. Lying in moonshine = La gelée blanche.
Lou Lan. The arrow = La flèche.
Lieou Tchang King. Blue darkness = La uit bleue.
Lieou Tcheng. Wrinkles = Le visage ridé.
Lieou Fan Pin. The palace a-flame = Désespoir dans le soleil.
Kia Tao. The gift of the sword = Don de l'épee.
Kou Fong. A cruel autumn = Sur une montagne sauvage.
Auteur inconnu. The cuckoo = Le coucou.
Lou Lan. War song = Chant de guerre I.
Lou Lan. Another war song = Chant de guerre II.
Lieou Toung Yen. The frozen river = La rivière gelée.
Li Ka Yo. The bell = Le son de la cloche.
Auteur inconnu. Another pair of eyes = Double regard.

Gilbert Gadoffre : Claudel n'a sur les écrivains chinois qu'il traduisait que des idées très vagues, il les différencie à peine et met sur le même plan des poètes majeurs tels que Li Bo, Du Fu, Su Shi des auteurs de troisième ordre. Dans les deux recueil, les textes ne sont pas groupés par auteurs mais par thèmes, et ce mode de sélection à lui seul pourrait nous faire comprendre les intentions du poète. Il soufflit de parcourir les poèmes pour s'apercevoir qu'ils fourmillent de thèmes claudéliens : à deux reprises le thème de la cloche et celui du retour du voyageur sonnent comme des échos de *Connaissance de l'est* et du *Repos du septième jour*. Si Claudel avait voulu faire une sélection objective, on aurait pu s'étonner de l’absence de quatorze des poèmes de Li Bo du recueil de Zeng Zhongming, de tous ceux de Wang Wei, ainsi que de la plus grand partie de Du Fu du *Livre de jade*. [Clau8:S. 323-325,Clau1]

1936 Claudel, Paul. *L'affût du lutteur*. In : Nouvelles littéraires ; 9 mai (1936).
« Pendant de longues années, j'ai assisté avec horreur à cette hideuse période d'anarchie qui a suivi la destruction de l'ancien empire. J'ai vu des photographies, représentant, à la porte des villages détruits, des piles de têtes qui rappelaient les expéditions des anciens Arabes esclavagistes au centre de l'Afrique. Les provinces du centre ont été ravagées par la famine, la peste et l'inondation, de telle sorte qu'on ignore si elles pourront jamais être restaurées célèbres. Tous les ans réguilèrement on asistait aux débats à main armée de Tchang Tsao-lin, et de Wou Pei-fin, sans parler d'un tas d'autres rapaces. Le commerce était détruit, les étrangers, lâchement abandonnés par leurs Etats respectifs, insultés et maltraités jusque dans leurs concessions. » [Clau24:S. 159]

1936 Claudel, Paul. *Choses de Chine* [ID D21895].

J' ai passé quinze ans de ma vie en Chine comme consul, cinq ans au Japon comme ambassadeur. Quand, généralement sur l'initiative d'une voisine de table, je décline sans plaisir ces états de service, ma surdité ne réussit pas toujours à éluder la remarque attendue ! Oh, alors, comme vous devez bien connaître l'Extrême-Orient ! Non, madame. La Chine, le Japon, ont profité de mon absence pour devenir tout autre chose que l'image qu'ils ont laissée dans mon souvenir et que j'ai essayé de fixer au cours de maintes pages aujourd'hui plus ou moins oubliées. La politique de 1936 n'a plus rien de commun avec celle que je discutais en ces jours abolis avec Emile Francqui, avec le Père Robert, avec Auguste Gérard, avec le maréchal Nychara, avec Sun Yat-sen lui-même avec qui j'ai vécu quelques jours sur un bateau des Messageries. Quelque chose s'est réalisé, quelque chose par derrière se laisse déjà deviner, à quoi je n'ai aucune peine à préférer le passé et ce paysage mélancolique qu'éclairé le soleil des morts.

Car, il est vrai, je n'ai qu'à fermer les yeux et je me retrouve tout de suite sous la véranda de Fou-tchéou que ventile la brise de l'après-midi. Seul moment de fraîcheur entre la fournaise matinale et la cuisson noâurne ! J'entends battre les larges stores qui s'agitent d'un bout à l'autre de la galerie, les cigales au dehors font un vacarme assourdissant, ces cigales chanteuses de là-bas dont le répertoire comporte un triple motif et que tout à l'heure le choeur innombrable des grenouilles, interrompu par quelque hurlement de chien paria, va relayer. Je suis seul dans cette immense maison solitaire d'où la tragédie n'a pas été toujours absente. Au-dessous de moi dans le sous-sol s'agite le petit peuple des serviteurs, augmenté des visiteurs occasionnels, femmes, parents, camarades, colporteurs, barbiers, un petit village d'où se dégage une faible odeur d'opium. De temps en temps, les figures changent et quand la peste ou le choléra, comme il arrive, viennent chez moi, on dirait sur la pointe du pied, vérifier ce qu'il y a pour eux, il n'est pas exceptionnel que l'on voie discrètement émaner quelque cercueil. Mais les cercueils ne sont pas rares en Chine, ceux qui sont déjà confortablement installés au centre de l'oméga rituel ou ceux qui attendent sur le seuil la décision du géomancien : j'habite moi-même un cimetière dont le repos n'a jamais inquiété le mien. Il fait si chaud que ma leccture préférée est celle de quelque exploration polaire, à moins que ce ne soit un tome fraîchement découvert de cette magnifique littérature anglaise qui vient de s'ouvrir tout entière à moi, Kipling, Conrad, Hudson, Thomas Hardy, Emily Brontë, Herman Melville et tous les autres. La bibliothèque du petit club, comme celle de tous les ports de Chine à l'usage des merchants, est magnifiquement et intelligemment fournie. Il n'y a qu'à Pékin, séjour des diplomates, où les rayons poussiéreux ne livrent que quelques brochures dépareillées et les épaves souillées de cette production stercoraire qu'on appelle « romans policiers ».

Tout cela c'était la part du loisir et de la rêverie. Le travail c'était l'élaboration et la copie (à ce moment la machine à écrire n'était pas inventée et je n'avais d'autre auxiliaire que mon lettré indigène, M. Tchao, un miniaturiste remarquable) de rapports économiques sur le thé ou la monnaie, l'humble comptabilité, les affaires de l'Arsenal de Pagoda Anchorage où j'avais réussi à ramener une mission française, les longues visites dans ma chaise à porteurs verte jusqu'à l'autre bout de la ville au yamen du vice-roi ou du maréchal tartare, les interminables discussions et chicanes sur les achats et procès de la mission catholique qui m'ont appris tout ce que je puis savoir de diplomatie. Je me revois, le torse nu, une serviette autour du front et cuirassé de papier buvard pour éviter les taches de sueur, rédigeant ma correspondance en latin avec l'évêque catalan, Mgr Masot : Venum datas efî ager Tien cho Tang pretii quinque millia patacarum — Lis composita etf—. Irruperunt satellites in Petrum catechifîam cum fufiibus et sclopetis — Comperi cito advenire quamdam navem vapoream Gallicam munitam viginti quatuor tormentisbellicis. Et caetera! Deux ou trois fois par an un télégramme, et tous les quinze jours ce drapeau au mât du consulat d'Angleterre qui annonçait l'arrivée du courrier. Alors c'était la grande émotion joyeuse, comme quand les trois boules noires en pleine furie de l'été annonçaient l'expédition par les soins de l'observatoire de Hongkong d'un bon typhon rafraîchissant. Plus tard, après un court séjour dans un endroit infernal appelé Hankéou où bivouaquaient dans les cartes et le gin une compagnie cosmopolite de bons enfants assez analogue aux Fortyniners de Californie, j'émigrai dans le Nord où je fus chargé de l'administration de la concession française de Tien-tsin (ce n'était pas peu de chose !). Je fis connaissance avec Pékin, je fus présenté à la vieille impératrice et au dernier empereur, j'assistai à ces doubles funérailles qui furent celles de l'antique monarchie, je retrouve dans ma mémoire les archers, les chameaux défilant avec une peau de martre suspendue à la mâchoire, la distribution aux démons funèbres d'une monnaie illusoire, je revois le gros Yuan Che-K'aï cheminant derrière le catafalque, le bâton de deuil à la main, dans une houppelande de toile grossière. Autour de moi c'était le désert, la terre jaune, que Pearl Buck a si bien décrite et au-dessus la lucidité, à peine interrompue par quelques coups de sable, de ce ciel inaltérable.

Comme j'ai aimé la Chine ! Il y a ainsi des pays, que l'on accepte, que l'on épouse, que l'on adopte d'un seul coup comme une femme, comme s'ils avaient été faits pour nous et nous pour eux ! Cette Chine à

l'état de friture perpétuelle, grouillante, désordonnée, anar-chique, avec sa saleté épique, ses mendiants, ses lépreux, toutes ses tripes à l'air, mais aussi avec cet enthousiasme de vie et de mouvement, je l'ai absorbée d'un seul coup, je m'y suis plongé avec délices, avec émerveillement, avec une approbation intégrale, aucune objection à formuler ! Je m'y sentais comme un poisson dans l'eau ! Ce qui me semblait particulièrement délicieux, c'était cette spontanéité, cette ébullition sans contrainte, cette activité ingénieuse et naïve, tous ces petits métiers charmants, cette présence universelle de la famille et de la communauté, et aussi, faut-il le dire, ce sentiment partout du surnaturel, ces temples, ces tombeaux, ces humbles petits sanctuaires sous un arbre où le culte se compose d'une baguette d'encens et d'un morceau de papier, tout cela m'était comestible. Je me suis toujours senti, je l'avoue, beaucoup plus à mon aise au milieu des païens qu'avec ceux qu'on nous engage à appeler, je ne sais pourquoi, « nos frères séparés ». Spontané, ai-je dit tout à l'heure. Oui, la Chine était un pays spontané, aussi intensément et spécifiquement humain qu'une fourmilière peut être formique, elle devait tout à une espèce de sagesse vitale et innée enracinée dans le goût et dans 1'instinct. Quelle impression éblouissante, j'ai gardée de l'ancien Canton, cette ville sublime de bois doré, aujourd'hui détruite par les révolutionnaires, là comme partout ennemis de tout art et de toute beauté ! La Chine, telle qu'elle existait alors, était le pays le plus vraiment et le plus pratiquement libre que j'ai jamais connu, c'est-à-dire libre pour les choses immédiates qui seules après tout ont de l'importance.

Et puisque j'ai commencé à faire de la philosophie, je me hasarde à la fin de cette évocation mélancolique et presque douloureuse, à favoriser d'une petite conclusion la voisine synthétique à ma droite dont les questions supposées ont servi de prétexte à la présente effusion. La Chine m'a fait l'effet d'une de ces colonies animales où différents groupes séparés ont appris par l'usage à vivre à l'état, comme disent les naturalistes, de symbiose, c'est-à-dire d'une coopération amicale et réciproque basée sur la différence. Rien de plus éloigné de ces monstrueux États totalitaires formés d'individus tous pareils à qui l'on se demande pourquoi la nature a pris la peine de fournir des traits particuliers. Le type le plus réussi que je connaisse de cette symbiose, est le port de Singapour. Là vivent en paix et dans un grouillement fraternel des groupes de toutes les races et de toutes les sociétés possibles, chacune ayant sa loi, ses coutumes, sa religion, ses mœurs, son organisation et s'appliquant à une activité traditionnelle et appropriée. Les Malais sont pêcheurs, bûcherons et maraîchers. Les Chinois sont commerçants, financiers, industriels et intermédiaires, les Chettys sont usuriers, les Siks font la police, les Anglais sont magistrats et administrateurs, les Philippins jouent du saxophone, il y a des soeurs françaises dans les hôpitaux. Et tout cela forme le monde le plus varié, le plus sain et le plus amusant qu'on puisse voir. Ce type social, qui était celui des Échelles du Levant et de l'Orient tout entier, se retrouve dans les grandes concessions internationales de la côte de Chine. Là, toutes les races européennes et quelques autres vivent en bon accord au milieu des indigènes à qui leur présence procure l'ordre, la sécurité et le bien-être, chacune sans avoir renoncé à sa propre loi et sous la protection de son consul. Liberté, fraternité, je n'ai jamais vu la formule célèbre si bien appliquée, il n'y a que l'égalité qui est avantageusement remplacée par la réciprocité et par l'équilibre. On peut dire que cette symbiose est l'une des conditions nécessaires à la vie d'une société orientale et qu'elle ne peut se procurer un des éléments indispensables à son fonctionnement qu'en s'adressant à une autre race à elle juxtaposée. Ainsi les Russes naguère administrés par les Allemands et aujourd'hui par les Juifs et les Géorgiens. Les Européens ont jadis pourvu en Chine à ce besoin latent et c'est grâce à eux que ce pays a connu l'une des périodes certainement les plus heureuses, sinon les plus glorieuses, de son histoire, quand on pouvait le parcourir librement d'un bout à l'autre sans armes et sans protection. Aujourd'hui il semble que ce soit le Japon qui veuille se charger du rôle abandonné par les Mandchous, par l'Angleterre et par la France. Souhaitons qu'il y réussisse aussi bien. En tout cas, il ne s'agira jamais d'une domination accablante et tyrannique, comme celle que subit actuellement, à la grande admiration de nos littérateurs et philosophes bolchévisants, la malheureuse Russie. (Mais après tout n'est-ce pas à la Convention, parmi les fondateurs de notre liberté, que se trouvait le législateur qui n'osait s'accouder à son pupitre, de peur que Robespierre ne pensât qu'il pensait?) Le Chinois, sous une apparence hilare et polie, est dans le fond un être fier, obstiné, malin, indépendant, incompressible et, somme toute un des types humains les plus sympathiques et les plus intelligents que j'aie connus (sans préjudice des crises de folie furieuse, ce qu'on appelle là-bas la « ventrée déjà »). Allons à ta santé, vieux frère, homme libre ! Je t'aime bien ! [URose]

1937 Claudel, Paul. *Souvenirs de Pékin*. In : Le Figaro ; 9 août 1937.

Une fois de plus apparaissent, traduites à la première page des journaux en ces caraftères impérieux qu'imposé l'actualité, les deux syllabes sous lesquelles transparaît le double idéogramme familier à ma jeunesse : Pékin, la Cour au Nord. Quand je débarquai pour la première fois en Chine, — c'était aussitôt après la guerre sino-japonaise, du temps où l'on se déclarait solennellement la guerre, par acte notarié comme un contrat de mariage, — Pékin était encore la cité impériale et à demi interdite. Les sacs de dépêches de Shanghai mettaient en été une semaine pour y parvenir et en hiver, le Peï-ho étant gelé, trois semaines par la voie du grand canal. A côté du Palais qui réalisait assez bien l'image de ces empyrées d'azur et de cinabre où sur les vieilles peintures résident les sages et les bienheureux, à côté de l'enclos catholique où la piété naïve des missionnaires avait réussi à dresser comme un défi la plus épouvantable des cathédrales pseudo-gothiques, s'élargissait le kampong diplomatique où florissaient en vase clos l'intrigue, la philologie et l'adultère. La tradition orale nous a livré à ce sujet bien des détails que les archives officielles ont pudiquement dissimulés. A ce moment nous étions représentés dans la capitale par le plus extraordinaire des plénipotentiaires, M. Gaston Lemaire, plus Chinois qu'un Chinois et plus lettré qu'un han lin, à qui j'espère bien que Bouddha aura réservé un coussin de son nirvana.

Et puis le fil se consolida peu à peu qui rattachait à la tore ce paradis du loisir. Ce fut d'abord le chemin de fer de Hankéou à Pékin, exploit de mon ami Francqui auquel je ne suis pas peu fier d'avoir collaboré. Et puis éclata le dernier sursaut du vieux Dragon, et ce fut la révolte des Boxers, le siège des Légations, celui du Pétang où s'immortalisa à côté de l'évêque Fabvier l'enseigne Henry, le massacre général des chrétiens, et puis la croisade internationale sous les auspices de Guillaume II, le pillage. Histoire épique et sinistre à qui a manqué la plume d'un Suétone ! L'Empire était frappé à mort. C'est en vain que Li Hung-Tchang se jetant dans les bras de la Russie représentée à ce moment par le plus astucieux des diplomates, Cassini, essaya de prolonger son agonie. J'arrivai à Pékin juste à temps pour contempler la suprême péripétie, la mort mystérieuse et simultanée de la vieille Sémiramis et du pauvre simulacre qu'elle tenait dans ses serres. Je vois encore ces étranges funérailles, que dépassaient de beaucoup en dignité et en splendeur celles de l'empereur du Japon dont je fus plus tard le témoin, les archers, les chameaux avec une dépouille de zibeline suspendue au bridon, la monnaie de papier d'or et d'argent qu'on éparpillait aux quatre vents pour satisfaire la cupidité des mânes, et dont je me moquais alors, ignorant de nos futures dévaluations ! Et Yuan Che-K'aï, en chemise de chanvre, un bâton tortueux à la main escortant ces cadavres qu'il allait bientôt essayer de supplanter. Suivent la république, la révolution, les querelles de généraux, l'anarchie et, dans la carence passablement ignominieuse de l'Angleterre, le Japon qui débarque et qui n'est pas près de rembarquer. La Mandchourie une fois digérée, c'est toute la Chine du Nord que l'ambition du Nippon militariste essaye visiblement de s'adjuger par les armes conjointes de la force et de l'intrigue. Proie enviable entre toutes par la richesse du sol et du sous-sol : tout le territoire, que j'ai visité en détail, de Tien-tsin au Hoang-ho n'est qu'un bloc d'alluvion, de loess, de fer, et de charbon. Mais surtout position stratégique et économique de premier ordre. C'est le terminus de cette vieille route de la soie reconnue par Marco Polo. C'est le véritable point de départ de la diagonale transasiatique qui un jour partira de Tien-tsin pour aboutir à travers la Mongolie à la Steppe sibérienne. Pékin pendant des siècles a eu surtout une importance militaire. C'était le G.Q.G.; le poste de commandement qui soutenait le vaste réseau de fortifications destiné à contenir, tels les rideaux à sauterelles, les essaims périodiques des barbares du Nord, Hounghouses, Mongols, Mandchous. Ce rôle de capitale, à la fois centrale et excentrique, qui toujours après bien des essais manques a fini par revenir à Pékin, les nouveaux envahisseurs sans doute espèrent bien en bénéficier.

Néanmoins, on ne saurait se dissimuler que les Japonais engagent une grosse partie. Il est douteux que déjà la Mandchourie leur ait rapporté tous les avantages qu'ils escomptaient et que les profits balancent les pertes. Ce n'est pas tout que de conquérir un pays, il faut l'occuper, le défendre et le conserver, et dans l'œuvre même de conquête on ne peut pas s'arrêter où l'on veut. La Chine est, un pays de plusieurs centaines de millions d'habitants, remarquablement homogène sinon dans sa constitution organique, du moins dans sa culture et dans ses moeurs, dans ce que les philosophes nomment la conscience de sa propriété spécifique. On n'arrivera pas à la dominer dans une résistance sourde et à surmonter cette résistance sans un déploiement militaire serré. Et puis il y a la Russie, il y a l'Angleterre et l'Amérique, il y a le monde entier dont la mauvaise volonté générale est certaine, le jour où le Japon essayera de transformer sa prépondérance armée en exclusivité économique. Tous les gens qui ont eu affaire aux Chinois connaissent en même temps que leur intelligence et leur adresse leurs ressources d'opposition passive, que sera-ce le jour où ils sentiront le monde entier derrière eux ?

En attendant, la Cour du Nord est découronnée. La Cité Violette est déserte. Le magnifique ensemble de Légations que les puissances se sont construit avec l'indemnité des Boxers, est laissé assez ridiculement au sec, ainsi que les petits corps d'occupation dont elles disposent. Déjà les portes

gigantesques de l'enceinte carrée, où tournoyaient de mon temps les vols de pigeons, un sifflet à la queue, le temple du Ciel, la lamaserie, se délabrent et sur l'antique Combaluc s'étend l'ombre des grandes choses déchues. [Clau36]

1938 Claudel, Paul. *Un poète regarde la croix*. (Paris : Gallimard, 1938).
Er schreibt : « Je suis la Voie. C'est Moi que le vieux Lao-Tseu est allé chercher de l'autre côté des montagnes de l'Ouest. Car c'est Moi qui sui le Tao, cette route oubliée dont il cherchait en vain l'accès parmi les replis nébuleux du vieux Dragon. C'est Moi dont Confucius a ressenti la présence au milieu de tout. »
Yves Daniel : Cette citation se fonde sur l'idée que les pensées taoïste et confucéenne contiennent une part de la vérité chrétienne qu'elles ignorent pourtant. On peut y voir un effort de Claudel pour intégrer à sa réflexion certains éléments de la pensée asiatique sans renoncer à ses propres convictions religieuses. Ce mouvement d'assimilation entraîne certes des choix et des condamnations, et le bouddhisme n'est pas représenté ici. [Clau28]

1938 Claudel, Paul. *Autres poèmes d'après le chinois*. In : La revue de Paris ; 7 mai (1938).
Sou Tong Po [Su Shi]. Parmis les bambous. Tchan Jo Sou. Sur la rivière. Li Oey. La pleine lune. [Clau1]

1938 Claudel, Paul. *Méditations sur une paire de chaussures* [MS].
Er schreibt : « Les Chinois ont remarqué que les objets usuels longuement employés par un même maître ont pris une espèce de personnalité, un visage propre, j'allais presque dire une âme, et le folklore de toutes les nations est rempli de ces êtres plus humains que l’homme, puisque c'est à l'homme seul qu'ils doivent leur existence, et qui, à son contact éveillés, ont pris peu a peu une espèce de vie propre et d'activité autonome, une espèce de volonté latente et fée. [Morz:S. 56]

1938 Claudel, Paul. *La poésie française et l'Extrême-Orient*. In : Conférencia ; 15 mars (1938). [Geschrieben 1937].

Comme il y a une marée de l'océan et une marée de l'atmosphère, il y a entre les différentes tribus de l'humanité une espèce de balance barométrique des âmes, des coeurs et des imaginations. Je veux dire qu'entre les divers peuples, entre les diverses civilisations, il y a un contact psychologique plus ou moins avoué, un commerce plus ou moins actif, un rapport comme de poids et de tensions diverses qui se traduit par des courants et par des échanges, par cet intérêt qui ne naît pas seulement de la sympathie, mais de la réalisation d'un article idéal, dont la conscience d'une certaine insuffisance en nous fait naître le besoin, un besoin qui essaye plus ou moins gauchement de se traduire par l'imitation. Tantôt la balance dont je viens de vous parler se traduit par un actif et tantôt par un passif. Tantôt un peuple éprouve la nécessité de se faire entendre, et tantôt — et pourquoi pas en même temps ? — celle de se faire écouter, celle d'apprendre et de comprendre.

De cette espèce de désir, que je me permets d'appeler interpsychique, des différentes parties de l'humanité entre elles, l'histoire des relations de l'Europe et de l'Extrême-Orient nous fournit une bonne illustration. Je ne remonterais pas jusqu'à l'ambassade des Antonins, jusqu'à la route de la soie, jusqu'aux missions nesto-riennes et franciscaines, ni même jusqu'à Marco Polo. Mais on ne saurait oublier que c'est le livre de ce dernier, le récit qu'il fait de Cathay et de Cipango, qui a suscité dans le coeur de Christophe Colomb, comme dans celui des essaims d'hirondelles à l'automne, l'idée de quelque chose d'absent et de nécessaire, celle d'une main là-bas tendue de l'autre côté de la mer, celle d'une certaine unité à récupérer, d'une richesse qui nous attend. Ces murailles qui lentement de nos jours, de tous côtés, se reconstituent, le siècle qui nous a précédés n'avait qu'une idée, qui était de les démolir, fût-ce, comme les Anglais dans la guerre de l'opium, à coups de canon.

Mais bien avant les commerçants et les conquistadors, les missionnaires, sur les pas de saint François Xavier, avaient pénétré l'Inde et la Malaisie, et la Chine et le Japon. Ils en avaient épelé la langue, étudié les moeurs, intégré l'histoire, bégayé la philosophie, goûté l'art et la littérature. Il est impossible d'oublier que la découverte de l'Extrême-Orient et le développement de l'art baroque au XVIIe et XVIIIe siècles ont été synchroniques et que c'est de la première que le second a probablement reçu l'accentuation décisive. Dans les Temples et les vieilles demeures chinoises, j'ai vu des autels, des sièges et des tables qui présentent exactement le gabarit de ces meubles et de ces fauteuils, si commodes à l'usage et si gracieux au regard que nous avons, aujourd'hui, toutes les peines du monde à en abdiquer l'habitude. L'élément essentiel en est cette courbe qui répond au bois et qui, à l'équilibre mort de deux perpendiculaires, substitue l'énergie et le ressort de la vie. N'est-ce pas la courbe, après tout, qui, à la fin du Moyen Age est venue reprendre et relayer le rôle de l'ogive ? Mais, en même temps que les comptoirs de Canton approvisionnaient l'Europe de laques et de porcelaines en échange de nos montres et de nos boîtes à musique, les Lettres édifiantes lui faisaient connaître quelque chose de l'histoire, des lois et de la philosophie de ce vaste empire qui, au regard de nos aïeux, dégageait une lumière lointaine, paisible et blafarde, assez comparable à celle de la lune. Tous les utopistes, et au premier rang Voltaire, y construisaient des châteaux, ou du moins comme on disait à l'époque des folies, des pagodes, comme celle de Chanteloup, toutes garnies, de haut en bas, de clochettes. Confucius plut à tous les rêveurs qui se plaisaient à l'idée d'une humanité insouciante du surnaturel et nageant dans un océan de bienveillance. L'histoire de Chine, mieux regardée, leur aurait appris que les plus belles théories ne changent rien à une humanité que l'on ne réforme pas de fond en comble avec de belles sentences. Même du temps des grands empereurs Kang Shi et Kien Lung, la Chine devait être telle que je l'ai connue de mon temps. Dans les moeurs, une effroyable corruption ; dans le peuple, une misère sans nom, accrue de temps en temps, par des cataclysmes ; dans l'administration, un pédantisme sinistre, une malhonnêteté générale et des mesures d'une invraisemblable stupidité. Il me suffira de rappeler que, pour mettre la population à l'abri des incursions des pirates japonais, le grand empereur Kang Shi ne trouva rien de mieux que d'ordonner à toute la population du littoral de se retirer à dix li à l'intérieur des terres. Quant à ce qu'on appelle la religion chinoise, c'est un mélange inouï de superstitions indigènes et étrangères, de rites de politesse, de recettes de sorcellerie, au milieu de quoi se joue une des philosophies les plus paradoxales, et, je dois le dire, les plus amusantes que l'esprit humain ait inventées, celle de Lao Tzeu et celle de cet homme de génie, dont malheureusement, l'oeuvre n'a pas été traduite en français, Tchouang Tzeu. Je veux parler du taoïsme. Mais c'est de l'art de la littérature, ou plutôt de la poésie seulement, que nous nous occupons aujourd'hui. Je laisse de côté le roman qui est plutôt le domaine de nos amis anglais. Il y a les impressions très précieuses de Pierre Loti. Il y a le beau livre de Segalen sur la fin de Pékin, mais nous n'avons rien de comparable à montrer aux admirables ouvrages de Mme Pearl Buck. Et je voudrais considérer avec vous si la Chine a eu sur notre poésie une influence comparable à celle qu'elle a exercée sur notre art. Car, à côté de la Chine réelle, il y a une Chine Régence, une Chine Boucher, une Chine de Saxe, une Chine de la soie et de la laque, et de la porcelaine, une espèce de Chine au Bois

Dormant, devant précisément son charme à son caraftère chimérique, et qui a, longtemps, fourni à l'imagination de nos aïeux des thèmes de rêverie et un vestiaire de travestissement assez analogues à ceux qu'ils trouvaient dans les contes de fées.
Au XIXe siècle, la planète lointaine et peuplée de fables se rapprocha de nous ; elle adhéra, si l'on peut dire, à notre système et s'y rattacha par toutes sortes de passerelles de plus en plus fréquentées. Les premiers visiteurs célestes débarquèrent à Paris tout de suite à leur aise, et l'un d'eux devient le professeur de la charmante fille de Théophile Gauthier, Judith. De ce contact qu'il lui permet de prendre avec les grands poètes de l'époque des Tang, dont, à la même époque, un professeur du Collège de France, Hervey de Saint-Denis, donnait les premières traductions, est né un recueil charmant et trop peu connu, le Livre de jade. J'y ai choisi un certain nombre de pièces dont Mme Kyriakos va vous donner lefture. Je me suis permis de changer moi-même quelque peu, et parfois même complètement, le texte de Judith Gauthier, et même celui des auteurs merveilleux dont les noms seuls : Li Tai Pé, Thou Fou, Tchang Jo Sou, font battre le coeur de ces amateurs qui, après bien des siècles révolus, se sentent nés pour être des citoyens du même clair de lune et pour raccrocher leurs propres rêves à cette onde née d'une rame exotique et lointaine, à ce chevalet brisé d'un luth dont la corde retenue est toute prête à fournir une vibration parente.
Mme Nada Kyriakos va vous faire entendre quelques-unes de ces petites odes qui appartiennent à l'âge d'or de la poésie chinoise, qui est aussi une des grandes époques de la peinture, celui des Tang :
NUAGES. — « La pleine lune sort de l'eau... »
PAYSAGE. — « Parmi les bambous qui bougent... »
LE PECHEUR. — « L'oiseau d'une aile rapide... »
LES DEUX AMANTS. — « Au bord du fleuve céleste... »
L'ombre des feuilles d'oranger...
DESESPOIR. — « Appelle ! appelle !... »
LA FEUILLE DE SAULE. — « Mon luth, cette fois, c'est drôle... »
LA LUNE A L'AUBERGE. — « La lune monte, il fait noir... »
LA MAISON DANS LE COEUR. — « Les flammes ont dévoré... »
JEUNESSE. — « Ce jeune homme qu'il est beau...»
Les petits poèmes que vous venez d'entendre ; les petits tableaux que Mme Nada Kyriakos vient de dessiner devant vous d'une voix flexible et comme d'un ongle léger, vous ont certainement rappelé qu'en Extrême-Orient le peintre et le poète usent d'un même instrument qui est le pinceau. Le caractère chinois n'est autre chose que la traduction d'un être, d'une idée, et, comme je le voyais indiqué récemment dans un excellent article de M. Fenellosa, d'une action, disons un ensemble de ces caractères juxtaposés et séparés par le blanc, une espèce de volée, non plusde cygnes blancs, comme ceux dont vous parlait tout à l'heure mon confrère Li Oey, mais d'ailes noires, établissant dans l'invisible des points de repère. L'esprit n'est plus conduit, comme chez nous, du sujet à l'objet par la ligne continue de la syntaxe, par une chaîne ininterrompue de verbes, de prépositions et d'incidentes. Le poème n'est pas livré tout fait, il se fait dans l'esprit du lecteur, à qui on laisse le soin d'établir les rapports entre une série de positions déterminées. En somme, le blanc, le désert de papier qui épouvantait Mallarmé, la page et la mise en page jouent un rôle aussi important que les jalons qui s'y trouvent plantés, que les signes écrits qui s'y trouvent placardés et qui, au lieu d'être successifs comme chez nous, sont, en quelque sorte, sortis simultanés, et, au lieu de nous donner la sensation du temps et de la mélodie, nous procurent plutôt celle de la fixité et de l'harmonie dans l'espace.
Cette idée de l'importance du vide dans toute composition philosophique ou artistique est une des plus anciennes et des plus essentielles de la pensée chinoise. C'est le patriarche taoïste Lao Tzeu qui l'a le mieux indiquée dans le dixième chapitre de cet admirable ouvrage qu'on appelle le Tao Teo King : une roue est faite de treize jantes qui sont visibles, mais la roue ne tourne qu'à raison de ce qui est non visible : dans le moyeu. Le vase est fait d'argile visible, mais son utilité provient de ce non-visible qu'il enclôt. De même les parties essentielles d'une maison sont la capacité des chambres et ces ouvertures que sont portes et fenêtres. Partout, c'est le non-visible qui donne aux choses efficacité.
La peinture chinoise fournit une admirable illustration de ces principes, dont on trouverait aussi le reflet dans la peinture hollandaise. L'artiste n'y met que l'essentiel, et la perspective y est remplacée par la justesse exquise des intervalles.
À ce propos, je trouve dans le livre d'une dame américaine de grande science et de grand goût, Mme Agnès Meyer, consacré à l'art de ce prodigieux artiste que l'on appelle Li Lung Mien, le passage suivant :
« Les artistes chinois n'intellectualisaient pas seulement la forme, mais l'espace, et, par l'adroite juxtaposition d'un plan terrestre et d'un plan céleste, arrivaient à nous suggérer de vastes distances, réalisant ainsi une perspective aérienne plutôt que terrestre. Le procédé un peu naïf de suggérer l'espace en mettant au premier plan des objets larges et d'autres de plus en plus petits dans

l'éloignement leur aurait paru grossier et enfantin, car une distance de ce genre reste toujours mesurable et ce qui est mesurable en réalité n'est pas une distance. »
Dans les peintures chinoises, les plans ne se prolongent pas, ils se composent. Le spectacle, en s'élevant par degrés à la fois successifs et simultanés, se simplifie et se spiritualise.
L'étude approfondie de l'esthétique chinoise est toute récente, et je doute que les poètes dans les oeuvres de qui je vais flâner l'aient vu transparaître au travers de rares documents qui se trouvaient à leur portée et des fantaisies de leur imagination. Mais ce ne serait pas la première fois qu'une oeuvre exotique est féconde, autrement que par les copies qu'elle suggère, par une déformation pittoresque et amusante, comme sont, par exemple, les chinoiseries de Boucher ou par le coup d'éperon qu'elle donne en nous à l'émulation. Les quelques pièces que je vais vous lire montrent trois poètes dont le palais a été, si je peux dire, agacé par trois grains de poivre ou de camphre.
Le premier, et je dois dire le plus immédiat et le plus efficace, est le goût du « bibelot », du « curio », comme disent les Anglais, de la nouveauté dans l'étrange et dans le baroque. C'est à lui que nous devons les charmantes contre-rimes de Toulet que vous allez entendre. Le second est le goût de l'essentiel et du raccourci, se rattachant aux considérations que je développais devant vous. Je parlais d'un grain de poivre, il s'agissait plutôt d'une pastille d'encens qui se consume en dégageant une fumée odorante. Le troisième est le pouvoir de suggestion, l'idée exprimée n'ayant de valeur que par rapport à cet espace autour d'elle qui ne l'est pas.
A ce point de vue, les deux poèmes de Mallarmé et de Verlaine que je vais vous lire sont très caractéristiques.
Le premier se rapprocherait plutôt à ce que les Chinois appellent l'École du Nord, où le pinceau cherche l'enchantement dans une observation exquise et sévère de la règle.
Le second se rattacherait à l'École du Sud, que nous aurions tendance à qualifier de romantique, où la science n'exclut pas la fantaisie, la gaieté et une certaine liberté magistrale.
Voici le poème — ou plutôt, le fragment de poème de Mallarmé. Il m'est particulièrement cher pour l'avoir entendu souvent délicieusement déclamé par mon grand ami Philippe Berthelot :
Je veux délaisser l'Art vorace d'un pays
Cruel, et, souriant aux reproches vieillis,
Que me font mes amis, le passé, le génie,
Et ma lampe qui sait pourtant mon agonie,
Imiter le Chinois au coeur limpide et fin
De qui l'extase pure est de peindre la fin
Sur des tasses de neige à la lune ravie
D'une bizarre fleur qui parfume sa vie
Transparente, la fleur qu'il a sentie, enfant,
Au filigrane bleu de l'âme se greffant.
Et, la mort telle avec le seul rêve du sage,
Serein, je vais choisir un jeune paysage
Que je peindrai encor sur les tasses, distrait.
Une ligne d'azur mince et pâle serait
Un lac, parmi le ciel de porcelaine nue.
Un clair croissant perdu par une blanche nue
Trempe sa corne calme en la glace des eaux,
Non loin de trois grands cils d'émeraude, roseaux.

Le second est un quadruple quatrain de Verlaine où l'on trouve les qualités parfaites de ce délicieux poète, et le dernier vers de dix-sept pieds fait, à la fin du morceau, une espèce d'éblouissant paraphe :
Lourd comme un crapaud, léger comme un oiseau,
Exquis et hideux, l'art japonais effraie
Mes yeux de Français dès l'enfance acquis au
Beau jeu de la Ligne en l'air clair qui l'égaie.
Au cruel fracas des trop vives couleurs,
Dieux, héros, combats et touffus gynécées,
Je préférerais, d'entre les oeuvres leurs,
Telles scènes d'un bref pinceau retracées.
Un pont plie et fuit sur un lac lilial,
Un insecte vole, une fleur vient d'éclore,
Le tout fait d'un trait unique et génial.
Vivent ces aspects que l'esprit seul colore !
Si je blasonnais cet art qui m'est ingrat
Et cher par instants, comme le fit Racine
Formant son écu d'un cygne et non d'un rat,
Je prendrais l'oiseau léger, laissant le lourd crapaud dans sa piscine.

Et enfin, voici les pièces de Toulet que je vous ai promises et dont vous aimerez comme moi l'allure élégante et désinvolte :
LE PAON
Vous qui retournez du Cathay
Par les Messageries,
Quand vous berçaient à leurs féeries
L'opium ou le thé,
Dans un palais d'aventurine
Où se mourait le jour,
Avez-vous vu Boudoulboudour,
Princesse de la Chine ?
Plus blanche en son pantalon noir
Que nacre sous l'écaillé ?
Au clair de lune, Jean Chicaille Vous est-il venu voir ?
En pleurant comme l'asphodèle
Aux îles d'Ouac-Wac,
Et jurer de coudre en un sac
Son épouse infidèle,
Mais telle qu'à travers le vent
Des mers sur le rivage
S'envole et brille un paon sauvage
Dans le soleil levant ?

LA SOURCE
J'ai beau trouver sympathique
Feu Loufoquadio,
Ses japs en sucre candio
Son Bouddha de boutique,
J'aime mieux le subtil schéma,
Sur l'hiver d'un ciel morne
De ton aérien bicorne,
Noble Foujiyama,
Et tes cèdres noirs, et la source
Du temple délaissé,
Qui pleurait comme un cœur blessé
Qui pleurait sans ressource.

LE JAPON
Le Jap !... qui raffole, dit-on,
De chaussure vernie,
Les porte (chacun sa manie)
Au bout de son bâton.
Ainsi, l'éclat les en décore
Sans blesser leurs pieds nus,
Ainsi, sans doute, eût fait Vénus.
J'en sais d'autres encore...

Et enfin, je ne puis résister au plaisir de vous dire un assez long poème de mon ami Francis Jammes, qui donne bien l'atmosphère paisible et sentencieuse du pays de Confucius.
CONPUCIUS
Confucius rendait les honneurs qui leur conviennent
aux morts, dans l'Empire bleu du Milieu.
Il souriait parce que l'eau éteint le feu
comme la Vie éteint l'homme vers l'époque moyenne.
iL n'ornait pas ses paroles merveilleusement comme certaines coupes des Grands de l'Empire. La tanche, qui est comme un vase de pagode riche, n'a pas besoin d'être ornée artistiquement.
II allait avec une grande modestie au Palais, écoutant sans colère les joueurs de flûte
qui adoucissent les sentiments comme la lune adoucit, sur la montagne, les arbres violets.
Il parlait avec une respectueuse cérémonie aux principaux de la ville et au chef de guerre.
Il était bon, sans familiarité vulgaire, avec les gens du commun et mangeait leur riz.
Il se plaisait aux choses de la Musique,
mais préférait les instruments de simple roseau
cueilli près des marais de vase douce et jaune
où l'oiseau sans nom qui fait yu-yu se niche.
Il se permettait, pour le bien de son estomac, les épices.
Il aimait, vers le soir, à discuter de belles sentences.
Et il aurait voulu qu'on suspendit aux potences
qui servent aux lanternes, des moraleries.
Il parlait peu d'amour, davantage de la mort,
quoiqu'il déclarât que l'homme ne peut la connaître.
Il aimait voir les jeunes gens à la fenêtre,
les trouvant bien, à demi cachés par les ricins gris, mais rouges.
Le soir il allumait des baguettes de parfum
puis tournait gravement un moulinet où les prières
s'enlaçaient comme de belles pensées dans la cervelle
d'un jurisconsulte ou d'un poète de talent.
Il allait aussi voir les bâtiments de la province,
se réjouissant de leur propreté et du bon ton
des navigateurs policés dont les réflexions
étaient profondes et claires comme le désert marin.
A ceux lui demandant des choses sur la chair,
Confucius dit : « La vôtre est pareille à l'autre
Et la mienne à la vôtre; le sens de ceci est clair. »
Puis il regarda en souriant son cercueil.

Maintenant j'en ai fini avec la Chine. J'aurais voulu vous parler aussi de la poésie japonaise. Mais pour cela, il me faudrait encore toute une conférence. Je prierai simplement ma charmante collaboratrice de vous lire toute une série de petits poèmes traduits, ou plutôt inspirés, de la poésie populaire japonaise et de cette forme d'odelette très courte et formant tableau, ou plutôt vignette, que l'on appelle là-bas dodoitzu. Je me suis permis de les interpréter avec la plus grande liberté, d'après le beau recueil de M. Georges Bonneau. [URose]

1939 Claudel, Paul. *La montée*. In : L'épée et le miroir. (Paris : Gallimard, 1939).
Yves Daniel : C'est la géographie qui apparaît dans le motif de la montagne, très présent dans la pensée confucéenne et taoïste, lorsqu'il s'agit pour Claudel d'évoquer la dimension spirituelle des paysages chinois qu'il a parcourus. Dans le beau passage *La montée*, le poète se souvient de la saison chaude qu'il passait à Kuliang, dans les hauteurs fraîches de Fuzhou. Le texte superpose trois plans : le souvenir, qui relève de l'expérience vécue, est transposé dans la description d'un paysage peint à la manière asiatique, minutieusement décrit de bas en haut ; l'ascension évoquée prend dans le même temps une dimension religieuse, car la montagne chinoise devient la 'montagne du Seigneur' du Psaume 23. Le paysage chinois apparaît sanctifié par la vision poétique ; il est plus qu'un décor, puisqu'il devient le lieu liturgique d'une cérémonie cosmique et rocheuse qui se déploie aussi bien dans la réalité que sur le rouleau du peintre. La montagne est une symbole essentiel. [Clau28]

1942 Claudel, Paul. *Seigneur, apprenez-nous à prier*. (Paris : Gallimard, 1942).
Er schreibt : « L'Evangile nous dit : Cherchez et vous trouverez ! Mais le Tao des Chinois nous dit de son côté : Ne cherchez pas et l'on vous trouvera. Les deux méthodes sont également recommandables. »
« Le Tao nous dit que l'homme sage agit en n'agissant pas, qu'il gouverne en ne gouvernant pas. » [Clau33:S. 260]

1943 Claudel, Paul. *Paul Claudel interroge le Cantique des cantiques*. (Paris : Gallimard, 1948).
Bernard Hue : Claudel voit dans le *Yi jing* 'un livre tout à fait singulier'. Ce qui le frappe, c'est l'exposé sur les nombres, sur les soixante-quatre hexagrammes, l'aspect géométrique, architectural, qui se dégage de la représentation des nombres. En 1943, composant son commentaire, il lui arrive de recourir à des représentations graphiques pour mieux faire comprendre sa pensée. Ainsi, parlant de la figure constitutée par la réunion de deux triangles symétriquement opposés, il constate qu'ils forment un hexagone assorti de triangles. Il illustre cette figure et il ajoute : « les symboles que nous venons d'exposer rappelleront aux spécialistes les curieux commentaires du livre classique chinois Yi-king. » [Clau33:S. 103, 106]

1946 Claudel, Paul. *Chine* [ID D3524].

Er schreibt im Vorwort : «...Et moi, aujourd'hui, dans ma retraite de Brangues, au-delà de cette limite normale de la longévité qui me confère une situation quasi, comment dire? posthume et de ces années qui furent, dit-on, nécessaires à la gestation de Laotzeu, je dispose de cette épaisse pile de talismans photographiques que m'a laissée, pour en humer le dégagement incantatoire, mon amie Hélène Hoppenot. Or moi aussi, en des temps plus anciens que n'ont été pris, me dit-on, ces prélèvements sur le futur passé, j'ai habité la Chine : en pleine force, en pleine jeunesse, je me suis fourré avec elle pour vivre dedans d'une plénitude de corps, d'âme et de sens dont il serait difficile aujourd'hui de faire comprendre l'agrément voluptueux. Tout me plaisait en elle, et j'oserai dire non pas même, mais surtout, son désordre, son incurie, sa saleté, son anarchie, sa sagesse imbécile, cette civilisation bon enfant tout entière basée sur la tradition et la pratique, ce goût de l'art partout aussi naturel et spontané qu'une industrie animale, sa dégoûtante et profonde et savoureuse cuisine, sa religion, source pour moi continuelle d'une indulgence coupable, sa magique et magnifique écriture, et surtout cette intensité de la qualité humaine propre, de ce que j'appellerai l'HUMANITA : tout de même qu'un blaireau ou un putois aspire de tous ses poumons au fond de son terrier à tout ce qu'il peut y avoir de plus blaireau et de plus putois! C'était le temps des Taotaïs, des mandarins à plumes de paon et à boutons de toutes couleurs, des pelisses de zibeline, des examens qui chaque année, à l'époque du choléra, mettaient en mouvement un peuple de pinceaux, je parle des examens civils, les militaires ne faisant pas fi pour l'obtention des grades du jet de pierre comme aux temps de l'Iliade et du tir à l'arc. L'équipement de leurs troupes était fait d'une blouse rouge où flambait, redoutable et noir, un énorme caractère de velours, et leur armement d'un trident et d'une cage où gazouillait un petit oiseau (qui me rappelait les vers d'Alfred Jarry que j'avais lus, le matin même, dans la « Revue Blanche » : Le Gazouillis de l'Oisillon, le Gazillon de l'oisouillis...} Quelques-uns de ce? sacripants, (les Satellites pour employer le langage missionnaire), précédés par un tonnerre de cuivre formaient mon cortège quand j'allais rendre visite au Vice-Roi ou au Maréchal tartare. Je me rappelle ces dépositions alors dans ma chaise verte, après une heure de marche au travers de la Cité fantastique, à l'ombre des grands letchis chargés de leurs fruits rouges. Que d'idées j'ai échangées avec les géants peints sur la porte du yamen, qui essayaient en vain de m'effrayer de leurs grimaces horrifiques!

Cela, ma chère Hélène, c'était la Chine du Sud, la Chine du Tao, où j'ai accompli mes dix années de stage, le stage du magicien sans doute au pays des Génies! Mon fleuve n'était pas le morne Peiho, mais le Min sacré qui descendait pour moi d'un pays sauvage et inexploré, d'un horizon diaphane et bleu, d'un pays de montagnes et de forêts, asile à jamais de ma rêverie. Mon pont n'était pas celui du Palais d'été que représente une de vos photos, qui se courbe mystérieusement, et comme conjuré, sous les pas d'un poète solitaire. C'était le Pont des nuages, c'était le Pont des Dix mille Ages, rudement et maladroitement établis au moyen de blocs énormes par je ne sais quels cyclopes en colère. L'eau violente et turbide m'apportait d'interminables trains de bois que, sous le regard délabré de cette idole à perruque de fiente, les hautes jonques peinturlurées se chargeaient de distribuer sur la côte. Mon temple n'était pas ce Temple du Ciel, avec ses trois toits circulaires de tuiles bleues que vous nous faites solennellement entr'apercevoir par l'ouverture de je ne sais quelle ruine (car tout est ruine dans ce pays le plus vivace et le plus vivant que je connaisse!). C'était ce temple de Ku chang au milieu d'une forêt de pins, vers qui j'ai accompli maints pèlerinages, écoutant la cloche bouddhique qui dit à toutes le? vanités et à toutes les amours de ce monde : Non! Non! Non! Ré dièse! Ré dièse! Ré dièse!

Plus tard, eh bien, je l'ai connue aussi cette Chine du Nord, la vôtre, chère Hélène, celle de vos magnifiques photographies, la Chine impériale, la Chine du vent jaune, de l'air jaune, de l'eau jaune, de la Terre jaune! Je l'ai connue à son moment suprême, quand Pékin, vidé de son antique autorité allait rejoindre dans la nullité historique son cimetière à ceux de Singan fou et de Lao yang. J'ai assisté aux funérailles simultanées du dernier Mandchou, du pauvre petit Empereur et de son affreuse marâtre, que devaient suivre tant d'autres effondrements l'un sur l'autre, tant d'autres funérailles d'Empereurs et d'Empires, le Japon, la Russie, l'Autriche, l'Allemagne, l'Espagne, l'Italie. D'un bout à l'autre de l'Ancien Continent a soufflé la catastrophe. Elles se sont abattues l'une sur l'autre, les dynasties, tous ces arbres minés qui occupaient inutilement la terre! Il survit cette espèce de pie malade que vous nous représentez accrochée à une branche moite. Il surgit ce vieillard insouciant qui nous amène du fond de l'Inconnu je ne sais quel monstre pour nous envisager de son oeil diabolique.

Dans cette représentation que vous nous apportez de l'énorme Chine, de cette survivance à peine défunte des âges fabuleux de la Perse, de l'Egypte et de l'Assyrie, vous n'avez pas choisi pour braquer dessus avec votre objectif l'attention de vos lecteurs — lecteurs, oui, c'est le mot qu'il faut employer—les grands textes, ces portes, ces temples, ces palais, qui en écrasant l'imagination effraient la rêverie. Vous avez choisi le détail accusateur qui suggère autour de lui un vide peuplé de possibilités. Posant, si je puis dire, l'énigme. Et savez-vous l'impression que je ressentais, hier, cependant que j'interrogeais l'une après l'autre d'un doigt pensif... mais non, c'étaient elles plutôt qui

interrogeaient à mesure en moi un contemporain de l'immémorial!
Oui, une idée assez étrange m'est venue en compulsant ces images, suivant l'expression byzantine, Achiropites, et en laissant le hasard y établir des ordres différents. Tout le monde connaît ces caractéristiques de l'écriture chinoise qui, par des figures très concrètes, sait suggérer des idées souvent très subtiles, très complexes et très profondes. On sait aussi que pour l'association de ces idées le rédacteur chinois ne procède pas par suite logique et articulation grammaticale, mais par simple juxtaposition. C'est au lecteur de deviner le sens en profitant des repères qu'on a l'obligeance de lui fournir. Et alors je me demandais si les images ainsi mises ensemble par le hasard à ma disposition : un panier d'oies, un pont, un lotus en train d'éclore, une collection de faux cheveux et de chaussures, une touffe d'arbres, une statue d'homme ou d'animal devant un horizon de collines, ne constituaient pas une espèce de rébus hiéroglyphique, de provocation sibylline à l'exégèse d'un Oedipe. Tout cela en tout cas m'a aidé, et aidera peut-être un autre contemplateur, à penser la Chine. Quelque chose d'immémorial, de permanent, de démesuré et de clos. Quelque chose qui pour arriver à la conscience de soi-même, au lieu de son propre récit, a besoin d'énormément d'espace et de temps. Épars, disjoint, tout cela tient ensemble, Longuement incliné sur son propre mystère.
Brangues, 3 septembre 1946. [Clau4]

1946 Claudel, Paul. *Autres poèmes d'après le chinois*. In : Le Figaro littéraire ; 11 mai ; 9 sept. (1946).
Tchan Tiou Lin. La feuille de saule. Li Taï Pé [Li Bo]. Jeunesse.
Auteur inconnu. Les deux amants. [Clau1]

1946 Claudel, Paul. *L'oeil écoute*. (Paris : Gallimard, 1946).
Er schreibt : « Cette unanimité avec la direction au centre de tous nos instincts qu'on appelle l'orientation, ce rythme de la marche qui peu à peu discipline la pensée, ce pacte austère avec la ligne droite... qui est le vrai Tao des sages chinois. » [Det4:S. 168]

1947-1948 Paul Claudel überarbeitet sein *Livre sur la Chine*.
Yvan Daniel : Le *Livre sur la Chine* dans ses premières versions avait la vivacité et la sagacité d'une autre ambition. Sans réduire, si l'on ose dire, à l'Empire Céleste, il présentait déjà les idées fondamentales de ce qui allait devenir und vision envisageant la majeure partie de l'Asie orientale : Chine, Japon, mais aussi Union indochinoise française. Il proposait dans une langue claire et directe und analyse perinente, élargie et complexe de la situation géographique, politique, straté gique, économique et financière de cette région du globe. [Clau24:S. 178]

1948.1 Claudel, Paul. *Sous le signe du dragon* [ID D3550]. (1)

Table des matières

Chap. I : L'Asie.
Chap. II : La civilisation et gouvernement.
Chap. III : Quelques traits de la physionomie chinoise.
Chap. IV : La religion.
Chap. V : L'Europe en Chine.
Chap. VI : Le commerce et l'industrie.
Chap. VII : Les finances et la monnaie.
Chap. VIII : La position actuelle des Puissances.

Préface

Parvenu au terme d'une longue carrière, il m arrive de faire, non sans mélancolie, le compte de tous ces empires que j'ai vus, l'un après l'autre, péricliter et périr, à la manière d'un édifice où par le fait d'une obscure solidarité le dommage d'une des composantes architecturales peu à peu entraîne la ruine de tout l'ensemble. C'est la Chine qui ouvre la marche, et j'ai encore dans les yeux te cortège incohérent et dépenaillé qui en 1909 conduisit à la demeure suprême, avec les cadavres simultanés de la vieille Goule et de sa victime, le dernier Empereur, toute une antique civilisation. Combien différentes, dix-huit ans plus tard, dans leur majesté immémoriale, les funérailles du souverain en qui le pays du Soleil levant devait connaître la fin, probablement irréparable, de son étonnante ascension! J'entends encore, par ce jour d'hiver, le grincement aux dix-huit notes rituelles du chariot barbare attelé de deux taureaux noirs où reposait le descendant falot d'une lignée de demi-dieux. Et dans l'intervalle, après la première Guerre Mondiale, c'est toute l'Europe qui s'effondre par le milieu, l'énorme Russie d'abord, puis l'Allemagne, avec cette Autriche féodale et la forêt généalogique entre le Rhin et le Danube qui laisse tomber à la fois de ses branches tous ces blasons inconsistants. Puis vient le tour de l'Espagne, et, tout récemment, de l'Italie et des principautés balkaniques. De la construction cossue qui, aux jours de mon adolescence et de ma jeunesse, toute pareille aux propositions avantageuses de la philosophie matérialiste dans un complet oubli de Dieu faisait la gloire et la sécurité de peuples désormais soustraits, semblait-il, aux caprices de la Destinée, il ne reste plus qu'une aire encombrée de décombres où tournoient, sous la menace d'un avenir pire encore que le hideux présent, des corps désossés à la recherche d'une armature. Du haut d'un des plus humbles clochers de cette France, encore frémissante de l'affreuse marée qui pendant quatre ans l'a recouverte, j'envisage à l'infini un paysage de démolitions.

Et c'est aujourd'hui à cette vieille Chine, quittée par moi à la veille même de son écroulement, et ou, quinze ans de suite, j'ai vécu la partie, peut-être la plus importante, en tout cas la plus dramatique, de mon existence, que se reporte ma contemplation. Dans mon coffre de navigateur par hasard interrogé, j'ai retrouvé une liasse survivant bizarrement à bien des aventures. Il s'agit d'une espèce de rédaction où, sur le point de quitter un pays et un milieu que je savais condamnés et auxquels cependant tant de fibres poignantes me tenaient attaché, j'essayais par le moyen de l'intelligence de les confier à ma mémoire. C'était la coutume au Japon que les généraux et les diplomates, arrivés au terme de leur mission, fissent leur rapport à la tablette ancestrale. Quoi de plus naturel, pour le fonctionnaire convaincu que j'ai toujours été, que, au-delà de l'actualité d'un Quai d'Orsay toujours pour moi solennisé par la distance, j'aie éprouvé, moi aussi, le besoin de faire mon rapport général à ce Comité secret de Puissances invisibles qui préside aux destinées de la Patrie? C'est à cet auditoire idéal que j'essayais respectueusement de présenter le résumé de mes idées et de mes observations. Peut-être les lecteurs actuels de cette année 1947, qui ne refusent pas de déchiffrer d'un œil amusé par exemple l'obscure chronique dérobée au tombeau d'un scribe égyptien, ne trouveront-ils pas dénué de tout intérêt l'honnête regard d'un petit consul de France sur un site disons prédiluvien. Qu'on ne me reproche pas les chiffres et les statistiques qu'en professionnel consciencieux je n'ai pas voulu manquer d'y adjoindre. Ce sont ces détails précis qui renseignent sur le « régime » d'une communauté sociale. Mon ami Philippe Berthelot, dont je n'ai jamais oublié qu'il était aussi pour moi un chef respecté, et qui fut le confident et l'inspirateur de ce petit ouvrage, m'avait encouragé à les maintenir.

Voici donc, lecteur, Sous le signe du Dragon, cette vieille Chine que j'ai si profondément sentie et si passionnément aimée.

PAUL CLAUDEL.

Brangues, le 20 juin 1947.

SOUS LE SIGNE DU DRAGON (1909)

Au cours d'un séjour de quelque quinze ans prolongé dans les régions les plus diverses de l'Empire Céleste, l'auteur a été amené à faire et à contrôler un certain nombre d'observations sur le pays et les gens qui l'entouraient.

C'est le résumé de ces observations qu'on trouvera consigné aux pages de ce petit livre.

J'ai voulu donner sinon un tableau au moins une impression de cette vieille Chine qui s'en va. Il aidera peut-être l'étranger à comprendre mieux celle qu'on veut lui substituer, pour lui servir ainsi d'Introduction, permettant de reconnaître sous le paysage dévasté l'orientation primitive et tout le gisement du site.

CHAPITRE PREMIER

L'asie est le pays de ce qu'on appelle les Nations Ermites, telles que l'Egypte et la Mésopotamie nous en ont fourni les exemples les plus anciens, et qui se sont, pour ainsi dire, élaborées en vase clos. Isolées par la mer ou le désert, sans autre contact extérieur que celui fourni par quelques expéditions aventureuses, elles ont donné nais-nance, sur pied, à des civilisations autochtones et originales. Meus est fluvius, dit Ézechiel faisant parler Mizraün, et ego feci memet ipsum. La Chine est de nos jours, depuis la transformation du Japon, la dernière survivance de ce type primitif, et le problème que pose la dissolution de cette Société quasi fossile et son rattachement au reste de l'humanité, n'est pas de médiocre conséquence.

La Chine, ai-je dit, reproduit sur une échelle amplifiée, l'image de ces régions heureuses et séquestrées, comme la Mésopotamie et l'Élam, contenues entre le sable et l'eau, où l'Humanité primitive fut versée comme le métal dans une lingotière. Au sud et à l'ouest, elle est close par un système de montagnes et de vallées presque imperméable, à l'est par l'Océan, au nord par les glaces sibériennes. Au nord-ouest seulement s'ouvrait autrefois cette grande route d'Asie par laquelle Marco-Polo fit sa chevauchée. Tout laisse croire qu'à une époque relativement récente, le Kan-sou, le Turkestan chinois, le bassin du Tarim et du Lob-Nor étaient beaucoup plus peuplés qu'aujourd'hui et par une chaîne de stations aux mailles assez rapprochées venaient rejoindre les riches régions situées au sud de l'Altaï. Un grand travail de dessèchement qui se poursuit encore sous nos yeux est venu peu à peu flétrir cette artère maîtresse de l'Asie. Dans les sables du Takla-makan, Sven Hedin, Stein, Pelliot ont retrouvé des villes abandonnées, les restes d'une civilisation composite qui, entre l'Inde, la Chine et la Perse hellénisée, formait comme un milieu ouvert à l'échange des marchandises, des arts et des idées. A cette époque l'isolement de l'orbe chinoise était sans doute moins complet qu'il ne le fut plus tard. Le théâtre chinois si curieux avec sa mimique stylisée, ses évolutions scéniques, sa mélopée continuelle, ses masques, ses cothurnes, l'intrigue uniforme de ses drames, où la supposition d'enfants joue un rôle aussi grand que dans les comédies de Térence ou de Minan-dor, est assez vraisemblablement une adaptation du théâtre antique. L'aile recourbée des chevaux funéraires qui gardent les tombes du Honan, l'allure de ce guerrier d'un bas-relief qui arrache un trait du poitrail de sa monture, sont des vestiges de l'Assyrie [Voir aussi les thèses assez aventureuses de Terrien de la Couperie]. Enfin il est un trait commun à tout l'art chinoir que nous nous permettons d'indiquer, en rappelant une fois pour toutes au lecteur qu'aucune des idées générales exprimées dans ce livre n'a la valeur d'une affirmation, mais simplement d'une hypothèse, d'une proposition. Le trait essentiel de cet art aussi bien en architecture que dans le bibelot le plus usuel, c'est le porte-à-faux, l'évidement par le bas, la moulure concave de la plinthe. Ne peut-on voir là un héritage de ces temps oubliés où la Chine constituait en quelque sorte, non pas le « Far West », mais le « Far East » des populations primitives, et où celles-ci dans leur long exode n'avaient conservé que les objets les plus portatifs, la tente, le faisceau, le lit de sangle, le trépied de la marmite? Ainsi s'expliquerait le caractère essentiellement mobilier de tout l'art chinois. On a depuis longtemps remarqué que les coins relevés des toits semblent l'image des angles pinces d'un pavillon de toile. Les palais impériaux eux-mêmes ne sont que des huttes sur une terrasse. Enfin l'architecture si caractéristique de la pagode avec ses toits superposés suggère l'idée d'un arbre à demi ébranché qui reste seul au milieu d'un vaste défrichement. La fantaisie là-dedans peut se donner carrière!

Il n'en reste pas moins établi que la Chine pendant toute la durée de son histoire antérieure au XVIe siècle ne fut rattachée au reste du monde que par une route de terre longue et difficile, traversant des régions de régime politique incertain entre des montagnes infranchissables et les vagues solitudes du Nord. Sa civilisation originale put donc se développer à l'aise, dans le vaste orbe fermé que dessinent encore ses frontières actuelles, sans autres incidents extérieurs que quelques pirateries sur ses côtes et les incursions périodiques des bandes de sauterelles du Nord. Le dos tourné à l'Europe, la face vers cette mer aussi vaste et aussi déserte que le firmament où l'inclinaient la pente de toute son aire et le poids de tous ses fleuves, la Chine n'était assise que sur elle-même et formait à elle seule un système organique et complet. Les montagnes chez elle ne se trouvent qu'à la périphérie, elle a plutôt une carapace qu'une ossature. Parker remarque avec beaucoup de justesse que c'est le seul pays où le

mouvement de la civilisation se soit dessiné du dedans au dehors. Les Fils de Han ont refoulé graduellement les populations aborigènes vers les hauts lieux et vers la mer. De là vient l'infinie diversité des dialectes qu'on parle sur tout le littoral, tandis qu'à l'intérieur prévaut un idiome à peu près unique. Ce travail de conquête et de digestion s'est fait très lentement et progressivement : au xvme siècle par exemple le Fokien avait encore ses chefs de tribus indépendants. Nulle violence, une alluvion humaine qui s'étale en isolant, en encerclant les corps réfractaires et irréductibles (Lo-los, Miaotze, etc.). Tel est le premier trait de la physique chinoise : c'est ici un pays fermé, c'est un lac et comme un réservoir d'hommes. Et le second trait qui ne frappe pas moins l'observation, c'est le niveau. Le promeneur qui contemple la campagne chinoise ne voit jamais, comme en Europe, un pays largement vallonné, plein de mouvements et d'ondulations, avec des rivières profondément encaissées et forcées à de longs circuits. Et ce que je vais dire est aussi vrai au sud qu'au nord, à Canton et à Foutchéou comme à Shanghaï, à Hankéou et à Tientsin. La distinction entre la montagne et la plaine apparaît nette et comme dessinée au trait, ainsi qu'une courbe hypsométrique. La montagne surgit de la plaine (et je parle d'une vraie plaine, « aussi plate que le fond d'une poêle ») comme une île ou un archipel sort de la mer. Presque partout les limites de la plaine sont aussi celles de la culture et de la population. Le Chinois, outre celui de cimetière, ne fait autre usage des montagnes que de les ravager et de leur arracher poil et chair. Quand il les utilise, ce n'est pas pour une production qui leur soit propre, c'est en créant à leur flanc au moyen de terrasses superposées une série de petites plaines artificielles. Toute la Chine du sud au nord, quand on en a franchi l'enceinte extérieure et en tenant compte de certains compartiments plus ou moins spacieux ménagés sur ses glacis [Canton, Sze chuen], apparaît comme un vaste niveau, sans aucun cloisonnement indiqué par la nature. Au sud le miroir égal des rizières, au nord la nappe des millets et des moissons de grains durs qu'entretient la lente circulation des eaux souterraines. Nulle part l'élément spécial appelé la terre ne constitue une matière plus spécifiée, mieux préparée par la nature et comme pâtissée d'avance pour les œuvres des hommes. C'est là où l'on comprend pleinement cette expression de la Bible « la graisse de la terre ». Le loess par exemple qui forme le sol de deux ou trois provinces et dont l'origine reste assez mystérieuse malgré les théories de Richthofen, n'est ni du sable, ni de l'argile, ni de l'humus. C'est comme de la terre caillée, c'est une matière homogène et compacte que je ne puis mieux comparer qu'au gruyère, qui ne se dissout ni ne se pulvérise.

Les fleuves énormes qui coulent au ras du sol dans cette vaste plaine, sans vallées, sans rives naturelles et presque sans aucune pente [De Ichang à la mer, soit 1000 milles, la pente n'est, jusqu'à Hankéou que de 2 pouces 1/2 et à partir de Han-Kéou d'un pouce par mille. Les derniers 200 milles sont au niveau de la mer. Encyl, Britannica.], sont à chaque crue en travail de déplacement. Le Hoang-ho par exemple hésite depuis des siècles entre ses deux embouchures situées au nord et au sud de la péninsule du Chantoung à de nombreux kilomètres de distance. On peut comparer le mouvement de ces fleuves à celui du bras d'un maçon qui étale son mortier. Mais comme ils ont servi autrefois à construire la Chine, ils servent aujourd'hui à la dévaster. Pour suppléer à l'absence de bords et de reliefs, les Chinois se sont ingéniés à construire le long de leurs cours d'eau de grandes digues qui ont parfois plusieurs centaines de kilomètres. Ce n'est pas là évidemment la meilleure solution du problème qui se posait à eux, et celle des réservoirs et des saignées que l'on voit pratiquée chez d'autres peuples est bien supérieure. Mais la race semble incapable de concevoir ou d'exécuter un plan d'ensemble. Il lui suffit d'élever au jour le jour un bout de mur entre elle et le danger.

La Grande Muraille est tout à fait comparable à ces longues digues de Shasi et de Kaïfong ou à la jetée marine de Hang Tchéou. De même que celles-ci ont été édifiées contre les incursions des eaux vagues, celle-là oppose un rempart aux cavaleries du nord qui, une fois la montagne franchie par ses défilés, peuvent balayer l'Empire d'un bout à l'autre. Pendant des siècles chaque souverain a construit sa tour et son pan de mur, bouchant tous les trous par lesquels la bête puante pouvait pénétrer dans la vaste ferme. Il est vrai que de ce travail immense une grande partie a certainement été toujours inutile. De ce réseau de murailles entrecroisées que l'on voit de la passe de Nantchang, il en est pour qui l'esprit ne saurait trouver aucune justification. Pour ma part, je crois que les travaux militaires ont toujours été en Chine une source abondante de « squeezes » et de profits. La construction de murailles devait être alors ce qu'est aujourd'hui l'achat des fusils, des canons et des bateaux de guerre : il s'agissait d'en faire le plus possible, de mettre le plus possible d'argent en mouvement pour s'en approprier le plus possible.

Le troisième caractère physique de la Chine qui est une conséquence du précédent, est que, dans son ensemble, en dehors des bastions qui la flanquent et de ses compartiments annexes, elle constitue une région homogène et communicante dans toutes ses parties. Ces communications ne se font pas comme en Europe par un système d'artères largement épanouies et ramifiées autour d'un tronc naturel, mais par un réseau à mailles serrées de canaux qui est l'œuvre confondue à la fois de l'homme et de la nature : c'est une circulation capillaire et endosmotique. On ne voit nulle part une province dépendant

entièrement, au moins pour les denrées les plus nécessaires, de la production d'une autre province dont elle n'a pas l'analogue. Ce n'est pas un corps dont les organes sont complémentaires l'un de l'autre, c'est une masse spongieuse dont les cellules se trouvent à des degrés différents de saturation. Seule la capitale attire régulièrement à elle les tributs et les subsides de toutes les parties de l'Empire.

II faut remarquer qu'en Chine les transports par mer n'ont jamais eu qu'une importance relativement secondaire et toute locale. Les déprédations des pirates qui trouvaient sur cette côte semée d'îles sans nombre un champ également favorable à l'embuscade et à la fuite, les dangers d'une mer difficile avec ses courants et ses tourbillons (ce qu'on appelle en pidgin les « chow-chow waters »), ses vastes bas-fonds, ses écueils, ses brouillards, ses tempêtes du nord et ses typhons, l'art médiocre des constructeurs, tout s'opposait également au développement de la grande navigation. C'est toujours par voie de terre jusqu'à l'avènement des Européens, dans le fossé intérieur qui sous-tend l'arc du littoral, que les transports d'une extrémité à l'autre de l'Empire se sont faits.

Les considérations qui précèdent conduisent à comprendre la situation excentrique, et qui d'abord nous surprend, occupée par la capitale historique de l'Empire, Pékin : à regarder simplement la carte, des villes comme Wuchang ou Nankin sembleraient plutôt appelées par leur position naturelle à servir de siège au Gouvernement. Mais en fait on s'aperçoit bien vite que la possession de ces deux villes, au cours des longs siècles pendant lesquels la Chine a vécu isolée, n'assurait aucun avantage spécial à ses détenteurs. L'Empire n'était vulnérable que par le nord, c'est par là qu'arrivaient tous les envahisseurs. C'est là où le souverain devait exercer sa vigilance, c'est là où il devait avoir sa tente et son camp. Au terme extrême de ce vaste réseau de canaux qui couvre la Chine, pénétré jusqu'au fond de ses circonvallations de cette eau même qui imbibe tout le vaste corps, Pékin de sa grande enceinte carrée barre la plaine qui au pied des montagnes de l'Ouest s'ouvre toute grande aux invasions et que ferme d'une manière insuffisante la Grande Muraille qui à Shan haïkevan vient s'agrafer à la mer. Et de l'autre côté la capitale surveille cette passe de Nantchang qui est une des grand'routes de l'humanité, l'embouchure de l'Asie, le pôle par où passe tout l'axe du Vieux Continent. Que les pierres de cet étroit défilé usé par les files interminables et parallèles des hommes et des animaux dont le mouvement alternatif n'a jamais pris fin depuis les premiers jours de l'histoire, sont émouvantes à gravir, et quel spectacle solennel que de voir, au coucher du soleil, la ligne régulière des chameaux historier comme une frise ininterrompue ou comme une autre muraille ou marche aux créneaux animés, la paroi verticale de la montagne mongole!

Cette importance politique que sa position naturelle confère à Pékin est appelée peut-être à décroître maintenant que la mer s'est peuplée et que l'arrivée des Européens a troublé si profondément l'équilibre de l'Empire. Dès aujourd'hui on peut signaler un autre site qui est d'une importance vitale pour tout l'Empire. C'est le point où le doigt de la mer vient pour ainsi dire se poser sur le pouls de la Chine, sur l'artère principale où bat la vie de tout le corps. A quelques centaines de kilomètres de son embouchure, le Yangtzé se trouve resserré entre les hautes collines, aujourd'hui couvertes de fortifications, de Kiang yin. C'est là un véritable Gibraltar en pleine terre et celui qui s'en est saisi tient les clefs du plus énorme réceptacle de richesses et d'hommes qui existe sur la planète.

CHAPITRE II
LA CIVILISATION ET LE GOUVERNEMENT

Nous avons vu dans le précédent chapitre que la Chine n'était pas, comme l'Europe, un pays différencié dans sa nature et ses productions, dont les parties sont complémentaires et solidaires l'une de l'autre. Sauf l'éventualité de mauvaises récoltes, chaque village se suffit à lui-même et n'a guère à demander au dehors que quelques instruments, quelques tissus, quelques objets de luxe. Sur toute l'étendue de son territoire, le Chinois se voit semblable à lui-même, cultivant le même sol avec les mêmes méthodes, sans que la nature pareille oblige ses voisins à aucun contraste, ni à une opposition d'occupations et de moeurs. La plante humaine y est aussi uniforme, épandue en nappe aussi égale que les moissons interminables de gas-liang et de riz. C'est seulement quand la récolte vient à manquer que se produisent de grands déplacements de population, qui en somme aboutissent rarement à causer un désordre important. On meurt en masse et tout est fini. Il faut aux mouvements dits révolutionnaires d'autres causes connexes, la facilité congénère à d'immenses troupeaux à fuir devant quelques excitateurs et, parmi l'apathie commune, cette étrange hystérie spéciale aux peuples asiatiques dont je parlerai plus tard. Encore ces grandes séditions ou pilleries ont-elles eu jusqu'ici le caractère hasardeux et incertain des phénomènes de la nature. L'aire qu'elles dévastent présente le dessin irrégulier de ces clairières que fait dans une steppe l'incendie allumé par une flammèche égarée. Rien n'est plus curieux à cet égard que l'histoire de l'insurrection des Taipings qui s'est propagée sans aucun plan préconçu d'un bout à l'autre de la Chine, s'éteignant ici, se rallumant ailleurs, ici consumant toute une province, là s'arrêtant devant un village résolu. Une poignée de révoltés s'échappe de Hankéou investi, et, allant tout droit devant eux, sans aucune opposition, ils mettent le feu à toute la Chine du Nord jusqu'aux portes de la capitale, d'où une saute du vent par fortune les éloigne. Les mêmes traits se sont reproduits au moment de la guerre des Boxers.

Les pays de nature et de production homogènes comme la Chine, la Russie, la Pologne, ne se sont jamais prêtés à l'établissement d'une féodalité et d'une hiérarchie héréditaires. Tout y est de plain-pied. Rien ne peut être mis à part et circonscrit. Toutes les cloisons s'abolissent entre des milieux indifférents. Mais tandis que la Russie ou la Pologne étaient de toutes parts ouvertes aux envahisseurs et que, pour défendre le sol, une gendarmerie mobile, une caste militaire, un « ordre équestre », ont pu s'y constituer, la Chine, à l'abri derrière ses murailles, n'avait qu'à payer tribut au souverain, indigène ou étranger, préposé à la garde de ses barrières. Les principautés qui par intervalles se sont élevées à l'intérieur de l'Empire n'ont jamais été que des phénomènes temporaires et accidentels. Les querelles intérieures n'étant jamais commandées par des différences géographiques profondes, par des besoins organiques, n'ont jamais eu qu'un caractère temporaire et localisé : après quelques brigandages, pilleries et moulinets de sabre, l'ordre renaît comme de lui-même. Jamais le besoin d'une force militaire aux cadres permanents et fortement assise ne s'est fait sentir dans ce pays sans voisins. De là la supériorité toujours reconnue aux magistrats civils sur les mandarins militaires qui n'étaient que les commandants d'une mauvaise police. De là aussi la rapide absorption des envahisseurs de race plus guerrière qui n'avaient aucune fonction vitale à assumer, et plutôt une vaste ferme à exploiter que le commandement de rien à prendre.

Ces vastes régions agricoles où l'homme avance et gagne par germination comme une céréale sont aussi celles où la possession individuelle a le plus de peine à se constituer. Là où la terre n'a pas de figure, de propriété à elle, n'appelle pas pour acquérir sa pleine valeur une main-d'œuvre intelligente, un art propre, la propriété, telle que nous la concevons en Europe, n'a pas de racine. C'est ainsi que nous voyons subsister en Russie le régime de la propriété communale, du mir : c'est ainsi que dans une grande partie de l'Amérique et de l'Australie les titres de propriété sont comparables à ceux d'une société par actions. En Chine on peut dire que le statut normal et de fait de la terre est celui de l'indivision. Tant que faire se peut, le chef de famille garde sous son toit ses enfants et ses alliés qui travaillent tous ensemble à l'exploitation d'un même patrimoine; tant que l'on peut ajouter de nouveaux bâtiments à la collection de petits pavillons qui constitue la maison chinoise, tant que le lopin suffit à la vie commune, le groupe reste entier et compact. Dès qu'il devient trop nombreux, la famille dans les temps antiques essaimait et un nouveau centre se constituait un peu plus loin; mais le carré primitif, le ti-fan restait à peu près invariable. Aujourd'hui on remédie à la surabondance des bouches à nourrir par des expédients, émigration, meurtre des filles, etc. D'ailleurs de temps en temps les inondations, les épidémies et les famines viennent donner de l'air et creuser dans la masse trop compacte des vides bientôt comblés. [Il est bien entendu que ce que nous venons de dire de la propriété chinoise dépeint une situation de fait et non de droit. En droit la division de l'héritage peut être demandée et la propriété partagée entre tous les mâles. Seule demeure inaliénable et indivisible la partie du bien fonds affectée au culte familial et au culte des ancêtres, aux cérémonies (banquets, processions, etc.).]

Sur cette constitution de la propriété se fonde celle de la famille : la terre étant indivise, l'élément principal de la famille est cette unité originelle en qui elle est indivise : le père. De là l'autorité absolue

dont il est investi en théorie (et qui en fait est souvent exercée par la mère, la terrible moumou que représentent les comédies populaires, auprès de laquelle nos plus farouches belles-mères paraissent timides et suaves).
L'élément principal de la société n'est pas l'individu, c'est la touffe, C'est elle qui dans son ensemble est responsable des actes de chacun des individus qui la composent. L'ensemble des familles est groupé en l'un de ces villages compacts qui semblent ne former qu'une seule demeure comme un guêpier, et qui sont placés sous le contrôle patriarcal de l'ancien ou ti pao. Elle est la cellule vitale de tout l'Empire. Les autres divisions administratives ne sont que des formes artificielles. Souvent et surtout dans le Sud un village, un groupe de villages, ne forment qu'une seule famille et constituent alors une sorte de clan; entre ces clans régnent des inimitiés séculaires et se livrent parfois de véritables batailles. Le Chinois ne perd jamais le souvenir de son origine, du plan initial : à la tablette des ancêtres se rattachent tous ses droits d'homme et de citoyen. (De là la grandeur du sacrifice exigé des catéchumènes chrétiens à qui on en impose la destruction.) Si l'on demande à un Chinois son pays, il répondra sans hésiter : Je suis de Pékin, ou de Canton. Et cependant il y a parfois plusieurs siècles que sa famille, transplantée de Pékin ou de Canton, habite le pays.
En règle générale chaque village produit tout ce qui est nécessaire à l'existence de ses habitants : les céréales, la viande (représentée uniquement par le porc ou la chèvre), les volailles (canards et poulets), les œufs, l'alcool, distillé sur place, les légumes, le tabac, les textiles, qui sont suivant le climat le coton, le chanvre, le jute et la ramie; les maisons sont faites de terre battue, le bois arrive facilement par les canaux qui circulent partout. Il ne reste à acheter au dehors que le sel, quelques teintures parfois, et les objets de métal, instruments et ustensiles de cuisine. (Cette description qui répond à l'état pur de la civilisation chinoise est encore vraie aujourd'hui dans une large mesure, mais il faut ajouter à la liste des importations indispensables les allumettes et le pétrole.) Le village, complet par lui-même, dépourvu en général de troupeaux et d'animaux de transport, qui seraient pour l'homme des concurrents autant que des auxiliaires, n'a pas besoin de routes. Quelques sentiers, dans le Sud, ménagés entre les rizières [Voir le caractère Kiang (limites), levées qui séparent deux pièces de terre], quelques pistes dans le Nord où peut cheminer une petite charrette, suffisent largement aux communications. Les routes dites impériales ne valent guère mieux. Quel voyageur n'a maudit ces chaussées formées de dalles branlantes posées à plat comme des dominos! Les ponts sont faits de pierres non cimentées ou de quelques planches posées au hasard sur des chevalets. Les femmes restent au logis et pour réprimer leurs tendances vabagondes les Chinois ont pris une précaution barbare et naïve, assez analogue à celle de nos paysans quand ils coupent le bout des ailes de leurs volailles : ils leur ont mutilé les pieds. Ce procédé, s'il n'assure pas toujours leur vertu, garantit au moins leur dépendance et leur sédentarité.
Ni en droit ni en fait, la personne en Chine ne possède cette indépendance individuelle, cette franchise de son propre mouvement, qui est la condition de l'Européen. L'homme là-bas fait toujours partie d'un ensemble, il est, comme les mots de sa langue, agglutinant. On connaît assez, sans que nous entrions à ce sujet dans des chemins rebattus, la force des corporations chinoises, le développement de l'esprit syndical, la sévérité de la discipline de groupe, la puissance de ces organisations de boycottage qui pendant un temps ont empêché l'importation à Canton des marchandises américaines et japonaises et mis en échec la vieille politique des canonnières. C'est la faiblesse du Gouvernement qui fait la vigueur et la nécessité de ces organisations spontanées.
Enfin l'état de civilisation naturel, traditionnel, et, en quelque sorte, animal, que je viens de décrire, est éminemment favorable à la prolificité. Plus les membres d'une famille sont nombreux, plus sa force de résistance s'accroît, en même temps que sa capacité d'envahissement. Plus les billets sont nombreux, plus les chances de gain augmentent à la loterie de la vie; plus il y a de semence, plus il y a de chances de récolte. L'épargne partout en Chine étant nulle, tout croît nouveau du cheptel familial profite à l'actif et ne grève pas sensiblement le passif, la mort au besoin intervenant toujours en fin de compte, à la satisfaction générale, pour rétablir une balance trop chargée. Il en résulte que la matière première humaine est toujours surabondante et que les deux tiers de la population vivent dans un état de demi-servitude, fournissant le travail en échange de la nourriture.
Cette abondance de la domesticité jointe au développement du parasitisme contribue activement au nivellement des conditions sociales. Il est rare de voir en Chine, pour ces raisons et pour bien d'autres, trois générations d'hommes riches. Celui qui fait fortune se voit bientôt entouré d'une nuée de serviteurs, de clients et de parents pauvres, les siens et ceux de ses femmes, qui vivent à ses dépens et tiennent garnison chez lui. C'est une conséquence de la richesse qui est universellement acceptée et imposée.
Le nivellement des conditions, en même temps que des raisons de race plus profondes, a produit celui des capacités. L'individu n'a aucun champ pour se développer et ne réagit pas contre son milieu. La grande infériorité des Chinois et en général des Orientaux à l'égard des Européens est qu'ils n'ont pas

d'élite. Prenez au hasard dans une classe quelconque de la Société, cultivateurs, marins, commerçants, hommes de peine (je ne parle pas des ouvriers d'industries nouvelles où la formation traditionnelle n'a pu jouer aucun rôle), un Chinois et son congénère européen, le premier sera rarement inférieur en habileté sinon toujours en force physique au second, et lui sera souvent supérieur. Mais l'excellence et l'exception font également défaut.

L'état social dont j'ai essayé dans les pages qui précèdent de déterminer les bases présente deux caractères, dont le premier, égalitaire et démocratique, a été souvent signalé par les observateurs européens. Dans une société de ce genre, du moment où la force est incapable d'imposer ses directions et où, d'ailleurs, nulle autorité n'est là, comme nous le verrons tout à l'heure, pour les formuler, les rapports des individus entre eux ne peuvent être régis que par la coutume et par un agrément mutuel. De là le caractère à la fois très simple et très compliqué de toutes les transactions. Très simples parce qu'il s'agit d'individus traitant de plain-pied et de choses dont les valeurs depuis longtemps établies ne sont guère susceptibles de varier. Très complexes parce qu'il ne s'agit jamais d'un individu qui traite avec un autre individu, mais d'un groupe qui traite avec un groupe. De là la longueur et la minutie des discussions, de là le rôle capital joué en Chine par l'Intermédiaire (middleman) qui cumule en quelque sorte les fonctions de courtier, de témoin et de notaire. Jamais en Chine aucune négociation de quelque ordre que ce soit, onéreux ou privé, commercial ou judiciaire, ne se poursuit directement entre les parties intéressées. Entre des forces équilibrées joue un arbitrage permanent. Entre des horizons si étroits, il faut que le connu couvre l'inconnu, le représente et le garantisse. C'est ce qui explique l'importance du rôle que tient auprès des commerçants européens le « com-prador », de qui nous aurons à parler ci-après.

Le deuxième caractère de la civilisation chinoise, qui lui est commun avec les républiques antiques auxquelles nous la comparions au début de cet ouvrage, c'est qu'elle est, si l'on peut dire, réelle; j'entends que la raison de la société est moins la volonté et la force inégale des individus que le fonds commun livré à leur exploitation. Il s'agit moins d'un arrangement, d'une convention de personnes, que de l'aménagement d'une propriété au mieux de l'utilité générale. Dans un pays comme la Chine, l'eau, nourricière ou destructive, est l'élément commun qui donne forme à la vie sociale et agrège les habitants de ces champs qu'elle menace et fertilise. L'usage de la terre et de l'eau, c'est la grande préoccupation du législateur chinois, non moins que de ses congénères d'Egypte et de Chaldée. L'abornement, l'irrigation, l'entretien des canaux, les mesures à prendre contre les inondations, la reprise des alluvions, tous ces points sont minutieusement réglés par une Coutume dont les stipulations sont presque semblables à celles que formulait, trois mille ans avant le Christ, le Code rural d'Hammurabi. Si les personnes n'ont pas d'état-civil, les propriétés en ont un qui s'appelle le cadastre et qui a toujours été tenu avec assez de soin (relativement bien entendu). La dernière révision en a été faite en 1783 sous l'Empereur Kienlong. Elle est donc à peine plus vieille que la nôtre. Le titre de propriété, par une fiction qui devance de bien des siècles celle de l'Act Torrens, est en quelque sorte l'image réduite et portative de la terre elle-même. Tout détenteur du titre est considéré, jusqu'à preuve du contraire, comme le propriétaire légal. Cette prise facile permet le crédit fondé sur toutes les formes de l'hypothèque.

La nécessité de donner aux différents états de la propriété une individualité juridique permanente explique l'importance prise en Chine, comme en Egypte et en Chaldée, par l'écriture et le rôle prépondérant, ici comme là, attribué de bonne heure au scribe, à l'homme qui sait le secret des injonctions éternelles. On a cité souvent le testament du scribe pharaonique qui vante à son fils les avantages de son métier par rapport à d'autres, plus actifs :

« Pourquoi dis-tu que l'officier est plus heureux que le Scribe? Arrive, que je te peigne le sort de l'officier d'infanterie et l'étendue de ses misères! On l'amène tout enfant, pour l'enfermer dans la caserne, une plaie coupante se forme sur son ventre, une plaie d'usure sur son oeil, une plaie de déchirure sur ses deux sourcils; sa tête est fendue et pleine de croûtes. Arrive que je te dise ses marches vers la Syrie, ses expéditions en pays lointains! Son pain et son eau sont sur ses épaules, comme le faix d'un âne; les jointures de son échine sont brisées : il boit d'une eau corrompue, puis il retourne à sa garde. Atteint-il l'ennemi, il est comme une oie qui tremble, car il n'a plus de valeur dans tous ses membres. Finit-il par rentrer en Egypte, il est comme un bâton vermoulu. Est-il malade, on le met sur un âne; ses vêtements, les voleurs les enlèvent; ses domestiques se sauvent. Voilà pour le fantassin. « Le cavalier n'est pas beaucoup mieux traité. Arrive que je te dise les devoirs fatigants de l'officier de chars. Lorsqu'il est placé à l'école par son père et sa mère, sur cinq voitures qu'il possède, il en donne deux. Après qu'on l'a dressé, il part pour choisir un attelage dans les écuries de Sa Majesté. A peine a-t-il pris les bonnes cavales, il se réjouit à grand bruit. Pour arriver avec elles à son bourg, il se met au galop, mais il n'est bon qu'à galoper sur un bâton. Comme il ne connaît pas l'avenir qui l'attend, il lègue tous ses biens à son père et à sa mère, puis emmène son char, dont le timon pèse trois ont en, tandis que le char pèse cinq ont en. Aussi lorsqu'il veut s'en aller au galop sur ce char, il est

forcé de mettre pied à terre et de le tirer. Il tombe sur un reptile, se jette dans les broussailles. Lorsqu'on vient inspecter son équipement, sa misère est au comble. Il est allongé sur le sol et frappé de cent coups. »

Et ainsi des autres professions. Pendant de longs siècles, la Chine non moins que l'antique Egypte, a été pénétrée de l'importance suréminente qui s'attache à la connaissance des idéogrammes et des lois subtiles qui règlent leur assemblement, et la page que nous venons de citer, avec son caractère naïvement pratique, trouverait dans la littérature extrême-orientale, bien des analogues. Chaque village, chaque famille souvent avait son lettré qui servait à la fois de secrétaire, de conseiller, d'avocat, d'archiviste, de pédagogue, un peu de sorcier, un peu de médecin, en un mot l'organe général de mémoire et d'articulation, et le procureur de la communauté. Il n'est pas besoin de dire que, vivant des discordes et des querelles dont il était le médiateur obligé, il jouait souvent le rôle de boute-feu et qu'on trouve sa main dans toutes les séditions. La suppression des examens et de l'antique hiérarchie littéraire en 1902 est venue bouleverser cet état de choses et là, comme nous le verrons plus tard, est une des principales causes des troubles dont nous sommes en ce moment les spectateurs.

La longue exposition que nous venons de faire des principes fondamentaux de la Civilisation chinoise, nous permettra de faire comprendre en peu de mots le rôle dévolu jusqu'au début de ce siècle, au Gouvernement. Ce Gouvernement a une raison d'être, c'est d'assurer tant bien que mal la sécurité et la paix au peuple qui vit sous son administration, et il a un objet, qui est d'exploiter les administrés au meilleur intérêt des administrateurs. On chercherait en vain dans toute la tradition chinoise rien qui réponde à notre idée occidentale et moderne de l'État, d'un corps constitué et spécialement appointé pour veiller aux intérêts généraux de la communauté. Il n'y a eu en Chine jusqu'à ces dix dernières années ni Travaux Publics, ni Instruction Publique, ni souci quelconque de veiller au bien-être des particuliers et au développement de la richesse générale. La police et la gendarmerie étaient réduites à quelques « satellites » pouilleux qui ne rassuraient pas les bons et ne faisaient guère trembler les méchants. Les soldats avaient pour équipement en outre d'un fusil rouillé généralement tenu par le canon, un parasol, un éventail et une cage où chantait un petit oiseau. Les tribunaux étaient surtout un moyen d'intimidation qui maintenait un peuple naturellement disputeur et processif dans une modération relative par la redoutable alternative d'avoir recours à eux. La Chine en un mot n'était pas un État, c'était un domaine soumis à l'exploitation d'une armée innombrable de fonctionnaires inutiles.

Le mot d'inutile ne répond pas cependant complètement à ma pensée. Tout d'abord il est juste de constater que, jusqu'à ces derniers temps, le mandarin chinois a toujours eu une prise très forte sur ses administrés, qu'en tout semblable à eux il les connaît littéralement par coeur, qu'il a pour les manier un tact incomparable, qu'il est passé maître dans l'art des arbitrages et des transactions qui constitue là-bas toute la science du Gouvernement des hommes, qu'il sait toujours au plus juste le point critique jusqu'où l'on peut aller sans jamais passer par-delà, qu'il fait en somme de son peuple ce qu'il veut, et que les missionnaires ne se trompent pas quand ils imputent aux autorités la responsabilité première de tous les troubles. Il y a une entente naturelle et séculaire entre le peuple et ses parasites. Le Chinois a naturellement le sens et le goût de l'exploitation, du « Squeeze ». Cela le rafraîchit suivant le mot célèbre attribué à un grand financier. L'idée de chef n'est pas séparable pour lui de celle d'exploiteur. Parmi les bandes de coulis envoyés aux Indes, aux Amériques ou dans les usines, toujours se dégagent quelques individus qui prennent l'ascendant, organisent des jeux de hasard, empochent les salaires des autres et les font travailler à leur place, dans une véritable servitude.

II paraît que sans cette pratique le bon ordre serait compromis. Les Chinois vivent l'un de l'autre, comme les tribus de la mer, d'une série d'exploitations superposées. Le produit pour arriver au consommateur passe par d'innombrables intermédiaires qui le grèvent chacun de sa commission. Le Gouvernement n'est que l'image de l'état général et personne autrefois ne songeait à s'étonner de ses pratiques ou même à s'en plaindre.

Ce rôle parasitaire du Gouvernement avait, d'ailleurs, au point de vue du maintien de la constitution égalitaire qui est celle de la Chine un avantage qui n'a jamais été signalé. Elle ne permet pas le maintien des grandes inégalités sociales, la création de fortunes énormes et rapides, l'institution d'une noblesse héréditaire, l'établissement d'une classe privilégiée. Toute personne qui s'élève, toute fortune qui s'accroît, a aussitôt à payer rançon. Elle doit acquitter entre les mains de l'autorité une sorte de patente, sous forme de contributions plus ou moins volontaires. Et encore bien des parvenus n'évitent pas l'étranglement.

Ce qui rend, d'ailleurs, ces exploitations acceptables, c'est que chacun, un jour ou l'autre peut avoir l'espoir d'en profiter. Les emplois sont ouverts à tous. Non pas à tous les talents, bien entendu, « car », comme l'a remarqué judicieusement Laotzeu dans son livre immémorial qui donne encore aujourd'hui la meilleure clef de l'âme chinoise, « si les emplois étaient donnés aux talents, chacun se croirait en droit de les obtenir, personne ne serait si satisfait de son sort qu'il n'en crût mériter un autre, ce serait un mécontentement universel. Il faut donc qu'une place ne soit jamais occupée par la personne qui en

est le plus digne. » Non point donc aux talents, mais aux valeurs déterminées, aux forces naturelles d'énergie, de patience, de naissance, d'intrigue et d'argent. Et c'est ici qu'il convient de rendre hommage à l'antique institution des examens, aujourd'hui périmée, un des plus parfaits artifices que le génie d'un homme ou d'un demi-dieu ait jamais inventés dans l'art difficile de gouverner les mortels. Rien ne m'empêchera d'attribuer cette invention merveilleuse, aussi précieuse que la brouette ou la charrue, à quelque législateur fils-de-nymphe, à l'un des pa-hsiens célestes, tel par exemple celui-ci qui préside présentement à mes écritures, curieusement sculpté dans le bois de Singepore, du haut d'un des piliers de ma bibliothèque. Je me plais à mettre dans sa bouche le langage suivant :

« Remercions le Ciel bienveillant qui a donné à notre race une terre large et copieuse pour y paître, en sorte que chacun ait à peu près la même part et une faible raison d'envier celle de son voisin. Je regarde vers les quatre points cardinaux et je vois de toutes parts un peuple laborieux et satisfait, soumis aux volontés également transcendantes et indiscutables du Ciel, de l'Empereur et des mandarins qui en sont en tous lieux l'image immédiate et visible. Il convient foit que les gens n'aient ni trop peu, ni trop, afin de n'être tentés, ni par la misère, ni par la conscience d'une force supérieure à excéder la juste limite. Notre tâche n'est aucunement d'assurer le bonheur du peuple, un dieu même n'y suffirait pas; elle est assez grande si nous lui conservons la paix. Pour cela notre devoir est en premier lieu de le défendre contre les ennemis de l'extérieur, et à cette fin nous n'avons eu qu'à compléter par une muraille l'enceinte que le Ciel nous a donnée. En second lieu d'étouffer les rébellions, principalement par des moyens de prudence et de considération, nous souvenant que le feu s'éteint quand il n'a plus d'aliment. En troisième lieu de faire la guerre aux voleurs et petits pillards sans prétendre les exterminer plus que la vermine qui renaît d'elle-même sous le peigne. Pour le reste les gens seront toujours contents s'ils ont de quoi remplir leur ventre. Mais l'abondance ne dépend que du ciel qui envoie la pluie. C'est pourquoi je veux que les autorités ne ménagent pas les cérémonies et les sacrifices. Au reste si les gens ne mangent pas, ils meurent et passent sous une autre juridiction : nous n'avons pas à nous en occuper davantage. Et la part des autres est plus grande.

« Un seul danger reste à prévenir, le plus grave de tous : celui des rêves et de l'imagination. Une seule classe d'hommes est dangereuse, l'ennemie de l'État et de tout ordre politique, celle qui vit de rêves et d'imagination. Le désir et la pensée de ce qui n'est pas sont les ennemis naturels de ce qui est, le mieux est l'ennemi du bien. Or, il est également dangereux de laisser la carrière ouverte à l'imagination et à l'ambition personnelle et de leur refuser toute espèce de jour. Que l'illusion serve donc de salaire à l'illusion. C'est à quoi servira le système des examens dont je vais présentement promulguer les règles sacrées. »

De ces règles abolies je ne referai pas après tant d'autres la description. [La meilleure est celle qu'ont donnée les Pères jésuites dans les Variétés sinologiques.] Il s'agit en somme de compositions littéraires donnant accès à différents grades honorifiques superposés, et dont l'élégance du pinceau et la connaissance des textes antiques formaient les mérites principaux. Les candidats reçus à chacun de ces examens constituaient en théorie les cadres où l'Empereur pouvait choisir les fonctionnaires. En fait pour ce choix bien d'autres considérations et surtout celle de l'argent sont toujours entrées en jeu, et les fonctions publiques n'ont jamais sans doute été considérées autrement que comme des offices, des fermes. Néanmoins la plupart des fonctionnaires avaient reçu au moins les grades inférieurs. Les règles adoptées pour les examens avaient les avantages suivants : elles tournaient l'esprit des jeunes gens vers le passé et éteignaient en eux le désir des nouveautés; elles donnaient à l'autorité le prestige, elles la plaçaient dans un domaine réservé où l'on parle un langage interdit au vulgaire; enfin elles développaient la mémoire, faculté principalement nécessaire à un administrateur et à un magistrat, chargé du soin d'intérêts qui ne varient guère, aucune connaissance spéciale et technique ne se trouvant, d'ailleurs, requise.

Enfin et surtout les examens canalisaient les besoins d'activité de cette classe d'hommes la seule vraiment dangereuse pour la sécurité de l'État, qu'on appelle les intellectuels, et qu'on devrait appeler plutôt les inadaptés, ceux qui ne trouvent pas dans leur métier ou dans leur fonction l'emploi exact de leurs connaissances et de leurs facultés. Le législateur antique avait vu très finement que cette espèce de gens est surtout accessible à la vanité et ne leur avait pas refusé de ce côté toutes les satisfactions qu'ils pouvaient désirer : plumes, costumes, boutons, chapeaux, titres, pétards, etc. Pendant que l'étudiant était engagé de toute son ardeur dans l'inextricable filière des examens, il ne songeait pas à troubler la république. Spectacle admirable! on voyait aux examens des candidats de quatre-vingts ans! Parle même moyen le Gouvernement élevait devant le flot énorme des candidats aux emplois publics une série de barrières artificielles qui amusaient les ambitions. Les lettrés eux-mêmes étaient le plus intéressés au maintien de l'ordre général qui seul leur permettait l'accès des grades nouveaux et le bénéfice de ceux qu'ils avaient reçus. Il n'y a pas de plus bel exemple de domestication des forces les plus dangereuses d'une société, rendues, d'ennemies, auxiliaires de l'ordre constitué, et le connaisseur ne peut vraiment réprimer devant une machine si bien combinée un mouvement d'admiration. Il est

fâcheux pour la Chine qu'après tant de siècles de bons services la marche de cet incomparable régulateur soit devenue impossible.
Pour terminer ce petit tableau de la vieille Chine, telle qu'elle a été pendant des milliers d'années et tant qu'elle a pu se développer sur son propre plan à l'abri de tout contact avec le monde extérieur, je ne crois pouvoir mieux faire que de reproduire les lignes suivantes de Parker :
« Tant que le Gouvernement Provincial envoie régulièrement ses contributions à Pékin, étouffe les rébellions, donne de l'emploi à l'armée des « fonctionnaires en expectative », élude les réclamations étrangères, évite les scandales de toute nature, en un mot garde une surface extérieure de respectabilité, on ne pose pas de questions, les rapports et promotions sont agréés, le Vice-Roi et ses collègues vivent en parfaite quiétude et chacun fait tranquillement son sac. Le Gouvernement de Pékin ne fait pas de lois, ne fait quoi que ce soit pour qui que ce soit, laisse chaque Province à ses propres idées, et, comme l'État-Major Général d'une armée, absorbe les personnalités qui ont réussi et retourne celles qui ont besoin de réussir. Chacun, « squeezeur », intermédiaire ou « squeezé », a, ou espère avoir un jour ou l'autre, sa petite part du gâteau. Aucun snobisme en Chine, bien qu'il y ait abondance de pédanterie. Pas de paysan et de marchand de légumes qui ne puisse étudier et acheter un emploi et un bouton, pas de Chinois qui ait honte de ses parents pauvres. Il y a partout un sentiment général de vivre et laisser vivre. La poêle est là, le lard est là, à chacun de le tirer du feu suivant sa chance et son adresse. Aucun passeport aucune restriction de la liberté, pas de frontières, pas de préjugés de castes, pas de scrupules alimentaires, pas de mesures sanitaires, pas de lois excepté les coutumes populaires et quelques injonctions pénales. La Chine en un certain sens est une vaste république où les restrictions de la liberté personnelle n'existent pas. » [Clau4]

1948.2 Claudel, Paul. *Sous le signe du dragon* [ID D3550] (2)

CHAPITRE III

QUELQUES TRAITS DE LA PHYSIONOMIE CHINOISE

Je n'ai pas l'intention dans ce chapitre de refaire un abrégé du livre si amusant du Rév. Arthur Smith [Chinese caracteristics] et d'entreprendre un portrait qui, comme disent les peintres, « tourne » sur la toile, un dessin minutieusement étudié de points de vue convergents. Je n'ai ici d'autre objet que d'appeler l'attention du lecteur, appelé à vivre avec les gens de l'autre bord de ce continent, sur les traits principaux qui me paraissent commander leur physionomie.

Bien entendu je ne me fais pas d'illusion sur ce qu'une pareille étude peut offrir d'arbitraire. Il n'y a pas de propos plus décevant que celui de peindre un type national. Avant même qu'il ait ouvert la bouche, des yeux quelque peu expérimentés ont reconnu du premier coup sous l'uniforme banal des trains et des paquebots un Français, un Italien, un Américain, un Anglais, un Russe. Mais lorsqu'on ne s'en tient plus à cette espèce de flair instinctif et qu'il s'agit de donner expression à des traits à la fois très généraux et très subtils, on ne peut s'étonner que l'écrivain n'arrive jamais qu'à des approximations. Et cependant le Chinois donne l'impression d'une variété ethnique beaucoup moindre que celle des Européens, en même temps qu'une civilisation et une éducation beaucoup plus uniformes ont contribué davantage à faire «sortir sous les physionomies particulières le type.

Parlons tout d'abord du type physique.

C'est vrai, le premier regard montre aussitôt que le Chinois est jaune. Sa large figure présente un teint qui varie de la couleur du thé clair à celle d'un bronze presque africain chez les travailleurs de plein air, en passant par toutes les nuances de l'oignon et de la couverture de la « Revue des Deux Mondes ». Je pense que ce phénomène doit être attribué à un travail particulier du foie, qui est comme chacun sait, notre usine intime de teinturerie.

II est remarquable en effet que les Européens ayant longtemps séjourné en Chine, même sous des latitudes élevées, acquièrent un teint qui est comme une imitation maladive de celui de leurs domestiques. Beaucoup d'enfants de pure race blanche, surtout à la seconde génération, ont le visage mat et basané.

On se moque souvent des Européens qui trouvent que tous les Chinois se ressemblent et l'on a prétendu qu'eux-mêmes, aux yeux d'un Oriental, ne diffèrent guère. Cependant l'uniformité est en réalité beaucoup plus grande d'un côté que de l'autre. Tous les Chinois se coiffent de même depuis que les Mandchous leur ont imposé la tresse et le crâne à demi rasé. Notons en passant que ce mode de coiffure est très heureux et contribue à dégager et à éclairer une physionomie souvent lourde et bestiale. Notons aussi que le cheveu chinois, quatre fois plus gros que celui de l'Européen, n'est pas en réalité noir, mais rougeâtre, sa couleur d'ébène n'est que l'effet de son lustre. Tous les Chinois s'habillent de même, sauf le plus ou moins de richesse de l'étoffe. Aucun Chinois ne porte de barbe jusqu'à quarante ans. La teinte de l'œil est toujours brune et ne s'éloigne jamais des deux ou trois premiers numéros du tableau de M. Bertillon. Le nez n'a pas la variété de formes que l'on trouve en Occident et ne comporte guère que deux ou trois patrons. La bouche presque toujours bordée de grosses lèvres ne fournit pas non plus au signalement un trait bien délicatement distinctif. Enfin la peau épaisse et sans couleur reçoit beaucoup moins facilement la marque des émotions et des pensées. (Un Chinois ne rougit que sous l'influence du vin de Bordeaux, qu'il ne peut supporter).

En somme, le type que l'échantillon soit prélevé au Sud ou au Nord, présente plutôt des différences de masse et de surface que des variétés de construction bien sensibles. Le Chinois du Nord est plus grand et plus lourd, il a la face plus large et plus camuse, les pommettes plus saillantes, la mâchoire plus avancée, et se rapproche parfois d'une manière surprenante du type Chamitique (qui dans la préhistoire ne semble pas avoir été confiné à l'Afrique et auquel appartient certainement l'effigie traditionnelle du Bouddha). Le Chinois du Sud est plus fin, d'aspect plus délié, le nez est mieux dessiné, le teint plus clair. Mais chez tous la figure est construite par surfaces courbes, et jamais par plans et par arêtes comme il arrive souvent en Europe, l'oeil est proéminent en sorte qu'il s'inscrit souvent en relief sur le profil, les attaches sont délicates, les extrémités petites, le corps dégarni de poils est toujours d'apparence plus enveloppée et le système musculaire, n'a jamais de relief et de saillie comme chez nos travailleurs.

Bien entendu beaucoup de traits personnels, peu sensibles pour nous, n'échappent pas aux indigènes. La physiognomonie en Chine est depuis longtemps en honneur, et dans toutes les foires, sur les ponts, aux portes des grandes villes, on trouve toujours quelque praticien ayant pour enseigne le dessin d'une face humaine divisée en compartiments, qui est prêt à prendre mesure de votre destinée sur les lignes de votre moule. On attache dans les affaires beaucoup d'importance à l'aspect des gens qui traitent avec vous. J'ai connu un ingénieur qui s'est fait mal voir parce que la peau mince et pâle de son front annonçait, au dire des connaisseurs, peu de chance.

Enfin pour achever ce portrait physique du fils de Han, il faut insister sur ce fait maintes fois signalé

que son système nerveux n'est pas réglé comme le nôtre, son voltage n'est pas le même. Je ne veux pas parler seulement de son indifférence relative à la douleur. On dira peut-être qu'elle résulte des conditions de vie extrêmement dures que les gens du peuple sont habitués à supporter. Un médecin me disait que les coulis de Tientsin « réagissent comme les animaux ». J'ai vu les émigrants de Mandchourie qu'on transportait par trains entiers au plus dur de l'hiver par des froids de 20 degrés dans des wagons découverts, où pressés l'un contre l'autre ils restaient parfois vingt-quatre heures sans pouvoir s'asseoir. D'autre part la classe des boys, des commerçants et des lettrés, sans aucun ressort, supporte moins la fatigue que les Européens. D'une manière générale on peut dire que l'excitation sensorielle sur le Chinois produit une réaction beaucoup moins rapide que la nôtre.

Le Chinois se développe plus lentement, pense, apprend, agit plus lentement que l'Européen. Il lui est beaucoup plus facile qu'à nous de rester à l'état d'indifférence et d'inertie.

D'autre part je ne sais si on a jamais parlé de cette étrange hystérie, de ce détraquement soudain des nerfs qui lui sont communs avec tous ses congénères de la race jaune. Un Malais par exemple est saisi tout à coup comme d'un accès de folie. Il s'empare d'un couteau et frappe tout ce qu'il rencontre à droite et à gauche. Dans la langue du pays on dit qu'il est devenu amok (he has run amok). Cet étrange délire se rencontre aussi chez les Chinois : les affreuses grimaces, les convulsions dont leurs dieux peints et sculptés ou leurs acteurs nous donnent la représentation, sont des images empruntées à la réalité journalière. La rapidité avec laquelle votre interlocuteur se décompose, passe d'un calme presque bovin aux convulsions de la rage, est semblable à l'écroulement soudain d'une muraille. De temps en temps dans le silence d'un quartier paisible on entend un solo ou un duo de cris épouvantables, déchirants; il semble que leur auteur résolu à atteindre les limites du son, se déracine pour ainsi dire le souffle, exprime si complètement le contenu de son soufflet intérieur que, c'en est fait! il ne lui restera plus le moyen d'en distendre à nouveau les parois! C'est simplement deux commères qui se disputent, une femme qui a son accès de tchi [Comparez les feminei ululatus de la littérature classique], qui se délivre, suivant l'expression populaire de sa ventrée de tchi.

Les individus les plus calmes ne sont pas exempts de cette frénésie. Elle est souvent épidémique et sert à expliquer des convulsions populaires comme celles des Boxers. Aussi trouve-t-on chez les Chinois un grand nombre de sujets médianimiques, et tous les phénomènes spirites, notamment ceux de l'écriture par la « planchette » lui sont connus depuis des siècles.

Au point de vue de la force physique et du rendement en travail, la valeur du Chinois est sensiblement inférieure à celle de l'Européen. J'ai recueilli à ce sujet le témoignage unanime des employeurs dans les industries les plus diverses. Cette infériorité varie de dix fois pour les mineurs de charbonnages et ouvriers de filatures jusqu'à trois et quatre fois pour certains ouvriers cantonais de constructions mécaniques. Evidemment l'absence d'expérience, l'insuffisance d'alimentation, la division moindre du travail sont pour beaucoup dans cette médiocrité du rendement, mais ne suffisent pas à l'expliquer. Il faut ajouter que les heures de travail ne sont pas limitées comme en Europe et qu'il n'y a pas de jours de chômage, à l'exception des quinze jours du commencement de l'année, et de quelques jours pour les fêtes du Dragon et en automne. Le Chinois reste plus longtemps à son travail, mais il flâne bien davantage, il dort, il bavarde avec les camarades, il boit une tasse d'eau chaude, il fume une petite pipe; il est bien rarement capable de donner un grand coup de collier.

Ces traits physiques précisés, nous pouvons maintenant essayer de placer quelques touches d'une espèce de portrait moral ou du moins d'en éclairer les plans principaux.

Les observations générales faites au cours des chapitres qui précèdent nous donnent déjà une indication capitale : le Chinois n'est jamais un individu isolé, il est toujours le représentant d'une collectivité. De là son absence d'initiative, sa circonspection, sa lenteur, sa timidité, parfois sa mauvaise foi. Il n'est pas libre de ses mouvements, et, pour reprendre l'image employée antérieurement, toute traction exercée sur l'une des tiges intéresse la touffe entière jusqu'aux derniers filaments de ses racines entre-mêlées.

Cette remarque va nous aider à comprendre la démesurée, l'incomparable vanité, l'inexpugnable orgueil, l'amour-propre exaspéré, qui forme peut-être le trait le plus général et le plus marquant du caractère chinois : si froid et si calculateur qu'il soit dans la vie ordinaire, si peu disposé à sacrifier le côté pratique à des considérations d'ordre sentimental, le Chinois n'hésitera jamais à faire passer les questions d'amour-propre avant toutes les autres, au détriment de ses intérêts les plus urgents et les plus chers.

C'est là pour l'Européen inexpérimenté un sujet d'étonnement continuel, c'est la cause la plus fréquente d'aberration dans les tractations qu'il conduit avec les indigènes, c'est l'écueil occulte de beaucoup de projets et d'entreprises. C'est aussi la grande raison qui s'oppose en Chine à tout progrès sérieux.

Jamais le Chinois n'avouera, jamais il ne s'avouera à lui-même sincèrement une faute, une erreur, une infériorité quelconque; pris sur le fait, il trouvera toujours pour se dénier quelque subterfuge misérable; jamais il ne s'humiliera, jamais il ne consentira dans le domaine intellectuel ou moral à faire

table rase de l'édifice artificiel élevé par sa vanité, jamais il ne se prêtera sincèrement à la critique. Il est de ce côté comme de bien d'autres impénétrable, irréductible et incompressible. Quelle est la raison chez lui d'une vanité si solide et si coriace? Evidemment on peut dire d'abord qu'il est fait comme ça et c'est peut-être la meilleure explication. Mais là encore nous retrouvons sur l'individu la prise de cette collectivité à laquelle il appartient. L'individu n'est jamais seul, il n'agit jamais, il ne parle jamais pour lui seul, il représente toujours son groupe, il est toujours en représentation, c'est un acteur toujours en scène, un mandataire en état de perpétuelle citation. Il est donc plus important pour lui que pour un individu isolé de préserver son caractère, de sauver sa face, car il a derrière lui toute une galerie de spectateurs intéressés et peu bienveillants qui lui ont confié leur mise. Une seconde explication réside dans cet instinct de la barrière, de la défensive, que nous avons déjà signalé. Comme il met un mur autour de son village, de son quartier et de sa maison, un écran au-devant de toutes ses portes, le Chinois s'est fait autour de lui-même une espèce d'enceinte artificielle qu'il défend et entretient avec un soin jaloux. Toutes les décorations extérieures qu'il reçoit s'incorporent aussitôt à sa personnalité, prennent un caractère en quelque sorte définitif et immobilisé, elles tiennent à sa peau, elles se fixent sur lui comme l'esprit des ancêtres sur la tablette qui porte leur nom, elles l'accompagnent au-delà du tombeau. Le personnage qu'il fait est pour le Chinois la plus littérale des propriétés à l'égard de laquelle toutes les entreprises sont aussi vivement ressenties que sur sa propriété matérielle. Ajoutez que là-bas chaque homme doit se faire lui-même et ne reçoit que rarement de la naissance, d'un génie exceptionnel ou d'une fortune établie, des avantages qui s'imposent par eux-mêmes. Dès lors toute notion par exemple qu'un étudiant se sera procurée fera partie de son actif, il ne songera jamais à la déserter de lui-même, il la considérera non pas comme un instrument, mais comme une propriété dont la jouissance lui sera d'autant plus chère qu'il l'aura acquise avec plus de peine et de dépenses. Le convaincre d'erreur, c'est le léser dans sa personne et dans ses biens.

Aussi presque toujours dans les différentes occasions qui peuvent mettre les Chinois aux prises, les adversaires les plus acharnés ont bien soin de laisser à leur opposant une porte de sortie : cela s'appelle sauver l'échelle. Ce principe s'appliquait autrefois également dans l'art de la guerre. Quand les Chinois eurent affaire aux armes des Européens, ils s'indignèrent fort que ceux-ci s'efforçassent de leur couper la retraite. Dans les arbitrages et arrangements qui terminent les procès on s'arrange toujours pour que la partie perdante obtienne quelques menues satisfactions de forme.

De même dans une discussion l'objet n'est pas tellement d'attaquer l'adversaire de front, de l'évincer de vive force de la position qu'il occupe, que de lui montrer qu'elle est intenable. C'est ce qu'indiqué le caractère yim, employé aujourd'hui dans le sens de cause, raison, argument, qui montre un homme enfermé dans un cercle. De même un procédé très fréquent et fort irritant pour les Européens, consiste à substituer à l'affirmation la négation de toutes les alternatives. « Ce n'est pas telle chose, ce n'est pas telle autre, ni cette troisième, ni cette quatrième... —Alors c'est donc celle-ci? — C'est vous qui l'avez dit! »

Après l'orgueil le sentiment le plus fort au cœur du Chinois est l'amour du gain. La main-d'œuvre qu'il applique à ses biens n'est pas celle de l'agriculteur, mais celle du maraîcher, dont la terre incessamment ameublée, amendée, arrosée, produit chaque an huit ou dix récoltes différentes. Il est impitoyable au sol et à l'argent. Il est trop pauvre lui-même pour laisser jamais reposer l'un ou l'autre. Il est par excellence l'exploiteur à outrance et l'usurier à la petite semaine. Les considérations d'ordre général, les vues de longue portée, lui sont absolument étrangères. Il démolira un pont pour se faire une brouette, il fera sauter une chaudière pour économiser quelques dollars de réparation. C'est le rongeur et le dévastateur par excellence. Sous l'hémisphère de fonte mince dans laquelle il fait cuire son riz, par la gueule insatiable de son fourneau de terre, ont passé toutes les forêts de la Chine. Il arrache jusqu'aux broussailles, jusqu'aux racines, jusqu'à l'herbe, il ratisse les feuilles mortes, il dérobe chaque jour quelques copeaux aux arbres que les rites religieux obligent de laisser debout. Tout a une valeur pour lui. On m'a raconté que dans certaines mines les ouvriers grattaient quelques parcelles de l'amorce de cuivre destinée à faire détonner la dynamite. Les explosions qui se produisaient n'empêchaient nullement les survivants de continuer le lendemain leurs pratiques. Les voies de chemin de fer sont l'objet de pillages continuels; au risque des accidents les plus graves on dévisse les rails, on enlève les tirefonds, les éclisses, les boulons, les aiguilles, les fils de signaux. Ce rongeur qui s'attaque au fer et au cuivre ne laisse pas naturellement les métaux précieux intacts. Dans certaines régions jamais une pièce d'argent ne passe d'une caisse à l'autre sans que, sous prétexte de contrôle, on lui inflige un poinçon qui en détache quelques parcelles. Les dollars du Sud sont couverts de ces petits trous tout pareils à des empreintes de dents de rats qui à force d'en affirmer la valeur finissent par la faire disparaître. Des changes multipliés prélèvent une part supplémentaire sur tous les transports et mouvements de numéraire. L'usure naturellement sévit partout et s'élève parfois à des taux extravagants, 8 ou 10 % par mois. L'argent liquide a une telle valeur que certains marchands achètent à crédit des marchandises qu'ils revendent aussitôt à perte pour se procurer des fonds qu'ils prêtent

aussitôt. Le Chinois estime tout, il connaît le prix de tout. On dit que le temps n'existe pas pour lui, ce n'est pas exact, mais il en connaît le prix au juste et ne veut pas payer plus cher qu'ils ne valent les rabais qu'il peut obtenir. Sur un des premiers chemins de fer construits en Chine la ligne entre deux stations formait une courbe presque fermée. A la première station tous les voyageurs descendaient, louaient des brouettes et allaient rejoindre le train à la seconde. Le Chinois, dans les métiers traditionnels qu'il exerce, ceux du moins qui comportent la perfection de l'instinct plutôt que celle de l'intelligence, atteint une excellence relative. Mais il est avant tout un « gaigneur », un marchand [On peut voir un indice de cet instinct mercanti dans la forme des interrogations en Chinois qui consiste en une affirmation aussitôt suivie de la négation : Tu as — tu n'as pas — tu es — tu n'es pas — comme un marchand qui offre les divers objets placés sur son éventaire, en laissant le choix.] qui cherche toujours à donner le moins possible pour le plus possible. Si pour gagner, il faut travailler, il travaillera, mais s'il peut vivre sans travailler ou en travaillant moins il fera de son mieux pour remplir cet idéal. Aussi la plupart des coulis qui partent pour l'étranger, comme travailleurs manuels se transforment-ils au bout de peu de temps en usuriers, en boutiquiers et en mercantis. Plus qu'un ouvrier il est marchand, plus que marchand, il est spéculateur et joueur effréné.

Cet amour du jeu est, d'ailleurs favorisé par l'absence de l'épargne et de l'instinct d'épargne. Cette vertu a trouvé jusqu'ici en Chine un terrain où elle pouvait malaisément se développer. L'individu est trop pauvre, il est trop entouré de pillards faméliques, surveillé par un gouvernement trop avide, trop peu assuré de la sécurité de ses placements. Il n'y a pas de rentiers en Chine, il n'y a que des chercheurs d'affaires à la recherche de la Fortune. Il n'y a pas de fils de Han que la passion des Affaires ne tienne aux entrailles. Un évêque me disait que le plus difficile pour ses prêtres indigènes était de les garantir de la tentation des expéditions et aventures financières. L'argent gagné est d'ailleurs en général libéralement dépensé et pourrait difficilement être économisé.

Le Chinois a d'ailleurs peu de besoins et se contente du confort le plus rudimentaire.

L'idée du bonheur parfait est exprimée par un idéogramme représentant un toit sous lequel fume une marmite. Quelques pavillons branlants composent son domaine, quelques vêtements de soie, quelques bibelots de luxe, et malgré les apparences la différence du plus riche au plus pauvre est beaucoup moins grande là-bas qu'en Europe.

Vivant au milieu d'horizons restreints, parmi des circonstances qui ne varient guère, le Chinois a peu d'aptitude pour l'abstrait et le général. Les mots de son langage sont moins des idées que des signes, des symboles, des rébus, moins des expressions que des allusions. C'est là la principale origine de cette « intellectual turbidity » à laquelle le Rév. Smith consacre dans son livre quelques pages fort divertissantes et fort justes que je regrette de ne pouvoir reproduire d'un bout à l'autre. Le Chinois apporte dans son langage la même nonchalance, la même indifférence que dans la vie pratique, le même goût de l'a peu près, du « chapouto ». Avec ses noms qui n'ont ni genre, ni cas, ni nombre, ses verbes qui n'ont ni temps, ni personne, ses mots qui fuient de tous côtés comme les vieux seaux dont se servent ses ménagères, il lui suffit que le sens le plus commun et le plus nécessaire parvienne à l'esprit de son interlocuteur; dès qu'il a passé par trois ou quatre bouches il n'en reste plus grand chose. D'autre part la lenteur d'accommodation de ses organes de perception l'oblige à un effort pour se prêter aux notions les plus simples. Enfin il manque de perspective, et, comme le dit Smith, tout est pour lui sur le même plan et fait partie du même ensemble, la mouche sur la vitre et le paysage qui est par derrière.

Enfin si l’on veut faire le tableau le plus complet des infériorités du Chinois, on est bien obligé de ne pas omettre la plus grave, qui est son manque de courage militaire. C'est là un trait qui a été souvent contesté bien qu'il ne soit guère discutable. Marco-Polo l'attribue déjà aux habitants du Manzi (le pays des Man, le Sud de la Chine).

« Mes si sachiez qu'il n'estoit homes valianz d'armes... ni n'estaient costumes de batailles ni d'armes ni des hostes, pour ce que cette province don Manzi est moût fortis-sime lieu... car toutes les cités sont environées d'eau large et profonde,. et que je vorz die que si les jons fais sont esté homes d'armes, jamès ne l'ussent perdue. Mais par se che ils n'estoient valianz ou costumés d'armes, la perdirent-ils. »

Le Chinois manque essentiellement de dévouement à une idée supérieure, ou, plus simplement de ces réactions violentes que produit, chez les Européens, le sentiment du danger [Cf. Marbot : « Le danger ne produit pas la peur, mais le désir de détruire la cause du danger. » Christine de Suède : « Nous autres sommes ainsi faits que nous trouvons qu'il y a moins de difficulté à étrangler les gens qu'à les craindre. ».] Il n'a ni la joie de se battre, la plus grande que puisse éprouver chez nous un homme normal et sain, ni celle de donner enfin tout son plein d'énergie, ni le désir de vaincre. Il est capable de tenir derrière des retranchements, mais jamais sans y être forcé il n'attaquera à découvert, jamais il ne donnera dans le sens superbe que possède ce mot en français. Ce qui a pu donner parfois le change sur ce « manque de cœur », c'est l'impassibilité de l'homme jaune devant la mort. Mais, comme le dit avec profondeur l'écrivain anglais Chesterton, le vrai courage n'est pas le mépris de la vie, c'est le mépris de

la mort. L'Oriental est toujours prêt à accepter, à « rapetisser son cœur » [Cependant cette expression célèbre signifie surtout faire attention. Siao sin. crient les bateliers, « rétrécis ton esprit, prends garde ».] et là où il ne peut suffisamment se rapetisser, plutôt que de lutter, il disparaît, il se tue.
Je crains d'avoir donné jusqu'ici une peinture trop peu aimable de mon sujet et qui ne lui fait pas justice. Il est temps d'en mettre en lumière les bons côtés. Le Chinois de toutes les classes, à l'exception des étudiants qui ont reçu l'éducation protestante ou européenne, est toujours parfaitement poli et bien élevé, (malgré certaines pratiques étrangères à nos usages, comme de cracher par terre, d'éructer avec bruit, ou de chercher rêveusement, tout en causant, sa vermine.) Beaucoup ont des manières charmantes, vraiment nobles, et dont nous n'avons plus l'habitude en Europe. Contrairement aux idées reçues, le Chinois n'est pas ingrat et ressent vivement les bons offices. Il est aimable convive et comprend la plaisanterie; on peut causer avec lui, tandis qu'on ne peut pas le faire avec un Japonais qui a toujours l'air de se méfier et qui ne fait que rire nerveusement et réprimer la tentation qu'il a de se frotter les genoux. Il est ingénieux et débrouillard : il fera du pain dans un bidon à pétrole, du café dans une chaussette, du beurre dans une bouteille, et une omelette, je crois, dans le seul air atmosphérique. Ses outils primitifs sont des merveilles d'adaptation : la godille de Shanghaï, la brouette à roue centrale, la charrette du nord, le fourneau de cuisine, sont des instruments, j'allais dire des organes, aussi admirables que la patte du castor et l'œil de l'oiseau. Son honnêteté en affaires a été longtemps proverbiale et il est rare dans les pays qui ne sont pas trop européanisés d'avoir à se plaindre de vols domestiques. Le plus pauvre a l'air gai et content de son sort. La demière image que j'aie rapportée de Chine est celle de deux bateliers sur une vieille barque à demi pourrie qui servait à transporter l'engrais Humain; l'un soufflait dans un flageolet, l'autre pour l'accompagner tapait en mesure sur une tasse avec un petit bâton. Hommes vraiment libres! C'était le soir, ils avaient mangé, ils allaient dormir tout à l'heure, et rien ne semblait manquer à leur félicité. L'opium ne provoque jamais de spectacles honteux et dégoûtants comme ceux auxquels l'alcool donne lieu en Europe. Le paysan Chinois, surtout celui du Nord, est le plus souvent un homme humble et excellent, qui mérite de tous points les éloges que les missionnaire? lui décernent. Il est rare que l'impression qu'un Européen rapporte d'un long séjour parmi les Chinois ne soit pas celle de l'estime et d'une sympathie affectueuse.
Je terminerai ce chapitre comme le précédent par une citation de l'excellent livre de Parker. Les lignes qui suivent pourraient avoir pour titre : Ce que tout Chinois sait de naissance et ce qu'il ne saura jamais :
« Tout Chinois sait l'heure sans montre, il sait quand la nécessité se présente, acheter, préparer et cuire sa nourriture, laver, raccommoder et, au besoin, confectionner ses vêtements; juger du temps; cultiver; porter un bambou et des fardeaux; indiquer le nord; en bateau se servir de la gaffe et de la voile; attraper des poissons ; seller un cheval; il sait comment s'y prendre avec toute espèce d'animaux, quadrupèdes, volatiles ou reptiles; aller à de longues distances à pied ou à cheval; dormir n'importe où et à n'importe quelle heure; ne prendre aucun exercice que ce soit pour aussi longtemps que l'on voudra; rester sans rien faire; gagner la bonne grâce des femmes, de quelque nationalité qu'elles soient (si elles s'y prêtent); manger n'importe quoi; aller partout.
« Ce qu'un Chinois ne sait pas faire, le voici : se raser et se coiffer lui-même, guérir ses propres maladies, se garder de la vermine, se battre, conduire un bateau à vapeur, garder la discipline militaire ou navale, être honnête avec l'argent déposé, dire la vérité, être ponctuel, avoir du nerf en cas de danger soudain, manger du fromage, servir un maître féminin. » [Clau4]

1948.3 Claudel, Paul. *Sous le signe du dragon* [ID D3550]. (3)

CHAPITRE IV

LA RELIGION

La religion : Ce singulier surprendra sans doute quelques lecteurs habitués à entendre parler des trois cultes chinois : Confucéisme, Taoïsme et Bouddhisme. Mais cette division est factice et incomplète. Factice en ce qu'elle laisse croire à l'existence de doctrines isolées, exclusives et concurrentes; incomplète en ce qu'elle néglige des faits religieux d'une importance capitale, par exemple, les Cérémonies Impériales, les dieux, la divination, etc.

D'autre part j'emploie le mot de religion faute d'un meilleur et ne lui donne pas ici le sens étroit et précis que le lecteur européen est porté plus ou moins consciemment à lui attribuer. Ce mot en effet signifie pour nous le code réglé jusque dans ses détails des rapports qui relient l'homme à une Divinité personnelle, qui le relient et qui l'obligent, comme dans un certain sens ils obligent la Divinité elle-même. Vu de ce jour, le christianisme, et les deux doctrines qui s'y rattachent, islamisme et judaïsme, serait seul une religion. J'emploie cependant ce terme, en lui donnant une valeur purement conventionnelle, en lui faisant désigner tout le département des choses transcendantes, toute prise exercée sur l'âme et sur la volonté par une réalité admise en dehors de l'actuel et du concret.

De ce point de vue la Chine offre à l'observateur un spectacle d'un intérêt peut-être sans égal. Tout l'ensemble de traditions, de spéculations et d'imaginations qui constituait le système religieux de l'Antiquité classique, le paganisme, nous le retrouvons en Chine agissant et vivant : nous devenons les contemporains du passé, des gens pensent autour de nous à peu près comme pensaient le vieux Caton et la matrone de Juvénal. En Chine comme dans l'Empire romain, et à la différence de l'Inde, aucune des doctrines élaborées par l'esprit religieux n'a pris avec le temps de force suffisante pour évincer les autres; toutes se sont ensemble combinées tant bien que mal en une sorte de syncrétisme, aussi intéressant que ces sites naturels qui sont l'œuvre de forces diverses et contraires. En Chine comme partout le paganisme populaire est en fait dominé par deux préoccupations au-dessus et au-dessous de tout : le culte des ancêtres et la croyance aux Génies (les daimônes grecs), ces volontés extérieures à l'homme à qui son imagination attribue un habitat et des pouvoirs plus ou moins arbitraires.

Je sais bien que la plupart du temps on voit dans les cultes idolâtriques une manière de symboliser les forces et les drames de la nature. J'ignore le fond de réalité sur lequel cette théorie peut s'appuyer dans d'autres pays, quoique je sois à ce sujet assez sceptique. Cette mythologie raisonnable et plate inventée par des hommes de cabinet me semble bien étrangère aux inexplicables fantaisies de l'âme populaire. Il existe à Pékin un temple de la Lune et du Soleil, ceux qui sont consacrés aux dieux du vent, du tonnerre etc., à l'étoile du nord, abondent. Dans certaines régions il existe un jour de naissance du soleil, que l'on célèbre en faisant par quelques pas sur la route au matin et au soir le simulacre de le précéder et de le suivre. Dans tout cela il y a plus de poésie que de religion, l'instinct naturel de représenter les objets qui nous frappent le plus vivement. Les phénomènes célestes ont toujours été employés dans les comparaisons hyperboliques. Encore aujourd'hui on parle du Roi-Soleil et d'une étoile de café-concert. Les sculpteurs ont fait le portrait en pierre solide de l'Architecture, du Suffrage Universel et de la Gravure en taille douce, et nous connaissons tous cette vignette de la Justice qui rayonne sur le papier timbré. Il est tout simple de passer de temps en temps du nom commun au nom propre et à la majuscule. D'autre part ces vagues personnifications satisfont à ce besoin général d'interpellation qui réside dans le cœur de l'homme, elles lui permettent de parler à ce qui l'entoure et de répondre à ces intentions bienveillantes ou hostiles dont il sent que les choses autour de lui sont obscurément animées.

Nous diviserons ce chapitre en trois parties. Dans la première nous parlerons de la Chine surnaturelle et du personnel qui la peuple; dans la seconde de l'idée générale que les Chinois se font de l'univers et de l'homme; dans la troisième enfin de la religion proprement dite et des rapports et des sanctions qui relient entre eux ces deux mondes.

I. Le culte primordial de la Chine, celui dont les documents les plus anciens portent témoignage, et dont le rite essentiel depuis bien des siècles est réservé au seul Empereur, a pour objet le Ciel (Tieon). Par ce mot il semble bien qu'il ne faille pas entendre ou qu'il ne faille entendre qu'à titre accessoire, le ciel matériel, la Voûte azurée. C'est une espèce de métonymie qui signifie l'habitant par l'habitation. Le Ciel est l'Être Supérieur, « le Sublime Ciel », « le Sublime Souverain » (Shang Ti). Cette interprétation est celle de tous les textes traditionnels. Elle a été affirmée une dernière fois de la manière la plus positive par l'Empereur Kang hsi lui-même au moment de la dispute des Jésuites et des Dominicains et de l'enquête du Cardinal de Tournon. « Le Ciel donne, conserve ou ravit l'existence. Il est l'auteur de toutes les relations, de toutes les lois. Il considère les hommes et les juge. Il récompense ou punit selon le mérite et le démérite. De lui viennent la disette et l'abondance, l'adversité et la prospérité. Le Ciel prédestine à longue échéance et prépare son élu pendant des siècles [Wieger, Textes philosophiques]. » C'est plus tard seulement que la Terre fut associée au ciel comme elle l'est

encore aujourd'hui dans les Cérémonies Impériales; l'Empereur est le pôle et le souverain de l'une comme Shangti est le maître de l'autre. Les idoles, d'ailleurs assez rares, qui représentent la copulation du Ciel et de la Terre sont de date relativement moderne et d'origine vraisemblablement étrangère.
Le culte du Ciel n'est d'ailleurs pas absolument réservé au souverain. Dans bien des villes, dans bien des demeures privées, existe une esplanade sur laquelle on vient de temps en temps accomplir les salutations antiques. Le Dieu dont on trouve le nom le plus souvent dans la bouche du peuple, bien qu'il n'ait sa représentation nulle part, est le « Tien laojen », le Vieillard du Ciel; sans qu'on sache au juste ce que les gens entendent par ce personnage.Cette idée du Ciel comme siège du pouvoir souverain est d'ailleurs tellement naturelle qu'on la trouve dans toutes les religions : Le Ciel est supérieur à tout, il domine tout, il voit tout, manifeste et pénètre tout, vivifie tout. Ce qui est spécial à la Chine, c'est que ce culte soit resté dégagé de toute idolâtrie, c'est le rôle de l'Empereur, souverain et prêtre, mandataire du Ciel et lui sacrifiant au nom de toute la Terre à laquelle il est préposé. Ces Cérémonies Impériales, dont je ne veux pas refaire ici la description maintes fois donnée [La meilleure est celle d'Etkins : Religion in China] sont d'une imposante grandeur. Le Temple du Ciel au milieu de sa forêt de cyprès, avec sa triple toiture bleue, est un admirable monument qui domine tout l'Empire, tel que le vieux culte « pur-et-auguste » au milieu de l'amas informe des superstitions. Le culte du Ciel est aussi ancien que la Chine, mais le culte des Morts est aussi ancien que l'Humanité. L'instinct obstiné de la race, parlant plus haut que le sens individuel, s'est toujours refusé à accepter que, quel que fût le destin ultérieur du souffle étrange qui l'animait, rien ne restât tant que le corps restait. Le soin minutieux de l'Egypte à ensiler son peuple funèbre est l'exemple classique de cette obscure piété, qui a pris toutes les formes. L'incinération même semble bien n'avoir été d'abord que l'expédient désespéré de peuplades mouvantes et menacées pour garder leurs morts avec elles : L'existence de cette pratique en Chine, signalée par Marco-Polo, semble n'avoir été que de courte durée. En dehors des raisons puissantes d'affection et de sentiment, d'autres encore intéressaient l'humanité primitive à la conservation de ces reliques. Le nom gravé sur la pierre irrécusable d'un tombeau était le fondement de l'état civil et la source du droit. La piété envers un mort commun était le lien du clan et de la tribu; tous les vivants se sentaient ensemble attachés à ce patriarche souterrain. Le tombeau par sa nature profond, immobilier et permanent, fixait en quelque sorte le sol, lui donnait, suivant l'expression chinoise, une « racine », le rendait susceptible de nom et de propriété. Enfin la mort, dépouillant l'homme de son caractère fragile et passager, le soustrayait au temps et lui conférait désormais la dignité des choses éternelles et immuables. Presque tous les dieux sont sortis de la tombe, et le mythe, j'en suis persuadé, n'a eu qu'une bien faible part aux accoutrements que l'imagination s'est plu à leur donner. La représentation religieuse assez fréquente des organes génitaux de l'homme et de la femme a peut-être même un caractère plus naïf qu'obscène et veut-elle simplement marquer, comme la circoncision juive le caractère sacré de l'origine.
Dans tout l'Extrême-Orient le culte rendu au mort s'adresse à son double vestige, le nom et le tombeau. Le Nom a en Chine une importance spéciale, lui aussi est une racine, entre toutes prolifique. Quatre cents syllabes au plus, voilà à quoi se rattachent les quatre cent millions d'êtres humains qui remplissent l'orbe jaune. Des morts aux vivants le nom reste commun, et du disparu même il est ce qui reste prononçable, ce qui lui permet d'être appelé, invoqué, évoqué. Sa représentation graphique sur la tablette n'est pas seulement un mot, un chiffre conventionnel, c'est une présence abrégée, un véritable individu scriptural, donnant de lui-même énonciation et impulsion à l'esprit qui le répète.
Comme le nom qu'il porte, le Chinois honore solennellement les os qui sont sa propre fondation. C'est une grande affaire pour lui que l'ensevelissement d'un père et le provignage nouveau du sarment au soin de la terre ancestrale. Le choix de la sépulture forme tout un art auquel président des rites anciens et compliqués. Avant que le lieu favorable ne soit trouvé, le défunt dans le grand cercueil laqué d'épaisses planches demeure souvent plusieurs mois, parfois des années entières, dans la salle principale de la maison ou dans un champ voisin. Toute une classe de praticiens, les géodésiens, armés de bizarres boussoles, n'a d'autre métier que de chercher pour le corps un emplacement auspicieux. On estime que la position du gisant a pour effet d'orienter la fortune et que la plantation en un site bien choisi ressort pour les survivants en fruits de bénédiction. Cette conviction est si forte que des ensevelissements frauduleux et furtifs se font au détriment des occxipants légitimes dans les lieux considérés comme fastes. Dans le Nord on se contente pour la tombe d'une calotte de terre hémisphérique assez semblable aux gâteaux de sable moulé que font les enfants avec un bol : les plus riches enclosent d'un mur ces taupinières. Dans le Sud et partout où le terrain inutilisé des montagnes le permet, les tombeaux largement et curieusement aménagés et recouverts d'une espèce de ciment, présentent toute une disposition souvent fort harmonieuse et pittoresque d'autels, d'escaliers, de balustrades et déterrasses. Mais, partout, que ce soit la touffe des roseaux divinatoires ou trois pins plaintifs, ou la grande forêt de saules et de peupliers des sépultures impériales, le Chinois veut qu'il y ait au-dessus de ses morts le bruit d'un feuillage ému et du vent qui passe.

En Chine comme chez les peuplades antiques, autant le culte du reste humain, de la dépouille mortelle, présente un caractère profondément sincère, réel et poignant, autant la croyance à une survivance quelconque est générale, autant les petits romans composés pour remplir le vide et rendre compte de ce que peuvent être cette survivance et les occupations d'une âme détachée, sont-ils vagues et faiblement inventés. Le tableau que l'on se fait en général d'une vie ultérieure est celui d'un monde qui reproduit celui-ci pour ainsi dire en blanc et en creux, avec son empereur, ses campagnes, ses cités, ses tribunaux et ses fonctionnaires. Le bouddhisme doit une part de son succès à l'idée poétique introduite par lui de la métempsycose, dont nous dirons quelques mots tout à l'heure.
Entre ces deux Chines les frontières demeurent incertaines et mal fixées, et le folklore abonde en histoires d'aventuriers qui les ont outrepassées. C'est un mandarin résolu qui se fait descendre par une corde au fond d'un puits abandonné. C'est un cavalier surpris et emporté par un tourbillon de vent jaune (le jaune est la couleur fantastique en Chine, comme est le blanc dans la plupart des autres pays). C'est un voyageur égaré dans un pays sauvage, qui, dans le brouillard, lit tout à coup sur une stèle ruinée cette inscription presque éteinte : « Limite des Deux Mondes. » Et les morts de leur côté n'ont pas moins de facilité à revenir se mêler aux vivants. Les légendes sont pleines d'histoires de succubes et de vampires, de cheuns (esprits désincarnés) qui hantent les lieux solitaires et jouent des tours aux passants.
Quant aux cérémonies du culte funéraire elles ne varient guère sur tout le territoire de l'Empire : quelques prostrations, quelques lamentations aux époques prescrites, quelques visites solennelles affirmées par une carte, un petit monde de papier découpé qu'on brûle [Aux funérailles du dernier roi de Siamun riche marchand chinois a offert pour une valeur de cent mille francs de ces figures ou silhouettes qui un moment font la même ombre que les choses réelles] pour accompagner le défunt insubstantiel, une monnaie illusoire jetée au vent pour égarer les esprits de cupidité qui s'attachent à lui, un bâton d'encens qui se consume, un peu de vin et de nourriture que l'on partage avec l'ombre, comme nous offrons nos fleurs...
A la différence de ce qui existe pour l'Inde, pour l'Egypte, pour l'Europe et pour l'Asie Occidentale, la grande mythologie, les amples légendes, complexes et profondes, n'existent pas en Chine. Les histoires du Chouking, les exploits des anciens Empereurs ne sont jamais sortis des livrer et n'ont jamais eu d'action bien évidente sur l'imagination populaire. Les dieux, presque tous de même fort modestes, ont poussé, en quelque sorte en Chine au petit bonheur, au hasard des lieux et des doctrines. Ici comme partout, c'est naturellement la tombe où les habitants du Panthéon sont venus pour la plupart se recruter. Ici, comme chez tous les peuples antiques, la différence qui sépare le mort du dieu n'a guère été autre que celle qui, vivants, séparait l'homme public du citoyen. L'opuscule de Maspero « Comment on devient dieu » est aussi vrai sur les bords du Yang tsé que sur ceux du Nil. Il suffit de quelques heures passées dans une grande ville de Chine pour y trouver des temples élevés à la mémoire de Li Hung Tchang, de Tseng Kouofan et d'autres fonctionnaires célèbres, promus aux honneurs de la divinité et du culte domestique à un culte général. Naturellement la chance joue un grand rôle dans la carrière d'un dieu comme dans celle d'un simple mortel. La plus brillante a été celle du dieu de la guerre, Koanti, ancien général d'une dynastie du VIIe siècle, dont on trouve encore aujourd'hui l'image dans toutes les pagodes. De même l'étrange Tumo et la populaire Kwanggin, déesse de la merci et de la mer, qu'on représente vidant sur la terre l'étroite fiole de sa miséricorde, ont vraisemblablement une origine historique. D'autres, comme le dieu du tonnerre, avec son bec de perroquet et son marteau, semblent être sortis tout entiers de l'imagination populaire. N'oublions pas le dieu de la cuisine, qui chaque année doit rendre compte à la cour céleste de la conduite de la famille qui lui est conférée, et dont on a soin, au moment où le terme fatal expire, d'enduire astucieusement les lèvres de mélasse. Les Chinois, comme les anciens et comme les Hindous, croient à la présence réelle de la divinité dans l'effigie qui la représente : Cette espèce d'incarnation appelée k'ai kan (ouverture des yeux) est censée avoir lieu au moment où l'on peint les yeux de l'idole. Quand on répare un temple, on colle sur les yeux du dieu un morceau de papier rouge pour lui épargner le spectacle du désordre et de la saleté environnants.
Enfin les trois grandes doctrines chinoises ont ajouté chacune quelques figures à ce panthéon incohérent : Le Tao, Laotzea lui-même, devenu le dieu de la longévité, avec le buffle qui lui sert de monture, son crâne en forme de courge et son bâton tortueux; le Confucéisme son fondateur, seul honoré, comme le Ciel lui-même, d'un sacrifice d'animaux, et dont la tablette hante les prétoires et les écoles; le bouddhisme avec san Amitofou dont le nom constitue la sempiternelle litanie des bonzes, et tout le petit peuple des ermites et des poussahs (boddhisats). [« Le Ciel, Sublime Souverain, Père Auguste, sait par lui-même tout ce qui se passe sur la terre. Mais en règle générale, il fait comme s'il ne savait pas, attend qu'il soit informé par voie administrative, et répond par la même voie, exactement comme fait l'empereur de la Chine. Ses officiers sont, de haut en bas, Koan ti, ministre général; puis les mandarins, gouverneurs, préfets ou sous-préfets, puis le maire de chaque village, appelé guide du

lieu, enfin dans chaque famille le génie du foyer. Organisation hiérarchique du monde inférieur (Yin) absolument identique à celle du monde supérieur (Yang). La plupart de ces officiers sont des hommes défunts. Ils sont promus, cassés, sujets à toutes les vicissitudes de carrière de leurs confrères du monde supérieur. On parle parfois de leurs épouses. Le temple est pour les défunts de chaque district ce que le prétoire est pour les vivants du même district. Ces fonctionnaires infernaux ont à leur service des satellites, lesquels ne valent pas plus cher que ceux du monde supérieur », etc. (Wieger, Folklore).]
Enfin cette peinture du monde extranaturel ne saurait être complète si elle ne rendait compte de certaines colorations subtiles qu'elle ajoute à celui-ci. Quel promeneur de la campagne chinoise ou des vieux faubourgs solitaires n'a été souvent frappé de l'aspect fantastique que prenaient peu à peu les choses autour de lui, du caractère comme intentionnel du paysage, délicatement accentué par tel détail humain, un pont, une stèle, une pagode, un bouquet d'arbres? C'est cette mystérieuse et mutuelle entente de la nature et de l'homme que les Chinois désignent du nom de « fong shui » (vent — eau, tout ce qui au ciel et sur la terre se meut et va dans un sens). Le Fengshui est donc la science des directions et des courants. C'est une espèce dephysiognomonie de la nature, c'est en quelque sorte l'art de Gall et de Lavater appliqué à un paysage dont il interprète le sens profond et les dispositions latentes. Construire une maison trop haute, détourner telle rivière, mener tout droit tel chemin, ce sont autant de dommages causés à l'édifice permanent de la création, autant de violences faites à ce récipient destiné à recueillir comme une coupe les influences bénéfiques du ciel et de la terre : de ces profanations ne peuvent résulter que des désordres. Ou bien, au contraire, c'est l'homme qui sent le besoin de réparer et de restaurer les arcanes malfaçons de la nature. Tel ce prince de Corée qui, sur le conseil d'un ermite, pour guérir l'infirmité de son royaume souffrant, aux axes disloqués et aux organes mal répartis, comme un médecin habile dans l'art de l'acuponcture, choisit les cent points critiques de ce vaste corps pour y loger des temples et des monastères. Le Dragon aussi, âme circulante et reptile de la vaste Plaine, dont la queue traîne sur tous les fleuves, tandis que la mousson déjà pousse contre les montagnes sa tête flamboyante et cornue, demande à ne pas être dérangé dans ses habitudes [La plupart des Chinois croient à l'existence matérielle et concrète du Dragon. C'est même un point, sur lequel ils sont assez chatouilleux]. Le Chinois comme nous souffre d'avoir autour de lui un monde trop grand et qui n'est à l'échelle ni de son corps ni de son âme. La superstition joue chez lui le rôle à peu près qui est dévolu chez nous aux hypothèses scientifiques. Elle met la nature à notre proportion, elle écarte l'inattendu, elle établit partout des cloisons, des écrans, des portants, des paravents. Dans cette menuiserie fantastique l'homme jaune est passé maître, et les expédients les plus simples et les plus enfantins suffisent à établir autour de lui le cadre et le point de vue qu'il cherche. Tout pour lui prend un sens et une importance. Dans le calendrier chinois les jours fastes et néfastes sont aussi soigneusement spécifiés que dans le pontifical des vieux Romains. Il faut se défier des bêtes souterraines et furtives, renards, blaireaux, rats, serpents, hérissons, qui hantent les vieux temples et les cimetières. [J'ai connu un vice-roi qui fit tuer un renard, antique client de son yamen, et fut frappé quelques jours après d'une attaque d'apoplexie, où chacun vit l'effet d'une juste vengeance.]
. Il ne peut faire aucun mal de se mettre en règle à leur égard et de ne pas oublier leurs titres; le tigre par exemple a droit à celui de laoyé. Aux objets inanimés eux-mêmes le temps en les marquant de son empreinte confère une espèce d'individualité suspecte. Par exemple tous les habits sont semblables quand ils sont neufs; mais un vieil habit a pris vraiment une physionomie, il est comme imprégné d'une vie personnelle. « Tout objet antique, dit Wieger, devient avec le temps transcendant, intelligent, animé, parfois bienfaisant, ordinairement malfaisant. Par exemple les stèles, les lions (kilings) et les tortues de pierre s'animent la nuit, revêtent d'autres formes et font des choses inimaginables. Idem tous les objets renfermés dans les tombeaux... Mais il n'en faut pas tant que cela. Une vieille corde, un vieux balai, un vieux soulier, un morceau de bois pourri peut devenir un méi, être transcendant, féroce et homicide.
« Pour ne pas parler des figurines des pagodes, des sculptures des ponts, des pièces d'un jeu d'échecs, etc. Il faut absolument briser et brûler ces objets néfastes... Ils répandent alors du sang et une odeur infecte [Wieger, Folklore chinois, introd., XIX]. »
II. — De même que l'imagination humaine a toujours cherché à coloniser, pour ainsi dire, ces vastes régions de l'univers visible et invisible qui nous demeurent étranges et fermées, à y introduire des puissances, des consciences, des volontés et des intentions, de même en Chine comme ailleurs, l'intelligence aussi s'est attachée à digérer le monde, à se rendre compte du fonds permanent des phénomènes dont notre vie sensible est affectée et à relier nos actes aveugles et disjoints à des lois générales et supérieures. Mais en Orient et en Occident, le développement de la pensée philosophique s'est fait sur des lignes entièrement différentes. Tandis qu'en Occident, depuis les Sophistes de Platon jusqu'aux Scolastiques et à Descartes, la philosophie, dominée par l'immense et incomparable génie d'un Aristote, et reposant sur la distinction radicale et réciproquement exclusive du Oui et du Non, a été surtout une élaboration logique, la promulgation de cette grammaire de l'Être qui nous permet de

tout ramener à son mode, à son temps, à son nombre et à son genre, et, en somme la réduction de l'Univers extérieur aux formes de l'Esprit humain, la philosophie extrême-orientale de Laotzeu à Tchouhi, a été essentiellement une contemplation de cette éternelle balance où toutes les choses s'échangent et se contre-pèsent en un incommutable équilibre, une éducation de l'homme exhorté à se soumettre à la norme naturelle. On a souvent dirigé contre la métaphysique chinoise l'imputation de n'être qu'un matérialisme grossier. Cette accusation n'est pas complètement juste. La langue chinoise n'est pas faite pour l'abstraction; les mots comme en Occident n'ont pas une valeur intérieure; ils ne sont pas le résultat d'un effort déterminé, d'une tension particulière, d'une information (pour parler le langage scolastique) de l'âme qui parle par l'objet qu'elle nomme. Ce sont des représentations abrégées et graphiques de l'objet lui-même qui forment un sens en s'agrégeant l'une à l'autre moins par la syntaxe que par la juxtaposition. Mais souvent dans son style incohérent et concret, avec ses phrases bizarrement symétriques, ses comparaisons naïves et familières, l'écrivain chinois parvient à exprimer des idées très fines et très profondes. D'autre part le matérialisme chinois, excepté la simplicité de sa conception, n'a guère de points communs avec les thèses mécanistes et monistes des modernes. Il se rapproche plutôt de l'hylozoïsme des premiers philosophes grecs, Thaïes, Heraclite, Empédocle, Anaximandre. Toute matière pour lui est douée de vie, et il accepte bonnement toutes les transformations qu'elle subit, sans chercher le moins du monde à les expliquer en détail, comme on accepte un œuf ou un fruit. De toutes les doctrines philosophiques, ce matérialisme est la plus élémentaire, la plus naturelle, la plus à la portée d'esprits rustiques et primitifs sans culture logique, et il est intéressant de la retrouver dans ce conservatoire des vieux ustensiles de l'humanité qu'est la Chine, comme on retrouve encore à l'état sauvage dans certains cantons reculés de l'Altaï nos céréales et nos arbres fruitiers. Loin d'être irréligieux, ce matérialisme est le fonds naturel de la mythologie et ne s'étonne pas plus de la naissance d'un dieu que de celle d'un moustique ou d'un canard.

Je crois que toutes les idées de la métaphysique chinoise peuvent se réduire à deux : Celle de la rotation et celle de l'activité spontanée de la matière.

Sans accepter sous une forme rigide et dogmatique les théories de Montesquieu et de Taine, on ne peut nier que, comme le poète, le philosophe primitif ne convie les choses qui l'entourent telles que les mots d'un dictionnaire à fournir expression à ses idées : II résume et il interprète le spectacle qui lui est offert. En Chine ce spectacle est beaucoup plus simple qu'en Europe, plus régulier aussi et présentant des contrastes plus tranchés. Toutes les saisons se réduisent à deux, l'une de pluie et l'autre de sécheresse, suivant que c'est la Mer ou le Continent qui souffle. D'autre part l'homme comme chez nous n'a pas fait son habitation dans un petit coin d'où tout a l'air de couler vers lui. La plaine qu'il colonise n'a guère plus de variété et de limites que l'Océan et le Ciel; le pouls cosmique, la balance des éléments y sont plus sensibles, le rythme essentiel de toute cette humanité est la vicissitude alternative de l'eau qui laisse ou revient vivifier son pâturage. Il n'est donc pas étonnant que cette idée de la rotation et de l'oscillation éternelle se retrouve chez tous les philosophes chinois : « Tout ce qui est naquit de l'Être et l'Être naquit du Non-Être. Avant le Ciel ou la Terre était le Tao, ou Principe, mère de l'Univers... L'espace médian entre le Ciel et la Terre est comme la cavité d'un soufflet plein de k'i (principe principié). Il paraît vide, mais donne sans cesse. L'énergie expansive du creux médian (du k'i contenu entre le ciel et la terre) ne s'éteint jamais. Il est au Principe ce que la femelle est au mâle. D'eux deux sont issus le ciel et la terre. » « L'alternance des deux principes yin et yang constitue la voie naturelle, le cours ordinaire » (Confucius). « Le ciel est supérieur, la terre est inférieure. Le ciel donne, la terre reçoit. Le mouvement et le repos engendrent tous les êtres entre le ciel et la terre... Le ciel est yang et agit par les corps célestes. La terre est yin, ses pôles d'émanation sont les monts et les fleuves. Le ciel et la terre émettent les cinq éléments et les quatre saisons qui se succèdent et se supplantent. L'homme est le coeur du ciel et de la terre, la quintessence des Cinq éléments. En l'homme se concentrent l'action du Ciel et de la Terre, des deux Principes, des Mânes » (Disciples de Confucius). « Tout ce qui a forme est issu de ce qui n'a pas de forme. L'homme naquit de la matière harmonisée. La vie et la mort, aller et venir, les contraires sont un,sont identiques » (Lioutzeu, taoïste). « La vie est la voie de la mort, la mort est la voie de la vie. Quand le k'i s'agglomère, l'homme naît; quand il se dissipe, l'homme meurt » (Tchangtchou, taoïste). « L'univers et tous les êtres qu'il contient sont composés de deux principes coéternels, infinis, distincts, mais inséparables : Li et k'i, norme et matière » (Tchouhi). « La matière existe et évolue de toute antiquité, changeant de forme sans repos, renaissant toujours la même dans mille êtres successifs et divers » (Successeur de Tchouhi.) [Toutes ces citations d'après Wieger, Textes philosophiques. Les taoïstes pensent qu'avec du temps et de la volonté, le Sage peut engendrer, constituer un être immortel ou enfan-fon qu'il détache à volonté de sa propre personne et qui s'échappe de son crâne par la fontanelle. On raconte qu'un disciple ayant demandé à un solitaire la raison de cette place nue qu'il voyait sur le sommet de son crâne, celui-ci lui répondit : « Tu vois que sur les grand-routes l'herbe ne pousse pas. De même par cette partie de mon crâne l'esprit passe et repasse si souvent que les cheveux en sont tombés. » - Mon professeur de

philosophie, Burdeau nous enseignait sur l'imortalité de l'âme une doctrine qui n'était pas fort différente.] Toutes ces idées ont pris une forme populaire dans la représentation du Yang et du yin que l'on retrouve partout en Chine, servant d'ornement ou d'amulette, et qui est reproduite ci-dessous :
Ce cercle formé de l'accollement tête-bêche de deux espèces de têtards, l'un blanc, 1'autre noir, représente l'étroite conjonction des deux principes opposés dont les éternelles transformations constituent l'évolution universelle. Le Yang est noir, le Yin est blanc, l'un est le plein, l'autre le vide l'un le chaud, l'autre le froid, l'un est l'acte, l'autre la puissance, l'un le ciel, l'autre la terre, l'un le relief, l'autre le creux, l'un le mâle, 1'autre la femelle, etc. Ces termes sont tellement passés dans le langage usuel, que si par exemple vous allez chez un graveur, l'ouvrier vous demandera si vous voulez que les caractères de votre cachet soit yang ou yin, pleins ou creux. Le cercle formé de ces deux figures constitue pour ainsi dire, par ses transformations, le moteur central de l'univers, il en est l'engin rotatif, l'âme circulaire, la turbine perpétuellement roulante sans frottements et sans déchet. Au moment où le yang est à son apogée (partie renflée), le yin se substitue à lui insensiblement (partie effilée). Chacun porte en soi le germe de l'autre, ainsi qu'il est figuré par l'œil, d'indice contrarié dans la partie renflée.
L'autre idée, celle de l'énergie spontanée de la matière, semble bien aussi venir du fond de la pensée d'une population agricole qui voit chaque année tout renaître et croître comme par une force infuse d'un sol sans cesse moissonné. On connaît le texte fameux de Laotzeu dans lequel on a voulu mal à propos voir une intuition de la Trinité [Sur les prophéties du christianisme en Chine, voir l'ouvrage curieux du vieil auteur jésuite de Prémars] : Un a produit Deux, et tous Deux ont produit Trois. Ce texte trouve son application tous les ans dans la campagne chinoise, au moment où l'on repique le riz d'abord planté à part dans une petite planche séparée, et où toute la plaine couverte d'eau et divisée en carrés a l'air d'une immense table de Pythagore. Tout végète et se reproduit par une force matérielle et innée, sans qu'il soit besoin d'autre explication. La vie est incluse aux corps comme la pesanteur. Tout et l'homme lui-même n'est que semence et fruit, et matière amenée à sa maturité. « L'être commence par le concours du sperme yin et du souffle yang, qui forment son p'ai et son hoûn : c'est la période de progression. L'être finit par le départ du hoûn et la décomposition du p'ai : c'est la période de régression. Le p'ai est le principe de la régression et de la décadence, le hoûn est le principe de la progression et de l'activité. Le p'ai est d'origine spermatique : les quintessences puisées par les yeux et par les oreilles le nourrissent. Le hoûn est d'origine respiratoire : le souffle puisé par la bouche et le nez le nourrit. [Voir l'importance donnée par la mystique brahmaniste aux exercices respiratoires.] La combinaison du sperme et du souffle fait passer du non-être à l'être, l'abandon du p'ai par le hoûn fait passer de l'être au non-être. » Dans le fond cette philosophie simple et rustique ne diffère guère de celle de beaucoup d'Européens, qui l'expriment seulement moins bien.
Bien entendu les qualités morales ne sont que la conséquence de la conformation physique. Le moral comme le physique a sa figure et son aspect que les spécialistes savent reconnaître. « La bonté morale tient à la large ouverture des sept orifices du coeur. Dès qu'un orifice est bouché, cela se manifeste (Lioutzeu). Mais nous touchons ici au chapitre de la morale, qui forme une autre division de notre sujet. Retenons seulement de ce court regard sur la métaphysique chinoise le tableau d'un monde où tout est de niveau, où tout est en état de stagnation, où tout, en restant le même, se renouvelle avec les saisons par une force propre et intime.
La morale chinoise, telle que l'enseignent la tradition et les livres est adaptée à cet homme qui au milieu de la vaste rizière conduit attentivement son pas sur le rebord de son petit champ. Elle se résume en deux points que je définirai : L'attachement à la touffe et la précaution dans les mouvements.
L'attachement à la touffe, c'est cette Piété filiale dont on a tant écrit et sur laquelle il me paraît inutile d'entrer en de longs développements. Il est certain que dans une communauté à la fois agricole et anarchique, en l'absence de lois et presque de Gouvernement, c'est dans les liens naturels, c'est dans le groupe de la famille que l'individu trouve sa force, son droit et sa protection.
Le second commandement de ce code rudi-mentaire, celui de la précaution dans les mouvements est moins généralement connu et vaut qu'on y consacre quelque attention. Il se résume à ceci : Quand ses voisins sont nombreux et de force égale à la sienne, l'individu n'a pas la liberté de ses mouvements et doit se comporter à l'intérieur de son groupe suivant des conditions qui lui sont imposées. De là l'importance de tous temps accordée en Chine aux Rites et aux usages de la politesse extérieure. Les Chinois sont naturellement polis, comme des pierres en frottement perpétuel. Tous les rapports des individus entre eux sont réglés par un code impératif et minutieux. Chacun a sa place prescrite dont il ne saurait sortir sans déranger tout le corps social. Aussi les philosophes ont-ils toujours proposé au peuple et aux législateurs comme souverain bien la paix, la conservation de l'ordre obtenu. Il faut contenir son cœur, limiter son désir, observer les Cinq Relations comme le marin observe les points cardinaux, réprimer avec sévérité tous les éléments rebelles et aberrants. Je ne puis résister ici au

plaisir de citer une page de l'antique Laotzeu, qui, mieux qu'aucun autre penseur, a su exprimer le fond de la pensée de ses compatriotes :
« Celui qui a compris que tout revient au repos stable, celui-là est endurant, conciliant, semblable au Ciel, (taoïste, lequel traite tous les êtres avec une froide équité, sans amour ni haine) semblable au Principe (lequel n'agit pas) et durable comme lui.
« Les hommes paraissent dans l'être par la naissance et rentrent dans le néant par la mort. Tous les êtres deviennent sans résistance, existent sans profit, agissent sans but. « La quiétude produit le vide. Il faut se vider au maximum du possible et défendre sa quiétude avec acharnement. « Agir comme n'agissant pas, faire comme ne faisant pas, jouir comme ne jouissant pas.
« N'agissez pas, restez tranquille et le peuple se bonifiera de lui-même. Cela ne veut pas dire qu'il faille rester absolument inactif. Non, il faut prévoir, il faut s'y prendre d'avance, il faut faire attention à ce qu'on fait depuis le commencement jusqu'à la fin. Mais voici le point : il ne faut jamais interférer par son action dans le cours naturel d'une chose. Il faut respecter l'évolution spontanée.
« Ah! si l'on mettait bon ordre à toutes ces sagesses et sciences, quel bonheur pour le peuple! Ah, si l'on supprimait toutes les théories sur l'humanité et la justice, le peuple redeviendrait pieux et bon.
« II ne faut jamais mettre dans un emploi l'homme qui est le plus capable de l'exercer, car cela irrite le désir des autres qui se croient aussi capables que lui.
« Le peuple doit être tenu dans une quiétude béate. Il faut éviter qu'il ait aucune ambition, aucun désir. Pour cela il faut vider sa tête et remplir son ventre, débiliter sa volonté et fortifier ses os. Il faut le tenir dans l'ignorance et empêcher ceux qui auraient quelque savoir d'en user. Que le peuple reste non-agissant et il sera facile à gouverner.
« Ceux qui jadis appliquaient bien le principe n'éclairaient pas le peuple, mais s'efforçaient de l'abêtir. Le peuple n'est difficile à gouverner que quand il est instruit. Ceux qui donnent place à l'instruction dans leurs gouvernement sont les destructeurs des États. Diminuer les connaissances rend les États prospères.
« Si j'étais le maître d'un pays, je n'emploierais aucun homme habile. J'interdirais l'usage des bateaux, des chars, des armes. En fait de science, je contraindrais mes sujets à en revenir aux cordes à nœuds (arithmétique primitive). Je les obligerais à se contenter d'une nourriture simple, d'habits simples, de demeures simples, de mœurs simples. Je les tiendrais tellement isolés, séquestrés, que les petits pays voisins, fussent-ils si proches que les coqs et les chiens pussent s'entendre, mes sujets mourraient de vieillesse avant d'avoir eu aucun rapport avec eux.
« Envers les êtres qu'ils produisent, le Ciel et la Terre ne sont pas bons. Ils les traitent comme chiens de paille (poupées antiques). A l'Instar du Ciel et de la Terre, le Sage Gouvernant ne doit pas être bon pour ses sujets. Il doit les traiter comme chiens de paille.
« II faut abhorrer la guerre et chérir la paix. Les armes sont des instruments néfastes dont le Sage ne se sert qu'à contre-cœur, quand il ne peut absolument pas faire autrement. »
III. — Après avoir essayé de nous rendre compte de ce que sont les idées philosophiques religieuses et morales des Chinois, il nous reste à considérer les réactions qu'elles exercent sur leur vie pratique. Bien entendu, toutes les formes de la magie et du spiritisme sont connues en Extrême-Orient. Formes assez peu variées d'ailleurs, car, comme l'a montré Andrur Lang, depuis l'antiquité la plus reculée jusqu'à nos jours, les essais de communication avec le monde surnaturel se sont toujours faits par le canal de procédés qui ne varient guère. On retrouve donc en Chine comme ailleurs le « poltergeist », les coups frappés dont parlent déjà les papyrus égyptiens et les sagas islandaises, l'écriture automatique, les cas de possession, les maisons hantées, etc. Mais c'est surtout la divination qui là-bas fournit un aliment aux besoins de spéculation sur l'inconnu. Dès les temps les plus antiques, en Chine comme à Rome, l'art d'interpréter les présages était une des plus hautes attributions du Gouvernement, et les textes les plus anciens contiennent des prescriptions minutieuses sur le rituel à employer pour consulter l'écaillé de tortue et les brins d'achillée. Aujourd'hui encore les clients les plus assidus des temples sont les femmes et les joueurs, et ces cavernes enfumées retentissent perpétuellement du bruit des fiches de bois que le client secoue dans un bambou creux jusqu'à ce que l'une d'elles venant à s'échapper lui révèle sa destinée.
Mais le bouddhisme seul est venu donner à la Chine quelque chose qui réponde à la conception que nous nous faisons d'une religion proprement dite, c'est-à-dire l'idée de puissances supérieures qui s'intéressent à notre sort, de récompenses et de peines qui suivent nos actions bonnes ou mauvaises. Bien entendu le Bouddhisme extrême-oriental n'a pas grand'chose à voir avec le bouddhisme primitif au « Petit véhicule » qui n'est qu'une méthode progressive d'anéantissement (ou simplement d'abrutissement), et qui paraît d'ailleurs avoir eu une existence positive assez courte avant que quelques « cranks » Anglais lui aient rendu un semblant d'existence. Le « Grand Véhicule » facilite à ses fidèles l'accès du paradis et du Nirvana par le moyen d'intermédiaires divins appelés boddhisats (en chinois poussahs) et grâce à cette intervention nulle religion n'a plus de dieux que cette doctrine

d'athéisme. Les plus achalandés sont Maitreya, le bouddha ou messie futur, Amida, le dieu de l'Ouest, Avalokiteçvara qui s'est amalgamé en changeant de sexe avec la Kouan yin taoïste. Le bouddhisme trouvait en Chine un accès d'autant plus facile que ses principales doctrines s'accommodaient admirablement avec le tempérament national. Sa théorie des Kalpas n'est que celle de la rotation qui a toujours été chère aux philosophes autochtones; sa recommandation du souverain bien placé dans le repos flattait les instincts les plus profonds de l'âme nationale. D'autre part certains apports nouveaux venaient, grâce à lui, combler les lacunes des anciennes doctrines. Le bouddhisme a introduit ou singulièrement fortifié l'idée du mérite ou du démérite, bien qu'entendue d'une manière toute différente de la nôtre et qui doit se rapprocher de la pensée des anciens Grecs [C'est là ce qu'on a appelé le fatalisme du théâtre grec' à propos duquel tant de sottises et de radotage.] Elle implique une conséquence toute physique et en quelque sorte automatique de certains actes à leur rétribution, « comme le son suit le coup sur la cloche ». Je ne sais s'il faut chercher là l'idée de péché, d'une souillure entraînant le désir de purgation. Les actes méritoires, la pratique des vertus, l'accomplissement de certains gestes, ont pour effet de délivrer non pas du péché, mais de la punition. Enfin le bouddhisme entraînant avec lui le dogme de la métempsycose satisfait aux besoins les plus profonds de sa clientèle : il fournissait pâture à son imagination en lui donnant une idée précise de l'autre monde sur lequel les autres doctrines n'apportaient que des renseignements vagues et incertains; il donnait satisfaction à son instinct de la justice, à la fois en expliquant les iniquités de ce monde par celles d'une existence antérieure et en ouvrant la perspective des vies futures à la réparation. Cette idée de la métempsycose, pratiquement aussi séduisante qu'elle est logiquement monstrueuse donnait matière à une infinité de contes et de légendes. Aussi ne faut-il pas s'étonner qu'elle ait gardé une si forte prise sur l'âme populaire. Le bouddhisme n'est guère pratiqué aujourd'hui, sauf dans quelques régions du Sud, par exemple le Tché-Kiang, mais il n'est pas un Chinois qui ne croie à la métempsycose. C'est même un proverbe populaire pour faire entendre d'un homme qu'il est une brute que de dire : II ne croit pas à la métempsycose.

Le lecteur, en parcourant ce tableau sommaire des croyances religieuses des Chinois, ne manquera pas de s'apercevoir qu'il présente bien des contradictions. Par exemple en ce qui concerne l'état de l'âme après la mort, il se demandera comment un seul et même homme peut croire à la fois qu'elle se dissout (doctrine des lettrés), qu'elle survit sous une forme plus ou moins personnelle (culte des morts et des héros divinisés), et qu'elle revient incessamment sous des formes. toujours nouvelles (métempsycose). Ces contradictions laissent le Chinois parfaitement insensible et ne l'incommodent en rien. Ses croyances ne lui sont pas fournies du dehors, par une révélation logiquement interprétée et développée. Elles sont le prolongement et l'œuvre des besoins simultanés de son cœur, de son intelligence et de son imagination, et il ne s'étonne pas plus de trouver la contradiction dans ses rêves que dans ses instincts. [Clau4]

1948.4 Claudel, Paul. *Sous le signe du dragon* [ID D3550]. (4)

CHAPITRE V

L'EUROPE EN CHINE

Quand on parcourt l'histoire des peuples d'Orient ou qu'on voyage au travers des immenses plaines de l'Inde et de la Chine, l'impression qui domine nos esprits d'Occidentaux est celle de stagnation. Une dynastie succède à l'autre, une invasion triomphe puis s'épuise, les séditions avec des succès divers font rage dans un coin ou dans l'autre de la grande aire fermée, mais nulle part on ne voit ce qu'on est généralement convenu d'appeler le progrès, ou ce que Bos-suet appelait la Suite des Empires, nulle part un sens, un développement, une évolution, qui donne à chacune des périodes de l'histoire une figure distincte et empêche, à travers les dates,de les confondre. Ici chaqueévé-nement, qui semble provenir de l'extérieur et du hasard plutôt que d'un besoin intime et vital, détermine dans le bassin clos une série d'ondulations, d'oscillations, plus ou moins violentes, après quoi tout revient à l'inertie et reprend le niveau accoutumé. Qui a vu de nos jours un hameau du Honan et du Shantoung avec ses maisons de terre, ses charrettes aux roues grossières inscrites sur un H de planches, ses pagodes croulantes, sa digue, son petit canal, ou l'une de ces sous-préfectures du Tchi-li, toutes semblables dans leur quadrilatère de murailles crénelées, les a vues telles qu'elles étaient sans doute du temps de Kanghsi, ou de Marco-Polo, ou de Confucius, ou de l'Empereur Ou. En Asie tous les moments de l'histoire sont contemporains. Le ciel et la terre n'ont pas bougé, les idées n'ont pas bougé, les moeurs n'ont pas bougé, la grande nappe humaine n'a pas bougé. Il n'y a eu que le vent et la pluie, le soleil toujours là, l'Empereur toujours là, telle année une inondation, telle autre un incendie, telle autre une invasion de Hsieng Wu. Ces énormes masses humaines n'ont jamais connu le levain, j'entends ce prodigieux ferment de discorde et de civilisation qu'est le Christianisme et qui ne permet plus la paix aux peuples chez lesquels il a profondément pénétré.

Et bien qu'il n'entre pas dans le plan du présent ouvrage de parler des Missions, je voudrais cependant ouvrir ici une sorte de parenthèse et dire quelques mots de la prétendue tolérance bouddhique à l'égard du Christianisme. Nulle part, à aucun moment, en aucun lieu du monde, le Christianisme, (j'entends éminemment par ce mot le Catholicisme), n'a rencontré et ne pouvait rencontrer l'indifférence, et son introduction ou son maintien, chez un peuple comme dans une âme, ont toujours été accompagnés de réactions énergiques. La raison en est que le Christianisme n'est pas une collection de croyances personnelles que chaque individu est libre d'accommoder aux circonstances où il se trouve placé; il apporte avec lui un organe nouveau, une cellule étrangère, l'Église, il introduit au sens suprême le principe d'exterritorialité. Il y a dans tout chrétien une part désormais qui n'est plus nationale, qui est soustraite à toute prise contingente, à toute autorité humaine, à toute tradition, à toute obligation sociale, tribale, ou familiale, qui est libre en un sens supérieur à tous les rêves de l'anarchie. Et il y a en même temps sur lui une autorité nouvelle, près de laquelle le plus étroit despotisme est indulgent, car ce n'est pas l'homme extérieur qu'elle contraint, mais l'homme intérieur qu'elle anime, qu'elle critique et qu'elle informe. Il n'y a donc pas à s'étonner du trouble profond que le Christianisme a causé dans le vieux pays de civilisation collective que nous venons de décrire. Par l'interdiction du culte rendu à la tablette des ancêtres, le néophyte est séparé de sa famille. Par l'interdiction de toute participation aux processions, banquets et cérémonies en l'honneur des idoles, il est séparé de son village. Par l'interdiction des sacrifices et prosternations en l'honneur de Con-fucius, il se sépare de la doctrine nationale, il est frappé d'incapacité à toutes les fonctions publiques. Par sa croyance à un dieu étranger, par son union bizarre avec des personnages exotiques que les anciens Chinois plaçaient en quelque sorte au-delà des limites de leur univers, il est comme excommunié de son propre peuple. Il n'est pas étonnant dans ces conditions, qu'au début, dans un pays aussi homogène, aussi compact et aussi exclusif, le Christianisme, une fois les malentendus écartés, ait fait si peu de prosélytes et seulement dans les classes inférieures, et qu'il ait suscité des persécutions violentes. Il n'en allait pas de lui en effet comme du Bouddhisme qui ne dérangeait rien et ajoutait seulement quelques figures au Panthéon indigène : ou même du maho-métisme qui, autant que je puis en juger, ne paraît pas avoir eu en Chine aucune activité de prosélytisme et dont les adhérents se sont multipliés ça et là simplement par prolificité naturelle. Les premiers chrétiens indigènes, comme leurs pasteurs, ont été soumis à de dures épreuves, et il serait injuste de ne pas reconnaître le courage souvent héroïque qu'ils ont mis à confesser leur foi.

Aujourd'hui que la vieille Chine se dissout et que les missionnaires ont à peu près le champ libre, leur moisson s'accroît, et c'est par dizaines de mille que dans certaines régions de l'Empire, spécialement dans le Nord, ils comptent leurs recrues annuelles.

Avant l'invention de la vapeur et le percement du Canal de Suez, l'accès des Européens à la Chine, qui suivirent les traces de saint François Xavier et de Raphaël Peres-trello, n'eut pas relativement de conséquences très graves pour le vieil Empire. La liste des barbares extérieurs s'accrut simplement dans les archives mandarinales de quelques noms bizarres. L'activité des missionnaires jésuites qui,

grâce aux troubles résultant d'un changement de dynastie et à la faveur dont jouissaient auprès de l'Empereur Kanghsi certains membres éminents de la Société, avait pu quelque temps s'exercer avec succès, ne tarda pas à être cruellement réprimée, dès que les deux vieux adversaires, le paganisme et la chrétienté, sous de nouveaux accoutrements se furent reconnus et compris. Depuis le règne de Yung tchang jusqu'au traité de Whampoa (1844), le Christianisme fut légalement proscrit en Chine, et les missionnaires, pour la plupart cantonnés à Pékin ne purent se livrer qu'à un prosélytisme précaire et dispersé. Quant aux Européens venus pour faire du commerce à la Chine, il faut reconnaître que les opérations de ces aventuriers, soustraits à tout contrôle et à toute sanction de leurs propres gouvernements, se distinguaient peu au début de la simple piraterie. Aussi les Chinois, après avoir massacré 800 d'entre eux à Ningpo, enfermèrent-ils étroitement les marchands portugais dans l'unique concession de Macao, dans des conditions moins dures toutefois que celles acceptées du Japon par les HoÛandais de Desima. Macao resta pendant de longues années le seul point de contact entre la Chine et l'Europe et les ambassades envoyées à Pékin par les diverses puissances occidentales pour améliorer cette situation n'aboutirent à aucun résultat.

Cependant si Macao était le seul point où l'Européen eût le droit de s'établir à demeure, dès le vme siècle celui-ci obtint]e droit, suivant la nationalité à laquelle il appartenait d'avoir à Canton même une factorie et d'y séjourner tout le temps que son navire restait dans le port. Il y eut ainsi à Canton des factories hollandaises, anglaises (East India Company), suédoise, française, impériale, espagnole et danoise. Cette factorie était à la fois le comptoir, le magasin, le trésor et la résidence du « facteur » ou Agent pendant le temps de sa résidence à Canton. Du côté Chinois l'institution appelée Hong, ou Co-hong, ou Guilde, était le seul intermédiaire par lequel des relations commerciales pouvaient être nouées avec le Céleste-Empire. Ce corps reçut en 1725 le monopole absolu de toutes les relations avec les étrangers, en même temps qu'il se rendait responsable de leur solvabilité et de leur bonne conduite. Les membres de cette corporation étaient au nombre de treize. Naturellement le monopole dont ils étaient investis était pour eux une source d'énormes bénéfices. Chacun de ses membres avait à payer pour sa nomination 200.000 taëls, soit près de 1.500.000 francs. Ils étaient soumis de temps en temps à des souscriptions « volontaires » disons par exemple 100.000 taëls pour les inondations du fleuve Jaune; ils avaient à garder de bonnes relations avec la cour à Pékin et avec les fonctionnaires de Canton, spécialement celui qui leur était préposé, le Hoppo; enfin à se soumettre au vaste régime de squeezes et de pourboires qui a toujours existé en Chine. Néanmoins lorsque Canton en 1841 eut à payer une rançon de 6 millions de dollars (près de 30 millions de francs), les marchands du Hong à eux seuls contribuèrent pour le tiers. Le plus connu d'entre eux, Howqua avouait en 1834, c'est-à-dire neuf ans avant sa mort une fortune de 26 millions de dollars.

Les étrangers réduits à un tête-à-tête redoutable avec la puissante Compagnie étaient d'autre part soumis à la réglementation la plus stricte qui avait encore été resserrée en 1760. Ils ne pouvaient avoir avec eux à Canton « ni femmes, ni fusils, ni armes d'aucune espèce ». Tous les Chinois ayant des rapports avec eux devaient être munis d'une licence spéciale. Le nombre de leurs domestiques était limité à huit dont les fonctions étaient spécifiées. Ils ne pouvaient sortir de leurs résidences que pour aller, trois fois par mois, aux Jardins de fleurs, (à 1 mille au-dessus de Canton). Il ne leur était pas permis de s'adresser directement aux autorités chinoises. Chaque navire à son entrée à Canton, avait à payer près de 10.000 francs en droits de toute nature.

Le commerce entre la Chine et l'Europe était à cette époque exclusivement limité aux articles de luxe. Les cotonnades, qui aujourd'hui constituent à l'importation près de 44 % du chiffre total, n'avaient alors aucune place sur les manifestes. Bien au contraire on allait chercher en Chine certains articles légers, comme les nankins. On importait un peu de drap, un peu de mercure, du plomb pour l'emballage du thé, de la ferraille comme lest, de l'argent monnayé, dont l'usage se répandait peu à peu dans toute la Chine.

(Encore aujourd'hui sur le Yang Tsé on fait usage des dollars espagnols de Charles IV, ou carolus).

Une grande partie de la cargaison paraît avoir été composée de ce que les Anglais appellent des curios, représentant une grande valeur sous un petit volume. C'était la Chine en ce moment qui demandait à l'Europe les objets d'art et les bibelots que nous lui achetons aujourd'hui. On peut conclure de là, ce que d'autres signes indiquent par ailleurs, que la richesse et le luxe du pays étaient beaucoup plus grands à cette époque qu'ils ne le sont aujouid'hui. C'est de nos jours seulement que l'on peut se faire une idée de la quantité prodigieuse de jolis articles de bijouterie, de montres, de boîtes à musique, de fins émaux, de pendules d'un art parfois admirable, etc. qui furent importés à Canton pendant un siècle et demi et que les Européens commencent à racheter à leurs détenteurs ruinés.

Il faut ajouter à cette liste le tabac dont les Chinois paraissent avoir connu l'usage par les Espagnols de Manille, et surtout l'opium, dont les propriétés médicinales n'étaient pas ignorées, mais que les Hollandais les premiers commencèrent à fumer, mélangé avec le tabac. Cette drogue, ainsi que l'arsenic, était à cette époque considérée, peut-être avec raison, comme un puissant remède contre la

dysenterie et la malaria, partout répandues dans ce pays de rizières. Une lettre du médecin hollandais, Jacob Bontiers, datée de Batavia, 1629, contient le passage suivant : « si nous n'avions l'opium dans ces pays chauds pour en faire usage en cas de dysenterie, de choléra, de fièvre ardente et d'affections du foie, notre médecine serait désarmée ». Jusqu'en 1773 l'opium fut importé à Canton exclusivement par une maison portugai?e de Goa. Puis les ventes augmentèrent rapidement par l'instrument surtout des marchands anglais, spécialement de la Compagnie des Indes. Il faut surtout attribuer ce développement tant au goût des consommateurs indigènes qu'à la nécessité pour les importateurs de se procurer des articles de vente pour faire la contrepartie de leurs achats de thé. Différents édits prohibitifs, (le premier est de 1723, le dernier de 1800), ne parurent avoir d'autre effet que d'augmenter les bénéfices des marchands et les profits des autorités chargées d'assurer la non-exécution des ordres impériaux. On sait que la maladroite intervention d'un Vice-Roi honnête et borné vint changer cet heureux état de choses et détermina la guerre de 1842 et les grands événements qui en furent la conséquence.

Les marchandises qu'en retour l'Europe à cette époque venait demander à la Chine étaient, en première ligne et presque exclusivement le thé, puis un peu de soie, et enfin quelques « curios », porcelaines, laques et ivoires sculptés. Il est même à remarquer que les fameuses manufactures de Kiang ti chen fabriquaient à ce moment et fabriquèrent jusqu'en 1840, des articles spéciaux destinés à l'exportation européenne que l'on ne trouve pas en Chine même (services de table, plaques décoratives pour meubles, potiches, etc.). En général la porcelaine destinée aux Européens de cette époque, celle qu'on appelle encore « le vieux Chine », est assez grossière, et si les couleurs et les émaux en sont remarquable?, les blancs sont bossues et remplis de défauts (mao-pings).

Tous les achats se faisaient comptant et en numéraire. L'agent européen, placé en tête-à-tête avec les agents du Co-hong, n'avait aucun moyen de discuter les prix. «L'étranger, dit Morse à qui j'emprunte ces détails, était entouré d'un voile impénétrable, il n'avait aucun accès sur les marchés, il ne pouvait même se promener dans la ville : il ne pouvait avoir aucun moyen d'information et d'enquête sur la valeur réelle de ce qu'il vendait ou de ce qu'il achetait. »

Jusqu'en 1834 les Chinois étaient maîtres absolus de la situation. Mais l'arrivée de Lord Napier à Canton changea la face des choses et les mesures prises contre les marchands d'opium précipitèrent une ciise inévitable. La guerre de 1842 éclata et produisit les résultats que l'on sait. Elle ouvre la seconde période des relations de la Chine avec l'Europe qui se clôt avec la guerre de 1860, avec les traités qui en sanctionnèrent les résultats et avec la reprise de Nankin sur les rebelles en 1864.

Sur la question de la légitimité de la guerre de 1842, sur le droit qu'avait l'Angleterre de forcer les portes d'une partie d'un monde qui prétendait à l'isolement, on a versé beaucoup d'encre inutile. Il faut voir là simplement un épisode de ce grand mouvement d'expansion, de conquête et de curiosité qui au xixe siècle poussait l'Europe à prendre conscience de toutes les parties de la planète. Quand les Pôles eux-mêmes et le Centre de l'Afrique attiraient tant d'explorateurs, comment l'Extrême-Orient aurait-il pu maintenir ses cloisons?

La seconde période qui comprend tout le milieu du XIXe siècle fut pour la Chine une des époques les plus critiques qu'elle eût jamais traversées. Une effroyable révolution, suscitée par un illuminé, élève des missionnaires protestants, qui se croyait une seconde incarnation du Christ, dévasta les provinces du centre de la Chine, les plus riches et les plus peuplées. Du côté des Rebelles aux longs cheveux comme des Impériaux, des exterminations démesurées, d'irréparables destructions (par exemple celles de la fameuse fabrique de porcelaines de Kiang te chen) furent consommées. L'insurrection (dont l'histoire si curieuse demeure en somme peu connue) échoua pour trois raisons. En premier lieu, c'était une révolte de coulis, de parias, de déclassés et de déracinés, dont tout le succès fut dû à l'inertie qu'elle rencontrait devant elle, car il n'est guère plus difficile de massacrer 10.000 moutons qu'un seul. Elle avait contre elle la « gentry », les fonctionnaires, les bonzes, les lettrés, toute la classe possédante et établie.

En second lieu elle n'avait pas de gouvernement, pas d'administration à substituer à tout ce qu'elle détruisait. Son combustible une fois épuisé, elle s'éteignit comme un feu de prairie. Enfin et surtout elle eut contre elle les européens. C'est grâce aux armes européennes, à l'organisation européenne, aux officiers européens tels que les Gordon, les Gicquel et les Segonzac, qui s'engagèrent au service de l'Empire que la révolte fut vaincue et ses dernières citadelles emportées. C'est donc l'Europe à ce moment, il ne faut pas l'oublier, qui sauva la Chine, cependant qu'à Pékin ses armées arrachaient à celle-ci la reconnaissance définitive des droits de l'Occident.

Cette période d'anarchie succédant à la profonde humiliation que l'Empire avait essuyée en 1842, fut éminemment favorable à la propagation de l'influence européenne. Les Missions se répandirent dans tout l'Empire, les anciennes chrétientés furent retrouvées et réorganisées, et de nombreux vicariats confiés à des prêtres de tous les ordres et de toutes les nations (surtout Français) se partagèrent les Dix-huit Provinces. D'autre part, en l'absence d'une administration des douanes sérieusement

organisée, le commerce européen, mal contenu dans les cinq ports qui lui étaient ouverts jouissait en fait d'une grande liberté. La contrebande de l'opium florissait et l'usage de la drogue, avec une effrayante rapidité, se répandait dans tout l'Empire où les plantations de pavots couvrirent bientôt de vastes étendues. Les importations de cotonnades prenaient une importance considérable. Les fins clippers américains transportaient le thé dans des conditions de célérité inconnues jusque-là. Un vaste courant d'émigration s'établissait sur les deux Amériques, l'Océanie.rinsulinde. Les « Prince Merchant » sédifiaient leurs fortunes précaires dont de grandes maisons délabrées dans un « back port » abandonné ça et là demeurent les témoins pathétiques.

La troisième période, qui commence au début des années soixante et se prolonge jusqu'à la deuxième prise de Pékin par les armées alliées en 1900, pourrait s'appeler le règne de Li Hung Tchang. Elle est, en effet, dominée par la figure du célèbre Vice-Roi, dont la faveur politique, née des services qu'il rendit en étouffant l'insurrection desTaiping, ne se démentit guère jusqu'au moment de sa mort. C'est la période des transactions où la Chine essaie de rester ce qu'elle est, en accordant au monde extérieur sur son autorité et sur son territoire un certain nombre de concessions. Elle réussit en effet à garder quelque temps une espèce d'équilibre provisoire et menacé que les guerres avec la France (1885), le Japon (1895) et enfin l'agression allemande de 1898 finissent par rompre. La brève convulsion des Boxers fait enfin éclater en plein jour la double impuissance par rapport l'une à l'autre, et de l'Europe et de la Chine.

Cependant la période des grandes rébellions se ferme. Les deux insurrections musulmanes du Kan sou et du Yunnan sont étouffées dans le sang. Quelques sociétés secrètes, les Vieux-Frères, les Grands-Couteaux, les Végétariens, émeuvent de temps en temps les esprits contre les missionnaires. Mais ce ne sont jamais que quelques attentats isolés, quelques pilleries auxquelles l'apparition des canonnières européennes met prompt ement une fin.

En même temps le Canal de Suez s'est ouvert, deux voies ferrées traversent de part en part le continent américain, au Sud et au Nord de l'Empire se fondent de grands établissements européens, les distances se raccourcissent, les lignes de navigation se multiplient, la Chine entre avec le reste du monde dans des rapports de plus en plus nombreux et serrés. L'introduction de la machinerie européenne est permise après le traité de Shimonoseki (1895) ; le premier chemin de fer, de Hankéou à Pékin est construit par les Belges et les Français, bientôt suivis par les Russes qui lancent leur Transsibérien à travers la Mandchourie. Une série d'emprunts est contractée à l'extérieur.

Les Européens sont admis à s'établir et à faire le commerce dans une trentaine de « ports ouverts », situés non seulement sur la côte, mais au plus profond du continent chinois, sur des points tels que Mongtze, Szemao, Chungking. La plus complète liberté d'évan-gélisation est reconnue aux missions qui reçoivent même le droit de posséder dans toute l'étendue de l'Empire. Dans quelques-uns des ports ouverts, des parcelles de territoire chinois, sous le nom de Concessions ou Settle-ments, peuplés en majeure partie par des Chinois, sont soumises avec quelques restrictions, à l'administration des étrangers. (A Shanghaï 400.000 Chinois vivent actuellement sur les deux Concessions française et internationale). La personne des étrangers est considérée par une fiction juridique comme n'étant pas en Chine, tout en y étant. C'est ce qu'on a appelé le principe d'exterritorialité. [Sur l'exterritorialité voir l'ouvrage du juge de Hong-Kong Piggott, Exterritoriality.] L'étranger emporte partout sa patrie à la semelle de ses souliers. Il n'est soumis qu'à sa seule loi, il n'est responsable qu'au regard de ses propres magistrats, les Consuls. Si un litige s'élève entre deux étrangers, c'est le tribunal du défendeur qui est compétent. Entre un étranger et un Chinois, si le premier est défendeur, c'est le Consul; si c'est le second, c'est l'autorité chinoise, mais le Consul a le droit de se faire représenter aux audiences et des textes vagues et mal rédigés semblent indiquer qu'il doit avoir aussi une certaine part à la décision. Enfin les Douanes maritimes sont entièrement soumises à une autorité étrangère, l'Inspecteur général est forcément Anglais, le personnel directeur est entièrement composé d'étrangers. [L'administration des douanes I.M.C. est également chargée du service des ports et des phares, des inspections sanitaires, et pendant longtemps l'a été également de la poste.]

La liberté du commerce le plus absolu est stipulée, moyennant le payement des droits de douane et d'un droit forfaitaire dit droit de transit, en ce qui concerne la personne des commerçants dans les limites des ports ouverts, et en ce qui concerne les marchandises pour tout l'Empire. Les coalitions à leur encontre sont formellement interdites.

Il semble donc que les traités, toujours en vigueur, assurent aux Européens en Chine une situation non seulement normale mais privilégiée. Elle n'est pas cependant aussi favorable qu'elle le paraît.

Tout d'abord en ce qui concerne uniquement la situation des étrangers au point de vue de leurs rapports entre eux, l'insuffisance des traités est devenue évidente. L'importance et la complexité des intérêts engagés, la nécessité de lois détaillées répondant aux circonstances du temps, de lieu et de fait au lieu d'ordonnances incomplètes et surannées, de textes communs et sûrs engageant également et sous les mêmes sanctions les deux parties, sont tout autres aujourd'hui qu'au moment où les traités de

Tien-tsin furent signés. Pour ne citer que quelques faits, l'établissement des mines, des industries diverses, des chemins de fer où les Européens ont une part d'administration est venu changer la situation du tout au tout. En ce qui concerne les indigènes la question de leur statut judiciaire à l'égard des Européens ne s'était guère posée jusqu'à ce jour. Pendant longtemps les négociants chinois ont joui d'une réputation d'honnêteté en somme méritée, et l'on pouvait avoir confiance en leur seule parole. Peut-être d'ailleurs, en vertu de l'adage « Le besoin crée l'organe », faut-il voir dans cette probité une conséquence simplement de l'état social anarchique que nous venons de décrire, où, en l'absence de toute autorité capable de leur assurer une sanction, les obligations avaient toutes en quelque sorte le caractère de dettes d'honneur, comme chez nous les dettes de jeu. Cette antique moralité des négociants chinois est aujourd'hui bien détériorée, et en présence de l'incompétence, de la paresse et de la mauvaise volonté des autorités locales, l'absence de toute loi, de toute règle et de tout contrôle commence à se faire ciuellement sentir. D'autre part les barrières interposées entre le négociant européen et la clientèle indigène, dissipées théoriquement par les traités, se sont bientôt reformées un peu plus loin, plus étroites que jamais. Il est à peine exagéré de dire que l'Européen est redevenu aujourd'hui aussi isolé du pays avec lequel il cherche à trafiquer, aussi éloigné de tout rapport direct avec les producteurs et les clients qu'aux jours du Co-hong. Tout d'abord remarquons que, les ports à peine ouverts, l'établissement des péages, ou, suivant le terme chinois, des likins est venu mettre entre eux et la région extérieure, non pas une clôture, mais une série de digues et d'écluses qui épuisent le courant à peu de distance de l'aire privilégiée. Les longues protestations des Puissances sont demeurées lettre morte, les passes de transit prévues par les traités pour assurer la libre circulation des marchandises, devant la coalition d'innombrables mauvaises volontés sont tombées presque partout en désuétude. Enfin l'existence même des likins contre lesquels l'Angleterre avait si ardemment combattu, a été depuis dix ans reconnue et sanctionnée par divers traités : ils servent aujourd'hui de garantie à de nombreux emprunts conclus à l'étranger.

En outre, pour diverses raisons dont la meilleure est l'ignorance générale de la langue et des usages locaux, l'Européen ne traite jamais directement avec son vendeur ou son acheteur (lui-même presque toujours un négociant en gros ou un courtier), mais par un intermédiaire qui porte le nom de comprador. C'est le comprador qui amène et qui discute toutes les affaires, c'est lui qui garantit la solvabilité du client chinois à l'égard de la maison européenne, et celle de l'Européen à l'égard des correspondants chinois. C'est lui qui met en mouvement toute la file des courtiers, qui se renseigne sur l'état des marchés, qui passe les contrats, qui sollicite les offres, qui contrôle les cautions, qui se procure le numéraire, qui traite avec les banques locales etc. L'Européen n'intervient que quand les marchandises sortent de son magasin et que l'argent entre dans sa caisse.

Enfin la troisième barrière et peut-être la plus impénétrable est celle du change. Une partie d'un prochain chapitre sera consacrée à cette question. Il suffit de dire qu'entre le vendeur-acheteur européen et le vendeur-acheteur intérieur, il n'existe pas de commune mesure qui serve de base à leurs tractations.

Toute marchandise avant d'être marchande à cinquante milles du « Godown » de Butterfield ou de Jardine a sa valeur reportée sur tout un ensemble d'échelles qui échappent au calcul d'une cervelle occidentale. Tel est le système transactionnel qui fonctionne tant bien que mal en Chine depuis une cinquantaine d'années et qui commence à montrer des signes certains d'usure et de décrépitude. Mais avant de clore ce chapitre d'histoire, il nous sera permis comme pendant au portrait bien insuffisant que nous avons tenté du Chinois, de tracer avec le rude crayon des anciens « Peintres de la Marine » un petit croquis de l'Européen à la Chine. Car bien que les « étrangers » appartiennent à des nationalités fort différentes, le climat et les conditions ambiantes font de lui un type assez uniforme.

Tout d'abord disons que le caractère le plus commun, le plus sensible, de tous les résidents européens à la Chine, c'est la soif. Qu'il soit Anglais, Français, Allemand ou Belge, qu'il s'agisse de combattre les glaces du Nord ou les ardeurs de Canton, le vent jaune de Tien-tsin ou la malaria des « paddy fields », le dessèchement de l'air de Mongolie ou l'évaporation des étuves du Yang tze kiang, l'ennui des petits ports ou le surmenage des grands emporiums, le blanc absorbe du liquide dans des proportions magnanimes qui frappent le nouveau venu d'étonnement. Il boit de tout, de l'absinthe et du Champagne, du vermouth et du gin, du vin du Rhin et de la bière, cocktails, zizis et « brandy smashes », et surtout l'universel « whisky and soda » : par coupes, par petits verres, et de préférence par énormes gobelets ou récipients d'un demi-litre que l'on appelle des « tum-blers ». On boit au club, au salon, au bureau, dans la chambre à coucher, en chemin de fer, en house-boat. On souhaite la bienvenue de ceux qui arrivent, on porte la santé de ceux qui partent, on traite toutes les affaires, on règle tous les litiges, on célèbre tous les succès, on se console de tous les déboires en buvant. Ces mœurs aident beaucoup à expliquer la rapidité avec laquelle se renouvelle la population européenne des ports ouverts, en sorte que le revenant après une absence de cinq ou six années s'y trouve presque dépaysé. Beaucoup de ses vieilles connaissances font la sieste définitive, non plus sur les bons canapés

du club, mais parmi les magnolias d'un joli petit cimetière au-dessous d'une tombe élevée par souscription. D'autres ont dû regagner l'Europe au plus vite : c'est eux que l'on rencontre dans les hôtels de Suisse se nourrissant de macaronis et s'abreuvant d'eau limpide et de « Château Lavache ». Les plus intrépides font monter jusqu'à leur bouche, au moyen d'une serviette passée autour de leur cou, une main qu'agité le D.T. (petit nom familier du delirium tremens), ou comme certain officier d'administration que j'ai connu, mouillent leur absinthe avec de l'eau de Vichy.

Une des raisons de ce goût pour le boire est l'inoccupation complète où pendant une grande partie de l'année se trouvent les Européens. Je rappelle d'abord qu'une bonne partie de leur travail, souvent la plus pénible est faite par leurs employés chinois ou macaïstes. En outre tout le commerce du pays se fait par saisons. Il y a une saison pour le thé, une saison de la soie, des peaux, des arachides, etc. Pendant l'hiver en général, même lorsque les glaces comme dans les ports du Nord, ne viennent pas arrêter les communications, l'activité commerciale est suspendue, et le gros effort à donner coïncide précisément avec les mois les plus accablants de l'année. Il n'est vraiment pas étonnant que dans ces conditions, des malheureux, sans famille, sans patrie, sans distractions, cherchent dans l'alcool à la fois un stimulant et un stupéfiant. Quand on a eu le plaisir de connaître l'intérieur de ces marmites autoclaves qui sont les ports du Yang tze pendant les mois d'été, on est indulgent pour bien des excès.

Il n'est que juste d'ailleurs, de noter un autre trait commun à tous les Européens d'Extrême-Orient, c'est qu'ils ont le cœur et la bourse larges. L'horrible défaut, si fréquent dans le vieux pays, si odieux à tout vrai colonial, désigné sous le nom de « mean-ness », ou pingrerie, est là-bas inconnu. Un hôte, une famille entière, à votre table ou sous votre toit, pour le temps qui leur convient, sont toujours généreusement accueillis. Un commerçant honnête et sérieux qui débute trouve partout du crédit. Celui qui ne réussit pas trouve la compassion et ce peu d'aide qu'on peut lui donner. On rapatrie les familles des morts et on se charge de leurs enfants. La solidarité qui n'existe pas toujours entre les vivants se rétablit avec les morts.

L'Européen de Chine n'emploie pas d'ailleurs exclusivement tous ses loisirs à boire. Il fait du sport, il en fait beaucoup et même trop. Il lit, et pas toujours des romans. Dans les plus petits ports on tient à honneur que la bibliothèque du club soit abondamment fournie. On y trouve une riche littérature de mémoires, de livres d'histoires et de voyages, et même des collections dispendieuses comme les « Sacred Books of thé East ». La seule bibliothèque qui m'ait vraiment scandalisé par le petit nombre, par le choix et par l'état des livres qui la composent est celle de Pékin, dans un club fréquenté presque exclusivement par les diplomates. Mais toutes les Légations, comme on sait, sont abondamment pourvues par leurs propres moyens au point de vue de la nourriture imprimée. (Je regrette de ne pas avoir ici à ma disposition le fameux point d'ironie.)

Somme toute, je pense toujours avec plaisir aux braves gens parmi lesquels j'ai vécu les quinze plus belles années de mon existence. Et puisque j'en trouve l'occasion, je voudrais les justifier du soupçon répandu parmi les consommateurs de littérature facile, que c'est parmi eux que l'on rencontre l'être bizarre connu sous le nom de « l'Aventurier à la volonté de fer ». On sait que parmi les faiseurs de romans les pays chauds sont considérés comme éminemment favorables à la constitution de ce métal psychologique, de même qu'il suffit à Denis ou à Raymond, quand ses amours avec Germaine ou Pétronille sont contrariées, de prendre la sombre résolution de s'expatrier et d' « acheter un ranch » (comme ce mot gratte délicieusement le palais!) pour atteindre la fortune. Quant à moi, au cours de mes voyages sur pas mal de grand'routes, je n'ai jamais rencontré ce type curieux, excepté peut-être à Marseille ou chez de très jeunes administrateurs civils. Pas plus d'ailleurs qu'à Paris même je n'ai rencontré de numéros aussi aimablement entr'ouverts, mois, souriants, détrempés et pantouflards que les héros préférés de nos comédies de boulevards. L'observation de Stevenson, ce grand connaisseur de toutes les choses exotiques est profondément vraie : si un homme s'expatrie, ce n'est pas en général par goût des aventures ou par l'élan d'un caractère impatient de la contrainte, c'est simplement parce qu'il ne tenait pas, et qu'il s'est comme de lui-même décroché. Interrogez-le : ce sont toujours les circonstances qui ont décidé de son départ. Vous ne trouverez jamais chez un expatrié cette foi extatique dans les choses de ce monde, cette ténacité de propos, ce féroce appétit de pouvoir et d'argent qu'on admire chez les héros de Balzac. L'expatrié a toujours quelque chose de loose, de mal attaché, de foncièrement indifférent dans son âme comme dans son corps nonchalant et dégingandé qui flotte sous le large vêtement de toile. Il s'engage dans l'aventure sans autre réflexion que le bouchon qui file vers le moulin.

Mais il est juste de terminer ce chapitre par des paroles plus graves, et de rappeler que si l'histoire de ses rapports avec la Chine est souvent un récit de violence et de destruction, l'Europe a versé aussi généreusement dans cette étreinte avec l'antique barbarie le sang des plus purs et des plus généreux de ses enfants. La plus large part de cette précieuse libation est française, comme il convient. Et ce livre serait bien inutile s'il ne i appelait les noms de tant de héros, missionnaires, sol-dafs et médecins, morts au service de la Chine, pour l'humanité, pour le devoir, pour l'honneur, pour la gloire de Dieu,

des Perboyre et du Protêt, des soeurs de charité de Tientsin, du consul Fontanier, de l'enseigne Henry, des docteurs Mesny et Chabaneix, et de tant d'autres!
Et en somme on peut dire que c'est aux Européens et à l'ordre par eux tant bien que mal introduit que l'Empire chinois doit la période matériellement la plus heureuse de son histoire. [Clau4]

1948.5 Claudel, Paul. *Sous le signe du dragon* [ID D3550]. (5)

CHAPITRE VI

LE COMMERCE ET L'INDUSTRIE

Les indications éparses au cours des chapitres précédents, ont déjà donné l'idée de ce que peut être le commerce intérieur ou extérieur de la Chine.

A l'intérieur, comme il faut s'y attendre dans ce pays de production homogène, on ne peut constater de grands coulants d'échanges, aucune province ne dépend absolument d'une autre pour les articles de première nécessité. Le seul exemple qu'on ait pu citer longtemps de ces compensations régulières est celui des sucres de la région de Swatow qui étaient envoyés en Mandchourie, d'où leurs vendeurs importaient des tourteaux de fèves destinés à l'engrais des champs de cannes. Ce trafic a servi longtemps de soutien principal à la navigation côtière. Aujourd'hui il est gravement menacé, sinon complètement interrompu. D'une part les sucres du Kwang-tung ne peuvent plus lutter avec ceux que raffinent à Hong-Kong les grandes usines de Butterfield; d'autre part les tourteaux de fèves, dont les vertus fécondantes viennent d'être révélées à l'Europe, sont achetés maintenant en grande quantité par les Japonais et la clientèle étrangère. Il faut mentionner aussi le commerce du riz. Certaines parties du Sud et de la Chine (Kwantung et Fo Kien) se trouvent en déficit alimentaire chronique et sont obligées de faire venir le surplus de céréales dont elles ont besoin du Yang tze, spécialement de la région du Wuhu. Cette nécessité économique, beaucoup moins grande aujourd'hui, depuis que les relations sont si faciles avec la Cochinchine et le Siam, sert à expliquer la dépendance politique par rapport au reste de l'Empire de ces provinces qui en sont séparées par la nature et par les tendances de leurs habitants.

En dehors de ces exceptions et de quelques autres, le trafic intérieur de la Chine se limite à des articles de pacotille, ce que les statistiques de la douane appellent des « Sundries », faïences, papiers, médicaments, quincaillerie, fruits secs, etc. et au transport des marchandises étrangères entre les ports ouverts et les différents centres intérieurs.

Avant de passer à l'examen du commerce extérieur une question préliminaire se pose : c'est l'évaluation du dommage que la concurrence étrangère a pu infliger à l'ertreprise locale. Sur un point au moins ce dommage paraît certain, comme d'ailleurs il était inévitable : c'est dans la substitution aux anciennes jonques et lorchas à voiles des bateaux à vapeur européens. Les vieux bâtiments, favorisés par le régime régulier des vents sur la côte de Chine, (brise du nord en hiver et mousson du sud en été) ont longtemps lutté : aujourd'hui leur sort est misérable et leur nombre diminue, au grand dommage du pittoresque. La sécurité des transports, la ponctualité des arrivages sont des avantages tels que la clientèle chinoise devait finir par leur faire le sacrifice de tous les menus tripotages que permettait la lente navigation indigène. [Part des différents pavillons dans la navigation de cabotage sur les côtes de Chine (1909). Importation de marchandises indigènes. Chiffre total 376.945.943 HK.T. Pavillon chinois (bateaux à vapeur) 136.176.552. Pavillon britannique 146.826.659. Pavillon japonais 47.563.029. Pavillon allemand 28.106.451. Pavillon français 7.066.492. Pavillon norvégien 8.563.543. Le chiffre des importations par jonques n'est pas donné.] Non seulement la marine locale a souffert mais le dommage s'est étendu à l'industrie des transports intérieurs : et certaines voies telles que la route historique de Canton à Pékin par le col de Meî Lin, le Yang Tze et le Grand Canal ont été peu à peu désertées. (Voir sur cette route la relation du voyage de l'ambassadeur Macartney.) Partout ailleurs l'ingérence de l'Europe a eu moins pour résultat de supplanter une ancienne branche de l'industrie locale, que de créer dans le peuple des besoins nouveaux à satisfaire. Nous avons cité l'exemple du tabac et de l'opium : nous pourrions aussi bien faire mention des allumettes, du pétrole et des appareils d'éclairage, du savon et de l'argent monnayé.

Nous arrivons ainsi au caractère principal du commerce que la Chine entretient avec les nations extérieures : c'est que ce commerce, si important qu'il soit, ne porte pas sur des articles de première nécessité. Les relations du pays avec les nations étrangères pourraient être suspendues, sans que la vie économique du pays fût gravement compromise. A part les machines et le matériel de chemin de fer, la Chine n'importe aucun article dont elle ne puisse se passer ou fournir l'équivalent. C'est d'ailleurs ce qui se produit dès que le change devient trop élevé ou que les prix dépassent les facultés des acheteurs. La réciproque est d'ailleurs vraie. Si l'on parcourt la liste, d'ailleurs assez courte, des produits chinois qui font l'objet de la part de l'étranger d'une demande régulière, on voit en tête deux articles qui sont proprement des articles de luxe et dont les analogues sont fournis en quantités de plus en plus grandes par d'autres pays : la soie et le thé. Viennent ensuite les fèves de Mandchourie (soya bcans) qui n'ont pris que tout récemment place sur les statistiques, puis une série de matières premières qui n'ont rien de spécialement chinois et dont l'exportation prouve le peu d'avancement industriel du pays, peaux de toute espèce, laines, soies de porc, etc. dont le chiffre total, bien que sans cesse en accroissement, est encore bien insignifiant si l'on songe que la Chine est un des pays les plus riches en minéraux du monde entier. [La Chine avec ses champs de charbon qui couvrent des districts entiers n'en exporte pas une tonne et en importe au contraire (1909) 1.516.629 tonnes (8.377.186 HK. T.).]

Si l'on se rappelle les observations faites au cours du chapitre précédent sur la manière dont s'exerce le commerce européen, sur son absence totale de contact avec les marchés intérieurs, si l'on songe qu'encore aujourd'hui les marchands européens sont comme isolés sur quelques pontons mal accrochés à la terre ferme, on verra que la prise économique de l'Europe sur la Chine et la pénétration par ce canal des deux civilisations est beaucoup moins intime qu'on ne l'imagine généralement. On peut même dire, en jetant un coup d'œil d'ensemble sur les cinquante années qui se sont écoulées depuis les traités de Tientsin, qu'il y a sur certains points régression. Les Européens ont été aujourd'hui presque entièrement évincés des petits ports où tout le commerce des marchandises étrangères est dans les mains des firmes indigènes. Toute la puissance économique étrangère s'est concentrée dans deux grands centres de distribution : Hong-Kong et Shanghaï; et dans trois centres d'exportation : Tientsin, Han-kéou et Canton. En réalité pour ses achats à l'étranger, le Chinois n'a besoin de l'Européen que par suite du mauvais état de son crédit et pour avaliser sa signature.
Ces considérations générales épuisées, il nous reste à entrer dans quelques détails.

IMPORTATIONS.

Comme nous l'avons indiqué plus haut, les objets d'alimentation figurent sur les statistiques pour une somme relativement peu importante. C'est ainsi que sur un chiffre total d'importations étrangères (1909) de 418.158.057 HK. T. nous voyons figurer le riz pour 15 1/2 (millions de taëls), - je ne donne que les chiffres ronds, - la farine de froment pour 21/2, les poissons secs et divers pour 15, le sucre pour 25 (provenant de Java et des grandes raffineries de Hong-Kong : propriétés des deux principales firmes anglaises Butterfield et Jardine, qui assurent le fret des lignes de navigation qui battent leur fanion), les vins et liqueurs pour 3, les fruits secs pour 700.000 taëls. Rien pour la viande abattue ou sur pied : la Chine au contraire en a exporté pour près de 5 millions de taëls.

La Chine, ayant une industrie très peu développée, importe fort peu de matières premières. Les métaux qu'elle achète, pour une valeur bien minime (17 millions de taëls en tout) sont ou des ferrailles, ou des articles soit complètement fabriqués soit ayant subi déjà une première main-d'œuvre.

En raison de l'énorme consommation qu'elle en fait, pour sa batellerie, pour ses constructions de toute sorte, dont le bois est avec la terre comprimée et la brique l'unique élément, pour les cercueils, en raison aussi de la dévastation de ses réserves, la Chine est obligée de faire venir le bois de l'étranger en quantités de plus en plus considérables (près de 4 millions de taëls). Enfin comme elle apprécie de plus en plus les avantages du pétrole, elle en achète en Amérique, en Russie, à Bornéo, à Sumatra, des quantités toujours
croissantes.

Sous ces réserves on peut dire que la presque totalité des importations étrangères en Chine, consiste en articles fabriqués.

Au premier rang de ces articles se présentait autrefois l'opium. Il ne figure plus aujourd'hui sur les statistiques que pour 35.000.000 de taëls et doit en disparaître totalement d'ici cinq ou six ans, quand la convention avec l'Angleterre aura reçu sa pleine application. Disons à ce sujet que. les vendeurs indiens n'ont subi jusqu'ici du fait de la prohibition éventuelle de l'opium aucun dommage : bien au contraire. La restriction de la vente et l'interdiction de la culture de l'opium indigène ont eu pour principal résultat de faire énormément monter le prix de la drogue. Le tabac représente 4 millions 1/2 de taëls.

La place ainsi laissée vacante est occupée aujourd'hui par les filés et tissus qui représentent 145 millions de taëls sur le chiffre total de 418, soit plus du quart. Dans ce chiffre les filés et tissus de coton figurent pour 137, le reste étant la part des lainages et mélangés et des soieries. En 1867 l'importation des manufactures de coton était de T. 14.617.268. (Il est vrai que le taël valait à cette époque de 7 à 8 francs.)

Comme le remarque M. Morse, déduction faite des tissus fins, blancs ou teintés, dont l'importation représente 17 % du chiffre total des cotonnades, tout le reste est composé de produits demi-achevés qui reçoivent dans le pays même leur complément de main-d'œuvre, la teinture par exemple pour les tissus. Pour les filés (en y comprenant le produit des filatures à vapeur de Shanghaï). M. Morse estime qu'ils représentent aujourd'hui la moitié de l'importation des cotonnades étrangères. « Ces filés, dit-il, sont importés pour fournir une forte trame sur laquelle les gens du peuple dans leurs foyers tissent une toile grossière et solide employant pour chaîne le coton chinois filé à la main. Ils pénètrent dans tous les coins de l'Empire, et dans toutes les rues des villages on peut voir les longs écheveaux blancs dévidés et tendus par les femmes en attendant le travail du métier.

Dans les pays occidentaux le bon marché des filés à la machine a évincé les bobines de nos grands-mères. En Chine la machine a supplanté le rouet, mais non pas encore Je métier à bras ».

Sur la liste des divers (sundries) qui s'allonge d'année en année et qui témoigne du goût croissant des indigènes pour les commodités européennes, il y a peu de gros chiffres à relever. Les plus forts se rapportent au matériel de chemins de fer (13 millions de taëls), aux teintures naturelles ou artificielles (9), aux machines (5 1/2), aux allumettes (5 1/2), aux papiers (4), aux sacs de jute (4), aux ci gardes (3 1/2), aux médicaments (2 1/2), au matériel électrique (1 1/2), au ciment (1 1/2), aux verres à vitre et véneries (1), au savon (1), aux bougies (1).

Cet aperçu sommaire que nous venons de donner du commerce d'importation [Il faudrait ajouter les armes et munitions de guerre, importées pour le compte du gouvernement, et qui représentent une somme importante, quoique ne figurant pas au tarif.] de la Chine permet les réflexions suivantes : il est certain que les entrées de cotonnades (filés et tissus), ayant le caractère de demi-matière première, sont appelées à se restreindre notablement à mesure que la production mécanique du pays se développera. Il en ira de même sans doute pour tous les articles simples et grossiers que la Chine un jour ou l'autre sera sans doute en état de produire elle-même. En revanche, à mesure que la « civilisation » se. développer a, à supposer que les ressources du pays subissent un accroissement correspondant, la Chine verra s'accroître le nombre et l'importance de besoins que l'industrie étrangère seule sera en état de satisfaire.

EXPORTATIONS.

Nous n'avons ici qu'à ajouter quelques détails aux traits généraux indiqués plus haut.

Remarquons tout d'abord que, tandis que tous les pays du monde s'efforcent de favoriser la vente au dehors de leurs produits, non seulement par une totale exemption de droits, mais par des rabais sur les tarifs de transport et par des primes, les marchandises exportées de Chine à l'étranger sont traitées peut-être plus sévèrement que les importations. Non seulement elles ont à payer des droits équivalents quand elles quittent le territoire chinois, mais elles ont moins de moyen d'échapper à l'avidité des mandarins et de profiter du secours précaire des « passes de transit ».

Pour les articles qui forment encore aujourd'hui le gros de l'exportation chinoise, les producteurs indigènes jouissaient autrefois d'un véritable monopole. Mais tandis qu'ils s'attardaient dans la routine des vieux procédés et que des charges fiscales devenaient de plus en plus gênantes, leurs rivaux, bientôt suscités, à l'étranger, connaissant mieux les goûts de la clientèle européenne et sachant mieux s'y plier, arrivaient à les supplanter. Il en a été ainsi partiellement pour la soie qui figure en tête de la liste des articles d'exportation. Bien que le cocon chinois donne le fil qui est le meilleur du monde (surtout celui de la marque célèbre Gold Kiling) le Japon en fournit aujourd'hui plus que lui aux acheteurs étrangers. Les cultivateurs, malgré tous les avis, n'ont pris aucune précaution pour obtenir de meilleures sélections et pour combattre les ravages de la pébrine : leurs faibles ressources ne leur permettent aucun effort individuel et les avantages d'un effort général et concerté sont au-dessus de ce que peut concevoir leur cerveau. Même observation pour le thé, où l'Inde et Ceylan font aujourd'hui à la Chine la part congrue. Évidemment si les envois de ces deux premiers pays ont pris un aussi prodigieux développement, ils le doivent en partie à leur qualité naturelle de fournir à prix égal une décoction plus forte et à l'avantage d'une distance moindre des marchés de consommation. Mais ils le doivent aussi à la manière excellente dont leur exportation a été administrée : franchise d'impôts de circulation, publicité intensive, entente des producteurs, absence de fraudes, etc. Pour un autre article, les tresses de paille employées par les modistes et chapeliers, les Chinois avaient également autrefois un privilège de production exclusive. Mais les paysans du Shantung ne fabriquent qu'un article assez grossier; on essaya de leur faire faire autre chose : ce fut peine perdue. Les Japonais au contraire fournirent tout ce qu'on leur demandait. Aujourd'hui le seul article pour lequel la Chine jouisse encore d'un monopole est la fève de Mandchourie (soya bean), dont la vente a pris en quelques années un énorme développement et dont l'exportation sous toutes ses formes représente aujourd'hui un chiffre de près de 52 millions de taëls. [« Avec le soya bean lui-même comestible, on peut faire une espèce de café, une espèce de lait et une espèce de fromage : L'huile qu'on en tire peut servir à la cuisine et à la fabrication du savon. Les tourteaux sont excellents pour l'engrais et la nourriture du bétail. » Returns of Trade, etc. Rapport de M. Chaloner.] Mais il est probable que dans cette culture aussi la Chine trouvera bientôt des concurrents. Il faut noter aussi, comme produits spécialement chinois la cire végétale et le « woodoil » provenant du fruit de l'elococcus, très employé aujourd'hui pour les huiles et vernis. Le reste de l'exportation consiste surtout dans le surplus de matières premières que le pays est incapable d'utiliser, graines oléagineuses, surtout le sésame, laines de moutons et de chameaux, cuirs, peaux de pelleteries, soies de porc, etc. Nous avons noté tout à l'heure le faible chiffre d'exportation des minéraux, en dépit de l'étendue et de la situation exceptionnelle de certains gisements où les filons de charbon et de fer sont superposés. Pour profiter de ces avantages extraordinaires, la Compagnie européenne du Shansi avait autrefois projeté de procéder sur place à la fabrication d'un produit demi-manufacture, la fonte, qui aurait mieux supporté les frais d'un long transport. L'avenir montrera si, dans des conditions politiques meilleures, une idée de ce genre ne pourrait être reprise. Un fait universel en Chine tend à entraver le développement des exportations, c'est la pratique de la fraude et de l'adultération des denrées dont tous les négociants se plaignent amèrement. M. Bard, chef de la maison Olivier de Langenhagen, donne à ce sujet des détails intéressants. Les laines sont volontairement mouillées ou chargées de terre et d'ordures de toute espèce pour en augmenter le poids. Le thé est mélangé de feuilles de saule. Le musc est remplacé par de la farine saturée de parfum. Les fourrures sont teintes et rapiécées. Enfin on va jusqu'à ouvrir les cocons un par un et à y coudre des grains de plomb! La fraude poussée à ce degré acquiert la dignité imbécile de l'art pour l'art. Un obstacle plus puissant encore au développement des échanger et de la circulation vitale en Chine est l'établissement des likins ou douanes intérieures dont nous avons déjà dit quelques mots. Le premier essai en fut tenté de 1812 à 1858 dans la région des deux Hon, au début de la grande Sédition. De là leur usage s'étendit rapidement aux autres provinces, la Mandchourie exceptée (jusqu'à ces derniers temps). Il faut surtout attribuer le rapide développement des likins au fait qu'à partir du moment où l'administration des douanes maritimes fut confiée à des mains européennes, l'argent par elle recueilli fut versé intégralement à Pékin et les autorités locales furent mises hors d'état de faire sur ces fonds aucun prélèvement. Les chiffres que nous avons donnés pour le Hoppo font comprendre de quelle importante source de profits elles se virent ainsi privées. En même temps la rébellion de Taipings qui

ravagea la partie la plus riche du pays réduisit notablement le produit de l'impôt foncier. Enfin l'Empire entraîné dans la voie des armements rejetait sur les provinces une bonne partie des charges nouvelles qui le grevaient : il obligeait, par exemple, l'une des plus pauvres, le Fo Kien, à construire à elle seule un arsenal et une flotte. Les négociants des ports ouverts, les Consuls et les Ministres, ne cessèrent pendant de longues années de protester contre les likins, mais leurs réclamations restèrent vaines. Bien mieux, pour couvrir les emprunts que la Chine en 1895 commença à faire au-dehors, elle fut amenée, dès que le revenu des douanes se trouva complètement engagé, à proposer une partie de ses likins comme garantie supplémentaire, et l'Angleterre fut la première à accepter un nantissement de cette nature. Le traité Mackay contient bien un article VIII qui prévoit la suppression des likins, mais cet instrument diplomatique est sans doute destiné à rester longtemps encore lettre morte.

Les chiffres que nous avons donnés ci-dessus font ressortir la disproportion qui existe entre le chiffre des importations chinoises et celui des exportations, au détriment de ces dernières. Cette situation existe depuis de longues années déjà. Voici le tableau des chiffres afférents à la dernière décade :

Années	Importations	Exportations	Différence
1900	211.070.422	158.996.732	52.073.690
1901	268.302.918	169.636.757	98.666.161
1902	315.363.003	214.181.584	101.181.419
1903	326.7397133	214.352.407	112.386.726
1904	344.060.608	239.480.083	104.580.525
1905	441.400.791	267.888.197	213.512.694
1906	410.270.082	236.456.739	173.813.343
1907	416.401.369	264.380.697	152.020.672
1908	394.505.478	276.666.403	117.839.075
1909	418.156.067	338.992.614	79.154.453

On voit par ce tableau que, depuis de longues années la Chine n'est pas en état de payer avec ses propres produits les achats qu'elle fait à l'étranger. Elle est donc obligée de les solder, pour la plus grosse part, sur son capital, et par là elle est en voie de continuel appauvrissement. Maints détails confirment d'ailleurs cette observation : absence de véritable luxe, absence de grandes fortunes comme celles que nous citions à propos du Hoppo et du Co-hong, exportations de métaux et objets précieux, curios, etc. Les importations sont appelées par la force des choses et de besoins sans cesse accrus à toujours augmenter. Les exportations au contraire, si la Chine ne change pas tout son régime économique, fiscal et monétaire, sont condamnées à souffrir de plus en plus du handicap que leur imposent la concurrence et la distance.

Il est juste de mentionner que les chiffres donnés ci-dessus doivent être corrigés par un essai d'évaluation de l'actif et du passif invisibles. J'en donne ci-dessous le tableau complet pour 1909 d'après M. Chaloner, secrétaire-statisticien des douanes maritimes :

PASSIF.

A. Valeur des marchandises importées dans les ports à traités de la Chine en 1909 au moment du débarquement. HK.T 418.058.067

B. Valeur des métaux précieux et monnaies importés. HK.T 81.889.376

C. Principal et intérêts des emprunts et indemnités. HK.T 53.700.000

D. Dépenses des légations et Consulats de Chine à l'étranger. HK.T 2.000.000

E. Dépenses des étudiants et voyageurs chinois au-dehors. HK.T 3.000.000

F. Profits nets des étrangers envoyés chez eux. HK.T 19.600.000

G. Frets et primes d'assurances. HK.T 6.750.000

H. Armes et munitions de guerre. HK.T 2.000.000 [Ce chiffre me paraît inférieur à la réalité et ne peut servir de moyenne.]

Total HT 586.997.443

ACTIF.

A. Valeur des marchandises exportées. HK.T 338.992.395

B. Valeur des métaux précieux et monnaies exportés. HK.T 21.840.459

C. Excès des exportations sur les importations dans le commerce non évalué par les frontières de terre. HK.T 2.600.000 (?)

D. Dépenses pour les mines, chemins de fer, etc. HK.T 16.000.000

E. Dépenses pour les légations et Consulats étrangers en Chine. HK.T 5.300.000

F. Garnisons étrangères. HK.T 8.600.000

G. Dépenses des navires de guerre étrangers, y compris celles des équipages. HK.T 9.000.000

H. Dépenses des bateaux de commerce et équipages. HK.T 3.000.000

I. Réparations aux navires étrangers. HK.T 12.500.000

J. Dépenses des missions, écoles et hôpitaux. HK.T 10.500.000

K. Dépenses des voyageurs étrangers en Chine. HK.T 6.000.000
L. Envois d'argent des émigrants chinois du dehors. HK.T 77.000.000 (?)
Total HT 511.332.854
Ainsi, en mettant les choses au mieux et dans une période relativement très favorable, la Chine aurait contracté en une seule année au regard de l'étranger une dette de 25 millions de taëls environ, soit près de 80 millions de francs. Cette situation, que l'on peut considérer comme normale, ne laisse pas que de prêter à réflexion.

L'INDUSTRIE.

Les premières tentatives d'introduction des procédés de l'industrie moderne en Chine ont eu une origine gouvernementale. Elles sont dues à l'initiative du fameux Vice-Roi Chang Chih Tung, (lui-même cependant un lettré de la vieille école), qui, après la guerre de 1885 avec la France, comprit la nécessité de donner à son pays l'outillage qui lui faisait défaut. Jusqu'à ce moment l'Empire n'avait eu d'autres établissements industriels que quelques « arsenaux » fondés ça et là, au hasard des bonnes volontés mandarinales. Le plus considérable fut celui de Foutcheou, où notre compatriote Gicquel construisit une petite flotte, anéantie par nos soins en 1885; le plus absurde celui de Kwei Yang, construit au beau milieu du Kwei Tcheou, une des provinces les plus pauvres et les plus difficiles d'accès. Chang Chih Tung honnête homme, mais esprit brouillon et d'ailleurs parfaitement ignorant en dehors des classiques et de la routine du prétoire, éleva à Hanyang, avec l'aide de quelques ingénieurs belges et luxembourgeois (dont l'un, le directeur actuel, M. Rupert est un homme remarquable), une formidable usine métallurgique (hauts fourneaux et aciérie), qui, au moins pour l'argent dépensé, ne connaît point d'égale au monde. Cet établissement, plusieurs fois réinstallé, semble aujourd'hui (1910) marcher d'une manière assez satisfaisante. Il a fourni une grande partie des rails des nouveaux chemins de fer chinois (de médiocre qualité d'ailleurs, m'a affirmé M. Claude Kierfer) et il vend sa fonte jusque sur le marché de San Francisco. Évidemment il aura toujours à souffrir du mauvais choix de l'emplacement initial, perché à l'étroit au milieu de marécages qu'il a fallu remblayer à grands frais, plus avec des dollars que de la terre : éloigné au surplus de tous les centres de production des matières premières. C'est à Ping yang dans le Houpé, disent les experts, qu'on aurait dû le construire, sur un point où l'on aurait trouvé à la fois le minerai, le charbon et le calcaire. A côté de ses hauts fourneaux, Chang Chih Tung établit une fabrique de fusils et de l'autre côté du fleuve à Wuchang des filatures de soie et de coton qui coûtèrent les yeux de la tête et n'ont jamais rien rapporté.

Mais l'ouverture définitive de la Chine au mécanisme ne date que de 1895. Le traité de Shimonoseki, conclusion de la guerre sino-japonaise, contient dans son article VI,

§ 4, les dispositions suivantes :

« Les sujets japonais (et par suite tous les étrangers) seront libres de se livrer à toutes espèces d'industries dans toutes les villes et ports ouverts de Chine et seront libres d'importer en Chine toutes espèces de machines, moyennant le paiement des droits d'entrée stipulés.

« Toutes les marchandises manufacturées par les sujets japonais en Chine seront, sous le rapport des droits de transit et des taxes intérieures, ainsi que des droits et charges de toute nature, comme aussi sous le rapport des facilités d'entrepôt dans l'intérieur de la Chine, soumises au même traitement et jouiront des mêmes privilèges et exemptions que les marchandises importées par les sujets japonais en Chine. »

On s'attendait, au moment de la signature de ce traité, à voir la Chine, si favorisée par la nature et pourvue d'une abondante main-d'œuvre, devenir le théâtre d'un immense développement industriel. Les journaux du temps portent la trace des inquiétudes alors éveillées par le péril jaune et M. d'Estour-nelles de Constant en porta l'expression à la tribune de la Chambre. Cette attente ne s'est pas réalisée. Le développement des industries mécaniques en Chine, quoique réel, est lent et pénible et ne répond pas aux vastes espérances des premiers spéculateurs. Les grandes filatures de soie et de coton fondées à Shanghaï ont eu des années très pénibles à passer. A côté d'elles, des établissements gouvernementaux et des ateliers de réparation des navires, on ne peut citer que quelques minoteries, papeteries, fabriques de ciment, toutes fondations dont la vie est assez précaire. Nous allons essayer de déterminer les causes de cette situation qui, au premier abord, paraît assez surprenante :

1° II est vrai que la main-d'oeuvre en Chine est abondante et bon marché : mais il est non moins vrai que son rendement est inférieur en quantité et qualité à celui de l'ouvrier européen. Le Chinois manque de conscience et de soin; l'appât du travail aux pièces n'agit pas sur lui comme sur l'Européen. L'a peu près, le « chapouto » lui suffisent.

2° Le Chinois s'est montré jusqu'ici parfaitement incapable de la conduite d'une entreprise industrielle quelconque.

3° II est très difficile de trouver un bon directeur européen et un état-major blanc capable et solide.

4° Le vol et le coulage sont toujours énormes et très difficiles à réprimer. Les outils sont mal soignés et manœuvres sans intelligence.

5° Par suite de l'extrême bon marché de la main-d'œuvre courante, les machines souvent ne peuvent lutter contre le travail humain. C'est ainsi que les scieries mécaniques établies à Foutcheou n'ont jamais pu évincer les anciens scieurs de long et ont fini par leur acheter des planches.

6° Les industries naissantes ne sont pas favorisées en Chine comme dans les autres pays par des tarifs protecteurs. Au contraire celles qui sont établies dans les ports ouverts sont traitées comme étrangères.

7° L'industrie chinoise souvent n'est pas mieux placée que ses rivales au point de vue des approvisionnements. Il en est ainsi par exemple pour le coton qu'elle est obligée de faire venir en

grande partie de l'Inde, de l'Amérique et de l'Egypte.
8° Les transformations incessantes nécessitées par le progrès du machinisme sont beaucoup plus difficiles à suivre pour des industries naissantes, de faible production et de maigre capital. Beaucoup d'installations manufacturières de Chine sont déjà arriérées.
L'avenir apprendra d'ailleurs si ces causes d'infériorité ne peuvent s'atténuer. [Clau4]

1948.6 Claudel, Paul. *Sous le signe du dragon* [ID D3550]. (6)

CHAPITRE VII

LES FINANCES ET LA MONNAIE

§ I. LES FINANCES.

Nous avons souvent insisté dans les chapitres précédents que le Gouvernement, jusqu'ici en Chine, a été moins une administration qu'un système d'exploitation, dont les fonctionnaires ne sont que les soumissionnaires patentés. Il serait donc vain de chercher rien qui ressemble à un budget : parmi les nombreuses réformes auxquelles les caprices de la mode donnaient une vogue momentanée, celle-ci parut toujours une des moins goûtées, bien qu'elle fût la condition de toutes les autres, une de celles qui heurtaient le plus d'intérêts et se heurtaient elles-mêmes au plus de mauvaise volonté. Cependant, en nous aidant des travaux remarquables qui ont été publiés au cours de ces dernières années par MM. Parker, Jamieson et Morse, nous allons essayer de nous rendre compte, d'une manière certes bien vague et bien insuffisante, de ce que sont chaque année les ressources et les besoins de l'Empire.

Pour bien comprendre la valeur des chiffres avarement avoués par les rares documents officiels que ces auteurs ont pu consulter, il ne faut pas oublier qu'ils déterminent des contributions fixes et en quelque sorte forfaitaires dont les agents de perception assument la charge. Souvent l'emploi de ces fonds est prévu au moment de leur répartition, qui doit être assurée par le fermier lui-même. « Une province par exemple est taxée à 500.000 taëls pour sa contribution annuelle sur les likins. Elle reçoit l'ordre d'envoyer directement 100.000 taëls au taotaï de Shanghaï pour le service de la dette étrangère, 50.000 taëls au même fonctionnaire pour le compte des légations à l'étranger, 200.000 au Honan pour le fonds contre les inondations du Fleuve Jaune, 50.000 taëls pour les réparations aux fortifications de la Province, 50.000 taëls à Pékin pour la maison de l'Empereur et 50.000 autres taëls pour la réparation des tombes impériales » (Morse). On voit combien un pareil système de trésorerie facilite l'ordre et le contrôle! Toutes ces taxes, celles qui sont indiquées sur le papier et celles beaucoup plus nombreuses qui font l'objet avec l'amodiataire principal de Pékin d'un marchandage de gré à gré, une fois fixées, le percepteur se débrouille et s'arrange fort bien pour que l'opération financière dont il prend l'entreprise ne se termine pas pour lui par une perte. Les appétits légitimes satisfaits, personne ne met le nez dans sa comptabilité. C'est à lui de s'arranger avec le troupeau qu'il tond pour respecter les usages et pour éviter les clameurs.

D'ailleurs à tout regard trop curieux la complication inextricable des changes, dont nous essayerons de donner une idée dans la seconde partie de cette étude, suffirait à opposer un obstacle invincible. « Prenons par exemple le cas tout à fait ordinaire d'une somme perçue dans le Kiangsou et destinée à servir de subside à la province de Kansou. La taxe sera fixée en taëls du Trésor, e'ie sera payée en taëls locaux; le résultat sera converti en Tsaoping taëls pour l'envoi à Shanghaï; puis de nouveau on aura à acquitter les frais de change en Tsaoping taëls de la traite sur le Kansou; puis conversion en taëls du Trésor pour l'état de comptes avec le Kansou, puis en taëls locaux pour le dépôt dans une banque, puis de nouveau en taëls du Trésor pour les comptes avec la Trésorerie Impériale, et de nouveau en taëls locaux et en sapèques pour les paiements aux particuliers. Soit neuf transactions dont chacune en dehors du péage légal de 1/2 ou 1 % laisse de nombreuses chances à des artifices de comptabilité. [Morse (Directeur de la Statistique des douanes impériales maritimes), The Trade and Administration of thé Chinese Empire]. » Deux sources de revenus seules peuvent être considérées comme strictement impériales : les tributs, et les recettes des douanes maritimes. Toutes les autres ont le caractère de reliquats versés au Trésor après solde des frais de perception et de toutes les dépenses de l'administration locale [Morse].

Nous chercherons à évaluer, avec l'aide des écrivains que nous venons de citer, en premier lieu quel est actuellement (1910) le revenu utile de l'Empire, celui qui entre réellement dans les caisses et qui est réellement employé aux besoins d'un service public; en second lieu quelle est la somme réellement débouisée par le contribuable.

D'après un document officiel publié par M. Parker [I. China — Past and Présent], les recettes de l'Empire se répartissent comme il suit :

T.

1. Taxe foncière (payée en argent). 25.887.000
2. Tributs (représentés ou non en argent). 7.400.000
3. Douanes indigènes. 4.160.000
4. Gabelle du sel. 12.600.000
5. Taxes diverses 3.856.000
6. Douanes maritimes (1905). 35.111.000
7. Likins sur les marchandises et l'opium. 15.890.000

Total : T. 104.904.000

De ces chiffres celui qui est attribué aux douanes maritimes, entièrement contrôlées par une

administration étrangère, est le seul qui présente des garanties à peu près rigoureuses d'exactitude. C'est d'ailleurs le revenu de ce service qui a servi à gager les premiers emprunts étrangers souscrits par la Chine.
Quant aux autres chiffres, on peut dire qu'ils ne représentent qu'une portion minime, un dixième au plus, des sommes réellement versées aux agents du fisc par les contribuables.
La taxe foncière était autrefois la principale source des revenus de l'État, et il y a cent ans elle représentait encore près des deux tiers des recettes. Elle a été établie à son taux actuel par la dynastie mandchoue, à un moment où celle-ci avait intérêt à se concilier la bienveillance de ses nouveaux sujets. De là sa modération, de là aussi le fait que dans les cédules dressées les provinces éloignées sont beaucoup plus ménagées que celles qui sont rapprochées de Pékin. En 1713 l'Empereur publia un décret aux termes duquel l'impôt foncier par tout l'Empire serait dorénavant arrêté d'une manière fixe et immuable pour tous les temps à venir au total de ladite année. C'est donc le cadastre et le tarif de 1713 qui, en principe, servent encore aujourd'hui de base à la taxation de la terre chinoise. Mais bien entendu ils ne fournissent qu'un cadre, à une toile qui peu à peu par les soins du fisc s'est colorée d'une riche peinture.
Les achats de terrains auxquels se livra le Syndicat du Honan entre 1901 et 1904 par l'intermédiaire de M. Jamieson, ancien Consul général d'Angleterre, et dont celui-ci a publié les résultats dans son livre Land Taxation in the Province of Honan éclairent le sujet de lumières assez vives. D'après les chiffres officiels fournis par les autorités locales au Syndicat qui avait à opérer des achats importants de terrains miniers, la taxe foncière dans un premier cas, avait subi des « accrétions parfaitement régulières et légales », pour change et frais de perception de 71 %, tandis que le tribut des graisses subissait de son côté une accrétion de 220 % ; dans un second cas l'accrétion était de 82 % et pour le tribut des grains de 210 %. Si ce taux « officiel » est en vigueur comme il est probable, pour toute la Province, M. Jamieson calcule qu'à elle seule, celle-ci payerait, sur pièces, aux agents du fisc une somme qui n'est pas inférieure à 28 millions de taëls, soit le chiffre indiqué, sur le tableau reproduit plus haut, pour l'Empire tout entier. Mais en fait, on doit admettre que le cultivateur chinois paye une somme bien supérieure à celle imposée sur des papiers administratifs à une puissante Société européenne; et l'on reste dans les limites de la plus sobre vraisemblance en admettant que les chiffres de M. Jamieson, pour répondre à la réalité, doivent au moins être triplés ou quadruplés. Cependant, même en s'en tenant aux chiffres des tableaux officiels et à l'évaluation la plus modérée des termes imposables du Honan, on arriverait encore pour l'impôt foncier de cette province au chiffre de T. 6.969.050. Sur les mêmes bases le rendement de l'impôt pour tout l'Empire serait de T. 102.461.852. « Mais en fait et en estimant la superficie totale de tous l'Empire à 2.400.000, moins j'estime, dit M. Jamieson, que le montant total de la somme payée par les contribuables n'est pas inférieur à T. 450 millions (un milliard et demi de francs). Dans le mémoire adressé par Sir Robert Hart au Gouvernement chinois pour lui recommander certaines réformes fiscales, les mêmes chiffres sont à peu près atteints, quoique par une autre voie ».
Ainsi sur un revenu de 450 millions de taëls, moins d'un quart parvient effectivement au Trésor pour y être employé au service de l'État, — et encore sous les restrictions que nous verrons au chapitre des Dépenses !
Tribut. - Le tribut consiste en principe dans les envois en nature (grains, cuivre, fourrures, thé, soie, etc.) que les différentes provinces faisaient autrefois au Gouvernement de Pékin et dont l'expédition constitua longtemps le principal trafic du Grand Canal. La plupart de ces tributs sont aujourd'hui payables en argent. Nous avons vu au paragraphe précédent quelques exemples des énormes augmentations que les anciens chiffres ont subies. M. Morse cite un autre cas, également constaté par une quittance officielle, dans lequel le principal de cet impôt a été grevé de cinq fois et demie de sa valeur.
Douanes intérieures.
Les mêmes majorations, s'élevant parfois à 10 pour 1 ont été constatées dans les douanes indigènes, depuis qu'à la suite des traités de 1900, certaines d'entre elles, la douane de Tientsin par exemple, ont été confiées à une administration européenne.
Sel. - Le régime du sel qui constitue un monopole de l'État et qui a toujours été considéré, ainsi que dans tous les pays à vaste domaine continental comme une espèce de monnaie, est en Chine très divers, très obscur et très compliqué. On peut prendre comme exemple la gabelle du Yangtze dite Hwai, dont le chef est le Vice-Roi de Nankin, à la tête d'une armée de percepteurs et de contrôleurs. La production, le transport et la vente sont entre les mains des particuliers moyennant patentes émises par l'administration. Le montant payé à titre d'impôt par les consommateurs est d'environ T. 2,67 par picul. En prenant ce chiffre minimum comme base et en évaluant la consommation de la Chine à la même quantité que celle de l'Inde, soit 243 millions de piculs, on voit que les contribuables payent sur ce chapitre une somme.

Divers.- La nomenclature de ces impôts, dont le nombre a considérablement augmenté depuis 1900 et dont les uns sont d'État, les autres purement locaux, ne peut guère être donnée complètement. L'un des plus importants est le droit d'enregistrement sur les mutations de propriété. D'après les prix que le Syndicat du Honan a dû payer et en estimant que la propriété change de mains tous les soixante ans, M. Jamieson évalue le revenu total de cet impôt à 2 millions de taëls. Le chiffre porté sur les tableaux officiels est 200.000 taëls !

Likins. - Nous avons vu les conditions dans lesquelles s'est étendu à toute la Chine, après la guerre des Taïpings, le réseau aux mailles de plus en plus serrées des likins. La somme qui revient de ce chef au Trésor impérial est fixée dans le tableau donné plus haut (y compris les droits sur l'opium indigène) à T. 13.890.000. En ce qui concerne les perceptions réellement opérées, les évaluations les plus élevées risquent de rester au-dessous de la vérité. Mais les quittances et documents font défaut. En un cas particulier cependant une station de likin donna un reçu de T. 4 pour 12.000 sapèques (1 taël= 1200 sapèques environ) expliquant que ces 12.000 sapèques étaient la représentation des 4 taëls, une fois parvenus à Pékin! M. Parker estime les adjonctions à faire au chiffre officiel à 162 %, ce qui porterait le chiffre total perçu à T. 42.537.320. Chiffre certainement encore inférieur à la réalité.

DÉPENSES.

Le tableau auquel nous avons déjà emprunté les chiffres des recettes du Trésor impériales, donne pour les dépenses ceux qui suivent :

T.

1. Numéraire envoyé à Pékin. 9.131.000
2. Grain (ou son équivalent en argent) et frais de transport. 5.780.000
3. Défense des frontières. 5.415.000
4. Fonds général de l'amirauté. 1.450.000
5. Armée, marine et fortifications. 25.200.000
6. Arsenaux. 3.385.000
7. Fleuve Jaune et autres commissions d'entretien. 1.389.000
8. Frais des Douanes maritimes et entretien des phare. 3.042.000
9. Douanes indigènes. 370.000
10. Diverses caisses de Pékin. 3.842.000
11. Fonds de développement des chemins de fer. 550.000
12. Subsides impériaux pour l'administration provinciale. 34.042.000
13. Intérêts et amortissements des emprunts étrangers. 42.000.000

Total : T. 135.696.000

Comme on le voit, les dépenses sont supérieures aux recettes de T. 30.792.000, ce qui, dès le premier abord, indique une certaine élasticité dans les budgets chinois!

Quant au montant exact des sommes réellement dépensées, il est impossible de s'en faire une idée. Les chiffres donnés plus haut ne tiennent aucun compte des énormes accré-tions que nous avons signalées (en partie régulières et légales) et qui servent pour la moindre portion aux besoins des administrations locales, et pour la plus grosse à ceux des administrateurs. D'autre part les observations suivantes de Parker sont toujours exactes :

« La tâche de déterminer le montant à ce jour des dépenses pour chaque chapitre n'est rien moins que facile, car tous les procédés de perception et de comptabilité en Chine semblent avoir été arrangés de manière à présenter autant de recoins, de détours, et de complications que possible, de sorte que l'argent, rencontrant sur son chemin tant d'obstacles, ait plus de chances de s'arrêter avant de parvenir à sa destination nominale. Ainsi il y a des frais prévus pour la fonte, pour l'usure, pour le transport, pour l'escorte, pour le « riz » des fonctionnaires qui le reçoivent, pour les poids locaux, les fournitures de bureau etc. Autant de charges (et nous en avons vu le nombre), autant d'occasions de « squeezes ». Puis il y a à tenir compte des avances et des arriérés, des prêts à d'autres Provinces, des prélèvements pour les besoins immédiats, tels que famines, guerres, emprunts étrangers, mariages impériaux, funérailles, jours de fête etc. Les remises de taxes causent beaucoup de désordre car ceux qui ont déjà payé ne revoient jamais leur argent, tandis que les agents de perception ont une merveilleuse occasion de tripoter en se servant de la date de remise qu'ils avancent ou retardent à leur gré. »

Du court exposé que nous venons de faire découlent les conclusions suivantes :

1° Les ressources financières actuelles ou potentielles, de la Chine, sont considérables et suffiraient à faire face soit à d'importants emprunts étrangers, soit à un vaste programme de travaux publics et de réformes, tel que celui que suggérait Sir Robert Hart;

2° Ces ressources sont actuellement, pour la majeure partie, dévorées, sans aucun profit pour le pays, par une prodigieuse armée d'oisifs et de parasites, qui tous naturellement sont intéressés au maintien d'un état de choses si favorable pour eux;

3° L'état de désordre et de chaos des finances chinoises est en grande partie la conséquence de la mauvaise circulation monétaire qui empêche l'argent de courir aisément d'un bout à l'autre du pays et l'oblige à se résorber sur place;

4° II ne faut pas oublier, chaque fois qu'un nouvel impôt est établi en Chine, que le montant réellement perçu est huit ou dix fois supérieur à celui qu'indiquent les tableaux officiels. De là la haine excitée contre les étrangers par toutes les mesures fiscales auxquelles le règlement de la guerre des Boxers a servi de prétexte.

§ 2. LA MONNAIE.

On parle souvent de la Chine comme d'un pays à étalon d'argent. C'est une manière de s'exprimer très inexacte. Il faut dire que la Chine est un pays à monnaies multiples sans aucun étalon de valeur fixe et absolue.

Cette notion si étrange pour nous, habitués que nous sommes aujourd'hui à la simplicité presque abstraite des échanges, se comprend cependant dans un pays où la monnaie, d'usage d'ailleurs récent du moins en tant que véhicule de sommes élevées, dépourvue d'ailleurs de toute valeur légale ou fiduciaire, n'est qu'une denrée comme une autre. Sa forme et son pouvoir d'achat varient donc suivant les régions et les besoins. Que l'on se rappelle la condition de notre système de mesures avant la Révolution, alors que chaque province avait la sienne, que chaque marchandise pour ainsi dire comportait ses divisions propres de capacité et de poids. Cette même variété existe encore en Chine pour la monnaie. L'esprit oriental s'est jusqu'ici refusé à comprendre la nécessité d'une unité de valeur commune et abstraite. De même que l'on combine des moyens de transport différents suivant la nature de la marchandise que l'on fait voyager, celle des lieux qu'on traverse et la distance qu'on doit parcourir, de même pour la circulation des valeurs le Chinois utilise des véhicules différents et qui n'ont entre eux que des rapports changeants et arbitraires. Comme on se sert tour à tour du cheval, de la brouette, du sampan et du portefaix, il y a en Chine une monnaie de gros et une monnaie de détail, une monnaie de vente et unemonnaied'achat, une monnaie pour la ville, pour l'extérieur et pour l'étranger, une monnaie comptant et une monnaie à terme, et, comme dans tout marché il y a un vainqueur et un vaincu, une monnaie qui permette d'accentuer la victoire ou au contraire de sauver la face de la partie défaite, d'ouvrir jour à mille multiples et délectables pactes et stratagèmes, en un mot de constater pratiquement la balance des forces opposées.

Entre toutes ces monnaies existe une échelle de changes toujours variable et qui permet au Chinois d'exercer cette passion de « 1'écorniflage » dont nous avons donné d'autres exemples. A chacune de ses transformations, l'argent laisse un peu de sa substance aux ongles avides qui s'y attachent. Tout Chinois d'ailleurs est né changeur, et jongle, rapide et imperturbable, avec des décimales qui se rapprochent de l'infini. Le mendiant qui achète quelques pépins de melon torréfiés connaît le cours de la sapèque réelle par rapport à la sapèque fiduciaire. Le boy qui est chargé de payer les autres domestiques réalise un bénéfice d'escompte en se procurant du papier chez le changeur.

Monnaie de cuivre.

La monnaie véritablement nationale de la Chine, celle que jusqu'à ces temps derniers on trouvait la même sur toute l'étendue du territoire et qui servait de base à toutes les transactions, c'est la pièce de cuivre, d'une valeur inférieure à celle de nos anciens liards que nous appelons sapèque et les Anglais cash. Tout le monde a vu ces belles pièces marquées de quatre caractères, qui sont rondes avec un trou carré au milieu (pour représenter l'union du ciel et de la terre, du yang et du yiri). Leur nombre immense autrefois s'est aujourd'hui bien réduit. On s'est aperçu en effet, en premier lieu, qu'à la suite des cours élevés atteints par le cuivre, leur valeur réelle dépassait leur valeur nominale, en second lieu, qu'à raison de leur mauvais raffinage les pièces antiques contenaient une certaine proportion d'argent et d'or. Aussi l'ancienne sapèque disparaît-elle rapidement et se trouve-t-elle remplacée par un mauvais jeton de zinc ou de plomb. C'est une cause de grandes souffrances pour le peuple, car cette poussière de monnaie lui permettait d'acheter les doses quasiment infinitésimales de marchandises qui suffisaient à ses humbles plaisirs et à l'entretien de sa pauvre vie, une petite pipée de tabac, deux morceaux de canne à sucre, un mince gâteau. Aujourd'hui, à part quelques tentatives isolées, les monnaies impériales ne frappent plus que des cents de cuivre. Le cent est en théorie la centième partie du dollar (1 = 2,20 environ). Mais par suite des bénéfices que les premières opérations de frappe procurèrent, on les étendit démesurément et le cent avili tomba au-dessous du rapport de 155. Ces variations de change ont causé le plus grand dommage au commerce, spécialement dans le Nord de la Chine.

L'unité de mesure, pour les sapèques, telle qu'on les trouve chez tous les marchands, enfilés par longues guirlandes de dix, est la ligature ou tiao. Bien entendu ce chiffre de dix est purement idéal et varie suivant les régions. Ce qui manque représente le prix de la ficelle, le bénéfice du changeur, etc...

Monnaie d'argent.

L'ancien principe chinois, qui d'ailleurs prévaut encore aujourd'hui, est que l'argent n'est pas une monnaie, c'est une denrée. L'unité d'après laquelle on la débite n'est pas une unité de valeur, c'est une unité de poids, le taël (du malais tahel et de l'indoustani tola) que les Chinois appellent liang. Cet argent brut se trouve chez tous les banquiers en lingots qui affectent vaguement la forme d'un soulier. De là le nom de shoe ou sabot que lui donnent les Anglais. L'autre nom, sycee, est la prononciation cantonaise du terme hsisze (argent pur). Le lingot nominal pèse environ 50 taëls. Le lecteur pourra se faire une idée de cette monnaie barbare en allant au Louvre et en regardant l'étalon en airain du talent de Milet que les vainqueurs de la ville ionienne emportèrent à Suze et que M. de Morgan a découvert dans ses fouilles. La teneur en argent pur de cette masse est certifiée par un « bureau d'essai », selon

les méthodes rudimen-taires du creuset et de la pierre de touche. Elle varie, suivant les régions de 980 à 992 %. (Dans ces dernières années de notables détériorations ont été constatées.)
Dans beaucoup de régions de la Chine, le lingot d'argent sert même aux paiements de détail. Le voyageur le transporte avec lui et coupe dedans suivant ses besoins comme dans du saucisson.
Il existe en Chine trois taëls ayant une valeur générale pour tout l'Empire et un nombre qui ne peut guère être calculé (M. Morse en compte près de 270) de taëls locaux. Chacun de ces taëls diffère de l'autre par le poids et par le titre.
Les trois taëls qu'on peut appeler impériaux sont le Haikwantaël (taël de la douane) le Kuping (taël des impôts) et le Tsaoping (taël du tribut). Ils ont bien entendu, une existence purement idéale et se caractérisent uniquement par la plus ou moins grande quantité de monnaie locale qu'il faut verser à la banque pour en obtenir la représentation.
Cependant par la pratique courante les Chinois n'ont pas été sans s'apercevoir rapidement de l'avantage que présentaient les pièces européennes. Nous avons vu que dès la fin du xviii6 siècle, ils commençaient à importer les pièces espagnoles, dites Carolus, que l'on trouve encore aujourd'hui en usage dans la vallée du Yangtze. Puis vinrent les piastres mexicaines encore aujourd'hui très répandues. Mais, toujours méfiant, le Chinois n'a jamais accepté de donner à ce petit disque d'argent une valeur purement fiduciaire. C'est pour lui un jeton qui n'acquiert sa valeur définitive que par l'endos d'une banque. (Dans toutes les banques et maisons de commerce existent des sonneurs de monnaie ou shroffs, qui, d'un rapide tintement, éprouvent la valeur des pièces qui entrent dans la caisse.) Cet endos est donné, soit par un lambeau de papier, soit par une marque à l'encre de Chine, soit, comme dans les ports du Sud, par un poinçon. La pièce prend alors le nom de « chop dollar ». Les poinçons finissent par tellement se multiplier et se superposer qu'à force d'être garantie la valeur de l'écu est endommagée. La pièce, creusée, informe et comme grignotée par mille dents acérées est envoyée à la fonte.
A côté des pièces que je viens de décrire, on trouverait dans les grands sacs de paillasson qui contiennent les trésors des banques des piastres anglaises de Hongkong et de Singapour, des yens japonais et quelques dollars de frappe indigène, bien que ce numéraire soit toujours regardé avec méfiance.
En revanche la monnaie divisionnaire, composée uniquement de pièces de 20 cents et de 10 cents sort exclusivement des établissements impériaux. Bien entendu entre le dollar et les pièces divisionnaires il existe un change au détriment de ces dernières.
Entre les différentes places de Chine les changes varient, non seulement suivant la valeur intrinsèque des monnaies, mais suivant la situation des marchés par rapport l'un à l'autre et suivant le plus ou moins d'abondance des contreparties.
Monnaie de papier.
Pendant toute une période de son histoire, sous la dynastie mongole des Yuan et sous les premiers Ming, la Chine a connu une monnaie de papier ayant cours par tout l'Empire. Marco-Polo en parle avec admiration. [Au moment du second pillage du Palais d'Été, des soldats, renversant une statue de Bouddha, trouvèrent sous le socle tout un paquet de ces banknotes antiques.] Cette pratique causa de grands abus et finit par être abandonnée. Aujourd'hui, en dehors des traites émises par les marchands, il existe deux espèces de valeurs-papier, indigènes et étrangères. Les premières sont des billets à quelques jours de vue émis par les banques indigènes et dont le rayon d'emploi varie suivant l'importance de l'établissement qui les a émis. Les autres billets, payables à vue, sont émis par les banques étrangères, chaque coupure représentant un nombre plus ou moins grand de dollars locaux, variant de 10 à 100. Les billets n'ont de valeur que pour le port ouvert dont ils portent le nom, et sont soumis dans les autres ports, même ceux où la banque a une succursale, à un change onéreux. Pratique qui lui vaut l'abondante malédiction des infortunés et ignorants globetrotters.
Sur ces bases mouvantes et disparates s'élève l'énorme et hasardeux édifice du crédit. Car il est surprenant de voir l'importance des opérations de toutes natures dans lesquelles le spéculateur indigène n'hésitera pas à s'engager avec un capital insignifiant. Il ressemble au cuisinier son compatriote qui fait toute une cuisine compliquée sur un seul mauvais fourneau de terre.
Cet état vraiment chaotique de la monnaie chinoise que nous venons de décrire offre naturellement poui le commerce européen les plus graves inconvénients. D'une part il le bloque complètement dans les ports dits ouverts et lui interdit les échanges directs avec l'intérieur. D'autre part dans ses relations avec l'étranger, il l'expose au danger toujours présent des dénivellations de change les plus brusques et les plus déconcertantes. On joue à Shanghaï sur la hausse et la baisse du dollar comme on jouerait aux petits chevaux. Naturellement on a souvent cherché le moyen de remédier à cette situation désastreuse et différents plans ont été proposés, mais aucun ne répond aux difficultés presque inextricables de la situation. Il ne s'agit pas en effet de raccorder un système monétaire à un autre, il s'agit d'en créer un de toutes pièces, de substituer à la circulation lente et pour ainsi dire capillaire du métal la course

rapide et à longue portée du crédit. C'est la vapeur et l'électricité qui doivent remplacer le sampan et la brouette. Le succès de cette entreprise ne sera pas l'œuvre d'un jour !

Pour donner une idée des difficultés de la situation et pour résumer en même temps les pages qui précèdent, je ne crois pouvoir mieux faire que de traduire ici les conclusions par lesquelles M. Morse termine son excellent chapitre sur The Currency.

« En Chine la monnaie est comme une pyramide au sommet de laquelle se trouve le poids pur et simple, au milieu une combinaison du poids et du jeton fiduciaire, et à la base une pièce qui se suffit à elle-même et ne reçoit support d'aucune des autres unités de la série comme elle ne lui en fournit aucun. Au sommet est le taël (disons l'once, pour mieux nous faire comprendre), suivant lequel les paiements sont faits exactement à la manière dont on livrerait des barres d'argent. Puis vient le dollar qui n'a pas cours en tant que pièce, et dont les spécimens venant des fabriques indigènes ne portent même pas le nom « yuen » ou dollar, mais seulement l'indication : 72 centièmes de i taël; cette inscription ne suffit d'ailleurs nullement à leur donner une valeur proportionnelle fixe; leur change avec le taël, gouverné par la loi de l'offre et de la demande, varie dans une limite de 5 à 6 %. Puis viennent les monnaies divisionnaires d'argent (fractions de dollars), également soumises à un change qui varie de 95 à 100 cents pour un dollar. Puis le « cent » de cuivre, marqué à certaines monnaies pour une valeur d'un centième de dollar, à d'autres pour 10 sapèques, mais qui n'a aucune corrélation pratique avec le dollar : qu'on le prenne du côté dollar ou du côté sapèque il ne représente guère jamais plus que la moitié de sa valeur. Enfin vient la sapèque qui est la monnaie du peuple. Dans cette série de monnaies indépendantes, où chaque unité se trouve dans un état d'équilibre instable, sans nulle fixité ni en elle-même ni par rapport aux autres unités, on veut maintenant que la Chine introduise un ordre uniforme et systématique et donne au numéraire qu'elle adoptera un cours légal, alors que la Chine ne comprend et n'a jamais rien compris aux valeurs fiduciaires et fait de toute pièce de métal précieux un objet d'échange et de marchandage. Par où va-t-elle commencer ? Va-t-elle prendre la pièce fondamentale, la sapèque, avec sa valeur actuelle de la dix millième partie d'une livre sterling et construire dessus son édifice ? C'est la manière de faire qui semblerait la plus naturelle si l'on considère avant tout la nécessité et le bien-être de cette patiente et industrieuse population, où des familles entières vivent pour deux sous par jour et dont l'existence dépend en grande partie du maintien de cet atome de monnaie. Ou considérera-t-elle avant tout l'intérêt plus vaste de ses échanges internationaux et du puissant corps de négociants et de banquiers qui distribuent les marchandises à travers l'Empire ?

« Quelles sont donc les classes de la population qui bénéficieraient d'une réforme de la monnaie dans un sens unitaire? Au premier rang il faut mettre le marchand étranger qui a un besoin urgent d'un change fixe entre l'or et l'argent et pour cela d'une unité monétaire également fixe. Puis viennent les banques étrangères qui peuvent mettre en balance de leurs profits actuels, résultant du nombre des changes et de leurs fluctuations, les avantages qui résulteraient pour elles d'un commerce florissant grâce à l'emploi d'une monnaie unique et saine. Le Gouvernement chinois sera heureux d'une mesure qui lui permettra d'arrêter d'une manière fixe le montant de l'indemnité qu'il doit verser chaque année aux Gouvernements étrangers : et, administraivement parlant, il sera sensible aux avantages que présente une monnaie uniforme, au point de vue de la perception des recettes et de leur emploi. Mais là s'arrête notre liste. A ces exceptions près, tous les intérêts existants seront contre la réforme. Les membres du Gouvernement, en tant qu'individus, depuis le ministre d'État jusqu'au plus humble secrétaire d'un magistrat de district, lui offriront une opposition plus ou moins avouée, mais résolue. Le percepteur entouré de sa troupe de recors et de clients, appuyé de toutes les familles jusqu'à la troisième et quatrième génération qui vivent de l'argent qu'il grappille, luttera avec la dernière énergie contre l'obligation qu'on veut lui imposer de verser au Trésor la somme exacte qu'il aura reçue du contribuable. Le corps puissant des banquiers chinois n'acceptera le changement que s'il est bien convaincu d'y trouver des avantages. Les compradors et les shroffs, tout le peuple des manieurs d'argent s'opposeront désespérément à toute mesure qui réduirait leurs privilèges et leurs profits. Le marchand indigène qui cependant réalisera d'énormes profits par la simplification de la monnaie sera hostile à cette réforme qui ne lui permettra plus des marchandages dont il espère toujours être le bénéficiaire. Enfin le prolétaire lui-même accueillera sans enthousiasme une réforme qui le priverait de son principal plaisir : car le plus humble couli qui gagne dix sous par jour pour un travail pénible sacrifiera sans hésiter une heure de son temps afin de se procurer par le change l'équivalent de dix minutes de travail ».

Le tableau semble en effet effrayant, et cependant vers 1840 on en a fait de non moins redoutables de tous les intérêts coalisés contre l'établissement des chemins de fer. Malgré tout, je crois que la simplification graduelle du change sera une conséquence forcée d'une circulation désencombrée, de la rapidité nouvelle et de l'intensité des échanges. Dans quelle mesure le Gouvernement chinois, qui, par le traité Mackay et par le récent emprunt dit des Quatre Puissances, s'est engagé à entrer dans la voie

des réformes, pourra-t-il agir efficacement, c'est ce qu'il est difficile encore de prévoir. Avant de se préoccuper de régler ces changes avec l'étranger, le premier soin de la Chine devrait être de se faire une monnaie nationale et de lui donner l'uniformité et la stabilité. A mon avis la base du système à adopter devrait être le poids. Il faudrait que sur toute l'étendue du territoire de l'Empire, on constituât des dépôts d'argent ayant un titre uniforme et qu'à tous les moments de l'année, sur tous les points du pays, tout détenteur d'un dollar ou d'un billet au porteur fût assuré de pouvoir retirer la même quantité du même métal. Ce seul progrès qui serait énorme est la condition de tous les autres.

CHAPITRE VIII
LA POSITION ACTUELLE DES PUISSANCES

Comme nous le disions à la fin du chapitre V de cet ouvrage, la crise de 1900 a fait paraître un double résultat dont l'expression semble contradictoire. D'une part elle a fait éclater l'impuissance du Gouvernement Impérial au regard des Puissances et pour ainsi dire l'état de minorité du Gouvernement Impérial, n'ayant dû son maintien qu'à l'acceptation des conditions qui lui étaient dictées par les étrangers. D'autre part elle a manifesté solennellement, comme par une espèce de déclaration publique, l'impuissance des États de l'Occident à s'entendre pour imposer à leur pupille une réforme qui prévoit les convulsions comme celles dont les Légations venaient d'être victimes. De là le nouveau classement des Puissances qui s'est depuis lors opéré. Dans le premier groupe je placerais les.Puissances que j'appellerais le Conseil de famille du Vieillard Jaune, et qui, sans cesse attentives à sa succession future, cherchent, au mieux de leurs intérêts et même de ceux de leur malade, à lui vendre la sagesse, à lui inspirer quelques désirs d'amendement et d'hygiène politiques, à devenir à la fois ses mentors et ses fournisseurs. [De ce groupe font partie l'Angleterre, la France, l'Allemagne et les États-Unis : les « puissances » signataires des derniers emprunts.] D'autre part les Puissances qui n'ont aucun intérêt à voir le malade guérir et qui sont désignées par la nature et par les faits comme prétendant à une part plus ou moins large de ses possessions : ce dernier groupe est formé de la Russie et du Japon. Nous allons essayer de déterminer quel est au jour actuel la position au regard de la Chine de chacun des États que nous venons de nommer.

Pendant de longues années, jusqu'à la période qui suit la guerre sino-japonaise, l'Angleterre eut en Chine un ascendant incontesté. C'est sa flotte qui avait ouvert l'Empire aux nations, c'est son armée avec celle de la France qui avait forcé les murs de Pékin, c'est un de ses soldats, Gordon, qui avait abattu l'insurrection triomphante. Un de ses nationaux, Robert Hart, prenait la direction des douanes, dont le personnel était aux quatre cinquièmes britannique. Presque tout le commerce, tout le cabotage à vapeur se trouvaient entre ses mains. La population des ports ouverts était composée presque exclusivement des sujets de Sa Gracieuse Majesté. Enfin le grand port maritime et militaire de Hong-Kong était le seul entrepôt et la seule citadelle que l'Europe possédât dans les murs de Chine. Cette situation s'est aujourd'hui grandement modifiée. Le commerce extérieur n'est plus uniquement entre les mains des Anglais, dans certains ports les maisons américaines, allemandes eu japonaises les contrebalancent en importance et en clientèle. L'indigène a chassé les étrangers des petits ports et les bloque étroitement dans les grands. La navigation où sévit une concurrence effrénée, soutenue par des subventions d'État ne rapporte plus de bénéfices. Certains articles hier considérés comme des « staple products » hier le thé, demain l'opium prennent une place de plus enpluslimitée dans les statistiques. Dans certaines branches où la Grande-Bretagne se considérait comme maîtresse exclusive, par exemple les tissus et filés de coton, la concurrence indienne, japonaise et américaine se fait de plus en plus apparemment sentir. Si au point de vue économique et surtout dans l'enceinte des grands ports ouverts, le Royaume-Uni occupe encore une situation prépondérante, il le doit en premier lieu à ses banques, dont l'une, la Hongkong et Sh'i B'g Co est une admirable institution dirigée par une longue suite d'hommes de premier ordre; en second lieu aux propriétés foncières que ses négociants arrivés les premiers ont pu acquérir dans des conditions excellentes et qui ont bénéficié ainsi des énormes plus-values survenues ultérieurement, en même temps qu'ils s'assuraient les meilleurs emplacements [Les plus grands propriétaires fonciers des ports ouverts ne sont pas des Anglais de pure race, mais des marchands d'opium juifs, originaires de Bagdad, les Sussoon.] Au point de vue politique les modifications d'équilibre se montrèrent encore plus profondes. L'Angleterre en 1895 et dans les années suivantes se montra également impuissante à défendre la Chine soit contre l'agression du Japon, soit contre la politique d'extensions territoriales qui fut un instant à la mode parmi les Puissances et à laquelle elle finit par s'associer. Le coup le plus grave porté à son hégémonie fut la cession à bail de Port-Arthur à la Russie et la concession du Transsibérien. La politique anglaise vacillante, incertaine, donna à un moment le spectacle d'une véritable faiblesse. La flotte anglaise esquissa une démonstration contre la Russie, puis se retira sans rien faire, laissant face à face de chaque côté des mers de Corée les deux champions de l'avenir en Extrême Orient dont les forces rivales n'allaient pas tarder à se mesurer. Bientôt la lamentable guerre sud-africaine absorba toutes les forces du pays. L'Angleterre après 1900 se trouvait impuissante à faire prévaloir ses vues et jouait dans le règlement de la guerre un rôle secondaire et effacé. Le conflit russo-japonais lui offrait une merveilleuse occasion de prendre sa revanche et de jouer un magnifique rôle d'arbitrage : elle ne sut pas la saisir. Tout entière à sa rancune et à l'absurde chimère d'une invasion de l'Inde par la Russie, elle ne sut que se jeter dans les bras du Japon et lui servir de second inerte et docile. Jamais l'Angleterre n'aurait dû laisser les choses arriver à ce point, la prise de Port-Arthur lui offrait l'occasion d'une intervention qu'elle aurait dû saisir et qui l'aurait rendue maîtresse de la situation. Elle laissa sans rien faire l'Amérique jouer ce rôle d'intermédiaire, avec quelle incompétence d'ailleurs et quelle maladresse. Elle

se borna à signer avec le Japon un traité d'alliance parfaitement inutile, qui est un aveu de faiblesse et un véritable monument d'imbécillité. C'est le seul mot qu'on puisse employer en lisant la clause (aujourd'hui supprimée) d'après laquelle en cas de besoin, le Japon est requis d'envoyer deux corps d'armée dans l'Inde! En même temps l'Angleterre qui a toujours besoin d'un cauchemar se laissait terrifier par les menaces de débarquement allemand, retirait la plus grande partie de sa flotte des eaux de la Chine et laissait à son allié le Japon le soin de tenir sa place et de défendre ses intérêts. Ainsi affaiblie et déconsidérée, sans prise aucune sur le Gouvernement de Pékin, qui est la condition d'une action politique efficace, l'Angleterre incapable de faire prévaloir ses vues générales, ne joua plus qu'un rôle en quelque sorte suburbain. Grâce à sa position de Hong-Kong, elle domine encore la riche et populeuse région de Canton, qui est peut-être appelée à devenir un jour un état séparé sous son protectorat.

Cette situation momentanément effacée de la Grande-Bretagne peut d'ailleurs être modifiée en quelque mesure, le jour où ce pays prendra une autre vue de la politique internationale.

La France a aujourd'hui en Chine un ordre double d'intérêts, un intérêt financier et un intérêt colonial. Nous ne parlons que pour mémoire de ses intérêts commerciaux, car malheureusement bien que notre pays figure au premier rang des clients de la Chine, ses achats, principalement de soieries se font surtout par l'intermédiaire de maisons étrangères, anglaises ou allemandes. Mais sur les rives de la Mer Jaune comme partout ailleurs nous sommes devenus les grands bailleurs de fonds et les grands acheteurs de papier. Il n'est pas un des emprunts étrangers que la Chine a contractés depuis 1895 dans lequel nous ne soyons intéressés dans une mesure plus ou moins large et suivant des modes plus ou moins directs. De ce grand mouvement d'argent il n'est pas sûr que nous ayons tiré pour notre influence et pour notre industrie tout le parti possible. Sans doute la grande œuvre du Pékin-Hankeou que nous avons engagée, avec un esprit de décision et d'initiative qu'il faut reconnaître, a beaucoup contribué à la diffusion de notre langue : II faut avoir voyagé sur le Grand Central Chine pour se rendre compte des résultats magnifiques qui ont été obtenus de ce côté. (Malheureusement la direction de cette entreprise n'est plus aujourd'hui entre nos mains.) Mais au point de vue industriel, nos établissements de France, dont l'outillage est toujours étroitement limité aux besoins présents, sans aucune vue de l'avenir, sévèrement séparés des banquiers qui ne leur prêtent aucun concours, n'ont pu bénéficier dans la mesure possible des avantages que la diplomatie s'était assurés. Celle-ci a toujours fait ce qu'elle pouvait et plus qu'elle ne pouvait pour que les affaires financières bénéficiassent à notre travail national. Son mérite était d'autant plus grand que ce point de vue était moins partagé. Il faut avoir été mêlé à ce genre de négociations pour savoir ce qu'elles comportent de déceptions et d'écœurement.

Au point de vue colonial, l'occupation de l'Indo-Chine en 1895 n'a pas donné à notre pays le poids dans les conseils de l'Empire qu'a confié, par exemple à la Russie, la construction du Transsibérien. Le Tonkin occupe une position exorbitante à la sphère chinoise : II n'a point pour ainsi dire de contact avec elle, séparé qu'il en est par une vaste région de montagnes et de quasi-solitudes. La construction si coûteuse du chemin de fer du Yunann n'a pas bien sensiblement modifié cette situation. Sans le large budget qui lui serait nécessaire pour s'assurer une clientèle sur ses confins, l'Indo-Chine se borne à assurer ses frontières que ses vues ne dépassent pas. Un voyage que j'ai fait autrefois au Tonkin m'a montré que la Chine y est aussi inconnue qu'en France ce qui n'est pas peu dire. Les quelques tentatives pour la création d'une politique étrangère qui ont été faites du temps de M. Doumer n'ont pas été suivies. Et cependant nous aurions intérêt à regarder parfois ce qui se passe chez nos voisins. Nous pourrions nous éclairer par la vue comparée de leur passé et de leur présent, des dangers d'une instruction d'ailleurs forcément rudiment aire et dérisoire, dispensée à des cerveaux qui ne sont pas faits pour la recevoir. L'Asiatique a toujours admis les conquérants, il est toujours disposé à payer à la force le plus large tribut auquel elle a droit. Mais il demande qu'on ne vienne pas le tracasser dans ses mœurs et ses habitudes. Bien des esprits chimériques et généreux de notre pays devraient à ce propos se pénétrer des paroles du sage Laotzeu que je cite plus haut et qui sont un véritable bréviaire de bonne administration asiatique. « Que vos sujets aient le ventre plein et la tête sans rêves. » Tout est dit en deux mots. Le danger pour toute autorité ne vient que des inadaptés.

Il y a peu à dire de l'Allemagne qui en Chine comme partout ailleurs poursuit surtout, avec l'âpreté et la rudesse qu'on lui connaît, la défense et la promotion de ses intérêts économiques. Il est douteux que l'occupation de Kiaotcheou, opérée si brutalement en 1895, malgré beaucoup d'efforts intelligents, rapporte jamais au Gouvernement Impérial les avantages qu'il espérait en tirer.

Si d'autres nations exercent sur la Chine un ascendant politique plus grand dû à la supériorité de leurs forces matérielles, aucune d'entre elles n'a exercé sur l'âme même de son peuple, grâce à ses missions, une action morale plus profonde que laFrance. Si ce pays est capable d'une transformation, c'est par les missions catholiques qu'elle se fera; des hommes comme le P. Chevalier à Chinkiang. le P. Limons à Nan-King, Mgr. Jaslin ou Mgr. Favier à Pékin, Mgr. Mutel en Corée, jouissent dans toute la région

qu'ils habitent d'une influence et d'une autorité incomparables. Ce sont des conducteurs de peuples. Il n'y a qu'à les voir à l'œuvre pour se rendre compte de ce que devaient être au milieu des Barbares les grands évê-ques des premiers siècles, les Martin et les Boniface.

Depuis le traité de Portsmouth, les États-Unis qui s'étaient plutôt jusque-là tenus à l'écart de la politique chinoise, y ont fait une entrée bruyante et même tapageuse, essayant de reprendre le rôle que l'Angleterre paraît pour un temps abandonner et se posant en champions de la « Porte Ouverte » et de l'indépendance du pays. L'Amérique tire son intérêt à la Chine autant du gros chiffre de son commerce qui ne fait que s'accroître de jour en jour, bien que placé en d'autres mains que celles de ses nationaux, que de l'importance incontestable qu'a pour elle dans l'avenir « l'Inde du Pacifique ». Jusqu'ici ses vues nouvelles se sont traduites, plutôt que par des actes, par des gestes emphatiques, mais demeurés inachevés : l'envoi de sa flotte qui après avoir traversé deux océans, rebrousse chemin sans être entrée dans un port de Chine, la circulaire mandchourienne de M. Knox qui maladroitement lancée a rencontré auprès des chancelleries le succès que l'on sait. Enfin elle a su s'imposer aux trois puissances qui négociaient il y a deux ans un emprunt avec l'Empire, sans leur apporter autre chose qu'un concours financier problématique. Les États-Unis sont-ils capables de jouer en Asie autre chose qu'un rôle de bluff tapageur? Sont-ils prêts à envisager dans toute leur étendue les conséquences d'une attitude qui les mettrait en conflit ouvert avec le Japon? C'est ce dont il est permis de douter. L'Amérique a des gages entre les mains d'un tel adversaire, elle n'a contre lui que des armes inefficaces.

Nous passons aux deux Puissances réellement capables d'exercer une action puissante sur la Chine, parce qu'elles ont avec elle des rapports non pas accidentels et précaires, mais essentiels et organiques, parce qu'elles embrassent et enveloppent l'énorme masse, la Russie du côté de la terre, le Japon sur le front de mer.

De Yermak à Mouravieff et aux constructeurs du Transsibérien, la Russie a mis quatre siècles à prendre possession de tout le nord du vieux continent et à recueillir l'héritage de ces nomades contre lesquels la vieille Chine édifiait sa Muraille. Ce ne sont plus maintenant quelques vols de pillards qu'il s'agit d'arrêter, c'est un Empire qui sur tous les points à la fois fait sentir sa pression systématique. La politique de la Russie à l'égard de la Chine présente avec celle des autres puissances cette différence qu'elle est commandée non par les vues ou les caprices de diplomates plus ou moins avisés ou intelligents disposant de moyens d'action irréguliers, mais par la nature des choses. En un mot la politique chinoise des autres puissances est une politique exotique, une politique de luxe, celle de la Russie est une politique vivante et vitale, inflexible comme un instinct naturel et ne connaissant guère plus que lui l'erreur. C'est une force incluse qui cherche son issue et qui la trouve naturellement là où la résistance opposée est la plus faible.

Sans aucun combat, avec une poignée de cosaques, Mouravieft en 1860 atteint le Pacifique et achève le grand travail de circon-vallation entamé au temps d'Ivan et de Pierre. On put croire un instant qu'à aussi peu de frais la diplomatie russe allait avancer encore ses têtes de ligne et assurer ses positions sur la Méditerranée extrême-orientale. L'opposition victorieuse du Japon est venue pour un temps au moins contrecarrer ces plans grandioses et prématurés. Mais ils étaient légitimes et bien conçus et l'on ne peut refuser son admiration aux hommes qui ont entrepris de les exécuter. La partie valait la peine d'être jouée.

Aujourd'hui même on ne peut dire que la guerre de 1904-1905, avec toutes ses défaites et ses humiliations ait été sans fruit pour la Russie. Que l'on compare sa situation actuelle dans ce qu'on peut appeler l'annexe mandchourienne de la terre chinoise à celle dont elle jouissait avant le traité de Portsmouth. Elle n'avait alors qu'une occupation de fait, ardemment contestée et dangereusement menacée par l'opposition des autres puissances. Aujourd'hui la garde du chemin de fer qui passe par toutes les villes de quelque importance et qui est l'organe vital, l'axe politique et économique de tout le pays lui est officiellement confiée par une convention internationale et Kharbine est en fait une ville aussi russe que Vladivostock. Elle exerce une hégémonie de fait, comme sur un domaine réservé, sur ces vastes régions de la Mandchourie du Nord où les millions d'âmes qui augmentent chaque année la population de l'Empire moscovite pourront venir se déverser mieux que sur les pauvres terres de la Transbaïkalie. Les larges vallées de la Nonna et de la Sungari sont des terres à blé d'une richesse prodigieuse, et les mines à peine explorées laissent cependant prévoir d'inépuisables richesses. Riche en terre, en combustibles et en hommes, cette marche d'une double race deviendra peut-être un jour une des régions les plus favorisées du globe. La possession indiscutée d'un tel domaine, sans doute amoindri mais consolidé, valait les sacrifices qu'elle a coûtés.

Là d'ailleurs ne se limitent pas sans doute les horizons de la Russie. Les vastes plaines de la Mongolie et du Turkestan chinois, où déjà son influence contrebalance celle de Pékin, sont ouvertes sans défense à ses soldats et à ses pionniers. Là sans doute un jour ou l'autre de nouvelles lignes de chemin de fer viendront remplir le rôle joué dans l'Est par le Transsibérien. C'est tout un empire en quelque sorte

vacant qu'elle aura dans le courant de ce siècle à prendre et à digérer.
De tous les grands États le Japon est le plus rapproché de la Chine, le seul qui par la nature des choses ait son orientation politique entièrement dirigée vers ce pays. A peine est-il sorti des luttes de la Restauration qu'il commence sa politique d'enveloppement. En 1874 il s'empare des îles Riu-Kiu. En 1885 si l'intervention des Trois Puissances l'oblige provisoirement à lâcher les positions maîtresses qu'il avait prises à l'entrée du golfe du Petchili, il garde Formose, en attendant que le traité de Portsmouth lui rende la partie méridionale de Sakhaline. Aujourd'hui la chaîne de ses possessions maritimes est complète et l'on voit que depuis le Kamtchatka toutes les îles du côté du Pacifique formant une barrière aux mers séquestrées de l'ouest lui appartiennent. Sur le continent même les positions maîtresses qui dominent les détroits, Port-Arthur, la Corée, voient flotter son pavillon. Pour fermer définitivement la chaîne, il ne lui reste plus qu'à occuper sur le côté du Fokien le magnifique port d'Amoy. (Le seul port chinois qui soit en eau profonde, à l'abri des typhons et accessible par tous les temps.) Et ce n'est un secret pour personne que depuis longtemps ses regards sont dirigés de ce côté et qu'en 1900 l'occupation a bien failli devenir un fait accompli.
Ainsi inverti d'une situation maritime de premier ordre, à peu près inattaquable dans son domaine insulaire, le Japon dont les ressources naturelles ne suffisent pas aux besoins de sa population sans cesse croissante est pour ainsi dire contraint et voué à une politique d'agression et de conquête économique et militaire. Cette politique se dessine après la guerre de 1904-1905 qui oblige son principal concurrent à reculer. Le Japon débarque sur le continent, ^ur cette péninsule de Corée qui ressemble à une jetée tendue vers les conquérants de la mer, ils prennent possession de la Mandchourie du Sud et commandent les accès de la capitale chinoise dont leurs troupes ne sont plus qu'à quelques jours de marche. En dépit d'une opposition impuissante, ils rattachent Moukden par un chemin de fer à leurs possessions de Corée et l'accord qu'ils signent avec la Russie leur permet, comme l'a prouvé la tentative impuissante des États-Unis en 1908, de se croire désormais dans ce nouveau domaine à l'abri de toute intervention internationale.
Là certainement ne s'arrêtent pas leurs ambitions. Comme le montrent les intéressants rapports de M. Pila, le Japon, pays de pauvre agriculture et dont le sous-sol paraît moins riche qu'on ne le croit communément, ne trouve pas dans son propre territoire les énormes ressources qui lui sont nécessaires s'il veut continuer à jouer le rôle d'un grand État. C'est donc à l'industrie et au commerce qu'il doit demander de combler le déficit causé dans un pays sans épargne par les énormes achats d'un peuple qui en quelques années a dû s'armer et s'outiller de pied en cap. Or ces bénéfices économiques ce n'est guère l'Europe qui peut les lui procurer. Il n'y a pour lui qu'un client possible et indispensable, c'est la Chine, c'est le marché Chinois qu'il faut à tout prix conquérir et purger de la concurrence. Or à cet effet gigantesque les efforts des particuliers n'auraient pas suffi. Le Japonais tel qu'il était au moment de la Restauration, frugal, prolifique et médiocre négociant n'avait pas de capitaux [Si l'on excepte quelques sociétés familiales de forme assez curieuse, telles que « Mitsui ».], et c'est le Gouvernement qui a dû lui-même les faire sortir d'un sol ingrat à coups d'impôts. On peut dire aujourd'hui que tout l'outillage moderne du pays, ses chemins de fer, ses bateaux, ses banques, ses grandes usines, est plus ou moins la propriété de l'État ou subventionné par lui. Le Japon industriel dans son ensemble ne forme qu'une firme colossale dont l'État est le gérant. Ce sont toutes les forces de cet atelier centralisé qui s'emploient aujourd'hui à la conquête des marchés chinois. Certains succès ont été remportés, mais tant que les traités serviront encore à tenir la balance égale entre les concurrents, tant que la pression politique exercée par les agents du Mikado ne pourra être accentuée d'une manière plus décisive, les progrès resteront lents et disproportionnés aux besoins et à l'effort de la nation.
De là vient que, encore aujourd'hui, le Japon place les dépenses militaires au premier rang de ses nécessités budgétaires.
Il est clair que le pays ne s'impose pas un effort démesuré qui tend jusqu'aux dernières limites les forces du corps social et le fait pour ainsi dire craquer dans toutes ses jointures, si elles n'avaient pour but que la défense des possessions actuelles qui ne sont menacées par personne. Il est clair que le Japon a d'immenses visées d'avenir. La situation est celle-ci. D'un côté un État puissant, formidablement armé et pauvre; de l'autre et face à face un état immense, plein de richesses et dépourvu de toutes forces militaires sérieuses. Les conclusions s'imposent en évidence. Pour penser que des convoitises ne s'éveilleraient pas du côté du plus fort, il faudrait bien peu connaître la nature humaine.
II est évident que dans une entreprise d'agression ouverte sur la Chine le Japon trouverait contre lui toutes les autres puissances. Mais il sait aussi que dès que ses antennes financières se seront un peu élargies il pourra aller très loin avant que la patience échappe à ses rivaux et qu'ils se risquent à un conflit ouvert. Que l'on se rappelle les énormes dépenses financières et militaires, la gêne politique et économique, qui résultent de toute campagne d'outremer, conduite à une grande distance des bases d'opération, celle de l'Angleterre contre les Boers par exemple, ou simplement notre guerre

d'Indo-Chine. Or au Japon, ce qu'un Etat européen aurait en face de lui, ce ne serait pas quelques indigènes ou une poignée de paysans, mais une nation dont les forces militaires et maritimes se comparent à celle de l'Allemagne. Les chances de succès seraient bien douteuses et les moyens de récupérer les frais absolument nuls, le Japon n'ayant qu'à se retirer dans ses îles pour être invincible. Il peut donc un jour ou l'autre se permettre beaucoup.
De quelle nature sera l'action dont le développement est dès maintenant dans ses desseins, c'est le secret de l'avenir. Le Japon n'a pas jusqu'ici montré des facultés d'organisation et d'assimilation portionnées à ses qualités militaires. Aucun peuple, moins que ce peuple jaune, ne paraît avoir le sens ou le souci ou le respect des traditions et des moeurs. De ses tentatives poursuivies jusqu'à Formose ou en Corée on ne peut pas dire que le résultat ait été jusqu'ici bien brillant (poursuivies avec une extrême brutalité). En Chine même par ses procédés violents et vexatoires, il a réussi en quelque années à perdre l'ascendant et le prestige que ses victoires sur un grand peuple européen lui avaient acquis. Il n'est pas sûr que le Japon puisse jamais jouer dans le vaste Empire un autre rôle que celui de Chien du Jardinier, et il est possible que ce rôle même en présence de certains faits tels que le percement du Canal de Panama et l'invention des Dreadnoughts ne lui soit pas facile à garder. [Clau4]

1948.7 Claudel, Paul. *Sous le signe du dragon* [ID D3550]. (7)

Sekundärliteratur

Gilbert Gadoffre : Claudel voit dans la Chine au lendemain de la révolte des Boxers un état inadapté à l'économie mondiale, condamné par le déséquilibre chronique de la balance du commerce extérieur à être inéluctablement colorisée par les puissances européennes. Le tableau que Claudel nous propose de la religiosité chinoise est une sorte de négatif photographique de celui d'Eugène Simon. Ecrire trente-sept pages sur la religion des Chinois sans mentionner, ou presque, Confucius, sans accorder la moindre attention au culte ou aux livres confucéens peut sembler un tour de force aberrant. Il est vrai qu’un mode de présentation habile lui permet de se débarrasser du moule traditionnel des 'trois religions de la Chine' : il était légitime de montrer après Wieger, que l'homme du peuple n'a guère conscience de doctrines aux frontières tranchées, qu'il pratique une sorte de syncrétisme dans lequel Laozi, Confucius et Bouddha sont quelque peu confondus et jouent un moindre rôle que le culte des ancêtres, la croyance aux esprits et à la métempsychose. Claudel fait expier à Confucius le rôle de demi-dieu positiviste qu'on avait voulu lui conférer. La Chine redevenait ainsi le champ clos où l'Occident chrétien vidait ses querelles qu'il était si tentant de projeter sur l'image de Confucius. Le taoïsme par contre, est pour Claudel un objet de fascination. Non pas le taoïsme populaire, mais le *Dao de jing*, parcouru dès le premier séjour en Chine, et l'admirable livre de Zhuangzi qui sera une source d'inspiration à Tokyo. Tout plaît au poète chez les philosophes taoïstes : l'irrationalisme agressif, l'anti-confucéisme anarchisant, le goût du paradoxe, la cocasserie beroque, les préceptes de non-intervention, de non-action. Il interprète le taoïsme à travers un certain nombre d'images et de concepts symbolistes. C'est ainsi que le vide taoïste autour duquel s'organise l'être, le non-agir, oeil immobile au centre du cyclone qui gouverne le devenir, finit par se superposer aux notions mallarméennes de 'blanc' et de non-dit. Le taoïsme est ainsi digéré, assimilé par l'organisme claudélien qui en fait une synthèse complexe.
Vers la fin de son séjour en Chine, Claudel a imaginé une explication rationnelle : l'existence de deux bouddhismes, un bon et un mauvais. Le mauvais, c'est le bouddhisme du Petit Véhicule, limité à quelques pays de l'Asie méridionale, et plus particulièrement Ceylan. Il n'est qu'une « méthode progressive d'anéantissement (ou simplement d'abrutissement) ». Il paraît avoir eu, ajoute Claudel, « une existence positive assez courte avant que quelques cranes anglais lui aient rendu un semblant d'existence ». Les philosophes à l'allemande et les cranks à l'anglaise ne connaissaient que ce bouddhisme-là, grâce auquel on pouvait se réclamer de l'assentiment de millions d'hommes pour fonder la croyance en un idéalisme philosophique de tendance nihiliste. Cette école, prétend Claudel, n'a plus guère qu'une existence livresque, alors que le bouddhisme bénéfique, celui du Grand Véhicule, est celui qu'on peut observer en Chine et au Japon. Celui-là est une vraie religion, au sens occidental du mot, il maintient l'idée de « puissances supérieures qui s'intéressent à notre sort », il fortifie « l'idée du mérite et du démérite », et même, dans une certaine mesure « l'idée de péché, d'une souillure entraînant le désir de purgation ».

Yvan Daniel : Claudel ne retient pas les allusions historiques qui étaient rapidement évoquées dans le Livre sur la Chine, il laisse ainsi de côté les éléments historiques datant de l'Antiquité ou du XVIIe siècle, pour n'envisager le Japon qu'à partir de sa 'Restauration'. On ne peut que constater que les propos tenus dans le *Livre sur la Chine* sont pour le moins extrêmement hardis : ils remettent en cause toute la politique économique et commerciale des puissances occidentales en Chine, et n'hésitent pas à proposer de mettre en oeuvre des actions communes qui auraient bouleversé tout ce qui avait été accompli jusqu'alors et nui à bon nombre d'intérêts. Si les deux oeuvres d'éclairent indubitablement l'une l'autre, *Sous le signe du dragon* semble prudemment contourner ces propositions – presque révolutionnaires - : Claudel les jugea-t-il utopistes, estimant inutile alors de les reformuler ?
Les différences importantes qui existent entre le *Livre sur la Chine* et *Sous le signe du dragon* sont souvent expliquées par la prudence de Claudel ou l'évolution de ses opinions ou façons de penser. Ces causes ne sont en effet nullement à négliger ; néanmoins, à considérer beaucoup plus simplement les textes on peut légitimement suggérer que l'auteur a souhaité faire le nécessaire, dans la dernière version, pour que le texte soit agréable à lire. Les premières versions, outre le caractère désordonné inhérent au plan incomplet et encore indécis, foisonnent en effet de développements particulièrement arides qui sont dans bien des cas issus de la réutilisation par Claudel des informations qui avaient servi à rédiger ses rapports consulaires.
Même si Claudel a pu être amusé par les nombreuses anecdotes de *Chinese characteristics*, et a emprunté à Arthur Smith quelques idées piquantes pour décrire le Chinois dans sa vie quotidienne ou ses rapports à l'argent, l'approche quelque peu simpliste du religieux britannique a bien évidemment été volontairement 'oubliée'. Claudel s'emploie certes à rendre son texte plaisant, mais sans aller jusqu’à la plaisanterie moqueuse. Il ne pouvait d'ailleurs sans doute pas de satisfire de l'approche de Smith, en particulier dans le domaine spirituel et religieux, car celui-ci présente une analyse pour le moins malhabile et manquant de clairvoyance.
Le chapitre 'Religion' sur confucianisme, taoïsme et bouddhisme, a été rédigé probablement en 1911. Il est marqué par l'influence de la lecture des ouvrages de Léon Wieger, mais il est aussi le résultat des livres de Smith, Edkins et Parker. L'auteur mets en valeurs dès le premier point, la religion archaïque chinoise du culte du Ciel. Le 'culte des morts' fait l'objet de la seconde partie. Il est directement lié au confucianisme qui est pour partie fondé sur la piété filiale. Claudel ne néglige nullement la doctrine de Confucius, même si le nom n'est pas explicitement cité. Le chapitre IV contient l'esposé de tous les points essentiels de la doctrine confucéenne : le culte des ancêtres, la piété filiale, l'intérêt majeur porté au 'nom' et à l'écriture, la question des rites. Les références et les explications confucéennes sont assez étrangement suivies d'une série de citations du *Dao de jing* de Laozi. La partie II se termine alors dans une certaine confusion : les allusions à Confucius ne sont pas clairement explicites, les extraits du *Dao de jing* ne sont pas commenté. Le chapitre contient une série de citations d'auteurs chinois qui établissent leur représentation du monde sur le principe yin-yang. Le commentaire claudélien commence par présenter ce système comme 'l'étroite conjonction des deux principes opposés' mais montre ensuite que l'alternance ne doit pas ici être uniquement comprise comme une succession d'influences contradictoires, car elle forme un tout complémentaire, et, surtout, lorsque l'un des influx domine, l'autre est présent, même sous sa form minimale ou latente.
La philosophie chinoise est jugée 'matérialiste', mais non pas au sens occidental du terme. Il s'agit d’un matérialisme extrême-oriental, complexe et systématisé, envisagé 'sans logique' et de façon 'rustique'. L'insistance de l'auteur en ce sens est à peine nuancée : la langue, tout d'abord, 'n'est pas faite pour l'abstraction', la philosophie est fondée sur l'observation du monde matériel, et les vertus elles-mêmes 'ne sont que la conséquence de la conformation physique'.
Claudel ait relégué le bouddhisme dans la dernière partie, mêlé aux superstitions et aux fantômes populaires. L'auteur se heurte violemment, dès 1899, à cette religion originaire d'Inde qu'est le Bouddhisme. La condamnation du bouddhisme qui apparaît en 1899 et s'affirme jusque dans les derniers écrits de Chine ne laisse pas la possibilité de suggérer une ambiguïté quelconque de l'opinion de Claudel. Il partage les thèses des milieux savans catholiques et très probablement est-ce là la même condamnation qu'il entendit prononcer par les Pères jésuites, souvent tolérants à l'égard du confucianisme, parfois à l'égard du taoïsme, mais fort rarement pour ce qui concerne le bouddhisme. Claudel reviendra avec constance sur l'anathème prononcé en 1899, sans jamais en changer le contenu ni l'argument théologique, sans jamais se pencher sur les nouvelles études concernant le bouddhisme.

Bernard Hue : Claudel ne s'intéresse guère qu'aux aspects moraux et politiques du taoîsme. Il cite abondamment Laozi, mais il n'utilise à aucun moment les chapitres V, XI et XX qu'il connaît pourtant fort bien et d'òu émane, à ses yeux, l'essence même du taoïsme.

Liang Pai-tchin : Claudel met en lumière le trait paticulier de la civilisation chinoise en disant que c'est la seule qui s'écoule de l'intérieur et se nourrit de ses propres sources. Car la terre chinoise vaste et riche est protégée par la nature, ayant des montagnes nombreuses et hautes au nord-ouest et l'océan au sud-est. Claudel consière comme un peule nourri des profondes ressources de l'instinct et de la tradition, peu cultivé et immobile. Mais les Chinois lui paraissaient spontanés, honnêtes, sachant rire ; et avec eux on se plairait à vivre. Ils sont des artisans-nés et ont le génie du signe. Dans les rapports humains, ils se montrent sensibles pour la moindre chose, polis pour ne pas humilier les autres, trop modestes pour être religieux, et prêts à tout faire et à tout accepter pour ne pas perdre la face. [Clau33:S. 119,Clau24:S. 59, 215, 223-224, 226, 228, 236, 240-241, 282-283, 312, 325-327, 329, 331, 333-334, 335,Clau8:S. 301,Clau32,Seg30]

1949 Claudel, Paul. *Partage de midi* [ID D21914].
Er schreibt über Fuzhou : "D'une part on aperçoit les deux bras d'un fleuve couvert de bateaux, et, derrière, entourée de sa muraille crénelée, une immense ville chinoise avec ses portes et ses pagodes. D'autre part, vers le couchant, la rizière et de belles montagnes bleues."
Rosalie Vetch est l'inspiratrice du personnage d'Ysé de *Partage de midi*.

Yvan Daniel : *Partage de midi* est sans doute le drame dans lequel la Chine peut le plus apparaître reléguée au rang de simple décor exotique. La langue de l'empire du Milieu est considérée par les personnages avec désinvolture ; on entend certes quelques mots chinois, parmi lesquels le fameux 'Yang koui tze' (Diables d'étrangers) désignant dans la bouche des Chinois les Européens, et que l'on retrouve dans tous les récits de ces années-là. *Partage de midi* contient un tableau de la vie des Occidentaux enfermés dans leur Concession, avec leurs habitudes et leurs travers : consommation d'alcool, affairisme plus ou moins licite, adultère et pour finir sans doute, au moins sous-entendue, une satire en demi-tente de ce milieu. Il est caractéristique de voir Claudel faire dans certains passages de ce drame une sorte de portrait satirique de l'Européen à la Chine : la pluspart de ses contemporains, à la même période, faisait en effet plutôt la caricature du Chinois et de l'Empire du Milieu.
On pourra dire que les éléments issus de la vie en Chine dans ce drame sont de l'ordre de l'anecdote, ils permettent néanmoins d'attirer l'attention sur les préoccupations professionnelles de l'auteur et de comprendre un peu mieux ce que fut la vie quotidienne des Occidentaux dans ce pays.
Partage de midi est tout entière composée des souvenirs des différentes missions diplomatiques du consul en Chine ; souvent anecdotiques, volontairement renvoyés en second plan, ils ont l'intérêt de dévoiler ce que fut l'atmosphère quotidienne de la vie du diplomate. Il montrent cette 'Chine' des Européen refermée sur elle-même, dans le petit milieu des concessions et des préoccupations occidentales. Un monde hermétique qui laisse en vérité bien peu de place à l'univers chinois qui l'entoure, en dehors des échanges commerciaux, des tractations intéressées de toute sorte, ou des affrontements. [Clau8:S. 185,Clau24:S. 46, 54, 167, 175, 243-244]

1949 Claudel, Paul. *Une promenade à travers la littérature japonaise*. In : Revue de Paris (avril 1948).
Er schreibt : « Je ne suis pas, malgré mes quinze ans de Chine et mes cinq ans de Japon, ce que les Anglais appellent un 'scholar', un spécialiste de l'Extrême-Orient, dont j'ignore les différents idiomes. Je n'ai poursuivi aucune étude méthodique et toute ma connaissance du pays résulte de l'atmosphère dont je me suis laissé imprégner, des circonstances, des entretiens, des excursions, des impressions recueillies au fil des jours et des nuits et des lectures plus ou moins incohérentes que j'ai picorées de tous côtés. » [Clau8:S. 224]

1949 Claudel, Paul. *Eloge du chinois*. In : Figaro littéraire ; 5 févr. 1949. [Geschrieben 22 nov. 1948].

Je me suis souvent demandé la raison de cette sympathie, allant jusqu'à la préférence, que j'éprouve pour le Chinois. Ne parlons point de ces idoles, azur et prune, un éventail à la main, le lourd luisant câble noir de queue suspendu à l'occiput, qui se déplacent indolemment dans mon souvenir, comme sur la convexité d'un bol de porcelaine. Je parle du Chinois actif, tel qu'il contribue sans doute encore aujourd'hui à l'ardente friture dorée d'une rue de Canton en pleine virulence ! Le Blanc ? Ce qu'on en a assez du blanc ! L'Indien a quelque chose de gras et de poisseux, et ces prunelles affectueuses qu'il attache sur vous empreintes d'une espèce de reproche féminin qui vous fait mal au cœur ! Et quant aux Arabes, à tous ces espèces de prophètes à la manque que j'ai vu dormir et traînasser sur les quais d'Oran et d'Alger, il n'y a pas autre chose à en dire que d'une exposition de lessive. Ça sèche !

Mais le Chinois, dès qu'on s'est mis à faire connaissance avec lui, ça commence à Singapour, quel intérêt il prend à l'existence, le frère ! Pas à demain, demain n'existe pas ! A la seconde présente, immédiate ! Une espèce de ferveur, une espèce de fureur, une espèce d'enthousiasme contenu, mais toujours présent, une espèce de foi, un appétit dévorant ! Regardez ces nuées de bateliers qui s'attaquent à l'un de ces grands paquebots en train d'épuiser à Shanghai ou à Hong-Kong ses dernières encablures. C'est un hourra qui monte jusqu'au ciel ! On dirait un millier de mouettes avec d'âpres cris qui s'abattent sur une baleine crevée.

Essayons de comprendre un petit peu ! C'est le théâtre qui va nous y aider.

Là ce n'est pas comme dans le civil. A tout prix, de toute son intelligence et de tout son cœur, il faut être là ! Il faut être là, il faut s'intéresser à son rôle. Celui d'un Monsieur qui ne fait rien ? Il s'agit de faire le monsieur qui ne fait rien, ce monsieur qui ne fait rien dont la
pièce autour de moi a absolument besoin. Personne de passif, personne d'abandonné. Aucune place comme dans la vie courante accordée à l'habitude, à la somnolence, à la dérive, à cette espèce d'automatisme qu'entraîné une opération continue. La réplique est là, toujours nouvelle ! Impérieuse ! Le rôle est là bon gré mal gré comme un tapis roulant sous nos pieds auquel il n'y a pas moyen de se soustraire.

Eh bien, le Chinois, c'est comme un acteur auteur qui serait toujours en scène, qui ne joue pas seulement la pièce, qui la fait à mesure, et qui prend à tout ce qu'il fait un intérêt que l'on peut bien appeler dévorant.

Qu'il s'agisse d'un banquier, d'un maçon, d'un patron de rickshaw ou de sampan, avec sa petite famille, d'un garçon de restaurant, d'une belle-mère avec sa belle-fille, d'une prostituée, ça serait une pièce qu'on joue, et dont on aurait à se tirer le mieux possible qu'on ne la prendrait pas davantage au sérieux ! La seconde présente, le moment immédiat, mais il ne faut pas les laisser perdre comme ça ! La seconde présente, le moment immédiat, c'est quelque chose d'inestimable ! Un enterrement, par exemple, comme cela serait bête de ne pas profiter de toutes les énormes possibilités de jouissance qu'il nous procure ! Le chagrin d'abord, quelle occasion de s'en donner à plein ventre, à plein cœur, à pleins poumons, chacun encouragé dans sa petite performance particulière par les vociférations du camarade ! Et ce festin de consolations où chacun y va de son écot ! Cet élément excitant de fraîcheur et de nouveauté qu'apporté toute disparition, accompagnée d'un héritage ! Deux femmes qui se disputent, je vous assure qu'elles y vont bon jeu bon argent et que cela valait la peine d'accumuler depuis des mois tout ce capital d'injures et de griefs ! Sans préjudice entre deux bordées de quelques tasses de châ et graines de melon que l'on se partage poliment. Et une exécution capitale, quel prétexte à toutes sortes de beuveries fraternelles et de quolibets joyeux, en attendant que l'invité, un peu gris, se rende à la cérémonie finale, une chique dans le coin de la joue ! Ah ! l'on peut dire que l'on s'est bien amusé !

Et ces ascètes chinois du bon vieux temps, quelle différence avec leurs confrères hindous ! Ils ne méditent pas, ils mijotent ! Ils mijotent comme de grosses théières sur le feu. Dans un site bien choisi, dont ils se font une partie indispensable, ils mijotent, comme des chats qui ronronnent leur confort, et il n'y a qu'à voir leur petit œil malin qui se moque de nous ! Ces belles peintures que vous connaissez, ces poésies exquises, vous croyez que c'a été fait avec de l'eau et de l'encre de Chine ? Pas du tout. Il n'y avait qu'à tendre un écran. C'est de la contemplation émanée qui s'est déposée dessus.

Comme on comprend que la nature ne se passe jamais d'un Chinois pour la regarder, telle qu'elle est, comme une belle femme, sans arrière-pensée ! Je me souviens de ma dernière soirée à Tien-tsin, un des plus affreux pays qu'il soit possible d'imaginer. Il y avait un coucher de soleil. Je ne trouve pas que la nature en général avec les moyens dont elle dispose se foule beaucoup en matière de couchers de soleil. Mais ce soir-là il aurait été injuste de ne pas y reconnaître quelque chose, je ne sais quoi, un petit effort ! Et j'en cherchais la raison.

La raison, c'en était, amarré à l'orée d'un arroyo, un bateau de vidangeurs, un de ces bateaux qui partent chargés de toute la vidange d'une grande ville et qui reviennent le jour suivant, sans bien entendu qu'on ait pris la peine de les nettoyer, avec une cargaison de pastèques. Les bateliers avaient

fini de dîner, ils étaient contents, et ils chantaient alternativement en s'accompagnant de leurs baguettes. J'entends encore ce tapement avec art des baguettes sur le bol de porcelaine. Bien sûr qu'ils ne faisaient aucune attention au coucher de soleil : mais ces braves gens, le ventre plein, qui chantaient, jamais sans eux le coucher de soleil n'aurait réussi à réussir comme il avait réussi ce soir-là ! [Clau36]

1950 Paul Claudel sagt zu Jean Amrouche : « Il y a un livre sur le Tao que j'ai beaucoup fréquenté, et que je trouve admirable, c'est le livre de Tchouang-tseu [Zhuangzi]. » [Clau33:S. 255]

1952 Claudel, Paul. *J'aime la Bible*. In : Revue de Paris (1952).
Er schreibt : « Ma vie n'a pas été perdue puisqu'elle m'a permis de voir partout autour de moi en Extrême-Orient les prémices de la moisson. Je revois en Chine, à côté des pagodes abandonnées les églises remplies, bourrées de la compacte masse vivante et chaude, hurlante, des hommes, des femmes et des enfants... Le temps est fini de la mélancolie et toutes ces amères méditations du pessimisme païen ! » [Hsia10:S. 231]

1952 Claudel, Paul. *L'Asie et le démon*. In : Le Figaro littéraire ; année 7, no 345 (29 nov. 1952).
« J'ai habité longtemps l'Asie, mais je n'avais pas la vocation de l'Asie. Elle représentait simplement pour moi cet 'ailleurs' à quoi mon métier de consul et de diplomate me donnait droit. Je n'avais pas de lumière à en attendre et de questions à lui poser. J'étais chrétien et j'en savais plus qu'elle. Et c'est sans doute cette qualité de chrétien qui a déterminé le choix de René Grousset, quand, tout près de sa mort, il m'a légué à vous, si je peux dire, mon cher docteur, en qualité de préfacier : de ce livre de souvenirs que vous avez rapporté d'un long séjour parmi le sable et la neige dans l'antichambre du Diable. René Grousset, lui aussi comme moi, était un chrétien, c'est-à-dire un homme pour qui le surnaturel existe, pour qui les mythologies sont autre chose qu'une création pittoresque de l'imagination, et qui sait se fraver d'un pas paisible à travers les faux-semblants de l'abstraction, comme de ce que vous appelez 'la mascarade démoniaque', un chemin imperturbable.
Le Diable, je peux dire que dès mon premier contact avec la terre d'Asie j'ai respiré son odeur suffocante, cette lourde émanation de péché et de néant, cette dégoûtante complaisance à soi-même, qui n'appartient qu'à lui. J'avais pénétré dans le sous-sol caverneux d'une espèce de temple - c'était à Ceylan - et là, tout de son long étendu par terre, abdominal et pareil à un énorme ver, je contemplais Buddha. Je dis Bouddha lui-même et non pas son simulacre seul, car je n'ai aucune raison de démentir l'artiste mongol dont vous parlez dans votre livre quand il affirme qu'il procure à son démon, par le moyen du ciseau et du maillet, une habitation effective. J'ai moi-même assisté en Chine à cette cérémonie de l'incamération du dieu qui consiste à peindre une prunelle fur l'oeil béant de l'idole. Je suis sûr que les Grecs en faisaient autant du temps de Périclès.
Plus tard, mon long séjour en Extrême-Orient - comme le vôtre, m'est-il permis de penser, dans le 'no man's land' lamaïque et mongol - m'a permis de méditer longuement sur la double forme de la négation démoniaque. La première qui est celle du refus pur et simple, de l'immobilité dans le retranchement. L'autre qui est celle d'une opposition convulsive. De cet effort pour échapper à la forme que l'on appelle la contorsion...
Ici, en Asie, il ne s'agit pas d'une perte, mais d'une absence, on ne sait de quoi, und 'absence réelle'. Ce vide qui joue un si grand rôle dans la philosophie chinoise. Cette vacance dont une multitude homogène est aussi bien l'image que l'océan ou le désert. L'absence de direction et l'absence d'être. Combien de fois là-bas, n'en ai-je pas senti sur moi l'oppression incommensurable ? Combien de fois, quand je montais dans ma chaise à porteurs vers Kouliang, n'ai-je pas interprété cette cloche comme hors du monde dans le repli de la montagne qui disait Non ! Quelle mélancolie !... » [OAS]

1952 Claudel, Paul. *Autres poèmes d'après le chinois*. In : Oeuvres complètes, Extrême-Orient II. (Paris : Gallimard, 1952).
Li Taï Pé [Li Bo]. Le pêcheur. Auteur inconnu. La lune à l'auberge. Li Y Hane. Désespoir. Tin Tun Ling. L'ombre des euilles d'orange. Thou Fou [Du Fu]. La maison dans le coeur. Tchan Jo Sou. Là-bas une femme chante. Thou Fou [Du Fu]. Ivre de littérature. Tchen Tsé Taï. O pauvres habitants. Tchan Jo Sou. J’ai voulu écrire. Tcheng Tsi. Il fait beau. Li Taï Pé [Li Bo]. Pour encre, poëte.

1954 Claudel, Paul. *Mémoires improvisés* [ID D21855].
Er schreibt : " ... je passais des journées entières à lire les récits de voyage en Chine et dans l'Amérique du Sud : c'étaient les deux pays qui avaient ma préférence... "
Er gesteht Jean Amrouche : "Il y avait cette pensée lancinante : qu'est-ce qui m'attend, qu'est-ce que je vais faire quand je rentrerai en France, vais-je essayer la vie monastique ? C'est le problème que j'ai essayé de résoudre à mon retour, en 1900."

Gilbert Gadoffre : Claudel précise que même à Shanghai, où il avait moins de loisirs qu'à Fuzhou, il faisait « pas mal d'excursions, dans ce qu'on appelle des 'house-boats'. Tout autour de Changhaï il y a une série de canaux sur lesquels on peut voyager, dans ces petits bateaux spécialement aménagés. On reste trois ou quatre jours dans ces maisons flottantes qui vous permettent de voir pas mal de choses. » [Clau24:S. 51,Clau8:S. 183]

1955 Claudel, Paul. *Pour une exposition de Rikadou Harada*.
Er schreibt : « Un des principes essentiels de la philosophie extrême-orientale, telle que le tao nous en fournit la meilleurs expression, est l'importance du vide. C'est par le vide qu'un vase contient, qu'un luth résonne, qu'une roue tourne, qu'un animal respire. » [Clau36]

1955 Tod von Paul Claudel.

Bibliographie : Autor

1895-1905 Claudel, Paul. *L'arsenal de Fou-tchéou : oeuvres consulaires : Chine 1895-1905*. [Réalisé par Jacques Houriez ; index par Andrée Hirschi]. (Lausanne : L'âge d'homme, 1995). (Collection du Centre Jacques Petit ; Bibliothèque l'âge d'homme). [Fuzhou (Fujian)]. [RERO]

1900 Claudel, Paul. *Connaissance de l'Est*. (Paris : Mercure de France, 1900). = Claudel, Paul. *Oeuvre poétique*. Introd. par Stanislas Fumet. (Paris : Gallimard, 1957). (Bibliothèque de la Pléiade ; 125). [CCFr]

1901 Claudel, Paul. *Le repos du septième jour*. (Paris : Mercure de France, 1901). [Theater Nadorow, Warschau 1928 ; Fulda 1954 ; Théâtre de l'Oeuvre, Paris 1965]. [Clau24]

1906 Claudel, Paul. *Partage de midi*. (Paris : Ed. de l'Occident, 1906). [Clau24]

1907 Claudel, Paul. *Art poétique : Connaissance du temps ; Traité de la connaissance au monde et de soi-même ; Développement de l'église*. (Paris : Mercure de France, 1907). [WC]

1910 Claudel, Paul. *Cinq grandes odes ; suivies d'un processional pour saluer le siècle nouveau*. (Paris : L'Occident, 1910). [KVK,Boot]

1925 Claudel, Paul. *Le soulier de satin : première journée*. (Paris : Plon-Nourrit, 1925). [Geschrieben 1919-1924]. [WC]

1925 Claudel, Paul. *Morceaux choisis ; avec un portrait et un autographe de l'auteur*. (Paris : Gallimard, 1925). [CCFr]

1929 Claudel, Paul. *L'oiseau noir dans le soleil levant*. (Paris : Gallimard, 1929). [Enthält : Le poète et le vase d'encens ; L'abîme solaire ; Jules ou l'homme-aux-deux-cravates]. [WC]

1930 Claudel, Paul. *Samedi*. In Claudel, Paul. *Conversations dans le Loir-et-Cher*. In : Vigile ; no 1 (1930). = (Paris : Gallimard, 1935). [Clau13]

1936 Claudel, Paul. *Choses de Chine*. In : Les nouvelles littéraires ; 22 mars (1936). [Clau8]

1936 Claudel, Paul. *Figures et paraboles*. (Paris : Gallimard, 1936). [URose]

1938 Claudel, Paul. *Parmis les bambous ; Sur la rivière ; La pleine lune : autres poèmes d'après le chinois*. In : Nouvelles littéraires ; 7 mai (1938). [Nachdichtungen von Walter, Judith [Gautier, Judith]. *Le livre de jade* = Pih yuh she shoo. (Paris : Alphonse Lemerre, 1867)]. [Clau8]

1946 Claudel, Paul. *Chine*. Texte de Paul Claudel, photographies d'Hélène Hoppenot. (Genève : A. Skira, 1946). [Yuan]

1948 Claudel, Paul. *Sous le signe du dragon*. (Paris : Ed. La table ronde, 1948). [Datiert 1909-1911]. [Int]

1949 Claudel, Paul. *Partage de midi : drame*. (Paris : Gallimard, 1949). [WC]

1954 Claudel, Paul. *Mémoires improvisés de Paul Claudel*. Recueillis par Jean Amrouche. (Paris : Gallimard, 1954). [Entretiens avec Paul Claudel]. [WC]

1965 Claudel, Paul. *Oeuvres en prose*. Préf. par Gaëtan Picon ; textes établis et annotés par Jacques Petit, Charles Gelpérine. (Paris : Gallimard, 1965). (Bibliothèque de la Pléiade ; 179). [URose]

1968-1969 Claudel, Paul. *Journal 1904-1932, 1933-1955*. (Paris : Gallimard, 1968-1969). [WC]

1991 Claudel, Paul. *Les agendas de Chine*. Texte établi, présenté et annoté par Jacques Houriez. (Lausanne : L'âge d'homme, 1991). (Collection du centre Jacques-Petit). [URose]

1995 Claudel, Paul. *Livre sur la Chine*. Volume réalisé par Andrée Hirschi sous la direction de Jacques Houriez. (Lausanne : L'âge d'homme, 1995). [2e version 1909 ; 3e version 1910-1911. Geschrieben 1904-1909]. [URose,Clau8]

1997 [Claudel, Paul]. *Yi mu dai er*. Bao'er Keluodai'er zhu ; Luo Xinzhang yi. (Taibei : Guo li bian yi guan, 1997). (Shi jie xue zhu yi zhu. Faguo ming jia lun wen yi yi cong ; 2). Übersetzung von Claudel, P*aul. L'oeil écoute*. (Paris : Gallimard, 1946).
以目代耳 [WC]

2005 Claudel, Paul. *Correspondance consulaire de Chine, 1896-1909*. Introd. par Jacques Houriez ; établissement du texte et annotation par Andrée Hirschi ; index par Nicole Bertin et Maryse Bazaud. (Besançon : Presses universitaires de Franche-Comté, 2005). (Centre Jacques-Petit ; no 106. Annales littéraires de l'Université de Franche-Comté ; no 780). [ZB]

2007 [Claudel, Paul]. *Ren shi dong fang*. Bao'er Keluodai'er zhu ; Xu Zhimian yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2007). Übersetzung von Claudel, Pau*l. Connaissance de l'Est*. (Paris : Mercure de France, 1900).
认识东方 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1968 Gadoffre, Gilbert. *Claudel et l'univers chinois*. (Paris : Gallimard, 1969). Diss. Univ. de Paris, Faculté des lettres et sciences humaines, 1968. [OAS]

1972 Gadoffre, Gilbert. *Claudel et le paysage chinois*. In : Etudes de langue et littérature françaises ; 20 (1972). [URose]

1978 Hue, Bernard. *Littérature et arts de l'Orient dans l'oeuvre de Claudel*. (Paris : C. Klincksieck, 1978). (Publications de l'Université de Haute-Bretagne ; 8). [URose]

1996 Hsieh, Yvonne Y. *From occupation to revolution : China through the eyes of Loti, Claudel, Segalen, and Malraux (1895-1933)*. (Brimingham, Alabama : Summa Publications, 1996). [OAS]

1999 *Littérature et Extrême-Orient : le paysage extrême-oriental = Le taoïsme dans la littérature européenne*. Textes réunis par Muriel Détrie. (Paris : H. Champion ; Genève : Slatkine, 1999). (Champion-varia ; no 37). [Eur]

2000 Bernier, Lucie. *Loti, Segalen and Claudel in China, or the existential quest of three authors*. In : East-West dialogue ; vol. 4, no 2 ; vol. 5, no 1 (June 2000). [OAS]

2001 *Les écrivains français du XXe siècle et la Chine : colloque internationale de Nanjin 99' = 20 shi ji Faguo zuo jia yu Zhongguo : 99' Nanjing guo ji xue shu yan tao hui*. Etudes réunies par Christian Morzewski et Qian Linsen. (Arras : Artois presses Université, 2001). (Lettres et civilisations étrangères).
20世紀法國作家與中國 99'南京国际学术研讨会 [OAS]

2003 Daniel, Yvan. *"Oriens nomen ejus" (Zach. VI, 12) : les spiritualités asiatiques dans la pensée et l'oeuvre religieuse de Paul Claudel*. In : Bulletin de la Société Paul Claudel ; no 171 (Oct. 2003). [URose]

2003 Daniel, Yvan. *Paul Claudel et l'Empire du Milieu*. (Paris : Les Indes savantes, 2003). [OAS]

2008 Hong Kong – France : 160 years together :
http://francehongkong.blogspot.com/2008/11/paul-claudel-et-le-spleen-de-hong-kong.html.
http://francehongkong.blogspot.com/2008/10/francis-vetch-les-dlires-dun-affairiste.html.
[Betr. Paul Claudel, Rosalie und Francis Vetch].

2009 Paul Claudel : repères chronologiques. In : Le bulletin de la Société Paul Claudel.
http://www.paul-claudel.net/homme/chronologie1.html.

Clemenceau, Georges = Clemenceau, Georges Benjamin (Mouilleron-en-Pareds 1841-1929 Paris) : Politiker, Journalist, Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1920 Kelimengsuo [Clemenceau, Georges]. *Mo wai feng guang : bu fen juan*. Kelimengsuo zhu ; Lin Shu, Ye Yuyuan yi. (Beijing : Lu zhi xiang jia ke ben, 1920). Übersetzung von Clemenceau, Georges. *Le voile du bonheur : pièce en un acte*. (Paris : E. Fasquelle, 1901).
膜外風光 : 不分卷 [Lin1,KVK,Eur]

Clerc, Nicolas Gabriel (1726-1798) : Arzt, Kartograph

Biographie

1769 Clerc, Nicolas Gabriel. *Yu le Grand et Confucius* [ID D1853].
Clarc schreibt : "A la Chine une mère n'aime pas son fils parce qu'on lui a dit qu'il faut l'aimer, elle le chérit heureusement malgré elle ; elle regarde le soin de sa nourriture comme un devoir sacré, et celui de son éducation comme le complément de tous ses devoirs. Aussi la mère de Confucius se garda bien d'étouffer son lait, elle en fit l'usage préscrit par la nature en nourrissant le gage de sa tendresse."
"[Emperor] Yu le Grand se conduisit d'après ces principes [de bons princes], d'où depend la félicité de ceux qui commandent et de ceux qui obéissent : un prince vertueux peut tout ; son exemple est le prototype des moeurs de sa nation. Yu rendit les Chinois vertueux, et sa conduite est le plus bel hommage qu'aucun législateur ait rendu à la dignité de l'homme."

Basil Guy : Clerc begins with a brief descrption of China which covers all the ground relating to Chinese antiquity, its origins, the land and its people. Only with part two we find ourselves in the never-never land of blessed intelligence, of enlightened monarchs who can do no wrong beacause they know none, of rational behavious, of filial piety - in a word, the land of Confucius. Clerc begins with the Sage's birth, and in this connection does not hesitate to repeat a few of the legends regarding divine intervention which had been eagerly transmitted by the Jesuits and commented upon, adversely, by the libertines. With the rather detailed account of Confucius's youth, we come upon the first of many pages which will preach to us the excellence and necessity of practicing many of the Sage's precepts. In the third part follows a treatment of eighteenth-century philosophy, religion, transformism, science and natural history ; all seen in a pseudo-Chinese perspective. [Guy:S. 294-296]

Bibliographie : Autor

1769 Clerc, Nicolas Gabriel. *Yu le Grand et Confucius, histoire chinoise : Par M. Clerc, ancien Médecin des Armées du Roi, de l'Hetman des Cosques, Inspecteur de l'Hôpital de S.A.I. Monseigneur le Grand-Duc de Russie, de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg, de celle de Rouen, Correspondant de plusieurs autres, & actuellement Médecin de S.A.S. Monseigneur le Duc d'Orléans, premier Prince du Sang, à Vilers-Cotrets*. (Soissons : L'Imprimerie de Ponce Courtois, 1769). [Lust,Wal]

Cocteau, Jean (Maisons-Laffitte bei Paris 1889-1963 Milly-la-Forêt bei Paris) : Schriftsteller, Dichter, Filmregisseur, Graphiker

Bibliographie : Autor

1928-1929 [Cocteau, Jean]. *Xiong ji he za zhuan chao*. Lu Xun yi. In : Zhao hua zhou kan ; no 4, 6 (1928-1929). Übersetzung von : Cocteau, Jean. *Le coq et l'arlequin*. (Paris : Ed. de la Sirène, 1918). Aphorismen. [FiR5]

1955 Cocteau, Jean. *Aux confins de la Chine*. Illustrés par Lou Albert-Lasard. (Paris : Lasard, 1955). [Yuan]

Colette = Colette, Sidonie-Gabrielle Claudine = Colette, Sidonie-Gabrielle (Saint-Sauveur-en Puisye, Yonne 1873-1954 Paris) : Schriftstellerin

Bibliographie : Autor

1935 [Colette]. *Zi lian*. Gaolaite zhu ; Dai Wangshu yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). = *Bin bin*. (Shanghai : Guang ming, 1941). Übersetzung von Colette.*Chéri*. (Paris : Calmann-Lévy, 1920).
紫恋 / 賓賓 [Eur]

Comte, Auguste (Montpellier 1798-1857 Paris) : Philosoph, Mathematiker

Biographie

1841-1857 [Auguste Comte und China].
Comte schreibt : "Malgré les déclarations classiques sur le prétendu despotisme oriental, la soumission trop prolongée résulte surtout de la difficulté d'obtenir une meilleure domination".
"Beaucoup ont considéré les Chinois comme un peuple soumis à une domination arbitraire en assimilant sous ce rapport leur régime au gouvernement islamique en décrépitude. C'est une grave erreur. Une profonde soumission se combine chez eux avec un sentiment rès réel d'indépendance."

Georges-Marie Schmutz : Comte ne crut jamais au 'despotisme oriental', à l'idée de la Chine stagnante ni à celle d'un état stationnaire. Dans le *Système de politique positive* [ID D20372]. et la *Synthèse subjective* [ID D20373], Comte ne mentionne pas toutes ses sources.
Compte propose une sociologie de la hiérarchie, et la relie au rôle de famille, deux thèmes qui simposèrent naturellement dans le cadre dun appréciation sociologique de la société chinoise. Il met à jour lélément de continuité qui sous-tend la société occidentale et lélément de progrès continu qui caractérise la civilisation chinoise. Lempire chinois va servir aux positivistes de modèle pour envisager la société française sous le Second empire. Comte se résume à trois principes : progression nécessaire, accumulation, changement par soumission. La société est synonyme dunité, une unité qui contien le progrès. Ppour cette partie de sa doctrine sociologique, Comte trouvera une illustration dans lhistoire de la civilisation chinoise. Comte eut lintuition que la civilisation chinoise offrait un exemple surprenant de sa propre vision de la société.
Il définit le religieux chinois depuis son expression la plus simple (le culte des ancètres) jusqu'à son expression la plus englobante (le culte de l'espace). La Chine partage en effet un même objet de culte avec la société positiviste : l'espace. Pour les Chinois, le ciel est l'objet de vénération. Le culte des ancêtres, avec son insistance sur le passé, sur la famille et sur l'ordre social et le gouvernement, est un élément indispensable de progrès, quand celui-ci se comprend en relation avec la continuité. La position centrale de la famille dans le modèle positiviste ainsi qu'en Chine découle naturellement du culte des ancêtres. Il fut le principal élément unificateur en Chine et a directement influencé le cours de son histoire en donnand à la famille chinoise une position centrale et en favorisant une certaine conception de l'ordre. L'institution de la famille rend possible une Chine des petits propriétaires ; la société chinoise n'est pas organisée en castes, elle n'a même pas d'aristocratie ; au contraire, elle est formée d'une multitude active de petits propriétaires indépendants, comme on peu le lire dans le Mengzi. L'esprit d'entreprise est naturel chez les Chinois est découle du système familial. Comte les appelait 'la race active'.
Selon Comte, la société fonctionne grâce à son organisation, d'où l'importance de la hiérarchie. La Chine peut servir d'illustration.

Oscar A. Haac : Auguste Comte appartient au grand mouvement de la 'renaissance orientale', car à partir de 1842, aux leçons 56 et 57 du Cours, il cherche à élargir sa conception de la culture européenne en la nommant 'occidentale' : ce qui l'induit à son pendant, l'Orient ; et en effet, il annonce que le positivisme 'ralliera dignement l'Orient à l'Occident pour le développement des attributs humains'.
"[Le positivisme] comportera bientôt une efficacité croissante, soit pour la préparation directe des populations retardées, soit surtout en confirmant la famille d'élite dans sa nouvelle foi, ainsi appelée à manifester son universalité caractéristique."
La France et l'Angleterre et trois autres pays d'Europe forment l'élite; la Chine est une de ces 'populations retardée', mais elle passera à l'état positif sans attendre, n'ayant jamais accepté la suzeraineté des prêtres, et évité le 'théologisme' polythéiste ou mono-théiste. L'humanisme de Confucius l'a mise en bonne voie. Nous trouvons chez Comte une forte sympathie pour l'Orient et pour la Chine en particulier. Confucius et Comte postulent que l'individu en société n'a aucun droit, uniquement des devoirs. Le pouvoir de l'Etat est absolu, mais en même temps altruiste et paternel, de sorte que le peuple ne sera pas exploité. Comme l'affirme le Catéchisme positiviste : 'Le positivisme ne reconnaît à personne d'autre droit que celui de toujours faire son devoir'.
Comte propose la 'dictature républicaine' qui garantit 'Ordre et progrès'. Tandis que Confucius tire ses conclusions de la réalité chinoise. Comte les dérive de sa vision de la société positive, mais, l'un et l'autre, ils honorent l'humanité et la tradition dans laquelle l'homme n'a aucun droit, seulement quantité de devoirs. Auguste Comte prévoit qu'à l'état positif, l'Occident, l'Europe unifiée, va se réconcilier avec l'Orient asiatique et qu'alors la paix sera perpétuelle ! Il définit la qualité caractéristique de l'Occident, de l'Orient et de sa propre philosophie. Heureusement, il est moins rigide qu'il ne semble ; il admet des décalages importants entre les pays. Quant à la Chine retardataire, elle pourrait sauter le second des trois états historiques, qui sont désormais fétichisme, théologisme, positivisme.
Comte conçoit qu'il existe une différence essentielle en philosophie entre l'Ouest qui systématise et l'Est qui ne pratique pas l'abstraction. Ainsi il considère qu'en Chine, les objets de la foi, la Terre et le Ciel, sont deux fétiches; en Occident, ce sont les bases d'une pensée universelle. Ils le seront également en Chine quand elle sera positiviste. Pour illustrer la différence entre les deux civilisations. Comte donne l'exemple frappant de trois découvertes : la boussole, les armes à feu et l'imprimerie: inventées en Orient, elles n'y produisent pas l'essor industriel qui suivra leur redécouverte en Europe. La Chine n'a pas su les exploiter, 'si, comme on a tant répété, l'ébauche directe de ces trois arts fut réellement beaucoup plus ancienne chez certaines populations de l'Orient asiatique, sans y avoir cependant déterminé aucun des immenses résultats sociaux qu'une irrationnelle appréciation attribue vulgairement à leur unique influence'.
C'est l'époque où le Système de philosophie positive (1851-1854) introduit l'élément féminin et sensible, aspect que le Cours avait négligé. Sous l'égide de la religion positive le Système revient à la Chine et à sa double perspective du passé et de l'avenir, «accord universel » qui rapprochera l'Orient de l'Occident et garantira la paix !
Une page consacrée au bouddhisme montre pourtant que souvent l'Orient échappe à Comte. Il dit qu'ayant rejeté les castes et quitté l'Inde. "Le bouddhisme prévalut surtout en Chine, où l'institution des examens tendit à transformer la théocratie en pédantocratie : réalisant, autant que possible, le rêve des lettres grecques et de leurs modernes imitateurs."
Or Comte confond le bouddhisme et le néo-confucianisme qui, 1800 ans après Confucius, installe les examens de fonctionnaires: de 1313 à 1905, ces examens forcent l'élite chinoise à apprendre par cœur les 'quatre livres sacrés' de Confucius! Il y mêle encore l'idéal de la pensée grecque qui marque la supériorité de l'esprit occidental. Tout s'explique par le 'système' de Comte, qui lie la philosophie et l'histoire. Quant à la 'pédantocratie', il l'applique ici à 'la dégradation pédantocratique essentiellement propre aux Chinois'. On connaît les abus qui, au bout des siècles, avaient pénétré dans le système du recrutement chinois, mais cela n'a rien à voir avec le bouddhisme ou avec le rêve grec, qui reparaît dans le texte suivant, le seul du Système a nommer Confucius. Comte est en train d'établir la supériorité de Pythagore : "Entouré d'influences monothéiques au temps où Bouddha, Confucius, et Zoroastre, s'efforçaient de réorganiser les trois grandes théocraties, Pythagore résista constamment à la vulgaire ambition de figurer parmi les rénovateurs apparents, qui troublaient l'avenir pour améliorer le présent."
La priorité qu'accorde Comte à la pensée occidentale explique ce texte fort négatif à l'égard de Confucius, qui pourtant a son respect. La place de Confucius dans le Calendrier positiviste montre qu'il est, pour Comte, le sage de l'ancienne «théocratie» ; mais là encore il y a erreur: l'époque de Confucius n'est pas une «théocratie» ! Quant au 'dévergondage monothéique', il sert à choquer les contemporains.
Au Calendrier positiviste (1849), Confucius paraît en majuscules au premier mois, celui de Moïse (de

la théocratie); Confucius a sa place après Numa (première semaine consacrée aux personnages 'fabuleux') et après Bouddha (deuxième semaine), mais avant Mahomet. La symétrie du calendrier donne une grande importance à Confucius, mais les explications de Comte prouvent qu'il attache une gloire plus ample à l'Occident: il accorde trois semaines entières à 21 penseurs de la Grèce, une seule aux représentants de l'Orient. Comte accueille les trois philosophies religieuses de la Chine, celles de Confucius, du Tao et du Bouddha, mais il les range au-dessous de l'Occident qui dérive de la Grèce. En 1856, dans la Synthèse subjective, Comte revient à l'Orient. Il affirme que la Chine est prête à passer directement à l'époque positive, car le fétichisme y est 'mieux systématisé qu'aucun autre cas» et «prévalut sur le théologisme'. Il veut dire qu'après l'époque des fétiches primitifs, objets doués de pouvoirs magiques , aucune caste de prêtres ne s'est établie en Chine pour ralentir ses progrès ; c'est pourquoi la Chine pourra sauter l'étape 'astrolâtrique' (où surviennent les prêtres pour expliquer les étoiles), ainsi que l'étape 'théologique' (du polythéisme et du monothéisme). Ciel et Terre, les conceptions essentielles de la religion, se transformeront de fétiches en symboles, à mesure que la Chine s'approchera de la pensée positive.
Comte dit que la Chine peut, comme lui-même, faire un bond intellectuel et moral : préservée du monothéisme, elle peut s'engager dans la route de l'avenir !
Comte et Laffitte ont discuté de la Chine et qu'ils étaient d'accord sur le fait que son fétichisme particulier la ferait passer rapidement à l'état positif . Sans doute se sont-ils documentés tous les deux dans les Nouveaux mélanges d'Abel Rémusat où ils ont lu la description [ID D22425].
Un grand nombre des principes politiques de Comte et Confucius s'accordent de près ; l'humanisme positiviste et son but, 'Ordre et progrès', ne sont pas en principe étrangers à Confucius. D'autre part, l'utopie de Comte se concilie mal avec le réalisme de Confucius qui dit qu'il n'a jamais trouvé la perfection, ni en lui-même, ni dans les autres.

Jacques Pereira : Lorsque Comte recherche des paradigmes historiques des différents états de l'histoire spirituelle de l'humanité, il en vient à poser l'Egypte et la Chine comme modèles du stade fétichiste. Et c'est parce que, précisément, la Chine est le seul exemple de grande civilisation qui a perduré dans ces assises fétichistes qu'elle intéresse le positivisme. L'originalité de la chivilisation chinoise tient à un parachèvement précoce de ses structures sociales qui devrait lui permettre, sans trop de difficultés, d'accéder à la modernité en faisant l'économie du passage par les étapes intermédiaires et les révolutions que l'Europe a pu connaître. Cela suppose que l'Occident se tienne dans la contiunité des contacts et des échanges que les missionnaires avaient inaugurés, et s'il sait s'en tenir à cette sage politique dont il pourrait tirer parti lui-même, nul doute que nous verrions la Chine trouver dans sa propre culture les éléments propres à conduire ses réformes et sa modernisation. [Pere:S. 496,Haac1,Schmu1:S. 70-81]

Bibliographie : Autor

1851-1854 Comte, Auguste. *Système de politique positive : ou, Traité de sociologie, instituant la religion de l'humanité*. Vol. 1-4. (Paris : L. Mathias, 1851-1854). [Enthält Eintragungen über China]. [WC]

1856 Comte, Auguste. *Synthèse subjective : ou, Système universel des conceptions propres à l'état normal de l'humanité*. (Paris : Chez l'auteur, 1856). [Enthält Eintragungen über China]. [WC]

1938 [Comte, Auguste]. *Shi zheng zhu yi gai guan*. Kongde zhu ; Xiao Gan yi. (Changsha : Shang wu yin shu guan, 1938). (Han yi shi jie ming zhu). Übersetzung von Comte, Auguste. *Discours sur l'ensemble du positivisme ; ou, Exposition sommaire de la doctrine philosophique et sociale propre à grand république occidentale, composée des cinq populations avancée, française, italienne, germanique, britannique, et espagnole, toujours solidaires depuis Charlemagne*. (Paris : L. Mathias, 1848).
實證主義概觀 [WC]

1989 [Comte, Auguste]. *Ke xue, ai, zhi xu, jin bu : Kongde "Shi zheng zhu yi gai lun" jing cui*. Kongde zhu ; Feng Wei bian yi. (Wuhan : Hubei ren min chu ban she, 1989). (Shi jie xue shu ming zhu jing hua : dui duo wie shi jie de 100 zhong yan guang). Übersetzung von Comte, Auguste. *Cours de philosophie positive*. (Paris : Bachelier, 1830-1842).
科学#爱#秩序#进步 : 孔德《实证主义概论》精粹 [WC]

1996 [Comte, Auguste]. *Lun shi zheng jing shen*. Huang Jianhua yi. (Beiing : Shang wu yin shu guan, 1996). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Comte, Auguste. *Discours sur l'ensemble du positivisme ; ou, Exposition sommaire de la doctrine philosophique et sociale propre à grand république occidentale, composée des cinq populations avancée, française, italienne, germanique, britannique, et espagnole, toujours solidaires depuis Charlemagne*. (Paris : L. Mathias, 1848).
论实证精神 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1927 [Yoneda, Shotaro]. *Lian ai zhi jia zhi*. Wei Huilin yi. (Shanghai : Min zhi shu ju, 1927). [Übersetzung aus dem Japanischen ; Abhandlung über die Liebe ; Auguste Comte].
戀愛之價值 [WC]

1933 Zhu, Qianzhi. *Heige'er zhu yi yu Kongde zhu yi*. (Shanghai : Min zhi shu ju, 1933). (Li shi zhe xue cong shu). [Abhandlung über Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Auguste Comte].
黑格爾主義與孔德主義 [WC]

1936 Zhang, Shaowei. *Faguo liu da she hui xue si xiang jia : Kongde zhu yi de yan jiu*. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1936). (Bai ke xiao cong shu). [Abhandlung über Auguste Comte].
法國六大社會學思想家 : 孔德主義的研究 [WC]

1938 [Shimmei, Masamichi]. *Guo min ge ming zhi she hui xue*. Xinming Zhengdao zhu ; Yuan Yeyu yi. (Changsha : Shang wu yin shu guan, 1938). (She hui ke xue xiao cong shu). [Übersetzung aus dem Japanischen ; Abhandlung über Auguste Comte].
國民革命之社會學 [WC]

1941 Zhu, Qianzhi. *Kongde di li shi zhe xue*. (Changsha : Shang wu yin shu guan, 1941). [Abhandlung über die Philosophie von Auguste Comte].
孔德的歷史哲宫 [Eur]

1987 Ou, Litong. *Kongde ji qi shi zheng zhu yi*. (Shanghai : Shanghai she hui ke xue yuan chu ban she, 1987). [Abhandlung über Auguste Comte].
孔德及其实证主义 [WC]

1993 Sun, Zhongxing. *Ai, zhi xu, jing bu : she hui xue zhi fu Kongde = Love, order, progress*. (Taibei : Ju liu tu shu gong si, 1993). [Abhandlung über Auguste Comte].
愛#秩序#進步 : 社會學之父孔德 [WC]

1998 Haac, Oscar A. *Auguste Comte et l'Orient*. In : La revue internationale de philosophie ; no 1 (1998). [OAS]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Condorcet, Jean Antoine Nicolas de = Condorcet, Marie Jean Antoine Nicolas de Caritat, marquis de (Ribemont 1743-1794 Bourg-la-Reine) : Philosoph, Mathematiker, Politiker

Biographie

1795 Condorcet, Jean Antoine Nicolas de. *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* [ID D20222].
Condorcet schreibt : "Ces castes s'emparèrent de l'éducation, pour façonner l'homme à supporter plus patiemment des chaînes identifiées pour ainsi dire avec son existence, pour écarter de lui jusqu'à la possibilité du désir de les briser. Mais, si l'on veut connaître jusqu'à quel point, même sans le secours des terreurs superstitieuses, ces institutions peuvent porter leur pouvoir destructeur des facultés humaines, c'est sur la Chine qu'il faut un moment arrêter ses regards ; sur ce peuple, qui semble n'avoir précédé les autres dans les sciences et les arts, que pour se voir successivement effacé par eux tous ; ce peuple, que la connaissance de l'artillerie n'a point empêché d'être conquis par des nations barbares ; où les sciences, dont les nombreuses écoles sont ouvertes à tous les citoyens, conduisent seules à toutes les dignités, et où cependant, soumises à d'absurdes préjugés, les sciences sont contamnées à une éternelle médiocrité ; où enfin l'invention même de l'imprimerie est demeurée entièrement inutile aux progrès de l'esprit humain."
"J'esposerai comment la religion de Mahomet, la plus simple dans ses dogmes, la moins absurde dans ses pratiques, la plus tolérante dans ses principes, semble condamner à un esclavage éternel, à une incurable stupidité, toute cette vaste portion de la terre où elle a étendu son empire ; tandis que nous allons voir briller le génie des sciences et de la libarté sous les superstitions les plus absurdes, au milieu de la plus barbare intolérance. La Chine nous offre le même phénomène, quoique les effets de ce poision abruitissant y aient été moins funestes." [Pere:S. 488-489]

Bibliographie : Autor

1795 Condorcet, Jean Antoine Nicolas de. *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain*. (Paris : Agasse, 1795). [Enthält Eintragungen über China]. [WC]

1998 [Condorcet, Jean Antoine Nicolas de]. *Ren lei jing shen jin bu shi biao gang yao*. Kongduosai zhu ; He Zhaowu, He Bing yi ; Xu Minglong jiao. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1998). Übersetzung von Condorcet, Jean Antoine Nicolas de. *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain*. (Paris : Agasse, 1795).
人类精神进步史表纲要 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1995 [Badinter, Elisabeth ; Badinter, Robert]. *Kongduosai zhuan*. Bandantai, Bandantai ; Ma Weimin yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1995). Übersetzung von Badinter, Elisabeth ; Badinter, Robert. *Condorcet, 1743-1794 : un intellectuel en politique*. (Paris : Fayard, 1988).
孔多塞传 [WC]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Considérant, Victor Prosper (Salins 1808-1893 Paris) : Sozialist

Bibliographie : Autor

1986 [Considerant, Victor Prosper]. *She hui ming yun*. Weikeduo Kongxidelang zhu ; Li Ping'ou yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1986). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Considerant, Victor. *Distinée sociale*. Vol. 1-3. (Paris : Les libraires du Palais-Royal [et al.], 1834-1844). [Betr. Charles Fourier].
社会命运 [WC]

Contenson, Guy de = contenson, Simon-Jean-Guy de (1844-1921 Paris) : Französischer Militärattaché

Biographie

1871-1874 Guy de Contenson ist als Militärattaché in Beijing. [Int]

1884 Contenson, Bon Guy de. *Chine et Extrême-Orient* [ID D21862].
Er schreibt : "Dès mon arrivée en Chine, je trouvai les Chinois fort amusants. Ils ressemblent en tous points aux portraits qu'ils nous tracent d'eux-mêmes sur leurs éventails et leurs écrans, et que nous regardons comme des caricatures." [Clau8:S. 33]

Bibliographie : Autor

1884 Contenson, Bon G[uy] de. *Chine et Extrême-Orient*. (Paris : E. Plon, Nourrit et Cie, 1884). [WC]

Coppée, François (Paris 1842-1908 Paris) : Schriftsteller, Dichter, Dramatiker

Bibliographie : Autor

1915 Shuangsuo'aguobo [Coppée, François]. *Hun zhong hua*. Lin Qinnan [Lin Shu] yu ; Wang Qingtong yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1915). (Shuo bo cong shu ; 2, 38). Übersetzung von Coppée, François. *Le coupable*. (Paris : A. Lemerre, 1897).
溷中花 [Eur,Lin1,KVK]

Corneille, Pierre (Rouen 1606-1684 Paris) : Dramatiker

Bibliographie : Autor

1937 [Corneille, Pierre]. *Xi de*. Gaonaiyi zhu ; Wang Weike yi. (Shanghai : Sheng huo shu dian, 1937). Übersetzung von Corneille, Pierre. *Le Cid : tragi-comédie*. (Paris : Augustin Courbe, 1637).
希德 [Eur,KVK]

Couchoud, Paul-Louis (Vienne, Isère 1879-1959) : Philosoph, Dichter

Bibliographie : Autor

1916 Couchoud, Paul-Louis. *Sages et poètes d'Asie*. (Paris : Calmann-Lévy, 1916). [Enthält : Une visite au tombeau de Confucius]. [Bericht seines Aufenthaltes in Japan 1904-1905 und seiner Reise nach China]. [WC]

Coyer, Gabriel François = Coyer, Abbé (Baume-les-Dames 1707-1782 Paris) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1768 Coyer, [Gabriel François]. *Chinki, histoire cochinchinoise : qui peut servir à d'autres pays*. (Londres : [s.n.], 1768). [WC]

Crébillon, Prosper Jolyot = Crais-Billon, Prosper Jolyot de = Crébillon, Claude-Prosper Jolyot de (Dijon 1674-1762 Paris) : Dramatiker, Schriftsteller

Biographie

1735 Crébillon, Prosper Jolyot. *L'écumoire, histoire japonoise = Tanzaï et Néadarné* [ID D10158].
Crébillon schreibt : "Thien-min, roi des Tartares, ayant fait la conquête de la Chine en 1618, les arts et les sciences y florirent sous son petit-fils, l'empereur Cang-hi, et parmi les lettrés qui s'y distinguèrent Ching-han fut en Asie ce qu'a été Erasme en Europe. Il joignit une grande gâité et une saine critique à une vaste érudition. Après avoir fait les plus gros volumes sur les plus graves matières, il finit par se persuader qu'il n'y avait rien de sûr, on prétend même qu'il osa croire que la plupart des sciences n'étaient que conjecturales ; ce fut dans cet état de délire ou de raison, je ne sais lequel, qu'il composa ces métamorphoses. L'amour doit être le prix de lui-même." [Guy:S. 365]

Bibliographie : Autor

1735 Crébillon, Prosper Jolyot. *L'écumoire, histoire japonoise = Tanzaï et Néadarné*. 2 vol. in 1. (Londres [i.e. Paris] : La Compagnie, 1735). [WC]

Cros, Charles ((Fabrezan, Aude 1842-1888 Paris) : Dichter, Erfinder

Biographie

1873 Cros, Charles. *Li-taï-pé*. In : Cros, Charles. Le coffret de santal [ID D22447].
Mille étés et mille hivers
Passeront sur l'univers,
Sans que du poète-dieu
Li-taï-pé meurent les vers,
Dans l'Empire du milieu.
Sur notre terre exilé,
Il contemplait désolé
Le ciel, en se souvenant
Du beau pays étoilé
Qu'il habite maintenant.
Il abaissait son pinceau;
Et l'on voyait maint oiseau
Ecouter, en voletant
Parmi les fleurs du berceau,
Le poète récitant.
Sur le papier jaune et vert
De mouches d'argent couvert,
Fins et noirs pleuvaient les traits.
Tel, sur la neige, en hiver,
Le bois mort dans les forêts.
Il n'est de soupirs du vent,
De clameurs du flot mouvant
Qui soient si doux que les sons
Que le poète, rêvant,
Savait mettre en ses chansons.
Aromatiques senteurs
Dont s'embaument les hauteurs,
Thym, muguet, roses, jasmin,
Comme en des rêves menteurs,
Naissaient sous sa longue main.
A présent, il est auprès
De Fo-hi, dans les prés frais,
Où les sages s'en vont tous,
A l'ombre des grands cyprès,
Boire et rire avec les fous. [Cros10]

Bibliographie : Autor

1873 Cros, Charles. *Le coffret de santal*. (Paris : A. Lemerre, 1873). [WC]

Daudet, Alphonse (Nîmes 1840-1897 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1915 Chen, Duxiu. *Xian dai ouzhou wen yi shi tan*. [Modern European literature]. In : Qing nian za zhi ; vol. 1, no 3-4 (1915).
Er schreibt : "Le naturalisme fit-il réellement faillite ? S'il ne laissait rien de durable, encore aurait-il bien mérité de la littérature en la ramenant à l'observation, à l'étude sincère de la réalité ? Mais pour ne parler ici que du roman, nous lui devons Gustave Flaubert, Jules et Edmond de Goncourt, Alphonse Daudet, Emile Zola, Guy de Maupassant, Ferdinand Fabre ; et peut-être aucune autre époque de notre histoire littéraire ne fournirait dans un seul genre, plus de noms justement illustrés".
Chen Duxiu erwähnt zum ersten Mal in China Gustave Flaubert : geboren in Rouen 1821, gest. 1880. [Flau:S. 74-75]

Bibliographie : Autor

1923 [Daudet, Alphonse]. *Xiao dong xi*. Li Jieren yi. (Shanghai : Zhonghua shu ju, 1923). Übersetzung von Daudet, Alphone. *Le petit chose : histoire d'un enfant*. (Paris : J. Hetzel, 1868).
小 東西 [Flau]

1930 [Daudet, Alphonse]. *Eli nü lang*. Dude zhu ; Luo Yujun yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1930). Übersetzung von Daudet, Alphonse. *L'Arlésienne*. In : Daudet, Alphonse. Lettres de mon moulin. (Paris : Hetzel, 1869).
婀麗女郎 [Eur,KVK]

1933 [Daudet, Alphonse]. *Sa fu*. Dude zhu ; Wang Shiwei yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1933). Übersetzung von Daudet, Alphonse. *Sappho*. (Paris : Charpentier, 1884).
沙弗 [Eur,KVK]

1934 [Daudet, Alphonse]. *Sha fu*. Dude zhu ; Wang Liaoyi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Daudet, Alphonse. *Sapho : moeurs parisiennes*. (Paris : G. Charpentier, 1884).
杀夫 [Eur]

2001 [Daudet, Alphonse]. *Zui hou yi ke*. Dude xiao shuo ; Liu Mingjiu yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 2001). (Jing dian yin xiang = Classic impression). [Übersetzungen von Kurzgeschichten von Alphonse Daudet].
最后一课 : 都德小说 [Eur]

2005 [Daudet, Alphonse]. *Mo fang wen zha ji qi ta*. Dude zhu ; Liu Mingjiu yi. (Beijing : Jie fang jun wen yi chu ban she, 2005). (Shi jie xiao shuo da shi ming pian bi du). Übersetzung der Kurzgeschichten *Lettres de mon moulin*. (Publiziert 1866-1869 in Le Figaro, L'Evènement, Le Bien Public). *La dernière classe*. In : Daudet, Alphonse. *Contes du lundi*. (Paris : A. Lemerre, 1873). *Siège de Berlin*. In : Daudet, Alphonse. *Contes du lundi*. (Paris : A. Lemerre, 1873). *Jarjaille chez le bon Dieu*. In : Daudet, Alphonse. *La Belle-Nivernaise: histoire d'un vieux bateau et de son équipage*. (Paris : Marpon et Flammarion, [1886]. (Collection des auteurs célèbres).
磨坊文札及其他 [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1999 *Dude jing xuan ji*. Liu Mingjiu bian xuan. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1999). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi). [Abhandlung über Alphonse Daudet].
都德精选集 [Eur]

Daumier, Honoré (Marseille 1808-1879 Valmondois, Val-d'Oise) : Maler, Bildhauer, Graphiker, Karikaturist

Biographie

1844 Daumier, Honoré. *Fumeurs et priseurs* [ID D22582].
Il ne faut pas croire que tous les chinois s'abrutissent avec de l'opium, non une foule de gens et surtout dans la bonne société, font consister le souverain bonheur a fumer et a priser und certaine feuille dont l'aspect est assez désagréable, mais don le goût et fort repoussant - comme cette feuille se récolte sur une plante nommée nicotine on a été naturellement porté à l'appeler tabac. [Daum1]

Bibliographie : Autor

1844 Daumier, Honoré. *Fumeurs et priseurs*. In : Le Charivari ; oct. 24 (1844). [WC]

Daurand-Forgues, Paul-Emile = Fourgues, E.D. = Forgues, Emile Daurand (Paris 1813-1883 Cannes) : Schriftsteller, Journalist, Literaturkritiker

Biographie

1845 Forgues, E.D. [Daurand-Forgues, Paul-Emile]. *La Chine ouverte* [ID D21066].

Daurand-Forgues schreibt : Connaissez-vous la Chine, la patrie du dragon volant et des théières de porcelaine ? Tout le pays est un cabinet de raretés, environné d'une [immense et interminable] muraille et de cent mille sentinelles tartares. Mais les oiseaux et les pensées des savants de l'Europe volent par delà, et lorsqu'ils ont tout vu à satiété, ils reviennent nous conter des merveilles de cette curieuse contrée et de ce curieux peuple. La nature avec ses apparitions [grêles et] contournées, ses fleurs gigantesquement fantasques, ses arbres nains, ses montagnes découpées, ses fruits voluptueusement baroques, ses oiseaux parés et bariolés, est là-bas une caricature aussi fabuleuse que l'homme avec sa tête pointue et [couronnée d'une flamme chevelue], ses révérences, ses ongles démesurés, sa vieille et intelligente gravité, et sa langue enfantine composée de monosyllabes. En ce pays, la nature et l'homme ne peuvent se regarder sans rire. Mais ils ne rient pas hautement, parce qu'ils sont tous deux trop civilisés et trop polis, et pour se contenir ils font les grimaces les plus bizarres. Là, on ne trouve ni ombre ni perspective, et sur les maisons aux mille couleurs s'élèvent l'un sur l'autre des toits tendus comme des parapluies, garnis de cloches de métal retentissant, de sorte que le vent lui-même produit un son comique et devient ridicule en passant en ce lieu.

Dans une de ces maisons à clochettes, demeurait jadis une princesse dont les petits pieds étaient encore plus petits que les pieds des autres Chinoises, dont les petits yeux obliques étaient encore plus doux et plus rêveurs que les petits yeux obliques des autres dames de l'empire céleste, et dont le petit cœur palpitant renfermait l'humeur la plus folle et les caprices les plus désordonnés. Sa joie la plus grande était de pouvoir déchirer les plus somptueuses étoffes d'or et de soie. Quand elle les entendait gémir et craquer sous ses doigts, elle se pâmait de ravissement. Enfin, quand elle eut sacrifié toute sa fortune à ce goût, lorsqu'elle eut déchiré tous ses biens et ses domaines, elle fut déclarée, de l'avis de tous les mandarins, incapable de se gouverner, reconnue pour une insensée incurable, et renfermée dans une tour ronde.

Cette princesse chinoise, le caprice personnifié, est en même temps la personnification de la muse d'un poète allemand dont on ne saurait se dispenser de parler dans une histoire de la poésie romantique. C'est la muse qui nous sourit d'un air si égaré du fond des poésies de M. Clément Brentano.

En Chine les cochers même sont polis. Lorsque dans une rue étroite ils s'entre-heurtent un peu rudement avec leurs véhicules, et que les timons et les roues s'enchevêtrent, ils ne poussent nullement des invectives et des jurements, comme les cochers chez nous, mais ils descendent avec calme de leur siège, font une quantité de génuflexions et de révérences, se disent diverses flatteries, s'efforcent ensuite en commun de remettre leurs voitures dans la bonne voie, et quand tout est rentré dans l'ordre, ils font encore une fois un certain nombre de révérences et de génuflexions, se disent réciproquement adieu, et continuent leur route. Mais non seulement nos cochers, aussi nos savants, devraient prendre exemple là-dessus...

La troisième grande théorie des punitions est celle où l'on se propose l'amendement moral du criminel. La véritable patrie de cette théorie est la Chine, où toute autorité est dérivée du pouvoir paternel. Chaque criminel est là un enfant mal élevé, que son père cherche à corriger, et cela au moyen du bambou. Cette manière de voir patriarcale et sensible a trouvé dans les derniers temps, surtout en Prusse, de chauds admirateurs qui ont cherché à l'introduire aussi dans la législation. Au sujet d'une pareille théorie chinoise du bambou, nous sommes d'abord saisis du doute, que toute correction ne soit inefficace, si les correcteurs ne sont préalablement corrigés. En Chine, le chef suprême de l'état paraît sentir obscurément la justesse d'une telle objection, et c'est pourquoi, lorsqu'un forfait énorme s'est commis dans l'empire du milieu, l'empereur, le fils du ciel, s'impose à lui-même une dure pénitence, croyant avoir en personne attiré, par quelque péché, un pareil malheur sur son pays. Nous verrions avec beaucoup de plaisir le piétisme prussien tomber dans de semblables erreurs pieuses, et en venir à se mortifier avec ferveur pour le salut de l'état. En Chine, c'est une conséquence de la manière de voir patriarcale, qu'à côté des punitions il y ait aussi des récompenses légales, et qu'on reçoive pour une bonne action quelque bouton d'honneur, avec ou sans ruban, aussi bien qu'on reçoit pour une mauvaise action la volée de coups de bâton déterminée. De la sorte, pour m'exprimer philosophiquement, le bambou est la récompense du vice, et la décoration le châtiment de la vertu. Les partisans de la correction corporelle ont trouvé récemment dans les provinces du Rhin une résistance émanée d'une manière de sentir, qui n'est pas bien originairement germanique, et qu'il faut regarder malheureusement comme un reste de l'influence exercée chez nous par la domination étrangère des Français. Nous avons encore une quatrième grande théorie des punitions, que nous ne pouvons qu'à peine désigner de ce nom, parce que l'idée de «punition» y disparaît complètement. [Forg1]

Bibliographie : Autor

1845 Forgues, E.D. [Daurand-Forgues, Paul-Emile]. *La Chine ouverte : aventures d'un fan-kouei dans le pays de Tsin*. Par Old Nick ; ouvrage illustré par Auguste Borget. (Paris : H. Fournier, 1845). [Fiktive Sammlung von Texten].
Littératures d'Extrême-Orient, textes et traduction ; (7 juillet 2007) : http://jelct.blogspot.com/2007/07/rponse-la-devinette-005.html. [WC]

Debray, Régis (Paris 1941-) : Schriftsteller, Journalist, Professor

Bibliographie : erwähnt in

2001 *Les écrivains français du XXe siècle et la Chine : colloque internationale de Nanjin 99' = 20 shi ji Faguo zuo jia yu Zhongguo : 99' Nanjing guo ji xue shu yan tao hui*. Etudes réunies par Christian Morzewski et Qian Linsen. (Arras : Artois presses Université, 2001). (Lettres et civilisations étrangères).
20世紀法國作家與中國 99'南京国际学术研讨会 [OAS]

Deleuze, Gilles (Paris 1925-1995 Paris) : Philosoph

Bibliographie : Autor

2000 [Deleuze, Gilles]. *Jie du Nicai*. Ji'er Duluzi zhu ; Zhang Huanmin yi. (Tianjin : Bai hua wen yi chu ban she, 2000). Übersetzung von Deleuze, Gilles. *Nietzsche et la philosophie*. (Paris : Presses universitaires de France, 1962). (Bibliothèque de philosophie contemporaine. Histoire de la philosophie et philosophie générale).
解读尼采 [WC]

2001 [Deleuze, Gilles]. *Fuke ; Zhe zi*. Ji'er Delezi ; Yu Qizhi, Yang Jie yi. (Changsha : Hunan wen yi chu ban she, 2001). (Wu ye wen cong). Übersetzung von Deleuze, Gilles. *Foucault*. (Paris : Ed. de Minuit, 1986) ; Deleuze, Gilles. *Le pli : Leibniz et le baroque*. (Paris : Ed. de Minuit, 1988).
福柯 ; 褶子 [WC]

2001 [Deleuze, Gilles]. *Nicai yu zhe xue*. Ji’er Deleizi zhu ; Zhou Ying, Liu Yuyu yi. (Beijing : She hui ke xue wen xian chu ban she, 2001). (Nicai bai nian jie du xi lie). Übersetzung von Deleuze, Gilles. *Nietzsche et la philosophie*. (Paris : Presses universitaires de France, 1962). (Bibliothèque de philosophie contemporaine. Histoire de la philosophie et philosophie générale).
尼采與哲學 [WC]

2002 [Deleuze, Gilles]. *Kangde yu Bogesen jie du = Kangde de pi pan zhe xue*.; Bogesen zhu yi. Ji'er Delezi zhu ; Zhang Yuling, Guan Qunde yi. (Beijing : She hui ke xue wen xian chu ban she, 2002). (Si xiang wen ku. Jing dian yi cong). Übersetzung von Deleuze, Gilles. *La philosophie critique de Kant (doctrine des facultés)*. (Paris : Presses universitaires de France, 1963). (Initiation philosophique). Deleuze, Gilles. *Le Bergsonisme*. (Paris : Presses universitaires de France, 1966). (Initiation philosophique ; 76).
康德与柏格森解读 [WC]

Delteil, Joseph (Villar-en-Val, Aude 1894-1978 La Tuilerie de Massane, Hérault) : Schriftsteller, Dichter

Biographie

1922 Delteil, Joseph. *Sur le fleuve Amour* [ID D21819].
Delteil schreibt : "A Changhaï, tous les bordels s'appellent des Palais, un Européen en voyage qui ometterait de visiter un des grands bordels de Shanghaï commettrait envers la Chine une offense aussi grave que celle d'un Yankee qui oublierait de remonter les Champs-Elysées à Paris. Ce manque de tact, point ne l'aurai-je. Et j'emmènerai, incontinent, mes personnages au Palais d'Onyx." [Bla11:S. 95]

Bibliographie : Autor

1922 Delteil, Joseph. *Sur le fleuve Amour : roman*. (Paris : La renaissance du livre, 1922). [WC]

Derrida, Jacques (El-Biar, Algerien 1930-2004 Paris) : Philosoph

Bibliographie : Autor

1994 [Derrida, Jacques]. *Sheng yin yu xian xiang : Husai'er xian xiang xue zhong de fu hao wen ti dao lun*. Yake Delida zhu ; Du Xiaozhen yi. (Xianggang : She hui li lun chu ban she, 1994). (She hui si xiang cong shu). Übersetzung von Derrida, Jacques. *La voix et le phénomène : introduction au problème du signe dans la phénoménologie de Husserl*. (Paris : Presses universitaires de France, 1967).
聲音與現象 : 胡塞爾現象學中的符號問題導論 [WC]

2004 [Derrida, Jacques]. *Husai'er « Ji he xue de qi yuan » yin lun*. Yake Delida yuan zhu ; Fang Xianghong fan yi. (Nanjing : Nanjing da xue chu ban she, 2004). (Dang dai xue shu leng jing yi contg. Jing dian bu yi xi lie). Übersetzung der Einfühung von Husserl, Edmund. *L'origine de la géométrie*. Trad. et introd. Par Jacques Derrida. (Paris : Presses universitaires de France, 1962). (Epiméthée : essais philosophiques).
胡塞尔《几何学的起源》引论 [WC]

2004 [Wartenberg, Thomas E.]. *Lun yi shu de ben zhi : ming jia jing xuan ji*. Tangmasi Huatengboge bian zhu ; Zhang Shujun, Liu Lanyu, Wu Peien yi zhe. Vol. 1-29. (Taibei : Wu guan yi shu guan li you xian gong si, 2004). Übersetzung von Wartenberg, Thomas E. *The nature of art : an anthology*. (Fort Worth : Harcourt College, 2002).
[Enthält] :
Vol. 1. Yi shu ji mo fang : Bolatu = Art as imitation : Plato.
Vol. 2. Yi shu ji ren zhi : Yalisiduode. = Art as cognition : Aristotle.
Vol. 3. Yi shu ji zai xian zi ran : Aboti. = Art as representing nature : Leon Battista Alberti
Vol. 4. Yi shu ji pin wei de dui xiang : Xiumo. = Art as object of taste : David Hume.
Vol. 5. Yi shu ji ke gou tong de yu yue : Kangde. = Art as Communicable pleasure : Immanuel Kant.
Vol. 6. Yi shu ji qi shi : Shubenhua. = Art as revelation : Arthur Schopenhauer.
Vol. 7. Yi shu ji li xiang de dian xing : Heige'er. = Art as the ideal : G.W.F. Hegel.
Vol. 8. Yi shu ji jiu shu : Nicai. = Art as redemption : Friedrich Nietzsche.
Vol. 9. Yi shu ji qing gan jiao liu : Tuoersitai. = Art as communication of feeling : Leo N. Tolstoy.
Vol. 10. Yi shu ji zheng zhuang : Fuluoyide. = Art as symptom : Sigmund Freud.
Vol. 11. Yi shu ji you yi han de xing shi : Beier. = Art as significant form : Clive Bell.
Vol. 12. Yi shu ji biao da : Kelinwu. = Art as expression : R.G. Collingwood.
Vol. 13. Yi shu ji jing yan : Duwei. = Art as experience : John Dewey.
Vol. 14. Yi shu ji zhen li : Haidege. = Art as truth : Martin Heidegger.
Vol. 15. Yi shu ji qi yun : Banyaming. = Art as auratic : Walter Benjamin.
Vol. 16. Yi shu ji zi you : Aduonuo. = Art as liberatory : Theodor Adorno.
Vol. 17. Yi shu ji wu ding yi : Weizi. = Art as indefinable : Morris Weitz.
Vol. 18. Yi shu ji qi shi : Gudeman. = Art as exemplification : Nelson Goodman.
Vol. 19. Yi shu ji li lun : Dantuo. = Art as theory : Arthur Danto.
Vol. 20. Yi shu ji ji gou : Diqi. = Art as institution : George Dickie.
Vol. 21. Yi shu ji mei xue chan wu : Biersili. = Art as aesthetic production : Monroe C. Beardsley.
Vol. 22. Yi shu ji wen ben : Bate. = Art as text : Roland Barthes.
Vol. 23. Yi shu ji lian wu : Paibo. = Art as fetish : Adrian Piper.
Vol. 24. Yi shu ji jie gou : Dexida. = Art as deconstructable : Jacques Derrida.
Vol. 25. Yi shu ji nü xing zhu yi : Han'en. = Art as feminism : Hilde Hein.
Vol. 26. Yi shu ji mai luo : Jiegede. = Art as contextual : Dele Jegede.
Vol. 27. Yi shu ji hou zhi min : Aipiya. = Art as postcolonial : Kwame Anthony Appiah.
Vol. 28. Yi shu ji xu ni : Daiweisi. = Art as virtual : Douglas Davis.
Vol. 29. Dao lun. = About the authors.
論藝術的本質 : 名家精選集 [WC]

2005 [Derrida, Jacques]. *Husai'er « Ji he xue de qi yuan » dao yin*. Dexida zhu ; Qian Jie yi ; Lin Zhiming ce hua. (Taibei : Gui guan tu shu gu fen you xian gong si, 2005). (Dang dai si chao xi lie cong shu). Übersetzung der Einfühung von Husserl, Edmund. *L'origine de la géométrie*. Trad. et introd. Par Jacques Derrida. (Paris : Presses universitaires de France, 1962). (Epiméthée : essais philosophiques).
胡塞爾《幾何學的起源》導引 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1998 [Collins, Jeff]. *Dexida*. Bill Mayblin hui hua ; Shen Qingsong [Vincent Shen] jiao ding ; An Yuanliang yi zhe. (Taibei : Li xu wen hua shi ye you xian gong si, 1998). (Si chao yu da shi jing dian man hua. Qi meng xue cong shu). Übersetzung von Collins, Jeff. *Derrida for beginners*. (Trumpington : Icon Books, 1996). [Jacques Derrida].
德希達 [WC]

2001 [Behler, Ernst]. *Nicai, Haidege'er yu Delida*. Ensite Beile'er zhu ; Li Zhaohui yi. (Beijing : She hui ke xue wen xuan chu ban she, 2001). (Nicai bai nian jie du xi lie). Übersetzung von Behler, Ernst. *Derrida – Nietzsche, Nietzsche - Derrida*. (München : Schöningh, 1988). [Derrida, Nietzsche, Heidegger].
尼采, 海德格尔与德里达 [WC]

2008 Shang, Jie. *Cong Husai'er dao Delida*. (Nanjing : Jiangsu ren min chu ban she, 2008). (Feng huang wen ku. Chun cui zhe xue xi lie). [Abhandlung über Edmund Husserl und Jacques Derrida].
从胡塞尔到德里达 [WC]

Descartes, René (La Haye, Touraine 1596-1650 Stockholm) : Philosoph, Mathematiker, Naturwissenschaftler

Bibliographie : erwähnt in

1923 [Driesch, Hans]. *Dulishu jiang yan lu*. Dulishu zhu ; Zhang Junmai, Qu Shiying yi ; Jiang xue she bian ji. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1923). (The Driesch lectures ; no 1-8). Abhandlungen über Francis Bacon, Jakob Sigismund Beck, George Berkeley, Charles Darwin, René Descartes, Albert Einstein, Johann Gottlieb Fichte, Jacob Friedrich Fries, Arnold Geulincx, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Thomas Hobbes, David Hume, Friedrich Heinrich Jacobi, Emmanuel Kant, Gottfried Wilhelm Leibniz, Salomon Maimon, Nicolas de Malebranche, John Locke, Friedrich Schelling, Baruch Spinoza.
杜里舒講演錄. 第1期 [Eur]

1934 Shi, Youzhong. *Dika'er Sibinnuosha Laibonizi*. (Shanghai : Shi jie shu ju, 1934). (Zhe xue cong shu). Abhandlung über Gottfried Wilhelm Leibniz, René Descartes, Baruch de Spinoza.
笛卡兒 斯賓挪莎 萊伯尼茲 [WC]

1988 Fu, Peirong. *Xin ling de shu guang*. (Taibei : Hong jian quan ji jin hui, 1994). (Xi fang xin ling de pin wei. Ren wen cong shu). [Abhandlung über Sokrates, René Descartes, Karl Marx, Friedrich Nietzsche].
心靈的曙光 [Find2]

1995 Wang, Tangjia. *Zi wo de jue wu : lun Dika'er yu Husai'er di zi wo xue shuo*. (Shanghai : Fudan da xue chu ban she, 1995). (Fudan da xue bo shi cong shu). [Abhandlung über Subjektivität in der Philosopie von René Descartes und Edmund Husserl].
自我的觉悟 : 论笛卡尔与胡塞尔的自我学说 [WC]

Destutt de Tracy, Antoine Louis Claude = Destutt, Antoine Louis Claude, comte de Tracy (Paris 1754-1836 Paris) : Philosoph

Biographie

1817 Destutt de Tracy, Antoine Louis Claude. *Commentaire sur L'esprit des lois de Montesquieu* [ID D20224].
Destutt schreibt : "Est-il donc 'très-singulier', comme le dit l'auteur, qu'un peuple comme les Chinois, asservi jusque dans ses manières, et toujours occupé de démonstrations cérémonieuses, soit 'très-fourbe' ? et pour expliquer un fait si simple, peut-on se permettre d'affirmer qu'à 'la Chine il est permis de tromper' ? Pour moi, j'ose assurer qu'on a trompé par-tout, et que jamais les lois n'y ont autorisé nulle part, pas même à Lacédémone, malgré les prétendus vols permis. J'ose encore affirmer que ce n'est pas la détestable manière d'écrire des Chinois qui a pu établir parmi eux 'l'émulation, la fuite de l'oisiveté, et l'estime pour le savoir'. Elle a sans doute contribué à leur respect pour les rites, en les rendant incapables d'apprendre rien autre chose, c'est-à-dire, qu'elle a aidé à les asservir en les abrutissant. Mais si c'est en cela 'que le gouvernement chinois triompha', comme le dit notre auteur, ce n'était pas à lui à chanter ce triomphe. Un philosophe doit accorder ses éloges avec plus le discernement." [Pere:S. 492]

Bibliographie : Autor

1817 Destutt de Tracy, Antoine Louis Claude. *Commentaire sur L'esprit des lois de Montesquieu : suivi d'observations inédites de Condorcet, sur le vint-neuvième livre du même ouvrage*. (Liège : J.F. Desoer, 1817). [Enthält Eintragungen über China]. [WC]

Bibliographie : erwähnt in

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Diderot, Denis (Langres, Champagne-Ardenne 1713-1784 Paris) : Philosoph, Schrifsteller [Diderot siehe unter Philosophie Frankreich].

Biographie

1748 Diderot, Denis. *Les bijoux indiscrets* [ID D20679].
Song Shun-ching : Diderot explite l'image exotique de la Chine. Il decouvre une dimension profonde et intellectuelle de l'empire. Par exemple, il partage l'opinion de Voltaire sur la qualité du système d'examens pour le mandarinat et la difficulté d'y réussir. Il partage aussi la louange pour la piété filiale chez les Chinois ; il condamne néanmoins cette même piété filiale, liée au culte des ancêtres, parce qu'elle représente le pouvoir paternel qui a marqué la structure du gouvernement, le code moral, et d'une manière générale, la politique du pays. Il reproche donc à la politique chinoise d'être responsable des nombreux vices du peuple : elle enseigne les vertus, mais elle n'a pas réussi à amener le peuple à les mettre en pratique.
Huguette Cohen : Diderots surrender to the cult of chinoiseries are the scattered references to 'pagodes, magots, porcelaines' and 'palanquins'. He showed his willingness to accept aesthetic modes, even Chinese-inspired, if they had universal appeal and conformed to a 'modèle idéal'. [Song:S. 286,Did5]

1753.1 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].

A-CHIN
ANIEN ou ANIAN-FU
(Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Chuquami.

ARGOUDAN
S. m. sorte de coton qui se recueille en différens endroits de la Chine, & dont les habitans de Canton font trafic avec ceux de l'île de Haynan.

ARSCHIN
S. m. (Comm.) mesure étendue dont on se sert à la Chine pour mesurer les étoffes : elle est de même longueur que l'aune de Hollande, qui contient 2 piés 11 lignes de roi, ce qui revient à 4/7 d'aune de France ; en sorte que sept arschins de la Chine font quatre aunes de France. Savary. Diction. du Comm. tom. I. pag. 756. (G)

ASIE
l'une des quatre grandes parties de la terre, & la seconde en ordre, quoique la premiere habitée. Elle est séparée de l'Europe par la mer Méditerranée, l'Archipel, la mer Noire, les Palus Méotides, le Don & la Dwina ; de l'Afrique par la mer Rouge & l'isthme de Suez. Elle est des autres côtés entourée de l'Océan ; elle ne communique point avec l'Amérique ; ses parties principales sont l'Arabie, la Turquie Asiatique, la Perse, l'Inde, la Tartarie, la Moscovie Asiatique, la Chine, le Japon, le royaume d'Ava, celui de Siam, l'île de Ceylan, & les îles de la Sonde, dont les principales sont Sumatra, Borneo, Java, l'île des Célebes, les Moluques, les Philippines, les Maldives : elle peut avoir d'occident en orient environ 1750 lieues, & du midi au septentrion 1550.
Les peuples de ce vaste continent, ceux sur-tout qui en occupent le milieu, & qui habitent les côtes de l'Océan septentrional, nous sont peu connus : excepté les Moscovites qui en possedent quelque portion, & dont les caravanes en traversent tous les ans quelques endroits, pour se rendre à la Chine, on peut dire que les Européens n'y font pas grand négoce. S'il y a quelque chose d'important à observer sur le commerce d'Asie, cela ne concerne que les côtes méridionales & orientales : le lecteur trouvera aux différens articles des noms des lieux, les détails généraux auxquels nous nous sommes bornés sur cet objet.

ASTRONOMIE
Il y a tout lieu de croire que les observations astronomiques, trouvées dans le siecle dernier entre les mains des Chinois, y avoient passé de Tartarie : car il y a des preuves certaines que Ginghischan entra dans la Chine, & que ses descendans furent maîtres d'une grande partie de ce vaste empire, où ils porterent vraisemblablement les observations & les tables qui avoient été faites par les astronomes de Corasan. Au reste, l'Astronomie a été cultivée presque de tems im mémorial à la Chine. Les missionnaires Jésuites se sont fort appliqués à déchiffrer les anciennes observations. L'on en peut voir l'histoire dans les observations du P. Souciet. Environ 400 ans avant J. C. les Sciences furent négligées chez les Chinois. Cette négligence alla en croissant jusqu'à l'empereur Tsin-Chi-Hoang. Celui-ci fit brûler, 246 avant J. C. tous les livres qui traitoient des Sciences, à l'exception de ceux de Medecine, d'Astrologie, & d'Agriculture : c'est par-là que périrent toutes les observations antérieures à ce tems : 400 ans après, Licou-Pang rétablit les Sciences dans son empire, & érigea un nouveau tribunal de Mathématiques. L'on fit quelques instrumens pour observer les astres, & l'on régla le calendrier. Depuis ce tems-là l'Astronomie n'a point été négligée chez ce peuple. Il semble que les observations faites depuis tant de siecles, sous les auspices & par les ordres de puissans monarques, auroient dû fort enrichir l'Astronomie. Cependant les missionnaires qui pénétrerent dans cet empire sur la fin du xvj. siecle, trouverent que l'état où étoit cette science parmi les Chinois, ne répondoit point à la longue durée de leurs observations. Ceux d'entre les missionnaires Jésuites qui entendoient les Mathématiques, s'insinuerent par ce moyen dans l'esprit du monarque. Les plus habiles devinrent présidens du tribunal de Mathématiques, & travaillerent à mettre l'Astronomie sur un meilleur pié qu'elle n'avoit été auparavant. Ils firent des instrumens plus exacts que ceux dont on s'étoit servi jusqu'alors, rendirent les observations plus justes, & profiterent des connoissances des Occidentaux. Voyez les relations du P. Verbiest, & des autres missionnaires, ou bien la description de la Chine, par le P. Duhalde.

ATHEES

Ici se présente naturellement la célebre question, savoir si les lettrés de la Chine sont véritablement athées. Les sentimens sur cela sont fort partagés. Le P. le Comte, Jésuite, a avancé que le peuple de la Chine a conservé près de 2000 ans la connoissance du véritable Dieu ; qu'ils n'ont été accusés publiquement d'athéisme par les autres peuples, que parce qu'ils n'avoient ni temples ni sacrifices ; qu'ils étoient les moins crédules & les moins superstitieux de tous les habitans de l'Asie. Le P. le Gobien, aussi Jésuite, avoue que la Chine n'est devenue idolatre que cinq ou six ans avant la naissance de J. C. D'autres prétendent que l'athéisme a regné dans la Chine jusqu'à Confucius, & que ce grand Philosophe même en fut infecté. Quoi qu'il en soit de ces tems si reculés, sur lesquels nous n'osons rien décider, le zele de l'apostolat d'un côté, & de l'autre l'avidité insatiable des négocians européens, nous ont procuré la connoissance de la religion de ce peuple subtil, savant & ingénieux. Il y a trois principales sectes dans l'empire de la Chine. La premiere fondée par Li-laokium, adore un Dieu souverain, mais corporel, & ayant sous sa dépendance beaucoup de divinités subalternes, sur lesquelles il exerce un empire absolu. La seconde, infectée de pratiques folles & absurdes, met toute sa confiance en une idole nommée Fo ou Foë. Ce Fo ou Foë mourut à l'âge de 79 ans ; & pour mettre le comble à son impiété, après avoir établi l'idolatrie durant sa vie, il tâcha d'inspirer l'athéisme à sa mort. Pour lors il déclara à ses disciples qu'il n'avoit parlé dans tous ses discours que par énigme, & que l'on s'abusoit si l'on cherchoit hors du néant le premier principe des choses. C'est de ce néant, dit-il, que tout est sorti, & c'est dans le néant que tout doit retomber : voilà l'abysme où aboutissent nos espérances. Cela donna naissance parmi les Bonzes à une secte particuliere d'athées, fondée sur ces dernieres paroles de leur maître. Les autres, qui eurent de la peine à se défaire de leurs préjugés, s'en tinrent aux premieres erreurs. D'autres enfin tâcherent de les accorder ensemble, en faisant un corps de doctrine où ils enseignerent une double loi, qu'ils nommerent la loi extérieure & la loi intérieure. La troisieme enfin plus répandue que les deux autres, & même la seule autorisée par les lois de l'état, tient lieu de politique, de religion, & sur-tout de philosophie. Cette derniere secte que professent tous les nobles & tous les savans, ne reconnoît d'autre divinité que la matiere, ou plûtôt la nature ; & sous ce nom, source de beaucoup d'erreurs & d'équivoques, elle entend je ne sai quelle ame invisible du monde, je ne sai quelle force ou vertu surnaturelle qui produit, qui arrange, qui conserve les parties de l'univers. C'est, disent-ils, un principe très-pur, très-parfait, qui n'a ni commencement ni fin ; c'est la source de toutes choses, l'essence de chaque être, & ce qui en fait la véritable différence. Ils se servent de ces magnifiques expressions, pour ne pas abandonner en apparence l'ancienne doctrine ; mais au fond ils s'en font une nouvelle. Quand on l'examine de près, ce n'est plus ce souverain maître du ciel, juste, toutpuissant, le premier des esprits, & l'arbitre de toutes les créatures : on ne voit chez eux qu'un athéisme raffiné, & un éloignement de tout culte religieux. Ce qui le prouve, c'est que cette nature à laquelle ils donnent des attributs si magnifiques, qu'il semble qu'ils l'affranchissent des imperfections de la matiere, en la séparant de tout ce qui est sensible & corporel ; est néanmoins aveugle dans ses actions les plus réglées, qui n'ont d'autre fin que celle que nous leur donnons, & qui par conséquent ne sont utiles qu'autant que nous savons en faire un bon usage. Quand on leur objecte que le bel ordre qui regne dans l'univers n'a pû être l'effet du hasard, que tout ce qui existe doit avoir été créé par une premiere cause, qui est Dieu : donc, répliquent-ils d'abord, Dieu est l'auteur du mal moral & du mal physique. On a beau leur dire que Dieu étant infiniment bon, ne peut être l'auteur du mal : donc, ajoûtent-ils, Dieu n'est pas l'auteur de tout ce qui existe. Et puis, continuent-ils d'un air triomphant, doit-on croire qu'un être plein de bonté ait créé le monde, & que le pouvant remplir de toutes sortes de perfections, il ait précisément fait le contraire ? Quoiqu'ils regardent toutes choses comme l'effet de la nécessité, ils enseignent cependant que le monde a eu un commencement, & qu'il aura une fin. Pour ce qui est de l'homme, ils conviennent tous qu'il a été formé par le concours de la matiere terrestre & de la matiere subtile, à-peu-près comme les plantes naissent dans les îles nouvellement formées, où le laboureur n'a point semé, & où la terre seule est devenue féconde par sa nature. Au reste notre ame, disent-ils, qui en est la portion la plus épurée, finit avec le corps, quand ses parties sont dérangées, & renaît aussi avec lui, quand le hasard remet ces mêmes parties dans leur premier état. Ceux qui voudroient absolument purger d'athéisme les Chinois, disent qu'il ne faut pas faire un trop grand fond sur le témoignage des missionnaires ; & que la seule difficulté d'apprendre leur langue & de lire leurs livres, est une grande raison de suspendre son jugement. D'ailleurs en accusant les Jésuites, sans doute à tort, de souffrir les superstitions des Chinois. on a sans y penser détruit l'accusation de leur athéisme, puisque l'on ne rend pas un culte à un être qu'on ne regarde pas comme Dieu. On dit qu'ils ne reconnoissent que le ciel matériel pour l'être suprème : mais ils pourroient reconnoître le ciel matériel (si tant est qu'ils ayent un mot dans leur langue qui réponde au mot de matériel), & croire néanmoins qu'il y a quelqu'intelligence qui l'habite, puisqu'ils lui demandent de la pluie & du beau tems, la fertilité de la terre, &c. Il se peut faire aisément qu'ils confondent l'intelligence avec la matiere, & qu'ils n'ayent que des idées confuses de ces deux êtres, sans nier qu'il y ait une intelligence qui préside

dans le ciel. Epicure & ses disciples ont crû que tout étoit corporel, puisqu'ils ont dit qu'il n'y avoit rien qui ne fût composé d'atomes ; & néanmoins ils ne nioient pas que les ames des hommes ne fussent des êtres intelligens. On sait aussi qu'avant Descartes on ne distinguoit pas trop bien dans les écoles l'esprit & le corps ; & l'on ne peut pas dire néanmoins que dans les écoles on niât que l'ame humaine fût une nature intelligente. Qui sait si les Chinois n'ont pas quelqu'opinion semblable du ciel ? ainsi leur athéisme n'est rien moins que décidé.

AZUR
La pierre d'azur naturel & minéral se nomme à la Chine yao-Toufou, ou porcelaine de Toufou. Elle ne vient point de Toufou, mais de Nankin-Chequian. On en trouvoit aussi autrefois dans l'île de Hainan : mais aujourd'hui ces deux mines en fournissent si peu, & cette matiere est par conséquent devenue si chere & si rare, que les Chinois ne se servent plus que de l'émail ou azur en poudre fine, que les Hollandois leur portent.

BADIANE (SEMENCE DE), ou ANIS DE LA CHINE
(Histoire natur. & Mat. med.) c'est un fruit qui représente la figure d'une étoile ; il est composé de six, sept ou d'un plus grand nombre de capsules qui se réunissent en un centre comme des rayons ; elles sont triangulaires, longues de cinq, huit & dix lignes, larges de trois, un peu applaties & unies par la base. Ces capsules ont deux écorces, une extérieure, dure, rude, raboteuse, jaunâtre, ou de couleur de rouille de fer ; l'autre, intérieure, presqu'osseuse, lisse & luisante. Elles s'ouvrent en deux panneaux par le dos, lorsqu'elles sont seches & vieilles, & ne donnent chacune qu'un seul noyau lisse, luisant, applati, de la couleur de la graine de lin ; lequel, sous une coque mince & fragile, renferme une amende blanchâtre, grasse, douce, agréable au goût, & d'une saveur qui tient de celle de l'anis & du fenouil ; mais qui est plus douce. La capsule a le goût du fenouil, un peu d'acidité, & une odeur seulement un peu plus pénétrante. Ce fruit vient des Philippines, de la Tartarie & de la Chine ; l'arbre qui le porte s'appelle pansipansi ; son tronc est gros & branchu ; il s'éleve à la hauteur de deux brasses & plus. De ses branches sortent quinze feuilles alternes, rarement crénelées, pointues, longues d'une palme, & larges d'un pouce & demi. Les fleurs sont, à ce qu'on dit, en grappes, grandes comme celles du poivre, & paroissent comme un amas de plusieurs chatons.
La semence de badiane donne de l'huile essentielle, limpide, subtile & plus pénétrante que celle d'anis, elle en a les propriétés. Les Orientaux lui donnent la préférence, elle fortifie l'estomac, chasse les vents & excite les urines. Les Chinois la mâchent après le repas ; ils l'infusent aussi, avec la racine de ninzin, dans l'eau chaude & en boivent en forme de thé. Les Indiens en tirent aujourd'hui un esprit ardent anisé, que les Hollandois appellent anis arak, & dont on fait grand cas.

BAHAR
Le bahar de la Chine est de 300 catis, mais qui n'en font que 200 de Malaca, chaque catis de la Chine ne contenant que 16 taëls. Le taël pesant une réale & demie de huit, est de dix mas ou mases, & chaque mas dix condorins. Voyez CONDORIN, MAS, TAEL.

BIBLIOTHEQUE
De cette nécessité d'étudier il s'ensuit, qu'il doit y avoir dans la Chine un nombre infini de livres & d'écrits, & par conséquent que les gens riches doivent avoir formé chez eux de grandes bibliotheques. En effet, les historiens rapportent qu'environ deux cent ans avant J. C. Chingius ou Xius, empereur de la Chine, ordonna que tous les livres du royaume (dont le nombre étoit presque infini) fussent brûlés, à l'exception de ceux qui traitoient de la Médecine, de l'Agriculture, & de la Divination, s'imaginant par-là faire oublier les noms de ceux qui l'avoient précédé, & que la postérité ne pourroit plus parler que de lui. Ses ordres ne furent pas exécutés avec tant de soin, qu'une femme ne pût sauver les ouvrages de Mentius, de Confucius surnommé le Socrate de la Chine, & de plusieurs autres, dont elle colla les feuilles contre le mur de sa maison, où elles resterent jusqu'à la mort du tyran. C'est par cette raison que ces ouvrages passent pour être les plus anciens de la Chine, & sur-tout ceux de Confucius, pour qui ce peuple a une extrême vénération. Ce philosophe laissa neuf livres, qui sont pour ainsi dire la source de la plûpart des ouvrages qui ont paru depuis son tems à la Chine, & qui sont si nombreux, qu'un seigneur de ce pays (au rapport du P. Trigault) s'étant fait chrétien, employa quatre jours à brûler ses livres, afin de ne rien garder qui sentît les superstitions des Chinois. Spizellius, dans son livre de re litteraria Sinensium, dit qu'il y a une bibliotheque sur le mont Lingumen de plus de 30 mille volumes, tous composés par des auteurs chinois, & qu'il n'y en a guere moins dans le temple de Venchung, proche l'école royale.

En 1697, le P. Bouvet, jésuite-missionnaire, apporta 49 volumes chinois que l'empereur de la Chine envoyoit en présent au Roi. C'est ce petit nombre de volumes qui a donné lieu au peu de littérature chinoise que l'on a cultivée en France ; mais il s'est depuis considérablement multiplié. Nous ne finirions pas si nous voulions entrer dans le détail de toutes les acquisitions de la bibliotheque royale, & des présens sans nombre qui lui ont été faits. A l'avenement de Louis XIV. à la couronne, sa bibliotheque étoit tout au plus de 5000 volumes, & à sa mort il s'y en trouva plus de 70000, sans compter le fonds des planches gravées & des estampes ; accroissement immense, & qui étonneroit, si l'on n'avoit vû depuis, la même bibliotheque recevoir à proportion des augmentations plus considérables.

BINAIRE
P. Bouvet, jésuite, célebre missionnaire de la Chine, à qui M. Leibnitz avoit écrit l'idée de son arithmétique binaire, lui manda qu'il étoit très-persuadé que c'étoit-là le véritable sens d'une ancienne énigme chinoise laissée il y a plus de 4000 ans par l'empereur Fohi, fondateur des Sciences à la Chine, aussi-bien que de l'empire, entendue apparemment dans son siecle, & plusieurs siecles après lui, mais dont il étoit certain que l'intelligence s'étoit perdue depuis plus de 1000 ans, malgré les recherches & les efforts des plus savans lettrés, qui n'avoient vû dans ce monument que des allégories puériles & chimériques. Cette énigme consiste dans les différentes combinaisons d'une ligne entiere & d'une ligne brisée, répetées un certain nombre de fois, soit l'une, soit l'autre. En supposant que la ligne entiere signifie 1, & la brisée 0, on trouve les mêmes expressions des nombres que donne l'arithmétique binaire. La conformité des combinaisons des deux lignes de Fohi, & des deux uniques caracteres de l'arithmétique de M. Leibnitz, frappa le P. Bouvet, & lui fit croire que Fohi & M. Leibnitz avoient eu la même pensée.

BONZES
Un empereur de la famille des Tangs fit détruire une infinité de monasteres de bonzes, sur un principe qu'il tenoit de ses ancêtres : c'est que s'il y avoit un homme qui ne labourât point, ou une femme qui ne s'occupât point, il falloit que quelqu'un souffrît le froid & la faim dans l'empire. Voyez l'esprit des lois, tome II.

CAIFUNG
(Géog.) ville d'Asie dans la Chine, province de Honnang. Long. 131. 30. lat. 35.

CALLIN
S. m. à la Monnoie, composition de plomb & d'étain, dont l'alliage & l'usage vient de la Chine.

CANCHE ou CANTCHEOU
(Géog.) grande ville de la Chine, dans la province de Kiangsi, capitale d'un pays qui porte le même nom. Long. 133. 32. lat. 25. 53.

CAO
(Géogr.) ville de la Chine, sur un lac de même nom, dans la province de Kiang-nan.

CAOCHEou TCHAOTCHEOU
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quan-ton.

CAOMING
(Géog.) petite ville de guerre de la Chine, dans la province de Younnang.

CARACTERE
Il ne faut pas s'imaginer que ce caractere réel soit une chimere. Les Chinois & les Japonois ont déjà, dit-on, quelque chose de semblable : ils ont un caractere commun que chacun de ces peuples entend de la même maniere dans leurs différentes langues, quoiqu'ils prononcent avec des sons ou des mots tellement différens, qu'ils n'entendent pas la moindre syllabe les uns des autres quand ils parlent.

CAT ou CATTI
s. m. (commerce) poids de la Chine, particulierement en usage du côté de Canton.
Le cati se divise en seize taels, chaque tael faisant une once deux gros de France ; de maniere que le cati revient à une livre quatre onces poids de marc. Il faut cent catis pour faire un pic, qui est un gros poids de la Chine, semblable à cent vingt livres de Paris, d'Amsterdam, de Strasbourg, & de Besançon. Voyez PIC, Dictionnaire du Commerce, Tom. II. pag. 132.

CE
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Xansi, où elle est la troisieme entre les grandes cités.

CEU
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Channton ou Xantung.

CHAIFUNG
(Géog. mod.) ville de la Chine, capitale de la province de Honnang.

CHANCHEU
(Géog.) grande ville d'Asie à la Chine, dans la province de Fokien, sur la riviere de Chanes. Long. 131. 39. lat. 24. 42.

CHANGCHEU
(Géog.) grande ville de la Chine dans la province de Nankin. Il y a encore deux villes de ce nom à la Chine, l'une dans la province de Kiansi, & l'autre dans celle de Fokien.

CHANGEE
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Channsi. Lat. 37. 8.

CHANGEING
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Xantung. Lat. 36. 56.

CHANGTE
(Géog.) grande ville de la Chine, capitale d'un pays de même nom, dans la province de Honnang. Il y a une autre ville de même nom à la Chine, dans la province de Huquang.

CHANNS ou XANSI
(Géog.) province septentrionale de la Chine, qui est très-fertile & très-peuplée. Martini jésuite assûre qu'il y a des puits, qui au lieu d'eau ne contiennent que du feu, & qu'on en tire parti pour cuire le manger. Nous n'obligeons personne à croire ce fait.

CHANNTON
(Géog.) province maritime & septentrionale de la Chine, très-peuplée & très-fertile.

CHAO
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Junnan. Lat. 25. 46. Il y en a encore une de ce nom dans la province de Pekeli.

CHAOCHEU
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quanton. Lat. 23. 30.

CHAOCHING
(Géog.) grande ville de la Chine, dans la province de Channton, sur une riviere de même nom. Lat. 36. 44. Il y en a une autre de même nom dans la province de Channsi.

CHAOGAN
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Fokien. Lat. 24.

CHAOHOA
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Soutchouen. Lat. 32d. 10'.

CHAOKING
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quanton, sur le Ta. Lat. 23. 30.

CHAOPING
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quansi. Lat. 24. 47.

CHAOSIEN
(Géog.) île d'Asie près du Japon, dépendante de la Chine.

CHAOYANG
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quanton. Lat. 23. 20.

CHAOYUEN
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Channton. Lat. 36. 6.

CHEKAO
S. m. (Hist. nat.) espece de pierre que les Chinois font entrer dans la composition de la couverte de la porcelaine. Les relations de la Chine faites par des gens qui n'avoient qu'une legere connoissance dans l'Histoire naturelle, nous ont décrit ce fossile comme ressemblant à du borax, quoiqu'il n'y ait réellement point d'autre ressemblance entre ce sel & le chekao, que par la couleur qui est blanche & demi-transparente. Comme nous avons eu occasion de voir le chekao de la Chine, nous le définirons une espece de spath alkalin, composé de filamens & de stries assez semblables à celles de l'amiante ; elle se dissout avec effervescence dans l'esprit de nitre ; & calcinée, elle se réduit en plâtre. Voyez BORAX & PORCELAINE. (-)

CHEKIANG
(Géog.) province maritime de la Chine, à l'occident de Pekin ; elle est très-peuplée & très-fertile ; on y nourrit grande quantité de vers à soie. Cette province est située entre celles de Nanking & de Fokien.

CHEUXAN
(Géog.) île d'Asie dépendante de la Chine, entre les côtes de la province de Chekiang & les îles du Japon.

CHIN
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Honan. Lat. 34. 48.

CHIN-CHIAN
(Géog.) grande ville de la Chine, dans la province de Nankin. Il y a encore une autre ville de ce nom dans la province de Junnan. Long. 137. lat. 30. 6. [Did2,Did1]

1753.2 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
CHINE-CHINOIS
CHINE. (LA)
Géog. grand empire d'Asie, borné au nord par la Tartarie, dont elle est séparée par une muraille de quatre cent lieues ; à l'orient par la mer ; à l'occident par des hautes montagnes & des deserts ; & au midi par l'Océan, les royaumes de Tunquin, de Lao, & de la Cochinchine. La Chine a environ sept cent cinquante lieues de long, sur cinq cent de large. C'est le pays le plus peuplé & le mieux cultivé qu'il y ait au monde ; il est arrosé de plusieurs grandes rivieres, & coupé d'une infinité de canaux que l'on y fait pour faciliter le commerce. Le plus remarquable est celui que l'on nomme le canal royal, qui traverse toute la Chine. Les Chinois sont fort industrieux ; ils aiment les Arts, les Sciences & le Commerce : l'usage du papier, de l'Imprimerie, de la poudre à canon, y étoit connu long-tems avant qu'on y pensât en Europe. Ce pays est gouverné par un empereur, qui est en même tems le chef de la religion, & qui a sous ses ordres des mandarins qui sont les grands seigneurs du pays : ils ont la liberté de lui faire connoître ses défauts. Le gouvernement est fort doux. Les peuples de ce pays sont idolatres : ils prennent autant de femmes qu'ils veulent. Voyez leur philosophie à l'article de PHILOSOPHIE DES CHINOIS. Le commerce de la Chine consiste en ris, en soie, étoffes de toutes sortes d'especes, &c.

CHINOIS. (PHILOSOPHIE DES)
s. m. plur. Ces peuples qui sont, d'un consentement unanime, supérieurs à toutes les nations de l'Asie, par leur ancienneté, leur esprit, leurs progrès dans les arts, leur sagesse, leur politique, leur goût pour la Philosophie, le disputent même dans tous ces points, au jugement de quelques auteurs, aux contrées de l'Europe les plus éclairées. Si l'on en croit ces auteurs, les Chinois ont eu des sages dès les premiers âges du monde. Ils avoient des cités érudites ; des philosophes leur avoient prescrit des plans sublimes de philosophie morale, dans un tems où la terre n'étoit pas encore bien essuyée des eaux du déluge : témoins Isaac Vossius, Spizelius, & cette multitude innombrable de missionnaires de la compagnie de Jesus, que le desir d'étendre les lumieres de notre sainte religion, a fait passer dans ces grandes & riches contrées. Il est vrai que Budée, Thomasius, Gundling, Heumann, & d'autres écrivains dont les lumieres sont de quelque poids, ne nous peignent pas les Chinois en beau ; que les autres missionnaires ne sont pas d'accord sur la grande sagesse de ces peuples, avec les missionnaires de la compagnie de Jesus, & que ces derniers ne les ont pas même regardés tous d'un oeil également favorable. Au milieu de tant de témoignages opposés, il sembleroit que le seul moyen qu'on eût de découvrir la vérité, ce seroit de juger du mérite des Chinois par celui de leurs productions les plus vantées. Nous en avons plusieurs collections ; mais malheureusement on est peu d'accord sur l'authenticité des livres qui composent ces collections : on dispute sur l'exactitude des traductions qu'on en a faites, & l'on ne rencontre que des ténebres encore fort épaisses, du côté même d'où l'on étoit en droit d'attendre quelques traits de lumiere. La collection publiée à Paris en 1687 par les PP. Intorcetta, Hendrick, Rougemont & Couplet, nous présente d'abord le ta-hio ou le scientia magna, ouvrage de Confucius publié par Cemçu un de ses disciples. Le philosophe chinois s'y est proposé d'instruire les maîtres de la terre dans l'art de bien gouverner, qu'il renferme dans celui de connoître & d'acquérir les qualités nécessaires à un souverain, de se commander à soi-même, de savoir former son conseil & sa cour, & d'élever sa famille. Le second ouvrage de la collection, intitulé chumyum, ou de medio sempiterno, ou de mediocritate in rebus omnibus tenenda, n'a rien de si fort sur cet objet qu'on ne pût aisément renfermer dans quelques maximes de Séneque. Le troisieme est un recueil de dialogues & d'apophtegmes sur les vices, les vertus, les devoirs & la bonne conduite : il est intitulé lun-yu. On trouvera à la fin de cet article les plus frappans de ces apophtegmes, sur lesquels on pourra apprécier ce troisieme ouvrage de Confucius. Les savans éditeurs avoient promis les écrits de Mencius, philosophe chinois ; & François Noel, missionnaire de la même compagnie, a satisfait en 1711 à cette promesse en publiant six livres classiques chinois, entre lesquels on trouve quelques morceaux de Mencius. Nous n'entrerons point dans les différentes contestations que cette collection & la précédente ont excitées entre les érudits. Si quelques faits hasardés par les éditeurs de ces collections, & démontrés faux par des savans européens, tel, par exemple, que celui des tables astronomiques données pour authentiquement chinoises, & convaincues d'une correction faite sur celles de Ticho, sont capables de jetter des soupçons dans les esprits sans partialité ; les moins impartiaux ne peuvent non plus se cacher que les adversaires de ces pénibles collections ont mis bien de l'humeur & de la passion dans leur critique. La chronologie chinoise ne peut être incertaine, sans que la premiere origine de la philosophie chez les Chinois ne le soit aussi. Fohi est le fondateur de l'empire de la Chine, & passe pour son premier philosophe. Il regna en l'an 2954 avant la naissance de Jesus-Christ. Le cycle chinois commence l'an 2647 avant Jesus-Christ, la huitieme année du regne de Hoangti. Hoangti eut pour prédécesseurs Fohi & Xinung. Celui-ci regna 110, celui-là 140 ; mais en suivant le système du P. Petau, la naissance de Jesus-Christ tombe l'an du monde 3889, & le déluge l'an du monde 1656 : d'où il s'ensuit que Fohi a regné quelques siecles avant le déluge ; & qu'il faut ou abandonner la chronologie des livres sacrés, ou celle des Chinois. Je ne crois pas qu'il y ait à choisir ni pour un chrétien, ni pour un européen sensé, qui lisant dans l'histoire de Fohi que sa mere en devint enceinte par l'arc-en-ciel, & une infinité de contes de cette force, ne peut guere regarder son regne comme une époque certaine, malgré le témoignage unanime d'une nation. En quelque tems que Fohi ait regné, il paroît avoir fait dans la Chine plûtôt le rôle d'un Hermès ou d'un Orphée, que celui d'un grand philosophe ou d'un savant théologien. On raconte de lui qu'il inventa l'alphabet & deux instrumens de musique, l'un à vingt-sept cordes & l'autre à trente-six. On a prétendu que le livre ye-kim qu'on lui attribue, contenoit les secrets les plus profonds ; & que les peuples qu'il avoit rassemblés & civilisés avoient appris de lui qu'il existoit un Dieu, & la maniere dont il vouloit être adoré. Cet ye-kim est le troisieme de l'u-kim ou du recueil des livres les plus anciens de la Chine. C'est un composé de lignes entieres & de lignes ponctuées, dont la combinaison donne soixante-quatre figures différentes. Les Chinois ont regardé ces figures comme une histoire emblématique de la nature, des causes de ses phénomenes, des secrets de la divination, & de je ne sais combien d'autres belles connoissances, jusqu'à ce que Leibnitz ait déchiffré l'énigme, & montré à toute cette Chine si pénétrante, que les deux lignes de Fohi n'étoient autre chose que les élémens de l'arithmétique binaire. Voyez BINAIRE. Il n'en faut pas pour cela mépriser davantage les Chinois ; une nation très-éclairée a

pû sans succès & sans deshonneur chercher pendant des siecles entiers, ce qu'il étoit reservé à Leibnitz de découvrir. L'empereur Fohi transmit à ses successeurs sa maniere de philosopher. Ils s'attacherent tous à perfectionner ce qu'il passe pour avoir commencé, la science de civiliser les peuples, d'adoucir leurs moeurs, & de les accoutumer aux chaînes utiles de la société. Xin-num fit un pas de plus. On reçut de lui des préceptes d'agriculture, quelques connoissances des plantes, les premiers essais de la médecine. Il est très-incertain si les Chinois étoient alors idolatres, athées, ou déistes. Ceux qui prétendent démontrer qu'ils admettoient l'existence d'un Dieu tel que nous l'adorons, par le sacrifice que fit Ching-tang dans un tems de famine, n'y regardent pas d'assez près. La philosophie des souverains de la Chine paroît avoir été long-tems toute politique & morale, à en juger par le recueil des plus belles maximes des rois Yao, Xum, & Yu : ce recueil est intitulé u-kim ; il ne contient pas seulement ces maximes : elles ne forment que la matiere du premier livre qui s'appelle xu-kim. Le second livre ou le xy-kim est une collection de poëmes & d'odes morales. Le troisieme est l'ouvrage linéaire de Fohi dont nous avons parlé. Le quatrieme ou le chum-cieu, ou le printems & l'automne, est un abrégé historique de la vie de plusieurs princes, où leurs vices ne sont pas déguisés. Le cinquieme ou le li-ki est une espece de rituel, où l'on a joint à l'explication de ce qui doit être observé dans les cérémonies profanes & sacrées, les devoirs des hommes en tout état, au tems des trois familles impériales, Hia, Xam & Cheu. Confucius se vantoit d'avoir puisé ce qu'il connoissoit de plus sage dans les écrits des anciens rois Yao & Xun.L'u-kim est à la Chine le monument littéraire le plus saint, le plus sacré, le plus authentique, le plus respecté. Cela ne l'a pas mis à l'abri des commentaires ; les hommes dans aucun tems, chez aucune nation, n'ont rien laissé d'intact. Le commentaire de l'u-kim a formé la collection su-xu. Le su-xu est très-estimé des Chinois : il contient le scientia magna, le medium sempiternum, les ratiotinantium sermones, & l'ouvrage de Mencius de naturâ, moribus, ritibus & officiis. On peut regarder la durée des regnes des rois philosophes, comme le premier âge de la philosophie chinoise. La durée du second âge où nous allons entrer, commence à Roosi ou Li-lao-kiun, & finit à la mort de Mencius. La Chine eut plusieurs philosophes particuliers long-tems avant Confucius. On fait sur-tout mention de Roosi ou Li-lao-kiun, ce qui donne assez mauvaise opinion des autres. Roosi, ou Li-lao-kiun, ou Lao-tan, naquit 346 ans après Xekia, ou 504 ans avant Jesus-Christ, à Sokoki, dans la province de Soo. Sa mere le porta quatre-vingt-un ans dans son sein ; il passa pour avoir reçu l'ame de Sancti Kasso, un des plus célebres disciples de Xekia, & pour être profondément versé dans la connoissance des dieux, des esprits, de l'immortalité des ames, &c. Jusqu'alors la philosophie avoit été morale. Voici maintenant de la métaphysique, & à la suite des sectes, des haines, & des troubles. Confucius ne paroît pas avoir cultivé beaucoup cette espece de philosophie : il faisoit trop de cas de celle des premiers souverains de la Chine. Il naquit 451 ans avant Jesus-Christ, dans le village de Ceu-ye, au royaume de Xantung. Sa famille étoit illustre : sa naissance fut miraculeuse, comme on pense bien. On entendit une musique céleste autour de son berceau. Les premiers services qu'on rend aux nouveaux nés, il les reçut de deux dragons. Il avoit à six ans la hauteur d'un homme fait, & la gravité d'un vieillard. Il se livra à quinze ans à l'étude de la littérature & de la philosophie. Il étoit marié à vingt ans. Sa sagesse l'éleva aux premieres dignités : mais inutile, odieux peut-être & déplacé dans une cour voluptueuse & débauchée, il la quitta pour aller dans le royaume de Sum instituer une école de philosophie morale. Cette école fut nombreuse ; il en sortit une foule d'hommes habiles & d'honnêtes citoyens. Sa philosophie étoit plus en action qu'en discours. Il fut chéri de ses disciples pendant sa vie ; ils le pleurerent long-tems après sa mort. Sa mémoire & ses écrits sont dans une grande vénération. Les honneurs qu'on lui rend encore aujourd'hui, ont excité entre nos missionnaires les contestations les plus vives. Ils ont été regardés par les uns comme une idolatrie incompatible avec l'esprit du Christianisme : d'autres n'en ont pas jugé si séverement. Ils convenoient assez les uns & les autres, que si le culte qu'on rend à Confucius étoit religieux, ce culte ne pouvoit être toléré par des Chrétiens : mais les missionnaires de la compagnie de Jesus ont toûjours prétendu qu'il n'étoit que civil. Voici en quoi le culte consistoit. C'est la coûtume des Chinois de sacrifier aux ames de leurs parens morts : les philosophes rendent ce devoir particulierement à Confucius. Il y a proche de l'école confucienne un autel consacré à sa mémoire, & sur cet autel l'image du philosophe, avec cet inscription : C'est ici le trône de l'ame de notre très-saint & très-excellent premier maître Confucius. Là s'assemblent les lettrés, tous les équinoxes, pour honorer par une offrande solemnelle le philosophe de la nation. Le principal mandarin du lieu fait la fonction de prêtre ; d'autres lui servent d'acolytes : on choisit le jour du sacrifice avec des cérémonies particulieres ; on se prépare à ce grand jour par des jeûnes. Le jour venu, on examine l'hostie, on allume des cierges, on se met à genoux, on prie ; on a deux coupes, l'une pleine de sang, l'autre de vin ; on les répand sur l'image de Confucius ; on bénit les assistans, & chacun se retire. Il est très-difficile de décider si Confucius a été le Socrate ou l'Anaxagoras de la Chine : cette question tient à une connoissance profonde de la langue ; mais on doit s'appercevoir par l'analyse que nous avons faite plus haut de quelques-uns de ses ouvrages, qu'il s'appliqua davantage à l'étude de l'homme & des moeurs, qu'à celle de la nature & de ses causes.

Mencius parut dans le siecle suivant. Nous passons tout de suite à ce philosophe, parce que le Roosi des Japonois est le même que le Li-lao-kiun des Chinois, dont nous avons parlé plus haut. Mencius a la réputation de l'avoir emporté en subtilité & en éloquence sur Confucius, mais de lui avoir beaucoup cédé par l'innocence des moeurs, la droiture du coeur, & la modestie des discours. Toute littérature & toute philosophie furent presque étouffées par Xi-hoam-ti qui régna trois siecles ou environ après celui de Confucius. Ce prince jaloux de ses prédécesseurs, ennemi des savans, oppresseur de ses sujets, fit brûler tous les écrits qu'il put recueillir, à l'exception des livres d'agriculture, de médecine, & de magie. Quatre cent soixante savans qui s'étoient réfugiés dans des montagnes avec ce qu'ils avoient pû emporter de leurs bibliotheques, furent pris, & expirerent au milieu des flammes. D'autres, à-peu-près en même nombre, qui craignirent le même sort, aimerent mieux se précipiter dans les eaux du haut des rochers d'une île où ils s'étoient renfermés. L'étude des lettres fut proscrite sous les peines les plus séveres ; ce qui restoit de livres fut négligé ; & lorsque les princes de la famille de Han s'occuperent du renouvellement de la littérature, à peine put-on recouvrer quelques ouvrages de Confucius & de Mencius. On tira des crevasses d'un mur un exemplaire de Confucius à demi pourri ; & c'est sur cet exemplaire défectueux qu'il paroît qu'on a fait les copies qui l'ont multiplié. Le renouvellement des lettres peut servir de date au troisieme période de l'ancienne philosophie chinoise. La secte de Foe se répandit alors dans la Chine, & avec elle l'idolatrie, l'athéisme, & toutes sortes de superstitions ; ensorte qu'il est incertain si l'ignorance dans laquelle la barbarie de Xi-hoam-ti avoit plongé ces peuples, n'étoit pas préférable aux fausses doctrines dont ils furent infectés. Voyez à l'article de la PHILOSOPHIE DES JAPONOIS, l'histoire de la philosophie de Xekia, de la secte de Roosi, & de l'idolatrie de Foe. Cette secte fut suivie de celle des Quiétistes ou Uu-guei-kiao ; nihil agentium. Trois siecles après la naissance de J. C. l'empire fut plein d'une espece d'hommes qui s'imaginerent être d'autant plus parfaits, c'est-à-dire, selon eux, plus voisins du principe aérien, qu'ils étoient plus oisifs. Ils s'interdisoient, autant qu'il étoit en eux, l'usage le plus naturel des sens. Ils se rendoient statues pour devenir air : cette dissolution étoit le terme de leur espérance, & la derniere récompense de leur inertie philosophique. Ces Quiétistes furent négligés pour les Fan-chin ; ces Epicuriens parurent dans le cinquieme siecle. Le vice, la vertu, la providence, l'immortalité, &c. étoient pour ceux-ci des noms vuides de sens. Cette philosophie est malheureusement trop commode pour cesser promtement : il est d'autant plus dangereux que tout un peuple soit imbu de ses principes. On fait commencer la philosophie chinoise du moyen âge aux dixieme & onzieme siecles, sous les deux philosophes Cheu-cu & Chim-ci. Ce furent deux politheistes, selon les uns ; deux athées selon les autres ; deux déistes selon quelques-uns, qui prétendent que ces auteurs défigurés par les commentateurs, leur ont l'obligation entiere de toutes les absurdités qui ont passé sous leurs noms. La secte des lettrés est venue immédiatement après celles de Cheu-cu & de Chim-ci. Elle a divisé l'empire sous le nom de Ju-kiao, avec les sectes Foe-kiao & Lao-kiao, qui ne sont vraisemblablement que trois combinaisons différentes de superstitions, d'idolatrie, & de polythéisme ou d'athéisme. C'est ce dont on jugera plus sainement par l'exposition de leurs principes que nous allons placer ici. Ces principes, selon les auteurs qui paroissent les mieux instruits, ont été ceux des philosophes du moyen âge, & sont encore aujourd'hui ceux des lettrés, avec quelques différences qu'y aura apparemment introduit le commerce avec nos savans. Principes des philosophes chinois du moyen âge & des lettrés de celui-ci. 1. Le devoir du philosophe est de chercher quel est le premier principe de l'univers : comment les causes générales & particulieres en sont émanées ; quelles sont les actions de ces causes, quels sont leurs effets ; qu'est-ce que l'homme relativement à son corps & à son ame ; comment il conçoit, comment il agit ; ce que c'est que le vice, ce que c'est que la vertu ; en quoi l'habitude en consiste ; quelle est la destinée de chaque homme ; quels sont les moyens de la connoître : & toute cette doctrine doit être exposée par symboles, énigmes, nombres, figures, & hiéroglyphes. 2. La science est ou antécédente, sien tien hio, & s'occupe de l'être & de la substance du premier principe, du lieu, du mode, de l'opération des causes premieres considérées en puissance ; ou elle est subséquente, & elle traite de l'influence des principes immatériels dans les cas particuliers ; de l'application des forces actives pour augmenter, diminuer, altérer ; des ouvrages ; des choses de la vie civile ; de l'administration de l'empire ; des conjonctures convenables ou non ; des tems propres ou non, &c. Science antécédente. 1. La puissance qui domine sur les causes générales, s'appelle ti-chu-chu-zai-kuin-wang-huang : ces termes sont l'énumération de ses qualités. 2. Il ne se fait rien de rien. Il n'y a donc ni principe ni cause qui ait tiré tout du néant. 3. Tout n'étant pas de toute éternité, il y a donc eu de toute éternité un principe des choses antérieur aux choses : li est ce principe ; li est la raison premiere, & le fondement de la nature. 4. Cette cause est l'Etre infini, incorruptible, sans commencement ni fin ; sans quoi elle ne seroit pas cause premiere & derniere. 5. Cette grande cause universelle n'a ni vie, ni intelligence, ni volonté ; elle est pure, tranquille, subtile, transparente, sans corporéité, sans figure, ne s'atteint que par la pensée comme les choses spirituelles ; & quoiqu'elle ne soit point spirituelle, elle n'a ni les qualités actives, ni les qualités passives des élémens. 6. Li, qu'on peut regarder comme la matiere premiere, a

produit l'air à cinq émanations, & cet air est devenu par cinq vicissitudes sensible & palpable. 7. Li devenu par lui-même un globe infini, s'appelle tai-hien, perfection souveraine. 8. L'air qu'il a produit a cinq émanations, & rendu palpable par cinq vicissitudes, est incorruptible comme lui ; mais il est plus matériel, & plus soûmis à la condensation, au mouvement, au repos, à la chaleur, & au froid. 9. Li est la matiere premiere. Tai-kie est la seconde. 10. Le froid & le chaud sont les causes de toute génération & de toute destruction. Le chaud naît du mouvement, le froid naît du repos. 11. L'air contenu dans la matiere seconde ou le chaos, a produit la chaleur en s'agitant de lui-même. Une portion de cet air est restée en repos & froide. L'air est donc froid ou chaud. L'air chaud est pur, clair, transparent, & leger. L'air froid est impur, obscur, épais, & pesant. 12. Il y a donc quatre causes physiques, le mouvement & le repos, la chaleur & le froid. On les appelle tung-cing-in-iang. 13. Le froid & le chaud sont étroitement unis : c'est la femelle & le mâle. Ils ont engendré l'eau la premiere, & le feu après l'eau. L'eau appartient à l'in, le feu à l'iang. 14. Telle est l'origine des cinq élémens, qui constituent tai-kie, ou in-iang, ou l'air revêtu de qualités. 15. Ces élémens sont l'eau, élément septentrional ; le feu, élément austral ; le bois, élément oriental ; le métal, élément occidental ; & la terre, qui tient le milieu. 16. Ling-yang & les cinq élémens ont produit le ciel, la terre, le soleil, la lune, & les planetes. L'air pur & leger porté en-haut, a fait le ciel ; l'air épais & lourd précipité em-bas, a fait la terre. 17. Le ciel & la terre unissant leurs vertus, ont engendré mâle & femelle. Le ciel & la mer sont d'iang, la terre & la femme sont d'in. C'est pourquoi l'empereur de la Chine est appellé roi du ciel ; & l'empire sacrifie au ciel & à la terre ses premiers parens. 18. Le ciel, la terre, & l'homme sont une source féconde qui comprend tout. 19. Et voici comment le monde fut fait. Sa machine est composée de trois parties primitives, principes de toutes les autres. 20. Le ciel est la premiere ; elle comprend le soleil, la lune, les étoiles, les planetes, & la région de l'air où sont épars les cinq élémens dont les choses inférieures sont engendrées. 21. Cette région est divisée en huit kuas ou portions, où les élémens se modifient diversement, & conspirent avec les causes universelles efficientes. 22. La terre est la seconde cause primitive ; elle comprend les montagnes, les fleuves, les lacs, & les mers, qui ont aussi des causes universelles efficientes, qui ne sont pas sans énergie. 23. C'est aux parties de la terre qu'appartiennent le kang & l'ieu, le fort & le foible, le dur & le mou, l'âpre & le doux. 24. L'homme est la troisieme cause primitive. Il a des actions & des générations qui lui sont propres. 25. Ce monde s'est fait par hasard, sans destin, sans intelligence, sans prédestination, par une conspiration fortuite des premieres causes efficientes. 26. Le ciel est rond, son mouvement est circulaire, ses influences suivent la même direction. 27. La terre est quarrée ; c'est pourquoi elle tient le milieu comme le point du repos. Les quatre autres élémens sont à ses côtés. 28. Outre le ciel il y a encore une matiere premiere infinie ; elle s'appelle li ; le tai-kie en est l'émanation : elle ne se meut point ; elle est transparente, subtile, sans action, sans connoissance ; c'est une puissance pure. 29. L'air qui est entre le ciel & la terre est divisé en huit cantons : quatre sont méridionaux, où regne iang ou la chaleur : quatre sont septentrionaux, où dure l'in ou le froid. Chaque canton a son kua ou sa portion d'air ; c'est-là le sujet de l'énigme de Fohi. Fohi a donné les premiers linéamens de l'histoire du monde. Confucius les a développés dans le livre liekien. Voilà le système des lettrés sur l'origine des choses. La métaphysique de la secte de Taoçu est la même. Selon cette secte, tao ou chaos a produit un ; c'est tai-kie ou la matiere seconde ; tai-kie a produit deux, in & leang ; deux ont produit trois, tien, ty, gin, san, zay, le ciel, la terre, & l'homme ; trois ont produit ce qui existe. Science subséquente. Vuem-Vuam, & Cheu-Kung son fils, en ont été les inventeurs : elle s'occupe des influences célestes sur les tems, les mois, les jours, les signes du zodiaque, & de la futurition des évenemens, selon laquelle les actions de la vie doivent être dirigées. Voici ses principes. 1. La chaleur est le principe de toute action & de toute conservation ; elle naît d'un mouvement produit par le soleil voisin, & par la lumiere éclatante : le froid est cause de tout repos & de toute destruction ; c'est une suite de la grande distance du soleil, de l'éloignement de la lumiere, & de la présence des ténebres. 2. La chaleur regne sur le printems & sur l'été ; l'automne & l'hyver sont soûmis au froid. 3. Le zodiaque est divisé en huit parties ; quatre appartiennent à la chaleur, & quatre au froid. 4. L'influence des causes efficientes universelles se calcule en commençant au point cardinal ou kua, appellé chin ; il est oriental ; c'est le premier jour du printems, ou le cinq ou six de Février. 5. Toutes choses ne sont qu'une seule & même substance. 6. Il y a deux matieres principales ; le chaos infini ou li ; l'air ou tai-kie, émanation premiere de li : cette émanation contient en soi l'essence de la matiere premiere, qui entre conséquemment dans toutes ses productions. 7. Après la formation du ciel & de la terre, entre l'un & l'autre se trouva l'émanation premiere ou l'air, matiere la plus voisine de toutes les choses corruptibles. 8. Ainsi tout est sorti d'une seule & même essence, substance, nature, par la condensation, principe des figures corporelles, par les modifications variées selon les qualités du ciel, du soleil, de la lune, des étoiles, des planetes, des élémens, de la terre, de l'instant, du lieu, & par le concours de toutes ces qualités. 9. Ces qualités sont donc la forme & le principe des opérations intérieures & extérieures des corps composés. 10. La génération est un écoulement de l'air primitif ou du chaos modifié sous des figures, & doüé de qualités plus ou moins pures ; qualités & figures

combinées selon le concours du soleil, & des autres causes universelles & particulieres. 11. La corruption est la destruction de la figure extérieure, & la séparation des qualités, des humeurs & des esprits unis dans l'air : les parties d'air desunies, les plus legeres, les plus chaudes, & les plus pures, montent ; les plus pesantes, les plus froides, & les plus grossieres, descendent : les premieres s'appellent xin & hoen, esprits purs, ames séparées ; les secondes s'appellent kuei, esprits impurs, ou les cadavres. 12. Les choses different & par la forme extérieure, & par les qualités internes. 13. Il y a quatre qualités : le ching, droit, pur, & constant ; le pien, courbe, impur, & variable ; le tung, pénétrant, & subtil ; le se, épais, obscur, & impénétrable. Les deux premieres sont bonnes & admises dans l'homme ; les deux autres sont mauvaises, & reléguées dans la brute & les inanimés. 14. Des bonnes qualités naît la distinction du parfait, & de l'imparfait, du pur & de l'impur dans les choses : celui qui a reçû les premiers de ces modes, est un héros ou un lettré ; la raison le commande ; il laisse loin de lui la multitude : celui qui a reçû les secondes, est obscur & cruel ; sa vie est mauvaise ; c'est une bête sous une figure humaine : celui qui participe des unes & des autres, tient le milieu ; c'est un bon homme, sage & prudent ; il est du nombre des hien-lin. 15. Taie-kie, ou la substance universelle, se divise en lieu & vu ; vu est la substance figurée, corporelle, matérielle, étendue, solide, & résistante ; lieu est la substance moins corporelle, mais sans figure déterminée, comme l'air ; on l'appelle vu, kung-hieu, vu-kung, néant, vuide. 16. Le néant ou vuide, ou la substance sans qualité & sans accident, tai vu, tai kung, est la plus pure, la plus subtile, & la plus simple. 17. Cependant elle ne peut subsister par elle-même, mais seulement par l'air primitif ; elle entre dans tout composé ; elle est très-aérienne ; on l'appelle ki : il ne faut pas la confondre avec la nature immatérielle & intellectuelle. 18. De li pur, ou du chaos ou seminaire universel des choses, sortent cinq vertus ; la piété, la justice, la religion, la prudence, & la fidélité avec tous ses attributs : de li revêtu de qualités, & combiné avec l'air primitif, naissent cinq élémens physiques & moraux, dont la source est commune. 19. Li est donc l'essence de tout, ou, selon l'expression de Confucius, la raison premiere ou la substance universelle. 20. Li produit tout par ki ou son air primitif ; cet air est son instrument & son régulateur général. 21. Après un certain nombre d'ans & de révolutions, le monde finira ; tout retournera à sa source premiere, à son principe ; il ne restera que li & ki ; & li reproduira un nouveau monde ; & ainsi de suite à l'infini. 22. Il y a des esprits ; c'est une vérité démontrée par l'ordre constant de la terre & des cieux, & la continuation réglée & non interrompue de leurs opérations. 23. Les choses ont donc un auteur, un principe invisible qui les conduit ; c'est chu, le maître ; xin-kuei, l'esprit qui va & revient ; ti-kium, le prince ou le souverain. 24. Autre preuve des esprits ; ce sont les bienfaits répandus sur les hommes, amenés par cette voie au culte & aux sacrifices. 25. Nos peres ont offert quatre sortes de sacrifices ; lui, au ciel & à xanghti son esprit ; in, aux esprits des six causes universelles, dans les quatre tems de l'année ; savoir, le froid, le chaud, le soleil, la lune, les étoiles, les pluies, & la sécheresse ; vuang, aux esprits des montagnes & des fleuves ; pien, aux esprits inférieurs, & aux hommes qui ont bien mérité de la république. D'où il suit 1°. que les esprits des Chinois ne sont qu'une seule & même substance avec la chose à laquelle ils sont unis : 2°. qu'ils n'ont tous qu'un principe, le chaos primitif ; ce qu'il faut entendre du tien-Chu, notre Dieu, & du xanghti, le ciel ou l'esprit céleste : 3°. que les esprits finiront avec le monde, & retourneront à la source commune de toutes choses : 4°. que relativement à leur substance primitive, les esprits sont tous également parfaits, & qu'ils ne sont distingués que par les parties plus grandes ou plus petites de leur résidence : 5°. qu'ils sont tous sans vie, sans intelligence, sans liberté : 6°. qu'ils reçoivent des sacrifices seulement selon la condition de leurs opérations & des lieux qu'ils habitent : 7°. que ce sont des portions de la substance universelle, qui ne peuvent être séparées des êtres où on les suppose, sans la destruction de ces êtres. 26. Il y a des esprits de génération & de corruption qu'on peut appeller esprits physiques, parce qu'ils sont causes des effets physiques ; & il y a des esprits de sacrifices qui sont ou bien ou malfaisans à l'homme, & qu'on peut appeller politiques. 27. La vie de l'homme consiste dans l'union convenable des parties de l'homme, qu'on peut appeller l'entité du ciel & de la terre : l'entité du ciel est un air très-pur, très-leger, de nature ignée, qui constitue l'hoen, l'ame ou l'esprit des animaux : l'entité de la terre est un air épais, pesant, grossier, qui forme le corps & ses humeurs, & s'appelle pe, corps ou cadavre. 28. La mort n'est autre chose que la séparation de hoen & de pe ; chacune de ces entités retourne à sa source ; hoen au ciel, pe à la terre. 29. Il ne reste après la mort que l'entité du ciel & l'entité de la terre : l'homme n'a point d'autre immortalité ; il n'y a proprement d'immortel que li. On convient assez de l'exactitude de cette exposition ; mais chacun y voit ou l'athéisme, ou le déisme, ou le polithéisme, ou l'idolatrie, selon le sens qu'il attache aux mots. Ceux qui veulent que le li des Chinois ne soit autre chose que notre Dieu, sont bien embarrassés quand on leur objecte que ce li est rond : mais de quoi ne se tire-t-on pas avec des distinctions ? Pour disculper les lettrés de la Chine du reproche d'athéisme & d'idolatrie, l'obscurité de la langue prêtoit assez ; il n'étoit pas nécessaire de perdre à cela tout l'esprit que Leibnitz y a mis. Si ce système est aussi ancien qu'on le prétend, on ne peut être trop étonné de la multitude surprenante d'expressions abstraites & générales dans lesquelles il est conçû. Il faut convenir que ces expressions qui ont rendu

l'ouvrage de Spinosa si long-tems inintelligible parmi nous, n'auroient guere arrêté les Chinois il y a six ou sept cent ans : la langue effrayante de notre athée moderne est précisément celle qu'ils parloient dans leurs écoles. Voilà les progrès qu'ils avoient faits dans le monde intellectuel, lorsque nous leur portâmes nos connoissances. Cet évenement est l'époque de la philosophie moderne des Chinois. L'estime singuliere dont ils honorerent les premiers européens qui débarquerent dans leurs contrées, ne nous donne pas une haute idée des connoissances qu'ils avoient en Méchanique, en Astronomie, & dans les autres parties des Mathématiques. Ces européens n'étoient, même dans leurs corps, que des hommes ordinaires : s'ils avoient quelques qualités qui les rendissent particulierement recommandables, c'étoit le zele avec lequel ils couroient annoncer la vérité dans des régions inconnues, au hasard de les arroser de leur propre sang, comme cela est si souvent arrivé depuis à leurs successeurs. Cependant ils furent accueillis ; la superstition si communément ombrageuse s'assoupit devant eux ; ils se firent écouter ; ils ouvrirent des écoles, on y accourut, on admira leur savoir. L'empereur Cham-hy, sur la fin du dernier siecle, les admira à sa cour, s'instruisit de nos sciences, apprit d'eux notre Philosophie, étudia les Mathématiques, l'Anatomie, l'Astronomie, les Méchaniques, &c. Son fils Yong-Tching ne lui ressembla pas ; il relégua à Canton & à Macao les virtuoses européens, excepté ceux qui résidoient à Pékin, qui y resterent. Kien-Long fils de Yong-Tching fut un peu plus indulgent pour eux : il défendit cependant la religion chrétienne, & persécuta même ceux de ses soldats qui l'avoient embrassée ; mais il souffrit les jésuites, qui continuerent d'enseigner à Pékin. Il nous reste maintenant à faire connoître la philosophie pratique des Chinois : pour cet effet nous allons donner quelques-unes des sentences morales de ce Confucius, dont un homme qui aspire à la réputation de lettré & de philosophe, doit savoir au-moins quelques ouvrages entiers par coeur. 1. L'éthique politique a deux objets principaux ; la culture de la nature intelligente, l'institution du peuple. 2. L'un de ces objets demande que l'entendement soit orné de la science des choses, afin qu'il discerne le bien & le mal, le vrai & le faux ; que les passions soient modérées ; que l'amour de la vérité & de la vertu se fortifie dans le coeur ; & que la conduite envers les autres soit décente & honnête. 3. L'autre objet, que le citoyen sache se conduire lui-même, gouverner sa famille, remplir sa charge, commander une partie de la nation, posséder l'empire. 4. Le philosophe est celui qui a une connoissance profonde des choses & des livres, qui pese tout, qui se soûmet à la raison, & qui marche d'un pas assûré dans les voies de la vérité & de la justice. 5. Quand on aura consommé la force intellectuelle à approfondir les choses, l'intention & la volonté s'épureront, les mauvaises affections s'éloigneront de l'ame, le corps se conservera sain, le domestique sera bien ordonné, la charge bien remplie, le gouvernement particulier bien administré, l'empire bien régi ; il joüira de la paix. 6. Qu'est-ce que l'homme tient du ciel ? la nature intelligente : la conformité à cette nature constitue la regle ; l'attention à vérifier la regle & à s'y assujettir, est l'exercice du sage. 7. Il est une certaine raison ou droiture céleste donnée à tous : il y a un supplément humain à ce don quand on l'a perdu. La raison céleste est du saint ; le supplément est du sage. 8. Il n'y a qu'un seul principe de conduite ; c'est de porter en tout de la sincérité, & de se conformer de toute son ame & de toutes ses forces à la mesure universelle : ne fais pas à autrui ce que tu ne veux pas qu'on te fasse. 9. On connoît l'homme en examinant ses actions, leur fin, les passions dans lesquelles il se complaît, les choses en quoi il se repose. 10. Il faut divulguer sur le champ les choses bonnes à tous : s'en reserver un usage exclusif, une application individuelle, c'est mépriser la vertu, c'est la forcer à un divorce. 11. Que le disciple apprenne les raisons des choses, qu'il les examine, qu'il raisonne, qu'il médite, qu'il pese, qu'il consulte le sage, qu'il s'éclaire, qu'il bannisse la confusion de ses pensées, & l'instabilité de sa conduite. 12. La vertu n'est pas seulement constante dans les choses extérieures. 13. Elle n'a aucun besoin de ce dont elle ne pourroit faire part à toute la terre, & elle ne pense rien qu'elle ne puisse s'avoüer à elle-même à la face du ciel. 14. Il ne faut s'appliquer à la vertu que pour être vertueux. 15. L'homme parfait ne se perd jamais de vûe. 16. Il y a trois degrés de sagesse ; savoir ce que c'est que la vertu, l'aimer, la posséder. 17. La droiture du coeur est le fondement de la vertu. 18. L'univers a cinq regles ; il faut de la justice entre le prince & le sujet, de la tendresse entre le pere & le fils, de la fidélité entre la femme & le mari, de la subordination entre les freres, de la concorde entre les amis. Il y a trois vertus cardinales ; la prudence qui discerne, l'amour universel qui embrasse, le courage qui soûtient : la droiture du coeur les suppose. 19. Les mouvemens de l'ame sont ignorés des autres : si tu es sage, veille donc à ce qu'il n'y a que toi qui voyes. 20. La vertu est entre les extrèmes ; celui qui a passé le milieu, n'a pas mieux fait que celui qui ne l'a pas atteint. 21. Il n'y a qu'une chose précieuse ; c'est la vertu. 22. Une nation peut plus par la vertu que par l'eau & par le feu ; je n'ai jamais vû périr le peuple qui l'a prise pour appui. 23. Il faut plus d'exemples au peuple que de précepte ; il ne faut se charger de lui transmettre que ce dont on sera rempli. 24. Le sage est son censeur le plus sévere ; il est son témoin, son accusateur, & son juge. 25. C'est avoir atteint l'innocence & la perfection, que de s'être surmonté, & que d'avoir recouvré cet ancien & primitif état de droiture céleste. 26. La paresse engourdie, l'ardeur inconsidérée, sont deux obstacles égaux au bien. 27. L'homme parfait ne prend point une voie détournée ; il suit le chemin

ordinaire, & s'y tient ferme. 28. L'honnête homme est un homme universel. 29. La charité est cette affection constante & raisonnée qui nous immole au genre humain, comme s'il ne faisoit avec nous qu'un individu, & qui nous associe à ses malheurs & à ses prospérités. 30. Il n'y a que l'honnête homme qui ait le droit de haïr & d'aimer. 31. Compense l'injure par l'aversion, & le bienfait par la reconnoissance, car c'est la justice. 32. Tomber & ne se point relever, voilà proprement ce que c'est que faillir. 33. C'est une espece de trouble d'esprit que de souhaiter aux autres, ou ce qui n'est pas en notre puissance, ou des choses contradictoires. 34. L'homme parfait agit selon son état, & ne veut rien qui lui soit étranger. 35. Celui qui étudie la sagesse a neuf qualités en vûe ; la perspicacité de l'oeil, la finesse de l'oreille, la sérénité du front, la gravité du corps, la véracité du propos, l'exactitude dans l'action, le conseil dans les cas douteux, l'examen des suites dans la vengeance & dans la colere. La morale de Confucius est, comme l'on voit, bien supérieure à la métaphysique & à la physique. On peut consulter Bulfinger sur les maximes qu'il a laissées du gouvernement de la famille, des fonctions de la magistrature, & de l'administration de l'empire. Comme les mandarins & les lettrés ne font pas le gros de la nation, & que l'étude des lettres ne doit pas être une occupation bien commune, la difficulté en étant là beaucoup plus grande qu'ailleurs, il semble qu'il resteroit encore bien des choses importantes à dire sur les Chinois, & cela est vrai ; mais nous ne nous sommes pas proposé de faire l'abregé de leur histoire, mais celui seulement de leur philosophie. Nous observerons cependant, 1°. que quoiqu'on ne puisse accorder aux Chinois toute l'antiquité dont ils se vantent, & qui ne leur est guere disputée par leurs panégyristes, on ne peut nier toutefois que la date de leur empire ne soit très-voisine du déluge. 2°. Que plus on leur accordera d'ancienneté, plus on aura de reproches à leur faire sur l'imperfection de leur langue & de leur écriture : il est inconcevable que des peuples à qui l'on donne tant d'esprit & de sagacité, ayent multiplié à l'infini les accens au lieu de multiplier les mots, & multiplié à l'infini les caracteres, au lieu d'en combiner un petit nombre. 3°. Que l'éloquence & la poésie tenant de fort près à la perfection de la langue, ils ne sont selon toute apparence ni grands orateurs ni grands poëtes. 4°. Que leurs drames sont bien imparfaits, s'il est vrai qu'on y prenne un homme au berceau, qu'on y représente la suite de toute sa vie, & que l'action théatrale dure plusieurs mois de suite. 5°. Que dans ces contrées le peuple est très-enclin à l'idolatrie, & que son idolatrie est fort grossiere, si l'histoire suivante qu'on lit dans le P. le Comte est bien vraie. Ce missionnaire de la Chine raconte que les médecins ayant abandonné la fille d'un nankinois, cet homme qui aimoit éperduement son enfant, ne sachant plus à qui s'adresser, s'avisa de demander sa guérison à une de ses idoles. Il n'épargna ni les sacrifices, ni les mets, ni les parfums, ni l'argent. Il prodigua à l'idole tout ce qu'il crut lui être agréable ; cependant sa fille mourut. Son zele alors & sa piété dégénérerent en fureur ; il résolut de se vanger d'une idole qui l'avoit abusé. Il porta sa plainte devant le juge, & poursuivit cette affaire comme un procès en régle qu'il gagna, malgré toute la sollicitation des bonzes, qui craignoient avec juste raison que la punition d'une idole qui n'exauçoit pas, n'eût des suites fâcheuses pour les autres idoles & pour eux. Ces idolâtres ne sont pas toûjours aussi modérés, lorsqu'ils sont mécontens de leurs idoles ; ils les haranguent à-peu-près dans ces termes : Crois-tu que nous ayons tort dans notre indignation ? Sois juge entre nous & toi ; depuis long-tems nous te soignons ; tu es logée dans un temple, tu es dorée de la tête aux piés ; nous t'avons toûjours servi les choses les plus délicieuses ; si tu n'as pas mangé, c'est ta faute. Tu ne saurois dire que tu ayes manqué d'encens ; nous avons tout fait de notre part, & tu n'as rien fait de la tienne ; plus nous te donnons, plus nous devenons pauvres ; conviens que si nous te devons, tu nous dois aussi. Or dis-nous de quels biens tu nous as comblés. La fin de cette harangue est ordinairement d'abattre l'idole & de la traîner dans les boues. Les bonzes débauchés, hypocrites & avares, encouragent le plus qu'ils peuvent à la superstition. Ils en sont sur-tout pour les pélerinages, & les femmes aussi qui donne beaucoup dans cette dévotion, qui n'est pas fort du goût des maris, jaloux au point que nos missionnaires ont été obligés de bâtir aux nouveaux convertis des églises séparées pour les deux sexes. Voyez le P. le Comte. 5°. Qu'il paroît que parmi les religions étrangeres tolérées, la religion chrétienne tient le haut rang : que les Mahométans n'y sont pas nombreux, quoiqu'ils y ayent des mosquées superbes : que les jésuites ont beaucoup mieux réussi dans ce pays que ceux qui y ont exercé en même tems ou depuis les fonctions apostoliques : que les femmes chinoises semblent fort pieuses, s'il est vrai, comme dit le P. le Comte, qu'elles voudroient se confesser tous les jours, soit goût pour le sacrement, soit tendresse de piété, soit quelqu'autre raison qui leur est particuliere : qu'à en juger par les objections de l'empereur aux premiers missionnaires, les Chinois ne l'ont pas embrassée en aveugles. Si la connoissance de Jesus-Christ est nécessaire au salut, disoit cet empereur aux missionnaires, & que d'ailleurs Dieu nous ait voulu sincerement sauver, comment nous a-t-il laissés si long-tems dans l'erreur ? Il y a plus de seize siecles que votre religion est établie dans le monde, & nous n'en avons rien sû. La Chine est-elle si peu de chose qu'elle ne mérite pas qu'on pense à elle, tandis que tant de barbares sont éclairés ? C'est une difficulté qu'on propose tous les jours sur les bancs en Sorbonne. Les missionnaires, ajoûte le P. le Comte, qui rapporte cette difficulté, y répondirent, & le prince fut content ; ce qui devoit être : des missionnaires seroient ou bien ignorans

ou bien mal-adroits s'ils s'embarquoient pour la conversion d'un peuple un peu policé, sans avoir la réponse à cette objection commune. V. les art. FOI, GRACE, PREDESTINATION. 7°. Que les Chinois ont d'assez bonnes manufactures en étoffes & en porcelaines ; mais que s'ils excellent par la matiere, ils pechent absolument par le goût & la forme ; qu'ils en seront encore long-tems aux magots ; qu'ils ont de belles couleurs & de mauvaises peintures ; en un mot, qu'ils n'ont pas le génie d'invention & de découvertes qui brille aujourd'hui dans l'Europe : que s'ils avoient eu des hommes supérieurs, leurs lumieres auroient forcé les obstacles par la seule impossibilité de rester captives ; qu'en général l'esprit d'orient est plus tranquille, plus paresseux, plus renfermé dans les besoins essentiels, plus borné à ce qu'il trouve établi, moins avide de nouveautés que l'esprit d'occident. Ce qui doit rendre particulierement à la Chine les usages plus constans, le gouvernement plus uniforme, les lois plus durables ; mais que les sciences & les arts demandent une activité plus inquiete, une curiosité qui ne se lasse point de chercher, une sorte d'incapacité de se satisfaire, nous y sommes plus propres, & qu'il n'est pas étonnant que quoique les Chinois soient les plus anciens, nous les ayons devancés de si loin. V. les mém. de l'acad. ann. 1727. L'hist. de la Philos. & des Philosoph. de Bruck. Bulfing. Leibnitz. Le P. le Comte. Les mém. des miss. étrang. &c. Et les mém. de l'acad. des Inscript. [Did1]

1753.3 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
CHING-J
CHING-YANG
(Géog.) ville de la Chine, capitale de la province Huquang.

CHINGAN
(Géog.) ville considérable de la Chine, capitale de la province de Quangsi.

CHINGTU
(Géog.) ville considérable de la Chine dans la province de Suchuen. Long. 130. 47. lat. 21. 30.

CHIT-SE
S. m. (Bot. exotiq.) arbre des plus estimé à la Chine pour la beauté & la bonté de son fruit. Je lui connois ces qualités par gens qui ont été dans le pays, & plus encore par une relation du P. Dentrecolles missionnaire, insérée dans les lettres édifiantes, tome XXIV. dont voici le précis.
Les provinces de Chantong & de Homann ont les campagnes couvertes de chit-ses, qui sont presque aussi gros que des noyers. Ceux qui croissent dans la province de Tche-kiang, portent des fruits plus excellens qu'ailleurs. Ces fruits conservent leur fraîcheur pendant tout l'hyver. Leur figure n'est pas partout la même : les uns sont ronds, les autres allongés & de forme ovale ; quelques-uns un peu plats, & en quelque sorte à deux étages semblables à deux pommes qui seroient accolées par le milieu. La grosseur des bons fruits égale celle des oranges ou des citrons : ils ont d'abord la couleur du citron, & ensuite celle de l'orange. La peau en est tendre, mince, unie, & lissée. La chair du fruit est ferme, & un peu âpre au goût ; mais elle s'amollit en mûrissant : elle devient rougeâtre, & acquiert une saveur douce & agréable ; avant même l'entiere maturité, cette chair, lorsque la peau en est ôtée, a un certain mélange de douceur & d'âpreté qui fait plaisir, & lui donne une vertu astringente & salutaire.
Ce fruit renferme trois ou quatre pepins pierreux, durs, & oblongs, qui contiennent la semence. Il y en a qui étant nés par artifice, sont destitués de pepins, & ils sont plus estimés. Du reste, il est rare que ces fruits mûrissent sur l'arbre : on les cueille en automne, lorsqu'ils sont parvenus à leur grosseur naturelle : on les met sur de la paille ou sur des claies où ils achevent de mûrir.
Ce détail ne convient qu'à l'arbre qu'on prend soin de cultiver. Pour ce qui est du chi sauvage, il a un tronc tortu, ses branches entrelacées & semées de petites épines : le fruit n'en est pas plus gros qu'une pomme-rose de la petite espece. La culture de ces arbres consiste principalement dans l'art de les enter plusieurs fois ; alors les pepins du fruit deviennent plus petits, & même quelquefois le fruit n'a point de pepin.
Les arboristes chinois font des éloges magnifiques de l'arbre chi ; les plus modérés lui reconnoissent sept avantages considérables ; 1° de vivre un grand nombre d'années produisant constamment des fruits ; 2° de répandre au loin une belle ombre ; 3° de n'avoir point d'oiseaux qui y fassent leurs nids ; 4° d'être exempt de vers & de tout autre insecte ; 5° d'avoir des feuilles qui prennent les couleurs les plus agréables, lorsqu'il a été couvert de gelée blanche ; 6° d'engraisser la terre avec ses mêmes feuilles tombées, comme feroit le meilleur fumier ; 7° de produire de beaux fruits d'un goût excellent.
Les Chinois ont coûtume de les sécher de la maniere à-peu-près qu'on seche les figues. Ils choisissent ceux qui sont de la plus grosse espece, & qui n'ont point de pepins ; ou s'ils en ont, ils les tirent proprement : ensuite ils pressent insensiblement ces fruits avec la main pour les applatir, & ils les tiennent exposés au soleil & à la rosée. Quand ils sont secs, ils les ramassent dans un grand vase jusqu'à ce qu'ils paroissent couverts d'une espece de gelée blanche qui est leur suc spiritueux, lequel a pénétré sur la surface. Ce suc rend l'usage de ce fruit salutaire aux pulmoniques. On prendroit ces fruits ainsi séchés pour des figues, & alors ils sont de garde. La meilleure provision qui s'en fasse, c'est dans le territoire de Kent-cheou de la province de Chantong. Sans-doute que le fruit a dans ce lieu-là plus de corps & de consistance : en effet, quand il est frais cueilli & dans sa maturité, en ouvrant tant-soit-peu sa peau, on attire & on suce avec les levres toute sa pulpe, qui est très-agréable.
Sans examiner quelle confiance mérite le récit du P. Dentrecolles, & autres voyageurs, sur l'excellence du chit-se & de son fruit, il ne seroit peut-être pas difficile d'en juger par nous-mêmes en Europe. L'arbre y croîtroit aisément suivant les apparences, puisqu'il vient à merveille dans les parties méridionales & septentrionales de la Chine, dans un pays chaud comme dans un pays froid : il ne s'agiroit presque que d'avoir des pepins, & l'on ne manqueroit pas de moyens pour y parvenir. On n'est souvent privé des choses, que faute de s'être donné dans l'occasion quelques soins pour se les procurer. Article de M. le Chevalier DE JAUCOURT.

CHOGA
(Géog.) ville considérable de la Chine, dans la province de Xansi, sur la riviere de Fi.

CHRONOLOGIE
De la chronologie chinoise rappellée à notre chronologie. Nous avons fait voir à l'article CHINOIS, que le regne de Fohi fut un tems fabuleux, peu propre à fonder une véritable époque chronologique. Le pere Longobardi convient lui-même que la chronologie des Chinois est très-incertaine ; & si l'on s'en rapporte à la table chronologique de Nien, auteur très-estimé à la Chine, dont Jean-François Fouquet nous a fait connoître l'ouvrage, l'histoire de la Chine n'a point d'époque certaine plus ancienne que l'an 400 avant J. C. Kortholt qui avoit bien examiné cette chronologie de Nien, ajoûte que Fouquet disoit des tems antérieurs de l'ere chinoise, que les lettrés n'en disputoient pas avec moins de fureur & de fruit, que les nôtres des dynasties égyptiennes & des origines assyriennes & chaldéennes ; & qu'il étoit permis à chacun de croire des premiers tems de cette nation tout ce qu'il en jugeroit à-propos. Mais si suivant les dissertations de M. Freret, il faut rapporter l'époque d'Yao, un des premiers empereurs de la Chine, à l'an 2145 ou 7 avant J. C. les Chinois plaçant leur premiere observation astronomique, à la composition d'un calendrier célebre dans leurs livres 150 ans avant Yao, l'époque des premieres observations chinoises & celle des premieres observations chaldéennes coïncideront. C'est une observation singuliere.
Y auroit-il donc quelque rapport, quelque connexion, entre l'astronomie chinoise & celle des Chaldéens ? Les Chinois sont certainement sortis, ainsi que tous les autres peuples, des plaines de Sennaar ; & l'on ne pourroit guere en avoir un indice plus fort que cette identité d'époque, dans leurs observations astronomiques les plus anciennes.

CHUNG-KING
(Géog.) grande ville de la Chine, dans la province de Suchuen.

CIANGLO
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Folkien, sur la riviere de Si.

CIEME
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Xantung. Lat. 36. 23

CINAN
(Géog.) ville considérable de la Chine, dans la province de Channton. Long. 134. 50. lat. 37.

CINCHEU
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Quangsi : il y a une autre ville de ce nom en Chine, dans la province de Xantung.

CIRE
De la cire de la Chine. La cire blanche de la Chine est différente de toutes celles que nous connoissons, non-seulement par sa blancheur que le tems n'altere point, mais encore par sa texture : on diroit qu'elle est composée de petites pieces écailleuses, semblables à celles du blanc de baleine, que nous ne saurions mettre en pains aussi fermes que les pains de cire de la Chine. Autre singularité de la cire blanche de la Chine ; c'est qu'elle n'est point l'ouvrage des abeilles : elle vient par artifice de petits vers que l'on trouve sur un arbre dans une province de cet empire. Ils se nourrissent sur cet arbre ; on les y ramasse, on les fait bouillir dans de l'eau, & ils forment une espece de graisse, qui étant figée, est la cire blanche de la Chine, sur laquelle il nous manque bien des détails. Art. de M(D.J.)

CITRON
Il est parlé dans les éphémerides d'Allemagne (Ephem. N. C. dec. 1. ann. 9. obs. 3. dec. 2. ann. 2. obs. 11.) de citrons monstrueux en forme de main ; & le P. Dentrecolles (Lett. édifiant. tome XX. page 301.) a envoyé de la Chine la figure d'un citron nommé main de Dieu par les Chinois, & dont ils font grand cas pour sa beauté & pour son odeur. Ce fruit est tel par sa forme, qu'on croit voir les doigts d'une main qui se ferme ; & sa rareté a engagé les ouvriers chinois à imiter ce fruit avec la moëlle du tong-stao, qu'ils tiennent en raison par divers fils de fer qui figurent les doigts. Le citron des curieux d'Allemagne venoit-il des semences de celui de la Chine, ou sa forme venoit-elle de causes particulieres qui avoient changé son espece ?

CIVENCHEU
Il est parlé dans les éphémerides d'Allemagne (Ephem. N. C. dec. 1. ann. 9. obs. 3. dec. 2. ann. 2. obs. 11.) de citrons monstrueux en forme de main ; & le P. Dentrecolles (Lett. édifiant. tome XX. page 301.) a envoyé de la Chine la figure d'un citron nommé main de Dieu par les Chinois, & dont ils font grand cas pour sa beauté & pour son odeur. Ce fruit est tel par sa forme, qu'on croit voir les doigts d'une main qui se ferme ; & sa rareté a engagé les ouvriers chinois à imiter ce fruit avec la moëlle du tong-stao, qu'ils tiennent en raison par divers fils de fer qui figurent les doigts. Le citron des curieux d'Allemagne venoit-il des semences de celui de la Chine, ou sa forme venoit-elle de causes particulieres qui avoient changé son espece ?

CIVILITES
Les Chinois, qui ont fait des rits de tout & des plus petites actions de la vie, qui ont formé leur empire sur l'idée du gouvernement d'une famille, ont voulu que les hommes sentissent qu'ils dépendoient les uns des autres, & en conséquence leurs législateurs ont donné aux regles de la civilité la plus grande étendue. On peut lire là-dessus le pere Duhalde.
Ainsi pour finir cet article par la réflexion de l'auteur de l'esprit des lois. " On voit à la Chine les gens de village observer entr'eux des cérémonies comme des gens d'une condition relevée ; moyens très-propres à maintenir parmi le peuple la paix & le bon ordre, & à ôter tous les vices qui viennent d'un esprit dur, vain, & orgueilleux. Ces regles de la civilité valent bien mieux que celles de la politesse. Celle-ci flate les vices des autres, & la civilité nous empêche de mettre les nôtres au jour : c'est une barriere que les hommes mettent entr'eux pour s'empêcher de se corrompre. Article de M. le Chevalier DE JAUCOURT.

COATANG
(Géog.) petite ville de guerre de la Chine, dans la province de Chantung, sur la riviere de Mingto.

COBRE
S. m. (Comm.) mesure de longueur, d'usage à la Chine & aux Indes orientales ; à la Chine, du côté de Canton ; aux Indes, sur la côte de Coromandel. Elle varie selon les lieux. A la Chine elle est de 3/10 d'une aune de Paris ; aux Indes, de 17 pouces & 1/2 de France.

COLIR
S. m. (Hist. mod.) officier de l'empire de la Chine, dont la fonction est d'avoir l'inspection sur ce qui se passe dans chaque cour ou tribunal, & qui sans être membre de ces tribunaux, assiste à toutes les assemblées, & reçoit la communication de toutes les procédures. C'est proprement ce que nous appellons un inspecteur ou contrôleur.
Il a des intelligences secrettes avec la cour ; & dans l'occasion il attaque ouvertement les mandarins, & cela non-seulement sur les fautes qu'ils peuvent commettre dans leurs fonctions, mais même dans leur vie particuliere & privée.
Pour qu'il soit impartial, on le rend entierement indépendant, & sa charge est perpétuelle. Les colirs sont redoutables, même aux princes du sang. (G)

CONCUBINAGE
Cette coûtume a continué dans tout l'Orient. L'empereur de la Chine a dans son palais jusqu'à deux ou trois mille concubines. Le sophi de Perse & le grand-seigneur en ont aussi un très-grand nombre.

CORMORANT
Le pere Le Comte dit qu'on éleve à la Chine les cormorans à la pêche ; que le pêcheur en a sur les bords d'un bateau jusqu'à cent ; qu'au signal qu'on leur donne ils partent tous, & se dispersent sur un étang, qu'ils apportent tout le poisson qu'ils peuvent attraper, & qu'on leur serre l'oesophage avec une corde pour les empêcher de le manger, Voyez dans nos Planches d'oiseaux (Hist. nat.) la figure du cormorant. (I)

COUPON
(Comm.) espece de toile d'ortie qui se fait à la Chine, d'une plante appellée co, qui ne se trouve guere que dans la province de Fokien. C'est une espece de lierre, dont la tige donne un chanvre qui sert à la fabrique du coupon. On la fait roüir, on la tille ; on laisse la premiere peau, qui n'est bonne à rien ; on garde la seconde, qu'on divise à la main, & dont, sans la battre ni filer, on fait une toile très-fine & tres-fraiche. N'aurions-nous point dans nos contrées de plantes qu'on pût dépouiller d'une premiere peau, sous laquelle il y en eût une autre propre à l'ourdissage ? Cette recherche ne seroit pas indigne d'un Botaniste.

CUNGEHANG(Géogr. mod.) ville forte de la Chine dans la province de Chiensi. Lat. 26. 51.

DIEU

Il y a un peuple encore subsistant, ce sont les Chinois, qui semble donner au monde une plus grande ancienneté que nos Ecritures ne lui en donnent. Depuis que ces régions nous sont plus connues, on en a publié les annales historiques, & elles font remonter l'origine de cet empire à-peu-près 3 mille ans au-delà de la naissance de J. C. Nouvelle difficulté souvent saisie par les incrédules contre la chronologie de Moyse. Afin de détruire ce prétexte, M. Jacquelot fait diverses remarques toutes importantes & solides, sur l'incertitude de l'histoire Chinoise. Mais pour trancher, il soutient que même en lui accordant ses calculs, ils ne nuiroient point à la vérité des nôtres. Rien n'oblige en effet à préférer la supputation de l'Hébreu à celle des septante. Or, dans celle-ci, l'ancienneté de l'univers est plus grande que dans l'autre. Donc, puisqu'il ne faudroit pour concilier les dates des Chinois avec les nôtres, que cinq siecles de plus que n'en porte le texte hébreu, & que ces cinq siecles sont remplacés, & au delà, dans la traduction des septante, la difficulté est levée ; & il est clair que l'empire de la Chine est postérieur au déluge. Voyez CHRONOLOGIE.

Objection. Suivant les abregés latins des annales maintenant suivies à la Chine, les tems même historiques de cet empire commencent avec le regne de Hoamti 2697 ans avant J. C. & cette époque, qui dans la chronologie du texte hébreu, est antérieure au déluge de plus d'un siecle, ne se trouve dans le calcul des septante, postérieure que de 200 ans, à la dispersion des peuples & à la naissance de Phaleg. Or ces 200 ans, qui d'abord semblent un assez grand fond & une ressource capable de tout concilier, se trouvent à peine suffisans pour conduire les fondateurs de la colonie Chinoise & leurs troupeaux, depuis les plaines de Sennaar, jusqu'aux extrémités orientales de l'Asie ; & encore par quels chemin ? à travers des solitudes affreuses & des climats devenus presqu'inaccessibles, après les ravages de l'inondation générale.

M. Freret, un des plus savans hommes de nos jours, & des plus versés dans la connoissance des tems, a senti toute la force de cette objection, & se l'est faite. Il a bien vû, que pour la résoudre, il étoit nécessaire de percer plus qu'on ne l'avoit fait encore dans les ténebres de la chronologie Chinoise. Il a eu le courage d'y entrer, & nous lui avons l'obligation d'y avoir jetté du jour par ses doctes recherches. Il est prouvé maintenant, du moins autant qu'il est possible, que cette immense durée que les Chinois modernes assignent aux tems fabuleux de leur histoire, n'est que le résultat des périodes astronomiques inventées pour donner la conjonction des planetes dans certaines constellations. A l'égard des tems historiques, il est prouvé de même que les regnes d'Iao & de Chum, les deux fondateurs de la monarchie Chinoise, ont fini seulement 1991 ans avant l'ere chrétienne ; que ces deux regnes ne font au plus que 156 ans, qu'ils ne peuvent par conséquent avoir commencé que vers l'an du monde 2147, plusieurs années après la vocation d'Abraham, & du tems même de l'expédition des Elamites dans le pays de Chanaan, c'est-à-dire bien après les établissemens des empires d'Egypte & de Chaldée. Voilà donc la naissance des plus anciens peuples du monde ramenée & réduite à sa juste époque, l'histoire de Moyse confirmée, le fait de la création évidemment établi, & par cela même l'existence de l'Etre suprême invinciblement démontrée.

ECRITURE CHINOISE.
Les hiéroglyphes d'Egypte étoient un simple raffinement d'une écriture plus ancienne, qui ressembloit à l'écriture grossiere en peinture des Mexiquains, en ajoûtant seulement des marques caractéristiques aux images. L'écriture chinoise a fait un pas de plus, elle a rejetté les images, & n'a conservé que les marques abregées, qu'elle a multiplié jusqu'à un nombre prodigieux. Chaque idée a sa marque distincte dans cette écriture ; ce qui fait que semblable au caractere universel de l'écriture en peinture, elle continue aujourd'hui d'être commune à différentes nations voisines de la Chine, quoiqu'elles parlent des langues différentes.
En effet, les caracteres de la Cochinchine, du Tongking, & du Japon, de l'aveu du P. du Halde, sont les mêmes que ceux de la Chine, & signifient les mêmes choses, sans toutefois que ces Peuples en parlant s'expriment de la même sorte. Ainsi quoique les langues de ces pays-là soient très-différentes, & que les habitans ne puissent pas s'entendre les uns les autres en parlant, ils s'entendent fort bien en écrivant, & tous leurs livres sont communs, comme sont nos chiffres d'arithmétique ; plusieurs nations s'en servent, & leur donnent différens noms : mais ils signifient par-tout la même chose. L'on compte jusqu'à quatre-vingt mille de ces caracteres.
Quelque déguisés que soient aujourd'hui ces caracteres, M. Warburthon croit qu'ils conservent encore des traits qui montrent qu'ils tirent leur origine de la peinture & des images, c'est-à-dire de la représentation naturelle des choses pour celles qui ont une forme ; & qu'à l'égard des choses qui n'en ont point, les marques destinées à les faire connoître ont été plus ou moins symboliques, & plus ou moins arbitraires.
M. Freret au contraire soûtient que cette origine est impossible à justifier, & que les caracteres chinois n'ont jamais eu qu'un rapport d'institution avec les choses qu'ils signifient. Voyez son idée sur cette matiere, mém. académiq. des Belles-Lett. tome VI.
Sans entrer dans cette discussion, nous dirons seulement, que par le témoignage des PP. Martini, Magaillans, Gaubil, Semedo, auxquels nous devons joindre M. Fourmont, il paroit prouvé que les Chinois se sont servis des images pour les choses que la peinture peut mettre sous les yeux, & des symboles, pour représenter par allégorie ou par allusion, les choses qui ne le peuvent être par elles-mêmes. Suivant les auteurs que nous venons de nommer, les Chinois ont eu des caracteres représentatifs des choses, pour celles qui ont une forme ; & des signes arbitraires, pour celles qui n'en ont point. Cette idée ne seroit-elle qu'une conjecture ?
On pourroit peut-être, en distinguant les tems, concilier les deux opinions différentes au sujet des caracteres chinois. Celle qui veut qu'ils ayent été originairement des représentations grossieres des choses, se renfermeroit dans les caracteres inventés par Tsang-kié, & dans ceux qui peuvent avoir de l'analogie avec les choses qui ont une forme ; & la tradition des critiques chinois, citée par M. Freret, qui regarde les caracteres comme des signes arbitraires dans leur origine, remonteroit jusqu'aux caracteres inventés sous Chun.
Quoiqu'il en soit, s'il est vrai que les caracteres chinois ayent essuyé mille variations, comme on n'en peut douter, il n'est plus possible de reconnoître comment ils proviennent d'une écriture qui n'a été qu'une simple peinture ; mais il n'en est pas moins vraisemblable que l'écriture des Chinois a dû commencer comme celle des Egyptiens. Article de M(D.J.)

ECONOMIE ou OECONOMIE
Mais l'expérience dément chez tous les peuples du monde cette maxime ridicule : c'est en Hollande, en Angleterre où le cultivateur paye très-peu de chose, & sur-tout à la Chine où il ne paye rien, que la terre est le mieux cultivée. Au contraire, par-tout où le laboureur se voit chargé à proportion du produit de son champ, il le laisse en friche, où n'en retire exactement que ce qu'il lui faut pour vivre.
C'est l'usage constant de la Chine, le pays du monde où les impôts sont les plus forts & les mieux payés : le marchand ne paye rien ; l'acheteur seul acquite le droit, sans qu'il en résulte ni murmures ni séditions ; parce que les denrées nécessaires à la vie, telles que le ris & le blé, étant absolument franches, le peuple n'est point foulé, & l'impôt ne tombe que sur les gens aisés.

EMOI
(Géog. mod.) port de la Chine situé dans la province de Fokien ; il s'y fait un grand commerce. Long. 136, 40. lat. 24, 30.

EPARGNE
La même proposition est bien confirmée par l'exemple d'un empereur de la Chine qui vivoit au dernier siecle, & qui dans l'un des grands évenemens de son regne, défendit à ses sujets de faire les réjoüissances ordinaires & consacrées par l'usage, soit pour leur épargner des frais inutiles & mal placés, soit pour les engager vraisemblablement à opérer quelque bien durable, plus glorieux pour lui-même, plus avantageux à tout son peuple, que des amusemens frivoles & passagers, dont il ne reste aucune utilité sensible.

FAISAN
3°. Le faisan rouge de la Chine ; il a une crête, & on voit sur son plumage les plus belles couleurs, l'oranger, le citron, l'écarlate, la couleur d'émeraude, le bleu, le roux, & le jaune, & toutes les nuances de ces couleurs.
4°. Le faisan blanc de la Chine ; il a des plumes noires sur la tête ; ses yeux sont placés au milieu d'un cercle de couleur d'or ; le dessous du cou, le ventre, & le dessous de la queue, sont de couleur mêlée de noir & de bleu : il y a des taches blanches sur le cou, sur la partie supérieure du corps, & sur la queue ; le bec est roussâtre ; les piés sont rouges, & les éperons pointus.

FE ou FO, Foé
(Hist. d'Asie) idole adorée sous différens noms par les Chinois idolâtres, les Japonois, & les Tartares. Ce prétendu dieu, le premier de leurs dieux qui soit descendu sur la terre, reçoit de ces peuples le culte le plus ridicule, & par conséquent le plus fait pour le peuple.
Cette idolâtrie née dans les Indes près de mille ans avant Jesus-Christ, a infecté toute l'Asie orientale ; c'est ce dieu que prêchent les bonzes à la Chine, les fakirs au Mogol, les Talapoins à Siam, les lamas en Tartarie ; c'est en son nom qu'ils promettent une vie éternelle, & que des milliers de prêtres consacrent leurs jours à des exercices de pénitence qui effrayent la nature humaine : quelques-uns passent leur vie nuds & enchaînés ; d'autres portent un carreau de fer qui plie leur corps en deux, & tient leur tête toujours baissée jusqu'à terre. Ils font accroire qu'ils chassent les démons par la puissance de cette idole ; ils operent de prétendus miracles : ils vendent au peuple la rémission des péchés ; en un mot leur fanatisme se subdivise à l'infini. Cette secte séduit quelquefois des mandarins ; & par une fatalité qui montre que la superstition est de tous les pays, quelques mandarins se sont fait tondre en bonzes par piété.
Ils prétendent qu'il y a dans la province de Fokien près la ville de Funchuen, au bord du fleuve Feu, une montagne qui représente leur dieu Fo, avec une couronne en tête, de longs cheveux pendans sur les épaules, les mains croisées sur la poitrine, & qu'il est assis sur ses piés mis en croix ; mais il suffiroit de supposer que cette montagne, comme beaucoup d'autres, vûe de loin & dans un certain aspect, eût quelque chose de cette prétendue figure, pour sentir que des imaginations échauffées y doivent trouver une parfaite ressemblance. On voit ce qu'on veut dans la Lune ; & si ces peuples idolâtres y avoient songé, ils y verroient tous leur idole. Voyez SUPERSTITION & FANATISME.
Art. de M(D.J.)

FIGURE
Le Chinois a le visage plat & quarré ; & le front du Siamois se retrécissant en pointe autant que le menton, forme un losange.
N'allez pas m'opposer que ce sont des barbares : les Asiatiques, & parmi eux les Chinois, ne le sont point-du-tout.

FIEVRE
J'ai lû quelque part (lettr. édif. tom. VII.) que l'empereur qui regnoit à la Chine en 1689, envoya trois de ses medecins en exil, pour ne lui avoir point donné de remedes dans une fievre intermittente. On diroit que quelques-uns de nos praticiens appréhendent d'éprouver le sort de ces trois medecins chinois, par l'attention qu'ils ont de ne les point imiter ; cependant la liberté de leur profession, nos moeurs & nos usages doivent les rassûrer : ils peuvent laisser passer le cours de la fievre intermittente d'un monarque, sans danger pour leurs personnes, & sans crainte pour la vie du malade.

FLEURISTE
Les fleurs artificielles sont plus anciennes à la Chine, où l'on en fait de très-parfaites, mais d'une matiere fort fragile quand elle est seche. On ne sait pas bien d'où les habitans de ce pays la tirent : les uns croyent que c'est la moëlle d'un arbre qui y croît ; mais la fermeté qu'acquiert cette matiere lorsqu'on la mouille, laisse soupçonner que c'est plûtôt une composition que les Chinois seuls savent faire. A cela près, cette composition est parfaitement ressemblante à de la moëlle fine & legere ; ce qui imite de fort près cette feuille transparente, & couverte d'une poussiere délicate, dont les fleurs sont composées. Ces fleurs ne servent guere que pour orner la toilette des femmes ; les précautions souvent même inutiles qu'elles demandent, diminuent de beaucoup l'usage qu'on en pourroit faire.

FLEUVE
Les plus grands fleuves de l'Asie sont le Hoanho de la Chine, qui a 850 lieues de cours en prenant sa source à Raja-Ribron, & qui tombe dans la mer de la Chine au midi du golfe de Changi ; le Jenisca de la Tartarie, qui a 800 lieues environ d'étendue depuis le lac Selinga jusqu'à la mer septentrionale de la Tartarie ; le fleuve Oby, qui a environ 600 lieues depuis le lac Kila jusque dans la mer du nord, au-delà du détroit de Waigats ; le fleuve Amour de la Tartarie orientale, qui a environ 575 lieues de cours, en comptant depuis la source du fleuve Kerlon qui s'y jette, jusqu'à la mer de Kamtschatka où il a son embouchure ; le fleuve Menamcon, qui a son embouchure à Poulo-Condor, & qu'on peut mesurer depuis la source du Longmu qui s'y jette ; le fleuve Kian, dont le cours est environ de 550 lieues en le mesurant depuis la source de la riviere Kinxa qui le reçoit, jusqu'à son embouchure dans la mer de la Chine ; le Gange, qui a aussi environ 550 lieues de cours ; l'Euphrate qui en a 500 en le prenant depuis la source de la riviere Irma qu'il reçoit ; l'Indus, qui a environ 400 lieues de cours, & qui tombe dans la mer d'Arabie à la partie occidentale de Guzarat ; le fleuve Sirderoias, qui a une étendue de 400 lieues environ, & qui se jette dans le lac Aral.

FLOTTE
Outre ces grandes flottes, qui sont comme des villages, & où les maîtres & propriétaires des bâtimens passent leur vie avec toute leur famille, il y a encore à la Chine de simples bateaux ou petits vaisseaux qui servent de demeure à une famille. Ils n'ont ni rames ni voiles, & on ne les fait avancer qu'avec le croc. Les marques des marchandises qui sont à vendre dans ces bateaux, sont suspendues à une perche qu'on tient élevée, afin qu'on les puisse voir aisément. (Z)

FOKIEN
(Géog.) province maritime de la Chine, & la onzieme de cet empire. Elle a l'océan des Indes à l'est & au sud-est ; la province de Quanton, au sud-ouest ; celle du Kiansi à l'ouest, & celle de Tchekian, au nord, selon M. de Lisle. V. le P. Martini dans son Atlas de la Chine. Long. 134. 139. lat. 23. 30. 28. (D.J.)

FONING
(Géog.) cité de la Chine dans la province de Fokien. Long. 4. 0. latit. 26. 33. suivant le P. Martini qui place le premier méridien au palais de Peking. (D.J.)

FORMOSE
(Géog.) selon le P. Duhalde, grande île de la mer de la Chine, à l'orient de la province de Fokien, & qui s'étend du nord au sud 22d. 8'. de lat. septentrionale jusqu'au 25d. 20'. Une chaîne de montagnes la sépare dans cette longueur, en orientale & occidentale. La partie orientale n'est habitée que par les naturels du pays. La partie occidentale est sous la domination des Chinois, qui la cultivent avec soin ; ils en ont chassé les Hollandois en 1661, & y ont nommé un viceroi en 1682. Voyez le P. Duhalde, descript. de la Chine, & le P. Charlevoix, hist. du Japon. Le Tai-Ouang-Fou est la capitale de cette île. Long. 139. 10-141. 28. lat. 22. 8-25. 20. (D.J.)

FOTCHEOU
(Géog.) une des plus célebres villes de la Chine, capitale de la province de Fokien. Il y a un grand commerce, de beaux édifices publics & des ponts magnifiques. Elle est arrosée de la riviere de Min & des eaux de l'Océan. Son terroir abonde en litchi, lungyen & muiginli. Sa longitude suivant le P. Martini, qui place le premier méridien au palais de Pekin, est 2d. 40'. latit. 25d. 58. orient. (D.J.)

FUEG ou FUEGO, ou FOGO (ISLE DE-)
Géog. cette seconde île de Feu est une île de l'Asie entre le Japon, Formosa, & le Tchekian, province de la Chine. Les tables hollandoises lui donnent 148d. 35'. de longit. & 28d. 5'. de latit. N. (D.J.)

FUNG
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Nankin. Le P. Martini lui donne 35d 20' de lat. & la fait de 35d plus orientale que Peking. (D.J.)

FUNG-GYANG
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Xansi, remarquable par la naissance de Chu, qui de simple prêtre, devint empereur de la Chine. Long. 134d 10'. latit. 35d 20', suivant le P. Martini. (D.J.)

GANFO
(Géogr.) ville de la Chine dans la province de Kiangsi, au département de Kiegan, neuvieme métropole de cette province. Elle est de 3d. 10'. plus occidentale que Pekin, & sa latitude est de 27d. 55' (D.J.)

GANKING
(Géog.) ville de la Chine, riche & marchande, dans la province de Nanking, dont elle étoit la dixieme métropole : elle est de 20 degrés plus orientale que Peking, c'est-à-dire au 31d 20' de latitude sur le bord septentrional du fleuve Kiang, & aux confins de la province Kiansi. (D.J.)

GANXUN
(Géog.) cité de la Chine dans la province de Quiecheu ; elle est de 12d. 6'. plus occidentale que Pékin, & compte 25d. 35'. de lat. (D.J.)

GAZETTE
De tels journaux étoient établis à la Chine de tems immémorial ; on y imprime tous les jours la gazette de l'empire par ordre de la cour. Si cette gazette est vraie, il est à croire que toutes les vérités n'y sont pas. Aussi ne doivent-elles pas y être.
Les gazettes de la Chine ne regardent que cet empire ; celles de l'Europe embrassent l'univers.

GINS-ENG

S. m. (Bot. exot.) on écrit aussi gens-eng, ging-seng & geng-seng ; la plus célebre racine médicinale de toute l'Asie.

C'est-là cette racine si chere & si précieuse que l'on recueille avec tant d'appareil dans la Tartarie ; que les Asiatiques regardent comme une panacée souveraine, & sur laquelle les medecins chinois ont écrit des volumes entiers où ils lui donnent le nom de simple spiritueux, d'esprit pur de la terre, de recette d'immortalité.

Cette fameuse racine a un ou deux pouces de longueur : tantôt elle est plus grosse que le petit doigt, & tantôt moins, un peu raboteuse, brillante & comme transparente, le plus souvent partagée en deux branches, quelquefois en un plus grand nombre, garnie vers le bas de menues fibres : elle est roussâtre en-dehors, jaunâtre en-dedans, d'un goût acre, un peu amer, aromatique, & d'une odeur d'aromate qui n'est pas desagréable.

Le collet de cette racine est un tissu tortueux de noeuds, où sont imprégnées alternativement, soit d'un côté, soit de l'autre, les traces des différentes tiges qu'elle a eues & qui marquent ainsi l'âge de cette plante, attendu qu'elle ne produit qu'une tige par an, laquelle sort du collet & s'éleve à la hauteur d'un pié. Cette tige est unie & d'un rouge noirâtre.

Du sommet de cette tige naissent trois ou quatre queues creusées en gouttiere dans la moitié de leur longueur, qui s'étendent horisontalement, & sont disposées en rayons ou en une espece de parasol : les queues sont chacune chargée de cinq feuilles inégales, minces, oblongues, dentelées, retrécies, allongées vers la pointe, & portées sur la queue qui leur est commune, par une autre petite queue plus ou moins grande. La côte qui partage chaque feuille jette des nervures qui font un réseau en s'entrelaçant.

Au centre du noeud où se forment les queues des feuilles, s'éleve un pédicule simple, nud, d'environ cinq à six pouces, terminé par un bouquet de petites fleurs, ou par une ombelle garnie à sa naissance d'une très-petite enveloppe. Cette ombelle est composée de petits filets particuliers qui soûtiennent chacun une fleur dont le calice est très-petit, à cinq dentelures, & porté sur l'embryon. Les pétales sont au nombre de cinq, ovales, terminés en pointe, rabattus en-dehors. Les étamines sont aussi au nombre de cinq, de la longueur des pétales, & portent chacune un sommet arrondi.

Le stile est court & ordinairement partagé en deux branches, quelquefois en trois & en quatre, dont chacune est surmontée d'un stigmate : ce stile est posé sur un embryon qui en mûrissant devient une baie arrondie, profondément cannelée, couronnée, & partagée en autant de loges qu'il y avoit de branches au stile. Chaque loge contient une semence plate, en forme de rein.

Lieux de sa naissance. Le gins-eng croît dans les forêts épaisses de la Tartarie, sur le penchant des montagnes, entre les 39 & 47d. de latit. septentr. & entre le 10 & le 20d. de longitude orientale, en comptant depuis le méridien de Pékin. Le meilleur vient dans les montagnes de Tsu-toang-seng ; celui qui naît dans la Corée, & qu'on nomme ninzin, est plus épais, mou, creux en-dedans, & beaucoup inférieur au vrai gins-eng.

Il n'est donc pas vrai que cette plante soit originaire de la Chine, comme le dit le P. Martini, d'après quelques livres chinois qui la font croître dans la province de Pékin, sur les montagnes d'Yong-Pinfou : mais on a pû aisément s'y tromper, parce que c'est-là qu'elle arrive quand on l'apporte de la Tartarie à la Chine.

Appareil avec lequel on recueille, on seche, & on prépare cette racine. Les endroits où vient le gins-eng sont séparés de la province de Quantong, appellée Leaotong dans nos anciennes cartes, par une barriere de pieux de bois qui renferme toute cette province, & aux environs de laquelle des gardes rodent continuellement pour empêcher les Chinois d'aller chercher cette racine : cependant quelque vigilance qu'on employe, l'avidité du gain inspire aux Chinois le secret de se glisser dans ces deserts au risque de perdre leur liberté & le fruit de leurs peines, s'ils sont surpris en sortant de la province ou en y rentrant.

L'empereur qui régnoit en 1709, souhaitant que les Tartares profitassent de ce gain préférablement aux Chinois, avoit ordonné à dix mille Tartares d'aller ramasser eux-mêmes tout ce qu'ils pourroient de gins-eng, à condition que chacun d'eux en donneroit à sa majesté deux onces du meilleur, & que le reste seroit payé aux poids d'argent fin. Par ce moyen on comptoit que l'empereur en auroit cette année-là environ vingt mille livres chinoises, qui ne lui coûteroient guere que la quatrieme partie de leur valeur. Le P. Jartoux rencontra par hasard la même année quelques-uns de ces Tartares au milieu de ces affreux deserts.

Voici l'ordre que tient cette armée d'herboristes : après s'être partagé le terrein selon leurs étendarts, chaque troupe au nombre de cent, s'étend sur une ligne jusqu'à un terme marqué, en gardant de dix en dix une certaine distance : ils cherchent ensuite avec soin la plante dont il s'agit, en avançant insensiblement sur un même rond ; & de cette maniere ils parcourent pendant un certain nombre de jours l'espace qu'on leur a marqué.

Ceux qui vont à la découverte de cette plante, n'en conservent que la racine, & ils enterrent dans un même endroit tout ce qu'ils peuvent en ramasser durant dix ou quinze jours. Ils la recueillent avec beaucoup de soin & d'appareil au commencement du printems, & sur la fin de l'automne.
Ils ont soin de la bien laver & de la nettoyer, en ôtant tout ce qu'elle a de matiere étrangere, avec un couteau fait de rambou, dont ils se servent pour la ratisser legerement ; car ils évitent religieusement de la toucher avec le fer ; ils la trempent ensuite un instant dans de l'eau presque bouillante ; & puis ils la font sécher à la fumée d'une espece de millet jaune, qui lui communique un peu de sa couleur. Le millet renfermé dans un vase avec de l'eau, se cuit à petit feu.
Les racines couchées sur de petites traverses de bois au-dessus du vase, se sechent insensiblement sous un linge ou sous un autre vase qui les couvre. On les fait aussi sécher au soleil, ou même au feu : mais quoiqu'elles conservent leur vertu, elles n'ont pas alors cette couleur que les Chinois aiment davantage. Quand ces racines sont seches, ils les mettent dans des vaisseaux de cuivre bien lavés, & qui ferment bien ; ou ils les tiennent simplement dans quelque endroit sec. Sans cette précaution, elles seroient en danger de se pourrir promtement & d'être rongées des vers. Ils font un extrait des plus petites racines, & ils gardent les feuilles pour s'en servir comme du thé.
Relation qu'en donne Koempfer. Aux détails du P. Jartoux sur cette racine, il est bon de joindre ceux de Koempfer qui y sont assez conformes, quoiqu'il en ait donné une figure fort différente.
Cette plante, dit ce fameux voyageur, si l'on en excepte le thé, est la plus célebre de toutes celles de l'orient, à cause de sa racine, qui y est singulierement recherchée ; celle que l'on apporte de Corée dans le Japon, & que l'on cultive dans les jardins de la ville de Méaco, y vient mieux que dans sa propre patrie ; mais elle est presque sans vertu : celle qui naît dans les montagnes de Kataja, où l'air est plus froid, dure plus long-tems ; sa racine subsiste & ses feuilles tombent en automne : dans le Japon elle produit plusieurs tiges chargées de graine, & elle meurt le plus souvent en un an.
Lorsque le tems de ramasser cette racine approche, on met des gardes dans toutes les entrées de la province de Siamsai, pour empêcher les voleurs d'en prendre avant la recolte.
Ces racines étant nouvellement tirées de la terre, on les macere pendant trois jours dans de l'eau froide, où l'on a fait bouillir du riz ; étant ainsi macérées, on les suspend à la vapeur d'une chaudiere couverte, placée sur le feu : ensuite étant sechées jusqu'à la moitié, elles acquierent de la dureté, deviennent rousses, résineuses, & comme transparentes ; ce qui est une marque de bonté. On prépare les plus grandes fibres de la même maniere.
Prix & choix de cette racine. Le prix de cette racine est si haut parmi les Chinois, qu'une livre se vend aux poids de deux & trois livres pesant d'argent ; c'est pourquoi on a coûtume de l'altérer de différentes façons ; & nos épiciers lui substituent souvent d'autres racines exotiques, ou celle du behen-blanc.
De son débit à la Chine & en Europe. Tout le gins-eng qu'on ramasse en Tartarie chaque année, & dont le montant nous est inconnu, doit être porté à la doüanne de l'empereur de la Chine, qui en préleve deux onces pour les droits de capitation de chaque tartare employé à cette récolte ; ensuite l'empereur paye le surplus une certaine valeur, & fait revendre tout ce qu'il ne veut pas à un prix beaucoup plus haut dans son empire, où il ne se débite qu'en son nom ; & ce débit est toûjours assûré.
Je n'ignore pas que nos voyageurs à la Chine, ou ceux qui ont écrit des descriptions de ce pays-là, ont aussi beaucoup parlé du gins-eng ; entr'autres Jean Ogilby, hist. de la Chine, Lond. 1673, in-fol. en anglois ; le P. Martini, dans son atlas ; le P. Kircker, dans sa Chine illustrée ; le P. Tachard, dans son voyage de Siam ; l'auteur de l'ambassade des Hollandois à la Chine, part. II. ch. iij. le P. le Comte, dans ses mém. de la Chine, tome I. p. 496. & beaucoup d'autres. Mais presque tous les détails de ces divers auteurs sont fautifs, ou pour mieux dire, pleins d'erreurs. (D.J.)

GORAO
S. m. (Comm.) étoffe de soie cramoisie, ou ponceau, qui se fabrique à la Chine.

GUCHEU
(Géog.) ville de la Chine sur la riviere de Ta, dans la province de Quangsi, dont elle est la cinquieme métropole. La commodité des rivieres qui l'arrosent, y fait fleurir le commerce ; on recueille le cinnabre en abondance dans les montagnes de son territoire : mais ce qui vaut mieux, on y voit deux temples consacrés aux hommes illustres. Elle est de 6d. 33'. plus occidentale que Pékin ; sa latit. est de 24d. 2'. (D.J.)

HIAOY
(Géogr.) ville de la Chine dans la province de Xansi, au département de Fuenchu, cinquieme métropole de cette province. Auprès de cette ville est la montagne de Castang, abondante en sources d'eaux chaudes & minérales, différentes de goût & de couleur, desorte que ces fontaines bouillantes en font un pays assez semblable à celui de Pouzzoles au royaume de Naples. Cette ville de Hyaoi est de 6d 11' plus occidentale que Pekin, à 38d 6' de latitude. (D.J.)

HIMPOU
S. m. (Hist. mod.) juge criminel à la Chine, son tribunal est un des tribunaux souverains. L'himpou réside à Pekin, capitale de l'empire.

HING-PU
S. m. (Hist. mod.) c'est le nom qu'on donne à la Chine à un tribunal supérieur qui réside auprès de l'empereur. Il est chargé de la révision de tous les procès criminels de l'empire, dont il juge en dernier ressort. Il a sous lui quatorze tribunaux subalternes, qui résident dans chaque province. Nul Chinois ne peut être mis à mort sans que sa sentence ait été signée par l'empereur même, ce qui prouve le cas que l'on fait à la Chine de la vie d'un homme.

HISTOIRE
Le second monument est l'éclipse centrale du soleil, calculée à la Chine deux mille cent cinquante-cinq ans avant notre ere vulgaire, & reconnue véritable par tous nos Astronomes. Il faut dire la même chose des Chinois que des peuples de Babylone ; ils composoient déjà sans-doute un vaste empire policé. Mais ce qui met les Chinois au-dessus de tous les peuples de la terre, c'est que ni leurs loix, ni leurs moeurs, ni la langue que parlent chez eux les lettrés, n'ont pas changé depuis environ quatre mille ans. Cependant cette nation, la plus ancienne de tous les peuples qui subsistent aujourd'hui, celle qui a possédé le plus vaste & le plus beau pays, celle qui a inventé presque tous les Arts avant que nous en eussions appris quelques-uns, a toûjours été omise, jusqu'à nos jours, dans nos prétendues histoires universelles : & quand un espagnol & un françois faisoient le dénombrement des nations, ni l'un ni l'autre ne manquoit d'appeller son pays la premiere monarchie du monde.
Quand Marc Paul parla le premier, mais le seul, de la grandeur & de la population de la Chine, il ne fut pas crû, & il ne peut exiger de croyance. Les Portugais qui entrerent dans ce vaste empire plusieurs siecles après, commencerent à rendre la chose probable. Elle est aujourd'hui certaine, de cette certitude qui naît de la déposition unanime de mille témoins oculaires de différentes nations, sans que personne ait réclamé contre leur témoignage.

HOAKO
S. m. (Botan.) c'est une herbe qui croît à la Chine sur le mont de Pochung, près de la ville de Cin, & à laquelle on attache la propriété funeste de rendre stériles les femmes qui en goûtent. Les auteurs qui en ont fait mention, n'en ont pas donné des descriptions.

HOAMH
ou HOANGSO, (Géog.) une des plus grandes rivieres du monde ; elle a sa source à 23 deg. de lat. sur les confins du Tongut & de la Chine, dans un grand lac enclavé dans les hautes montagnes qui séparent ces deux états ; courant de-là vers le nord, elle cotoye les frontieres de la province de Xiensi & du Tongut jusqu'à 37 degrés de latitude, arrose le Tibet, passe la grande muraille vers les 38 degrés de latitude, se dégorge enfin dans l'océan de la Chine après un cours de plus de 500 lieues d'Allemagne : ses eaux sont troubles, & tirent sur le jaune-brun ; elles prennent cette mauvaise qualité du salpêtre, dont les montagnes que cette riviere baigne au-dehors de la grande muraille sont remplies ; c'est à cause de cette couleur jaune-brune qu'elle porte le nom d'Hoangso ou Hoamho ; elle fait dans son cours des ravages épouvantables, dont les Chinois n'ont eu que trop souvent de tristes expériences. Voyez sur le cours de ce fleuve la grande carte de la grande Tartarie de M. Witsen. (D.J.)

HOANG
(Géog.) le plus grand fleuve de la Chine ; il a sa source dans un lac situé environ à quinze lieues de celui de Chiamai vers l'orient. Il coule, dit Witsen, du couchant au levant entre le royaume de Torgat & l'Inde de-là le Gange jusqu'à la Chine ; d'où se portant vers le nord, il sépare le Tongut de la province de Xiensi, traverse cette province, passe la fameuse muraille de la Chine, va dans le desert de Zamo en Tartarie, se recourbe vers le midi, repasse la muraille, sépare le Xansi du Xanti, baigne l'Honan, le Xantung, le Nanghking, & se décharge dans le golfe de ce nom. Les Chinois ont joint le Hoang au golfe de Cang par un canal qui commence dans le Nanghking, coupe le Xantung, une partie de la province de Peking, & se termine au fond du golfe de Cang.

HOANGEIO
S. m. (Ornith.) petit oiseau qui se trouve dans le Chekiang à la Chine. On ne nous l'a point décrit ; on nous apprend seulement que les habitans le trempent dans leur vin de ris, & en font un mets commun.

HOANGEIOYU
S. m. (Ornith.) oiseau aquatique de la province de Quantung à la Chine. En été, il habite les montagnes ; en hiver, il se retire dans la mer où l'on le prend aux filets : sa chair passe pour fort délicate : sur le peu que l'on nous a transmis de sa description, il paroît que le hoangeioyu est amphibie, moitié poisson, moitié oiseau.

HOATCHÉ
S. m. (Hist. nat. Commerce) c'est le nom que les Chinois donnent à une terre très-blanche, extrêmement fine, douce, & comme savonneuse au toucher, qu'ils emploient seule à une porcelaine dont on fait un très-grand cas chez eux, & qui est plus estimée que celle qui se fait avec le kaolin & le petuntsé, qui sont les ingrédiens de la porcelaine ordinaire de la Chine. Par les échantillons qui ont été apportés de la Chine, il paroît que le hoatché n'est autre chose qu'une terre bolaire & argilleuse très-blanche, très-fine, douce au toucher comme du savon ; en un mot, qui a toutes les propriétés & les caracteres de la terre cimolée des anciens. Voyez CIMOLEE. En s'en donnant la peine, on trouveroit en France & ailleurs des terres qui, préparées convenablement, serviroient avec succès aux mêmes usages. Voyez l'article PORCELAINE.
Les medecins chinois ordonnent dans de certains cas le hoatché, de même que les nôtres ordonnent les terres bolaires. (-)

HOEICHEU
(Géog.) ville commerçante de la Chine, 14e métropole de la province de Kianguan ; c'est dans cette ville que se fait la meilleure encre de la Chine, & où l'on trouve le meilleur thé. Long. 137. lat. 34. 10. Il y a une autre ville de ce nom dans la province de Quantung, ou, suivant notre maniere d'écrire, Canton, dont elle est la 4e métropole, à 2d. 46'. plus orientale que Pékin, à 23d. 9'. de latitude. (D.J.)

HOK-CHU
S. m. (Diéte) espece de liqueur fermentée, semblable à de la biere forte, que les Chinois font avec le froment : elle est d'un brun foncé & d'un goût assez agréable. Les mêmes peuples font encore usage d'une autre liqueur appellée chamchu ; on dit qu'elle s'obtient par la distillation du ris fermenté, ce qui annonce une liqueur spiritueuse, qui est peut-être la même que celle qu'on connoît dans l'Indostan & en Europe sous le nom de rack ou d'arack ; cependant quelques voyageurs en parlent comme d'une espece de vin, & disent qu'il est d'un jaune clair ou légerement rougeâtre. On dit que les Tartares, établis à la Chine depuis la conquête, savent tirer une liqueur spiritueuse de la chair du mouton, mais on ne nous apprend point la maniere dont on l'obtient.

HONAN
(Géog.) contrée d'Asie dans l'empire de la Chine, dont elle est la cinquieme province, au S. du fleuve jaune ; elle est très-belle & très-fertile ; les Chinois l'appellent le jardin de la Chine. On y compte huit métropoles, dont Caifung est la premiere, & Honan la seconde. Long. de Caifung à compter de Pekin, 2. 54. lat. 35. 50. Long. de Honan, 7. 5. lat. 35. 38. (D.J.)

HOSI
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Junnan, au département de Lingan, & la troisieme métropole de cette province. Elle est, dit Martinius dans son Atlas Chinois, de 14d. 29'. plus occidentale que Pékin, à 24d. 10'. de latitude. (D.J.)

HOUPPON
S. m. (Hist. mod. & Comm.) on nomme ainsi à la Chine un mandarin établi commissaire pour la perception des droits d'entrée & de sortie : c'est une espece de directeur général des douannes. Voyez DOUANNE.
Les houppons y sont aussi des fermiers ou receveurs des droits d'entrée & de sortie qu'on paye pour les marchandises dans les douannes de cet empire. Dictionnaire de Commerce.

HU-P ou HOU-POU
s. m. (Hist. mod.) c'est le nom qu'on donne à la Chine à un conseil ou tribunal chargé de l'administration des finances de l'empire, de la perception des revenus, du payement des gages & appointemens des mandarins & vicerois ; il tient aussi les registres publics, contenant le dénombrement des familles, ou le cadastre qui se fait tous les ans des sujets de l'empereur, des terres de l'empire & des impôts que chacun est obligé de payer.

HUCHEU
(Géog.) ville de la Chine, troisieme métropole de la province de Chékiang. Elle est remarquable par cinq temples consacrés aux hommes illustres. Long. 137. 50. lat. 30. 2. (D.J.)

HUGUANG
(Géog.) septieme province de la Chine, si fertile, qu'on l'appelle le grenier de la Chine ; elle a 15 métropoles & 108 cités, Vach'ang en est la premiere métropole. (D.J.)

IDOLE
Le gouvernement de la Chine n'a jamais eu aucune idole ; il a toûjours conservé le culte simple du maître du ciel Kingtien, en tolérant les pagodes du peuple. Gengis-Kan chez les Tartares n'étoit point idolâtre, & n'avoit aucun simulacre

IMMATERIALISM
Encore aujourd'hui à la Chine, où les principaux dogmes de l'ancienne philosophie se sont conservés, on ne connoît point de substance spirituelle, & on regarde la mort comme la séparation de la partie aërienne de l'homme de sa partie terrestre. La premiere s'éleve en haut, la seconde retourne en bas.

INDUCTION
Qui peut douter que l'empereur de la Chine n'ait un coeur, des veines, des arteres, des poumons, fondé sur ce principe, que tout homme ne peut vivre qu'autant qu'il a toutes ces parties intérieures ? Et comment s'en est-on assuré ? Par analogie ou par une induction très-imparfaite, puisque le nombre des personnes que l'on a ouvertes, & par l'inspection desquelles on s'est convaincu de cette vérité, est incomparablement plus petit que celui des autres hommes.

INOCULATION
Cependant elle faisoit de nouvelles conquêtes en Asie. Une lettre du P. Dentrecolles, missionnaire jésuite à Pekin, imprimée dans le recueil des lettres édifiantes & curieuses, tome XX. nous apprend qu'en 1724 l'empereur de la Chine envoya des medecins de son palais semer la petite vérole artificielle en Tartarie où la naturelle faisoit de grands ravages, & qu'ils revinrent chargés de présens.

JU
(Géog.) nom de deux villes & de deux rivieres de la Chine, marquées dans l'Atlas chinois, auquel je renvoie les curieux, si ce nom vient à se présenter dans leurs lectures. (D.J.)

JU-KIAU
(Hist. mod. & Philosophie) c'est le nom que l'on donne à la Chine à des sectaires qui, si l'on en croit les missionnaires, sont de véritables athées. Les fondateurs de leur secte sont deux hommes célebres appellés Chu-tse & Ching-tsé ; ils parurent dans le quinzieme siecle, & s'associerent avec quarante-deux savans, qui leur aiderent à faire un commentaire sur les anciens livres de religion de la Chine, auxquels ils joignirent un corps particulier de doctrine, distribué en vingt volumes, sous le titre de Sing-li-ta-tsuen, c'est-à-dire philosophie naturelle. Ils admettent une premiere cause, qu'ils nomment Tai-Ki. Il n'est pas aisé d'expliquer ce qu'ils entendent par ce mot, ils avouent eux-mêmes que le Tai-Ki est une chose dont les propriétés ne peuvent être exprimées : quoi qu'il en soit, voici l'idée qu'ils tâchent de s'en former. Comme ces mots Tai-Ki dans leurs sens propres, signifient faîte de maison, ces docteurs enseignent que le Tai-Ki est à l'égard des autres êtres, ce que le faîte d'une maison est à l'égard de toutes les parties qui la composent ; que comme le faîte unit & conserve toutes les pieces d'un bâtiment, de même le Tai Ki sert à allier entr'elles & à conserver toutes les parties de l'univers. C'est le Tai-Ki, disent-ils, qui imprime à chaque chose un caractere spécial, qui la distingue des autres choses : on fait d'une piece de bois un banc ou une table ; mais le Tai-Ki donne au bois la forme d'une table ou d'un banc : lorsque ces instrumens sont brisés, leur Tai-Ki ne subsiste plus.
Les Ju-Kiau donnent à cette premiere cause des qualités infinies, mais contradictoires. Ils lui attribuent des perfections sans bornes ; c'est le plus pur & le plus puissant de tous les principes ; il n'a point de commencement, il ne peut avoir de fin. C'est l'idée, le modele & l'essence de tous les êtres ; c'est l'ame souveraine de l'univers ; c'est l'intelligence suprême qui gouverne tout. Ils soutiennent même que c'est une substance immatérielle & un pur esprit ; mais bien-tôt s'écartant de ces belles idées, ils confondent leur Tai-Ki avec tous les autres êtres. C'est la même chose, disent-ils, que le ciel, la terre & les cinq élémens, en sorte que dans un sens, chaque être particulier peut être appellé Tai-Ki. Ils ajoûtent que ce premier être est la cause seconde de toutes les productions de la nature, mais une cause aveugle & inanimée, qui ignore la nature de ses propres opérations. Enfin, dit le P. du Halde, après avoir flotté entre mille incertitudes, ils tombent dans les ténebres de l'athéisme, rejettant toute cause surnaturelle, n'admettant d'autre principe qu'une vertu insensible, unie & identifiée à la matiere.

JALOUSIE
La jalousie écrase les piés des femmes à la Chine, & elle immole leur liberté presque dans toutes les contrées de l'orient.

JAOCHEU
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Kiangsi, dont elle est la seconde métropole. Son territoire fournit presque toute la vaisselle de porcelaine dont se servent les Chinois. Elle est plus occidentale que Pékin de 32d & est à 29. 40. de latitude. (D.J.)

JOUER
A la Chine, le jeu est défendu également aux grands & aux petits ; ce qui n'empêche point les habitans de cette contrée de jouer, & même de perdre leurs terres, leurs maisons, leurs biens, & de mettre leurs femmes & leurs enfans sur une carte.

JUNGCHANG
(Géog.) grande ville de la Chine, huitieme métropole de la province de Junnan ? elle est dans un pays abondant en cire, miel, ambre, soie, & lin. Long. 119. 55. lat. 24 58. (D.J.)

JUNGNING
(Géog.) ville de la Chine onzieme métropole de la province de Junnan. Long. 120. 10. lat. 27. 33. (D.J.)

JUNNAN
(Géog.) la derniere de toutes les provinces de la Chine en rang, & la plus occidentale, proche les états du royaume d'Ava. C'est en même tems la plus riche de toutes les provinces, & où les vivres sont à meilleur marché. On y trouve d'excellens chevaux, des éléphans, des rubis, des saphirs, & autres pierres précieuses, & des mines très-riches. Elle comprend 12 métropoles, 8 villes militaires, plus de 80 cités, & plus de 14 millions d'ames, au rapport du P. Martini, dont il ne faut pas croire les hyperboles. La premiere métropole de cette province se nomme aussi Junnan, ville très-riche, où l'on fait les plus beaux tapis de la Chine ; elle a plusieurs temples consacrés aux hommes illustres. Long. 121. 15. lat. 25. 20. (D.J.) [Did2,Did1]

1753.4 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381]. K-M

KAALING
S. m. (Hist. nat.) espece d'étourneau fort commun dans la Chine & dans les îles Philippines. Il est noir, mais ses yeux, ses pattes & son bec sont jaunes. Il s'apprivoise facilement, & apprend à parler & à siffler ; on le nourrit de pain & de fruits. Supplément de Chambers.

KALKAS
(Géog.) nom d'une nation Tartare, parmi les Mungales ou Monguls, qui sont soumis au roi de la Chine.

KAN
Quoique le kan des Tartares mongules de l'ouest soit sous la protection de la Chine, cette soumission n'est au fond qu'une soumission précaire, puisque loin de payer le moindre tribut à l'empereur chinois, il reçoit lui-même des présens magnifiques de la cour de Péking, & en est fort redouté, car s'il lui prenoit jamais fantaisie de se liguer avec les Calmouks, le monarque qui siége aujourd'hui dans l'empire de la Chine, n'auroit qu'à se tenir bien ferme sur le trone.

KAOCHEU
(Géog.) ville de la Chine, septieme métropole de la province de Quanton ; elle est dans un terroir où se trouvent beaucoup de paons, de vautours excellens pour la chasse, & de belles carrieres de marbre. Long. 129. lat. 22. 23. (Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KAOLIN
S. m. (Hist. nat. Minéral.) c'est ainsi que les Chinois nomment une substance terreuse blanche ou jaunâtre ; elle est en poudre, entremêlée de particules brillantes de talc ou de mica, & l'on y trouve des petits fragmens de quartz ou de caillou. Cette terre jointe avec le petuntse, forme la pâte ou composition dont se fait la porcelaine de la Chine ; mais on commence par laver le kaolin pour en séparer les matieres étrangeres, talqueuses & quartzeuses qui sont mêlées avec lui, & qui le rendroient peu propre à faire de la porcelaine. Voyez PORCELAINE. Il se trouve une terre tout-à-fait semblable au kaolin des Chinois, & qui a les mêmes propriétés, aux environs d'Alençon, & dans plusieurs autres endroits de la France ; les Anglois en emploient aussi dans leur porcelaine de Chelsea ; mais on ne sait d'où ils la tirent : ce qu'il y a de certain, c'est qu'on a trouvé une charge très-considérable de kaolin, sur un vaisseau qui fut pris sur eux pendant la derniere guerre. M. de Reaumur, dans les Memoires de l'académie royale des Sciences, année 1727, paroît croire que le kaolin est une substance talqueuse, & a fait différentes expériences, pour voir si les différents talcs du royaume pourroient y suppléer ; mais la matiere talqueuse qui se trouve mêlée avec le kaolin, ne peut point être regardée comme la partie qui le rend propre à faire de la porcelaine, attendu que toutes les pierres talqueuses résistent au feu, & ne sont point susceptibles du degré de fusibilité convenable pour prendre corps & faire une pâte solide. Les endroits où le kaolin se trouve en France, les différentes parties qui le composent, donnent lieu de conjecturer avec beaucoup de vraisemblance, que cette terre est formée par la destruction ou la décomposition d'une espece de roche ou de faux granit, qui se trouve en beaucoup de pays, & qui est composé d'un spath calcaire & rhomboidal, formé par l'assemblage de plusieurs feuillets, de particules de quartz ou de caillou, & de paillettes de talc. C'est le spath qui forme seul la terre propre à la porcelaine ; les deux autres substances y nuiroient, c'est pourquoi on les en dégage. Voyez PORCELAINE. Les Chinois préparent le kaolin avant que de s'en servir pour faire de la porcelaine : il y a lieu de croire qu'ils le dégagent en le lavant, des particules de quartz avec lesquelles il est mêlé ; ils en forment ensuite des especes de pains & de briques. (-)

KINSU
S. m. (Botan.) espece de lin qui croit à la Chine : on en tire une filasse blonde, très-fine ; on en fabrique des toiles très-estimées dans le pays, & très-commodes en été. On n'en trouve que dans le Xansi ; la rareté en augmente encore le prix.

KITAI
S. m. (Comm.) sorte de damas qui se fabrique à la Chine. Les femmes des Ostiaques en font des voiles, dont elles se couvrent le visage par modestie. Les kitais sont apportés par les Tartares voisins de la grande muraille, & quelquefois par les Caravanes qui vont de Moscou à Pekin. On appelle du même nom des toiles de coton de la Chine, les unes blanches, les autres rouges & d'autres couleurs.

KIU-GIN
S. m. (Hist. mod.) c'est le nom que l'on donne à la Chine au second grade des lettrés ; ils y parviennent après un examen très-rigoureux, qui se fait tous les trois ans en présence des principaux mandarins & de deux commissaires de la cour, qui se rendent pour cet effet dans la capitale de chaque province. Les kiu-gin portent une robbe brune avec une bordure bleue, & un oiseau d'argent doré sur leur bonnet. Ils peuvent être élevés au rang des mandarins ; c'est parmi eux que l'on choisit les lettrés du troisieme ordre, appellés tsin-sé ou docteurs. Voyez TSIN-SE.

KOUAN-IN
S. f. (Hist. de la Chine) c'est dans la langue chinoise le nom de la divinité tutélaire des femmes. Les Chinois font quantité de figures de cette divinité sur leur porcelaine blanche, qu'ils débitent à merveille. La figure représente une femme tenant un enfant dans ses bras. Les femmes stériles vénérent extrèmement cette image, persuadées que la divinité qu'elle représente a le pouvoir de les rendre fécondes. Quelques Européens ont imaginé que c'étoit la vierge Marie, tenant notre Sauveur dans ses bras ; mais cette idée est d'autant plus chimérique, que les Chinois adoroient cette figure longtems avant la naissance de J. C. La statue, qui en est l'original, représente une belle femme dans le goût chinois ; on a fait, d'après cet original, plusieurs copies de la divinité Kouan-in en terre de porcelaine. Elles different de toutes les statues antiques de Diane ou de Venus, en ces deux grands points, qu'elles sont très modestes & d'une exécution très-médiocre. (Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KHANBLI ou KHANBALIG
(Géog.) nom de la ville que nos Historiens & nos Géographes ont appellée Cambala, & qu'ils ont placée dans la grande Tartarie, au septentrion de la Chine ; mais suivant les Géographes & les Historiens orientaux, il est constant que c'est une ville de la Chine. Ebn-Saïd, dans Abulféda, lui donne 130d de longitude, & 35d 25' de latitude septentrionale. Ebn-Saïd ajoûte qu'elle étoit fort célebre de son tems par les relations des marchands qui y alloient trafiquer, & qui en apportoient des marchandises. La premiere conquête de Gengis-Kan, après s'être rendu maître de la grande Tartarie, fut celle de Khanbalig, qu'il prit par ses lieutenans sur l'empereur de la Chine. Khanbalig, Khanblig, Cambala & Pékin, sont autant de noms d'une même ville. Voyez PEKIN.

KI
(Géog.) nom de diverses villes de la Chine. Il paroît par l'atlas sinensis, qu'il y a au moins six villes de la Chine, en diverses provinces, qui s'appellent ainsi.

KIA
S. m. (Hist. mod.) nom de plusieurs mois du cycle de cinq ans des Chinois. Le kia-çu est le premier ; le kia-sio, l'onzieme ; le kia-shen, le vingt-unieme ; le kia-u, le trente-unieme ; le kia-shin, le quarante-unieme ; le kia-yin, le cinquante-unieme.

KIAM
(Géogr.) ou JAMCE, grand fleuve de la Chine, qui prend sa source dans la province de Junnan, traverse celles de Poutchueu, de Hunquam, baigne la capitale, qui est Nanquin ; & après avoir arrosé près de quatre cent lieues de pays, se jette dans la mer orientale, vis-à-vis l'île de Tçoummin, formée à son embouchure par les sables qu'il y charrie. Cette riviere dans son cours, qui est un des plus rapides, fait naître un grand nombre d'îles, utiles aux provinces, par la multitude de joncs de dix à douze piés de haut qu'elles produisent, & qui servent au chauffage des lieux voisins ; car à peine a-t-on assez de gros bois pour les bâtimens & les vaisseaux. Voyez sur ce fleuve M. Delisle, dans sa Carte de la Chine, & les Mémoires du P. le Comte. (Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIANGNAN
(Géographie) ou NANQUIN & NANKIN ; province maritime de la Chine, qui tenoit autrefois le premier rang lorsqu'elle étoit la résidence de l'empereur ; mais depuis que le Pekeli, où est Pekin, a pris sa place, elle n'a plus que le neuvieme. Elle est très-grande, très-fertile, & d'un commerce presque inconcevable. Tout ce qui s'y fait, sur-tout les ouvrages de coton & de soie, y est plus estimé qu'ailleurs. Il y a quatorze métropoles, cent dix cités, & près de dix millions d'ames au rapport des Jésuites. Le Kiangnan est borné à l'est & au sud est par la mer ; au sud par le Chekian ; au sud-ouest par le Kiansi ; à l'ouest par le Huquang ; au nord-ouest par le Haunan ; & au nord par le Quantong. Le fleuve Kiam la coupe en deux parties, & s'y jette dans la mer : la capitale est Nankin.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIANSI
(Géogr.) ou KIAMSI, ou KIANGSI. vaste province de la Chine, où elle tient le huitieme rang, bornée au nord-est par celle de Kiangnan ; au nord & au couchant par celle de Huquang ; à l'orient par celle de Chékiand ; au sud-est par celle de Fokien ; & au midi par celle de Quantung ou Canton. Elle est très-peuplée, & produit abondamment tout ce qui est nécessaire à la vie ; elle a des montagnes pour boulevards, & des rivieres & des lacs qui sont remplis d'excellens poissons. On y fait, dans un seul endroit, la plus belle porcelaine dont l'Asie soit fournie. Cette province a treize métropoles, soixante-sept cités, & plus de six millions d'ames, au rapport de nos missionnaires. Nanchang en est la capitale.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIECHANG
(Géogr.) ville de la Chine, sixieme métropole de la province de Kiansi, avec un beau palais, & deux temples consacrés à la mémoire des hommes illustres. On y fait avec le riz un excellent breuvage, appellé macu. On y fabrique aussi de belles étoffes. Long. 132. 30. lat. 28. 12.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIM -TE-TCHIM
(Géog.) vaste & magnifique bourg de la Chine, dans la province de Kiansi, & dans la dépendance de Feuleangi. C'est ce lieu qui lui-seul fournit presque toute la belle porcelaine de la Chine. Quoiqu'il ne soit pas entouré de murailles, il vaut bien une grande ville pour la beauté de ses rues qui sont tirées au cordeau, pour le nombre de ses habitans que l'on fait monter à un million, & pour le commerce qui y est prodigieux.
Kim-Te-Tchim est placé dans une plaine environnée de hautes montagnes ; & peut-être cette enceinte de montagnes forme-t-elle une situation propre aux ouvrages de porcelaine. On y compte trois mille fourneaux qui y sont destinés ; aussi n'est-il pas surprenant qu'on y voye souvent des incendies ; c'est pour cela que le génie du feu y a plusieurs temples : mais le culte & les honneurs que l'on prodigue à ce génie, ne rendent pas les embrasemens plus rares. D'un autre côté un lieu si peuplé, où il y a tant de richesses & de pauvres, & qui n'est point fermé de murailles, est gouverné par un seul mandarin, qui par sa bonne police, y établit un ordre & une sûreté entiere. Voyez de plus grands détails dans les lettres édifiantes, tome XII. page 255. & suiv.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIN-KI
ou POULE D'OR, (Hist. nat.) c'est le nom que les Chinois donnent à un oiseau d'une beauté merveilleuse qui ne se trouve qu'à la Chine, & sur-tout dans la province de Quang-si. Cet oiseau a un plumage si éclatant, que lorsqu'il est exposé au soleil, il paroît tout d'or, mêlé de nuances les plus vives & les plus belles ; on assure de plus qu'il est d'un goût délicieux. On en a quelquefois apporté en Europe, pour orner les volieres des curieux opulents d'hollande & d'autres pays.

KING
(Hist. mod. Philosoph.) ce mot signifie doctrine sublime. Les Chinois donnent ce nom à des livres qu'ils regardent comme sacrés, & pour qui ils ont la plus profonde vénération. C'est un mélange confus de mysteres incompréhensibles, de préceptes religieux, d'ordonnances légales, de poésies allégoriques, & de traits curieux tirés de l'histoire chinoise. Ces livres qui sont au nombre de cinq, font l'objet des études des lettrés. Le premier s'appelle y-king ; les Chinois l'attribuent à Fohi leur fondateur ; ce n'est qu'un amas de figures hiéroglyphiques, qui depuis long-tems ont exercé la sagacité de ce peuple. Cet ouvrage a été commenté par le célebre Confucius, qui, pour s'accommoder à la crédulité des Chinois, fit un commentaire très-philosophique sur un ouvrage rempli de chimeres, mais adopté par sa nation ; il tâcha de persuader aux Chinois, & il parut lui-même convaincu, que les figures symboliques contenues dans cet ouvrage renfermoient de grands mysteres pour la conduite des états. Il réalisa en quelque sorte ces vaines chimeres, & il en tira méthodiquement d'excellentes inductions. Dès que le ciel & la terre furent produits, dit Confucius, tous les autres êtres matériels existerent ; il y eut des animaux des deux sexes. Quand le mâle & la femelle existerent, il y eut mari & femme, il y eut pere & fils ; quand il y eut pere & fils ; il y eut prince & sujet. Delà, Confucius conclut l'origine des lois & des devoirs de la vie civile. Il seroit difficile d'imaginer de plus beaux principes de morale & de politique ; c'est dommage qu'une philosophie si sublime ait elle-même pour base un ouvrage aussi extravagant que le y-king. Voyez CHINOIS, Philosophie des.
Le second de ces livres a été appellé chu-king. Il contient l'histoire des trois premieres dynasties. Outre les faits historiques qu'il renferme, & de l'authenticité desquels tous nos savans européens ne conviennent pas, on y trouve de beaux préceptes & d'excellentes maximes de conduite.
Le troisieme qu'on nomme chi-king, est un recueil de poésies anciennes, partie dévotes & partie impies, partie morales & partie libertines, la plûpart très-froides. Le peuple accoûtumé à respecter ce qui porte un caractere sacré, ne s'apperçoit point de l'irréligion, ni du libertinage de ces poésies ; les docteurs qui voyent plus clair que le peuple, disent pour la défense de ce livre, qu'il a été altéré par des mains profanes.
Le quatrieme & le cinquieme king ont été compilés par Confucius. Le premier est purement historique, & sert de continuation au chi-king ; l'autre traite des rites, des usages, des cérémonies légales, & des devoirs de la société civile.
Ce sont là les ouvrages que les Chinois regardent comme sacrés, & pour lesquels ils ont le respect le plus profond ; ils font l'objet de l'étude de leurs lettrés, qui passent toute leur vie à débrouiller les mysteres qu'ils renferment.

KING-KI-TAO
(Géog.) c'est le nom que les Tartares qui régnent présentement à la Chine ont donné à la capitale de la Corée ; les Chinois l'appellent Pingiang, tandis que les Japonois & les Hollandois qui ont long-tems séjourné dans ce pays-là, la nomment Sior. Que d'erreurs cette multiplicité de noms si dissemblables, doit-elle causer dans la Géographie, pour des lieux qui ne sont pas aussi fameux que la capitale d'un si grand pays ? Sa longitude, suivant le P. Gaubil, est 133d. 33'. 30". lat. 37 deg. 30' 19".
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KINGTUN
(Géog.) ville de la Chine, septieme métropole de la province d'Iunnan, à dix lieues de la ville de ce nom, entre de hautes montagnes fort serrées, & au-dessus d'un vallée très-profonde. Longitude 119. 40. lat. 26. 10.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KINHOA
(Géog.) c'est-à-dire, fleuve de Vénus ; ville de la Chine, cinquieme métropole de la province de Chékiang. On y fait de ris & d'eau la meilleure boisson qui se boive dans toute la Chine. Long. 136. 55. lat. 28. 57.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KO-LAOS
S. m. (Hist. mod.) c'est ainsi que l'on nomme à la Chine les grands mandarins ou ministres, qui, après avoir passé par les places les plus éminentes de l'empire, sont appellés par l'empereur auprès de sa personne, afin de l'aider de leurs conseils dans les tribunaux supérieurs, établis à Pékin, ou pour présider en son nom à ces tribunaux, & pour veiller à la conduite des autres mandarins qui les composent, de la conduite desquels ils rendent compte à l'empereur directement. L'autorité des ko-laos est respectée même par les princes de la maison impériale.

LAMA
S. m. (terme de Relation.) Les lamas sont les prêtres des Tartares asiatiques, dans la Tartarie chinoise. Ils font voeu de célibat, sont vêtus d'un habit particulier, ne tressent point leurs cheveux, & ne portent point de pendans d'oreilles. Ils font des prodiges par la force des enchantemens & de la magie, récitent de certaines prieres en maniere de choeurs, sont chargés de l'instruction des peuples, & ne savent pas lire pour la plûpart, vivent ordinairement en communauté, ont des supérieurs locaux, & audessus de tous, un supérieur général qu'on nomme le dalai-lama.
C'est-là leur grand pontife, qui leur confere les différens ordres, décide seul & despotiquement tous les points de foi sur lesquels ils peuvent être divisés ; c'est, en un mot, le chef absolu de toute leur hiérarchie.
Il tient le premier rang dans le royaume de Tongut par la vénération qu'on lui porte, qui est telle que les princes tartares ne lui parlent qu'à genoux, & que l'empereur de la Chine reçoit ses ambassadeurs, & lui en envoie avec des présens considérables. Enfin, il s'est fait lui-même, depuis un siecle, souverain temporel & spirituel du Tibet, royaume de l'Asie, dont il est difficile d'établir les limites.
Il est regardé comme un dieu dans ces vastes pays : l'on vient de toute la Tartarie, & même de l'Indostan, lui offrir des hommages & des adorations. Il reçoit toutes ces humiliations de dessus un autel, posé au plus haut étage du pagode de la montagne de Pontola, ne se découvre & ne se leve jamais pour personne ; il se contente seulement de mettre la main sur la tête de ses adorateurs pour leur accorder la rémission de leurs péchés.
Il confere différens pouvoirs & dignités aux lamas les plus distingués qui l'entourent ; mais dans ce grand nombre, il n'en admet que deux cent au rang de ses disciples, ou de ses favoris privilégiés ; & ces deux cent vivent dans les honneurs & l'opulence, par la foule d'adorateurs & de présens qu'ils reçoivent de toutes parts.
Lorsque le grand lama vient à mourir, on est persuadé qu'il renaît dans un autre corps, & qu'il ne s'agit que de trouver en quel corps il a bien voulu prendre une nouvelle naissance ; mais la découverte n'est pas difficile, ce doit être, & c'est toujours dans le corps d'un jeune lama privilégié qu'on entretient auprès de lui ; & qu'il a par sa puissance désigné son successeur secret au moment de sa mort.
Ces faits abrégés, que nous avons puisés dans les meilleures sources, doivent servir à porter nos réflexions sur l'étendue des superstitions humaines, & c'est le fruit le plus utile qu'on puisse retirer de l'étude de l'Histoire. (D.J.)

LANCU
(Hist. mod.) nom que les Chinois donnent à une secte de leur religion. L'auteur de cette secte étoit un philosophe contemporain de Confucius, & qui fut appellé Lançu ou Lanzu, c'est-à-dire philosophe ancien, parce qu'on feint qu'il demeura quatre-vingt ans dans le ventre de sa mere avant que de naître. Ses sectateurs croient qu'après la mort leurs ames & leurs corps sont transportés au ciel pour y goûter toutes sortes de délices. Ils se vantent aussi d'avoir des charmes contre toute sorte de malheurs, de chasser les démons, &c. Kircher, de la Chine.

LANTERNES fête des
(Hist. de la Chine) fête qui se célebre à la Chine le quinzieme jour du premier mois, en suspendant ce jour-là dans les maisons & dans les rues un très-grand nombre de lanternes allumées. Nos missionnaires donnent pour la plûpart des descriptions si merveilleuses de cette fête chinoise, qu'elles sont hors de toute vraisemblance ; & ceux qui se sont contentés d'en parler plus simplement, nous représentent encore cette fête comme une chose étonnante, par la multiplicité des lampes & des lumieres, par la quantité, la magnificence, la grandeur, les ornemens de dorure, de sculpture, de peinture & de vernis des lanternes. Le P. le Comte prétend que les belles lanternes qu'on voit dans cette fête, sont ordinairement composées de six faces ou panneaux, dont chacun fait un cadre de quatre piés de hauteur, sur un pié & demi de large, d'un bois verni, & orné de dorures. Ils y tendent, dit-il, une fine toile de soie transparente, sur laquelle on a peint des fleurs, des rochers, & quelquefois des figures humaines. Ces six panneaux joints ensemble, composent un hexagone, surmonté dans les extrémités de six figures de sculpture qui en font le couronnement. On y suspend tout autour de larges bandes de satin de toutes couleurs, en forme de rubans, avec d'autres ornemens de soie qui tombent par les angles sans rien cacher de la peinture ou de la lumiere. Il y a tel seigneur, continue le voyageur missionnaire, qui retranche toute l'année quelque chose de sa table, de ses habits & de ses équipages, pour être ce jour-là magnifique en lanternes. Ils en suspendent à leurs fenêtres, dans leurs cours, dans leurs salles & dans les places publiques. Il ne manquoit plus au R. P. le Comte, pour embellir son récit, que d'illuminer encore toutes les barques & les vaisseaux de la Chine, des jolies lanternes de sa fabrique. Ce qu'on peut dire de vrai, c'est que toutes les illuminations qui de tems immémorial se font de maniere ou d'autre par tout pays, sont des coutumes que le monde conserve des usages du feu, & du bien qu'il procure aux hommes. (D.J.)

LAO-KIUN
(Hist. mod. & Philosophie) c'est le nom que l'on donne à la Chine à une secte qui porte le nom de son fondateur. Lao-Kiun naquit environ 600 ans avant l'ere chrétienne. Ses sectateurs racontent sa naissance d'une maniere tout-à-fait extraordinaire ; son pere s'appelloit Quang ; c'étoit un pauvre laboureur qui parvint à soixante & dix ans, sans avoir pu se faire aimer d'aucune femme. Enfin, à cet âge, il toucha le coeur d'une villageoise de quarante ans, qui sans avoir eu commerce avec son mari, se trouva enceinte par la vertu vivifiante du ciel & de la terre. Sa grossesse dura quatre-vingt ans, au bout desquels elle mit au monde un fils qui avoit les cheveux & les sourcils blancs comme la neige ; quand il fut en âge, il s'appliqua à l'étude des Sciences, de l'Histoire ; & des usages de son pays. Il composa un livre intitulé Tau-Tsé, qui contient cinquante mille sentences de Morale. Ce philosophe enseignoit la mortalité de l'ame ; il soutenoit que Dieu étoit matériel ; il admettoit encore d'autres dieux subalternes. Il faisoit consister le bonheur dans un sentiment de volupté douce & paisible qui suspend toutes les fonctions de l'ame. Il recommandoit à ses disciples la solitude comme le moyen le plus sûr d'élever l'ame au-dessus des choses terrestres. Ces ouvrages subsistent encore aujourd'hui ; mais on les soupçonne d'avoir été altérés par ses disciples ; leur maître prétendoit avoir trouvé le secret de prolonger la vie humaine au-delà de ses bornes ordinaires ; mais ils allerent plus loin, & tâcherent de persuader qu'ils avoient un breuvage qui rendoit les hommes immortels, & parvinrent à accréditer une opinion si ridicule ; ce qui fit qu'on appella leur secte la secte des Immortels. La religion de Lao-Kiun fut adoptée par plusieurs empereurs de la Chine : peu-à-peu elle dégénera en un culte idolâtre, & finit par adorer des demons, des esprits, & des génies ; on y rendit même un culte aux princes & aux héros. Les prêtres de cette religion donnent dans les superstitions de la Magie, des enchantemens, des conjurations ; cérémonies qu'ils accompagnent de hurlemens, de contorsions, & d'un bruit de tambours & de bassins de cuivre. Ils se mêlent aussi de prédire l'avenir. Comme la superstition & le merveilleux ne manquent jamais de partisans, toute la sagesse du gouvernement chinois n'a pu jusqu'ici décréditer cette secte corrompue.

LEAOTUNG
(Géog.) vaste contrée de la Chine, dont elle est séparée par la grande muraille & le golfe de Cang, tandis que la Corée & les montagnes d'Yalo la séparent du pays des Tartares Bogdois du Niuchèz. Ses habitans, plus guerriers & moins industrieux que les Chinois, n'aiment ni le Commerce ni l'Agriculture, quoique leur pays y soit propre.
Les Tartares ayant perdu leur empereur Taitsong en 1642, nommerent pour chef un de ses neveux encore enfant, qui s'appelloit Changti. Sous ce chef, qui périt à l'âge de 24 ans en 1661, & sous Cham-hi, qu'ils élurent pour maître à l'âge de 8 ans, ils conquirent pié-à-pié tout le vaste empire de la Chine. Le tems n'a pas encore confondu la nation conquérante avec le peuple vaincu, comme il est arrivé dans nos Gaules, en Angleterre & ailleurs ; mais les Tartares ayant adopté sous Cham-hi les lois, les usages & la religion des Chinois, les deux nations n'en composeront bien-tôt qu'une seule.

LEGISLATEUR
La conduite des Chinois à cet égard me paroît excellente. Des philosophes sont ministres du prince, & les provinces sont couvertes de pagodes & de dieux : on n'use jamais de rigueur envers ceux qui les adorent ; mais lorsqu'un dieu n'a pas exaucé les voeux des peuples & qu'ils en sont mécontens au point de se permettre quelque doute sur sa divinité, les mandarins saisissent ce moment pour abolir une superstition, ils brisent le dieu & renversent le temple.

LETTRES Litradas
(Littérat.) nom que les Chinois donnent à ceux qui savent lire & écrire leur langue. Voyez CHINOIS. Il n'y a que les lettrés qui puissent être élevés à la qualité de mandarins. Voyez MANDARINS. Lettrés est aussi dans le même pays le nom d'une secte qu'on distingue par ses sentimens sur la religion, la Philosophie, la politique. Elle est principalement composée de gens de lettres du pays, qui lui donnent le nom de jukiao, c'est-à-dire les savans ou gens de lettres. Elle s'est élevée l'an 1400 de J. C. lorsque l'empereur, pour réveiller la passion de son peuple pour les Sciences, dont le goût avoit été entierement émoussé par les dernieres guerres civiles, & pour exciter l'émulation parmi les mandarins, choisit quarante-deux des plus habiles docteurs, qu'il chargea de composer un corps de doctrine conforme à celle des anciens, pour servir desormais de regle du savoir, & de marque pour reconnoître les gens de lettres. Les savans préposés à cet ouvrage, s'y appliquerent avec beaucoup d'attention ; mais quelques personnes s'imaginerent qu'ils donnerent la torture à la doctrine des anciens pour la faire accorder avec la leur, plutôt qu'ils ne formerent leurs sentimens sur le modele des anciens. Ils parlent de la divinité comme si ce n'étoit rien de plus qu'une pure nature, ou bien le pouvoir & la vertu naturelle qui produit, arrange & conserve toutes les parties de l'univers. C'est, disent-ils, un pur & parfait principe, sans commencement ni fin ; c'est la source de toutes choses, l'espérance de tout être, & ce qui se détermine soi-même à être ce qu'il est. Ils font de Dieu l'ame du monde ; il est, selon leurs principes, répandu dans toute la matiere, & il y produit tous les changemens qui lui arrivent. En un mot, il n'est pas aisé de décider s'ils réduisent l'idée de Dieu à celle de la nature, ou s'ils élevent plutôt l'idée de la nature à celle de Dieu : car ils attribuent à la nature une infinité de ces choses que nous attribuons à Dieu. Cette doctrine introduisit à la Chine une espece d'athéïsme raffiné, à la place de l'idolatrie qui y avoit régné auparavant. Comme l'ouvrage avoit été composé par tant de personnes réputées savantes & versées en tant de parties, que l'empereur lui-même lui avoit donné son approbation, le corps de doctrine fut reçu du peuple non seulement sans contradiction, mais même avec applaudissement. Plusieurs le goûterent, parce qu'il leur paroissoit détruire toutes les religions ; d'autres en furent satisfaits, parce que la grande liberté de penser qu'il leur laissoit en matiere de religion, ne leur pouvoit pas donner beaucoup d'inquiétude. C'est ainsi que se forma la secte des lettres, qui est composée de ceux des Chinois qui soutiennent les sentimens que nous venons de rapporter, & qui y adherent. La cour, les mandarins, les gens de qualité, les riches, &c. adoptent presque généralement cette façon de penser ; mais une grande partie du menu peuple est encore attachée au culte des idoles. Les lettrés tolerent sans peine les Mahométans, parce que ceux-ci adorent comme eux le roi des cieux & l'auteur de la nature ; mais ils ont une parfaite aversion pour toutes les sectes idolâtres qui se trouvent dans leur nation. Ils résolurent même une fois de les extirper, mais le desordre que cette entreprise auroit produit dans l'empire les empêcha ; ils se contentent maintenant de les condamner en général comme autant d'hérétiques, & renouvellent solemnellement tous les ans à Pékin cette condamnation.

LI-P ou LI-POU
(Hist. mod.) c'est ainsi qu'on nomme à la Chine la cour supérieure ou le grand tribunal, composé des premiers magistrats qui sont au-dessus de tous les mandarins & ministres de l'empire chinois. On pourroit les nommer assez justement les inquisiteurs de l'état, vu que ce tribunal est chargé de veiller sur la conduite de tous les officiers & magistrats des provinces, d'examiner leurs bonnes ou mauvaises qualités, de recevoir les plaintes des peuples, & d'en rendre compte à l'empereur, auprès de qui ce conseil réside ; c'est de ses rapports & de ses décisions que dépend l'avancement des officiers à des postes plus éminens, ou leur degradation, lorsqu'ils ont commis des fautes qui la méritent ; le tout sous le bon plaisir de l'empereur qui doit ratifier les décisions du tribunal.
Les Chinois donnent encore le nom de li-pu à un autre tribunal chargé des affaires de la religion. Voyez RITES, tribunal des.

LICHI
S. m. (Botan. exot.), fruit très-commun & très-estimé à la Chine ; je trouve son nom écrit lici, letchi, litchi, lithi, ou bien en deux syllabes séparées, li-chi, li-ci, let-chi, lit-chi, li-thi ; ce ne seroit rien, si j'en trouvois des descriptions uniformes & instructives dans les relations de nos missionnaires, mais il s'en faut de beaucoup ; la plûpart seulement s'accordent à dire, que c'est le fruit d'un arbre grand & élevé, dont les feuilles ressemblent à celles du laurier ; & que c'est aux extrémités des branches, qu'il produit ce fruit comme en grappes, beaucoup plus claires que celles du raisin, & pendant à des queues plus longues.
Le lichi est de la grosseur d'un petit abricot, oblong, mollet, couvert d'une écorce mince, chagrinée, de couleur ponceau éclatant, contenant un noyau blanc, succulent, de très-bon goût & d'une odeur de rose ; le P. Boym a fait graver la figure de ce fruit dans sa flora sinensis, mais elle ne s'accorde point avec d'autres descriptions plus modernes.
Le lichi vient dans les provinces de Canton, de Fokien, & autres provinces méridionales. Les Chinois l'estiment singulierement pour le goût & pour les qualités bienfaisantes ; car ils assurent qu'il donne de la force & de la vigueur sans échauffer, hormis qu'on n'en mange avec excès. Le P. Dentrecolles ajoute dans les lettres édifiantes, tome XXIV. qu'il en est de ce fruit comme de nos melons de l'Europe, que pour l'avoir excellent, il faut le manger sur le lieu même, & le cueillir dans son point de maturité, très-difficile à attraper, parce qu'il n'a qu'un moment favorable. Cependant comme dans tout l'empire on fait grand cas de ce fruit sec, on le laisse sécher dans sa pellicule, où il se noircit & se ride comme nos pruneaux. On en mange toute l'année par cette méthode ; on le vend à la livre, & l'on en met dans le thé pour procurer à cette liqueur un petit goût aigrelet.
Les lichi qu'on apporte à Péking pour l'empereur, & qu'on renferme dans des vases pleins d'eau-de-vie, où l'on mêle du miel & d'autres ingrédiens, conservent bien un air de fraîcheur, mais ils perdent beaucoup de la finesse, & de l'excellence de leur goût.
Le noyau du lichi un peu roti & réduit en poudre fine, passe chez les Chinois pour un spécifique contre les douleurs de gravelle & de colique néphrétique. On voit par-là, que l'on met sa confiance à la Chine, ainsi qu'en Europe, dans tous les remedes de bonnes femmes ; les maux finissent, & les remedes inutiles ou ridicules se maintiennent en crédit. (D.J.)

LINKIO
S. m. (Botan. exotiq.) plante aquatique de la Chine. Son fruit est blanc & a le goût de la châtaigne, mais il est trois ou quatre fois plus gros, d'une figure pyramidale & triangulaire ; il est revêtu d'une écorce verte, épaisse vers le sommet, & qui noircit en séchant. La plante qui le porte, croît dans les eaux marécageuses ; elle a les feuilles fort minces, & elle les répand de toutes parts, sur la surface de l'eau. Les fruits viennent dans l'eau même ; c'est du moins ce qu'en dit Hoffman dans son dictionnaire universel latin ; celui de Trévoux, a fait de ce lexicographe, un auteur anonyme qui a écrit de la Chine. (D.J.)

LIPOU
S. m. (Hist. de la Chine) le lipou, dit le pere Lecomte, est l'un des grands tribunaux souverains de l'empire de la Chine. Il a inspection sur tous les mandarins, & peut leur donner ou leur ôter leurs emplois. Il préside à l'observation & au maintien des anciennes coûtumes. Il regle tout ce qui regarde la religion, les sciences, les arts & les affaires étrangeres. Voyez LI-POU. (D.J.)

LON-YE ou LUM-YEN
s. m. (Botan. exot.) nom d'un fruit de la Chine, qui ne croît que dans les provinces australes de l'empire, à un arbre sauvage ou cultivé, lequel est de la grandeur de nos noyers. Le lon-yen est de la grosseur de nos cerises, d'une figure ronde, d'une chair blanche, aigrelette, pleine d'eau, & d'un goût approchant de celui de nos fraises. Il est couvert d'une pelure mince, lisse, d'abord grisâtre, & jaunissant ensuite, à mesure que le fruit mûrit. Les Chinois des provinces australes, & en particulier les habitans de Focheu, font la récolte de ces fruits en Juillet, & les arrosent d'eau salée pour les conserver frais ; mais ils en sechent la plus grande partie pour les transporter pendant l'hiver, dans les autres provinces, ils en font aussi du vin agréable, en les pilant, & les laissant fermenter ; la poudre des noyaux de ce fruit est d'un grand usage dans leur médecine. Plus la nature a caché le germe de ses productions, plus l'homme ridiculement fin, s'est persuadé d'y trouver la conservation de sa vie, ou du moins le remede à ses maux. (D.J.)

LY
(Hist. mod.) mesure usitée parmi les Chinois, qui fait 240 pas géométriques ; il faut dix ly pour faire un pic ou une lieue de la Chine.

MACAO
(Géog.) ville de la Chine située dans une île à l'embouchure de la riviere de Canton. Une colonie de portugais s'y établit il y a environ deux siecles, par une concession de l'empereur de la Chine, à qui la nation portugaise paie des tributs & des droits pour y jouir de leur établissement. On y compte environ trois mille portugais, presque tous métis. C'étoit autrefois une ville très-riche, très-peuplée, & capable de se défendre contre les gouverneurs des provinces de la Chine de son voisinage, mais elle est aujourd'hui entierement déchue de cette puissance. Quoiqu' habitée par des portugais & commandée par un gouverneur que le roi de Portugal nomme, elle est à la discrétion des Chinois, qui peuvent l'affamer & s'en rendre maîtres quand il leur plaira. Aussi le gouverneur portugais a grand soin de ne rien faire qui puisse choquer le moins du monde les Chinois. Longitude, selon Cassini, 130. 39'. 45". lat. 22. 12. Long. selon les PP. Thomas & Noël, 130. 48'. 30". lat. de même que Cassini. (D.J.)

MALEBRANCHISME
Tandis que Malebranche souffroit tant de contradictions dans son pays, on lui persuada que sa philosophie réussissoit à merveille à la Chine, & pour répondre à la politesse des Chinois, il fit en 1708 un petit ouvrage intitulé, Entretien d'un philosophe chrétien & d'un philosophe chinois sur la nature de Dieu. Le chinois prétend que la matiere est éternelle, infinie, incréée, & que le ly, espece de forme de la matiere, est l'intelligence & la sagesse souveraine, quoiqu'il ne soit pas un être intelligent & sage, distinct de la matiere & indépendant d'elle. Les Journalistes de Trévoux prétendirent que le philosophe européen avoit calomnié les lettrés de la Chine, par l'athéisme qu'il leur attribuoit.

MANDARIN
S. m. (Hist. mod.) nom que les Portugais donnent à la noblesse & aux magistrats, & particulierement à ceux de la Chine. Le mot mandarin est inconnu en ce sens parmi les Chinois, qui au-lieu de cela appellent leurs grands & leurs magistrats quan, ou quan-fu, ce qui signifie serviteur ou ministre d'un prince. Il y a à la Chine neuf sortes de mandarins ou degrés de noblesse qui ont pour marque divers animaux. Le premier a une grue, pour marque de son rang ; le second a un lion ; & le troisieme a un aigle ; le quatrieme a un paon, &c. Il y a en tout 32 ou 33 mille mandarins ; il y a des mandarins de lettres & des mandarins d'armes. Les uns & les autres subissent plusieurs examens ; il y a outre cela des mandarins civils ou de justice. Depuis que les Tartares se sont rendus maîtres de la Chine, la plûpart des tribunaux sont mi-partis, c'est-à-dire aulieu d'un président on en a établi deux, l'un tartare & l'autre chinois. Ceux de la secte de Confucius ont ordinairement grande part à cette distinction. Dans les gouvernemens qu'on leur confie, & qui sont toujours éloignés du lieu de leur naissance, pour éviter les injustices que l'amitié, la proximité du sang pourroient leur faire commettre, ils ont un vaste & riche palais ; dans la principale salle est un lieu élevé où est placée la statue du roi, devant laquelle le mandarin s'agenouille avant que de s'asseoir sur son tribunal. On a un si grand respect pour les mandarins qu'on ne leur parle qu'à genoux ; les voyageurs vantent fort leur intelligence & leur équité. Le mandarinat n'est pas héréditaire, & l'on n'y éleve que des gens habiles. Voyez LETTRES.
MANDARIN (Littérat.) est aussi le nom que les Chinois donnent à la langue savante du pays. Voyez LANGUE. Outre le langage propre & particulier de chaque nation & de chaque province, il y en a un commun à tous les savans de l'empire, qui est ce qu'on appelle le mandarin, c'est la langue de la cour : les officiers publics, comme les notaires ou greffiers, les jurisconsultes, les juges, les magistrats écrivent & parlent le mandarin. Voyez CHINOIS.

MANIERE
A la Chine les enfans rendent d'extrèmes honneurs à leurs parens ; ils leur donnent sans cesse des marques extérieures de respect & d'amour : il est vraisemblable que dans ces marques extérieures, il y a plus de démonstration que de réalité ; mais le respect & l'amour pour les parens sont plus vifs & plus continus à la Chine, qu'ils ne le sont dans les pays où les mêmes sentimens sont ordonnés, sans que les lois prescrivent la maniere de les manifester. Il s'en manque bien en France, que le peuple respecte tous les grands qu'il salue ; mais les grands y sont plus respectés, que dans les pays où les manieres établies n'imposent pas pour eux des marques de respect.
Le président de Montesquieu reproche aux législateurs de la Chine d'avoir confondu la religion, les moeurs, les lois & les manieres ; mais n'est-ce pas pour éterniser la législation qu'ils vouloient donner, que ces génies sublimes ont lié entr'elles des choses, qui dans plusieurs gouvernemens sont indépendantes, & quelquefois même opposées ? C'est en appuyant le moral du physique, le politique du religieux, qu'ils ont rendu la constitution de l'état éternelle, & les moeurs immuables. S'il y a des circonstances, si les siecles amenent des momens où il seroit bon qu'une nation changeât son caractere, les législateurs de la Chine ont eu tort.
La muraille de la Chine est un de ces édifices orientaux qui figurent dans la mappemonde, & dont la description paroîtroit fabuleuse, si la muraille elle-même ne subsistoit aujourd'hui.

MAS ou MASE
s. m. (Com.) espece de petit poids dont on se sert à la Chine, particulierement du côté de Canton, pour peser & distribuer l'argent dans le négoce. Le mas se divise en dix condorins : dix mas font un tael. Voyez TAEL. Le mas est aussi en usage dans plusieurs endroits des Indes orientales ; mais sur différens piés ; il sert à peser l'or & l'argent. Dictionnaire de comm. (G)

MIAO-FSES LES
(Géog.) peuples répandus dans les provinces de Setchuen, de Koeittcheon, de Houquang, de Quangsi, & sur les frontieres de la province de Quangtong.
Les Chinois, pour les contenir, ont bâti d'assez fortes places dans plusieurs endroits, avec une dépense incroyable. Ils sont sensés soumis lorsqu'ils se tiennent en repos ; & même s'ils font des actes d'hostilité, on se contente de les repousser dans leurs montagnes, sans entreprendre de les forcer : le viceroi de la province a beau les citer de comparoître, ils ne font que ce que bon leur semble.
Les grands seigneurs Miao-fses ont sous eux de petits seigneurs, qui, quoique maîtres de leurs vassaux, sont comme feudataires, & obligés d'amener leurs troupes, quand ils en reçoivent l'ordre. Leurs armes ordinaires sont l'arc & la demi-pique. Les selles de leurs chevaux sont bien faites, & différentes des selles chinoises, en ce qu'elles sont plus étroites, plus hautes, & qu'elles ont les étriers de bois peint. Ils ont des chevaux fort estimés, soit à cause de la vîtesse avec laquelle ils grimpent les plus hautes montagnes, & en descendent au galop ; soit à cause de leur habileté à sauter des fossés fort larges. Les Miao-fses peuvent se diviser en Miao-fses soumis & en Miao-fses non soumis.
Les premiers obéissent aux magistrats chinois, & font partie du peuple chinois, dont ils se distinguent seulement par une espece de coëffure, qu'ils portent au-lieu du bonnet ordinaire, qui est en usage parmi le peuple à la Chine.
Les Miao-fses sauvages, ou non soumis, vivent en liberté dans leurs retraites, où ils ont des maisons bâties de briques à un seul étage. Dans le bas ils mettent leurs bestiaux, se logent au-dessus. Ces Miao-fses sont séparés en villages, & sont gouvernés par des anciens de chaque village. Ils cultivent la terre ; ils font de la toile, & des especes de tapis qui leur servent de couverture pendant la nuit. Ils n'ont pour habit qu'un caleçon, & une sorte de casque, qu'ils replient sur l'estomac. (D.J.)

MIENCHO
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Suchuen, & la premiere métropole de cette province, sous le 31 degré de latitude, & plus occidentale que Péking de 12. 55. (D.J.)

MONTAGNES
Le Junnan & autres provinces de la Chine, sont situés dans un appendice de cette montagne. Le Tangut, le Thibet, la Tartarie Chinoise, toute la Tartarie russienne, y comprise la grande presqu'île de Kamtschatka, & la Sibérie & toute la côte de la mer Blanche, sont hérissées de cette même chaîne de montagnes qui, par diverses branches qu'elle jette dans la grande Tartarie, va se rejoindre à l'Imaüs.

MORDEXIN
S. m. (Médecin) c'est un mot chinois qui a passé en Médecine, par lequel on désigne une espece de cholera morbus qui est fréquente à la Chine, à Goa, & dans le Brésil, où on l'appelle mordechi.
Il y a lieu de présumer que ce remede souverain à la Chine, auroit les mêmes avantages en France ; mais la délicatesse naturelle à ses habitans, la nouveauté de ce secours, la quantité d'autres plus doux, sont des préjugés très-forts contre son usage, & qui dans les cas ordinaires méritent d'être respectés. Mais quand on a épuisé tous les remedes inutilement, qu'on est réduit à cette affreuse nécessité de voir périr des malades sans savoir de quel côté se tourner pour les secourir, je serois d'avis qu'on eut recours à un remede qui quoique cruel, l'est bien moins qu'un désespoir fatal.

MUDE
S. m. (Commerce) étoffes faites d'écorces d'arbres, qu'on fabrique à la Chine. Il y en a de plus fines les unes que les autres. Les plus fines se vendent un tail trois mas ; les plus communes un tail. Elles portent cinquante-six cobres chinoises de long, sur treize pouces de large. Elles sont propres pour le commerce de Tunquin, où l'on a quatre mas de gain sur les unes, & cinq sur les autres.

MUIGINLI
(Bot. exot.) espece de prune que les habitans de Fochen dans la Chine, appellent prunes de la belle femme. Elles sont de forme ovoïde, beaucoup plus grosses, & meilleures que nos prunes de damas. Les missionnaires qui en font de grands éloges, auroient dû décrire le prunier même. (D.J.)

MURAILLE
MURAILLE DE LA CHINE ; (Architect. ancienne) fortification de l'empire Chinois, monument supérieur par son immensité aux pyramides d'Egypte, quoique ce rempart n'ait pas empêché les Tartares Mantcheoux de subjuguer la Chine. Cette grande muraille, qui séparoit & défendoit la chine des Tartares, bâtie 137 ans avant l'ere chrétienne, subsiste encore dans un contour de 500 lieues, s'éléve sur des montagnes, descend dans des précipices, & a presque par-tout 20 de nos piés de largeur, sur plus de trente de hauteur. (D.J.)

MUSC
Les lieux de la Chine où l'on en trouve davantage sont la province de Xanxi, particulierement aux environs de la ville de Leao : la province de Suchum, celle de Hanhungfu, celle de Paoningfu, près de Kiating, & de la forteresse de Tiencinen, & dans quelques endroits de la province de Junan ; mais il n'y a point de pays où il soit plus commun que dans les royaumes de Boutan & de Tunquin. [Did2,Did1]

1753.5 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
N-Q
NANCHANG
(Géog.) ville de la Chine, premiere métropole de la province de Kiangsi. Elle est renommée par le nombre des lettrés qui s'y trouvent. Long. 129. 10. lat. 29. 13.

NANKIN
(Géogr.) autrement Kiangning, fameuse ville de la Chine dans la province du même nom, dont elle est la premiere métropole. Selon les Chinois, elle surpassoit toutes les villes du monde en magnificence, en beauté & en grandeur, quand les empereurs y tenoient leur cour. Aujourd'hui elle est sort déchûe de son ancien état, quoiqu'on dise qu'il y a autant de monde qu'à Pekin : on en fait monter le nombre à un million d'habitans. Le palais impérial, qui avoit une lieue de circuit, n'est plus qu'une masure de ruines. Long. suivant Cassini, 155. 55'. 30". lat. 32. 7'. 45".

NAU-MU
(Hist. nat. Bot.) c'est un arbre de la Chine qui s'éleve fort haut, & dont le bois est incorruptible, comme celui du cédre, dont il differe cependant pour la forme & par ses feuilles. On s'en sert à la Chine pour faire des pilastres, des colonnes, des portes & des fenêtres, ainsi que les ornemens des temples & des palais.

NAVIGATEUR
A peine l'eut-il mis en état, qu'il découvre le 9 Juin 1743 le vaisseau espagnol tant desiré ; alors il l'attaque avec des forces plus que de moitié inférieures, mais ses manoeuvres savantes lui donnerent la victoire. Il entre vainqueur dans Canton avec cette riche proie, refusant en même tems de payer à l'empereur de la Chine des impôts que doivent tous les navires étrangers ; il prétendoit qu'un vaisseau de guerre n'en devoit pas : sa conduite ferme en imposa : le gouverneur de Canton lui donna une audience, à laquelle il fut conduit à travers deux haies de soldats au nombre de dix mille. Au sortir de cette audience, il mit à la voile pour retourner dans sa patrie par les îles de la Sonde & par le cap de Bonne-Espérance. Ayant ainsi fait le tour du monde en victorieux, il aborde en Angleterre le 4 Juin 1744, après un voyage de trois ans & demi.

NGO-KIAO
(Hist. des drog. de la Chine) colle faite avec la peau d'âne noir. Voici comme elle se prépare, suivant la relation du pere Parennin, jésuite.
On prend la peau d'un âne noir, tué tout récemment ; on la fait tremper quelques jours consécutifs dans de l'eau tirée d'un puits de la province de Changtong ; après cela on la retire de cette eau pour la racler, & la nettoyer en-dedans & en-dehors ; on la coupe ensuite en petits morceaux, & on la fait bouillir à petit feu dans de l'eau de ce même puits, jusqu'à ce que ces morceaux soient réduits en colle qu'on passe toute chaude par une toile, pour en rejetter les parties les plus grossieres qui n'ont pu être fondues. Enfin on en dissipe l'humidité, & chacun lui donne la forme qui lui plaît. Les Chinois la jettent en moule, & y impriment des caracteres de toutes sortes de figures. (D.J.)

NIDS D'OISEAUX
(Hist. nat.) il est une espece de nids d'oiseaux dont on fait un très-grand usage à la Chine, & qui est un objet de commerce considérable. Ces nids se trouvent sur les rochers qui sont près des côtes de la mer. C'est sur-tout dans l'île de Java, sur les côtes de la Cochinchine, sur celles de Timor, de Sumatra & de la presqu'île de Malaca, que l'on rencontre ces sortes de nids, d'où on les porte à la Chine, où l'on en donne depuis 3 jusqu'à 7 taëls, qui sont environ 45 liv. argent de France, à proportion de leur qualité, pour la livre chinoise qui est de 20 onces. Les observations les plus exactes nous apprennent que ces nids sont faits par des oiseaux de mer parfaitement semblables à ceux que l'on nomme martinets ou hirondelles de mer sur les côtes de France ; ils les forment avec une matiere gluante & tenace qui leur sort du bec, & qu'ils attachent peu-à-peu sur les roches des bords de la mer, où la chaleur du soleil leur donne de la consistance. On croit communément que la matiere dont ces oiseaux se servent pour cela est une espece d'écume qui nage à la surface de la mer, que ces animaux combinent & travaillent avec une matiere qui vient de leur estomac. Ces nids d'oiseaux, lorsqu'ils sont secs, ont une consistance à peu-près semblable à celle de la corne ; mais lorsqu'ils ont été bouillis, soit dans de l'eau, soit dans du jus, soit dans du bouillon de viande, ils ressemblent à des cartilages de veau ; ceux qui sont d'une couleur blanche sont les plus estimés ; on fait moins de cas de ceux qui sont rougeâtres, & le prix en est beaucoup moindre. Les Chinois regardent les nids d'oiseaux comme un aliment très-nourrissant, très-propre à fortifier & à restaurer, sans charger l'estomac.
Voici ce que le Dictionnaire du commerce dit de ces nids ; il les met parmi l'espece d'épicerie la plus estimée à la Chine & dans toutes les Indes orientales. Elle se trouve au Tunquin & à la Cochinchine, mais particulierement dans le royaume de Champa, qui est situé entre l'un & l'autre. Les oiseaux qui font ces nids pour y pondre & couver leurs oeufs, sont assez semblables de figure à des hirondelles. Lorsqu'ils sont en amour, ils jettent par le bec une espece de bave tenace & gluante, qui est la matiere dont ils bâtissent leurs nids, & dont ils les attachent aux rochers en appliquant cette substance visqueuse par diverses couches l'une sur l'autre, à mesure que les premieres se sechent. Ces nids sont de la forme d'une médiocre cuillere, mais avec des bords plus élevés.
Il y a tant de ces sortes de nids, qu'on en rassemble tous les ans une quantité prodigieuse qui se portent presque tous à la Chine, où ils se vendent à raison de 50 taels le cent, ce qui fait environ 100 ducats d'Espagne. On les croit excellens pour l'estomac, & ils donnent aux mets qu'on en assaisonne un goût délicieux. (D.J.)

NIENCHEU
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Chekiang, dont elle est la quatrieme métropole. Elle est environnée de montagnes où il y a des mines de cuivre ; ses habitans font un grand commerce de papier. Lat. sept. 29. 33.

OBSERVATOIRE
Enfin le quatrieme observatoire est celui de Pekin. Le pere le Comte nous fait la description d'un grand & magnifique édifice qu'un des derniers empereurs de la Chine a fait élever dans cette capitale, à la priere de quelques jésuites astronomes, principalement du pere Verbiest, que l'empereur fit le premier astronome de cet observatoire.

O MI-TO
(Hist. mod.) c'est le nom que les Chinois idolâtres, qui suivent la secte de Fo, donnent à une divinité pour laquelle ils ont la plus grande vénération. On croit que c'est le même dieu que les Japonois adorent sous le nom d'Amida. Les Chinois croient qu'il suffit de l'invoquer pour obtenir le pardon des crimes les plus atroces. Ils joignent son nom avec celui de Fo, & en font un même mot O-mito-fo. Ce dieu prétendu, de l'aveu de ses adorateurs, étoit un homme du royaume de Bengale, fameux par la sainteté de ses moeurs.

OEILLET
L'oeillet de la Chine est à fleur simple ou double : la premiere sorte est nommée par les Botanistes caryophyllus sinensis, supinus, leucoii folio, flore vario ; en anglois the variable china-pink : la seconde sorte est appellée caryophyllus sinensis, supinus, leucoii folio, flore pleno ; en anglois, the double china-pink.
Il y a une si grande variété de couleurs differentes dans les oeillets de la Chine, qu'on en voit à peine deux exactement semblables dans un très-grand parterre ; & comme leurs couleurs sont en même tems de la derniere beauté, il faut avoir soin de n'employer les graines que des plus beaux ; car ils sont fort sujets à dégénerer. Les graines de l'espece double produiront de nouveau quantité de fleurs doubles, au lieu que les graines de l'espece simple ne donnent presque jamais de fleurs doubles. On ne multiplie l'une & l'autre espece que de graines ; & Miller vous enseignera mieux que personne la maniere d'y réussir.

OUTOMCHU
S. m. (Histoire naturelle Bot.) arbre de la Chine ; il ressemble au sicomore ; sa feuille est longue, large de 8 à 9 pouces, attachée à une queue d'un pié de long : il est touffu & chargé de bouquets si pressés, que les rayons du soleil ne le pénetrent point ; son fruit est extrêmement petit. Vers le mois d'Août ou sur la fin du mois de Juillet il se forme sur la pointe des branches des petits bouquets de feuilles différentes des autres ; plus blanches, plus molles, & moins larges ; ce sont ces feuilles qui tiennent lieu de fleurs : sur le bord de chacune naissent trois ou quatre petits grains comme des pois verds, ils renferment une substance blanche & d'un goût assez agréable, celui d'une noisette qui n'est pas encore mûre.

PAGODE
Les plus beaux pagodes sont ceux des Chinois & des Siamois ; les offrandes qu'on y fait sont si considérables, qu'on en nourrit une quantité prodigieuse de pélerins. Le pagode de Jagranate produit un revenu immense à ceux de son idole. M. de la Loubere a décrit les pagodes de Siam, & les missionnaires ceux de la Chine, qui sont quelquefois incrustés de marbre, de jaspe, de porcelaine, & de lames d'or : on trouve la représentation d'un de ces temples dans l'essai d'Architecture de Fischer.

PANGFILS
S. m. (Comm. d'ourdis.) étoffes de soie qui se fabriquent à la Chine, sur-tout dans la province de Nanquin. Elles se vendent presque par assortiment pour l'usage du pays, & le trafic au Japon.

PANT-SEE
(Hist. des supplices) nom de l'instrument dont on punit les coupables à la Chine. C'est une grosse canne de bambou, bois dur & massif, fendue à-demi, plate, & de quelques piés de longueur. Elle a par le bas la largeur de la main, & est par le haut polie & déliée.
Lorsque le mandarin tient son audience, il est assis gravement devant une table, sur laquelle est un étui rempli de petits bâtons longs d'un demi-pié, & larges de deux doigts. Plusieurs huissiers armés de pant-sée l'environnent. Au signe qu'il donne, en tirant & jettant ces bâtons, on saisit le coupable, on l'étend ventre contre terre, on lui abaisse le haut-de-chausse jusqu'aux talons ; & autant de petits bâtons que le mandarin tire de son étui, & qu'il jette par terre, autant d'huissiers se succedent, qui appliquent les uns après les autres chacun cinq coups de pant-sée sur la chair nue du coupable. On change l'exécuteur de cinq coups en cinq coups, ou plutôt deux exécuteurs frappent alternativement chacun cinq coups, afin qu'ils soient plus pesans & que le châtiment soit plus rude. Il faut néanmoins remarquer que quatre coups sont réputés cinq ; & c'est ce qu'on appelle la grace de l'empereur, qui comme pere, par compassion pour son peuple, diminue toujours quelque chose de la peine.
Ce n'est pas seulement en siégeant au tribunal qu'un mandarin a le droit de faire donner la bastonnade, il a le même privilege en quelque endroit qu'il se trouve, même hors de son district : c'est pourquoi quand il sort, il est toujours accompagné d'officiers de justice qui portent des pant-sée. Il suffit à un homme du petit peuple qui est à cheval, de n'avoir pas mis pié à terre, ou d'avoir traversé la rue en présence d'un mandarin pour recevoir quatre coups de bâton par son ordre. L'exécution est si prompte, qu'elle est souvent faite avant que ceux qui sont présens s'en soient apperçus. Les maîtres usent du même châtiment envers leurs disciples, les peres envers leurs enfans, & les seigneurs envers leurs domestiques ; avec cette différence, que le pant-sée dont ils se servent, est moins long, & moins large, que celui des huissiers d'un mandarin. (D.J.)

PAPAY
Il y a une grande abondance de papaya à la Chine, dans les provinces de Canton & de Focien : cet arbre y porte beaucoup de fruits attachés à son tronc, & ses fruits sont presque aussi gros que des melons ; la chair en est rousse, molle, & d'un goût agréable. L'on voit quelquefois sur le même arbre des fleurs ouvertes semblables à nos lys, des boutons, des fruits encore verts, & d'autres qui sont jaunes & mûrs. Le papaya sauvage se multiplie de la semence de son fruit lorsqu'il tombe : on en peut voir la figure dans Boym, Flora sinensis. (D.J.)

PAPIER

La maniere d'argenter le papier, est un autre secret qu'ont les Chinois, dont la pratique est de peu de frais, & pour laquelle ils ne se servent pas d'argent, mais ils prennent deux scrupules de glu faite de cuir de boeuf, un scrupule d'alun, & une pinte d'eau claire ; ils mettent le tout sur un feu lent, jusqu'à ce que l'eau soit consumée, c'est-à-dire, qu'il n'en sorte plus d'exhalaisons : alors ils étendent quelques feuilles de papier sur une table bien unie, & appliquent dessus avec un pinceau deux ou trois couches de cette glu ; ensuite ils prennent une poudre faite d'une certaine quantité de talc bouilli, & mêlé avec le tiers de cette quantité d'alun : ces deux drogues sont broyées ensemble, passées au tamis, & mises sur le feu dans de l'eau où on les fait bouillir derechef, ensuite on les fait sécher au soleil, & enfin on les broye. Cette poudre étant passée par un tamis fin, on l'étend également sur les feuilles de papier préparées comme devant ; ensuite on les étend à l'ombre pour les faire sécher : cela fait, on les remet encore sur la table, & on les lisse promptement avec un morceau de coton net, pour enlever le superflu du talc, qui sert une seconde fois au même usage ; avec cette poudre délayée dans l'eau, & mêlée avec la glu & l'alun, ils tracent toutes sortes de figures de fantaisie sur le papier. Voyez le P. du Halde, descript. de la Chine, tom. I. Anciennement les Chinois écrivoient avec un pinceau de fer sur des tablettes de bambou ; ensuite ils se servirent du pinceau pour écrire sur du satin ; enfin, sous la dynastie des Hans, ils trouverent l'invention du papier 160 ans environ avant Jesus-Christ, suivant le P. Martini. Cette invention se perfectionna insensiblement, & leur procura différentes sortes de papier.

En général, le meilleur dont on se sert pour écrire, ne peut guere se conserver long-tems dans les provinces du sud ; & même nos livres d'Europe, selon le P. Parennin, ne tiennent guere à Canton contre la pourriture, les vers, & les fourmis blanches, qui dans quelques nuits en dévorent jusqu'aux couvertures : mais le même pere assure que dans les parties du nord, sur-tout dans la province de Pékin, le papier quoique mince, se conserve très-long-tems.

Il est bon de remarquer que le papier de bambou n'est ni le meilleur, ni le plus usité à la Chine. Par rapport à la qualité, il cede la primauté au papier fait de l'arbrisseau qui porte le coton, qui est le plus blanc & le plus fin, & en même tems le moins sujet aux inconvéniens dont nous venons de parler, car il se conserve aussi-bien, & dure aussi long-tems que le papier d'Europe.

Le papier dont on se sert le plus communément à la Chine, est celui que l'on fait d'un arbre appellé chu-ku ou ku-chu, que le pere du Halde compare tantôt au mûrier, tantôt au figuier, tantôt au sicomore, & enfin pour augmenter l'embarras, d'autres fois au fraisier, ensorte que nous connoissons moins cet arbre que s'il n'en avoit rien dit du-tout : cette façon d'écrire est familiere à cet auteur, qui est souvent d'une sécheresse extraordinaire au milieu de la plus grande prolixité, & qui n'est jamais plus diffus & moins méthodique, que quand il se propose de mettre de l'exactitude & de l'ordre dans ses écrits. Mais, pour revenir au ku-chu, voici la maniere de le préparer pour en faire le papier : on ratisse d'abord légérement l'écorce extérieure de cet arbre, qui est verdâtre, ensuite on en leve la peau intérieure en longs filets minces, qu'on fait blanchir à l'eau & au soleil, après quoi on la prépare de la même maniere que le bambou.

La maniere d'argenter le papier, est un autre secret qu'ont les Chinois, dont la pratique est de peu de frais, & pour laquelle ils ne se servent pas d'argent, mais ils prennent deux scrupules de glu faite de cuir de boeuf, un scrupule d'alun, & une pinte d'eau claire ; ils mettent le tout sur un feu lent, jusqu'à ce que l'eau soit consumée, c'est-à-dire, qu'il n'en sorte plus d'exhalaisons : alors ils étendent quelques feuilles de papier sur une table bien unie, & appliquent dessus avec un pinceau deux ou trois couches de cette glu ; ensuite ils prennent une poudre faite d'une certaine quantité de talc bouilli, & mêlé avec le tiers de cette quantité d'alun : ces deux drogues sont broyées ensemble, passées au tamis, & mises sur le feu dans de l'eau où on les fait bouillir derechef, ensuite on les fait sécher au soleil, & enfin on les broye. Cette poudre étant passée par un tamis fin, on l'étend également sur les feuilles de papier préparées comme devant ; ensuite on les étend à l'ombre pour les faire sécher : cela fait, on les remet encore sur la table, & on les lisse promptement avec un morceau de coton net, pour enlever le superflu du talc, qui sert une seconde fois au même usage ; avec cette poudre délayée dans l'eau, & mêlée avec la glu & l'alun, ils tracent toutes sortes de figures de fantaisie sur le papier. Voyez le P. du Halde, descript. de la Chine, tom. I.

Anciennement les Chinois écrivoient avec un pinceau de fer sur des tablettes de bambou ; ensuite ils se servirent du pinceau pour écrire sur du satin ; enfin, sous la dynastie des Hans, ils trouverent l'invention du papier 160 ans environ avant Jesus-Christ, suivant le P. Martini. Cette invention se perfectionna insensiblement, & leur procura différentes sortes de papier.

En général, le meilleur dont on se sert pour écrire, ne peut guere se conserver long-tems dans les provinces du sud ; & même nos livres d'Europe, selon le P. Parennin, ne tiennent guere à Canton contre la pourriture, les vers, & les fourmis blanches, qui dans quelques nuits en dévorent jusqu'aux couvertures : mais le même pere assure que dans les parties du nord, sur-tout dans la province de Pékin, le papier quoique mince, se conserve très-long-tems.

PECHE
La pêche des perles, dans la Tartarie chinoise, se fait proche la ville de Nipehoa, située sur un lac de même nom : les perles n'y sont pas si belles, ni en si grand nombre qu'à Baharem. C'est cette pêche qui a été la cause de la guerre entre les Chinois & les Moscovites, & qui a été terminée vers la fin du dernier siecle par les négociations des jésuites Péreira & Gerbillon. Le lac, qui est d'une grande étendue, fut alors divisé entre les deux nations, dont chacune prétendoit à la possession du tout.

PEINTURE CHINOISE
(Peintur.) c'est une sorte de peinture que les Chinois font sur des éventails ou sur la porcelaine, où ils représentent des fleurs, des animaux, des paysages, des figures, &c. avec des couleurs fines & brillantes. Le seul mérite de leur peinture est une certaine propreté & un certain goût d'imitation servile, mais où l'on ne remarque ni génie, ni dessein, ni invention, ni correction.

PEKING
(Géog. mod.) ou Xuntien & Cambalu dans quelques relations de voyageurs ; grande ville de la Chine, la capitale de l'empire, & le siége ordinaire des empereurs. Nous en parlons par cette seule raison ; le pere du Halde vous en donnera la description. On lit dans les lettres édifiantes, que cette ville a six lieues de tour de 3600 pas chacune. Ses portes ont quelque chose de plus magnifique que celles de toutes les villes de l'Europe ; elles sont extrèmement élevées, & renferment une grande cour quarrée environnée de murailles, sur lesquelles on a bâti des sallons, tant du côté de la campagne, que du côté de la ville. Le palais de l'empereur a deux milles d'Italie en longueur, un en largeur, & six de tour. Il y tient plus de trois mille concubines. Longit. suivant les peres Jésuites, Cassini & Desplaces 134d 8', & suivant le pere Gaubil 133. 51. 45. lat. 39. 54. Long. orient, suivant M. le Monnier 133. 35. lat. 39. 55. Long. suivant le pere Feuillée, 133. 55. lat. 39. 55. (D.J.) PLANTE-VER (Hist. nat.) nom d'une prétendue plante envoyée de la Chine en Europe. Son nom chinois hia-tsao-tom-tchom signifie plante en été, & ver en hiver. C'est une racine de l'extrémité de laquelle sort une figure d'un ver sec & jaunâtre, de neuf lignes, où l'on distingue sensiblement la tête, les piés, le ventre de l'animal, & jusqu'à ses yeux & les plis de son dos ; mais cela même qui fait la merveille pour les Chinois, & la feroit bien aussi pour le commun des François, la détruisit pour l'académie : on s'apperçut bien vîte que c'étoit une vraie dépouille de quelque chenille ; & M. de Réaumur s'en assura pleinement par un examen plus particulier. On prend la figure de ver pour une partie & un prolongement de la racine, parce qu'en effet elle y tient étroitement ; & par-là on croit que cette portion de la racine est devenue ver : mais en y regardant de plus près, M. de Réaumur a fort bien vu que la substance de la racine ligneuse à l'ordinaire, étoit toute différente de celle qui reste du ver. Il juge que la chenille prête à se métamorphoser en nymphe ou en aurélie, ronge l'extrémité de la racine, y fait une cavité où elle introduit sa queue, qui s'y peut attacher encore par quelque viscosité du corps de l'animal, & qu'ainsi elle se ménage un point fixe, un appui pour se débarrasser plus aisément de l'enveloppe qu'elle doit quitter. Il n'est point singulier qu'un ver qui se transformera, vive jusques-là sous terre, on en a plusieurs exemples ; il y en a aussi qui ne se cachent sous terre que pour se transformer ; la chenille de la Chine sera dans l'un ou l'autre cas. On ne peut trop remercier les physiciens qui nous guérissent de notre penchant superstitieux pour les fausses merveilles ; il y en a tant de véritables, dignes de nous occuper ! (D.J.)

PE-TONG
(Hist. nat. Minéral.) les jésuites, missionnaires à la Chine, disent que l'on trouve dans la province de Yun-Nan une espece de métal, appellé pé-tong par les Chinois ; on ne nous apprend rien sur ce métal, sinon qu'il est blanc à son intérieur, ainsi qu'à son extérieur, & que d'ailleurs il a beaucoup de rapport avec le cuivre ordinaire. Peut-être cette substance n'est-elle qu'une pyrite arsénicale dont la couleur est blanche, mais elle n'a aucune des propriétés du cuivre.

PEKELI
(Géog. mod.) province de la Chine, & la premiere des quinze de ce vaste empire. Elle est au midi de la grande muraille, & à l'orient d'un bras de mer. Sa figure est un triangle rectangle ; l'air y est très-froid, le terrein stérile & plein de sable. Peking en est la capitale. (D.J.)

PELAINS
S. f. pl. (Comm. de la Chine) ce sont des satins de la Chine, mais qui passent par les mains des Indiens, de qui les commis de la compagnie les reçoivent & les achetent ; leur longueur est de huit aunes sur sept seiziemes de largeur.

PELING
S. m. (Comm. de la Chine) étoffe de soie qui se fabrique à la Chine. Il y en a de blanche, de couleur, d'unie, d'ouvrée, de simple, de demi-double & de triple. Entre un grand nombre d'Etoffes qui se font à la Chine, la plûpart de celles que les Hollandois portent en Europe, sont des pélings, parce qu'ils y trouvent un plus grand profit. Les pélings entrent aussi dans les assortimens pour le négoce du Japon.

PERDRIX
PERDRIX DE LA CHINE, perdix sinensis ; cette espece de perdrix est un peu plus grosse que notre perdrix rouge ; elle a environ un pié six lignes de longueur depuis la pointe du bec jusqu'à l'extrémité de la queue, & un pié quatre pouces jusqu'au bout des ongles. Il y a de chaque côté de la tête quatre bandes longitudinales, qui commencent toutes à l'origine du bec, & qui s'étendent jusqu'au derriere de la tête ; la premiere, c'est-à-dire, celle qui se trouve au-dessus des autres, passe sur les yeux ; elle est la plus large & noirâtre. La seconde est blanche ; la troisieme noirâtre, & la derniere a une couleur roussâtre. Le sommet de la tête est d'un brun mêlé de petites taches blanchâtres, & la gorge a une couleur blanche ; les plumes du dos, du croupion, & celles du dessus de la queue, sont rayées transversalement de brun & de roussâtre ; les plumes des aîles sont brunes, & ont aussi des bandes transversales blanchâtres, qui forment sur chaque côté de la plume un petit arc de cercle ; la queue est roussâtre & a des bandes transversales noires ; le bec est noirâtre ; les piés sont roux ; le mâle a un ergot long de deux lignes & demie à chaque pié : on trouve cet oiseau à la Chine. Ornith. de M. Brisson. Voyez OISEAU.

PETUNTS ou PETUNSE
s. m. (Hist. nat. Min. & Arts) c'est le nom que les Chinois donnent à une pierre, qui, pulvérisée & mêlée avec une terre qu'ils appellent kaolin, fait une véritable porcelaine. Voyez PORCELAINE.
Les Chinois après avoir réduit le petuntse en une poudre fine, lui donnent la forme d'une brique, afin de s'en servir pour faire la porcelaine. Voyez cet article.
Comme depuis plusieurs années on a cherché les moyens de perfectionner les porcelaines qui se font en Europe, on a tâché de se procurer les matieres employées par les Chinois. Dans cette vue, feu M. le duc d'Orléans qui s'occupoit dans sa retraite, d'expériences utiles à la société, fit venir de la Chine du petuntse & du kaolin. Après en avoir reçu des échantillons suffisans, ce prince n'eut rien plus à coeur, que de faire examiner si ces substances ne se trouvoient point en France. Ses soins ont été assez infructueux, & de son vivant on n'a pas pu trouver de pierre qui ressemblât en tout point au pétuntse des Chinois ; mais depuis on a trouvé que cette matiere étoit très-abondante dans quelques provinces du royaume. Quant au kaolin, on en avoit déja trouvé depuis assez long-tems ; ainsi il ne nous manque plus rien pour faire de la porcelaine, qui ait toutes les qualités de celle de la Chine, & qui ne soit point une vitrification, comme sont toutes les porcelaines de Saxe, de Chelsea, de Chantilly, &c. En un mot, comme toutes celles qui ont été faites en Europe jusqu'à présent. Voyez l'article PORCELAINE.

PHOENIX
L'opinion fabuleuse du phoenix se trouve reçue chez les Chinois, dit le pere du Halde dans sa description de la Chine ; ils n'ont donc pas été si renfermés chez eux, qu'ils n'ayent emprunté plusieurs opinions des Egyptiens, des Grecs & des Indiens, puisqu'ils attribuent à un certain oiseau de leur pays la propriété d'être unique, & de renaître de ses cendres. (D.J.)

PIC
(Poids) gros poids de la Chine dont on se sert particulierement du côté de Canton, pour peser les marchandises ; il se divise en cent catis ; quelques-uns disent en cent vingt-cinq ; le catis en seize taels ; chaque tael faisant une once deux gros de France ; ensorte que le pic de la Chine, revient à cent vingt-cinq livres, poids de marc. Savary.

PICOL
S. m. (Commerce) poids dont on se sert à la Chine pour peser la soie. Il contient soixante-six catis, & trois quarts de catis ; ensorte que trois picols font autant que le bahar de Malaca, c'est-à-dire deux cent catis. Voyez BAHAR.

PIMPOU
S. m. (Hist. mod.) tribunal de la Chine où les affaires qui concernent les troupes sont portées.

PISCATOIRE
ou PESCADORES, (Géog. mod.) c'est-à-dire îles du pêcheur. M. Delisle ne marque qu'une île de ce nom dans sa carte des Indes & de la Chine ; mais Dampier dit que les Piscadores sont plusieurs grandes îles désertes, situées près de Formosa, entre cette île & la Chine, à environ 23 degrés de latitude septentrionale, & presque à la même élévation que le tropique du cancer. (D.J.)

PITIS
S. m. (Monnoie de la Chine) petite monnoie de bas aloi, moitié plomb & moitié écume de cuivre ; elle a grand cours dans l'île de Java, où les Chinois la portent ; cependant les deux cens pitis ne valent que neuf deniers de Hollande. (D.J.)

POITS
La Chine a pour poids, le pic, le picol, le bahar, le tael, le catis, le mas & les condorins ; le Tunquin a tous les poids, les mesures & les monnoies de la Chine. Le Japon n'a qu'un seul poids qui est le catis, différent pourtant de celui de la Chine & du Tunquin.
Dans la Chine on employe pour les marchandises en gros le pico, qui est de 100 catis ou cattis, quoique quelques auteurs le font de 126. Le cati se divise en 16 taels ou tales, chacun valant 1 1/3 d'once d'Angleterre, ou le poids d'un rial & 1/12, & se divisant en 10 mas ou masses, lesquelles masses valent chacune 10 condrins ; desorte que le pico chinois monte à 137 livres angloises avoir-du-poids, & que le cati pese 1 livre 8 onces ; le pico pour la soie est de 66 catis & 3/4 ; le batias, bakaise ou bars contient 300 catis.

POIVRE de la Chine
(Hist. des drog. exot.) Le P. le Comte dans ses mémoires dit que le poivre de la Chine a les mêmes propriétés que celui des Indes. L'arbre qui le produit est grand comme nos noyers. Son fruit est de la grosseur d'un pois, de couleur grise mêlée de quelques filets rouges. Quand il est mûr, il s'ouvre de lui-même, & fait voir un petit noyau noir comme du jay. Après qu'on l'a cueilli, on l'expose au soleil pour le sécher, & l'on jette le noyau, qui est d'un goût trop fort, ne réservant que l'écorce. L'odeur de ces arbres à poivre est si violente, qu'il en faut cueillir le fruit à plusieurs reprises, crainte d'en être incommodé. (D.J.)

POPULATION

La doctrine de Foë, dit un philosophe chinois, dont le pere du Halde rapporte le passage, " établit que notre corps est notre domicile, & l'ame l'hôtesse immortelle qui y loge ; mais si le corps de nos parens n'est qu'un logement, il est naturel de le regarder avec le même mépris qu'on a pour un amas de terre. N'est-ce pas vouloir arracher du coeur la vertu de l'amour des parens ? Cela porte même à négliger le soin du corps & à lui refuser la compassion & l'affection si nécessaires pour sa conservation. Aussi les disciples de Foë se tuent à milliers ". Et aussi chez tous les autres peuples, les hommes trop affectés de la même idée, se détruisent-ils peu-à-peu. A la Chine on est si convaincu que la tranquillité de l'état, sa prospérité & le bonheur des peuples dépendent de la tolérance de l'administration en matiere religieuse, que pour être mandarin, & par conséquent magistrat, il faut par une condition absolue, n'être attaché à aucun culte particulier. Entre toutes les formes de gouvernemens possibles, dont le despotisme doit toujours être écarté, il seroit difficile d'assigner celle où rien absolument ne seroit contraire à la multiplication de l'espece : toutes ont leurs avantages & leurs inconvéniens. Un gouvernement dont les institutions seroient incorruptibles, qui assureroient pour toujours la durée de la société, son bonheur & celui des individus qui la composeroient, leur tranquillité & leur liberté, est encore à trouver : c'est un chef-d'oeuvre auquel l'esprit humain n'osera jamais prétendre, & que sa propre inconstance rend impossible. Les lois de la Chine sont peut-être les seules où l'on puisse trouver tant de stabilité ; il faut qu'elles soient bien sages, puisqu'elles n'ont point varié, malgré toutes les sortes de dominations par lesquelles les Chinois ont passé : ils les ont données à toutes les nations qu'ils ont vaincues ; celles qui les ont subjugués les ont reçues & s'y sont soumises. Aussi quelque fertile que soit cette vaste contrée, elle suffit à peine quelquefois pour nourrir les deux tiers des habitans. Cet exemple est unique ; en général l'abus de toutes choses, le tems qui les use & les détruit, les révolutions trop fréquentes parmi les hommes, l'augmentation ou la perte de leurs connoissances, rendent toutes les lois politiques aussi variables qu'eux, & laisseront toujours dans cette importante matiere de grands problèmes à résoudre. Solon, à qui l'on demandoit si les lois qu'il avoit données aux Athéniens étoient les meilleures, répondit qu'il leur avoit donné les meilleures de toutes celles qui pouvoient leur convenir. A la Chine elle est encore plus honorée. L'empereur fait tous les ans la cérémonie d'ouvrir les terres ; il est informé chaque année du laboureur qui s'est le plus distingué, & le fait mandarin du huitieme ordre, sans qu'il lui soit permis de quitter sa profession. Le P. du Halde nous apprend que Venty, troisieme empereur de la troisieme dynastie, cultivoit la terre de ses propres mains : aussi la Chine est-elle le pays le plus fertile & le plus peuplé du monde. On lit encore dans M. de Montesquieu, que chez les anciens Perses le huitieme jour du mois nommé chorrent-ruz, les rois quittoient leur faste pour manger avec les laboureurs. Ce qui me touche dans ces usages, ce n'est pas le stérile honneur que le souverain faisoit à la portion la plus nombreuse & la plus utile de ses sujets ; mais c'est le préjugé doux & légitime qu'il sentoit toute l'importance de leur état, & qu'il ne l'excédoit pas d'impositions. Or combien tous ces usages ne devoient-ils pas encourager l'agriculture & la population ? Combien ceux de nos jours n'y sont-ils pas contraires ? Nos anciens (dit un empereur de la famille des Tang, dans une ordonnance que l'on trouve dans le pere Duhalde) tenoient pour maxime, que s'il y avoit un homme qui ne labourât point, une femme qui ne s'occupât point à filer, quelqu'un souffroit le froid & la faim dans l'empire, & sur ce principe il fit détruire une infinité de monasteres de faquirs. On lit dans le premier tome de l'histoire de la Chine du pere Duhalde, que le troisieme empereur de la vingt-unieme dynastie fit fermer une mine d'où l'on avoit tiré des pierres précieuses, ne voulant pas fatiguer ses sujets à travailler pour des choses qui ne pouvoient ni les vêtir ni les nourrir. A ce propos, je ne puis m'empêcher de rapporter ici un mot du sage Locke : il disoit, " qu'il falloit toujours prêcher notre culte aux sauvages ; que quand ils n'en apprendroient qu'autant qu'il en faut pour se couvrir le corps d'habit, ce seroit toujours un grand bien pour les manufactures d'Angleterre ". Une colonie est nuisible, quand elle n'augmente pas l'industrie & le travail de la nation qui la possede.

PORCELAINE de la Chine

(Art de la poterie) la porcelaine qui est un des meubles les plus ordinaires des Chinois, & l'ornement de leurs maisons, a été si recherchée en Europe, & il s'y en fait encore un si grand commerce, qu'il est à propos d'exposer tous les détails de sa fabrique. On ne travaille à la porcelaine que dans une seule bourgade de la province de Kiang-si. Cette bourgade se nomme King-te-tching, & a plus d'un million d'ames. Le pere Dentrecolles y avoit une église, & parmi ses chrétiens il en comptoit plusieurs qui travailloient à la porcelaine, ou qui en faisoient un grand commerce ; c'est d'eux qu'il a tiré des connoissances exactes de toutes les parties de ce bel art. Outre cela, il s'est instruit par lui-même, & a consulté les livres chinois qui traitent de cette matiere ; nous ne pouvons donc rien faire de mieux que d'user ici de son mémoire, qui se trouve dans les lettres des Missionnaires, & dans l'histoire de la Chine du pere du Halde. Incertitude de l'époque de la porcelaine. Ce pere a cherché inutilement quel est celui qui a inventé la porcelaine. Les annales n'en parlent point, & ne disent pas même à quelle tentative, ni à quel hasard on est redevable de cette invention. Elles disent seulement que la porcelaine étoit anciennement d'un blanc exquis, & n'avoit nul défaut ; que les ouvrages qu'on en faisoit, & qui se transportoient dans les autres royaumes, ne s'appelloient pas autrement que les bijoux précieux de Ja-tcheou : plus bas on ajoute, la belle porcelaine qui est d'un blanc vif & éclatant, & d'un beau bleu céleste, sort toute de King-te-tching. Il s'en fait dans d'autres endroits, mais elle est bien différente soit pour la couleur, soit pour la finesse. En effet, sans parler des ouvrages de poterie qu'on fait par toute la Chine, auxquels on ne donne jamais le nom de porcelaine, il y a quelques provinces, comme celle de Canton & de Fokien, où l'on travaille en porcelaine ; mais les étrangers ne peuvent s'y méprendre : celle de Fokien est d'un blanc de neige qui n'a nul éclat, & qui n'est point mêlangée de couleurs. Des ouvriers de King-te-tching y porterent autrefois tous leurs matériaux, dans l'espérance d'y faire un gain considérable, à cause du grand commerce que les Européens faisoient alors à Emouy ; mais ce fut inutilement, ils ne purent jamais y réussir. L'empereur Cang-hi, qui ne vouloit rien ignorer, fit conduire à Peking des ouvriers en porcelaine, & tout ce qui s'employe à ce travail. Ils n'oublierent rien pour réussir sous les yeux du prince ; cependant on assure que leur ouvrage manqua. Il se peut faire que des raisons d'intérêt & de politique eurent part à ce peu de succès. Quoiqu'il en soit, c'est uniquement King-te-tching qui a l'honneur de donner de la porcelaine à toutes les parties du monde. Le Japon même vient en acheter à la Chine. Ce qu'il faut savoir sur la porcelaine. Tout ce qu'il y a à savoir sur la porcelaine, dit le pere Dentrecolles, se réduit à ce qui entre dans sa composition, & aux préparatif qu'on y apporte ; aux différentes especes de porcelaine, & à la maniere de les former ; à l'huile qui lui donne de l'éclat, & à ses qualités ; aux couleurs qui en font l'ornement, & à l'art de les appliquer ; à la cuisson, & aux mesures qui se prennent pour lui donner le degré de chaleur qui lui convient : enfin on finira par quelques réflexions sur la porcelaine ancienne, sur la moderne, & sur certaines choses qui rendent impraticables aux Chinois des ouvrages dont on a envoyé & dont on pourroit envoyer les desseins. Ces ouvrages où il est impossible de réussir à la Chine, se feroient peut-être facilement en Europe, si l'on y trouvoit les mêmes matériaux. Du nom de la matiere de la porcelaine. Mais avant que de commencer, il est à-propos de détromper ceux qui croiroient peut-être que le nom de porcelaine vient d'un mot chinois. A la vérité il y a des mots, quoiqu'en petit nombre, qui sont françois & chinois tout ensemble : ce que nous appellons thé par exemple, a pareillement le nom de thé dans la province de Fokien, quoiqu'il s'appelle tcha dans la langue mandarine ; mais pour ce qui est du nom de porcelaine, c'est si peu un mot chinois, qu'aucune des syllabes qui le composent ne peut ni être prononcée, ni être écrite par des chinois, ces sons ne se trouvant point dans leur langue. Il y a apparence que c'est des Portugais qu'on a pris ce nom, quoique parmi eux porcelana signifie proprement une tasse ou une écuelle, & que loca soit le nom qu'ils donnent généralement à tous les ouvrages que nous nommons porcelaine. Les Chinois l'appellent communément tse-ki. La matiere de la porcelaine se compose de deux sortes de terre, l'une appellée pe-tun-tse, & l'autre qu'on nomme ka-olin ; celle-ci est parsemée de corpuscules qui ont quelque éclat, l'autre est simplement blanche & très-fine au toucher. En même tems qu'un grand nombre de grosses barques remontent la riviere de Jaotheou à King-te-tching pour se charger de porcelaine, il en descend de Ki-mu en presque autant de petites, qui sont chargées de pe-tun-tse & de ka-olin réduits en forme de briques ; car King-te-tching ne produit aucun des matériaux propres à la porcelaine. Les pe-tun-tse dont le grain est si fin, ne sont autre chose que des quartiers de rochers qu'on tire des carrieres, & auxquels on donne cette forme. Toute sorte de pierre n'est pas propre à former le pe-tun-tse, autrement il seroit inutile d'en aller chercher à vingt ou trente lieues dans la province voisine. La bonne pierre, disent les Chinois, doit tirer un peu sur le verd...

POULS

La méthode des Chinois est presque entierement inconnue ; il y a lieu de présumer qu'elle n'est pas sans avantages ; il est au-moins très-assuré qu'elle peut piquer & satisfaire la curiosité.

PUSSA
S. f. (Idolât. chinoise) déesse des Chinois, que les Chrétiens nomment la Cibele chinoise. On la représente assise sur une fleur d'alisier, au haut de la tige de l'arbre. Elle est couverte d'ornemens fort riches, & toute brillante de pierreries. Elle a seize bras qu'elle étend, huit à droite & huit à gauche ; chaque main est armée de quelque chose, comme d'une épée, d'un couteau, d'un livre, d'un vase, d'une roue, & d'autres figures symboliques. Hist. de la Chine.

QUAN-TONou plutôt QUANG-TUNG
(Géog. mod.) province de la Chine, la douzieme de l'empire, & l'une des principales & des plus riches. Elle est bornée au nord-ouest par le Quangsi, au vrai nord par le Huquang, au nord-est par le Kiangs & le Fokieng, au midi par l'Océan, & au couchant par le Tonquin. On y jouit d'une grande température. Les moissons s'y font deux fois l'an. Le commerce y est très-vif en toutes sortes de marchandises, en or, en diamant, en perles, soie, fer, étain, cuivre, &c. L'abbé de Choisi dit qu'on y voit trois choses extraordinaires, un ciel sans nuage, des arbres toujours verds, & des hommes qui crachent le sang, parce qu'ils mâchent sans-cesse des feuilles de bétel, qui teint leur salive en rouge. Cette province contient dix métropoles. Quang-cheu est sa capitale ; c'est la même ville que les François nomment mal-à-propos Quanton ou Canton. Voyez QUANG-CHEU. (D.J.)

QUANG-CHEU
(Géog. mod.) quelques missionnaires jésuites écrivent Canton, d'autres Quanton, & d'autres Quangtung ; grande ville de la Chine, capitale de la province de Quanton, avec un port. Elle est dans un pays fertile, sur la riviere de Ta, & compte quinze autres villes dans son département. Les lettres édifiantes vous en donneront de grands détails. Je n'ose vous assurer qu'ils soient vrais. Long. 130. 43. lat. 23. 8.

QUANG-SI
(Géog. mod.) province de la Chine dans sa partie méridionale. Elle est bornée au nord par la province de Quiechen & d'Huquiang ; & par la province d'Huquiang & celle de Quanton ; sud par la même & par le Tonquin ; ouest par la province d'Iunnan. Elle est arrosée d'un grand nombre de rivieres qui la rendent fertile. Elle appartient en partie au Tunquin, & comprend onze cités. Longit. de Quiechu, capitale de cette province, 127. 16. lat. 25. 54. (D.J.)

QUEI

(Hist. nat.) nom que les Chinois donnent à une terre blanche fort douce au toucher, & assez semblable à ce qu'on appelle le talc de Venise. Les femmes s'en frottent le visage pour se rendre le teint uni & la peau douce. RIZ En général le riz se cultive dans les lieux humides & marécageux, & dans des pays chauds, du moins à en juger par les contrées où il est le plus en usage, & où il fait la principale nourriture des habitans. Tout le Levant, l'Egypte, l'Inde, la Chine, sont dans ce cas. Après avoir décrit la maniere dont le riz se cultive en Europe, il faut indiquer celle des Chinois, qui est le peuple le plus industrieux à tirer parti du terrein, & celui chez lequel la plus grande sagacité des laboureurs se porte à la culture du riz : pour y réussir, ils commencent par fumer extraordinairement les terres, & n'en pas laisser un seul endroit sans rapport avantageux. Les Chinois sont bien éloignés d'occuper la terre superflue en objets agréables, comme à former des parterres, à cultiver des fleurs passageres, à dresser des allées, & à planter des avenues d'arbres sans rapport ; ils croient qu'il est du bien public, &, ce qui les touche encore plus, de leur intérêt particulier, que la terre produise des choses utiles. Aussi toutes leurs plaines sont cultivées, & en plusieurs endroits elles donnent deux fois l'an. Les provinces du midi sont celles qui produisent le plus de riz, parce que les terres sont basses & le pays aquatique. Les Laboureurs jettent d'abord les grains sans ordre ; ensuite quand l'herbe a poussé à la hauteur d'un pié ou d'un pié & demi, ils l'arrachent avec sa racine, & ils en font de petits bouquets ou gerbes qu'ils plantent au cordeau ou en échiquier, afin que les épis appuyés les uns sur les autres, se soutiennent aisément en l'air, & soient plus en état de résister à la violence des vents. Quoiqu'il y ait dans quelques provinces des montagnes désertes, les vallons qui les séparent en mille endroits, sont couverts du plus beau riz. L'industrie chinoise a sçu applanir entre ces montagnes tout le terrein inégal qui est capable de culture. Pour cet effet, ils divisent comme en parterres, le terrein qui est de même niveau, & disposent par étages en forme d'amphitheâtre, celui qui suivant le penchant des vallons, a des hauts & des bas. Comme le riz ne peut se passer d'eau, ils pratiquent par-tout de distance en distance, & à différentes élévations, de grands réservoirs pour ramasser l'eau de pluie, & celle qui coule des montagnes, afin de la distribuer également dans tous leurs parterres de riz. C'est à quoi ils ne plaignent ni soins, ni fatigues, soit en laissant couler l'eau par sa pente naturelle des réservoirs supérieurs dans les parterres les plus bas, soit en la faisant monter des réservoirs inférieurs & d'étage en étage, jusqu'aux parterres les plus élevés. Ils inondent les campagnes de riz, de l'eau des canaux qui les environnent, en employant certaines machines semblables aux chapelets dont on se sert en Europe pour dessécher les marais, & pour vuider les bâtardeaux. Ensuite ils donnent à cette terre trois ou quatre labours consécutifs. Quand le riz commence à paroître, ils arrachent les mauvaises herbes qui seroient capables de l'étouffer. C'est ainsi qu'ils font d'abondantes récoltes. Après avoir cueilli leur riz, ils le font cuire légérement dans l'eau avec sa peau ; ensuite ils le sechent au soleil, & le pilent à plusieurs reprises. Quand on a pilé le riz pour la premiere fois, il se dégage de la grosse peau ; & la seconde fois, il quitte la pellicule rouge qui est au-dessous, & le riz sort plus ou moins blanc selon l'espece. C'est dans cet état qu'ils l'apprêtent de différentes manieres. Les uns lui donnent un court bouillon avec une sauce ; d'autres le mangent avec des herbes, ou des feves ; & d'autres plus pauvres, l'apprêtent simplement avec un peu de sel. Comme le riz vient dans les Indes à-peu-près de la même maniere qu'à la Chine, nous n'avons rien de particulier à en dire ; mais il se présente une observation à faire sur les lieux où le riz se cultive pour la nourriture de tant de monde. Il faut dans cette culture de grands travaux pour ménager les eaux, beaucoup de gens y peuvent être occupés. Il y faut moins de terre pour fournir à la subsistance d'une famille, que dans les pays qui produisent d'autres grains ; enfin la terre qui est employée ailleurs à la nourriture des animaux, y sert immédiatement à la subsistance des hommes. Le travail que font ailleurs les animaux, est fait là par les hommes ; & la culture des terres devient pour eux une immense manufacture. Voilà les avantages de la culture du riz, dans le rapport que cette culture peut avoir avec le nombre des habitans, & ce sont des vues dignes des législateurs. Je ne discuterai point ici s'il convient de favoriser, de permettre, ou de défendre la culture du riz dans ce royaume ; je sais bien qu'il y a 35 à 30 ans qu'elle a été défendue en Roussillon, par arrêt du conseil souverain de cette province, sur ce qu'on a cru que les exhalaisons des lieux marécageux où l'on seme le riz, y causoient des maladies & des mortalités. Il ne seroit pas difficile de rassurer les esprits là-dessus, & d'indiquer en même tems des moyens pour prévenir tous les inconvéniens que l'on en pourroit craindre : mais ce sont les avantages de cette culture qu'il faudroit peser ; & comme cette question a tant de branches par elle-même, & relativement au commerce, ce n'est pas ici le lieu de la discuter. Il suffit de bien connoître la maniere dont on peut s'y prendre pour cultiver utilement dans ce pays une plante d'un si grand usage, lorsqu'on le jugera nécessaire. (D.J.)

QUEICGEU
(Géog. mod.) prononcez Queitcheou ; province de la Chine, la quatorzieme en rang ; elle est bornée nord par la province de Suchuen, & par la province de Huquang ; sud-est par la province de Quangei ; sud-ouest par celle de Junnan : c'est un pays très-ingrat & hérissé de montagnes inaccessibles ; il est habité en partie par des barbares indépendans des Chinois. Long. de Gueiyang sa capitale, 122. 57. lat. 26. (D.J.) [Did1]

1753.6 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers.* Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
R-S
REGULO
S. m. (Hist. mod.) titre qu'on donne aux fils des empereurs de la Chine.
Le fils de l'empereur qui avoit alors la qualité de premier régulo, étoit seulement celui de ses enfans qui étoit le plus en faveur ; mais tout-à-coup les choses changerent de face : l'empereur fut instruit par quelques intelligences secrettes qu'il s'étoit ménagées, de l'innocence du prince héréditaire, qu'il avoit déposé, & des artifices qu'on avoit employés pour le perdre auprès de lui ; & singulierement que le régulo, pour lui succéder avoit eu recours à la magie, & à l'instigation de certains lama, ou prêtres tartares, avoit fait enterrer une statue dans la Tartarie, cérémonie qui avoit été accompagnée de plusieurs opérations magiques. L'empereur donna promtement des ordres pour se saisir du lama & déterrer la statue ; & le régulo eut son palais pour prison. Lettres édif. & cur.

RHUBARBE
S. f. (Botan. exot.) La vraie rhubarbe, ou celle de la Chine, est une racine que l'on nous apporte en morceaux assez gros, légers, inégaux, de la longueur de quatre, cinq ou six pouces, & de la grosseur de trois à quatre. Elle est jaune, ou un peu brune en-dehors, de couleur de safran en-dedans, jaspée comme la noix muscade, un peu fongueuse, d'un goût tirant sur l'âcre amer, & un peu astringent ; d'une odeur aromatique, & foiblement desagréable. Elle croît à la Chine. Il faut choisir soigneusement celle qui est nouvelle, qui n'est point cariée, pourrie, ni noire, qui donne la couleur de safran à l'eau, & qui laisse quelque chose de visqueux & de gluant sur la langue.
Selon la relation de ces deux peres jésuites, le thai-hoam, ou la rhubarbe, croît en plusieurs endroits de la Chine ; la meilleure est celle de Tie-chouen, celle qui vient dans la province de Xansi & dans le royaume de Thibet, lui est fort inférieure. Il en croît aussi ailleurs, mais dont on ne fait ici nul usage. Cette racine est d'une nature qui la rend très-difficile à sécher. Les Chinois, après l'avoir arrachée & nettoyée, la coupent en morceaux d'un ou de deux pouces, & la font sécher sur de grandes tables de pierre, sous lesquelles ils allument du feu ; ils tournent & retournent ces tronçons jusqu'à ce qu'ils soient bien secs. Comme cette opération ne suffit pas pour en chasser toute l'humidité, ils font un trou à chaque morceau de racine, puis ils enfilent tous ces morceaux en forme de chapelet, pour les suspendre à la plus forte ardeur du soleil, jusqu'à ce qu'ils soient en état d'être conservés sans danger de se corrompre.
Les Chinois emploient communément la rhubarbe en décoction ; mais quand c'est en substance, ils la préparent auparavant de la maniere suivante.

RITES TRIBUNAL DES
(Hist. mod.) c'est un tribunal composé de mandarins & de lettrés chinois, dont la destination est de veiller sur les affaires qui regardent la religion, & d'empÊCher qu'il ne s'introduise dans le royaume de la Chine, les superstitions & innovations que l'on voudroit y prÊCher. Ce tribunal est, dit-on, presqu'aussi ancien que la monarchie ; les mandarins qui le composent sont de la secte des lettrés, c'est-à-dire, ne suivent aucune des superstitions adoptées par des bonzes & par le vulgaire. Cependant on accuse quelques-uns de ces lettrés de se livrer en particulier à des pratiques superstitieuses, qu'ils désavouent & condamnent en public. On croit que c'est à ce tribunal que la Chine est redevable de la durée des principes de la religion des lettrés chinois, qui est exempte d'idolatrie, vû qu'elle n'admet qu'un seul dieu, créateur & conservateur de l'univers. Voyez TYEN-TCHU.
Le tribunal des rites a donc le département des affaires religieuses ; il est chargé de faire observer les anciennes cérémonies ; les arts & les sciences sont sous sa direction, & c'est lui qui examine les candidats qui veulent prendre des degrés parmi les lettrés. Il fait les dépenses nécessaires pour les sacrifices & pour l'entretien des temples ; enfin c'est lui qui reçoit les ambassadeurs étrangers, & qui regle le cérémonial que l'on doit observer. Ce tribunal s'appelle li-pu ou li-pou parmi les Chinois.

ROLLIER
ROLLIER DE LA CHINE, galgulus sinensis, oiseau qui est à-peu-près de la grosseur du geai ; il a onze pouces & demi de longueur depuis la pointe du bec jusqu'à l'extrêmité de la queue, & dix pouces six lignes jusqu'au bout des ongles ; le bec a un pouce & demi de longueur depuis la pointe jusqu'aux coins de la bouche ; l'envergure est d'un pié trois pouces : les aîles étant pliées s'étendent un peu au-delà du tiers de la longueur de la queue. La tête, la face supérieure du cou, le dos, le croupion & les plumes du dessus de la queue sont vertes ; il y a de chaque côté de la tête une large bande noire qui s'étend depuis le bec jusqu'à l'occiput en passant sur les yeux. La gorge, la face inférieure du cou, la poitrine, le ventre, les côtés du corps & les plumes du dessous de la queue sont d'un blanc jaunâtre mêlé d'une teinte de verd ; les jambes ont une couleur grise, les plumes de la face inférieure des aîles sont d'un gris brun ; il y a dans chaque aîle dix - huit grandes plumes ; la premiere est très-courte, & la cinquieme est la plus longue de toutes ; les cinq extérieures sont d'un brun tirant sur l'olivâtre ; les trois plumes qui suivent, ont la même couleur ; mais elle est mêlée d'un peu de couleur de marron sur les barbes extérieures le long du tuyau de chaque plume ; la neuvieme & la dixieme sont de couleur de marron du côté extérieur du tuyau, & d'un brun mêlé de couleur de marron du côté intérieur ; la onzieme & la douzieme ont une couleur brune tirant sur l'olivâtre, & mêlée d'un peu de couleur de marron ; la couleur des autres plumes est d'un brun tirant sur l'olivâtre, sans mêlange d'autres couleurs ; les trois dernieres plumes ont l'extrêmité d'un blanc mêlé d'une légere teinte de verd. La queue est composée de douze plumes ; les deux du milieu ont la même couleur que le dos ; les autres sont vertes depuis leur origine jusqu'aux deux tiers de leur longueur du côté extérieur du tuyau, & d'un gris blanc tirant sur le verd, du côté intérieur ; le reste de la plume a une couleur noirâtre, à l'exception de l'extrêmité qui est d'un gris blanc tirant sur le verd ; il y a d'autant plus de noirâtre, & d'autant moins de gris blanc, que la plume est plus extérieure ; les deux plumes du milieu sont les plus longues ; les autres diminuent successivement de longueur jusqu'à la premiere qui est la plus courte. L'iris des yeux & le bec sont rouges ; les piés & les ongles ont une couleur rouge plus pâle. On trouve cet oiseau à la Chine. Ornit. de M. Brisson, tom. II. Voyez OISEAU.

ROUGE-QUEUE
ROUGE-QUEUE de la Chine, oiseau de la grosseur de la linote rouge ; il a le bec épais, court & brun, & l'iris des yeux blanc ; la tête & le derriere du cou sont d'un beau pourpre bleuâtre ; le dos est verd ; les plumes des épaules & les petites des aîles ont une couleur jaune verdâtre ; les grandes plumes extérieures des aîles, sont d'un rouge sombre & pourpré, les autres ont une couleur rouge mêlée de verd ; la gorge, la poitrine, le ventre & les cuisses sont d'un très-beau rouge, couleur d'écarlate ; la queue est composée de douze plumes, toutes d'un rouge sombre ; les piés sont jaunes. On trouve cet oiseau à la Chine. Hist. nat. des oiseaux, par Derham, tom. III. Voyez OISEAU.

ROYAUME
Ainsi dans l'ancien royaume de la Chine, les Tartares se rendirent maîtres de ce vaste empire l'an 1279 ; les Chinois les en chasserent l'an 1369 ; mais en 1644, les Tartares soumirent de nouveau l'empire de la Chine. Alors Xunchi en fut déclaré roi, & c'est un de ses descendans qui le gouverne aujourd'hui.

RUSSIE
Dans l'état qu'il est aujourd'hui, la nation russe est la seule qui trafique par terre avec la Chine ; le profit de ce commerce est pour les épingles de l'impératrice. La caravane qui se rend de Pétersbourg à Pékin, emploie trois ans en voyage & au retour. Aussitôt qu'elle arrive à Pékin, les marchands sont renfermés dans un caravanserai, & les Chinois prennent leur tems pour y apporter le rebut de leurs marchandises qu'ils sont obligés de prendre, parce qu'ils n'ont point la liberté du choix. Ces marchandises se vendent à Pétersbourg à l'enchere, dans une grande salle du palais italien ; l'impératrice assiste en personne à cette vente ; cette souveraine fait elle-même des offres, & il est permis au moindre particulier d'encherir sur elle ; aussi le fait-on, & chacun s'empresse d'acheter à très-haut prix.

SANTSI
S. m. (Botan. exot.) nom donné par les Chinois à une plante célébre chez eux contre les hémorrhagies. Nos missionnaires rapportent que cette plante croît sans culture sur les montagnes ; sa principale racine est épaisse de 4 doigts, & fournit plusieurs radicules moins grosses, mais qui sont les seules d'usage : elles ont l'écorce rude & brune en-dehors, lisse & jaune en-dedans ; la principale racine jette huit tiges, dont celle du milieu élevée beaucoup au-dessus des autres, porte des bouquets de fleurs. On multiplie le santsi en coupant transversalement la maîtresse racine en diverses tranches, qu'on met en terre à la profondeur d'un pouce, & en 3 ans la plante acquiert toute sa perfection. (D.J.)

SAPIN
4. Le grand sapin de la Chine ; ses feuilles sont bleuâtres en-dessous, & disposées sur les branches en maniere de peigne. Ses cônes sont plus gros & plus longs que ceux des sapins d'Europe, ils ont sur l'arbre la pointe tournée en-haut ; leurs écailles ainsi que les feuilles sont terminées par un filet épineux.
5. Le très-grand sapin de la Chine ; c'est une variété qui ne differe de l'arbre précédent, que parce qu'elle prend encore plus d'élévation & que les écailles de ses cônes ne sont pas épineuses. Mais ces deux sortes de sapins de la Chine, n'ayant point encore passé en Europe, on n'en peut parler que fort superficiellement.

SAVEL
S. m. (Hist. nat. Ichthyolog.) nom donné par les Portugais à une espece de poisson qui abonde sur les côtes de la Chine, & qu'on pêche dans la riviere de Kiang, près Nanking. Les premiers eunuques de la cour en remplissent plusieurs bateaux, & enterrent tout de suite ce poisson dans de la glace pilée, pour la provision d'été de l'empereur. Les bâtimens dans lesquels ils les transportent, sont de la plus grande propreté, & tous les autres vaisseaux sont obligés de se ranger sur leur passage. (D.J.)

SCHAN
S. m. (Comm.) que les Chinois appellent cati, est un poids dont on se sert dans le royaume de Siam. Le cati chinois vaut deux schans siamois, ensorte que celui de la Chine vaut seize taels, & celui de Siam seulement huit. Quelques-uns mettent le cati chinois à vingt taels, & le siamois à la moitié.
Le tael pese quatre baats ou titals, chacun d'environ demi-once, le baat quatre selings ou mayons, le mayon deux fouangs, le fouang quatre payes, la paye deux clams, la sompaye un demi-fouang. Le clam pese 12 grains de ris, ainsi le tical ou baat pese 768 de ces grains.
Il faut remarquer que la plûpart de ces poids passent aussi pour monnoies ou de compte, ou réelles, l'argent y étant une marchandise, & se vendant au poids. Voyez CATI, TAEL, TICAL, &c. Diction. de Com. & de Trév.

SE-TSE ou TSE-TSE
(Hist. nat. Botan.) espece de figues, qui ne croissent qu'à la Chine, & sur-tout dans les provinces de Chan-tong & de Yun-nan. Ces figues ont un parfum délicieux ; l'arbre qui les produit est de la grandeur d'un noyer, dont les feuilles sont d'un très-beau verd d'abord, mais ensuite elles deviennent d'un rouge très-vif. Le fruit est de la grosseur d'une pomme médiocre ; il jaunit à mesure qu'il mûrit. Lorsqu'on fait sécher ces figues, elles se couvrent à l'extérieur d'un enduit semblable à du sucre.

SEPULTURE des Chinois
(Hist. de la Chine) les sépultures de ce peuple sont hors des villes, & autant qu'on le peut sur des hauteurs ; souvent on y plante des pins & des cyprès. Jusqu'à environ deux lieues de chaque ville, on trouve des villages, des hameaux, des maisons dispersées çà & là, & diversifiées de bosquets & de petites collines couvertes d'arbres, & fermées de murailles. Ce sont autant de sépultures différentes, lesquelles forment un point de vue qui n'est point désagréable. La plûpart des sépulchres chinois sont bien blanchis, & faits en forme de fer à cheval. On écrit le nom de la famille sur la principale pierre. Les pauvres se contentent de couvrir le cercueil de chaume, ou de terre élevée de cinq à six piés, en forme de pyramide ; plusieurs enferment le cercueil dans une petite loge de brique, représentant un tombeau.
Pour ce qui est des grands & des mandarins, leurs sépultures sont d'une assez belle structure. Ils construisent une voute dans laquelle ils renferment le cercueil : ils forment au-dessus une élevation de terre battue, haute d'environ douze piés & de huit ou dix pouces de diametre, qui a à-peu-près la figure d'un chapeau ; ils couvrent cette terre de chaux & de sable, dont ils font un mastic, afin que l'eau ne puisse pas y pénétrer ; ils plantent tout autour avec symmétrie des arbres de différentes especes. Vis-à-vis est une longue & grande table de marbre blanc & poli, sur laquelle est une cassolette, deux vases & deux candelabres aussi de marbre. De part & d'autre, on range en plusieurs files des figures d'officiers, d'eunuques, de soldats, de lions, de chevaux sellés, de chameaux, de tortues, & d'autres animaux en différentes attitudes, qui marquent du respect & de la douleur, autant que leurs artistes sont capables d'exprimer les passions ; vous trouverez les détails de leurs funérailles au mot FUNERAILLES des chinois. (D.J.)

SI-FAN
(Géog. mod.) vaste pays de la Tartarie asiatique. Dans la carte que les jésuites ont donnée du Tibet, le pays de Si-Fan est distinctement marqué comme borné à l'est par la province de Se-chuen au nord par le pays de Coconor, & à l'ouest par la riviere de Tsacho-Tsitsirhana.
Suivant cette position, le pays de Si-fan est entre 29 degrés 54 minutes & 33 degrés 40 minutes de latitude, & entre 12 degrés 30 minutes & 18 degrés 20 minutes de longitude, ouest de Pekin. Sa figure forme un triangle, dont la base qui est au nord, offre environ 300 milles de longueur ; & les deux autres côtés qui font un angle au sud, sont chacun environ de 245 milles. C'est encore aujourd'hui ce qui reste aux Si-fans d'un domaine qui comprenoit tout le Tibet, & même quelques territoires de la Chine. On peut inférer de-là & de la conformité qui subsiste entre les langues du Si-fan & du Tibet, que les Chinois étendent le nom de Si-fan à toute cette région, & quelquefois à toutes les nations qui sont à l'ouest de l'empire de la Chine.
Suivant les apparences, c'est ce grand empire de Si-fan, comprenant tout l'espace qui est entre la Chine & l'Indoustan, avec toutes les vastes plaines & les deserts au nord & à l'ouest habités par les Tartares éluths, qui portoit autrefois le nom de Tangut, Tanguth, ou Tankut. On a d'autant moins sujet d'en douter, que la langue & les caracteres du Tibet, qui sont encore en usage dans le pays de Si-fan, conservent le nom de langue & de caracteres de Tangut.
Suivant les historiens chinois, l'année 1227 est l'époque de l'entiere ruine des Si - fans, après de longues guerres qu'ils ont eues avec les empereurs de la Chine. Leur état présent ne ressemble guere à celui où ils étoient anciennement ; car ils n'ont pas une seule ville, au-lieu qu'autrefois ils formoient une nation nombreuse & puissante.
Les lamas qui les gouvernent, ne les inquietent pas beaucoup, pourvu qu'ils leur rendent certains honneurs, & qu'ils payent exactement les droits de fo, ce qui va à très-peu de chose. Ces droits semblent être des especes de dixmes religieuses. Les Si-fans ont toujours suivi la religion de Fo, & ont toujours choisi leurs ministres d'état & quelquefois leurs généraux parmi les lamas. Les livres & les caracteres de leurs chefs, sont ceux du Tibet. Quoique voisins des Chinois, leurs coutumes & leurs cérémonies ressemblent peu à celles de la Chine ; par exemple, dans les visites que les Si-fans rendent à ceux qu'ils respectent, ils leur présentent un grand mouchoir blanc, de coton, ou de soie. Ils ont aussi quelques usages établis parmi les Tartares-kalks, & d'autres de ceux du Coconor.
Les Si-fans ne reconnoissent qu'à-demi l'autorité des mandarins chinois, & ne se hâtent guere de répondre à leurs citations : ces officiers n'osent même les traiter avec rigueur, ni entreprendre de les forcer à obéir ; parce qu'il seroit impossible de les poursuivre dans l'intérieur de leurs affreuses montagnes dont le sommet est couvert de neige, même au mois de Juillet : d'ailleurs, la rhubarbe croissant en abondance dans leur pays, les Chinois les ménagent pour en tirer cette marchandise précieuse. (D.J.)

SI-GAN
(Géog. mod.) SI-GAN-FU, & par le pere le Comte, qui estropie tous les noms, SIGNANFOU, grande ville de la Chine, dans la province de Xenxi où elle a le rang de premiere métropole de la province. Elle est bâtie sur le bord de la riviere de Guci, en forme d'amphitheâtre : ses environs sont agréables & fertiles. Longitude, suivant le pere Gaubil, 125. 3. 15. latit. 32. 6.
Rien, selon les jésuites, n'a rendu cette ville plus remarquable que la découverte qui s'y fit en 1625, d'une inscription de plusieurs pages, qui nous apprend que la religion chrétienne est entrée à la Chine en 631. On trouvera cette inscription dans toutes les relations & dans le dictionnaire de la Martiniere. Ce n'est cependant autre chose qu'une fraude pieuse, une piece manifestement supposée, comme M. de la Crose l'a prouvé sans réplique. En vain les peres Magalhanès & le Comte établissent la venue de l'apôtre Saint Thomas à la Chine, M. Maigrot, évêque de Conon, & vicaire apostolique dans ce même royaume, reconnoît que les missionnaires ont pris pour l'apôtre Saint Thomas, un certain Tamo, ce sont ses propres termes, l'un des plus insignes fripons qui soient jamais entrés à la Chine, & qui n'y vint qu'après l'an 582. (D.J.)

SIAMPART
S. m. (Marine) petit bâtiment de la Chine qui a une voile, deux, quatre, ou six rames, & qui peut porter vingt-cinq à trente hommes. Il navige terre à terre, & va très-vite.

SIEOUTSAI
(Hist. mod.) c'est ainsi qu'on nomme à la Chine le premier grade des lettres ; il répond à celui de nos bacheliers. Pour y être admis, il faut que les étudians aient subi un examen, qui consiste à composer un ouvrage sur une matiere qui leur a été donnée par un mandarin envoyé par la cour : lorsqu'ils ont réussi, ils obtiennent ce premier grade, & commencent à jouir de plusieurs privileges, comme de porter une robe bleue bordée de noir, & un oiseau d'argent sur leur bonnet. Ils sont soumis à un supérieur particulier, qui seul a droit de les punir ; car dès-lors qu'ils sont admis, ils ne sont plus sujets à recevoir la bastonnade par ordre des magistrats ordinaires. Les sieoutsai sont obligés de subir un nouvel examen, qui ne se fait que tous les trois ans dans la capitale de chaque province, en présence des mandarins & de deux commissaires de la cour ; ceux dont les ouvrages ont été approuvés, sont déclarés kirgin. Voyez cet article.

SINNING
(Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Quantung, au département de Quangcheu, premiere métropole de la province. Latit. 31. 47. (D.J.)

SOEN SOUN ou TSSONN
s. m. (Marine) nom qu'on donne à la Chine, aux principaux & aux plus ordinaires vaisseaux marchands ou de guerre.

SOIE
Soies de la Chine & du Japon. Différentes provinces de la Chine sont si abondantes en meuriers, & d'un climat si favorable aux vers à soie, qu'on ne sauroit concevoir combien elles produisent de soie ; la seule province de Tchekiam pourroit suffire à en fournir toute la Chine, & même une grande partie de l'Europe. Les soies de cette province sont les plus estimées, quoique celles de Nanquin & de Canton soient excellentes.
Le trafic des soies est le principal commerce de la Chine, & celui qui occupe le plus de monde. Mais les marchands européens qui y trafiquent, sur-tout en soies travaillées, doivent bien prendre garde au filage, &c. parce que ces soies sont sujettes à avoir beaucoup de dechet, comme la compagnie françoise des Indes orientales l'a éprouvé depuis peu à ses dépens.

SOME
S. f. (Marine chinoise) vaisseau dont les Chinois se servent pour naviguer sur mer, & qu'ils nomment tchouen. Les Portugais ont appellé ces sortes de vaisseaux soma, sans qu'on sache la raison de cette dénomination. Les somes (car nous avons francisé le mot portugais), ne peuvent point se comparer à nos vaisseaux européens, ni pour l'art de leur construction, ni pour leur grandeur, puisqu'ils ne portent guere au-delà de deux cent cinquante tonneaux, & s'il est vrai que la connoissance de la navigation soit fort ancienne chez les Chinois, il est certain qu'ils ne l'ont pas plus perfectionnée que leurs autres sciences. Leurs tchouen ou somes ne sont à proprement parler que des barques plattes à deux mâts : ils n'ont guere que 80 à 90 piés de longueur ; la proue coupée & sans éperon, est relevée en haut de deux especes d'ailerons en forme de cornes, qui font une figure assez bizarre ; la poupe est ouverte en-dehors, par le milieu, afin que le gouvernail y soit à couvert des coups de mer ; ce gouvernail qui est large de 5 à 6 piés, peut s'élever & s'abaisser par le moyen d'un cable qui le soutient sur la poupe. Ces vaisseaux n'ont ni artimon, ni beaupré, ni mâts de hune ; toute leur mâture consiste dans le grand mât & le mât de misaine, auxquels ils ajoutent quelquefois un fort petit mât de perroquet, qui n'est pas d'un grand secours ; le grand mât est placé assez près du mât de misaine, qui est fort sur l'avant ; la proportion de l'une à l'autre, est communément comme 2 à 3. & celle du grand mât au vaisseau, ne va jamais au - dessous, étant ordinairement plus des deux tiers de toute la longueur du vaisseau. Leurs voiles sont faites de natte de bambou ou d'une espece de cannes communes à la Chine, lesquelles se divisent par feuilles en forme de tablettes, arrêtées dans chaque jointure, par des perches qui sont aussi de bambou ; en - haut & en - bas sont deux pieces de bois : celle d'en-haut sert de vergue : celle d'enbas, faite en forme de planche, & large d'un pié & davantage, sur cinq à six pouces d'épaisseur, retient la voile lorsqu'on veut la hisser, ou qu'on veut la ramasser. Ces sortes de bâtimens ne sont nullement bons voiliers, ils tiennent cependant mieux le vent que les nôtres, ce qui vient de la roideur de leurs voiles, qui ne cedent point au vent ; mais aussi comme la construction n'en est pas avantageuse, ils perdent à la dérive l'avantage qu'ils ont sur nous en ce point. Ils ne calfatent point leurs somes & autres vaisseaux avec du goudron comme on fait en Europe ; leur calfas est fait d'une espece de gomme particuliere, & il est si bon, qu'un seul puits ou deux, à fonds de cale du vaisseau, suffit pour le tenir sec. Jusqu'ici ils n'ont eu aucune connoissance de la pompe. Leurs ancres ne sont point de fer comme les nôtres ; elles sont d'un bois dur & pesant, qu'ils appellent pour cela tie mou, c'est-à-dire bois de fer. Ils prétendent mal - à - propos que ces ancres valent beaucoup mieux que celles de fer, parce que, disent-ils, celles-ci sont sujettes à se fausser, ce qui n'arrive pas à celles de bois qu'ils employent : cependant, pour l'ordinaire, elles sont armées de fer aux deux extrêmités. Les Chinois n'ont sur leur bord ni pilote, ni maître de manoeuvre ; ce sont les seuls timonniers qui conduisent la some, & qui commandent la manoeuvre. Il faut avouer néanmoins qu'ils sont assez bons pilotes côtiers, mais mauvais pilotes en haute mer ; ils mettent le cap sur le rumb qu'ils croyent devoir faire, & sans s'embarrasser des élans du vaisseau, ils courent ainsi comme ils le jugent à propos. Voyez de plus grands détails dans l'histoire de la Chine, du pere du Halde. (D.J.)

SOUN
S. m. (Marine) ce sont à la Chine les principaux bâtimens, tant de guerre que vaisseaux marchands. Les plus grands de charge sont de 300 lastes ; ceux qu'on équipe en guerre, ne passent pas 100.

SUCHUEN
(Géog. mod.) province de la Chine. Elle ne cede ni pour la grandeur ni pour l'abondance à aucune autre de l'empire. Le fleuve Kiang la coupe en deux parties. La province de Huquang la borne à l'orient, le royaume de Tibet à l'occident, la province de Xensi au nord, & celle de Junnan au midi. Elle produit beaucoup de fer, d'étain & de plomb. Cette province est la sixieme en rang. On y compte huit métropoles, six grandes cités, quatre villes militaires, une cité militaire, & plusieurs forteresses qui en dépendent. Ching-Tu est la capitale de la province. (D.J.)

SUCU
S. m. (Hist. nat. Botan. exot.) espece de pommier fort commun à la province de Canton à la Chine. Son fruit est un peu plus gros que les renettes ; il est presque rond, & de couleur rougeâtre ; on le seche comme nos figues, afin de le conserver toute l'année.

SUIF
SUIF, bois de, (Hist. nat.) on trouve à la Chine un arbre qui fournit une substance parfaitement semblable à du suif. Le fruit de cet arbre est renfermé dans une enveloppe qui, lorsque le fruit est mûr, s'ouvre d'elle-même comme celle de nos châtaignes, il en sort deux ou trois fruits de la grosseur d'une noisette, dont la pulpe a les mêmes propriétés que le suif, & qui, fondue avec un peu d'huile ou de cire, devient propre à faire des chandelles, dont on fait usage dans tout l'empire de la Chine. Pour séparer cette espece de suif de son fruit, on le pulvérise, après quoi on le fait bouillir dans de l'eau, à la surface de laquelle il surnage une substance semblable à de l'huile, qui se condense lorsqu'elle est refroidie, & qui prend la même consistance que le suif. On mêle dix parties de cette substance avec trois parties d'huile de lin & avec un peu de cire, afin de lui donner de la solidité, & pour l'empêcher de s'attacher aux doigts. Les Chinois donnent la forme d'un segment de cône aux chandelles faites de cette substance, que l'on y colore quelquefois en y incorporant des couleurs avec des parfums, pour en rendre l'odeur plus agréable. Les meches que l'on y met sont de coton.

SUKOTYR ou SUKOTARIO
s. m. (Zoolog.) nom que les Chinois donnent à un très-gros animal remarquable par ses cornes, & qui paroît être le taureau carnivore des anciens. Cet animal est de la grandeur d'un grand boeuf ; il a le museau approchant de celui d'un cochon ; deux oreilles longues & rudes ; une queue épaisse & touffue. Ses yeux sont placés perpendiculairement dans la tête, d'une maniere tout-à-fait différente de ce qu'ils sont dans d'autres animaux. De chaque côté de la tête, tout proche des yeux, il sort une longue corne ou plutôt une dent, non pas tout-à-fait aussi épaisse que la dent d'un éléphant. Il païît l'herbe dans les endroits deserts & éloignés. Nieuhof, dont nous tenons cette description & qui nous a donné la figure de cet animal, ajoute, sans en être peut-être trop instruit, qu'on le prend fort rarement. Nous ne connoissons en Europe de cette bête que sa paire de cornes, qui est d'une grandeur extraordinaire, & dont le chevalier Hans Sloane, qui en avoit dans son cabinet, a communiqué le détail suivant à MM. de l'académie des Sciences. Ces cornes furent trouvées dans un magasin qu'avoit à Wapping M. Doyly, homme fort curieux, & dont une certaine étoffe d'été porte le nom. Il en fit présent au chevalier Hans. Elles étoient assez gâtées, & les vers les avoient rongées profondément dans leur surface en divers endroits ; personne ne put instruire M. Doyly de quel pays elles étoient venues, ni en quel tems, & de quelle maniere elles avoient été mises dans ce magasin. Quoiqu'il en soit, on les a représentées dans les Mémoires de l'académie de Sciences, année 1727. Elles sont assez droites à une distance considérable de la base, & puis se courbant, elles vont insensiblement se terminer en pointe. Elles ne sont pas rondes, mais un peu plates & comprimées, avec des sillons larges & transversaux sur leur surface, ondées par-dessous. La grandeur des deux cornes n'est pas tout-à-fait la même ; la plus longue a six piés six pouces & demi, mesure d'Angleterre ; son diametre à la base est de sept pouces, & sa circonférence d'un pié & demi. Elle pesoit vingt-deux livres, & contenoit dans sa cavité un galon & une pinte d'eau. L'autre corne étoit un peu plus petite, pesoit par conséquent un peu moins, & ne contenoit pas tout-à-fait autant de liqueur. [Did1,Did2]

1753.7 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
T-Z
TAEL
S. m. (Poids chinois) les Portugais disent telle, & les Chinois, leam. C'est un petit poids de la Chine, qui revient à une once deux gros de France, poids de marc ; il est particulierement en usage du côté de Canton. Les seize taels font un catis, cent catis font le pic, & chaque pic fait cent vingt-cinq livres poids de marc. Savary. (D.J.)

TAIKI
TAI-KI, (Hist. mod. Philosophie) ce mot en chinois signifie le faîte d'une maison. Une secte de philosophes de la Chine, appellée la secte des ju-kiau, se sert de ce mot pour désigner l'Etre suprême, ou la cause premiere de toutes les productions de la nature. Voyez JU-KIAU.

TAIYVEN
(Géog. mod.) ville de la Chine, premiere métropole de la province de Xanci, sur le bord du fleuve Fuen. Elle est grande, peuplée & décorée de superbes édifices. Son territoire est d'une vaste étendue, & renferme plusieurs villes & plusieurs temples dédiés à des héros. Elle est, selon le P. Martini, de 4 degrés 35 minutes plus occidentale que Péking, sous 38°. 33'. de latitude. (D.J.)

TAMLING
S. m. (Com.) c'est le nom que les Siamois donnent à une espece de monnoie & de poids que les Chinois appellent taël. Le taël de Siam est de plus de la moitié plus foible que le taël de la Chine ; ensorte que le cati siamois ne vaut que huit taëls chinois, & qu'il faut vingt taëls siamois pour le cati chinois. A Siam, le tamling ou taël se subdivise en quatre ticals ou baats, le tical en quatre mayons ou selings, le mayon en deux fouangs, chaque fouang en deux sompayes, la sompaye en deux payes, & la paye en deux clams, qui n'est qu'une monnoie de compte ; mais qui, en qualité de poids, pese douze grains de riz ; ensorte que le tamling ou taël siamois est de sept cent soixante-huit grains. Voyez TAEL, Dictionn. de Commerce.

TANGUT
(Géog. mod.) royaume d'Asie, dans la Tartarie chinoise. Il est borné au nord par les états du grand chan des Calmoucks, au midi par la province d'Ava, au levant par la Chine, & au couchant par les états du Mogol. On le divise en deux parties, dont la septentrionale est appellée le Tibet, & la méridionale le Tangut propre. C'est le patrimoine du dalaï-lama qui est le souverain pontife de tous les Tartares payens ; mais il ne se mêle que du spirituel : le contaisch, grand chan des Calmoucks, gere le temporel. Le dalaï-lama habite un couvent qui est sur le sommet d'une haute montagne, dont le pié est occupé par plusieurs centaines de prêtres de sa secte. Le royaume de Tangut s'étend depuis le 94 jusqu'à 100 degré de longit. & depuis le 30 deg. jusqu'au 35 de latit. (D.J.)

TARTARE
Ainsi, dans la moitié de la Chine, & la moitié de l'Indoustan, presque toute la Perse jusqu'à l'Euphrate, les frontieres de la Russie, Casan, Astracan, toute la grande Tartarie, furent subjugués par Genghis, en près de dix - huit années. En revenant des Indes par la Perse & par l'ancienne Sogdiane, il s'arrêta dans la ville de Toncat, au nord-est du fleuve Jaxarte, comme au centre de son vaste empire. Ses fils victorieux, les généraux, & tous les princes tributaires, lui apporterent les trésors de l'Asie. Il en fit des largesses à ses soldats, qui ne connurent que par lui, cette espece d'abondance. C'est de-là que les Russes trouvent souvent des ornemens d'argent & d'or, & des monumens de luxe enterrés dans les pays sauvages de la Tartarie. C'est tout ce qui reste de tant de déprédations. Genghis tint dans les plaines de Toncat une cour triomphale, aussi magnifique qu'avoit été guerriere celle qui autrefois lui prépara tant de triomphes. On y vit un mêlange de barbarie tartare, & de luxe asiatique ; tous les chans & leurs vassaux, compagnons de ses victoires, étoient sur ces anciens chariots scythes, dont l'usage subsiste encore jusque chez les Tartares de la Crimée ; mais les chars étoient couverts des étoffes précieuses, de l'or, & des pierreries de tant de peuples vaincus. Un des fils de Genghis, lui fit dans cette diete, un présent de cent mille chevaux. Ce fut ici qu'il reçut les adorations de plus de cinq cent ambassadeurs des pays conquis. De-là, il courut à Tangut royaume d'Asie, dans la Tartarie chinoise, pour remettre sous le joug ses habitans rébelles. Il se proposoit, âgé d'environ 70 ans, d'achever la conquête du grand royaume de la Chine, l'objet le plus chéri de son ambition ; mais une maladie l'enleva dans son camp en 1226, lorsqu'il étoit sur la route de cet empire, à quelques lieues de la grande muraille. Jamais ni avant, ni après lui, aucun homme n'a subjugué tant de peuples. Il avoit conquis plus de dix-huit cent lieues de l'orient au couchant, & plus de mille du septentrion au midi. Mais dans ses conquêtes, il ne fit que détruire ; & si on excepte Bozharah, & deux ou trois autres villes dont il permit qu'on réparât les ruines, son empire de la frontiere de Russie jusqu'à celle de la Chine, fit une dévastation.

TAUT-SE
S. f. (Hist. mod.) c'est le nom d'une secte de la Chine, dont Lao-kiun est le fondateur, & qui a un grand nombre de partisans dans cet empire. Les livres de Lao-kiun se sont conservés jusqu'à ce jour ; mais on assure qu'ils ont été altérés par ses disciples, qui y ont ajouté un grand nombre de superstitions. Ces ouvrages renferment des préceptes de morale propres à rendre les hommes vertueux, à leur inspirer le mépris des richesses, & à leur inculquer qu'ils peuvent se suffire à eux-mêmes. La morale de Lao-kiun est assez semblable à celle d'Epicure ; elle fait consister le bonheur dans la tranquillité de l'ame, & dans l'absence des soins qui sont ses plus grands ennemis. On assure que ce chef de secte admettoit un dieu corporel. Ses disciples sont fort adonnés à l'alchymie, ou à la recherche de la pierre philosophale ; ils prétendent que leur fondateur avoit trouvé un elixir au moyen duquel on pouvoit se rendre immortel. Ils persuadent de plus au peuple qu'ils ont un commerce familier avec les démons, par le secours desquels ils operent des choses merveilleuses & surnaturelles pour le vulgaire. Ces miracles, joints à la faculté qu'ils prétendent avoir de rendre les hommes immortels, leur donnent de la vogue, sur-tout parmi les grands du royaume & les femmes ; il y a eu même des monarques chinois à qui ils en ont imposé. Ils ont plusieurs temples dédiés aux démons en différens endroits de l'empire ; mais la ville de Kiangsi est le lieu de la résidence des chefs de la secte ; il s'y rend une grande foule de gens qui s'adressent à eux pour être guéris de leurs maladies, & pour savoir l'avenir ; ces imposteurs ont le secret de leur tirer leur argent, en place duquel ils leur donnent des papiers chargés de caracteres magiques & mystérieux. Ces sorciers offrent en sacrifice aux démons un porc, un oiseau & un poisson. Les cérémonies de leur culte sont accompagnées de postures étranges, de cris effrayans, & d'un bruit de tambour qui étourdit ceux qui les consultent, & leur fait voir tout ce que les imposteurs veulent. Voyez Duhalde, hist. de la Chine.

TAYOVA ou TAYVAN
(Géog. mod.) petite île de la Chine, sur la côte occidentale de l'île Formose : ce n'est proprement qu'un banc de sable aride de près d'une lieue de longueur, & d'un mille de large ; mais ce banc est fameux dans les relations des voyageurs, parce que les Hollandois s'en rendirent maîtres & y bâtirent une forteresse qu'ils nommerent le fort de Zélande. Les Chinois s'en emparerent en 1662, & y tiennent une garnison. Le havre de Tayovan est très-commode, parce qu'on y peut aborder en toutes saisons. Lat. 22. 23. (D.J.)

TCHA-HOA
(Hist. nat. Botan. exot.) genre de plante d'un grand ornement dans les jardins de la Chine, il y en a quatre especes, dit le P. Duhalde, qui portent toutes des fleurs, & qui ont du rapport à notre laurier d'Espagne, par le bois & par le feuillage ; son tronc est gros comme la jambe ; son sommet a la forme du laurier d'Espagne ; son bois est d'un gris blanchâtre & lissé. Ses feuilles sont rangées alternativement, toujours vertes, de figure ovale, terminées en pointe, crenelées en forme de scie par les bords, épaisses & fermes, d'un verd obscur par-dessus, comme la feuille d'oranger, & jaunâtre en-dessous, attachées aux branches par des pédicules assez gros.
De l'aisselle des pédicules, il sort des boutons, de la grosseur, de la figure & de la couleur d'une noisette ; ils sont couverts d'un petit poil blanc & couché, comme sur le satin. De ces boutons, il se forme des fleurs de la grandeur d'une piece de 24 sols ; ces fleurs sont doubles, rougeâtres comme de petites roses, & soutenues d'un calice : elles sont attachées à la branche immédiatement, & sans pédicules.
Les arbres de la seconde espece sont fort hauts ; la feuille en est arrondie, & ses fleurs qui sont grandes & rouges, mêlées avec les feuilles vertes, font un fort bel effet.
Les deux autres especes en portent aussi, mais plus petites & blanchâtres ; le milieu de cette fleur est rempli de quantité de petits filets, qui portent chacun un sommet jaune & plat, à-peu-près comme dans les roses simples, avec un petit pistil rond au milieu, soutenant une petite boule verte, laquelle en grossissant, forme le péricarpe qui renferme la graine. (D.J.)

TEMPLES DES CHINOIS

(Hist. de la Chine) parmi les édifices publics où les Chinois font paroître le plus de somptuosité, on ne doit pas obmettre les temples, ou les pagodes, que la superstition des princes & des peuples a élevés à de fabuleuses divinités : on en voit une multitude prodigieuse à la Chine ; les plus célebres sont bâtis dans les montagnes. Quelque arides que soient ces montagnes, l'industrie chinoise a suppléé aux embellissemens & aux commodités que refusoit la nature ; des canaux travaillés à grands frais, conduisent l'eau des montagnes dans des bassins destinés à la recevoir ; des jardins, des bosquets, des grottes pratiquées dans les rochers, pour se mettre à l'abri des chaleurs excessives d'un climat brulant, rendent ces solitudes charmantes. Les bâtimens consistent en des portiques pavés de grandes pierres quarrées & polies, en des salles, en des pavillons qui terminent les angles des cours, & qui communiquent par de longues galeries ornés de statues de pierre, & quelquefois de bronze ; les toîts de ces édifices brillent par la beauté de leurs briques, couvertes de vernis jaune & verd, & sont enrichis aux extrémités, de dragons en saillie de même couleur. Il n'y a guere de ces pagodes où l'on ne voie une grande tour isolée, qui se termine en dôme : on y monte par un escalier qui regne tout-au-tour ; au milieu du dôme est d'ordinaire un temple de figure quarrée ; la voûte est souvent ornée de mosaïque, & les murailles sont revêtues de figures de pierres en relief, qui représentent des animaux & des monstres. Telle est la forme de la plûpart des pagodes, qui sont plus ou moins grands, selon la dévotion & les moyens de ceux qui ont contribué à les construire : c'est la demeure des bonzes, ou des prêtres des idoles, qui mettent en oeuvre mille supercheries, pour surprendre la crédulité des peuples, qu'on voit venir de fort loin en pélérinage à ces temples consacrés à la superstition ; cependant comme les Chinois, dans le culte qu'ils rendent à leurs idoles, n'ont pas une coutume bien suivie, il arrive souvent qu'ils respectent peu & la divinité & ses ministres. Mais le temple que les Chinois nomment le temple de la Reconnoissance, mérite en particulier que nous en disions quelque chose. Ce temple est élevé sur un massif de brique qui forme un grand perron, entouré d'une balustrade de marbre brut : on y monte par un escalier de dix à douze marches, qui regne tout le long ; la salle qui sert de temple, a cent piés de profondeur, & porte sur une petite base de marbre, haute d'un pié, laquelle en débordant, laisse tout-au-tour une banquette large de deux ; la façade est ornée d'une galerie, & de quelques piliers ; les toîts, (car selon la coutume de la Chine, souvent il y en a deux, l'un qui naît de la muraille, l'autre qui la couvre), les toîts, dis-je, sont de tuiles vertes, luisantes & vernissées ; la charpente qui paroît en dedans, est chargée d'une infinité de piéces différemment engagées les unes dans les autres, ce qui n'est pas un petit ornement pour les Chinois. Il est vrai que cette forêt de poutres, de tirans, de pignons, de solives, qui regnent de toutes parts, a je ne sais quoi de singulier & de surprenant, parce qu'on conçoit qu'il y a dans ces sortes d'ouvrages, du travail & de la dépense, quoiqu'au fond cet embarras ne vient que de l'ignorance des ouvriers, qui n'ont encore pû trouver cette simplicité qu'on remarque dans nos bâtimens européens, & qui en fait la solidité & la beauté : la salle ne prend le jour que par ses portes ; il y en a trois à l'orient, extrêmement grandes, par lesquelles on entre dans la fameuse tour de porcelaine, & qui fait partie de ce temple. Voyez TOUR DE PORCELAINE. (D.J.)

TENEBRES

A l'égard de l'éclipse arrivée à la Chine, on ne convient pas sur l'année ; les uns la mettent l'an 31 & d'autres l'an 32 de J. C. Selon M. Kirch, elle n'a été que de neuf doigts & demi, ou neuf doigts quarante minutes ; & selon le P. Gaubil, elle a été centrale annulaire. Selon le premier, elle étoit finie à dix heures du matin ; & selon l'autre, elle a été centrale annulaire à dix heures & demie. Je sai que les Jésuites ont prétendu que les annales de la Chine disent qu'au mois d'Avril de l'an 32 de J. C. il y eut une grande éclipse de soleil, qui n'étoit pas selon l'ordre de la nature, & qui par conséquent pourroit bien être celle qu'on vit au tems de la passion de J. C. lequel mourut au mois d'Avril selon quelques auteurs. C'est pourquoi les missionnaires de la Chine, prierent en 1672, les astronomes de l'Europe, d'examiner s'il n'y eut point d'éclipse en ce mois & en cette année, & si naturellement il pouvoit y en avoir ; parce que cette circonstance étant bien vérifiée, on en pourroit tirer de grands avantages pour la conversion des Chinois. Mais on a raison de s'étonner que les missionnaires ayant alors chez eux d'habiles astronomes, n'aient pas eux-mêmes faits les calculs qu'ils demandoient, ou qu'ils n'aient pas été d'assez bonne foi pour nous communiquer leurs découvertes. Quoi qu'il en soit, ils ont paru croire que cette éclipse & les ténebres arrivées à la mort de J. C. sont une seule & même chose. Le P. Jean-Dominique Gabiani, l'un des missionnaires de la Chine, & plusieurs de leurs néophites, supposent le fait incontestable. Le P. Tachard, dans l'épitre dédicatoire de son premier voyage de Siam, dit que " la Sagesse suprême fit connoître autrefois aux rois & aux peuples d'Orient J. C. naissant & mourant, par une nouvelle étoile, & par une éclipse extraordinaire ". Cependant plusieurs astronomes européens, entr'autres Muller en 1685, & Bayer en 1718, ayant consulté les annales chinoises, & calculé l'éclipse dont elles font mention, ont trouvé que l'éclipse de la Chine étoit naturelle, & qu'elle n'avoit rien de commun avec les ténebres de la passion de notre Sauveur. En effet, 1°. comme je viens de le dire, on ne convient point de l'année où l'éclipse de la Chine est arrivée ; les uns mettent cette année à l'an 31, & d'autres à l'an 32 de J. C. 2°. selon M. Kirch, elle n'a été que de neuf doigts & demi, ou neuf doigts quarante minutes ; & selon le P. Gaubil, elle a été centrale annulaire. Selon le premier, elle étoit finie à dix heures du matin ; & selon l'autre, elle a été centrale annulaire à dix heures & demi. Mais en supposant que les missionnaires jésuites & les astronomes européens soient d'accord, quel rapport des éclipses étrangeres peuvent-elles avoir avec les ténebres arrivées à la mort de J. C. ? 1°. Il ne pouvoit y avoir d'éclipse naturelle au soleil, puisque la lune étoit en son plein ; & par cette raison, il seroit impossible à aucun astronome de calculer une éclipse marquée à ce jour-là, il n'en trouveroit jamais ; au-lieu que M. Kirch & le P. Gaubil lui-même ont calculé celle dont il est fait mention dans les annales de la Chine ; elle n'a donc rien de commun avec des ténebres qui n'ont pu, selon le cours naturel, être l'effet d'une éclipse au soleil. 2°. La durée des ténebres, qui fut de trois heures, prouve qu'elles n'étoient pas produites par une éclipse, puisque les plus grandes éclipses ne causent de ténebres que pendant quatre ou cinq minutes. 3°. Quand l'éclipse parut à la Chine, il n'étoit pas jour à Jérusalem. 4°. L'éclipse se fit le jeudi matin, & les ténebres le vendredi après midi. 5°. L'éclipse arriva le dernier jour du troisieme mois des Chinois, c'est-à-dire le dernier jour du second mois judaïque ; & les ténebres à la pâque que les Juifs célebrent au milieu de leur premier mois. 6°. L'éclipse de la Chine arriva le 10 Mai, tems où la pâque ordinaire des Juifs ne fut jamais célebrée. 7°. Il n'est pas même certain qu'il y ait eu dans la Chine l'an 32 de J. C. une telle éclipse. Cassini assure qu'après avoir calculé exactement, il a trouvé que la plûpart des éclipses dont les Chinois parlent, ne peuvent être arrivées dans le tems qu'ils ont marqué, & le P. Couplet lui-même convient qu'ils ont inséré dans leurs fastes un grand nombre de fausses éclipses. Un chinois nommé Yamquemsiam, dans sa réponse à l'apologie pour la religion chrétienne, publiée par les Jésuites à la Chine, dit positivement que cette prétendue éclipse n'est marquée dans aucune histoire de la Chine. 8°. Enfin si l'éclipse qu'on vit à la Chine au mois d'Avril de l'an 32 de J. C. arriva naturellement, elle ne peut avoir aucun rapport avec les ténebres de la passion qui étoient surnaturelles ; & si au contraire elle étoit contre le cours régulier de la nature, le plus habile mathématicien de l'Europe entreprendroit en vain de la calculer.

TFUOI

S. m. (Porc. chin.) nom chinois d'une espece particuliere de vernis qu'ils mettent à la porcelaine, pour lui donner un fonds violet, & y appliquer de l'or par-dessus. Leur ancienne méthode étoit de mêler l'or avec le vernis ordinaire, & d'y ajouter du bleu, ou de la poudre d'une agathe grossiere calcinée, qu'on trouve en abondance sur les bords de leurs rivieres ; mais ils ont remarqué depuis que le vernis brun, qu'ils nomment tsekin, réussit beaucoup mieux ; le bleu se change en violet, & l'or s'y attache parfaitement. Les Chinois vernissent encore leur porcelaine d'une maniere variée, en la vernissant de blanc intérieurement, & extérieurement d'une couleur brune avec beaucoup d'or. Enfin ils diversifient les nuances de la même couleur extérieurement, en faisant sur la porcelaine plus ou moins de couches du même vernis. Observations sur les coutumes de l'Asie. (D.J.)

THE

L'arbrisseau de la Chine qui porte le thé differe peu de celui du Japon ; il s'éleve à la hauteur de trois, de quatre ou de cinq piés tout-au-plus ; il est touffu & garni de quantité de rameaux. Ses feuilles sont d'un verd foncé, pointues, longues d'un pouce, larges de cinq lignes, dentelées à leur bord en maniere de scie ; ses fleurs sont en grand nombre, semblables à celles du rosier sauvage, composées de six pétales blanchâtres ou pâles, portées sur un calice partagé en six petits quartiers ou petites feuilles rondes, obtuses, & qui ne tombent pas. Le centre de ces fleurs est occupé par un nombreux amas d'étamines, environ deux cent, jaunâtres. Le pistil se change en un fruit sphérique tantôt à trois angles & à trois capsules, souvent à une seule. Chaque capsule renferme une graine qui ressemble à une aveline par sa figure & sa grosseur, couverte d'une coque mince, lisse, roussâtre, excepté la base qui est blanchâtre. Cette graine contient une amande blanchâtre, huileuse, couverte d'une pellicule mince & grise, d'un goût douçâtre d'abord, mais ensuite amer, excitant des envies de vomir, & enfin brûlant & fort desséchant. Ses racines sont minces, fibreuses & répandues sur la surface de la terre. On cultive beaucoup cette plante à la Chine ; elle se plaît dans les plaines tempérées & exposées au soleil, & non dans des terres sablonneuses ou trop grasses. On apporte beaucoup de soin & d'attention pour le thé de l'empereur de la Chine, comme pour celui de l'empereur du Japon, on fait un choix scrupuleux de ses feuilles dans la saison convenable. On cueille les premieres qui paroissent au sommet des plus tendres rameaux ; les autres feuilles sont d'un prix médiocre. On les seche toutes à l'ombre, & on les garde sous le nom de thé impérial ; parmi ces feuilles, on sépare encore celles qui sont plus petites de celles qui sont plus grandes ; car le prix varie selon la grandeur des feuilles, plus elles sont grandes, plus elles sont cheres. Le thé roux, que l'on appelle thé bohéa, est celui qui a été plus froissé & plus rôti : c'est de-là que vient la diversité de la couleur & du goût. Les Chinois, dont nous suivons la méthode, versent de l'eau bouillante sur les feuilles entieres de thé que l'on a mises dans un vaisseau destiné à cet usage, & ils en tirent la teinture ; ils y mêlent un peu d'eau claire pour en tempérer l'amertume & la rendre plus agréable, ils la boivent chaude. Le plus souvent en bûvant cette teinture, ils tiennent du sucre dans leur bouche, ce que font rarement les Japonois ; ensuite ils versent de l'eau une seconde fois, & ils en tirent une nouvelle teinture qui est plus foible que la premiere ; après cela ils jettent les feuilles. Les Chinois & les Japonois attribuent au thé des vertus merveilleuses, comme il arrive à tous ceux qui ont éprouvé quelque soulagement ou quelque avantage d'un remede agréable ; il est du-moins sûr que dans nos pays, si l'on reçoit quelque utilité de cette boisson, on doit principalement la rapporter à l'eau chaude. Les parties volatiles du thé qui y sont répandues, peuvent encore contribuer à atténuer & résoudre la lymphe quand elle est trop épaisse, & à exciter davantage la transpiration ; mais en même tems l'usage immodéré de cette feuille infusée perpétuellement dans de l'eau chaude, relâche les fibres, affoiblit l'estomac, attaque les nerfs, & en produit le tremblement ; desorte que le meilleur, pour la conservation de la santé, est d'en user en qualité de remede, & non de boisson agréable, parce qu'il est ensuite très-difficile de s'en priver. Il faut bien que cette difficulté soit grande, puisqu'il se débite actuellement en Europe par les diverses compagnies environ huit à dix millions de livres de thé par an, tant la consommation de cette feuille étrangere est considérable. (D.J.)

TIBE ou THIBET
(Géog. mod.) vaste pays d'Asie, qui nous est très-peu connu ; on le divise en deux parties, dont l'une s'appelle le petit, & l'autre le grand Tibet. Le petit Tibet est à peu de journées de Caschemire : il s'étend du septentrion vers le couchant, & s'appelle Baltistan. Ses habitans & les princes qui le gouvernent sont mahométans, & tributaires du Mogol. Le grand Tibet qu'on nomme aussi Boutan, s'étend du septentrion vers le levant, & commence au haut d'une affreuse montagne, nommée Kaniel, toute couverte de neige ; cependant la route est assez fréquentée par les Caravanes qui y vont tous les ans chercher des laines. Son chef-lieu nommé Ladak, où réside le roi, n'est qu'une forteresse, située entre deux montagnes. Dans ces provinces montueuses, tout le trafic se fait par l'échange des denrées. Les premieres peuplades qu'on rencontre, sont mahométanes ; les autres sont habitées par des payens, mais moins superstitieux qu'on ne l'est dans plusieurs contrées idolâtres. Les religieux des Tibétins se nomment lamas. Ils sont vêtus d'un habit particulier, différent de ceux que portent les personnes du siecle ; ils ne tressent point leurs cheveux, & ne portent point de pendans d'oreilles comme les autres ; mais ils ont une bousane, & ils sont obligés à garder un célibat perpétuel. Leur emploi est d'étudier les livres de la loi, qui sont écrits en une langue & en des caracteres différens de la langue ordinaire. Ils récitent certaines prieres en maniere de choeur ; ce sont eux qui font les cérémonies, qui présentent les offrandes dans le temple, & qui y entretiennent des lampes allumées. Ils offrent à Dieu, du blé, de l'orge, de la pâte & de l'eau dans de petits vases fort propres. Les lamas sont dans une grande vénération ; ils vivent d'ordinaire en communauté, ils ont des supérieurs locaux, & outre cela un pontife général, que le roi même traite avec beaucoup de respect. Ce grand pontife qu'on nomme dalaï-lama, habite Lassa, qui est le plus beau des pagodes qu'aient les Tibétins ; c'est dans ce pagode bâti sur la montagne de Poutala, que le grand lama reçoit les adorations nonseulement des gens du pays, mais d'une partie de l'Indoustan. Le climat du grand & du petit Tibet est fort rude, & la cime des montagnes toujours couverte de neige. La terre ne produit que du blé & de l'orge. Les habitans n'usent que des étoffes de laine pour leurs vêtemens ; leurs maisons sont petites, étroites, & faites sans art. Il y a encore un troisieme pays du nom de Tibet, dont la capitale se nomme Rassa ; ce troisieme Tibet n'est pas fort éloigné de la Chine, & se trouve plus exposé que les deux autres aux incursions des Tartares qui sont limitrophes. (D.J.)

TIEN ou TYEN
s. m. (Hist. mod. Relig.) ce mot signifie en langue chinoise le ciel. Les lettrés chinois désignent sous ce nom l'Etre suprême, créateur & conservateur de l'Univers. Les Chinois de la même secte des lettrés, désignent encore la divinité sous le nom de cham-ti, ou chang-ti, ce qui signifie souverain ou empereur ; ces dénominations donnerent lieu à de grandes contestations entre les missionnaires jésuites & les mandarins qui sont de la secte des lettrés : les premiers ne voulurent jamais admettre le nom de tien, que les lettrés donnoient à la divinité, parce qu'ils les accusoient d'athéïsme, ou du moins de rendre un culte d'idolatrie au ciel matériel & visible. Ils vouloient que l'on donnât à Dieu le nom de tientchu, seigneur du ciel. L'empereur Canghi, dans la vue de calmer les soupçons & les scrupules des missionnaires, qu'il aimoit, donna un édit ou déclaration solemnelle, qu'il fit publier dans tout son empire, par laquelle il faisoit connoître que ce n'étoit point au ciel matériel que l'on offroit des sacrifices, & à qui l'on adressoit ses voeux ; que c'étoit uniquement au souverain maître des cieux à qui l'on rendoit un culte d'adoration, & que par le nom de chang-ti, on ne prétendoit désigner que l'Etre suprême. L'empereur, non content de cette déclaration, la fit souscrire & confirmer par un grand nombre des mandarins les plus distingués de l'empire, & par les plus habiles d'entre les lettrés ; ils furent très-surpris d'apprendre que les Européens les eussent soupçonnés d'adorer un être inanimé & matériel, tel que le ciel visible ; ils déclarerent donc de la maniere la plus authentique, que par le mot tyen, ainsi que par celui de chang-ti, ils entendoient le Seigneur suprême du ciel, le principe de toutes choses, le dispensateur de tous les biens, dont la providence, l'omniscience, & la bonté, nous donnent tout ce que nous possédons. Par une fatalité incompréhensible, des déclarations si formelles n'ont jamais pu rassurer les consciences timorées des missionnaires ; ils crurent que l'empereur & les lettrés ne s'étoient expliqués de cette façon, que par une condescendance & par une foiblesse à laquelle rien ne pouvoit pourtant les obliger ; ils persisterent à les soupçonner d'athéïsme & d'idolatrie, quelqu'incompatible que la chose paroisse ; & ils refuserent constamment de se servir des mots de tyen & de chang-ti, pour désigner l'Etre suprême, aimant mieux se persuader que les lettrés ne croyoient point intérieurement ce qu'ils professoient de bouche, & les accusant de quelques restrictions mentales qui, comme on sait, ont été authorisées en Europe, par quelques théologiens connus des missionnaires. Voyez l'histoire de la Chine du R. P. du Halde.

TITRE
L'empereur de la Chine, parmi ses titres, prend celui de tien-su, c'est-à-dire, fils du ciel. On observe que les Orientaux aiment les titres à l'excès. Un simple gouverneur de Schiras, par exemple, après une pompeuse énumération de qualités, seigneuries, &c. ajoute les titres de fleur de politesse, muscade de consolation & de délices, &c.

TONG-CHU
S. m. (Hist. nat. Botan. exot.) arbre de la Chine dont on tire une liqueur qui approche du vernis. Quand on le voit de loin, disent nos missionnaires, on le prend pour un vrai noyer, tant il lui est semblable, soit pour la forme & la couleur de l'écorce, soit par la largeur & la couleur des feuilles, soit par la figure & la disposition des noix. Ces noix ne sont pleines que d'une huile un peu épaisse, mêlée avec une pulpe huileuse qu'on pressure ensuite pour ne pas perdre la plus grande partie de la liqueur. Pour la mettre en oeuvre on la fait cuire avec de la litharge, & l'on y mêle, si l'on veut, de la couleur ; souvent on l'applique sans mêlange sur le bois qu'elle défend de la pluie. On l'applique aussi sans mêlange sur les carreaux qui forment le plancher d'une chambre ; ils deviennent luisans ; & pourvu qu'on ait soin de les laver de-tems-en-tems, ils conservent leur lustre. C'est ainsi que sont faits les appartemens de l'empereur chinois & des grands de l'empire.
Mais si on veut faire un ouvrage achevé ; s'il s'agit, par exemple, d'orner une chambre, un cabinet, on couvre les colonnes & la boiserie de filasse, de chaux, ou d'autres matieres semblables préparées en pâte. On laisse sécher le tout jusqu'à un certain degré ; on mêle ensuite dans l'huile telle couleur que l'on veut ; & après l'avoir fait cuire à l'ordinaire, on l'applique avec des brosses, suivant le dessein qu'on s'est formé. On dore quelquefois les moulures, les ouvrages de sculpture, & tout ce qui est relevé en bosse ; mais sans le secours de la dorure, l'éclat & le lustre de ces ouvrages ne cedent guere à celui du vernis que les Chinois nomment tsi, parce qu'il découle du tsi-chu. Voyez TSI-CHU. (D.J.)

TONG-EU
S. m. (Hist. nat.) ce mot signifie en chinois tymbale de cuivre ; on le donne à la Chine à une montagne située dans la province de Quey-chew, qui fait un bruit considérable dans de certaines saisons, sur-tout à l'approche de la pluie.

TONG-HOA-FANG
S. m. (Hist. nat. Ornithol.) c'est le nom que les Chinois donnent à un petit oiseau dont le bec est rouge, & dont le plumage est des couleurs les plus vives & les plus variées ; suivant les Chinois cet oiseau est produit par la fleur appellée tong-hoa, à qui il ressemble par ses couleurs, & à laquelle l'oiseau ne peut survivre. Cette fleur croît, dit-on, dans la province de Se-chouen ; mais on croit qu'elle est fabuleuse, ainsi que l'oiseau qu'elle produit.

TONG-TSAO
S. m. (Hist. nat. Botan. exot.) arbrisseau de la Chine qui s'éleve à la hauteur de quatre ou cinq piés. Ses feuilles ressemblent à celles du ricin, ou palma Christi. Le milieu de son tronc est rempli d'une moëlle blanche légere, moins serrée que la chair du melon, & moins spongieuse que la moëlle du sureau. On cuit cette moëlle, & l'on en fait un rob qui est doux, agréable, & qu'on mêle avec des fruits pour en relever le goût.
La tige du tong-tsao est divisée comme le bambou, par divers noeuds qui naissent entre deux des tuyaux de la longueur d'un pié. Ces tuyaux contiennent aussi de la moëlle dont on fait le même usage que de celle du tronc. (D.J.)

TOUANSE
S. f. (Soierie) étoffe de soie qui vient de la Chine. C'est une espece de satin, plus fort mais moins lustré que celui de France. Il y en a d'unis, d'autres à fleurs ou à figures, & d'autres encore avec des oiseaux, des arbres & des nuages. (D.J.)

TOUR DE PORCELAINE

(Hist. de la Chine) cette fameuse tour est de figure octogone, large d'environ quarante piés, desorte que chaque face en a quinze. Elle est entourée par-dehors d'un mur de même figure, éloigné de deux toises & demie, & portant à une médiocre hauteur un toit couvert de tuiles vernissées ; ce toit paroît naître du corps de la tour, & forme au-dessous une galerie assez propre.

La tour a neuf étages dont chacun est orné d'une corniche de trois piés à la naissance des fenêtres, & distingué par des toits semblables à celui de la galerie, à cela près qu'ils ont beaucoup moins de saillie, parce qu'ils ne sont pas soutenus d'un second mur ; ils deviennent même beaucoup plus petits, à mesure que la tour s'éleve & se rétrecit.

Le mur a du-moins sur le rez-de-chaussée douze piés d'épaisseur, & plus de huit & demi par le haut. Il est incrusté de porcelaines posées de champ ; la pluie & la poussiere en ont diminué la beauté ; cependant il en reste encore assez pour faire juger que c'est en effet de la porcelaine quoique grossiere ; car il y a apparence que la brique, depuis trois cent ans que cet ouvrage dure, n'auroit pas conservé le même éclat.

L'escalier qu'on a pratiqué en-dedans, est petit & incommode, parce que les degrés en sont extrêmement hauts ; chaque étage est formé par de grosses poutres mises en-travers, qui portent un plancher, & qui forment une chambre dont le lambris est enrichi de diverses peintures, si néanmoins les peintures de la Chine sont capables d'enrichir un appartement.

Les murailles des étages supérieurs sont percées d'une infinité de petites niches qu'on a remplis d'idoles en bas-relief, ce qui fait une espece de marquetage très-propre. Tout l'ouvrage est doré, & paroît de marbre ou de pierre ciselée ; mais je crois que ce n'est en effet qu'une brique moulée & posée de champ ; car les Chinois ont une adresse merveilleuse pour imprimer toute sorte d'ornemens dans leurs briques, dont la terre fine & bien sassée est plus propre que la nôtre à prendre les figures du moule.

Le premier étage est le plus élevé, mais les autres sont entr'eux d'une égale distance. On y compte cent quatre-vingt-dix marches presque toutes de dix bons pouces, ce qui fait cent cinquante-huit piés ; si l'on y joint la hauteur du massif, celle du neuvieme étage qui n'a point de degré, & le couronnement, on trouvera que la tour est élevée sur le rez-de-chaussée de plus de deux cent piés.

Le comble n'est pas une des moindres beautés de cette tour : c'est un gros mât qui prend au plancher du huitieme étage, & qui s'éleve plus de trente piés en-dehors. Il paroît engagé dans une large bande de fer de la même hauteur, tournée en volute, & éloignée de plusieurs piés de l'arbre, desorte qu'elle forme en l'air une espece de cône vuide & percé à jour, sur la pointe duquel on a posé un globe doré d'une grosseur extraordinaire. Voilà ce que les Chinois appellent la tour de porcelaine, & que quelques européens nommeroient peut-être la tour de brique. Quoi qu'il en soit de sa matiere, c'est assurément l'ouvrage le mieux entendu, le plus solide, & le plus magnifique qui soit dans l'orient, à ce que nous assurent les RR. PP. Jésuites. (D.J.)

TSE-KIN

S. m. (Porcelaine de la Chine) espece de vernis qu'on met à la Chine sur la porcelaine pour lui donner une couleur de caffé ou de feuilles mortes. Pour faire ce vernis, on prend de la terre jaune commune, on lui donne la même façon qu'au pétunse ; & quand cette terre est préparée, on n'en emploie que la matiere la plus déliée qu'on jette dans de l'eau, dont on forme une espece de colle aussi liquide que le vernis ordinaire appellé pé-yéon, qui se fait de quartiers de roches. Ces deux vernis, le tse-kin & le pé-yéon se mêlent ensemble, & pour cela ils doivent être également liquides. On en fait l'épreuve en plongeant le pétunse dans l'un & dans l'autre vernis. Si chacun de ces vernis pénétre son pétunse, on les juge propres à s'incorporer ensemble. On fait aussi entrer dans le tse-kin du vernis ou de l'huile de chaux & de cendres de fougere préparées, de la même liquidité que le pé-yéon ; mais on mêle plus ou moins de ces deux vernis avec le tse-kin, selon que l'on veut que le tsekin soit plus clair ou plus foncé : c'est ce qu'on peut connoître par divers essais ; par exemple, on mêlera deux tasses de la liqueur tsekin avec huit tasses du pé-yéon, puis sur quatre tasses de cette mixtion de tsekin & de pé-yéon, on mettra une tasse de vernis fait de chaux & de fougere. Coutume d'Asie. (D.J.)

TSE-SONG
S. m. (Hist. nat. Botan. exot.) nom chinois d'un arbre qui tient du cyprès & du genievre. Le tronc qui a environ un pié & demi de circuit, pousse des branches qui se partagent en une infinité d'autres, & forment un buisson verd, épais & touffu ; ses feuilles sont longues, étroites, piquantes, disposées le long des rameaux par files, tantôt au nombre de cinq, & tantôt au nombre de six. Les rameaux qui sont couverts de ces feuilles longues, se trouvent principalement en-dessous & au-bas des branches, tout le haut & le dessus n'étant que cyprès. L'écorce de cet arbre est un peu raboteuse, d'un gris-brun tirant sur le rouge en certains endroits ; le bois est d'un blanc rougeâtre, semblable à celui de genievre, ayant quelque chose de résineux ; ses feuilles, outre l'odeur d'un cyprès, sont d'un goût fort amer mêlé de quelque âcreté. Ses fruits sont verds, ronds & un peu plus gros que les baies de genievre, d'un verd olivâtre & d'une odeur forte ; ils sont attachés aux branches par de longs pédicules ; ils contiennent deux grains roussâtres en forme de petits coeurs, & durs comme les grains de raisin. (D.J.)

TSI-CHU
S. m. (Hist. nat. Botan.) c'est ainsi que les Chinois nomment l'arbre qui leur fournit la liqueur dont ils font les vernis si estimés par les Européens. Ce mot en chinois signifie l'arbre à l'huile, nom qui lui a été donné à cause de la liqueur semblable à de l'huile, qui en découle par les incisions qu'on lui fait ; elle tombe peu-à-peu comme la térébenthine des pins ; mais l'arbre en donne une plus grande quantité quand on y fait des incisions ; cependant elles le font mourir en peu de tems. On fait bouillir cette liqueur pour lui donner de la consistance. Les émanations qui partent de cette liqueur, qui est le vernis de la Chine, sont très-dangereuses ; les hommes qui s'occupent à la recueillir, prennent les plus grandes précautions pour s'empêcher de les recevoir, soit par la respiration, soit dans les yeux, ils prennent des précautions même pour que la liqueur ne tombe point sur leurs mains, malgré cela ils sont sujets à des inflammations des yeux, à des ulceres & quelquefois à des maladies funestes.

TSIN-SE
S. m. (Hist. mod.) c'est ainsi que l'on nomme à la Chine les lettrés du troisieme ordre ; grade qui répond au docteur de nos universités ; on n'y parvient qu'après un examen qui se fait à Pékin, dans le palais de l'empereur, qui préside en personne à l'assemblée, & qui donne souvent lui - même le sujet sur lequel les candidats doivent composer. Cet examen ne se fait que tous les trois ans, & l'on n'admet au doctorat qu'un petit nombre de kiu-gins, ou lettrés du second ordre. La réception se fait avec une pompe extraordinaire ; chacun de ceux qui ont été reçus docteurs, reçoit de l'empereur une coupe d'argent, un parasol de soie bleue, & une chaise très-ornée pour se faire porter. Les noms des nouveaux docteurs sont inscrits sur de grands tableaux qu'on expose dans la place publique. Dès qu'ils sont admis, on s'empresse d'aller instruire leurs familles de l'honneur qu'elles ont reçu ; ces couriers sont très-bien récompensés ; les villes où les docteurs sont nés, prennent part à la gloire de leurs citoyens, & célebrent cet événement par de très-grandes réjouissances. Les noms des docteurs s'inscrivent dans un régistre particulier, & c'est parmi eux que l'on choisit les personnes qui doivent occuper les premieres charges de l'empire ; il n'est point surprenant qu'un état administré par des hommes qui ont consacré leur tems à l'étude de la morale, des loix & de la philosophie, surpasse tous les autres par la sagesse de son gouvernement.

TSONG-MING
(Géog. mod.) île de la Chine, dans la province de Kiangnang, dont elle n'est séparée à l'ouest que par un bras de mer, qui n'a que 5 à 6 lieues.
Cette île n'étoit anciennement qu'un pays sauvage & désert, tout couvert de roseaux. On y reléguoit les bandits & les scélérats, dont on vouloit purger l'empire. Les premiers qu'on y débarqua se trouverent dans la nécessité, ou de périr par la faim, ou de tirer leurs alimens du sein de la terre. L'envie de vivre les rendit actifs. Ils défricherent cette terre inculte ; ils en arracherent les plantes inutiles ; ils semerent le peu de grains qu'ils avoient apporté ; & ils ne furent pas long-tems sans recueillir le fruit de leurs travaux. Au bout de quelques années une partie du terroir qu'ils avoient cultivé, devint si fertile, qu'elle leur fournit abondamment de quoi vivre.
Dans la suite des tems, plusieurs familles chinoises, qui avoient de la peine à subsister dans le continent, se transporterent dans l'île, & sortirent de l'indigence.
L'air du pays est assez tempéré, parce que sa chaleur excessive est modérée par des pluies qui tombent en abondance, surtout au milieu de l'été. Toute la campagne est aujourd'hui semée de villages & de maisons. La volaille y abonde, ainsi que le riz, malgré la difficulté de sa culture. On donne à cette île 20 lieues de long, & 5 à 6 de large. Elle est située sous le 33 degré de latitude nord. (D.J.)

TSONG-TU
S. m. (Hist. mod.) ce mot est chinois, on le donne aux vice-rois qui commandent à deux ou trois provinces, au-lieu que les vice-rois ordinaires, qui n'ont qu'une seule province dans leur district, se nomment Tu-yen. Les Européens disent som-tout ou som-tok par corruption.

VEN PI
S. m. (Hist. mod.) nom d'une montagne de la Chine, située dans la province de Quey-Chen, au midi de la capitale, appellée Quey yang fu ; elle a, dit-on, exactement la forme d'un cone isocele.

VAISSEAUX CHINOIS

(Marine de la Chine) les vaisseaux chinois pour naviger sur mer, & qui different de leurs bateaux & de leurs barques, sont appellés soma ou sommes par les Portugais. Ces vaisseaux ne peuvent pas se comparer aux nôtres ; les plus gros ne sont que de 250 à 300 tonneaux de port ; ce ne sont, à proprement parler, que des barques plates à deux mâts ; ils n'ont guere que 80 à 90 piés de longueur. La proue coupée & sans éperon, est relevée en-haut de deux especes d'aîlerons en forme de corne, qui font une figure assez bizarre ; la poupe est ouverte en-dehors par le milieu, afin que le gouvernail y soit à couvert des coups de mer. Ce gouvernail qui est large de cinq à six piés, peut s'élever & s'abaisser par le moyen d'un cable qui le soutient sur la poupe. Ces vaisseaux n'ont ni artimon, ni beaupré, ni mât de hune. Toute leur mâture consiste dans le grand mât & mât de misaine, auxquels ils ajoutent quelquefois un fort petit mât de perroquet, qui n'est pas d'un grand secours. Le grand mât est placé assez près du mât de misaine, qui est fort sur l'avant. La proportion de l'une à l'autre est communément comme 2 à 3, & celle du grand mât au vaisseau ne va jamais au-dessous, étant ordinairement plus des deux tiers de toute la longueur du vaisseau. Leurs voiles sont faites de nattes de bambou, ou d'une espece de cannes communes à la Chine, lesquelles se divisent par feuilles en forme de tablettes, arrêtées dans chaque jointure par des perches qui sont aussi de bambou. En-haut & en-bas sont deux pieces de bois : celle d'en-haut sert de vergue : celle d'en-bas faite en forme de planche, & large d'un pié & davantage, sur cinq à six pouces d'épaisseur, retient la voile lorsqu'on veut la hisser, ou qu'on veut la ramasser. Ces sortes de bâtimens ne sont nullement bons voiliers ; ils tiennent cependant mieux le vent que les nôtres : ce qui vient de la roideur de leurs voiles qui ne cedent point au vent ; mais aussi comme la construction n'en est pas avantageuse, ils perdent à la dérive l'avantage qu'ils ont sur nous en ce point. Ils ne calfatent point leurs vaisseaux avec du gaudron, comme on fait en Europe. Leur calfas est fait d'une espece de gomme particuliere, & il est si bon qu'un seul puits ou deux à fond de cale du vaisseau suffit pour le tenir sec. Jusqu'ici ils n'ont eu aucune connoissance de la pompe. Leurs ancres ne sont point de fer comme les nôtres ; elles sont d'un bois dur & pesant, qu'ils appellent bois de fer. Ils prétendent que ces ancres valent beaucoup mieux que celles de fer, parce que, disent-ils, celles-ci sont sujettes à se fausser ; ce qui n'arrive pas à celles de bois qu'ils emploient ; cependant pour l'ordinaire elles sont armées de fer aux deux extrêmités. Les Chinois n'ont sur leur bord ni pilote, ni maître de manoeuvre ; ce sont les seuls timoniers qui conduisent le vaisseau, & qui commandent la manoeuvre ; ils sont néanmoins assez bons manoeuvriers, mais très-mauvais pilotes en haute mer. Ils mettent le cap sur le rumb qu'ils croyent devoir faire, & sans se mettre en peine des élans du vaisseau, ils courent ainsi comme ils le jugent à-propos. Cette négligence vient en partie de ce qu'ils ne font pas de voyages de long cours. Mais le lecteur sera bien aise de trouver ici la description détaillée d'un grand vaisseau chinois, faite par cinq missionnaires jésuites pendant leur traverse de Siam à Canton en 1687. Sa mâture. Cette somme qu'ils monterent, suivant la maniere de compter qui a cours parmi les portugais des Indes, étoit du port de 1900 pics : ce qui à raison de 100 catis ou 125 livres par pic, revient à près de 120 tonneaux ; la pesanteur d'un tonneau est évaluée à deux mille livres. Le gabarit en étoit assez beau, à la reserve de la proue qui étoit coupée, plate & sans éperon. Sa mâture étoit différente de celle de nos vaisseaux, par la disposition, par le nombre & par la force des mâts ; son grand mât étoit placé, ou peu s'en falloit, au lieu où nous plaçons notre mât de misaine, desorte que ces deux mâts étoient assez proche l'un de l'autre. Ils avoient pour étai & pour haubans un simple cordage, qui se transportoit de bas-bord à tribord, pour être toujours amarré audessus du vent. Elle avoit un beaupré & un artimon qui étoient rangés à bas-bord. Au reste ces trois derniers mâts étoient fort petits, & méritoient à peine ce nom. Mais en récompense le grand mât étoit extrêmement gros par rapport à la somme, & pour le fortifier encore davantage, il étoit saisi par deux jumelles qui le prenoient depuis la carlingue jusqu'audessus du second pont. Deux pieces de bois plates fortement chevillées à la tête du grand mât, & dont les extrêmités alloient se réunir sept ou huit piés audessus de cette tête, tenoient lieu de mât de hune. Sa voilure. Pour ce qui est de la voilure, elle consistoit en deux voiles quarrées faites de nattes, savoir la grande voile & la misaine. La premiere avoit plus de 45 piés de hauteur sur 28 ou 30 de largeur ; la seconde étoit proportionnée au mât qui la portoit. Elles étoient garnies des deux côtés de plusieurs rangs de bambous, couchés sur la largeur de la voile, à un pié près les uns des autres en-dehors, & beaucoup moins serrés du côté des mâts, dans lesquels elles étoient enfilées par le moyen de plusieurs chapelets, qui prenoient environ le quart de la largeur de la voile, en commençant au côté qui étoit sans écoute, desorte que les mâts les coupoient en deux parties fort inégales, laissant plus des trois quarts de la voile du côté de l'écoute, ce qui lui donnoit le moyen de tourner sur son mât comme sur un pivot, sur lequel elle pouvoit parcourir sans obstacle du côté de la poupe au moins 26 rumbs, quand il falloit revirer de bord, portant ainsi tantôt sur le mât, & tantôt y étant seulement attachée par les chapelets. Les vergues y servoient de ralingue par le haut ; un gros rouleau de bois égal en grosseur à la vergue, faisoit le même office par le bas ; ce rouleau servoit à tenir la voile tendue ; & afin qu'il ne la déchirât pas, il étoit soutenu en deux endroits par deux ais, qui

étoient suspendus chacun par deux amarres, lesquels descendoient du haut du mât à cet effet. Chacune de ces voiles n'avoit qu'une écoute, un couet, & ce que les Portugais nomment aragnée, qui est une longue suite de petites manoeuvres qui prennent le bord de la voile depuis le haut jusqu'au bas, à un ou deux piés de distance les unes des autres, & dont toutes les extrêmités s'amarroient sur l'écoute, où elles faisoient un gros noeud. Sa manoeuvre. Ces sortes de voiles se plient & se déplient comme nos paravents. Quand on vouloit hisser la grande voile, on se servoit de deux virevaux & de trois drisses, qui passoient sur trois rouets de poulies enchâssées dans la tête du grand mât. Quand il est question de l'amener, ils y enfonçoient deux crocs de fer, & après avoir largué les drisses, ils en serroient les différens pans à diverses reprises, en halant avec force sur les crocs. Inconvénient de cette manoeuvre. Ces manoeuvres sont rudes, & emportent beaucoup de tems. Aussi les Chinois, pour s'en épargner la peine, laissoient battre leur voile durant le calme. Il est aisé de voir que le poids énorme de cette voile joint à celui du vent qui agissoit sur le mât, comme sur un levier, eût dû faire plonger dans la mer toute la proue, si les Chinois n'avoient prévenu dans l'arrimage cet inconvénient en chargeant beaucoup plus l'arriere que l'avant, pour contrebalancer la force du vent. De-là vient que quand on étoit à l'ancre, la proue étoit toute hors de l'eau, tandis que la poupe y paroissoit fort enfoncée. Ils tirent cet avantage de la grandeur de cette voile & de la situation sur l'avant, qu'ils font un grand chemin de vent arriere ; mais en échange, de vent largue & de bouline, ils ne peuvent tenir, & ne font que dériver, sans parler du danger où ils sont de virer, quand ils se laissent surprendre d'un coup de vent. Dans le beau tems, on portoit outre une civadiere, un hunier, un grand coutelas qui se mettoit au côté de la voile, laquelle étoit sans écoute, des bonnettes & une voile quarrée à l'artimon. Toutes ces voiles étoient de toiles de coton. Disposition de la poupe. La poupe étoit fendue par le milieu, pour faire place au gouvernail dans une espece de chambre qui le mettoit à couvert des coups de mer dans le gros tems. Cette chambre étoit formée par les deux côtés de la poupe, qui laissant une large ouverture en-dehors, se rapprochoient peu-à-peu en-dedans, où ils faisoient un angle rentrant dont la pointe étoit coupée, pour donner au jeu du gouvernail toute la liberté. Du gouvernail. Ce gouvernail étoit suspendu par deux cables, dont les extrêmités étoient roulées sur un vireveau placé sur la dunete, afin de le baisser & de le lever à-propos. Deux autres cables, qui après avoir passé par-dessous le vaisseau, venoient remonter par la proue à l'avant, où on les bandoit à l'aide d'un virevau, quand ils étoient relâchés, tenoient la place des gonds qui attachent les nôtres à l'estambord. Il y avoit une barre de sept à huit piés de long sans manivelle & sans poulie, pour augmenter la force du timonier. Quatre manoeuvres attachées deux à chaque bord du vaisseau, & dont une de chaque côté faisoit quelques tours sur le bout de la barre, servoient au timonnier à le tenir en état. Inconvénient de ce gouvernail. Un gouvernail de cette maniere ne se peut faire sentir que foiblement à un vaisseau, non-seulement parce que les cables, par le moyen desquels il lui communique son mouvement, prêtent beaucoup & s'allongent aisément, mais principalement à cause des élans continuels qu'ils lui donnent par le trémoussement où il est sans-cesse ; d'où naît un autre inconvénient, qui est qu'on a toutes les peines du monde à tenir constamment le même rumb dans cette agitation continuelle. De la boussole. Le pilote ne se servoit point de compas de marine ; il régloit sa route avec de simples boussoles, dont le limbe extérieur de la boîte étoit partagé en vingt-quatre parties égales, qui marquoient les rumbs de vent ; elles étoient placées sur une couche de sable, qui servoit bien moins à les asseoir mollement & à les garantir des secousses du vaisseau (dont l'agitation ne laissoit pas de faire perdre à tout moment l'équilibre aux aiguilles), qu'à porter les bâtons des pastilles dont on les parfumoit sans-cesse. Ce n'étoit pas le seul régal que la superstition chinoise faisoit à ces boussoles, qu'ils regardoient comme les guides assûrés de leur voyage, ils en venoient jusqu'à ce point d'aveuglement, que de leur offrir des viandes en sacrifice. Le pilote avoit grand soin sur-tout de bien garnir son habitacle de clous : ce qui fait connoître combien cette nation est peu entendue en fait de marine. Les Chinois, dit-on, ont été les premiers inventeurs de la boussole ; mais si cela est, comme on l'assure, il faut qu'ils aient bien peu profité de leur invention. Ils mettoient le cap au rumb où ils vouloient porter, par le moyen d'un filet de soie, qui coupoit la surface extérieure de la boussole en deux parties égales du nord au sud : ce qu'ils pratiquoient en deux manieres différentes ; par exemple pour porter au nord-est, ils mettoient ce rumb parallele à la quille du vaisseau, & détournoient ensuite le vaisseau jusqu'à ce que l'aiguille fût parallele au filet, ou bien, ce qui revient au même, mettant le filet parallele à la quille, ils faisoient porter l'aiguille sur le nord-ouest. L'aiguille de la plus grande de ces boussoles n'avoit pas plus de trois pouces de longueur. Elles avoient toutes été faites à Nangazaqui : un bout étoit terminé par une espece de fleur de lys, & l'autre par un trident. Du fond de cale. Le fond de cale étoit partagé en cinq ou six grandes soutes séparées les unes des autres par de fortes cloisons de bois. Pour toute pompe, il y avoit un puits au pié du grand mât, d'où sans autre artifice, on tiroit l'eau avec des seaux. Quoique les mers fussent extrêmement hautes & la somme excessivement chargée, cependant par la force de ses membrures & la bonté de son calfat, elle ne fit presque point d'eau. Composition du calfat. Ce calfat est une espece de composition de chaux, d'une espece de résine qui découle d'un arbre nommé tong-yeon, & de filasse de bambous. La

chaux en est la base ; & quand tout est sec, on diroit que ce n'est que de la chaux pure & sans aucun mêlange. Outre que le bâtiment en est beaucoup plus propre, on ne sent point, comme dans nos vaisseaux, cette odeur de gaudron insupportable à quiconque n'y est point accoutumé ; mais il y a encore en cela un avantage plus considérable, c'est que par-là ils se garantissent des accidens du feu, auquel notre brai de gaudron expose nos vaisseaux. Descript. de la Chine par le P. du Halde. (D.J.)

VANG
S. m. (Hist. mod.) ce mot signifie petit roi ou roitelet : l'empereur de la Chine le confere aux chefs ou kans des Tartares monguls qui sont soumis à son obéissance, & à qui il ne permet point de prendre le titre de kan, qu'il se réserve ; ces vangs ont sous eux des peït-se & des kong, dont les titres répondent à ceux de ducs & de comtes parmi nous.

VERNIS. TSIN
S. m. (Hist. nat. Minéralogie) nom donné par les Chinois à une substance minérale d'un bleu foncé, assez semblable à du vitriol bleu, qui se trouve dans quelques mines de plomb, & que l'on croit contenir quelques portions de ce métal. Les Chinois s'en servent pour peindre en bleu leur porcelaine, & ils l'emploient comme un fondant, qui fait pénétrer les autres couleurs dans la pâte de la porcelaine. Cette substance se trouve, dit-on, aux environs de Canton & de Pékin. Les peintres en émail se servent aussi de cette matiere dans leurs émaux, & l'on en applique sur de l'argent, mais elle s'en détache aisément. Quand on en met sur la porcelaine, il faut qu'elle soit ensuite remise au feu pour recuire. Avant d'employer le tsin, on ne fait que le pulvériser sans le calciner, comme cela se pratique d'ordinaire ; on le bat ensuite dans beaucoup d'eau pour en séparer la terre & les parties étrangeres, après quoi on laisse la poudre tomber au fond de l'eau qui n'en est point colorée ; quant à la poudre, elle n'est plus bleue, comme avant que d'avoir été pulvérisée, mais elle est d'un gris cendré ; mais après avoir été recuite, elle redevient d'un très-beau bleu. La matiere qui s'est précipitée au fond de l'eau se seche & se conserve ; pour en faire usage, on ne fait que la mêler avec de l'eau gommée, & on l'applique avec un pinceau sur la porcelaine qu'on veut peindre. Voyez le recueil des observations sur les coutumes de l'Asie.

VUCH'ANG
(Géog. mod.) grande ville de la Chine, sur le fleuve Kiang, dans la province de Huquand, où elle a le rang de premiere métropole, & renferme dix villes dans son territoire. Elle est de 3. 16. plus occidentale que Pékin, sous le 31 d. O. de latitude septentrionale. (D.J.)

VUNING
(Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Kiangsi, & sa premiere métropole. Elle est de 3. 6. plus occidentale que Pékin, sous les 40. 50. de latitude septentrionale. (D.J.)

VUTING
(Géog. mod.) ville de la Chine dans la province de Xantung, & sa premiere métropole. Elle est d'un degré plus orientale que Pékin, sous les 37. 44. de latitude septentrionale. (D.J.)

XAOCHEU
(Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Quantong, dont elle est la seconde métropole. Long. suivant le P. Noël, 150. 43. 30. lat. 24. 42. 10.

XENSI
(Géog. mod.) province de la Chine, la troisieme de cet empire ; elle est bornée par la grande muraille, par le fleuve jaune & par des montagnes. Elle contient huit métropoles & cent sept cités, quelques mines & beaucoup de rhubarbe ; le terroir y est fertile, à cause des rivieres & des torrens qui l'arrosent : Sigan est la capitale de cette province. (D.J.)

XUITCHEU
(Géog. mod.) ville de la Chine dans le Kiangsi, elle est voisine du fleuve Hoayang. Long. suivant le P. Noël, 152d. 46'. 30". latit. 28. 52. (D.J.) YANG-CHEU (Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Nankin, & sa septieme métropole ; elle est marchande, riche & peuplée. Long. suivant le P. Noël, 156. 39'. 30". lat. 33. 6. (D.J.)

YEN
S. m. (Hist. nat. Bot. exot.) nom d'un fruit de la Chine, commun dans la province de Fokien, & autres lieux ; sa figure est ronde, son écorce externe est lisse, grise d'abord, ensuite jaunâtre ; la chair du fruit est blanche, acide, succulente, fraîche, & agréable pour appaiser la soif : l'arbre qui le porte est de la grosseur de nos noyers ; c'est là toute la description qu'en fait le Pere le Comte. (D.J.)

YONG-CHING-FU
S. m. (Hist. mod.) c'est ainsi qu'on nomme à la Chine un tribunal suprême, dont la jurisdiction s'étend sur tout le militaire qui est à la cour de l'empereur. Le président de ce tribunal est un des seigneurs les plus distingués de l'état ; il a sous lui un mandarin & deux inspecteurs, qui sont chargés de veiller sur sa conduite, & de borner son pouvoir, en cas qu'il fût tenté d'en abuser. [Did1,Did2]

1753.8 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
Sekundärliteratur
Die Encyclopédie enthält ca. 548 Eintragungen über China. Ca. 221 Artikel sind von Louis de Jaucourt, ca. 85 von Denis Diderot und ca. 44 von Paul Henri Thiry d'Holbach.
Quellen :
Brucker, Johann Jakob. *Historia critica philosophiae* [ID D20049].
Chambers, Ephraïm. *Cyclopaedia or an Universal dictionary of arts and sciences* (1728).
DesBruslons, Jacques Savary. *Dictionnaire universel de commerce, d'histoire naturelle, et des arts et métiers* (1730).
Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique... de la Chine* [ID D1819].
Gaubil, Antoine.
Le Comte, Louis. *Nouveaux mémoires sur l'état de la Chine* [ID D1771].
Longobardo, Niccolò.
Lettres édifiantes et curieuses [ID D1793].
Martini, Martino. *Novus atlas sinensis* [ID D1698].
Navarrete, Domingo Fernandez de. *Tratados historicos, politicos, y religiosos de la monarchia de China* [ID D1747].

Song Shun-ching : Ainsi que Voltaire s'appuie sur l'ancienneté de la civilisation chinoise, Diderot sème le doute sur ce même propos. Diderot présente les 'Cinq classiques' et 'Les quatre livres' avec beaucoup de réserve et dit qu'il y a beaucoup de 'commentaires' sur la valeur et l'autorité de ces livres. Diderot considère que le règne de Fuxi ne peut être considéré 'comme une époque certaine', malgré le témoignage unanime d'une nation. Quant à la religion ou philosophie chinoise, Diderot a bien discerné la complexité du problème ; il décrit uniformément les trois grandes religions ou philosophies de la Chine : confucianisme, bouddhisme et taoîsme comme trois 'sectes'. Il s'est aperçu de la diversité des interprétations philosophiques émises sur la Chine mais, conduit par sa croyance en l'universalité de l'homme, il refuse de croire que les Chinois possèdent une vertu et une morale meilleures que celles des Européens ; il est persuadé que vices et vertus sont partout présent.

Basil Guy : With the publication of his article 'Bibliothèque', we have proof of Diderot's more serious interest in China, when he dealt in an interesting and favourable fashion with that aspect of Chinese civilization. Diderot's appraisal of the examination system, outlining its relation to those in force throughout European universities should not be taken as characteristic of his attitude. He tended to view things in a much more thoroughgoing light, and so, was not content with mere factual reporting. And in as apt a manner as elsewhere, he was not long in attempting to deepen his acquaintance with China, and especially with the morality practiced there.

Huguette Cohen : Diderot is generally considered as a sinophobe. Derogatory remarks about the Chinese are scattered throughout his works, with a mounting degree of criticism after the expulsion of the Jesuits in the 1760s. His attitude is not so surprising, however, if we keep in mind that the Jesuit missionaries to China were the main proponents of the Chinese example, and also happened to be his arch-enemies during the launching of the Encyclopédie.
Diderot showed a decided lack of enthusiasm for Chinese art forms.
Chinese antiquity and religion were bound to come under Diderot's scrutiny in his articles on philosophy and religion for the Encyclopédie. His early orientation can best be described as a shift from deism to Spinozism, ending in atheism.
He is on treacherous ground when he brings up the topic of Chinese chronology, which claims to antedate the Deluge and casts doubts on chronological calculations affecting the Old Testament. In a tongue-in-cheek approach, he throws in a bewildering array of dates and names of Chinese emperoros, concluding with an orthodox views.
In line with the attacks on superstitition, he makes no effort in 'Chinois' to conceal the Chinese cult for idols.
Diderot's treatment of the Chinese code of morals is laudatory, following the practice of the Encyclopédie to state the superiority of humaistic morality over the morality of the Christian religion. Confucius, whose metaphysics were ridiculed by him, is praised for his practical ethics 'plus en action qu'en discours'.
As a way of offsetting his positive judgement, Diderot concludes the article with negative views of Chinese arts and sciences.
He repeatedly deplored the difficulties of the Chinese language as a source of misinterpretation, and complained about the disappearance of records and archives.

Jacques Pereira : L'article 'Chinois (philosophie des)' n'évoque partiquement pas la question politique et s'en tient essentiellement au débat largement dépassé, à l'époque, sur l’antiquité de la Chine, la nature de sa religion, la qualité de sa philosophie. L'article, qui d'un point de vue documentaire et argumentif, n'est pas d’un grand intérêt est très nettement teinté de sinophilie. [Song:S. 286-287,Pere:S. 473,Did2,Guy:S. 332,Did1,Did5]

1760 Briefe von Denis Diderot an Sophie Volland über seinen Aufenthalt bei Paul Henri Thiry d'Holbach in Grandval.

Diderot schreibt : "J'ai cru que de ma vie je ne vous reparlerais des Chinois, et m'y voilà revenu ; mais c'est la faute du père Hoop [der scheinbar in Guangzhou gelebt hat] ; prenez-vous-en à lui, si je vous ennuie. Il nous a raconté qu'un de leurs souverains était engagé dans une guerre avec les Tartares qui sont au nord de la Chine. La saison était rigoureuse. Le général chinois écrivit à l'Empereur que les soldats souffraient beaucoup du froid. Pour toute réponse, l'Empereur lui envoya sa pelisse, avec ce mot : 'Dites de ma part à vos braves soldats que je voudrait en avoir une pour chacun d'eux'.
Le père Hope a remarqué que les Chinois sont les seuls peuples de la terre qui aient eu beaucoup plus de bon rois, et de bons ministres que de mauvais. – Eh ! père Hope, pourquoi cela ? a demandé une voix qui venait du fond du salon. – C'est que les enfans de l'Empereur y sont bien élevés, et qu'il n'est presque jamais arrivé qu'un mauvais prince soit mort dans son lit. – Comment ! lui dis-je, le peuple juge donc si un prince est bon ou mauvais ? – Sans doute, et il ne s'y trompe pas plus que des enfans sur le compte de leur père ou de leur tuer. A la Chine, un bon prince est celui qui se conforme aux loix, un mauvais prince, celui qui les enfreint. La loi est sur le trône. Le prince est sous la loi et au-dessus de ses sujets."
"Le Père Hoop a raconté que les mandarins disoient un jour à l'empereur : 'Seigneur, le peuple est dans la misère, il faut aller à son secours'. – Aller ? dit l'empereur. Il faut y courir comme à une inondation ou à un incendie... Il a dit qu'un autre Empereur assiégeait Nankin. Cette ville contient plusieurs millions d'habitans. Les habitans s'étaient défendus avec un valeur inouïe ; cependant ils étaient sur le point d'être emportés d'assaut. L'empereur s'aperçut à la chaleur et à l'indignation des officiers et des soldats, qu'il ne serait point eu son pouvoir d'empêcher un massacre épouvantable. Le souci le saisit. Les officiers le pressent de les conduire à la tranchée ; il ne sait quel parti prendre ; il feint de tomber malade ; il se renferme dans la tente. Il était aimé ; la tristesse se répand dans le camp. Les opérations du siège sont supendus. On fait de tous côtés des voeux pour la santé de l'Empereur.."
"J'ai peu de foi aux nations sages. On dit encore à l'honneur des Chinois d'autres choses qu'on ne me trouva pas également disposé à croire. Je prétendis que les hommes étoient presque les mêmes partout, qu'il falloit s'attendre aux mêmes vices et aux mêmes vertus."
"A propos des Chinois, j'ai oublié de vous dire... qu'il étoit permis d'y avoir de la religion, pourvu que ce ne fût pas de la chrétienne... Pour le christianisme, il est défendu, sous peine de vie. On trouve que nous sommes des boute-feu dangereux, et puis ils n'ont jamais pu s'accommoder d'un dieu tout puissant qui laisse crucifier son fils, et d'un fils tout aussi puissant que son père, qui se laisse lui-même crucifier. Et puis ils disent... s'il n'y a que les chrétiens qui soient sauvés, nos pères sont donc damnés ; nos pères qui étoient si honnêtes gens ! Nous aimons mieux être damnés avec nos pères, que sauvés sans eux..."
"On les accoutume [les Chinois] dès la plus tendre enfance à durer des heures entières dans la même attitude. Dans un âge plus avancé, semblables à des statues, ils restent un terms incroyable, le corps, la tête, les pieds, les mains, les jambes, les bras, les sourcils, et les paupières immobiles. Ils doivent en contracter la facilité de réfléchir profondément." [Did5,Did6]

1770 Kien-long [Qianlong]. *Eloge de la ville de Moukden* [ID D1855].
Denis Diderot schreibt : "Il y a donc dans la langue poétique quelque chose de commun à toutes les nations. Je n'en aurai pas meilleure opinion des moeurs chinoises, si vous voulez, mais je penserai avec un peu plus de réserve et moins de dédain de leur littérature." [Did5]

1772 Diderot, Denis. *Miscellanea philosophiques : Fragments politiques : Sur les Chinois* [ID D20692].
Diderot schreibt :
Il est bon d'observer que les sciences et les beaux-arts n'ont fait aucun progrès à la Chine, et que cette nation n'a eu ni grand édifice, ni belle statue, ni poëme, ni musique, ni peinture, ni éloquence, au milieu d'un luxe auquel le luxe ancien des Asiatiques pourrait à peine se comparer, avec le secours de l'imprimerie et la communication exacte d'un lieu de l'empire à l'autre, c'est-à-dire avec tous les moyens généraux de l'instruction et de l'émulation. Quand je parle de l'état stationnaire des sciences à la Chine, je n'en exclus pas même les mathématiques ni ces branches de la connaissance humaine qu'un homme seul, isolé, méditatif pouvait dans cette contrée, ainsi qu'on le remarque ailleurs, porter par ses efforts à un grand point de perfection. C'est que partout où la population surabondera, l'utile sera la limite des travaux. Dans aucun siècle, en aucun endroit de la terre, on n'a vu l'enfant d'un homme opulent se faire peintre, poëte, philosophe, musicien, statuaire par état. Ces talents sortent des conditions subalternes, trop pauvres, trop malheureuses, trop occupées à la Chine à pourvoir aux premiers besoins de la vie. Il manque là l'intérêt et la considération, les deux aiguillons de la science et des beaux-arts, aiguillons également nécessaires pour se soutenir longtemps dans les contrées savantes. La richesse sans honneur, l'honneur sans richesse ne suffisent pas pour leur durée. Or, il y a plus d'honneur et de profit à l'invention d'un petit art utile chez une nation très-peuplée qu'à la plus sublime découverte qui ne montre que du génie. On y fait plus de cas de celui qui sait tirer parti des recoupes de la gaze, que de celui qui résout le problème des trois corps. C'est là surtout que se fait la question qu'on n'entend que trop fréquemment ici : A quoi cela sert-il ? Elle est dans tous les cas tacitement et universellement faite et répondue à Pékin. On n'élève des monuments éternels à l'honneur de l'esprit humain que quand on est bien pourvu de toutes les sortes de nécessaire ; car ces monuments sont la plus grande superfluité de toutes les superlluités de ce monde. Une nation telle que la chinoise, où le sol est couvert à peu près d'un tiers d'habitants de plus qu'il n'en peut nourrir dans les années médiocres, où les mœurs ne permettent pas les émigrations, où l'inconvénient de la population excessive va toujours en s' accroissant, est pleine d'activité, de mouvement, d'inquiétude. Il n'y a pas un brin de paille à négliger, pas un instant de temps qui n'ait sa valeur ; l'attente de la disette presse sans cesse. C'est le mobile secret de toutes les âmes, tandis que la culture de l'esprit demande une vie tranquille, oisive, retirée, immobile.
Il n'y a donc qu'une science vers laquelle les têtes pensives doivent se tourner à la Chine, c'est la morale, la police et la législation, dont l'importance est d'autant plus grande qu'une société est plus nombreuse. C'est là que l'on connaît le mieux la vertu et qu'on la pratique le moins ; c'est là qu'il y a plus de mensonges, plus de fraudes, plus de vols, moins d'honneur,
moins de procédés, de sentiments et de délicatesse. Tout l'empire est un marché général où il n'y a non plus de sûreté et de bonne foi que dans les nôtres. Les âmes y sont basses, l'esprit petit, intéressé, rétréci et mesquin. S'il y a un peuple au monde vide de tout enthousiasme, c'est le Chinois. Je le dis et je le prouve par un fait que je tiens du plus intelligent de nos supercargues : un Européen achète des étoiles à Canton, il est trompé sur la quantité, sur la qualité et le prix ; les marchandises sont déposées sur son bord. La friponnerie du marchand chinois avait été reconnue, lorsqu'il vint chercher son argent. L'Européen lui dit : « Chinois, tu m'as trompé. » Le Chinois lui répondit à l'Européen, « cela se peut ; mais il faut payer. » L'Européen : « Tu m'as trompé sur la quantité, la qualité et le prix. » Le Chinois : « Cela se peut ; mais il faut payer. » L'Européen : « Mais tu es un fripon, un gueux, un misérable. » Le Chinois : « Européen, cela se peut ; mais il faut payer. » L'Européen paye ; le Chinois reçoit son argent, et dit en se séparant de sa dupe : « A quoi t'a servi ta colère ? qu'ont produit tes injures ? Rien. N'aurais-tu pas beaucoup mieux fait de payer tout de suite et de te taire ? » Partout où l'on garde ce sang-froid à l'insulte, partout où l'on rougit aussi peu de la friponnerie, l'empire peut être très-bien gouverné, mais les moeurs particulières sont détestables. Si les romans chinois sont une peinture un peu fidèle des caractères, il n'y a pas plus de justice à la Chine que de probité ; et les mandarins sont les plus grands fripons, les juges les plus iniques qu'il y ait au monde. Que penser de ces chefs de l'État qui portent publiquement, sans pudeur, sur leur petite bannière la marque de leur dégradation ? Si l'on interrogeait à la Chine un Français sur ce que c'est qu'un docteur de Sorbonne ici, il dirait : C'est un homme né d'une famille honnête communément aisée, sinon opulente, dont les premières années ont été consacrées à la lecture à l'écriture, à l'étude de sa langue et de deux ou trois langues anciennes qu'il possède lorsqu'il passe à des sciences plus relevées, telles que
la philosophie, la logique, la morale, la physique, les mathématiques, la théologie. Versé dans ces sciences, qui ont employé son temps jusqu'à l'âge de vingt-deux à vingt-trois ans, il subit une longue suite d'examens rigoureux, sur lesquels le titre de docteur lui est accordé ou refusé. le grand homme ! ô l'homme étonnant qu'un docteur de Sorbonne ! s'écrierait le Chinois.
Eh bien! le mandarin est un prodige tout semblable à Paris, à s'en rapporter au récit des historiens et des voyageurs. Et pour finir par où nous avons commencé, s'il est vrai que la lutte de l'homme contre

la nature soit le premier motif, la raison première de la société, partout où la population surabonde, la nature est la plus forte : la société est dans une lutte continuelle avec elle; c'est un état où l'on dispute pour son existence, et où l'on n'a guère le temps de s'appliquer à autre chose. Un riche Chinois a des jardins somptueux : qu'est-ce que cela prouve pour le reste de la nation ? Pas plus que les parcs de nos grands seigneurs et les palais de nos financiers ne prouvent ici.

Song Shun-ching : En sujet brûlant abordé par Diderot est le développement des sciences et arts en Chine, point faible que même l'ardent sinophile n'arrive pas à défendre. Diderot juge que 'les sciences et les beaux-arts n'ont fait aucun progrès à la Chine', car elle ne possède 'ni poème, ni musique, ni peinture, et il explique 'l'état stationnaire des sciences à la Chine' comme une conséquence de la population surabondante : les habitants étant 'trop occupé à la Chine à pourvoir aux premiers besoins de la vie'. [Did18,Song:S. 287]

1781 Diderot, Denis. *Etat de la Chine selon ses détracteurs* [ID D20030].
1. La Chine jouissait ou était affligée d'une population immense, lorsu'elle fut conquise par les Tartares ; et de ce que les lois de cet empire furent adoptée par le vainqueur, on en conclut qu’elles devaient être bien sages.
Cette soumission du Tartare au gouvernement chinois ne nous paraît pas une preuve de sa bonté. La nature veut que les grandes masses commandent aux petites ; et cette loi s´exécute au moral comme au physique. Or, si l'on compare le nombre des conquérants de la Chine au nombre des peuples conquis, on trouvera que pour un Tartare il y avait cinquante mille Chinois. Un individu peut-il changer les usages, les moeurs, la législation de cinquante mille hommes ? et d'ailleurs, comment ces Tartares n'auraient-ils pas adopté les lois de la Chine, bonnes ou mauvaises, n'en ayant point à leur substituer ? Ce que cette étrange révolution montre le plus évidemment, c'est la lâcheté de la nation ; c'est son indifférence pour ses maîtres, un des principaux caractères de l'esclave. Passons à la population de la Chine.

2. L'agriculture a été de temps immémorial en honneur à la Chine. C´est un fait sur lequel il n'y a pas deux sentiments. Or, toute région agricole, qui jouit d´une longue paix ; qui n'éprouve point de révolutions sanglantes ; qui n'est ni opprimée par la tyrannie, ni dévastée par des maladies de climat, et où l'on voit le laborieux citoyen ramasser dans la plaine un panier de terre, le porter au sommet des montagnes, en couvrir la pointe nue d'un rocher, et la retenir par de petites palissades, doit abonder en habitants. En effet, ces habitants se livreraient-ils à des travaux insensés, si la plaine où ils ont ramassé la poignée de terre était inculte, déserte et abandonnée au premier qui voudrait l'occuper ? S'il leur était libre de s'étendre dans les campagnes, resteraient-ils entassés aux environs des villes ? La Chine et toute la Chine est donc très peuplée.
Le pays est coupé par un grand nombre de canaux. Ces canaux seraient superflus, s'ils n'établissaient pas une communication nécessaire et fréquente d'un lieu à un autre lieu. Qu'annoncent-ils, sinon un grand mouvement intérieur, et conséquemment une population très considérable ?
Toute contrée agricole, où les disettes sont fréquentes, où ces disettes soulèvent des milliers d'hommes ; où dans ces soulèvements il se commet plus de forfaits, plus de meurtres, plus d´incendies, plus de pillage qu'il ne s´en commettrait dans l'irruption d'une horde de sauvages, et où, le temps de la disette et de. la révolte passé, l'administration ne recherche pas le coupable renferme certainement plus d'habitants qu'elle n´en peut nourrir. Ne serait-ce pas le plus absurde des peuples que le chinois, si le défaut accidentel des subsistances provenait de sa négligence, soit à cultiver ses terres, soità pourvoir à ses aprovisionnements ? Mais la Chine, pays immense, contrée fertile, si bien cultivée, si merveilleusement administrée, n'en est pas moins exposée à cette sorte de calamité. Il faut donc qu'il y ait dix fois, vingt fois plus d'habitants que d'arpents de terre.
Tout pays où l'on foule aux pieds un sentiment si naturel qu'il est commun à l'homme et à la brute, la tendresse des pères et des mères pour leurs petits, et où l'on se résout à les tuer, à les étouffer, à les exposer, sans que la vindicte publique s'y oppose, a trop d'habitants, ou est habité par une race d´hommes, comme il n'y en a aucune autre sur la surface du globe. Or, c'est ce qui se passe à la Chine ; et nier ce fait ou l'affaiblir, ce serait jeter de l´incertitude sur tous les autres.
Mais un dernier phénomène qui achève de confirmer l'excessive population de la Chine, c'est le peu de progrès des sciences et des arts, depuis l'époque très éloignée qu'on les y cultive. Les recherches s'y sont arrêtées au point où, cessant d'être utiles, elles commencentà devenir curieuses. Il y a plus de profit à faire à l'invention du plus petit art pratique, qu'à la plus sublime découverte qui ne montrerait que du génie. On fait plus de cas de celui qui sait tirer parti des recoupes de la gaze, que de celui qui résoudrait le problème des trois corps. C'est là surtout que se fait la question qu'on n'entend que trop souvent parmi nous : "A quoi cela sert-il ?" Je demande si ce repos, contraire au penchant naturel de l'homme qui veut toujours voir au-delà de ce qu'il a vu, peut s'expliquer autrement que par une population qui interdise l'oisiveté, l'esprit de méditation, et qui tienne la nation soucieuse, continuellement occupée de ses besoins. La Chine est donc la contrée de la terre la plus peuplée.
Cela supposé, ne s'ensuit-il pas qu'elle est la plus corrompue ? L'expérience générale ne nous apprend-elle pas que les vices des sociétés sont en proportion du nombre des individus qui la composent ? Et que me répliquerait-on si j'assurais que les moeurs chinoises doivent être, dans toute l'étendue de l'empire, plus mauvaises encore que dans nos superbes cités, où l'honneur, sentiment étranger au Chinois, donne de l'éclat aux vertus et tempère les vices ?
Ne puis-je pas demander quel est et quel doit être le caractère d'un peuple où l'on voit, dans des occasions assez fréquentes, une province fondre sur une autre province, et en égorger impitoyablement, impunément les habitants ? Si ce peuple peut avoir des moeurs bien douces ? Si une nation où les lois ne préviennent ni ne punissent l'exposition ou le meurtre des nouveau-nés, est civilisée ou barbare ? Si le sentiment de l'humanité, la bienfaisance, la commisération y subsistent dans un degré bien éminent ? et si un peuplé, que les circonstances les plus extraordinaires invitaient à fonder des colonies, est bien. sage, lorsqu'il n'imagine pas ou qu'il dédaigne un remède aussi simple, aussi sûr, à des malheurs effroyables et toujours renaissants ?
Il est difficile jusqu'ici de faire grand cas de la prudence chinoise. Voyons si l'examen de la constitution de l'empire, de la conduite du souverain et de ses ministres, de la science des lettrés et des mœurs du peuple, ne nous en donneront pas une idée plus sublime.

3. Un auteur grave, qui n'est pas dans la foule des admirateurs de la sagesse chinoise, dit expressément que 'le bâton est le souverain de la Chine'. Sur ce mot plaisant et profond, on aura, je crois, quelque peine à se persuader qu'une nation, où l'homme est traité comme on traite ailleurs les animaux, ait quelque chose des mœurs ombrageuses et délicates de notre Europe, où un mot injurieux se lave dans le sang, où la menace du geste se venge par la mort. Le Chinois doit être pacifique et bénin. Tant mieux, ajouteront nos antagonistes.
Cependant, c'est comme père de ses sujets que le prince à la Chine est considéré, obéi, respecté. - Et nous ajouterons à notre tour : tant pis. Cela me garantit bien l'humble soumission des enfants ; mais non la bonté du père. Veut-on précipiter un peuple dans une abjection dont il ne se relèvera jamais ? On n'a qu'à consacrer le titre de despote par celui de père. Partout les enfants qui osent lever la main sur leurs parents sont des monstres rares ; et, malgré l'autorité des lois qui limitent l'autorité paternelle, les parents qui maltraitent leurs enfants ne sont malheureusement partout que des monstres trop communs, L'enfant ne demande point à son père compte de sa conduite ; et la liberté, sans cesse en péril si le chef est à l'abri de toute poursuite par sa qualité infiniment respectable de père, sera nulle sous un despote qui imposera un silence absolu sur son administration.
Nous nous trompons peut-être ; mais les Chinois nous semblent courbés sous le joug d'une double tyrannie, de la tyrannie paternelle dans la famille, de la tyrannie civile dans l'empire. D'où nous oserions confure qu'ils doivent être les plus doux, les plus insinuants, les plus respectueux, les plus timides, les plus vils et les moins dangereux des esclaves ; à moins qu'il ne soit fait, en leur faveur, une exception à l'expérience de tous les peuples et de tous les siècles. Quel est parmi nous l'effet du despotisme paternel ? Le respect extérieur et une haine impuissante et secrète pour les pères. Quel a été et quel est chez toutes les nations l'effet du despotisme civil ? La bassesse et l'extinction de toute vertu. S'il en est autrement à la Chine, on nous apprendra comment cette merveille s'y est opérée.
Voici ce qu'on dit : "L'empereur sait qu'il règne sur une nation qui n'est attachée aux lois qu´autant qu'elles font son bonheur. - Y a-t-il entre le Chinois et l'Européen quelque différence sur ce point ? - L'empereur sait que s'il se livrait à la tyrannie, il s'exposerait à tomber du trône. - Est-ce que les histoires anciennes et modernes n'offrent pas des exemples de ce juste et terrible châtiment ? Qu'ont ils produit ? Dira-t-on que le Chinois souffre l'oppression plus impatiemment que l'Anglais ou le Français, ou que la Chine n'a été, n'est, et ne sera jamais gouvernée que par des monarques accomplis ?
Ô révérence des temps passés et des contrées éloignées, combien tu nous fais dire de sottises ! La clémence, la fermeté, l'application, les lumières, l'amour des peuples, la justice sont des qualités que la nature n'accorde, même séparées, qu'à des hommes rares ; et il n'en est presque aucun en qui elles ne soient malheureusement plus ou moins affaiblies par la dangereuse jouissance du pouvoir suprême. La Chine seule aura donc échappé à cette malédiction qui a commencé avec toutes les autres sociétés, et qui durera autant qu´elles.
Assurément. Car il y a à côté du trône un tribunal toujours subsistant, qui tient un compte fidèle et rigoureux des actions de l'empereur. - Et ce tribunal n'existe-t-il pas dans toutes les contrées ? Les souverains l'ignorent-ils ? le redoutent-ils ? le respectent-ils ? La différence de notre tribunal à celui de la Chine, c'est que le nôtre, composé de la masse entière de la nation, est incorruptible, et que le tribunal chinois n'est composé que d'un petit nombre de lettrés. Ô l'heureuse contrée que la Chine ! Ô la contrée unique, où l'historiographe du prince n'est ni pusillanime, ni rampant, ni accessible à la séduction, et où le prince, qui peut faire couper .la tête ou la main à son historiographe, pâlit d'effroi, lorsque celui-ci prend la plume ! Il n'y eut jamais que les bons rois qui craignissent le jugement de leurs contemporains et le blâme de la postérité.
Aussi, les souverains de la Chine sont-ils bons, justes, fermes, éclairés. - Tous, sans exception ? Il en est, je crois, du palais impérial de la Chine comme du palais du souverain de toutes les autres contrées. Il est un, au milieu de la multitude innombrable des habitations des sujets : c'est-à-dire que pour une fois qu'il arrive au génie et à la vertu de tomber du ciel sur la demeure du maître, cent mille fois ils doivent tomber à côté. Mais cette loi de la nature n'a peut-être pas lieu à la Chine comme en Europe, où nous serions trop heureux si, après dix mauvais successeurs d'un bon roi, il en naissait un qui lui ressemblât.
Mais l'autorité souveraine est limitée à la Chine. - Où ne l'est-elle pas ? Comment, par qui est-elle limitée à la Chine ? Si la barrière qui protège le peuple n'est pas hérissée de lances, d'épées, de baïonnettes dirigées vers la poitrine ou la tête sacrée de l'empereur père et despote, nous craindrons, mal à propos peut-être, mais nous craindrons que cette barrière ne soit à la Chine qu'une grande toile d'araignée sur laquelle on aurait peint l'image de la justice et de la liberté, mais au travers de laquelle l'homme qui a de bons yeux aperçoit la tête hideuse du despote. Y a-t-il eu un grand nombre de tyrans déposés, emprisonnés, jugés, mis à mort ? Voit-on sur la plaie publique un échafaud sans cesse dégouttant du sang des souverains ? Pourquoi cela n'est-il pas ? Pourquoi ? - C'est que la Chine est

revenue par une suite de révolutions à l'état dont les autres contrées se sont éloignées, au gouvernement patriarcal. - Nous en demandons pardon à nos adversaires : mais le gouvernement patriarcal d'une contrée immense, d'une famille de deux cents millions d'individus, nous paraît une idée presque aussi creuse que celle d'une république de la moitié du monde connu. Le gouvernement républicain suppose une contrée assez étroite pour le prompt et facile concert des volontés ; le gouvernement patriarcal, un petit peuple nomade renfermé sous des tentes. La notion du gouvernement patriarcal de la Chine est une espèce de rêverie qui ferait sourire l´empereur et ses mandarins.

4. Les mandarins ne tenant point à des familles riches et puissantes, l'empire est en paix. - Chose singulière ! L'empire est en paix, et cela par la raison même qui devrait souvent le troubler ; à moins que Richelieu ne fût un mauvais politique, lorsqu'il voulait que les grandes places ne fussent pas accordées à des gens de rien qui ne tiennent qu'à leur devoir.
Ces hommes d'État n'excitent point de troubles : c'est un fait.
Et c'en est peut-être un encore qu'ils n'ont point de pauvres parentsà protéger, point de flatteurs à combler de grâces, point de mignons ou de maîtresses à enrichir : également supérieurs à la séduction et à l´erreur. Mais, ce qui est très incontestable, c'est que les magistrats ou chefs de la justice promènent eux-mêmes, sans pudeur, les marques de leur dégradation et de leur ignominie. Or qu'est-ce qu´un magistrat portant sa bannière ou l'enseigne de son avilissement, sans en être moins fier ? Qu'est-ce qu´un peuple chez lequel ce magistrat n'est pas moins honoré ?

5. Après le souverain et le mandarin se présente le lettré ; et qu´estce que le lettré ? - C'est un homme élevé dans une doctrine qui inspire l'humanité ; qui la prêche ; qui prêche l'amour de l'ordre, la bienfaisance, le respect pour les lois ; qui répand ces sentiments dans le peuple, et lui en montre l'utilité. - Et n´avons-nous pas dans nos écoles, dans nos chaires, parmi nos ecclésiastiques, nos magistrats et nos philosophes, des hommes qui ne le cèdent, je crois, aux lettrés, ni en lumières, ni en bonnes moeurs ; qui exercent les mêmes fonctions, de vive voix et par écrit, dans la capitale, dans les grandes villes, dans les moindres cités, dans les bourgs et dans les hameaux ? Si la sagesse d'une nation était proportionnée au nombre de ses docteurs, aucune ne serait plus sage que la nôtre.
Nous avons parcouru les hautes classes de l'empire. Descendons maintenant aux conditions inférieures, et jetons un coup d'oeil sur les mœurs populaires.

6. On a quelques ouvrages de moeurs traduits du chinois. Qu'y voyons-nous ? d'infâmes scélérats exerçant les fonctions de la police ; j'innocent condamné, battu, fouetté, emprisonné ; le coupable absousà prix d'argent, ou châtié si l'offensé est plus puissant : tous les vices de nos cités et de l'intérieur de nos maisons, avec un aspect plus hideux et plus dégoûtant.

7. Mais rien ne peut donner des notions plus justes des mœurs populaires que l'éducation. Comment l'enfance est-elle formée à la Chine ? On y contraint un enfant à rester assis des heures entières, immobile, en silence, les bras croisés sur la poitrine, dans l'état de méditation et de recueillement. Quel fruit espérer d'un exercice habituel aussi contraire à la nature ? Un homme d'un bon sens ordinaire répondrait : la taciturnité, la finesse, la fausseté, l'hypocrisie, et tous ces vices accompagnés du sang-froid particulier au méchant. Il penserait qu'à la Chine, la franchise, cette aimable franchise qui charme dans les enfants, cette nàive ingénuité qui se fane à mesure qu'ils avancent en âge, et qui concilie la confiance universelle au petit nombre de ceux qui ont le bonheur de la conserver, est étouffée dès le berceau.

8. Le code de la politesse chinoise est fort long. - Un homme d'un bon sens ordinaire en conclurait qu'elle cesse d'être à la Chine d'expression simple et naturelle des égards et de la bienveillance ; que ce n´est qu'une étiquette ; et il regarderait l'apparence cordiale de ces voituriers embourbés, qui s'agenouillent les uns devant les autres, s'embrassent, s'adressent les noms les plus tendres, et se secourent, comme une espèce de mômerie d'usage chez un peuple cérémonieux.

9. Il y a un tribunal érigé contre les fautes dans les manières. - Un homme d'un bon sens ordinaire soupçonnerait que la justice y est mieux administrée contre ces minutieux délits, que dans les tribunaux civils contre les grands forfaits ; et il douterait beaucoup que sous les entraves des rites, des cérémonies, des formalités, l'âme pût s'élever, le génie exercer son ressort. Il penserait qu'un peuple cérémonieux ne peut être que petit ; et, sans avoir vécu ni à Pékin, ni à Nankin, il prononcerait qu'il n´y a aucune contrée sur la terre ou on se soucie moins de la vertu, et où l'on en ait plus les apparences.

10. Tous ceux qui ont commercé avec les Chinois, conviennent unanimement que l'on ne saurait trop prendre de précautions, si l'on ne veut pas en être dupé. Ils ne rougissent pas même de leur mauvaise foi.
Un Européen, arrivé pour la première fois dans l'empire, acheta des marchandises d'un Chinois, qui le trompa sur la qualité et sur le prix. Les marchandises avaient été portées à bord du vaisseau, et le marché était consommé. L'Européen se flatta que peut-être il toucherait le Chinois par des représentations modérées, et il lui dit : "Chinois, tu m'as vendu de mauvaises marchandises. - Cela se peut, lui répondit le Chinois, mais il faut payer. - Tu as blessé les lois de la justice, et abusé de ma confiance. - Cela se peut, mais il faut payer. - Mais tu n'es donc qu´un fripon, un malheureux ? - Cela se peut, mais il faut payer. - Quelle opinion veux-tu donc que je remporte dans mon pays de ces Chinois si renommés par leur sagesse ? Je dirai que vous n´êtes que de la canaille. - Cela se peut, mais il faut payer." L'Européen, après avoir renchéri sur ces injures de toutes celles que la fureur lui dicta, sans en avoir arraché que ces mots froids et froidement prononcés : "Cela se peut, mais il faut payer", délia sa bourse et paya. Alors le Chinois prenant son argent lui dit : "Européen, au lieu de tempêter comme tu viens de faire, ne valait-il pas mieux te taire, et commencer par où tu as fini ? car qu´y as-tu gagné ?"
Le Chinois n'a donc pas même un reste de pudeur commune à tous les fripons qui veulent bien l'être, mais qui ne souffrent pas qu´on le leur dise, Il est donc parvenu au dernier degré de la dépravation. Et qu'on n'imagine pas que ce soit ici un exemple particulier. Ce flegme est l'effet naturel de cette réserve qu´inspire l'éducation chinoise.
Et qu'on ne m'objecte pas que les Chinois observent entre eux une fidélité dont ils se croient dispensés avec l'étranger. Cela n'est pas, parce que cela ne peut être. On n'est pas alternativement honnête et malhonnête. Celui qui s'est fait l'habitude de tromper l'étranger, est trop souvent exposé à la tentation de tromper ses concitoyens, pour y résister constamment.

11. Mais à vous entendre, me dira-t-on, la Chine est presque une contrée barbare. - C'est pis encore. Le Chinois, à demi civilisé, est à nos yeux un barbare à prétentions, un peuple profondément corrompu, condition plus malheureuse que la barbarie pure et naturelle.
Le germe de la vertu peut se développer dans le barbare par un enchaînement de circonstances favorables ; mais nous n'en connaissons pas, nous n´en imaginons point qui puissent rendre ce grand service au Chinois, en qui ce germe est non pas étouffé, mais totalement détruit. Ajoutez à la dépravation et à l'ignorance de ce peuple la vanité la plus ridicule. Ne dit-il pas qu'il a deux yeux, que nous n'en avons qu'un, et que le reste de la terre est aveugle ? Ce préjugé, l'excessive population, l'indifférence pour les souverains, qui peut-être en est une suite, l'attachement opiniâtre à ses usages, la loi qui lui défend de sortir de son pays : toutes ces raisons doivent le fixer pendant une suite indéfinie de siècles dans son état actuel. Apprendon quelque chose à celui qui croit tout savoir, ou qui méprise ce qu'il ignore ? Comment enseigner la sagesse à celui qui s'estime le seul sage ? Comment perfectionner celui qui se tient pour parfait ? Nous osons le prédire, le Chinois ne s'améliorera ni par la guerre, ni par la peste, ni par la famine, ni par la tyrannie plus insupportable, et par cette raison même plus propre que tous les fléaux réunis à régénérer leur nation en l'accablant.

12. Nous ignorons si les autres peuples de l'univers servent beaucoup aux Chinois, mais à quoi les Chinois sont-ils bons pour le reste de la terre ? Il semble que leurs panégyristes aient affecté de leur donner une grandeur colossale, et de nous réduire à la petite stature du Pygmée. Nous nous sommes occupés, nous, à les montrer tels qu'ils sont ; et jusqu'à ce qu'on nous apporte de Pékin des ouvrages de philosophie supérieurs à ceux de Descartes et de Locke, des traités de mathématiques à placer à côté de ceux de Newton, de Leibniz et de leurs successeurs, des morceaux de poésie, d'éloquence, de littérature, d'érudition que nos grands écrivains daignent lire, et dont ils soient forcés d'avouer la profondeur, la grâce, le goût et la finesse, des discours sur la morale, la politique, la législation, la finance et le commerce, où il y ait une ligne nouvelle pour nos bons esprits, des vases, des statues, des tableaux, de la musique, des plans d'architecture qui puissent arrêter les regards de nos artistes, des instruments de physique, des machines où notre infériorité soit bien démontrée ; jusqu'alors nous rendrons au Chinois son propos, et nous lui dirons qu'il a peut-être un oeil, que nous en avons deux ; et nous nous garderons bien d'insulter aux autres nations que nous avons laissées en arrière, et qui sont peut-être destinées à nous devancer un jour. Qu'est-ce que ce Confucius dont on parle tant, si on le compare à Sidney et à Montesquieu ?

13. La nation chinoise est la plus laborieuse que l´on connaisse. - Nous n'en doutons pas. Il faut bien qu'elle travaille, et qu'après avoir travaillé elle travaille encore. N'y est-elle pas condamnée par la disproportion du produit de ses champs avec le nombre de ses habitants ? d'où l'on voit que cette population tant vantée a des limites au-delà desquelles c'est un fléau qui ôte à l'homme le temps du repos, l'entraîne à des actions atroces, et détruit dans son âme l'honneur, la délicatesse, la morale, et même le sentiment d'humanité.

14. Et l'on ose s'opiniâtrer, après ce que l'on vient d´entendre, à appeler la nation chinoise 'un peuple de sages' ! Un peuple de sages chez lequel on expose, on étouffe les enfants ; où la plus infâme des débauches est commune ; où l'on mutile l'homme ; où l'on ne sait ni prévenir, ni châtier les forfaits occasionnés par la disette ; où le commerçant trompe l'étranger et le citoyen ; où la connaissance de la langue est le dernier terme de la science ; où l'on garde depuis des siècles un idiome et une écriture à peine suffisants au commerce de la vie ; où les inspecteurs des mœurs sont sans honneur et sans probité ; où la justice est d'une vénalité sans exemple chez les peuples les plus dépravés ; où le législateur, au nom duquel les fronts s'inclinent, ne mériterait pas d'être lu, si l'on n´excusait la pauvreté de ses écrits par l'ignorance du temps où il a vécu ; où, depuis l´empereur jusqu´au dernier de ses sujets, ce n'est qu'une longue chaîne d'êtres rapaces qui se dévorent, et où le souverain ne laisse engraisser quelques-uns de ces intermédiaires que pour les sucer à son tour, et pour obtenir, avec la dépouille du concussionnaire, le titre de vengeur du peuple.

15. S'il est vrai, comme nous n'en doutons point, qu'à la Chine ce qui ne peut être partagé, comme la mer, les fleuves, les canaux, la navigation, la pêche, la chasse, est à tous, c'est un ordre de chose fort raisonnable. Mais un peuple si nombreux pouvait-il patiemment abandonner ses moissons à la pâture des animaux ? Et si les hautes conditions s'étaient arrogé une jouissance. exclusive des forêts et des eaux, ne s'en serait-il pas suivi une prompte et juste vengeance ? Tâchons de ne pas confondre les lois de la nécessité avec les institutions de la sagesse.

16. Les Chinois n'ont-ils pas des moines plus intrigants, plus dissolus, plus oisifs et plus nombreux que les nôtres ? Des moines ! des sangsues dans une contrée où le travail le plus opiniâtre fournit à peine la subsistance ! - Le gouvernement les méprise. - Dites plutôt qu'il les craint, et que le peuple les révère.

17. Il serait peut-être très avantageux que dans toutes les régions, ainsi qu'on l'assure de la Chine, l'administration ne fût attachée à aucun dogme, à aucune secte, à aucun culte religieux. Cependant cette tolérance ne s'étend qu'aux religions anciennement établies dans l'empire. Le christianisme y a été proscrit, soit que le fond, mystérieux de sa doctrine ait révolté des esprits bornés, soit que les intrigues de ceux qui la prêchaient aient alarmé un gouvernement ombrageux.

18. A la Chine, le mérite d'un fils confère la noblesse à son père, et cette prérogative finit avec lui. On ne peut qu'applaudir à cette institution. Cependant la noblesse héréditaire a aussi ses avantages. Quel est le descendant assez vil pour ne pas sentir le fardeau d'un nom imposant, pour ne pas s'efforcer d'y répondre ? Dégradons le noble indigne de ses ancêtres, et sur ce point nous serons aussi.sages que le Chinois.

19. Nous ne demandons pas mieux que de louer. Aussi reconnaissons-nous volontiers de la prudence dans la manière dont les Chinois punissent la négligence à payer le tribut. Au lieu d'installer dans les foyers du débiteur des satellites qui se jettent sur son lit, sur ses ustensiles, sur ses meubles, sur ses bestiaux, sur sa personne, au lieu de le traîner dans une prison ou de le laisser sans pain étendu sur la paille dans sa chaumière dépouillée, il vaut mieux, sans doute, le condamner à nourrir le pauvre. Mais celui qui conclurait de cet excellent usage la sagesse de la Chine, ne serait-il pas aussi mauvais logicien que celui qui, d'après le nôtre, nous jugerait barbares ? On affaiblit, autant qu'on peut, les reproches que mérite la nation chinoise ; on relève cette contrée pour humilier les nôtres. On n'en vient pas jusqu'à dire que nous sommes fous ; mais on prononce, sans hésiter, que c'est à la Chine qu'habite la sagesse, et l'on ajoute tout de suite que, par le dernier dénombrement, il y avait environ soixante millions d´hommes en état de porter les armes. Apologistes insensés de la Chine, vous écoutez-vous ? Concevez-vous bien ce que c'est que deux cents millions d'individus entassés les uns sur les autres ? Croyez-moi, ou diminuez de la moitié, des trois quarts cette épouvantable population ; ou si vous persistez à y croire, convenez, d'après le bon sens qui est en vous, d'après l'expérience qui est sous vos yeux, qu'il n'y a, qu'il ne peut y avoir, ni police, ni moeurs à la Chine.

20. Le Chinois aime la génération à naître comme la génération vivante. - Cela est impossible. Enfants, amis du merveilleux, jusque sà quand vous bercera-t-on de pareils contes ? Tout peuple obligé de lutter sans cesse contre les besoins, ne saurait penser qu'au moment ; et sans les honneurs rendus publiquement aux ancêtres, cérémonies qui doivent réveiller et entretenir dans les esprits quelque faible idée qui s'étende au-delà du tombeau, il faudrait tenir pour démontré que, s'il y a un coin de la terre où le sentiment de l'immortalité et le respect de la postérité soient des mots vides de sens, c'est à la Chine. On ne s'aperçoit pas qu'on porte tout à l'extrême, et qu'il résulte de ces opinions outrées des contradictions palpables ; qu'une excessive population est incompatible avec de bonnes moeurs, et qu'on décore une multitude dépravée des vertus de quelques rares personnages.
Lecteur, on vient de soumettre à vos lumières les arguments des partisans et des détracteurs de la Chine. C'est à vous de prononcer. Et qui sommes-nous, pour aspirer à l'ambition de diriger vos arrêts ? S'il nous était permis d'avoir une opinion, nous dirions que, quoique les deux systèmes soient appuyés sur des témoignages respectables, ces autorités n'ont pas le grand caractère qu´exigerait une foi entière. Peut-être, pour se décider, faudrait-il attendre qu'il fût permis à des hommes désintéressés, judicieux, et profondément versés dans l'écriture et dans la langue, de faire un long séjour à la cour de Pékin, de parcourir les provinces, d'habiter les campagnes et de conférer librement avec les Chinois de toutes les conditions.

Huguette Cohen : In this text Diderot launched his last and foremost attack on China. The text constitutes a passionate refutation, in a style reminiscent of all his political writings in the 1770s. This highly rhetorical passage has the quality of a spoken dialogue, and while one can argue with risky conclusions seldom based on facts, the style and brio are unmistakably Diderot's best. All sinophile arguments are seized upon and systemtically attacked one by one, with an appeal to general laws of nature and common sense. The theme of Chinese overpopulation is taken up und held as the omnipresent cause for the Chinese preference for agriculture, the frequent famines and ensuing revolts, the Chinese custom of exposing infants, the lack of progress in the sciences and the arts, and the general corruption. In a peculiar process of argumentation, Diderot prefaces his attacks by what ought to be the logical outcome, and concludes with the premise overpopulation. Diderot's unequivocal rejection of the Chinese form of paternalistic government was unique and confirms the radicalism of his political views after 1770. His fragment intends to destroy the Enlightenment's theory of Chinese exceptionality, and with it a certain form of philosophical optimism which had turned China into a last haven of hope.
Diderot obviously failed to reach valid conclusions on China, but he did not try to manipulate whatever facts were available, for the sake of ideological orthodoxy. There is no doubt, that his compulsive scepticism in no small measure to the decline of the legend of the Good Chinese, and with it, to the demise of exoticism in eighteenth-century France. [Did5,Ray1]

1903 [Anonym]. Weiwulun er juzi zhi xueshuo (Dideluo, Lameiteli) [ID D20693].
Erster chinesischer Eintrag über Denis Diderot.
Der Autor schreibt : Le grand ouvrage du XVIIIe siècle ne peut pas ne pas être l'Encyclopédie de France. Les savants qui ont composé les articles de cet ouvrage étaient tous athées. Didelu [Diderot] et Yalongbeir [D'Alembert] assumaient effectivement la tâche d'écrire tous les articles philosophiques. Cet ouvrage a frayé le chemin à la Révolution française, à la guillotine imposée à la monarchie et à l'époque de la terreur. L'Esprit des lois et Le Contrat social sont bien entendu des œuvres immortelles, mais l'Encyclopédie n'en constitue pas moins un monument grandiose. C'est le chef-d'œuvre que toute la France vénérait. Grâce à elle, le peuple saisissait le vrai sens de l'Etat, connaissait la nature de la loi, comprenait la liberté, si bien qu'à la longue on crut à la vérité et non en Dieu. Un seul livre a produit un tel effet, c'est vraiment extraordinaire. Partant de la réflexion philosophique très poussée et de son zèle sans bornes, Didelu [Diderot] traite de la liberté avec audace. Sa pensée philosophique, établie après bien des hésitations et des tâtonnements, embrasse beaucoup de domaines, et ses théories s'adaptent bien à des choses concrètes qu'il jugeait avec discernement. Ses idées où l'on voit l'embryon de la lutte des classes sont très progressistes. Il commence par croire en Dieu et finit par le nier ; au début il pense que l'âme est immortelle bien qu'elle soit sans forme et sans matière, mais enfin il prend conscience que tout est périssable, et il en conclut que ce n'est qu'en se vouant à la cause publique, en se rendant utile aux autres qu'on peu fonder une entreprise immortelle dont la postérité se souviendra pour toujours. [Did4]

1907 Li Shizeng gründet den Verlag Shi jie she in Paris und publiziert *Les soixantes personnalités modernes.*
Darin steht über Denis Diderot : « Diderot contemporain de Montesquieu, de Voltaire et de Rousseau est leur égal ; voilà les quatre grands de l'époque, mais la doctrine de Diderot est encore plus poussée et plus profonde. Diderot à partir du dictionnaire anglais qu'il a traduit, réussit à bâtir une oeuvre immortelle et devint célèbre. Il écrivit beaucoup de livres. Condamné à prison pour ses idées subversives, il ne cessa de lutter contre la superstitution, en prêchant les droits de l'homme. Il nia l'existence de Dieu et la morale hypocrite. Il disait que quand on croit une action bonne, il faut la mettre en pratique sans hésiter. Ses idées furent très répandues et ceux qui les adoptèrent très nombreux. Donc sa pensée servit de guide pour la société. » [OAS]

1937 Li Shizeng organisiert eine Enzyklopädie-Ausstellung im Verlag Shi jie she in Shanghai. Darunter die Encyclopédie von Denis Diderot. [OAS]

Bibliographie : Autor

1748 Diderot, Denis. *L'oiseau blanc*. In : Diderot, Denis. Les bijoux indiscrets ; L'oiseau blanc : conte bleu. Publ. sur les manuscrits de l'auteur par Jacques-André Naigeon. (Paris : Desray, 1798). (Oeuvres ; vol. 10). [Geschrieben 1748 ; Enthält Chinoiserien]. [WC]

1748 Diderot, Denis. *Les bijoux indiscrets*. Vol. 1-2. (Monomotapa [i.e. Paris] : [s.n.], 1748). [Enthält Chinoiserien]. [WC]

1753 *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot et quant à la partie mathématique par [Jean-Baptiste le Rond] d'Alembert. (Paris : Briasson, 1753).
http://diderot.alembert.free.fr/C.html. [WC]

1772 Diderot, Denis. *Miscellanea philosophiques : Fragments politiques : Sur les Chinois*. In : Diderot, Denis. Oeuvres inédites de Diderot. (Paris : J.L.J. Brière ; A. Belin, 1821).
http://visualiseur.bnf.fr/Visualiseur?Destination=Gallica&O=NUMM-23391&I=49&Y=Image

1774 Raynal, Guillaume Thomas François. *Histoire philosophique et politique des établissemens & du commerce des Européens dans les deux Indes*. Vol. 1-7. (La Haye : Gosse, 1774). [Enthält anonyme Fragmente über China von Denis Diderot].
3. Auflage. (Genève : Chez J.-L. Pellet, 1781). Enthält : Diderot, Denis. *Etat de la Chine selon ses détracteurs*.
http://ringmar.net/europeanfury/?page_id=1590. [Did5,WC]

1813 Grimm, Friedrich Melchior ; Diderot, Denis. *Correspondance littéraire, philosophique et critique : adressée à un souverain d'Allemagne, depuis 1753 jusqu'en 1769*. Vol. 1-6. (Paris : Longchamps ; F. Bisson, 1813). [WC]

1830-1831 Diderot, Denis. *Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot*. Publ. d'après les manuscrits confiés, en mourant, par l'auteur à Grimm. Vol. 1-4. (Paris : Paulin, 1830-1831). [WC]

1927 [Diderot, Denis. *Ge mu et le cadavre*]. (Beijing : Bei xin shu ju, 1927). [Did3]

1934 [Diderot, Denis]. *Zhe xue yuan li*. Dideluo zhu ; Yang Bokai yi. (Shanghai : Xin ken shu dian, 1934). (Zhe xue cong shu. Jia zhong). [Übersetzung philosophischer Texte von Diderot].
[Enthält] : Le rêve de D'Alembert. (1769). Pensées sur l'interprétation de la nature. (1753). L'entretien d'un philosophe avec la maréchale. (1776). L'introduction aux grands principes. (Publ. 1799).
哲学原理 [WC]

1945 Yang, Bokai. [*L'encyclopédie de Diderot*]. In : Chine nouvelle ; no 3 (1945). [Did3]

1956 [Diderot, Denis]. *Dideluo zhe xue xuan ji*. Chen Xiuzhai, Wang Taiqing, Jiang Tianji yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1956). = (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1959).
[Auszüge aus den Werken von Diderot].
狄德罗哲学选集 [WC]

1957 [Diderot, Denis]. *Xiu nü*. Didehou yuan zhu ; Zheng Zhaohuang yi zhu. (Taibei : Xin wen yi chu ban she, 1957). Übersetzung von Diderot, Denis. *La religieuse*. (Paris : Ancelle ; Buisson, 1797).
修女 [WC]

1957 [Diderot, Denis]. *Xiu nü*. Dideluo yuan zhu ; Zheng Zhaohuang yi. (Taibei : Xin wen yi chu ban she, 1957). . Übersetzung von Diderot, Denis. *La religieuse*. (Paris : Marchands de Nouveautir, 1797).
修女 [WC]

1958 [Diderot, Denis]. *Ding ming lun zhe ya ke he ta de zhu ren*. Dideluo zhu ; Kuang Ming yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1958). Übersetzung von Diderot, Denis. *Jacques le fataliste et son maître*. (Paris : Buisson 1796-1797).
定命论者雅克和他的主人 [WC]

1962 Shi jie wen xue ; no 1-2 (1962). Zhu Guangqian yi.
[Enthält] : Diderot, Denis. Traité du beau. (1751). Essais sur la peinture. (1766). Les bijoux indiscretes. (1748). Discours sur la poésie dramatique. (1758). Le paradoxe sur le comédien. (1775). Les deux amis de Bourbonne. (1770). Entretiens avec Dorval. (1757). Les salons. (1767, 1769). [Did3]

1968 [Diderot, Denis]. *Biao yan qi tan*. Ha Gong yi. (Taibei : Zhongguo dian ying wen xue chu ban she, 1968). Übersetzung von Diderot, Denis. *Paradoxe sur le comédien : ouvrage posthume*. (1773). (Paris : A. Sautelet, 1830).
表演奇譚 [WC]

1981 [Diderot, Denis]. *Lamo di zhi er*. Dideluo zhu ; Jiang Tianji yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1981). Übersetzung von Diderot, Denis. *Le neveau de Rameau*. (1762). In : Diderot, Denis. Oeuvres inédites. (Paris : J.L.J. Brière, 1821).
拉摩的侄儿 [WC]

1982 Ge, Li. *Shi ba shi ji Faguo wei wu zhu yi*. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 1982). [Französische Philosophe des 18. Jh.].
[Enthält] : Diderot, Denis. Lettre sur les aveugles. (1749). Pensées sur l'interprétation de la nature. (1753). Principes philosophiques sur la matière et le mouvement. (1770). Dialogue entre Diderot et D'Alembert. Le rêve de D'Alembert. (1769). Le supplément au Voyage de Bougainville. (1775). 4 articles de l'Encylopédie : Homme, Citoyen, Droit naturel, Autorité politique.
十八世纪法国唯物主义 [WC,Did3]

1984 [Diderot, Denis]. *Dideluo mei xue lun wen xuan*. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1984). (Wai guo wen yi li lun cong shu.). [Übersetzung der ästhetischen Essays von Diderot].
狄德羅美學論文選 [WC]

1989 [Diderot, Denis]. *Huai yi lun zhe di man bu : Dideluo wen xuan*. Chen Xiuzhai, Zhang Guanyao yi. (Shanghai : San lian shu dien, 1989). (Shi jie xian zhe ming zhu xuan yi. Mao tou ying wen ku ; 2). [Übersetzung von Werken von Diderot]. [WC]

1994 [Diderot, Denis]. *Su ming lun zhe Yake he ta de zhu ren*. Dideluo zhu ; Huang Youde yi. (Taibei : Huang guan wen xue chu ban you xian gong si, 1994). (Huang guan cong shu ; 2309. Dang dai jing dian ; 9). Übersetzung von Diderot, Denis. *Jacques le fataliste et son maître*. (Paris : Buisson 1796-1797).
宿命論者雅克和他的主人 [WC]

1997 [Diderot, Denis]. *Dideluo wen ji*. Wang Yu, Chen Jifa bian yi. (Beijing : Zhongguo she hui chu ban she, 1997). [Übersetzung ausgewählter Werke von Diderot].
狄德罗文集 [WC]

1998 [Diderot, Denis]. *Xiu nü*. Dideluo zhu ; Lu Yuanchan yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1998). (Yi lin shi jie wen xue ming zhu. Gu dian xi lie). Übersetzung von Diderot, Denis. *La religieuse*. (Paris : Marchands de Nouveautir, 1797).
修女 [WC]

2001 [Diderot, Denis]. *Dideluo xiao shuo xuan*. Wu Dayuan deng yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 2001). (Shi jie wen xue ming zhu wen ku). [Übersetzung ausgewählter Werke von Diderot].
狄德罗小说选 [WC]

2001 [Diderot, Denis]. *Xiu nü*. Dideluo zhu ; Duan Weiyu, Yu Shangbing, Wu Shuang yi. (Wuhan : Chang jiang wen yi chu ban she, 2001). (Shi jie wen xue ming zhu cong shu). Übersetzung von Diderot, Denis. *La religieuse*. (Paris : Marchands de Nouveautir, 1797).
修女 [WC]

2002 [Diderot, Denis]. *Dideluo jing dian wen cun*. Yu Qing zhu bian. (Shanghai : Shanghai da xue chu ban she, 2002). (Jing dian qi meng wen ku. Di yi ji). [Übersetzung der klassischen Werke von Diderot].
狄德罗经典文存 [WC]

2002 [Diderot, Denis]. *Dideluo lun hui hua*. Dideluo zhu ; Chen Zhanyuan yi. (Guilin : Guangxi shi fan da xue chu ban she, 2002). (Bei bei te yi shu guang chang. Hui hua yi shu shu xi). Übersetzung von Diderot, Denis. *Essais sur la peinture*. (1766). (Paris : Buisson, 1793).
狄德罗论绘画 [WC]

2002 [Diderot, Denis]. *Xiu nü*. Dideluo yuan zhu ; Jin Hengjie yi zhu. (Taibei : Lian jing chu ban shi ye gong si, 2002). (Lian jing jing dian). Übersetzung von Diderot, Denis. *La religieuse*. (Paris : Marchands de Nouveautir, 1797).
修女 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1903 [Anonym]. *Weiwulun er juzi zhi xueshuo (Dideluo, Lameiteli)*. In : Da lu bao ; no 2, 8 Jan. 1903. [De la théorie de deux matérialistes (Diderot et La Mettrie)].
唯物論二巨子之學說 (底得婁, 拉梅特裡) [Did3]

1946 Yang, Jialuo. *Didailu yu Li Shizeng*. (Shanghai : Shi jie shu ju, 1946). [Abhandlung über Denis Diderot].
狄岱麓與李石曾 [WC]

1946 Yang, Jialuo. *Encyclopedia quatuor bibliothecarum. = Si ku quan shu xue dian*. (Shanghai : Shi jie shu ju, 1946). (Universalis encyclopedia). [Als Vorbild benutze er die Encdyclopédie von Denis Diderot].
四庫全書學典 [Did2,WC]

1963 Guy, Basil. *The French image of China before and after Voltaire*. (Genève : Institut et Musée Voltaire Les Délices, 1963). (Studies on Voltaire and the eighteenth century ; vol. 21). [OAS]

1984 [Akimova, Alisa]. *Dideluo*. A.A. Ajimowa zhu ; Zhao Yongmu [et al.] yi. (Beijing : Zhi shi chu ban she, 1984). Übersetzung von Akimova, Alisa Akimovna. *Didro*. (Moskva : Molodaja Gvardija, 1963). [Biographie von Denis Diderot].
狄德罗 [WC]

1984 [Besenbruch, Walter. *Lessing und Diderot über das Problem des Typischen*]. Huang Wenhua yi. In : Mei xue wen xian ; no 1 (1984). [Hsia15]

1984 [Billy, André]. *Dideluo zhuan*. Andelie Bili zhu ; Zhang Ben yi ; Guan Zhenhu jiao. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1984). (Shi jie ming ren zhuan ji cong shu). Übersetzung von Billy, André. *Vie de Diderot*. (Paris : Flammarion, 1932).
狄德罗传 [WC]

1985 Guan, Shibin. *Diderot en Chine*. In : Colloque international Diderot (1713-1784), Paris - Sèvres - Reims - Langres, 4-11 juillet 1984 : actes réuis et préparés par Anne-Marie Chouillet. (Paris : Aux amteurs de livres, 1985). [OAS]

1985 [Lefebvre, Henri]. *Dideluo de si xiang he zhu zuo*. Hengli Lefeifu'er zhu ; Zhang Ben yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1985). Übersetzung von Lefebvre, Henri. *Diderot*. (Paris : Hier et aujourd'hui, 1949).
狄德羅的思想和著作 [WC]

1987 Chen, Yingnian. *Dideluo zai Zhongguo*. In : Zhe xue yan jiu ; no 10 (1984). [Diderot in China]. In : Persée ; vol. 2, no 1 (1987).
狄德罗在中国 [OAS]

1987 Zhou, Zhonghou. *Dideluo de mei xue he wen yi xue si xiang*. (Beijing : Wen hua yi zhu chu ban she, 1987). [Abhandlung über Denis Diderot].
狄德罗的美学和文艺学思想 [WC]

1992 [France, Peter]. *Dideluo*. Bide Fulangsi zhu ; Yan Jie yi. (Beijing : Zhongguo she hui ke xue chu ban she, 1992). (Wai guo zhu ming si xiang jia yi cong). Übersetzung von France, Peter. *Diderot*. (Oxford : Oxford University Press, 1983). (Past masters).
狄德罗 [WC]

1997 Roberts, J.A.G. *L'image de la Chine dans l'Encyclopédie*. In : Recherches sur Diderot et sur l'Encyclopédie ; vol. 22, no (1997). http://www.persee.fr/web/revues/home/prescript/article/rde_0769-0886_1997_num_22_1_1378. [Int]

2000 Cohen, Huguette. *Diderot and the image of China in eighteenth-century France*. In : Facing each other : the world's perception of Europe and Europe's perception of the world. Ed. by Anthony Pagden. (Aldershot : Ashgate Variorum, 2000). [WC]

2000 Li, Fengming. *Dideluo*. (Taibei : Dong da tu shu gong si, 2000). (Shi jie zhe xue jia cong shu). [Abhandlung über Denis Diderot].
狄德羅 [WC]

2000 [Billy, André]. *Dideluo zhuan*. Andelie Bili zhu ; Liang Chunsheng yi ; Fuluoyide zhuan ; Zhang Chunxia yi. (Beijing : Zhong gong zhong yang dang xiao chu ban she, 2000). (Shi jie ming ren ming jia ming zhuan ; 7). Übersetzung von Billy, André. *Vie de Diderot*. (Paris : Flammarion, 1932). [Biographie von Denis Diderot und Sigmund Freud].
狄德罗传 [WC]

2003 [Kundera, Milan]. *Yake he ta de zhu ren : chu xiang Dideluo zhi jing de san mu ju*. Kundela zhu ; Guo Hong'an yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 2003). (Milan Kundela zuo pin xi lie). Übersetzung von Kundera, Milan. *Jakub a jeho pán : pocta Denisi Diderotovi*. (Brno : Atlantis, 1981). = Kundera, Milan. *Jacques et son maître : hommage à Denis Diderot en trois actes*. (Paris : Gallimard, 1981).
雅克和他的主人 : 出向狄德罗致敬的三幕剧 [WC]

2003 [Kundera, Milan]. *Yake he ta de zhu ren : xian Geng De Lo zhe jin de shan mou jue*. Milan Kundera ; Wai Chexui yi. (Taibei : Crown, 2003). Übersetzung von Kundera, Milan. *Jakub a jeho pán : pocta Denisi Diderotovi*. (Brno : Atlantis, 1981). = Kundera, Milan. *Jacques et son maître : hommage à Denis Diderot en trois actes*. (Paris : Gallimard, 1981).
雅克和他的主人 [WC]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

2008 Shang, Jie. *Shang Jie jiang Dideluo*. (Beijing : Beijing da xue chu ban she, 2008). (Wei ming jiang tan ; 2.) [Abhandhlung über Denis Diderot].
尚杰讲狄德罗 [WC]

Driant, Emile Auguste Cyprien = Danrit, Capitaine (Neuchâtel-sur-Aisne 1855-1916 gefallen Wald von Aures bei Verdun) : Offizier, Schriftsteller

Biographie

1908 Danrit, Capitaine [Driant, Emile Auguste Cyprien]. *L'invasion jaune* [ID D22691].
Muriel Détrie : A la civilisation chinoise marquée par l'immobilisme et l'obscurantisme est opposée la civilisation du progrès et de la raison. Dans les romans populaire comme *L'invasion jaune*, cette opposition prend la forme d'une lutte armée de tous les peuples jaunes contre les Blancs. A travers le mythe du Péril jaune qui connaît en France un développement important, se manifeste la crainte d'une nation de voir se retourner contre elle, et avec les armes mêmes qu'elle leur a fournies, les peuples qu'elle a tenté d'assujettir. Mais on y voit aussi l'armorce d'une remise en cause de la politique coloniale de la France : la capacité de résistance de la Chine incite déjà certains à penser qu'une politique de coopération fondée sur le principe de 'la porte ouverte' serait préférable à l'utilisation de la force. Si le thème de la cruauté chinoise qui attise la crainte du 'Péril jaune' se nourrit des descriptions et des photographies de décapitations et autres châtiments que les Occidentaux rapportent de leurs voyages en Chine, il doit autant sinon plus à l'imaginaire occidental qu'à la réalité chinoise.

Emile Driant (1855-1916) : Es sind in *L'invasion jaune* die Amerikaner, geldgierige Kapitalisten, die die Bewaffnung der Asiaten fördern, indem sie ihnen Gewehre und Patronen verkaufen. Er denkt sich auch die massive Benutzung der modernen Waffen in einem Weltkrieg aus : tödliche Gase, Aeoroplane, Unterseeboote, wobei jede Erfindung unter der Perspektive einer großen Offensive gesehen wird. [Dria1,Det5:S. 50]

Bibliographie : Autor

1908 Danrit, Capitaine [Driant, Emile Auguste Cyprien]. *L'invasion jaune*. (Paris : E. Flammarion, 1908). [WC]

Bibliographie : erwähnt in

2010 Emile Driant (1855-1916) : http://www.cheminsdememoire.gouv.fr/page/affichegh.php?idGH=541&idLang=de.

Du Halde, Jean-Baptiste (Paris 1674-1743 Paris) : Jesuit, Priester, Geograph

Biographie

1692 Jean-Baptiste Du Halde tritt in den Jesuiten-Orden ein. [LanI1]

1698-???? Jean-Baptiste Du Halde unterrichtet zuerst am Collège de La Flèche, dann unterrichtet er Les belles lettres am Collège jésuite in Paris, wird später Sekretär von Michel Le Tellier. [Dict,LanI1]

1711-1743 Jean-Baptiste Du Halde ist Herausgeber der *Lettres édifiantes et curieuses*... [LanI1]

1731 Cyr Contancin reist nach Frankreich und überarbeitet die *Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire de Chine et de la Tartarie* von Jean-Baptiste Du Halde, um sie drucken zu können. [Deh 1]

1735 Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique... de la Chine* [ID D1819].
Quellen :
Bouvet, Joachim. *Portrait historique de l'Empereur de la Chine* [ID D1774].
Chavagnac, Emeric de.
Contancin, Cyr.
Couplet, Philippe. *Tabula chronologica monarchiae sinicae* [ID D1757].
Dentrecolles, François-Xavier.
Gaubil, Antoine.
Gerbillon, Jean-François.
Gollet, Jean-Alexis.
Goville, Pierre de.
Fontaney, Jean de.
Foucquet, Jean-François. *Tabula chronologica historiae Sinicae* [ID D19807].
Hervieu, Julien-Placide.
Jacquemin, Claude.
Jacques, Jean-Baptiste.
Jartoux, Pierre.
Le Comte, Louis.
Lettres édifiantes et curieuses [ID D1793].
Magalhaens, Gabriel.
Mailla, Joseph-Anne-Marie de.
Martini, Martino. *Sinicae historiae decas prima* [ID D1703].
Noël, François.
Nyel, Jean-Armand.
Parrenin, Dominique. *Version litterale du commencement de l'histoire Chinoise depuis Fou hy jusques a Yao*. Brief vom 12. Aug. 1730 an Jean Jacques Dortous de Mairan.
Parrenin, Dominique. Brief vom 11. Aug. 1730 über die chinesische Geschichte von Fu Xi bis Yao.
Porguet, Louis.
Prémare, Joseph-Henry.
Régis, Jean-Baptiste. *Nouvelle géographie de la Chine et de la Tartarie orientale.*
Tartre, Vincent de.
Verbiest, Ferdinand.
Visdelou, Claude.

Du Halde schreibt im Vorwort : "C'est Tchu hi [Zhu Xi], écrivain de réputation, qui est auteur de l'histoire, nommée Cang mou [Tong jian gang mu], & il a suivi pour la chronologie Se ma ouen kong [Sima Qian] autre auteur très-célèbre."
Du Halde schreibt über über seine Geschichte : "Quoiqu'il en soit des differentes opinions de ces Critiques, la Chronologie de l'Histoire Chinoise ne se conduit pas moins sûrement depuis Yao, jusqu'au temps présent, en ce qui regarde la suite des Empereurs, & les faits les plus importans de leurs régnes. C'est ce qui se développera encore mieux, lorsqu'on entendra parler dans la suite de cet Ouvrage les Empereurs, & tout ce qu'il y a eu de plus illustres Chinois dans chaque dynastie, dont les discours auparavant dispersez, ont eté rafmassez & revüillis par le feu Empereur Cang hi... C'est l'opinion commune de ceux qui ont tâché d'approfondir l'origine de cet Empire ; que les fils de Noë se répandirent dans l'Asie Orientale, que leurs descendans pénétrerent dans la Chine, environ deux cens ans après le Déluge ; & que ce fut dans la Province de Chen si que les premiers Peuples sortis du Couchant vinrent d'abord s'établir."

Du Halde schreibt über chinesische Dramen : "Les Tragédies Chinoises sont entremêlées de chansons dans lesquelles interrompt assez souvent le chant, pour réciter une ou deux phrases du ton de la déclamation ordinaire ; nous sommes choqués de ce qu'un Acteur au milieu d'un dialogue se met tout d'un coup à chanter, mais on doit faire attention que, parmi les Chinois, le chant est fair pour exprimer quelque grand mouvement de l'âme, comme la joie, la douleur, la colère, le sésespoir ; par exemple, un homme qui est indigné contre un scélérat, chante ; un autre qui s'anime à la vengeance, chante ; un autre qui est prêt de se donner la mort, chante."

Cet ouvrage est considérable pour la connaissance par l'occident de la civilisation chinoise, du à l'historien jésuite français Jean-Baptiste Du Halde, dont Voltaire a dit: "Quoiqu'il ne soit point sorti de Paris, et qu'il n'ait point su le chinois, [il] a donné, sur les Mémoires de ses confrères, la plus ample et la meilleure description de l'empire de la Chine qu'on ait dans le monde". Ce volumineux travail, qui reste l'une des publications majeure en Europe au XVIIIe siècle, est basé sur les lettres, inédites ou imprimées, de 17 jésuites. L'arrivée des jésuites en Chine marque un événement très important dans l'histoire des échanges culturels. Par l'intermédiaire des missionnaires, qui servent de passerelle entre l'Orient et l'Occident, la Chine et l'Europe se rencontrent et se découvrent au niveau spirituel. L'irruption massive de la culture occidentale dans l'Empire céleste contribue à transformer la pensée et la culture chinoises à la fin des Ming et au début des Qing, alors que la diffusion de la culture chinoise en Europe influence l'évolution socio-culturelle de l'Occident. Ainsi, le travail de Du Halde exerce une grande influence sur l'Europe : Voltaire, après l'avoir lu, marque un très grand intérêt pour le confucianisme jusqu'à louer de façon extravagante la Chine. Dans son Essai sur les mœurs, il idéalise la Chine comme "la nation la plus sage et la mieux policée de tout l'univers". Le confucianisme, qu'il appelle 'la religion des lettrés', lui sert de modèle pour la religion raisonnable qu'il appelle de ses vœux. A ses yeux, les Chinois, plus rationnels que les Occidentaux, méritent d'être suivi par les Français. En fait, une telle interprétation, erronée, du soi-disant rationalisme chinois déclenche une vague de sinomanie en Europe, qui stimule le mouvement de la Lumière et la Révolution française. Outre une description géographique extrêmement détaillée, on trouve aussi dans cet ouvrage des considérations sur toutes les facettes de la civilisation chinoise : les empereurs et le gouvernement, les institutions militaires et policières, la noblesse, l'agriculture et l'artisanat, le 'génie', la 'magnificence' et la physionomie des Chinois, la religion, l'éthique et les cérémonies, la science et la médecine, la monnaie et le commerce, la langue et le système d'écriture, la fabrication de la porcelaine et l'élevage des vers à soie. Y figure aussi la première publication d'un abrégé de la relation des explorations de Béring, qui constitue la première description de l'Alaska. Elle est illustrée de la 'Carte des Pays traverses parle Capitaine Beerings' premier imprimé à nommant l'Ile St. Lawrence. Basés sur les manuscrits que Bering avait présenté au roi de Pologne, lequel avait laissé Du Halde en disposer pour l'inclure dans son ouvrage. Figurant très vite en bonne place dans toutes les bibliothèques savantes, ce travail sera traduit dans la plupart des langues européennes. Sa traduction en langue anglaise, parue dès 1738, est notamment à l'origine de l'engouement pour la Chine qui s'empare de l'Angleterre pendant plusieurs générations. L'ouvrage est magistralement illustré de 22 planches gravées (scènes de genre, types, musique), certaines signées : A. Humblot delin. Graveurs : F. Baillieul, Baquoy, Desbrulins, Delahaye, Fonbonne, Guélard, Haussard, Le Parmentier, Lucas, Maisonneuve. Nombreuses illustrations dans le texte, bandeaux, cul de lampe, ornements. Figurent aussi 43 cartes et plans (cartes des provinces chinoises, carte de la Corée). Les cartes sont dues à d'Anville, elles sont basées sur les travaux des jésuites. Exemplaire particuliérement frais et désirable. vols. in-quarto, 43 fine engraved maps, the great majority of them folding and 21 plates, text printed in double-columns.

Nicolas Frérét schreibt an Antoine Gaubil 1735 : Ce que vos lettres m'apprennent des différents écrits envoyés en Europe me confirme dans la pensée que vos PP. d'Europe tiennent bien des thrésors enfouis. Je me flattois que le R. P. du Halde en auroit profité pour son grand ouvrage sur la Chine, mais mon attente a été trompée. Vous verrez sans doute cette collection cette année cy et vous jugerez par vous-meme si le public a tort d'être mécontent de ce qu'on luy fait payer 200 1. d'un ouvrage dont on semble avoir cherché à grossir le volume sans en augmenter la matière et dans lequel il ne trouve presque rien qu'il n'eust desja dans les livres communs.

Virgile Pinot : Du Halde a corrigé ou altéré les textes, mais sa *Description* est aussi une défense des jésuites. C'est l'oeuvre d'un homme prudent qui ne veut pas prendre parti dans les questions dangereuses, où tous les jésuites eux-mêmes ne sont pas d'accord, comme celle de la chronologie chinoise, ou dans les questions épineuses comme celle de la rivalité des PP. de Pékin et les figuristes. L'ouvrage perd par là beaucoup de sa précision. La Description de la Chine, à l'époque à laquelle elle parut, n'apportait rien de bien nouveau aux savants. C'était une mise au point pour les demi-savants ou pour les gens du monde de ce qu'il y avait de plus intéressant dans les écrits antérieurs des jésuites sur la Chine : Nouveaux mémoires du P. Le Comte ou Lettres édifiantes. C'était une somme des connaissances acquises mais dont quelques-unes étairent acquises depuis longtemps déjà : ce n'était pas une révélation. Le P. du Halde est dépassé par ses confrères de Pékin, et, grâce à eux, par des savants comme Mairan, Fréret, de l'Isle, qui ont été directement en relations avec les missionnaires. Quant au public qui n'a pas de correspondance avec Pékin, le P. du Halde reste malgré tout une source importante pour la connaissance de la Chine ancienne et moderne, d'ailleurs la seule qui soit accessible. Mais cette source n'est pas absolument pure, les philosophes qui y puiseront verront les Chinois, de gré ou de force, à travers les idées des jésuites.

Theodore Nicholas Foss : The first dates given by Du Halde relate to the reign of the Emperor Yao. Du Halde begins his history with the emperor Yao, 2337 B.C. Du Halde mention Zhu Xi and Sima Qian by name - that they had written historical works, waws at the least known by him, but he did not know that Mailla had been working on a translation of *Tong jian gang mu*. He chose to exclude Foucquet's *Tabula chronologica* from his chronological exposition not merely because Nian Xiyao did not have a reputation as an historian, but rather because of Foucquet's bizarre chronological views which, expressed in his Figurist writings, had embroiled him in deep conflict. Foucquet did not accept Du Halde's chronology.

Lee Eun-jeung : Du Halde schreibt, Konfuzius überrage die griechischen Philosophen seiner Zeit, wie Thales, Pythagoras und Sokrates. Denn sein Ruhm sei im Laufe der Jahre immer weiter gewachsen und habe schliesslich den höchsten Punkt erreicht, den menschliche Weisheit überhaupt erstreben kann. Konfuzius zeichne sich dadurch aus, dass er sich darauf konzentriert, vom sittlichen Grundgesetz der Wesen zu sprechen. Später warf man ihm vor, dass er als Redakteur der Briefe wie auch als Autor die Informationen aus China im Interesse eines bereits vorgeprägten Bildes 'gefilter' habe. Berücksichtigt man, dass sich die Jesuiten im Streit um die chinesischen Riten befanden, ist nachzuvollziehen, dass sie tatsächlich bemüht waren, der öffentlichen Meinung ein dem Jesuitenstandpunkt dienliches, positives Bild von China zu liefern. Dennoch ist es nicht so, dass Du Halde ausschliesslich Positives über China weitergegeben hätte. Er geht auf negative und rückständige Aspekte Chinas ein, wie z.B. auf dem Gebiet der Mathematik und Astronomie. Er kritisiert die Betrügereien der chinesischen Kaufleute ; die Ehrlichkeit sei nicht die bevorzugte Tugend der Chinesen, insbesondere nicht, wenn sie es mit Fremden zu tun hätten, und überhaupt sei der Eigennutz die grösste Schwäche dieses Volkes.

Jürgen Offermanns : Im Mittelpunkt konfuzianischer Kritik und damit der Du Haldes steht der asoziale Effekt der inneren Lehre des Chan-Buddhismus. Sie zerstört die Ordnung im Staat und untergräbt die Moral. Der Quietismus versteinerter Bonzen, nichts denkend und nichts fühlend, versetzt die Menschen noch unter die Stufe von Tieren. Die atheistische Lehre des Chan-Buddhismus war eine Gefahr für die soziale Ordnung. Du Halde macht zwischen Aberglaube und Atheismus einen qualitativen Unterschied. Der Aberglaube der äusseren Lehre des Chan-Buddhismus ist durch die intellektuelle Rückständigkeit seiner Anhänger bedingt und geprägt. Bedauernswerte Geschöpfe, die von ihren Passionen und Ängsten getrieben werden. Es ist die Religion des einfachen Volkes.
Du Haldes Ziel war es, die von den Jesuiten erworbenen Chinakenntnisse in Europa bekannt zu machen und für die ihre Mission zu werben, die innerhalb der Kirche selbst heftig umstritten war. Päpste und Dominikaner- und Franziskanermönche warfen den Jesuiten vor, durch ihre Methode der Anpassung an die chinesische Tradition, wie die Verehrung des Konfuzius und die Ahnenverehrung, christliche Dogmen zu verraten.
Nicht nur der elegante Stil, sondern auch die faszinierenden Kupferstiche förderten die Popularität von Du Haldes Werk. Nicht ohne Humor und Ironie, aber nie verletzend schildert dieser die chinesischen Sitten und Gebräuche.

Jacques Pereira : Pour Du Halde, la justice chinoise est rendue par un corps de magistrature compétent, soutenu et retenu à la fois par des principes de la piété filiale et du retour d'autorité. Il est en outre contrôlé par l'empereur lui-même et ses tribunaux pékinois. De cette façon, la machine judiciaire constitute un appareil d'un haut niveau de cohérence et d'intégration qui devait éviter bien des dérapages que nombre de cours de justice européennes connaissent assez régulièrement. Les informations sur la procédure chinoise arrivent dans une Europe qui n'a pas à tirer gloire de ses propres manières de conduire les affaires.
Le texte de la Description tend à mettre en évidence que l'appareil judicicaire est suffisamment intégré pour que les mandarins soient tenus par la discipline hiérarchique et par le corps des mêmes lois qu'ils appliquent : on ne peut leur reprocher que leur négligence, puisque leur rigueur pourra toujours être tempérée dans la révision de l'affair et, en dernier ressort, par une décision gracieuse de l'empereur. Dans les faits, la justice chinoise est équitable, humaine mais ferme, scrupuleuse dans les sentences extrêmes. Du Halde n'hésite pas à montrer qu'elle supporte la comparaison avec l'européenne dans bien des domaines de la procédure. S'agissant de la question de l'égalité devant loi, il tien même des propos qui manifestent une certein hardiesse. [Foss2,Pin10:S. 140-141,DuH10,LeeE1:S. 45,Int,Du H-Mart-Régi1,LiuW1:S. 17,Hsia50]

1743 Tod von Jean-Baptiste Du Halde.

Bibliographie : Autor

1702-1776 *Lettres édifiantes et curieuses écrites des missions étrangères par quelques missionnaires de la compagnie de Jesus*. [Édité successivement par le pères Charles Le Gobien, Jean-Baptiste Du Halde, Louis Patouillet et Nicolas Maréchal]. Vol. 1-34 in 32. (Paris : Chez Nicolas le Clerc [et al.], 1702-1776). Die Briefe der Jesuiten aus ihren Missionen in China und sind die wichtigste Quelle über China.
Vol. 1-11 hrsg. von Charles Le Gobien.
Vol. 12-26 hrsg. von Jean-Baptiste Du Halde.
Vol. 27-28 hrsg. von Louis Patouillet.
Vol. 29-33 hrsg. von Nicolas Maréchal.
Vol. 34 hrsg. von Louis Patoullet. [WC]

1735 Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire de Chine et de la Tartarie chinois enrichie de cartes générales et particulières et ornée d'un grand nombre de figures et de vignettes gravées en taille douce*. (Paris : G. Le Mercier, 1735 ; La Haye : H. Scheurleer, 1736).
[Enthält] :
Régis, Jean-Baptiste. *Observations géographiques & historiques sur la carte du Thibet, contenant les terres du Grand Lama, & des pays voisins qui en dépendent jusqu'à la sourve du Gange, tirées des mémoires du père Régis.*
Prémare, Joseph Henri-Marie de. *Tchao-chi-cou-eulh, ou l'Orphelin de la maison de Tchao* : tragédie chinoise.
Bouvet, Joachim. *Journal de voyage de Canton*.
Karten von Jean Baptiste Bourguignon d'Anville.
http://ia311220.us.archive.org/1/items/descriptiongog01duha/descriptiongog01duha.pdf. [RERO,Lust]

1747-1749 Du Halde, Jean-Baptiste. *Ausführliche Beschreibung des Chinesischen Reichs und der grossen Tartary*. Aus dem Französischen mit Fleiss übersetzet, nebst vielen Kupfern ; mit einer Vorrede Sr. Hochwürden, Herrn Abt. Mosheims, darin die neuesten chinesischen Kirchengeschichte erzählet werden. Bd. 1-4. (Rostock : Johann Christian Koppe, 1747-1749). Übersetzung von Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire de Chine et de la Tartarie chinois enrichie de cartes générales et particulières et ornée d'un grand nombre de figures et de vignettes gravées en taille douce.* (Paris : G. Le Mercier, 1735 ; La Haye : H. Scheurleer, 1736).
Régis, Jean-Baptiste. *Observations géographiques & historiques sur la carte du Thibet, contenant les terres du Grand Lama, & des pays voisins qui en dépendent jusqu'à la sourve du Gange, tirées des mémoires du père Régis.*
Prémare, Joseph Henri-Marie de. *Tchao-chi-cou-eulh, ou l'Orphelin de la maison de Tchao : tragédie chinoise*.
Bouvet, Joachim. *Journal de voyage de Canton*.
Karten von Jean Baptiste Bourguignon d'Anville. [KVK]

2001-2005 [Du Halde, Jean-Baptiste]. *Yesu hui shi Zhongguo shu jian ji : Zhongguo hui yi lu*. Duhede bian ; Zheng Dedi, Lü Yimin, Shen Jian yi. Vol. 1-6. (Zhengzhou : Da xiang chu ban she, 2001-2005). (Xi fang zao qi Han xue jing dian yi cong). Übersetzung von *Lettres édifiantes et curieuses écrites des missions étrangères par quelques missionnaires de la compagnie de Jesus*. [Édité successivement par le pères Charles Le Gobien, Jean-Baptiste Du Halde, Louis Patouillet et Nicolas Maréchal]. Vol. 1-34 in 32. (Paris : Chez Nicolas le Clerc [et al.], 1702-1776).
耶稣会士中国书简集 : 中国回忆录 [WC]

2004 Zhou, Ning. *Shi ji Zhongguo chao*. (Beijing : Xu yuan chu ban she, 2004). (Zhongguo xing xiang : xi fang de xue shuo yu chuan shuo = Western images of China ; 3). [Betr. Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire de Chine*].
世紀中國潮 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1737 Anville, Jean Baptiste Bourguignon d'. *Nouvel atlas de la Chine, de la Tartarie chinoise et du Thibet : contenant les cartes générales & particulieres de ces pays, ainsi que la carte du royaume de Corée ; la plupart levées sur les lieux par ordre de l'empereur Cang-Hi avec toute l'exactitude imaginable, soit par les PP. Jésuites missionaires à la Chine, soit par des Tartares du tribuanl des mathématiques, & toutes revûës par les mêmes peres*. (La Haye : H. Scheurleer, 1737). Dieser Atlas ist als Begleitwerk von Jean-Baptiste Du Haldes *Description...* konzipiert worden. [LOC]

1771 Contant d'Orville, André-Guillaume. *Histoire des différents peuples du monde ; contenant les cérémonies religieuses et civiles, l'origine des religions, leur sectes et superstitions et les moeurs et usages de chaque nation...* (Paris : Hérissant le fils, 1771). Als Quelle benutzte er Jean-Baptiste Du Halde, die *Lettres édifiantes et curieuses* und die *Mémoires concernant les chinois*. Die ersten Seiten behandeln China. [Eur,Wal]

1785 Grosier, Jean Baptiste Gabriel Alexandre. *Atlas général de la Chine : pour servir à la description générale de cet empire*. Vol. 1-13. (Paris : Chez Moutard, 1785), ein Atlas, der als Begleitwerk für Mailla, Joseph-Anne-Marie de Moyriac de. *Histoire générale de la Chine...* konzipiert wurde und alle Karten und Pläne von Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire de Chine...* enthält. [Lust]

1983 Foss, Theodore Nicholas. *Chinese chronology in Jean-Baptiste Du Halde, S.J., Description... de la Chine (1735)*. In : Chine et Europe : evolution et particularites des rapports est-ouest du XVIe au XXe siècle : actes du IVe Colloque international de sinologie. (Paris : Institut Ricci, 1991). [OAS]

2002 Landry, Isabelle. *La preuve par la Chine : la "description" de J.-B. Du Halde, Jésuite, 1735*. (Paris : Ed. de l'Ecole des haute études en sciences sociales, 2002). (Civilisation et sociétés ; 110). [Jean-Baptiste Du Halde]. [Eur]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

2009 Jean Baptiste Du Halde *Description de la Chine* ... (1736), ein Standardwerk über China http://ausstellungen.bibliothek.htwg-konstanz.de/china/08_jean_baptiste_du_halde.htm

Dufrenne, Mikel (Clermont, Oise 1910-1995 Paris) : Philosoph

Bibliographie : erwähnt in

2007 Zhang, Yunpeng ; Hu, Xishan. Xian xiang xue fang fa yu mei xue : cong Husaier dao Dufuhaina. (Hangzhou : Zhejiang da xue chu ban she, 2007). [Abhandlung über die Phänomenologie von Edmund Husserl, Moritz Geiger, Roman Ingarden, Mikel Dufrenne]. [WC]

Duhamel, Georges (Paris 1884-1966 Valmondois, Val-d'Oise) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1947 [Duhamel, Georges]. *Wen ming*. Duhaman zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Nan guo chu ban she, 1947). Übersetzung von Duhamel, Georges. *Civilisation*. (Paris : Crès, 1921).
文明 [CCFr,Eur]

Dumas, Alexandre fils (Paris 1824-1895 Paris) : Schriftsteller, Dramatischer Dichter

Biographie

1899 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü yi shi*. Lin Shu, Wang Shouchang yi [ID D8953].
Yuan Jin : La *Dame aux camélias* introduced the use of letters and diaries as a narrative form to Chinese fiction and this influenced romantic fiction in particular. Traditional Chinese fiction letters, when they appeared, tended to be letters challenging an enemy to war ; very few were expressions of the innter world of a character. Chinese have been writing diaries for over a thousand years but fiction writers, until the appearance of *La Dame aux camélias*, had ignored the potential for incorporating the diary form into creative fiction. [Pol4:S. 295]

1906 Gründung der Chun liu she (Frühlingsweidengesellschaft) durch Li Xishuang in Tokyo. Sie führen westliche Theaterstücke in chinesischer Übersetzung auf. Es ist eine der frühesten und wichtigsten Theatergruppen für das Sprechtheater (hua ju). Zu dieser Gruppe gehören die Dramatiker Ouyang Yuqian, Ren Tianzhi und Lu Jingruo. Ihre berühmtesten Aufführungen waren *Hei nu yu tian lu*, eine Bühnenfassung von *Uncle Tom's cabin* von Harriet Beecher Stowe [ID D10429], *Cha hua nü*, *Die Kameliendame* von Alexandre Dumas fils [ID D8953] und *Re lei, re xue*, *La Tosca : pièce en cinq actes* von Victorien Sardou. In : L'illustration théâtrale ; no 121 (1909). [SH5,Din10:S. 46-47]

Bibliographie : Autor

1899 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü yi shi*. Xiaozhongma zhu ; Leng Hongsheng [Lin Shu], Xiaozhai Zhuren [Wang Shouchang] yi. In : Leng, Hongsheng [Lin, Shu]. *Wei lu cang ban*. Fuzhou : [s.n.], 1899. = (Shanghai : Wen ming shu ju, 1903). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
巴黎茶花女遗事 [Lin1,KVK,Fan3,Eur]

1916 [Dumas, Alexandre fils]. *Xue hua yuan yang zhen*. Xiaozhongma zhu ; Lin Shu yi. In : Xiao shuo yue bao ; vol. 7, no 8-12 (1916). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *L'affaire Clémenceau : mémoire de l'accusé*. (Paris : Michel Lévy, 1866).
血華鴛鴦枕 [Eur]

1916 [Dumas, Alexandre fils]. *Ying wu yuan*. Xiaozhongma zhu ; Lin Shu, Wang Qingtong yi. Vol. 1-2. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1916). (Shuo bu cong shu ; 3, 42, 44). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *Aventures de quatre femmes et d'un perroquet*. Vol. 1-6. (Paris : Alexandre Cadot, 1846-1847).
鸚鵡緣 [Lin1,KVK,Eur]

1919 [Dumas, Alexandre fils]. *Jiu yuan ke zuo*. Lin Shu yi. In : Fu nü za zhi ; vol. 5, no 1-12 (1919). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *Le docteur Servans*. (Zalt-Bommel : [s.n.], 1849).
九原可作 [Lin1]

1920 [Dumas, Alexandre fils]. *Yi luo mai xin ji*. Xiaozhongma zhu ; Lin Shu yi. In : Xiao shuo yue bao ; vol. 11, no 1-2 (1920). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La boite d'argent*. (Paris : M. Lévy, 1855). (Collection Michel Lévy).
伊羅埋心記 [Lin1,Eur]

1926 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Wu Chou yi. (Shanghai : Wen ming shu ju, 1926). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1931 [Dumas, Alexandre fils]. *Ban shang liu she hui*. Xiaozhongma zhu ; Wang Li [Wang Liaoyi] yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1931). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *Le demi-monde : comédie en cinq actes, en prose*. (Paris : M. Levy, 1855).
半上流社會 [Eur]

1933 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Xia Kangnong yi. (Shanghai : Zhi xing shu dian, 1933). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1938 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Chen Mian yi. (Changsha : Shang wu yin shu guan, 1938). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1950 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Wang Shenzhi yi. (Xianggang : Xianggang qi ming shu ju, 1950). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1957 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Qi Fang yi. (Xianggang : Shanghai shu ju, 1957). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1959 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Lin Liwen yi. (Tainan : Jing wei shu ju fa xing, 1959). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1966 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Lin Wenyue yi. (Taibei : Dong fang chu ban she fa xing, 1966). (Shi jie shao nian wen xue xuan ji ; 18). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1967 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Transl. By K.T. Wang. (Xianggang : Dong Y shu ju, 1967). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1973 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Hu Mingtian yi. (Taibei : Da Zhongguo tu shu you xian gong si, 1973). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1978 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Zhong Si yi. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1978). (Shi jie wen xue quan ji ; 4). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1980 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Wang Zhensun yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1980). (Ming zhu ming yi cha tu ben). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1984 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu. (Taibei : Yuan Jing, 1984). (Shi jie wen xue quan ji ; 4). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1986 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Shu Hua bian ji bu. (Zhonghe : Shu Hua chu ban shi ye you xian gong si, 1986). (Shi jie wen xue quan ji ; 2). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1987 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Tang Yumei yi. (Tainan : Wen guo shu ju, 1987). (Shi jie wen xue ming zhu ; 2). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1989 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Hou Feizhen yi. (Tainan : Nan tai tu shu gong si, 1989). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1991 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Huang Jianian yi. (Taibei : Lin yu wen hua shi ye you xian gong si, 1991). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1993 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Zheng Kelu yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1993). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1993 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Zhu Jing yi. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1993). (Shi jie wen xue ming zhu jing hua ben ; 6). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1993 [Dumas, Alexandre fils]. *Zha hua nü : xiao shuo, hua ju, ge ju. = The lady with the camellias : novel, play and opera*. Xiaozhongma zhu ; Wang Zhensun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1993). [Enthält] : Zha hua nü : xiao shuo ; Cha hua nü : hua ru ; Zha hua nü : ge ju.
茶花女(小说,.剧本,.歌剧. 茶花女(小说,.剧本,.歌剧)精 [WC]

1994 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Lang Weizhong yi. (Guangzhou : Hua cheng chu ban she, 1994). (Shi jie nu# xing ti cai jing dian ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1997 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Quan Xiaohu yi. (Chengdu : Sichuan ren min chu ban she, 1997). (Yu jin xiang yi cong). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1998 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Xu Xiaomei yi. (Tainan : Xiang yi, 1998). (Wen xue ming zhu ying han dui zhao ; 21). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre fils ; Maupassant, Guy de]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Xue Qing yi. *Yang zhi qiu yi zi*. Moposang zhu ; Ai Xin yi. (Beijing : Da zhong wen yi chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue ming zhu bai bu. = One hundred classic works of the world literature). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi]. Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Boule de suif*. In : Les soirées de Médan. (Paris : Charpentier, 1880).
茶花女 /羊脂球译自 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Li Dengfu yi. (Beijing : Beijing yan shan chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue wen ku). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Li Shuzhen yi. (Taibei : Jiu yi chu ban she, 1999). (Zhen cang wen ku ; 28). [Text in Chinesisch und Englisch]. Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Song Yirui. (Xianggang : Xin ya wen hua shi ye you xian gong si, 1999). (Shi jie ming zhu zhi lu). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Shu Lan bian yi. (Xianggang : Tian ma tu shu you xian gong si, 2000). (Shi jie wen xue ming zhu; Jing dian xi lie). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Gai Dayong yi. (Bei jing : Wai wen chu ban she, 2000). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre fils]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Liu Jianying. (Beijing : Zhongguo dui wai fan yi chu ban gong si, 2000). (Shi jie jing dian ming zhu jie lu cong shu). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi].
茶花女 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1931 Zhang, Ruogu. *Cong xiao'e dao Lu Xun*. (Shanghai : Xin shi dai shu ju, 1931). (Xin shi dai wen yi cong shu).
[Enthält u.a.] :
Xiao'e de Ounani. [Victor Hugo, Hernani]. 囂俄的歐那尼
Xiaozhongma de Cha hua nü. [Alexandre Dumas, La dame aux camélias]. 小仲馬的茶花女
Falangshi de Nü Youtaiyisi. [Anatole France, Thaïs]. 法郎士的女優泰倚思
Xiaduobuliang de Shao nü zhi shi. [François-René Chateaubriand]. 謝多布良的少女之誓
Gede de Fushide. [Goethe, Faust]. 歌德的浮士德
從囂俄到魯迅 [WC]

1940 Xu, Xingzhi. *Tian chang di jiu : wu mu da bei ju*. (Shanghai : Guang ming shu ju, 1940). (Guang ming xi ju cong shu). [Abhandlung über *La dame aux camélias* von Alexandre Dumas fils].
天長地久 : 五幕大悲劇 [WC]

1981 [Maurois, André]. *San Zhongma zhuan*. Moluoya zhu ; Qin Guan'gen yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 1981). (Wai guo zuo jia chuan ji cong shu). Übersetzung von Maurois, André. *Les trois Dumas*. (Paris : Hachette, 1957).
三仲马传 [WC]

1981 [Maurois, André]. *San Zhongma*. Moluoya zhu ; Li Wei yi. (Tianjin : Tianjin ren min chu ban she, 1981). Übersetzung von Maurois, André. *Les trois Dumas*. (Paris : Hachette, 1957).
三仲馬 [WC]

1985 Lu, Gang. *Zhongma fu zi*. (Shenyang : Liaoning ren min chu ban she, 1985). (Wai guo wen xue ping jie cong shu ; 4). [Abhandlung über Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
仲马父子 [WC]

1985 [Endore, S. Guy]. *Dazhongma zhuan*. Gai Anto zhu, Chen Jiufan yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1985). (Xin chao wen ku ; 209). Übersetzung von Endore, S. Guy. *King of Paris : a novel based on the lives of Alexandre Dumas, father and son*. (London : Cresset, 1956).
大仲马传 [WC]

1996 Chen, Yang. *Dazhongma*. (Beijing : Zhongguo guo ji guang bo chu ban she, 1996). (Wai guo li shi ren wu cong shu). [Biographie von Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
大仲 [WC]

1996 Luo, Binna. *Dazhongma, Xiaozhongma zhuan : chong man qi yu di feng liu fu zi*. (Changchun : Dongbei shi fan da xue chu ban she, 1996). (Hui gu Zhong wai wen xue da shi cong shu). [Biographie von Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
大仲马#小仲马传 : 充满奇遇的风流父子 [WC]

1996 [Maurois, André]. *San Zhongma zhuan*. Moluoya zhu ; Guo Anding yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1996). Übersetzung von Maurois, André. Les trois Dumas. (Paris : Hachette, 1957).
三仲马传 [WC]

1997 Tao, Xiaohong. *Zhongma fu zi he zhuan*. (Shenyang : Shenyang chu ban she, 1997). (Shi jie feng yun ren wu cong shu). [Biographie von Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
仲马父子合传 [WC]

Dumas, Alexandre père (Villers-Cotterêts, Aisne 1802-1870 Puys, Seine-Maritime) : Schriftsteller, Dramatiker

Bibliographie : Autor

1907 [Dumas, Alexandre père ; Marquet, Auguste]. *Xu xia yin ji*. Dazhongma zhu ; Jun Shuo [Wu Guangjian] yi. Vol. 1-4. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1907). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
俠隱記 [Eur]

1907 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; Jun Shuo [Wu Guangjian] yi. Vol. 1-4. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1907). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [Dum49,WC]

1908 [Dumas, Alexandre père]. *Fa gong mi shi qian bian : li shi xiao shuo*. Dazhongma yuan zhu zhe ; Jun Shuo [Wu Guangjian] yi shu zhe. Vol. 1-2. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1915). (Shuo bu cong shu ; 2, 83). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le vicomte de Bragelonne*. = Homme au masque de fer. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
法宫秘史前編 : 歷史小說 [Dum49,WC]

1908-1909 [Dumas, Alexandre père]. *Yu lou hua jie : qian bian, xu bian*. Dazongma zhu ; Lin Shu, Li Shizhong tong yi. Vol. 1-2. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1908-1909). (Shuo bu chong shu ; 2, 32-32). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le chevalier de Maison-Rouge*. Vol. 1-6. (Paris : Alexandre Cadot, 1845-1846).
玉樓花劫 : 前編, 續編 [Eur,KVK,Lin1]

1915 [Dumas, Alexandre père]. *Xie lian jun zhu zhuan*. Dazhongma yuan zhu ; Lin Shu, Wang Qingtong yi shu. Vol. 1-2 in 1. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1915). (Shuo bu cong shu ; 2, 37). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Une fille du régent*. Vol. 1-4. (Paris : Alexandre Cadot, 1845).
蟹蓮郡主傳 [KVK,Lin1,Eur]

1916 [Dumas, Alexandre père]. *Xiang gou qing yan*. Xiaozhongma yuan zhu ; Lin Shu, Wang Qingtong yi shu. Vol. 1-2. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1916). (Shuo bu cong shu ; 3, 5). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Antonine*. Vol. 1-2. (Paris : H. Souverain, 1849).
香鈎情眼 [Lin1,KVK,Eur]

1923 [Dumas, Alexandre père ; Maquet, Auguste]. *Di ya xiao zhuan*. Dazongma zhu ; Hong Huanhong yi. Vol. 1-2. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1923). (Shuo bu cong shu ; 4, 20). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La dame de Monsoreau*. Vol. 1-6. (Bruxelles : Meline Cans et Compagnie, 1845-1846).
地亞小傳 [WC]

1923 [Dumas, Alexandre père ; Maquet, Auguste]. *Meng suo luo fu ren*. Dazhongma zhu ; Hong Guantao yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1923). Übersetzung von Dumas, Alexandre père ; Maquet, Auguste. *La dame de Monsoreau*. Vol. 1-3 in 1. (Paris : Michel Lévy frères, 1846-1847).
蒙梭罗夫人 [WC]

1930 [Dumas, Alexandre père]. *Su hou Mali can shi*. Dazhongma zhu ; Wei Yi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1930). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Marie Stuart*. In : Dumas, Alexandre père. *Les Crimes célèbres*. Vol. 1-8. (Paris : Dondey-Dupré, 1839-1840).
蘇后　馬麗　慘史 [Eur]

1935 [Dumas, Alexandre père]. *Mengtikeliesitu bo jue*. Dazhongma zhu ; Wu Guangjian yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Ying Han dui zhao ming jia xiao shuo xuan ; 2). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
蒙提喀列斯突伯爵 [WC]

1936 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Dazhongma zhu ; Zeng Mengpu [Zeng Pu] yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1936). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三劍俠 [WC]

1939 [Dumas, Alexandre père ; Marquet, Auguste]. *Xia yin ji*. Dazhongma zhu ; Hui Mengpu yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1939). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
俠隱記 [Eur]

1939 [Dumas, Alexandre père]. *Lian yu*. Dazhongma. Duma yuan zhu ; Zhai Yiwen yi. (Shanghai : Zhong hua shu ju, 1939). (Shi jie shao nian wen xue cong shu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
煉獄 [WC]

1939 [Dumas, Alexandre père]. *Xia yin ji*. Dazhongma zhu ; Zeng Mengpu yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1939). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
俠隱記 [WC]

1948 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Jiang Xuemo yi. (Shanghai : Wen zhai chu ban she, 1948). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. Le comte de Monte-Cristo. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山　恩仇記 [Eur]

1950 ca. [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Jifang [Li Jiye] yi. Vol. 1-4. (Taibei : Xin xing shu ju, um 1950). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1955 [Dumas, Alexandre père]. *Xu xia yin ji*. Dazhongma yuan zhu zhe ; Qi ming shu ju bian yi bu bian yi zhe. Vol. 1-2. (Taibei : Qi ming shu ju, 1955). (Shi jie wen xue ming zhu cong shu ; 3). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
續俠隱記 [WC]

1962 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji : suo ben jing yi*. Dazhongma zhu ; Zeng Yili yi. (Xianggang : Hong cheng chu ban she, 1962). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 : 縮本精譯 [WC]

1962 [Dumas, Alexandre père]. *San jian xia*. Dazhongma zhu ; Wang Xian yi. (Xianggang : Da guang chu ban she, 1962). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三劍俠 [WC]

1963 [Dumas, Alexandre père]. *Hei se yu jin xiang*. Dazhongma zhu ; Hong Yanqiu yi. (Taibei : Guo yu ri bao she, 1963). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La tulipe noire*. (Paris : Baudry, 1850).
黑色鬱金香 [WC]

1971 [Dumas, Alexandre père]. *Mengtikeliesitu bo jue*. Dazhongma zhu ; Sun Zhumin yi. (Taibei : Wu zhou chu ban she, 1971). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
蒙提喀列斯突伯爵 [WC]

1974 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Chen Shuangjun yi. (Taibei : Zheng wen, 1974). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1975 [Dumas, Alexandre père]. *Hei se yu jin xiang*. Dazhongma zhu ; Li Muhua yi. (Taibei : Wen hua tu shu gong si, 1975). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La tulipe noire*. (Paris : Baudry, 1850).
黑色鬱金香 [WC]

1975 [Dumas, Alexandre père]. *Xu San jian ke, yi ming, Xu xia yin ji*. Dazhongma zhu ; Ying Wenchan yi. (Taibei : Qi ming shu ju, 1975). (Shi jie wen xue da ku). Übersetzung von Dumas, Alexandre p*ère. Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
續三劍客, 一名, 續俠隱記 [WC]

1976 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma yuan zhu ; Li Muhua xin yi. Vol. 1-2. (Taibei : Wen hua tu shu gong si, 1976). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山　恩仇記 [Eur]

1978 [Dumas, Alexandre père ; Marquet, Auguste*]. Xia yin ji.* Dazhongma zhu ; Yuan jing bian ji bu bian xuan. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1978). (Shi jie wen xue quan ji : 21). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
俠隱記 [WC]

1978 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; Li Qingya yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1978). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [WC]

1978 [Dumas, Alexandre père]. *Xu xia yin ji*. Dazhongma zhu ; Yuan jing bian ji bu bian xuan. (Taibei : Yuan jing chu ban she, 1978). (Shi jie wen xue quan ji ; 21). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
續俠隱記 [WC]

1979 [Dumas, Alexandre père]. *Hei se yu jin xiang*. Dazhongma zhu ; Hao Yun yi. (Nanchang : Jiangxi ren min chu ban she, 1979). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La tulipe noire*. (Paris : Baudry, 1850).
黑色鬱金香 [Dum49]

1979 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Huang Yande yi. (Taibei : Yuan jing chu ban she, 1979). (Shi jie wen xue quan ji ; 57). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1980 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma yuan zhu ; Wei Site gai xie ; Shi Yanshan yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1980). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

1981 [Dumas, Alexandre père]. *Hong qu qi shi*. Dazhongma zhu ; Luo Yujun yi. (Chengdu : Sichuan ren min chu ban she, 1981). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le chevalier de Maison-Rouge*. Vol. 1-6. (Paris : Alexandre Cadot, 1845-1846).
红屋骑士 [WC]

1982 [Dumas, Alexandre père ; Maquet, Auguste]. *Meng suo luo fu ren*. Dazhongma zhu ; Chen Zuomin yi. (Nanchang : Jiang xi ren min chu ban she, 1983). Übersetzung von Dumas, Alexandre père ; Maquet, Auguste. *La dame de Monsoreau*. Vol. 1-3 in 1. (Paris : Michel Lévy frères, 1846-1847).
蒙梭罗夫人 [WC]

1982 [Dumas, Alexandre père]. *Amangde qi shi*. Dazongma zhu ; Li Shuangqiu yi. (Jinan : Shandong ren min chu ban she, 1982). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. Mémoires d'un médecin. In : La Presse (1846-1855). = *Mémoires d'un médecin : Ange Pitou*. (Bruxelles : Alphonse Lebègue ; Paris : Alexandre Cadot, 1851).
阿芒得騎士 [WC]

1982 [Dumas, Alexandre père]. *Hei yu jin xiang : jian xie ben*. Adapted by Michael West ; transl. by Xu Gang and Shen Li. (Beijing : Wai yu jiao xue yu yan jiu chu ban she, 1982). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La tulipe noire*. (Paris : Baudry, 1850).
黑郁金香 : 简写本 [WC]

1982 [Dumas, Alexandre père]. *Mage wang hou*. Dazhongma zhu ; Hao Yun, Zhu Jiao, Zhen Luo yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1982). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La reine Margot*. Vol. 1-4. (Paris : Garnier frères, 1845).
玛戈王后 [WC]

1982 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Dazhongma zhu ; Xu Yuehan, Yang Zhendan yi zhu. (Beijing : Shang wu, 1982). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三劍俠 [WC]

1982 [Dumas, Alexandre père]. *San jian xia* ; *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Su Bingwen yi. (Guangzhou : Guangdong ren min chu ban she, 1982). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
三劍俠 ; 基度山伯爵 [WC]

1983 [Dumas, Alexandre père]. *Bularilong zi jue*. Dazhongma zhu ; Wang Xiaofeng yi. (Kunming : Yunnan ren min chu ban she, 1983). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le vicomte de Bragelonne*. = Homme au masque de fer. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
布拉日隆子爵 [WC]

1983 [Dumas, Alexandre père]. *Er shi nian hou*. Dazhongma zhu ; Zhou Aiqi, Zhou Weibo, Li Mei yi. (Guangzhou : Hua cheng chu ban she, 1983). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
二十年後 [WC]

1983 [Dumas, Alexandre père]. *Jialibodi hui yi lu*. Ya Dazhongma bian ; R.S. Jianite ying yi ; Huang Hongzhao [et al.] yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1983). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Mémoires de Garibaldi*. Vol. 1-2. (Paris : Michel Lévy frères ; Bruxelles : Meline, Cans et Cie, 1860).
加里波迪回忆录 [WC]

1983 [Dumas, Alexandre père]. *San jian xia*. Dazhongma zhu ; Cheng Shurong pian yi. (Hong Kong : Ya Yuan chu ban she, 1983). (Shi jie ming zhu fan yi). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三劍俠 [WC]

1983 [Dumas, Alexandre père]. *Wang hou de xiang lian*. Dazhongma zhu ; Wang Zhensun, Han Hulin yi. Vol. 1-2. (Kunming : Yunnan ren min chu ban she, 1983). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le collier de la reine*. Vol. 1-3. (Paris : C. Levy, 1848).
王后的項鍊 [WC]

1983 [Dumas, Alexandre père]. [*Bulareluona zi jue*]. Dazongma zhu ; Zhu Guoyi yi [et al.]. (Changsha : Yue lu shu she, 1983). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le vicomte de Bragelonne*. = Homme au masque de fer. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
布拉热洛纳子爵 [Dum49]

1983-1984 [Dumas, Alexandre père]. *Bulareluona zi jue*. Dazongma zhu ; Tan Yupei yi. Vol. 1-3. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1983-1984). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le vicomte de Bragelonne*. = Homme au masque de fer. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
布拉热洛纳子爵 [WC]

1984 [Dumas, Alexandre père]. [*Bulareluona zi jue*]. Dazongma zhu ; Hao Yun, Wang Zheng yi. (Shanghai : Yi wen chu ban she, 1984). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le vicomte de Bragelonne*. = Homme au masque de fer. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
布拉热洛纳子爵 [Dum49]

1985 [Dumas, Alexandre père]. *Xia yin ji*. Dazhongma zhu ; Tang Yumei yi. (Tainan : Wen guo shu ju, 1985). (Shi jie wen xue ming zhu ; 34). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
侠隱記 [WC]

1985 [Dumas, Alexandre père]. [*Bulareluona zi jue*]. Dazongma zhu ; Wang Ying yi. (Changsha : Yue lu shu she, 1985). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le vicomte de Bragelonne*. = Homme au masque de fer. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
布拉热洛纳子爵 [WC]

1986 [Bourgeat, François ; Laville Pierre ; Maréchal, Marcel]. *San jian ke : ju ben*. Dazongma yuan zhu ; Fulangsuowa Bu'erya, Pi'ai'er Laweile, Masai'er Maleisha'er gai ju ; Zhang Yuhe fan yi. (Shanghai : Shanghai wai yu jiao yu chu ban she, 1986). Übersetzung von [Bourgeat, François ; Laville Pierre ; Maréchal, Marcel]. Les trois mousquetaires : version scénique : d'après Alexandre Dumas. (Marseille : J. Lafitte, 1982). (Création au Théâtre national de Marseille, 1982).
三剑客 : 剧本 [WC]

1986 [Dumas, Alexandre père ; Marquet, Augus*te]. Xia yin ji*. Dazhongma zhu. (Taibei : Shu hua chu ban shi ye you xian gong si, 1986). (Shi jie wen xue quan ji ; 46). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
侠隱記 [WC]

1986 [Dumas, Alexandre père]. *Hei se yu jin xiang*. Dazhongma zhu ; Chen Huiling yi. (Hong Kong : Xue lin shu dian, 1986). (Ying Han dui zhao shi jie wen xue ming zhu ; 7). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La tulipe noire*. (Paris : Baudry, 1850).
黑色鬱金香 [WC]

1986 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Chen Huiling yi. (Jiulong : Xue lin shu dian, 1986). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
红颜恩仇记 [WC]

1986 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Dazhongma zhu ; Xu Zhiren yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1986). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三劍俠 [WC]

1986 [Dumas, Alexandre père]. [*Bulareluona zi jue*]. Dazongma zhu ; Meng Juru yi [et al.] (Shijiazhuang : Wen yi chu ban she, 1986). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le vicomte de Bragelonne*. = Homme au masque de fer. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
布拉热洛纳子爵 [WC]

1986 [Gabet, Charles ; Dumas, Alexandre père]. *Shuang xiong ji*. Dazhongma zhu ; Wang Zhensun yi. (Nanjing : Yi ling chu ban she, 1986). Übersetzung von Gabet, Charles ; Dumas, Alexandre père. *Les compagnons de Jéhu*. (Paris : Librairie théatrale ; Barbré, 1857). (Magasin théatral illustré).
双雄记 [WC]

1987 [Dumas, Alexandre père]. *Hei se yu jin xiang*. Dazhongma zhu ; Tang Yumei zhu bian ; Wen guo shu chu bian yi bu bian yi. (Tainan : Wen guo shu ju, 1987). (Shi jie wen xue ming zhu ; 9). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La tulipe noire*. (Paris : Baudry, 1850).
黑色鬱金香 [WC]

1987 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Shi Pinshan yi. (Tainan : Bei yi chu ban she, 1987). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1988 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Jiang Rulin yi. (Taibei : Lian guang tu shu gu fen you xian gong si, 1988). (Shi jie ming zuo tong hua jing xuan ; 16). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1988 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu. (Yonghe : Zhi yang chu ban she, 1988). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1989 [Dumas, Alexandre père]. *Er shi nian hou : Dazhongma xuan ji*. Dazhongma zhu ; Fu Xin yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1989). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
二十年後 [WC]

1989 [Dumas, Alexandre père]. *Lang dang tian cai : Dazhongma*. Dazhongma zhu ; Bai Yingrui yi. (Beijing : Wen hua yi zhu chu ban she, 1989). (Wai guo wen xue yi zhu jia chuan ji cong shu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Mes mémoires*. (Paris : Alexandre Cadot, 1852-1854).
浪荡天才 [WC]

1990 [Dumas, Alexandre père ; Maquet, Auguste]. *Meng suo luo fu ren*. Dazhongma zhu ; Zheng Yonghui yi. Vol. 1-2. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1990). (Ta zhong ma xuan ji). Übersetzung von Dumas, Alexandre père ; Maquet, Auguste. *La dame de Monsoreau*. Vol. 1-3 in 1. (Paris : Michel Lévy frères, 1846-1847).
蒙梭罗夫人 [WC]

1990 [Gabet, Charles ; Dumas, Alexandre père]. *Shuang xiong ji*. Dazhongma zhu ; Ma Jingzhang, Liu Fuwen yi. (Harbin : Heilongjiang ren min chu ban she, 1990). Übersetzung von Gabet, Charles ; Dumas, Alexandre père. *Les compagnons de Jéhu*. (Paris : Librairie théatrale ; Barbré, 1857). (Magasin théatral illustré).
双雄记 [Dum49]

1991 [Dumas, Alexandre père]. *Hei se yu jin xiang*. Dazhongma zhu ; Ou Youzong yi. (Tainan : Nan dai tu shu gong si, 1991). (Ying Han dui zhao wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La tulipe noire*. (Paris : Baudry, 1850).
黑色鬱金香 [WC]

1991 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Han Hulin.; Zhou Kexi yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1991). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

1991 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Han Hulin, Zhou Gexi suo xie. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1991). (Xin yi, shi jie wen xue ming zhu ; 25). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1991 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Dazhongma zhu ; Lin Chunchun yi. (Taibei : Tai wan dong fang chu ban she, 1991). (Shi jie shao nian wen xue jing xuan). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三剑客 [WC]

1991 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Dazhongma zhu ; Luo Wanci yi. (Tainan : Da xia chu ban she, 1991). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三剑客 [WC]

1991 [Dumas, Alexandre père]. *Xia yin ji*. Dazhongma zhu ; Zhang Zhihu yi. (Taibei : [s.n.], 1991). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
侠隱記 [WC]

1992 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Zheng Kelu yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1992). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1992 [Dumas, Alexandre père]. *Ma'erge wang hou*. Dazhongma zhu ; Zhang Yinglun, Xiang Kuiguan yi. (Hefei : Anhui ren min chu ban she, 1982). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La reine Margot*. Vol. 1-4. (Paris : Garnier frères, 1845).
玛尔戈王后 [WC]

1993 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Ou Xin yi zhu. (Tainan : Da xia chu ban she, 1993). (Ying Han tui chao ; 2). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1993 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Song Weike gai xie. (Taibei : Han yi se yan wen hua shi ye, 1993). (Qing shao nian bi du shi jie wen xue ming zhu ; 10). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1993 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Dazhongma yuan zhu ; Xin Nong gai xie. (Taibei : Di qiu, 1993). (Shi jie wen xue ming zhu ; 10). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三剑客 [WC]

1993 [Dumas, Alexandre père]. *Xia er ni bo jue fu ren*. Dazhongma zhu Tan Yupei yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1993). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La comtesse de Charny*. (Bruxelles : Muquardt, 1853-1855).
夏尔尼伯爵夫人 [WC]

1994 [Dumas, Alexandre père]. *Angre Pidu*. Dazhongma zhu ; Ye Zhuan, Wu Danli yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1994). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. Mémoires d'un médecin. In : La Presse (1846-1855). = *Mémoires d'un médecin : Ange Pitou*. (Bruxelles : Alphonse Lebègue ; Paris : Alexandre Cadot, 1851).
昂热#皮都 [WC]

1994 [Dumas, Alexandre père]. *Da ye xin jia*. Dazongma zhu ; Lu Shurong yi. (Taibei : Yuan liu chu ban shi ye, 1994). (Da zhong du wu cong shu ; 49-54. Xin lang man xiao shuo jing dian). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. Mémoires d'un médecin. In : La Presse (1846-1855). *Mémoires d'un médecin : Joseph Balsamo*. (Paris : Michel Lévy frères, 1850).
大野心家 [WC]

1994 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Long Wen, Long Xu yi. (Lanzhou : Gansu ren min chu ban she, 1994). (Shi jie wen hao yi cong). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

1994 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji : shi jie wen xue ming zhu lian huan hua*. Dazhongma yuan zhu ; Jian Shu gai bian ; Xie Pengcheng, Tang Yuanyuan hui hua. (Hainan : Hainan chu ban she, 1994). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山恩仇记 : 世界文学名著连环画 [WC]

1994 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Dazhongma zhu ; Luo Guolin, Wang Xueyou yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1994). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三剑客 [WC]

1995 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma yuan zhu ; Yang Xugang jian yi ; Yan Shan zhu yin. (Beijing : You wen, 1995). (Shi jie wen xue ming zhu shao er du ben). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

1995 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Da Zhongma zhu ; Zhou Kexi yi. Vol. 1-2. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1995). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : *Le Siècle* ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三劍客 [Eur]

1996 [Dumas, Alexandre père ; Marquet, Auguste]. *Xia yin ji*. Dazhongma zhu. (Tainan : Xiang yi chu ban she, 1996). (Shi jie wen xue ming zhu ; 26). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Vingt ans après : suite des Trois mousquetaires*. Vol. 1-10. (Paris : Baudry, 1845).
俠隱記 [WC]

1996 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Qi Xiafei yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1996). (Xin chao wen ku ; 377). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1996 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; Hao Yun, Wang Censun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1996). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [WC]

1996 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; Wang Zhensun, Hao Yun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen, 1996). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [WC]

1996 [Dumas, Alexandre père]. *San jian ke*. Dazhongma zhu ; Li Changchuan yi. (Taibei : Guo ji shao nian cun, 1996). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三剑客 [WC]

1997 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma yuan zhu ; Xie Zhiguo yi. (Beijing : Beijing chu ban she, 1997). (Shi jie wen hsueh min zhu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1997 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu. (Tainan : Xiang yi chu ban she, 1997. (Shi jie wen xue ming zhu ; 5). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1998 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Peng Xinan yi. (Huhehuohaote : Nei Meng gu ren min chu ban she, 1998). (Shi jie ming zhu ta xi ; 8). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

1998 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Sun Guirong yi. (Xi'an : Shanxi ren min chu ban she, 1998). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

1998 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; He Xiaoqi yi. (Guangzhou : Zhong shan ta xue chu ban she, 1998). (Ying han dui zhao shi jie ming zhu jie xi zhong xue sheng du ben). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [WC]

1998 [Dumas, Alexandre père]. *Tie mian ren*. Dazhongma zhu ; Jacqueline Rors kai xue. (Taibei : Sharp Point Publ. Co., 1998). (Ming ju jing xuan xiao shuo ; 3). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Homme au masque de fer*. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
鐵面人 [WC]

1998 [Dumas, Alexandre père]. *Tie mian ren*. Dazhongma zhu ; Yu Zi, He Mingliang yi. (Taibei : Shi bao wen hua chu ban qi ye gu fen xian gong si, 1998). (Lan xiao shuo ; 37). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Homme au masque de fer*. In : Dumas, Alexandre père. Les crimes célèbres. Vol. 1-8 in 4. (Paris : Veuve Dondey-Dupré, 1839-1840).
鐵面人 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre père]. *Hong yan en chou ji*. Dazongma zhu ; Xue Jiang, Wu Lei yi. (Beijing : Qun zhong chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue jing dian ming zhu zhen cang ben). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
红颜恩仇记 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Li Yumin, Wang Xuewen yi. (Beijing : Beijing yan shan chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue wen ku). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Mu Xin, Su Ling yi. Vol. 1-4. (Beijing : Da zhong wen yi chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue ming zhu bai bu. = One hundred classic works of the world literature). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Li Shuzhen yi. (Taibei : Jiu yi chu ban she, 1999). (Zhen cang wen ku ; 25). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; Tang Kesheng yi. (Beijing : Beijing yan shan chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue wen ku). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [WC]

1999 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; Xiao Wei yi. (Beijing : Da zhong wen yi chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue ming zhu bai bu = One hundred classic works of the world literature). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre père]. *Hei se yu jin xiang*. Dazhongma zhu ; Li Shuzhen yi. (Taibei : Jiu yi chu ban she, 2000). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *La tulipe noire*. (Paris : Baudry, 1850).
黑色鬱金香 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Hao Yansu yi. (Beijing : Zhongguo dui wai fan yi chu ban gong si, 2000). (Shi jie jing dian ming zhu jie lu cong shu). Übersetzung von Dumas, Alexandre pè*re. Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基度山伯爵 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan bo jue*. Dazhongma zhu ; Wu Xi yi. Vol. 1-3. (Beijing : Beijing da zhong wen yi chu ban she, 2000). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Laiersi [Anthony Liles] gai bian. (Taibei : Taibei xian xin dian shi : San si tang chu ban, 2000). (Huan yu wen xue ; 3). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre père]. *Jidushan en chou ji*. Dazhongma zhu ; Liu Biyu gai xie ; Chen Lin cha tu. (Hefei : Anhui shao nian er tong chu ban she, 2000). (Wai guo wen xue ming zhu shao nian du ben. Qian niu hua juan; Xiao mi feng shu wu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Le comte de Monte-Cristo*. In : Le Siècle (1844). = Vol. 1-2. (Paris : Bureau de l'Echo des feuilletons, 1846).
基督山恩仇記 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; Cao Shunming yi. (Beijing : Zhongguo dui wai fan yi chu ban gong si, 2000). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [WC]

2000 [Dumas, Alexandre père]. *San ge huo qiang shou*. Dazhongma zhu ; Chen Fei gai xie. (Hefei : Anhui shao nian er tong chu ban she, 2000). (Wai guo wen xue ming zhu shao nian du ben. Tai yang hua juan. Xiao mi feng shu wu). Übersetzung von Dumas, Alexandre père. *Les trois mousquetaires*. In : Le Siècle ; mars à juillet 1844. = (Paris : Baudry, 1844).
三个火枪手 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1981 [Maurois, André]. *San Zhongma zhuan*. Moluoya zhu ; Qin Guan'gen yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 1981). (Wai guo zuo jia chuan ji cong shu). Übersetzung von Maurois, André. *Les trois Dumas*. (Paris : Hachette, 1957).
三仲马传 [WC]

1981 [Maurois, André]. *San Zhongma*. Moluoya zhu ; Li Wei yi. (Tianjin : Tianjin ren min chu ban she, 1981). Übersetzung von Maurois, André. *Les trois Dumas*. (Paris : Hachette, 1957).
三仲馬 [WC]

1984 Zhang, Yinglun. *Dazhongma zhuan*. (Taiyuan : Shanxi ren min chu ban she, 1984). (Ming zuo xin shang cong shu). [Biographie von Alexandre Dumas père].
大仲马传 [WC]

1985 Lu, Gang. *Zhongma fu zi*. (Shenyang : Liaoning ren min chu ban she, 1985). (Wai guo wen xue ping jie cong shu ; 4). [Abhandlung über Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
仲马父子 [WC]

1985 [Clouard, Henri]. *Wen xue ju jiang Dazhongma*. Keluaer zhu ; Liang Qiying yi. (Changhsha : Hunan ren min chu ban she, 1985). Übersetzung von Clouard, Henri. *Alexandre Dumas*. (Paris : A. Michel, 1955). [Biographie von Alexandre Dumas père].
文学巨匠大仲马 [WC]

1985 [Endore, S. Guy]. *Dazhongma zhuan*. Gai Anto zhu, Chen Jiufan yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1985). (Xin chao wen ku ; 209). Übersetzung von Endore, S. Guy. *King of Paris : a novel based on the lives of Alexandre Dumas, father and son*. (London : Cresset, 1956).
大仲马传 [WC]

1996 Chen, Yang. *Dazhongma*. (Beijing : Zhongguo guo ji guang bo chu ban she, 1996). (Wai guo li shi ren wu cong shu). [Biographie von Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
大仲 [WC]

1996 Luo, Binna. *Dazhongma, Xiaozhongma zhuan : chong man qi yu di feng liu fu zi*. (Changchun : Dongbei shi fan da xue chu ban she, 1996). (Hui gu Zhong wai wen xue da shi cong shu). [Biographie von Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
大仲马#小仲马传 : 充满奇遇的风流父子 [WC]

1996 [Maurois, André]. *San Zhongma zhuan*. Moluoya zhu ; Guo Anding yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1996). Übersetzung von Maurois, André. Les trois Dumas. (Paris : Hachette, 1957).
三仲马传 [WC]

1997 Tao, Xiaohong. *Zhongma fu zi he zhuan*. (Shenyang : Shenyang chu ban she, 1997). (Shi jie feng yun ren wu cong shu). [Biographie von Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
仲马父子合传 [WC]

1999 *Da Zhongma jing xuan ji*. Wu Yuetian, Liu Mingjiu bian xuan. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1999). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi). [Abhandlung über Alexandre Dumas père].
大仲马精选集 [Eur]

1999 *Dazhongma jing xuan ji*. Wu Yuetian, Liu Mingjiu bian xuan. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1999). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi). [Abhandlung über Alexandre Dumas père]. [WC]

2002 *Alexandre Dumas en Chine*.In : Quotidien du peuple ; 13.9.2002 : http://www.chine-informations.com/actualite/alexandre-dumas-en-chine_3049.html.

Duport du Tertre, François-Joachim (Saint-Malo 1716-1759) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1754-1760 Duport du Tertre, F[rançois]-J[oachim] ; Désormeaux, Joseph-Louis-Ripault. *Histoire des conjurations, conspirations et révolutions célèbres, tant anciennes que modernes*. Vol. 1-10. (Paris : Duchesne, 1754-1760). [Enthält Eintragungen über China]. [WC]

Dürkheim, Emile = Durkheim, Emile (Epinal 1858-1917 Paris) : Philosoph, Soziologe

Bibliographie : Autor

1903 Dürkheim, Emile. *La condition de la femme en Chine*. In : L'année sociologique ; no 6 (1903). http://classiques.uqac.ca/classiques/chine_ancienne/auteurs_chinois.html. [WC]

2003 [Dürkheim, Emile]. *Mengdesijiu yu Lusuo*. Aimi'er Tu'ergan zhu ; Li Luning, Zhao Liwei, Fu Degen yi ; Qu Dong jiao. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2003). (Tu'ergan wen ji ; 5). Übersetzung von Dürkheim, Emile. *Montesquieu et Rousseau : précurseurs de la sociologie*. (Paris : M. Rivière, 1953). (Petite bibliothèque sociologique internationale ; sér. B. Les classiques de la sociologie ; B 1). [Betr. De l'esprit des lois ; Du contrat social].
孟德斯鸠与卢梭 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1986 [Coser, Lewis A.]. *Gu dian she hui xue li lun : Makesi, Tu'ergan yu Weibo*. Kesai yuan zhu ; Huang Ruiqi, Zhang Wei'an yi ; Ding Tingyu zhu bian. (Taibei : Gui guan tu shu gu fen you xian gong si, 1986). (Gui guan she hui xue cong shu ; 15). Übersetzung von Coser, Lewis A. *Masters of sociological thought : ideas in historical and social context*. (New York, N.Y. : Harcourt Brace Jovanovich, 1971). [Abhandlung über Max Weber, Emile Dürkheim, Karl Marx u.a.].
古典社會學理論 : 馬克思、涂爾幹與韋伯 [WC]

1989 [Giddens, Anthony]. *Zi ben zhu yi yu xian dai she hui li lun : Makesi, Tu'ergan, Weibo*. Jidengsi zuo zhe ; Jian Huimei yi zhe. (Taibei : Yuan liu chu ban shi ye gu fen you xian gong si, 1989). (Xin qiao yi cong ; 5). Übersetzung von Giddens, Anthony. *Capitalism and modern social theory : an analysis of the writings of Marx, Durkheim and Max Weber*. (Cambridge : University Press, 1971).
資本主義與現代社會理論 : 馬克思#涂爾幹#韋伯 [WC]

2007 Guo, Dashui. *She hui xue de san zhong jing dian yan jiu mo shi gai lun : Tu'ergan, Weibo, Tuomasi de she hui xue fang fa lun*. (Tianjin : Tianjin ren min chu ban she, 2007). (Jing dian jiao cai jiao can xi lie). [Abhandlung über Emile Durkheim, Max Weber, William Isaac Thomas].
社会学的三种经典研究模式概论 : 涂尔干、韦伯、托马斯的社会学方法论 [WC]

Erckmann, Emile (Phalsbourg 1822-1899 Lunéville) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1904 [Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre. *Hua tie lu zhan xue yu xing ji*. Lin Shu yi. (Shanghai : Shanghai wen ming shu ju, 1904). Übersetzung von Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre. *Waterloo, suite du Conscrit de 1813*. (Paris : J. Hetzel et A. Lacroix, 1865).
滑鉄廬戰血餘腥記 [Eur,Lin1]

1904 [Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre]. *Li bi se zhan xue yu xing ji*. Lin Shu yi. (Shanghai : Shanghai wen ming shu ju, 1904). Übersetzung von Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre. *Histoire d'un conscrit de 1813*. (Paris : J. Hetzel et A. Lacroix, 1864).
利俾瑟戰血餘腥記 [Lin1]

1934 [Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre]. *Tian hu de nü er*. Aierkeman, Xiatelian zhu ; Wang Liaoyi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Erckmann, Emile ; Chatrian, Alexandre. *L'ami Fritz*. (Paris : Hachette, 1864). [Eur]

Fabre, Ferdinand (Bédarieux 1827-1898 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1915 Chen, Duxiu. *Xian dai ouzhou wen yi shi tan*. [Modern European literature]. In : Qing nian za zhi ; vol. 1, no 3-4 (1915).
Er schreibt : "Le naturalisme fit-il réellement faillite ? S'il ne laissait rien de durable, encore aurait-il bien mérité de la littérature en la ramenant à l'observation, à l'étude sincère de la réalité ? Mais pour ne parler ici que du roman, nous lui devons Gustave Flaubert, Jules et Edmond de Goncourt, Alphonse Daudet, Emile Zola, Guy de Maupassant, Ferdinand Fabre ; et peut-être aucune autre époque de notre histoire littéraire ne fournirait dans un seul genre, plus de noms justement illustrés".
Chen Duxiu erwähnt zum ersten Mal in China Gustave Flaubert : geboren in Rouen 1821, gest. 1880. [Flau:S. 74-75]

Farrère, Claude = Bargone, Fréderic Charles Pierre Edouard (Lyon 1876-1957 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1908-1909 Victor Segalen besucht einen Chinesisch-Kurs an der Ecole de langues orientales in Paris und besteht das Dolmetscher Examen der französischen Marine. Durch die Bekanntschaft mit Claude Farrère und Henry Manceron beginnt sich Segalen mit der Idee zu befassen, eine Reise nach China zu unternehmen.

1938 Claude Farrère ist von der japanischen Regierung eingeladen und macht eine Reise in den Norden von China. [Bla11:S. 18]

Bibliographie : Autor

1904 Farrère, Claude. *Fumée d'opium*. Préf. par Pierre Louys. (Paris : Société d'éditions littéraires et artistiques, 1904). [WC]

1924 Farrère, Claude. *Mes voyages : la promenade d'Extrême-Orient*. (Paris : E. Flammarion, 1924). [Eur]

1924-1926 Farrère, Claude. *Mes voyages*. (Paris : E. Flammarion, 1924-1926). [KVK]

1945 Farrère, Claude ; Fouqueray, Charles. *Jonques et sampans*. (Paris : Horizons de France, 1945). [Yuan]

Faure, Elie (Sainte-Foy-la-Grande 1873-1937 Paris) : Kunsthistoriker, Historiker, Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1932 [Faure, Elie]. *Napolun lun*. Fu'er zhu ; Wu Guangjian yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1932).
Übersetzung von Faure, Elie. *Napoléon*. (Paris : G. Crès, 1921).
拿破崙論 [Eur]

Fénelon, François = La Mothe, François de Salignac de (Schloss Fénelon, Périgord 1651-1715 Cambrai) : Theologe, Schriftsteller, Dichter

Biographie

1687 Fénelon, François. *Confucius et Socrate* [ID D16836].
Fénelon schreibt :
Confucius
J'apprends que vos Européans vont souvent chez nos Orientaux, et qu'ils me nomment le Socrate de la Chine. Je me tiens honoré de ce nom.
Socrate
Laissons les compliments, dans un pays où ils ne sont plus de saison. Sur quoi fonde-t-on cette ressemblance entre nous ? Confucius
Sur ce que nous avons vécu à peu près dans les mêmes temps, et que nous avons été tous deux pauvres, modérés, pleins de zèle pour rendre les hommes vertueux.
Socrate
Pour moi je n'ai point formé, comme vous, des hommes excellents, pour aller dans toutes les provinces semer la vertu, combattre le vice, et instruire les hommes.
Confucius
Vous avez formé une école de philosophes qui ont beaucoup éclairé le monde.
Socrate
Ma pensée n'a jamais été de rendre le peuple philosophe ; je, n'ai pas osé l'espérer. J'ai abandonné à toutes ses erreurs le vulgaire grossier et corrompu : je me suis borné à l'instruction d'un petit nombre de disciples d'un esprit cultivé, et qui cherchaient les principes des bonnes moeurs. Je n'ai jamais voulu rien écrire, et j'ai trouvé que la parole était meilleure pour enseigner. Un livre est une chose morte qui ne répond point aux difficultés imprévues et diverses de chaque lecteur ; un livre passe dans les mains des hommes incapables d'en faire un bon usage ; un livre est susceptible de plusieurs sens contraires à celui de l'auteur. J'ai mieux aimé choisir certains hommes, et leur confier une doctrine que je leur fisse bien comprendre de vive voix.
Confucius
Ce plan est beau ; il marque des pensées bien simples, bien solides, bien exemptes de vanité. Mais avez-vous évité par là toutes les diversités d'opinions parmi vos disciples ? Pour moi, j'ai évité les subtilités de raisonnement, et je me suis borné à des maximes sensées pour la pratique des vertus dans la société.
Socrate
Pour moi, j'ai cru qu'on ne peut établir les vraies maximes qu'en remontant aux premiers principes qui peuvent les prouver, et en réfutant tous les autres préjugés des hommes.
Confucius
Mais enfin, par vos premiers principes, avez-vous évité les combats d'opinions entre vos disciples ?
Socrate
Nullement ; Platon et Xénophon, mes principaux disciples, ont eu des vues toutes différentes. Les Académiciens formés par Platon se sont divisés entre eux ; cette expérience m'a désabusé de mes espérances sur les hommes. Un homme ne peut presque rien sur les autres hommes. Les hommes ne peuvent rien sur eux-mêmes, par l'impuissance où l'orgueil et les passions les tiennent ; à plus forte raison les hommes ne peuvent-ils rien les uns sur les autres : l'exemple, et la raison insinuée avec beaucoup d'art, font seulement quelque effet sur un fort petit nombre d'hommes mieux nés que les autres. Une réforme générale d'une république me paraît enfin impossible, tant je suis désabusé du genre humain.
Confucius
Pour moi, j'ai écrit, et j'ai envoyé mes disciples pour tâcher de réduire aux bonnes moeurs toutes les provinces de notre empire.
Socrate
Vous avez écrit des choses courtes et simples, si toutefois ce qu'on a publié sous votre nom est effectivement de vous. Ce ne sont que des maximes, qu'on a peut-être recueillies de vos conversations, comme Platon, dans ses dialogues, a rapporté les miennes. Des maximes coupées de cette façon ont une sécheresse qui n'était pas, je m'imagine, dans vos entretiens. D'ailleurs vous étiez d'une maison royale et en grande autorité dans toute votre nation : vous pouviez faire bien des choses qui ne m'étaient pas permises à moi, fils d'un artisan. Pour moi, je n'avais garde d'écrire, et je n'ai que trop parlé : je me suis même éloigné de tous les emplois de ma république pour apaiser l'envie ; et je n'ai pu y réussir, tant il est impossible de faire quelque chose de bon des hommes.
Confucius
J'ai été plus heureux parmi les Chinois : je les ai laissés avec des lois sages, et assez bien policés.
Socrate
De la manière que j'en entends parler sur les relations de nos Européans, il faut en effet que la Chine ait eu de bonnes lois et une exalte police. Il y a grande apparence que les Chinois ont été meilleurs

qu'ils ne sont. Je ne veux pas désavouer qu'un peuple, quand il a une bonne et constante forme de gouvernement, ne puisse devenir fort supérieur aux autres peuples moins bien policés. Par exemple, nous autres Grecs, qui avons eu de sages législateurs et certains citoyens désintéressés qui n'ont songé qu'au bien de la république, nous avons été bien plus polis et plus vertueux que les peuples que nous avons nommés Barbares. Les Egyptiens, avant nous, ont eu aussi des sages qui les ont policés, et c'est d'eux que nous sont venues les bonnes lois. Parmi les républiques de la Grèce, la nôtre a excellé dans les arts libéraux, dans les sciences, dans les armes, mais celle qui a montré plus longtemps une discipline pure et austère, c'est celle de Lacédémone. Je conviens donc qu'un peuple gouverné par de bons législateurs qui se sont succédé les uns aux autres, et qui ont soutenu les coutumes vertueuses, peut être mieux policé que les autres qui n'ont pas eu la même culture. Un peuple bien conduit sera plus sensible à l'honneur, plus ferme contre les périls, moins sensible à la volupté, plus accoutumé à se passer de peu, plus juste pour empêcher les usurpations et les fraudes de citoyen à citoyen. C'est ainsi que les Lacédémoniens ont été disciplinés ; c'est ainsi que les Chinois ont pu l'être dans les siècles reculés. Mais je persiste à croire que tout un peuple n'est point capable de remonter aux principes de la vraie sagesse : ils peuvent garder certaines règles utiles et louables ; mais c'est plutôt par l'autorité de l'éducation, par le respect des lois, par le zèle de la patrie, par l'émulation qui vient des exemples, par la force de la coutume, souvent même par la crainte du déshonneur et par l'espérance d'être récompensé. Mais être philosophe, suivre le beau et le bon en lui-même par la simple persuasion, et par le vrai et libre amour du beau et du bon, c'est ce qui ne peut jamais être répandu dans tout un peuple ; c'est ce qui et réservé à certaines âmes choisies que le Ciel a voulu séparer des autres. Le peuple n'est capable que de certaines vertus d'habitude et d'opinion, sur l'autorité de ceux qui ont gagné sa confiance. Encore une fois, je crois que telle fut la vertu de vos anciens Chinois. De telles gens sont justes dans les choses où on les a accoutumés à mettre une règle de justice, et point en d'autres plus importantes où l'habitude de juger de même leur manque. On sera juste pour son concitoyen, et inhumain contre son esclave ; zélé pour sa patrie, et conquérant injuste contre un peuple voisin, sans songer que la terre entière n'est qu'une seule patrie commune, où tous les hommes des divers peuples devraient vivre comme une seule famille. Ces vertus, fondées sur la coutume et sur les préjugés d'un peuple, sont toujours des vertus estropiées, faute de remonter jusqu'aux premiers principes qui donnent dans toute son étendue la véritable idée de la justice et de la vertu. Ces mêmes peuples, qui paraissaient si vertueux dans certains sentiments et dans certaines aftions détachées, avaient une religion aussi remplie de fraude, d'injustice et d'impureté, que leurs lois étaient justes et austères. Quel mélange ! Quelle contradiction ! Voilà pourtant ce qu'il y a eu de meilleur dans ces peuples tant vantés : voilà l'humanité regardée par sa plus belle face.

Confucius

Peut-être avons-nous été plus heureux que vous : car la vertu a été grande dans la Chine.

Socrate

On le dit ; mais, pour en être assuré par une voie non suspecte, il faudrait que les Européans connussent de près votre histoire, comme ils connaissent la leur propre. Quand le commerce sera entièrement libre et fréquent, quand les critiques européens auront passé dans la Chine pour examiner en rigueur tous les anciens manuscrits de votre histoire, quand ils auront séparé les fables et les choses douteuses d'avec les certaines, quand ils auront vu le fort et le faible du détail des moeurs antiques, peut-être trouvera-t-on que la multitude des hommes a été toujours faible, vaine et corrompue chez vous comme partout ailleurs, et que les hommes ont été hommes dans tous les pays et dans tous les temps.

Confucius

Mais pourquoi n'en croyez-vous pas nos historiens et vos relateurs ?

Socrate

Vos historiens nous sont inconnus ; on n'en a que des morceaux extraits et rapportés par des relateurs peu critiques. Il faudrait savoir à fond votre langue, lire tous vos livres, voir surtout les originaux, et attendre qu'un grand nombre de savants eût fait cette étude à fond, afin que, par le grand nombre d'examinateurs, la chose pût être pleinement éclaircie. Jusque-là, votre nation me paraît un spectacle beau et grand de loin, mais très douteux et équivoque.

Confucius

Voulez-vous ne rien croire, parce que Fernand Mendez Pinto a beaucoup exagéré ? Douterez-vous que la Chine ne soit un vaste et puissant empire, très peuplé et bien policé, que les arts n'y fleurissent, qu'on n'y cultive les hautes sciences, que le respect des lois n'y soit admirable ?

Socrate

Par où voulez-vous que je me convainque de toutes ces choses ?

Confucius

Par vos propres relateurs.

Socrate
Il faut donc que je les croie, ces relateurs ?
Confucius
Pourquoi non ?
Socrate
Et que je les croie dans le mal comme dans le bien ? Répondez, de grâce.
Confucius
Je le veux.
Socrate
Selon ces relateurs, le peuple de la terre le plus vain, le plus superstitieux, le plus intéressé, le plus injuste, le plus menteur, c'est le Chinois.
Confucius
Il y a partout des hommes vains et menteurs.
Socrate
Je l'avoue ; mais à la Chine les principes de toute la nation, auxquels on n'attache aucun déshonneur, sont de mentir et de se prévaloir du mensonge. Que peut-on attendre d'un tel peuple pour les vérités éloignées et difficiles à éclaircir ? Ils sont fastueux dans toutes leurs histoires : comment ne le seraient-ils pas, puisqu'ils sont même si vains et si exagérants pour les choses présentes qu'on peut examiner de ses propres yeux, et où l'on peut les convaincre d'avoir voulu imposer aux étrangers ? Les Chinois, sur le portrait que j'en ai ouï faire, me paraissent assez semblables aux Egyptiens. C'est un peuple tranquille et paisible, dans un beau et riche pays, un peuple vain qui méprise tous les autres peuples de l'univers, un peuple qui se pique d'une antiquité extraordinaire, et qui met sa gloire dans le nombre des siècles de sa durée ; c'est un peuple superstitieux jusqu'à la superstition la plus grossière et la plus ridicule, malgré sa politesse ; c'est un peuple qui a mis toute sa sagesse à garder ses lois, sans oser examiner ce qu'elles ont de bon ; c'est un peuple grave, mystérieux, composé, et rigide observateur de toutes ses anciennes coutumes pour l'extérieur, sans y chercher la justice, la sincérité et les autres vertus intérieures ; c'est un peuple qui a fait de grands mystères de plusieurs choses très superficielles, et dont la simple explication diminue beaucoup le prix. Les arts y sont fort médiocres, et les sciences n'y étaient presque rien de solide quand nos Européans ont commencé à les connaître.
Confucius
N'avions-nous pas l'imprimerie, la poudre à canon, la géométrie, la peinture, l'architecture, l'art de faire la porcelaine, enfin une manière de lire et d'écrire bien meilleure que celle de vos Occidentaux ? Pour l'antiquité de nos histoires, elle est constante par nos observations astronomiques. Vos Occidentaux prétendent que nos calculs sont fautifs ; mais les observations ne leur sont pas suspectes, et ils avouent qu'elles cadrent juste avec les révolutions du ciel.
Socrate
Voilà bien des choses que vous mettez ensemble, pour réunir tout ce que la Chine a de plus estimable ; mais examinons-les de près l'une après l'autre.
Confucius
Volontiers.
Socrate
L'imprimerie n'est qu'une commodité pour les gens de lettres, et elle ne mérite pas une grande gloire. Un artisan avec des qualités peu estimables, peut être l'auteur d'une telle invention ; elle est même imparfaite chez vous, car vous n'avez que l'usage des planches ; au lieu que les Occidentaux ont avec l'usage des planches celui des caractères, dont ils font telle composition qu'il leur plaît en fort peu de temps. De plus il n'est pas tant question d'avoir un art pour faciliter les études, que de l'usage qu'on en fait. Les Athéniens de mon temps n'avaient pas l'imprimerie, et néanmoins on voyait fleurir chez eux les beaux-arts et les hautes sciences ; au contraire, les Occidentaux, qui ont trouvé l'imprimerie mieux que les Chinois, étaient des hommes grossiers, ignorants et barbares. La poudre à canon est une invention pernicieuse pour détruire le genre humain ; elle nuit à tous les hommes, et ne sert véritablement à aucun peuple : les uns imitent bientôt ce que les autres font contre eux. Chez les Occidentaux, où les armes à feu ont été bien plus perfectionnées qu'à la Chine, de telles armes ne décident rien de part ni d'autre : on a proportionné les moyens de défensive aux armes de ceux qui attaquent ; tout cela revient à une espèce de compensation, après laquelle chacun n'est pas plus avancé que quand on n'avait que des tours et de simples murailles, avec des piques, des javelots, des épées, des arcs, des tortues et des béliers. Si on convenait de part et d'autre de renoncer aux armes à feu, on se débarrasserait mutuellement d'une infinité de choses superflues et incommodes : la valeur, la discipline, la vigilance et le génie auraient plus de part à la décision de toutes les guerres. Voilà donc une invention qu'il n'est guère permis d'estimer.
Confucius

Mépriserez-vous aussi nos mathématiciens ?
Socrate
Ne m'avez-vous pas donné pour règle de croire les faits rapportés par nos relateurs ?
Confucius
Il est vrai ; mais ils avouent que nos mathématiciens sont habiles.
Socrate
Ils disent qu'ils ont fait certains progrès, et qu'ils savent bien faire plusieurs opérations ; mais ils ajoutent qu'ils manquent de méthode, qu'ils font mal certaines démonstrations, qu'ils se trompent sur des calculs, qu'il y a plusieurs choses très importantes dont ils n'ont rien découvert. Voilà ce que j'entends dire. Ces hommes si entêtés de la connaissance des astres, et qui y bornent leur principale étude, se sont trouvés dans cette étude même très inférieurs aux Occidentaux qui ont voyagé dans la Chine, et qui, selon les apparences, ne sont pas les plus parfaits astronomes de l'Occident. Tout cela ne répond point à cette idée merveilleuse d'un peuple supérieur à toutes les autres nations. Je ne dis rien de votre porcelaine ; c'est plutôt le mérite de votre terre que de votre peuple ; ou du moins si c'est un mérite pour les hommes, ce n'est qu'un mérite de vil artisan. Votre architecture n'a point de belles proportions ; tout y est bas et écrasé ; tout y est confus, et chargé de petits ornements qui ne sont ni nobles ni naturels. Votre peinture a quelque vie et une grâce je ne sais quelle, mais elle n'a ni correction de dessin, ni ordonnance, ni noblesse dans les figures, ni vérité dans les représentations ; on n'y voit ni paysages naturels, ni histoires, ni pensées raisonnables et suivies ; on n'est ébloui que par la beauté des couleurs et du vernis.
Confucius
Ce vernis même est une merveille inimitable dans tout l'Occident.
Socrate
Il est vrai : mais vous avez cela de commun avec les peuples les plus barbares, qui ont quelquefois le secret de faire en leur pays, par le secours de la nature, des choses que les nations les plus industrieuses ne sauraient exécuter chez elles.
Confucius
Venons à l'écriture.
Socrate
Je conviens que vous avez dans votre écriture un grand avantage pour la mettre en commerce chez tous les peuples voisins qui parlent des langues différentes de la chinoise. Chaque caractère signifiant un objet, de même que nos mots entiers, un étranger peut lire vos écrits sans savoir votre langue, et il peut vous répondre par les mêmes caractères, quoique sa langue vous soit entièrement inconnue. De tels caractères, s'ils étaient partout en usage, seraient comme une langue commune pour tout le genre humain, et la commodité en serait infinie pour le commerce d'un bout du monde à l'autre. Si toutes les nations pouvaient convenir entre elles d'enseigner à tous leurs enfants ces caractères, la diversité des langues n'arrêterait plus les voyageurs, il y aurait un lien universel de société. Mais rien n'est plus impraticable que cet usage universel de vos caractères ; il y en a un si prodigieux nombre pour signifier tous les objets qu'on désigne dans le langage humain, que vos savants mettent un grand nombre d'années à apprendre à écrire. Quelle nation s'assujettira à une étude si pénible ? Il n'y a aucune science épineuse qu'on n'apprît plus promptement. Que sait-on, en vérité, quand on ne sait encore que lire et écrire ? D'ailleurs, peut-on espérer que tant de nations s'accordent à enseigner cette écriture à leurs enfants ? Dès que vous renfermerez cet art dans un seul pays, ce n'est plus rien que de très incommode : dès lors vous n'avez plus l'avantage de vous faire entendre aux nations d'une langue inconnue, et vous avez l'extrême désavantage de passer misérablement la meilleure partie de votre vie à apprendre à écrire ; ce qui vous jette dans deux inconvénients, l'un d'admirer vainement un art pénible et infructueux, l'autre de consumer toute votre jeunesse dans cette étude sèche, qui vous exclut de tout progrès pour les connaissances les plus solides.
Confucius
Mais notre antiquité, de bonne foi, n'en êtes-vous pas convaincu ?
Socrate
Nullement : les raisons qui persuadent aux astronomes occidentaux que vos observations doivent être véritables, peuvent avoir frappé de même vos astronomes, et leur avoir fourni une vraisemblance pour autoriser vos vaines fictions sur les antiquités de la Chine. Vos astronomes auront vu que telles choses ont dû arriver en tels et en tels temps, par les mêmes règles qui en persuadent nos astronomes d'Occident ; ils n'auront pas manqué de faire leurs prétendues observations sur ces règles pour leur donner une apparence de vérité. Un peuple fort vain et fort jaloux de la gloire de son antiquité, si peu qu'il soit intelligent dans l'astronomie, ne manque pas de colorer ainsi ses fictions ; le hasard même peut les avoir un peu aidés. Enfin il faudrait que les plus savants astronomes d'Occident eussent la commodité d'examiner dans les originaux toute cette suite d'observations. Les Egyptiens étaient grands

observateurs des astres, et en même temps amoureux de leurs fables pour remonter à des milliers de siècles. Il ne faut pas douter qu'ils n'aient travaillé à accorder ces deux passions.
Confucius
Que concluriez-vous donc sur notre empire ? Il était hors de tout commerce avec vos nations où les sciences ont régné ; il était environné de tous côtés par des nations grossières ; il a certainement, depuis plusieurs siècles au-dessus de mon temps, des lois, une police et des arts que les autres peuples orientaux n'ont point eus. L'origine de notre nation est inconnue ; elle se cache dans l'obscurité des siècles les plus reculés. Vous voyez bien que je n'ai ni entêtement ni vanité là-dessus. De bonne foi, que pensez-vous sur l'origine d'un tel peuple ?
Socrate
Il est difficile de décider juste ce qui est arrivé, parmi tant de choses qui ont pu se faire et ne se faire pas dans la manière dont les terres ont été peuplées. Mais voici ce qui me paraît assez naturel. Les peuples les plus anciens de nos histoires, les peuples les plus puissants et les plus polis, sont ceux de l'Asie et de l'Egypte : c'est là comme la source des colonies. Nous voyons que les Egyptiens ont fait des colonies dans la Grèce, et en ont formé les moeurs. Quelques Asiatiques, comme les Phéniciens et les Phrygiens, ont fait de même sur toutes les côtes de la mer Méditerranée. D'autres Asiatiques de ces royaumes qui étaient sur les bords du Tigre et de l'Euphrate ont pu pénétrer jusque dans les Indes pour les peupler. Les peuples, en se multipliant, auront passé les fleuves et les montagnes, et insensiblement auront répandu leurs colonies jusque dans la Chine : rien ne les aura arrêtés dans ce vaste continent qui est presque tout uni. Il n'y a guère d'apparence que les hommes soient parvenus à la Chine par l'extrémité du Nord qu'on nomme à présent la Tartane ; car les Chinois paraissent avoir été, dès la plus grande antiquité, des peuples doux, paisibles, policés, et cultivant la sagesse, ce qui est le contraire des nations violentes et farouches qui ont été nourries dans les pays sauvages du Nord. Il n'y a guère d'apparence non plus que les hommes soient arrivés à la Chine par la mer : les grandes navigations n'étaient alors ni usitées, ni possibles. De plus, les moeurs, les arts, les sciences et la religion des Chinois se rapportent très bien aux moeurs, aux arts, aux sciences, à la religion des Babyloniens et de ces autres peuples que nos histoises nous dépeignent. Je croirais donc que quelques siècles avant le vôtre ces peuples asiatiques ont pénétré jusqu'à la Chine ; qu'ils y ont fondé votre empire ; que vous avez eu des rois habiles et de vertueux législateurs ; que la Chine a été plus estimable qu'elle ne l'est pour les arts et pour les moeurs ; que vos historiens ont flatté l'orgueil de la nation ; qu'on a exagéré des choses qui méritaient quelque louange ; qu'on a mêlé la fable avec la vérité, et qu'on a voulu dérober à la postérité l'origine de la nation, pour la rendre plus merveilleuse à tous les autres peuples.
Confucius
Vos Grecs n'en ont-ils pas fait autant ?
Socrate
Encore pis : ils ont leurs temps fabuleux, qui approchent beaucoup du vôtre. J'ai vécu, suivant la supputation commune, environ trois cents ans après vous. Cependant, quand on veut en rigueur remonter au-dessus de mon temps, on ne trouve aucun historien qu'Hérodote, qui a écrit immédiatement après la guerre des Perses, c'est-à-dire environ soixante ans avant ma mort : cet historien n'établit rien de suivi, et ne pose aucune date précise par des auteurs contemporains, pour tout ce qui est beaucoup plus ancien que cette guerre. Les temps de la guerre de Troie, qui n'ont qu'environ six cents ans au-dessus de moi, sont encore des temps reconnus pour fabuleux. Jugez s'il faut s'étonner que la Chine ne soit pas bien assurée de ce grand nombre de siècles que ses histoires lui donnent avant votre temps.
Confucius
Mais pourquoi auriez-vous inclination de croire que nous sommes sortis des Babyloniens ?
Socrate
Le voici. Il y a beaucoup d'apparence que vous venez de quelque peuple de la haute Asie qui s'est répandu de proche en proche jusqu'à la Chine, et peut-être même dans les temps de quelque conquête des Indes, qui a mené le peuple conquérant jusque dans les pays qui composent aujourd'hui votre empire. Votre antiquité est grande ; il faut donc que votre espèce de colonie se soit faite par quelqu'un de ces anciens peuples, comme ceux de Ninive ou de Babylone. Il faut que vous veniez de quelque peuple puissant et fastueux, car c'est encore le caractère de votre nation. Vous êtes seul de cette espèce dans tous vos pays ; et les peuples voisins, qui n'ont rien de semblable, n'ont pu vous donner les moeurs. Vous avez, comme les anciens Babyloniens, l'astronomie, et même l'astrologie judiciaire, la superstition, l'art de deviner, une architefture plus somptueuse que proportionnée, une vie de délices et de faste, de grandes villes, un empire où le prince a une autorité absolue, des lois fort révérées, des temples en abondance, et une multitude de dieux de toutes les figures. Tout ceci n'est qu'une conjecture, mais elle pourrait être vraie.
Confucius

Je vais en demander des nouvelles au roi Yao, qui se promène, dit-on, avec vos anciens rois d'Argos et d'Athènes dans ce petit bois de myrte.
Socrate
Pour moi, je ne me fie ni à Cécrops, ni à Inachus, ni à Pélops, pas même aux héros d'Homère, sur nos antiquités.

Virgile Pinot : Ce n'est pas que Fénelon ait fait appel à la Chine pour réformer le gouvernement français : il a cherché ailleurs ses modèles, et il les a trouvés en Occident. Mais il a connu l'exemple chinois, et, l'ayant connu, il l'a repoussé.
Il a en effet composé un Dialogue des Morts, où les deux interlocuteurs sont Socrate et Confucius, ces deux philosophes dont on se plut à rapprocher les noms, dès qu'on connut quelque chose de l'ancienne morale chinoise, non seulement, parce qu'ils vécurent tous les deux à la même époque, mais parce qu'ils essayèrent tous les deux de "ramener la philosophie du ciel sur la terre" et d'en faire uniquement l'étude de l'âme humaine. Or dans ce Dialogue, qui ne parut d'ailleurs qu'en 1787, Fénelon nous révèle ses idées sur la Chine, sur son antiquité, sur les origines du peuple chinois, sur la morale et la politique de la Chine, et il est curieux de constater qu'il ne partage pas l'admiration de ses contemporains pour ce pays, et encore moins la fureur dithyrambique de ses amis, les Jésuites. Cependant tout au long de la Querelle des Cérémonies chinoises, il a été tenu au courant des tribulations des Jésuites à Rome ; il a même pris parti pour eux en 1702, dans une lettre adressée au P. de la Chaize non certes sur le fait des cultes chinois qu'il ne juge pas, mais sur la légitimité de l'attitude des missionnaires jésuites en Chine. Or malgré ces affinités avec les Jésuites, et malgré les sympathies qu'il a pour eux, il ne partage aucunement leur admiration pour la Chine, pour Confucius et pour sa morale. Fénelon ne croit pas à l'antiquité fabuleuse de la Chine, pas plus d’ailleurs qu'à celle des Égyptiens, et il résout très facilement le problème des origines chinoises : "Quelques siècles avant le vôtre (dit Socrate à Confucius) des Asiatiques, peut-être des Babyloniens, peuplant l'Asie de proche en proche out poussé une colonie jusqu'à la Chine et y ont fondé un empire". Mais rétorque Confucius, les observations anciennes de nos astronomes ne prouvent-elles pas notre antiquité ? Nullement, répond Fénelon, les raisons qui persuadent aux astronomes occidentaux que vos observations doivent être véritables peuvent avoir frappé de même vos astronomes et leur avoir fourni une vraisemblance pour autoriser vos vaines fictions sur les antiquités de la Chine". Il n'est donc pas prouvé que la Chine soit supérieure à l'Occident par son antiquité. Il n'est pas prouvé davantage que l'ancienneté des arts dont elle se vante soit une raison de supériorité, car l'imprimerie "n'est qu'une commodité pour les gens de lettres, la poudre à canon est une invention pernicieuse, quant à la porcelaine … ". Fénelon fait une distinction entre la morale qui remonte aux principes du bien et du vrai, mais qui est seulement le partage de quelques âmes privilégiées et certaines vertus "d'habitude et d'opinion", dont le peuple peut être capable, "sur l'autorité de ceux qui ont gagné sa confiance". Ceux qui ont gagné sa confiance, ce sont les sages comme Confucius, ce sont aussi les empereurs qui ont toujours eu en vue le bien du peuple et qui lui ont imposé des règles capables d'assurer la tranquillité publique. Fénelon a compris le caractère social de la morale chinoise qui n'est en réalité qu'une sage politique. Mais il repousse cette morale parce qu'elle manque de caractère dogmatique. Et c'était la raison même pour laquelle l'admiraient tant les autres compilateurs de la morale de Confucius.Le roi est le père de ses peuples ; le principe qui lie le souverain et les sujets, ce n'est pas de se faire craindre et d’être craint, c'est d’aimer et d'être aimé. A part le principe physiocratique du gouvernement, Fénelon n'aurait pu trouver en Chine son rêve de république idéale. Socrate reproche en effet à la Chine d'être restée repliée sur elle-même, dans l'ignorance du reste du monde, ce qui a provoqué dans le peuple chinois un excès d'orgueil, une croyance injustifiée en ses mérites incomparables, et, avec le mépris des étrangers, un manque d'honnêteté dans les relations commerciales. La Chine n'est donc pas un exemple pour Fénelon, ni quant à la morale, ni quant à la politique. Nous savons par le Dialogue entre Socrate et Confucius qu'il repoussait la morale formaliste de la Chine qui se contente d'une conformité entre les actes et les usages établis sans chercher à rapporter les actes individuels aux principes éternels du vrai et du bien.

Willy Richard Berger : Fénelons Dialog ist alles andere als eine Apologie des Konfuzius. Nicht er ist der Wortführer der Wahrheit, sondern Sokrates trägt als Sprachrohr des Autors den Sieg davon. Auch kann von einem Dialog kaum die Rede sein ; zu ungleich sind die Rollen verteilt. Sokrates erhält die Gelegenheit zu langatmigem Perrorieren, Konfuzius muss sich mit eher bescheidenen Einwürfen und Entgegnungen begnügen, Stichwortgeber und von vornherein zur Niederlage verurteilter Kombattant in einem. Fénelon, ein Freund der Jesuiten, nahm Partei für sie, nicht in der Ritenfrage, über die er sich kein Urteil erlaubte, doch aber in der Anerkennung ihrer missionarischen Methoden. Trotzdem stimmt er nicht ein in die jesuitische Bewunderung Chinas, und gerade bei der Hochschätzung der konfuzianischen Moral verweigert er die Zustimmung. Dabei gab es eigentlich Gründe genug, sich der Sympathie der Jesuiten für China anzuschliessen. War der chinesische Staat mit seiner weisen Regierung, seiner Friedensliebe, Toleranz und allgemeinen nicht die reale Verwirklichung der musterhaften Reiche von Salente oder Kreta, die Fénelon im *Télémaque* beschrieben hat ? Fénelons Abneigung gegen den so vorzüglich geregelten Staat der Chinesen wurzelt in der durch und durch quietistischen Prägung seiner Religosität. Sie war es, die ihn zum unversöhnlichen Widersacher Bossuets machte, dieses Genie weltläufiger Orthodoxie, und diese mystisch-quietistische Sehnsucht nach der 'reinen Liebe'. Wie hätte sie sich vertragen sollen mit der Hochschätzung der ganz aufs Irdische gerichteten Philosophie des Konfuzius, den die Jesuiten darstellten 'comme un sage terre à terre, comme le champion du rituel' ? Auch konnte ein so sehr durch die Bildungsmacht der Antike gepräger Geist wie Fénelon am Beispiel eines fernöstlich-exotischen Landes letztlich kein Genüge finden, und so verwirft denn dieser mit dem Antike-Syndrom der europäischen Klassizisten und der besonderen Zugabe quietistischer Frömmigkeit ausgestattete Sokrates-Fénelon so ziemlich alles, was von chinesischer Kultur und Moral durch die Propagande der Jesuiten in Europa zu Ruhm gelangt war. Das sind zuerst die Errungenschaften der materiellen Kultur : die Erfindung des Buchdrucks, Schiesspulver, Astronomie und schliesslich die Formen des künstlerischen Ausdrucks : die Architektur, die Malerei und die Erfindung des Porzellans.
Fénelon lässt seinen Sokrates auch in der Frage der 'antiquité' mit unbeirrbarer Voreingenommenheit über Konfuzius triumphieren. Er verweigert den Chinesen sogar das Recht, die Eigenständigkeit ihrer Kultur zu behaupten, indem er sie zu Abkömmlingen voreinst aus Babylon ausgewanderter Kolonisten erklärt. Sokrates schliesst sich umstandslos den China-feindlichen Berichten der Kaufleute an.
Die China-Kritik des Dialogs steht ganz im Zeichen der aristokratischen Gesinnung seines Autors. Nicht das neue Evangelium vom noch nicht durch Kultur und Zivilisation marodierten Naturzustand wird hier gegen die chinesische Kultur mobilisiert, Sokrates erscheint vielmehr selbst als Vertreter einer aristokratischen, in altersstarrem Skeptizismus und Agnostizismus verharrenden Gesellschaft. Seine Zweifel an der gerühmten Tugendhafitgkeit der Chinesen und seine zynischen Auslassungen darüber, was man überall und zu allen Zeiten vom Volk und der gemeinen Masse zu gewärtigen habe, sind Ausdruck des rigorosen moralischen Skeptizismus der französischen Salonphilosophie ganz allgemein, sie spiegeln aber mehr noch die perönliche Resignation und Verbitterung des alternden Fénelon und der ihm widerfahrenen politischen Depravierungen wider.

Lee Eun-jeung : Fénelon bringt durch Sokrates seine Skepsis gegenüber der Bewunderung seiner Zeitgenossen für Konfuzius zum Ausdruck. Mit seiner Sympathie für die Antike verwirft er ziemlich alles, was von chinesischer Kultur und Moral durch die Schriften der Jesuiten in Europa zu Ruhm gelangt ist : Die Erfindung des Buchdrucks sei kein ruhmwürdiges Verdienst, noch weniger die des Schiesspulvers, das nur Menschen vernichte. Der Mathematik mangle die Methode, das Porzellan sei eher das Verdienst der Erde, die Architektur habe kein Mass und die Malerei keine Ordnung. Er erklärt die Chinesen seien aus Babylon ausgewanderte Kolonisten, ihre Heimat sei eines der westasiatischen Kulturreiche gewesen und die chinesische Geschichtsschreibung habe, um diesen Ursprung zu verwischen, Fabel und Wahrheit vermischt. Er bezweifelt die von den Jesuiten gepriesene Vorbildlichkeit und Überlegenheit der chinesischen Moral.

Jacques Pereira : Fénelon n'éprouvait aucune animosité particulière à l'endroit des Jésuites, au contraire, puisqu'il les outient dans leurs premiers affrontements avec les Jansénistes. Mais il faut convenir également que son penchant mystique ne favorisait pas chez lui une attention particulière au confucianisme qui, dans le tableau qu'en brossaient les missionnaires, et sur lesquels surenchérissaient les libertins, paraissait manquer singulièrement d'Idéal pour ne pas dire d'âme tout court. Une morale essentiellement pratique, terre à terre, aussi pertinente pût-elle être, ne pouvait satisfaire sa soif de spiritualité, et il était tenté d'en trouver un peu plus chez un Socrate revisité par l'érudition classique de l'honnête homme de cette fin de XVIIe siècle. Chaque phrase d'un Socrate qui a décidément le premier rôle et parle d'abondance, est un coup porté à la Chine, et une mine qui vient saper son prestige. Rien de ce qui est chinois ne trouve décidément grâce à ses yeus. La grandeur de la Chine, si elle n'est pas surfaite, est désormais derrière elle, dans un passé révolu. C'ewst très sommairement que Fénelon évoque la religion des Chinois, elle est à la mesure de ce peuple qui paraît rigoureusement incapable d'accéder à la vertu évangélique. Il est clair que dans le grand débat sur l'origine et la valeur de la civilisation et de la religion chinoises, Fénelon se prononce de manière for tranchée, jusqu'à donner l'impression de congédier le problème, s'en tenant à une seule source réputée douteuse, Ferdinand Mendez Pinto, et pour le reste se prévalant de sa propre igonorance, qui n'est tout de même pas celle de tous ses contemporains, pour légitimer son doute de bon sens.
Il convient d'observer que Fénelon traite le personnage de Confucius en philosophe-législateur ; il prend soin, par exemple, d'insister sur son origine princière sans prendre en considération la dimension religieuse de cette philosophie qui s'adjoint un culte qui mériterait au moins qu'on l'examine. Mais, fait beaucoup plus intéressant, nous trouvons dans ce réquisitoire contre une certaine représentation de la Chine, un ensemble de considérations qui seront reprises, sinon mot pour mot par Montesquieu, du moins en esprit. La fourberie du peuple chinois, son orgueil méprisant à l'égard de tous les autres peuples, son ritualisme sclérosant avec son attachement à des subtilités de détails et de manières, dont l'écriture prodigieusement compliquée fait 'qu'ils ont l'extrême désavantage de passer misérablement la meilleure partie de leur vie à apprendre à écrire. Fénelon semble donner dans le figurisme en faisant de la Chine une4 colonie babylonienne égarée parmi des nations. [LeeE1:S. 61,Pin10:S. 301-310,Berg:S. 97-101,FenF1]

Bibliographie : Autor

1687 Fénelon, François. *Confucius et Socrate*. In : Fénelon, François. Nouveaux dialogues des morts. (Amsterdam : Wolfgang, 1687).
http://www.mediterranees.net/mythes/enfers/fenelon/fenelon7.html. [WC]

1944 [Fénelon, François]. *Sheng tu jin yan*. Fennailun zhuan ; Yu Chenghua yi. (Shanghai : Fu yin shu fang, 1944). Übersetzung von Fénelon, François. *Explication des maximes des saints sur la vie intérieure*. (Paris : P. Aubouin, 1697).
聖徒金言 [WC]

1990 [Fénelon, François]. *Feinilun Falankesi zhu zuo xuan = The writings of François Fénelon*. Li Qilian yi. (Xianggang : Xun dao wei li lian he jiao hui wen zi shi gong wei yuan hui, 1990). (Ling xiu jing dian ming zhu xiao cong shu. = Living selections from devotional classics ; 14). Übersetzung von Fénelon, François. *Selections from the writings of François Fénelon ; previously included in the devout life*. Arranged and ed. by Thomas S. Kepler. (Nashville, Tenn. : Upper Room, 1962).
費尼倫 ·法蘭可斯著作選 [WC]

1995 [Fénelon, François]. *Tai lei ma ke li xian ji*. Feinelong zhu ; Ni Weizhong, Wang Ye yi. (Guangzhou : Guangzhou chu ban she, 1995). Übersetzung von Fénelon, François. *Les avantures de Télémaque fils d'Ulysse, ou Suite du quatrième livre de l'Odyssée d'Homere*. (La Haye : Adrien Moetjens, 1699).
太雷马克历险记 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Flaubert, Gustave (Rouen 1821-1888 Croisset bei Rouen) : Schriftsteller

Biographie

1842 Flaubert, Gustave. *Novembre*. In : Flaubert, Gustave. Par les champs et par les grèves (voyage en Bretagne) ; accompagné de mélanges et fragments inédits. (Paris : G. Charpentier, 1886).
Zhou Xiaoshan : Flaubert fait un voyage imaginaire en Chine : "Dans un canot de bois de cèdre, un canot allongé, dont les avirons minces ont l'aire de plumes, sous une voile faite de bambous tressés, au bruit de tam-tam et des tambourins, j'irai dans le pays jaune qu l'on appelle la Chine ; les pieds des femmes se prennent dans la main, leur tête est petite, leurs sourcils minces, relevés aux coins, elles vivent dans des tonnelles de roseau vert, et mngent des fruits à la peau de velours, dans de la porcelaine peinte. Moustache aiguë, tombant sur la poitrine, tête rasé, avec une houppe qui lui descend jusque sur le dos, le mandarin, un éventail rond dans les doigts, se promène dans la galerie, où les trépieds brûlent, et marche lentement sur les nattes de riz ; une petite pipe est passée dans son bonnet pointu, et des écritures noires sont empreintes sur ses vêtements de soie rouge. Oh ! que les boîtes à thé m'ont fait faire de voyages !" [Flau:S. 31]

1846 Brief von Gustave Flaubert an Louise Colet nach dem Tod seines Vaters und seiner Schwester : "Quand j'avais une famille, j'ai souvent souhaité n'en avoir pas, pour être plus libre, pour aller vivre en Chine." [Flau:S. 28]

1846-1869 Madame Anne Justine Caroline Flaubert occupe la première place dans le coeur de Gustave Flaubert. Il peut sacrifier tout pour elle, le mariage, le voyage. Et le voyage n'arrive pas à concurrencer les pages et les chapitres à faire. Si Flaubert réalisait son rêve de voyager dans la Chine, il laisserait quelques récits sur ce pays, comme il l'avait fait chaque fois de retour de voyage. Ou il ferait ce voyage parce qu'il veut écrire quelque chose sur la Chine comme ses amis. [Flau:S. 30]

1850 Briefe von Gustave Flaubert an Louis Bouilhet.
"Un plan de conte chinois me paraît fort comme idée géniale. Peux-tu m'envoyer les scénarios ? Quand tu auras comme couleur locale tes jalons principaux, laisse là les livres et mets-toi à la composition ; ne nous perdons dans l'archéologie, tendance générale et funeste, je crois, de la génération qui vient."
"Que devient la Chine ?... Je regrette de ne pas aller en Perse (l'argent ! l'argent !). Je rêve des voyages d'Asie, aller en Chine par terre, des impossibilités, les Indes ou la Californie (qui m'excite toujours sous le rapport humain."
"En courant sur ces solitudes blanches où se voyaient seulement des traces de lièvres et de chacals, je pensais aux voyages d'Asie, au Tibet, à la Tartarie, à la muraille de la Chine, aux grands caravansérails en bois, où le marchand de fourrures arrive le soir, par un crépuscule vert, avec ses chameaux vêtus dont les poils sont raides de givre... Parle-moi de la Chine languement et beaucoup."
"Et puis, ô pauvre vieux, est-ce qu'il n'y a pas le soleil (même le soleil de Rouen), l'odeur des foins coupés, les épaules des femmes de trente ans, le vieux bouqin au coin du feu et les porcelaines de la Chine." [Flau:S. 33, 36]

1850 Brief von Gustave Flaubert an den Arzt Jules Cloquet.
"Si je n'avais en France ma mère dont l'affection me rappelle, je vous assure que j'irais bien jusqu'en Chine par terre, la vie à cheval me va fort." [Flau:S. 28]

1851 Brief von Gustave Flaubert an Louise Colet.
"Il y a trois ans, l'an 1849, à minuit, je pensais à la Chine et l'an 1850, à minuit, j'étais sur le Nil." [Flau:S. 37]

1852 Brief von Gustave Flaubert an Louise Colet.
Il raconte le voyage imaginaire en Chine [*Novembre* 1842]. "Ne serait-ce que le désir de Chine à la fin ?"
"Adieu, chère et bonne Louise, merci de ton fragment de Chine." [Flau:S. 32, 37]

1857 Flaubert, Gustave. *Madame Bovary* [ID D22794].
Zhou Xiaoshan : Dans Madame Bovary nous voyons parfois l'image de la Chine, surtout dans les costumes de personnages : "Léon se promenait dans la chambre ; il lui semble étrange de voir cette belle femme en robe de nankin, tout au milieu de cette misère". Le nankin, c'est un tissu de coton généralement de couleur naturelle, parfois jaune chamois, rouge ou bleu, qui se fabrique d'abord à Nankin (Jiangsu). Rodolphe met aussi des "bottines de nankin, claquées de cuir verni". L'apothicaire porte "un pantalon de nankin" aux comices. Emma varie souvent sa coiffure : "elle se mettait à la chinoise ; en boucles molles, en nattes tressées". Lors des comices, "M. le président citait Cincinnatus à sa charrue Dioclétien plantant ses choux, et les empereurs de la Chine inaugurant l'année par des semailles". Pour se faire de l'argent, Emma s'achète des plumes d'autruche, de la porcelaine chinoise et des bahut que L'heureux prendra certainement. [Flau:S. 30]

1859 Brief von Gustave Flaubert an Madame Jules Sandeau.
"Je suis en ce moment un peu troublé par l'idée d'un voyage en Chine. Il me serait facile de partir avec l'expédition française. Et je ne vous cache pas que je lâcherais très bien mon travail et mes travaux pour m'en aller au pays des paravents et du nankin, si je n'avais une mère qui commence à devenir vieille, et que ce départ achèverait. Voilà la seconde fois que je rate la Chine !" [Flau:S. 28]

1859 Brief von Gustave Flaubert an Ernest Chevalier.
"Si je n'avais pas ma mère, je partirais maintenant pour la Chine. L'occasion m'en serait facile." [Flau:S. 29]

1863 Brief von Gustave Flaubert an Edmond et Jules de Goncourt.
"De plus, le printemps me donne des envies folles de m'en aller en Chine ou aux Indes, et la Normandie avec sa verdure m'agace les dents comme un plat d'oseilles crues." [Flau:S. 29]

1869 Brief von Gustave Flaubert an George Sand.
"D'abord merci du coussin ! mais il est tellement magnifique que je n'oserai pas y toucher. L'impératrice de la Chine est seule digne de poser dessus sa tête ! et l'impératrice de la Chine ne vient pas dans mon humble asile ! triste ! triste !" [Flau:S. 29]

1915 Chen, Duxiu. *Xian dai ouzhou wen yi shi tan*. [Modern European literature]. In : Qing nian za zhi ; vol. 1, no 3-4 (1915).
Er schreibt : "Le naturalisme fit-il réellement faillite ? S'il ne laissait rien de durable, encore aurait-il bien mérité de la littérature en la ramenant à l'observation, à l'étude sincère de la réalité ? Mais pour ne parler ici que du roman, nous lui devons Gustave Flaubert, Jules et Edmond de Goncourt, Alphonse Daudet, Emile Zola, Guy de Maupassant, Ferdinand Fabre ; et peut-être aucune autre époque de notre histoire littéraire ne fournirait dans un seul genre, plus de noms justement illustrés".
Chen Duxiu erwähnt zum ersten Mal in China Gustave Flaubert : geboren in Rouen 1821, gest. 1880. [Flau:S. 74-75]

1920 Xie Liuyi schreibt über Gustave Flaubert in Xiao shuo yue bao ; vol. 11, no 12 (1920) : "Flaubert met six ans à rédiger *Madame Bovary* à partir de 1850 [sic 1851]. Après la publication du roman dans *La revue de Paris* en 1856, l'auteur est traduit devant un tribunal pour atteinte aux bonnes moeurs et à la religion. Et, le tribunal rend un verdict d'acquittement. Ce roman qui provoque de vives discussions dans le milieu littéraire français est une description simple et subtile de la vie quotidienne. L'héroïne s'appelle Emma. C'est une belle femme très vaniteuse. Malheureusement, elle épouse un médiocre médecin de campagne qui s'appelle Bovary. Emma ne trouve pas dans ce mariage le bonheur de l'amour qu'elle a lu dans les romans. Insatisfaite de son mari, elle a deux liaisons secrètes. Elle emprunte beaucoup d'argent pour nourrir ces liaisons sans que son mari le sache. Mais finalement elle est abandonnée par ses amants. Désespérée, Emma s'empoisonne à l'arsenic. Le roman décrit parfaitement la vie de la classe moyenne en France, et qui devient le modèle du réalisme. Flaubert écrit aussi *Salammbô*, *L'éducation sentimentale* et La tentation de saint Antoine. Ces trois créations sont teintées de romantisme." [Flau:s. 78-79]

1921 Mao Dun schreibt in Xiao shuo yue bao ; vol. 12, no 12 (1921) zum 100. Geburtstag von Gustave Flaubert ; mit einem Porträt und einer Seite Übersetzung aus *Madame Bovary* :
"Le centième anniversaire de Flaubert a une grande signification pour la littérature mondiale, surtout pour l'avenir de la littérature chinoise. Le réalisme français occupe non seulement une place importante dans la littérature française, mais exerce aussi sans doute une grande influence sur la littérature mondiale. Si Flaubert n'est pas le fondateur du réalisme, il en est au moins un des précurseurs. Et *Madame Bovary* est un chef-d'oeuvre sans précédent qui ouvre une nouvelle ère du roman français. Flaubert se passionne pour la littérature et rêve d'être dramaturge depuis l'enfance. Ayant hérité de son père chirurgien l'attitude scientifique, il aime analyser les gens et les faits complexes. Sa mère lui transmet la passion pour l'art. L'esprit scientifique et l'esprit romantique se heurtent chez lui, et se manifestent dans ses oeuvres. *Madame Bovary* et *L'éducation sentimentale* sont les produits de son esprit scientifique, *La tentation de saint Antoine* de son esprit romantique, et *Salammbô* de ces deux esprits. Flaubert n'est pas un écrivain productif. En plus des oeuvres susmentionnées, il écrit seulement *Hérodias, Bouvard et Pécuchet*, etc. Il est mort à Rouen le 18 mai 1880.
Nombreux sont les écrivains étrangers qui sont influencés par le style de Flaubert. Mais la littérature chinoise est isolée depuis longtemps de la littérature étrangère. *Madame Bovary* n'est même pas traduite en chinois, sans parler de son influence sur la littérature chinoise. Nous pouvons dire que la Chine n'a pas l'honneur jusqu'à présent de connaître Flaubert. Aujourd'hui, nous célèbrons son centième anniversaire avec un grand respect dans l'espérance d'introduire en Chine son attitude scientifique et sérieuse à l'égard de la littérature et de la généraliser dans tout le pays." [Flau:S. 82]

1924 *Xiao shuo yue bao* : no spécial sur la littérature française (1924).
Darin enthalten sind Artikel über die französische Literatur, Porträts und Übersetzungen von Novellen von Henri Barbusse, Pierre Louÿs, Marcel Prévost, René Bazin, Catulle Mendès, Henry Bordeaux, Charles-Louis Philippe, Maupassant, Balzac, George Sand, Musset, Théophile Gautier, H. Lavedan, A. France.

Liu Yanling schreibt : "Bien que Balzac soit très doué pour l'écriture, il n'arrive pas, comme Dickens, à faire croire au lecteur que ce qu'il décrit dans ses oeuvres se passe réellement de la même manière dans la vie. Flaubert va plus loin que lui sur ce point-là. L'écriture de Flaubert est plus réaliste et profonde que celle de Balzac, car le premier prend l'art au sérieux plus que le dernier. Comme tout le monde le sait, Flaubert choisit la création des romans comme son seul métier, et il consacre très souvent une ou deux semaines à faire und seule phrase. Cependant, il n'est pas un écrivain parfait. Comme la plupart des romanciers français, il décrit trop de détails qui ne représentent pas grand chose, et qui rendent son livre parfois ennuyeux. Il emploie toujours le style bien froid, même pour des histoires très bouleversantes. Ainsi, il est rejeté par certaines personnages qui ne le comprennent pas. Zola décrit des personnages de tous les milieux. C'est justement ce que les frères Goncourt veulent faire, mais ils ne savent pas le faire. Daudet est moins profond pour décrire le laid de la société, mais il est plus fort en esthétique que ses contemporains. Le style de Maupassant est plus simple. Lorsque nous lisons ses oeuvres, c'est comme goûter du vin légèrement amer, mais qui dure très longtemps dans la bouche. Bien qu'il existe dans ses oeuvres des défauts qui sautent aux yeux, il n'en est pas moins un des meilleurs écrivains français des vingt dernières années du XIXe siècle."

Xie Liuyi schreibt : "La première personnalité du réalisme est Gustave Flaubert. Il commence la rédaction de son chef-d'oeuvre *Madame Bovary*, en 1850 où Balzac est décédé. Hugo et Gautier gardent encore les dernières flammes du romantisme. Quant à Flaubert, il est à la fois le précurseur du réalisme et un des derniers écrivains du romantisme. Il propose l'objectivité de l'auteur dans le roman. Il faut écrire le beau et le laide de la même manière. Mais pour la dénonciation des aspects sombres et laids de la société, Flaubert est moins violent que Zola et Maupassant, car il est encore influencé par le romantisme. Il apprend à Maupassant qu'il faut observer les choses minutieusement et trouver le mot exact pour les décrire. *Madame Bovary*, un roman qui raconte une vie dégradée d'une femme, est bien la cristallisation de six ans de travail laborieux. Cependant, ce roman est bien critiqué lors de son apparition à cause de la description des aspects sombres. Flaubert passe cinq ans à écrire *Salammbô*, et sept ans à écrire *Education sentimentale*. Ces deux oeuvres sont également mal accueillies par les lecteurs de l'époque. Flaubert consacre toute sa vie à l'art, rien que l'art dans sa vie."
Dans les notes après cet article, il y en a une qui présente brièvement l'histoire de Madame Bovary : "Charles est le mari de Madame Bovary. Il est quelqu'un de sincère. Après ses études de médecine, il exerce son art à Tostes. Il a épousé d'abord une veuve. Et ensuite, il était tombé amoureux d'Emma. Sa femme est morte de jalousie. Il s'est marié alors avec Emma qui est devenue Madame Bovary, le personnage principal du roman. Elle a donné naissance à Berthe. Mais Madame Bovary était tombée amoureuse d'un pharmacien qui s'appelle Léon. Et après, elle a transféré ses sentiments sur Rodolphe, un aristocrate d'une trentaine d'années. Mais elle est abandonnée finalement par Rodolphe qui manquait de sincérité dès le début. Elle en était tombée malade. Lorsqu'elle se soignait à Yonville, elle a rencontré par hasard son ancien amant. Elle s'enthousiasma pour lui plus qu'avant. En fait, elle avait des dettes. Berthe portait même des chaussures abîmées. Emma a voulu emprunter de l'argent à Léon. Celui-ci ne voulait pas l'aider. Elle a demandé à Rodolphe, il a refusé. Elle s'est empoisonnée désespérée. Après sa mort, Charles Bovary a trouvé les lettres de Léon et de Rodolphe. Il était enfin au courant de l'infidélité de sa femme. Après avoir placé Berthe chez une tante, il est parti travailler dans une filature de coton."
"La création de *Madame Bovary* a été commencée en 1850, et terminée en 1856. En ce moment-là, des écrivains comme Hugo et Gautier dominaient la littérature française. Mais Flaubert cherchait à rester fidèle à la vie réelle tout en abandonnant toutes les illusions grandioses et toutes les moralités idéales. *Madame Bovary* n'est qu'une simple histoire de la vie dégradée d'une femme d'un médecin de campagne. Pourtant, par rapport à d'autres oeuvres de la même époque, celle-ci est caractérisée par sa fidélité à la nature, et par son attitude radicale de ne pas embellir la vie. Flaubert est un réaliste ou naturaliste inné. Rien ne peut l'empêcher de garder un coeur transparent.
Son père est un médecin vétérinaire. A l'âge de 19 ans, Flaubert est parti pour Paris où il a commencé sa carrière littéraire. Après la mort de son père, il s'est installé avec sa mère à Croisset au bord de la Seine pour se concentrer sur la création littéraire. Pendant les trente ans qui suivaient, il a voyagé un peu en Grèce, au Proche-Orient. Le reste du temps, il vivait dans la solitude à Croisset. Il se trouvait sous la pression officielle et la critique sociale après la publication de Madame Bovary. Et la publication de *Salammbô* lui a fait revivre ces moments difficiles. *L'éducation sentimentale* est même considérée comme le roman le plus insipide. Mais il n'a pas baissé les bras devant la critique et la solitude. Il s'est efforcé d'être l'observateur et le reproducteur du monde qui l'entourait. Il connaissait la vie mieux que personne, et il restait plus éloigné de la vie que personne aussi.
Flaubert n'aimait que l'art dans sa vie. Il a appris à Maupassant qu'il fallait observer longuement les objets avant de les décrire par un mot unique. Il travaillait dix heures par jour, et ce pendant 20 ans. Mais tant d'années de travail ont donné seulement quatre romans et trois nouvelles. Il était vraiment exigeant en ce qui concerne l'art. On considère aujourd'hui que *Madame Bovary* est un roman qui marque tout le siècle."
"Sans doute y a-t-il quelque chose de faux dans cette description sur Flaubert. Son père n'est pas un médecin vétérinaire. Nous ne savons pas si c'est écrit ainsi dans le texte original, ou si la traduction en chinois n'est pas correcte. Mais cette traduction communique au moins certains messages très importants sur Flaubert aux lecteurs chinois de l'époque. Grâce à elle, ils connaissent de plus en plus sa vie, son caractère et sa création littéraire. Ils ont un écrivain sérieux, assidu, et solitaire devant eux. Le réalisme est la première puissance de la littérature française de la deuxième moitié du XIXe siècle. Il garde fermement cette place après la publication des oeuvres de Zola comme *Nana* en 1880, *La débâcle* en 1892, *Fécondité* en 1899. La force du réalisme se répand dans d'autres pays européens et ouvre une nouvelle ère de la littérature. Pour connaître le vrai visage du réalisme, il nous est nécessaire de faire attention à un roman qui est publié en 18521 sous le nom de *Madame Bovary*.

Mao Dun schreibt : *Madame Bovary* est la première création de Flaubert. Elle n'a pas exercé beaucoup d'influence lors de son apparition. On sentait seulement que ce nouveau visage du monde littéraire de la France était un écrivain impressionnant qui possédait certain don littéraire. On n'aurait jamais rêvé que *Madamie Bovary* influencerait toute la littérature française de la deuxième partie du siècle. Même Sainte-Beuve, le grand critique littéraire français qui apercevait déjà des points faibles du romantisme, a négligé ce premier chef-d'oeuvre du réalisme. Flaubert est un vrai artiste. Il est peut-être moins tolérant pour les faibles que Tolstoï et Dostoïevski, et ses oeuvres sont peu-être moins troublantes que celles de Balzac, mais il est meilleur qu'eux au point de vue artistique. Il cherche à éviter des descriptions sentimentales trop exagérées. Ses oeuvres sont des objets d'art bien sculptés avec soin. On trouve dans tous les mots, toutes les phrases, une maîtrise parfaite de la littérature."
"Flaubert est le fils d'un médecin réputé de Rouen. Il apprend la médecine et la loi avant de se consacrer entièrement à la littérature. Son meilleur ami est Louis Bouilhet qui deviendra poète. On croit que *L'éducation sentimentale* fait allusion à leur relation. Comme Frédéric, Flaubert part pour Paris à 19 ans. Et puis, il vit dans la villa à Croisset qu'il hérite de son père jusqu'en 1880. Il va à Paris fréquemment pour rendre visite à des amis. Il ne fait que deux longs voyages de toute sa vie, une fois en Orient à 30 ans, l'autre fois en Afrique pour mener une enquête sur le lieu où se déroule l'histoire de *Salammbô*."
"Précurseur du réalisme, Flaubert se trouve dans une époque de romantisme. Gautier est né un an avant lui, et Dumas fils trois ans après. Il est sans doute influencé par le romantisme. Mais il en est conscient des défauts qui se manifestent dans les oeuvres de Dumas fils. Il s'efforce de décrire des banalités originales. Ainsi il crée *Madame Bovary*, un chef-d'œuvre sans pareil qui brille parmi les oeuvres du romantisme qui cherchent les raretés. On est surpris par la musicalité de son oeuvre. Il est impossible de supprimer un mot d'une phrase. En tant que pessimiste, Flaubert décrit tous les défauts féminins dans *Madame Bovary*. Emma se détruit par sa curiosité féminine. Il ne vise pas à défendre la chasteté, mais à décrire un rêve. C'est le rêve qui fait vivre Emma. Mais la réalité de la vie est décevante. Toutes les illusions perdues, Emma ne peut que se donner la mort."
"La publication de *Madame Bovary* suscite de vifs intérêts de la part des critiques qui attendent avec impatience le deuxième roman de Flaubert. Mais l'auteur leur fait bien attendre. Son nouveau roman, *Salammbô*, est publié sept ans après. Les lecteurs sont surpris de trouver que l'histoire ne se passe plus en Normandie du XIXe siècle, mais dans un Carthage lointain oublié par les Parisiens. Le style réaliste est une grande particularité de *Salammbô*. Flaubert tient à reconstruire Carthage il y a des milliers d'années d'après des récits historiques. Contrairement à d'autres écrivains de fiction historique qui habillent simplement les personnages de costumes anciens, il met tous ses personnages dans la peau des gens de l'époque. Ceux qui le critiquent ne font plus de bruit, car il maîtrise les matériaux anciens aussi bien que les matériaux modernes. Toutes les phrases sont soigneusement étudiées de manière que son roman soit une création harmonieuse et musicale. Malheureusement, *Salammbô* est mal accueilli par les Parisiens qui attendent de Flaubert un roman d'amour. A la demande des lecteurs, l'auteur crée le troisième roman, *L'éducation sentimentale*, un roman qui décrit la vie parisienne des années 40. Il essaie de reconstituer l'aspect de l'ancienne ville de Paris après une longue étude des dossiers. Après *Salammbô*, il crée trois nouvelles qui cherchent à connaître la valeur de la vie : *Un coeur simple*, *La tentation de saint Antoine*, *Hérodias*. *La tentation de saint Antoine* est la plus importante oeuvre de Flaubert. Publiée en 1874, cette oeuvre rassemble toutes ses originalités littéraires. C'est à la fois un roman, une généalogie des dieux, et une histoire de la religion. Mais les lecteurs parisiens préfèrent *Madame Bovary* à *La tentation de saint Antoine*. Très déçu, Flaubert se refuge à Rouen et n'écrit plus. Il perd des amis très chers tels que George Sand, Gautier, Goncourt, ainsi qu'une grande partie de sa richesse. Il est mort en mai 1884 dans la tristesse et l'oubli." [Flau:S. 83-94]

1935 Li, Jianwu. *Fuloubai ping zhuan* [ID D22809].
Li Jianwu schreibt : "Je me rappelle que j'ai lu *Madame Bovary* en troisième année à l'Université. Je trouve que l'auteur est très sérieux. Son attitude et sa connaissance de la littérature sont à apprendre et à respecter. J'ai pris la décision d'étudier ses oeuvres."
Im Vorwort schreibt er : "L'écriture est toute son existence, les mots sont toutes ses émotions, et l'art est toute sa vie. Flaubert n'est pas un Balzac, mais un artiste. Stendhal est connu par la profondeur des ses oeuvres, Balzac par la grandeur, mais Flaubert par la perfection. Si sa théorie ne peut pas vous inspirer, ses oeuvres vous descendront droit dans l'âme."
Er schreibt : *Un coeur simple* donne une telle impression de simplicité, d'aisance et d'émotion, un tournant, dans la littérature de Flaubert, vers plus d'amitié et de pitié humaines, tournant qui ne nous paraîtra pas inattendu chez le créateur de Madame Arnoux. Il écrit *Un coeur simple* pour George Sand. *Saint Julien* donne l'impression d'un style plus beau, plus lumineux que toute autre oeuvre de Flaubert. Il n'y a peut-être pas dans la prose française de narration plus nourrie, plus ample et mieux tenue que celle de *Saint Julien*.

Zhou Xiaoshan : Li Jianwu décrit la jeunesse de Flaubert, et toute la période où il écrivait *Madame Bovary*, *Salammbô*, *L'éducation sentimentale*, *La tentation de saint Antoine*, *Trois contes*, *Bouvard et Pécuchet*. Se servant de la Correspondance et d'autres sources de référence, il fait du livre à la fois un document biographique de valeur et un livre populaire, car la présentation est vivante.
Li Jianwu enseigne aux lecteurs chinois l'histoire de Madame Delamarre, dont Flaubert avait tiré le personnage de *Madame Bovary* selon le conseil de Louis Bouilhet. Il laisse de côté des origines réelles de cette oeuvre, insistant sur le fait que la manière de traiter l'histoire par l'auteur est beaucoup plus importante que l'histoire elle-même. Il fait une analyse des personnages principaux : Homais, Léon, Rodolphe, Charles, et d'Emma. Ce qui attire en particulier son attention, c'est tout d'abord l'harmoine entre les personnages et les paysages.
Li Jianwu essaie de définir le roman historique en analysant le thème de *Salammbô*, qui est le fruit d'une passion flaubertienne pour l'antiquité, pour l'Orient. Il apprécie l'auteur français qui fait une recherche archéologique avant d'écrire, il s'extasie devant la valeur descriptive, picturale que Flaubert donne à son oeuvre. Li Jianwu fait une présentation détaillée du roman, chapitre par chapitre. Car le sujet carthaginois semble toujours étranger aux lecteurs chinois quatre ans après la première trauduction de *Salammbô*. La communication de Carthage avec les Chinois est coupée. Les Chinois n'ont aucun avantage sur les Occidentaux en ce qui concerne la connaissance de l'histoire de Carthage antique.
Li Jianwu considère *Salammbô* comme le plus parfait roman historique dont la beauté exceptionnelle procède de la composition des mots, des phrases, sont, pour l'essentiel, la reconstitution des idées qu'il a reçues de la part de la critique française au cours de sa recherche sur Flaubert.
Le livre de Li Jianwu se termine par l'analyse de la religion de Flaubert : la passion pour l'art. Il revient sur la théorie d'observation, sur l'impersonnalité, sur la forme et le contenu, sur tout ce qu'il peut trouver, et tout ce qui lui paraît nécessaire de citer sur la théorie artistique de Flaubert. Il nous fait découvrir la valeur unique de la Correspondance pour la recherche sur Flaubert. [Flau:S. 199-200, 204-205, 207, 210-211]

1944 [Margueritte, Victor]. *Dan shen gu nian* [ID D22799].
Li Jieren schreibt im Vorwort : Li Jieren schreibt im Vorwort : "Le gouvernement français a fait des bêtises vis-à-vis de la littérature ces derniers temps. Il y a eu d'abort un procès contre Flaubert à propos de *Madame Bovary*, puis un autre procès de *La garçonne*. On s'aperçoit à travers ces deux procès qu'il y a pas mal d'idiots parmi les êtres humains. J'ai déjà traduit la première oeuvre accusée 'coupable' il y a dix-sept ans. Maintenant, j'ai fini la traduction de la deuxième oeuvre 'coupable'. Je n'ai d'autre intention que de présenter en Chine les plus stupides réactions du gouvernement français contre la littérature." [Flau:S. 104]

1953 Brief von Gustave Flaubert an Louis Bouilhet.
"Je pense à l'Inde, à la Chine, à mon conte oriental (dont il me vient des fragments)." [Flau:S. 34]

Bibliographie : Autor

1857 Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857). = In : Revue de Paris (1856). [WC]

1936 [Flaubert, Gustave]. *Sheng Andongni zhi you huo*. Foluobei'er zhu ; Qian Gongxia yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1936). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *La tentation de saint Antoine*. (Paris : Charpentier, 1874).
聖安東尼之誘惑 [Eur]

1958 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren : wai sheng feng su*. Fuloubai zhu ; Li Jianwu yi. (Shanghai : Wen hua sheng huo chu ban she, 1948). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857). [Es gibt einige Neuauflagen].
包法利夫人 : 外省風俗 [Eur]

1978 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Fuloubai zhu ; Hu Pinqing yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1978). (Xin chao wen ku ; 183). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [WC]

1978 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Fuloubai zhu ; Yuan jing bian ji bu bian xuan zhe. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1978). (Shi jie wen xue ming zhu ; 9). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [WC]

1978 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Fuloubai zhu ; Zhuo Ru yi. Vol. 1-2. (Taibei : Xin xing shu ju, 1957). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [Eur]

1988 [Cervantes Saavedra, Miguel de ; Flaubert, Gustave]. *Shi jie wen xue min zhu*. Ji si shi jie min zhu bian ji zu. (Taibei : Ji si wen hua shi ye you xian gong si, 1988). (Da lu lian huan hua cong shu). [*Tangjihede* ; *Baofali fu ren*]. Übersetzung von Cervantes, Saavedra, Miguel de. *Don Quixote de la mancha*. (Madrid : F.D. Robles, 1605). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
世界文學名著 [WC]

1991 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Fulubai zhu ; Luo Guolin yi. (Guangzhou : Hua cheng chu ban she, 1991). (Wai guo zheng yi ming zhi xi lie). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [WC]

1992 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Fuloubai zhu ; Xu Yuanchong yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1992). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [WC]

1995 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Fuloubai zhu ; Qiao Yi suo xie. (Taibei : Ye qiang chu ban she, 1995. (Shi jie wen xue ming zhu jing hua ben, 23). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [WC]

1996 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Fuloubai zhu ; Zhang Daozhen yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1996). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [WC]

1998 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Fuloubai zhu ; Zhou Kexi yi. Vol. 1-2. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1998). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [Eur]

1999 [Flaubert, Gustave]. *Baofali fu ren*. Su Suocai yi. (Xi'an : shi jie tu shu chu ban gong si xi an gong si, 1999). (Shi jie wen xue jing dian ming zhu wen ku). Übersetzung von Flaubert, Gustave. *Madame Bovary : moeurs de province*. Vol. 1-2. (Paris : M. Lévy frères, 1857).
包法利夫人 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1920 Chen, Daqi ; Guo, Yaogen. *Jin dai si xiang (shang xia ce)*. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1920). (Shang zhi xue hui cong shu). [Abhandlung über Gustave Flaubert, Leonardo da Vinci, Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Nietzsche, Leo Tolstoy, Max Stirner, Fedor Mikahilovich Dostoevsky, Henrik Ibsen, Charles Darwin, Emile Zola, Rudolph Eucken, Henr Bergson, Rabindranath Tagore, Romain Rolland].
近代思想 (上 , 下册) [WC]

1935 Li, Jianwu. *Fuloubai ping zhuan*. (Shanghai : shang wu yin shu guan, 1935). [Biographie von Gustave Flaubert].
福樓拜評傳 [WC]

1992 [Richard, Jean-Pierre]. *Wen xue yu gan jue : Sitangda yu Fuloubai*. Rangbi'ai'er Licha ; Gu Jiazhen yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1992). (Xin zhi wen ku ; 81). Übersetzung von Richard, Jean-Pierre. *Litte#rature et sensation*. (Paris : Ed. du Seuil, 1954). [Abhandlung über Stendhal und Gustave Flaubert].
文学与感觉 : 司汤达与福楼 拜 [WC]

1999 *Fuloubai jing xuan ji*. Tan Lide, Liu Mingjiu bian xuan. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1999). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi). [Abhandlung über Gustave Flaubert].
福楼拜精选集 [Eur]

2004 Zhou, Xiaoshan. *La traduction, la reception et l'influence de "Madame Bovary" en Chine*. (Paris : Université Paris VIII Vincenne-Saint-Denis, 2004). Diss. Univ. Paris VIII, 2004. [Gustave Flaubert]. [OAS]

Fontenoy, Jean (Fontainebleau 1899-1945) : Schriftsteller, Journalist

Biographie

1927-1934 Jean Fontenoy hält sich als Journalist in China auf. [Wik]

Bibliographie : Autor

1927-1945 *Le journal de Shanghai = Fa wen Shanghai ri bao*. Année 1 (1927-1945). (Shanghai : [s.n.], 1927-1945). [Gegründet von Jean Fontenoy]. [NC,WC]

1938 Fontenoy, Jean. *Shanghaï secret : récit*. (Paris : B. Grasset, 1938). [WC]

Foucault, Michel (Poitiers 1926-1984 Paris) : Philosoph, Psychologe, Soziologe

Bibliographie : Autor

1685-1740 Foucquet, Jean-François. *Documents inédits relatifs à la connaissance de la Chine en France de 1685 à 1740*. Ed. Virgile Pinot. (Paris : P. Geuthner, 1932). [WC]

Bibliographie : erwähnt in

2001 [Deleuze, Gilles]. *Fuke ; Zhe zi*. Ji'er Delezi ; Yu Qizhi, Yang Jie yi. (Changsha : Hunan wen yi chu ban she, 2001). (Wu ye wen cong). Übersetzung von Deleuze, Gilles. *Foucault*. (Paris : Ed. de Minuit, 1986) ; Deleuze, Gilles. *Le pli : Leibniz et le baroque*. (Paris : Ed. de Minuit, 1988).
福柯 ; 褶子 [WC]

2005 Yu, Hong. *Yi shu yu gui jia : Nicai, Heidege'er, Fuke = Art and homecoming : Nietzsche, Heidegger, Foucault*. (Beijing : Zhongguo ren min da xue chu ban she, 2005).
艺术与归家 : 尼采#海德格尔#福柯 [WC]

Fourier, Charles (Besançon 1772-1837 Paris) : Gesellschaftstheoretiker

Biographie

1808 Fourier, Charles. *Théorie des quatre mouvemens et des destinées générales* [ID D20225].
Fourier schreibt : "Le philosophe Raynal, dans son histoire des deux Indes, débute par un éloge pompeux des Chinois, et les représente comme la plus parfaite des nations, parce qu'ils ont conservé les mœurs patriarcales. Analysons leur perfection : la Chine dont on vante les belles cultures, est si pauvre, qu'on y voit le peuple manger à poignée la vermine dont ses habits sont remplis. La Chine est le seul pays où la fourberie soit légalisée et honorée ; tout marchand y jouit du droit de vendre à faux poids, et d'exercer d'autres friponneries qui sont punies même chez les barbares. Le Chinois s'honore de cette corruption ; et quand il a trompé quelqu'un, il appelle ses voisins pour recevoir leurs éloges et rire avec eux de celui qu'il a dupé [sans que la loi admette aucune réclamation]. Cette nation est la plus processive qu'il y ait au monde ; nulle part on ne plaide avec autant d'acharnement qu'en Chine. La bassesse y est si grande, les idées d'honneur si inconnues, que le bourreau est un des intimes, un des grands officiers du souverain, qui fait administrer sous ses yeux des coups de gaule à ses courtisans. Le Chinois est le seul peuple qui méprise publiquement ses Dieux, et qui traîne ses idoles dans la boue quand il n'en obtient pas ce qu'il désire. C'est la nation qui a poussé l'infanticide au plus haut degré : on sait que les Chinois pauvres exposent leurs enfants sur des fumiers, où ils sont dévorés tout vivants par les pourceaux ; ou bien ils les font flotter au courant de l'eau, attachés à une courge vide. Les Chinois sont la nation la plus jalouse, la plus persécutrice envers les femmes, à qui l'on serre les pieds dès l'enfance, afin qu'elles deviennent incapables de marcher. Quant aux enfants, le père a le droit de les jouer aux dés et les vendre comme esclaves. Enfin, les Chinois sont le plus lâche peuple qu'il y ait sur la terre ; et pour ne pas les épouvanter, l'on est dans l'usage de relever les fusils de rempart, lors même qu'ils ne sont pas chargés. Avec de telles mœurs dont je ne donne qu'une esquisse bien imparfaite, le Chinois se moque des civilisés, parce qu'ils sont moins fourbes. Il dit que les Européens sont tous aveugles en affaires de commerce ; que les Hollandais seuls ont un œil, mais que les Chinois en ont deux. (La distinction est flatteuse pour les Hollandais [et pour l'esprit de commerce.]).
Voilà les hommes que prône la philosophie, et que Raynal nous donne pour modèles : et certes, Raynal savait mieux que personne que la Chine est un réceptacle de tous les vices sociaux, qu'elle est l'égout moral et politique du globe ; mais il a vanté ses mœurs, parce qu'elles se rattachent à l'esprit des philosophes, à leurs sophismes sur la vie de ménage et sur l'isolement industriel qu'ils veulent propager. Telle est la véritable raison pour laquelle ils vantent la vie patriarcale, malgré les résultats odieux qu'elle présente ; car les Chinois et les Juifs qui sont les nations les plus fidèles aux mœurs patriarcales, sont aussi les plus fourbes et les plus vicieuses du globe.
Pour écarter ces témoignages de l'expérience, les philosophes peindront la Chine en beau, sans parler de sa corruption ni de l'horrible misère de son peuple.
Et si l'on veut rendre la civilisation pire encore, il faudra y ajouter des caractères de patriarcat qui sont très compatibles avec elle ; par exemple, l'émancipation commerciale, ou la liberté de vendre à faux poids, à fausse mesure, de donner de fausses denrées, comme des pierres glissées dans le corps d'une balle. Toutes ces friponneries sont légalement permises en Chine ; là, tout marchand vend à faux poids, vend de fausses denrées impunément. Vous achèterez à Canton un jambon de belle apparence, et en l'ouvrant vous n'y trouverez qu'une masse de terre artificiellement recouverte de tranches de chair. Tout marchand a trois balances : une trop légère pour tromper les acheteurs, une trop lourde pour tromper les vendeurs, et une juste pour son usage particulier. Si vous vous laissez prendre à toutes ces friponneries, le magistrat et le public riront de vous ; ils vous apprendront que l'émancipation commerciale existe en Chine, et qu'avec ce prétendu vice, le vaste empire Chinois se soutient depuis 4000 ans, mieux qu'aucun empire d'Europe. D'où l'on peut conclure que le patriarcat et la civilisation n'ont aucun rapport avec la justice ni la vérité, et peuvent fort bien se soutenir sans donner accès à la justice ni à la vérité, dont l'exercice est incompatible avec les caractères de ces deux sociétés."

Jacques Pereira : Fourier nous offre le triste spectacle d'un mythe chinois en voie de cristallisation, qui n'est pas loin d'égaler en force évocatrice le mythe du Tartare qui fit frémir l'Europe de la fin du Moyen Âge. Il importe grandement de voir dans quel état de délabrement intellectuel est tombée la question chinoise à l'aube du XIX sièvle. Nous retrouvons pêle-mêle des références clandestines à Anson, Lange et Du Halde. [Pere:S. 493-494,Four3]

Bibliographie : Autor

1808 Fourier, Charles. *Théorie des quatre mouvemens et des destinées générales : prospectus et annonce de la découverte*. (Leipzig [i.e. Lyon : Pelzin], 1808). [Enthält Eintragungen über China].
http://classiques.uqac.ca/classiques/fourier_charles/theorie_quatre_mouvements/theorie_4_mouvements.html

1959 [Fourier, Charles]. *Fuliye xuan ji*. Wang Yaosan [et al.] yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1959). [Übersetzung der Gesamtwerke von Charles Fourier].
傅立叶选集 [WC]

1960 [Fourier, Charles]. *Fuliye xuan ji*. Pang Long, Ji Fu yi. Vol. 1-4. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1960). [Übersetzung der Gesamtwerke von Charles Fourier].
傅立叶选集 [WC]

1979 [Fourier, Charles]. *Fuliye xuan ji*. Zhao Junxin [et al.] yi. Vol. 1-3. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1979). [Übersetzung der Gesamtwerke von Charles Fourier].
傅立叶选集 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1986 Ding, Bing. *Shenximen, Fuliye, he Ouwen*. (Beijing : Jing ji ke xue chu ban she, 1986). (Jing ji zhi shi cong shu). [Abhandlung über Henri Saint-Simon, Charles Fourier, Robert Owen].
圣西门, 傅立叶和欧文 [WC]

1986 [Considerant, Victor Prosper]. *She hui ming yun*. Weikeduo Kongxidelang zhu ; Li Ping'ou yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1986). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Considerant, Victor. *Distinée sociale*. Vol. 1-3. (Paris : Les libraires du Palais-Royal [et al.], 1834-1844). [Betr. Charles Fourier].
社会命运 [WC]

1996 Zhang, Guangjun. *Fuliye*. (Beijing : Zhongguo guo ji guang bo chu ban she, 1996). (Wai guo li shi ren wu cong shu). [Biographie von Charles Fourier].
傅立叶 [WC]

2007 *Shu xue qiang sheng ban. Ji chu ban*. Kua guo yu yan jiao liu shi yan xue yuan zhu ; Ye Weiwen yi. (Taibei : Tian xia yuan jian chu ban gu fen you xian gong si, 2007). (Ke xue tian di ; 97). Übersetzung von *Who is Fourier ? : a mathematical adventure*. Transnational College of LEX ; transl. by Alan Gleason. (Boston, Mass. : Language Research Foundation, 1995). [Charles Fourier].
數學嗆聲班. 基礎班 [WC]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

France, Anatole = Thibault, Anatole François = Thibault, Jacques-Anatole (Paris 1844-1924 Saint-Cyr-sur-Loire) : Schriftsteller

Biographie

1907 Hofmannsthal, Hugo von. *Der weisse Fächer : ein Zwischenspiel* [ID D12664].
Nachdichtung von France, Anatole. *Histoire de la dame à l'éventail blanc* [ID D12663].

Ellen Ritter : Der weisse Fächer handelt von der Problematik einer missverstandenen Treue der Ehegatten über den Tod hinaus.
Die treulose Witwe von Eduard Grisebach [ID D4688]. Darin enthalten ist eine chinesische Novelle aus *Jin gu qi guan*. In einer Neubarbeitung erscheint die Novelle in seinem *Chinesisches Novellenbuch* [ID D5491]. Es ist anzunehmen, dass Hofmannsthal diese Novelle gekannt hat, obwohl bisher keine Belege dafür vorliegen. Die Handlungen weisen unverkennbare Parallelen auf. Die Analogien betreffen in erster Linie das äussere Geschehen, die Ereignisse um die Dame mit dem Fächer…
Hofmannsthal macht sich die Position des chinesischen Weisen zu eigen, der die bittere Wahrheit des Lebens kennt und darüber zu lachen vermag. Das ironisch behandelte Motiv der Treue, der Gegensatz zwischen einer idealen Wunschwelt und der realen Wirklichkeit wie auch die äusseren Motive sind in der Novelle aus dem *Jin gu qi guan* vorgegeben. In der Intention aber unterscheidet sich Hofmannsthals Stück fundamental…
Hofmannsthal übernimmt Fremdes, um es zu Eigenem zu machen, indem er seine eigene Problematik in den fremden Stoff hineinträgt und mit übernommenen Mitteln dem eigenen Thema adäquaten Ausdruck zu verleihen sucht. Im Weissen Fächer sind es die äusseren Handlungsmotive und die ironisch distanzierte Haltung, mit deren Hilfe er das Problem der Treue darstellt.

Ingrid Schuster : Hofmannsthal hat im *Weissen Fächer* ein chinesisches Motiv verwendet, auf das Ellen Ritter erstmals hingewiesen hat. Ritter hielt es für wahrscheinlich, dass es sich bei der Quelle um Eduard Grisebachs Studie *Die treulose Witwe* [ID D4688] oder um sein *Chinesisches Novellenbuch* [ID D4591] handelt, obwohl bisher keine direkten Belege dafür vorliegen. Gegen diese Annahme spricht aber nicht nur der fehlende biographische Bezug, sondern auch der Inhalt des Weissen Fächers selbst.
Seine Quelle war Anatole France. France behandelt in seinem Essay die *Contes chinois* [ID D15182] des Generals Tscheng Ki-tong [Chen Jitong] und die chinesische Literatur im allgemeinen. Er kommt auch auf die *Contes chinois* von Abel Rémusat zu sprechen, wobei er besonders *La Dame du pays de Soung* hervorhebt.
Die Unterschiede zwischen dem chinesischen Original und *Histoire de la dame à l'éventail blanc* von Anatole France [ID D12663] sind erheblich. Hofmannsthal hielt sich an die französiche Vorlage, viele Details, nicht nur der Titel, weisen Übereinstimmungen auf. Vor allem entspricht die Lösung des Problems im Weissen Fächer ganz dem Geist von France. Hofmannsthal machte sich nicht „die Position des chinesischen Weisen zu eigen", wie sie im Original geschildert wird, denn dieser wendet sich ja am Ende höhnisch von der Welt ab, sondern er akzeptierte – wie Zhuangzi in der Geschichte von France – die Wirklichkeit des Lebens mit einem toleranten Lächeln. Andererseits ironisierte er – ebenfalls wie France – den chinesischen Philosophen selbst, indem er dessen weltabgewandte Einstellung in Forunio als nicht zu realisierenden Wunschtraum entlarvt.

France schreibt : La version chinoise, autant qu'il m'en souvient, est moins heureuse que la version rapportée dans le Satyricon. Elle est gâtée par des lourdeurs et des invraisemblances, poussée au tragique et défigurée par cet air grimaçant qui nous rend, en somme, toute la littérature chinoise à peu près insupportable. Mails il me reste un souvenir charmant d'un épisode qui y est intercalé, celui de l'éventail. Si madame Tian nous divertit médiocrement, la dame à l'éventail est tout à fait amusante... Je suis obligé de conter de mémoire... Ce ne sera peut-être pas tout à fait chinois... Tchouang-tsen [Zhuangzi], du pays de Soung, était un lettré qui poussait la sagesse jusqu'au détachement de toutes les choses éternelles, il en lui restait pour contenter son âme que la conscience d'échapper aux communes erreurs des hommes qui s'agitent pour acquérir d'inutiles richesses ou de vains honneurs. Mais il faut que cette satisfaction soit profonde, car il fu, après sa mort, proclamé heureux et digne d'envie.

1891 erscheinen die Contes chinois von General Tcheng Ki-tong in La vie littéraire, Bd. 3. Hofmannsthal schreibt 1891 in seinem Tagebuch über dieses Buch : Anatole France : Typische Dilettantenbildung mit der Unausgeglichenheit der herangezogenen Beispiele je nach zufälliger Vorliebe.
Aus einem Brief von Hofmannsthal an Marie Herzfeld 1892 kann man entnehmen, dass er sich weiterhin mit France beschäftigt, den er 1900 persönlich aufsucht.

Luo Wei : Er verwertet des taoistische Motiv des „Grab-Fächelns" nach Zhuangzi als Probe der Liebestreue, ohne aber zu versäumen, im gleichen Jahr das Gedicht „Der Kaiser von China spricht" im Sinne des konfuzianischen Idealismus zu gestalten. [Schu5:S. 69-72,Rit1,Döb2:S. 48]

Bibliographie : Autor

1889 France, Anatole. *Histoire de la dame à l'éventail blanc*. In : Le Temps ; juillet 28 (1889). [Geschichte von Zhuangzi und der Dame mit dem weissen Fächer]. [HanR1]

1889 France, Anatole. *La vie littéraire*. 4e série. (Paris : Calmann-Lévy, 1889). [WC]

1925 [France, Anatole]. *Taiqisi*. Falangshi zhu ; Dai Wangshu yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1925). Übersetzung von France, Anatole. Thaïs. (Paris : Calman-Levy, 1890).
泰綺思 [WC]

1933 [France, Anatole]. *Qiaojiasitu*. Falangshi [Falanxi] zhu ; Gu Weixiong, Hua Tang yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1933). Übersetzung von France, Anatole. *Jocaste et Le chat maigre*. (Paris : Calmann-Lévy, 1879).
喬加斯突 [Eur]

1935 [France, Anatole]. *Bai shi shang*. Falang zhu ; Chen Pinzhi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Shi jie wen xue ming zhu).Übersetzung von France, Anatole. *Sur la pierre blanche*. (Paris : Nelson, 1905).
白石上 [Eur]

1935 [France, Anatole]. *Qi e dao*. Folang shi zhu ; Li Liewen yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von France, Anatole. *L'île des pingouins*. (Paris : Calman-Levy, 1908).
企鵝島 [Eur]

1936 [France, Anatole]. *Falangshi duan pian xiao shuo ji*. Falangshi zhu ; Zhao Shaohou xuan yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1936). Übersetzungen ausgewählter Erzählungen von Anatole France.
法朗士短篇小说集 [Eur]

1938 [France, Anatole]. *Taiqisi*. Falangshi zhu ; Wang Jiaji yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1938). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von France, Anatole. *Thaïs*. (Paris : Calman-Levy, 1890).
泰綺思 [Eur]

1945 [France, Anatole]. Taiqisi. Falangshi zhu ; Xu Weinan yi. (Shanghai : Zheng feng chu ban she, 1945). Übersetzung von France, Anatole. Thaïs. (Paris : Calman-Levy, 1890).
泰綺思 [Eur]

1970 [France, Anatole]. *Hong bai he hua*. Falanxi zhu ; Wu Guangjian xuan yi. (Xianggang : Jin xiu chu ban she, 1970). Übersetzung von France, Anatole. *Le lys rouge*. (Paris : Calmann-Lévy, 1894). [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1898 Jürgens, Hans. *Die Dame mit dem weissen Fächer*. In : Jugend ; Nr. 1 (1898). Gekürzte Übersetzung von *Histoire de la dame à l'éventail blanc* von Anatole France. [ID D12663]. [HanR1]

1931 Zhang, Ruogu. *Cong xiao'e dao Lu Xun*. (Shanghai : Xin shi dai shu ju, 1931). (Xin shi dai wen yi cong shu).
[Enthält u.a.] :
Xiao'e de Ounani. [Victor Hugo, Hernani]. 囂俄的歐那尼
Xiaozhongma de Cha hua nü. [Alexandre Dumas, La dame aux camélias]. 小仲馬的茶花女
Falangshi de Nü Youtaiyisi. [Anatole France, Thaïs]. 法郎士的女優泰倚思
Xiaduobuliang de Shao nü zhi shi. [François-René Chateaubriand]. 謝多布良的少女之誓
Gede de Fushide. [Goethe, Faust]. 歌德的浮士德
從囂俄到魯迅 [WC]

Franchini, Philippe (geb. Saigon ; um 1980) : Schriftsteller, Maler, Regisseur

Biographie

1980 Franchini, Philippe. *Shanghai* [ID D21823].
Muriel Détrie : Baptiste, le héros du roman est en quelque sorte le modèle idéal. Tiré de sa Corse natale par son oncle Paul Tavera installé de langue date à Shanghai et qui s'est naguère brûlé les ailes à vouloir jouer le rôle d'arbitre entre les Seigneurs de la guerre, il parvient en quelques années à acquérir une immense fortune. La solidarité corse, mais aussi et surtout les femmes, franç aises ou chinoises, ainsi que les alliances avec les Chinois, jouent un grand rôle dans sa réuissite spectaculaire. Toutefois, ses succès féminines et ses profits financienrs lui valent la jalousie des autres Français en place, et son esprit d'indépendance qui frise l'anarchisme et ne tolère aucune ingérence le conduit finalement à sa perte. [Bla11:S. 34]

Bibliographie : Autor

1980 Franchini, Philippe. *Shanghai*. (Paris : O. Orban, 1980). [WC]

Gabet, Charles (Paris 1827-1903) : Dramatiker, Librettist

Bibliographie : Autor

1986 [Gabet, Charles ; Dumas, Alexandre père]. *Shuang xiong ji*. Dazhongma zhu ; Wang Zhensun yi. (Nanjing : Yi ling chu ban she, 1986). Übersetzung von Gabet, Charles ; Dumas, Alexandre père. *Les compagnons de Jéhu*. (Paris : Librairie théatrale ; Barbré, 1857). (Magasin théatral illustré).
双雄记 [WC]

1990 [Gabet, Charles ; Dumas, Alexandre père]. *Shuang xiong ji*. Dazhongma zhu ; Ma Jingzhang, Liu Fuwen yi. (Harbin : Heilongjiang ren min chu ban she, 1990). Übersetzung von Gabet, Charles ; Dumas, Alexandre père. *Les compagnons de Jéhu*. (Paris : Librairie théatrale ; Barbré, 1857). (Magasin théatral illustré).
双雄记 [Dum49]

Garaudy, Roger (Marseille 1913-1993) : Philosoph, Schriftsteller, Professor für Kunstgeschichte und Philosophie

Bibliographie : Autor

1962 Garaudy, Roger. *Lun zi you*. Jialuodi zhu ; Jiang Tianji, Chen Xiuzhai yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1962). Übersetzung von Garaudy, Roger. *La liberté*. Pre#f de Maurice Thorez. (Paris : Editions sociales, 1955). [WC]

Gautier, Judith (Paris 1845-1917 Saint Enogat) : Schriftstellerin, Dichterin, Dramatikerin

Biographie

1863 Goncourt, Edmond de ; Goncourt, Jules de. *Journal des Goncourt* [ID D22308].
Sie schreiben über Théophile Gautier, Judith Gautier und Ding Dunling in Neuilly :
17 juillet
"Nous le trouvons à table, entouré de son fils et de ses deux filles, croquant en manches courtes les écrevisses d'un grand plat, nous contant le Chinois avec lequel elles ont dîné hier, allant chercher les souliers à la chinoise qu'il leur a donnés, bégayant les mots chinois qu'il leur a dits. On se lève de table, on passe au salon. Les fillettes vous attirent doucement vers des petits coins de meubles et d'intimité... pour vous faire épeler une page de leur grammaire chinoise." [GauJ9]

1863 Théophile Gautier kommt durch Charles Clermont-Ganneau in Kontakt mit Ding Dunling, der als Sekretär von Joseph-Marie Callery nach Frankreich gekommen ist. Er stellt ihn als Chinesisch-Lehrer für Judith Gautier ein. Sie kopieren chinesische klassische Gedichte in der Bibliothèque nationale in Paris.
Judith Gautier schreibt 1903 in *Le second rang du collier* über Ding : "L'idée de voir un habitant du Céleste Empire nous exaltait beaucoup ; cet être invraisemblable existait donc, autrement que sur les écrans et les éventails, avec une tête d'ivoire ou une figure de papier de riz". Elle se souviendre d'avoir "presque chaque jour", en compagnie de Ding Dunling, consulté et recopié certains poèmes des recueils disponibles dans la Bibliothèque de la rue de Richelieu. [GauJ5,GauJ10]

1864 Judith Gautier schreibt in einem Artikel im *Moniteur universel*, April 1864 über eine Ausstellung chinesischer Kunst : "Peu de gens avaient eu l'occasion d'admirer une telle profusion de merveilles : porcelaines, jades et pierres précieuses. On en sort ébloui comme si on avait regardé le soleil en face". [GauJ10]

1865 Goncourt, Edmond de ; Goncourt, Jules de. *Journal des Goncourt* [ID D22308].
Sie schreiben über Théophile Gautier, Judith Gautier und Ding Dunling :
4 mai
"Une drôle de table que celle où nous sommes assis chez Théophile Gautier. Il y a ce soir aux côtés de Flaubert et de Bouilhet un vrai Chinois, avec ses yeux retroussés et sa robe groseille, le professeur de chinois des filles de Gautier." [GauJ9]

1867 Walter, Judith [Gautier, Judith]. *Le livre de jade* [ID D12659].
Sekundärliteratur
1867
Brief von Victor Hugo an Judith Gautier.
"*Le livre de jade* est une oeuvre exquise, et laissez-moi vous dire que je vois la France dans cette Chine, et votre albâtre dans cette porcelaine. Vous êtes fille de poète et femme de poète, fille de roi et femme de roi, et reine vous-même. Plus que reine, Muse."
1867
Verlaine, Paul. *Le Livre de jade par Judith Walter*
Comment peut-on être Chinois ? C'est le secret de Judith Walter, pseudonyme transparent sous lequel se dérobe la brillante personnalité d'une jeune femme que recommande au public lettré ce double titre d'être la fille d'un poète illustre et la femme d'un autre poète qui a extrêmement de chances pour rendre bientôt célèbre un nom déjà retentissant parmi le jeune romantisme. *Le Livre de Jade*, magnifique in-octavo, se présente comme une traduction de différents poètes chinois, et je ne demande pas mieux que de le croire sur parole, quoique çà et là une note bien parisienne, un accent délicatement ironique, dont je soupçonne absolument incapables les lettrés à bouton de cristal du Céleste-Empire, vienne vous avertir qu'évidemment la traduction, puisque traduction il y a, est du moins, très libre. Je ne suis pas versé autant qu'il serait désirable dans la connaissance du langage de Thou-Fou, de Tsé-Tié, de Tchan-Oui, etc. Aussi ne me plaindrai-je pas plus amèrement que de raison de ces apparences d'infidélité au texte, puisque le charme y trouve son compte et que le talent incontestable y supplée la sincérité présumée absente. Qu'on n'aille pourtant pas inférer de là que le *Livre de Jade*, sous couleur chinoise, est ce que l'on convient d'appeler « un livre parisien. » Il n'est, au contraire, pas possible d'être plus Chinois, dans l'acceptation finement excentrique et poétiquement précieuse du mot, que l'auteur ou le traducteur de ce délicieux ouvrage. Imaginez un Théocrite riverain du fleuve Jaune, avec des bizarreries exquises et des surprises enchanteresses. Par moments aussi, le ton s'élève, et, de la petite idylle toute parfumée de thé, de vin tiède et de fleur de pêcher, passe au tableau de guerre, à la scène pathétique, quelquefois à la pensée profonde, sans toutefois jamais enfreindre les règles que s'est imposées l'auteur, et qui sont la concision pour l'expression, la brièveté quant à la phrase et la discrétion dans les procédés mis en oeuvre. Je ne connais d'analogue à ce livre dans notre littérature que le Gaspard de la nuit de cet à jamais regrettable Aloysius Bertrand. Et encore, si l'on me donnait à choisir, préférerais - je de beaucoup le Livre de Jade pour son originalité plus grande, sa forme plus pure, sa poésie plus réelle et plus intense. Le manque d'espace m'empêche, à mon vif regret, de citer quelques fragments de ce volume qu'il faut lire pour le relire souvent. Le succès en est assuré : Mlle Théophile Gautier, Mme Catulle Mendès, vient d'affirmer là un pseudonyme, Judith Walter, qui rayonnera certainement, bien distinct, entre le nom de son père et celui de son mari.
????
Charles Leconte de Lisle schreibt in einem Brief an José Maria de Heredia über die « poésies pseudo-chinoises de Mme Judith Walter » : « Il va sans dire qu'on ne trouverait rien d'analogue en Chine qui n'est bien décidément qu'un pays bête, ridicule et féroce ».
1889
France, Anatole. *La vie littéraire* [ID D22324].
"Judith Gautier est la fille du poète était si merveilleusement douée qu'elle écrivit, n'ayant pas vingt ans, un livre parfaitement beau dont le style resplendit d'une pure lumière. Les connaisseurs savent que je veux parler du Livre de Jade, recueil de poèmes en prose, inspirés, si l'on en croit l'auteur, des lyriques de la Chine. Judith Gautier avait appris le chinois à l'âge où les petites demoiselles n'étudient ordinairement que le piano, le crochet et l'histoire sainte. Je doute pourtant qu'elle ait trouvé dans Thou-Fou, Tché-Tsi ou Li-Taï-Pé tous les détails des fins tableaux contenus dans le Livre de Jade; je doute que les poètes du pays de la porcelaine aient connu avant elle cette grâce, cette fleur qui vous charmera dans tel de ces morceaux achevés, qu'on peut mettre à côté des poèmes en prose d'Aloysius Bertrand et de Charles Baudelaire, dans le petit tableau de l'Empereur, par exemple:
L'EMPEREUR
Sur un trône d'or neuf, le Fils du Ciel, éblouissant de pierreries, est assis au milieu des mandarins; il semble un soleil environné d'étoiles. Les mandarins parlent gravement de graves choses; mais la pensée de l'empereur s'est enfuie par la fenêtre ouverte. Dans son pavillon de porcelaine, comme une fleur éclatante entourée Elle songe que son bien-aimé demeure trop longtemps au conseil et, avec ennui, elle agite son éventail. Une bouffée de parfums caresse le visage de l'empereur. «Ma bien-aimée, d'un coup de son éventail m'envoie le parfum de sa bouche.» Et l'empereur, tout rayonnant de pierreries, marche vers le pavillon de porcelaine, laissant se regarder en silence les mandarins étonnés.
Dès lors, Judith Gautier avait trouvé sa forme; elle avait un style à elle, un style tranquille et sûr, riche

et placide, comme celui de Théophile Gautier, moins robuste, moins nourri, mais bien autrement fluide et léger.Elle avait son style, parce qu'elle avait son monde d'idées et de rêves. Ce monde, c'était l'Extrême Orient, non point tel que nous le décrivent les voyageurs, même quand ils sont, comme Loti, des poètes, mais tel qu'il s'était créé dans l'âme de la jeune fille, une âme silencieuse, une sorte de mine profonde où le diamant se forme dans les ténèbres. Elle n'eut jamais pleine conscience d'elle-même, cette divine enfant. Gautier, qui l'admirait de toute son âme, disait plaisamment: «Elle a son cerveau dans une assiette.» Judith Gautier a inventé un Orient immense pour y loger ses rêves. Et c'est bien du génie, cela! Sans être grand critique de soi-même, elle a quelque soupçon de ce qu'elle a fait, s'il est vrai, comme on le dit, qu'elle ait toujours montré la plus grande répugnance à voyager en Orient. Elle n'a pas vu la Chine et le Japon; elle a fait mieux: elle les a rêvés et elle les a peuplés des enfants charmants de sa pensée et de son amour."

1903

Gourmont, Rémy de. *Promenades littéraires*. Série 1. (Paris : Mercure de France, 1913). [Geschrieben 1903].

"Judith Gautier semble, avec Pierre Loti, représenter, dans la littérature française contemporaine, le goût de l'exotisme. A s'en tenir à ses romans, à ses poésies, à ses pièces de théâtre, elle serait plus volontiers chinoise que française ; et non seulement chinoise, mais japonaise aussi, ou persane, ou égyptienne. Son plus beau roman, le Dragon impérial, témoigne d'une connaissance parfaite de la littérature et des moeurs de la Chine, et le Livre de Jade a prouvé aux plus sceptiques que les mystères de la poésie chinoise lui étaient familiers. Non seulement elle lit le chinois, mais elle le parle ; elle l'écrit aussi, habile à manier le pinceau classique et à construire ces petites maisons baroques dont chacune représente pour le lettré un des mots de sa langue. Elle se promène à l'aise parmi ces hiéroglyphes effarants ; si elle emporte en voyage les oeuvres de quelque poète favori, ce sont celles de Ly-y-Hane ou de Li-Taï-Pé, imprimées sur papier d'écorce de mûrier. La Chine fait ses délices."

1904

Gourmont, Rémy de. *Judith Gautier*. (Paris : Bibliothèque internationale d'édition, 1904).

"Lorsque, en 1867, par le Livre de Jade, et en 1869, par le Dragon impérial, la fille aînée de Théophile Gautier débuta dans les lettres, il y eut un mouvement de surprise et presque de révolte. On ne voulait pas croire que cette littérature, si originale et si dédaigneusement impersonnelle, fût l'oeuvre exclusive d'une femme. C'était du Gautier, mais plus pur encore, plus ironique et plus doux, et l'auteur, mariée depuis hier, n'avait pas vingt ans! Mais Judith Gautier, qui dédaignait la gloire, dédaigna bien plus encore de relever ces insinuations; elle continua d'écrire pour son plaisir et pour notre joie."

1918

Waley, Arthur. *One hundred and seventy Chinese poems* [ID D8884].

Er schreibt in seinen 'Bibliographic notes' über Le livre de jade : "It has been difficult to compare these renderings with the original, for proper names are through-out distorted or interchanged... Such mistakes are evidently due to faulty decipherment of someone else's writing. Nevertheless, the book is far more readable than that of [Hervey-] St. Denys, and shows a wider acquaintance with Chinese poetry on the part of whoever chose the poems. Most of the credit for this selection must certainly be given to Ting Tun-ling, the literatus whom Théophile Gautier befriended. But the credit for the beauty of these often erroneous renderings must go to Mademoiselle Gautier herself."

1952

Hung, William. *Tu Fu : China's greatest poet* [ID D10264].

"Le livre [de jade] présente quatorze poèmes attibués à Du Fu. Deux d'entre eux sont des traductions plutôt déformées de poèmes authentiques... On peut dire, de ceux qui restent, qu'ils ne reflètent que l'imagination créative d'une talentueuse Dame française de vingt-deuxd ans. Je ne peux trouver ces douze poèmes dans aucun texte chinois, ni parmi les poèmes authentiques ni parmi les pseudo-poèmes de Du Fu."

2000

Luo Xinzhang : The translation of Judith Gautier was far from being perfect since she in fact rewrote the Chinese poems according to her own imagination and own taste. She gives us the impression of having reorganized the essential elements of Chinese poetry with no consideration about Chinese syntax. Chinese poems use vivic pictorial portrayal and concrete language where feelings are never directly expressed. In her translation on the contrary these feelings are explicitly described by the use of adjectives and adverbs or even additional words. The two main characteristics are personalization and expression of feelings. Even so she did manage to catch the authentic essence of the Chinese spirit.

La traduction de Judith Gautier est en effet l'un des premiers recueils de poèmes chinois traduits dans une langue occidentale. Le *Livre de jade* est resté pendant près de trois quarts de siècle une source d'inspiration essentielle pour nombre de poètes occdientaux, alors même que se multipliaient en

Europe d'autres traductions de la poésie chinoise classique. Elle a donc fait oeuvre de pionnière, et c'est pourquoi, si imparfaites que soient la plupart de ses traductions, il faut lui reconnaître le mérite de s'être courageusement aventurée dans des chemins nouveaux et d'avoir révélé au public occidental des poètes qui lui étaient totalement inconnus. La poèsie chinoise en effet est faite d'images concrètes, elle donne à voir. Ce n'est pas qu'elle soit dépourvue de lyrisme, mais, au contraire, les sentiments ne sont jamais exprimés directement, ils sont suggérés par le biais d'images ayant valeur de symboles et formant entre elles un véritable code. Par exemple, l'automne évoque la tristesse, les arbres en fleurs l'amour, le vol des oies sauvages la douleur de l'exil, ou encore la pleine lune le désir de réunion des amants séparés. Judith Gautier, sans recourir à des notes, a choisi d'expliciter ces sentiments par le poème lui-même, le plus souvent au moyen d'ajectifs et d'adverbes, parfois aussi par des ajouts explicites.

2002

Maria Rubins : Judith Gautier selected poems by the most acclaimed classical Chinese authors, supplementing them with verse by a few modern writers, including her teacher. She divided the book into seven cycles : Lovers, The moon, Autum, Travelers, Wine, War and Poets. On the most superficial level, the names of many Chinese poets were misspelled, although such mistakes are understandable given that no standard system of transliteration of Chinese existed at the time. Furthermore, many poems were ascribed to the wrong authors. Despite the accolades Judith received from her contemporaries, many scholars have pointed out that she repeatedly violated the strict form and meaning of the texts she translated. Most of these violations were due to her lack of familiarity with Chinese literary canons, insufficient knowledge of the language, the differences between Chinese and French systems of versification, and the contrast between Asian and European discourse at large. When confronted with technical difficulties, Gautier frequently took refuge in her own cultural milieu, from which she borrowed themes and forms of expression, as well as conventions in the representation of China. To some degree, her book smacks of dilettantism, and, in Fusako Hamao's words, Judith created chinoiserie rather than literally translated Chinese verse. On the most superficial level, the names of many Chinese poets were misspelled, although such mistakes are understandable given that no standard system of transliteration of Chinese existed at the time. Furthermore, many poems were ascribed to the wrong authors. (Gautier corrected some of these mistakes in the 1902 edition of The Book of jade.) More importantly, Gautier altered the impersonal tone of Chinese verse, inundating her translations with personal pronouns. A certain degree of grammatical personalization is inevitable in French, but Gautier could have avoided further concretization had she not inserted modifiers, especially color epithets, and other embellishments absent from the original. As a result, Gautier's translations at times collide with the spirit of Chinese poetry, which is elliptical in character and allows for multiple interpretations. Gautier ignores the allusive nature of Chinese poems, which always recall a particular historical event or personage by mentioning places and names. In her translations, she routinely substituted generic words for proper names, avoiding historical, geographical, and cultural allusions that would be incomprehensible to a Western reader and making the texts more general. Finally, Gautier increases the romantic tonality in her translations by dwelling on emotions, which are customarily veiled or merely indirectly suggested in Chinese. Gautier deferred to the demands of French taste. Thus Gautier violated many conventions, unconsciously or not, and Gumilev's translations, twice removed from their Chinese originals, both reproduced their French sourcescomplete with faults and inconsistencies-and altered them to promote an independent poetic agenda.

2004

Yvan Daniel : Judith Gautier ne présentait pas un bibelot exotique, elle imaginait un titre qui est un objet poétique, comme le recueil lui-même. Dans la première édition, elle hésita en effet à présenter l'oeuvre comme une traduction, comme elle s'en expliqua plus trad : « Le Livre de jade fut le résultat de ce bel effort lequel, malgré son acharnement et sa sincérité, ne me rassurait pas complètement sur la véracité des poèmes qui formaient ce petit volume ; aussi n'osait-je pas affirmer qu'ils étaient précisément traduits. Plus tard, j'ai repris *Le livre de jade*. Je l'ai beaucoup augmenté et sévèrement corrigé et cette fois, j'ai pu le certifier traduit du chinois. »

Les contemporains de la première édition négligent la source extrême-orientale pour ne considérer que la créativité de l'auteur. Plus tard, certain sinologues critiquèrent sévèrement les erreurs, les contresens, les infidélités de la traduction ; en dénonçant la 'fantaisie' des textes traduits comparés à leur originaux chinois, ils signalent de fait eux aussi une oeuvre originale, dont les sources sont certainement autant françaises que chinoises. L'auteur a entremêlé des influences et des images d'origines extrêmement diverses, de la Chine classique aux plus récents développements du Parnasse, sans jamais délaisser les grands thèmes lyrique du premier romantisme. Les critiques ne permettent pas d'éclairer les intentions de Judith Gautier, ni se saisir l'originalité et l'intérêt du Livre de jade. Elle

n'eut sans doute jamais l'intention de donner à lire une 'traduction' au sens scientifique que nous attribuons à ce terme aujourd'hui.
Les transcriptions des noms chinois sont généralement incertaines, car il n'existe pas encore de convention établie dans ce domaine. Cette difficulté dans l'identification des sources rend l'étude de genèse impossible dans de nombreux cas. Pis encore, d'une édition à l'autre, certains noms de poètes varient, sont intervertis, ou leur production devien celle d'auteurs 'inconnus'. Judith Gautier cueille simplemehnt certains poèmes, en fonction de ses propres goûts, de la renommée des auteurs, et certainement des conseils de Ding Dunling.
Judith Gautier ne dispose d'aucun modèle littéraire au moment de son travail. Elle a certes lu les Poésies de l'époque des Thang de Léon d'Hervey de Saint-Denys [ID D2216], mais une étude comparée des deux recueils, qui ne possèdent que quelques poèmes en commun, montre que le Livre de jade n'en porte pas les marques. Judith Gautier ne peut donc jamais se référer à des traductions antérieures dans sa propre langue et s'engage ainsi dans une entreprise particulièrement périlleuse. Si l'on examine sans préjugé les textes et leurs originaux, on constate qu'elle choisit tout simplement le plus souvent de consacrer une phrase ou un paragraphe court à la traduction d'un vers, de sorte que la plupart des pièces apparaissent sous la forme de quatre paragraphes pour un quatrain. Les poésies traduites sont ainsi plus développées que les textes originaux chinois, la concision extrême de la langue classique n'étant en effet guère permise en français. Certains scènes, suspendues dans le texte chinois dans une sorte de présent arrêté, deviennent ici de brèves narrations dont la dimension contemplative n'est toutefois pas toujours effacée, comme par exemple dans 'L'escalier de jade' de Li Bo. Bien consciente des insuffisances de la traduction à rendre l'effet d'un texte versifié en sinogrammes, Judith Gautier se montre soucieuse de son lecteur et éclaire son travail de traductrice dans son 'Prélude' : « Pour donner une idée de la versification des Chinois, des ses règles compliquées, de ses raffinements multiples, il faudrait une trop longue étude ». Elle rapproche les règles chinoises de la versification occidentale en indiquant les similitudes, c'est-à-dire le « nombre égal des syllabes, pour former des vers ; la césure ; la rime ; la division en strophes de quatre vers ». Elle repère et traduit des formes plus libres, comme celles que pratique Li Qingzhao dans ses 'ci', en effet fréquemment irréguliers ; elle admire visiblement la liberté poétique et raffinée de cette poétesse quand elle « compose sur des rythmes fantaisistes, ose des innovations singulières, qu'elle réalise avec une maîtrise qui fait pardonner et admirer son audace ».
L'édition originale privilégie un accès direct aux textes traduits et les éditions postérieures, malgré leur 'Prélude', se présentent dans le même dépouillement : Judith Gautier, à partir de liens qu'elle sait récent et fragiles, aborde toujours avec prudence l'altérité chinoise. On la dirait soucieuse de mettre en valeur la distance qui sépare l'Occidental de la poésie chinoise, mais sans jamais laisser croire que cette distance est infranchissable. Il est ainsi intéressant de la voir, dans son 'Prélude', considérer la poésie de Du Fu comme « moins chinoise » et dès lors « plus universelle, plus près de nous » - ce poète, d'ailleurs, lui semble pour cette raison plus « aisément » traduisible. Lorsqu'elle présente quelques-uns des poètes les plus connus qu'elle a traduits, elle tisse toute une série de rapprochements et de comparaisons, à travers les temps et les continents.
Judith Gautier explique dans son 'Prélude' : « Donc douze siècles avant Orphée, quinze siècles avant David, avant Homère, les poètes chinois chantaient leurs vers en s'accompagnant de la lyre ; et, les seuls, certainement sur toute la surface du monde, presque dans le même langage et sur les mêmes mélodies, ils chantent encore ! » Elle soumet en partie sa traduction, et sans doute aussi son choix de poèmes à traduire, à une certaine représentation de la poésie et du poète, à certains traits de style caractéristiques, qui s'expliquent par l'influence du mouvement parnassien dont elle a vécu le bouillonnement créatif, dans les années 1865-1867.
Les trois extraits du *Shi jing* qui ouvrent *Le livre de jade* sont apparus dans la deuxième édition : 'Une jeune fille', 'Vengeance' et 'Criminel amour'. Judith Gautier signale à son lecteur qu'il se trouve face à une écriture féminine, celle de 'la poétesse Ly-y-Hane' [Li Qingzhao], à laquelle elle a consacré un long développement dans le 'Prélude'. Six poèmes seulement sont dus à cette femme chinoise de la dynastie des Song, mais on remarque rapidement que de nombreuses autres poésies metten en valeur plusieurs créatures féminines poétiques : simple jeune fille ou femme, princesse, reine, impératrice ouf favorite, Tisseuse Céleste.
2007
Pauline Yu : Gautier noted, that she consulted with Ding Dunling the one dictionary available then : Guignes, Chrétien Louis Joseph de. Dictionnaire chinois, français et latin [ID D1919], but it was of limited utility. Each of the first three editions of Le livre de jade differs substantially from the next. The 1867 volume was the shortest, limited to seventy-one works – from Tang poets, Su Dongpo of the Song dynasty, and Ding Dunling himself. As Gautier recalled later : "It was the result of a noble effort that, despite its tenacity and sincerity, did not entirely assure me of the accuracy of the poems that

composed this little volume ; thus, I did not dare affirm that they had been precisely translated." She went on to assert that in 1902 "I added to it considerably and corrected it rigorously, and this time I could attest that it was translated from the Chinese", and she inserted a subtitle to the 1902 and 1908 editions to make this explicit. In 1902 she also added Chinese characters next to the name of each poet, but these were deleted in 1908 because she had evidently realized that many of the attributions were shaky or their representation flawed, for example, were printed upside down on one page, and in other instances names and characters were mismatched. From the 1902 edition on, Le livre de jade contained 110 poems, arranged under eight headings : Lovers, The moon, Travelers, The court, War, Wine, Autumn, and Poets. This topical arrangement appears to have been Gautier's own. While her thematic arrangement may have been the best strategy for dealing with uncertain attributions, it also suggests that she was thinking literarily, unlike her sinological predecessors. The section on lovers contains a number of love and courtship poems from the Shi jing as well as song lyrics by Li Qingzhao (1084 ?-1151), and the concluding section, on poets, appropriately includes some of Du Fu's well-known poems to Li Bo. Throughout the rest of the collection, the recurrence of certain images and scenes – moonlight, flowers, jade, fragrance, music, water, pavilions, wine, and poetry – makes it difficult to determine why a poem belongs in one section rather than another. Barely two-thirds of the poems in the expanded volume can be matched with any certainty to Chinese originals. 'Heu-Yu' starts out as 'Han-Ou' in 1867 and becomes Han Yu in the 1902 edition ; the poem attributed to him appears to be a blend of three by Han Wo (844-923). Gautier's version of six song lyrics by Li Qingzhao, referred to by her alternative names, Ly-y-Hane (Li Yi-an). Her translations of Li's lyrics capture with remarkable effectiveness the emotional anguish and imaginative and linguistic distinctiveness of the originals. Gautier dispensed with almost all the original poem titles and substituted her own. She replaced almost all specific references to person and place with generic terms. More often than not she did not translate an entire poem, usually selecting only the first few lines and sometimes altering their order. While this may simply reflect Gautier's strategy for dealing with what she did not understand, her excisions appear at times intended to make the anthology a more tightly integrated work of art. She frequently interpolated explanations or embellishments of images or allusions into the translation, thus obviating the need for annotations but adding significantly to the length of a line. Gautier's introduction to Le livre de jade reveals her awareness of the important role poetry played in the Chinese civil service examination and in the moral and political lives of poets, but she selected and modified poems to attune them more closely to a Parnassian ideal of detachment that in fact had little traction in the Chinese poetic tradition. [GauJ10,FraA10,GauJ6,GauJ5,Gaut10,Pan2:S. 35]

1869 Gautier, Judith. *Le dragon impérial* [ID D22202].
Liberté ; 27 mai (1868).
"Nous achevons ce soir la publication du Dragon impérial, dont le succès a grandi chaque jour, grâce à la violence dramatique de l'action, à l'étrangeté hardie des caractères, à la splendeur des descriptions, à la beauté du style. Ce roman marque la place de Mme Judith Mendès parmi nos premiers romanciers."
1869
Brief von Victor Hugo an Judith Gautier.
"J'ai lu votre Dragon impérial. Quel art puissant et gracieux que le vôtre ! Cette poésie de l'extrême orient, vous en avez l'âme en vous, et vous en mettez le souffle dans vos livres. Aller en Chine, c'est presque aller dans la lune. Vous nous faites faire ce voyage sidéral. On vous suit avec extase et vous fuyez dans le bleu profond du rêve, ailée et étoilée. Agréez mon admiration."
1872
Goncourt, Edmond de ; Goncourt, Jules de. *Journal des Goncourt* [ID D22308].
"Puis il [Théophile Gautier] me prend à part et me parle longtemps et amoureusement du Dragon impérial et de sa fille. On sent qu'il est fier d'avoir créé cette cervelle... Et, ajoute-t-il, elle s'est créée, elle s'est faite toute seule, on l'a élevée comme un petit chien, qu'on laisse courir sur la table, personne, pour ainsi dire, ne lui a appris à écrire."
1889
France, Anatole. *La vie littéraire* [ID D22324].
"Son premier roman, je devrais dire son premier poème (car ce sont là vraiment des poèmes) est le *Dragon impérial*, un livre tout brodé de soie et d'or, et d'un style limpide dans son éclat. Je ne parle pas des descriptions qui sont merveilleuses. Mais la figure principale, qui se détache sur un fond d'une richesse inouïe, le poète Ko-Li-Tsin, a déjà ce caractère de fierté sauvage, d'héroïsme juvénile, de chevalerie étrange, que Judith Gautier sait imprimer à ses principales créations et qui les rend si originales. L'imagination de la jeune femme est cruelle et violente dans cette première oeuvre, mais elle a déjà et définitivement cette chasteté fière et cette pureté romanesque qui l'honorent."

Ida Merello : *Le dragon impérial* rappresenta l'esordio nelle narrative di Judith Gautier, e dimostra una profonda documentazione degli usi e costumi cinese da parte dell'autrice, accompagnata da un’intima adesione alla mentalità orientale. Tale abilità e competenza in un’opera prima dovevano certamente non poco alle caratteristiche dell'ambiente paterno, in cui erano venute formandosi la vocazione esotica e la vena stilistica della scrittrice. [GauJ9,GauJ7,FraA10]

1879 Gautier, Judith. *Les peuples étranges* [ID D21861].
Sie schreibt : "En Chine la poésie c'est la clé magique qui ouvre toutes les portes, la marque de noblesse devant laquelle se courbent les front les plus hautains, le privilège céleste qui rend inviolable celui à qui il a été confié. L'Empereur lit-il les vers d'un grand poète ? Il est tout à coup transporté de joie, il s'informe de celui qui lui a procuré un si nobel plaisir, lui confie les postes les plus enviés, lui ouvre son palais, et, lorsqu'il entre, descend de son trône et le reçoit debout. L'Empire du Milieu est le paradis des poètes."
"Le *Chi-king* (Livre des vers) [Shi jing] contient une partie de ces poêmes primitifs. Mais on se demande avec surprise et regret pourquoi le grand Confucius qui a rassemblé pour les sauver de l'oubli ces épaves précieuses, n'a conservé que trois cent cinq chants des trois mille qu'il avait en sa possession. Pourquoi imposer silence à la plupart de ces voix anciennes et les empêcher d'arriver jusqu'à nous ? Sans doute le grave philosophe n'a voulu rendre immortels que les poêmes ayant une portée morale et historique, il a replongé impitoyablement dans l'abîme tout ce qui était seulement descriptif, lyrique ou passionné." [GauJ10,Clau8:S. 29]

1903 Judith Gautier schreibt über das chinesische Fest im Hause von Pierre Loti :
"L'impératrice actuelle, la vraie, celle dont on ne prononce pas le nom et que l'on ne désigne que par ses titres, est présente à cette fête sous la forme d'une bannière de soie jaune sur laquelle sont reproduits quatre vers écrits par elle. Quand 'l'Impératrice' s'est retirée, les invités circulent dans la demeure, prenant plaisir à traverser le jardin illuminé, ou à se glisser, si on peut en trouver le chemin, vers la fumerie d'opium ; là des fumeurs couchés sur des divans aspirent et soufflent l'épaisse et odorante fumée bleue du bienfaisant poison, s'engourdissent, s'enfuient dans le rêve. On sert aussi toutes les sortes exquises de thé."

Guillemette Tison : Sa relique la plus précieuse est une paire de chaussures de l'Impératrice Cixi. Ces objets encombrants et précieux, volés dans une chambre du palais impérial, rapportés en cachette sous le manteau d'uniforme de son domestique figureront dans la salle chinoise de sa maison. Cette pièce a aujourd'hui disparu, mais il nous en reste quelques documents photographiques, qui montrent la place importante donnée à un trône laqué rouge et or, à des paravents de miroirs. L'inauguration de la salle chinoise de Rochefort fut l'occasion d'une grande fête comme Loti aimait en organiser, une fête chinoise, dont Judith Gautier, qui fut parmi les invités, a écrit une relation précise. Les invités, priés de venir habillés à la chinoise, ou à la rigueur à la japonaise, purent admirer un cortège de musiciens et de gardes somptueusement vêtus qui précédaient 'l'Impératrice'. Cixi en personne n'était pas forcément au courant de cette fête, mais l'Ambassade de Chine à Paris était représentée par deux dignitaires. [Morz:S. 68-69]

1903-1904 Gautier, Judith ; Loti, Pierre. *La fille du ciel* [ID D22189].
Korrespondenz von Judith Gautier und Pierre Loti über *La fille du ciel* und Sarah Bernhardt :
1903
Pierre Loti schreibt an Judith Gautier : "Madame amie, Vous devez bien maudire votre collaborateur ! J'ai tant travaillé que voici ma Perse à peu près finie et je pourrai me mettre à la *Fille du Ciel* une quizaine de jours plus tôt que je ne prévoyais, vers le 15 ou le 20 janvier. Pour la fin de février, je puis avoir tout terminé ; vous ne vous imaginez pas comme je travaille quand je m'y mets. Et j'ai à bord un copiste parfait... Donc, travaillez bien et ne vous fâchez pas, et ne gardez pas ce farouche silence."
Judith Gautier : "Comme vous êtes méchant ! Tout marchait comme sur du velours, malgré la distance, et pour une petite divergence vous vous fâchez tellement !... Quand pourra-t-on vous dire : 'A bientôt' et se disputer de près, ce qui sera alors charmant ?"
"Vous devriez bien empoigner le 4e acte, le coupage des têtes et les matlots (vous pensez bien que je n'écrirai pas un mot du dialogue de ces derniers) en me laissant dans l'acte tout ce qui ne vous amuserait pas à faire."
Pierre Loti : " ... les matelots, par exemple, ils m'assomment, ceux-là, ils arrivent comme des cheveux dans une soupe ; nous tomberons dans la pantomime de cirque, si nous fourrons les matelots là-dedans. Plus j'y pense, plus je suis pour les lâcher. En y pensant je ne veux rien envoyer à Sarah sans passer par vous ; c'est vous qui lui porterez ces deux premiers actes recopiés. D'ailleurs, ils sont de vous. Je n'ai fait que donner un peu plus de vis (du moins, il m'a semblé) au dialogue, rectifier quelques petites gaucheries (à mon avis du moins). J'insiste pour que vous fassiez bien vite ce 2e tableau du 1er, et les vers de l'empereur."
1904
Pierre Loti : "Voici assez longtemps qu'elle [Sarah Bernhadt] se fiche de nous. Impossible de lui soutirer, fors de l'eau bénite de cour, quelque chose de positif, une date même approximative."
Judith Gautier : "Le traîté le plus solennel avec elle n'a aucune valeur. Mon beau-frère Bergerat en avait un enregistré, avec dédit ; elle s'est assise dessus et na rien payé. Mon impression est que si nous n'apportons pas une grosse somme, elle ne songera même pas à nous jouer. Avez-vous des Mécènes parmi vos amis ? Moi pas..."

Agnès de Noblet : La pièce chinoise avait été commandée 1903 par Sarah Bernhardt à Pierre Loti. Le scénario est discuté, critiqueé, modifié. D'un commun accord, on abandonne les matelots demandés par Sarah et qui n'inspiraient guère Judith.
La pièce ce trouve achevée au printemps 1904. Judith a porté elle-même le manuscrit chez Sarah. Un écho du Figaro indique que le drame chinois en six tableaux 'a été remis hier à la grande artiste pour qui il a été écrit et qui le jouera la saison prochaine'. Sarah demandes de corrections, de remaniements, de dérobades en faux-fuyants. Les auteurs doivent se résigner à ne jamais voir leur pièce vivre aux feux de la rampe. Or, tout espoir abandonné, voici que l'Amérique manifeste son intérêt. [Loti12]

1912 Gautier, Judith ; Loti, Pierre. *La fille du ciel* [ID D22189].
Pierre Loti nimmt 1912 an der Aufführung von La fille du ciel = The dauther of heaven im Century Theatre in New York teil.
Sie schreiben im Vorwort : "Des rumeurs, mais combien contradictoires, couraient sur la personnalité de cet invisible empereur Kouang-Su, gardé en tutelle, comme captif au fond de ses palais, et si inconnu de tous. Les uns le diaient bienveillant, lettré, curieux de choses modernes. Les autres le représentaient comme faible d'esprit et de corps, livré à tous les excès et incapable d'agir."
Loti schreibt 1912 im *Journal intime* :
Vendredi 25 avril
Rochefort. Déjeuner dans la grande salle pour les Américains qui montent la *Fille du Ciel*. – Et me font promettre de partir à l'automne pour New Yorik.
Mardi 14 mai
Rochefort. Le soir arrivent les sept américains qui veulent m'entraîner à New York, pour la *Fille du Ciel*.
Mercredi 15 mai
Ils déjeunent chez moi, tous les sept, passent la journée à dessiner des décors, des costumes. Dans le salon bleu, je leur lis le nouveau 1er tableau de la pièce, qui les ravit. Le soir, ils s'en vont, je retrouve la solitude et la paix."

Er schreibt später : "J'ai accepté de me rendre à New York pour les répétitions et je tiendrai parole, bien que la traversée de l'Atlantique sur un bâtiment du commerce ne me sourit guère. J'ai été habitué à avoir mon équipage autour de moi, sur mon bateau à moi, et je me sentirai terriblement solitaire sur ce vapeur inconnu."

Loti ergänzt am Schluss des Stückes, wie der Kaiser seinen Traum ausdrückt :
"Mes ancêtres ont gouverné par la conquête et la terreur ; je gouvernerai, moi, par la concorde et par l'amour. Et alors finiront ces haines de trois siècles, qui ont fait couler des fleuves des sang. Et, uni à jamais, par nos deux personnes fondues en une seule, Chinois et Tartares ne formeront plus qu'un mêeme grand peuple, guidé par une même tête... Courons vers la vie, courons vers la lumière !"

Loti commente le travail au Century Theatre : "Aux répétitions de *La fille du ciel* qui occupent mes journées, la féerie commence à se dessigner... Des cigognes et des paons réels se promênent sur des pelouses jonchées – parce que cela se passe au printemps – de milliers de pétales qui ont dû tomber des branches comme une pluie. Là, aux rayons d'un clair soleil artificiel, je vois revivre, chatoyer, tous les étranges et presque chimériques atours de soie et d'or copiés sur de vieilles peintures que j'ai rapportées, ou sur des costumes réels que j'ai exhumés naguère de leur cachettes au fond du palais de Pékin."

Loit commente la première de *La fille du ciel* de samedi 12 octobre : "Maintenant la toile tombe ; c'est fini ; ce théâtre ne m'intéresse plus. Une pièce qui a été jouée, un livre qui a été publié, deviennent soudain, en moins d'une seconde, des choses mortes... J'entends des applaudissements et de stridents sifflets (contrairement à ce qui se passe chez nous, les sifflets, à New York, indiquent le summun de l'approbation). On m'appelle sur la scène, on me prie d'y paraître, et j'y reparais cinq ou six fois, tenant par la main la Fille du Ciel, qui est tremblante encore d'avoir joué avec toute son âme. Une impression étrange, que je n'attendais pas : aveuglé par les feux de la rampe, je perçois la salle comme un vaste gouffre noir, où je devine plutôt que je ne distingue les quelques centaines de personnes qui sont là, debout pour acclamer. Je suis profondément touché de la petite ovation imprévue, bien que j'arrive à peine à me persuader qu'elle m'est adressée. Et puis me voici reparti déjà pour de nouveaux ailleurs. J'étais venu à New York pour voir la matérialisation d'un rêve chinois, fait naguère en communion avec Mme Judith Gautier. J'ai vu cette matérialisation ; elle a été splendide. Maintenant que mon but est rempli, ce rêve tombe brusquement dans le passé, s'évanouit comme après un réveil, et je m'en détache...".

Agnès de Noblet : George C. Tyler, directeur général de la Liebler Cie, avec Hugh Ford, producteur, et le peintre Edouard Morange, metteur en scène, l'état-major au complet. Ils travaillent sur une adaptation anglaise du texte par Mrs George Egerton, à laquelle d'aucuns reprocheront platitude et lourdeur, manque de lyrisme.

Guillemette Tison : A partir de l'art, et de l'histoire, Loti se passionne aussi pour le riche passé de la Chine, dont il admire les traditions. On le voit dans *La fille du ciel*.
"L'action se passe de nos jours, en Chine" écrivent les auteurs qui imaginent que sous le règne de l'empereur Kouang-Su [Guangxu], des Chinois révoltés contre les Mandchous ont proclamé à Nanjing un autre empereur, descendant des Ming. La pièce se passe au moment où, après la mort de cet empereur, sa fille est sacrée régente. Au cours des cérémonies, l'empereur de la Chine du Nord, Kouang-Su, s'introduit secrètement à Nanjing. [Morz:S. 65-66,Loti12]

Bibliographie : Autor

1864-1865 Walter, Judith [Gautier, Judith]. *Variations sur des thèmes Chinois d'après des poésies de Li-taï-pé, Thou-fu, Tan-jo-su, Houan Tchan-lin, Haon-ti*. In : L'artiste ; 15 jan. (1864).
Walter, Judith [Gautier, Judith]. *Variations sur des thèmes Chinois d'après des poésies de Su-Tchou, Sou-Ton-Po, Thou-Fou, Li-Taï-Pé et Kouan-Tchan-Lin*. In : L'artiste ; 1er juin (1865).

1867 Walter, Judith [Gautier, Judith]. *Le livre de jade = Pih yuh she shoo*. (Paris : Alphonse Lemerre, 1867). [*Le livre de jade : poésies traduites du chinois.* 2. Aufl. (Paris : F. Juven, 1902) ; Nouv. éd. considérablement augmentée et ornée de vignettes et de gravures d#après les artistes Chinois. (Paris : [s.n.], 1908)]. [Deutsche Übersetzung 1873, italienische Übersetzung 1882, portugiesische Übersetzung 1890, englische und russische Übersetzung 1918]. [Eur]

1869 Gautier, Judith. *Le dragon impérial : roman chinois*. (Paris : A. Lemerre, 1869). In : La Liberté ; 23 mars-27 mai (1868). [WC]

1873 *Chinesische Lieder aus dem Livre de jade von Judith Mendès*. In das Deutsche übertragen von Gottfried Böhm. (München : Theodor Ackermann, 1873). Übersetzung von Walter, Judith [Gautier, Judith]. *Le livre de jade*. (Paris : Alphonse Lemerre, 1867). [KVK]

1879 Gautier, Judith. *Les peuples étranges*. (Paris : Charpentier, 1879). [WC]

1904 Gautier, Judith. *Le paravent de soie et d'or*. (Paris : Charpentier et Fasquelle, 1904). [Chinesische Novellen]. [WC]

1911 Gautier, Judith ; Loti, Pierre. *La fille du ciel : drame chinois*. In : Revue des deux-mondes ; 15 mars, 1er avril, 15 avril, 1er mai (1911). = (Paris : Calmann-Lévy, 1911). [Geschrieben 1903-1904]. http://www.archive.org/details/lafilleducieldra00gautuoft. [WC]

1911 Gautier, Judith. *Les beaux voyages : en Chine : merveilleuses histoires*. Préface de Jean Aicard. (Vincennes : Les artes graphiques, 1911). [Eur,Cor]

1918 Gautier, Judith. *Chinese lyrics : from The book of jade*. Transl. from the French of Judith Gautier by James Whitall. (New York, N.Y. : B.W. Huebsch, 1918). [WC]

2004 Gautier, Judith. *Le livre de jade*. Présentation, notices et bibliographie Yvan Daniel. (Paris : Imprimerie nationale, 2004). (La salmandre). [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1867 Verlaine, Paul. *Le livre de jade de Judith Walter*. In : Verlaine, Paul. Oeuvres posthumes de Paul Verlaine II. (Paris : A. Meissein, 1913). http://ia301503.us.archive.org/3/items/oeuvresposthumes02verluoft/oeuvresposthumes02verluoft.pdf.

1984 Noblet, Agnès de. *"La fille du ciel", de Pierre Loti et Judith Gautier : New York, 1912*. In : Revue Pierre Loti ; année 5, no 17 (jan.-mars 1984). [OAS]

1991 Merello, Ida. *Due romanzi all'ombra del Parnasse : "Le dragon impérial" et "Iskender" di Judith Gautier*. In : Studi francesi ; vol. 35 (1991). [ZB]

2000 Luo, Xinzhang. *Judith Gautier et son 'Livre de jade'*. In : East-West dialogue ; vol. 4, no 2 ; vol. 5, no 1 (2000). [OAS]

2002 Rubins, Maria. *Dialogues across cultures : adaptations of Chinese verse by Judith Gautier and Nikolai Gumilev*. In : Comparative literature ; vol. 54, no 2 (2002). http://findarticles.com/p/articles/mi_qa3612/is_200204/ai_n9026842/pg_13/.

2007 Yu, Pauline. *"Your alabaster in this porcelain" : Judith Gautier's "Le livre de jade"*. In : PMLA : Publication of the Modern Language Association of America ; vol. 122, no 2 (2007). = Yu, Pauline. *Travels of a culture : Chinese poetry and the European imagination*. In : Proceedings of the American Philosophical Society ; vol. 151, no 2 (2007). [OAS]

Gautier, Théophile = Gautier, Pierre-Jules-Théophile (Tarbes, Hautes-Pyrénées 1811-1872 Neuilly-sur-Seine) : Schriftsteller, Dichter, Dramatiker

Biographie

1846 Theophile Gautier, Théophile. *Le pavillon sur l'eau* [ID D22292].
Quellen : *Iu-kiao-li, ou, Les deux cousines*. Trad. par [Jean-Pierre] Abel-Rémusat [ID D5232].
Pauthier, G[uillaume]. *Chine ; ou, Description historique, géographique et littéaraire de ce vaste empire* [ID D6262]. [Den Band erhält er von Henry Berthoud].
Théophile Gautier schreibt 1840 an Henry Berthoud : "J'ai trouvé un autre sujet pour une troisieme nouvelle. La chose s'appellera Yeu-Tseu, ou la Fille de Hang, si vous le préférez; c'est un conte chinois."
Ju-Kiouan "savait par coeur le *Livre des odes* et les cinq règles de conduite ; jamais main plus légère ne jeta sur le papier de soie des caractères plus hardis et plus nets. les dragons ne sont pas plus rapides dans leur vol, que son poignet lorsqu'il fait pleuvoir la pluie noire du pinceau. Elle connaissait tous les modes de poésie, le 'tardif', le 'hâte', l'élevé' et le 'rentrant', et composait des pièces pleines de mérite sur des sujets qui doivent naturellement frapper une jeune fille, sur le retour des hirondelles, les saules printaniers, les reines-marguerites et d'autres objets analogues. Plus d'un lettré qui se croit digne d'enfourcher le cheval d'or n'euût pas improvisé avec autant de facilité".
Yvan Daniel : Même si Théophile Gautier confont dans ce passage les quatre tons de la langue chinoise avec des 'modes' poétiques, il est révélateur de le voir soucieux des particularités de l'écriture idéographique, des gestes habiles de la calligraphie, des thèmes et des styles littéraires de l'Extrême-Orient. La culture chinoise apparaît alors comme la source poétique d'un langage imaginaire : la langue des poètes protagonistes de ce conte ne peut qu'être évoquée ; mal comprise encore par l'auteur, elle apparaît d'autant plus mystérieuse, et idéalement poétique. Et lorsqu'à la fin du conte l'amoureux de Ju-Kiouan déclare à la jeune fille son amour, c'est par le truchement d'une poésie improvisée 'en vers de sept syllables' qui révèle les talents littéraires de Gautier : "la beauté de l'écriture, les choix des mots, l'exactitude des rimes, l'éclat des images". La Chine intéresse Théophile Gautier parce qu'elle lui apparaît comme une source de poésie, elle lui permet de transformer son récit en un conte poétique auquel les allusions à la langue chinoise ajoutent une dimension mystérieuse. [Gaut15,GauJ10]

1863 Gautier, Théophile. *Chinoiserie* [ID D22291].
Ce n'est pas vous, non, madame, que j'aime,
Ni vous non plus, Juliette, ni vous,
Ophélia, ni Béatrix, ni même
Laure la blonde, avec ses grands yeux doux.
Celle que j'aime, à présent, est en Chine ;
Elle demeure avec ses vieux parents,
Dans une tour de porcelaine fine,
Au fleuve Jaune, où sont les cormorans.
Elle a des yeux retroussés vers les tempes,
Un pied petit agrave; tenir dans la main,
Le teint plus clair que le cuivre des lampes,
Les ongles longs et rougis de carmin.
Par son treillis elle passe sa tête,
Que l'hirondelle, en volant, vient toucher;
Et, chaque soir, aussi bien qu'un poète,
Chante le saule et la fleur du pêcher. [Gaut11]

1863 Théophile Gautier kommt durch Charles Clermont-Ganneau in Kontakt mit Ding Dunling, der als Sekretär von Joseph-Marie Callery nach Frankreich gekommen ist. Er stellt ihn als Chinesisch-Lehrer für Judith Gautier ein. Sie kopieren chinesische klassische Gedichte in der Bibliothèque nationale in Paris.
Judith Gautier schreibt 1903 in *Le second rang du collier* über Ding : "L'idée de voir un habitant du Céleste Empire nous exaltait beaucoup ; cet être invraisemblable existait donc, autrement que sur les écrans et les éventails, avec une tête d'ivoire ou une figure de papier de riz". Elle se souviendre d'avoir "presque chaque jour", en compagnie de Ding Dunling, consulté et recopié certains poèmes des recueils disponibles dans la Bibliothèque de la rue de Richelieu. [GauJ5,GauJ10]

1863 Goncourt, Edmond de ; Goncourt, Jules de. *Journal des Goncourt* [ID D22308].
Sie schreiben über Théophile Gautier, Judith Gautier und Ding Dunling in Neuilly :
17 juillet
"Nous le trouvons à table, entouré de son fils et de ses deux filles, croquant en manches courtes les écrevisses d'un grand plat, nous contant le Chinois avec lequel elles ont dîné hier, allant chercher les souliers à la chinoise qu'il leur a donnés, bégayant les mots chinois qu'il leur a dits. On se lève de table, on passe au salon. Les fillettes vous attirent doucement vers des petits coins de meubles et d'intimité... pour vous faire épeler une page de leur grammaire chinoise." [GauJ9]

1865 Goncourt, Edmond de ; Goncourt, Jules de. *Journal des Goncourt* [ID D22308].
Sie schreiben über Théophile Gautier, Judith Gautier und Ding Dunling :
4 mai
"Une drôle de table que celle où nous sommes assis chez Théophile Gautier. Il y a ce soir aux côtés de Flaubert et de Bouilhet un vrai Chinois, avec ses yeux retroussés et sa robe groseille, le professeur de chinois des filles de Gautier." [GauJ9]

Bibliographie : Autor

1846 Gautier, Théophile. *Le pavillon sur l'eau*. In : Musée des familles (Sept. 1846). [Gaut15]

1863 Gautier, Théophile. *Poésies nouvelles. Emaux et camées. Théâtre. Poésies diverses*. (Paris : charpentier, 1863). [Enthält das Gedicht *Chinoiserie*]. [WC]

1865 Gautier, Théophile. *Poésies nouvelles et inédites*. (Paris : Charpentier, 1865). [Enthält das Gedicht *A Marguerite*]. [WC]

1867 Gautier, Théophile. *Chinois et Russes à l'Exposition universelle de Paris*. In : Le moniteur universel (Mai 1867). [Gaut15]

1929 [Gautier, Théophile]. *Chao yue shi kong de ai*. Gediye zhu ; Gu Youcheng yi. (Shanghai : Guang hua shu ju, 1929). [Enthält] : *Yi ge mu shi de ai*. Übersetzung von Gautier, Théophile. *La morte amoureuse*. In : La chronique de Paris (1836). Gautier, Théophile. *Arria Marcella*. In : Gautier, Théophile. Un trio de romans : Militona, Jean et Jeanette, Arria Marcella. (Paris : Victor Lecou, 1852).
超越時空的愛 [WC]

1935 [Gautier, Théophile]. *Maban xiao jie*. Getiye zhu ; Lin Weiyin yi. (Shanghai : Zhong hua, 1935). Übersetzung von Gautier, Théophile. *Mademoiselle de Maupin : double amour*. Vol. 1-2. (Paris : E. Renduel, 1835-1836).
馬斑小姐 [WC]

1948 [Gautier, Théophile]. *Mu nai yi lian ai shi*. Gediye zhu ; Tan Hua yi. (Shanghai : Xin chao shu dian, 1948). Übersetzung von Gautier, Théophile. *Le roman de la momie*. (Paris : Hachette ; Nelson, 1858).
木乃伊戀愛史 [WC]

1975 *Ba'erzhake*. [Honoré de Balzac]. (Xianggang : Shanghai shu ju, 1975). (Zuo jia yu zuo pin cong shu).
巴爾扎克
[Enthält] :
Ba'erzhake di sheng ping. [Das Leben von Balzac]. 巴爾扎克的生平
Ba'erzhake di zuo pin. [Die Werke von Balzac]. 克巴爾扎克的作品
[Gautier, Théophile]. *Hui yi di Ba'erzhake*. Gediye. = Übersetzung von Gautier, Théophile. *Honoré de Balzac : sa vie & ses oeuvres*. (Bruxelles : Libraire internationale ; Melin, Cans & Co., 1958.
回憶巴爾扎克 / 戈蒂耶
Gaolidai zhe (xiao shuo). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Gobseck*. In : Balzac, Honoré de. La femme de trente ans. (Paris : Calmann-Lévy, 1830). 高利貸者(小說)
Ba'erzhake di zuo pin. [Die Werke von Balzac]. 克巴爾扎克的作品
Bu ke zhi di jie zuo (xiao shuo). [Unbekannte Meisterwerke]. 不可知的傑作(小說)
Zhe liu yuan (xiao shuo). Übersetzung von Balzac, Honoré de. La grenadière. In : La revue de Paris (1832). 柘榴園(小說) [WC]

1988 [Gautier, Théophile]. *Hui yi Bodelai'er*. Gediye zhu ; Chen Shengsheng yi. (Shenyang : Liaoning ren min, 1988). (Shi jie wen hua ming ren zhuan ji yi cong). Übersetzung von Gautier, Théophile. *Charles Baudelaire*. In : L'univers illustré ; nos 686-692 (1868).
回憶波德萊爾 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1915 David, Henri. *Théophile Gautier : "Le pavillon sur l'eau"*. In : Modern philology ; vol. 13, no 7 (Nov. 1915). [OAS]

Gavault, Paul = Gavault, Paul Armand Marcel (Algier 1867-1951 Paris) : Dramatiker

Bibliographie : Autor

1934 [Gavault, Paul]. *Mai tang xiao nü*. Jiahe zhu ; Wang Liaoyi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Gavault, Paul. *La petite chocolatière : comédie en quatre actes*. (Paris : L'Illustration, 1909). (L'illustration théâtrale ; no 129). [Eur]

1934 [Gavault, Paul]. *Wo de qi*. Jiahe zhu ; Wang Liaoyi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Gavault, Paul. *Mlle Josette, ma femme : comédie en quatre actes*. (Paris : Stock, 1907). In : L'illustration théatrale ; no 49 (1907).
我的妻 [Eur]

Géraldy, Paul = Lefèvre, Paul (Paris 1885-1983) : Schriftsteller, Dramatiker

Bibliographie : Autor

1934 [Géraldy, Paul]. *Ai*. Shelaierdi zhu ; Wang Liaoyi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Géraldy, Paul. *Aimer : pièce en trois actes*. (Paris : L'Illustration, 1921). (La petite illustration. Théatre ; no 56).
愛 [Eur]

Gérard, Auguste (Paris 1852-1922 Pêcherau) : Diplomat, Schriftsteller

Biographie

1893-1897 Auguste Gérard ist bevollmächtigter Gesandter in Beijing. [Clau7]

Bibliographie : Autor

1904 Hémon, Félix. *Sur le Yang-tse : journal d'une double exploration pendant la campagne de Chine (1900-1901)*. Avec préfaces et notes par A[uguste] Gérard. (Paris : C. Delagrave, 1904).
[Yangzi]. [WC]

1918 Gérard, Auguste. *Ma mission en Chine (1893-1897)*. (Paris : Plon-Nourrit, 1918). [WC]

Gérard, Jules (Pignans 1817-1864) : Französischer Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1928 [Gérard, Jules]. *Bu shi*. In : Da jiang yue kan ; vol. 1, no 1 (1928). Übersetzung von Gérard, Jules. *La chasse au lion*. Ornée de gravures dessinées par Gustave Doré, et d'un portrait de Jules Gérard. (Paris : Librairie nouvelle, 1855).
捕獅 [WC,FiR5]

Gide, André (Paris 1869-1951 Paris) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1928 [Gide, André]. *Zhai men*. Andelie Jide zhu ; Mu Mutian yi. (Shanghai : Bei xin shu ju, 1928). Übersetzung von Gide, André. *La porte étroite*. (Paris : Société du Mercure de France, 1909).
窄門 [Eur]

1934 [Gide, André]. *Miao xie zi ji*. Lu Xun yi. In : Yi wen ; vol. 1, no 2 (1934). Übersetzung von Gide, André. *Portrait*. In : Le cri de Paris (1901).
描寫自己 [FiR5]

1938 [Gide, André]. *Tian yuan jiao xiang yue*. Jite zhu ; Shi Xuanhua yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1938). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Gide, André. *La symphonie pastorale*. (Paris : Ed. de la nouvelle revue française, 1919).
田園交響樂 [Eur]

Gilbert de Voisins, Auguste = Gilbert de Voisins, Auguste comte (1877-1939) : Schriftsteller

Biographie

1909-1910 Victor Segalen reist mit Auguste Gilbert de Voisins von Beijing zur Grossen Mauer, nach Xi'an (Shaanxi), Lanzhou (Gansu), Chengdu (Sichuan), Chongqing (Sichuan), Yangzi, Yichang (Hubei), Hankou (Hubei), Nanjing, Shanghai, Kurzbesuch von Japan und Hong Kong bis Beijing. [Seg:S. 8-9]

1913 Victor Segalen kehrt nach Frankreich zurück. Segalen, Auguste Gilbert de Voisins und Jean Lartigue erhalten vom Ministère de l'instruction publique et des beaux-Arts den Auftrag einer archäologischen und topographischen Expedition in China. Finanziert wird die Expedition von der Académie des inscriptions et belles-lettres. Er trifft Edouard Chavannes, Henri Cordier, Paul Pelliot und Emile Sénart. Segalen kehrt dann Tianjin zurück und reist nach Beijing, um die Expedition vorzubereiten. [Seg19:S. 160,Seg20:S. 22,Seg:S. 8]

1914 Expedition von Victor Segalen, Auguste Gilbert de Voisins und Jean Lartigue.
Voisins ist für die Archäologie, Lartigue für die Topographie zuständig. Sie reisen von Beijing nach Luoyang (Henan) zu den buddhistischen Grotten Longmen, nach Lintong, Xi'an (Shaanxi), wo sie das Grab von Shi Huangdi finden. Segalen schreibt an Paul de Cassagnac : "La grande pleine de Si-ngang fou se navigue comme une mer dont les îles seraient les tumuli d'empereurs, de concubines et de princesses."
Segalen entdeckt den Grabhügel von Kaiser Han Wudi, das Grab von General Huo Qubing, bewacht von einer Statue eines Pferdes (117 v. Chr.) und Säulen aus der Han-Zeit. Segalen und Voisins gehen nach Sichuan, Baoqi, zum Jialing jiang, treffen Lartigue in Baoning [Langzhong]. Sie erforschen Küstengräber, Grabstätten der Han, buddhistische Plastiken aus dem 6. Jh., den Buddha in Jiading. Lartigue reist nach Chongqing, Segalen und Voisins nach Chengdu. Sie treffen Pierre Bons d'Anty, der ihnen erklärt, dass sie Tibet wegen einer lokalen Rebellion nicht besuchen können. Sie reisen zur Mission Yazhou, zum Grab des Gao Yi und entdecken eine Stele der Han-Zeit. Dann nach Dajianlu (Sichuan), Lijiang (Yunnan), zum Yangzi. Ein Telegramm ruft sie nach Tianjin zurück, um des Zweiten Weltkrieges wegen nach Frankreich zurückzureisen. [Seg19:S. 161-166,Seg:S. 8-9]

1923 Gilbert de Voisins, Auguste comte. *Voyages : écrit en Chine* [ID D20203].
Voisins schreibt : "Les stèles, dans cette ville, vont admirables, d'une noblesse parfaite, d'une élégance forte et souple qui nous émerveille. Leur pierre a pris un ton gris très singulier, les caractères gravés qui les couvrent sont les plus beaux que j'aie vus." [Seg19:S. 72]

1939 Tod von Auguste Gilbert de Voisins.

Bibliographie : Autor

1913 Gilbert de Voisins, Auguste comte. *Ecrit en Chine*. (Paris : Floury, 1913). = *Voyages : écrit en Chine*. Vol. 1-2. (Paris : G. Crès, 1923). [WC]

1914 Segalen, Victor ; Gilbert de Voisins, Auguste ; Lartigue, Jean. *Mission archéologique en Chine*. (1914 et 1917). Vol. 1-3. (Paris : P. Geuthner, 1923-1935).
Vol. 1 : La sculpture et les monuments funéraires (provinces du Chan-si et su Sseu-tsch'ouan). Pl. 1-68. (1923). [Shaanxi, Sichuan].
Vol. 2 : Monuments funéraires (région de Nankin), monuments bouddhiques (province du Sseu-tsch'ouan). Pl. 69-144. (1924). [Nanjing, Sichuan].
[Vol. 3-4] : L'art funéraire à l'époque des Han. Vol. 1-2. (1935). [Yuan]

1923-1935 Segalen, Victor ; Gilbert de Voisins, Auguste ; Lartigue, Jean. Mission archéologique en Chine. (1914 et 1917). Vol. 1-3. (Paris : P. Geuthner, 1923-1935). Vol. 1 : La sculpture et les monuments funéraires (provinces du Chan-si et su Sseu-tsch'ouan). Pl. 1-68. (1923). [Shaanxi, Sichuan].
Vol. 2 : Monuments funéraires (région de Nankin), monuments bouddhiques (province du Sseu-tsch'ouan). Pl. 69-144. (1924). [Nanjing, Sichuan].
[Vol. 3-4] : L'art funéraire à l'époque des Han. Vol. 1-2. (1935). [WC]

1930 [Segalen, Victor]. *Zhongguo xi bu kao gu ji*. Feng Chengjun yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1930). Übersetzung von Segalen, Victor ; Gilbert de Voisins, Auguste ; Lartigue, Jean. *Mission archéologique en Chine (1914)*. Vol. 1-3. (Paris : P. Geuthner, 1923-1935). [Yuan,Eur,Int]

Giono, Jean (Manosque, Alpes-de-Haute-Provence 1895-1970 Manosque) : Schriftsteller, Dramatiker

Bibliographie : Autor

1934 *Falanxi xian dai duan pian ji*. Dai Wangshu xuan yi ; [Luo Dagang yi]. (Shanghai : Tian ma shu dian, 1934). [Übersetzung von französischen Kurzgeschichten von Jean Giono, Guillaume Apollinaire, Paul Vaillant-Couturier, Henri Alain-Fournier, Marcel Jouhandeau et al.].
法蘭西現代短篇集 [WC,LeeG1]

Gobineau, Joseph Arthur de = Gobineau, Joseph Arthur comte de Les Pléiades (Ville-d'Avray 1816-1882 Turin) : Diplomat, Schriftsteller, Dramatiker, Historiker

Biographie

1853-1855.1 Gobineau, Joseph Arthur de. *Essai sur l'inégalité des races humaines* [ID D20711].
Livre troisième : Chapitre IV : La race jaune.

À mesure que les tribus hindoues se sont plus avancées vers l'est, et qu'après avoir longé les monts Vyndhias, elles ont dépassé le Gange et le Brahmapoutra pour pénétrer dans le pays des Birmans, nous les avons vues se mettre en contact avec des variétés humaines que l'occident de l'Asie ne nous avait pas encore fait connaître. Ces variétés, non moins multipliées dans leurs nuances physiques et morales que les différences déjà constatées chez l'espèce nègre, nous sont une nouvelle raison d'admettre, par analogie, que la race blanche eut aussi, comme les deux autres, ses séparations propres, et que non seulement il exista des inégalités entre elle et les hommes noirs et ceux de la nouvelle catégorie que j'aborde, mais encore que, dans son propre sein, la même loi exerça son influence, et qu'une diversité pareille distingua ses tribus et les disposa par étages.

Une nouvelle famille, très bigarrée de formes, de physionomie et de couleur, très spéciale dans ses qualités intellectuelles, se présente à nous aussitôt que nous sortons du Bengale en marchant vers l'est, et comme des affinités évidentes réunissent à cette avant-garde de vastes populations marquées de son cachet, il nous faut adopter, pour tout cet ensemble, un nom unique, et, malgré les différences qui le fractionnent, lui attribuer une dénomination commune. Nous nous trouvons en face des peuples jaunes, troisième élément constitutif de la population du monde.

Tout l'empire de la Chine, la Sibérie, l'Europe entière, à l'exception, peut-être, de ses extrémités les plus méridionales, tels sont les vastes territoires dont le groupe jaune se montre possesseur aussitôt que des émigrants blancs mettent le pied dans les contrées situées à l'ouest, au nord ou à l'est des plateaux glacés de l’Asie centrale.

Cette race est généralement petite, certaines même de ses tribus ne dépassent pas les proportions réduites des nains. La structure des membres, la puissance des muscles sont loin d'égaler ce que l'on voit chez les blancs. Les formes du corps sont ramassées, trapues, sans beauté ni grâce, avec quelque chose de grotesque et souvent de hideux. Dans la physionomie, la nature a économisé le dessin et les lignes. Sa libéralité s'est bornée à l'essentiel : un nez, une bouche, de petits yeux sont jetés dans des faces larges et plates, et semblent tracés avec une négligence et un dédain tout à fait rudimentaires. Évidemment, le Créateur n'a voulu faire qu'une ébauche. Les cheveux sont rares chez la plupart des peuplades. On les voit cependant, et comme par réaction, effroyablement abondants chez quelques-unes et descendant jusque dans le dos ; pour toutes, noirs, roides, droits et grossiers comme des crins. Voilà l'aspect physique de la race jaune .

Quant à ses qualités intellectuelles, elles ne sont pas moins particulières, et font une opposition si tranchée aux aptitudes de l'espèce noire, qu'ayant donné à cette dernière le titre de féminine, j'applique à l'autre celui de mâle, par excellence. Un défaut absolu d'imagination, une tendance unique à la satisfaction des besoins naturels, beaucoup de ténacité et de suite appliqué à des idées terre à terre ou ridicules, quelque instinct de la liberté individuelle, manifesté, dans le plus grand nombre des tribus, par l'attachement à la vie nomade, et, chez les peuples les plus civilisés, par le respect de la vie domestique ; peu ou point d'activité, pas de curiosité d'esprit, pas de ces goûts passionnés de parure, si remarquables chez les nègres : voilà les traits principaux que toutes les branches de la famille mongole possèdent, en commun, à des degrés différents. De là, leur orgueil profondément convaincu et leur médiocrité non moins caractéristique, ne sentant rien que l'aiguillon matériel, et ayant trouvé dès longtemps le moyen d'y satisfaire. Tout ce qui se fait en dehors du cercle étroit qu'elles connaissent leur paraît insensé, inepte, et ne leur inspire que pitié. Les peuples jaunes sont beaucoup plus contents d'eux-mêmes que les nègres, dont la grossière imagination, constamment en feu, rêve à tout autre chose qu'au moment présent et aux faits existants.

Mais, il faut aussi en convenir, cette tendance générale et unique vers les choses humblement positives, et la fixité de vues, conséquence de l'absence d'imagination, donnent aux peuples jaunes plus d'aptitude à une sociabilité grossière que les nègres n'en possèdent. Les plus ineptes esprits, n'ayant, pendant des siècles, qu'une seule pensée dont rien ne les distrait, celle de se nourrir, de se vêtir et de se loger, finissent par obtenir, dans ce genre, des résultats plus complets que des gens qui, naturellement non moins stupides, sont encore dérangés sans cesse, des réflexions qui pourraient leur venir, par des fusées d'imagination. Aussi les peuples jaunes sont-il devenus assez habiles dans quelques métiers, et ce n'est pas sans surprise qu'on les voit, dès l'antiquité la plus haute, laisser, comme marque irréfragable de leur présence dans une contrée, des traces d'assez grands travaux de mines. C'est là, pour ainsi dire, le rôle antique et national de la race jaune. Les nains sont des forgerons, sont des orfèvres, et de ce qu'ils ont possédé une telle science et l'ont conservée à travers les siècles jusqu'à nos jours (car, à l'est des Tongouses orientaux et sur les bords de la mer d'Ochotsk, les Doutcheris et d'autres peuplades ne sont pas des forgerons moins adroits que les Permiens des chants scandinaves), il faut conclure que, de tout temps, les Finnois se sont trouvés, au moins, propres à former la partie passive de certaines civilisations .

D'où venaient ces peuples ? Du grand continent d'Amérique. C'est la réponse de la physiologie comme de la linguistique ; c'est aussi ce qu'on doit conclure de cette observation, que, dès les époques les plus anciennes, avant même ce que nous nommons les âges primitifs, des masses considérables de populations jaunes s'étaient accumulées dans l'extrême nord de la Sibérie, et de là avaient prolongé leurs campements et leurs hordes jusque très avant dans le monde occidental, donnant sur leurs premiers ancêtres des renseignements fort peu honorables.

Elles prétendaient descendre des singes, et s'en montraient très satisfaites. Il n'est dès lors pas étonnant que l'épopée hindoue, ayant à dépeindre les auxiliaires aborigènes de l'héroïque époux de Sita dans sa campagne contre Ceylan, nous dise tout simplement que ces auxiliaires étaient une armée de singes. Peut-être, en effet, Rama, voulant combattre les peuples noirs du sud du Dekkhan, eut-il recours à quelques tribus jaunes campées sur les contreforts méridionaux de l'Himalaya.

Quoi qu'il en puisse être, ces nations étaient fort nombreuses, et quelques déductions bien claires de points déjà connus vont l'établir à l'instant.

Ce n'est pas un fait nécessaire à prouver, car il l'est surabondamment, que les nations blanches ont toujours été sédentaires, et, comme telles, n'ont jamais quitté leurs demeures que par contrainte. Or, le plus ancien séjour connu de ces nations étant le haut plateau de l'Asie centrale, si elles l'ont abandonné, c'est qu'on les en a chassées. Je comprends bien que certaines branches, parties seules, isolément, pourraient être considérées comme ayant été victimes de leurs congénères, et battues, violentées par des parents. Je l'admettrai pour les tribus helléniques et pour les zoroastriennes ; mais je ne saurais étendre ce raisonnement à la totalité des migrations blanches. La race entière n'a pas dû s'expulser de chez elle dans tout son ensemble, et cependant on la voit se déplacer, pour ainsi dire, en masse et presque en même temps, avant l'an 5000. À cette époque et dans les siècles qui en sont le plus rapprochés, les Chamites, les Sémites, les Arians, les Celtes et les Slaves désertent également leurs domaines primitifs. L'espèce blanche s'échappe de tous côtés, s'en va de toutes parts, et certes dans une telle dissolution, qui finit par laisser ses plaines natales aux mains des jaunes, il est difficile de voir autre chose que le résultat d'une pression des plus violentes opérée par ces sauvages sur son faisceau primordial.

D'un autre côté, l'infériorité physique et morale des multitudes conquérantes est si claire et si constatée, que leur invasion et la victoire finale qui en démontre la force, ne peuvent avoir leur source ailleurs que dans le très grand nombre des individus agglomérés dans ces bandes. Il n'est, dès lors, pas douteux que la Sibérie regorgeait de populations finnoises, et c'est aussi ce que va démontrer bientôt un ordre de preuves qui, cette fois, appartient à l'histoire. Pour le moment, poursuivant le rayon de clarté que la comparaison de la vigueur relative des races jette sur les événements de ces temps obscurs, je ferai remarquer encore que, si l'on admet la victoire des nations jaunes sur les blanches et la dispersion de ces dernières, il faudra aussi s'accommoder de l'alternative suivante :

Ou bien le territoire des nations blanches s'étendait beaucoup vers le nord et très peu vers l'est, atteignant au moins, dans la première direction, l'Oural moyen, et, dans l'autre, ne dépassant pas le Kouen-loun, ce qui semblerait impliquer un certain développement vers les steppes du nord-ouest ;

Ou bien ces peuples, ramassés sur les crêtes du Mouztagh, dans les plaines élevées qui suivent immédiatement, et dans les trois Thibets, n'existaient qu'en nombre très faible et dans une proportion compatible avec l'étendue médiocre de ces territoires et les ressources alimentaires fort réduites, presque nulles, qu'ils peuvent offrir.

Je vais d'abord expliquer comment je me vois contraint de tracer ces limites ; ensuite j'établirai par quelle raison il faut repousser la seconde hypothèse et s'attacher fortement à la première.

J'ai dit que la race jaune se montrait en possession primordiale de la Chine, et, en outre, que le type noir à tête prognathe et laineuse, l'espèce pélagienne, remontait jusqu'au Kouen-loun, d'une part, et, de l'autre côté, jusqu'à Formose , au japon et par delà. Aujourd'hui même des populations de ce genre habitent ces pays reculés.

Voir le nègre établi si avant dans l'intérieur de l'Asie a déjà été pour nous la grande preuve de l’alliance, en quelque sorte, originelle des Chamites et des Sémites avec ces peuples d'essence inférieure ; j'ai dit originelle, parce que l'alliance fut évidemment contractée avant la descente des envahisseurs dans les pays mésopotamiques de l'Euphrate et du Tigre.

Maintenant, en nous transportant des plaines de la Babylonie à celles de la Chine, nous trouverons un spécimen des résultats gradués du mélange des deux espèces noire et jaune dans ces métis qui habitent le Yun-nan, et que Marco-Polo appelle les Zerdendam. En allant plus loin, nous rencontrerons encore cette autre famille, non moins marquée des caractères de l'alliage, qui couvre la province chinoise du Fo-kien, et enfin nous tomberons au milieu des nuances innombrables de ces groupes cantonnés dans les provinces méridionales du Céleste Empire, dans l'Inde transgangétique, dans les archipels de la mer des Indes, depuis Madagascar jusqu'à la Polynésie, et depuis la Polynésie jusqu'aux rives occidentales de l’Amérique, atteignant l'île de Pâques .

Ainsi la race noire a embrassé tout le sud de l'ancien monde et envahi fortement sur le nord, tandis que la jaune, se rencontrant avec elle à l'orient de l'Asie, y contractait un hymen fécond dont les rejetons occupent tous les amas d'îles prolongés dans la direction du pôle austral. Si l'on réfléchit que le centre, le foyer de l'espèce mélanienne est l'Afrique, et que c'est de là que s’est opérée sa diffusion principale, et, en outre, que la race jaune, en même temps que ses métis possédaient les îles, allait aussi se reproduisant au nord et à l'est de l'Asie et dans toute l'Europe, on en conclura que la famille blanche, pour ne pas se perdre et disparaître au milieu des variétés inférieures, devait unir à la puissance de son génie et de son courage la garantie du nombre, bien qu'à un moindre degré, sans doute, que ses adversaires.

Nous ne pouvons même essayer le dénombrement des masses chamites et sémites qui descendirent, par les passages de l’Arménie, dans les régions du sud et de l'ouest. Mais, du moins, considérons le nombre énorme des mélanges qui s'en firent avec la race noire, jusque par delà les plaines de l'Éthiopie, et, au nord, sur toute la côte d'Afrique, au delà de l'Atlas, tendant vers le Sénégal ; regardons les produits de ces hymens peuplant l'Espagne, la basse Italie, les îles grecques, et nous serons en situation de nous persuader que l'espèce blanche ne se limitait pas à quelques tribus. Nous en devons décider ainsi d'autant plus sûrement, qu'aux multitudes que je viens d'énumérer il convient d'ajouter encore les nations arianes de toutes les branches méridionales, et les Celtes, et les Slaves, et les Sarmates, et d'autres peuples sans célébrité, mais nullement sans influence, qui restèrent au milieu des jaunes.

La race blanche était donc aussi fort prolifique, et puisque les deux espèces noire et finnoise ne lui permettaient pas de dépasser le Mouztagh et l'Altaï à l'est, l'Oural à l'ouest, resserrée dans de telles limites, elle s'étendait, au nord, jusque vers le cours moyen de l'Amour, le lac Baïkal et l'Obi.

Les conséquences de cette disposition géographique sont considérables et vont, tout à l'heure, trouver leurs applications.

J'ai constaté les facultés pratiques de la race jaune. Toutefois, en lui reconnaissant des aptitudes supérieures à celles de la noire pour les basses fonctions d'une société cultivée, je lui ai refusé la capacité d'occuper un rang glorieux sur l'échelle de la civilisation, et cela parce que son intelligence, bornée autrement, ne l'est pas moins étroitement que celle des nègres, et parce que son instinct de l'utile est trop peu exigeant.

Il faut relâcher quelque chose de la sévérité de ce jugement lorsqu'il s'agit, non plus de l'espèce jaune, non plus du type noir, mais du métis des deux familles, le Malais. Que l'on prenne, en effet, un Mongol, un habitant de Tonga-Tabou et un nègre pélagien ou hottentot, l'habitant de Tonga-Tabou, tout inculte qu'il soit, montrera certainement un type supérieur.

Il semblerait que les défauts des deux races se sont balancés et modérés dans le produit commun, et que, plus d'imagination relevant l'esprit, tandis qu'un sentiment moins faux de la réalité restreignait l'imagination, il en est résulté plus d'aptitude à comparer, à saisir, à conclure. Le type physique a éprouvé aussi d'heureuses modifications. Les cheveux du Malais sont durs et revêches, à la vérité ; mais, enclins à se crêper, ils ne le font pas ; le nez est plus formé que chez les Kalmouks. Pour quelques insulaires, à Tahiti par exemple, il devient presque semblable au nez droit de la race blanche. L’œil n'est plus toujours relevé à l'angle externe. Si les pommettes restent saillantes, c'est que ce trait est commun aux deux races génératrices. Les Malais sont, du reste, on ne peut plus différents entre eux. Suivant que le sang noir ou jaune domine dans la formation d'une tribu, les caractères physiques et moraux s'en ressentent. Les alliages postérieurs ont augmenté cette extrême variabilité de types. En somme, deux signes, nettement distinctifs, demeurent à toutes ces familles, comme un présent de leur double origine : plus intelligentes que le nègre et l'homme jaune, elles ont gardé de l'un l'implacable férocité, de l'autre l'insensibilité glaciale .

J'ai achevé ce qu'il y avait à dire sur les peuples qui figurent dans l'histoire de l'Asie orientale, il est maintenant à propos de passer à l'examen de leur civilisation. Le plus haut degré s'en rencontre en Chine. C'est là qu'est, tout à la fois, le point de départ de leur culture et sa plus originale expression : c'est donc là qu'il convient de l'étudier. [Gob1]

1853-1855.2 Gobineau, Joseph Arthur de. *Essai sur l'inégalité des races humaines* [ID D20711].
Livre troisième : Chapitre V : Les Chinois. (1)
Je me trouve, d'abord, en dissentiment avec une idée assez généralement répandue. On incline à considérer la civilisation chinoise comme la plus ancienne du monde, et je n'en aperçois l'avènement qu'à une époque inférieure à l'aurore du brahmanisme, inférieure à la fondation des premiers empires chamites, sémites et égyptiens. Voici mes raisons. Il va sans dire que l'on ne discute plus les affirmations chronologiques et historiques des Tao-sse. Pour ces sectaires, les cycles de 300 000 années ne coûtent absolument rien. Comme ces périodes un peu longues forment le milieu où agissent des souverains à têtes de dragons, et dont les corps sont contournés en serpents monstrueux, ce qu'il y a de mieux à faire, c'est d'en abandonner l'examen à la philosophie, qui pourra y glaner quelque peu, mais d'en écarter, avec grand soin, l'étude des faits positifs.

La date la plus rationnelle où se placent les lettrés du Céleste Empire pour juger de leur état antique, c'est le règne de Tsin-chi-hoang-ti, qui, pour couper court aux conspirations féodales et sauver la cause unitaire dont il était le promoteur, voulut étouffer les anciennes idées, fit brûler la plupart des livres, et ne consentit à sauver que les annales de la dynastie princière de Tsin, dont lui-même descendait. Cet événement arriva 207 ans avant J.-C.

Depuis cette époque, les faits sont bien détaillés, suivant la méthode chinoise. Je n'en goûte pas moins l'observation d'un savant missionnaire, qui voudrait voir dans ces lourdes compilations un peu plus de critique européenne. Quoi qu'il en soit, à dater de ce moment, tout s'enchaîne tant bien que mal. Quand on veut remonter au-delà, il n'en est pas longtemps de même. Tant qu'on reste dans les temps rapprochés de Tsin-chi-hoang-ti, la clarté continue en s'affaiblissant. On remonte ainsi, de proche en proche, jusqu'à l'empereur Yaô. Ce prince régna cent et un ans, et son avènement est placé à l'an 2357 avant J.-C. Par delà cette époque, les dates, déjà fort conjecturales, sont remplacées par une complète incertitude. Les lettrés ont prétendu que cette fâcheuse interruption d'une chronique dont les matériaux, suivant eux, pourraient remonter aux premiers jours du monde, n'est que la conséquence de ce fameux incendie des livres, déploré de père en fils, et devenu un des beaux sujets d'amplification que la rhétorique chinoise ait à commandement. Mais, à mon gré, ce malheur ne suffit pas pour expliquer le désordre des premières annales. Tous les peuples de l'ancien monde ont eu leurs livres brûlés, tous ont perdu la chaîne systématique de leurs dynasties en tant que les livres primitifs devaient en être les dépositaires, et cependant tous ces peuples ont conservé assez de débris de leur histoire pour que, sous le souffle vivifiant de la critique, le passé se relève, se remue, ressuscite, et, se dévoilant peu à peu, nous montre une physionomie à coup sûr bien ancienne, bien différente des temps dont nous avons la tradition. Chez les Chinois, rien de semblable. Aussitôt que les temps positifs cessent, le crépuscule s'évanouit, et de suite on arrive, non pas aux temps mythologiques, comme partout ailleurs, mais à des chronologies inconciliables, à des absurdités de l'espèce la plus plate, dont le moindre défaut est de ne rien contenir de vivant.

Puis, à côté de cette nullité prétentieuse de l'histoire écrite, une absence complète et bien significative de monuments. Ceci appartient au caractère de la civilisation chinoise. Les lettrés sont grands amateurs d'antiquités, et les antiquités manquent ; les plus anciennes ne remontent pas au delà du VIIIe siècle après J.-C. De sorte que, dans ce pays stable par excellence, les souvenirs figurés, statues, vases, instruments, n'ont rien qui puisse être comparé, pour l'ancienneté, avec ce que notre Occident si remué, si tourmenté, si ravagé et transformé tant de fois, peut cependant étaler avec une orgueilleuse abondance. La Chine n'a matériellement rien conservé qui nous reporte même de loin, à ces époques extravagantes ou quelques savants du dernier siècle se réjouissaient de voir l'histoire s'enfoncer en narguant les témoignages mosaïques.

Laissons donc de côté les concordances impossibles des différents systèmes suivis par les lettrés pour fixer les époques antérieures à Tsin-chi-hoang-ti, et ne recueillons que les faits appuyés de l'assentiment des autres peuples, ou portant avec eux une suffisante certitude.

Les Chinois nous disent que le premier homme fut Pon-kou. Le premier homme, disent-ils ; mais ils entourent cet être primordial de telles circonstances qu'évidemment il n'était pas seul dans le lieu où ils le font apparaître. Il était entouré de créatures inférieures à lui, et ici on se demande s'il n'avait pas affaire à ces fils de singes, ces hommes jaunes dont la singulière vanité se complaisait à réclamer une si brutale origine.

Le doute se change bientôt en certitude. Les historiens indigènes affirment qu'à l'arrivée des Chinois, les Miao occupaient déjà la contrée, et que ces peuples étaient étrangers aux plus simples notions de sociabilité. Ils vivaient dans des trous, dans des grottes, buvaient le sang des animaux qu'ils attrapaient à la course, ou bien, à défaut de chair crue, mangeaient de l'herbe et des fruits sauvages. Quant à la forme de leur gouvernement, elle ne démentait pas tant de barbarie. Les Miao se battaient à coups de branches d'arbres, et le plus vigoureux restait le maître jusqu'à ce qu'il en vînt un plus fort que lui. On ne rendait aucun, honneur aux morts. On se contentait de les empaqueter dans des branches et des herbages, on les liait au milieu de ces espèces de fagots, et on les cachait sous des buissons .

Je remarquerai, en passant, que voilà bien, dans une réalité historique, l'homme primitif de la philosophie de Rousseau et de ses partisans ; l'homme qui, n'ayant que des égaux, ne peut aussi fonder qu'une autorité transitoire dont une massue est la légitimité, genre de droit assez souvent frappé de défaveur devant des esprits un peu libres et fiers. Malheureusement pour l'idée révolutionnaire, si cette théorie rencontre une preuve chez les Miao et chez les noirs, elle n'a pas encore réussi à la découvrir chez les blancs, où nous ne pouvons apercevoir une aurore privée des clartés de l'intelligence.

Pan-Kou, au milieu de ces fils de singes, fut donc regardé, et j'ose le dire, avec pleine raison, comme le premier homme. La légende chinoise ne nous fait pas assister à sa naissance. Elle ne nous le montre pas créature, mais bien créateur, car elle déclare expressément qu'il commença à régler les rapports de l'humanité. D'où venait-il, puisque, à la différence de l'Adam de la Genèse, de l'autochtone, phénicien et athénien, il ne sortait pas du limon ? Sur ce point la légende se tait ; cependant, si elle ne sait pas nous apprendre où il est né, elle nous indique, du moins, où il est mort et où il fut enterré : c'est, dit-elle, dans la province méridionale de Honan.

Cette circonstance n'est pas à négliger, et il faut la rapprocher, sans retard, d'un renseignement très clairement articulé par le Manava-Dharma-Sastra. Ce code religieux des Hindous, compilé à une époque postérieure à la rédaction des grands poèmes, mais sur des documents incontestablement fort anciens, déclare, d'une manière positive, que le Maha-Tsin, le grand pays de la Chine, fut conquis par des tribus des kschattryas réfractaires qui, après avoir passé le Gange et erré pendant quelque temps dans le Bengale, traversèrent les montagnes de l'est et se répandirent dans le sud du Céleste Empire, dont ils civilisèrent les peuples .

Ce renseignement acquiert beaucoup plus de poids encore venant des brahmanes que s'il émanait d'une autre source. On n'a pas la moindre raison de supposer que la gloire d'avoir civilisé un territoire différent du leur, par une branche de leur nation, ait eu de quoi tenter leur vanité et égarer leur bonne foi. Du moment qu'on sortait de l'organisation voulue chez eux, on leur devenait odieux, on était coupable à tous les chefs et renié ; et, de même qu'ils avaient oublié leurs liens de parenté avec tant de nations blanches, ils en auraient fait autant de ceux-là, si la séparation s'était opérée à une époque relativement basse et dans un temps où, la civilisation de l'Inde étant déjà fixée, il n'y avait plus moyen de ne pas apercevoir un fait aussi considérable que le départ et la colonisation séparatiste d'un nombre important de tribus appartenant à la seconde caste de l'État. Ainsi, rien n'infirme, tout appuie, au contraire, le témoignage des lois de Manou, et il en résulte que la Chine, à une époque postérieure aux premiers temps héroïques de l'Inde, a été civilisée par une nation immigrante de la race hindoue, kschattrya, ariane, blanche, et, par conséquent, que Pan-Kou, ce premier homme que, tout d'abord, on est surpris de voir défini en législateur par la légende chinoise, était ou l'un des chefs, ou le chef, ou la personnification d'un peuple blanc venant opérer en Chine, dans le Honan, les mêmes merveilles qu'un rameau également hindou avait, antérieurement, préparées dans la vallée supérieure du Nil.

Dès lors s'expliquent aisément les relations très anciennes de l'Inde avec la Chine, et l'on n'a plus besoin, pour les commenter, de recourir à l'hypothèse aventurée d'une navigation toujours difficile. La vallée du Brahmapoutra et celle qui, longeant le cours de l'Irawaddy, enferme les plaines et les nombreux passages du pays des Birmans, offraient aux vratyas du Ho-nan des chemins déjà bien connus, puisqu'il avait jadis fallu les suivre pour quitter l'Aryavarta.

Ainsi, en Chine, comme en Égypte, à l'autre extrémité du monde asiatique, comme dans toutes les régions que nous avons déjà parcourues jusqu'ici, voilà un rameau blanc chargé par la Providence d'inventer une civilisation. Il serait inutile de chercher à se rendre compte du nombre de ces Arians réfractaires qui, dès leur arrivée dans le Ho-nan, étaient probablement mélangés et déchus de leur pureté primitive. Quelle que fût leur multitude, petite ou grande, leur tâche civilisatrice n'en était pas moins possible. Ils avaient, par suite de leur alliance, des moyens d'agir sur les masses jaunes. Puis, ils n'étaient pas les seuls rejetons de la race illustre adressés vers ces contrées lointaines, et ils devaient s'y associer d'anciens parents aptes à concourir, à aider à leur œuvre.

Aujourd'hui, dans les hautes vallées qui bordent le grand Thibet du côté du Boutan, on rencontre, tout aussi bien que sur les crêtes neigeuses, des contrées situées plus à l'ouest, des tribus très faibles, très clairsemées, pour la plupart étrangement mêlées, à la vérité, qui cependant accusent une descendance ariane. Perdues, comme elles le sont, au milieu des débris noirs et jaunes de toute provenance, on est en droit de comparer ces peuplades à tels morceaux de quartz qui, entraînés par les eaux, contiennent de l'or et viennent de fort loin. Peut-être les orages ethniques, les catastrophes des races les ont-elles portées là où leur espèce elle-même n'avait jamais apparu. Je ne me servirai donc pas de ces détritus par trop altérés, et je me borne à constater leur existence.

Mais, beaucoup plus avant dans le nord, nous apercevons, à une époque assez récente, vers l'an 177 avant J.-C., de nombreuses nations blanches à cheveux blonds ou rouges, à yeux bleus, cantonnées sur les frontières occidentales de la Chine. Les écrivains du Céleste Empire, à qui l'on doit la connaissance de ce fait, nomment cinq de ces nations. Remarquons d'abord la position géographique qu'elles occupaient à l'époque où elles nous sont révélées.

Les deux plus célèbres sont les Yue-tchi et les Ou-soun. Ces deux peuples habitaient au nord du Hoang-ho, sur la limite du désert de Gobi.

Venaient ensuite, à l'est des Ou-soun, les Khou-te.

Plus haut, au nord des Ou-soun, à l'ouest du Baïkal, étaient les Tingling.

Les Kian-kouans, ou Ha-kas, succédaient à ces derniers et dépassaient le Yénisseï.

Enfin, plus au sud, dans la contrée actuelle du Kaschgar, au delà du Thian-chan, s'étendaient les Chou-le ou Kin-tcha, que suivaient les Yan-Thsai, Sarmates-Alains, dont le territoire allait jusqu'à la met Caspienne.

De cette façon, à une époque relativement rapprochée de nous, puisque c'est au IIe siècle avant notre ère, et après tant de grandes migrations de la race blanche qui auraient dû épuiser l'espèce, il en restait encore, dans l'Asie centrale, des branches assez nombreuses et assez puissantes pour enserrer le Thibet et le nord de la Chine, de sorte que non seulement le Céleste Empire possédait, au sein des provinces du sud, des nations arianes-hindoues immigrantes à l'époque où commence son histoire, mais, de plus, il est bien difficile de ne pas admettre que les antiques peuples blancs du nord et de l'ouest, fuyant la grande irruption de leurs ennemis jaunes, n'aient pas été souvent rejetés sur la Chine et forcés de s'unir à ses populations originelles. Ce n'eût été, dans l'est de l'Asie, que la répétition de ce qui s'était fait au sud-ouest par les Chamites, les enfants de Sem et les Arians hellènes et zoroastriens. En tout cas, il est hors de doute que ces populations blanches des frontières orientales se montraient, à une époque très ancienne, beaucoup plus compactes qu'elles ne le pouvaient être aux débuts de notre ère. Cela suffit pour démontrer la vraisemblance, la nécessité même de fréquentes invasions et partant de fréquents mélanges.

Je ne doute pas toutefois que l'influence des kschattryas du sud n'ait été d'abord dominante. L'histoire l'établit suffisamment. C'est au sud que la civilisation jeta ses premières racines, c'est de là qu'elle s'étendit dans tous les sens.

On ne s'attend pas sans doute à trouver, dans des kschattryas réfractaires, des propagateurs de la doctrine brahmanique. En effet, le premier point qu'ils devaient rayer de leurs codes, c'était la supériorité d'une caste sur toutes les autres, et, pour être logiques, l'organisation même des castes. D'ailleurs, comme les Égyptiens, ils avaient quitté le gros des nations arianes à une époque où peut-être le brahmanisme lui-même n'avait pas encore complètement développé ses principes. On ne trouve donc rien en Chine qui se rattache directement au système social des Hindous ; cependant, si les rapports positifs font défaut, il n'en est pas de même des négatifs. On en rencontre de cette espèce qui donnent lieu à des rapprochements assez curieux.

Quand, pour cause de dissentiments théologiques, les nations zoroastriennes se séparèrent de leurs parents, elles leur témoignèrent une haine qui se manifesta par l'attribution du nom vénéré des dieux brahmaniques aux mauvais esprits et par d'autres violences de même sorte. Les kschattryas de la Chine, déjà mêlés au sang des jaunes, paraissent avoir considéré les choses sous un aspect plutôt mâle que féminin, plutôt politique que religieux, et, de ce point de vue, ils ont fait une opposition tout aussi vive que les Zoroastriens. C'est en se mettant au rebours des idées les plus naturelles qu'ils ont manifesté leur horreur contre la hiérarchie brahmanique.

Ils n'ont pas voulu admettre de différence de rangs, ni de situations pures ou impures résultant de la naissance. Ils ont substitué à la doctrine de leurs adversaires l'égalité absolue. Cependant, comme ils étaient poursuivis, malgré eux et en vertu de leur origine blanche, par l'idée indestructible d'une inégalité annexée à la race, ils conçurent la pensée singulière d'anoblir les pères par leurs enfants, au lieu de rester fidèles à l'antique notion de l'illustration des enfants par la gloire des pères. Impossible de voir dans cette institution, qui relève, suivant le mérite d'un homme, un certain nombre des générations ascendantes, un système emprunté aux peuples jaunes. Il ne se trouve nulle part chez eux, que là où la civilisation chinoise l'a importé. En outre, cette bizarrerie répugne à toute idée réfléchie, et, même en se mettant au point de vue chinois, elle est encore absurde. La noblesse est une prérogative honorable pour qui la possède. Si l'on veut la faire adhérer uniquement au mérite, il n'est pas besoin de lui créer un rang à part dans l'État en la forçant de monter ou de descendre autour de la personne qui en jouit. Si, au contraire, on se préoccupe de lui créer une suite, une conséquence étendue à la famille de l'homme favorisé, ce n'est pas à ses aïeux qu'il faut l'appliquer, puisqu'ils n'en peuvent jouir. Autre raison très forte : il n'y a aucune espèce d'avantage, pour celui qui reçoit une telle récompense, à en parer ses ancêtres, dans un pays où tous les ancêtres sans distinction, étant l'objet d'un culte officiel et national, sont assez respectés et même adorés. Un titre de noblesse rétrospectif n'ajoute donc que peu de chose aux honneurs dont ils jouissent. Ne cherchons pas, en conséquence, dans l'idée chinoise ce qu'elle a l'air de donner, mais bien une opposition aux doctrines brahmaniques, dont les kschattryas immigrants avaient horreur et qu'ils voulaient combattre. Le fait est d'autant plus incontestable, qu'à côté de cette noblesse fictive les Chinois n'ont pu empêcher la formation d'une autre, qui est très réelle et qui se fonde, comme partout ailleurs, sur les prérogatives de la descendance. Cette aristocratie est composée des fils, petits-fils et agnats des maisons impériales, de ceux de Confucius, de ceux de Meng-tseu, et encore de plusieurs autres personnages vénérés. À la vérité, cette classe fort nombreuse ne possède que des privilèges honorifiques ; cependant elle a, par cela seul qu'on la reconnaît, quelque chose d'inviolable, et prouve très bien que le système à rebours placé à ses côtés est une invention artificielle tout à fait contraire aux suggestions naturelles de l'esprit humain, et résultant d'une cause spéciale.

Cet acte de haine pour les institutions brahmaniques me semble intéressant à relever. Mis en regard de la scission zoroastrienne et des autres événements insurrectionnels accomplis sur le sol même de l'Inde, il prouve toute la résistance que rencontra l'organisation hindoue et les répulsions irréconciliables qu'elle souleva. Le triomphe des brahmanes en est plus grand.

Je reviens à la Chine. Si l'on doit signaler comme une institution anti-brahmanique, et, par conséquent, comme un souvenir haineux pour la mère patrie, la création de la noblesse rétroactive, il n'est pas possible d'assigner la même origine à la forme patriarcale choisie par le gouvernement de l'empire du Milieu. Dans une conjoncture aussi grave que le choix d'une formule politique, comme il s'agit de satisfaire, non pas à des théories de personnes, ni à des idées acquises, mais à ce que les besoins des races, qui, combinées ensemble, forment l’État, réclament le plus impérieusement, il faut que ce soit la raison publique qui juge et décide, admette ou retienne en dernier ressort ce qu'on lui propose, et l'erreur ne dure jamais qu'un temps. À la Chine, la formule gouvernementale n'ayant reçu, dans le cours des siècles, que des modifications partielles sans être jamais atteinte dans son essence, elle doit être considérée comme conforme à ce que voulait le génie national.

Le législateur prit pour type de l'autorité le droit du père de famille. Il établit comme un axiome inébranlable que ce principe était la force du corps social, et que, l'homme pouvant tout sur les enfants mis au monde, nourris et élevés par lui, de même le prince avait pleine autorité sur ses sujets, que, comme des enfants, il surveille, garde et défend dans leurs intérêts et dans leurs vies. Cette notion, en elle-même, et si on l'envisage d'une certaine façon, n'est pas, à proprement parler, chinoise. Elle appartient très bien à la race ariane, et, précisément, parce que, dans cette race, chaque individu isolé possédait une importance qu'il ne paraît jamais avoir eue dans les multitudes inertes des peuples jaune et noir, l'autorité de l'homme complet, du père de famille, sur ses membres, c'est-à-dire sur les personnes groupées autour de son foyer, devait être le type du gouvernement.

Où l'idée s'altère aussitôt que le sang arian se mêle à d'autres espèces qu'à des blancs, c'est dans les conséquences diverses tirées de ce premier principe. – Oui, disait l'Arian hindou, ou sarmate, ou grec, ou perse, ou mède, et même le Celte, oui, l'autorité paternelle est le type du gouvernement politique ; mais c'est cependant par une fiction que l'on rapproche ces deux faits. Un chef d'État n'est pas un père : il n'en a ni les affections ni les intérêts. Tandis qu'un chef de famille ne veut que très difficilement, et par une sorte de renversement des lois naturelles, le mal de sa progéniture, il se peut fort bien faire que, sans même être coupable, le prince dirige les tendances de la communauté d'une façon trop nuisible aux besoins particuliers de chacun, et, dès lors, la valeur de l'homme arian, sa dignité est compromise ; elle n'existe plus ; l'Arian n'est plus lui-même : ce n'est plus un homme.

Voilà le raisonnement par lequel le guerrier de race blanche arrêtait tout court le développement de la théorie patriarcale, et, en conséquence, nous avons vu les premiers rois des États hindous n'être que des magistrats électifs, pères de leurs sujets dans un sens très restreint et avec une autorité fort surveillée. Plus tard, le rajah prit des forces. Cette modification dans la nature de sa puissance ne se réalisa que lorsqu'il commanda bien moins à des Arians qu'à des métis, qu'à des noirs, et il eut d'autant moins la main libre qu'il voulut faire agir son sceptre sur des sujets plus blancs. Le sentiment politique de la race ariane ne répugne donc pas absolument à la fiction patriarcale : seulement, il la commente d'une façon précautionneuse.

Ce n'est pas, du reste, chez les seuls Arians hindous que nous avons déjà observé l'organisation des pouvoirs publics. Les États de l'Asie antérieure et la civilisation du Nil nous ont offert également l'application de la formule patriarcale. Les modifications qui y furent apportées à l'idée primitive se montrent non seulement très différentes de ce qu'on voit en Chine, elles le sont beaucoup aussi de ce qui s'observa dans l'Inde. Beaucoup moins libérale que dans ce dernier pays, la notion du gouvernement paternel était commentée par des populations étrangères aux sentiments raisonnables et élevés de la race dominante. Elle ne put être l'expression d'un despotisme paisible comme en Chine, parce qu'il s'agissait de dompter des multitudes mal disposées pour comprendre l'utile, et ne se courbant que devant la force brutale. La puissance fut donc, en Assyrie, terrible, impitoyable, armée du glaive, et se piqua surtout de se faire obéir. Elle n'admit pas la discussion et ne se laissa pas limiter. L'Égypte ne parut pas aussi rude. Le sang arian maintint là une ombre de ses prétentions, et les castes, moins parfaites que dans l'Inde, s'entourèrent pourtant, surtout les castes sacerdotales, de certaines immunités, de certains respects qui, ne valant pas ceux de l'Aryavarta, gardaient encore quelque reflet des nobles exigences de l'espèce blanche. Quant à la population noire, elle fut constamment traitée par les Pharaons comme la tourbe qui lui était parente l'était sur l'Euphrate, le Tigre, et aux bords de la Méditerranée.

La formule patriarcale, s'adressant à des nègres, n'eut donc affaire qu'à des vaincus insensibles à tout autre argument qu'à ceux de la violence, elle devint lourdement, absolument despotique, sans pitié, sans limite, sans relâche, sans restriction, si ce n'est la révolte sanguinaire.

En Chine, la seconde partie de la formule fut bien différente. À coup sûr, la famille ariane qui l'apportait n'avait pas lieu de se dessaisir des droits et des devoirs du conquérant civilisateur pour proclamer sa conclusion propre. Ce n'était pas plus possible que tentant ; mais la conclusion noire ne fut pas adoptée non plus, par cette raison que les populations indigènes avaient un autre naturel et des tendances bien spéciales.

Le mélange malais, c'est-à-dire le produit du sang noir mêlé au type jaune, était l'élément que les kschattryas immigrants avaient à dompter, à assujettir, à civiliser, en se mêlant à lui. Il est à croire que, dans cet âge, la fusion des deux races inférieures était loin d'être aussi complète qu'on le voit aujourd'hui, et que, sur bien des points du midi de la Chine, où les civilisateurs hindous opéraient, des tribus, des fragments de tribus ou même des individualités de chaque espèce demeuraient encore à peu près pures et tenaient en échec le type opposé. Cependant il ressortait de ce mélange imparfait des besoins, des sentiments, en bloc très analogues à ceux qui ont pu se produire plus tard comme résultats d'une fusion achevée, et les blancs se voyaient là aux prises avec des nécessités d'un ordre tout différent de celles auxquelles leurs congénères vainqueurs dans l'Asie occidentale avaient été forcés de se plier.

La race malaise, je l'ai déjà définie : sans être susceptible de grands élans d'imagination, elle n'est pas hors d'état de comprendre les avantages d'une organisation régulière et coordonnée. Elle a des goûts de bien-être, comme l'espèce jaune tout entière, et de bien-être exclusivement matériel. Elle est patiente, apathique, et subit aisément la loi, s'arrangeant, sans difficulté, de façon à en tirer les avantages qu'un état social comporte, et à en subir la pression sans trop d'humeur.

Avec des gens animés de pareilles dispositions, il n'y avait pas lieu à ce despotisme violent et brutal qu'amenèrent la stupidité des noirs et l'avilissement graduel des Chamites, devenus trop près parents de leurs sujets et participant à leurs incapacités. Au contraire, en Chine, quand les mélanges eurent commencé à énerver l'esprit arian, il se trouva que ce noble élément, à mesure qu'en se subdivisant il se répandait dans les masses, relevait d'autant les dispositions natives des peuples. Il ne leur donnait pas, assurément, sa souplesse, son énergie généreuse, son goût de la liberté. Toutefois, il confirmait leur amour instinctif de la règle, de l'ordre, leur antipathie pour les abus d'imagination. Qu'un souverain d'Assyrie se plongeât dans des cruautés exorbitantes, que, pareil à ce Zohak ninivite dont la tradition persane raconte les horreurs, il nourrît de la chair et du sang de ses sujets les serpents bourgeonnants sur son corps, le peuple en souffrait, sans doute ; mais comme les têtes s'exaltaient devant de tels tableaux ! Comme, au fond, le Sémite comprenait bien l'exagération passionnée des actes de la toute-puissance et comme la férocité la plus dépravée en grandissait encore à ses yeux l'image gigantesque ! Un prince doux et tranquille risquait, chez lui, de devenir un objet de dédain.

Les Chinois ne concevaient pas ainsi les choses. Esprits très prosaïques, l'excès leur faisait horreur, le sentiment public s'en révoltait, et le monarque qui s'en rendait coupable perdait aussitôt tout prestige et détruisait tout respect pour son autorité.

Il arriva donc, en ce pays, que le principe du gouvernement fut le patriarcat, parce que les civilisateurs étaient Arians, que son application fut le pouvoir absolu, parce que les Arians agissaient en vainqueurs et en maîtres au milieu de populations inférieures ; mais que, dans la pratique, l'absolutisme du souverain ne se manifesta ni par des traits d'orgueil surhumain, ni par des actes de despotisme repoussant, et se renferma entre des limites généralement étroites, parce que le sens malais n'appelait pas de trop grosses démonstrations d'arrogance, et que l'esprit arian, en se mêlant à lui, y trouvait un fond disposé à comprendre de mieux en mieux que le salut d'un État est dans l'observance des lois, aussi bien sur les hauteurs sociales que dans les bas-fonds.

Voilà le gouvernement de l'empire du Milieu organisé. Le roi est le père de ses sujets, il a droit à leur soumission entière, il devient pour eux le mandataire de la Divinité, et on ne l'approche qu'à genoux. Ce qu'il veut, il le peut théoriquement ; mais, dans la pratique, s'il veut une énormité, il a bien de la peine à l'accomplir. La nation se montre irritée, les mandarins font entendre des représentations, les ministres, prosternés aux pieds du trône impérial, gémissent tout haut des aberrations du père commun, et le père commun, au milieu de ce tolle général, reste le maître de pousser sa fantaisie jusqu'au bout, à la seule condition de rompre avec ce qu'on lui a appris, dès l'enfance, à tenir pour sacré et inviolable. Il se voit isolé et n'ignore pas que, s'il continue dans la route où il s'engage, l'insurrection est au bout.

Les annales chinoises sont éloquentes sur ce sujet. Dans les premières dynasties, ce qu'on raconte des méfaits des empereurs réprouvés aurait paru bien véniel aux historiens d'Assyrie, de Tyr ou de Chanaan. J'en veux donner un exemple.

L'empereur Yeou-wang, de la dynastie de Tcheou, qui monta sur le trône 781 ans avant J.-C., régna trois ans sans qu'on eût aucun reproche grave à lui faire. La troisième année, il devint amoureux d'une fille nommée Pao-sse, et s'abandonna sans réserve à la fougue de ce sentiment. Pao-sse lui donna un fils, qu'il nomma Pe-fou, et qu'il voulut instituer prince héritier à la place de l'aîné, Y-kieou. Pour y parvenir, il exila l'impératrice et son fils, ce qui mit le comble au mécontentement déjà éveillé par une conduite qui n'était pas conforme aux rites. De tous côtés l'opposition éclata.

Les grands de l'empire firent assaut d'observations respectueuses auprès de l'empereur. On demanda, de toutes parts, l'éloignement de Pao-sse, on l'accusa d'épuiser l'État par ses dépenses, de détourner le souverain de ses devoirs. Des satires violentes couraient de toutes parts, répétées par les populations. De leur côté, les parents de l'impératrice s'étaient réfugiés, avec elle, chez les Tartares, et on s'attendait à une invasion de ces terribles voisins, crainte qui n'augmentait pas peu la fureur générale. L'empereur aimait éperdument Pao-sse et ne cédait pas.

Toutefois, comme à son tour il redoutait, non sans raison, l'alliance des mécontents avec les hordes de la frontière, il réunit des troupes, les plaça dans des positions convenables, et ordonna qu'en cas d'alarme on allumât des feux et battît du tambour, auquel signal tous les généraux auraient à accourir, avec leur monde, pour tenir tête à l'ennemi.

Pao-sse était d'un caractère très sérieux. L'empereur se consumait perpétuellement en efforts pour attirer sur ses lèvres un sourire. C'était grand hasard quand il y réussissait, et rien ne lui était plus agréable. Un jour, une panique soudaine se répandit partout, les gardiens des signaux crurent que les cavaliers tartares avaient franchi les limites et approchaient ; ils mirent promptement le feu aux bûchers qu'on avait préparés, et aussitôt tous les tambours de battre. À ce bruit, princes et généraux, rassemblant leurs troupes, accoururent ; on ne voyait que gens en armes, se hâtant deçà et delà et demandant où était l'ennemi, que personne ne voyait, puisqu'il n'existait pas et que l'alerte était fausse.

Il paraît que les visages animés des chefs et leurs attitudes belliqueuses parurent souverainement ridicules à la sérieuse Pao-sse, car elle se mit à rire. Ce que voyant, l'empereur se déclara au comble de la joie. Il n'en fut pas de même des graves plastrons de tant de bonne humeur. Ils se retirèrent profondément blessés, et la fin de l'histoire est que, lorsque les Tartares parurent pour de bon, personne ne vint au signal, l'empereur fut pris et tué, Pao-sse enlevée, son fils dégradé, et tout rentra dans l'ordre sous la domination d'Y-kieou, qui prit la couronne sous le nom de Ping-wang.

En voilà assez pour montrer combien, en fait, l'autorité absolue des empereurs était limitée par l'opinion publique et par les mœurs ; et c'est ainsi que l'on a toujours vu, en Chine, la tyrannie n'apparaître que comme un accident constamment détesté, réprimé, et qui ne se perpétue guère, parce que le naturel de la race gouvernée ne s'y prête pas. L'empereur est, sans doute, le maître des États du Milieu, voire, par une fiction plus hardie, du monde entier, et tout ce qui se refuse à son obéissance est, par cela même, réputé barbare et en dehors de toute civilisation. Mais, tandis que la chancellerie chinoise s'épuise en formules de respect lorsqu'elle s'adresse au Fils du ciel, l'usage ne permet pas à celui-ci de s'exprimer, sur son propre compte, d'une manière aussi pompeuse. Son langage affecte une extrême modestie : le prince se représente comme au-dessous, par son petit mérite et sa vertu médiocre, des sublimes fonctions que son auguste père a confiées à son insuffisance. Il conserve toute la phraséologie douce et affectueuse du langage domestique, et ne manque pas une occasion de protester de son ardent amour pour le bien de ses chers enfants : ce sont ses sujets.

L'autorité est donc, de fait, assez bornée, car je n'ai pas besoin de dire que, dans cet empire, dont les principes gouvernementaux n'ont jamais varié, quant à l'essentiel, ce qui était considéré comme bon autrefois est devenu, pour cela seul, meilleur aujourd'hui. La tradition est toute-puissante, et c'est déjà une tyrannie, dans un empereur, que de s'éloigner, pour le moindre détail, de l'usage suivi par les ancêtres. Bref, le Fils du ciel peut tout, à condition de ne rien vouloir que de déjà connu et approuvé.

Il était naturel que la civilisation chinoise, s'appuyant, à son début, sur des peuples malais, et plus tard sur des agglomérations de races jaunes, mélangées de quelques Arians, fût invinciblement dirigée vers l'utilité matérielle. Tandis que, dans les grandes civilisations du monde antique occidental, l'administration proprement dite et la police n'étaient que des objets fort secondaires et à peine ébauchés, ce fut, en Chine, la grande affaire du pouvoir, et on rejeta tout à fait sur l'arrière-plan les deux questions qui ailleurs l'emportaient : la guerre et les relations diplomatiques.

On admit en principe éternel que, pour que l'État se maintînt dans une situation normale, il fallait que les vivres s'y trouvassent abondamment, que chacun pût se vêtir, se nourrir et se loger ; que l'agriculture reçût des encouragements perpétuels, non moins que l'industrie ; et, comme moyen suprême d'arriver à ces fins, il fallait par-dessus tout une tranquillité solide et profonde, et des précautions minutieuses contre tout ce qui était capable d'émouvoir les populations ou de troubler l'ordre. Si la race noire avait exercé quelque action influente dans l'empire, il n'est pas douteux que nul de ces préceptes n'eût tenu longtemps. Les peuples jaunes, au contraire, gagnant chaque jour du terrain, et comprenant l'utilité de cet ordre de choses, ne trouvaient rien en eux qui n'appréciât vivement le bonheur matériel dans lequel on voulait les ensevelir. Les théories philosophiques et les opinions religieuses, ces brandons ordinaires de l'incendie des États, restèrent à jamais sans force devant l'inertie nationale, qui, bien repue de riz et avec son habit de coton sur le dos, ne se soucia pas d'affronter le bâton des hommes de police pour la plus grande gloire d'une abstraction .

Le gouvernement chinois laissa prêcher tout, affirmer tout, enseigner les absurdités les plus monstrueuses, à la condition que rien, dans les nouveautés les plus hardies, ne tendrait à un résultat social quelconque. Aussitôt que cette barrière menaçait d'être franchie, l'administration agissait sans pitié et réprimait les innovations avec une sévérité inouïe, confirmée par les dispositions constantes de l'opinion publique.

Dans l'Inde, le brahmanisme avait installé, lui aussi, une administration bien supérieure à ce que les États chamites, sémites ou égyptiens possédèrent jamais. Cependant, cette administration n'occupait pas le premier rang dans l'État, où les préoccupations créatrices de l'intelligence réclamaient la meilleure part de l'attention. Il ne faut donc pas s'étonner si le génie hindou, dans sa liberté, dans sa fierté, dans son, goût pour les grandes choses et dans ses théories surhumaines, ne regardait, en définitive, les intérêts matériels que comme un point secondaire. Il était, d'ailleurs, sensiblement encouragé dans une telle opinion par les suggestions de l'alliage noir. À la Chine, l'apogée fut donc atteint en matière d'organisation matérielle, et, en tenant compte de la différence des races, qui nécessite des procédés différents, il me semble qu'on peut admettre que, sous ce rapport, le Céleste Empire obtint des résultats beaucoup plus parfaits et surtout plus continus qu'on ne le voit dans les pays de l'Europe moderne, depuis que les gouvernements se sont particulièrement appliqués à cette branche de la politique. En tout cas, l'empire romain n'y est pas comparable.

Cependant, il faut aussi en convenir, c'est un spectacle sans beauté et sans dignité. Si cette multitude jaune est paisible et soumise, c'est à la condition de rester, à tout jamais, privée des sentiments étrangers à la plus humble notion de l'utilité physique. Sa religion est un résumé de pratiques et de maximes qui rappellent fort bien ce que les moralistes genevois et leurs livres d'éducation se plaisent à recommander comme le nec plus ultra du bien : l'économie, la retenue, la prudence, l'art de gagner et de ne jamais perdre. La politesse chinoise n'est qu'une application de ces principes. C'est, pour me servir du mot anglais, un cant perpétuel, qui n'a nullement pour raison d'être, comme la courtoisie de notre moyen âge, cette noble bienveillance de l'homme libre envers ses égaux, cette déférence pleine de gravité envers les supérieurs, cette affectueuse condescendance envers les inférieurs ; ce n'est qu'un devoir social, qui, prenant sa source dans l'égoïsme le plus grossier, se traduit par une abjecte prosternation devant les supérieurs, un ridicule combat de cérémonies avec les égaux et une arrogance avec les inférieurs qui s'augmente dans la proportion où décroît le rang de ceux-ci. La politesse est ainsi plutôt une invention formaliste, pour tenir chacun à sa place, qu'une inspiration du cœur. Les cérémonies que chacun doit faire, dans les actes les plus ordinaires de la vie, sont réglées par des lois tout aussi obligatoires et aussi rigoureuses que celles qui portent sur des sujets en apparence plus essentiels.

La littérature est une grande affaire pour le Chinois. Loin de se rendre, comme partout ailleurs, un moyen de perfectionnement, elle est devenue, au contraire, un agent puissant de stagnation. Le gouvernement se montre grand ami des lumières ; il faut seulement savoir comment lui et l'opinion publique l'entendent. Dans les 300 millions d'âmes, attribués généralement à l'empire du Milieu, qui, suivant la juste expression de M. Ritter, compose à lui seul un monde, il est très peu d'hommes, même dans les plus basses classes, qui ne sachent lire et écrire suffisamment pour les besoins ordinaires de la vie, et l'administration a soin que cette instruction soit aussi générale que possible. La sollicitude du pouvoir va encore au delà. Il veut que chaque sujet connaisse les lois ; on prend toutes les mesures nécessaires pour qu'il en soit ainsi. Les textes sont mis à la portée de tout le monde, et, de plus, des lectures publiques s'exécutent aux jours de nouvelle lune, afin de bien inculquer aux sujets les prescriptions essentielles, telles que les devoirs des enfants envers leurs parents et, partant, des citoyens envers l'empereur et les magistrats. De cette façon, le peuple chinois est, très certainement, ce qu'on appelle, de nos jours, plus avancé que nos Européens. Dans l'antiquité asiatique, grecque et romaine, la pensée d'une comparaison ne peut pas même se présenter.

Ainsi, instruit dans le plus indispensable, le bas peuple comprend que la première chose pour arriver aux fonctions publiques, c'est de se rendre capable de subir les examens. Voilà encore un puissant encouragement à apprendre. On apprend donc. Et quoi ? On apprend ce qui est utile, et là est l'infranchissable point d'arrêt. Ce qui est utile, c'est ce qui a toujours été su et pratiqué, ce qui ne peut donner matière à discussion. Il faut apprendre, mais ce que les générations précédentes ont su avant vous, et comme elles l'ont su : toute prétention à créer du nouveau, dans ce sens, conduirait l'étudiant à se voir repousser de l'examen, et, s'il s'obstinait, à un procès de trahison où personne ne lui ferait grâce. Aussi n'est-il personne qui se risque à de tels hasards, et, dans ce champ de l'éducation et de la science chinoises, si constamment, si exemplairement labouré, il n'y a pas la moindre chance qu'une idée inconnue lève jamais la tête. Elle serait arrachée sur l'heure avec indignation .

Dans la littérature proprement dite, le bout-rimé et toutes les distractions ingénieusement puériles qui y ressemblent, sont tenues en grand honneur. Des élégies assez douces, des descriptions de la nature plus minutieuses que pittoresques, bien que non sans grâce, voilà le meilleur. Le réellement bon, c'est le roman. Ces peuples sans imagination ont beaucoup d'esprit d'observation et de finesse, et telle production issue de ces deux qualités rappelle chez eux, et peut-être en les dépassant, les œuvres anglaises destinées à peindre la vie du grand monde. Là s'arrête le vol de la muse chinoise. Le drame est mal conçu et assez plat. L'ode à la façon de Pindare n'a jamais passé par l'esprit de cette nation rassise. Quand le poète chinois se bat les flancs pour échauffer sa verve, il se jette à plein corps dans les nuages, fait intervenir les dragons de toute couleur, s'essouffle, et ne saisit rien que le ridicule. [Gob1]

1853-1855.3 Gobineau, Joseph Arthur de. *Essai sur l'inégalité des races humaines* [ID D20711].
Livre troisième : Chapitre V : Les Chinois. (2)

La philosophie, et surtout la philosophie morale, objet d'une grande prédilection, ne consiste qu'en maximes usuelles, dont l'observance parfaite serait assurément fort méritoire, mais qui, par la manière puérilement obscure et sèchement didactique dont elles sont exposées et déduites, ne constituent pas une branche de connaissances très dignes d'admiration. Les gros ouvrages scientifiques donnent lieu à plus d'éloges.

À la vérité, ces compilations verbeuses manquent de critique. L'esprit de la race jaune n'est ni assez profond, ni assez sagace pour saisir cette qualité réservée à l'espèce blanche. Toutefois, on peut encore beaucoup apprendre et recueillir dans les documents historiques. Ce qui a trait aux sciences naturelles est quelquefois précieux, surtout par l'exactitude de l'observation et la patience des artistes à reproduire les plantes et les animaux connus. Mais il ne faut pas s'attendre à des théories générales. Quand la fantaisie vague d'en créer passe par l'esprit des lettrés, ils tombent aussitôt au-dessous de la niaiserie. On ne les verra pas, comme les Hindous ou les peuples sémitiques, inventer des fables qui, dans leur incohérence, sont du moins grandioses ou séduisantes. Non : leur conception restera uniquement lourde et pédantesque. Ils vous conteront gravement, comme un fait incontestable, la transformation du crapaud en tel ou tel animal. Il n'y a rien à dire de leur astronomie. Elle peut fournir quelques lueurs aux travaux difficiles des chronologistes, sans que sa valeur intrinsèque, corrélative à celle des instruments qu'elle emploie, cesse d'être très médiocre. Les Chinois l'ont reconnu eux-mêmes par leur estime pour les missionnaires jésuites. Ils les chargeaient de redresser leurs observations et de travailler même à leurs almanachs.

En somme, ils aiment la science dans sa partie d'application immédiate. Pour ce qui est grand, sublime, fécond, d'une part, ils ne peuvent y atteindre, de l'autre, ils le redoutent et l'excluent avec soin. Des savants très appréciés à Pékin auraient été Trissotin et ses amis.

Pour avoir eu, trente ans, des yeux et des oreilles ;
Pour avoir employé neuf à dix mille veilles
À savoir ce qu'ont dit les autres avant eux.

Le sarcasme de Molière ne serait pas compris dans un pays où la littérature est tombée en enfance aux mains d'une race dont l'esprit arian s'est complètement noyé dans les éléments jaunes, race composite, pourvue de certains mérites qui ne renferment pas ceux de l'invention et de la hardiesse.

En fait d'art, il y a moins à approuver encore. Je parlais, tout à l'heure, de l'exactitude des peintres de fleurs et de plantes. On connaît, en Europe, la délicatesse de leur pinceau. Dans le portrait, ils obtiennent aussi des succès honorables, et, assez habiles à saisir le caractère des physionomies, ils peuvent lutter avec les plats chefs-d'œuvre du daguerréotype. Puis, c'est là tout. Les grandes peintures sont bizarres, sans génie, sans énergie, sans goût. La sculpture se borne à des représentations monstrueuses et communes. Les vases ont les formes qu'on leur connaît. Cherchant le bizarre et l'inattendu, leurs bronzes sont conçus dans le même sentiment que leurs porcelaines. Pour l'architecture, ils préfèrent à tout ces pagodes à huit étages dont l'invention ne vient pas complètement d'eux, ayant quelque chose d'hindou dans l'ensemble ; mais les détails leur en appartiennent, et, si l'œil qui ne les a pas encore observées peut être séduit par la nouveauté, il se dégoûte bientôt de cette uniformité excentrique. Dans ces constructions, rien n'est solide, rien n'est en état de braver les siècles. Les Chinois sont trop prudents et trop bons calculateurs pour employer à la construction d'un édifice plus de capitaux qu'il n'est besoin. Leurs travaux les plus remarquables ressortent tous du principe d'utilité : tels les innombrables canaux dont l'empire est traversé, les digues, les levées pour prévenir les inondations, surtout celles du Hoang-ho. Nous retrouvons là le Chinois sur son véritable terrain. Répétons-le donc une dernière fois : les populations du Céleste Empire sont exclusivement utilitaires ; elles le sont tellement, qu'elles ont pu admettre, sans danger, deux institutions qui paraissent peu compatibles avec tout gouvernement régulier : les assemblées populaires réunies spontanément pour blâmer ou approuver la conduite des magistrats et l'indépendance de la presse. On ne prohibe, en Chine, ni la libre réunion, ni la diffusion des idées. Il va sans dire, toutefois, que lorsque l'abus se montre, ou, pour mieux dire, que si l'abus se montrait, la répression serait aussi prompte qu'implacable, et aurait lieu sous la direction des lois contre la trahison.

On en conviendra : quelle solidité, quelle force n'a pas une organisation sociale qui peut permettre de telles déviations à son principe et qui n'a jamais vu sortir de sa tolérance le moindre inconvénient !

L'administration chinoise a atteint, dans la sphère des intérêts matériels, à des résultats auxquels nulle autre nation antique ou moderne n'est jamais parvenue ; instruction populaire partout propagée, bien-être des sujets, liberté entière dans la sphère permise, développements industriels et agricoles des plus complets, production aux prix les plus médiocres, et qui rendraient toute concurrence européenne difficile avec les denrées de consommation ordinaire, comme le coton, la soie, la poterie. Tels sont les résultats incontestables dont le système chinois peut se vanter.

Il est impossible ici de se défendre de la réflexion que, si les doctrines de ces écoles que nous appelons socialistes venaient jamais à s'appliquer et à réussir dans les États de l'Europe, le nec plus ultra du bien serait d'obtenir ce que les Chinois sont parvenus à immobiliser chez eux. Il est certain, dans tous les cas, et il faut le reconnaître à la gloire de la logique, que les chefs de ces écoles n'ont pas le moins du monde repoussé la condition première et indispensable du succès de leurs idées, qui est le despotisme. Ils ont très bien admis, comme les politiques du Céleste Empire, qu'on ne force pas les nations à suivre une règle précise et exacte, si la loi n'est pas armée, en tout temps, d'une complète et spontanée initiative de répression. Pour introniser leur régime, ils ne se refuseraient pas à tyranniser. Le triomphe serait à ce prix, et une fois la doctrine établie, l'universalité des hommes aurait la nourriture, le logement, l'instruction pratique assurés. Il ne serait plus besoin de s'occuper des questions posées sur la circulation du capital, l'organisation du crédit, le droit au travail et autres détails.

Il y a, sans doute, quelque chose, en Chine, qui semble répugner aux allures des théories socialistes. Bien que démocratique dans sa source, puisqu'il sort des concours et des examens publics, le mandarinat est entouré de bien des prérogatives et d'un éclat gênant pour les idées égalitaires. De même, le chef de l'État, qui, en principe, n'est pas nécessairement issu d'une maison régnante (car, dans les temps anciens, règle toujours présente, plus d'un empereur n'a été proclamé que pour son mérite), ce souverain, choisi parmi les fils de son prédécesseur et sans égard à l'ordre de naissance, est trop vénéré et placé trop haut au-dessus de la foule. Ce sont là, en apparence, autant d'oppositions aux idées sur lesquelles bâtissent les phalanstériens et leurs émules.

Cependant, si l'on consent à y réfléchir, on verra que ces distinctions ne sont que des résultats auxquels M. Fourrier et Proudhon, chefs d'État, seraient eux-mêmes amenés bientôt. Dans des pays où le bien-être matériel est tout et où, pour le conserver, il convient de retenir la foule entre les limites d'une organisation stricte, la loi, immuable comme Dieu (car si elle ne l'était pas, le bien-être public serait sans cesse exposé aux plus graves revirements), doit finir, un jour ou l'autre, par participer aux respects rendus à l'intelligence suprême. Ce n'est plus de la soumission qu'il faut à une loi si préservatrice, si nécessaire, si inviolable, c'est de l'adoration, et on ne saurait aller trop loin dans cette voie. Il est donc naturel que les puissances qu'elle institue pour répandre ses bienfaits et veiller à son salut, participent du culte qu'on lui accorde ; et comme ces puissances sont bien armées de toute sa rigueur, il est inévitable qu'elles sauront se faire rendre ce qu'elles ne seront pas les dernières à juger leur être dû.

J'avoue que tant de bienfaits, conséquences de tant de conditions, ne me paraissent pas séduisants. Sacrifier sur la huche du boulanger, sur le seuil d'une demeure confortable, sur le banc d'une école primaire, ce que la science a de transcendantal, la poésie de sublime, les arts de magnifique, jeter là tout sentiment de dignité humaine. abdiquer son individualité dans ce qu'elle a de plus précieux : le droit d'apprendre et de savoir, de communiquer à autrui ce qui n'était pas su auparavant, c'est trop, c'est trop donner aux appétits de la matière. Je serais bien effrayé de voir un tel genre de bonheur menacer nous ou nos descendants, si je n'étais rassuré par la conviction que nos générations actuelles ne sont pas encore capables de se plier à de pareilles jouissances au prix de pareils sacrifices. Nous pouvons bien inventer des alcorans de toutes sortes ; mais cette féconde variabilité, à laquelle je suis loin d'applaudir, a les revers de ses défauts. Nous ne sommes pas gens capables de mettre en pratique tout ce que nous imaginons. À nos plus hautes folies d'autres succèdent, qui les font négliger. Les Chinois s'estimeront encore les premiers administrateurs du monde, qu'oublieux de toutes propositions de les imiter, nous aurons passé à quelque nouvelle phase de nos histoires, hélas ! si bariolées !

Les annales du Céleste Empire sont uniformes. La race blanche, auteur premier de la civilisation chinoise, ne s'est jamais renouvelée d'une manière suffisante pour faire dévier de leurs instincts naturels des populations immenses. Les adjonctions qui se sont accomplies, à différentes époques, ont généralement appartenu à un même élément, à l'espèce jaune. Elles n'ont apporté presque rien de nouveau, elles n'ont fait que contribuer à étendre les principes blancs en les délayant dans des masses d'autre nature et de plus en plus fortes. Quant à elles-mêmes, trouvant une civilisation conforme à leurs instincts, elles l'ont embrassée volontiers et ont toujours fini par se perdre au sein de l'océan social, où leur présence n'a, cependant, pas laissé que de déterminer plusieurs perturbations légères, qu'il n'est pas impossible de démêler et de constater. Je vais l'essayer en reprenant les choses de plus haut.

Lorsque les Arians commencèrent à civiliser les mélanges noirs et jaunes, autrement dit malais, qu'ils trouvèrent en possession des provinces du sud, ils leur portèrent, ai-je dit, le gouvernement patriarcal, forme susceptible de différentes applications, restrictives ou extensives. Nous avons vu que cette forme, appliquée aux noirs, dégénère rapidement en despotisme dur et exalté, et que, chez les Malais, et surtout chez les peuples plus purement jaunes, si le despotisme est entier, il est, au moins, tempéré dans son action et forcé de s'interdire les excès inutiles, faute d'imagination chez les sujets pour en être plus effrayés qu'irrités, pour les comprendre et les tolérer. Ainsi s'explique la constitution particulière de la royauté en Chine.

Mais un rapport général de la première constitution politique de ce pays avec les organisations spéciales de tous les rameaux blancs, rapport curieux que je n'ai pas encore fait ressortir, c'est l'institution fragmentaire de l'autorité et sa dissémination en un grand nombre de souverainetés plus ou moins unies par le lien commun d'un pouvoir suprême. Cette sorte d'éparpillement de forces, nous l'avons vue en Assyrie, où les Chamites, puis les Sémites, fondèrent tant d'États isolés sous la suzeraineté, reconnue ou contestée, suivant les temps, de Babylone et de Ninive ; dissémination si extrême, qu'après les revers des descendants de Salomon il se créa trente-deux États distincts dans les seuls débris des conquêtes de David, du côté de l'Euphrate . En Égypte, avant Ménès, le pays était également divisé entre plusieurs princes, et il en fut de même du côté de l'Inde, où le caractère arian s'était toujours mieux conservé. Une complète réunion territoriale de la contrée n'eut jamais lieu sous aucun prince brahmanique.

En Chine, il en alla autrement, et c'est une nouvelle preuve de la répugnance du génie arian pour l'unité dont, suivant l'expression romaine, l'action se résume dans ces deux mots : reges et greges.

Les Arians, vainqueurs orgueilleux dont on ne fait pas facilement des sujets, voulurent, toutes les fois qu'ils se trouvèrent maîtres des races inférieures, ne pas laisser aux mains d'un seul d'entre eux les jouissances du commandement. En Chine, donc, comme dans toutes les autres colonisations de la famille, la souveraineté du territoire fut fractionnée, et sous la suzeraineté précaire d'un empereur une féodalité, jalouse de ses droits, s'installa et se maintint depuis l'invasion des Kschattryas jusqu'au règne de Tsin-chi-hoang-ti, l'an 246 avant J.-C., autrement dit, aussi longtemps que la race blanche conserva assez de virtualité pour garder ses aptitudes principales. Mais, aussitôt que sa fusion avec les familles malaise et jaune fut assez prononcée pour qu'il ne restât pas de groupes même à demi blancs, et que la masse de la nation chinoise se trouva élevée de tout ce dont ces groupes jusque-là dominateurs avaient été diminués pour être rabaissés et confondus avec elle, le système féodal, la domination hiérarchisée, le grand nombre des petites royautés et des indépendances de personnes, n'eurent plus nulle raison d'exister, et le niveau impérial passa sur toutes les têtes, sans distinction.

Ce fut de ce moment que la Chine se constitua dans sa forme actuelle . Cependant la révolution de Tsin-chi-hoang-ti ne faisait qu'abolir la dernière trace apparente de la race blanche, et l'unité du pays n'ajoutait rien à ses formes gouvernementales, qui restaient patriarcales comme ci-devant. Il n'y avait de plus que cette nouveauté, grande d'ailleurs en elle-même, que la dernière trace de l'indépendance, de la dignité personnelle, comprises à la manière ariane, avait disparu à jamais devant les envahissements définitifs de l'espèce jaune .

Autre point encore. Nous avons d'abord vu la race malaise recevant dans le Yun-nan les premières leçons des Arians en s'alliant avec eux ; puis, par les conquêtes et les adjonctions de toute nature, la famille jaune s'augmenta rapidement et finit par ne pas moins neutraliser, dans le plus grand nombre des provinces de l'empire, les métis mélaniens, qu'elle ne transformait, en la divisant, la vertu de l'espèce blanche. Il en résulta pendant quelque temps un défaut d'équilibre manifesté par l'apparition de quelques coutumes tout à fait barbares.

Ainsi, dans le nord, des princes défunts furent souvent enterrés avec leurs femmes et leurs soldats, usages certainement empruntés à l'espèce finnoise. On admit aussi que c'était une grâce impériale que d'envoyer un sabre à un mandarin disgracié pour qu'il pût se mettre à mort lui-même. Ces traces de dureté sauvage ne tinrent pas. Elles disparurent devant les institutions restées de la race blanche et ce qui survivait encore de son esprit. À mesure que de nouvelles tribus jaunes se fondaient dans le peuple chinois, elles en prenaient les mœurs et les idées. Puis, comme ces idées se trouvaient désormais partagées par une plus grande masse, elles allaient diminuant de force, elles s'émoussaient, la faculté de grandir et de se développer leur était ravie, et la stagnation s'étendait irrésistiblement.

Au XIIIe siècle de notre ère, une terrible catastrophe ébranla le monde asiatique. Un prince mongol, Témoutchin, réunit sous ses étendards un nombre immense de tribus de la haute Asie, et, entre autres conquêtes, commença celle de la Chine, terminée par Koubilaï. Les Mongols, se trouvant les maîtres, accoururent de toutes parts, et l'on se demande pourquoi, au, lieu de fonder des institutions inventées par eux, ils s'empressèrent de reconnaître pour bonnes les inspirations des mandarins ; pourquoi ils se mirent sous la direction de ces vaincus, se conformèrent de leur mieux aux idées du pays, se piquèrent de se civiliser à la façon chinoise, et finirent, au bout de quelques siècles, après avoir ainsi côtoyé plutôt qu'embrassé l'empire, par se faire chasser honteusement.

Voici ce que je réponds. Les tribus mongoles, tatares et autres qui formaient les armées de Djinghiz-khan, appartenaient, en presque totalité, à la race jaune. Cependant comme, dans une antiquité assez lointaine, les principales branches de la coalition, c'est-à-dire les mongoles et les tatares, avaient été pénétrées par des éléments blancs, tels que ceux venus des Hakas, il en était résulté un long état de civilisation relative vis-à-vis des rameaux purement jaunes de ces nations, et, comme conséquence de cette supériorité, la faculté, sous des circonstances spéciales, de réunir ces rameaux autour d'un même étendard et de les faire concourir quelque temps vers un seul but. Sans la présence et la conjonction heureuse des principes blancs répandus dans des multitudes jaunes, il est complètement impossible de se rendre compte de la formation des grandes armées envahissantes qui, à différentes époques, sont sorties de l'Asie centrale avec les Huns, les Mongols de Djinghiz-khan, les Tatares de Timour, toutes multitudes coalisées et nullement homogènes.

Si, dans ces agglomérations, les tribus dominantes possédaient leur initiative, en vertu d'une réunion fortuite d'éléments blancs jusque-là trop disséminés pour agir, et qui, en quelque sorte, galvanisaient leur entourage, la richesse de ces éléments n'était pourtant pas suffisante pour douer les masses qu'ils entraînaient d'une bien grande aptitude civilisatrice, ni même pour maintenir, dans l'élite de ces masses, la puissance de mouvement qui les avait élevées à la vie de conquêtes. Qu'on se figure donc ces triomphateurs jaunes animés, je dirai presque enivrés par le concours accidentel de quelques immixtions blanches en dissolution dans leur sein, exerçant dès lors une supériorité relative sur leurs congénères plus absolument jaunes. Ces triomphateurs ne sont pas cependant assez rehaussés pour fonder une civilisation propre. Ils ne feront pas comme les peuples germaniques, qui, débutant par adopter la civilisation romaine, l'ont transformée bientôt en une autre culture tout originale. Ils n'ont pas la valeur d'aller jusque-là. Seulement, ils possèdent un instinct assez fin qui leur fait comprendre les mérites de l'ordre social, et, capables ainsi du premier pas, ils se tournent respectueusement vers l'organisation qui régit des peuples jaunes comme eux-mêmes.

Cependant, s'il y a parenté, affinité entre les nations demi-barbares de l'Asie centrale et les Chinois, il n'y a pas identité. Chez ces derniers, le mélange blanc et surtout malais se fait sentir avec beaucoup plus de force, et, par conséquent, l'aptitude civilisatrice est bien autrement active. Au sein des autres, il y a un goût, une partialité pour la civilisation chinoise, toutefois moins pour ce qu'elle a conservé d'arian que pour ce qui est corrélatif, en elle, au génie ethnique des Mongols. Ceux-ci sont donc toujours des barbares aux yeux de leurs vaincus, et plus ils font d'efforts afin de retenir les leçons des Chinois, plus ils se font mépriser. Se sentant ainsi isolés au milieu de plusieurs centaines de millions de sujets dédaigneux, ils n'osent pas se séparer, ils se concentrent sur des points de ralliement, ils ne renoncent pas, ils n'osent pas renoncer à l'usage des armes, et comme cependant la manie d'imitation qui les travaille les a poussés en plein dans la mollesse chinoise, un jour vient où, sans racines dans le pays, bien que nés de ses femmes, un coup d'épaule suffit pour les pousser dehors. Voilà l'histoire des Mongols. Ce sera également celle des Mantchous.

Afin d'apprécier la vérité de ce que j'avance, touchant le goût des dominateurs jaunes de l'Asie centrale pour la civilisation chinoise, il suffit de considérer ces nomades dans leurs conquêtes, autres que celles du Céleste Empire. En général, on a beaucoup exagéré leur sauvagerie. Ainsi, les Huns, les Hioung-niou des Chinois, étaient loin d'être ces cavaliers stupides que les terreurs de l'Occident ont rêvés. Placés assurément à un degré social peu élevé, ils n'en avaient pas moins des institutions politiques assez habiles, une organisation militaire raisonnée, de grandes villes de tentes, des marchands opulents, et même des monuments religieux. On pourrait en dire autant de plusieurs autres nations finnoises, telles que les Kirghizes, race plus remarquable que toutes les autres, parce qu'elle fut plus mêlée encore d'éléments blancs. Cependant ces peuples qui savaient apprécier le mérite d'un gouvernement pacifique et des mœurs sédentaires, montrèrent constamment des sentiments très hostiles à toute civilisation quand ils se trouvèrent en contact avec des rameaux appartenant à des variétés humaines différentes de l'espèce jaune. Dans l'Inde, jamais Tatare n'a fait mine d'éprouver la moindre propension pour l'organisation brahmanique. Avec une facilité qui accuse le peu d'aptitude dogmatique de ces esprits utilitaires, les hordes de Tamerlan s'empressèrent, en général, d'adopter l'islamisme. Les vit-on conformer aussi leurs mœurs à celles des populations sémitiques qui leur communiquaient la foi ? En aucune façon. Ces conquérants ne changèrent ni de mœurs, ni de costumes, ni de langue. Ils restèrent isolés, cherchèrent très peu à faire passer dans leur idiome les chefs-d'œuvre d'une littérature brillante plus que solide, et qui devait leur sembler déraisonnable. Ils campèrent en maîtres, et en maîtres indifférents, sur le sol de leurs esclaves. Combien ce dédain est éloigné du respect sympathique que ces mêmes tribus jaunes laissaient éclater lorsqu'elles s'approchaient des frontières de la civilisation chinoise !

J'ai donné les raisons ethniques qui me paraissaient empêcher les Montchous, comme elles ont empêché les Mongols, de fonder un empire définitif en Chine. S'il y avait identité parfaite entre les deux races, les Mantchous, qui n'ont rien apporté à la somme des idées du pays, recevraient les notions existantes, ne craindraient pas de se débander et de se confondre avec les différentes classes de cette société, et il n'y aurait plus qu'un seul peuple. Mais, comme ce sont des maîtres qui ne donnent rien et qui ne prennent que dans une certaine mesure ; comme ce sont des chefs qui, en réalité, sont inférieurs, cette situation présente une inconséquence choquante et qui ne se terminera que par l'expulsion de la dynastie.

On peut se demander ce qui arriverait, si une invasion blanche venait remplacer le gouvernement actuel et réaliser le hardi projet de lord Clive.

Ce grand homme pensait n'avoir besoin que d'une armée de trente mille hommes pour soumettre tout l'empire du Milieu, et on est porté à croire son calcul exact, à voir la lâcheté chronique de ces pauvres gens, qui ne veulent pas qu'on les arrache à la douce fermentation digestive dont ils font leur unique affaire. Supposons donc la conquête tentée et achevée. Dans quelle position se seraient trouvés ces trente mille hommes ? Suivant lord Clive, leur rôle aurait dû se borner à garnisonner les villes. Comme le succès se serait accompli dans un simple but d'exploitation, les troupes auraient occupé les principaux ports, peut-être auraient poussé des expéditions dans l'intérieur du pays pour maintenir la soumission, assurer la libre circulation des marchandises et la rentrée des impôts ; rien de plus.

Un pareil état de choses, tout convenable qu'il peut être, ne saurait jamais se prolonger longtemps. Trente mille hommes pour en dominer trois cents millions, c'est trop peu, surtout quand ces trois cents millions sont aussi compacts de sentiments et d'instincts, de besoins et de répugnances. L'audacieux général aurait fini par augmenter ses forces et les aurait portées à un chiffre mieux proportionné à l'immensité de l'océan populaire dont sa volonté aurait voulu contenir les orages. Ici je commence une sorte d'utopie.

Si je continue à supposer lord Clive simple et fidèle représentant de la mère patrie, il apparaît toujours, malgré l'augmentation indéfinie de son armée, fort isolé, fort menacé, et, un jour, lui-même ou ses descendants seront expulsés de ces provinces qui reçoivent tous les vainqueurs en intrus. Mais changeons d'hypothèse : laissons-nous aller au soupçon qui fit repousser, dit-on, par les directeurs de la Compagnie des Indes, les somptueuses propositions du gouverneur général. Imaginons que lord Clive, sujet peu loyal de la couronne d'Angleterre, veut régner pour son compte, repousse l'allégeance de la métropole et s'installe, véritable empereur de la Chine, au milieu des populations soumises par son épée. Alors les choses peuvent se passer bien différemment que dans le premier cas.

Si ses soldats sont tous de race européenne ou si un grand nombre de cipayes hindous ou musulmans sont mêlés aux Anglais, l'élément immigrant s'en ressentira, de toute nécessité, dans la mesure de sa vigueur. À la première génération, le chef et l'armée étrangère, fort exposés à être mis dehors, auront encore entière leur énergie de race pour se défendre et sauront traverser, sans trop d'encombre, ces moments dangereux. Ils s'occuperont à faire entrer de force leurs notions nouvelles dans le gouvernement et dans l'administration. Européens, ils s'indigneront de la médiocrité prétentieuse de tout le système, de la pédanterie creuse de la science locale, de la lâcheté créée par de mauvaises institutions militaires. Ils feront au rebours des Mantchous, qui se sont pâmés d'admiration devant de si belles choses. Ils y mettront courageusement la hache et renouvelleront, sous de nouvelles formes, la proscription littéraire de Tsin-chi-hoang-ti.
À la seconde génération, ils seront beaucoup plus forts au point de vue du nombre. Un rang serré de métis, nés des femmes indigènes, leur aura créé un heureux intermédiaire avec les populations. Ces métis, instruits, d'une part, dans la pensée de leurs pères, et, de l'autre, dominés par le sentiment des compatriotes de leurs mères, adouciront ce que l'importation intellectuelle avait de trop européen, et l'accommoderont mieux aux notions locales. Bientôt, de génération en génération, l'élément étranger ira se dispersant dans les masses en les modifiant, et l'ancien établissement chinois, cruellement ébranlé, sinon renversé, ne se rétablira plus ; car le sang arian des kschattryas est épuisé depuis longtemps, et si son œuvre était interrompue, elle ne pourrait plus être reprise.

D'un autre côté, les graves perturbations infusées dans le sang chinois ne conduiraient certainement pas, je viens de le dire, à une civilisation à l'européenne. Pour transformer trois cents millions d'âmes, toutes nos nations réunies auraient à peine assez de sang à donner, et les métis, d'ailleurs, ne reproduisent jamais ce qu'étaient leurs pères. Il faut donc conclure :

1° Qu'en Chine, des conquêtes provenant de la race jaune et ne pouvant ainsi qu'humilier la force des vainqueurs devant l'organisation des vaincus, n'ont jamais rien changé et ne changeront jamais rien à l'état séculaire du pays ;

2° Qu'une conquête des blancs, dans de certaines conditions, aurait bien la puissance de modifier et même de renverser pour toujours l'état actuel de la civilisation chinoise, mais seulement par le moyen des métis.

Encore cette thèse, qui peut être théoriquement posée, rencontrerait-elle, en pratique, de très graves difficultés, résultant du chiffre énorme des populations agglomérées, circonstance qui rendrait fort difficile, à la plus nombreuse émigration, d'entamer sérieusement leurs rangs.

Ainsi, la nation chinoise semble devoir garder encore ses institutions pendant des temps incalculables. Elle sera facilement vaincue, aisément dominée ; mais transformée, je n'en vois guère le moyen.

Elle doit cette immutabilité gouvernementale, cette persistance inouïe dans ses formes d'administration, à ce seul fait que toujours la même race a dominé sur son sol depuis qu'elle a été lancée dans les voies sociales par des Arians, et qu'aucune idée étrangère n'a paru avec une escorte assez forte pour détourner son cours.

Comme démonstration de la toute-puissance du principe ethnique dans les destinées des peuples, l'exemple de là Chine est aussi frappant que celui de l'Inde. Ce pays, grâce à la faveur des circonstances, a obtenu, sans trop de peine et sans nulle exagération de ses institutions politiques, au contraire, en adoucissant ce que son absolutisme avait en germe de trop extrême, le résultat que les brahmanes, avec toute leur énergie, tous leurs efforts, n'ont cependant qu'imparfaitement touché. Ces derniers, pour sauvegarder leurs règles, ont dû étayer, par des moyens factices, la conservation de leur race. L'invention des castes a été d'une maintenue toujours laborieuse, souvent illusoire, et a eu cet inconvénient, de rejeter hors de la famille hindoue beaucoup de gens qui ont servi plus tard les invasions étrangères et augmenté le désordre extrasocial. Toutefois, le brahmanisme a atteint à peu près son but, et il faut ajouter que ce but, incomplètement touché, est beaucoup plus élevé que celui au pied duquel rampe la population chinoise. Celle-ci n'a été favorisée de plus de calme et de paix, dans son interminable vie, que parce que, dans les conflits des races diverses qui l'ont assaillie depuis 4000 ans, elle n'a jamais eu affaire qu'à des populations étrangères trop peu nombreuses pour entamer l'épaisseur de ses masses somnolentes. Elle est donc restée plus homogène que la famille hindoue, et dès lors plus tranquille et plus stable, mais aussi plus inerte.

En somme, la Chine et l'Inde sont les deux colonnes, les deux grandes preuves vivantes de cette vérité, que les races ne se modifient, par elles-mêmes, que dans les détails ; qu'elles ne sont pas aptes à se transformer, et qu'elles ne s'écartent jamais de la voie particulière ouverte à chacune d'elles, dût le voyage durer autant que le monde. [Gob1]

1853-1856.4 Gobineau, Joseph Arthur de. *Essai sur l'inégalité des races humaines* [ID D20711].
Sekundärliteratur.
Quellen :
Biot, Edouard. *Le Tcheou-li ; ou, rites des Tcheo* [ID D2116].
Burnes, Alexander. *Travels into Bokhara ; being the account of a journey from India to Cabool, Tartary, and Persia*. (London : J. Murray, 1934).
Davis, John Francis. *The Chinese* [ID D2017].
Gaubil, Antoine ; Guignes, Joseph de. *Le Chou-king* [ID D1856].
Gaubil, Antoine. *Traité de la chronologie chinoise, divisé en trois parties* [ID D1923].
Huc, Evariste Régis. *Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine* [ID D2107].
Humboldt, Alexander von. *Asie centrale : recherches sur les chaines des montagnes et la climatologie comparée*. (Paris : Gide, 1843).
Julien, Stanislas. [Texte].
Julien, Stanislas. *Le Tcheou-li ; ou, rites des Tcheo* [ID D2116].
Lassen, Christian. *Indische Alterthumskunde* [ID D20714].
Manava-Dharma-Sastra (1833).
Mohl, Julius von. *Rapport annuel fait à la Société asiatique* (1851).
Movers, Franz Carl. *Die Phönizier : Geschichte der Colonien*. T. 2, Bd. 2. Das phönizische Alterthum. (Bonn : Weber, 1850).
Neumann, Karl Friedrich. *Die Sinologen und ihre Werke* [ID D20713].
Pickering, Charles. *United States exploring expedition*. (Boston, Mass. : Little, Brown & Co., 1854).
Pickering, Charles. *The races of man, and their geographical distribution*. (Philadelphia : C. Sherman, 1848).
Prémare, Joseph Henri-Marie de.
Ritter, Carl. *Die Erdkunde im Verhältniss zur Natur und zur Geschichte des Menschen* [ID D20715].
Schlegel, Karl Wilhelm Friedrich von. *Philosophie der Geschichte* [ID D17552].

Gregory Blue : Gobineau considered the civilization of China the fifth of the “great human civilizations” to have resulted from the initiative of the white race. Together with India it was especially important in his understanding of world history, because he thought the antiquity and continuity of these two civilizations allowed him to demonstrate the permanence of racial traits.
It was his contention that the impetus for Chinese civilization came in the mid-third millennium B.C.E. from a group of Aryans of the kshatriya caste of nobles and warriors who left India after rebelling against the brahmans, soon after the latter had established themselves as the socially preeminent caste.
Gobineau insisted that the cradle of Chinese civilization had been in south China, although—apparently unaware of any discrepancy—he asserted elsewhere that it had originated in Henan.
By Gobineau's time, Western writers had long associated China with a patriarchal social order. Although commonly condemned by liberals and socialists of the day, patriarchy was a system with which Gobineau was in sympathy. To him it had been the natural and laudable form of government in the primeval white society, and he imagined that migrating branches of the white race had carried it with them, adapting it to local circumstances as they established new civilizations. Among Aryans, he believed the authority of the father of a family (the "complete man") was compatible with respecting the individuality of each family member, but Gobineau claimed that individuality was absent among the "inert multitudes of yellow and black peoples. In China, in turn, the patriarchal principle of government was translated into a "peaceful despotism" suited to the "Malay disposition" with its characteristic patience and submissiveness to the law, its capacity to "grasp the advantages of a regular and coordinated [State] organization," and its desire for an "exclusively material wellbeing.
Thus, in Gobineau's interpretation of China, the form of rule there was patriarchal because the original rulers had been Aryan, and government was absolute because it had been established by conquest. In practice, however, "the absolutism of the sovereign...was generally enclosed within narrow bounds because Malay sensibility did not call for excessively great demonstrations of arrogance." Theoretically, the emperor could do what he liked, but any real attempt to start an ambitious program would meet with grave difficulties, for the nation would become agitated, the mandarins would make representations, and ministers would decry any innovations before the throne. The emperor would be isolated and would ultimately face an insurrection. In other words, "the absolute authority of the emperors was limited by public opinion and by the manners [of the country]; and it is thus that one has always seen tyranny appear in China as an accident that is constantly detested and repressed and that is hardly ever perpetuated because the natural character of the governed race does not lend itself to it.
Gobineau constructs a civilizational portrait out of materials drawn from indigenous historiography and conventional Western analyses of China, and he then purports to explain each component and the overall portrayal with his allegedly higher level theory of racial determination. Since he discerned contributions by all three of his secondary races to the composition of Chinese society, and since his theory ascribed to those three taken together the total range of human traits, he conveniently allowed himself a maximum of flexibility for "explaining" Chinese civilization. If this flexibility was convenient, it also fostered various inconsistencies that belied the apparent "logic" of the analysis.
Gobineau bought into the conventional notion of China's immutability when he referred to the people as politically and cultur-allyhomogeneous and to the state as displaying "governmental principles that have never changed." He nevertheless did allow that one major historical transformation had occurred (in accordance with the "racial laws" of history) at the outset of the imperial era. The invasions later on of the Mongols and Manchus, though explainable as due to the presence of certain dynamic Aryan elements among the conquering peoples, were mainly only infusions of "the Yellow type." As such they brought with them "almost nothing new" to China. It followed that those conquests were not comparable to the Germanic invasions, which had reinjected "noble" blood into Europe from the fifth to the tenth century.
What, then, were for Gobineau the characteristics of Chinese society in the last 2,000 years? The form of mild patriarchal rule he attributed to it has already been considered. Another trait frequently identified in the sinological literature as Chinese, and one that he found "natural" because of the society's yellow/Malay foundation, was an indomitably materialistic orientation. In his view this trait determined that in China political priority was given to government administration rather than to war and diplomacy, the two areas in which Western rulers sought glory. The country's racial character dictated a primal urge for political stability, which in turn required that food be grown in abundance; that agriculture and industry receive "perpetual encouragements"; that everyone "should be able to clothe, feed and house themselves"; and that a "solid and profound tranquility should be preserved as the supreme means for attaining these ends." Another aspect of Chinese life that was well attested in Western convention was the government's famous tolerance toward various philosophical and

religious doctrines. This Gobineau explained as following from the people's alleged materialism. Happiness for the Chinese, he maintained, consisted of simply having enough to eat and sufficient clothes to wear. That was why the government could afford to allow the most unnatural doctrines to be preached as long as they had no social consequences. It could even allow such monstrosities as freedom of the press and of association because the "exclusively utilitarian" nature of the Chinese people defused any destabilizing effect these institutions might otherwise have had. As long as they had thematerial necessities, no Chinese would "bother to confront police truncheons for the greater glory of a political abstraction."

In Gobineau's eyes, the entrenchment of liberties and a propensity for extravagant grand theories were features of Hindu society that followed from the mixture of white and black components in the Indian population. In China, by contrast, the strength of yellow and black components determined that the civilization's greatest achievements were attained at the level of material organization. Gobineau granted that in this domain China surpassed the Roman empire, and even modern Europe, though he held that it did so "without beauty and without dignity," as befitted its racial character. Though the Chinese population was renowned for being peaceful and submissive, it was so only because it was "lacking in sentiments beyond the humblest notion of physical utility." Reversing the Enlightenment esteem for the simplicity of Chinese classical thought, Gobineau reasoned that Chinese "religion is a résumé of practices and maxims strongly reminiscent of what the moralists of Geneva and their educational books are pleased to recommend as the nec plus ultra of the good: economy, moderation, prudence, the art of making a profit and never a loss.

Gobineau advanced similarly disdainful opinions of Chinese manners and Chinese literature, the allegedly low condition of which he naturally saw as deriving from the same racial principles discussed above. Chinese manners were, accordingly, nothing but "perpetual cant," without similarity to the medieval European forms of courtesy that represented the freeman's grave deference to his superiors, his "noble benevolence" toward his equals, and his "affectionate condescension to his inferiors." In China materialism dictated instead that politeness amounted to "nothing more than social obligation, which, taking its source in the grossest egoism, translates into an abject prostration toward superiors, a ridiculous fighting over proprieties with equals, and an arrogance with inferiors that grows in proportion to the lowness of their rank." Chinese courtesy, in other words, was a for-malist invention for keeping everyone in their place, rather than an "inspiration of the heart" as in the West. In addition, the Chinese lacked a sense of proportion, for among them, Gobineau thought, the trivialities of everyday life were as rigorously regulated by law as were matters of importance.

Although the Chinese esteemed their literature highly, in Gobineau's eyes it was instead a "powerful force of stagnation," partly because of its incorporation into the government examination system, but also largely because of its inherent characteristics. Again echoing Herder, he scorned Chinese literature as marred by all sorts of "puerile" embellishments. The best Chinese literary forms were descriptions of nature and the novel, because in these the yellow capacity for observation and subtlety could be expressed. Otherwise, Chinese literature had nothing to recommend it. Chinese theater was "flat" and "ill-conceived." Chinese poetry that attempted to capture feelings only succeeded in being "ridiculous." Chinese philosophy consisted of nothing but "commonplace maxims" formulated in a "puerilely obscure" and "drily didactic manner." The "great [Chinese] scientific works" were simply "verbose compilations" lacking a critical dimension. That was only to be expected because, as he put it, "the spirit of the yellow race is neither profound nor insightful [sagace] enough to attain this quality [i.e., scientific excellence] reserved for the white race." That is to say, yellow people might have been able to make useful drawings of natural objects, since these require patience and observation, but the Chinese lacked a capacity for "general theories." In addition, since "tradition is all-powerful in China," any new idea that might emerge is immediately the object of indignation; and in any case those literati who are occasionally taken by a creative urge fall immediately into "inanity" when this happens.

For him China was an essentially "democratic" civilization because the central institution was the mandarinate, which the imperial examination system made accessible to everyone. The mediocrity and stagnation of Chinese literature he saw as going together with the government's promotion of widespread popular education. From his antiprogressive standpoint, and giving his historical terminology a medical diagnostic twist, he described the Chinese state-sponsored program of Confucian civic education as being in a "more advanced" state than that of the West—a piece of irony that implicitly accused the Western reader, while simultaneously damning the Chinese. More pointedly, he went on to describe the alleged loss of Aryan independence completed by Qin Shi Huangdi as "a fact absolutely similar to what took place, chez nous, in 1789, when the innovating spirit saw as its first necessity the destruction of the ancient territorial subdivisions [of France]."

Especially during the last years of his life, Gobineau became consumed with the idea that Chinese armies under Russian command would overrun Europe and destroy white civilization. By 1880 he was

even suggesting that the struggle against socialism in Europe was a secondary matter because of the imminent prospect of an epoch-changing Chinese invasion. [Gob2,Gob1]

Bibliographie : Autor

1853-1855 Gobineau, Joseph Arthur de. *Essai sur l'inégalité des races humaines*. Vol. 1-4 in 2. (Paris : Librairie de Firmin Didot, 1853-1855). http://classiques.uqac.ca/classiques/gobineau/essai_inegalite_races/essai_inegalite_races_1.pdf. [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1998 *La Chine entre amour et haine : actes du VIIIe colloque de sinologie de Chantilly*. Sous la direction de Michel Cartier. (Paris : Institut Ricci ; Desclée de Brouwer, 1998). (Variétés sinologiques ; no 87). [OAS]

1999 Blue, Gregory. *Gobineau on China : race theory, the 'yellow peril', and the critique of modernity*. In : Journal of world history ; vol. 10, no 1 (1999). [OAS]

Goldmann, Lucien (Bukarest 1913-1970 Paris) : Philosoph, Literaturtheoretiker

Bibliographie : Autor

1998 [Goldmann, Lucien]. *Yin bi de shangdi*. Lu#xi'an Gedeman zhu ; Cai Hongbin yi. (Tianjin : Bai hua wen yi chu ban she, 1998). (Bo xue cong shu). Übersetzung von Goldmann, Lucien. *Le Dieu caché : étude sur la vision tragique dans les "Pensées" de Pascal et dans le théâtre de Racine*. (Paris : Gallimard, 1955).
隐蔽的上帝 [WC]

Goll, Yvan = Lang, Isaac (Saint-Dié, Vogesen 1891-1950 bei Paris) : Deutsch-französischer Dichter

Bibliographie : Autor

1985 *Guo ji bi hui zuo pin ji : yi jiu ba liu*. Zhongguo Shanghai bu hui zhong xin. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1985). [Ausgewählte literarische Werke des International P.E.N.]. [Enthält] : Bachmann, Ingeborg. *Die gestundete Zeit*. Bauer, Walter. *Wenn wir erobern die Universität*. Becher, Johannes R. *Meer im Sommer ; Das Wunder*. Bender, Hans. *Iljas Tauben*. Benn, Gottfried. *Chopin*. Böll, Heinrich. *Unberechenbare Gäste*. Borchert, Wolfgang. *Das Brot*. Celan, Paul. *Todesfuge*. Domin, Hilde. *Nur eine Rose als Stütze*. Eich, Günter. *Züge im Nebel*. Goll, Yvan. *Der Regenpalast*. Grass, Günter. *Ohnmacht*. Grün, Max von der. *Rom*. Hermlin, Stephan. *In einer dunklen Welt*. Hesse, Hermann. *Flötentraum*. Kästner, Erich. *Die Entwicklung der Menschheit ; Sachliche Romanze ; Die Jugend hat das Wort*. Kant, Hermann. *Das Kennwort*. Kaschnitz, Marie Luise. *Die Füsse im Feuer*. Krolow, Karl. *An den Frieden*. Lenz, Siegfried. *Freund der Regierung*. Nowak, Ernst. *Weg*. Rauner, Liselotte. *Epigramme, Lagebericht einer jungen Frau, Mahnmal*. Reding, Josef. *Fünf Gedichte*. Rinser, Luise. *Die rote Katze*. Risse, Heinz. *Gottesgericht*. Schnitzler, Arthur. *Das Tagebuch der Redegonda*. Schroers, Rolf. *Das Urteil*. Seghers, Anna. *Das Obdach*. Toller, Ernst. *An alle Gefangenen*. Walser, Martin. *Ich suchte eine Frau*. Wolf, Christa. *Blickwechsel*. Zweig, Stefan. *Die spät bezahlte Schuld*.
国际笔会作品集 : 一九八六 [Din10,WC]

Goncourt, Edmond de (Nancy 1822-1896 Champrosay) : Schriftsteller

Biographie

1915 Chen, Duxiu. *Xian dai ouzhou wen yi shi tan*. [Modern European literature]. In : Qing nian za zhi ; vol. 1, no 3-4 (1915).
Er schreibt : "Le naturalisme fit-il réellement faillite ? S'il ne laissait rien de durable, encore aurait-il bien mérité de la littérature en la ramenant à l'observation, à l'étude sincère de la réalité ? Mais pour ne parler ici que du roman, nous lui devons Gustave Flaubert, Jules et Edmond de Goncourt, Alphonse Daudet, Emile Zola, Guy de Maupassant, Ferdinand Fabre ; et peut-être aucune autre époque de notre histoire littéraire ne fournirait dans un seul genre, plus de noms justement illustrés".
Chen Duxiu erwähnt zum ersten Mal in China Gustave Flaubert : geboren in Rouen 1821, gest. 1880. [Flau:S. 74-75]

Bibliographie : Autor

1851-1896 Goncourt, Edmond de ; Goncourt, Jules de. *Journal des Goncourt : mémoires de la vie littéraire*. (Paris : G. Charpentier et E. Fasquelle, 1851-1896). [WC]

1934 [Goncourt, Edmond de]. *Nü lang ai Lisha*. Gongguer ; Li Jieren yi. (Shanghai : Zhong hua shu ju, 1934). (Xian dai wen xue cong kan). Übersetzung von Goncourt, Edmond de. *La fille Elisa : roman*. (Paris : Flammarion, 1876).
女郎爱里沙 [WC]

1986 [Goncourt, Jules de ; Goncourt, Edmond de]. *Ai hai chen fan san nü xing*. Gongguer, Gongguer ; Wang Dehua yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1986).
爱海沉帆三女性 [WC]

1986 [Goncourt, Jules de ; Goncourt, Edmond de]. *Remanni - lasedun*. Gongguer, Gongguer ; Yang Rusheng yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). Übersetzung von Goncourt, Jules de ; Goncourt, Edmond de. *Germinie Lacerteux*. (Paris : Charpentier, 1864).
热曼妮·拉瑟顿 [WC]

1991 [Goncourt, Edmond de]. *Gou lan nü ai Lisha*. Gongguer ; Dong Chun yi. (Beijing : Wai guo wen xue chu ban she, 1991). Übersetzung von Goncourt, Edmond de. *La fille Elisa : roman*. (Paris : Flammarion, 1876).
勾栏女艾丽莎 [WC]

Goncourt, Jules de (Paris 1830-1870 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1915 Chen, Duxiu. *Xian dai ouzhou wen yi shi tan*. [Modern European literature]. In : Qing nian za zhi ; vol. 1, no 3-4 (1915).
Er schreibt : "Le naturalisme fit-il réellement faillite ? S'il ne laissait rien de durable, encore aurait-il bien mérité de la littérature en la ramenant à l'observation, à l'étude sincère de la réalité ? Mais pour ne parler ici que du roman, nous lui devons Gustave Flaubert, Jules et Edmond de Goncourt, Alphonse Daudet, Emile Zola, Guy de Maupassant, Ferdinand Fabre ; et peut-être aucune autre époque de notre histoire littéraire ne fournirait dans un seul genre, plus de noms justement illustrés".
Chen Duxiu erwähnt zum ersten Mal in China Gustave Flaubert : geboren in Rouen 1821, gest. 1880. [Flau:S. 74-75]

Bibliographie : Autor

1851-1896 Goncourt, Edmond de ; Goncourt, Jules de. *Journal des Goncourt : mémoires de la vie littéraire*. (Paris : G. Charpentier et E. Fasquelle, 1851-1896). [WC]

1986 [Goncourt, Jules de ; Goncourt, Edmond de]. *Ai hai chen fan san nü xing*. Gongguer, Gongguer ; Wang Dehua yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1986).
爱海沉帆三女性 [WC]

1986 [Goncourt, Jules de ; Goncourt, Edmond de]. *Remanni - lasedun*. Gongguer, Gongguer ; Yang Rusheng yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). Übersetzung von Goncourt, Jules de ; Goncourt, Edmond de. *Germinie Lacerteux*. (Paris : Charpentier, 1864).
热曼妮·拉瑟顿 [WC]

Goudar, Ange (Montpellier 1720-1791 London) : Schriftsteller, Abenteurer, Journalist

Biographie

1765 Goudar, Ange. *L'espion chinois* [ID D19833].
Goudar schreibt : "Il paraîtra peut-être surprenant que ces étrangers soient instruits d'une infinité de choses qui ont échappé jusqu'ici aux peuples mêmes chez qui ils voyagent : mais il faut l'attribuer à un certain génie de réflexion qui forme le caractère de ces Asiatiques. Les Chinois sont nos maîtres en fait de lois, de moeurs, et de police. Leur ancienneté leur donne ce droit sur tous les peuples de l'univers. Le gouvernement de la Chine avait reçu une forme avant qu'aucun de l'Europe fût formé. Cette succession d'idées sur les devoirs de la vie civile les a rendi les premiers moralistes du monde. Il a donc suffi à ceux-ci d'avoir levé un coin du voile de nos usages pour découvrir tout le plan de nos moeurs."

Basil Guy : In *L'espion chinois* we find an almost exact reproduction of d'Argens guiding iedeas when we examine the contents. In these and other ways, the work of Goudar can perhaps be seen as a perfect example of the decade3nce of the genre, as well as of its persistence far into the eighteenth century. Written in form of letters from three Chinese travelers abroad to two others with the names of Cotao-yu-sé and Kié-tou-na, who have remained in Beijing, the satire touches upon every conceivable subject that was apt to interest contemporary readers : religion, custom, morality, but especially politics. There is an effort to deepen his appreciation of European institutions. While some of the details Goudar furnishes on contemporary preoccupations, such as physiocracy, the expulsion of the Jesuits, the Battle of the books, the Jansenist controversies, and especially the incisive account of a visit to Voltaire at Ferney, which are all interesting and informative, the main burden of his work is nonetheless political, inspired by those overwhelming economic disasters which so crippled the French government in the 1760's and 70's. China is Paradise itself, and we are still not done with hearing the praises of a beneficent, paternal monarch, who by example brings peace, prosperity, and happiness to a people who has ever been well-governed. This criticism is not addressed directly to the King of France, however, who is as close to the model of a Chinese emperor as any in Europa. Yet by remaining aloof, by considering himself above politics, he is incapable of exerting the same influence as a Kangxi or a Quianlong emperor. For Goudar, France's greatness in the eighteenth century was a mirage, wheter relating to the size of the nation, the number of its soldiery, or the value of its monies, since the truth of the matter was that the upper classes were living off the undernourished and underprivileged tillers of the soil at the bottom of the social scale. And these last were kept in abject poverty. The government was considered corrupt, except for the king, although even here, a certain cupidity, which even innocence could not excuse, was evident. Goudar does attempt to enliven his criticisms with a touch of irony. This was because he almost never judged by the supposedly Chinese standards he had proned in the preface. In weighing one country against another, he tends to favour France, even though on occasion he seems to be aware that England and English constitutionalism had some advantages to recommend them. Occasional allusions to pagodas and mandarins are not sufficient to disguise the essentially French characteristics of his correspondents and their ideas. Despite the fact that their diguise is thin, howewer, we must note that on one occasion in Italy, Goudar does succeed in having a Chinese recognized as a Chinese because of his physical characteristics and not because his interlocutors are interested in punning 'Comment peut-on être Persan ?'

Willy Richard Berger : Goudars Briefe haben einen in Europa in diplomatischer Mission reisender Mandarin, Cham-pi-pi, als Verfasser. Die Briefe gehen aus Paris und England nach China. Briefe von Ko-Korrespondenten, die aus Italien, Südfrankreich, Spanien und Portugal berichten, laufen ebenfalls über Cham-pi-pi. Goudar greift mit sozialkritischem Engagement die politischen Missstände in Frankreich an. So bemerkt der Mandarin vor allem das Elend der Landbevölkerung, die unter den masslosen Steuerlasten am Rande des Existenzminimums dahinvegetieren. Dem Chinesen erscheinen die ländlichen Gegenden Frankreichs als eine Art Wüstenai, die Dörfer sind wahre Krankenhäuser, ihre Bewohner 'Wilde', jämmerlich herabgekommene und entwürdigte Wesen, 'zweibeinige Tiere', die Wurzeln und eicheln fressen. Goudar erweist sich als Schüler Quesnays und wenn Frankreich wieder aufgeholfen werden kann, dann muss es sich auf seinen wahren Reichtum besinnen, der in der Landwirtschaft besteht. Der beste Beweis dafür ist das chinesische Reich, das 'seine Grösse, seinen Wohlstand und seine unvorstellbare Dauer und Beständigkeit vor allem seiner Landwirtschaft verdankt und der Aufmerksamkeit, die ihr der Herrscher schenkt.' Goudars Mandarin erhält daher auch den regierungsamtlichen Auftrag, in Frankreich auf die agrarischen Verhältnisse ein besonderes Augenmerk zu haben. Goudar übt auch Kritik am europäischen Kolonialismus.
Der chinesische Kaiser ist ein Idealherrscher, der Administration und Gesetzgebung tatkräftig und zum Wohle der Untertanen selbst in die Hand nimmt. China ist das Gegenteil des despotischen Reichs, als das es sich die Europäer seit Montaigne und Montesquieu immer wieder ausgemalt hatten. Despotisch ist vielmehr Frankreich selbst, wenn auch vor allem durch seinen verrotteten Adel und ein korruptes Kabinett. [Guy:S. 368-371,Berg:S. 160-162]

Bibliographie : Autor

1765 Goudar, Ange. *L'espion chinois, ou l'envoyé secret de la Cour de Pékin*. Trad. du chinois. (Cologne : [s.n.], 1765). [WC]

Gourmont, Remy de Bazoches-au-Houlme, bei Argentan, Orne 1858-1915 Paris) : Schriftsteller, Dichter, Journalist, Kunstkritiker

Grancher, Marcel E. (Lons-le-Saunier, Jura 1897-1976 Nizza) : Schriftsteller, Journaliste

Bibliographie : Autor

1930 Grancher, Marcel E. *Shanghaï : roman colonial*. (Paris : Les Etincelles, 1930). (La plus grande France). [WC]

Guérineau de Saint-Péravi, Jean-Nicolas-Marcelin (Janville, Beauce 1735-1789 Liège) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1763 Guérineau de Saint-Péravi, Jean-Nicolas-Marcelin. *L'optique, ou, Le Chinois à Memphis : essais traduits de l'égyptien*. (Londres [i.e. Amsterdam] : Marc-Michel Rey, 1763). [WC]

Helvétius, Claude-Adrien (Paris 1715-1771 Versailles) : Philosoph

Biographie

1758 Helvétius, [Claude-Adrien]. *De l'esprit* [ID D20025].
Helvétius schreibt : Or le despotisme ferme la bouche aux historiens si la puissance n'est à cet égard enchaînée par quelque préjugé, quelque superstition, ou quelque établissement particulier. Tel est à la Chine l'établissement d'un tribunal d'histoire ; tribunal également sourd, jusqu'aujourd'hui, aux prières comme aux menaces des rois."

Basil Guy : Helvétius brings up the problem of slavery leading to despotism in Oriental realms, his examples naturally include China, whose government he then examines not only on historic, but also on 'climatic' and on moral grounds. But if, according to the author, despotism is the ultimate form of any establishment, in China that form has long since lost its validity - assuming the defenders of Chinese antiquity can be trusted - and is to be condemned because only the drawbacks of a closely-controlled and quasi-tyrannical government were to be observed there in the eighteenth century. The reason for this interpretation is not hard to discover when a few pages later, Helvétius broaches a discussion of history and the writing of history, utilizing the misunderstood Chinese example to the full when he must perforce return to his theme and excuse the digression with facile moralizing. [Guy:S. 315]

1773 Helvétius, [Claude-Adrien]. *De l'homme* [ID D20026].
Helvétius schreibt : "Le despotisme de la Chine est dit-on fort modéreé. L'abondance de ses récoltes en est la preuve. En Chine comme partout ailleurs, on sait que pour féconder la terre, il ne suffit pas de faire de bons livres d'agriculture ; qu'il faut encore que nulle loi ne s'oppose à la bonne culture. Aussi les impôts à la Chine ne sont portés sur les terres médiocres qu'au trentième du produit. Les Chinois jouissent donc presque en entier de la propriété de leurs biens. Leur gouvernement à cet égard est donc bon. Mais jouit-on de la propriété de sa personne ? L'habituelle et prodigieuse distribution qui s'y fait de coups de bambou prouve le contraire. C'est l'arbitraire des punitions qui sans doute y avilit les âmes et fait de presque tout Chinois un négociant fripon, un soldat poltron, et un citoyen sans honneur." "La Chine est presque le seul empire où l'on ait reconnu l'abuse de [l'ingérence de l'état dans les questions religieuses]. Pour être historien juste et véridique il faut, disent les Chinois, être indifférent à la religion ; pour régir équitablement les hommes, pour être magistrat intègre, mandarin sans prévention, il faut donc n'être pareillement d'aucune secte.".

Basil Guy : Helvétius is led to expatiate upon the example of China. Thus, when attempting to prove that intolerance is fatal to rulers, he quotes a brief exemplum 'drawn from Confucius' in which the Sage and the Emperor converse on the reputation and rule of a prince who would heed only advice prompted by flattery, and so go to his ruin. The moral, however, is quite succinct and useful, in that it shows how Helvétius doubted not at all the efficacy of education, but despaired that it might ever prove the salvation of the Chinese, a people [chez lui] "l'intérêt présent de l'orgueil l'emporte presque toujours sur tout intérêt à venir". Already, when treating of the difference between 'l'esprit' and 'l'âme', when noting the variability of human judgment where self-interest is concerned, Helvétius is quick to select other examples from China. Yet even as he underlines their appositeness he introduces such a note of scepticism, or even of disbelief, that we cannot help but wonder if this man's view of the Middle kingdom were not itself prejudiced by his reading of merchant relations like Anson's. Helvétius, like many of his contemporaries, was led to believe that potential stultified and wasted through the tyranny of religion. The use to which he puts the Chinese example in an untoward chapter on the Jansenist controversy esplains better than aught else how his view of that far kingdom was perverted and why, despite this fact, Helvétius was unsuccessful when treating of religion. Helvétius must be accounted a factor in diminishing the force and popularity of the Chinese example because of the vast audience he rached and influenced.

Jacques Pereira : Ouvert à toutes les influences de son temps, Helvétius a su garder une certaine indépendance d'esprit qui lui a valu l'estime de ses contemporains, amis ou adversaires. S'agissant de la Chine, il apparaît qu'il n'a pas été inscensible au discours de Montesquieu. Helvétius, à l'évidence tout sensible aux analyses de Voltaire et des physiocrates, se met un peu en retrait par rapport à la sinophobie modérée de Montesquieu et, au nom de son refus du fatalisme climatique, admet chez la nation chinoise une force de caractère politique digne de l'esprit républicain. Il produit finalement un discours sur la Chine qui trahit les difficulté à trouver la cohérence. Il ne se sentait pas libre de remettre réellement en question la sentence 'la Chine est un gouvernement despotique'. Ce n'est pas qu'on le sente tenu par une dévotion particulière puisqu'il est capable d'avoir la dent très dure lorsqu'il s'agit de l'attaquer sur la question du climat ou de la typologie des gouvernements, mais il semble que le despotisme de la Chine soit un fait acquis à l'opinion publique et sur lequel il devient de plus en plus difficile de revenir. [Guy:S. 316-318,Pere:480-483]

Bibliographie : Autor

1758 Helvétius, [Claude-Adrien]. *De l'esprit.* (Paris : Durand, 1758). [WC]

1773 Helvétius, [Claude-Adrien]. *De l'homme : de ses facultés intellectuelles et de son éducation*. Vol. 1-2. (Londres : Chez la Société typographique, 1773). [WC]

1933 [Helvétius]. *Jing shen lun*. Aierweixiu zhu ; Yang Bokai yi. (Shanghai : Xin ken shu dian, 1933). (Zhe xue cong shu). Übersetzung von Helvétius. *De l'esprit*. (Paris : Durand, 1758).
精神 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1961 [Plechanov, Georgij Valentinovic]. *Wei wu zhu yi shi lun cong*. Wang Taiqing yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1961). Übersetzung von Plechanov, Georgij Valentinovic. *Beiträge zur Geschichte des Materialismus.* (Stuttgart : J.H.W. Dietz, 1896). [Betr. Paul Henri Thiry d'Holbach, Helvétius, Karl Marx].
唯物主義史論叢 [WC]

1962 [Silin, Mikhail Alexksandrovich]. *Ai'erweixiu : shi ba shi ji Faguo jie chu di wei wu zhu yi zhe xue jia*. Mi A Xilin zhu ; Guo Lijun yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 1961). Übersetzung von Silin, Mikhail Alexksandrovich. *Klod Adrian Gel'vecij : vydajuscijsja francuzskij filosof-materialist XVIII veka*. (Moskva : Izd. Inst. Mezdunarodnych Otnosenji, 1958). [Betr. Helvétius].
爱尔維修 : 十八世紀法国杰出的唯物主义哲学家 [WC]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Holbach, Paul Henri Thiry d' = Holbach, Paul Heinrich Dietrich Baron von = Holbach, Paul Henri Thiry baron d' (Edesheim bei Landau 1723-1789 Paris) : Deutsch-französischer Philosoph, Naturwissenschaftler

Biographie

1753.1 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].

A-CHIN
ANIEN ou ANIAN-FU
(Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Chuquami.

ARGOUDAN
S. m. sorte de coton qui se recueille en différens endroits de la Chine, & dont les habitans de Canton font trafic avec ceux de l'île de Haynan.

ARSCHIN
S. m. (Comm.) mesure étendue dont on se sert à la Chine pour mesurer les étoffes : elle est de même longueur que l'aune de Hollande, qui contient 2 piés 11 lignes de roi, ce qui revient à 4/7 d'aune de France ; en sorte que sept arschins de la Chine font quatre aunes de France. Savary. Diction. du Comm. tom. I. pag. 756. (G)

ASIE
l'une des quatre grandes parties de la terre, & la seconde en ordre, quoique la premiere habitée. Elle est séparée de l'Europe par la mer Méditerranée, l'Archipel, la mer Noire, les Palus Méotides, le Don & la Dwina ; de l'Afrique par la mer Rouge & l'isthme de Suez. Elle est des autres côtés entourée de l'Océan ; elle ne communique point avec l'Amérique ; ses parties principales sont l'Arabie, la Turquie Asiatique, la Perse, l'Inde, la Tartarie, la Moscovie Asiatique, la Chine, le Japon, le royaume d'Ava, celui de Siam, l'île de Ceylan, & les îles de la Sonde, dont les principales sont Sumatra, Borneo, Java, l'île des Célebes, les Moluques, les Philippines, les Maldives : elle peut avoir d'occident en orient environ 1750 lieues, & du midi au septentrion 1550.
Les peuples de ce vaste continent, ceux sur-tout qui en occupent le milieu, & qui habitent les côtes de l'Océan septentrional, nous sont peu connus : excepté les Moscovites qui en possedent quelque portion, & dont les caravanes en traversent tous les ans quelques endroits, pour se rendre à la Chine, on peut dire que les Européens n'y font pas grand négoce. S'il y a quelque chose d'important à observer sur le commerce d'Asie, cela ne concerne que les côtes méridionales & orientales : le lecteur trouvera aux différens articles des noms des lieux, les détails généraux auxquels nous nous sommes bornés sur cet objet.

ASTRONOMIE

Il y a tout lieu de croire que les observations astronomiques, trouvées dans le siecle dernier entre les mains des Chinois, y avoient passé de Tartarie : car il y a des preuves certaines que Ginghischan entra dans la Chine, & que ses descendans furent maîtres d'une grande partie de ce vaste empire, où ils porterent vraisemblablement les observations & les tables qui avoient été faites par les astronomes de Corasan. Au reste, l'Astronomie a été cultivée presque de tems im mémorial à la Chine. Les missionnaires Jésuites se sont fort appliqués à déchiffrer les anciennes observations. L'on en peut voir l'histoire dans les observations du P. Souciet. Environ 400 ans avant J. C. les Sciences furent négligées chez les Chinois. Cette négligence alla en croissant jusqu'à l'empereur Tsin-Chi-Hoang. Celui-ci fit brûler, 246 avant J. C. tous les livres qui traitoient des Sciences, à l'exception de ceux de Medecine, d'Astrologie, & d'Agriculture : c'est par-là que périrent toutes les observations antérieures à ce tems : 400 ans après, Licou-Pang rétablit les Sciences dans son empire, & érigea un nouveau tribunal de Mathématiques. L'on fit quelques instrumens pour observer les astres, & l'on régla le calendrier. Depuis ce tems-là l'Astronomie n'a point été négligée chez ce peuple. Il semble que les observations faites depuis tant de siecles, sous les auspices & par les ordres de puissans monarques, auroient dû fort enrichir l'Astronomie. Cependant les missionnaires qui pénétrerent dans cet empire sur la fin du xvj. siecle, trouverent que l'état où étoit cette science parmi les Chinois, ne répondoit point à la longue durée de leurs observations. Ceux d'entre les missionnaires Jésuites qui entendoient les Mathématiques, s'insinuerent par ce moyen dans l'esprit du monarque. Les plus habiles devinrent présidens du tribunal de Mathématiques, & travaillerent à mettre l'Astronomie sur un meilleur pié qu'elle n'avoit été auparavant. Ils firent des instrumens plus exacts que ceux dont on s'étoit servi jusqu'alors, rendirent les observations plus justes, & profiterent des connoissances des Occidentaux. Voyez les relations du P. Verbiest, & des autres missionnaires, ou bien la description de la Chine, par le P. Duhalde.

ATHEES

Ici se présente naturellement la célebre question, savoir si les lettrés de la Chine sont véritablement athées. Les sentimens sur cela sont fort partagés. Le P. le Comte, Jésuite, a avancé que le peuple de la Chine a conservé près de 2000 ans la connoissance du véritable Dieu ; qu'ils n'ont été accusés publiquement d'athéisme par les autres peuples, que parce qu'ils n'avoient ni temples ni sacrifices ; qu'ils étoient les moins crédules & les moins superstitieux de tous les habitans de l'Asie. Le P. le Gobien, aussi Jésuite, avoue que la Chine n'est devenue idolatre que cinq ou six ans avant la naissance de J. C. D'autres prétendent que l'athéisme a regné dans la Chine jusqu'à Confucius, & que ce grand Philosophe même en fut infecté. Quoi qu'il en soit de ces tems si reculés, sur lesquels nous n'osons rien décider, le zele de l'apostolat d'un côté, & de l'autre l'avidité insatiable des négocians européens, nous ont procuré la connoissance de la religion de ce peuple subtil, savant & ingénieux. Il y a trois principales sectes dans l'empire de la Chine. La premiere fondée par Li-laokium, adore un Dieu souverain, mais corporel, & ayant sous sa dépendance beaucoup de divinités subalternes, sur lesquelles il exerce un empire absolu. La seconde, infectée de pratiques folles & absurdes, met toute sa confiance en une idole nommée Fo ou Foë. Ce Fo ou Foë mourut à l'âge de 79 ans ; & pour mettre le comble à son impiété, après avoir établi l'idolatrie durant sa vie, il tâcha d'inspirer l'athéisme à sa mort. Pour lors il déclara à ses disciples qu'il n'avoit parlé dans tous ses discours que par énigme, & que l'on s'abusoit si l'on cherchoit hors du néant le premier principe des choses. C'est de ce néant, dit-il, que tout est sorti, & c'est dans le néant que tout doit retomber : voilà l'abysme où aboutissent nos espérances. Cela donna naissance parmi les Bonzes à une secte particuliere d'athées, fondée sur ces dernieres paroles de leur maître. Les autres, qui eurent de la peine à se défaire de leurs préjugés, s'en tinrent aux premieres erreurs. D'autres enfin tâcherent de les accorder ensemble, en faisant un corps de doctrine où ils enseignerent une double loi, qu'ils nommerent la loi extérieure & la loi intérieure. La troisieme enfin plus répandue que les deux autres, & même la seule autorisée par les lois de l'état, tient lieu de politique, de religion, & sur-tout de philosophie. Cette derniere secte que professent tous les nobles & tous les savans, ne reconnoît d'autre divinité que la matiere, ou plûtôt la nature ; & sous ce nom, source de beaucoup d'erreurs & d'équivoques, elle entend je ne sai quelle ame invisible du monde, je ne sai quelle force ou vertu surnaturelle qui produit, qui arrange, qui conserve les parties de l'univers. C'est, disent-ils, un principe très-pur, très-parfait, qui n'a ni commencement ni fin ; c'est la source de toutes choses, l'essence de chaque être, & ce qui en fait la véritable différence. Ils se servent de ces magnifiques expressions, pour ne pas abandonner en apparence l'ancienne doctrine ; mais au fond ils s'en font une nouvelle. Quand on l'examine de près, ce n'est plus ce souverain maître du ciel, juste, toutpuissant, le premier des esprits, & l'arbitre de toutes les créatures : on ne voit chez eux qu'un athéisme raffiné, & un éloignement de tout culte religieux. Ce qui le prouve, c'est que cette nature à laquelle ils donnent des attributs si magnifiques, qu'il semble qu'ils l'affranchissent des imperfections de la matiere, en la séparant de tout ce qui est sensible & corporel ; est néanmoins aveugle dans ses actions les plus réglées, qui n'ont d'autre fin que celle que nous leur donnons, & qui par conséquent ne sont utiles qu'autant que nous savons en faire un bon usage. Quand on leur objecte que le bel ordre qui regne dans l'univers n'a pû être l'effet du hasard, que tout ce qui existe doit avoir été créé par une premiere cause, qui est Dieu : donc, répliquent-ils d'abord, Dieu est l'auteur du mal moral & du mal physique. On a beau leur dire que Dieu étant infiniment bon, ne peut être l'auteur du mal : donc, ajoûtent-ils, Dieu n'est pas l'auteur de tout ce qui existe. Et puis, continuent-ils d'un air triomphant, doit-on croire qu'un être plein de bonté ait créé le monde, & que le pouvant remplir de toutes sortes de perfections, il ait précisément fait le contraire ? Quoiqu'ils regardent toutes choses comme l'effet de la nécessité, ils enseignent cependant que le monde a eu un commencement, & qu'il aura une fin. Pour ce qui est de l'homme, ils conviennent tous qu'il a été formé par le concours de la matiere terrestre & de la matiere subtile, à-peu-près comme les plantes naissent dans les îles nouvellement formées, où le laboureur n'a point semé, & où la terre seule est devenue féconde par sa nature. Au reste notre ame, disent-ils, qui en est la portion la plus épurée, finit avec le corps, quand ses parties sont dérangées, & renaît aussi avec lui, quand le hasard remet ces mêmes parties dans leur premier état. Ceux qui voudroient absolument purger d'athéisme les Chinois, disent qu'il ne faut pas faire un trop grand fond sur le témoignage des missionnaires ; & que la seule difficulté d'apprendre leur langue & de lire leurs livres, est une grande raison de suspendre son jugement. D'ailleurs en accusant les Jésuites, sans doute à tort, de souffrir les superstitions des Chinois. on a sans y penser détruit l'accusation de leur athéisme, puisque l'on ne rend pas un culte à un être qu'on ne regarde pas comme Dieu. On dit qu'ils ne reconnoissent que le ciel matériel pour l'être suprème : mais ils pourroient reconnoître le ciel matériel (si tant est qu'ils ayent un mot dans leur langue qui réponde au mot de matériel), & croire néanmoins qu'il y a quelqu'intelligence qui l'habite, puisqu'ils lui demandent de la pluie & du beau tems, la fertilité de la terre, &c. Il se peut faire aisément qu'ils confondent l'intelligence avec la matiere, & qu'ils n'ayent que des idées confuses de ces deux êtres, sans nier qu'il y ait une intelligence qui préside

dans le ciel. Epicure & ses disciples ont crû que tout étoit corporel, puisqu'ils ont dit qu'il n'y avoit rien qui ne fût composé d'atomes ; & néanmoins ils ne nioient pas que les ames des hommes ne fussent des êtres intelligens. On sait aussi qu'avant Descartes on ne distinguoit pas trop bien dans les écoles l'esprit & le corps ; & l'on ne peut pas dire néanmoins que dans les écoles on niât que l'ame humaine fût une nature intelligente. Qui sait si les Chinois n'ont pas quelqu'opinion semblable du ciel ? ainsi leur athéisme n'est rien moins que décidé.

AZUR
La pierre d'azur naturel & minéral se nomme à la Chine yao-Toufou, ou porcelaine de Toufou. Elle ne vient point de Toufou, mais de Nankin-Chequian. On en trouvoit aussi autrefois dans l'île de Hainan : mais aujourd'hui ces deux mines en fournissent si peu, & cette matiere est par conséquent devenue si chere & si rare, que les Chinois ne se servent plus que de l'émail ou azur en poudre fine, que les Hollandois leur portent.

BADIANE (SEMENCE DE), ou ANIS DE LA CHINE
(Histoire natur. & Mat. med.) c'est un fruit qui représente la figure d'une étoile ; il est composé de six, sept ou d'un plus grand nombre de capsules qui se réunissent en un centre comme des rayons ; elles sont triangulaires, longues de cinq, huit & dix lignes, larges de trois, un peu applaties & unies par la base. Ces capsules ont deux écorces, une extérieure, dure, rude, raboteuse, jaunâtre, ou de couleur de rouille de fer ; l'autre, intérieure, presqu'osseuse, lisse & luisante. Elles s'ouvrent en deux panneaux par le dos, lorsqu'elles sont seches & vieilles, & ne donnent chacune qu'un seul noyau lisse, luisant, applati, de la couleur de la graine de lin ; lequel, sous une coque mince & fragile, renferme une amende blanchâtre, grasse, douce, agréable au goût, & d'une saveur qui tient de celle de l'anis & du fenouil ; mais qui est plus douce. La capsule a le goût du fenouil, un peu d'acidité, & une odeur seulement un peu plus pénétrante. Ce fruit vient des Philippines, de la Tartarie & de la Chine ; l'arbre qui le porte s'appelle pansipansi ; son tronc est gros & branchu ; il s'éleve à la hauteur de deux brasses & plus. De ses branches sortent quinze feuilles alternes, rarement crénelées, pointues, longues d'une palme, & larges d'un pouce & demi. Les fleurs sont, à ce qu'on dit, en grappes, grandes comme celles du poivre, & paroissent comme un amas de plusieurs chatons.
La semence de badiane donne de l'huile essentielle, limpide, subtile & plus pénétrante que celle d'anis, elle en a les propriétés. Les Orientaux lui donnent la préférence, elle fortifie l'estomac, chasse les vents & excite les urines. Les Chinois la mâchent après le repas ; ils l'infusent aussi, avec la racine de ninzin, dans l'eau chaude & en boivent en forme de thé. Les Indiens en tirent aujourd'hui un esprit ardent anisé, que les Hollandois appellent anis arak, & dont on fait grand cas.

BAHAR
Le bahar de la Chine est de 300 catis, mais qui n'en font que 200 de Malaca, chaque catis de la Chine ne contenant que 16 taëls. Le taël pesant une réale & demie de huit, est de dix mas ou mases, & chaque mas dix condorins. Voyez CONDORIN, MAS, TAEL.

BIBLIOTHEQUE
De cette nécessité d'étudier il s'ensuit, qu'il doit y avoir dans la Chine un nombre infini de livres & d'écrits, & par conséquent que les gens riches doivent avoir formé chez eux de grandes bibliotheques. En effet, les historiens rapportent qu'environ deux cent ans avant J. C. Chingius ou Xius, empereur de la Chine, ordonna que tous les livres du royaume (dont le nombre étoit presque infini) fussent brûlés, à l'exception de ceux qui traitoient de la Médecine, de l'Agriculture, & de la Divination, s'imaginant par-là faire oublier les noms de ceux qui l'avoient précédé, & que la postérité ne pourroit plus parler que de lui. Ses ordres ne furent pas exécutés avec tant de soin, qu'une femme ne pût sauver les ouvrages de Mentius, de Confucius surnommé le Socrate de la Chine, & de plusieurs autres, dont elle colla les feuilles contre le mur de sa maison, où elles resterent jusqu'à la mort du tyran. C'est par cette raison que ces ouvrages passent pour être les plus anciens de la Chine, & sur-tout ceux de Confucius, pour qui ce peuple a une extrême vénération. Ce philosophe laissa neuf livres, qui sont pour ainsi dire la source de la plûpart des ouvrages qui ont paru depuis son tems à la Chine, & qui sont si nombreux, qu'un seigneur de ce pays (au rapport du P. Trigault) s'étant fait chrétien, employa quatre jours à brûler ses livres, afin de ne rien garder qui sentît les superstitions des Chinois. Spizellius, dans son livre de re litteraria Sinensium, dit qu'il y a une bibliotheque sur le mont Lingumen de plus de 30 mille volumes, tous composés par des auteurs chinois, & qu'il n'y en a guere moins dans le temple de Venchung, proche l'école royale.

En 1697, le P. Bouvet, jésuite-missionnaire, apporta 49 volumes chinois que l'empereur de la Chine envoyoit en présent au Roi. C'est ce petit nombre de volumes qui a donné lieu au peu de littérature chinoise que l'on a cultivée en France ; mais il s'est depuis considérablement multiplié. Nous ne finirions pas si nous voulions entrer dans le détail de toutes les acquisitions de la bibliotheque royale, & des présens sans nombre qui lui ont été faits. A l'avenement de Louis XIV. à la couronne, sa bibliotheque étoit tout au plus de 5000 volumes, & à sa mort il s'y en trouva plus de 70000, sans compter le fonds des planches gravées & des estampes ; accroissement immense, & qui étonneroit, si l'on n'avoit vû depuis, la même bibliotheque recevoir à proportion des augmentations plus considérables.

BINAIRE
P. Bouvet, jésuite, célebre missionnaire de la Chine, à qui M. Leibnitz avoit écrit l'idée de son arithmétique binaire, lui manda qu'il étoit très-persuadé que c'étoit-là le véritable sens d'une ancienne énigme chinoise laissée il y a plus de 4000 ans par l'empereur Fohi, fondateur des Sciences à la Chine, aussi-bien que de l'empire, entendue apparemment dans son siecle, & plusieurs siecles après lui, mais dont il étoit certain que l'intelligence s'étoit perdue depuis plus de 1000 ans, malgré les recherches & les efforts des plus savans lettrés, qui n'avoient vû dans ce monument que des allégories puériles & chimériques. Cette énigme consiste dans les différentes combinaisons d'une ligne entiere & d'une ligne brisée, répetées un certain nombre de fois, soit l'une, soit l'autre. En supposant que la ligne entiere signifie 1, & la brisée 0, on trouve les mêmes expressions des nombres que donne l'arithmétique binaire. La conformité des combinaisons des deux lignes de Fohi, & des deux uniques caracteres de l'arithmétique de M. Leibnitz, frappa le P. Bouvet, & lui fit croire que Fohi & M. Leibnitz avoient eu la même pensée.

BONZES
Un empereur de la famille des Tangs fit détruire une infinité de monasteres de bonzes, sur un principe qu'il tenoit de ses ancêtres : c'est que s'il y avoit un homme qui ne labourât point, ou une femme qui ne s'occupât point, il falloit que quelqu'un souffrît le froid & la faim dans l'empire. Voyez l'esprit des lois, tome II.

CAIFUNG
(Géog.) ville d'Asie dans la Chine, province de Honnang. Long. 131. 30. lat. 35.

CALLIN
S. m. à la Monnoie, composition de plomb & d'étain, dont l'alliage & l'usage vient de la Chine.

CANCHE ou CANTCHEOU
(Géog.) grande ville de la Chine, dans la province de Kiangsi, capitale d'un pays qui porte le même nom. Long. 133. 32. lat. 25. 53.

CAO
(Géogr.) ville de la Chine, sur un lac de même nom, dans la province de Kiang-nan.

CAOCHEou TCHAOTCHEOU
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quan-ton.

CAOMING
(Géog.) petite ville de guerre de la Chine, dans la province de Younnang.

CARACTERE
Il ne faut pas s'imaginer que ce caractere réel soit une chimere. Les Chinois & les Japonois ont déjà, dit-on, quelque chose de semblable : ils ont un caractere commun que chacun de ces peuples entend de la même maniere dans leurs différentes langues, quoiqu'ils prononcent avec des sons ou des mots tellement différens, qu'ils n'entendent pas la moindre syllabe les uns des autres quand ils parlent.

CAT ou CATTI
s. m. (commerce) poids de la Chine, particulierement en usage du côté de Canton.
Le cati se divise en seize taels, chaque tael faisant une once deux gros de France ; de maniere que le cati revient à une livre quatre onces poids de marc. Il faut cent catis pour faire un pic, qui est un gros poids de la Chine, semblable à cent vingt livres de Paris, d'Amsterdam, de Strasbourg, & de Besançon. Voyez PIC, Dictionnaire du Commerce, Tom. II. pag. 132.

CE
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Xansi, où elle est la troisieme entre les grandes cités.

CEU
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Channton ou Xantung.

CHAIFUNG
(Géog. mod.) ville de la Chine, capitale de la province de Honnang.

CHANCHEU
(Géog.) grande ville d'Asie à la Chine, dans la province de Fokien, sur la riviere de Chanes. Long. 131. 39. lat. 24. 42.

CHANGCHEU
(Géog.) grande ville de la Chine dans la province de Nankin. Il y a encore deux villes de ce nom à la Chine, l'une dans la province de Kiansi, & l'autre dans celle de Fokien.

CHANGEE
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Channsi. Lat. 37. 8.

CHANGEING
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Xantung. Lat. 36. 56.

CHANGTE
(Géog.) grande ville de la Chine, capitale d'un pays de même nom, dans la province de Honnang. Il y a une autre ville de même nom à la Chine, dans la province de Huquang.

CHANNS ou XANSI
(Géog.) province septentrionale de la Chine, qui est très-fertile & très-peuplée. Martini jésuite assûre qu'il y a des puits, qui au lieu d'eau ne contiennent que du feu, & qu'on en tire parti pour cuire le manger. Nous n'obligeons personne à croire ce fait.

CHANNTON
(Géog.) province maritime & septentrionale de la Chine, très-peuplée & très-fertile.

CHAO
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Junnan. Lat. 25. 46. Il y en a encore une de ce nom dans la province de Pekeli.

CHAOCHEU
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quanton. Lat. 23. 30.

CHAOCHING
(Géog.) grande ville de la Chine, dans la province de Channton, sur une riviere de même nom. Lat. 36. 44. Il y en a une autre de même nom dans la province de Channsi.

CHAOGAN
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Fokien. Lat. 24.

CHAOHOA
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Soutchouen. Lat. 32d. 10'.

CHAOKING
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quanton, sur le Ta. Lat. 23. 30.

CHAOPING
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quansi. Lat. 24. 47.

CHAOSIEN
(Géog.) île d'Asie près du Japon, dépendante de la Chine.

CHAOYANG
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Quanton. Lat. 23. 20.

CHAOYUEN
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Channton. Lat. 36. 6.

CHEKAO
S. m. (Hist. nat.) espece de pierre que les Chinois font entrer dans la composition de la couverte de la porcelaine. Les relations de la Chine faites par des gens qui n'avoient qu'une legere connoissance dans l'Histoire naturelle, nous ont décrit ce fossile comme ressemblant à du borax, quoiqu'il n'y ait réellement point d'autre ressemblance entre ce sel & le chekao, que par la couleur qui est blanche & demi-transparente. Comme nous avons eu occasion de voir le chekao de la Chine, nous le définirons une espece de spath alkalin, composé de filamens & de stries assez semblables à celles de l'amiante ; elle se dissout avec effervescence dans l'esprit de nitre ; & calcinée, elle se réduit en plâtre. Voyez BORAX & PORCELAINE. (-)

CHEKIANG
(Géog.) province maritime de la Chine, à l'occident de Pekin ; elle est très-peuplée & très-fertile ; on y nourrit grande quantité de vers à soie. Cette province est située entre celles de Nanking & de Fokien.

CHEUXAN
(Géog.) île d'Asie dépendante de la Chine, entre les côtes de la province de Chekiang & les îles du Japon.

CHIN
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Honan. Lat. 34. 48.

CHIN-CHIAN
(Géog.) grande ville de la Chine, dans la province de Nankin. Il y a encore une autre ville de ce nom dans la province de Junnan. Long. 137. lat. 30. 6. [Did2,Did1]

1753.2 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
CHINE-CHINOIS
CHINE. (LA)
Géog. grand empire d'Asie, borné au nord par la Tartarie, dont elle est séparée par une muraille de quatre cent lieues ; à l'orient par la mer ; à l'occident par des hautes montagnes & des deserts ; & au midi par l'Océan, les royaumes de Tunquin, de Lao, & de la Cochinchine. La Chine a environ sept cent cinquante lieues de long, sur cinq cent de large. C'est le pays le plus peuplé & le mieux cultivé qu'il y ait au monde ; il est arrosé de plusieurs grandes rivieres, & coupé d'une infinité de canaux que l'on y fait pour faciliter le commerce. Le plus remarquable est celui que l'on nomme le canal royal, qui traverse toute la Chine. Les Chinois sont fort industrieux ; ils aiment les Arts, les Sciences & le Commerce : l'usage du papier, de l'Imprimerie, de la poudre à canon, y étoit connu long-tems avant qu'on y pensât en Europe. Ce pays est gouverné par un empereur, qui est en même tems le chef de la religion, & qui a sous ses ordres des mandarins qui sont les grands seigneurs du pays : ils ont la liberté de lui faire connoître ses défauts. Le gouvernement est fort doux. Les peuples de ce pays sont idolatres : ils prennent autant de femmes qu'ils veulent. Voyez leur philosophie à l'article de PHILOSOPHIE DES CHINOIS. Le commerce de la Chine consiste en ris, en soie, étoffes de toutes sortes d'especes, &c.

CHINOIS. (PHILOSOPHIE DES)
s. m. plur. Ces peuples qui sont, d'un consentement unanime, supérieurs à toutes les nations de l'Asie, par leur ancienneté, leur esprit, leurs progrès dans les arts, leur sagesse, leur politique, leur goût pour la Philosophie, le disputent même dans tous ces points, au jugement de quelques auteurs, aux contrées de l'Europe les plus éclairées. Si l'on en croit ces auteurs, les Chinois ont eu des sages dès les premiers âges du monde. Ils avoient des cités érudites ; des philosophes leur avoient prescrit des plans sublimes de philosophie morale, dans un tems où la terre n'étoit pas encore bien essuyée des eaux du déluge : témoins Isaac Vossius, Spizelius, & cette multitude innombrable de missionnaires de la compagnie de Jesus, que le desir d'étendre les lumieres de notre sainte religion, a fait passer dans ces grandes & riches contrées. Il est vrai que Budée, Thomasius, Gundling, Heumann, & d'autres écrivains dont les lumieres sont de quelque poids, ne nous peignent pas les Chinois en beau ; que les autres missionnaires ne sont pas d'accord sur la grande sagesse de ces peuples, avec les missionnaires de la compagnie de Jesus, & que ces derniers ne les ont pas même regardés tous d'un oeil également favorable. Au milieu de tant de témoignages opposés, il sembleroit que le seul moyen qu'on eût de découvrir la vérité, ce seroit de juger du mérite des Chinois par celui de leurs productions les plus vantées. Nous en avons plusieurs collections ; mais malheureusement on est peu d'accord sur l'authenticité des livres qui composent ces collections : on dispute sur l'exactitude des traductions qu'on en a faites, & l'on ne rencontre que des ténebres encore fort épaisses, du côté même d'où l'on étoit en droit d'attendre quelques traits de lumiere. La collection publiée à Paris en 1687 par les PP. Intorcetta, Hendrick, Rougemont & Couplet, nous présente d'abord le ta-hio ou le scientia magna, ouvrage de Confucius publié par Cemçu un de ses disciples. Le philosophe chinois s'y est proposé d'instruire les maîtres de la terre dans l'art de bien gouverner, qu'il renferme dans celui de connoître & d'acquérir les qualités nécessaires à un souverain, de se commander à soi-même, de savoir former son conseil & sa cour, & d'élever sa famille. Le second ouvrage de la collection, intitulé chumyum, ou de medio sempiterno, ou de mediocritate in rebus omnibus tenenda, n'a rien de si fort sur cet objet qu'on ne pût aisément renfermer dans quelques maximes de Séneque. Le troisieme est un recueil de dialogues & d'apophtegmes sur les vices, les vertus, les devoirs & la bonne conduite : il est intitulé lun-yu. On trouvera à la fin de cet article les plus frappans de ces apophtegmes, sur lesquels on pourra apprécier ce troisieme ouvrage de Confucius. Les savans éditeurs avoient promis les écrits de Mencius, philosophe chinois ; & François Noel, missionnaire de la même compagnie, a satisfait en 1711 à cette promesse en publiant six livres classiques chinois, entre lesquels on trouve quelques morceaux de Mencius. Nous n'entrerons point dans les différentes contestations que cette collection & la précédente ont excitées entre les érudits. Si quelques faits hasardés par les éditeurs de ces collections, & démontrés faux par des savans européens, tel, par exemple, que celui des tables astronomiques données pour authentiquement chinoises, & convaincues d'une correction faite sur celles de Ticho, sont capables de jetter des soupçons dans les esprits sans partialité ; les moins impartiaux ne peuvent non plus se cacher que les adversaires de ces pénibles collections ont mis bien de l'humeur & de la passion dans leur critique. La chronologie chinoise ne peut être incertaine, sans que la premiere origine de la philosophie chez les Chinois ne le soit aussi. Fohi est le fondateur de l'empire de la Chine, & passe pour son premier philosophe. Il regna en l'an 2954 avant la naissance de Jesus-Christ. Le cycle chinois commence l'an 2647 avant Jesus-Christ, la huitieme année du regne de Hoangti. Hoangti eut pour prédécesseurs Fohi & Xinung. Celui-ci regna 110, celui-là 140 ; mais en suivant le système du P. Petau, la naissance de Jesus-Christ tombe l'an du monde 3889, & le déluge l'an du monde 1656 : d'où il s'ensuit que Fohi a regné quelques siecles avant le déluge ; & qu'il faut ou abandonner la chronologie des livres sacrés, ou celle des Chinois. Je ne crois pas qu'il y ait à choisir ni pour un chrétien, ni pour un européen sensé, qui lisant dans l'histoire de Fohi que sa mere en devint enceinte par l'arc-en-ciel, & une infinité de contes de cette force, ne peut guere regarder son regne comme une époque certaine, malgré le témoignage unanime d'une nation. En quelque tems que Fohi ait regné, il paroît avoir fait dans la Chine plûtôt le rôle d'un Hermès ou d'un Orphée, que celui d'un grand philosophe ou d'un savant théologien. On raconte de lui qu'il inventa l'alphabet & deux instrumens de musique, l'un à vingt-sept cordes & l'autre à trente-six. On a prétendu que le livre ye-kim qu'on lui attribue, contenoit les secrets les plus profonds ; & que les peuples qu'il avoit rassemblés & civilisés avoient appris de lui qu'il existoit un Dieu, & la maniere dont il vouloit être adoré. Cet ye-kim est le troisieme de l'u-kim ou du recueil des livres les plus anciens de la Chine. C'est un composé de lignes entieres & de lignes ponctuées, dont la combinaison donne soixante-quatre figures différentes. Les Chinois ont regardé ces figures comme une histoire emblématique de la nature, des causes de ses phénomenes, des secrets de la divination, & de je ne sais combien d'autres belles connoissances, jusqu'à ce que Leibnitz ait déchiffré l'énigme, & montré à toute cette Chine si pénétrante, que les deux lignes de Fohi n'étoient autre chose que les élémens de l'arithmétique binaire. Voyez BINAIRE. Il n'en faut pas pour cela mépriser davantage les Chinois ; une nation très-éclairée a

pû sans succès & sans deshonneur chercher pendant des siecles entiers, ce qu'il étoit reservé à Leibnitz de découvrir. L'empereur Fohi transmit à ses successeurs sa maniere de philosopher. Ils s'attacherent tous à perfectionner ce qu'il passe pour avoir commencé, la science de civiliser les peuples, d'adoucir leurs moeurs, & de les accoutumer aux chaînes utiles de la société. Xin-num fit un pas de plus. On reçut de lui des préceptes d'agriculture, quelques connoissances des plantes, les premiers essais de la médecine. Il est très-incertain si les Chinois étoient alors idolatres, athées, ou déistes. Ceux qui prétendent démontrer qu'ils admettoient l'existence d'un Dieu tel que nous l'adorons, par le sacrifice que fit Ching-tang dans un tems de famine, n'y regardent pas d'assez près. La philosophie des souverains de la Chine paroît avoir été long-tems toute politique & morale, à en juger par le recueil des plus belles maximes des rois Yao, Xum, & Yu : ce recueil est intitulé u-kim ; il ne contient pas seulement ces maximes : elles ne forment que la matiere du premier livre qui s'appelle xu-kim. Le second livre ou le xy-kim est une collection de poëmes & d'odes morales. Le troisieme est l'ouvrage linéaire de Fohi dont nous avons parlé. Le quatrieme ou le chum-cieu, ou le printems & l'automne, est un abrégé historique de la vie de plusieurs princes, où leurs vices ne sont pas déguisés. Le cinquieme ou le li-ki est une espece de rituel, où l'on a joint à l'explication de ce qui doit être observé dans les cérémonies profanes & sacrées, les devoirs des hommes en tout état, au tems des trois familles impériales, Hia, Xam & Cheu. Confucius se vantoit d'avoir puisé ce qu'il connoissoit de plus sage dans les écrits des anciens rois Yao & Xun.L'u-kim est à la Chine le monument littéraire le plus saint, le plus sacré, le plus authentique, le plus respecté. Cela ne l'a pas mis à l'abri des commentaires ; les hommes dans aucun tems, chez aucune nation, n'ont rien laissé d'intact. Le commentaire de l'u-kim a formé la collection su-xu. Le su-xu est très-estimé des Chinois : il contient le scientia magna, le medium sempiternum, les ratiotinantium sermones, & l'ouvrage de Mencius de naturâ, moribus, ritibus & officiis. On peut regarder la durée des regnes des rois philosophes, comme le premier âge de la philosophie chinoise. La durée du second âge où nous allons entrer, commence à Roosi ou Li-lao-kiun, & finit à la mort de Mencius. La Chine eut plusieurs philosophes particuliers long-tems avant Confucius. On fait sur-tout mention de Roosi ou Li-lao-kiun, ce qui donne assez mauvaise opinion des autres. Roosi, ou Li-lao-kiun, ou Lao-tan, naquit 346 ans après Xekia, ou 504 ans avant Jesus-Christ, à Sokoki, dans la province de Soo. Sa mere le porta quatre-vingt-un ans dans son sein ; il passa pour avoir reçu l'ame de Sancti Kasso, un des plus célebres disciples de Xekia, & pour être profondément versé dans la connoissance des dieux, des esprits, de l'immortalité des ames, &c. Jusqu'alors la philosophie avoit été morale. Voici maintenant de la métaphysique, & à la suite des sectes, des haines, & des troubles. Confucius ne paroît pas avoir cultivé beaucoup cette espece de philosophie : il faisoit trop de cas de celle des premiers souverains de la Chine. Il naquit 451 ans avant Jesus-Christ, dans le village de Ceu-ye, au royaume de Xantung. Sa famille étoit illustre : sa naissance fut miraculeuse, comme on pense bien. On entendit une musique céleste autour de son berceau. Les premiers services qu'on rend aux nouveaux nés, il les reçut de deux dragons. Il avoit à six ans la hauteur d'un homme fait, & la gravité d'un vieillard. Il se livra à quinze ans à l'étude de la littérature & de la philosophie. Il étoit marié à vingt ans. Sa sagesse l'éleva aux premieres dignités : mais inutile, odieux peut-être & déplacé dans une cour voluptueuse & débauchée, il la quitta pour aller dans le royaume de Sum instituer une école de philosophie morale. Cette école fut nombreuse ; il en sortit une foule d'hommes habiles & d'honnêtes citoyens. Sa philosophie étoit plus en action qu'en discours. Il fut chéri de ses disciples pendant sa vie ; ils le pleurerent long-tems après sa mort. Sa mémoire & ses écrits sont dans une grande vénération. Les honneurs qu'on lui rend encore aujourd'hui, ont excité entre nos missionnaires les contestations les plus vives. Ils ont été regardés par les uns comme une idolatrie incompatible avec l'esprit du Christianisme : d'autres n'en ont pas jugé si séverement. Ils convenoient assez les uns & les autres, que si le culte qu'on rend à Confucius étoit religieux, ce culte ne pouvoit être toléré par des Chrétiens : mais les missionnaires de la compagnie de Jesus ont toûjours prétendu qu'il n'étoit que civil. Voici en quoi le culte consistoit. C'est la coûtume des Chinois de sacrifier aux ames de leurs parens morts : les philosophes rendent ce devoir particulierement à Confucius. Il y a proche de l'école confucienne un autel consacré à sa mémoire, & sur cet autel l'image du philosophe, avec cet inscription : C'est ici le trône de l'ame de notre très-saint & très-excellent premier maître Confucius. Là s'assemblent les lettrés, tous les équinoxes, pour honorer par une offrande solemnelle le philosophe de la nation. Le principal mandarin du lieu fait la fonction de prêtre ; d'autres lui servent d'acolytes : on choisit le jour du sacrifice avec des cérémonies particulieres ; on se prépare à ce grand jour par des jeûnes. Le jour venu, on examine l'hostie, on allume des cierges, on se met à genoux, on prie ; on a deux coupes, l'une pleine de sang, l'autre de vin ; on les répand sur l'image de Confucius ; on bénit les assistans, & chacun se retire. Il est très-difficile de décider si Confucius a été le Socrate ou l'Anaxagoras de la Chine : cette question tient à une connoissance profonde de la langue ; mais on doit s'appercevoir par l'analyse que nous avons faite plus haut de quelques-uns de ses ouvrages, qu'il s'appliqua davantage à l'étude de l'homme & des moeurs, qu'à celle de la nature & de ses causes.

Mencius parut dans le siecle suivant. Nous passons tout de suite à ce philosophe, parce que le Roosi des Japonois est le même que le Li-lao-kiun des Chinois, dont nous avons parlé plus haut. Mencius a la réputation de l'avoir emporté en subtilité & en éloquence sur Confucius, mais de lui avoir beaucoup cédé par l'innocence des moeurs, la droiture du coeur, & la modestie des discours. Toute littérature & toute philosophie furent presque étouffées par Xi-hoam-ti qui régna trois siecles ou environ après celui de Confucius. Ce prince jaloux de ses prédécesseurs, ennemi des savans, oppresseur de ses sujets, fit brûler tous les écrits qu'il put recueillir, à l'exception des livres d'agriculture, de médecine, & de magie. Quatre cent soixante savans qui s'étoient réfugiés dans des montagnes avec ce qu'ils avoient pû emporter de leurs bibliotheques, furent pris, & expirerent au milieu des flammes. D'autres, à-peu-près en même nombre, qui craignirent le même sort, aimerent mieux se précipiter dans les eaux du haut des rochers d'une île où ils s'étoient renfermés. L'étude des lettres fut proscrite sous les peines les plus séveres ; ce qui restoit de livres fut négligé ; & lorsque les princes de la famille de Han s'occuperent du renouvellement de la littérature, à peine put-on recouvrer quelques ouvrages de Confucius & de Mencius. On tira des crevasses d'un mur un exemplaire de Confucius à demi pourri ; & c'est sur cet exemplaire défectueux qu'il paroît qu'on a fait les copies qui l'ont multiplié. Le renouvellement des lettres peut servir de date au troisieme période de l'ancienne philosophie chinoise. La secte de Foe se répandit alors dans la Chine, & avec elle l'idolatrie, l'athéisme, & toutes sortes de superstitions ; ensorte qu'il est incertain si l'ignorance dans laquelle la barbarie de Xi-hoam-ti avoit plongé ces peuples, n'étoit pas préférable aux fausses doctrines dont ils furent infectés. Voyez à l'article de la PHILOSOPHIE DES JAPONOIS, l'histoire de la philosophie de Xekia, de la secte de Roosi, & de l'idolatrie de Foe. Cette secte fut suivie de celle des Quiétistes ou Uu-guei-kiao ; nihil agentium. Trois siecles après la naissance de J. C. l'empire fut plein d'une espece d'hommes qui s'imaginerent être d'autant plus parfaits, c'est-à-dire, selon eux, plus voisins du principe aérien, qu'ils étoient plus oisifs. Ils s'interdisoient, autant qu'il étoit en eux, l'usage le plus naturel des sens. Ils se rendoient statues pour devenir air : cette dissolution étoit le terme de leur espérance, & la derniere récompense de leur inertie philosophique. Ces Quiétistes furent négligés pour les Fan-chin ; ces Epicuriens parurent dans le cinquieme siecle. Le vice, la vertu, la providence, l'immortalité, &c. étoient pour ceux-ci des noms vuides de sens. Cette philosophie est malheureusement trop commode pour cesser promtement : il est d'autant plus dangereux que tout un peuple soit imbu de ses principes. On fait commencer la philosophie chinoise du moyen âge aux dixieme & onzieme siecles, sous les deux philosophes Cheu-cu & Chim-ci. Ce furent deux politheistes, selon les uns ; deux athées selon les autres ; deux déistes selon quelques-uns, qui prétendent que ces auteurs défigurés par les commentateurs, leur ont l'obligation entiere de toutes les absurdités qui ont passé sous leurs noms. La secte des lettrés est venue immédiatement après celles de Cheu-cu & de Chim-ci. Elle a divisé l'empire sous le nom de Ju-kiao, avec les sectes Foe-kiao & Lao-kiao, qui ne sont vraisemblablement que trois combinaisons différentes de superstitions, d'idolatrie, & de polythéisme ou d'athéisme. C'est ce dont on jugera plus sainement par l'exposition de leurs principes que nous allons placer ici. Ces principes, selon les auteurs qui paroissent les mieux instruits, ont été ceux des philosophes du moyen âge, & sont encore aujourd'hui ceux des lettrés, avec quelques différences qu'y aura apparemment introduit le commerce avec nos savans. Principes des philosophes chinois du moyen âge & des lettrés de celui-ci. 1. Le devoir du philosophe est de chercher quel est le premier principe de l'univers : comment les causes générales & particulieres en sont émanées ; quelles sont les actions de ces causes, quels sont leurs effets ; qu'est-ce que l'homme relativement à son corps & à son ame ; comment il conçoit, comment il agit ; ce que c'est que le vice, ce que c'est que la vertu ; en quoi l'habitude en consiste ; quelle est la destinée de chaque homme ; quels sont les moyens de la connoître : & toute cette doctrine doit être exposée par symboles, énigmes, nombres, figures, & hiéroglyphes. 2. La science est ou antécédente, sien tien hio, & s'occupe de l'être & de la substance du premier principe, du lieu, du mode, de l'opération des causes premieres considérées en puissance ; ou elle est subséquente, & elle traite de l'influence des principes immatériels dans les cas particuliers ; de l'application des forces actives pour augmenter, diminuer, altérer ; des ouvrages ; des choses de la vie civile ; de l'administration de l'empire ; des conjonctures convenables ou non ; des tems propres ou non, &c. Science antécédente. 1. La puissance qui domine sur les causes générales, s'appelle ti-chu-chu-zai-kuin-wang-huang : ces termes sont l'énumération de ses qualités. 2. Il ne se fait rien de rien. Il n'y a donc ni principe ni cause qui ait tiré tout du néant. 3. Tout n'étant pas de toute éternité, il y a donc eu de toute éternité un principe des choses antérieur aux choses : li est ce principe ; li est la raison premiere, & le fondement de la nature. 4. Cette cause est l'Etre infini, incorruptible, sans commencement ni fin ; sans quoi elle ne seroit pas cause premiere & derniere. 5. Cette grande cause universelle n'a ni vie, ni intelligence, ni volonté ; elle est pure, tranquille, subtile, transparente, sans corporéité, sans figure, ne s'atteint que par la pensée comme les choses spirituelles ; & quoiqu'elle ne soit point spirituelle, elle n'a ni les qualités actives, ni les qualités passives des élémens. 6. Li, qu'on peut regarder comme la matiere premiere, a

produit l'air à cinq émanations, & cet air est devenu par cinq vicissitudes sensible & palpable. 7. Li devenu par lui-même un globe infini, s'appelle tai-hien, perfection souveraine. 8. L'air qu'il a produit a cinq émanations, & rendu palpable par cinq vicissitudes, est incorruptible comme lui ; mais il est plus matériel, & plus soûmis à la condensation, au mouvement, au repos, à la chaleur, & au froid. 9. Li est la matiere premiere. Tai-kie est la seconde. 10. Le froid & le chaud sont les causes de toute génération & de toute destruction. Le chaud naît du mouvement, le froid naît du repos. 11. L'air contenu dans la matiere seconde ou le chaos, a produit la chaleur en s'agitant de lui-même. Une portion de cet air est restée en repos & froide. L'air est donc froid ou chaud. L'air chaud est pur, clair, transparent, & leger. L'air froid est impur, obscur, épais, & pesant. 12. Il y a donc quatre causes physiques, le mouvement & le repos, la chaleur & le froid. On les appelle tung-cing-in-iang. 13. Le froid & le chaud sont étroitement unis : c'est la femelle & le mâle. Ils ont engendré l'eau la premiere, & le feu après l'eau. L'eau appartient à l'in, le feu à l'iang. 14. Telle est l'origine des cinq élémens, qui constituent tai-kie, ou in-iang, ou l'air revêtu de qualités. 15. Ces élémens sont l'eau, élément septentrional ; le feu, élément austral ; le bois, élément oriental ; le métal, élément occidental ; & la terre, qui tient le milieu. 16. Ling-yang & les cinq élémens ont produit le ciel, la terre, le soleil, la lune, & les planetes. L'air pur & leger porté en-haut, a fait le ciel ; l'air épais & lourd précipité em-bas, a fait la terre. 17. Le ciel & la terre unissant leurs vertus, ont engendré mâle & femelle. Le ciel & la mer sont d'iang, la terre & la femme sont d'in. C'est pourquoi l'empereur de la Chine est appellé roi du ciel ; & l'empire sacrifie au ciel & à la terre ses premiers parens. 18. Le ciel, la terre, & l'homme sont une source féconde qui comprend tout. 19. Et voici comment le monde fut fait. Sa machine est composée de trois parties primitives, principes de toutes les autres. 20. Le ciel est la premiere ; elle comprend le soleil, la lune, les étoiles, les planetes, & la région de l'air où sont épars les cinq élémens dont les choses inférieures sont engendrées. 21. Cette région est divisée en huit kuas ou portions, où les élémens se modifient diversement, & conspirent avec les causes universelles efficientes. 22. La terre est la seconde cause primitive ; elle comprend les montagnes, les fleuves, les lacs, & les mers, qui ont aussi des causes universelles efficientes, qui ne sont pas sans énergie. 23. C'est aux parties de la terre qu'appartiennent le kang & l'ieu, le fort & le foible, le dur & le mou, l'âpre & le doux. 24. L'homme est la troisieme cause primitive. Il a des actions & des générations qui lui sont propres. 25. Ce monde s'est fait par hasard, sans destin, sans intelligence, sans prédestination, par une conspiration fortuite des premieres causes efficientes. 26. Le ciel est rond, son mouvement est circulaire, ses influences suivent la même direction. 27. La terre est quarrée ; c'est pourquoi elle tient le milieu comme le point du repos. Les quatre autres élémens sont à ses côtés. 28. Outre le ciel il y a encore une matiere premiere infinie ; elle s'appelle li ; le tai-kie en est l'émanation : elle ne se meut point ; elle est transparente, subtile, sans action, sans connoissance ; c'est une puissance pure. 29. L'air qui est entre le ciel & la terre est divisé en huit cantons : quatre sont méridionaux, où regne iang ou la chaleur : quatre sont septentrionaux, où dure l'in ou le froid. Chaque canton a son kua ou sa portion d'air ; c'est-là le sujet de l'énigme de Fohi. Fohi a donné les premiers linéamens de l'histoire du monde. Confucius les a développés dans le livre liekien. Voilà le système des lettrés sur l'origine des choses. La métaphysique de la secte de Taoçu est la même. Selon cette secte, tao ou chaos a produit un ; c'est tai-kie ou la matiere seconde ; tai-kie a produit deux, in & leang ; deux ont produit trois, tien, ty, gin, san, zay, le ciel, la terre, & l'homme ; trois ont produit ce qui existe. Science subséquente. Vuem-Vuam, & Cheu-Kung son fils, en ont été les inventeurs : elle s'occupe des influences célestes sur les tems, les mois, les jours, les signes du zodiaque, & de la futurition des évenemens, selon laquelle les actions de la vie doivent être dirigées. Voici ses principes. 1. La chaleur est le principe de toute action & de toute conservation ; elle naît d'un mouvement produit par le soleil voisin, & par la lumiere éclatante : le froid est cause de tout repos & de toute destruction ; c'est une suite de la grande distance du soleil, de l'éloignement de la lumiere, & de la présence des ténebres. 2. La chaleur regne sur le printems & sur l'été ; l'automne & l'hyver sont soûmis au froid. 3. Le zodiaque est divisé en huit parties ; quatre appartiennent à la chaleur, & quatre au froid. 4. L'influence des causes efficientes universelles se calcule en commençant au point cardinal ou kua, appellé chin ; il est oriental ; c'est le premier jour du printems, ou le cinq ou six de Février. 5. Toutes choses ne sont qu'une seule & même substance. 6. Il y a deux matieres principales ; le chaos infini ou li ; l'air ou tai-kie, émanation premiere de li : cette émanation contient en soi l'essence de la matiere premiere, qui entre conséquemment dans toutes ses productions. 7. Après la formation du ciel & de la terre, entre l'un & l'autre se trouva l'émanation premiere ou l'air, matiere la plus voisine de toutes les choses corruptibles. 8. Ainsi tout est sorti d'une seule & même essence, substance, nature, par la condensation, principe des figures corporelles, par les modifications variées selon les qualités du ciel, du soleil, de la lune, des étoiles, des planetes, des élémens, de la terre, de l'instant, du lieu, & par le concours de toutes ces qualités. 9. Ces qualités sont donc la forme & le principe des opérations intérieures & extérieures des corps composés. 10. La génération est un écoulement de l'air primitif ou du chaos modifié sous des figures, & doüé de qualités plus ou moins pures ; qualités & figures

combinées selon le concours du soleil, & des autres causes universelles & particulieres. 11. La corruption est la destruction de la figure extérieure, & la séparation des qualités, des humeurs & des esprits unis dans l'air : les parties d'air desunies, les plus legeres, les plus chaudes, & les plus pures, montent ; les plus pesantes, les plus froides, & les plus grossieres, descendent : les premieres s'appellent xin & hoen, esprits purs, ames séparées ; les secondes s'appellent kuei, esprits impurs, ou les cadavres. 12. Les choses different & par la forme extérieure, & par les qualités internes. 13. Il y a quatre qualités : le ching, droit, pur, & constant ; le pien, courbe, impur, & variable ; le tung, pénétrant, & subtil ; le se, épais, obscur, & impénétrable. Les deux premieres sont bonnes & admises dans l'homme ; les deux autres sont mauvaises, & reléguées dans la brute & les inanimés. 14. Des bonnes qualités naît la distinction du parfait, & de l'imparfait, du pur & de l'impur dans les choses : celui qui a reçû les premiers de ces modes, est un héros ou un lettré ; la raison le commande ; il laisse loin de lui la multitude : celui qui a reçû les secondes, est obscur & cruel ; sa vie est mauvaise ; c'est une bête sous une figure humaine : celui qui participe des unes & des autres, tient le milieu ; c'est un bon homme, sage & prudent ; il est du nombre des hien-lin. 15. Taie-kie, ou la substance universelle, se divise en lieu & vu ; vu est la substance figurée, corporelle, matérielle, étendue, solide, & résistante ; lieu est la substance moins corporelle, mais sans figure déterminée, comme l'air ; on l'appelle vu, kung-hieu, vu-kung, néant, vuide. 16. Le néant ou vuide, ou la substance sans qualité & sans accident, tai vu, tai kung, est la plus pure, la plus subtile, & la plus simple. 17. Cependant elle ne peut subsister par elle-même, mais seulement par l'air primitif ; elle entre dans tout composé ; elle est très-aérienne ; on l'appelle ki : il ne faut pas la confondre avec la nature immatérielle & intellectuelle. 18. De li pur, ou du chaos ou seminaire universel des choses, sortent cinq vertus ; la piété, la justice, la religion, la prudence, & la fidélité avec tous ses attributs : de li revêtu de qualités, & combiné avec l'air primitif, naissent cinq élémens physiques & moraux, dont la source est commune. 19. Li est donc l'essence de tout, ou, selon l'expression de Confucius, la raison premiere ou la substance universelle. 20. Li produit tout par ki ou son air primitif ; cet air est son instrument & son régulateur général. 21. Après un certain nombre d'ans & de révolutions, le monde finira ; tout retournera à sa source premiere, à son principe ; il ne restera que li & ki ; & li reproduira un nouveau monde ; & ainsi de suite à l'infini. 22. Il y a des esprits ; c'est une vérité démontrée par l'ordre constant de la terre & des cieux, & la continuation réglée & non interrompue de leurs opérations. 23. Les choses ont donc un auteur, un principe invisible qui les conduit ; c'est chu, le maître ; xin-kuei, l'esprit qui va & revient ; ti-kium, le prince ou le souverain. 24. Autre preuve des esprits ; ce sont les bienfaits répandus sur les hommes, amenés par cette voie au culte & aux sacrifices. 25. Nos peres ont offert quatre sortes de sacrifices ; lui, au ciel & à xanghti son esprit ; in, aux esprits des six causes universelles, dans les quatre tems de l'année ; savoir, le froid, le chaud, le soleil, la lune, les étoiles, les pluies, & la sécheresse ; vuang, aux esprits des montagnes & des fleuves ; pien, aux esprits inférieurs, & aux hommes qui ont bien mérité de la république. D'où il suit 1°. que les esprits des Chinois ne sont qu'une seule & même substance avec la chose à laquelle ils sont unis : 2°. qu'ils n'ont tous qu'un principe, le chaos primitif ; ce qu'il faut entendre du tien-Chu, notre Dieu, & du xanghti, le ciel ou l'esprit céleste : 3°. que les esprits finiront avec le monde, & retourneront à la source commune de toutes choses : 4°. que relativement à leur substance primitive, les esprits sont tous également parfaits, & qu'ils ne sont distingués que par les parties plus grandes ou plus petites de leur résidence : 5°. qu'ils sont tous sans vie, sans intelligence, sans liberté : 6°. qu'ils reçoivent des sacrifices seulement selon la condition de leurs opérations & des lieux qu'ils habitent : 7°. que ce sont des portions de la substance universelle, qui ne peuvent être séparées des êtres où on les suppose, sans la destruction de ces êtres. 26. Il y a des esprits de génération & de corruption qu'on peut appeller esprits physiques, parce qu'ils sont causes des effets physiques ; & il y a des esprits de sacrifices qui sont ou bien ou malfaisans à l'homme, & qu'on peut appeller politiques. 27. La vie de l'homme consiste dans l'union convenable des parties de l'homme, qu'on peut appeller l'entité du ciel & de la terre : l'entité du ciel est un air très-pur, très-leger, de nature ignée, qui constitue l'hoen, l'ame ou l'esprit des animaux : l'entité de la terre est un air épais, pesant, grossier, qui forme le corps & ses humeurs, & s'appelle pe, corps ou cadavre. 28. La mort n'est autre chose que la séparation de hoen & de pe ; chacune de ces entités retourne à sa source ; hoen au ciel, pe à la terre. 29. Il ne reste après la mort que l'entité du ciel & l'entité de la terre : l'homme n'a point d'autre immortalité ; il n'y a proprement d'immortel que li. On convient assez de l'exactitude de cette exposition ; mais chacun y voit ou l'athéisme, ou le déisme, ou le polithéisme, ou l'idolatrie, selon le sens qu'il attache aux mots. Ceux qui veulent que le li des Chinois ne soit autre chose que notre Dieu, sont bien embarrassés quand on leur objecte que ce li est rond : mais de quoi ne se tire-t-on pas avec des distinctions ? Pour disculper les lettrés de la Chine du reproche d'athéisme & d'idolatrie, l'obscurité de la langue prêtoit assez ; il n'étoit pas nécessaire de perdre à cela tout l'esprit que Leibnitz y a mis. Si ce système est aussi ancien qu'on le prétend, on ne peut être trop étonné de la multitude surprenante d'expressions abstraites & générales dans lesquelles il est conçû. Il faut convenir que ces expressions qui ont rendu

l'ouvrage de Spinosa si long-tems inintelligible parmi nous, n'auroient guere arrêté les Chinois il y a six ou sept cent ans : la langue effrayante de notre athée moderne est précisément celle qu'ils parloient dans leurs écoles. Voilà les progrès qu'ils avoient faits dans le monde intellectuel, lorsque nous leur portâmes nos connoissances. Cet évenement est l'époque de la philosophie moderne des Chinois. L'estime singuliere dont ils honorerent les premiers européens qui débarquerent dans leurs contrées, ne nous donne pas une haute idée des connoissances qu'ils avoient en Méchanique, en Astronomie, & dans les autres parties des Mathématiques. Ces européens n'étoient, même dans leurs corps, que des hommes ordinaires : s'ils avoient quelques qualités qui les rendissent particulierement recommandables, c'étoit le zele avec lequel ils couroient annoncer la vérité dans des régions inconnues, au hasard de les arroser de leur propre sang, comme cela est si souvent arrivé depuis à leurs successeurs. Cependant ils furent accueillis ; la superstition si communément ombrageuse s'assoupit devant eux ; ils se firent écouter ; ils ouvrirent des écoles, on y accourut, on admira leur savoir. L'empereur Cham-hy, sur la fin du dernier siecle, les admira à sa cour, s'instruisit de nos sciences, apprit d'eux notre Philosophie, étudia les Mathématiques, l'Anatomie, l'Astronomie, les Méchaniques, &c. Son fils Yong-Tching ne lui ressembla pas ; il relégua à Canton & à Macao les virtuoses européens, excepté ceux qui résidoient à Pékin, qui y resterent. Kien-Long fils de Yong-Tching fut un peu plus indulgent pour eux : il défendit cependant la religion chrétienne, & persécuta même ceux de ses soldats qui l'avoient embrassée ; mais il souffrit les jésuites, qui continuerent d'enseigner à Pékin. Il nous reste maintenant à faire connoître la philosophie pratique des Chinois : pour cet effet nous allons donner quelques-unes des sentences morales de ce Confucius, dont un homme qui aspire à la réputation de lettré & de philosophe, doit savoir au-moins quelques ouvrages entiers par coeur. 1. L'éthique politique a deux objets principaux ; la culture de la nature intelligente, l'institution du peuple. 2. L'un de ces objets demande que l'entendement soit orné de la science des choses, afin qu'il discerne le bien & le mal, le vrai & le faux ; que les passions soient modérées ; que l'amour de la vérité & de la vertu se fortifie dans le coeur ; & que la conduite envers les autres soit décente & honnête. 3. L'autre objet, que le citoyen sache se conduire lui-même, gouverner sa famille, remplir sa charge, commander une partie de la nation, posséder l'empire. 4. Le philosophe est celui qui a une connoissance profonde des choses & des livres, qui pese tout, qui se soûmet à la raison, & qui marche d'un pas assûré dans les voies de la vérité & de la justice. 5. Quand on aura consommé la force intellectuelle à approfondir les choses, l'intention & la volonté s'épureront, les mauvaises affections s'éloigneront de l'ame, le corps se conservera sain, le domestique sera bien ordonné, la charge bien remplie, le gouvernement particulier bien administré, l'empire bien régi ; il joüira de la paix. 6. Qu'est-ce que l'homme tient du ciel ? la nature intelligente : la conformité à cette nature constitue la regle ; l'attention à vérifier la regle & à s'y assujettir, est l'exercice du sage. 7. Il est une certaine raison ou droiture céleste donnée à tous : il y a un supplément humain à ce don quand on l'a perdu. La raison céleste est du saint ; le supplément est du sage. 8. Il n'y a qu'un seul principe de conduite ; c'est de porter en tout de la sincérité, & de se conformer de toute son ame & de toutes ses forces à la mesure universelle : ne fais pas à autrui ce que tu ne veux pas qu'on te fasse. 9. On connoît l'homme en examinant ses actions, leur fin, les passions dans lesquelles il se complaît, les choses en quoi il se repose. 10. Il faut divulguer sur le champ les choses bonnes à tous : s'en reserver un usage exclusif, une application individuelle, c'est mépriser la vertu, c'est la forcer à un divorce. 11. Que le disciple apprenne les raisons des choses, qu'il les examine, qu'il raisonne, qu'il médite, qu'il pese, qu'il consulte le sage, qu'il s'éclaire, qu'il bannisse la confusion de ses pensées, & l'instabilité de sa conduite. 12. La vertu n'est pas seulement constante dans les choses extérieures. 13. Elle n'a aucun besoin de ce dont elle ne pourroit faire part à toute la terre, & elle ne pense rien qu'elle ne puisse s'avoüer à elle-même à la face du ciel. 14. Il ne faut s'appliquer à la vertu que pour être vertueux. 15. L'homme parfait ne se perd jamais de vûe. 16. Il y a trois degrés de sagesse ; savoir ce que c'est que la vertu, l'aimer, la posséder. 17. La droiture du coeur est le fondement de la vertu. 18. L'univers a cinq regles ; il faut de la justice entre le prince & le sujet, de la tendresse entre le pere & le fils, de la fidélité entre la femme & le mari, de la subordination entre les freres, de la concorde entre les amis. Il y a trois vertus cardinales ; la prudence qui discerne, l'amour universel qui embrasse, le courage qui soûtient : la droiture du coeur les suppose. 19. Les mouvemens de l'ame sont ignorés des autres : si tu es sage, veille donc à ce qu'il n'y a que toi qui voyes. 20. La vertu est entre les extrèmes ; celui qui a passé le milieu, n'a pas mieux fait que celui qui ne l'a pas atteint. 21. Il n'y a qu'une chose précieuse ; c'est la vertu. 22. Une nation peut plus par la vertu que par l'eau & par le feu ; je n'ai jamais vû périr le peuple qui l'a prise pour appui. 23. Il faut plus d'exemples au peuple que de précepte ; il ne faut se charger de lui transmettre que ce dont on sera rempli. 24. Le sage est son censeur le plus sévere ; il est son témoin, son accusateur, & son juge. 25. C'est avoir atteint l'innocence & la perfection, que de s'être surmonté, & que d'avoir recouvré cet ancien & primitif état de droiture céleste. 26. La paresse engourdie, l'ardeur inconsidérée, sont deux obstacles égaux au bien. 27. L'homme parfait ne prend point une voie détournée ; il suit le chemin

ordinaire, & s'y tient ferme. 28. L'honnête homme est un homme universel. 29. La charité est cette affection constante & raisonnée qui nous immole au genre humain, comme s'il ne faisoit avec nous qu'un individu, & qui nous associe à ses malheurs & à ses prospérités. 30. Il n'y a que l'honnête homme qui ait le droit de haïr & d'aimer. 31. Compense l'injure par l'aversion, & le bienfait par la reconnoissance, car c'est la justice. 32. Tomber & ne se point relever, voilà proprement ce que c'est que faillir. 33. C'est une espece de trouble d'esprit que de souhaiter aux autres, ou ce qui n'est pas en notre puissance, ou des choses contradictoires. 34. L'homme parfait agit selon son état, & ne veut rien qui lui soit étranger. 35. Celui qui étudie la sagesse a neuf qualités en vûe ; la perspicacité de l'oeil, la finesse de l'oreille, la sérénité du front, la gravité du corps, la véracité du propos, l'exactitude dans l'action, le conseil dans les cas douteux, l'examen des suites dans la vengeance & dans la colere. La morale de Confucius est, comme l'on voit, bien supérieure à la métaphysique & à la physique. On peut consulter Bulfinger sur les maximes qu'il a laissées du gouvernement de la famille, des fonctions de la magistrature, & de l'administration de l'empire. Comme les mandarins & les lettrés ne font pas le gros de la nation, & que l'étude des lettres ne doit pas être une occupation bien commune, la difficulté en étant là beaucoup plus grande qu'ailleurs, il semble qu'il resteroit encore bien des choses importantes à dire sur les Chinois, & cela est vrai ; mais nous ne nous sommes pas proposé de faire l'abregé de leur histoire, mais celui seulement de leur philosophie. Nous observerons cependant, 1°. que quoiqu'on ne puisse accorder aux Chinois toute l'antiquité dont ils se vantent, & qui ne leur est guere disputée par leurs panégyristes, on ne peut nier toutefois que la date de leur empire ne soit très-voisine du déluge. 2°. Que plus on leur accordera d'ancienneté, plus on aura de reproches à leur faire sur l'imperfection de leur langue & de leur écriture : il est inconcevable que des peuples à qui l'on donne tant d'esprit & de sagacité, ayent multiplié à l'infini les accens au lieu de multiplier les mots, & multiplié à l'infini les caracteres, au lieu d'en combiner un petit nombre. 3°. Que l'éloquence & la poésie tenant de fort près à la perfection de la langue, ils ne sont selon toute apparence ni grands orateurs ni grands poëtes. 4°. Que leurs drames sont bien imparfaits, s'il est vrai qu'on y prenne un homme au berceau, qu'on y représente la suite de toute sa vie, & que l'action théatrale dure plusieurs mois de suite. 5°. Que dans ces contrées le peuple est très-enclin à l'idolatrie, & que son idolatrie est fort grossiere, si l'histoire suivante qu'on lit dans le P. le Comte est bien vraie. Ce missionnaire de la Chine raconte que les médecins ayant abandonné la fille d'un nankinois, cet homme qui aimoit éperduement son enfant, ne sachant plus à qui s'adresser, s'avisa de demander sa guérison à une de ses idoles. Il n'épargna ni les sacrifices, ni les mets, ni les parfums, ni l'argent. Il prodigua à l'idole tout ce qu'il crut lui être agréable ; cependant sa fille mourut. Son zele alors & sa piété dégénérerent en fureur ; il résolut de se vanger d'une idole qui l'avoit abusé. Il porta sa plainte devant le juge, & poursuivit cette affaire comme un procès en régle qu'il gagna, malgré toute la sollicitation des bonzes, qui craignoient avec juste raison que la punition d'une idole qui n'exauçoit pas, n'eût des suites fâcheuses pour les autres idoles & pour eux. Ces idolâtres ne sont pas toûjours aussi modérés, lorsqu'ils sont mécontens de leurs idoles ; ils les haranguent à-peu-près dans ces termes : Crois-tu que nous ayons tort dans notre indignation ? Sois juge entre nous & toi ; depuis long-tems nous te soignons ; tu es logée dans un temple, tu es dorée de la tête aux piés ; nous t'avons toûjours servi les choses les plus délicieuses ; si tu n'as pas mangé, c'est ta faute. Tu ne saurois dire que tu ayes manqué d'encens ; nous avons tout fait de notre part, & tu n'as rien fait de la tienne ; plus nous te donnons, plus nous devenons pauvres ; conviens que si nous te devons, tu nous dois aussi. Or dis-nous de quels biens tu nous as comblés. La fin de cette harangue est ordinairement d'abattre l'idole & de la traîner dans les boues. Les bonzes débauchés, hypocrites & avares, encouragent le plus qu'ils peuvent à la superstition. Ils en sont sur-tout pour les pélerinages, & les femmes aussi qui donne beaucoup dans cette dévotion, qui n'est pas fort du goût des maris, jaloux au point que nos missionnaires ont été obligés de bâtir aux nouveaux convertis des églises séparées pour les deux sexes. Voyez le P. le Comte. 5°. Qu'il paroît que parmi les religions étrangeres tolérées, la religion chrétienne tient le haut rang : que les Mahométans n'y sont pas nombreux, quoiqu'ils y ayent des mosquées superbes : que les jésuites ont beaucoup mieux réussi dans ce pays que ceux qui y ont exercé en même tems ou depuis les fonctions apostoliques : que les femmes chinoises semblent fort pieuses, s'il est vrai, comme dit le P. le Comte, qu'elles voudroient se confesser tous les jours, soit goût pour le sacrement, soit tendresse de piété, soit quelqu'autre raison qui leur est particuliere : qu'à en juger par les objections de l'empereur aux premiers missionnaires, les Chinois ne l'ont pas embrassée en aveugles. Si la connoissance de Jesus-Christ est nécessaire au salut, disoit cet empereur aux missionnaires, & que d'ailleurs Dieu nous ait voulu sincerement sauver, comment nous a-t-il laissés si long-tems dans l'erreur ? Il y a plus de seize siecles que votre religion est établie dans le monde, & nous n'en avons rien sû. La Chine est-elle si peu de chose qu'elle ne mérite pas qu'on pense à elle, tandis que tant de barbares sont éclairés ? C'est une difficulté qu'on propose tous les jours sur les bancs en Sorbonne. Les missionnaires, ajoûte le P. le Comte, qui rapporte cette difficulté, y répondirent, & le prince fut content ; ce qui devoit être : des missionnaires seroient ou bien ignorans

ou bien mal-adroits s'ils s'embarquoient pour la conversion d'un peuple un peu policé, sans avoir la réponse à cette objection commune. V. les art. FOI, GRACE, PREDESTINATION. 7°. Que les Chinois ont d'assez bonnes manufactures en étoffes & en porcelaines ; mais que s'ils excellent par la matiere, ils pechent absolument par le goût & la forme ; qu'ils en seront encore long-tems aux magots ; qu'ils ont de belles couleurs & de mauvaises peintures ; en un mot, qu'ils n'ont pas le génie d'invention & de découvertes qui brille aujourd'hui dans l'Europe : que s'ils avoient eu des hommes supérieurs, leurs lumieres auroient forcé les obstacles par la seule impossibilité de rester captives ; qu'en général l'esprit d'orient est plus tranquille, plus paresseux, plus renfermé dans les besoins essentiels, plus borné à ce qu'il trouve établi, moins avide de nouveautés que l'esprit d'occident. Ce qui doit rendre particulierement à la Chine les usages plus constans, le gouvernement plus uniforme, les lois plus durables ; mais que les sciences & les arts demandent une activité plus inquiete, une curiosité qui ne se lasse point de chercher, une sorte d'incapacité de se satisfaire, nous y sommes plus propres, & qu'il n'est pas étonnant que quoique les Chinois soient les plus anciens, nous les ayons devancés de si loin. V. les mém. de l'acad. ann. 1727. L'hist. de la Philos. & des Philosoph. de Bruck. Bulfing. Leibnitz. Le P. le Comte. Les mém. des miss. étrang. &c. Et les mém. de l'acad. des Inscript. [Did1]

1753.4 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381]. K-M

KAALING

S. m. (Hist. nat.) espece d'étourneau fort commun dans la Chine & dans les îles Philippines. Il est noir, mais ses yeux, ses pattes & son bec sont jaunes. Il s'apprivoise facilement, & apprend à parler & à siffler ; on le nourrit de pain & de fruits. Supplément de Chambers.

KALKAS

(Géog.) nom d'une nation Tartare, parmi les Mungales ou Monguls, qui sont soumis au roi de la Chine.

KAN

Quoique le kan des Tartares mongules de l'ouest soit sous la protection de la Chine, cette soumission n'est au fond qu'une soumission précaire, puisque loin de payer le moindre tribut à l'empereur chinois, il reçoit lui-même des présens magnifiques de la cour de Péking, & en est fort redouté, car s'il lui prenoit jamais fantaisie de se liguer avec les Calmouks, le monarque qui siége aujourd'hui dans l'empire de la Chine, n'auroit qu'à se tenir bien ferme sur le trone.

KAOCHEU

(Géog.) ville de la Chine, septieme métropole de la province de Quanton ; elle est dans un terroir où se trouvent beaucoup de paons, de vautours excellens pour la chasse, & de belles carrieres de marbre. Long. 129. lat. 22. 23. (Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KAOLIN
S. m. (Hist. nat. Minéral.) c'est ainsi que les Chinois nomment une substance terreuse blanche ou jaunâtre ; elle est en poudre, entremêlée de particules brillantes de talc ou de mica, & l'on y trouve des petits fragmens de quartz ou de caillou. Cette terre jointe avec le petuntse, forme la pâte ou composition dont se fait la porcelaine de la Chine ; mais on commence par laver le kaolin pour en séparer les matieres étrangeres, talqueuses & quartzeuses qui sont mêlées avec lui, & qui le rendroient peu propre à faire de la porcelaine. Voyez PORCELAINE. Il se trouve une terre tout-à-fait semblable au kaolin des Chinois, & qui a les mêmes propriétés, aux environs d'Alençon, & dans plusieurs autres endroits de la France ; les Anglois en emploient aussi dans leur porcelaine de Chelsea ; mais on ne sait d'où ils la tirent : ce qu'il y a de certain, c'est qu'on a trouvé une charge très-considérable de kaolin, sur un vaisseau qui fut pris sur eux pendant la derniere guerre. M. de Reaumur, dans les Memoires de l'académie royale des Sciences, année 1727, paroît croire que le kaolin est une substance talqueuse, & a fait différentes expériences, pour voir si les différents talcs du royaume pourroient y suppléer ; mais la matiere talqueuse qui se trouve mêlée avec le kaolin, ne peut point être regardée comme la partie qui le rend propre à faire de la porcelaine, attendu que toutes les pierres talqueuses résistent au feu, & ne sont point susceptibles du degré de fusibilité convenable pour prendre corps & faire une pâte solide. Les endroits où le kaolin se trouve en France, les différentes parties qui le composent, donnent lieu de conjecturer avec beaucoup de vraisemblance, que cette terre est formée par la destruction ou la décomposition d'une espece de roche ou de faux granit, qui se trouve en beaucoup de pays, & qui est composé d'un spath calcaire & rhomboidal, formé par l'assemblage de plusieurs feuillets, de particules de quartz ou de caillou, & de paillettes de talc. C'est le spath qui forme seul la terre propre à la porcelaine ; les deux autres substances y nuiroient, c'est pourquoi on les en dégage. Voyez PORCELAINE. Les Chinois préparent le kaolin avant que de s'en servir pour faire de la porcelaine : il y a lieu de croire qu'ils le dégagent en le lavant, des particules de quartz avec lesquelles il est mêlé ; ils en forment ensuite des especes de pains & de briques. (-)

KINSU
S. m. (Botan.) espece de lin qui croit à la Chine : on en tire une filasse blonde, très-fine ; on en fabrique des toiles très-estimées dans le pays, & très-commodes en été. On n'en trouve que dans le Xansi ; la rareté en augmente encore le prix.

KITAI
S. m. (Comm.) sorte de damas qui se fabrique à la Chine. Les femmes des Ostiaques en font des voiles, dont elles se couvrent le visage par modestie. Les kitais sont apportés par les Tartares voisins de la grande muraille, & quelquefois par les Caravanes qui vont de Moscou à Pekin. On appelle du même nom des toiles de coton de la Chine, les unes blanches, les autres rouges & d'autres couleurs.

KIU-GIN
S. m. (Hist. mod.) c'est le nom que l'on donne à la Chine au second grade des lettrés ; ils y parviennent après un examen très-rigoureux, qui se fait tous les trois ans en présence des principaux mandarins & de deux commissaires de la cour, qui se rendent pour cet effet dans la capitale de chaque province. Les kiu-gin portent une robbe brune avec une bordure bleue, & un oiseau d'argent doré sur leur bonnet. Ils peuvent être élevés au rang des mandarins ; c'est parmi eux que l'on choisit les lettrés du troisieme ordre, appellés tsin-sé ou docteurs. Voyez TSIN-SE.

KOUAN-IN
S. f. (Hist. de la Chine) c'est dans la langue chinoise le nom de la divinité tutélaire des femmes. Les Chinois font quantité de figures de cette divinité sur leur porcelaine blanche, qu'ils débitent à merveille. La figure représente une femme tenant un enfant dans ses bras. Les femmes stériles vénérent extrèmement cette image, persuadées que la divinité qu'elle représente a le pouvoir de les rendre fécondes. Quelques Européens ont imaginé que c'étoit la vierge Marie, tenant notre Sauveur dans ses bras ; mais cette idée est d'autant plus chimérique, que les Chinois adoroient cette figure longtems avant la naissance de J. C. La statue, qui en est l'original, représente une belle femme dans le goût chinois ; on a fait, d'après cet original, plusieurs copies de la divinité Kouan-in en terre de porcelaine. Elles different de toutes les statues antiques de Diane ou de Venus, en ces deux grands points, qu'elles sont très modestes & d'une exécution très-médiocre. (Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KHANBLI ou KHANBALIG
(Géog.) nom de la ville que nos Historiens & nos Géographes ont appellée Cambala, & qu'ils ont placée dans la grande Tartarie, au septentrion de la Chine ; mais suivant les Géographes & les Historiens orientaux, il est constant que c'est une ville de la Chine. Ebn-Saïd, dans Abulféda, lui donne 130d de longitude, & 35d 25' de latitude septentrionale. Ebn-Saïd ajoûte qu'elle étoit fort célebre de son tems par les relations des marchands qui y alloient trafiquer, & qui en apportoient des marchandises. La premiere conquête de Gengis-Kan, après s'être rendu maître de la grande Tartarie, fut celle de Khanbalig, qu'il prit par ses lieutenans sur l'empereur de la Chine. Khanbalig, Khanblig, Cambala & Pékin, sont autant de noms d'une même ville. Voyez PEKIN.

KI
(Géog.) nom de diverses villes de la Chine. Il paroît par l'atlas sinensis, qu'il y a au moins six villes de la Chine, en diverses provinces, qui s'appellent ainsi.

KIA
S. m. (Hist. mod.) nom de plusieurs mois du cycle de cinq ans des Chinois. Le kia-çu est le premier ; le kia-sio, l'onzieme ; le kia-shen, le vingt-unieme ; le kia-u, le trente-unieme ; le kia-shin, le quarante-unieme ; le kia-yin, le cinquante-unieme.

KIAM
(Géogr.) ou JAMCE, grand fleuve de la Chine, qui prend sa source dans la province de Junnan, traverse celles de Poutchueu, de Hunquam, baigne la capitale, qui est Nanquin ; & après avoir arrosé près de quatre cent lieues de pays, se jette dans la mer orientale, vis-à-vis l'île de Tçoummin, formée à son embouchure par les sables qu'il y charrie. Cette riviere dans son cours, qui est un des plus rapides, fait naître un grand nombre d'îles, utiles aux provinces, par la multitude de joncs de dix à douze piés de haut qu'elles produisent, & qui servent au chauffage des lieux voisins ; car à peine a-t-on assez de gros bois pour les bâtimens & les vaisseaux. Voyez sur ce fleuve M. Delisle, dans sa Carte de la Chine, & les Mémoires du P. le Comte. (Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIANGNAN
(Géographie) ou NANQUIN & NANKIN ; province maritime de la Chine, qui tenoit autrefois le premier rang lorsqu'elle étoit la résidence de l'empereur ; mais depuis que le Pekeli, où est Pekin, a pris sa place, elle n'a plus que le neuvieme. Elle est très-grande, très-fertile, & d'un commerce presque inconcevable. Tout ce qui s'y fait, sur-tout les ouvrages de coton & de soie, y est plus estimé qu'ailleurs. Il y a quatorze métropoles, cent dix cités, & près de dix millions d'ames au rapport des Jésuites. Le Kiangnan est borné à l'est & au sud est par la mer ; au sud par le Chekian ; au sud-ouest par le Kiansi ; à l'ouest par le Huquang ; au nord-ouest par le Haunan ; & au nord par le Quantong. Le fleuve Kiam la coupe en deux parties, & s'y jette dans la mer : la capitale est Nankin.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIANSI
(Géogr.) ou KIAMSI, ou KIANGSI. vaste province de la Chine, où elle tient le huitieme rang, bornée au nord-est par celle de Kiangnan ; au nord & au couchant par celle de Huquang ; à l'orient par celle de Chékiand ; au sud-est par celle de Fokien ; & au midi par celle de Quantung ou Canton. Elle est très-peuplée, & produit abondamment tout ce qui est nécessaire à la vie ; elle a des montagnes pour boulevards, & des rivieres & des lacs qui sont remplis d'excellens poissons. On y fait, dans un seul endroit, la plus belle porcelaine dont l'Asie soit fournie. Cette province a treize métropoles, soixante-sept cités, & plus de six millions d'ames, au rapport de nos missionnaires. Nanchang en est la capitale.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIECHANG
(Géogr.) ville de la Chine, sixieme métropole de la province de Kiansi, avec un beau palais, & deux temples consacrés à la mémoire des hommes illustres. On y fait avec le riz un excellent breuvage, appellé macu. On y fabrique aussi de belles étoffes. Long. 132. 30. lat. 28. 12.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIM -TE-TCHIM
(Géog.) vaste & magnifique bourg de la Chine, dans la province de Kiansi, & dans la dépendance de Feuleangi. C'est ce lieu qui lui-seul fournit presque toute la belle porcelaine de la Chine. Quoiqu'il ne soit pas entouré de murailles, il vaut bien une grande ville pour la beauté de ses rues qui sont tirées au cordeau, pour le nombre de ses habitans que l'on fait monter à un million, & pour le commerce qui y est prodigieux.
Kim-Te-Tchim est placé dans une plaine environnée de hautes montagnes ; & peut-être cette enceinte de montagnes forme-t-elle une situation propre aux ouvrages de porcelaine. On y compte trois mille fourneaux qui y sont destinés ; aussi n'est-il pas surprenant qu'on y voye souvent des incendies ; c'est pour cela que le génie du feu y a plusieurs temples : mais le culte & les honneurs que l'on prodigue à ce génie, ne rendent pas les embrasemens plus rares. D'un autre côté un lieu si peuplé, où il y a tant de richesses & de pauvres, & qui n'est point fermé de murailles, est gouverné par un seul mandarin, qui par sa bonne police, y établit un ordre & une sûreté entiere. Voyez de plus grands détails dans les lettres édifiantes, tome XII. page 255. & suiv.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KIN-KI
ou POULE D'OR, (Hist. nat.) c'est le nom que les Chinois donnent à un oiseau d'une beauté merveilleuse qui ne se trouve qu'à la Chine, & sur-tout dans la province de Quang-si. Cet oiseau a un plumage si éclatant, que lorsqu'il est exposé au soleil, il paroît tout d'or, mêlé de nuances les plus vives & les plus belles ; on assure de plus qu'il est d'un goût délicieux. On en a quelquefois apporté en Europe, pour orner les volieres des curieux opulents d'hollande & d'autres pays.

KING
(Hist. mod. Philosoph.) ce mot signifie doctrine sublime. Les Chinois donnent ce nom à des livres qu'ils regardent comme sacrés, & pour qui ils ont la plus profonde vénération. C'est un mélange confus de mysteres incompréhensibles, de préceptes religieux, d'ordonnances légales, de poésies allégoriques, & de traits curieux tirés de l'histoire chinoise. Ces livres qui sont au nombre de cinq, font l'objet des études des lettrés. Le premier s'appelle y-king ; les Chinois l'attribuent à Fohi leur fondateur ; ce n'est qu'un amas de figures hiéroglyphiques, qui depuis long-tems ont exercé la sagacité de ce peuple. Cet ouvrage a été commenté par le célebre Confucius, qui, pour s'accommoder à la crédulité des Chinois, fit un commentaire très-philosophique sur un ouvrage rempli de chimeres, mais adopté par sa nation ; il tâcha de persuader aux Chinois, & il parut lui-même convaincu, que les figures symboliques contenues dans cet ouvrage renfermoient de grands mysteres pour la conduite des états. Il réalisa en quelque sorte ces vaines chimeres, & il en tira méthodiquement d'excellentes inductions. Dès que le ciel & la terre furent produits, dit Confucius, tous les autres êtres matériels existerent ; il y eut des animaux des deux sexes. Quand le mâle & la femelle existerent, il y eut mari & femme, il y eut pere & fils ; quand il y eut pere & fils ; il y eut prince & sujet. Delà, Confucius conclut l'origine des lois & des devoirs de la vie civile. Il seroit difficile d'imaginer de plus beaux principes de morale & de politique ; c'est dommage qu'une philosophie si sublime ait elle-même pour base un ouvrage aussi extravagant que le y-king. Voyez CHINOIS, Philosophie des.
Le second de ces livres a été appellé chu-king. Il contient l'histoire des trois premieres dynasties. Outre les faits historiques qu'il renferme, & de l'authenticité desquels tous nos savans européens ne conviennent pas, on y trouve de beaux préceptes & d'excellentes maximes de conduite.
Le troisieme qu'on nomme chi-king, est un recueil de poésies anciennes, partie dévotes & partie impies, partie morales & partie libertines, la plûpart très-froides. Le peuple accoûtumé à respecter ce qui porte un caractere sacré, ne s'apperçoit point de l'irréligion, ni du libertinage de ces poésies ; les docteurs qui voyent plus clair que le peuple, disent pour la défense de ce livre, qu'il a été altéré par des mains profanes.
Le quatrieme & le cinquieme king ont été compilés par Confucius. Le premier est purement historique, & sert de continuation au chi-king ; l'autre traite des rites, des usages, des cérémonies légales, & des devoirs de la société civile.
Ce sont là les ouvrages que les Chinois regardent comme sacrés, & pour lesquels ils ont le respect le plus profond ; ils font l'objet de l'étude de leurs lettrés, qui passent toute leur vie à débrouiller les mysteres qu'ils renferment.

KING-KI-TAO
(Géog.) c'est le nom que les Tartares qui régnent présentement à la Chine ont donné à la capitale de la Corée ; les Chinois l'appellent Pingiang, tandis que les Japonois & les Hollandois qui ont long-tems séjourné dans ce pays-là, la nomment Sior. Que d'erreurs cette multiplicité de noms si dissemblables, doit-elle causer dans la Géographie, pour des lieux qui ne sont pas aussi fameux que la capitale d'un si grand pays ? Sa longitude, suivant le P. Gaubil, est 133d. 33'. 30". lat. 37 deg. 30' 19".
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KINGTUN
(Géog.) ville de la Chine, septieme métropole de la province d'Iunnan, à dix lieues de la ville de ce nom, entre de hautes montagnes fort serrées, & au-dessus d'un vallée très-profonde. Longitude 119. 40. lat. 26. 10.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KINHOA
(Géog.) c'est-à-dire, fleuve de Vénus ; ville de la Chine, cinquieme métropole de la province de Chékiang. On y fait de ris & d'eau la meilleure boisson qui se boive dans toute la Chine. Long. 136. 55. lat. 28. 57.
(Le Chevalier DE JAUCOURT.)

KO-LAOS
S. m. (Hist. mod.) c'est ainsi que l'on nomme à la Chine les grands mandarins ou ministres, qui, après avoir passé par les places les plus éminentes de l'empire, sont appellés par l'empereur auprès de sa personne, afin de l'aider de leurs conseils dans les tribunaux supérieurs, établis à Pékin, ou pour présider en son nom à ces tribunaux, & pour veiller à la conduite des autres mandarins qui les composent, de la conduite desquels ils rendent compte à l'empereur directement. L'autorité des ko-laos est respectée même par les princes de la maison impériale.

LAMA
S. m. (terme de Relation.) Les lamas sont les prêtres des Tartares asiatiques, dans la Tartarie chinoise. Ils font voeu de célibat, sont vêtus d'un habit particulier, ne tressent point leurs cheveux, & ne portent point de pendans d'oreilles. Ils font des prodiges par la force des enchantemens & de la magie, récitent de certaines prieres en maniere de choeurs, sont chargés de l'instruction des peuples, & ne savent pas lire pour la plûpart, vivent ordinairement en communauté, ont des supérieurs locaux, & audessus de tous, un supérieur général qu'on nomme le dalai-lama.
C'est-là leur grand pontife, qui leur confere les différens ordres, décide seul & despotiquement tous les points de foi sur lesquels ils peuvent être divisés ; c'est, en un mot, le chef absolu de toute leur hiérarchie.
Il tient le premier rang dans le royaume de Tongut par la vénération qu'on lui porte, qui est telle que les princes tartares ne lui parlent qu'à genoux, & que l'empereur de la Chine reçoit ses ambassadeurs, & lui en envoie avec des présens considérables. Enfin, il s'est fait lui-même, depuis un siecle, souverain temporel & spirituel du Tibet, royaume de l'Asie, dont il est difficile d'établir les limites.
Il est regardé comme un dieu dans ces vastes pays : l'on vient de toute la Tartarie, & même de l'Indostan, lui offrir des hommages & des adorations. Il reçoit toutes ces humiliations de dessus un autel, posé au plus haut étage du pagode de la montagne de Pontola, ne se découvre & ne se leve jamais pour personne ; il se contente seulement de mettre la main sur la tête de ses adorateurs pour leur accorder la rémission de leurs péchés.
Il confere différens pouvoirs & dignités aux lamas les plus distingués qui l'entourent ; mais dans ce grand nombre, il n'en admet que deux cent au rang de ses disciples, ou de ses favoris privilégiés ; & ces deux cent vivent dans les honneurs & l'opulence, par la foule d'adorateurs & de présens qu'ils reçoivent de toutes parts.
Lorsque le grand lama vient à mourir, on est persuadé qu'il renaît dans un autre corps, & qu'il ne s'agit que de trouver en quel corps il a bien voulu prendre une nouvelle naissance ; mais la découverte n'est pas difficile, ce doit être, & c'est toujours dans le corps d'un jeune lama privilégié qu'on entretient auprès de lui ; & qu'il a par sa puissance désigné son successeur secret au moment de sa mort.
Ces faits abrégés, que nous avons puisés dans les meilleures sources, doivent servir à porter nos réflexions sur l'étendue des superstitions humaines, & c'est le fruit le plus utile qu'on puisse retirer de l'étude de l'Histoire. (D.J.)

LANCU
(Hist. mod.) nom que les Chinois donnent à une secte de leur religion. L'auteur de cette secte étoit un philosophe contemporain de Confucius, & qui fut appellé Lançu ou Lanzu, c'est-à-dire philosophe ancien, parce qu'on feint qu'il demeura quatre-vingt ans dans le ventre de sa mere avant que de naître. Ses sectateurs croient qu'après la mort leurs ames & leurs corps sont transportés au ciel pour y goûter toutes sortes de délices. Ils se vantent aussi d'avoir des charmes contre toute sorte de malheurs, de chasser les démons, &c. Kircher, de la Chine.

LANTERNES fête des
(Hist. de la Chine) fête qui se célebre à la Chine le quinzieme jour du premier mois, en suspendant ce jour-là dans les maisons & dans les rues un très-grand nombre de lanternes allumées. Nos missionnaires donnent pour la plûpart des descriptions si merveilleuses de cette fête chinoise, qu'elles sont hors de toute vraisemblance ; & ceux qui se sont contentés d'en parler plus simplement, nous représentent encore cette fête comme une chose étonnante, par la multiplicité des lampes & des lumieres, par la quantité, la magnificence, la grandeur, les ornemens de dorure, de sculpture, de peinture & de vernis des lanternes. Le P. le Comte prétend que les belles lanternes qu'on voit dans cette fête, sont ordinairement composées de six faces ou panneaux, dont chacun fait un cadre de quatre piés de hauteur, sur un pié & demi de large, d'un bois verni, & orné de dorures. Ils y tendent, dit-il, une fine toile de soie transparente, sur laquelle on a peint des fleurs, des rochers, & quelquefois des figures humaines. Ces six panneaux joints ensemble, composent un hexagone, surmonté dans les extrémités de six figures de sculpture qui en font le couronnement. On y suspend tout autour de larges bandes de satin de toutes couleurs, en forme de rubans, avec d'autres ornemens de soie qui tombent par les angles sans rien cacher de la peinture ou de la lumiere. Il y a tel seigneur, continue le voyageur missionnaire, qui retranche toute l'année quelque chose de sa table, de ses habits & de ses équipages, pour être ce jour-là magnifique en lanternes. Ils en suspendent à leurs fenêtres, dans leurs cours, dans leurs salles & dans les places publiques. Il ne manquoit plus au R. P. le Comte, pour embellir son récit, que d'illuminer encore toutes les barques & les vaisseaux de la Chine, des jolies lanternes de sa fabrique. Ce qu'on peut dire de vrai, c'est que toutes les illuminations qui de tems immémorial se font de maniere ou d'autre par tout pays, sont des coutumes que le monde conserve des usages du feu, & du bien qu'il procure aux hommes. (D.J.)

LAO-KIUN
(Hist. mod. & Philosophie) c'est le nom que l'on donne à la Chine à une secte qui porte le nom de son fondateur. Lao-Kiun naquit environ 600 ans avant l'ere chrétienne. Ses sectateurs racontent sa naissance d'une maniere tout-à-fait extraordinaire ; son pere s'appelloit Quang ; c'étoit un pauvre laboureur qui parvint à soixante & dix ans, sans avoir pu se faire aimer d'aucune femme. Enfin, à cet âge, il toucha le coeur d'une villageoise de quarante ans, qui sans avoir eu commerce avec son mari, se trouva enceinte par la vertu vivifiante du ciel & de la terre. Sa grossesse dura quatre-vingt ans, au bout desquels elle mit au monde un fils qui avoit les cheveux & les sourcils blancs comme la neige ; quand il fut en âge, il s'appliqua à l'étude des Sciences, de l'Histoire ; & des usages de son pays. Il composa un livre intitulé Tau-Tsé, qui contient cinquante mille sentences de Morale. Ce philosophe enseignoit la mortalité de l'ame ; il soutenoit que Dieu étoit matériel ; il admettoit encore d'autres dieux subalternes. Il faisoit consister le bonheur dans un sentiment de volupté douce & paisible qui suspend toutes les fonctions de l'ame. Il recommandoit à ses disciples la solitude comme le moyen le plus sûr d'élever l'ame au-dessus des choses terrestres. Ces ouvrages subsistent encore aujourd'hui ; mais on les soupçonne d'avoir été altérés par ses disciples ; leur maître prétendoit avoir trouvé le secret de prolonger la vie humaine au-delà de ses bornes ordinaires ; mais ils allerent plus loin, & tâcherent de persuader qu'ils avoient un breuvage qui rendoit les hommes immortels, & parvinrent à accréditer une opinion si ridicule ; ce qui fit qu'on appella leur secte la secte des Immortels. La religion de Lao-Kiun fut adoptée par plusieurs empereurs de la Chine : peu-à-peu elle dégénera en un culte idolâtre, & finit par adorer des demons, des esprits, & des génies ; on y rendit même un culte aux princes & aux héros. Les prêtres de cette religion donnent dans les superstitions de la Magie, des enchantemens, des conjurations ; cérémonies qu'ils accompagnent de hurlemens, de contorsions, & d'un bruit de tambours & de bassins de cuivre. Ils se mêlent aussi de prédire l'avenir. Comme la superstition & le merveilleux ne manquent jamais de partisans, toute la sagesse du gouvernement chinois n'a pu jusqu'ici décréditer cette secte corrompue.

LEAOTUNG
(Géog.) vaste contrée de la Chine, dont elle est séparée par la grande muraille & le golfe de Cang, tandis que la Corée & les montagnes d'Yalo la séparent du pays des Tartares Bogdois du Niuchèz. Ses habitans, plus guerriers & moins industrieux que les Chinois, n'aiment ni le Commerce ni l'Agriculture, quoique leur pays y soit propre.
Les Tartares ayant perdu leur empereur Taitsong en 1642, nommerent pour chef un de ses neveux encore enfant, qui s'appelloit Changti. Sous ce chef, qui périt à l'âge de 24 ans en 1661, & sous Cham-hi, qu'ils élurent pour maître à l'âge de 8 ans, ils conquirent pié-à-pié tout le vaste empire de la Chine. Le tems n'a pas encore confondu la nation conquérante avec le peuple vaincu, comme il est arrivé dans nos Gaules, en Angleterre & ailleurs ; mais les Tartares ayant adopté sous Cham-hi les lois, les usages & la religion des Chinois, les deux nations n'en composeront bien-tôt qu'une seule.

LEGISLATEUR
La conduite des Chinois à cet égard me paroît excellente. Des philosophes sont ministres du prince, & les provinces sont couvertes de pagodes & de dieux : on n'use jamais de rigueur envers ceux qui les adorent ; mais lorsqu'un dieu n'a pas exaucé les voeux des peuples & qu'ils en sont mécontens au point de se permettre quelque doute sur sa divinité, les mandarins saisissent ce moment pour abolir une superstition, ils brisent le dieu & renversent le temple.

LETTRES Litradas
(Littérat.) nom que les Chinois donnent à ceux qui savent lire & écrire leur langue. Voyez CHINOIS. Il n'y a que les lettrés qui puissent être élevés à la qualité de mandarins. Voyez MANDARINS. Lettrés est aussi dans le même pays le nom d'une secte qu'on distingue par ses sentimens sur la religion, la Philosophie, la politique. Elle est principalement composée de gens de lettres du pays, qui lui donnent le nom de jukiao, c'est-à-dire les savans ou gens de lettres. Elle s'est élevée l'an 1400 de J. C. lorsque l'empereur, pour réveiller la passion de son peuple pour les Sciences, dont le goût avoit été entierement émoussé par les dernieres guerres civiles, & pour exciter l'émulation parmi les mandarins, choisit quarante-deux des plus habiles docteurs, qu'il chargea de composer un corps de doctrine conforme à celle des anciens, pour servir desormais de regle du savoir, & de marque pour reconnoître les gens de lettres. Les savans préposés à cet ouvrage, s'y appliquerent avec beaucoup d'attention ; mais quelques personnes s'imaginerent qu'ils donnerent la torture à la doctrine des anciens pour la faire accorder avec la leur, plutôt qu'ils ne formerent leurs sentimens sur le modele des anciens. Ils parlent de la divinité comme si ce n'étoit rien de plus qu'une pure nature, ou bien le pouvoir & la vertu naturelle qui produit, arrange & conserve toutes les parties de l'univers. C'est, disent-ils, un pur & parfait principe, sans commencement ni fin ; c'est la source de toutes choses, l'espérance de tout être, & ce qui se détermine soi-même à être ce qu'il est. Ils font de Dieu l'ame du monde ; il est, selon leurs principes, répandu dans toute la matiere, & il y produit tous les changemens qui lui arrivent. En un mot, il n'est pas aisé de décider s'ils réduisent l'idée de Dieu à celle de la nature, ou s'ils élevent plutôt l'idée de la nature à celle de Dieu : car ils attribuent à la nature une infinité de ces choses que nous attribuons à Dieu. Cette doctrine introduisit à la Chine une espece d'athéïsme raffiné, à la place de l'idolatrie qui y avoit régné auparavant. Comme l'ouvrage avoit été composé par tant de personnes réputées savantes & versées en tant de parties, que l'empereur lui-même lui avoit donné son approbation, le corps de doctrine fut reçu du peuple non seulement sans contradiction, mais même avec applaudissement. Plusieurs le goûterent, parce qu'il leur paroissoit détruire toutes les religions ; d'autres en furent satisfaits, parce que la grande liberté de penser qu'il leur laissoit en matiere de religion, ne leur pouvoit pas donner beaucoup d'inquiétude. C'est ainsi que se forma la secte des lettres, qui est composée de ceux des Chinois qui soutiennent les sentimens que nous venons de rapporter, & qui y adherent. La cour, les mandarins, les gens de qualité, les riches, &c. adoptent presque généralement cette façon de penser ; mais une grande partie du menu peuple est encore attachée au culte des idoles. Les lettrés tolerent sans peine les Mahométans, parce que ceux-ci adorent comme eux le roi des cieux & l'auteur de la nature ; mais ils ont une parfaite aversion pour toutes les sectes idolâtres qui se trouvent dans leur nation. Ils résolurent même une fois de les extirper, mais le desordre que cette entreprise auroit produit dans l'empire les empêcha ; ils se contentent maintenant de les condamner en général comme autant d'hérétiques, & renouvellent solemnellement tous les ans à Pékin cette condamnation.

LI-P ou LI-POU
(Hist. mod.) c'est ainsi qu'on nomme à la Chine la cour supérieure ou le grand tribunal, composé des premiers magistrats qui sont au-dessus de tous les mandarins & ministres de l'empire chinois. On pourroit les nommer assez justement les inquisiteurs de l'état, vu que ce tribunal est chargé de veiller sur la conduite de tous les officiers & magistrats des provinces, d'examiner leurs bonnes ou mauvaises qualités, de recevoir les plaintes des peuples, & d'en rendre compte à l'empereur, auprès de qui ce conseil réside ; c'est de ses rapports & de ses décisions que dépend l'avancement des officiers à des postes plus éminens, ou leur degradation, lorsqu'ils ont commis des fautes qui la méritent ; le tout sous le bon plaisir de l'empereur qui doit ratifier les décisions du tribunal.
Les Chinois donnent encore le nom de li-pu à un autre tribunal chargé des affaires de la religion. Voyez RITES, tribunal des.

LICHI
S. m. (Botan. exot.), fruit très-commun & très-estimé à la Chine ; je trouve son nom écrit lici, letchi, litchi, lithi, ou bien en deux syllabes séparées, li-chi, li-ci, let-chi, lit-chi, li-thi ; ce ne seroit rien, si j'en trouvois des descriptions uniformes & instructives dans les relations de nos missionnaires, mais il s'en faut de beaucoup ; la plûpart seulement s'accordent à dire, que c'est le fruit d'un arbre grand & élevé, dont les feuilles ressemblent à celles du laurier ; & que c'est aux extrémités des branches, qu'il produit ce fruit comme en grappes, beaucoup plus claires que celles du raisin, & pendant à des queues plus longues.
Le lichi est de la grosseur d'un petit abricot, oblong, mollet, couvert d'une écorce mince, chagrinée, de couleur ponceau éclatant, contenant un noyau blanc, succulent, de très-bon goût & d'une odeur de rose ; le P. Boym a fait graver la figure de ce fruit dans sa flora sinensis, mais elle ne s'accorde point avec d'autres descriptions plus modernes.
Le lichi vient dans les provinces de Canton, de Fokien, & autres provinces méridionales. Les Chinois l'estiment singulierement pour le goût & pour les qualités bienfaisantes ; car ils assurent qu'il donne de la force & de la vigueur sans échauffer, hormis qu'on n'en mange avec excès. Le P. Dentrecolles ajoute dans les lettres édifiantes, tome XXIV. qu'il en est de ce fruit comme de nos melons de l'Europe, que pour l'avoir excellent, il faut le manger sur le lieu même, & le cueillir dans son point de maturité, très-difficile à attraper, parce qu'il n'a qu'un moment favorable. Cependant comme dans tout l'empire on fait grand cas de ce fruit sec, on le laisse sécher dans sa pellicule, où il se noircit & se ride comme nos pruneaux. On en mange toute l'année par cette méthode ; on le vend à la livre, & l'on en met dans le thé pour procurer à cette liqueur un petit goût aigrelet.
Les lichi qu'on apporte à Péking pour l'empereur, & qu'on renferme dans des vases pleins d'eau-de-vie, où l'on mêle du miel & d'autres ingrédiens, conservent bien un air de fraîcheur, mais ils perdent beaucoup de la finesse, & de l'excellence de leur goût.
Le noyau du lichi un peu roti & réduit en poudre fine, passe chez les Chinois pour un spécifique contre les douleurs de gravelle & de colique néphrétique. On voit par-là, que l'on met sa confiance à la Chine, ainsi qu'en Europe, dans tous les remedes de bonnes femmes ; les maux finissent, & les remedes inutiles ou ridicules se maintiennent en crédit. (D.J.)

LINKIO
S. m. (Botan. exotiq.) plante aquatique de la Chine. Son fruit est blanc & a le goût de la châtaigne, mais il est trois ou quatre fois plus gros, d'une figure pyramidale & triangulaire ; il est revêtu d'une écorce verte, épaisse vers le sommet, & qui noircit en séchant. La plante qui le porte, croît dans les eaux marécageuses ; elle a les feuilles fort minces, & elle les répand de toutes parts, sur la surface de l'eau. Les fruits viennent dans l'eau même ; c'est du moins ce qu'en dit Hoffman dans son dictionnaire universel latin ; celui de Trévoux, a fait de ce lexicographe, un auteur anonyme qui a écrit de la Chine. (D.J.)

LIPOU
S. m. (Hist. de la Chine) le lipou, dit le pere Lecomte, est l'un des grands tribunaux souverains de l'empire de la Chine. Il a inspection sur tous les mandarins, & peut leur donner ou leur ôter leurs emplois. Il préside à l'observation & au maintien des anciennes coûtumes. Il regle tout ce qui regarde la religion, les sciences, les arts & les affaires étrangeres. Voyez LI-POU. (D.J.)

LON-YE ou LUM-YEN
s. m. (Botan. exot.) nom d'un fruit de la Chine, qui ne croît que dans les provinces australes de l'empire, à un arbre sauvage ou cultivé, lequel est de la grandeur de nos noyers. Le lon-yen est de la grosseur de nos cerises, d'une figure ronde, d'une chair blanche, aigrelette, pleine d'eau, & d'un goût approchant de celui de nos fraises. Il est couvert d'une pelure mince, lisse, d'abord grisâtre, & jaunissant ensuite, à mesure que le fruit mûrit. Les Chinois des provinces australes, & en particulier les habitans de Focheu, font la récolte de ces fruits en Juillet, & les arrosent d'eau salée pour les conserver frais ; mais ils en sechent la plus grande partie pour les transporter pendant l'hiver, dans les autres provinces, ils en font aussi du vin agréable, en les pilant, & les laissant fermenter ; la poudre des noyaux de ce fruit est d'un grand usage dans leur médecine. Plus la nature a caché le germe de ses productions, plus l'homme ridiculement fin, s'est persuadé d'y trouver la conservation de sa vie, ou du moins le remede à ses maux. (D.J.)

LY
(Hist. mod.) mesure usitée parmi les Chinois, qui fait 240 pas géométriques ; il faut dix ly pour faire un pic ou une lieue de la Chine.

MACAO
(Géog.) ville de la Chine située dans une île à l'embouchure de la riviere de Canton. Une colonie de portugais s'y établit il y a environ deux siecles, par une concession de l'empereur de la Chine, à qui la nation portugaise paie des tributs & des droits pour y jouir de leur établissement. On y compte environ trois mille portugais, presque tous métis. C'étoit autrefois une ville très-riche, très-peuplée, & capable de se défendre contre les gouverneurs des provinces de la Chine de son voisinage, mais elle est aujourd'hui entierement déchue de cette puissance. Quoiqu' habitée par des portugais & commandée par un gouverneur que le roi de Portugal nomme, elle est à la discrétion des Chinois, qui peuvent l'affamer & s'en rendre maîtres quand il leur plaira. Aussi le gouverneur portugais a grand soin de ne rien faire qui puisse choquer le moins du monde les Chinois. Longitude, selon Cassini, 130. 39'. 45". lat. 22. 12. Long. selon les PP. Thomas & Noël, 130. 48'. 30". lat. de même que Cassini. (D.J.)

MALEBRANCHISME
Tandis que Malebranche souffroit tant de contradictions dans son pays, on lui persuada que sa philosophie réussissoit à merveille à la Chine, & pour répondre à la politesse des Chinois, il fit en 1708 un petit ouvrage intitulé, Entretien d'un philosophe chrétien & d'un philosophe chinois sur la nature de Dieu. Le chinois prétend que la matiere est éternelle, infinie, incréée, & que le ly, espece de forme de la matiere, est l'intelligence & la sagesse souveraine, quoiqu'il ne soit pas un être intelligent & sage, distinct de la matiere & indépendant d'elle. Les Journalistes de Trévoux prétendirent que le philosophe européen avoit calomnié les lettrés de la Chine, par l'athéisme qu'il leur attribuoit.

MANDARIN
S. m. (Hist. mod.) nom que les Portugais donnent à la noblesse & aux magistrats, & particulierement à ceux de la Chine. Le mot mandarin est inconnu en ce sens parmi les Chinois, qui au-lieu de cela appellent leurs grands & leurs magistrats quan, ou quan-fu, ce qui signifie serviteur ou ministre d'un prince. Il y a à la Chine neuf sortes de mandarins ou degrés de noblesse qui ont pour marque divers animaux. Le premier a une grue, pour marque de son rang ; le second a un lion ; & le troisieme a un aigle ; le quatrieme a un paon, &c. Il y a en tout 32 ou 33 mille mandarins ; il y a des mandarins de lettres & des mandarins d'armes. Les uns & les autres subissent plusieurs examens ; il y a outre cela des mandarins civils ou de justice. Depuis que les Tartares se sont rendus maîtres de la Chine, la plûpart des tribunaux sont mi-partis, c'est-à-dire aulieu d'un président on en a établi deux, l'un tartare & l'autre chinois. Ceux de la secte de Confucius ont ordinairement grande part à cette distinction. Dans les gouvernemens qu'on leur confie, & qui sont toujours éloignés du lieu de leur naissance, pour éviter les injustices que l'amitié, la proximité du sang pourroient leur faire commettre, ils ont un vaste & riche palais ; dans la principale salle est un lieu élevé où est placée la statue du roi, devant laquelle le mandarin s'agenouille avant que de s'asseoir sur son tribunal. On a un si grand respect pour les mandarins qu'on ne leur parle qu'à genoux ; les voyageurs vantent fort leur intelligence & leur équité. Le mandarinat n'est pas héréditaire, & l'on n'y éleve que des gens habiles. Voyez LETTRES.
MANDARIN (Littérat.) est aussi le nom que les Chinois donnent à la langue savante du pays. Voyez LANGUE. Outre le langage propre & particulier de chaque nation & de chaque province, il y en a un commun à tous les savans de l'empire, qui est ce qu'on appelle le mandarin, c'est la langue de la cour : les officiers publics, comme les notaires ou greffiers, les jurisconsultes, les juges, les magistrats écrivent & parlent le mandarin. Voyez CHINOIS.

MANIERE
A la Chine les enfans rendent d'extrèmes honneurs à leurs parens ; ils leur donnent sans cesse des marques extérieures de respect & d'amour : il est vraisemblable que dans ces marques extérieures, il y a plus de démonstration que de réalité ; mais le respect & l'amour pour les parens sont plus vifs & plus continus à la Chine, qu'ils ne le sont dans les pays où les mêmes sentimens sont ordonnés, sans que les lois prescrivent la maniere de les manifester. Il s'en manque bien en France, que le peuple respecte tous les grands qu'il salue ; mais les grands y sont plus respectés, que dans les pays où les manieres établies n'imposent pas pour eux des marques de respect.
Le président de Montesquieu reproche aux législateurs de la Chine d'avoir confondu la religion, les moeurs, les lois & les manieres ; mais n'est-ce pas pour éterniser la législation qu'ils vouloient donner, que ces génies sublimes ont lié entr'elles des choses, qui dans plusieurs gouvernemens sont indépendantes, & quelquefois même opposées ? C'est en appuyant le moral du physique, le politique du religieux, qu'ils ont rendu la constitution de l'état éternelle, & les moeurs immuables. S'il y a des circonstances, si les siecles amenent des momens où il seroit bon qu'une nation changeât son caractere, les législateurs de la Chine ont eu tort.
La muraille de la Chine est un de ces édifices orientaux qui figurent dans la mappemonde, & dont la description paroîtroit fabuleuse, si la muraille elle-même ne subsistoit aujourd'hui.

MAS ou MASE
s. m. (Com.) espece de petit poids dont on se sert à la Chine, particulierement du côté de Canton, pour peser & distribuer l'argent dans le négoce. Le mas se divise en dix condorins : dix mas font un tael. Voyez TAEL. Le mas est aussi en usage dans plusieurs endroits des Indes orientales ; mais sur différens piés ; il sert à peser l'or & l'argent. Dictionnaire de comm. (G)

MIAO-FSES LES
(Géog.) peuples répandus dans les provinces de Setchuen, de Koeittcheon, de Houquang, de Quangsi, & sur les frontieres de la province de Quangtong.
Les Chinois, pour les contenir, ont bâti d'assez fortes places dans plusieurs endroits, avec une dépense incroyable. Ils sont sensés soumis lorsqu'ils se tiennent en repos ; & même s'ils font des actes d'hostilité, on se contente de les repousser dans leurs montagnes, sans entreprendre de les forcer : le viceroi de la province a beau les citer de comparoître, ils ne font que ce que bon leur semble.
Les grands seigneurs Miao-fses ont sous eux de petits seigneurs, qui, quoique maîtres de leurs vassaux, sont comme feudataires, & obligés d'amener leurs troupes, quand ils en reçoivent l'ordre. Leurs armes ordinaires sont l'arc & la demi-pique. Les selles de leurs chevaux sont bien faites, & différentes des selles chinoises, en ce qu'elles sont plus étroites, plus hautes, & qu'elles ont les étriers de bois peint. Ils ont des chevaux fort estimés, soit à cause de la vîtesse avec laquelle ils grimpent les plus hautes montagnes, & en descendent au galop ; soit à cause de leur habileté à sauter des fossés fort larges. Les Miao-fses peuvent se diviser en Miao-fses soumis & en Miao-fses non soumis.
Les premiers obéissent aux magistrats chinois, & font partie du peuple chinois, dont ils se distinguent seulement par une espece de coëffure, qu'ils portent au-lieu du bonnet ordinaire, qui est en usage parmi le peuple à la Chine.
Les Miao-fses sauvages, ou non soumis, vivent en liberté dans leurs retraites, où ils ont des maisons bâties de briques à un seul étage. Dans le bas ils mettent leurs bestiaux, se logent au-dessus. Ces Miao-fses sont séparés en villages, & sont gouvernés par des anciens de chaque village. Ils cultivent la terre ; ils font de la toile, & des especes de tapis qui leur servent de couverture pendant la nuit. Ils n'ont pour habit qu'un caleçon, & une sorte de casque, qu'ils replient sur l'estomac. (D.J.)

MIENCHO
(Géog.) ville de la Chine dans la province de Suchuen, & la premiere métropole de cette province, sous le 31 degré de latitude, & plus occidentale que Péking de 12. 55. (D.J.)

MONTAGNES
Le Junnan & autres provinces de la Chine, sont situés dans un appendice de cette montagne. Le Tangut, le Thibet, la Tartarie Chinoise, toute la Tartarie russienne, y comprise la grande presqu'île de Kamtschatka, & la Sibérie & toute la côte de la mer Blanche, sont hérissées de cette même chaîne de montagnes qui, par diverses branches qu'elle jette dans la grande Tartarie, va se rejoindre à l'Imaüs.

MORDEXIN
S. m. (Médecin) c'est un mot chinois qui a passé en Médecine, par lequel on désigne une espece de cholera morbus qui est fréquente à la Chine, à Goa, & dans le Brésil, où on l'appelle mordechi.
Il y a lieu de présumer que ce remede souverain à la Chine, auroit les mêmes avantages en France ; mais la délicatesse naturelle à ses habitans, la nouveauté de ce secours, la quantité d'autres plus doux, sont des préjugés très-forts contre son usage, & qui dans les cas ordinaires méritent d'être respectés. Mais quand on a épuisé tous les remedes inutilement, qu'on est réduit à cette affreuse nécessité de voir périr des malades sans savoir de quel côté se tourner pour les secourir, je serois d'avis qu'on eut recours à un remede qui quoique cruel, l'est bien moins qu'un désespoir fatal.

MUDE
S. m. (Commerce) étoffes faites d'écorces d'arbres, qu'on fabrique à la Chine. Il y en a de plus fines les unes que les autres. Les plus fines se vendent un tail trois mas ; les plus communes un tail. Elles portent cinquante-six cobres chinoises de long, sur treize pouces de large. Elles sont propres pour le commerce de Tunquin, où l'on a quatre mas de gain sur les unes, & cinq sur les autres.

MUIGINLI
(Bot. exot.) espece de prune que les habitans de Fochen dans la Chine, appellent prunes de la belle femme. Elles sont de forme ovoïde, beaucoup plus grosses, & meilleures que nos prunes de damas. Les missionnaires qui en font de grands éloges, auroient dû décrire le prunier même. (D.J.)

MURAILLE
MURAILLE DE LA CHINE ; (Architect. ancienne) fortification de l'empire Chinois, monument supérieur par son immensité aux pyramides d'Egypte, quoique ce rempart n'ait pas empêché les Tartares Mantcheoux de subjuguer la Chine. Cette grande muraille, qui séparoit & défendoit la chine des Tartares, bâtie 137 ans avant l'ere chrétienne, subsiste encore dans un contour de 500 lieues, s'éléve sur des montagnes, descend dans des précipices, & a presque par-tout 20 de nos piés de largeur, sur plus de trente de hauteur. (D.J.)

MUSC
Les lieux de la Chine où l'on en trouve davantage sont la province de Xanxi, particulierement aux environs de la ville de Leao : la province de Suchum, celle de Hanhungfu, celle de Paoningfu, près de Kiating, & de la forteresse de Tiencinen, & dans quelques endroits de la province de Junan ; mais il n'y a point de pays où il soit plus commun que dans les royaumes de Boutan & de Tunquin. [Did2,Did1]

1753.5 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
N-Q
NANCHANG
(Géog.) ville de la Chine, premiere métropole de la province de Kiangsi. Elle est renommée par le nombre des lettrés qui s'y trouvent. Long. 129. 10. lat. 29. 13.

NANKIN
(Géogr.) autrement Kiangning, fameuse ville de la Chine dans la province du même nom, dont elle est la premiere métropole. Selon les Chinois, elle surpassoit toutes les villes du monde en magnificence, en beauté & en grandeur, quand les empereurs y tenoient leur cour. Aujourd'hui elle est sort déchûe de son ancien état, quoiqu'on dise qu'il y a autant de monde qu'à Pekin : on en fait monter le nombre à un million d'habitans. Le palais impérial, qui avoit une lieue de circuit, n'est plus qu'une masure de ruines. Long. suivant Cassini, 155. 55'. 30". lat. 32. 7'. 45".

NAU-MU
(Hist. nat. Bot.) c'est un arbre de la Chine qui s'éleve fort haut, & dont le bois est incorruptible, comme celui du cédre, dont il differe cependant pour la forme & par ses feuilles. On s'en sert à la Chine pour faire des pilastres, des colonnes, des portes & des fenêtres, ainsi que les ornemens des temples & des palais.

NAVIGATEUR
A peine l'eut-il mis en état, qu'il découvre le 9 Juin 1743 le vaisseau espagnol tant desiré ; alors il l'attaque avec des forces plus que de moitié inférieures, mais ses manoeuvres savantes lui donnerent la victoire. Il entre vainqueur dans Canton avec cette riche proie, refusant en même tems de payer à l'empereur de la Chine des impôts que doivent tous les navires étrangers ; il prétendoit qu'un vaisseau de guerre n'en devoit pas : sa conduite ferme en imposa : le gouverneur de Canton lui donna une audience, à laquelle il fut conduit à travers deux haies de soldats au nombre de dix mille. Au sortir de cette audience, il mit à la voile pour retourner dans sa patrie par les îles de la Sonde & par le cap de Bonne-Espérance. Ayant ainsi fait le tour du monde en victorieux, il aborde en Angleterre le 4 Juin 1744, après un voyage de trois ans & demi.

NGO-KIAO
(Hist. des drog. de la Chine) colle faite avec la peau d'âne noir. Voici comme elle se prépare, suivant la relation du pere Parennin, jésuite.
On prend la peau d'un âne noir, tué tout récemment ; on la fait tremper quelques jours consécutifs dans de l'eau tirée d'un puits de la province de Changtong ; après cela on la retire de cette eau pour la racler, & la nettoyer en-dedans & en-dehors ; on la coupe ensuite en petits morceaux, & on la fait bouillir à petit feu dans de l'eau de ce même puits, jusqu'à ce que ces morceaux soient réduits en colle qu'on passe toute chaude par une toile, pour en rejetter les parties les plus grossieres qui n'ont pu être fondues. Enfin on en dissipe l'humidité, & chacun lui donne la forme qui lui plaît. Les Chinois la jettent en moule, & y impriment des caracteres de toutes sortes de figures. (D.J.)

NIDS D'OISEAUX
(Hist. nat.) il est une espece de nids d'oiseaux dont on fait un très-grand usage à la Chine, & qui est un objet de commerce considérable. Ces nids se trouvent sur les rochers qui sont près des côtes de la mer. C'est sur-tout dans l'île de Java, sur les côtes de la Cochinchine, sur celles de Timor, de Sumatra & de la presqu'île de Malaca, que l'on rencontre ces sortes de nids, d'où on les porte à la Chine, où l'on en donne depuis 3 jusqu'à 7 taëls, qui sont environ 45 liv. argent de France, à proportion de leur qualité, pour la livre chinoise qui est de 20 onces. Les observations les plus exactes nous apprennent que ces nids sont faits par des oiseaux de mer parfaitement semblables à ceux que l'on nomme martinets ou hirondelles de mer sur les côtes de France ; ils les forment avec une matiere gluante & tenace qui leur sort du bec, & qu'ils attachent peu-à-peu sur les roches des bords de la mer, où la chaleur du soleil leur donne de la consistance. On croit communément que la matiere dont ces oiseaux se servent pour cela est une espece d'écume qui nage à la surface de la mer, que ces animaux combinent & travaillent avec une matiere qui vient de leur estomac. Ces nids d'oiseaux, lorsqu'ils sont secs, ont une consistance à peu-près semblable à celle de la corne ; mais lorsqu'ils ont été bouillis, soit dans de l'eau, soit dans du jus, soit dans du bouillon de viande, ils ressemblent à des cartilages de veau ; ceux qui sont d'une couleur blanche sont les plus estimés ; on fait moins de cas de ceux qui sont rougeâtres, & le prix en est beaucoup moindre. Les Chinois regardent les nids d'oiseaux comme un aliment très-nourrissant, très-propre à fortifier & à restaurer, sans charger l'estomac.
Voici ce que le Dictionnaire du commerce dit de ces nids ; il les met parmi l'espece d'épicerie la plus estimée à la Chine & dans toutes les Indes orientales. Elle se trouve au Tunquin & à la Cochinchine, mais particulierement dans le royaume de Champa, qui est situé entre l'un & l'autre. Les oiseaux qui font ces nids pour y pondre & couver leurs oeufs, sont assez semblables de figure à des hirondelles. Lorsqu'ils sont en amour, ils jettent par le bec une espece de bave tenace & gluante, qui est la matiere dont ils bâtissent leurs nids, & dont ils les attachent aux rochers en appliquant cette substance visqueuse par diverses couches l'une sur l'autre, à mesure que les premieres se sechent. Ces nids sont de la forme d'une médiocre cuillere, mais avec des bords plus élevés.
Il y a tant de ces sortes de nids, qu'on en rassemble tous les ans une quantité prodigieuse qui se portent presque tous à la Chine, où ils se vendent à raison de 50 taels le cent, ce qui fait environ 100 ducats d'Espagne. On les croit excellens pour l'estomac, & ils donnent aux mets qu'on en assaisonne un goût délicieux. (D.J.)

NIENCHEU
(Géog.) ville de la Chine, dans la province de Chekiang, dont elle est la quatrieme métropole. Elle est environnée de montagnes où il y a des mines de cuivre ; ses habitans font un grand commerce de papier. Lat. sept. 29. 33.

OBSERVATOIRE
Enfin le quatrieme observatoire est celui de Pekin. Le pere le Comte nous fait la description d'un grand & magnifique édifice qu'un des derniers empereurs de la Chine a fait élever dans cette capitale, à la priere de quelques jésuites astronomes, principalement du pere Verbiest, que l'empereur fit le premier astronome de cet observatoire.

O MI-TO
(Hist. mod.) c'est le nom que les Chinois idolâtres, qui suivent la secte de Fo, donnent à une divinité pour laquelle ils ont la plus grande vénération. On croit que c'est le même dieu que les Japonois adorent sous le nom d'Amida. Les Chinois croient qu'il suffit de l'invoquer pour obtenir le pardon des crimes les plus atroces. Ils joignent son nom avec celui de Fo, & en font un même mot O-mito-fo. Ce dieu prétendu, de l'aveu de ses adorateurs, étoit un homme du royaume de Bengale, fameux par la sainteté de ses moeurs.

OEILLET
L'oeillet de la Chine est à fleur simple ou double : la premiere sorte est nommée par les Botanistes caryophyllus sinensis, supinus, leucoii folio, flore vario ; en anglois the variable china-pink : la seconde sorte est appellée caryophyllus sinensis, supinus, leucoii folio, flore pleno ; en anglois, the double china-pink.
Il y a une si grande variété de couleurs differentes dans les oeillets de la Chine, qu'on en voit à peine deux exactement semblables dans un très-grand parterre ; & comme leurs couleurs sont en même tems de la derniere beauté, il faut avoir soin de n'employer les graines que des plus beaux ; car ils sont fort sujets à dégénerer. Les graines de l'espece double produiront de nouveau quantité de fleurs doubles, au lieu que les graines de l'espece simple ne donnent presque jamais de fleurs doubles. On ne multiplie l'une & l'autre espece que de graines ; & Miller vous enseignera mieux que personne la maniere d'y réussir.

OUTOMCHU
S. m. (Histoire naturelle Bot.) arbre de la Chine ; il ressemble au sicomore ; sa feuille est longue, large de 8 à 9 pouces, attachée à une queue d'un pié de long : il est touffu & chargé de bouquets si pressés, que les rayons du soleil ne le pénetrent point ; son fruit est extrêmement petit. Vers le mois d'Août ou sur la fin du mois de Juillet il se forme sur la pointe des branches des petits bouquets de feuilles différentes des autres ; plus blanches, plus molles, & moins larges ; ce sont ces feuilles qui tiennent lieu de fleurs : sur le bord de chacune naissent trois ou quatre petits grains comme des pois verds, ils renferment une substance blanche & d'un goût assez agréable, celui d'une noisette qui n'est pas encore mûre.

PAGODE
Les plus beaux pagodes sont ceux des Chinois & des Siamois ; les offrandes qu'on y fait sont si considérables, qu'on en nourrit une quantité prodigieuse de pélerins. Le pagode de Jagranate produit un revenu immense à ceux de son idole. M. de la Loubere a décrit les pagodes de Siam, & les missionnaires ceux de la Chine, qui sont quelquefois incrustés de marbre, de jaspe, de porcelaine, & de lames d'or : on trouve la représentation d'un de ces temples dans l'essai d'Architecture de Fischer.

PANGFILS
S. m. (Comm. d'ourdis.) étoffes de soie qui se fabriquent à la Chine, sur-tout dans la province de Nanquin. Elles se vendent presque par assortiment pour l'usage du pays, & le trafic au Japon.

PANT-SEE
(Hist. des supplices) nom de l'instrument dont on punit les coupables à la Chine. C'est une grosse canne de bambou, bois dur & massif, fendue à-demi, plate, & de quelques piés de longueur. Elle a par le bas la largeur de la main, & est par le haut polie & déliée.
Lorsque le mandarin tient son audience, il est assis gravement devant une table, sur laquelle est un étui rempli de petits bâtons longs d'un demi-pié, & larges de deux doigts. Plusieurs huissiers armés de pant-sée l'environnent. Au signe qu'il donne, en tirant & jettant ces bâtons, on saisit le coupable, on l'étend ventre contre terre, on lui abaisse le haut-de-chausse jusqu'aux talons ; & autant de petits bâtons que le mandarin tire de son étui, & qu'il jette par terre, autant d'huissiers se succedent, qui appliquent les uns après les autres chacun cinq coups de pant-sée sur la chair nue du coupable. On change l'exécuteur de cinq coups en cinq coups, ou plutôt deux exécuteurs frappent alternativement chacun cinq coups, afin qu'ils soient plus pesans & que le châtiment soit plus rude. Il faut néanmoins remarquer que quatre coups sont réputés cinq ; & c'est ce qu'on appelle la grace de l'empereur, qui comme pere, par compassion pour son peuple, diminue toujours quelque chose de la peine.
Ce n'est pas seulement en siégeant au tribunal qu'un mandarin a le droit de faire donner la bastonnade, il a le même privilege en quelque endroit qu'il se trouve, même hors de son district : c'est pourquoi quand il sort, il est toujours accompagné d'officiers de justice qui portent des pant-sée. Il suffit à un homme du petit peuple qui est à cheval, de n'avoir pas mis pié à terre, ou d'avoir traversé la rue en présence d'un mandarin pour recevoir quatre coups de bâton par son ordre. L'exécution est si prompte, qu'elle est souvent faite avant que ceux qui sont présens s'en soient apperçus. Les maîtres usent du même châtiment envers leurs disciples, les peres envers leurs enfans, & les seigneurs envers leurs domestiques ; avec cette différence, que le pant-sée dont ils se servent, est moins long, & moins large, que celui des huissiers d'un mandarin. (D.J.)

PAPAY
Il y a une grande abondance de papaya à la Chine, dans les provinces de Canton & de Focien : cet arbre y porte beaucoup de fruits attachés à son tronc, & ses fruits sont presque aussi gros que des melons ; la chair en est rousse, molle, & d'un goût agréable. L'on voit quelquefois sur le même arbre des fleurs ouvertes semblables à nos lys, des boutons, des fruits encore verts, & d'autres qui sont jaunes & mûrs. Le papaya sauvage se multiplie de la semence de son fruit lorsqu'il tombe : on en peut voir la figure dans Boym, Flora sinensis. (D.J.)

PAPIER

La maniere d'argenter le papier, est un autre secret qu'ont les Chinois, dont la pratique est de peu de frais, & pour laquelle ils ne se servent pas d'argent, mais ils prennent deux scrupules de glu faite de cuir de boeuf, un scrupule d'alun, & une pinte d'eau claire ; ils mettent le tout sur un feu lent, jusqu'à ce que l'eau soit consumée, c'est-à-dire, qu'il n'en sorte plus d'exhalaisons : alors ils étendent quelques feuilles de papier sur une table bien unie, & appliquent dessus avec un pinceau deux ou trois couches de cette glu ; ensuite ils prennent une poudre faite d'une certaine quantité de talc bouilli, & mêlé avec le tiers de cette quantité d'alun : ces deux drogues sont broyées ensemble, passées au tamis, & mises sur le feu dans de l'eau où on les fait bouillir derechef, ensuite on les fait sécher au soleil, & enfin on les broye. Cette poudre étant passée par un tamis fin, on l'étend également sur les feuilles de papier préparées comme devant ; ensuite on les étend à l'ombre pour les faire sécher : cela fait, on les remet encore sur la table, & on les lisse promptement avec un morceau de coton net, pour enlever le superflu du talc, qui sert une seconde fois au même usage ; avec cette poudre délayée dans l'eau, & mêlée avec la glu & l'alun, ils tracent toutes sortes de figures de fantaisie sur le papier. Voyez le P. du Halde, descript. de la Chine, tom. I. Anciennement les Chinois écrivoient avec un pinceau de fer sur des tablettes de bambou ; ensuite ils se servirent du pinceau pour écrire sur du satin ; enfin, sous la dynastie des Hans, ils trouverent l'invention du papier 160 ans environ avant Jesus-Christ, suivant le P. Martini. Cette invention se perfectionna insensiblement, & leur procura différentes sortes de papier.

En général, le meilleur dont on se sert pour écrire, ne peut guere se conserver long-tems dans les provinces du sud ; & même nos livres d'Europe, selon le P. Parennin, ne tiennent guere à Canton contre la pourriture, les vers, & les fourmis blanches, qui dans quelques nuits en dévorent jusqu'aux couvertures : mais le même pere assure que dans les parties du nord, sur-tout dans la province de Pékin, le papier quoique mince, se conserve très-long-tems.

Il est bon de remarquer que le papier de bambou n'est ni le meilleur, ni le plus usité à la Chine. Par rapport à la qualité, il cede la primauté au papier fait de l'arbrisseau qui porte le coton, qui est le plus blanc & le plus fin, & en même tems le moins sujet aux inconvéniens dont nous venons de parler, car il se conserve aussi-bien, & dure aussi long-tems que le papier d'Europe.

Le papier dont on se sert le plus communément à la Chine, est celui que l'on fait d'un arbre appellé chu-ku ou ku-chu, que le pere du Halde compare tantôt au mûrier, tantôt au figuier, tantôt au sicomore, & enfin pour augmenter l'embarras, d'autres fois au fraisier, ensorte que nous connoissons moins cet arbre que s'il n'en avoit rien dit du-tout : cette façon d'écrire est familiere à cet auteur, qui est souvent d'une sécheresse extraordinaire au milieu de la plus grande prolixité, & qui n'est jamais plus diffus & moins méthodique, que quand il se propose de mettre de l'exactitude & de l'ordre dans ses écrits. Mais, pour revenir au ku-chu, voici la maniere de le préparer pour en faire le papier : on ratisse d'abord légérement l'écorce extérieure de cet arbre, qui est verdâtre, ensuite on en leve la peau intérieure en longs filets minces, qu'on fait blanchir à l'eau & au soleil, après quoi on la prépare de la même maniere que le bambou.

La maniere d'argenter le papier, est un autre secret qu'ont les Chinois, dont la pratique est de peu de frais, & pour laquelle ils ne se servent pas d'argent, mais ils prennent deux scrupules de glu faite de cuir de boeuf, un scrupule d'alun, & une pinte d'eau claire ; ils mettent le tout sur un feu lent, jusqu'à ce que l'eau soit consumée, c'est-à-dire, qu'il n'en sorte plus d'exhalaisons : alors ils étendent quelques feuilles de papier sur une table bien unie, & appliquent dessus avec un pinceau deux ou trois couches de cette glu ; ensuite ils prennent une poudre faite d'une certaine quantité de talc bouilli, & mêlé avec le tiers de cette quantité d'alun : ces deux drogues sont broyées ensemble, passées au tamis, & mises sur le feu dans de l'eau où on les fait bouillir derechef, ensuite on les fait sécher au soleil, & enfin on les broye. Cette poudre étant passée par un tamis fin, on l'étend également sur les feuilles de papier préparées comme devant ; ensuite on les étend à l'ombre pour les faire sécher : cela fait, on les remet encore sur la table, & on les lisse promptement avec un morceau de coton net, pour enlever le superflu du talc, qui sert une seconde fois au même usage ; avec cette poudre délayée dans l'eau, & mêlée avec la glu & l'alun, ils tracent toutes sortes de figures de fantaisie sur le papier. Voyez le P. du Halde, descript. de la Chine, tom. I.

Anciennement les Chinois écrivoient avec un pinceau de fer sur des tablettes de bambou ; ensuite ils se servirent du pinceau pour écrire sur du satin ; enfin, sous la dynastie des Hans, ils trouverent l'invention du papier 160 ans environ avant Jesus-Christ, suivant le P. Martini. Cette invention se perfectionna insensiblement, & leur procura différentes sortes de papier.

En général, le meilleur dont on se sert pour écrire, ne peut guere se conserver long-tems dans les provinces du sud ; & même nos livres d'Europe, selon le P. Parennin, ne tiennent guere à Canton contre la pourriture, les vers, & les fourmis blanches, qui dans quelques nuits en dévorent jusqu'aux couvertures : mais le même pere assure que dans les parties du nord, sur-tout dans la province de Pékin, le papier quoique mince, se conserve très-long-tems.

PECHE
La pêche des perles, dans la Tartarie chinoise, se fait proche la ville de Nipehoa, située sur un lac de même nom : les perles n'y sont pas si belles, ni en si grand nombre qu'à Baharem. C'est cette pêche qui a été la cause de la guerre entre les Chinois & les Moscovites, & qui a été terminée vers la fin du dernier siecle par les négociations des jésuites Péreira & Gerbillon. Le lac, qui est d'une grande étendue, fut alors divisé entre les deux nations, dont chacune prétendoit à la possession du tout.

PEINTURE CHINOISE
(Peintur.) c'est une sorte de peinture que les Chinois font sur des éventails ou sur la porcelaine, où ils représentent des fleurs, des animaux, des paysages, des figures, &c. avec des couleurs fines & brillantes. Le seul mérite de leur peinture est une certaine propreté & un certain goût d'imitation servile, mais où l'on ne remarque ni génie, ni dessein, ni invention, ni correction.

PEKING
(Géog. mod.) ou Xuntien & Cambalu dans quelques relations de voyageurs ; grande ville de la Chine, la capitale de l'empire, & le siége ordinaire des empereurs. Nous en parlons par cette seule raison ; le pere du Halde vous en donnera la description. On lit dans les lettres édifiantes, que cette ville a six lieues de tour de 3600 pas chacune. Ses portes ont quelque chose de plus magnifique que celles de toutes les villes de l'Europe ; elles sont extrèmement élevées, & renferment une grande cour quarrée environnée de murailles, sur lesquelles on a bâti des sallons, tant du côté de la campagne, que du côté de la ville. Le palais de l'empereur a deux milles d'Italie en longueur, un en largeur, & six de tour. Il y tient plus de trois mille concubines. Longit. suivant les peres Jésuites, Cassini & Desplaces 134d 8', & suivant le pere Gaubil 133. 51. 45. lat. 39. 54. Long. orient, suivant M. le Monnier 133. 35. lat. 39. 55. Long. suivant le pere Feuillée, 133. 55. lat. 39. 55. (D.J.) PLANTE-VER (Hist. nat.) nom d'une prétendue plante envoyée de la Chine en Europe. Son nom chinois hia-tsao-tom-tchom signifie plante en été, & ver en hiver. C'est une racine de l'extrémité de laquelle sort une figure d'un ver sec & jaunâtre, de neuf lignes, où l'on distingue sensiblement la tête, les piés, le ventre de l'animal, & jusqu'à ses yeux & les plis de son dos ; mais cela même qui fait la merveille pour les Chinois, & la feroit bien aussi pour le commun des François, la détruisit pour l'académie : on s'apperçut bien vîte que c'étoit une vraie dépouille de quelque chenille ; & M. de Réaumur s'en assura pleinement par un examen plus particulier. On prend la figure de ver pour une partie & un prolongement de la racine, parce qu'en effet elle y tient étroitement ; & par-là on croit que cette portion de la racine est devenue ver : mais en y regardant de plus près, M. de Réaumur a fort bien vu que la substance de la racine ligneuse à l'ordinaire, étoit toute différente de celle qui reste du ver. Il juge que la chenille prête à se métamorphoser en nymphe ou en aurélie, ronge l'extrémité de la racine, y fait une cavité où elle introduit sa queue, qui s'y peut attacher encore par quelque viscosité du corps de l'animal, & qu'ainsi elle se ménage un point fixe, un appui pour se débarrasser plus aisément de l'enveloppe qu'elle doit quitter. Il n'est point singulier qu'un ver qui se transformera, vive jusques-là sous terre, on en a plusieurs exemples ; il y en a aussi qui ne se cachent sous terre que pour se transformer ; la chenille de la Chine sera dans l'un ou l'autre cas. On ne peut trop remercier les physiciens qui nous guérissent de notre penchant superstitieux pour les fausses merveilles ; il y en a tant de véritables, dignes de nous occuper ! (D.J.)

PE-TONG
(Hist. nat. Minéral.) les jésuites, missionnaires à la Chine, disent que l'on trouve dans la province de Yun-Nan une espece de métal, appellé pé-tong par les Chinois ; on ne nous apprend rien sur ce métal, sinon qu'il est blanc à son intérieur, ainsi qu'à son extérieur, & que d'ailleurs il a beaucoup de rapport avec le cuivre ordinaire. Peut-être cette substance n'est-elle qu'une pyrite arsénicale dont la couleur est blanche, mais elle n'a aucune des propriétés du cuivre.

PEKELI
(Géog. mod.) province de la Chine, & la premiere des quinze de ce vaste empire. Elle est au midi de la grande muraille, & à l'orient d'un bras de mer. Sa figure est un triangle rectangle ; l'air y est très-froid, le terrein stérile & plein de sable. Peking en est la capitale. (D.J.)

PELAINS
S. f. pl. (Comm. de la Chine) ce sont des satins de la Chine, mais qui passent par les mains des Indiens, de qui les commis de la compagnie les reçoivent & les achetent ; leur longueur est de huit aunes sur sept seiziemes de largeur.

PELING
S. m. (Comm. de la Chine) étoffe de soie qui se fabrique à la Chine. Il y en a de blanche, de couleur, d'unie, d'ouvrée, de simple, de demi-double & de triple. Entre un grand nombre d'Etoffes qui se font à la Chine, la plûpart de celles que les Hollandois portent en Europe, sont des pélings, parce qu'ils y trouvent un plus grand profit. Les pélings entrent aussi dans les assortimens pour le négoce du Japon.

PERDRIX
PERDRIX DE LA CHINE, perdix sinensis ; cette espece de perdrix est un peu plus grosse que notre perdrix rouge ; elle a environ un pié six lignes de longueur depuis la pointe du bec jusqu'à l'extrémité de la queue, & un pié quatre pouces jusqu'au bout des ongles. Il y a de chaque côté de la tête quatre bandes longitudinales, qui commencent toutes à l'origine du bec, & qui s'étendent jusqu'au derriere de la tête ; la premiere, c'est-à-dire, celle qui se trouve au-dessus des autres, passe sur les yeux ; elle est la plus large & noirâtre. La seconde est blanche ; la troisieme noirâtre, & la derniere a une couleur roussâtre. Le sommet de la tête est d'un brun mêlé de petites taches blanchâtres, & la gorge a une couleur blanche ; les plumes du dos, du croupion, & celles du dessus de la queue, sont rayées transversalement de brun & de roussâtre ; les plumes des aîles sont brunes, & ont aussi des bandes transversales blanchâtres, qui forment sur chaque côté de la plume un petit arc de cercle ; la queue est roussâtre & a des bandes transversales noires ; le bec est noirâtre ; les piés sont roux ; le mâle a un ergot long de deux lignes & demie à chaque pié : on trouve cet oiseau à la Chine. Ornith. de M. Brisson. Voyez OISEAU.

PETUNTS ou PETUNSE
s. m. (Hist. nat. Min. & Arts) c'est le nom que les Chinois donnent à une pierre, qui, pulvérisée & mêlée avec une terre qu'ils appellent kaolin, fait une véritable porcelaine. Voyez PORCELAINE.
Les Chinois après avoir réduit le petuntse en une poudre fine, lui donnent la forme d'une brique, afin de s'en servir pour faire la porcelaine. Voyez cet article.
Comme depuis plusieurs années on a cherché les moyens de perfectionner les porcelaines qui se font en Europe, on a tâché de se procurer les matieres employées par les Chinois. Dans cette vue, feu M. le duc d'Orléans qui s'occupoit dans sa retraite, d'expériences utiles à la société, fit venir de la Chine du petuntse & du kaolin. Après en avoir reçu des échantillons suffisans, ce prince n'eut rien plus à coeur, que de faire examiner si ces substances ne se trouvoient point en France. Ses soins ont été assez infructueux, & de son vivant on n'a pas pu trouver de pierre qui ressemblât en tout point au pétuntse des Chinois ; mais depuis on a trouvé que cette matiere étoit très-abondante dans quelques provinces du royaume. Quant au kaolin, on en avoit déja trouvé depuis assez long-tems ; ainsi il ne nous manque plus rien pour faire de la porcelaine, qui ait toutes les qualités de celle de la Chine, & qui ne soit point une vitrification, comme sont toutes les porcelaines de Saxe, de Chelsea, de Chantilly, &c. En un mot, comme toutes celles qui ont été faites en Europe jusqu'à présent. Voyez l'article PORCELAINE.

PHOENIX
L'opinion fabuleuse du phoenix se trouve reçue chez les Chinois, dit le pere du Halde dans sa description de la Chine ; ils n'ont donc pas été si renfermés chez eux, qu'ils n'ayent emprunté plusieurs opinions des Egyptiens, des Grecs & des Indiens, puisqu'ils attribuent à un certain oiseau de leur pays la propriété d'être unique, & de renaître de ses cendres. (D.J.)

PIC
(Poids) gros poids de la Chine dont on se sert particulierement du côté de Canton, pour peser les marchandises ; il se divise en cent catis ; quelques-uns disent en cent vingt-cinq ; le catis en seize taels ; chaque tael faisant une once deux gros de France ; ensorte que le pic de la Chine, revient à cent vingt-cinq livres, poids de marc. Savary.

PICOL
S. m. (Commerce) poids dont on se sert à la Chine pour peser la soie. Il contient soixante-six catis, & trois quarts de catis ; ensorte que trois picols font autant que le bahar de Malaca, c'est-à-dire deux cent catis. Voyez BAHAR.

PIMPOU
S. m. (Hist. mod.) tribunal de la Chine où les affaires qui concernent les troupes sont portées.

PISCATOIRE
ou PESCADORES, (Géog. mod.) c'est-à-dire îles du pêcheur. M. Delisle ne marque qu'une île de ce nom dans sa carte des Indes & de la Chine ; mais Dampier dit que les Piscadores sont plusieurs grandes îles désertes, situées près de Formosa, entre cette île & la Chine, à environ 23 degrés de latitude septentrionale, & presque à la même élévation que le tropique du cancer. (D.J.)

PITIS
S. m. (Monnoie de la Chine) petite monnoie de bas aloi, moitié plomb & moitié écume de cuivre ; elle a grand cours dans l'île de Java, où les Chinois la portent ; cependant les deux cens pitis ne valent que neuf deniers de Hollande. (D.J.)

POITS
La Chine a pour poids, le pic, le picol, le bahar, le tael, le catis, le mas & les condorins ; le Tunquin a tous les poids, les mesures & les monnoies de la Chine. Le Japon n'a qu'un seul poids qui est le catis, différent pourtant de celui de la Chine & du Tunquin.
Dans la Chine on employe pour les marchandises en gros le pico, qui est de 100 catis ou cattis, quoique quelques auteurs le font de 126. Le cati se divise en 16 taels ou tales, chacun valant 1 1/3 d'once d'Angleterre, ou le poids d'un rial & 1/12, & se divisant en 10 mas ou masses, lesquelles masses valent chacune 10 condrins ; desorte que le pico chinois monte à 137 livres angloises avoir-du-poids, & que le cati pese 1 livre 8 onces ; le pico pour la soie est de 66 catis & 3/4 ; le batias, bakaise ou bars contient 300 catis.

POIVRE de la Chine
(Hist. des drog. exot.) Le P. le Comte dans ses mémoires dit que le poivre de la Chine a les mêmes propriétés que celui des Indes. L'arbre qui le produit est grand comme nos noyers. Son fruit est de la grosseur d'un pois, de couleur grise mêlée de quelques filets rouges. Quand il est mûr, il s'ouvre de lui-même, & fait voir un petit noyau noir comme du jay. Après qu'on l'a cueilli, on l'expose au soleil pour le sécher, & l'on jette le noyau, qui est d'un goût trop fort, ne réservant que l'écorce. L'odeur de ces arbres à poivre est si violente, qu'il en faut cueillir le fruit à plusieurs reprises, crainte d'en être incommodé. (D.J.)

POPULATION

La doctrine de Foë, dit un philosophe chinois, dont le pere du Halde rapporte le passage, " établit que notre corps est notre domicile, & l'ame l'hôtesse immortelle qui y loge ; mais si le corps de nos parens n'est qu'un logement, il est naturel de le regarder avec le même mépris qu'on a pour un amas de terre. N'est-ce pas vouloir arracher du coeur la vertu de l'amour des parens ? Cela porte même à négliger le soin du corps & à lui refuser la compassion & l'affection si nécessaires pour sa conservation. Aussi les disciples de Foë se tuent à milliers ". Et aussi chez tous les autres peuples, les hommes trop affectés de la même idée, se détruisent-ils peu-à-peu. A la Chine on est si convaincu que la tranquillité de l'état, sa prospérité & le bonheur des peuples dépendent de la tolérance de l'administration en matiere religieuse, que pour être mandarin, & par conséquent magistrat, il faut par une condition absolue, n'être attaché à aucun culte particulier. Entre toutes les formes de gouvernemens possibles, dont le despotisme doit toujours être écarté, il seroit difficile d'assigner celle où rien absolument ne seroit contraire à la multiplication de l'espece : toutes ont leurs avantages & leurs inconvéniens. Un gouvernement dont les institutions seroient incorruptibles, qui assureroient pour toujours la durée de la société, son bonheur & celui des individus qui la composeroient, leur tranquillité & leur liberté, est encore à trouver : c'est un chef-d'oeuvre auquel l'esprit humain n'osera jamais prétendre, & que sa propre inconstance rend impossible. Les lois de la Chine sont peut-être les seules où l'on puisse trouver tant de stabilité ; il faut qu'elles soient bien sages, puisqu'elles n'ont point varié, malgré toutes les sortes de dominations par lesquelles les Chinois ont passé : ils les ont données à toutes les nations qu'ils ont vaincues ; celles qui les ont subjugués les ont reçues & s'y sont soumises. Aussi quelque fertile que soit cette vaste contrée, elle suffit à peine quelquefois pour nourrir les deux tiers des habitans. Cet exemple est unique ; en général l'abus de toutes choses, le tems qui les use & les détruit, les révolutions trop fréquentes parmi les hommes, l'augmentation ou la perte de leurs connoissances, rendent toutes les lois politiques aussi variables qu'eux, & laisseront toujours dans cette importante matiere de grands problèmes à résoudre. Solon, à qui l'on demandoit si les lois qu'il avoit données aux Athéniens étoient les meilleures, répondit qu'il leur avoit donné les meilleures de toutes celles qui pouvoient leur convenir. A la Chine elle est encore plus honorée. L'empereur fait tous les ans la cérémonie d'ouvrir les terres ; il est informé chaque année du laboureur qui s'est le plus distingué, & le fait mandarin du huitieme ordre, sans qu'il lui soit permis de quitter sa profession. Le P. du Halde nous apprend que Venty, troisieme empereur de la troisieme dynastie, cultivoit la terre de ses propres mains : aussi la Chine est-elle le pays le plus fertile & le plus peuplé du monde. On lit encore dans M. de Montesquieu, que chez les anciens Perses le huitieme jour du mois nommé chorrent-ruz, les rois quittoient leur faste pour manger avec les laboureurs. Ce qui me touche dans ces usages, ce n'est pas le stérile honneur que le souverain faisoit à la portion la plus nombreuse & la plus utile de ses sujets ; mais c'est le préjugé doux & légitime qu'il sentoit toute l'importance de leur état, & qu'il ne l'excédoit pas d'impositions. Or combien tous ces usages ne devoient-ils pas encourager l'agriculture & la population ? Combien ceux de nos jours n'y sont-ils pas contraires ? Nos anciens (dit un empereur de la famille des Tang, dans une ordonnance que l'on trouve dans le pere Duhalde) tenoient pour maxime, que s'il y avoit un homme qui ne labourât point, une femme qui ne s'occupât point à filer, quelqu'un souffroit le froid & la faim dans l'empire, & sur ce principe il fit détruire une infinité de monasteres de faquirs. On lit dans le premier tome de l'histoire de la Chine du pere Duhalde, que le troisieme empereur de la vingt-unieme dynastie fit fermer une mine d'où l'on avoit tiré des pierres précieuses, ne voulant pas fatiguer ses sujets à travailler pour des choses qui ne pouvoient ni les vêtir ni les nourrir. A ce propos, je ne puis m'empêcher de rapporter ici un mot du sage Locke : il disoit, " qu'il falloit toujours prêcher notre culte aux sauvages ; que quand ils n'en apprendroient qu'autant qu'il en faut pour se couvrir le corps d'habit, ce seroit toujours un grand bien pour les manufactures d'Angleterre ". Une colonie est nuisible, quand elle n'augmente pas l'industrie & le travail de la nation qui la possede.

PORCELAINE de la Chine

(Art de la poterie) la porcelaine qui est un des meubles les plus ordinaires des Chinois, & l'ornement de leurs maisons, a été si recherchée en Europe, & il s'y en fait encore un si grand commerce, qu'il est à propos d'exposer tous les détails de sa fabrique. On ne travaille à la porcelaine que dans une seule bourgade de la province de Kiang-si. Cette bourgade se nomme King-te-tching, & a plus d'un million d'ames. Le pere Dentrecolles y avoit une église, & parmi ses chrétiens il en comptoit plusieurs qui travailloient à la porcelaine, ou qui en faisoient un grand commerce ; c'est d'eux qu'il a tiré des connoissances exactes de toutes les parties de ce bel art. Outre cela, il s'est instruit par lui-même, & a consulté les livres chinois qui traitent de cette matiere ; nous ne pouvons donc rien faire de mieux que d'user ici de son mémoire, qui se trouve dans les lettres des Missionnaires, & dans l'histoire de la Chine du pere du Halde. Incertitude de l'époque de la porcelaine. Ce pere a cherché inutilement quel est celui qui a inventé la porcelaine. Les annales n'en parlent point, & ne disent pas même à quelle tentative, ni à quel hasard on est redevable de cette invention. Elles disent seulement que la porcelaine étoit anciennement d'un blanc exquis, & n'avoit nul défaut ; que les ouvrages qu'on en faisoit, & qui se transportoient dans les autres royaumes, ne s'appelloient pas autrement que les bijoux précieux de Ja-tcheou : plus bas on ajoute, la belle porcelaine qui est d'un blanc vif & éclatant, & d'un beau bleu céleste, sort toute de King-te-tching. Il s'en fait dans d'autres endroits, mais elle est bien différente soit pour la couleur, soit pour la finesse. En effet, sans parler des ouvrages de poterie qu'on fait par toute la Chine, auxquels on ne donne jamais le nom de porcelaine, il y a quelques provinces, comme celle de Canton & de Fokien, où l'on travaille en porcelaine ; mais les étrangers ne peuvent s'y méprendre : celle de Fokien est d'un blanc de neige qui n'a nul éclat, & qui n'est point mêlangée de couleurs. Des ouvriers de King-te-tching y porterent autrefois tous leurs matériaux, dans l'espérance d'y faire un gain considérable, à cause du grand commerce que les Européens faisoient alors à Emouy ; mais ce fut inutilement, ils ne purent jamais y réussir. L'empereur Cang-hi, qui ne vouloit rien ignorer, fit conduire à Peking des ouvriers en porcelaine, & tout ce qui s'employe à ce travail. Ils n'oublierent rien pour réussir sous les yeux du prince ; cependant on assure que leur ouvrage manqua. Il se peut faire que des raisons d'intérêt & de politique eurent part à ce peu de succès. Quoiqu'il en soit, c'est uniquement King-te-tching qui a l'honneur de donner de la porcelaine à toutes les parties du monde. Le Japon même vient en acheter à la Chine. Ce qu'il faut savoir sur la porcelaine. Tout ce qu'il y a à savoir sur la porcelaine, dit le pere Dentrecolles, se réduit à ce qui entre dans sa composition, & aux préparatif qu'on y apporte ; aux différentes especes de porcelaine, & à la maniere de les former ; à l'huile qui lui donne de l'éclat, & à ses qualités ; aux couleurs qui en font l'ornement, & à l'art de les appliquer ; à la cuisson, & aux mesures qui se prennent pour lui donner le degré de chaleur qui lui convient : enfin on finira par quelques réflexions sur la porcelaine ancienne, sur la moderne, & sur certaines choses qui rendent impraticables aux Chinois des ouvrages dont on a envoyé & dont on pourroit envoyer les desseins. Ces ouvrages où il est impossible de réussir à la Chine, se feroient peut-être facilement en Europe, si l'on y trouvoit les mêmes matériaux. Du nom de la matiere de la porcelaine. Mais avant que de commencer, il est à-propos de détromper ceux qui croiroient peut-être que le nom de porcelaine vient d'un mot chinois. A la vérité il y a des mots, quoiqu'en petit nombre, qui sont françois & chinois tout ensemble : ce que nous appellons thé par exemple, a pareillement le nom de thé dans la province de Fokien, quoiqu'il s'appelle tcha dans la langue mandarine ; mais pour ce qui est du nom de porcelaine, c'est si peu un mot chinois, qu'aucune des syllabes qui le composent ne peut ni être prononcée, ni être écrite par des chinois, ces sons ne se trouvant point dans leur langue. Il y a apparence que c'est des Portugais qu'on a pris ce nom, quoique parmi eux porcelana signifie proprement une tasse ou une écuelle, & que loca soit le nom qu'ils donnent généralement à tous les ouvrages que nous nommons porcelaine. Les Chinois l'appellent communément tse-ki. La matiere de la porcelaine se compose de deux sortes de terre, l'une appellée pe-tun-tse, & l'autre qu'on nomme ka-olin ; celle-ci est parsemée de corpuscules qui ont quelque éclat, l'autre est simplement blanche & très-fine au toucher. En même tems qu'un grand nombre de grosses barques remontent la riviere de Jaotheou à King-te-tching pour se charger de porcelaine, il en descend de Ki-mu en presque autant de petites, qui sont chargées de pe-tun-tse & de ka-olin réduits en forme de briques ; car King-te-tching ne produit aucun des matériaux propres à la porcelaine. Les pe-tun-tse dont le grain est si fin, ne sont autre chose que des quartiers de rochers qu'on tire des carrieres, & auxquels on donne cette forme. Toute sorte de pierre n'est pas propre à former le pe-tun-tse, autrement il seroit inutile d'en aller chercher à vingt ou trente lieues dans la province voisine. La bonne pierre, disent les Chinois, doit tirer un peu sur le verd...

POULS

La méthode des Chinois est presque entierement inconnue ; il y a lieu de présumer qu'elle n'est pas sans avantages ; il est au-moins très-assuré qu'elle peut piquer & satisfaire la curiosité.

PUSSA
S. f. (Idolât. chinoise) déesse des Chinois, que les Chrétiens nomment la Cibele chinoise. On la représente assise sur une fleur d'alisier, au haut de la tige de l'arbre. Elle est couverte d'ornemens fort riches, & toute brillante de pierreries. Elle a seize bras qu'elle étend, huit à droite & huit à gauche ; chaque main est armée de quelque chose, comme d'une épée, d'un couteau, d'un livre, d'un vase, d'une roue, & d'autres figures symboliques. Hist. de la Chine.

QUAN-TONou plutôt QUANG-TUNG
(Géog. mod.) province de la Chine, la douzieme de l'empire, & l'une des principales & des plus riches. Elle est bornée au nord-ouest par le Quangsi, au vrai nord par le Huquang, au nord-est par le Kiangs & le Fokieng, au midi par l'Océan, & au couchant par le Tonquin. On y jouit d'une grande température. Les moissons s'y font deux fois l'an. Le commerce y est très-vif en toutes sortes de marchandises, en or, en diamant, en perles, soie, fer, étain, cuivre, &c. L'abbé de Choisi dit qu'on y voit trois choses extraordinaires, un ciel sans nuage, des arbres toujours verds, & des hommes qui crachent le sang, parce qu'ils mâchent sans-cesse des feuilles de bétel, qui teint leur salive en rouge. Cette province contient dix métropoles. Quang-cheu est sa capitale ; c'est la même ville que les François nomment mal-à-propos Quanton ou Canton. Voyez QUANG-CHEU. (D.J.)

QUANG-CHEU
(Géog. mod.) quelques missionnaires jésuites écrivent Canton, d'autres Quanton, & d'autres Quangtung ; grande ville de la Chine, capitale de la province de Quanton, avec un port. Elle est dans un pays fertile, sur la riviere de Ta, & compte quinze autres villes dans son département. Les lettres édifiantes vous en donneront de grands détails. Je n'ose vous assurer qu'ils soient vrais. Long. 130. 43. lat. 23. 8.

QUANG-SI
(Géog. mod.) province de la Chine dans sa partie méridionale. Elle est bornée au nord par la province de Quiechen & d'Huquiang ; & par la province d'Huquiang & celle de Quanton ; sud par la même & par le Tonquin ; ouest par la province d'Iunnan. Elle est arrosée d'un grand nombre de rivieres qui la rendent fertile. Elle appartient en partie au Tunquin, & comprend onze cités. Longit. de Quiechu, capitale de cette province, 127. 16. lat. 25. 54. (D.J.)

QUEI

(Hist. nat.) nom que les Chinois donnent à une terre blanche fort douce au toucher, & assez semblable à ce qu'on appelle le talc de Venise. Les femmes s'en frottent le visage pour se rendre le teint uni & la peau douce. RIZ En général le riz se cultive dans les lieux humides & marécageux, & dans des pays chauds, du moins à en juger par les contrées où il est le plus en usage, & où il fait la principale nourriture des habitans. Tout le Levant, l'Egypte, l'Inde, la Chine, sont dans ce cas. Après avoir décrit la maniere dont le riz se cultive en Europe, il faut indiquer celle des Chinois, qui est le peuple le plus industrieux à tirer parti du terrein, & celui chez lequel la plus grande sagacité des laboureurs se porte à la culture du riz : pour y réussir, ils commencent par fumer extraordinairement les terres, & n'en pas laisser un seul endroit sans rapport avantageux. Les Chinois sont bien éloignés d'occuper la terre superflue en objets agréables, comme à former des parterres, à cultiver des fleurs passageres, à dresser des allées, & à planter des avenues d'arbres sans rapport ; ils croient qu'il est du bien public, &, ce qui les touche encore plus, de leur intérêt particulier, que la terre produise des choses utiles. Aussi toutes leurs plaines sont cultivées, & en plusieurs endroits elles donnent deux fois l'an. Les provinces du midi sont celles qui produisent le plus de riz, parce que les terres sont basses & le pays aquatique. Les Laboureurs jettent d'abord les grains sans ordre ; ensuite quand l'herbe a poussé à la hauteur d'un pié ou d'un pié & demi, ils l'arrachent avec sa racine, & ils en font de petits bouquets ou gerbes qu'ils plantent au cordeau ou en échiquier, afin que les épis appuyés les uns sur les autres, se soutiennent aisément en l'air, & soient plus en état de résister à la violence des vents. Quoiqu'il y ait dans quelques provinces des montagnes désertes, les vallons qui les séparent en mille endroits, sont couverts du plus beau riz. L'industrie chinoise a sçu applanir entre ces montagnes tout le terrein inégal qui est capable de culture. Pour cet effet, ils divisent comme en parterres, le terrein qui est de même niveau, & disposent par étages en forme d'amphitheâtre, celui qui suivant le penchant des vallons, a des hauts & des bas. Comme le riz ne peut se passer d'eau, ils pratiquent par-tout de distance en distance, & à différentes élévations, de grands réservoirs pour ramasser l'eau de pluie, & celle qui coule des montagnes, afin de la distribuer également dans tous leurs parterres de riz. C'est à quoi ils ne plaignent ni soins, ni fatigues, soit en laissant couler l'eau par sa pente naturelle des réservoirs supérieurs dans les parterres les plus bas, soit en la faisant monter des réservoirs inférieurs & d'étage en étage, jusqu'aux parterres les plus élevés. Ils inondent les campagnes de riz, de l'eau des canaux qui les environnent, en employant certaines machines semblables aux chapelets dont on se sert en Europe pour dessécher les marais, & pour vuider les bâtardeaux. Ensuite ils donnent à cette terre trois ou quatre labours consécutifs. Quand le riz commence à paroître, ils arrachent les mauvaises herbes qui seroient capables de l'étouffer. C'est ainsi qu'ils font d'abondantes récoltes. Après avoir cueilli leur riz, ils le font cuire légérement dans l'eau avec sa peau ; ensuite ils le sechent au soleil, & le pilent à plusieurs reprises. Quand on a pilé le riz pour la premiere fois, il se dégage de la grosse peau ; & la seconde fois, il quitte la pellicule rouge qui est au-dessous, & le riz sort plus ou moins blanc selon l'espece. C'est dans cet état qu'ils l'apprêtent de différentes manieres. Les uns lui donnent un court bouillon avec une sauce ; d'autres le mangent avec des herbes, ou des feves ; & d'autres plus pauvres, l'apprêtent simplement avec un peu de sel. Comme le riz vient dans les Indes à-peu-près de la même maniere qu'à la Chine, nous n'avons rien de particulier à en dire ; mais il se présente une observation à faire sur les lieux où le riz se cultive pour la nourriture de tant de monde. Il faut dans cette culture de grands travaux pour ménager les eaux, beaucoup de gens y peuvent être occupés. Il y faut moins de terre pour fournir à la subsistance d'une famille, que dans les pays qui produisent d'autres grains ; enfin la terre qui est employée ailleurs à la nourriture des animaux, y sert immédiatement à la subsistance des hommes. Le travail que font ailleurs les animaux, est fait là par les hommes ; & la culture des terres devient pour eux une immense manufacture. Voilà les avantages de la culture du riz, dans le rapport que cette culture peut avoir avec le nombre des habitans, & ce sont des vues dignes des législateurs. Je ne discuterai point ici s'il convient de favoriser, de permettre, ou de défendre la culture du riz dans ce royaume ; je sais bien qu'il y a 35 à 30 ans qu'elle a été défendue en Roussillon, par arrêt du conseil souverain de cette province, sur ce qu'on a cru que les exhalaisons des lieux marécageux où l'on seme le riz, y causoient des maladies & des mortalités. Il ne seroit pas difficile de rassurer les esprits là-dessus, & d'indiquer en même tems des moyens pour prévenir tous les inconvéniens que l'on en pourroit craindre : mais ce sont les avantages de cette culture qu'il faudroit peser ; & comme cette question a tant de branches par elle-même, & relativement au commerce, ce n'est pas ici le lieu de la discuter. Il suffit de bien connoître la maniere dont on peut s'y prendre pour cultiver utilement dans ce pays une plante d'un si grand usage, lorsqu'on le jugera nécessaire. (D.J.)

QUEICGEU
(Géog. mod.) prononcez Queitcheou ; province de la Chine, la quatorzieme en rang ; elle est bornée nord par la province de Suchuen, & par la province de Huquang ; sud-est par la province de Quangei ; sud-ouest par celle de Junnan : c'est un pays très-ingrat & hérissé de montagnes inaccessibles ; il est habité en partie par des barbares indépendans des Chinois. Long. de Gueiyang sa capitale, 122. 57. lat. 26. (D.J.) [Did1]

1753.6 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers.* Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
R-S
REGULO
S. m. (Hist. mod.) titre qu'on donne aux fils des empereurs de la Chine.
Le fils de l'empereur qui avoit alors la qualité de premier régulo, étoit seulement celui de ses enfans qui étoit le plus en faveur ; mais tout-à-coup les choses changerent de face : l'empereur fut instruit par quelques intelligences secrettes qu'il s'étoit ménagées, de l'innocence du prince héréditaire, qu'il avoit déposé, & des artifices qu'on avoit employés pour le perdre auprès de lui ; & singulierement que le régulo, pour lui succéder avoit eu recours à la magie, & à l'instigation de certains lama, ou prêtres tartares, avoit fait enterrer une statue dans la Tartarie, cérémonie qui avoit été accompagnée de plusieurs opérations magiques. L'empereur donna promtement des ordres pour se saisir du lama & déterrer la statue ; & le régulo eut son palais pour prison. Lettres édif. & cur.

RHUBARBE
S. f. (Botan. exot.) La vraie rhubarbe, ou celle de la Chine, est une racine que l'on nous apporte en morceaux assez gros, légers, inégaux, de la longueur de quatre, cinq ou six pouces, & de la grosseur de trois à quatre. Elle est jaune, ou un peu brune en-dehors, de couleur de safran en-dedans, jaspée comme la noix muscade, un peu fongueuse, d'un goût tirant sur l'âcre amer, & un peu astringent ; d'une odeur aromatique, & foiblement desagréable. Elle croît à la Chine. Il faut choisir soigneusement celle qui est nouvelle, qui n'est point cariée, pourrie, ni noire, qui donne la couleur de safran à l'eau, & qui laisse quelque chose de visqueux & de gluant sur la langue.
Selon la relation de ces deux peres jésuites, le thai-hoam, ou la rhubarbe, croît en plusieurs endroits de la Chine ; la meilleure est celle de Tie-chouen, celle qui vient dans la province de Xansi & dans le royaume de Thibet, lui est fort inférieure. Il en croît aussi ailleurs, mais dont on ne fait ici nul usage. Cette racine est d'une nature qui la rend très-difficile à sécher. Les Chinois, après l'avoir arrachée & nettoyée, la coupent en morceaux d'un ou de deux pouces, & la font sécher sur de grandes tables de pierre, sous lesquelles ils allument du feu ; ils tournent & retournent ces tronçons jusqu'à ce qu'ils soient bien secs. Comme cette opération ne suffit pas pour en chasser toute l'humidité, ils font un trou à chaque morceau de racine, puis ils enfilent tous ces morceaux en forme de chapelet, pour les suspendre à la plus forte ardeur du soleil, jusqu'à ce qu'ils soient en état d'être conservés sans danger de se corrompre.
Les Chinois emploient communément la rhubarbe en décoction ; mais quand c'est en substance, ils la préparent auparavant de la maniere suivante.

RITES TRIBUNAL DES
(Hist. mod.) c'est un tribunal composé de mandarins & de lettrés chinois, dont la destination est de veiller sur les affaires qui regardent la religion, & d'empÊCher qu'il ne s'introduise dans le royaume de la Chine, les superstitions & innovations que l'on voudroit y prÊCher. Ce tribunal est, dit-on, presqu'aussi ancien que la monarchie ; les mandarins qui le composent sont de la secte des lettrés, c'est-à-dire, ne suivent aucune des superstitions adoptées par des bonzes & par le vulgaire. Cependant on accuse quelques-uns de ces lettrés de se livrer en particulier à des pratiques superstitieuses, qu'ils désavouent & condamnent en public. On croit que c'est à ce tribunal que la Chine est redevable de la durée des principes de la religion des lettrés chinois, qui est exempte d'idolatrie, vû qu'elle n'admet qu'un seul dieu, créateur & conservateur de l'univers. Voyez TYEN-TCHU.
Le tribunal des rites a donc le département des affaires religieuses ; il est chargé de faire observer les anciennes cérémonies ; les arts & les sciences sont sous sa direction, & c'est lui qui examine les candidats qui veulent prendre des degrés parmi les lettrés. Il fait les dépenses nécessaires pour les sacrifices & pour l'entretien des temples ; enfin c'est lui qui reçoit les ambassadeurs étrangers, & qui regle le cérémonial que l'on doit observer. Ce tribunal s'appelle li-pu ou li-pou parmi les Chinois.

ROLLIER
ROLLIER DE LA CHINE, galgulus sinensis, oiseau qui est à-peu-près de la grosseur du geai ; il a onze pouces & demi de longueur depuis la pointe du bec jusqu'à l'extrêmité de la queue, & dix pouces six lignes jusqu'au bout des ongles ; le bec a un pouce & demi de longueur depuis la pointe jusqu'aux coins de la bouche ; l'envergure est d'un pié trois pouces : les aîles étant pliées s'étendent un peu au-delà du tiers de la longueur de la queue. La tête, la face supérieure du cou, le dos, le croupion & les plumes du dessus de la queue sont vertes ; il y a de chaque côté de la tête une large bande noire qui s'étend depuis le bec jusqu'à l'occiput en passant sur les yeux. La gorge, la face inférieure du cou, la poitrine, le ventre, les côtés du corps & les plumes du dessous de la queue sont d'un blanc jaunâtre mêlé d'une teinte de verd ; les jambes ont une couleur grise, les plumes de la face inférieure des aîles sont d'un gris brun ; il y a dans chaque aîle dix - huit grandes plumes ; la premiere est très-courte, & la cinquieme est la plus longue de toutes ; les cinq extérieures sont d'un brun tirant sur l'olivâtre ; les trois plumes qui suivent, ont la même couleur ; mais elle est mêlée d'un peu de couleur de marron sur les barbes extérieures le long du tuyau de chaque plume ; la neuvieme & la dixieme sont de couleur de marron du côté extérieur du tuyau, & d'un brun mêlé de couleur de marron du côté intérieur ; la onzieme & la douzieme ont une couleur brune tirant sur l'olivâtre, & mêlée d'un peu de couleur de marron ; la couleur des autres plumes est d'un brun tirant sur l'olivâtre, sans mêlange d'autres couleurs ; les trois dernieres plumes ont l'extrêmité d'un blanc mêlé d'une légere teinte de verd. La queue est composée de douze plumes ; les deux du milieu ont la même couleur que le dos ; les autres sont vertes depuis leur origine jusqu'aux deux tiers de leur longueur du côté extérieur du tuyau, & d'un gris blanc tirant sur le verd, du côté intérieur ; le reste de la plume a une couleur noirâtre, à l'exception de l'extrêmité qui est d'un gris blanc tirant sur le verd ; il y a d'autant plus de noirâtre, & d'autant moins de gris blanc, que la plume est plus extérieure ; les deux plumes du milieu sont les plus longues ; les autres diminuent successivement de longueur jusqu'à la premiere qui est la plus courte. L'iris des yeux & le bec sont rouges ; les piés & les ongles ont une couleur rouge plus pâle. On trouve cet oiseau à la Chine. Ornit. de M. Brisson, tom. II. Voyez OISEAU.

ROUGE-QUEUE
ROUGE-QUEUE de la Chine, oiseau de la grosseur de la linote rouge ; il a le bec épais, court & brun, & l'iris des yeux blanc ; la tête & le derriere du cou sont d'un beau pourpre bleuâtre ; le dos est verd ; les plumes des épaules & les petites des aîles ont une couleur jaune verdâtre ; les grandes plumes extérieures des aîles, sont d'un rouge sombre & pourpré, les autres ont une couleur rouge mêlée de verd ; la gorge, la poitrine, le ventre & les cuisses sont d'un très-beau rouge, couleur d'écarlate ; la queue est composée de douze plumes, toutes d'un rouge sombre ; les piés sont jaunes. On trouve cet oiseau à la Chine. Hist. nat. des oiseaux, par Derham, tom. III. Voyez OISEAU.

ROYAUME
Ainsi dans l'ancien royaume de la Chine, les Tartares se rendirent maîtres de ce vaste empire l'an 1279 ; les Chinois les en chasserent l'an 1369 ; mais en 1644, les Tartares soumirent de nouveau l'empire de la Chine. Alors Xunchi en fut déclaré roi, & c'est un de ses descendans qui le gouverne aujourd'hui.

RUSSIE
Dans l'état qu'il est aujourd'hui, la nation russe est la seule qui trafique par terre avec la Chine ; le profit de ce commerce est pour les épingles de l'impératrice. La caravane qui se rend de Pétersbourg à Pékin, emploie trois ans en voyage & au retour. Aussitôt qu'elle arrive à Pékin, les marchands sont renfermés dans un caravanserai, & les Chinois prennent leur tems pour y apporter le rebut de leurs marchandises qu'ils sont obligés de prendre, parce qu'ils n'ont point la liberté du choix. Ces marchandises se vendent à Pétersbourg à l'enchere, dans une grande salle du palais italien ; l'impératrice assiste en personne à cette vente ; cette souveraine fait elle-même des offres, & il est permis au moindre particulier d'encherir sur elle ; aussi le fait-on, & chacun s'empresse d'acheter à très-haut prix.

SANTSI
S. m. (Botan. exot.) nom donné par les Chinois à une plante célébre chez eux contre les hémorrhagies. Nos missionnaires rapportent que cette plante croît sans culture sur les montagnes ; sa principale racine est épaisse de 4 doigts, & fournit plusieurs radicules moins grosses, mais qui sont les seules d'usage : elles ont l'écorce rude & brune en-dehors, lisse & jaune en-dedans ; la principale racine jette huit tiges, dont celle du milieu élevée beaucoup au-dessus des autres, porte des bouquets de fleurs. On multiplie le santsi en coupant transversalement la maîtresse racine en diverses tranches, qu'on met en terre à la profondeur d'un pouce, & en 3 ans la plante acquiert toute sa perfection. (D.J.)

SAPIN
4. Le grand sapin de la Chine ; ses feuilles sont bleuâtres en-dessous, & disposées sur les branches en maniere de peigne. Ses cônes sont plus gros & plus longs que ceux des sapins d'Europe, ils ont sur l'arbre la pointe tournée en-haut ; leurs écailles ainsi que les feuilles sont terminées par un filet épineux.
5. Le très-grand sapin de la Chine ; c'est une variété qui ne differe de l'arbre précédent, que parce qu'elle prend encore plus d'élévation & que les écailles de ses cônes ne sont pas épineuses. Mais ces deux sortes de sapins de la Chine, n'ayant point encore passé en Europe, on n'en peut parler que fort superficiellement.

SAVEL
S. m. (Hist. nat. Ichthyolog.) nom donné par les Portugais à une espece de poisson qui abonde sur les côtes de la Chine, & qu'on pêche dans la riviere de Kiang, près Nanking. Les premiers eunuques de la cour en remplissent plusieurs bateaux, & enterrent tout de suite ce poisson dans de la glace pilée, pour la provision d'été de l'empereur. Les bâtimens dans lesquels ils les transportent, sont de la plus grande propreté, & tous les autres vaisseaux sont obligés de se ranger sur leur passage. (D.J.)

SCHAN
S. m. (Comm.) que les Chinois appellent cati, est un poids dont on se sert dans le royaume de Siam. Le cati chinois vaut deux schans siamois, ensorte que celui de la Chine vaut seize taels, & celui de Siam seulement huit. Quelques-uns mettent le cati chinois à vingt taels, & le siamois à la moitié.
Le tael pese quatre baats ou titals, chacun d'environ demi-once, le baat quatre selings ou mayons, le mayon deux fouangs, le fouang quatre payes, la paye deux clams, la sompaye un demi-fouang. Le clam pese 12 grains de ris, ainsi le tical ou baat pese 768 de ces grains.
Il faut remarquer que la plûpart de ces poids passent aussi pour monnoies ou de compte, ou réelles, l'argent y étant une marchandise, & se vendant au poids. Voyez CATI, TAEL, TICAL, &c. Diction. de Com. & de Trév.

SE-TSE ou TSE-TSE
(Hist. nat. Botan.) espece de figues, qui ne croissent qu'à la Chine, & sur-tout dans les provinces de Chan-tong & de Yun-nan. Ces figues ont un parfum délicieux ; l'arbre qui les produit est de la grandeur d'un noyer, dont les feuilles sont d'un très-beau verd d'abord, mais ensuite elles deviennent d'un rouge très-vif. Le fruit est de la grosseur d'une pomme médiocre ; il jaunit à mesure qu'il mûrit. Lorsqu'on fait sécher ces figues, elles se couvrent à l'extérieur d'un enduit semblable à du sucre.

SEPULTURE des Chinois
(Hist. de la Chine) les sépultures de ce peuple sont hors des villes, & autant qu'on le peut sur des hauteurs ; souvent on y plante des pins & des cyprès. Jusqu'à environ deux lieues de chaque ville, on trouve des villages, des hameaux, des maisons dispersées çà & là, & diversifiées de bosquets & de petites collines couvertes d'arbres, & fermées de murailles. Ce sont autant de sépultures différentes, lesquelles forment un point de vue qui n'est point désagréable. La plûpart des sépulchres chinois sont bien blanchis, & faits en forme de fer à cheval. On écrit le nom de la famille sur la principale pierre. Les pauvres se contentent de couvrir le cercueil de chaume, ou de terre élevée de cinq à six piés, en forme de pyramide ; plusieurs enferment le cercueil dans une petite loge de brique, représentant un tombeau.
Pour ce qui est des grands & des mandarins, leurs sépultures sont d'une assez belle structure. Ils construisent une voute dans laquelle ils renferment le cercueil : ils forment au-dessus une élevation de terre battue, haute d'environ douze piés & de huit ou dix pouces de diametre, qui a à-peu-près la figure d'un chapeau ; ils couvrent cette terre de chaux & de sable, dont ils font un mastic, afin que l'eau ne puisse pas y pénétrer ; ils plantent tout autour avec symmétrie des arbres de différentes especes. Vis-à-vis est une longue & grande table de marbre blanc & poli, sur laquelle est une cassolette, deux vases & deux candelabres aussi de marbre. De part & d'autre, on range en plusieurs files des figures d'officiers, d'eunuques, de soldats, de lions, de chevaux sellés, de chameaux, de tortues, & d'autres animaux en différentes attitudes, qui marquent du respect & de la douleur, autant que leurs artistes sont capables d'exprimer les passions ; vous trouverez les détails de leurs funérailles au mot FUNERAILLES des chinois. (D.J.)

SI-FAN
(Géog. mod.) vaste pays de la Tartarie asiatique. Dans la carte que les jésuites ont donnée du Tibet, le pays de Si-Fan est distinctement marqué comme borné à l'est par la province de Se-chuen au nord par le pays de Coconor, & à l'ouest par la riviere de Tsacho-Tsitsirhana.
Suivant cette position, le pays de Si-fan est entre 29 degrés 54 minutes & 33 degrés 40 minutes de latitude, & entre 12 degrés 30 minutes & 18 degrés 20 minutes de longitude, ouest de Pekin. Sa figure forme un triangle, dont la base qui est au nord, offre environ 300 milles de longueur ; & les deux autres côtés qui font un angle au sud, sont chacun environ de 245 milles. C'est encore aujourd'hui ce qui reste aux Si-fans d'un domaine qui comprenoit tout le Tibet, & même quelques territoires de la Chine. On peut inférer de-là & de la conformité qui subsiste entre les langues du Si-fan & du Tibet, que les Chinois étendent le nom de Si-fan à toute cette région, & quelquefois à toutes les nations qui sont à l'ouest de l'empire de la Chine.
Suivant les apparences, c'est ce grand empire de Si-fan, comprenant tout l'espace qui est entre la Chine & l'Indoustan, avec toutes les vastes plaines & les deserts au nord & à l'ouest habités par les Tartares éluths, qui portoit autrefois le nom de Tangut, Tanguth, ou Tankut. On a d'autant moins sujet d'en douter, que la langue & les caracteres du Tibet, qui sont encore en usage dans le pays de Si-fan, conservent le nom de langue & de caracteres de Tangut.
Suivant les historiens chinois, l'année 1227 est l'époque de l'entiere ruine des Si - fans, après de longues guerres qu'ils ont eues avec les empereurs de la Chine. Leur état présent ne ressemble guere à celui où ils étoient anciennement ; car ils n'ont pas une seule ville, au-lieu qu'autrefois ils formoient une nation nombreuse & puissante.
Les lamas qui les gouvernent, ne les inquietent pas beaucoup, pourvu qu'ils leur rendent certains honneurs, & qu'ils payent exactement les droits de fo, ce qui va à très-peu de chose. Ces droits semblent être des especes de dixmes religieuses. Les Si-fans ont toujours suivi la religion de Fo, & ont toujours choisi leurs ministres d'état & quelquefois leurs généraux parmi les lamas. Les livres & les caracteres de leurs chefs, sont ceux du Tibet. Quoique voisins des Chinois, leurs coutumes & leurs cérémonies ressemblent peu à celles de la Chine ; par exemple, dans les visites que les Si-fans rendent à ceux qu'ils respectent, ils leur présentent un grand mouchoir blanc, de coton, ou de soie. Ils ont aussi quelques usages établis parmi les Tartares-kalks, & d'autres de ceux du Coconor.
Les Si-fans ne reconnoissent qu'à-demi l'autorité des mandarins chinois, & ne se hâtent guere de répondre à leurs citations : ces officiers n'osent même les traiter avec rigueur, ni entreprendre de les forcer à obéir ; parce qu'il seroit impossible de les poursuivre dans l'intérieur de leurs affreuses montagnes dont le sommet est couvert de neige, même au mois de Juillet : d'ailleurs, la rhubarbe croissant en abondance dans leur pays, les Chinois les ménagent pour en tirer cette marchandise précieuse. (D.J.)

SI-GAN
(Géog. mod.) SI-GAN-FU, & par le pere le Comte, qui estropie tous les noms, SIGNANFOU, grande ville de la Chine, dans la province de Xenxi où elle a le rang de premiere métropole de la province. Elle est bâtie sur le bord de la riviere de Guci, en forme d'amphitheâtre : ses environs sont agréables & fertiles. Longitude, suivant le pere Gaubil, 125. 3. 15. latit. 32. 6.
Rien, selon les jésuites, n'a rendu cette ville plus remarquable que la découverte qui s'y fit en 1625, d'une inscription de plusieurs pages, qui nous apprend que la religion chrétienne est entrée à la Chine en 631. On trouvera cette inscription dans toutes les relations & dans le dictionnaire de la Martiniere. Ce n'est cependant autre chose qu'une fraude pieuse, une piece manifestement supposée, comme M. de la Crose l'a prouvé sans réplique. En vain les peres Magalhanès & le Comte établissent la venue de l'apôtre Saint Thomas à la Chine, M. Maigrot, évêque de Conon, & vicaire apostolique dans ce même royaume, reconnoît que les missionnaires ont pris pour l'apôtre Saint Thomas, un certain Tamo, ce sont ses propres termes, l'un des plus insignes fripons qui soient jamais entrés à la Chine, & qui n'y vint qu'après l'an 582. (D.J.)

SIAMPART
S. m. (Marine) petit bâtiment de la Chine qui a une voile, deux, quatre, ou six rames, & qui peut porter vingt-cinq à trente hommes. Il navige terre à terre, & va très-vite.

SIEOUTSAI
(Hist. mod.) c'est ainsi qu'on nomme à la Chine le premier grade des lettres ; il répond à celui de nos bacheliers. Pour y être admis, il faut que les étudians aient subi un examen, qui consiste à composer un ouvrage sur une matiere qui leur a été donnée par un mandarin envoyé par la cour : lorsqu'ils ont réussi, ils obtiennent ce premier grade, & commencent à jouir de plusieurs privileges, comme de porter une robe bleue bordée de noir, & un oiseau d'argent sur leur bonnet. Ils sont soumis à un supérieur particulier, qui seul a droit de les punir ; car dès-lors qu'ils sont admis, ils ne sont plus sujets à recevoir la bastonnade par ordre des magistrats ordinaires. Les sieoutsai sont obligés de subir un nouvel examen, qui ne se fait que tous les trois ans dans la capitale de chaque province, en présence des mandarins & de deux commissaires de la cour ; ceux dont les ouvrages ont été approuvés, sont déclarés kirgin. Voyez cet article.

SINNING
(Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Quantung, au département de Quangcheu, premiere métropole de la province. Latit. 31. 47. (D.J.)

SOEN SOUN ou TSSONN
s. m. (Marine) nom qu'on donne à la Chine, aux principaux & aux plus ordinaires vaisseaux marchands ou de guerre.

SOIE
Soies de la Chine & du Japon. Différentes provinces de la Chine sont si abondantes en meuriers, & d'un climat si favorable aux vers à soie, qu'on ne sauroit concevoir combien elles produisent de soie ; la seule province de Tchekiam pourroit suffire à en fournir toute la Chine, & même une grande partie de l'Europe. Les soies de cette province sont les plus estimées, quoique celles de Nanquin & de Canton soient excellentes.
Le trafic des soies est le principal commerce de la Chine, & celui qui occupe le plus de monde. Mais les marchands européens qui y trafiquent, sur-tout en soies travaillées, doivent bien prendre garde au filage, &c. parce que ces soies sont sujettes à avoir beaucoup de dechet, comme la compagnie françoise des Indes orientales l'a éprouvé depuis peu à ses dépens.

SOME
S. f. (Marine chinoise) vaisseau dont les Chinois se servent pour naviguer sur mer, & qu'ils nomment tchouen. Les Portugais ont appellé ces sortes de vaisseaux soma, sans qu'on sache la raison de cette dénomination. Les somes (car nous avons francisé le mot portugais), ne peuvent point se comparer à nos vaisseaux européens, ni pour l'art de leur construction, ni pour leur grandeur, puisqu'ils ne portent guere au-delà de deux cent cinquante tonneaux, & s'il est vrai que la connoissance de la navigation soit fort ancienne chez les Chinois, il est certain qu'ils ne l'ont pas plus perfectionnée que leurs autres sciences. Leurs tchouen ou somes ne sont à proprement parler que des barques plattes à deux mâts : ils n'ont guere que 80 à 90 piés de longueur ; la proue coupée & sans éperon, est relevée en haut de deux especes d'ailerons en forme de cornes, qui font une figure assez bizarre ; la poupe est ouverte en-dehors, par le milieu, afin que le gouvernail y soit à couvert des coups de mer ; ce gouvernail qui est large de 5 à 6 piés, peut s'élever & s'abaisser par le moyen d'un cable qui le soutient sur la poupe. Ces vaisseaux n'ont ni artimon, ni beaupré, ni mâts de hune ; toute leur mâture consiste dans le grand mât & le mât de misaine, auxquels ils ajoutent quelquefois un fort petit mât de perroquet, qui n'est pas d'un grand secours ; le grand mât est placé assez près du mât de misaine, qui est fort sur l'avant ; la proportion de l'une à l'autre, est communément comme 2 à 3. & celle du grand mât au vaisseau, ne va jamais au - dessous, étant ordinairement plus des deux tiers de toute la longueur du vaisseau. Leurs voiles sont faites de natte de bambou ou d'une espece de cannes communes à la Chine, lesquelles se divisent par feuilles en forme de tablettes, arrêtées dans chaque jointure, par des perches qui sont aussi de bambou ; en - haut & en - bas sont deux pieces de bois : celle d'en-haut sert de vergue : celle d'enbas, faite en forme de planche, & large d'un pié & davantage, sur cinq à six pouces d'épaisseur, retient la voile lorsqu'on veut la hisser, ou qu'on veut la ramasser. Ces sortes de bâtimens ne sont nullement bons voiliers, ils tiennent cependant mieux le vent que les nôtres, ce qui vient de la roideur de leurs voiles, qui ne cedent point au vent ; mais aussi comme la construction n'en est pas avantageuse, ils perdent à la dérive l'avantage qu'ils ont sur nous en ce point. Ils ne calfatent point leurs somes & autres vaisseaux avec du goudron comme on fait en Europe ; leur calfas est fait d'une espece de gomme particuliere, & il est si bon, qu'un seul puits ou deux, à fonds de cale du vaisseau, suffit pour le tenir sec. Jusqu'ici ils n'ont eu aucune connoissance de la pompe. Leurs ancres ne sont point de fer comme les nôtres ; elles sont d'un bois dur & pesant, qu'ils appellent pour cela tie mou, c'est-à-dire bois de fer. Ils prétendent mal - à - propos que ces ancres valent beaucoup mieux que celles de fer, parce que, disent-ils, celles-ci sont sujettes à se fausser, ce qui n'arrive pas à celles de bois qu'ils employent : cependant, pour l'ordinaire, elles sont armées de fer aux deux extrêmités. Les Chinois n'ont sur leur bord ni pilote, ni maître de manoeuvre ; ce sont les seuls timonniers qui conduisent la some, & qui commandent la manoeuvre. Il faut avouer néanmoins qu'ils sont assez bons pilotes côtiers, mais mauvais pilotes en haute mer ; ils mettent le cap sur le rumb qu'ils croyent devoir faire, & sans s'embarrasser des élans du vaisseau, ils courent ainsi comme ils le jugent à propos. Voyez de plus grands détails dans l'histoire de la Chine, du pere du Halde. (D.J.)

SOUN
S. m. (Marine) ce sont à la Chine les principaux bâtimens, tant de guerre que vaisseaux marchands. Les plus grands de charge sont de 300 lastes ; ceux qu'on équipe en guerre, ne passent pas 100.

SUCHUEN
(Géog. mod.) province de la Chine. Elle ne cede ni pour la grandeur ni pour l'abondance à aucune autre de l'empire. Le fleuve Kiang la coupe en deux parties. La province de Huquang la borne à l'orient, le royaume de Tibet à l'occident, la province de Xensi au nord, & celle de Junnan au midi. Elle produit beaucoup de fer, d'étain & de plomb. Cette province est la sixieme en rang. On y compte huit métropoles, six grandes cités, quatre villes militaires, une cité militaire, & plusieurs forteresses qui en dépendent. Ching-Tu est la capitale de la province. (D.J.)

SUCU
S. m. (Hist. nat. Botan. exot.) espece de pommier fort commun à la province de Canton à la Chine. Son fruit est un peu plus gros que les renettes ; il est presque rond, & de couleur rougeâtre ; on le seche comme nos figues, afin de le conserver toute l'année.

SUIF
SUIF, bois de, (Hist. nat.) on trouve à la Chine un arbre qui fournit une substance parfaitement semblable à du suif. Le fruit de cet arbre est renfermé dans une enveloppe qui, lorsque le fruit est mûr, s'ouvre d'elle-même comme celle de nos châtaignes, il en sort deux ou trois fruits de la grosseur d'une noisette, dont la pulpe a les mêmes propriétés que le suif, & qui, fondue avec un peu d'huile ou de cire, devient propre à faire des chandelles, dont on fait usage dans tout l'empire de la Chine. Pour séparer cette espece de suif de son fruit, on le pulvérise, après quoi on le fait bouillir dans de l'eau, à la surface de laquelle il surnage une substance semblable à de l'huile, qui se condense lorsqu'elle est refroidie, & qui prend la même consistance que le suif. On mêle dix parties de cette substance avec trois parties d'huile de lin & avec un peu de cire, afin de lui donner de la solidité, & pour l'empêcher de s'attacher aux doigts. Les Chinois donnent la forme d'un segment de cône aux chandelles faites de cette substance, que l'on y colore quelquefois en y incorporant des couleurs avec des parfums, pour en rendre l'odeur plus agréable. Les meches que l'on y met sont de coton.

SUKOTYR ou SUKOTARIO
s. m. (Zoolog.) nom que les Chinois donnent à un très-gros animal remarquable par ses cornes, & qui paroît être le taureau carnivore des anciens. Cet animal est de la grandeur d'un grand boeuf ; il a le museau approchant de celui d'un cochon ; deux oreilles longues & rudes ; une queue épaisse & touffue. Ses yeux sont placés perpendiculairement dans la tête, d'une maniere tout-à-fait différente de ce qu'ils sont dans d'autres animaux. De chaque côté de la tête, tout proche des yeux, il sort une longue corne ou plutôt une dent, non pas tout-à-fait aussi épaisse que la dent d'un éléphant. Il païît l'herbe dans les endroits deserts & éloignés. Nieuhof, dont nous tenons cette description & qui nous a donné la figure de cet animal, ajoute, sans en être peut-être trop instruit, qu'on le prend fort rarement. Nous ne connoissons en Europe de cette bête que sa paire de cornes, qui est d'une grandeur extraordinaire, & dont le chevalier Hans Sloane, qui en avoit dans son cabinet, a communiqué le détail suivant à MM. de l'académie des Sciences. Ces cornes furent trouvées dans un magasin qu'avoit à Wapping M. Doyly, homme fort curieux, & dont une certaine étoffe d'été porte le nom. Il en fit présent au chevalier Hans. Elles étoient assez gâtées, & les vers les avoient rongées profondément dans leur surface en divers endroits ; personne ne put instruire M. Doyly de quel pays elles étoient venues, ni en quel tems, & de quelle maniere elles avoient été mises dans ce magasin. Quoiqu'il en soit, on les a représentées dans les Mémoires de l'académie de Sciences, année 1727. Elles sont assez droites à une distance considérable de la base, & puis se courbant, elles vont insensiblement se terminer en pointe. Elles ne sont pas rondes, mais un peu plates & comprimées, avec des sillons larges & transversaux sur leur surface, ondées par-dessous. La grandeur des deux cornes n'est pas tout-à-fait la même ; la plus longue a six piés six pouces & demi, mesure d'Angleterre ; son diametre à la base est de sept pouces, & sa circonférence d'un pié & demi. Elle pesoit vingt-deux livres, & contenoit dans sa cavité un galon & une pinte d'eau. L'autre corne étoit un peu plus petite, pesoit par conséquent un peu moins, & ne contenoit pas tout-à-fait autant de liqueur. [Did1,Did2]

1753.7 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
T-Z
TAEL
S. m. (Poids chinois) les Portugais disent telle, & les Chinois, leam. C'est un petit poids de la Chine, qui revient à une once deux gros de France, poids de marc ; il est particulierement en usage du côté de Canton. Les seize taels font un catis, cent catis font le pic, & chaque pic fait cent vingt-cinq livres poids de marc. Savary. (D.J.)

TAIKI
TAI-KI, (Hist. mod. Philosophie) ce mot en chinois signifie le faîte d'une maison. Une secte de philosophes de la Chine, appellée la secte des ju-kiau, se sert de ce mot pour désigner l'Etre suprême, ou la cause premiere de toutes les productions de la nature. Voyez JU-KIAU.

TAIYVEN
(Géog. mod.) ville de la Chine, premiere métropole de la province de Xanci, sur le bord du fleuve Fuen. Elle est grande, peuplée & décorée de superbes édifices. Son territoire est d'une vaste étendue, & renferme plusieurs villes & plusieurs temples dédiés à des héros. Elle est, selon le P. Martini, de 4 degrés 35 minutes plus occidentale que Péking, sous 38°. 33'. de latitude. (D.J.)

TAMLING
S. m. (Com.) c'est le nom que les Siamois donnent à une espece de monnoie & de poids que les Chinois appellent taël. Le taël de Siam est de plus de la moitié plus foible que le taël de la Chine ; ensorte que le cati siamois ne vaut que huit taëls chinois, & qu'il faut vingt taëls siamois pour le cati chinois. A Siam, le tamling ou taël se subdivise en quatre ticals ou baats, le tical en quatre mayons ou selings, le mayon en deux fouangs, chaque fouang en deux sompayes, la sompaye en deux payes, & la paye en deux clams, qui n'est qu'une monnoie de compte ; mais qui, en qualité de poids, pese douze grains de riz ; ensorte que le tamling ou taël siamois est de sept cent soixante-huit grains. Voyez TAEL, Dictionn. de Commerce.

TANGUT
(Géog. mod.) royaume d'Asie, dans la Tartarie chinoise. Il est borné au nord par les états du grand chan des Calmoucks, au midi par la province d'Ava, au levant par la Chine, & au couchant par les états du Mogol. On le divise en deux parties, dont la septentrionale est appellée le Tibet, & la méridionale le Tangut propre. C'est le patrimoine du dalaï-lama qui est le souverain pontife de tous les Tartares payens ; mais il ne se mêle que du spirituel : le contaisch, grand chan des Calmoucks, gere le temporel. Le dalaï-lama habite un couvent qui est sur le sommet d'une haute montagne, dont le pié est occupé par plusieurs centaines de prêtres de sa secte. Le royaume de Tangut s'étend depuis le 94 jusqu'à 100 degré de longit. & depuis le 30 deg. jusqu'au 35 de latit. (D.J.)

TARTARE
Ainsi, dans la moitié de la Chine, & la moitié de l'Indoustan, presque toute la Perse jusqu'à l'Euphrate, les frontieres de la Russie, Casan, Astracan, toute la grande Tartarie, furent subjugués par Genghis, en près de dix - huit années. En revenant des Indes par la Perse & par l'ancienne Sogdiane, il s'arrêta dans la ville de Toncat, au nord-est du fleuve Jaxarte, comme au centre de son vaste empire. Ses fils victorieux, les généraux, & tous les princes tributaires, lui apporterent les trésors de l'Asie. Il en fit des largesses à ses soldats, qui ne connurent que par lui, cette espece d'abondance. C'est de-là que les Russes trouvent souvent des ornemens d'argent & d'or, & des monumens de luxe enterrés dans les pays sauvages de la Tartarie. C'est tout ce qui reste de tant de déprédations. Genghis tint dans les plaines de Toncat une cour triomphale, aussi magnifique qu'avoit été guerriere celle qui autrefois lui prépara tant de triomphes. On y vit un mêlange de barbarie tartare, & de luxe asiatique ; tous les chans & leurs vassaux, compagnons de ses victoires, étoient sur ces anciens chariots scythes, dont l'usage subsiste encore jusque chez les Tartares de la Crimée ; mais les chars étoient couverts des étoffes précieuses, de l'or, & des pierreries de tant de peuples vaincus. Un des fils de Genghis, lui fit dans cette diete, un présent de cent mille chevaux. Ce fut ici qu'il reçut les adorations de plus de cinq cent ambassadeurs des pays conquis. De-là, il courut à Tangut royaume d'Asie, dans la Tartarie chinoise, pour remettre sous le joug ses habitans rébelles. Il se proposoit, âgé d'environ 70 ans, d'achever la conquête du grand royaume de la Chine, l'objet le plus chéri de son ambition ; mais une maladie l'enleva dans son camp en 1226, lorsqu'il étoit sur la route de cet empire, à quelques lieues de la grande muraille. Jamais ni avant, ni après lui, aucun homme n'a subjugué tant de peuples. Il avoit conquis plus de dix-huit cent lieues de l'orient au couchant, & plus de mille du septentrion au midi. Mais dans ses conquêtes, il ne fit que détruire ; & si on excepte Bozharah, & deux ou trois autres villes dont il permit qu'on réparât les ruines, son empire de la frontiere de Russie jusqu'à celle de la Chine, fit une dévastation.

TAUT-SE
S. f. (Hist. mod.) c'est le nom d'une secte de la Chine, dont Lao-kiun est le fondateur, & qui a un grand nombre de partisans dans cet empire. Les livres de Lao-kiun se sont conservés jusqu'à ce jour ; mais on assure qu'ils ont été altérés par ses disciples, qui y ont ajouté un grand nombre de superstitions. Ces ouvrages renferment des préceptes de morale propres à rendre les hommes vertueux, à leur inspirer le mépris des richesses, & à leur inculquer qu'ils peuvent se suffire à eux-mêmes. La morale de Lao-kiun est assez semblable à celle d'Epicure ; elle fait consister le bonheur dans la tranquillité de l'ame, & dans l'absence des soins qui sont ses plus grands ennemis. On assure que ce chef de secte admettoit un dieu corporel. Ses disciples sont fort adonnés à l'alchymie, ou à la recherche de la pierre philosophale ; ils prétendent que leur fondateur avoit trouvé un elixir au moyen duquel on pouvoit se rendre immortel. Ils persuadent de plus au peuple qu'ils ont un commerce familier avec les démons, par le secours desquels ils operent des choses merveilleuses & surnaturelles pour le vulgaire. Ces miracles, joints à la faculté qu'ils prétendent avoir de rendre les hommes immortels, leur donnent de la vogue, sur-tout parmi les grands du royaume & les femmes ; il y a eu même des monarques chinois à qui ils en ont imposé. Ils ont plusieurs temples dédiés aux démons en différens endroits de l'empire ; mais la ville de Kiangsi est le lieu de la résidence des chefs de la secte ; il s'y rend une grande foule de gens qui s'adressent à eux pour être guéris de leurs maladies, & pour savoir l'avenir ; ces imposteurs ont le secret de leur tirer leur argent, en place duquel ils leur donnent des papiers chargés de caracteres magiques & mystérieux. Ces sorciers offrent en sacrifice aux démons un porc, un oiseau & un poisson. Les cérémonies de leur culte sont accompagnées de postures étranges, de cris effrayans, & d'un bruit de tambour qui étourdit ceux qui les consultent, & leur fait voir tout ce que les imposteurs veulent. Voyez Duhalde, hist. de la Chine.

TAYOVA ou TAYVAN
(Géog. mod.) petite île de la Chine, sur la côte occidentale de l'île Formose : ce n'est proprement qu'un banc de sable aride de près d'une lieue de longueur, & d'un mille de large ; mais ce banc est fameux dans les relations des voyageurs, parce que les Hollandois s'en rendirent maîtres & y bâtirent une forteresse qu'ils nommerent le fort de Zélande. Les Chinois s'en emparerent en 1662, & y tiennent une garnison. Le havre de Tayovan est très-commode, parce qu'on y peut aborder en toutes saisons. Lat. 22. 23. (D.J.)

TCHA-HOA
(Hist. nat. Botan. exot.) genre de plante d'un grand ornement dans les jardins de la Chine, il y en a quatre especes, dit le P. Duhalde, qui portent toutes des fleurs, & qui ont du rapport à notre laurier d'Espagne, par le bois & par le feuillage ; son tronc est gros comme la jambe ; son sommet a la forme du laurier d'Espagne ; son bois est d'un gris blanchâtre & lissé. Ses feuilles sont rangées alternativement, toujours vertes, de figure ovale, terminées en pointe, crenelées en forme de scie par les bords, épaisses & fermes, d'un verd obscur par-dessus, comme la feuille d'oranger, & jaunâtre en-dessous, attachées aux branches par des pédicules assez gros.
De l'aisselle des pédicules, il sort des boutons, de la grosseur, de la figure & de la couleur d'une noisette ; ils sont couverts d'un petit poil blanc & couché, comme sur le satin. De ces boutons, il se forme des fleurs de la grandeur d'une piece de 24 sols ; ces fleurs sont doubles, rougeâtres comme de petites roses, & soutenues d'un calice : elles sont attachées à la branche immédiatement, & sans pédicules.
Les arbres de la seconde espece sont fort hauts ; la feuille en est arrondie, & ses fleurs qui sont grandes & rouges, mêlées avec les feuilles vertes, font un fort bel effet.
Les deux autres especes en portent aussi, mais plus petites & blanchâtres ; le milieu de cette fleur est rempli de quantité de petits filets, qui portent chacun un sommet jaune & plat, à-peu-près comme dans les roses simples, avec un petit pistil rond au milieu, soutenant une petite boule verte, laquelle en grossissant, forme le péricarpe qui renferme la graine. (D.J.)

TEMPLES DES CHINOIS

(Hist. de la Chine) parmi les édifices publics où les Chinois font paroître le plus de somptuosité, on ne doit pas obmettre les temples, ou les pagodes, que la superstition des princes & des peuples a élevés à de fabuleuses divinités : on en voit une multitude prodigieuse à la Chine ; les plus célebres sont bâtis dans les montagnes. Quelque arides que soient ces montagnes, l'industrie chinoise a suppléé aux embellissemens & aux commodités que refusoit la nature ; des canaux travaillés à grands frais, conduisent l'eau des montagnes dans des bassins destinés à la recevoir ; des jardins, des bosquets, des grottes pratiquées dans les rochers, pour se mettre à l'abri des chaleurs excessives d'un climat brulant, rendent ces solitudes charmantes. Les bâtimens consistent en des portiques pavés de grandes pierres quarrées & polies, en des salles, en des pavillons qui terminent les angles des cours, & qui communiquent par de longues galeries ornés de statues de pierre, & quelquefois de bronze ; les toîts de ces édifices brillent par la beauté de leurs briques, couvertes de vernis jaune & verd, & sont enrichis aux extrémités, de dragons en saillie de même couleur. Il n'y a guere de ces pagodes où l'on ne voie une grande tour isolée, qui se termine en dôme : on y monte par un escalier qui regne tout-au-tour ; au milieu du dôme est d'ordinaire un temple de figure quarrée ; la voûte est souvent ornée de mosaïque, & les murailles sont revêtues de figures de pierres en relief, qui représentent des animaux & des monstres. Telle est la forme de la plûpart des pagodes, qui sont plus ou moins grands, selon la dévotion & les moyens de ceux qui ont contribué à les construire : c'est la demeure des bonzes, ou des prêtres des idoles, qui mettent en oeuvre mille supercheries, pour surprendre la crédulité des peuples, qu'on voit venir de fort loin en pélérinage à ces temples consacrés à la superstition ; cependant comme les Chinois, dans le culte qu'ils rendent à leurs idoles, n'ont pas une coutume bien suivie, il arrive souvent qu'ils respectent peu & la divinité & ses ministres. Mais le temple que les Chinois nomment le temple de la Reconnoissance, mérite en particulier que nous en disions quelque chose. Ce temple est élevé sur un massif de brique qui forme un grand perron, entouré d'une balustrade de marbre brut : on y monte par un escalier de dix à douze marches, qui regne tout le long ; la salle qui sert de temple, a cent piés de profondeur, & porte sur une petite base de marbre, haute d'un pié, laquelle en débordant, laisse tout-au-tour une banquette large de deux ; la façade est ornée d'une galerie, & de quelques piliers ; les toîts, (car selon la coutume de la Chine, souvent il y en a deux, l'un qui naît de la muraille, l'autre qui la couvre), les toîts, dis-je, sont de tuiles vertes, luisantes & vernissées ; la charpente qui paroît en dedans, est chargée d'une infinité de piéces différemment engagées les unes dans les autres, ce qui n'est pas un petit ornement pour les Chinois. Il est vrai que cette forêt de poutres, de tirans, de pignons, de solives, qui regnent de toutes parts, a je ne sais quoi de singulier & de surprenant, parce qu'on conçoit qu'il y a dans ces sortes d'ouvrages, du travail & de la dépense, quoiqu'au fond cet embarras ne vient que de l'ignorance des ouvriers, qui n'ont encore pû trouver cette simplicité qu'on remarque dans nos bâtimens européens, & qui en fait la solidité & la beauté : la salle ne prend le jour que par ses portes ; il y en a trois à l'orient, extrêmement grandes, par lesquelles on entre dans la fameuse tour de porcelaine, & qui fait partie de ce temple. Voyez TOUR DE PORCELAINE. (D.J.)

TENEBRES

A l'égard de l'éclipse arrivée à la Chine, on ne convient pas sur l'année ; les uns la mettent l'an 31 & d'autres l'an 32 de J. C. Selon M. Kirch, elle n'a été que de neuf doigts & demi, ou neuf doigts quarante minutes ; & selon le P. Gaubil, elle a été centrale annulaire. Selon le premier, elle étoit finie à dix heures du matin ; & selon l'autre, elle a été centrale annulaire à dix heures & demie. Je sai que les Jésuites ont prétendu que les annales de la Chine disent qu'au mois d'Avril de l'an 32 de J. C. il y eut une grande éclipse de soleil, qui n'étoit pas selon l'ordre de la nature, & qui par conséquent pourroit bien être celle qu'on vit au tems de la passion de J. C. lequel mourut au mois d'Avril selon quelques auteurs. C'est pourquoi les missionnaires de la Chine, prierent en 1672, les astronomes de l'Europe, d'examiner s'il n'y eut point d'éclipse en ce mois & en cette année, & si naturellement il pouvoit y en avoir ; parce que cette circonstance étant bien vérifiée, on en pourroit tirer de grands avantages pour la conversion des Chinois. Mais on a raison de s'étonner que les missionnaires ayant alors chez eux d'habiles astronomes, n'aient pas eux-mêmes faits les calculs qu'ils demandoient, ou qu'ils n'aient pas été d'assez bonne foi pour nous communiquer leurs découvertes. Quoi qu'il en soit, ils ont paru croire que cette éclipse & les ténebres arrivées à la mort de J. C. sont une seule & même chose. Le P. Jean-Dominique Gabiani, l'un des missionnaires de la Chine, & plusieurs de leurs néophites, supposent le fait incontestable. Le P. Tachard, dans l'épitre dédicatoire de son premier voyage de Siam, dit que " la Sagesse suprême fit connoître autrefois aux rois & aux peuples d'Orient J. C. naissant & mourant, par une nouvelle étoile, & par une éclipse extraordinaire ". Cependant plusieurs astronomes européens, entr'autres Muller en 1685, & Bayer en 1718, ayant consulté les annales chinoises, & calculé l'éclipse dont elles font mention, ont trouvé que l'éclipse de la Chine étoit naturelle, & qu'elle n'avoit rien de commun avec les ténebres de la passion de notre Sauveur. En effet, 1°. comme je viens de le dire, on ne convient point de l'année où l'éclipse de la Chine est arrivée ; les uns mettent cette année à l'an 31, & d'autres à l'an 32 de J. C. 2°. selon M. Kirch, elle n'a été que de neuf doigts & demi, ou neuf doigts quarante minutes ; & selon le P. Gaubil, elle a été centrale annulaire. Selon le premier, elle étoit finie à dix heures du matin ; & selon l'autre, elle a été centrale annulaire à dix heures & demi. Mais en supposant que les missionnaires jésuites & les astronomes européens soient d'accord, quel rapport des éclipses étrangeres peuvent-elles avoir avec les ténebres arrivées à la mort de J. C. ? 1°. Il ne pouvoit y avoir d'éclipse naturelle au soleil, puisque la lune étoit en son plein ; & par cette raison, il seroit impossible à aucun astronome de calculer une éclipse marquée à ce jour-là, il n'en trouveroit jamais ; au-lieu que M. Kirch & le P. Gaubil lui-même ont calculé celle dont il est fait mention dans les annales de la Chine ; elle n'a donc rien de commun avec des ténebres qui n'ont pu, selon le cours naturel, être l'effet d'une éclipse au soleil. 2°. La durée des ténebres, qui fut de trois heures, prouve qu'elles n'étoient pas produites par une éclipse, puisque les plus grandes éclipses ne causent de ténebres que pendant quatre ou cinq minutes. 3°. Quand l'éclipse parut à la Chine, il n'étoit pas jour à Jérusalem. 4°. L'éclipse se fit le jeudi matin, & les ténebres le vendredi après midi. 5°. L'éclipse arriva le dernier jour du troisieme mois des Chinois, c'est-à-dire le dernier jour du second mois judaïque ; & les ténebres à la pâque que les Juifs célebrent au milieu de leur premier mois. 6°. L'éclipse de la Chine arriva le 10 Mai, tems où la pâque ordinaire des Juifs ne fut jamais célebrée. 7°. Il n'est pas même certain qu'il y ait eu dans la Chine l'an 32 de J. C. une telle éclipse. Cassini assure qu'après avoir calculé exactement, il a trouvé que la plûpart des éclipses dont les Chinois parlent, ne peuvent être arrivées dans le tems qu'ils ont marqué, & le P. Couplet lui-même convient qu'ils ont inséré dans leurs fastes un grand nombre de fausses éclipses. Un chinois nommé Yamquemsiam, dans sa réponse à l'apologie pour la religion chrétienne, publiée par les Jésuites à la Chine, dit positivement que cette prétendue éclipse n'est marquée dans aucune histoire de la Chine. 8°. Enfin si l'éclipse qu'on vit à la Chine au mois d'Avril de l'an 32 de J. C. arriva naturellement, elle ne peut avoir aucun rapport avec les ténebres de la passion qui étoient surnaturelles ; & si au contraire elle étoit contre le cours régulier de la nature, le plus habile mathématicien de l'Europe entreprendroit en vain de la calculer.

TFUOI

S. m. (Porc. chin.) nom chinois d'une espece particuliere de vernis qu'ils mettent à la porcelaine, pour lui donner un fonds violet, & y appliquer de l'or par-dessus. Leur ancienne méthode étoit de mêler l'or avec le vernis ordinaire, & d'y ajouter du bleu, ou de la poudre d'une agathe grossiere calcinée, qu'on trouve en abondance sur les bords de leurs rivieres ; mais ils ont remarqué depuis que le vernis brun, qu'ils nomment tsekin, réussit beaucoup mieux ; le bleu se change en violet, & l'or s'y attache parfaitement. Les Chinois vernissent encore leur porcelaine d'une maniere variée, en la vernissant de blanc intérieurement, & extérieurement d'une couleur brune avec beaucoup d'or. Enfin ils diversifient les nuances de la même couleur extérieurement, en faisant sur la porcelaine plus ou moins de couches du même vernis. Observations sur les coutumes de l'Asie. (D.J.)

THE

L'arbrisseau de la Chine qui porte le thé differe peu de celui du Japon ; il s'éleve à la hauteur de trois, de quatre ou de cinq piés tout-au-plus ; il est touffu & garni de quantité de rameaux. Ses feuilles sont d'un verd foncé, pointues, longues d'un pouce, larges de cinq lignes, dentelées à leur bord en maniere de scie ; ses fleurs sont en grand nombre, semblables à celles du rosier sauvage, composées de six pétales blanchâtres ou pâles, portées sur un calice partagé en six petits quartiers ou petites feuilles rondes, obtuses, & qui ne tombent pas. Le centre de ces fleurs est occupé par un nombreux amas d'étamines, environ deux cent, jaunâtres. Le pistil se change en un fruit sphérique tantôt à trois angles & à trois capsules, souvent à une seule. Chaque capsule renferme une graine qui ressemble à une aveline par sa figure & sa grosseur, couverte d'une coque mince, lisse, roussâtre, excepté la base qui est blanchâtre. Cette graine contient une amande blanchâtre, huileuse, couverte d'une pellicule mince & grise, d'un goût douçâtre d'abord, mais ensuite amer, excitant des envies de vomir, & enfin brûlant & fort desséchant. Ses racines sont minces, fibreuses & répandues sur la surface de la terre. On cultive beaucoup cette plante à la Chine ; elle se plaît dans les plaines tempérées & exposées au soleil, & non dans des terres sablonneuses ou trop grasses. On apporte beaucoup de soin & d'attention pour le thé de l'empereur de la Chine, comme pour celui de l'empereur du Japon, on fait un choix scrupuleux de ses feuilles dans la saison convenable. On cueille les premieres qui paroissent au sommet des plus tendres rameaux ; les autres feuilles sont d'un prix médiocre. On les seche toutes à l'ombre, & on les garde sous le nom de thé impérial ; parmi ces feuilles, on sépare encore celles qui sont plus petites de celles qui sont plus grandes ; car le prix varie selon la grandeur des feuilles, plus elles sont grandes, plus elles sont cheres. Le thé roux, que l'on appelle thé bohéa, est celui qui a été plus froissé & plus rôti : c'est de-là que vient la diversité de la couleur & du goût. Les Chinois, dont nous suivons la méthode, versent de l'eau bouillante sur les feuilles entieres de thé que l'on a mises dans un vaisseau destiné à cet usage, & ils en tirent la teinture ; ils y mêlent un peu d'eau claire pour en tempérer l'amertume & la rendre plus agréable, ils la boivent chaude. Le plus souvent en bûvant cette teinture, ils tiennent du sucre dans leur bouche, ce que font rarement les Japonois ; ensuite ils versent de l'eau une seconde fois, & ils en tirent une nouvelle teinture qui est plus foible que la premiere ; après cela ils jettent les feuilles. Les Chinois & les Japonois attribuent au thé des vertus merveilleuses, comme il arrive à tous ceux qui ont éprouvé quelque soulagement ou quelque avantage d'un remede agréable ; il est du-moins sûr que dans nos pays, si l'on reçoit quelque utilité de cette boisson, on doit principalement la rapporter à l'eau chaude. Les parties volatiles du thé qui y sont répandues, peuvent encore contribuer à atténuer & résoudre la lymphe quand elle est trop épaisse, & à exciter davantage la transpiration ; mais en même tems l'usage immodéré de cette feuille infusée perpétuellement dans de l'eau chaude, relâche les fibres, affoiblit l'estomac, attaque les nerfs, & en produit le tremblement ; desorte que le meilleur, pour la conservation de la santé, est d'en user en qualité de remede, & non de boisson agréable, parce qu'il est ensuite très-difficile de s'en priver. Il faut bien que cette difficulté soit grande, puisqu'il se débite actuellement en Europe par les diverses compagnies environ huit à dix millions de livres de thé par an, tant la consommation de cette feuille étrangere est considérable. (D.J.)

TIBE ou THIBET
(Géog. mod.) vaste pays d'Asie, qui nous est très-peu connu ; on le divise en deux parties, dont l'une s'appelle le petit, & l'autre le grand Tibet. Le petit Tibet est à peu de journées de Caschemire : il s'étend du septentrion vers le couchant, & s'appelle Baltistan. Ses habitans & les princes qui le gouvernent sont mahométans, & tributaires du Mogol. Le grand Tibet qu'on nomme aussi Boutan, s'étend du septentrion vers le levant, & commence au haut d'une affreuse montagne, nommée Kaniel, toute couverte de neige ; cependant la route est assez fréquentée par les Caravanes qui y vont tous les ans chercher des laines. Son chef-lieu nommé Ladak, où réside le roi, n'est qu'une forteresse, située entre deux montagnes. Dans ces provinces montueuses, tout le trafic se fait par l'échange des denrées. Les premieres peuplades qu'on rencontre, sont mahométanes ; les autres sont habitées par des payens, mais moins superstitieux qu'on ne l'est dans plusieurs contrées idolâtres. Les religieux des Tibétins se nomment lamas. Ils sont vêtus d'un habit particulier, différent de ceux que portent les personnes du siecle ; ils ne tressent point leurs cheveux, & ne portent point de pendans d'oreilles comme les autres ; mais ils ont une bousane, & ils sont obligés à garder un célibat perpétuel. Leur emploi est d'étudier les livres de la loi, qui sont écrits en une langue & en des caracteres différens de la langue ordinaire. Ils récitent certaines prieres en maniere de choeur ; ce sont eux qui font les cérémonies, qui présentent les offrandes dans le temple, & qui y entretiennent des lampes allumées. Ils offrent à Dieu, du blé, de l'orge, de la pâte & de l'eau dans de petits vases fort propres. Les lamas sont dans une grande vénération ; ils vivent d'ordinaire en communauté, ils ont des supérieurs locaux, & outre cela un pontife général, que le roi même traite avec beaucoup de respect. Ce grand pontife qu'on nomme dalaï-lama, habite Lassa, qui est le plus beau des pagodes qu'aient les Tibétins ; c'est dans ce pagode bâti sur la montagne de Poutala, que le grand lama reçoit les adorations nonseulement des gens du pays, mais d'une partie de l'Indoustan. Le climat du grand & du petit Tibet est fort rude, & la cime des montagnes toujours couverte de neige. La terre ne produit que du blé & de l'orge. Les habitans n'usent que des étoffes de laine pour leurs vêtemens ; leurs maisons sont petites, étroites, & faites sans art. Il y a encore un troisieme pays du nom de Tibet, dont la capitale se nomme Rassa ; ce troisieme Tibet n'est pas fort éloigné de la Chine, & se trouve plus exposé que les deux autres aux incursions des Tartares qui sont limitrophes. (D.J.)

TIEN ou TYEN
s. m. (Hist. mod. Relig.) ce mot signifie en langue chinoise le ciel. Les lettrés chinois désignent sous ce nom l'Etre suprême, créateur & conservateur de l'Univers. Les Chinois de la même secte des lettrés, désignent encore la divinité sous le nom de cham-ti, ou chang-ti, ce qui signifie souverain ou empereur ; ces dénominations donnerent lieu à de grandes contestations entre les missionnaires jésuites & les mandarins qui sont de la secte des lettrés : les premiers ne voulurent jamais admettre le nom de tien, que les lettrés donnoient à la divinité, parce qu'ils les accusoient d'athéïsme, ou du moins de rendre un culte d'idolatrie au ciel matériel & visible. Ils vouloient que l'on donnât à Dieu le nom de tientchu, seigneur du ciel. L'empereur Canghi, dans la vue de calmer les soupçons & les scrupules des missionnaires, qu'il aimoit, donna un édit ou déclaration solemnelle, qu'il fit publier dans tout son empire, par laquelle il faisoit connoître que ce n'étoit point au ciel matériel que l'on offroit des sacrifices, & à qui l'on adressoit ses voeux ; que c'étoit uniquement au souverain maître des cieux à qui l'on rendoit un culte d'adoration, & que par le nom de chang-ti, on ne prétendoit désigner que l'Etre suprême. L'empereur, non content de cette déclaration, la fit souscrire & confirmer par un grand nombre des mandarins les plus distingués de l'empire, & par les plus habiles d'entre les lettrés ; ils furent très-surpris d'apprendre que les Européens les eussent soupçonnés d'adorer un être inanimé & matériel, tel que le ciel visible ; ils déclarerent donc de la maniere la plus authentique, que par le mot tyen, ainsi que par celui de chang-ti, ils entendoient le Seigneur suprême du ciel, le principe de toutes choses, le dispensateur de tous les biens, dont la providence, l'omniscience, & la bonté, nous donnent tout ce que nous possédons. Par une fatalité incompréhensible, des déclarations si formelles n'ont jamais pu rassurer les consciences timorées des missionnaires ; ils crurent que l'empereur & les lettrés ne s'étoient expliqués de cette façon, que par une condescendance & par une foiblesse à laquelle rien ne pouvoit pourtant les obliger ; ils persisterent à les soupçonner d'athéïsme & d'idolatrie, quelqu'incompatible que la chose paroisse ; & ils refuserent constamment de se servir des mots de tyen & de chang-ti, pour désigner l'Etre suprême, aimant mieux se persuader que les lettrés ne croyoient point intérieurement ce qu'ils professoient de bouche, & les accusant de quelques restrictions mentales qui, comme on sait, ont été authorisées en Europe, par quelques théologiens connus des missionnaires. Voyez l'histoire de la Chine du R. P. du Halde.

TITRE
L'empereur de la Chine, parmi ses titres, prend celui de tien-su, c'est-à-dire, fils du ciel. On observe que les Orientaux aiment les titres à l'excès. Un simple gouverneur de Schiras, par exemple, après une pompeuse énumération de qualités, seigneuries, &c. ajoute les titres de fleur de politesse, muscade de consolation & de délices, &c.

TONG-CHU
S. m. (Hist. nat. Botan. exot.) arbre de la Chine dont on tire une liqueur qui approche du vernis. Quand on le voit de loin, disent nos missionnaires, on le prend pour un vrai noyer, tant il lui est semblable, soit pour la forme & la couleur de l'écorce, soit par la largeur & la couleur des feuilles, soit par la figure & la disposition des noix. Ces noix ne sont pleines que d'une huile un peu épaisse, mêlée avec une pulpe huileuse qu'on pressure ensuite pour ne pas perdre la plus grande partie de la liqueur. Pour la mettre en oeuvre on la fait cuire avec de la litharge, & l'on y mêle, si l'on veut, de la couleur ; souvent on l'applique sans mêlange sur le bois qu'elle défend de la pluie. On l'applique aussi sans mêlange sur les carreaux qui forment le plancher d'une chambre ; ils deviennent luisans ; & pourvu qu'on ait soin de les laver de-tems-en-tems, ils conservent leur lustre. C'est ainsi que sont faits les appartemens de l'empereur chinois & des grands de l'empire.
Mais si on veut faire un ouvrage achevé ; s'il s'agit, par exemple, d'orner une chambre, un cabinet, on couvre les colonnes & la boiserie de filasse, de chaux, ou d'autres matieres semblables préparées en pâte. On laisse sécher le tout jusqu'à un certain degré ; on mêle ensuite dans l'huile telle couleur que l'on veut ; & après l'avoir fait cuire à l'ordinaire, on l'applique avec des brosses, suivant le dessein qu'on s'est formé. On dore quelquefois les moulures, les ouvrages de sculpture, & tout ce qui est relevé en bosse ; mais sans le secours de la dorure, l'éclat & le lustre de ces ouvrages ne cedent guere à celui du vernis que les Chinois nomment tsi, parce qu'il découle du tsi-chu. Voyez TSI-CHU. (D.J.)

TONG-EU
S. m. (Hist. nat.) ce mot signifie en chinois tymbale de cuivre ; on le donne à la Chine à une montagne située dans la province de Quey-chew, qui fait un bruit considérable dans de certaines saisons, sur-tout à l'approche de la pluie.

TONG-HOA-FANG
S. m. (Hist. nat. Ornithol.) c'est le nom que les Chinois donnent à un petit oiseau dont le bec est rouge, & dont le plumage est des couleurs les plus vives & les plus variées ; suivant les Chinois cet oiseau est produit par la fleur appellée tong-hoa, à qui il ressemble par ses couleurs, & à laquelle l'oiseau ne peut survivre. Cette fleur croît, dit-on, dans la province de Se-chouen ; mais on croit qu'elle est fabuleuse, ainsi que l'oiseau qu'elle produit.

TONG-TSAO
S. m. (Hist. nat. Botan. exot.) arbrisseau de la Chine qui s'éleve à la hauteur de quatre ou cinq piés. Ses feuilles ressemblent à celles du ricin, ou palma Christi. Le milieu de son tronc est rempli d'une moëlle blanche légere, moins serrée que la chair du melon, & moins spongieuse que la moëlle du sureau. On cuit cette moëlle, & l'on en fait un rob qui est doux, agréable, & qu'on mêle avec des fruits pour en relever le goût.
La tige du tong-tsao est divisée comme le bambou, par divers noeuds qui naissent entre deux des tuyaux de la longueur d'un pié. Ces tuyaux contiennent aussi de la moëlle dont on fait le même usage que de celle du tronc. (D.J.)

TOUANSE
S. f. (Soierie) étoffe de soie qui vient de la Chine. C'est une espece de satin, plus fort mais moins lustré que celui de France. Il y en a d'unis, d'autres à fleurs ou à figures, & d'autres encore avec des oiseaux, des arbres & des nuages. (D.J.)

TOUR DE PORCELAINE

(Hist. de la Chine) cette fameuse tour est de figure octogone, large d'environ quarante piés, desorte que chaque face en a quinze. Elle est entourée par-dehors d'un mur de même figure, éloigné de deux toises & demie, & portant à une médiocre hauteur un toit couvert de tuiles vernissées ; ce toit paroît naître du corps de la tour, & forme au-dessous une galerie assez propre.

La tour a neuf étages dont chacun est orné d'une corniche de trois piés à la naissance des fenêtres, & distingué par des toits semblables à celui de la galerie, à cela près qu'ils ont beaucoup moins de saillie, parce qu'ils ne sont pas soutenus d'un second mur ; ils deviennent même beaucoup plus petits, à mesure que la tour s'éleve & se rétrecit.

Le mur a du-moins sur le rez-de-chaussée douze piés d'épaisseur, & plus de huit & demi par le haut. Il est incrusté de porcelaines posées de champ ; la pluie & la poussiere en ont diminué la beauté ; cependant il en reste encore assez pour faire juger que c'est en effet de la porcelaine quoique grossiere ; car il y a apparence que la brique, depuis trois cent ans que cet ouvrage dure, n'auroit pas conservé le même éclat.

L'escalier qu'on a pratiqué en-dedans, est petit & incommode, parce que les degrés en sont extrêmement hauts ; chaque étage est formé par de grosses poutres mises en-travers, qui portent un plancher, & qui forment une chambre dont le lambris est enrichi de diverses peintures, si néanmoins les peintures de la Chine sont capables d'enrichir un appartement.

Les murailles des étages supérieurs sont percées d'une infinité de petites niches qu'on a remplis d'idoles en bas-relief, ce qui fait une espece de marquetage très-propre. Tout l'ouvrage est doré, & paroît de marbre ou de pierre ciselée ; mais je crois que ce n'est en effet qu'une brique moulée & posée de champ ; car les Chinois ont une adresse merveilleuse pour imprimer toute sorte d'ornemens dans leurs briques, dont la terre fine & bien sassée est plus propre que la nôtre à prendre les figures du moule.

Le premier étage est le plus élevé, mais les autres sont entr'eux d'une égale distance. On y compte cent quatre-vingt-dix marches presque toutes de dix bons pouces, ce qui fait cent cinquante-huit piés ; si l'on y joint la hauteur du massif, celle du neuvieme étage qui n'a point de degré, & le couronnement, on trouvera que la tour est élevée sur le rez-de-chaussée de plus de deux cent piés.

Le comble n'est pas une des moindres beautés de cette tour : c'est un gros mât qui prend au plancher du huitieme étage, & qui s'éleve plus de trente piés en-dehors. Il paroît engagé dans une large bande de fer de la même hauteur, tournée en volute, & éloignée de plusieurs piés de l'arbre, desorte qu'elle forme en l'air une espece de cône vuide & percé à jour, sur la pointe duquel on a posé un globe doré d'une grosseur extraordinaire. Voilà ce que les Chinois appellent la tour de porcelaine, & que quelques européens nommeroient peut-être la tour de brique. Quoi qu'il en soit de sa matiere, c'est assurément l'ouvrage le mieux entendu, le plus solide, & le plus magnifique qui soit dans l'orient, à ce que nous assurent les RR. PP. Jésuites. (D.J.)

TSE-KIN

S. m. (Porcelaine de la Chine) espece de vernis qu'on met à la Chine sur la porcelaine pour lui donner une couleur de caffé ou de feuilles mortes. Pour faire ce vernis, on prend de la terre jaune commune, on lui donne la même façon qu'au pétunse ; & quand cette terre est préparée, on n'en emploie que la matiere la plus déliée qu'on jette dans de l'eau, dont on forme une espece de colle aussi liquide que le vernis ordinaire appellé pé-yéon, qui se fait de quartiers de roches. Ces deux vernis, le tse-kin & le pé-yéon se mêlent ensemble, & pour cela ils doivent être également liquides. On en fait l'épreuve en plongeant le pétunse dans l'un & dans l'autre vernis. Si chacun de ces vernis pénétre son pétunse, on les juge propres à s'incorporer ensemble. On fait aussi entrer dans le tse-kin du vernis ou de l'huile de chaux & de cendres de fougere préparées, de la même liquidité que le pé-yéon ; mais on mêle plus ou moins de ces deux vernis avec le tse-kin, selon que l'on veut que le tsekin soit plus clair ou plus foncé : c'est ce qu'on peut connoître par divers essais ; par exemple, on mêlera deux tasses de la liqueur tsekin avec huit tasses du pé-yéon, puis sur quatre tasses de cette mixtion de tsekin & de pé-yéon, on mettra une tasse de vernis fait de chaux & de fougere. Coutume d'Asie. (D.J.)

TSE-SONG
S. m. (Hist. nat. Botan. exot.) nom chinois d'un arbre qui tient du cyprès & du genievre. Le tronc qui a environ un pié & demi de circuit, pousse des branches qui se partagent en une infinité d'autres, & forment un buisson verd, épais & touffu ; ses feuilles sont longues, étroites, piquantes, disposées le long des rameaux par files, tantôt au nombre de cinq, & tantôt au nombre de six. Les rameaux qui sont couverts de ces feuilles longues, se trouvent principalement en-dessous & au-bas des branches, tout le haut & le dessus n'étant que cyprès. L'écorce de cet arbre est un peu raboteuse, d'un gris-brun tirant sur le rouge en certains endroits ; le bois est d'un blanc rougeâtre, semblable à celui de genievre, ayant quelque chose de résineux ; ses feuilles, outre l'odeur d'un cyprès, sont d'un goût fort amer mêlé de quelque âcreté. Ses fruits sont verds, ronds & un peu plus gros que les baies de genievre, d'un verd olivâtre & d'une odeur forte ; ils sont attachés aux branches par de longs pédicules ; ils contiennent deux grains roussâtres en forme de petits coeurs, & durs comme les grains de raisin. (D.J.)

TSI-CHU
S. m. (Hist. nat. Botan.) c'est ainsi que les Chinois nomment l'arbre qui leur fournit la liqueur dont ils font les vernis si estimés par les Européens. Ce mot en chinois signifie l'arbre à l'huile, nom qui lui a été donné à cause de la liqueur semblable à de l'huile, qui en découle par les incisions qu'on lui fait ; elle tombe peu-à-peu comme la térébenthine des pins ; mais l'arbre en donne une plus grande quantité quand on y fait des incisions ; cependant elles le font mourir en peu de tems. On fait bouillir cette liqueur pour lui donner de la consistance. Les émanations qui partent de cette liqueur, qui est le vernis de la Chine, sont très-dangereuses ; les hommes qui s'occupent à la recueillir, prennent les plus grandes précautions pour s'empêcher de les recevoir, soit par la respiration, soit dans les yeux, ils prennent des précautions même pour que la liqueur ne tombe point sur leurs mains, malgré cela ils sont sujets à des inflammations des yeux, à des ulceres & quelquefois à des maladies funestes.

TSIN-SE
S. m. (Hist. mod.) c'est ainsi que l'on nomme à la Chine les lettrés du troisieme ordre ; grade qui répond au docteur de nos universités ; on n'y parvient qu'après un examen qui se fait à Pékin, dans le palais de l'empereur, qui préside en personne à l'assemblée, & qui donne souvent lui - même le sujet sur lequel les candidats doivent composer. Cet examen ne se fait que tous les trois ans, & l'on n'admet au doctorat qu'un petit nombre de kiu-gins, ou lettrés du second ordre. La réception se fait avec une pompe extraordinaire ; chacun de ceux qui ont été reçus docteurs, reçoit de l'empereur une coupe d'argent, un parasol de soie bleue, & une chaise très-ornée pour se faire porter. Les noms des nouveaux docteurs sont inscrits sur de grands tableaux qu'on expose dans la place publique. Dès qu'ils sont admis, on s'empresse d'aller instruire leurs familles de l'honneur qu'elles ont reçu ; ces couriers sont très-bien récompensés ; les villes où les docteurs sont nés, prennent part à la gloire de leurs citoyens, & célebrent cet événement par de très-grandes réjouissances. Les noms des docteurs s'inscrivent dans un régistre particulier, & c'est parmi eux que l'on choisit les personnes qui doivent occuper les premieres charges de l'empire ; il n'est point surprenant qu'un état administré par des hommes qui ont consacré leur tems à l'étude de la morale, des loix & de la philosophie, surpasse tous les autres par la sagesse de son gouvernement.

TSONG-MING
(Géog. mod.) île de la Chine, dans la province de Kiangnang, dont elle n'est séparée à l'ouest que par un bras de mer, qui n'a que 5 à 6 lieues.
Cette île n'étoit anciennement qu'un pays sauvage & désert, tout couvert de roseaux. On y reléguoit les bandits & les scélérats, dont on vouloit purger l'empire. Les premiers qu'on y débarqua se trouverent dans la nécessité, ou de périr par la faim, ou de tirer leurs alimens du sein de la terre. L'envie de vivre les rendit actifs. Ils défricherent cette terre inculte ; ils en arracherent les plantes inutiles ; ils semerent le peu de grains qu'ils avoient apporté ; & ils ne furent pas long-tems sans recueillir le fruit de leurs travaux. Au bout de quelques années une partie du terroir qu'ils avoient cultivé, devint si fertile, qu'elle leur fournit abondamment de quoi vivre.
Dans la suite des tems, plusieurs familles chinoises, qui avoient de la peine à subsister dans le continent, se transporterent dans l'île, & sortirent de l'indigence.
L'air du pays est assez tempéré, parce que sa chaleur excessive est modérée par des pluies qui tombent en abondance, surtout au milieu de l'été. Toute la campagne est aujourd'hui semée de villages & de maisons. La volaille y abonde, ainsi que le riz, malgré la difficulté de sa culture. On donne à cette île 20 lieues de long, & 5 à 6 de large. Elle est située sous le 33 degré de latitude nord. (D.J.)

TSONG-TU
S. m. (Hist. mod.) ce mot est chinois, on le donne aux vice-rois qui commandent à deux ou trois provinces, au-lieu que les vice-rois ordinaires, qui n'ont qu'une seule province dans leur district, se nomment Tu-yen. Les Européens disent som-tout ou som-tok par corruption.

VEN PI
S. m. (Hist. mod.) nom d'une montagne de la Chine, située dans la province de Quey-Chen, au midi de la capitale, appellée Quey yang fu ; elle a, dit-on, exactement la forme d'un cone isocele.

VAISSEAUX CHINOIS

(Marine de la Chine) les vaisseaux chinois pour naviger sur mer, & qui different de leurs bateaux & de leurs barques, sont appellés soma ou sommes par les Portugais. Ces vaisseaux ne peuvent pas se comparer aux nôtres ; les plus gros ne sont que de 250 à 300 tonneaux de port ; ce ne sont, à proprement parler, que des barques plates à deux mâts ; ils n'ont guere que 80 à 90 piés de longueur. La proue coupée & sans éperon, est relevée en-haut de deux especes d'aîlerons en forme de corne, qui font une figure assez bizarre ; la poupe est ouverte en-dehors par le milieu, afin que le gouvernail y soit à couvert des coups de mer. Ce gouvernail qui est large de cinq à six piés, peut s'élever & s'abaisser par le moyen d'un cable qui le soutient sur la poupe. Ces vaisseaux n'ont ni artimon, ni beaupré, ni mât de hune. Toute leur mâture consiste dans le grand mât & mât de misaine, auxquels ils ajoutent quelquefois un fort petit mât de perroquet, qui n'est pas d'un grand secours. Le grand mât est placé assez près du mât de misaine, qui est fort sur l'avant. La proportion de l'une à l'autre est communément comme 2 à 3, & celle du grand mât au vaisseau ne va jamais au-dessous, étant ordinairement plus des deux tiers de toute la longueur du vaisseau. Leurs voiles sont faites de nattes de bambou, ou d'une espece de cannes communes à la Chine, lesquelles se divisent par feuilles en forme de tablettes, arrêtées dans chaque jointure par des perches qui sont aussi de bambou. En-haut & en-bas sont deux pieces de bois : celle d'en-haut sert de vergue : celle d'en-bas faite en forme de planche, & large d'un pié & davantage, sur cinq à six pouces d'épaisseur, retient la voile lorsqu'on veut la hisser, ou qu'on veut la ramasser. Ces sortes de bâtimens ne sont nullement bons voiliers ; ils tiennent cependant mieux le vent que les nôtres : ce qui vient de la roideur de leurs voiles qui ne cedent point au vent ; mais aussi comme la construction n'en est pas avantageuse, ils perdent à la dérive l'avantage qu'ils ont sur nous en ce point. Ils ne calfatent point leurs vaisseaux avec du gaudron, comme on fait en Europe. Leur calfas est fait d'une espece de gomme particuliere, & il est si bon qu'un seul puits ou deux à fond de cale du vaisseau suffit pour le tenir sec. Jusqu'ici ils n'ont eu aucune connoissance de la pompe. Leurs ancres ne sont point de fer comme les nôtres ; elles sont d'un bois dur & pesant, qu'ils appellent bois de fer. Ils prétendent que ces ancres valent beaucoup mieux que celles de fer, parce que, disent-ils, celles-ci sont sujettes à se fausser ; ce qui n'arrive pas à celles de bois qu'ils emploient ; cependant pour l'ordinaire elles sont armées de fer aux deux extrêmités. Les Chinois n'ont sur leur bord ni pilote, ni maître de manoeuvre ; ce sont les seuls timoniers qui conduisent le vaisseau, & qui commandent la manoeuvre ; ils sont néanmoins assez bons manoeuvriers, mais très-mauvais pilotes en haute mer. Ils mettent le cap sur le rumb qu'ils croyent devoir faire, & sans se mettre en peine des élans du vaisseau, ils courent ainsi comme ils le jugent à-propos. Cette négligence vient en partie de ce qu'ils ne font pas de voyages de long cours. Mais le lecteur sera bien aise de trouver ici la description détaillée d'un grand vaisseau chinois, faite par cinq missionnaires jésuites pendant leur traverse de Siam à Canton en 1687. Sa mâture. Cette somme qu'ils monterent, suivant la maniere de compter qui a cours parmi les portugais des Indes, étoit du port de 1900 pics : ce qui à raison de 100 catis ou 125 livres par pic, revient à près de 120 tonneaux ; la pesanteur d'un tonneau est évaluée à deux mille livres. Le gabarit en étoit assez beau, à la reserve de la proue qui étoit coupée, plate & sans éperon. Sa mâture étoit différente de celle de nos vaisseaux, par la disposition, par le nombre & par la force des mâts ; son grand mât étoit placé, ou peu s'en falloit, au lieu où nous plaçons notre mât de misaine, desorte que ces deux mâts étoient assez proche l'un de l'autre. Ils avoient pour étai & pour haubans un simple cordage, qui se transportoit de bas-bord à tribord, pour être toujours amarré audessus du vent. Elle avoit un beaupré & un artimon qui étoient rangés à bas-bord. Au reste ces trois derniers mâts étoient fort petits, & méritoient à peine ce nom. Mais en récompense le grand mât étoit extrêmement gros par rapport à la somme, & pour le fortifier encore davantage, il étoit saisi par deux jumelles qui le prenoient depuis la carlingue jusqu'audessus du second pont. Deux pieces de bois plates fortement chevillées à la tête du grand mât, & dont les extrêmités alloient se réunir sept ou huit piés audessus de cette tête, tenoient lieu de mât de hune. Sa voilure. Pour ce qui est de la voilure, elle consistoit en deux voiles quarrées faites de nattes, savoir la grande voile & la misaine. La premiere avoit plus de 45 piés de hauteur sur 28 ou 30 de largeur ; la seconde étoit proportionnée au mât qui la portoit. Elles étoient garnies des deux côtés de plusieurs rangs de bambous, couchés sur la largeur de la voile, à un pié près les uns des autres en-dehors, & beaucoup moins serrés du côté des mâts, dans lesquels elles étoient enfilées par le moyen de plusieurs chapelets, qui prenoient environ le quart de la largeur de la voile, en commençant au côté qui étoit sans écoute, desorte que les mâts les coupoient en deux parties fort inégales, laissant plus des trois quarts de la voile du côté de l'écoute, ce qui lui donnoit le moyen de tourner sur son mât comme sur un pivot, sur lequel elle pouvoit parcourir sans obstacle du côté de la poupe au moins 26 rumbs, quand il falloit revirer de bord, portant ainsi tantôt sur le mât, & tantôt y étant seulement attachée par les chapelets. Les vergues y servoient de ralingue par le haut ; un gros rouleau de bois égal en grosseur à la vergue, faisoit le même office par le bas ; ce rouleau servoit à tenir la voile tendue ; & afin qu'il ne la déchirât pas, il étoit soutenu en deux endroits par deux ais, qui

étoient suspendus chacun par deux amarres, lesquels descendoient du haut du mât à cet effet. Chacune de ces voiles n'avoit qu'une écoute, un couet, & ce que les Portugais nomment aragnée, qui est une longue suite de petites manoeuvres qui prennent le bord de la voile depuis le haut jusqu'au bas, à un ou deux piés de distance les unes des autres, & dont toutes les extrêmités s'amarroient sur l'écoute, où elles faisoient un gros noeud. Sa manoeuvre. Ces sortes de voiles se plient & se déplient comme nos paravents. Quand on vouloit hisser la grande voile, on se servoit de deux virevaux & de trois drisses, qui passoient sur trois rouets de poulies enchâssées dans la tête du grand mât. Quand il est question de l'amener, ils y enfonçoient deux crocs de fer, & après avoir largué les drisses, ils en serroient les différens pans à diverses reprises, en halant avec force sur les crocs. Inconvénient de cette manoeuvre. Ces manoeuvres sont rudes, & emportent beaucoup de tems. Aussi les Chinois, pour s'en épargner la peine, laissoient battre leur voile durant le calme. Il est aisé de voir que le poids énorme de cette voile joint à celui du vent qui agissoit sur le mât, comme sur un levier, eût dû faire plonger dans la mer toute la proue, si les Chinois n'avoient prévenu dans l'arrimage cet inconvénient en chargeant beaucoup plus l'arriere que l'avant, pour contrebalancer la force du vent. De-là vient que quand on étoit à l'ancre, la proue étoit toute hors de l'eau, tandis que la poupe y paroissoit fort enfoncée. Ils tirent cet avantage de la grandeur de cette voile & de la situation sur l'avant, qu'ils font un grand chemin de vent arriere ; mais en échange, de vent largue & de bouline, ils ne peuvent tenir, & ne font que dériver, sans parler du danger où ils sont de virer, quand ils se laissent surprendre d'un coup de vent. Dans le beau tems, on portoit outre une civadiere, un hunier, un grand coutelas qui se mettoit au côté de la voile, laquelle étoit sans écoute, des bonnettes & une voile quarrée à l'artimon. Toutes ces voiles étoient de toiles de coton. Disposition de la poupe. La poupe étoit fendue par le milieu, pour faire place au gouvernail dans une espece de chambre qui le mettoit à couvert des coups de mer dans le gros tems. Cette chambre étoit formée par les deux côtés de la poupe, qui laissant une large ouverture en-dehors, se rapprochoient peu-à-peu en-dedans, où ils faisoient un angle rentrant dont la pointe étoit coupée, pour donner au jeu du gouvernail toute la liberté. Du gouvernail. Ce gouvernail étoit suspendu par deux cables, dont les extrêmités étoient roulées sur un vireveau placé sur la dunete, afin de le baisser & de le lever à-propos. Deux autres cables, qui après avoir passé par-dessous le vaisseau, venoient remonter par la proue à l'avant, où on les bandoit à l'aide d'un virevau, quand ils étoient relâchés, tenoient la place des gonds qui attachent les nôtres à l'estambord. Il y avoit une barre de sept à huit piés de long sans manivelle & sans poulie, pour augmenter la force du timonier. Quatre manoeuvres attachées deux à chaque bord du vaisseau, & dont une de chaque côté faisoit quelques tours sur le bout de la barre, servoient au timonnier à le tenir en état. Inconvénient de ce gouvernail. Un gouvernail de cette maniere ne se peut faire sentir que foiblement à un vaisseau, non-seulement parce que les cables, par le moyen desquels il lui communique son mouvement, prêtent beaucoup & s'allongent aisément, mais principalement à cause des élans continuels qu'ils lui donnent par le trémoussement où il est sans-cesse ; d'où naît un autre inconvénient, qui est qu'on a toutes les peines du monde à tenir constamment le même rumb dans cette agitation continuelle. De la boussole. Le pilote ne se servoit point de compas de marine ; il régloit sa route avec de simples boussoles, dont le limbe extérieur de la boîte étoit partagé en vingt-quatre parties égales, qui marquoient les rumbs de vent ; elles étoient placées sur une couche de sable, qui servoit bien moins à les asseoir mollement & à les garantir des secousses du vaisseau (dont l'agitation ne laissoit pas de faire perdre à tout moment l'équilibre aux aiguilles), qu'à porter les bâtons des pastilles dont on les parfumoit sans-cesse. Ce n'étoit pas le seul régal que la superstition chinoise faisoit à ces boussoles, qu'ils regardoient comme les guides assûrés de leur voyage, ils en venoient jusqu'à ce point d'aveuglement, que de leur offrir des viandes en sacrifice. Le pilote avoit grand soin sur-tout de bien garnir son habitacle de clous : ce qui fait connoître combien cette nation est peu entendue en fait de marine. Les Chinois, dit-on, ont été les premiers inventeurs de la boussole ; mais si cela est, comme on l'assure, il faut qu'ils aient bien peu profité de leur invention. Ils mettoient le cap au rumb où ils vouloient porter, par le moyen d'un filet de soie, qui coupoit la surface extérieure de la boussole en deux parties égales du nord au sud : ce qu'ils pratiquoient en deux manieres différentes ; par exemple pour porter au nord-est, ils mettoient ce rumb parallele à la quille du vaisseau, & détournoient ensuite le vaisseau jusqu'à ce que l'aiguille fût parallele au filet, ou bien, ce qui revient au même, mettant le filet parallele à la quille, ils faisoient porter l'aiguille sur le nord-ouest. L'aiguille de la plus grande de ces boussoles n'avoit pas plus de trois pouces de longueur. Elles avoient toutes été faites à Nangazaqui : un bout étoit terminé par une espece de fleur de lys, & l'autre par un trident. Du fond de cale. Le fond de cale étoit partagé en cinq ou six grandes soutes séparées les unes des autres par de fortes cloisons de bois. Pour toute pompe, il y avoit un puits au pié du grand mât, d'où sans autre artifice, on tiroit l'eau avec des seaux. Quoique les mers fussent extrêmement hautes & la somme excessivement chargée, cependant par la force de ses membrures & la bonté de son calfat, elle ne fit presque point d'eau. Composition du calfat. Ce calfat est une espece de composition de chaux, d'une espece de résine qui découle d'un arbre nommé tong-yeon, & de filasse de bambous. La

chaux en est la base ; & quand tout est sec, on diroit que ce n'est que de la chaux pure & sans aucun mêlange. Outre que le bâtiment en est beaucoup plus propre, on ne sent point, comme dans nos vaisseaux, cette odeur de gaudron insupportable à quiconque n'y est point accoutumé ; mais il y a encore en cela un avantage plus considérable, c'est que par-là ils se garantissent des accidens du feu, auquel notre brai de gaudron expose nos vaisseaux. Descript. de la Chine par le P. du Halde. (D.J.)

VANG
S. m. (Hist. mod.) ce mot signifie petit roi ou roitelet : l'empereur de la Chine le confere aux chefs ou kans des Tartares monguls qui sont soumis à son obéissance, & à qui il ne permet point de prendre le titre de kan, qu'il se réserve ; ces vangs ont sous eux des peït-se & des kong, dont les titres répondent à ceux de ducs & de comtes parmi nous.

VERNIS. TSIN
S. m. (Hist. nat. Minéralogie) nom donné par les Chinois à une substance minérale d'un bleu foncé, assez semblable à du vitriol bleu, qui se trouve dans quelques mines de plomb, & que l'on croit contenir quelques portions de ce métal. Les Chinois s'en servent pour peindre en bleu leur porcelaine, & ils l'emploient comme un fondant, qui fait pénétrer les autres couleurs dans la pâte de la porcelaine. Cette substance se trouve, dit-on, aux environs de Canton & de Pékin. Les peintres en émail se servent aussi de cette matiere dans leurs émaux, & l'on en applique sur de l'argent, mais elle s'en détache aisément. Quand on en met sur la porcelaine, il faut qu'elle soit ensuite remise au feu pour recuire. Avant d'employer le tsin, on ne fait que le pulvériser sans le calciner, comme cela se pratique d'ordinaire ; on le bat ensuite dans beaucoup d'eau pour en séparer la terre & les parties étrangeres, après quoi on laisse la poudre tomber au fond de l'eau qui n'en est point colorée ; quant à la poudre, elle n'est plus bleue, comme avant que d'avoir été pulvérisée, mais elle est d'un gris cendré ; mais après avoir été recuite, elle redevient d'un très-beau bleu. La matiere qui s'est précipitée au fond de l'eau se seche & se conserve ; pour en faire usage, on ne fait que la mêler avec de l'eau gommée, & on l'applique avec un pinceau sur la porcelaine qu'on veut peindre. Voyez le recueil des observations sur les coutumes de l'Asie.

VUCH'ANG
(Géog. mod.) grande ville de la Chine, sur le fleuve Kiang, dans la province de Huquand, où elle a le rang de premiere métropole, & renferme dix villes dans son territoire. Elle est de 3. 16. plus occidentale que Pékin, sous le 31 d. O. de latitude septentrionale. (D.J.)

VUNING
(Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Kiangsi, & sa premiere métropole. Elle est de 3. 6. plus occidentale que Pékin, sous les 40. 50. de latitude septentrionale. (D.J.)

VUTING
(Géog. mod.) ville de la Chine dans la province de Xantung, & sa premiere métropole. Elle est d'un degré plus orientale que Pékin, sous les 37. 44. de latitude septentrionale. (D.J.)

XAOCHEU
(Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Quantong, dont elle est la seconde métropole. Long. suivant le P. Noël, 150. 43. 30. lat. 24. 42. 10.

XENSI
(Géog. mod.) province de la Chine, la troisieme de cet empire ; elle est bornée par la grande muraille, par le fleuve jaune & par des montagnes. Elle contient huit métropoles & cent sept cités, quelques mines & beaucoup de rhubarbe ; le terroir y est fertile, à cause des rivieres & des torrens qui l'arrosent : Sigan est la capitale de cette province. (D.J.)

XUITCHEU
(Géog. mod.) ville de la Chine dans le Kiangsi, elle est voisine du fleuve Hoayang. Long. suivant le P. Noël, 152d. 46'. 30". latit. 28. 52. (D.J.) YANG-CHEU (Géog. mod.) ville de la Chine, dans la province de Nankin, & sa septieme métropole ; elle est marchande, riche & peuplée. Long. suivant le P. Noël, 156. 39'. 30". lat. 33. 6. (D.J.)

YEN
S. m. (Hist. nat. Bot. exot.) nom d'un fruit de la Chine, commun dans la province de Fokien, & autres lieux ; sa figure est ronde, son écorce externe est lisse, grise d'abord, ensuite jaunâtre ; la chair du fruit est blanche, acide, succulente, fraîche, & agréable pour appaiser la soif : l'arbre qui le porte est de la grosseur de nos noyers ; c'est là toute la description qu'en fait le Pere le Comte. (D.J.)

YONG-CHING-FU
S. m. (Hist. mod.) c'est ainsi qu'on nomme à la Chine un tribunal suprême, dont la jurisdiction s'étend sur tout le militaire qui est à la cour de l'empereur. Le président de ce tribunal est un des seigneurs les plus distingués de l'état ; il a sous lui un mandarin & deux inspecteurs, qui sont chargés de veiller sur sa conduite, & de borner son pouvoir, en cas qu'il fût tenté d'en abuser. [Did1,Did2]

1753.8 *Encyclopédie, ou dictonnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Mis en ordre et publié par [Denis] Diderot [ID D 20381].
Sekundärliteratur
Die Encyclopédie enthält ca. 548 Eintragungen über China. Ca. 221 Artikel sind von Louis de Jaucourt, ca. 85 von Denis Diderot und ca. 44 von Paul Henri Thiry d'Holbach.
Quellen :
Brucker, Johann Jakob. *Historia critica philosophiae* [ID D20049].
Chambers, Ephraïm. *Cyclopaedia or an Universal dictionary of arts and sciences* (1728).
DesBruslons, Jacques Savary. *Dictionnaire universel de commerce, d'histoire naturelle, et des arts et métiers* (1730).
Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique... de la Chine* [ID D1819].
Gaubil, Antoine.
Le Comte, Louis. *Nouveaux mémoires sur l'état de la Chine* [ID D1771].
Longobardo, Niccolò.
Lettres édifiantes et curieuses [ID D1793].
Martini, Martino. *Novus atlas sinensis* [ID D1698].
Navarrete, Domingo Fernandez de. *Tratados historicos, politicos, y religiosos de la monarchia de China* [ID D1747].

Song Shun-ching : Ainsi que Voltaire s'appuie sur l'ancienneté de la civilisation chinoise, Diderot sème le doute sur ce même propos. Diderot présente les 'Cinq classiques' et 'Les quatre livres' avec beaucoup de réserve et dit qu'il y a beaucoup de 'commentaires' sur la valeur et l'autorité de ces livres. Diderot considère que le règne de Fuxi ne peut être considéré 'comme une époque certaine', malgré le témoignage unanime d'une nation. Quant à la religion ou philosophie chinoise, Diderot a bien discerné la complexité du problème ; il décrit uniformément les trois grandes religions ou philosophies de la Chine : confucianisme, bouddhisme et taoîsme comme trois 'sectes'. Il s'est aperçu de la diversité des interprétations philosophiques émises sur la Chine mais, conduit par sa croyance en l'universalité de l'homme, il refuse de croire que les Chinois possèdent une vertu et une morale meilleures que celles des Européens ; il est persuadé que vices et vertus sont partout présent.

Basil Guy : With the publication of his article 'Bibliothèque', we have proof of Diderot's more serious interest in China, when he dealt in an interesting and favourable fashion with that aspect of Chinese civilization. Diderot's appraisal of the examination system, outlining its relation to those in force throughout European universities should not be taken as characteristic of his attitude. He tended to view things in a much more thoroughgoing light, and so, was not content with mere factual reporting. And in as apt a manner as elsewhere, he was not long in attempting to deepen his acquaintance with China, and especially with the morality practiced there.

Huguette Cohen : Diderot is generally considered as a sinophobe. Derogatory remarks about the Chinese are scattered throughout his works, with a mounting degree of criticism after the expulsion of the Jesuits in the 1760s. His attitude is not so surprising, however, if we keep in mind that the Jesuit missionaries to China were the main proponents of the Chinese example, and also happened to be his arch-enemies during the launching of the Encyclopédie.
Diderot showed a decided lack of enthusiasm for Chinese art forms.
Chinese antiquity and religion were bound to come under Diderot's scrutiny in his articles on philosophy and religion for the Encyclopédie. His early orientation can best be described as a shift from deism to Spinozism, ending in atheism.
He is on treacherous ground when he brings up the topic of Chinese chronology, which claims to antedate the Deluge and casts doubts on chronological calculations affecting the Old Testament. In a tongue-in-cheek approach, he throws in a bewildering array of dates and names of Chinese emperoros, concluding with an orthodox views.
In line with the attacks on superstitition, he makes no effort in 'Chinois' to conceal the Chinese cult for idols.
Diderot's treatment of the Chinese code of morals is laudatory, following the practice of the Encyclopédie to state the superiority of humaistic morality over the morality of the Christian religion. Confucius, whose metaphysics were ridiculed by him, is praised for his practical ethics 'plus en action qu'en discours'.
As a way of offsetting his positive judgement, Diderot concludes the article with negative views of Chinese arts and sciences.
He repeatedly deplored the difficulties of the Chinese language as a source of misinterpretation, and complained about the disappearance of records and archives.

Jacques Pereira : L'article 'Chinois (philosophie des)' n'évoque partiquement pas la question politique et s'en tient essentiellement au débat largement dépassé, à l'époque, sur l'antiquité de la Chine, la nature de sa religion, la qualité de sa philosophie. L'article, qui d'un point de vue documentaire et argumentif, n'est pas d'un grand intérêt est très nettement teinté de sinophilie. [Song:S. 286-287,Pere:S. 473,Did2,Guy:S. 332,Did1,Did5]

1761-1776 Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Le christianisme dévoilé* [ID D20027].
Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Système de la nature* [ID D20028].
Holbach, Paul Henri Thiry d'. *La morale universelle* [ID D20029].
Holbach schreibt : "La vertu, dit Confucius, doit être commune au laboureur et au monarque. La vertu primitive et donamentale du souverain comme du citoyen doit être la justice ; elle suffit pour lui montrer tous ses devoirs et lui trouver la route qu'il doit suivre. La justice des rois ne diffère de celle du citoyen que parce qu'elle s'étend plus loin."
"Les Chinois jouissent d'un bien-être et d'un repos dignes d'être enviés par tant de peuples que la religion divise, ravage, et met souvent en feu. Cependant on ne voit pas que la providence refuse ses bienfaits à une nation dont les chefs prennent si peu d'intérêt au culte qu'on lui rend."
"A l'exception du christianisme qui... fut banni [de la Chine] comme dangereux, les peuples y suivent les superstitions qui leur plaisent, tandis que les mandarins ou magistrats, détrompés depuis longtemps de la religion populaire ne s'en occupent que pour veiller à ce que les bonzes ou prêtres ne se servent pas de cette religion pour troubler le repos de l'état."
"Les ouvrages attribués à Confucius et à son disciple Mentzius, ne renferment que des maximes communes et triviales qui ne peuvent aucunement être comparées à celles des Grecs et des Romains ; d'ailleurs ces écrits si vantés par quelques modernes sont favorables au despotisme, c'est-à-dire au plus injuste des gouvernements, à la tyrannie paternelle, qu'ils confoncent avec un autorité raisonnable, à la polygamie, et à la tyrannie exercée sur les femmes ; enfin ils n'ont pour objet que de faire des esclaves. D'où l'on voit que ce Sage d'Orient ou ceux qui ont adopté ses maximes n'ont point eu les premières notions de la vraie morale et du droit naturel."
"Il paraît constant que le peuple Chinois est très superstitieux, mais qu'il est gouverné par des chefs qui ne le sont nullement, sans pourtant être athées pour cela. Si l'empire de la Chine est aussi florissant qu'on le dit, il fournit au moins une preuve très forte que ceux qui gouvernent n'ont pas besoin d'être superstitieux pour bien gouverner des peuples qui le sont."
"Occupe-toi, dit Confucius, du soin de prévenir les crimes afin d'épargner le soin de les punir."

Basil Guy : Holbach reach the ultimate absurdity in the exploitation of the Chinese example by the eighteenth century. His attack is so forced that even the illustrative examples he utilizes are caught up in the author's passion to annihilate superstition through the destruction of religious and political traditions, and cannot help but be included in the all-embracing negation of his ideas. Holbach does use the Middle kingdom, its antiquity, morals and government as examples of particular points, he has only occasional recourse to this expedient. But when he does, the impact is so weakened by petty asides that their value as illustrations is practically nil. China is reduced to a nonentity. At the same time as he adopted the arguments of others, he adapted them to a use which frequently ran counter to that originally intended by the authors. His materials are derived from the Jesuits and the budding eighteenth-century sinologists. Holbach continued to worship at the altar of as vague and dangerous an ideal as many of those whose worship he condemned. In a discussion of moral practices, Holbach finds little to quote but Confucius when dealing with the obligations of private life. He succeeds farily well when assessing social responsibility, helped this time by the example of the mandarins in outlining the duties of the intelligentsia faced with the immorality of superstitious times. And he gives further proof of understanding and appreciating more than we might allow when, at last, on reaching the top of the social ladder, he devotes a few lines to the problem of virtue and the sovereign, a problem which had interested critics of the Old Régime intermittently ever since the publication of Intorcetta's translations. Holbach's distrust of the Chinese example must surely have increased when realizing that the reltionship between China and superstition was not fortuitous, but very real. And the ensuing objections he must have formulated could only seem more patent, logical to such a mind. Utilitarian, materialist, atheist, there is no denying that, like many of his contemporaries, he was all at once - and none of these. Pretending to be all things to all men was but one more way of achieving his end. Holbach is ever ready to criticize religion and religious, especially the Jesuits, those reprsentatives of organized superstition on whom he relied. At the same time, he takes the Chinese themselves to task. His remarks are but tendentious criticism of a superficial nature. Holbach's judgment is appended as a note reveals the untoward and adverse comment that the Chinese are miserably immoral because they live under a despotic and barbaric government which finds nothing simpler than impeding the progress of true knowledge "pour rendre inutiles les leçons de la morale la plus sensée". The profession of atheism is in itself a positive act of faith, and as such is to be condemned as much as any established form of religion. [Guy:S. 318-322]

Bibliographie : Autor

1761 Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Le christianisme dévoilé, ou, Examen des principes et des effets de la religion chrétienne*. (Londres [Nancy : Leclerc], 1761. [WC]

1770 Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Système de la nature, ou, Des loix du monde physique & du monde moral*. Vol. 1-2. (Londres [Amsterdam : M.M. Rey], 1770). [WC]

1776 Holbach, Paul Henri Thiry d'. *La morale universelle, ou Les devoirs de l'homme fondés sur sa nature*. Vol. 1-3. (Amsterdam : M.M. Rey, 1776). [WC]

1933 [Holbach, Paul Henri Thiry d']. *Zi ran zhi ti xi*. Huoerbahe zhu ; Yang Bokai yi. (Shanghai : Xin ken shu dian, 1933). Übersetzung von Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Système de la nature, ou, Des loix du monde physique & du monde moral*. Vol. 1-2. (Londres [Amsterdam : M.M. Rey], 1770). [WC]

1966 [Holbach, Paul Henri Thiry d']. *Jian quan de si xiang : huo he chao zi ran guan nian dui li de zi ran guan nian*. Huo'erbahe zhu ; Wang Yinting yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1966). Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Le bon-sens, ou, Idées naturelles opposées aux idées surnaturelles*. (Londres : [i.e. Amsterdam : Marc-Michel Rey], 1772).
健全的思想 : 或和超自然观念对立的自然观念 [WC]

1972 [Holbach, Paul Henri Thiry d']. *Xiu zhen shen xue huo jian ming ji du jiao ci dian*. Baoer Huoerbahe zhu ; Shan Zhicheng deng yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1972). Übersetzung von Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Theologie portative, ou, Dictionnaire abrégé de la religion chrétienne*. (Londres [i.e. Amsterdam] : [M. M. Rey], 1767).
袖珍神学, 或, 简明基督教辞 [WC]

1994 [Holbach, Paul Henri Thiry d']. *Zi ran zheng zhi lun*. Huo'erbahe zhu ; Chen Taixian, Sui Mao yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1994). Übersetzung von Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Politique naturelle, ou, Discours sur les vrais principes du gouvernement*. (Londres [i.e. Amsterdam] : [s.n.], 1773).
自然政治论 [WC]

1999 [Holbach, Paul Henri Thiry d']. *Zi ran de ti xi, huo, lun wu li shi jie he jing shen shi jie de fa ze*. Huoerbahe zhu ; Guan Shibin yi.(Beijing : Shang wu yin shu guan, 1999). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Holbach, Paul Henri Thiry d'. *Système de la nature, ou, Des loix du monde physique & du monde moral*. Vol. 1-2. (Londres [i.e. Amsterdam] : [s.n.], 1770).
自然的体系, 或, 论物理世界和精神世界的法则 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1961 [Plechanov, Georgij Valentinovic]. *Wei wu zhu yi shi lun cong*. Wang Taiqing yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1961). Übersetzung von Plechanov, Georgij Valentinovic. *Beiträge zur Geschichte des Materialismus.* (Stuttgart : J.H.W. Dietz, 1896). [Betr. Paul Henri Thiry d'Holbach, Helvétius, Karl Marx].
唯物主義史論叢 [WC]

Hondt, Jacques d' (Tours 1920-) : Philosoph, Professor für Philosophie Université de Poitier, Gründer des Centre de recherche et de documentation sur Hegel

Bibliographie : Autor

1995 [Hondt, Jacques d']. *Heige'er he Heige'er zhu yi*. Yake Dunde zhu ; Luan Dong yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1995). (Wo zhi dao shen mo ? = Que sais-je ?). Übersetzung von Hondt, Jacques d'. *Hegel et l'heégeélianisme*. (Paris : Presses universitaires de France, 1982).
黑格尔和黑格尔主义 [WC]

Hugo, Victor = Yuguo (Besançon 1802-1885 Paris) : Schriftsteller, Dichter, Dramatiker

Biographie

1851 Hugo, Victor. *Vase de Chine : à la petite chinoise Y-hang-tsei*. In : Hugo, Victor. Toute la lyre. Vol. 1-2. (Paris : J. Hetzel, 1876).
Vierge du pays du thé,
Dans ton beau rêve enchanté,
Le ciel est une cité
Dont la Chine est la banlieue.
Dans notre Paris obscur,
Tu cherches, fille au front pur,
Tes jardins d'or et d'azur
Où le paon ouvre sa queue ;
Et tu souris à nos cieux ;
A ton âge un nain joyeux
Sur la faïence des yeux
Peint l'innocence, fleur bleue.
1er décembre 1851. [Hugo10]

1853 Hugo, Victor. *Un bon bourgeaois dans sa maison*. In : Hugo, Victor. Les châtiments. Ed. définitive d'après les manuscrits originaux. (Paris : Charpentier et Fasquelle, 1853). [Weiter Ausg. Paris : J. Hetzel ; Nelson ; A. Lemerre ; Flammarion, 1853].
Hugo schreibt :
"Mais que je suis donc heureux d'être né en Chine !
Je possède une maison pour m'abriter, j'ai de quoi manger et boire,
j'ai toutes les commodités de l'existence, j'ai des habits, des bonnets
et une multitude d'agréments ; en vérité, la félicité la plus grande est mon partage !"
THIEN-CI-KHI, LETTRÉ CHINOIS. [Hugo10]

1855-1865 Victor Hugo kauft 48 chinesische Kunst-Objekte (darunter Vasen) und bezahlt dafür mehr als 3000 FF. [Hugo10]

1861 Hugo, Victor. *Actes et paroles*. Vol. 2 : Pendant l'exil, 1852-1870 [ID D21047]. [Über die Zerstörung des Sommerpalastes Yuanmingyuan durch die Franzosen und Engländer 1860].

Sur les expéditions franco-britaniques en Chine : Une lettre de Victor Hugo. Au Capitaine Butler. Le 25 novembre 1861.

Vous me demandez mon avis, monsieur, sur l'expédition de Chine. Vous trouvez cette expédition honorable et belle, et vous êtes assez bon pour attacher quelque prix à mon sentiment ; selon vous, l'expédition de Chine, faite sous le double pavillon de la reine Victoria et de l'empereur Napoléon, est une gloire à partager entre la France et l'Angleterre, et vous désirez savoir quelle est la quantité d'approbation que je crois pouvoir donner à cette victoire anglaise et française.

Puisque vous voulez connaître mon avis, le voici :

Il y avait, dans un coin du monde, une merveille du monde : cette merveille s'appelait le Palais d'été. L'art a deux principes, l'Idée, qui produit l'art européen, et la Chimère, qui produit l'art oriental. Le Palais d'été était à l'art chimérique ce que le Parthénon est à l'art idéal. Tout ce que peut enfanter l'imagination d'un peuple presque extra-humain était là. Ce n'était pas, comme le Parthénon, une oeuvre rare et unique ; c'était une sorte d'énorme modèle de la chimère, si la chimère peut avoir un modèle. Imaginez on ne sait quelle construction inexprimable, quelque chose comme un édifice lunaire, et vous aurez le Palais d'été. (…) Il avait fallu, pour le créer, le long travail de deux générations. Cet édifice, qui avait l'énormité d'une ville, avait été bâti par les siècles, pour qui ? pour les peuples. Car ce que fait le temps appartient à l'homme. Les artistes, les poètes, les philosophes connaissent le Palais d'été ; Voltaire en parle. On disait : le Parthénon en Grèce, les Pyramides en Egypte, le Colisée à Rome, Notre Dame à Paris, le Palais d'été en Orient. Si on ne le voyait pas, on le rêvait. C'était une sorte d'effrayant chef-d'oeuvre inconnu, entrevu au loin dans on ne sait quel crépuscule comme une silhouette de la civilisation d'Asie sur l'horizon de la civilisation d'Europe. Cette merveille a disparu.

Un jour, deux bandits sont entrés dans le Palais d'été. L'un a pillé, l'autre a incendié. La victoire peut être une voleuse à ce qu'il paraît. Une dévastation en grand du Palais d'été s'était faite de compte à demi entre les deux vainqueurs. On voit mêlé à tout cela le nom d'Elgin, qui a la propriété fatale de rappeler le Parthénon. Ce qu'on avait fait au Parthénon, on l'a lait au Palais d'été, plus complètement et mieux, de manière à ne rien laisser. Tous les trésors de toutes nos cathédrales réunies n'égaleraient pas ce formidable et splendide musée de l'Orient. Il n'y avait pas seulement là des chefs-d'oeuvre d'art, il y avait un entassement d'orfèvreries. Grand exploit, bonne aubaine. L'un des deux vainqueurs a rempli ses poches, ce que voyant, l'autre a rempli des coffres ; et l'on est revenu en Europe, bras dessus, bras dessous, en riant. Telle est l'histoire des deux bandits.

Nous Européens, nous sommes les civilisés et pour nous les Chinois sont les barbares. Voilà ce que la civilisation a fait à la barbarie. Devant l'histoire, l'un des deux bandits s'appellera la France. L'autre s'appellera l'Angleterre. Mais je proteste, et je vous remercie de m'en donner l'occasion : les crimes de ceux qui mènent ne sont pas la faute de ceux qui sont menés ; les gouvernements sont quelquefois les bandits, les peuples jamais.

L'empire français a empoché la moitié de cette victoire, et il étale aujourd'hui, avec une sorte de naïveté de propriétaire, le splendide bric-à-brac du Palais d'été. J'espère qu'un jour viendra où la France, délivrée et nettoyée, renverra ce butin à la Chine spoliée.

En attendant, il y a un vol et deux voleurs, je le constate.

Telle est, monsieur, la quantité d'approbation que je donne à l'expédition de Chine.

The sack of the Summer Palace : *to Captain Butler*. Hauteville House, 25 November, 1861.
You ask my opinion, Sir, about the China expedition. You consider this expedition to be honourable and glorious, and you have the kindness to attach some consideration to my feelings ; according to you, the China expedition, carried out jointly under the flags of Queen Victoria and the Emperor Napoleon, is a glory to be shared between France and England, and you wish to know how much approval I feel I can give to this English and French victory.
Since you wish to know my opinion, here it is:
There was, in a corner of the world, a wonder of the world; this wonder was called the Summer Palace. Art has two principles, the Idea, which produces European art, and the Chimera, which produces oriental art. The Summer Palace was to chimerical art what the Parthenon is to ideal art. All that can be begotten of the imagination of an almost extra-human people was there. It was not a single, unique work like the Parthenon. It was a kind of enormous model of the chimera, if the chimera can have a model. Imagine some inexpressible construction, something like a lunar building, and you will have the Summer Palace. Build a dream with marble, jade, bronze and porcelain, frame it with cedar wood, cover it with precious stones, drape it with silk, make it here a sanctuary, there a harem, elsewhere a citadel, put gods there, and monsters, varnish it, enamel it, gild it, paint it, have architects who are poets build the thousand and one dreams of the thousand and one nights, add gardens, basins, gushing water and foam, swans, ibis, peacocks, suppose in a word a sort of dazzling cavern of human fantasy with the face of a temple and palace, such was this building. The slow work of generations had been necessary to create it. This edifice, as enormous as a city, had been built by the centuries, for whom? For the peoples. For the work of time belongs to man. Artists, poets and philosophers knew the Summer Palace; Voltaire talks of it. People spoke of the Parthenon in Greece, the pyramids in Egypt, the Coliseum in Rome, Notre-Dame in Paris, the Summer Palace in the Orient. If people did not see it they imagined it. It was a kind of tremendous unknown masterpiece, glimpsed from the distance in a kind of twilight, like a silhouette of the civilization of Asia on the horizon of the civilization of Europe.
This wonder has disappeared.
One day two bandits entered the Summer Palace. One plundered, the other burned. Victory can be a thieving woman, or so it seems. The devastation of the Summer Palace was accomplished by the two victors acting jointly. Mixed up in all this is the name of Elgin, which inevitably calls to mind the Parthenon. What was done to the Parthenon was done to the Summer Palace, more thoroughly and better, so that nothing of it should be left. All the treasures of all our cathedrals put together could not equal this formidable and splendid museum of the Orient. It contained not only masterpieces of art, but masses of jewelry. What a great exploit, what a windfall! One of the two victors filled his pockets; when the other saw this he filled his coffers. And back they came to Europe, arm in arm, laughing away. Such is the story of the two bandits.
We Europeans are the civilized ones, and for us the Chinese are the barbarians. This is what civilization has done to barbarism.
Before history, one of the two bandits will be called France; the other will be called England. But I protest, and I thank you for giving me the opportunity! the crimes of those who lead are not the fault of those who are led; Governments are sometimes bandits, peoples never.
The French empire has pocketed half of this victory, and today with a kind of proprietorial naivety it displays the splendid bric-a-brac of the Summer Palace. I hope that a day will come when France, delivered and cleansed, will return this booty to despoiled China.
Meanwhile, there is a theft and two thieves.
I take note.
This, Sir, is how much approval I give to the China expedition.

Sekundärliteratur
Nora Wang : La protestation de Victor Hugo est splendide et solitaire. Il est à noter toutefois que dans le reste de son oeuvre Victor Hugo ne s'intéresse pas à la Chine et la voit même comme un monde fantastique et barbare. Il croit au progrès, qui vient de l'occident, et à la hiérarchie des sociétés divisées entre peuples aînés et puînés. Il ne s'agit pas d'infériorité et de supériorité raciale, mais d'avancement différent, la colonisation ayant pour but d’amener ces peuples moins avancés à la Lumière. Il y a donc là un profond malentendu, les Chinois voyant cette lettre comme un autre regard posé sur eux, alors que la protestation de Victor Hugo tire son origine du fait que pour lui tout ce qui est beau dans le monde appartient au patrimoine de l’humanité. Les chinois ont donc pu prendre ce texte comme une critique de la colonisation alors qu'il s'agit en fait de son contraire. [Hugo4,Hugo13]

1863-1864 Victor Hugo erhält 1863 einen Dankesbrief von Juliette Drouet für den Kauf 1864 von Hauteville Fairy und dem darin enthaltenen 'salon chinois' mit Skizzen von Hugo. "Je reviens à mon admiration pour cette prodigieuse chambre qui est un véritable poème chinois." [Wiederhergestellt in einem Saal des Hauses von Hugo in Paris ; die Skizzen sind in der Bibliothèque nationale de France].
Hugo hat 57 Zeichnungen, 'Chinoiserien' gemacht, davon 19 Bleistift- und Tintenzeichnungen, 38 in Pyrogravur auf Holz. [Hugo10]

1867 Victor Hugo schreibt in seinen Notizbuch : "Mon nom en chinois, envoyé par Mme Catulle Mendès, fille de Théophile Gautier (Judith Gautier) : 夷克裰詡拗" [Yikeduo Xu'ao]. [Hugo10]

1877 Hugo, Victor. *Le pot cassé*. In : Hugo, Victor. L'art d'être grand-père. (Paris : J. Hetzel, 1877).
Hugo beschreibt in seinem Gedicht eine chinesische Vase.
Ô ciel ! toute la Chine est par terre en morceaux !
Ce vase pâle et doux comme un reflet des eaux,
Couvert d'oiseaux, de fleurs, de fruits, et des mensonges
De ce vague idéal qui sort du bleu des songes,
Ce vase unique, étrange, impossible, engourdi,
Gardant sur lui le clair de lune en plein midi,
Qui paraissait vivant, où luisait une flamme,
Qui semblait presque un monstre et semblait presque une âme,
Mariette, en faisant la chambre, l'a poussé
Du coude par mégarde, et le voilà brisé !
Beau vase ! Sa rondeur était de rêves pleine,
Des boeufs d'or y broutaient des prés de porcelaine.
Je l'aimais, je l'avais acheté sur les quais,
Et parfois aux marmots pensifs je l'expliquais.
Voici l'yak ; voici le singe quadrumane ;
Ceci c'est un docteur peut-être, ou bien un âne ;
Il dit la messe, à moins qu'il ne dise hi-han ;
Ça, c'est un mandarin qu'on nomme aussi kohan ;
Il faut qu'il soit savant, puisqu'il a ce gros ventre.
Attention, ceci, c'est le tigre en son antre,
Le hibou dans son trou, le roi dans son palais,
Le diable en son enfer ; voyez comme ils sont laids !
Les monstres, c'est charmant, et les enfants le sentent.
Des merveilles qui sont des bêtes les enchantent.
Donc, je tenais beaucoup à ce vase. Il est mort.
J'arrivai furieux, terrible, et tout d'abord :
- Qui donc a fait cela ? criai-je. Sombre entrée !
Jeanne alors, remarquant Mariette effarée,
Et voyant ma colère et voyant son effroi,
M'a regardé d'un air d'ange, et m'a dit : - C'est moi. [Hugo10]

1903 [Hugo, Victor]. *Ai chen*. Lu Xun yi [ID D12565].
Luo Peng : Lu Xun schreibt im Nachwort : "Assez souvent l'homme est victime de son fanatisme, de ses habitudes et de son milieu. Ainsi le dogme religieux peut tuer, les lois peuvent étouffer, le milieu peut opprimer. L'auteur a parlé de la religion dans *Notre-Dame de Paris*, de la justice dans *Les misérables* et ici, dans cet article, du milieu. Fantine, un des personnages des Misérables, est née pauvre, sans recours. Qui plus est, elle a le tort de donner jour à un enfant. Quel malheur pour elle d'être mère. Elle se trouve prise dans le piège tendu par und société cruelle... Hélas ! Ces pièges, nous les retrouvons partout dans le monde, en Asie comme en Europe !... Si Hugo vivait encore, pourrait-il s'arrêter de décrire ces misères ? Quand le pourrait-il ?" Ainsi, l'histoire de Fantine, voire celle de tout le roman des *Misérables* est une protestation contre la cruauté sociale aux yeux de notre futur grand écrivain. Lui-même se sent opprimé par une société injuste, étouffé par son milieu et par des règles morales hypocrites. La société chinoise de l'époque lui apparaissait comme un monstre qui dévorait les hommes. C'est ce qu'il exprimera plus tard dans son roman *Le journal d'un fou*. Evidemment Lu Xun croyait avoir trouvé un frère d'esprit chez Hugo, qui parle en faveur des faibles. [Hugo7]

1903 [Hugo, Victor]. *Can shi jie*. Su Zigu [Su Manshu], Chen Youji [Chen Duxiu] yi. [ID D21048].
Shen Dali : La traduction des *Misérables* de Hugo est une adaption libre en chinois semi-classique. L'essentiel est que sa création, dans la traduction, a souligné le rôle de la conscience humaine face à l'injustice sociale, idée directrice de l'oeuvre original de l'écrivain français et a contribué à faire sauter la féodalité séculaire en Chine. Pour que l'oeuvre de Hugo soit plus accessible au lecteur chinois, les deux traducteurs ont adopté les formes du roman chinois traditonnel, en commençant chaque chapitre par des clichés copulatifs ou des adages populaires, et ils ont donné des noms sinisants aux personnages français du roman. C'est ainsi que Jean Valjean est devenu Jin Huajian, qui occupe une place prépondérante dans le roman, et Myriel, l'évêque Meng. Bien que Su Manshu ait dans la traduction pris beaucoup de liberté, il a été le premier à faire connaître en Chine un grand humaniste occidental et son oeuvre philanthropique, ce qui n'a pas manqué de galvaniser la jeunesse chinoise dans sa lutte contre l'absolutisme mandchou et pour l'avènement d'une république populaire. [Hugo6]

1905 [Hugo, Victor]. *Xia nu xue*. Bao Tianxiao yi [ID D21040].
Shen Dali : Le premier vrai traductor du roman hugolien est Bao Tianxiao. Il a traduit *Bug Jargal* de Victor Hugo. Sans doute, le choix d'un tel roman de Hugo montre bien le motif du traducteur : la quête de liberté qui était l'un des grands soucis de l'intelligentsia chinoise au début du XXe siècle. [Hugo6]

1907-1935 Zeng Pu übersetzt von Victor Hugo : Les travailleur de la mer, Marie Tudor, Ruy Blas, Hernani, L'homme qui rit, Cromwell, Marion de Lorme, Quatrevingt-treize, Le roi s'amuse, Les jumeaux, Angelo, Tyran de Padoue, Le théâtre en liberté, Notre-Dame de Paris u.a.
In : Aying. *Wan Qing wen xue cong chao : yu wai wen xue yi wen juan* [ID D21022].

Zeng Pu schreibt : "J'ai lu et relu *Ruy Blas*. Hugo a dit dans cette pièce tout ce que je pense. Car le monde dans lequel nous vivons, où la corruption a gagné la quasi-totalité des fonctionnaires, où les seigneurs de guerre tyrannisent les honnêtes gens, ne me rappelle que trop bien l'époque de Charles II, en Espagne".

Luo Peng : Zeng Pu arriva vite à acquérir une meilleure compréhension de Hugo que ses collègues. Quand les autres ne s'intéressaient qu'aux oeuvres romanresques du grand romantique, il découvrit son théâtre. Zeng Pu comprenait bien le rôle que Hugo avait joué dans la réforme du théâtre français et l'importance de cette réforme pout toute la vie littéraire des années 1930 du XIXe siècle. C'est alors qu'il établit le projet ambitieux de traduire toutes les oeuvres dramatiques de Hugo. Composé de 13 pièces son projet est tout proche d'un théâtre complet. Il déclara son ambition dans sa revue *Zhen shan hei*. Malheureusement il n'a pu achever que la traduction de quatre pièces entre 1927 et 1934 : Hernani, Ruy Blas, Lucrèce Borgia et Angelo. [Hugo8,Hugo9,Hugo7,Hugo2]

1917 Chen, Duxiu. *Wen xue ge ming lun* [ID11258] :
Chen schreibt : "Die europäische Kultur hat freilich viel der Politik und der Wissenschaft zu verdanken, doch auch nicht weniger der Literatur. Ich habe das Frankreich von Rousseau und Pasteur lieb, aber noch mehr das von Goethe und Hauptmann ; ich liebe das England von Bacon und Darwin, aber noch mehr das von Dickens und Wilde. Ist unter unseren heldenhaften Literaten jemand da, der den Mut hat, ein Hugo oder Zola, ein Goethe oder Hauptmann, ein Dickens oder Wilde zu werden ?" [Jean-Jacques Rousseau, Louis Pasteur, Johann Wolfgang von Goethe, Gerhart Hauptmann, Francis Bacon, Charles Galton Darwin, Victor Hugo, Charles Dickens, Oscar Wilde, Emile Zola]. [YanW1:S. 29]

1924 Liu, Yanling. [*Panorama de la littérature française du XIXe siècle*]. [ID D21051].
Luo Peng : L'auteur indique, probablement pour la première fois en Chine, quelques défauts du roman de Victor Hugo. Tout en admettant que Hugo était un grand artiste de roman et de poésie, je pensait que les romans de Hugo avaient pour principaux défauts d'avoir des chapitres de longueur inégale, des anecdotes invraisemblables et même ridicules. C'est pourquoi on lui reprochait de laisser le sentiment l'emporter sur la raison. M. Liu osa même dire : "Hugo est un auteur qui manque de capacité de raisonnement." Ce propos, emprunté évidemment à la critique occidentale contemporaine, montre tout de même que l'on cherchait déjà à se dégager quelque peu de l'admiration totale des premiers jours. [Hugo7]

1929 [Hugo, Victor. *Pendant l'exil*]. Zhang Jingsheng yi [ID D21050].
Luo Peng : Zhang en fit un éloge chalereux dans sa préface : "Pendant ces dix-neuf ans d'exil Hugo ne passait pas une minute sans se soucier de la liberté et de la République. Il ne voulait jamais s'incliner devant Napoléon III même quand la sécurité de sa vie et de sa famille était menacée." Il admirait Hugo d'autant plus que l'écrivain français avait condamné les armées anglaise et française pour leur pillage commis au Palais d'été de l'empereur chinois : "Pendant son exil Hugo devenait le guide de toutes les nations faibles. En 1861, lors de la guerre de l'union anglo-française contre Beijing, il a condamné ce dombat en disant qu'il avait pour but le partage du butin. Nous voyons par là que sa bienveillance et sa générosité sont sans limite." [Hugo7]

1930 [Hugo, Victor]. *Ke lian de ren*. Xiao'e zhu ; Fang Yu, Li Dan yi [ID D21052].
Luo Peng : La traduction *des Misérables* est complète et de bonne qualité, ne refroidit guère l'ardeur de ceux qui voulaient lier leur nom au grand ouvrage. [Hugo7]

1931 [Hugo, Victor]. *Jiu shi san nian*. Yuguo zhu ; Zeng Pu yi [ID D21053].
Luo Peng : Zeng Pu était fasciné par *Quatrevingt-treize* von Victor Hugo et le préfaça. Il disait : "Aucune oeuvre de Hugo ne vise le vide. On voit dans chaque livre une de ses réflexions importantes, faites dans l'intérêt de l'humanité. *Notre-Dame de Paris* a trait à sa réflexion sur la religion, *Les misérables* à celle sur les lois, *Les travailleurs de la mer* à celle sur la vie, *L'homme qui rit* à celle sur les classes." Ces jugements, trop sommaires pour être vraiment intéressants, se fondent pourtant sur une idée qui s'avère juste : ne pas réduire un grand auteur à une seule facette, tâcher de découvrir toutes les richesses de ses oeuvres. Qu'est-ce qu'il voit dans Quatrevingt-treize ? Il affirmait : "Quel est la réflexion de *Quatrevingt-treize* ? En un mot, l'humanisme. Si on résume ce livre en une seule phrase, ce sera celle-ci : que nous ne perdions pas notre coeur chaud." Li continuait : "Ceux qui ne croient pas à la religion n'ont pas la compétence de lire mon *Quatrevingt-treize*. Ceux qui ne se munissent pas d'une intelligence politique n'en ont pas le courage... *Quatrevingt-treize* est la cloche qui réveille, les grands hommes de nos jours doivent le lire. L'oeuvre est l'étincelle qui allumera un feu, les héros à venir ne doivent non plus la manquer." [Hugo7]

1935 Feiern zum 50. Todestag von Victor Hugo in China.
Mao Dun publiziert Studien zu *Les misérables* und *Hernani*. Shen Baoji publiziert Studien zu *Les misérables* und gibt eine Anthologie der Gedichte von Hugo heraus. Ma Songrong schreibt : "Victor Hugo, grand romancier français", "Victor Hugo vu par les français d'aujourd'hui", "Victor Hugo vu par Henri Barbusse". [Hugo2,Hugo9]

1936 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Li Jingxiang yi. [ID D14241].
Luo Peng : Li Jingxiang schreibt im Vorwort zu seiner Übersetzung von *Les misérables* von Victor Hugo : "Le père de Hugo était militaire. Dans son enfance Hugo avait été influencé par un vieux prêtre. Ainsi, dans son esprit furent semés deux grains : la loi et la religion. Il était partisan du droit du peuple, mais vivait malheureusement dans la société du XIXe siècle où dominaient la noire misère, le désordre, la médiocrité et la pauvreté. C'est pourquoi dans ce livre il montre tous les crimes produits par le système et met en lumière sa foi religieuse." Tout en indiquant le refus du système social qui entraîne la misère, le traducteur insiste sur un élément important de la pensée hugolienne : sa confiance en la religion. Il précisait : "Dans ce livre Hugo raconte l'histoire d'un forçat dont les crimes n'ont d'autres origines que la faim. Enfin il abandonne la vie terrestre pour entrer dans l'univers de la religion. *Les misérables* sont punis pour leur crimes, lesquels sont produits exclusivement par la société, par son système. Les lois ne peuvent décider du sort de l'homme. Il faut laisser agir la religion qui résoudra le problème en convertissant l'homme." Li Jingxiang – qu'il soit chrétien ou non, peu importe – indiquait avec raison la demension de la foi dans l'oeuvre, dimension importante sur laquelle on préférait faire le silence. [Hugo7]

1952 150. Geburtstag von Victor Hugo.
Guo Moruo schreibt "Pour la paix, la démocratie et le progrès", hommage à Victor Hugo. Chu Tunan schreibt im *Quodidien de la Chine nouvelle* den Artikel "Hommage à Victor Hugo, Léonard de Vinci, Nicolas Gogol". Hong Shen schreibt "Fêtons le cent cinquantenaire de Victor Hugo". Wen Jiashi schreibt "La poésie de Victor Hugo".
Die Beijing Library organisiert eine Ausstellung über Hugos Leben und Werk.

Mao, Dun. *Wei shen me wo men xi ai Yuguo de zuo pin* [ID D21065].
Wong Tak-wai : The article merely pointed out that Hugo's popularity in China was due to the Chinese poeople's identificatory acceptance of what he condemned and paid tribute – they sympathized with his characters, the awareness of whose strengths and limitations contributed toward their critical adoption of the progressive and abandonment of the incongruous elements.
Shen Dali : Mao Dun a indiqué que la popularité de Hugo était en Chine due au caractère de l'écrivain qui savait bien qui aimer et qui condamner, et que le peuple chinois appréciait beaucoup cette conscience nette du bien et du mal, et du beau et du laid. [Hugo6,Hugo5,Hugo9]

1979 Kuang, Xing. *Ping Hugo de chang pian xiao shuo 'Beican shi ji'*. In : Wai guo wen xue ping lun ; no 1 (1979). [Artikel über *Les misérables* von Victor Hugo].
Wong Tak-wai : To the Chinese scholars, *Les misérables* is primarily a chronicle reflecting the political and social conditions of the early decades of nineteenth century France, being valuable for its angry and forceful protest against the corrupt system which deprives the poor of the right to life and against the law and moral of the evil capitalist society. The major drawback they find in the novel ist that Hugo failed to locate and analyse the source of the social problems, be it hunger or crime, - the capitalist system – and placed too much emphasis on the power of human virtues as effective remedies for social misfortunes. [Hugo5]

1981 Internationales Symposium über Victor Hugo in Changsha (Hunan). [Hugo2]

1982 Ba, Jin. *Au fil de ma plume* [ID D21035].
"Je veux écrire pour exprimer mes sentiments d'amour et de haine ; sinon mon coeur de jeune homme sera flétri... C'est à Paris que j'ai appris à écrire des romans, grâce à Emile Zola et à Victor Hugo ; j'y ai appris la justice, l'amour et la haine... ". [BaJ10]

1983 *Marie Tudor* von Victor Hugo erscheint als Fernsehserie in China. [Hugo2]

1983 Liu, Mingjiu. *Yuguo chuang zuo ping lun ji* [ID D21054].
Wong Tak-wai : First important collection of materials relating to the critical reception of Victor Hugo in China. The proceedings cover topics as historical meaning (*Hernani*), humanism (*Les misérables*, *Quatrevingt-treize*), romanticism (*Notre-Dame de Paris*), characterization techniques (*Notre-Dame de Paris*, *Quatrevingt-treize*), and literary concepts of Hugo. A chronicle of Hugo's life and works and an index to Chinese writings on Hugo.
Cao Rangtings 'Preface' provided some data about the publication of Hugo's works in Chinese and pointed out the controversial issues raised among Chinese scholars in their discussion of his works, namely, how to achieve accurate understanding of Marx and Engels' evaluation of Hugo, how to define Romanticism as a ‘creative method’ or 'writing strategy', how to determine to what extent Hugo accomplished as a Realist writer, how to evaluate the merits and drawbacks of Hugo's Humanism as reflected in his works, how to interpret Hugo’s fictional characters as metaphors or prototypes in light of his evolutionary world-view and his narrative strategy, and how to place Hugo's Romantic treatment of themes and scenes in a proper perspective for reference by the proletariat socialist writers. [Hugo5]

1985 Feiern zum 100. Todestag von Victor Hugo.
Zugegen sind Ai Qing, Zhu Ziqing, Ye Shuifu, Lin Lin.
Colloque an der Beijing-Universität : Zugegen sind Wen Jiashi, Luo Dagang, Sheng Cheng.
Ai Qing sagt : "Il est l'un des écrivains les plus populaires parmi les lecteurs chinois. Il a peut-être été le meilleur poète, dramaturge, romancier, critique artistique et commentateur politique de son temps, également un peintre de talent. La richesse culturelle qu’il a léguée s'est répandue bien au-delà de la frontière française, richesse dont bénéficie toute l'humanité. Ses idées humanistes et son style romantique ont frappé et frappent toujours le coeur des lecteurs."

Wen Jiashi sagt : "Dans la poésie de Hugo, on trouve des échos aux grands évènements politiques de la France au XIXè siècle et des éloges chaleureux de ce qui est universellement humain. Il a témoigné de la sympathique envers les masses laborieuses et les nations opprimées dans la perspective d'une meilleure société marquée par la liberté, la paix et le progrès....On a toutes les raisons de considérer l'oeuvre poétique hugolienne comme l'encyclopédie de la poésie française du XIXè siècle."

D'après le professeur Luo Dagang, Victor Hugo est un grand poète du peuple. Il est une montagne et le peuple l'océan. Rien de plus naturel que la montagne soit mariée à l'océan. En effet, le poète Hugo a toujours été de coeur avec le peuple, il se prononçait toujours pour les peuples en lutte contre leurs oppresseurs.

Et le professeur Chen Zhanyuan a fait lire son intervention intitulée : "Hugo et Balzac". A ses yeux, Balzac romancier et Hugo poète n'utilisent pas le même langage. ....Ces deux écrivains qui diffèrent du tout au tout du point de vue du style, se pendent néanmoins tous deux sur la misère des hommes.

Pour Mme Xiao Man, rédactrice du magazine 'Le Théâtre étranger', Victor Hugo avait fait de méritoire de révolutionnaire dans le théâtre français. Il a tout rénové : contenu, style et forme... Le théâtre hugolien est celui qui recherche le naturel et le vrai. Il en fit une tribune où l'on dénonçait les vices de la société...

M. Liu Mingjiu, principal auteur d'un ouvrage monumental 'L'Histoire de la littérature française', a consacré un gros chapitre entier à Victor Hugo. Dans sa thèse, il a considéré V. Hugo comme le chantre de la nation française et un représentant de l'humanisme du XIXe siècle en matière d'art et de littérature. Avec ses romans et oeuvres dramatiques, Hugo a révélé pleinement le niveau et la force du romantisme et proclamé les grands thèmes de la société : despotisme et droits de l'homme, iniquité et justice, misère et fortune, révolution et humanisme. Il a su unir parfaitement le romantisme et le réalisme, en donnant ainsi un bel exemple à la littérature mondiale. Son exemple devra encourager sans aucun doute nos écrivains d'aujourd'hui à se mettre au diapason de la marche en avant de notre époque. [Hugo8]

1989 Wong, Tak-wei. *Victor Hugo in China* [ID D21040].
Wong Tak-wai : Such important aspects as Hugo's literary concepts and aethetics, Hugo as a Romantic or/and Realist writer, Hugo's humanism, the role of history and revolution and the use of anti-thesis as structuring strategy in Hugo's works are covered in the Chinese studies, much attention has been directed primarily to ideological readings of *Notre-Dame de Paris*, *Les misérables*, *Quatrevingt-treize* and *L'homme qui rit*. Generally speaking, the critical positions assumed by Chinese scholars are based on Marx-Engels' open remarks on Hugo's 'wrong attitudes' towards the changing political realities of nineteenth century France, either as guidelines for exploration of the limitations of his novels or as references for explanation of the strategies adopted in his narratives. Most of them attempt to align Hugo's 'progress' from royalism to jacobinism to republicanism with his writing career moving from romanticism to realism. They have adopted terms like 'progressive romanticism', 'critical realism', 'revolutionary humanism', 'abstract humanism', 'pseudo-classicism', 'utopian socialism', etc. To explicate and evaluate Hugo's merits and inadequacies as a writer. To them, the greatness of Hugo lies in his explicit attacks on the corrupt feudal society, on the inhumane capitalist society by exposing their evils and vices and their subsequent effects on ordinary people, in his deep sympathy toward the oppressed and the suffering, and in his moral support of the poor's struggle or revolution against the ruling class, the institution. Hence Hugo's humanism, which gives his works immensely moving power and justifies to a certain extent his romantic tendency toward fantasy and hyperbole, is understood to have emerged from his deep-felt revolt against all forms of tyranny, the monarch or the church, materializing into his promotion of human good and love as ultimate solution to social misfortunes. To the Chinese scholars, Hugo's belief in the ultimate triumph of good over evil distorts the tragic reality of the poor as it directs one away from the cause of such an existential misery. [Hugo5]

1999 Shen, Dali. *Les amoureux du lac : sous le soleil de Mao* [ID D21055].
Shen Dali : Peu de temps avant d'être emprisonné, au cours de la soi-disant révolution culturelle déclenchée par Mao, j'ai lu, dans mon trou d'araignée, non loin de la Cité interdite, *Les misérables* qui me bouleversait et une fois enfermé entre quatre murs, l'image de Jean Valjean réapparaissait devant mes yeus. Je pensai à un ami, un étudiant francophone de l'Université de Pékin qui avait subi presque le même sort que le bagnard français, mais au XXe siècle, dans la Chine moderne... J'ai toujours pensé que j'écrirais un jour l'histoire misérable de Jean Valjean chinois de l'époque de Mao. Cette histoire soulève plusieurs questions restées sans réponse en Chine et que Victor Hugo avait déjà posées en son temps sur les droits du citoyen sous un règime totalitaire. Mais, aucun éditeur chinois n'aurait alors osé publier même à la fin de la Révolution culturelle un pareil ouvrage contestant l'autorité absolue de Mao. Inspiré par Jean Valjean, personnage hugolien qui a passé 19 ans au bagne de Toulon, pour avoir volé un pain, afin de nourrir ses neveux, j'ai achevé mon roman intitulé *Les amoureux du lac* qui retrace l'histoire véridique de ce droitier chinois de 1857 puni pendant und vingtaine d'années pour le même genre de délit absurde. [Hugo6]

2002 Feier zum 200. Geburtstag von Victor Hugo an der Zhongshan-Universität.
Anwesend sind der französische Botschafter Pierre Morel und Marie Hugo, Urenkelin von Victor Hugo.
L'Université des langues étrangères de Beijing organisiert mit Mitwirkung der Französischen Botschaft und acht weiteren Institutionen ein Kolloqium mit Reden von Shen Dali, Chen Naifang und Chen Haosu in Beijing.
Ausstellung "The art and life of Victor Hugo" in der Guangdong Art Gallery in Guangzhou.
Aufführung der Komödie Notre-Dame de Paris im Grand Palais du Peuple in Beijing.

Reden :

Shen, Dali. *Victor ou le retour du penseur en exil*.
Cher amis,
Voilà deux cents ans naissait Victor Hugo, qui demeure l'écrivain français le plus célèbre dans le monde. Cette année, on célèbre le Bicentenaire de sa naissance et le 25 février dernier, j'ai été invité à Besançon, sa ville natale, pour assister au dévoilement de l'inscription dédicace sur la maison du poète et à la soirée organisée à sa mémoire par le Ministère français de la Culture. J'ai pu donc voir comment la France vit à l'heure de celui dont l'oeuvre devient son "monument national". Cette célébration trouve un écho retentissant à Pékin, dans la manifestation à laquelle vous êtes invités à participer aujourd'hui, témoignant que les idéaux de Victor Hugo ont une valeur universelle et qu'ils conservent toujours leur modernité.
Les Chinois sont à jamais reconnaissants envers Victor Hugo qui a été un des rares écrivains occidentaux à condamner le sac du Palais d'été. A ce sujet, S.E.M. Pierre Morel, Ambassadeur de France en Chine, a écrit dans son article publié dans la Revue des Deux Mondes :
"La profusion du faste et le regain du danger engendrent une folie
destructrice que Victor Hugo fustige depuis son exil de Guernesey."
En effet, du temps de l'expédition franco-anglaise, Victor Hugo était exilé dans l'île de Guernesey, après son expulsion de Jersey par les Autorités britanniques sous la pluie. Les années de Jersey et de Gernesey ont été très dures. Pour nourrir sa famille, Victor Hugo a fait semer des haricots dans son jardin, mais, hélas, les oies de son voisin sont venues déterrer et manger les grains et c'était "la fin des haricots." En 1856, avec le produit de la vente des "Contemplations," il a acheté une maison que l'on disait hantée à Guernesey. Comme l'île appartenait à la Grande-Bretagne, Victor Hugo se voyait dans l'obligation de donner annuellement deux poules à Victoria 1ère, austère reine d'Angleterre. Ainsi, son exil a-t-il duré environ dix-neuf ans, avec toute sa lourdeur, son isolement dans l'âpre nuit sur l'écueil... Pourtant, il disait en privé : "Décidément, j'aime l'exil." Parce qu'il aimait la rêverie, la sauvagerie...
Dans "Jinpingmei" ou "Fleur en fiole d'or", grand classique de la littérature chinoise, il y a un adage qui perce à jour la poussière rouge de ce bas-monde en disant :
"Quand l'heure vient, qui ne vient pas.
Quand l'heure ne vient pas, qui vient!"
Eh bien, Victor Hugo est justement un penseur qui ne vient pas quand l'heure vient. A contre-courant, il vient quand l'heure ne vient pas. On sait que Victor Hugo a soutenu la candidature de Louis-Napoléon à la présidence de la République et que celui-ci a été élu en décembre 1848. Mais au coup d'Etat du 2 décembre 1851, il a essayé d'organiser une résistance dans la rue et publié un pamphlet accusateur : "Napoléon le Petit". Recherché par la police impériale, il a dû gagner Bruxelles avec un faux passeport. Il a choisi lui-même la proscription pour protester contre le nouveau despote.
"je trouve de plus en plus l'exil bon; j'y mourrai, mais accru "répétait-il.
On n'ignore pas non plus qu'en 1871, Victor Hugo était contre la Commune de Paris dans l'application. Néanmoins, lorsque Thiers réprimais les Communards dans le sang, il déclarait dans "L'Indépendance belge" :
"Quant à moi, je déclare ceci : Cet asile, que le Gouvernement belge refuse aux vaincus, je l'offre. Où? en Belgique. Je fais à la Belgique cet honneur. J'offre l'asile à Bruxelles. J'offre l'asile place des Barricades, No 4..." A la suite de cet article, le gouvernement belge a pris un arrêté enjoignant "au sieur Hugo, homme de lettres, âgé de soixante-neuf ans ... de quitter immédiatement le royaume, avec défense d'y rentrer à l'avenir..." De nouveau expulsé, Victor Hugo s'est rendu au Luxembourg. Vous voyez, Victor Hugo est un poète anti-conformiste, qui venait quand l'heure ne venait pas et à maintes fois, il a pris le chemin de l'exil sa vie durant. Il est devenu le personnage dont il avait tant rêvé et qui est le proscrit à la Jean Valjean comme il le dit dans "Les Contemplations" :
"Le banni, debout sur la grève,
Contemplant l'étoile et le flot..."
Contempler, c'est rêver, c'est ouvrir le visible à l'invisible.
Léon Daudet, son petit gendre disait de lui :
"Hugo ne réfléchissait, comme beaucoup d'hommes, que quand il souffrait. La souffrance lui apportait, avec la méditation, une certaine concision..." Ou encore, "Hugo est admirable tant qu'il a dans le coeur une blessure..."
Hugo s'est donné un nom : "Olympio" qui incarne le calme supérieur auquel l'esprit et le coeur sont parvenus, au dessus des agitations humaines. Et dans "La Légende des siècles," il écrit :
"Rendez-vous compte de l'état de mon esprit dans la solitude splendide où je vis, comme penché à la pointe d'une roche, ayant toutes les grandes écumes des vagues et toutes les grandes nuées du ciel sous ma fenêtre..."
La roche était bien expressive comme lieu de bannissement et les battements des flots de la mer agrandissaient sa pensée, le portant vers les méditations philosophiques d'un voyant.

Ce qui m'a surtout frappé dans la métaphysique poétique de Victor Hugo, c'est cette image-idée de "L'araignée" qu'il a évoquée en 1856 dans "Les luttes et les rêves" et puis dessinée sur un livre de voyage au cours de son séjour au Luxembourg en 1871. Dans sa description, il affirme que l'araignée est la triste captive de son guet-apens parce qu'elle est prise dans son propre oeuvre formant de "fatals noeuds." Cela me fait penser au ver à soie qui tisse laborieusement son cocon et qui se trouve finalement enfermé lui-même dedans. N'est-ce pas là une illustration originale du phénomène "aliénation"!

Henri Guillemin, célèbre critique littéraire français dit que Victor Hugo ressemblait à Karl Marx quand il a laissé pousser sa barbe dans son exil à Guernesey. Y a-t-il lieu de dire ici que Victor Hugo a découvert une loi universelle qu'est l'aliénation dans la Nature et au sein de la société humaine, à la même époque que Karl Marx, qui certes, l'a expliquée plus systématiquement dans le chapitre "Le fétichisme de la marchandise" de son Capital? A partir du même principe, Victor Hugo critique aussi le matérialisme mécanique. Là-dessus, je crois qu'on aurait intérêt à relire "La Légende des siècles" avec un regard tout neuf. Dans cette oeuvre épique, l'auteur indique que le progrès matériel n'est qu'une modalité de l'ascension vers la lumière et qu'une victoire sur la pesanteur et l'immobilité est signe de progrès moral. Toute la vision du progrès de Victor Hugo part de là. Si bien qu'il dit que le progrès ne peut être qu'un lumineux désastre. Selon sa logique, si l'homme s'enfonce dans la matière à présent, il lui faut absolument s'en libérer dans l'avenir. Chez lui il existe toujours cette antithèse entre "Les Rayons et les ombres," cette contradiction entre le mythe de l'âge d'or et le mythe du progrès, et elle se poursuit dans toute son oeuvre poétique et picturale. Contemplateur, il nous met en garde que "L'envie est dans le fruit, le ver est dans la gloire." On comprend pourquoi certains disent que Victor Hugo est un rêveur qui a peur du rêve. Quand on considère les problèmes de la société moderne, peut-on nier que la pensée de Victor Hugo ne soit toujours d'une grande actualité, au tournant du nouveau millénaire. Sous cet angle, "Olympio" reste pour nous un grand écrivain à découvrir dans toute la profondeur de ses idées philosophiques.

A cet égard, "Booz endormi", un poème des "Contemplations" nous apprend comment Victor Hugo indique à l'espèce humaine le sens du chemin à suivre :

"Quel dieu, quel moissonneur de l'éternel été
Avait, en s'en allant, négligemment jeté
Cette faucille d'or dans le champ des étoiles."

Ne voit-on pas là, à travers la métaphore de la "faucille d'or," le signe d'une rencontre mystérieuse entre le ciel et la terre, c'est-à-dire, une harmonie entre le ciel et l'homme, réalisation du vieux rêve de Zhuangzi le taoïste?

Et il me semble entendre de nouveau la voix douce de Sami, doyenne de la Comédie française, qui déclamait "Stella" avant qu'on ne dévoile l'inscription dédicace apposée sur la maison natale de Victor Hugo à Besançon :

"J'ouvris les yeux, je vis l'étoile du matin.
Elle resplendissait au fond du ciel lointain...
C'était une clarté qui pensait, qui vivait;
Elle apaisait l'écueil où la vague déferle;
On croyait voir une âme à travers une perle..."

Ici, il s'agit d'une perle, et non pas d'une "araignée". Car à travers une toile d'araignée, on voit un phénomène que l'on appelle "aliénation".

Merci de votre attention!

Chen, Naifang. *Victor Hugo est un monument universel de culture*.
Excellences
Mesdames, messieurs,
Chers amis,
A l'occasion de la célébration du bicentenaire de la naissance de Victor Hugo, c'est un profond honneur pour moi d'ouvrir aujourd'hui une grande journée à la mémoire de l'un des grands écrivains français du 19e siècle.
Tout d'abord, je voudrais exprimer au nom de l'Université des Langues étrangères de Beijing et en mon nom personnel, mes souhaits de bienvenue les plus chaleureux à tous les invités ici présents.
Je suis particulièrement touchée par la présence de Messieurs les Professeurs Franck Laurent, Pierre-Jean Dufief et son épouse, ainsi que celle d'une délégation de l'Association franco-chinoise d'Echanges culturels, conduite par son président M.Wang Minguang : ils sont spécialement venus de Paris à Beijing pour participer à cette célébration. Je souhaite la bienvenue à nos compatriotes comme à nos amis français!
Je tiens à remercier l'Ambassade de France en Chine pour son soutien efficace, et notamment Son Excellence monsieur l'Ambassadeur Pierre Morel, qui nous honore de sa présence.
La présente manifestation constitue l'une des activités commémoratives consacrées à Victor Hugo et qui se déroulent cette année en France et dans le monde. Non seulement nous allons jeter un regard en arrière, mais aussi nous en tirerons des enseignements pour l'avenir.
Incontestablement, Victor Hugo est une grande figure de la littérature française. A sa longévité répond la profusion de son oeuvre, qui fait partie du patrimoine culturel de la France et du monde. André Maurois, le biographe d'Olympio, a conclu dans "La vie de Victor Hugo" :
Les décades passèrent. Le temps, qui ensevelit coteaux et collines, respectent les sommets. Au-dessus de l'océan d'oubli qui a englouti tant d'oeuvres du XIX e siècle, l'archipel Hugo dresse fièrement ses hautes cimes couronnées de riches images.
Chef de file du romantisme français, le poète Hugo est un prophète qui guide les hommes vers la liberté, la sagesse et le bonheur. Poète, il est aussi romancier et dramaturge; le public chinois ignore que cet écrivain, est en outre dessinateur, photographe, décorateur, graveur et même menuisier et ébéniste...Comme Léonard de Vinci, il appartient à ces rares génies de l'humanité à avoir eu cette puissance créatrice dans des domaines si divers. Aujourd'hui, nous avons organisé
Une exposition sur les dessins de Victor Hugo, laquelle intéressera, je crois, ceux qui aiment son art .
Victor Hugo est un grand penseur humaniste. Son oeuvre constitue un ensemble où se rencontrent tous les soucis que pouvait avoir il y a plus de cent ans un homme épris de progrès, tous les sentiments, toutes les émotions qu'il pouvait ressentir. Il est pour le peuple et ses héros sont essentiellement des enfants, des femmes, des faibles et des bannis de la société. Il dénonce l'exploitation dont sont victimes les travailleurs, se révolte contre le pouvoir personnel et se met du côté des humbles et des peuples opprimés. Il désire la paix et chante la liberté. Pendant son exil, en apprenant les crimes commis par l'expédition franco-britannique à Pékin en 1860, il a témoigné de la sympathie pour le peuple chinois. De nos jours, au Jardin de la Clarté parfaite de Beijing, réduit en ruines par ce pillage sauvage, est affiché un extrait d'une lettre datant du 25 novembre 1861 dans laquelle Hugo a condamné impitoyablement la barbarie des deux vainqueurs. Il espérait qu'un jour viendrait où la France délivrée et nettoyée, renverrait ce butin à la Chine spoliée. Voilà une des raisons pour lesquelles Victor Hugo, qui ne connaissait pas la Chine, est pourtant bien connu et bien aimé du peuple chinois.
Quand on se demande si la France a un grand homme universel et une oeuvre immortelle comme l'Espagne a Don Quichotte et Cervantès, comme l'Angleterre a Shakespeare, comme l'Italie a Dante, le nom qui vient tout de suite à l'esprit, c'est Victor Hugo, l'auteur des Misérables. M. Alain Decaux, académicien et historien français, a affirmé à juste titre l'universalité et la popularité de son oeuvre :
Un américain d'aujourd'hui ne sait rien de Louis XI. Il connaît Quasimodo. Un Chinois d'aujourd'hui ignore tout de Louis-Philippe mais il vibre au malheur de Jean Valjean.
Il n'est jamais venu en Chine, un pays si lointain pour lui, mais son ¡°complexe Chine¡±est bien connu. Pendant son exil à Guernesey, il décora de ses propres mains ¡°un salon chinois¡± pour son amie Juliette Drouet : on y découvre des apsaras volantes et de nombreux personnages chinois, colorés et vivants, pleins de charme oriental.
On peut dire que Victor Hugo est l'un des écrivains étrangers les plus lus en Chine depuis un siècle. Par l'intermédiaire des premiers traducteurs chinois, en 1903, c'est-à-dire moins de 20 ans après sa mort, est apparue la première traduction des Misérables et le nom de son auteur est connu de tout un chacun chez nous.
Un siècle, deux siècles, tout ce décalage ne doit pas ternir sa mémoire. Aujourd'hui, l'oeuvre de Victor Hugo devient un monument culturel universel. Classique, mais il n'en reste pas moins notre

contemporain. Il conserve toujours sa modernité dans le monde d'aujourd'hui. C'est pour cette raison que nous sommes réunis ici pour rendre hommage à ce prophète et puiser de l'inspiration dans sa source intarissable.
A l'heure actuelle, le monde se trouve en voie de globalisation. Dans ce courant historique, il apparaît autrement important de préserver l'identité culturelle de chaque nation, de chaque peuple et de sauvegarder la diversité des cultures dans le monde. Je crois que, et le peuple chinois, et le peuple français reconnaissent cette nécessité et cette mission qui nous incombe à nous tous.
J'espère que cette célébration du bicentenaire de la naissance de Victor Hugo pourra offrir à chacun de nous un sujet de réflexion et je vous souhaite une agréable journée.
Merci de votre attention !

Chen, Haosu. *Victor Hugo : précurseur de l'Amitié sino-française*.
Madame la Présidente,
Son Excellence Monsieur l'Ambassadeur,
Mesdames, messieurs,
Chers amis,
Grand poète, romancier et dramaturge français, Victor Hugo est le chef de file du romantisme du 19ème siècle et un géant de littérature de dimension universelle. Cette année marque le bicentenaire de sa naissance, aussi, le Ministère français de la Culture a décidé de la baptiser l'Année Victor Hugo. Comme les divers milieux chinois éprouvent de l'amitié pour le peuple français et un profond respect pour les pensées et l'oeuvre de Hugo, ils organisent à cette occasion de multiples manifestations aussi riches que variées. Nous voulons commémorer ce grand maître de la littérature et rendre hommage au peuple français qui a su le faire grandir.
Génie de la littérature, Hugo commence à écrire des poèmes dès l'âge de neuf ans. Tout jeune, il s'affirme déjà comme un écrivain connu dans la société française. Il garde par ailleurs sa puissance créatrice jusqu'au jour de sa disparition, à l'âge de 83 ans. En plus de soixante ans, il a écrit et laissé derrière lui de nombreux ouvrages : poèmes en vers et en prose, romans, pièces de théâtre. Ses ouvrages, tels que « Notre-Dame de Paris », « les Misérables », « l'Homme qui rit » et « Quatre-vingt-treize », passionnent un public très étendu dans le monde entier. Ils peuvent être considérés comme les plus grands chef-d'oeuvres de toute l'Humanité et méritent à ce titre d'être reconnus par les futures générations. Ses romans illustrent pleinement l'esprit de fraternité des hommes, témoignent de la compassion envers la souffrance du peuple victime de l'oppression, dévoilent les atteintes de l'injustice sociale à la dignité des humbles et éveillent par conséquent la conscience des lecteurs en vue d'éliminer l'injustice sociale de ce monde. Son oeuvre dépasse en ce sens l'époque de Hugo et est revêtue d'une valeur éternelle.
Prenons l'exemple des Misérables qui ne sont pas étrangers aux lecteurs chinois. C'est un roman monumental. Hugo y raconte avec émotion les malheurs dont souffrent les couches inférieures de la société à son époque, les femmes et les enfants en particulier. Il exalte la compassion chez les gens ordinaires pour mieux condamner la cruauté et l'insensibilité de la société. Cette nette distinction chez Hugo entre ce qu'il aime et ce qu'il hait a profondément et durablement impressionné les lecteurs. Hugo y exprime par ailleurs sa vision historique progressiste. Ce roman part du matériel pour arriver au spirituel, dit-il. Pour lui, dans le monde matériel de son temps, rempli de crimes et d'hypocrisies et où la justice reste inexistante, il règne une obscurité sans espoir. Par contre, le monde de l'avenir sera spirituel, éclatant de lumière, plein de bonté, de justice et d'innocence. Si l'on compare la société française contemporaine avec celle du passé, il est aisé de remarquer que la France d'aujourd'hui a connu un progrès considérable, par rapport au temps de Hugo. Loin d'être parfaite, la France s'éloigne pourtant tangiblement de la misère évoquée par Hugo. Tout le monde s'en réjouit. L'Humanité doit manifester sa reconnaissance à Hugo, qui a retracé fidèlement les premiers temps du capitalisme. L'oeuvre de Hugo constitue à ce titre un monument commémoratif éternel.
Hugo évolue avec son temps et, de jeune royaliste, il devient un vrai républicain, brave et courageux. Il s'oppose alors à la restauration de l' Empire, ce qui est à l'origine de ses 19 ans d'exil sous le règne de Louis Napoléon Bonaparte. Il est de ce fait non seulement un géant littéraire, mais aussi un pionnier qui a contribué à faire progresser la société. A sa mort, en 1885, ses funérailles nationales et son inhumation au Panthéon attestent la place unique qu'il occupe dans le coeur du peuple français. Après quoi son nom se répand en Orient comme en Asie pour être finalement connu dans le monde entier. Hugo est devenu ainsi une fierté du peuple français ainsi que de ceux qui aspirent au progrès de la société.
Le peuple chinois a bien noté, à part le succès littéraire de Hugo, l'attention que celui-ci prête au sort de la Chine. Je pense notamment à sa vive protestation contre l'intervention à Pékin des armées franco-anglaises et leur pillage du Palais d'Eté. La fraternité que revendique Hugo est revêtue pour ainsi dire d'une couleur internationale. A l'intérieur de son propre pays, elle se manifeste par son opposition à l'exploitation et à l'oppression des travailleurs. Au niveau international, elle s'exprime par son opposition à l'invasion et au pillage des nations faibles et désavantagées. La judicieuse position qu'a prise Hugo à l'époque est prophétique, elle non seulement lui a valu de la gloire, mais aussi a essuyé en partie la honte infligée à sa patrie par l'invasion dans d'autres pays. Ce qui a contribué plus tard à rapprocher la Chine et la France et à préparer l'établissement des relations amicales entre les deux pays. C'est de ce point de vue que nous considérons Hugo comme précurseur de l'amitié sino-française.
Hugo aspire ardemment à l'union et à l'unification de l'Europe. En effet, lorsqu'il prononce le discours d'ouverture au Congrès de la Paix tenu à Paris en 1849, il prévoit déjà que « toutes les nations de l'Europe s'uniront dans une même grande famille européenne sans pourtant perdre leur identité

nationale », que « les anciens champs de bataille feront place au marché commercial ouvert sur l'extérieur», que «le scrutin au suffrage universel et l'arbitrage raisonnable du Parlement européen succèderont au ronronnement des obus», et qu' « un jour viendra où l'on verra ces deux groupes immenses, les Etats-Unis d'Amérique, les Etats-Unis d'Europe placés en face l'un de l'autre, se tendre la main par-dessus les mers ». Il assure aussi que ce jour arrivera bientôt sans se faire attendre 400 ans. Aujourd'hui, force est de constater que dans l'Union européenne, l'idée de Hugo sur les Etats-Unis d'Europe est en train d'aboutir : il ne s'est passé qu'un siècle et demi. Nous devons en ce sens considérer Hugo comme le promoteur du progrès de l'Humanité, l'admirer pour sa prévoyance et son intelligence extraordinaires. Hugo mérite d'être citoyen du monde, dans le sens où il donne libre cours à son imagination sur la communauté internationale afin de réaliser son rêve de fraternité. Son héritage nous est tellement précieux! Ce qui nous enchante aujourd'hui, c'est que ses idées sont en voie de concrétisation.

En tant que Chinois vivant au 21ème siècle, nous avons bien l'intention de suivre les idées de Hugo en vue de faire progresser notre monde. Concrètement, nous manifestons cette volonté par deux orientations principales : la première consiste à renforcer la connaissance mutuelle de nos deux pays : la Chine et la France. En ce moment même, nous préparons ensemble l'organisation d'années culturelles dans chacun de nos deux pays afin d'apporter de nouvelles contributions à l'établissement d'une relation amicale à long terme. La seconde orientation, pour sa part, vise à multiplier les échanges entre la Chine et l'Europe. A cet effet, l'Association Chine-Union européenne a été déjà crée, ayant pour objectif de travailler ensemble de manière plus efficace et plus ciblée.

Rendons hommage à Victor Hugo, ce géant de littérature, combattant fidèle et chef de file de la cause du progrès de l'Humanité. A la lumière de sa sagesse, nous nous dirigerons vers un monde meilleur, où triompheront la bonté, la justice, l'innocence et l'espoir!

Morel, Pierre. L'ambassadeur de France sur le bicentenaire de Victor Hugo.
Madame la Présidente (Chen Naifang)
Messieurs les Présidents (dont Chen Haosu)
Mesdames, Messieurs les Directeurs,
Mesdames et Messieurs les Professeurs,
Mesdames et Messieurs,
Chers étudiants
Chers amis,
C'est avec un plaisir renouvelé que je participe ce matin parmi vous à cette manifestation commémorative du bicentenaire de la naissance de Victor Hugo.
Je voudrais tout d'abord, vous remercier, tout particulièrement, Madame la Présidente, ainsi que le comité organisateur, Monsieur Shen Dali, et Madame Tang Xingyin, pour l'éclat que vous donnez à ces manifestations, dans votre belle université où je suis heureux de revenir chaque fois.
Voici trois ans, nous avons célébré le bicentenaire de la naissance de Balzac, autre très grande figure de la littérature française, et dont l'oeuvre monumentale est à l'égal de celle de Victor Hugo. Tous deux appartiennent au patrimoine littéraire de l'humanité. Tous deux sont devenus universels. Comme l'a souligné Hubert Juin dans la biographie qu'il a consacrée à Victor Hugo, je cite : "Victor Hugo et Honoré de Balzac sont les deux figures à la fois opposées et complémentaires qui, unies, réunies, permettent de concevoir l'incertitude de ce siècle fabuleux : le XIXème" ; "Les uns, comme Hugo, vont rêver un monde. Les autres comme Balzac, vont démonter le monde qu'ils ont sous les yeux. C'est le double regard du siècle" (Hubert Juin, Victor Hugo, vol. 1, p. 247 et 263).
Victor Hugo est né à Besançon, une ville de garnison dans l'est de la France, le 25 février 1802. Nous célébrons donc depuis quelques semaines le bicentenaire de sa naissance. Ces célébrations vont revêtir tout au long de cette année, aussi bien en France qu'à l'étranger, une importance exceptionnelle, liée à stature immense de l'écrivain poète que nous célébrons aujourd'hui. En France, les plus hautes autorités de l'Etat se sont associées à ces célébrations. Le Premier Ministre français, M. Lionel Jospin s'est rendu dans la ville natale de Victor Hugo, le 25 février dernier, en compagnie de la Ministre de la culture, Mme Catherine Tasca. Je crois savoir que le professeur Shen Dali, ici présent, était du voyage qui a été l'occasion de rappeler les valeurs d'universalité et l'humanité au coeur de l'oeuvre de Victor Hugo.
Résumer ici en quelques mots une oeuvre aussi vaste relève de la gageure. Je laisse à deux éminents spécialistes et connaisseurs de l'oeuvre de Victor Hugo, ici présents, M. Pierre-Jean Dufief, professeur à l'Université de Brest, et M. Franck Laurent, professeur à l'Université du Mans, le soin de vous présenter, d'abord ce matin, et surtout cet après-midi, certains aspects de la vie et de l'oeuvre de Victor Hugo.
Qui peut prétendre, en effet, embrasser de manière définitive la vie d'un homme qui fut tour à tour légitimiste et catholique, bonapartiste, orléaniste, mystique, avant d'être républicain, mais tout en restant fidèle à l'idée qu'il avait de la nation française.
Inhumé au lendemain de son décès au Panthéon, le 1er juin 1885 ; accompagné par des centaines de milliers de parisiens, il avait connu l'exil et la solitude. Sa probité et son courage firent qu'il n'a pas craint d'avoir raison seul contre tous. Son engagement en faveur de la paix, des nations opprimées, des "droits de l'homme", mais aussi de la liberté de la presse ; son opposition à l'esclavage, mais aussi à la peine de mort ("Les derniers jours d'un condamné"), à l'injustice sous toutes ses formes ("Les Misérables"), l'horreur que lui inspirent les massacres et les pogroms, bref de ce qu'il est convenu aujourd'hui d'appeler les "crimes contre l'humanité", continuent de donner à l'oeuvre hugolienne sa pleine résonance et sa radicale modernité. Son appel en faveur des "Etats-Unis d'Europe" donne une vision quasi prophétique pour un continent marqué au plus profond par deux "guerres mondiales", les dernières aimerait-on pouvoir ajouter. Victor Hugo fut en effet, grâce à sa notoriété, le poète en exil, la conscience morale de l'Europe et du monde.
Son oeuvre, par son volume même, donne une idée de son ambition et de sa diversité. L'édition aujourd'hui la plus aisément disponible en français, dans la collection "Bouquins" comprend 15 épais volumes au total qui n'incluent pas la correspondance.
Permettez-moi d'énumérer leur contenu : 3 volumes de romans, 4 volumes de poésies, 2 volumes de théâtre, 6 autres volumes sont consacrés respectivement à la Politique, à la Critique, à l'Histoire, aux Voyages, aux livres en Chantiers, à l'Océan !
Cette oeuvre s'inscrit dans une vie d'engagement. A l'homme de lettres, au romantique, au poète, au romancier, au peintre, s'ajoute chez Hugo une dimension politique, Hugo a été Pair de France, mais il a connu l'exil, à la suite du coup d'Etat du 18 Brumaire de Napoléon III, le Prince-Président, le 2 décembre 1851 : en Belgique d'abord (1851-1852, où il rédige son pamphlet contre Napoléon III (Napoléon-le-Petit), puis Jersey (1853-1855) ; enfin Guernesey, où il séjourna quinze années

(1855-1870) et où il écrivit tour à tour Les Travailleurs de la mer (1866) et L'Homme qui rit (1869). En 1869, il refusa l'amnistie qui lui avait été accordée, pour ne rentrer finalement à Paris que le 5 septembre 1870, au lendemain de la bataille de Sedan. Vingt années d'exil, au cours desquelles Victor Hugo écrira notamment la fameuse lettre au capitaine Butler (25 novembre 1861) condamnant la destruction du Palais d'été par les armées franco-anglaises en 1860. Lettre dont je n'ai pas besoin de rappeler le contenu ici, car tout le monde la connaît en Chine, et qui fait sans doute de Victor Hugo l'écrivain français le plus cher aux yeux du peuple chinois.
Cette conscience universelle, éloignée de tout compromis et de tout intérêt particulier, au nom d'une justice supérieure, évoque, pour moi, les figures des lettrés chinois qui se sont mis à distance du pouvoir régnant lors des changements dynastiques. On pourrait citer Qu Yuan, le premier grand poète chinois, même si le sort de Hugo fut heureusement moins tragique. "Je pense surtout à des éminents lettrés, comme Wang Fuzhi et Gu Yanwu, deux très grands noms de la transition Ming Qing, restés fidèles au pouvoir renversé, et dont l'oeuvre porte la trace de cette rupture. Victor Hugo est un peu, durant son exil, comme les reclus de la tradition chinoise", mais aussi - son oeuvre picturale en témoigne - comme ces "fous de peinture qui partaient dans les montagnes en attendant des jours meilleurs", pour échapper à un pouvoir jugé illégitime. Hugo "en désaccord avec l'empereur se retire, choisit l'exil et reconstruit le sens de son oeuvre en choisissant de nouveaux registres". C'est avant tout l'homme libre que je retiendrais ici : libre de penser contre le courant dominant, libre de créer, contre les critères en vigueur, libre de ne pas se justifier sur les choix esthétiques qu'il décide de privilégier. Je cite :
"(...) la critique n'a pas de raison à demander, le poète pas de compte à rendre. L'art n'a que faire des lisières, des menottes, des bâillons : il vous dit : Va ! et vous lâche dans ce grand jardin de poésie, où il n'y a pas de fruit défendu. L'espace et le temps sont au poète. Que le poète donc aille où il veut en faisant ce qui lui plaît : c'est la loi". Fin de citation (Les Orientales, préface de 1853, éd. Bouquins, Poésie 1, p. 411)
Dans sa création même, Hugo se raille des règles trop restrictives, il fustige Boileau, qui, en France, a codifié dans un cadre formel l'art poétique, et réhabilite Shakespeare, génie affranchi des règles, et qu'il place à l'égal de Dante, Michel Ange, Rabelais, Cervantes, Rembrandt, Beethoven. Cette reconnaissance de Shakespeare peut nous sembler aujourd'hui banale, elle allait alors à l'encontre du goût français tel que l'avait notamment défini Voltaire. Avec Victor Hugo, la littérature change d'échelle, elle se mesure, en quelque sorte, à la "démesure". C'est d'ailleurs ce génie en quelque sorte hyperbolique, c'est-à-dire, porté à son comble, qui suscite aussi les a priori, voire les réserves à l'encontre de Victor Hugo. Car, ne l'oublions pas, si l'on met à part l'unanimisme, par définition momentané, de ce bicentenaire, où toute critique de Hugo semble pour un temps abolie, il existe en France, comme le rappelle Léon-Paul Fargue, dans la préface qu'il consacre aux "Contemplations", une sorte de "snobisme", assez généralisé, consistant à mépriser et à railler l'oeuvre Hugolienne. Léon-Paul Fargue, poète lui aussi, écrit ceci, je cite :
"(...) Hugo n'a pas été un génie ordinaire, un génie normal, un génie conforme et rassurant, comme peuvent l'être Pascal ou Tolstoï, et il faudra des années encore (...) avant que la postérité ne consente à lui pardonner et à le classer dans son Olympe. D'ici-là, on sera toujours obligé de prendre les gens par l'oreille (...), et de leur dire, (....) : Mais si, Hugo, c'est très bien, Hugo c'est excellent, vous ne l'avez pas lu. (...)" (Léon-Paul Fargue, "Un poète d'avenir", Les contemplations, p. 8). Fin de citation.
Ceci reste encore vrai aujourd'hui. "Victor Hugo, hélas !", disait de lui André Gide. On ne lui pardonne pas son sens de la grandeur, assimilée à de la grandiloquence, ni son ouverture qui le pousse vers toutes les formes de création : roman, poésie, peinture. Or l'universalisme au coeur de l'oeuvre de Victor Hugo, lui fait porter son regard vers tous les horizons. La Chine est considérée par lui comme un autre pôle, avec la Grèce, du "Goût suprême". Je cite Victor Hugo : "De là deux poésies immenses. (...) A l'une des extrémités de ce goût, il y a la Grèce, à l'autre la Chine." Fin de citation (Proses philosophiques de 1860-1865. "Le Coût", éd. Bouquins, Critiques, p. 573). Dans sa Préface de 1853 à son recueil de poèmes, "Les Orientales", Hugo explique ce tropisme qui le pousse vers l'Orient. Je cite :
"(...) on s'occupe beaucoup plus de l'Orient qu'on ne l'a jamais fait. Les études orientales n'ont jamais été poussées si avant. Au siècle de Louis XIV on était helléniste, maintenant on est orientaliste. Il y a un pas de fait. Jamais tant d'intelligences n'ont fouillé à la fois ce grand abîme de l'Asie. Nous avons aujourd'hui un savant cantonné dans chacun des idiomes de l'Orient, depuis la Chine jusqu'à l'Egypte. Il résulte de tout cela que l'Orient, soit comme image, soit comme pensée, est devenu pour les intelligences autant que pour les imaginations une sorte de préoccupation générale à laquelle l'auteur de ce livre a obéi peut-être à son insu. Les couleurs orientales sont venues comme d'elles-mêmes empreindre toutes ses pensées, toutes ses rêveries ; et ses rêveries et ses pensées se sont trouvées tour à tour, et presque sans l'avoir voulu, hébraïques, turques, grecques, persanes, arabes, espagnoles même

(...)" (Les Orientales, préface de 1853, éd. Bouquins, Poésie 1, p. 413)
Une multitude d'ouvrages paraissent en France cette année à l'occasion de ce bicentenaire. Parmi ceux-ci, je voudrais particulièrement mentionner un livre collectif, publié l'an dernier sous la direction de M. Franck Laurent, ici présent, et intitulé "Victor Hugo et l'Orient", paru chez Maisonneuve et Larose. Il s'agit d'une collection de dix ouvrages, accompagnés d'un disque. Dans le volume qui porte le titre "Victor Hugo en Extrême-Orient", le professeur Shen Dali a écrit un texte intitulé "Victor Hugo lu par les Chinois", dans lequel nous apprenons que la première traduction (partielle) en chinois des Misérables, due à Su Manshu (1884-1918) remonte à 1903, soit près de un siècle. Liang Qichao grand réformateur de la fin de l'Empire des Qing, a vu, nous dit le professeur Shen Dali, dans "Les Misérables" un livre d'une "énorme signification". D'autres en France ont lu cet ouvrage comme une sorte de "nouveau Nouveau Testament".
Le samedi 5 janvier, l'Institut de littérature étrangère de l'Académie des Sciences sociales de Chine a organisé à une journée Victor Hugo, à l'initiative du professeur Liu Mingjiu, auteur d'un livre d'études sur Victor, en présence de nombreux chercheurs et personnalités, dont l'écrivain M. Wang Meng. Le lendemain, une table ronde s'est tenue à l'Université de Pékin, organisée par le professeur Luo Peng et Madame Meng Hua. La journée d'aujourd'hui nous donne l'occasion d'élargir le champ des célébrations. La semaine prochaine se tiendra à Canton une importante manifestation à l'Université Sun Yat-sen, organisée par le professeur Cheng Zenghou, à laquelle est associée notre Consulat Général à Canton.
Je voudrais avant de terminer remercier une nouvelle fois, les spécialistes et les traducteurs et les éditeurs chinois, grâce au travail desquels l'oeuvre de Victor Hugo est aujourd'hui accessible dans sa totalité en langue chinoise. Certains titres de Victor Hugo connaissent plusieurs traductions en chinois : une dizaine de traductions pour "Les Misérables", cinq au moins pour "Notre-Dame de Paris", trois au moins pour "Les Derniers jours d'un condamné". Tout récemment les éditions du Peuple ont publié une édition des "Oeuvres de Victor Hugo" en 12 volumes, incluant un volume entier pour les encres et des dessins ; presque au même moment, les éditions éducatives du Hebei ont fait paraître une édition des "Oeuvres complètes de Victor Hugo" en quinze volumes. Tout ceci montre à quel point l'oeuvre de Hugo reste présente pour nous et pour le public en Chine.
Je vous remercie.

Nie Zhenyu. *A la mémoire de Victor Hugo*.
Le 3 janvier 2002 a eu lieu à Beijing une conférence en l'honneur du bicentenaire de Victor Hugo sous les auspices de 8 instances chinoises dont L'Association des écrivains chinois et l'Institut des études de la littérature française. Parmi les orateurs figurent M. Nié Zhengyu, président et rédacteur en chef général de la Maison d'Editions Renmin Wenxue (Littérature du Peuple).
Voici l'essentiel de l'allocution de M. Nié :
Victor Hugo, grand maître de la littérature française du 19è siècle a été le leader et le symbole du romantisme actif. Il a eu une vie longue et sinueuse, a créé une immense quantité d'ouvrages littéraires et inventé beaucoup de personnages typiques, en léguant de nombreux joyaux artistiques à l'Humanité. Pour nous, l'importance qu'il incarne, c'est non seulement qu'il a écrit l'Histoire de la France, bouleversante et si détournée du 19è siècle, mais surtout qu'il embrassait avec enthousiasme l'Humanité toute entière en se basant sur sa vision haute et lointaine, son sens fort de justice sociale et son humanisme sincère. Cela passe outre les époques et les frontières. A travers ses cris, ses sourires, ses larmes et ses tristesses, Victor Hugo franchit les territoires, le temps et l'espace, il a ce lien de chair et de sang avec les peuples, y compris le peuple chinois, avec ceux et celles qui du 21è siècle et du futur.
Aujourd'hui, nous sommes heureux de commémorer le bicentenaire de la naissance de Victor Hugo. En profitant de cette occasion, je me permets de vous présenter un peu la traduction et l'édition des oeuvres de Victor Hugo en Chine et de prouver par là les liens de ce grand écrivain français avec le peuple chinois...
Les livres de Victor Hugo se propagent largement en Chine et gagnent les coeurs. Les personnages qu'il a créés comme Jean Valjan, Cosette, Gavroche, Esméralda, Casimodo sont le plus cités par nos lecteurs ordinaires. Ses créations et thèses servent de modèles d'études sérieuses pour nos écrivains et critiques littéraires.
Les oeuvres de Victor Hugo se transmettent jusqu'à nos jours depuis deux siècles et continueront de circuler à travers le monde et les époques.
A l'occasion du bicentenaire de sa naissance et le l16è anniversaire de sa mort, on remarque en Orient surtout en Chine, tant de traducteurs et éditeurs, tant de lecteurs et chercheurs, passionnés de Victor Hugo, telle est la preuve éloquente de sa grandeur et de son génie.
Victor Hugo, à raconter intarissablement. Victor Hugo éternel !
Que Victor Hugo vive toujours avec l'Humanité ! [Hugo3]

2004 Aufführung von *Quatre-vingt treize* von Victor Hugo, in der Bearbeitung von Cao Lusheng und unter Leitung von Wang Zunxi im Théâtre de Haidian, Beijing und in Shanghai. [Hugo21]

Bibliographie : Autor

1861 Hugo, Victor. [*Sur les expéditions franco-britaniques en Chine : une lettre au Capitaine Butler*. = *The sack of the Summer Palace : to Captain Butler*]. In : Hugo, Victor. Actes et paroles. Vol. 1-3. (Paris : M. Lévy, 1875-1876). Vol. 2 : Pendant l'exil, 1852-1870.
Pérégrination vers l'Est ; March 4 (2007) :
http://florent.blog.com/2007/03/04/sur-les-expeditions-franco-britaniques-en-chine-une-lettre-de-victor-hugo/
UNESCO Courier ; Nov. (1985) :
http://findarticles.com/p/articles/mi_m1310/is_1985_Nov/ai_4003606/

1903 [Hugo, Victor]. *Ai chen*. Geng Chen [Lu Xun] yi. In : Zhejiang chao ; no 5 (1903). Übersetzung von Hugo, Victor. *L'origine de Fantine*. In : Choses vues (Paris : J. Hetzel, 1887). (Oeuvres inédites de Victor Hugo). [Übersetzung aus dem Japanischen].
哀塵 [FiR5,Eur]

1903 [Hugo, Victor]. *Can shi hui*. Su Zigu [Su Manshu], Chen Youji [Chen Duxiu] yi. In : Guo min ri ri bao ; 8. Okt.-1. Dez (1903). = *Can shi jie*. (Shanghai : Dong da lu shu ju, 1904). = Su, Manshu. *Su Manshu xiao shuo ji*. (Hangzhou : Zhejiang ren min chu ban she, 1981). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862). [Erste Übersetzung von Victor Hugo ; freie Übersetzung aus den drei Bänden von *Les misérables* ; Zeitschrift : 10 ½ Kap., Buch : 14 Kap.].
慘世界 [Hugo9]

1905 [Hugo, Victor]. *Xia nu xue*. Bao Tianxiao yi. (Shanghai : Xiao shuo lin she, 1905). Übersetzung von [Hugo, Victor]. *Bug-Jargal*. Par l'auteur de Han d'Islande. In : Le conservateur littéraire ; Mai-Juni (1820). = (Paris : U. Canel, 1826). = Ed. Definitve d'après les manuscrits originaux. (Paris : J. Hetzel, 1826). [WC]

1913 [Hugo, Victor]. *Faguo ge ming xiao shu : Jiu shi san nian*. Xiao'e zhu ; Dongyabingfu [Zeng Pu] yi. (Shanghai : You zheng shu ju, 1913). Übersetzung von Hugo, Victor. *Quatre-vingt-treize*. Vol. 1-2. (Paris : J. Hetzel, 1872-1873).
法國革命小說九十三年 [WC]

1914 [Hugo, Victor]. *Gu xing lei : xiao ben xiao shuo*. Shang wu yin shu guan bian yi suo yi shu zhe. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1914). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
孤星淚 [WC]

1921 [Hugo, Victor]. *Faguo ge ming xiao shuo : Jiu shi san nian*. Xiao'e zhu ; Lin Shu yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1921). Übersetzung von Hugo, Victor. *Quatre-vingt treize.* Vol. 1-2. (Paris : J. Hetzel, 1872-1873).
法國革命小說九十三年 [KVK,Eur]

1921 [Hugo, Victor]. *Shuang xiong yi si lu*. Yuguo zhu ; Lin Qinnan [Lin Shu] yu ; Mao Wenzhong yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1921). (Shuo bu cong shu ; 4, 12). Übersetzung von Hugo, Victor. *Quatre-vingt-treize*. Vol. 1-2. (Paris : J. Hetzel, 1872-1873).
雙雄義死錄 [Eur,KVK,Lin1]

1923 [Hugo, Victor]. *Huo yuan nie*. Xiao'e zhu ; Yu Hu yi. Vol. 1-3. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1923). (Gong xue she wen xue cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
活寃孽 [WC]

1927 [Hugo, Victor]. *Ounani*. Yuguo zhu ; Dongyabingfu [Zeng Pu] yi. (Shanghai : Zhen mei shan shu dian, 1927). (Xiao'e xi ju quan ji ; 3). Übersetzung von Hugo, Victor. *Hernani : drame en cinq actes, en vers*. (Paris : J. Hetzel, 1830). [Erstaufführung Théâtre Français, Paris 1830 ; Vorlage für die Oper Ernani von Giuseppe Verdi].
欧那尼 [WC]

1927 [Hugo, Victor]. [*Hai shang lao gong*]. Zeng Pu yi. In : Zhen shan hei ; no 1-2 (1927). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les travailleurs de la mer*. Vol. 1-3. [1ère éd.] (Bruxelles : A. Lacroix, Verboeckhoven et Cie, 1866). [Weitere Ausgaben : Paris : J. Hetzel ; Librairie internationale ; Nelson ; E. Flammarion, 1866].
海上劳工 [WC,Hugo7]

1929 [Hugo, Victor. *Pendant l'exil*]. Zhang Jingsheng yi. In : Zhang, Jingsheng. *Meng yu fang zhu*. (Shanghai : Shi jie shu ju, 1929). Übersetzung von Hugo, Victor. *Actes et paroles*. Vol. 1-3. (Paris : M. Lévy, 1875-1876). Vol. 2 : Pendant l'exil, 1852-1870.
梦与放逐 [Hugo7,WC]

1930 [Hugo, Victor]. *Ke lian de ren*. Xiao'e zhu ; Fang Yu, Li Dan yi. 9 vol. in 1. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1930). (Han yi shi jie ming zhu. Wan you wen ku.; 1 ; 870). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
可憐的人 [WC]

1931 [Hugo, Victor]. *Jiu shi san nian*. Yuguo zhu ; Zeng Pu yi. (Shanghai : Zhen mei shan shu dian, 1931). (Zeng Pu suo xu di er shi qi ci so shuo zhi bu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862). [Nouv. Éd., 1ère éd. 1913]. (7)
九十三年 [WC]

1935 [Hugo, Victor]. *Xiao'e de qing shu*. Xiao'e zhu ; Gu Weixiong yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Lettres à la fiancée, 1820-1822*. (Paris : Fasquelle ; Charpentier ; Nelson, 1901). [Eur]

1936 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Li Jingxiang yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1936). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲慘世界 [Eur]

1944 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Su Manshu yi. (Chongqing : Zheng feng chu ban she, 1944). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲慘世界 [WC]

1952 [Hugo, Victor]. *Bao jian*. Yuguo zhu ; Li Jianwu yi. (Shanghai : Ping ming chu ban she, 1952). (Xin yi wen cong kan). Übersetzung von Hugo, Victor. *L'épée*. In : Hugo, Victor. Théâtre en liberté. (Paris : J. Hetzel, 1869).
宝剑 [WC]

1953 [Hugo, Victor]. *Manshu da shi yi zuo ji*. [Xiao'e zhu] ; Su Xuanying yi. (Xianggang : Xianggang zheng feng shu dian, 1953). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
曼殊大師譯作集 [WC]

1954 [Hugo, Victor]. *Yuguo shi xuan*. Yuguo zhu ; Wen Jiasi yi. (Beijing : Zuo jia chu ban she, 1954). [Übersetzung ausgewählter Gedichte von Hugo].
雨果诗选 [WC]

1956 [Hugo, Victor]. *Buge Yajia'er*. Yuguo zhu ; Lu Ying yi. (Shanghai : Xin wen yi, 1956). Übersetzung von [Hugo, Victor]. *Bug-Jargal*. Par l'auteur de Han d'Islande. In : Le conservateur littéraire ; Mai-Juni (1820). = (Paris : U. Canel, 1826). = Ed. Definitve d'après les manuscrits originaux. (Paris : J. Hetzel, 1826).
布格-雅加爾 [WC]

1956 [Hugo, Victor]. *Di Siniang*. Xiao'e yuan zhu ; Zhang Daofan gai yi. (Taibei : Zheng zhong shu ju, 1956). Übersetzung von Hugo, Victor. *Angelo, tyran de Padoue*. (Paris : J. Hetzel ; E. Renduel, 1835). [Erstaufführung Comédie-Francaise, Paris 1835 ; Vorlage für die Opern Il giuramento von Saverio Mercadante, Der Improvisator von Eugen d'Albert, La gioconda von Amilcare Ponchielli].
狄四娘 [WC]

1957 [Hugo, Victor]. *Geluote, Ge*. Yuguo zhu ; Shen Baoji yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1957). (Wen xue xiao cong shu ; 115). Übersetzung von Hugo, Victor. *Claude Gueux*. In : Revue de Paris ; 6. Juillet (1834). = (Paris : Everat, 1834).
葛洛特. 格 [WC]

1957 [Hugo, Victor]. *Jiu san nian*. Yuguo zhu ; Zheng Yonghui yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1957). (Wai guo gu dian wen xue ming zhu xuan cui). Übersetzung von Hugo, Victor. *Quatre-vingt-treize*. Vol. 1-2. (Paris : J. Hetzel, 1872-1873).
九三年 [WC]

1957 [Hugo, Victor]. *Zhong lou guai ren*. Yuguo zhu ; Zong Kan yi. (Taibei : Xin xing shu ju, 1957). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

1958 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Li Dan yi. Vol. 1-5. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1958). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [Hugo7]

1958 [Hugo, Victor]. *Shuang xiong yi si lu*. Yuguo zhu ; Jing Jing yi. (Taibei : Xin xing shu ju, 1958). Übersetzung von Hugo, Victor. *Le dernier jour d'un condamné*. (Paris : C. Gosselin, 1829).
死囚末日记 [WC]

1958 [Hugo, Victor]. *Si qiu mo ri ji*. Yuguo zhu ; Li Pinghui yi. (Xianggang : Zhong liu chu ban she, 1958). Übersetzung von Hugo, Victor. *Le dernier jour d'un condamné*. (Paris : C. Gosselin, 1829).
死囚末日记 [WC]

1959 [Hugo, Victor]. *Ye ting hai tao*. Yuguo zhu ; Wen Jiasi yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1987). [Übersetzung der Gedichte von Victor Hugo].
夜听海涛 [WC]

1959 [Hugo, Victor]. *Yuguo de qing shu*. Yuguo zhu ; Yan Weixiong yi. (Xianggang : Wan li shu dian, 1959). [Übersetzung der Briefe von Hugo].
雨果的情书 [WC]

1960 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan : zhong lou tuo xia*. Vol. 1-2. (Xianggang : Jian wen shu ju, 1960). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎聖母院 : 鐘樓駝俠 [WC]

1960 [Hugo, Victor]. *Faguo duan pian xiao shuo xuan*. Yuguo deng zhu ; Xin xing shu ju bian ji bu yi. (Taibei : Xin xing shu ju, 1960). (Shi jie wen xue cong shu). [Übersetzung der Kurzgeschichten von Hugo].
法國短篇小說選 [WC]

1962 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Xu Wenxin yi ; Buli'ang deng cha tu. (Taipei : Dong fang chu ban she, 1962). (Xin chao wen ku ; 432). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲慘世界 [WC]

1962 [Hugo, Victor]. *Zhong lou guai ren*. Yuguo zhu ; Xu Wenxin yi. (Taibei : Dong fang chu ban she, 1962). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

1968 [Hugo, Victor]. *Si qiu mo ri ji*. Tugeniefu [Yuguo] zhu. (Taibei : Xian Yonghe zhen, Hai yan chu ban she, 1968). (Hai yan wen ku). Übersetzung von Hugo, Victor. *Le dernier jour d'un condamné*. (Paris : C. Gosselin, 1829).
死囚末日记 [WC]

1969 [Hugo, Victor]. *Gei wei hun qi di yi zha xin*. Xiao'e zhu ; Dong Fengren yi. (Taibei : Zheng wen chu ban she, 1969). (Gao shui zhun de du wu ; 106). Übersetzung von Hugo, Victor. *Letttres à la fiancée, 1820-1822*. (Paris : Fasquelle ; Charpentier ; Nelson, 1901).
給未婚妻的一札信 [WC]

1971 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Hua Lin yi. (Tainan : Hua ming chu ban she, 1971). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲慘世界 [WC]

1974 [Hugo, Victor]. *Si qiu mo ri ji*. Yuguo zhu ; Li Ping'ou yi. (Xianggang : Zhong liu chu ban she, 1974). Übersetzung von Hugo, Victor. *Le dernier jour d'un condamné*. (Paris : C. Gosselin, 1829).
死囚末日记 [WC]

1975 *Yuguo*. Shanghai shu ju (Hong Kong) bian ji bu. (Xianggang : Shanghai shu ju, 1975). (Zuo jia yu zuo pin cong shu). [Übersetzung von Texten von Victor Hugo und Sekundärliteratur].
雨果 [WC]

1978 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; [Yuan jing bian ji bu bian xuan zhe]. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1978). (Shi jie wen xue quan ji ; 7). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲慘世界 [WC]

1978 [Hugo, Victor]. *Xiao mian ren*. Yuguo zhu ; Lu Ying yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1978). Übersetzung von Hugo, Victor. *L'homme qui rit*. (Paris : J. Hetzel, 1869).
笑面人 [WC]

1979 [Hugo, Victor]. *Xiao mian ren*. Yuguo zhu ; Zheng Yonghui yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1979). Übersetzung von Hugo, Victor. *L'homme qui rit*. (Paris : J. Hetzel, 1869).
笑面人 [WC]

1980 [Hugo, Victor]. *Lun wen xue*. Yuguo ; Liu Mingjiu yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1980). (Wai guo wen yi li lun cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Oeuvres complètes*.
论文学 [Eur]

1980 [Hugo, Victor]. *Yuguo lun wen xue yi shu*. Yuguo zhu ; Liu Mingjiu yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1980). (Wai guo wen yi li lun cong shu). [Übersetzung der Gesamtwerke von Hugo].
雨果论文学 [WC]

1980 [Hugo, Victor]. *Zhong lou guai ren*. Yuguo zhu ; Zhong Si yi. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1980). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

1981 [Hugo, Victor]. *Xiao mian ren*. Yuguo zhu ; Li Minzi yi. (Guangzhou : Guangdong ren min chu ban she, 1981). Übersetzung von Hugo, Victor. *L'homme qui rit*. (Paris : J. Hetzel, 1869).
笑面人 [WC]

1982 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Chen Jingrong yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1982). (Wai guo wen xue ming zhu cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

1983 [Hugo, Victor]. *Anqiluo : ju ben*. Weikeduo Yuguo zhu ; Liu Xiaohui yi. (Shanghai : Shanghai wai yu jiao yu chu ban she, 1983). Übersetzung von Hugo, Victor. *Angelo, tyran de Padoue*. (Paris : J. Hetzel ; E. Renduel, 1835). [Erstaufführung Comédie-Francaise, Paris 1835 ; Vorlage für die Opern Il giuramento von Saverio Mercadante, Der Improvisator von Eugen d'Albert, La gioconda von Amilcare Ponchielli].
安琪罗 : 剧本 [WC]

1983 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Weikeduo Yuguo yuan zhu ; Maike'er Daiweisi [Michael Davis], Maike'er Weisite [Michael West] gai xie ; Xue Quan yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1983). (Shi jie wen xue cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

1983 [Hugo, Victor]. *Zai da hai bian*. Yuguo zhu ; Zhu Weizhi [et al.] yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1983). [Übersetzung der Gedichte von Hugo].
在大海邊 [WC]

1984 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Bomeng [Pierre de Beaumont] gai xie ; Li Xiang yi. (Beijing : Zhongguo wen yi lian he chu ban gong si, 1984). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

1984 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Bomeng [Pierre de Beaumont] gai xie ; Lin Xiaojing, Li Fu yi. (Beijing : Zhongguo wen yi lian he chu ban gong si, 1984). (Wai guo wen xue ming zhu suo xie ben xiao cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1984 [Hugo, Victor]. *Faguo qi ren shi xuan*. Yuguo deng zhu ; Cheng Baoyi yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1984). (Shi yuan yi lin). [Übersetzung der Gedichte von Victor Hugo].
法国七人诗选 [WC]

1984 [Hugo, Victor]. *Zhong lou guai ren*. Yuguo zhu ; Hua Yong bian ji. (Tainan : Da qian chu ban shi ye gong si, 1984). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

1985 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; J.C. Fortey gai bien ; Ou Xin yi. (Tainan : Da xia chu ban she, 1985). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1985 [Hugo, Victor]. *Yuguo shi xuan*. Yuguo zhu ; Shen Baoji yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1985). (Shi yuan yi lin). [Übersetzung ausgewählter Gedichte von Hugo].
雨果诗选 [WC]

1986 [Hugo, Victgor]. *Yuguo shu qing shi xuan*. Yuguo zhu ; Shen Baoji yi. (Nanjing : Jiangsu ren min chu ban she, 1986). [Übersetzung der Gedichte von Hugo].
雨果抒情诗选 [WC]

1986 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Guan Zhenhu yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1986). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

1986 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Shu hua bian ji bu bian xuan. (Taibei : Shu hua chu ban shi ye you xian gong si, 1986). (Shi jie wen xue quan ji ; 6). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1986 [Hugo, Victor]. *Yuguo shi xuan*. Yuguo zhu ; Cheng Zenghou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). (Wai guo wen xue ming zhu cong shu.). [Übersetzung ausgewählter Gedichte von Hugo].
雨果诗选 [WC]

1986 [Hugo, Victor]. *Yuguo shi xuan*. Yuguo zhu ; Zhang Qiuhong yi. Vol. 1-2. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1986). [Übersetzung ausgewählter Gedichte von Hugo].
雨果诗选 [WC]

1986 [Hugo, Victor]. *Yuguo xi ju xuang*. Yuguo zhu ; Xu Yuanchong yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). [Übersetzung der Dramen von Victor Hugo].
雨果戏剧选 [WC]

1988 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Wang Zhensun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1988). (Jing nian shi jie wen xue ming zhu cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1988 [Hugo, Victor]. *Fan hua shi jin di wu yue : Yuguo shi xuan*. Yuguo zhu ; Cheng Zenghou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1988). (Jia zuo cong shu ; 4). [Übersetzung der Gedichte von Hugo].
繁花似锦的五月 : 雨果诗选 [WC]

1988 [Hugo, Victor]. *Yuguo qing shu xuan*. Yuguo zhu ; Bai Ding yi. (Changsha : Hunan wen yi chu ban she, 1988). [Übersetzung der Briefe von Hugo an Juliette Drouet].
雨果情书选 [WC]

1990 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Su Po, Liu Ziqiang yi. (Bejing : Shang wu yin shu guan, 1990). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1990 [Hugo, Victor]. *Gu xing lei*. Yuguo yuan zhu ; Wen Xin gai xie. (Taibei : Dong fang chu ban she, 1990). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
孤星淚 [WC]

1990 [Hugo, Victor]. *Yuguo yu lu*. Yuguo zhu ; Lin Yu zhu bian. (Taibei : Zhi hui da xue chu ban she, 1990). (Zhi hui wen ku ; 15). [Übersetzung von Zitaten von Hugo].
雨果语录 [WC]

1992 [Hugo, Victor]. *Yuguo shi xuan*. Yuguo zhu ; Bai Yingrui yi. (Shijiazhuang : Huashen wen yi chu ban she, 1992). (Hai wai ming jia shi cong). [Übersetzung ausgewählter Gedichte von Hugo].
雨果诗选 [WC]

1992 [Hugo, Victor]. *Yuguo shu qing shi 100 shou*. Yuguo zhu ; Zhang Qiuhong yi. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1992). [Übersetzung ausgewählter Gedichte von Hugo].
雨果抒情诗100首 [WC]

1993 [Hugo, Victor]. *Hai shang lao gong*. Yuguo zhu ; Luo Yujun yi. (Chengdu : Sichuan wen yi chu ban she, 1993). (Shi jie wen xue ming zhu jing pin yi cong). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les travailleurs de la mer*. Vol. 1-3. [1ère éd.] (Bruxelles : A. Lacroix, Verboeckhoven et Cie, 1866). [Weitere Ausgaben : Paris : J. Hetzel ; Librairie internationale ; Nelson ; E. Flammarion, 1866].
海上劳工 [WC]

1994 [Hugo, Victor]. *Jiu san nian*. Yuguo zhu ; Liu Zhiwei yi. (Xi'an : Tai bai wen yi chu ban she, 1994). Übersetzung von Hugo, Victor. *Quatre-vingt-treize*. Vol. 1-2. (Paris : J. Hetzel, 1872-1873).
九三年 [WC]

1994 [Hugo, Victor]. *Yuguo xiao shuo gu shi zong ji*. Zheng Kelu ben she bian ; gu wen. (Shanghai : Shanghai wen yi chu ban she, 1994). [Bearbeitung ausgewählter Novellen von Victor Hugo].
雨果小说故事总集 [WC]

1995 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Shi Kangqiang, Zhang Xinmu yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1995). (Yi lin shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

1995 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Chang Jiang yi. Vol. 1-3. (Beijing : Jiu zhou tu shu chu ban she, 1995). (Shi jie wen xue ming zhu jing dian). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1995 [Hugo, Victor]. *Gu xing lei*. Yuguo zhu ; Jiu Ye yi. (Xianggang : Yi chu ban you xian gong si, 1995). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
孤星淚 [WC]

1995 [Hugo, Victor]. *Hai shang lao gong*. Yuguo zhu ; Chen Le yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1995). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les travailleurs de la mer*. Vol. 1-3. [1ère éd.] (Bruxelles : A. Lacroix, Verboeckhoven et Cie, 1866). [Weitere Ausgaben : Paris : J. Hetzel ; Librairie internationale ; Nelson ; E. Flammarion, 1866].
海上劳工 [WC]

1995 [Hugo, Victor]. *Yuguo san wen xuan*. Weiketuo Yuguo zhu ; Zheng Kelu yi. (Tianjin : Bai hua wen yi chu ban she, 1995). (Wai guo ming jia san wen cong shu). [Übersetzung ausgewählter Novellen von Hugo].
雨果散文选 [WC]

1995 [Hugo, Victor]. *Yuguo shi xuan*. Yuguo zhu ; Du Qinggang yi. (Guilin : Li jiang chu ban she, 1995). (Wai guo wen xue ming zhu cha tu ben xi lie; fa guo bu fen). [Übersetzung der schönsten Gedichte von Hugo].
雨果诗选 [WC]

1996 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Weikeduo Yuguo zhu ; Liu Yuhong, Lin Lan, Li Huang yi. (Beijing : Jiu zhou tu shu chu ban she, 1996). (Shi jie wen xue ming zhu jing dian). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

1996 [Hugo, Victor]. *Gu xing lei. = The story of Les misérables*. Guoyu [Yuguo] zhu ; [Li Guangyuan yi zhe]. (Hong Kong : Hong guang shu ju, 1996). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
孤星淚 [WC]

1996 [Hugo, Victor]. *Gu xing lei*. Yuguo zhu ; Luo Ruiheng yi. (Tainan : Nan tai tu shu gong si, 1993). (Ying Han dui zhao wen xue ming zhu ; 21). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862). [Text in Englisch und Chinesisch].
孤星淚 [WC]

1996 [Hugo, Victor]. *Yuguo san wen*. Yuguo zhu ; Liu Mingjiu bian. Vol. 1-2. (Beijing : Zhongguo guang bo dian shi chu ban she, 1996). (Shi jie wen hua ming ren wen ku). [Übersetzung von Essays von Victor Hugo]. [Eur]

1996 [Hugo, Victor]. *Zhong lou guai ren*. Yuguo zhu ; Wu Guizhi yi. (Taibei : Yuan liu chu ban shi ye gu fen you xian gong si, 1996). (Di shi ni dian ying xiao shuo ; 7). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

1997 [Hugo, Victor]. *Laiyin he*. Yuguo zhu ; Liu Hua yi. (Shijiazhuang : Hua shan wen yi chu ban she, 1997). (Wai guo you ji shu cong). Übersetzung von Hugo, Victor. *Le Rhin : lettres à un ami*. (Paris : J. Hetzel ; H.L. Delloye ; Renduel, 1842).
莱茵河 [WC]

1997 [Hugo, Victor]. *Xiao mian ren*. Yuguo yuan zhu ; Feng Xiao gai bian ; Xu Xuechu hui hua. (Shanghai : Ren min mei shu chu ban she, 1997). (Shi jie wen xue ming zhu jing xuan). Übersetzung von Hugo, Victor. *L'homme qui rit*. (Paris : J. Hetzel, 1869).
笑面人 [WC]

1997 [Hugo, Victor]. *Yuguo qing shu*. Yuguo zhu ; Zhang Fang yi. (Nanjing : Jiangsu ren min chu ban she, 1997). (Ming ren qing shu xi lie). [Übersetzung der Briefe von Hugo an Juliette Drouet].
雨果情书 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Mei Xiaojuan yi. (Nanjing : Jiangsu jiao yu chu ban she, 1998). (Ying yu shi jie ming zhu jian du cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Wen Jiajun yi. (Huhehuohaote : Nei meng gu ren min chu ban she, 1998). (Shi jie ming zhu ta xi ; 26). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲慘世界 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Dong fang ji*. Yuguo zhu ; Zhang Qiuhong yi. (Shanghai ; Shanghai yi wen chu ban she, 1998). (Wai guo shi ge cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les orientales*. (Paris : J. Hetzel ; C. Gosselin, 1829).
东方集 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Gu xing lei*. Yuguo zhu ; Mani Angdibo [Marine d'Antibes] hui tu ; Wu Qianyi yi xie. (Taibei : Ge lin wen hua shi ye, 1998). (The best-loved classics ; 9). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
孤星淚 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Gu xing lei*. Yuguo yuan zhu ; Li'ouna Fulaise [Leonore Fleischer] gai xie ; Yang Yuniang yi. (Taibei : Guo ji cun wen ku shu dian you xian gong si, 1998). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
孤星淚 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Jiu san nian*. Yuguo zhu ; Gui Yufang yi. (Nanjing : Yilin chu ban she, 1998). (Yi lin shi jie wen xue ming zhu. = Masterpieces of world literature). Übersetzung von Hugo, Victor. *Quatre-vingt-treize*. Vol. 1-2. (Paris : J. Hetzel, 1872-1873).
九三年 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Xuguo wen ji*. Yuguo zhu ; Zhang Qiuhong yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). [Übersetzung ausgewählter Werke von Hugo]. 雨果文集
Vol. 1-5 : Shi ge. = [Gedichte]. 诗歌 Vol. 6-14 : Xiao shuo. = [Romane]. 小說 Vol. 15-16 : Xi ju. = [Dramen]. 戏剧 Vol. 17 : Wen yi li lun. = [Literaturkritik]. 文艺理论 Vol. 18-20 : You ji, zheng lun you ji shi wen xue. = [Reiseberichte, politische Texte, Aufzeichnungen]. 游记,
政论与纪实文学 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo jing xuan ji*. Liu Mingjiu bian xuan. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1998). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi). [Augewählte Werke von Victor Hugo].
雨果精選集 [Eur]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji : di er juan, shi ge*. Yuguo zhu ; Liu Mingjiu, Cheng Zenghou yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). (Shi jie wen hao shu xi). [Übersetzung der Gedichte von Hugo].
雨果文集. 第二卷, 诗歌 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji : di er shi juan, you ji zheng lun yu ji shi wen xue*. Liu Mingjiu, Zhang Rong yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). (Shi jie wen hao shu xi). [Übersetzung der Reisetagebücher, politische und dokumentarische Literatur von Hugo].
雨果文集. 第二十卷, 游记, 政论与纪实文学 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji : di liu juan, xiao shuo*. Yuguo zhu ; Liu Mingjiu, Chen Xiaoqing, Liao Xingqiao yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). (Shi jie wen hao shu xi.). [Übersetzung von Romanen von Hugo].
雨果文集. 第六卷, 小说 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji : di shi ba juan, you ji zheng lun yu ji shi wen xue*. Yuguo zhu ; Liu Mingjiu, Liu Hua, Xu Zhimian yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). (Shi jie wen hao shu xi). [Übersetzung der Novellen von Hugo].
雨果文集. 第十八卷, 游记, 政论与纪实文学 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji : di shi liu juan, xi ju*. Yuguo zhu ; Liu Mingjiu, Xu Yuanchong, Tan Lide yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). (Shi jie wen hao shu xi). [Übersetzung der Dramen von Hugo].
雨果文集. 第十六卷, 戏剧 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji : di shi qi juan, wen yi li lun*. Yuguo zhu ; Liu Mingjiu yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). (Shi jie wen hao shu xi). [Übersetzung der Literaturtheorie von Hugo].
雨果文集. 第十七卷, 文艺理论 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji : di shi san juan, xiao shuo*. Yuguo zhu ; Liu Mingjiu, Zhou Guoqiang yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). (Shi jia zhuang : Hebei jiao yu chu ban she). [Übersetzung von Romanen von Hugo].
雨果文集. 第十三卷, 小说 [WC]

1998 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji*. Yuguo zhu ; Zhang Qiuhong yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1998). [Übersetzung ausgewählter Werke von Hugo].
Vol. 1-5 : Shi ge. = [Gedichte]. 诗歌 Vol. 6-14 : Xiao shuo. = [Romane]. 小說 Vol. 15-16 : Xi ju. = [Dramen]. 戏剧 Vol. 17 : Wen yi li lun. = [Literaturkritik]. 文艺理论 Vol. 18-20 : You ji, zheng lun you ji shi wen xue. = [Reiseberichte, Tatsachenberichte]. 游记, 政论与纪实文学
雨果文集 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Chen Xiaoqing yi. (Beijing : Zg guo she hui chu ban she, 1999). (Wai guo wen xue ming zhu cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Li Yumin yi. (Beijing : Beijing yan shan chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue wen ku). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Wen Yi yi. (Beijing : Da zhong wen yi chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue ming zhu bai bu. = One hundred classic works of the world literature). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Weiduo Yugou yuan zhu ; Moniga Kelin [Monica Kulling] gai xue ; Wang Xinhui yi. (Taizhong : San jiu chu ban she, 1999). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Bing Quan yi. Vol. 1-2. (Beijing : D azhong wen yi chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue ming zhu bai bu = One hundred classic works of the world literature). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie*. Yuguo zhu ; Li Yumin yi. Vol. 1-3. (Taibei : Mao tou ying chu ban she you xian gong si, 1999). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲惨世界 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Bing dao de xiong han*. Yuguo zhu ; Chen Xiaoqing yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). (Yuguo xiao shuo quan ji.). Übersetzung von Hugo, Victor. *Han d'Islande.* Vol. 1-4. (Paris : Chez Persan, 1823).
冰岛的凶汉 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Hai shang lao gong*. Yuguo zhu ; Xu Jun yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). (Yuguo xiao shuo quan ji). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les travailleurs de la mer*. Vol. 1-3. [1ère éd.] (Bruxelles : A. Lacroix, Verboeckhoven et Cie, 1866). [Weitere Ausgaben : Paris : J. Hetzel ; Librairie internationale ; Nelson ; E. Flammarion, 1866].
海上劳工 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Jiu san nian*. Yuguo zhu ; Luo Guolin yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). (Yuguo xiao shuo quan ji). Übersetzung von Hugo, Victor. *Quatre-vingt-treize*. Vol. 1-2. (Paris : J. Hetzel, 1872-1873).
九三年 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Si qiu mo ri ji*. Yuguo zhu ; Chen Xiaoqing, Liao Xingqiao yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). (Yuguo xiao shuo quan ji). Übersetzung von Hugo, Victor. *Le dernier jour d'un condamné*. (Paris : C. Gosselin, 1829).
死囚末日记 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Xiao mian ren*. Yuguo zhu ; Zhou Guoqiang. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). (Yuguo xiao shuo quan ji). Übersetzung von Hugo, Victor. *L'homme qui rit*. (Paris : J. Hetzel, 1869).
笑面人 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Yuguo jian wen lu*. Yuguo zhu ; Zhang Rong yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). [Übersetzung von Novellen von Victor Hugo].
雨果见闻录 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Yuguo shi ge ji*. Weikeduo Yuguo zhu ; Zhang Qiuhong yi. Vol. 1-5. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999) [Übersetzung der Gedichte von Hugo].
雨果诗歌集 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Yuguo xi ju ji*. Yuguo zhu ; Tan Lide, Xu Yuanchong yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). [Übersetzung der Dramen von Victor Hugo].
雨果戏剧集 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Yuguo you ji ji*. Yuguo zhu ; Liu Hua, Xu Zhimian yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). [Übersetzung der Reisetagebücher von Hugo].
雨果游记集 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Yuguo zheng lun ji*. Yuguo zhu ; Ding Shizhong, Tu Lifang yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1999). [Übersetzung der politischen Schriften von Hugo].
雨果政论集 [WC]

1999 [Hugo, Victor]. *Zhong lou guai ren*. Yuguo zhu ; Dan Weili yi. (Taibei : Da bu wen hua, 1999). (Wen xue wu yu ; 104). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

2000 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo yuan zhu ; Feng Xin gai xie. (Hefei : Anhui shao nian er tong chu ban she, 2000). (Wai guo wen xue ming zhu shao nian du ben). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

2000 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Hao Yansu yi. (Beijing : Zhongguo dui wai fan yi chu ban gong si, 2000). (Shi jie jing dian ming zhu jie lu cong shu). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

2000 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Hu Zongtai yi. (Xi'an : Shanxi ren min chu ban she, 2000). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
鐘樓怪人 [WC]

2000 [Hugo, Victor]. *Bali sheng mu yuan*. Yuguo zhu ; Pan Lizhen yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 2000). (Wai guo wen xue ming zhu jing pin). Übersetzung von Hugo, Victor. *Notre-Dame de Paris*. Vol. 1-2. (Paris : C. Gosselin ; Paris : J. Hetzel, 1831).
巴黎圣母院 [WC]

2000 [Hugo, Victor]. *Bei can shi jie (Xian dai mei yu ban)*. Yuguo yuan zhao ; Mading [Sharon Martin] gai bian. (Taibei : Taibei xian xin dian shi, 2000). (Huan yu wen xue ; 4). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
悲慘世界(現代美語版) [WC]

2000 [Hugo, Victor]. *Gu xing lei*. Yuguo zhu ; Xiao Fengnian yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 2000). Übersetzung von Hugo, Victor. *Les misérables*. Vol. 1-5. (Paris : Pagnerre, 1862).
孤星淚 [WC]

2000 [Hugo, Victor]. *Xiao mian ren*. Yuguo zhu ; Chen Ran gai xie. (Hefei : An wei shao nian er tong chu ban she, 2000). (Wai guo wen xue ming zhu shao nian du ben. Qian niu hua juan. Xiao mi feng shu wu). Übersetzung von Hugo, Victor. *L'homme qui rit*. (Paris : J. Hetzel, 1869).
笑面人 [WC]

2001 [Hugo, Victor]. *Weilian Shashibiya*. Weikeduo Yuguo zhu ; Ding Shizhong yi. (Beijing : Tuan jie chu ban she, 2001). (Fa xian yi chan shu xi). Übersetzung von Hugo, Victor. *William Shakespeare*. (Paris : J. Hetzel ; Charpentier et Fasquelle ; A. Lacroix, 1864).
威廉#莎士比亚 [WC]

2002 [Hugo, Victor]. *Yuguo wen ji*. Yuguo zhu ; Chen Jingrong [et al.] yi. Vol. 1-12. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 2002). [Übersetzung ausgewählter Werke von Hugo].
Vol. 1 : Bali sheng mu yuan. = Notre-Dame de Paris. 巴黎圣母院 Vol. 2-4 : Bei can shi jie. = Les misérables. 悲惨世界 Vol. 5 : Hai shang lao gong. = Les travailleurs de la mer. 海上劳工 Vol. 6 : Xiao mian ren. = L'homme qui rit. 笑面人 Vol. 7 : Jiu san nian. = Quatrevingt-treize. 九三年 Vol. 8-9 : Shi ge. = [Gedichte]. 诗歌 Vol. 10 : Xi ju. = [Dramen]. 戏剧 Vol. 11 : San wen. = [Essays]. 散文 Vol. 12 : Hui hua. = [Malerei]. 绘画
雨果文集 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1925 Li, Xuanbo. *Hugo de Tongnian*. In : Mengjin ; no 7 (1925). [Hugos Jugend]. [Erster Artikel über Victor Hugo]. [WC]

1931 Zhang, Ruogu. *Cong xiao'e dao Lu Xun*. (Shanghai : Xin shi dai shu ju, 1931). (Xin shi dai wen yi cong shu).
[Enthält u.a.] :
Xiao'e de Ounani. [Victor Hugo, Hernani]. 囂俄的歐那尼
Xiaozhongma de Cha hua nü. [Alexandre Dumas, La dame aux camélias]. 小仲馬的茶花女
Falangshi de Nü Youtaiyisi. [Anatole France, Thaïs]. 法郎士的女優泰倚思
Xiaduobuliang de Shao nü zhi shi. [François-René Chateaubriand]. 謝多布良的少女之誓
Gede de Fushide. [Goethe, Faust]. 歌德的浮士德
從囂俄到魯迅 [WC]

1935 Ma, Zongrong. *Faguo siao shuo jia Hugo*. In : Wen xue ; no 1 (1935). [Der französische Schriftsteller Victor Hugo]. [Hugo5]

1944 Yuan, Muzhi. *Zhong lou guai ren*. (Shanghai : Shi jie shu ju, 1944). (Ju ben cong kan / Kong Lingjing). [Text ist eine Adaptation von *Notre-Dame de Paris* von Victor Hugo].
鍾樓怪人 : [六幕劇] [WC]

1953 *Weikeduo Yuguo*. Qiaozhi Guoni'e deng zhu ; Guan Zhenhu yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1953). [Biographie von Victor Hugo]. [Name des Autors unbekannt].
维克多•雨果 [WC]

1958 Fu, Xian ; Bao Wenwei. *Yuguo fu ren jian zheng lu*. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1958). [Biographie von Victor Hugo].
雨果夫人见证录 [WC]

1958 [Nikolaev, V.V.]. *Yuguo*. V. Nikolaev zhu ; Ye Cheng yi. (Shanghai : Xin wen yi chu ban she, 1958). Übersetzung von Nikolaev, V.V. *Wiktor Hugo*. (Warszawa : Wiedza Powszechna, 1953). [Biographie von Victor Hugo].
雨果 [WC]

1960 Chen, Botong. *Yuguo*. (Xianggang : Yu ying shu ju chu ban, 1960). (Li shi ming ren cong shu). [Biographie von Victor Hugo].
雨果 [WC]

1964 Lin, Zhiping. *Yuguo*. (Taibei : Wu zhou chu ban she, 1964). [Abhandlung über Victor Hugo].
雨 [WC]

1975 *Yuguo*. Shanghai shu ju (Hong Kong) bian ji bu. (Xianggang : Shanghai shu ju, 1975). (Zuo jia yu zuo pin cong shu). [Übersetzung von Texten von Victor Hugo und Sekundärliteratur].
雨果 [WC]

1975 [Maurois, André]. *Yuguo zhuan*. Moluoya zhu ; Mo Luofu yi. Vol. 1-2. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1975). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
雨果传 [WC]

1983 *Yuguo chuang zuo ping lun*. Liu Mingjiu deng zhu ; Cao Rangting bian. (Nanning : Lijiang chu ban she, 1983). (Xi fang wen yi si chao lun cong). [Kritische Essays über Victor Hugos Werke].
雨果　创作　评论　集 [Eur]

1983 Liu, Mingjiu. *Yuguo chuang zuo ping lun ji*. Cao, Rangting bian. (Nanning : Lijiang chu ban she, 1983). [Papers collected from a conference held at Changsha, Hunan, 1981]. [Abhandlung über Victor Hugo].
雨果创作评论集 [WC]

1983 [Maurois, André]. *Bei can shi jie de hua shi*. Moluoya zhu ; Shen Baoji yi. (Changsha : Hunan wen yi chu ban she, 1983). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
悲惨世界的画师 [WC]

1985 Li, Meiying. *The voice of justice : Victor Hugo in China*. In : UNESCO courier ; Nov. (1985). http://findarticles.com/p/articles/mi_m1310/is_1985_Nov/ai_4003610/.

1985 [Hugo, Adèle]. *Yuguo fu ren hui yi lu*. Bao Wenwei yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1985). Übersetzung von Hugo, Adèle. *Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie internationale, 1863).
雨果夫人回忆录 [WC]

1985 [Murav'eva, Natalia Ignat'evna]. *Yuguo zhuan*. Ni Mulaweiyewa zhu ; Wang Shaoming yi. (Guangzhou : Guangdong ren min chu ban she, 1985). (Wai guo ren wu zhuan ji cong shu). Übersetzung von Murav'eva, Natalia Ignat'evna. *Giugo*. (Moskva : Molodaia gvardiia, 1961). [Biographie von Victor Hugo].
雨果传 [WC]

1987 Fan, Xiheng. *Weikeduo Yuguo*. (Beijing : Hua xia chu ban she, 1987). (Beijing : Hua xia chu ban she, 1987). [Biographie von Victor Hugo].
维克多雨果 [WC]

1988 Chen, Zhoufang. *Yuguo*. (Shenyang : Liao ning ren min chu ban she, 1988). (ai guo wen xue ping jie cong shu ; 10). [Biographie von Victor Hugo].
雨果 [WC]

1988 Li, Xie ; Long, Songxi ; Chen, Sha. *Weikeduo Yuguo de sheng ping ji qi zhu zuo*. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1988). [Abhandlung über Leben und Werk von Victor Hugo].
维克多•雨果的生平及其著作 [WC]

1988 Wang, Zhongyong. *"Bei can shi jie" jian shang*. (Chongqing : Chongqing chu ban she, 1988). (Shi jie wen xue ming zhu jian shang). [Abhandlung über Les misérables von Victor Hugo].
《悲惨世界》鉴赏 [WC]

1989 Gálik, Marián. *Between translation and creation : Victor Hugo's entry into Chinese literature* (1903-1904). In : Le rayonnement international de Victor Hugo. Ed. par Francis Claudon. (New York, N.Y. : P. Lang, 1989). [OAS]

1989 Liu, Mingjiu. *Zou jin Yuguo : ji nian Yuguo dan sheng 200 zhou nian*. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 2001). [Biographie von Victor Hugo].
走近雨果 : 纪念雨果诞生200周年 [Eur]

1989 Wong, Tak-wei. *Victor Hugo in China*. In : Le rayonnement international de Victor Hugo. Ed. by Francis Claudon. (New York, N.Y. : P. Lang, 1989). [OAS]

1989 Zhang, Yinglun. *Yuguo zhuan*. (Taiyuan : Bei yue wen yi chu ban she, 1989). [Biographie von Victor Hugo].
雨果传 [WC]

1989 [Maurois, André]. *Yuguo zhuan, shang*. Moluoya zhu ; Cheng Zenghou, Cheng Ganze yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1989). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
雨果传. 上 [WC]

1990 Zheng, Kelu. *Yuguo*. (Xianggang : San lian shu dian you xian gong si, 1990). (Xi fang wen hua cong shu ; 18). [Abhandlung über Victor Hugo].
雨果 [WC]

1990 [Murav'eva, Natalia Ignat'evna]. *Yuguo zhuan*. Ni Mulaweiyewa zhu ; Yi Gang yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1990). (Wai guo ming zuo jia chuan ji cong shu). Übersetzung von Murav'eva, Natalia Ignat'evna. *Giugo*. (Moskva : Molodaia gvardiia, 1961). [Biographie von Victor Hugo].
雨果 [WC]

1993 Lu, Loufa ; Lu, Yizheng. *Yuge zhuan*. (Taibei : Ye qiang chu ban she, 1993). (Wai guo wen hua ming ren quan ji ; 5). [Biographie von Victor Hugo].
雨果傳 [WC]

1994 Cheng, Zenghou. *Yuguo ping lun hui bian*. (Hefei : Anhui wen yi, 1994). (Wai guo wen xue yan jiu zi liao cong shu). [Abhandlung über Victor Hugo].
雨果评论汇编 [WC]

1995 Cheng, Zenghou. *Zai Faguo : Yuguo di yao qing*. (Chongqing : Chongqing chu ban she, 1995). ("Hai wai you xue" cong shu). [Biographie von Victor Hugo].
在法国 : 雨果的邀请 [WC]

1995 [Maurois, André]. *Yuguo zhuan*. Andelie Moluoya zhu ; Guo Zhu bian yi. (Beijing : Zhongguo ren shi chu ban she, 1995). (Shi jie ming ren zhuan ji). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
雨果传 [WC]

1996 Gao, Jianping. *Yuguo*. (Beijing : Zhong guo guo ji guang bo chu ban she, 1996). (Wai guo li shi ren wu cong shu). [Biographie von Victor Hugo].
雨果 [WC]

1996 Kalpakian, Laura. *Kesaite*. Ka'erbajin zhu ; Xie Sudai yi. (Beijing : Chu ban she, 1996). Übersetzung von Kalpakian, Laura. *Cosette : the sequel to Les misérables*. (New York, N.Y. : HarperCollins, 1995). [Victor Hugo].
珂赛特 [WC]

1996 Yan, Xiaoping ; Xie, Weimin. *Yuguo*. (Beijing : Guo ji wen hua chu ban gong si, 1996). (Shi jie li shi ming ren cong shu). [Biographie von Victor Hugo].
雨果 [WC]

1996 Yu, Aixiang. *Yuguo*. (Nanjing : Jiangsu wen yi chu ban she, 1999). (Zhong wai ming ren chuan ji cong shu). [Biographie von Victor Hugo].
雨果 [WC]

1997 [Klibbe, Lawrence Hadfield]. *Weikeduo Yuguo de Bei can shi jie*. Zhang Tao yi. (Beijing : Wai yu jiao xue yu yan jiu chu ban she, 1997). (Shi jie jing dian wen xue zuo pin shang xi). Übersetzung von Klibbe, Lawrence Hadfield. *Victor Hugo's Les miérables*. (New York, N.Y. : Monarch Press, 1966). (Monarch notes and study guides). [Text in Chinesisch und Englisch].
維克多#雨果的悲慘世界 [WC]

1998 Fang, Ping. *Yuguo*. (Shenzhen : Hai tian chu ban she, 1998). (Wen hua ju ren cong shu). [Biographie von Victor Hugo].
雨果 [WC]

1998 Li, Kechen ; Zhou, Yin. *Lang man qi shou*. (Xi'an : Taibei wen yi chu ban she, 1998). (Bai nian zuo fang cong shu). [Biographie von Victor Hugo].
浪漫旗手 [WC]

1998 [Maurois, André]. *Yuguo zhuan*. Moluoya zhu ; Zhou Guozhen yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 1998). (Moluoya chuan ji cong shu). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
雨果传 [WC]

1999 Ge, Lijuan. *Falanxi shi shen*. (Shijiazhuang : Hebei ren min chu ban she, 1999). (Shi jie shi ta wen xue jia). [Abhandlung über Victor Hugo].
法兰西诗神 [WC]

2000 [Maurois, André ; Stone, Irving]. *Yuguo zhuan*. Jieke Lundon zhuan. Andelie Moluoya zhu ; Zhou Yuling yi. Ouwen Sitong zhu ; Fu Jinzhu yi. (Beijing : Zhong gong zhong yang dang xiao chu ban she, 2000). (Shi jie ming ren ming jia ming zhuan ; 41). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui). Übersetzung von Stone, Irving. *Sailor on horseback : the biography of Jack London*. (Boston : H. Mifflin, 1938).
雨果传 /杰克•伦敦传 [WC]

2001 Shen, Dali. *Hugo lu par les chinois*. In : Victor Hugo en Extrême-Orient. (Paris : Maisonneuve & Larose, 2001). (Victor Hugo et l'Orient ; 10). [OAS]

2002 *Bicentenaire : Victor Hugo et la Chine* (2002).
Le quotidien du peuple ; 28.4. (2002) : http://french.people.com.cn/zhuanti/Zhuanti_82.html.
Le quotidien du peuple ; 26.2. (2002) : http://french.people.com.cn/french/200202/22/fra20020222_52546.html.
Chine-France : Notre-Dame de Paris : le plus beau cadeau de Noêl pour Beijing. In : Le Quotidien du Peuple ; 27.12.2002 http://french1.people.com.cn/french/200212/27/fra20021227_58849.html.

2002 *Birth of Victor Hugo commemorated in China*. In : Ren min ri bao ; April 28 (2002). http://china.org.cn/english/2002/Apr/31753.htm.

2002 *Victor Hugo et les écrivains chinois*. In : Le quotidien du peuple ; 8.3.2002 : http://french.people.com.cn/200203/08/fra20020308_52889.html.

2002 Mise en scène du "Quatre-vingt treize", dernier roman de Victor Hugo. In : China informations ; 4.2.2004 : http://www.chine-informations.com/actualite/chine--mise-en-scene-du-quatre-vingt-treize-dernier-roman-de-

2002 Wu, Xide ; Liu, Fusheng. *Ren shi Yuguo : ji nian Yuguo dan chen er ling ling zhou nian te kan*. (Taibei : Mei tian chu ban, 2002). (Mai tian cong shu ; 30). [Abhandlung über Victor Hugo].
認識雨果 : 紀念雨果誕辰二〇〇週年特刊 [WC]

2002 [Pouchain, Gérard]. *Man hua Yuguo : shi jiu shi ji man hua jia bi xia de Weikeduo Yuguo : Rela'er Puxiang ge ren shou cang de shi jie shou ci zhan chu*. Guangzhou Fa yu pei xun zhong xin ; Guangdong mei shu guan ; Cheng Zengzhang zhong wen fan yi. (Guangzhou : Alliance Française Canton, 2002). *Hugo par les caricaturistes du XIXème siècle : présentation de la collection privée de Gérard Pouchain en première mondiale* / [organisateurs: Musée d'Art du Guangdong].
漫画雨果 : 十九世纪漫画家笔下的维克多#雨果 : 热拉尔#普香个人收藏的世界首次展出 [WC]

2003 *Beijing 2002 nian ji nian Weikeduo Yuguo dan chen 200 zhou nian wen ji, Beijing avril 2002. = Commémoration en Chine du bicentenaire de la naissance de Victor Hugo, Beijing avril 2002*. Tang Xingying, Chen Liyu, Zhou Bohua bian. (Beijing : Wai yu jiao xue yu yan jiu chu ban she, 2003).
北京 2002 年纪念维克多#雨果诞辰 200 周年文集 [WC]

2003 Wang, Nora. *Victor Hugo et le sac du Palais d'été* (2003) : www.cafeshistoriques.com/docs/SacPalais.doc.

2004 Luo, Peng. *La traduction et la reception de Victor Hugo en Chine*. In : La modernité française dans l'Asie littéraire (Chine, Corée, Japon). Sous la direction de Haruhisa Kato. (Paris : Presses universitaires de France, 2004). [OAS]

2009 Cheng, Zenghou. *Victor Hugo, le grand ami du peuple chinois* (2009) : http://www.victorhugo.asso.fr/echo/echo3CHINE(168).htm.

Ivoi, Paul d' = Deleutre, Paul Charles Philippe Eric (Paris 1856-1915 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1901 Ivoi, Paul d'. *Cigale en Chine* [ID D22690].
Muriel Détrie : Paul d'Ivoi montre l'influence civilisatrice de la France à travers le personnage de la princesse mandchoue Roseau-fleuri qui parvient à se faire aimer d'un officier français lors de la révolte des Boxers en se faisant une "âme chrétienne". [Det5]

Bibliographie : Autor

1901 Ivoi, Paul d'. *Cigale en Chine*. (Paris : Ancienne Librairie Furne, Combet & Cie, 1901). [WC]

Jammes, Francis (Tournay, Hautes-Pyrénées 1868-1938 Hasparren, Pyrénées-Atlantiques) : Dichter

Jimenez, Marc (1943-) : Französischer Philosoph, Germanist, Profsseur de philosophie Université de Paris I, Sorbonne

Bibliographie : Autor

1991 [Jimenez, Marc]. *Aduonuo : yi shu, yi shi xing tai yu mei xue li lun*. Make Jiemunaizi zhu ; Luan Dong, Guan Baoyan yi. (Xianggang : Tian di tu shu you xian gong si, 1991). Übersetzung von Jimenez, Marc. *Adorno*. (Toulouse : Privat-Druck, 1985). (Revue d'esthétique ; nouv. ser., no 8, 1985).
阿多諾 : 藝術, 意識形態與美學理論 [WC]

Jouhandeau, Marcel (Guéret, Creuse 1888-1979 Rueil-Malmaison) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1934 *Falanxi xian dai duan pian ji*. Dai Wangshu xuan yi ; [Luo Dagang yi]. (Shanghai : Tian ma shu dian, 1934). [Übersetzung von französischen Kurzgeschichten von Jean Giono, Guillaume Apollinaire, Paul Vaillant-Couturier, Henri Alain-Fournier, Marcel Jouhandeau et al.].
法蘭西現代短篇集 [WC,LeeG1]

Kojève, Alexandre = Kozevnikov, Aleksandr Vladimirovic (Moskau 1902-1968 Paris) : Russisch-französischer Philosoph

Bibliographie : Autor

2005 [Kojève, Alexandre]. *Heige'er dao du*. Keyefu zhu ; Jiang Zhihui yi. (Nanjing : Feng huang chu ban chuan mei ji tuan, 2005). (Ren wen yu she hui yi cong). Übersetzung von Kojève, Alexandre. *Introduction à la lecture de Hegel : leçons sur La phénoménologie de* l'esprit, professées de 1933 à 1939 à l'Ecole des hautes-études. (Paris : Gallimard, 1947).
黑格尔导 [WC]

La Mothe le Vayer, François de = La Mothe-le-Vayer, François de (Paris 1588-1672 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1641 La Mothe le Vayer, François de. *La vertu des payens* [ID D1684].
Virgile Pinot : La Mothe le Vayer examine le problème du salut des infidèles dans un esprit tout nouveau, qui est le résultat de la découverte de l'Amérique et de la Chine. Si l'on doit accorder, dit-il, que les philosophes païens qui ont bien vécu, conformément à la loi naturelle, avant la loi de Moïse ont pu être sauvés, on doit accorder aussi que les sages des nations chez qui les apôtres n'ont pas prêché le christianisme peuvent être sauvés eux aussi. Mais le christianisme a-t-il été prêché à toute la terre dès le temps des Apôtres, comme le prétendent certains Pères de l'Église, et comme le dit Saint-Paul dans l'Épitre aux Romains, où il adapte à la parole de Dieu ce que David a dit de la parole des Cieux, qui a été entendue de toute la terre ? S'il en était ainsi, tous les Américains, tous les Chinois vertueux seraient damnés. Mais que veulent dire les Pères par cette expression : toute la terre ? Ils parlent du monde entier, mais tel qu'il était connu de leur temps. Or ils n'avaient jamais entendu parler de l'Amérique, de la Chine et des terres Australes. D'ailleurs les Japonais se sont plaint à Saint François-Xavier d'avoir été les derniers à recevoir la prédication de l'évangile. La Mothe le Vayer constate que la religion chinoise est plus pure que celle des Grecs, des Romains ou des Égyptiens, puisqu'elle n'est pas remplie de prodiges, et que 'les Chinois n'ont reconnu de temps immémorial qu'un seul Dieu qu'ils nomment le Roy du Ciel'. Or, parmi tous les Chinois de tous les temps, l'homme le plus célèbre est sans contredit Confucius, que l'on peut appeler le Socrate de la Chine. Comme Socrate en Grèce, et à peu près à la même époque, il a fait descendre la philosophie du ciel sur la terre. Alors que les Chinois s'adonnaient aux arts libéraux et à toutes les sciences 'qui ont eu cours à la Chine aussi bien que parmi nous, il leur montra la valeur de l'Éthique, si bien qu'on escrit que depuis luy il ne s'est plus fait de Bacheliers ny de Docteurs à la Chine qu'en les examinant sur la morale'. Et comme tous ces gradués qui ont été nourris dans la doctrine de Confucius occupent toutes les situations de l'État, on peut dire que c'est la doctrine même de Confucius qui gouverne la Chine : 'Certes ce n'est pas une petite gloire à Confucius d'avoir mis le sceptre entre les mains de la Philosophie et d'avoir fait que la force obéisse paisiblement à la raison'. Quant au principe de la morale de Confucius, c'est le principe même de la morale naturelle qui est 'de ne faire jamais à autruy ce que nous ne voudrions pas qui nous fût fait'. Donc Confucius, qui, d'une part, a cru à l'existence d'un Dieu unique, créateur de toutes choses, et qui a pris comme centre de son éthique le précepte essentiel de la loi de nature, peut être sauvé, 'Dieu luy conférant ceste grâce spéciale qu'il ne refuse jamais à ceus qui contribuent par son moyen tout ce qui est de leur possible pour l'obtenir'. [Pin10:S. 221-223]

Bibliographie : Autor

1641 La Mothe le Vayer, François de. *La vertu des payens*. (Paris : François Targa, 1641). Darin enthalten ist das Kapitel *De Confucius, le Socrate de la Chine*. [Frè]

Labiche, Eugène (Paris 1815-1888 Paris) : Dramatiker

Biographie

1865 Labiche, Eugène. *Le voyage en China* [ID D22019].
Labiche schreibt : "La Chine est un pays charmant, partout des pagodes, partout des clochettes." [Clau24:S. 42]

Bibliographie : Autor

1865 Labiche, Eugène. *Le voyage en Chine : opéra-comique en 3 actes*. Paroles de MM. Eugène Labiche et Delacour ; musique de M. François Bazin. (Paris : Dentu, 1865). [WC]

1929 [Labiche, Eugène]. *Mi yan di sha zi*. Lapixu zhu ; Shao Shaohou yi. (Shanghai : Xin yue shu dian, 1929). Übersetzung von Labiche, Eugène. *La poudre aux yeux : comédie en deux actes, en prose*. (Paris : Michel-Lévy, 1861). [Uraufführung Paris 1861].
迷眼的沙子 [Eur]

Laffitte, Pierre (Beguey, Gironde 1823-1903 Paris) : Philosoph, Positivist, Professeur d'histoire générale des sciences, Collège de France

Biographie

1861.1 Laffitte, Pierre. *Considérations générales sur l'ensemble de la civilisation chinoise et sur les relations de l'Occident avec la Chine* [ID D20371].

INTRODUCTION.

Je publie les leçons consacrées à Confucius et à la civilisation chinoise, dans le cours public et gratuit que j'ai professé en 1859 et eu 1860 sur l'Histoire générale de l'humanité.

Mon but, en détachant cette partie d'une vaste exposition, est surtout d'appeler l'attention des esprits et des cœurs élevés, sur la nécessité d'instituer une politique à la fois rationnelle et morale pour régler les relations de l'Occident avec le reste de la Planète. Ces relations sont dominées de plus en plus par un ignoble mercantilisme, ou par un prosélytisme étroit, qui du reste n'est le plus souvent qu'un prétexte à des opérations politiques ou commerciales. J'espère aussi que l'exemple d'une conception politique, basée sur une appréciation philosophique approfondie de la situation qu'il s'agit de modifier, pourra persuader les esprits réfléchis de la nécessité d'apporter dans l'étude des phénomènes sociaux au moins le degré d'attention et de persévérance qu'exigé l'élude des phénomènes plus simples de la vie ou du monde. Du reste, l'institution d'une politique vraiment planétaire, outre sa hante importance en elle-même, se lie aussi, directement et indirectement, aux nécessités les plus urgentes de la réorganisation occidentale ; car la vraie doctrine propre à instituer l'état normal de l'Humanité, doit se caractériser au début par son aptitude à construire une politique embrassant réellement l'ensemble des affaires terrestres. C'est ce que le Positivisme fait réellement ; ce que ne tarderont pas à comprendre les esprits vraiment dignes de sentir la valeur d'une telle doctrine, destinée à produire enfin le ralliement général des âmes d'élite.

Mais pour que le groupe des populations avancées puisse adopter une politique convenable par rapport au reste de la Planète, il faut qu'il s'opère systématiquement un changement dans la manière dont il se conçoit lui-même ; ce changement réagira du reste heureusement sur la politique intérieure de l'Occident.

Ce changement consiste essentiellement dans la substitution définitive de la notion d’occidentalité à celle de chrétienté. Une telle substitution n'étant que l'énoncé systématique d'un fait, sera susceptible d'être adoptée par tous les esprits sérieux et réfléchis ; il ne pourra y avoir de résistance que de la part d'un fanatisme désormais singulièrement exceptionnel.

J'applique, d'après Auguste Comte, la dénomination d'occidentalité ou république occidentale au groupe des cinq populations avancées, française au centre, italienne et espagnole au midi, britannique et germanique au nord, qui sont restées toujours solidaires depuis Charlemagne.

La dénomination d'occidentaitlé est plus rationnelle que celle de chrétienté. D'abord elle est plus précise, car elle élimine d'un tel groupe et la Russie et les populations chrétiennes de l'Orient qui ne peuvent songer sérieusement à en faire partie. D'un autre côté, elle a l'avantage de pouvoir représenter l'ensemble de tous les antécédents qui ont servi à produire ce groupe mémorable. Le mot de crrétien ne désigne qu'un seul des antécédents, respectable et important sans doute, mais au fond le moins décisif de tous. L'occidentalité doit sa constitution surtout à la conquête romaine, complétée par la politique de Charlemagne, par la domination catholique, par l'incomparable influence de la féodalité, et par l'évolution révolutionnaire des cinq derniers siècles. Celte dénomination a l'avantage de faire ainsi la part à tous nos ancêtres, en ne méconnaissant pas les plus importants au profit exclusif de l'un d'entre eux.

Mais la substitution de l'occidentalité à la chrétienté, outre sa plus grande rationalité, doit déterminer dans les vues des hommes d'Etat, et finalement des populations, un changement capital eu les plaçant à un point de vue vraiment civique, qui cache depuis César et Trajan sous la couche chrétienne, a sans doute transpiré dans les grands types des Henri IV et des Richelieu, mais qui n'a pu néanmoins se dégager complètement que dans Frédéric, le plus éminent des hommes d'État dont l'Occident puisse s'honorer depuis Charlemagne. Sans que le génie de Frédéric soit ici indispensable, la situation est tellement lumineuse qu'un véritable homme d'État doit la comprendre. Si Frédéric a pu gouverner en se plaçant au point de vue purement civique d'un grand dictateur, ce qui était alors possible pour un tel homme, est maintenant nécessaire. Le devoir d'un homme d'Etat est donc maintenant de gouverner en dehors de toutes préoccupations théologiques, qui désormais doivent être renvoyées exclusivement dans le domaine de la vie privée. Du reste, c'est là, en France, l'état strictement légal, tel qu'il résulte de la proclamation même de la liberté des cultes. Si la loi est athée, suivant l'exacte expression d'un légiste contemporain, on peut dire avec plus de vérité encore qu'en France l'État n'a pas de religion. C'est donc aux hommes d'État et aux populations à mettre leurs idées et leurs sentiments au niveau de la situation.

Cette substitution de l’occidentalité à la chrétienté, si capitale pour l'état intérieur de l'Occident, parce qu'elle désigne le seul terrain commun sur lequel tous peuvent s'entendre, aura une équivalente efficacité pour la politique extérieure. Le but de l'Occident ne pourra dès lors plus consister à imposer à l'Orient une synthèse en complète décomposition à son foyer même. C'est en dehors de toutes les synthèses provisoires que devra être cherchée la conception susceptible de devenir la religion universelle. Ce point de vue chrétien qui vicie si profondément l'appréciation des autres populations de

la Planète, ne viendra plus empêcher de les concevoir. On pourra dès lors les apprécier rationnellement en dehors des préjugés rétrogrades ou révolutionnaires.
Ces vues générales sont susceptibles d'être acceptées en Occident dès à présent par tous les esprits d'élite, par tous ceux en un mot qui se préoccupent dignement des questions sociales. Il est vrai de dire qu'à cet égard les opinions sont au-dessous des besoins de la situation à un degré peut-être unique dans l'histoire.
J'espère avoir fait suffisamment ressortir la supériorité de l'esprit religieux, en comparant l'admirable mission organisée par les Jésuites avec l'oppression, tantôt hypocrite, tantôt violente, instituée par un mercantilisme ignoble.
J'ose espérer enfin que les natures vraiment religieuses, surtout catholiques, donneront leur appui à une politique rationnelle et morale qui réprouve l'emploi de la force publique mis au service de la cupidité privée, et qui vient, au nom de l'Humanité, demander un respect convenable des civilisations surgies en dehors de l'Occident sur le reste de la Planète. Toute religion sérieuse, quelle que soit sa base dogmatique, doit hautement protester contre l'emploi de la violence comme préambule ou appui d'une prédication quelconque. La noble mission des Jésuites en Chine peut servir d'exemple à cet égard.
Enfin nous pouvons espérer qu'un jour une saine opinion surgie en Occident, déterminera sous le nom de marine occidentale l'institution d'une force publique employée, outre la protection d'un commerce utile, surtout à garantir les populations retardées des tentatives d'oppression que produira de plus en plus une cupidité, désormais de moins en moins réglée.
Dans le travail que je publie aujourd'hui, je me suis non-seulement inspiré des principes fondamentaux de la philosophie positive, mais aussi de la vue spéciale, aussi profonde que lumineuse, posée par Auguste Comte au sujet de la civilisation chinoise.
"Un concours spécial d'influences surtout sociales, disposa la civilisation chinoise à développer le Fétichisme au delà de tout ce qui fut possible ailleurs. Mieux systématisé qu'en aucun autre cas, il y prévalut sur le Théologisme, et préserva le tiers de notre espèce du régime des castes, malgré l'hérédité des professions, etc." (Auguste Comte, Synthèse subjective, tome Ier, Introduction).
C’est sous une telle inspiration que j’ai, dans mon cours public sur l'Histoire générale de l'Humanité, apprécié la civilisation chinoise et son plus éminent représentant, Confucius.
J’ose espérer qu’un tel travail contribuera à propager la conviction que la religion démontrée peut seule embrasser l'ensemble des affaires terrestres par une politique à la fois rationnelle et morale.

Première Leçon

APPRECIATION ABSTRAITE DES BASES ESSENTIELLES DE LA CIVILISATION CHINOISE ET DES ELEMENTS MODIFICATEURS DE CETTE CIVILISATION

Messieurs,

Nous allons commencer aujour'hui l'appréciation générale de l'ensemble de la civilisation chinoise. Vu l'importance d'une telle étude, en elle-même et quant à son application sociale, nous lui consacrerons trois séances.

Il existe au fond de l'extrême Orient une civilisation considérable, se développant d'une manière constante, avec une pleine activité, quoi qu'on en dise, et dont les contacts avec l'Occident augmentent chaque jour. Cette civilsation, si mal appréciée à tant d'égards, c'est la civilisation chinoise. Son étude est très-importante au point de vu philosophique, à cause de l'étrangeté apparente qu'elle a eue pour presque tous les observateurs qui s'en sont occupés jusqu'ici, même avec les documents les plus complets et avec les dispositions les plus satisfaisantes ; d'un autre côté, elle sera extrêmement utile pour fournir sa base à une politique vraiment rationnelle de l'Occident.

La civilisation chinoise, depuis la grande mission des jésuites, a donné lieu à des études nombreuses et importantes. Jusqu'à eux les récits de Marco-Polo avaient été traités de fables. C'est aux jésuites que nous devons finalement une première connaissance sérieuse de la Chine ; et, depuis cette époque, les études sur ce sujet ont continué avec beaucoup d'ardeur, de dévouement, et en général avec une sympathie réelle pour la civilisation correspondante. Néanmoins on peut dire que, malgré des aperçu très-ingénieux, malgré des observations spéciales intéressantés, il manque encore de cette civilisation une appréciation générale et systématique.

Cela n'a rien d'étonnant, car une telle appréciation pouvait surgir qu'après la découverte, faite par Auguste Comte, des lois abstraites de l'évolution intellectuelle. Avant cela, il était impossible de se mettre à un point de vue vraiment relatif, et de se placer par suite, dans une complète indépendance mentale, par rapport aux états antérieurs de l'esprit humain.

Toutes les intelligences qui ont abordé l'étude de la Chine étaient dominées, ou par la théologie, ou par la métaphysique, ou par la science pure. Or aucune de ces trois dispositions n'est convenable pour une appréciation définitive et complète de la civilisation chinoise.

Pour l'esprit théologique, cela est évident. Il s'agit ici d'une civilisation dont la base fondamentale n'est point la théologie, d'un peuple qui n'a pas eu de développement théologique propre et spontané, et chez qui un tel esprit fut importé de l'étranger, à une époque où sa civilisation avait reçu sa constitution essentielle, Par conséquent, des gens comme les jésuites par exemple, s'occupant avec ardeur de la civilisation chinoise, ne pouvaient en comprendre que les détails, mais jamais l'ensemble ni l'esprit essentiel et, par suite, prêtaient aux penseurs chinois des conceptions qui au fond leur étaient complètement étrangères.

Pour l'esprit métaphysique, la chose est encore plus incontestable ; la métaphysique n'étant qu'une modification graduelle et dissolvante de la théologie, comment des intelligences dominées par un tel esprit pourraient-elles juger sainement, dans son ensemble, une civilisation encore plus étrangère à la métaphysique qu'à la théologie ? Cela est tellement impossible, qu'on a vu un homme aussi distingué que M. Abel Rémusat, qui s'est occupé de la Chine d'une manière si remarquable et si approfondie, regarder la philosophie de Lao-Tseu comme représentant la pensée primitive de la Chine, le point de départ de sa civilisation. Or cette philosophie de Lao-Tseu entièrement métaphysique n'est, comme je l'établirai, qu'un élément perturbateur, ou au moins un simple modificateur de la civilisation chinoise, et, certainement, une importation étrangère. C'est un exemple frappant de ce que peuvent les préoccupations du moment, chez des intelligences distinguées d'ailleurs, et fort compétentes comme érudition. Au temps où écrivait M. Abel Rémusat, une métaphysique qui a jeté un éclat éphémère, et qui aujourd'hui est bien déchue, occupait la scène philosophique. Involontairement dominé par une telle situation, M. Abel Rémusat pensait mieux faire goûter cette Chine qu'il avait tant étudiée, en y faisant apercevoir, dans son plus lointain berceau, ces divagations métaphysiques qui préoccupaient alors les lettrés de l'Occident.

Quant à la science proprement dite, elle n'était pas plus apte que la théologie et la métaphysique à constituer une théorie réelle de cette civilisation. L'esprit scientifique a néanmoins des points de contact nombreux et réels avec le véritable esprit de cette civilisation ; en ce sens que l'un et l'autre admettent l'activité spontanée de la matière. Néanmoins, la science n'était ni assez dégagée de la métaphysique, ni à un point de vue assez général, pour aborder un tel problème ; d'autant plus que la science occidentale, essentiellement abstraite, ne se trouvait guère par là même en disposition de comprendre l'esprit réel, mais concret, de la Chine. Il fallait donc la découverte des lois intellectuelles, faite par Auguste Comte, pour qu'il fût possible d'aborder l'étude systématique de ce grand problème.

Il est certain que cette théorie constitue une application difficile et caractéristique des principes de la

vraie philosophie de l'Histoire.

Considérations préliminaires sur la différence entre le fetichisme et le théologisme.
Avant d'aborder cette étude, je dois donner quelques explications préliminaires sur la différence essentielle qui existe entre le fétichisme et le théologisme, et montrer que le théologisme ne constitue qu'une évolution transitoire entre le Fétichisme primitif et le Positivisme définitif.
Il n'y a dans l'évolution de toute société que deux états complètement normaux, susceptibles de durée et de consistance, et n'offrant pas l'instabilité nécessaire de l'état théologique ; c'est, d'un côté l'état fétichique point de départ fondamental de la raison humaine et de toute sociabilité quelconque, et, d'un autre côté, l'état positif, qui en est l'aboutissant final.
Après avoir indiqué rapidement la distinction essentielle entre le Fétichisme et le Théologisme, j'insisterai surtout sur cette notion capitale, que le théologisme constitue une simple transition.
Intellectuellement, le Fétichisme consiste à concevoir les corps, non-seulement comme actifs, mais encore comme vivants ; à se représenter les divers modes d'activité qu'ils nous manifestent comme dus aux passions et aux penchants qui les animent ; en un mot, à assimiler le monde à l'homme. Il n'y a qu'une simple exagération dans une pareille appréciation, dont la base est incontestable. Il est certain (la science l'adopte de plus en plus, et le Positivisme l'a mis hors de doute) que la matière est réellement active. Mais outre l'activité propre à la matière en général, il y a un mode d'activité qui appartient à certains corps seulement, et qui constitue la vitalité : tous les corps sont actifs, mais tous ne sont pas vivants. La seule erreur commise par le Fétichisme, sous ce rapport, est d'avoir donné à tous les corps un mode d'activité qui ne convient qu'à quelques-uns. Il consiste donc à concevoir tous les corps non-seulement comme doués d'une activité spontanée, ce qui est incontestable, mais aussi comme vivants, ce qui constitue une exagération, nécessaire au début.
On peut dire en effet qu'une pareille théorie constitue le point de départ inévitable de l'esprit humain. Quelle est la loi fondamentale d'après laquelle agit notre intelligence ? C'est d'assimiler les phénomènes les moins connus à ceux que nous connaissons le mieux ; ce qui revient à dire que la tendance essentielle de notre esprit est de faire l'hypothèse la plus simple en rapport avec l'ensemble des renseignements obtenus. Cette loi capitale de la philosophie première n'est que la constatation systématique d'un grand fait général de notre intelligence. Or ce que nous connaissons le plus et le mieux au début, c'est l'homme. Nous nous sentons, nous sentons que nos actes se produisent en vertu d'un ensemble de passions particulières, d'impulsions distinctes : la colère, la bonté, l'amour, etc. Par conséquent, en voyant les corps extérieurs agir avec une intensité bien autrement grande que les corps vivants eux-mêmes ; en voyant les mouvements des fleuves, les perturbations des tempêtes, tous ces grands phénomènes météorologiques qui prouvent dans la matière une activité si caractéristique et si puissante, il est tout à fait inévitable de supposer que les corps qui manifestent une telle activité, veulent cette activité et la produisent en vertu de passions et de penchants analogues à ceux qui déterminent les actes de l'homme ; le fétichisme est donc un état tout à fait inévitable de l'intelligence humaine, et résulte nécessairement d'une tendance fondamentale de notre esprit, et des notions ou renseignements que nous possédons au début.
Le dernier terme de l'état fétichique, c'est l'astrolâtrie proprement dite. Lorsque sous l'influence de ce fétichisme spontané, favorisée par des conditions cosmologiques convenables, une société est arrivée à un état sédentaire, que des moyens suffisants ont été fournis à un certain nombre d'individus d'observer les astres, et de se livrer à une activité directement spéculative, alors au-dessus du Fétichisme populaire spontané se superpose un Fétichisme plus systématique, consistant à accorder une puissance directrice à ces êtres éloignés, dont une observation attentive nous démontre bientôt l'influence prépondérante. — En résumé, le Fétichisme est le point de départ nécessaire de l'esprit humain ; et le dernier élément de l'état fétichique, le plus systématique, c'est l'Astrolâtrie.
Quels sont les services rendus à l'esprit humain par le Fétichisme ? Outre qu'il est inévitable, puisqu'il est la seule théorie qui surgisse spontanément des conditions primitives de notre nature et de notre situation, on lui doit l'institution régulière et développée de l'observation concrète ou observation des êtres. En effet, le Fétichisme conçoit chaque phénomène comme produit par la volonté même de l'être qui le présente ; cet être a ainsi des passions, des sentiments, des dispositions morales qui le lient parfaitement à l'observateur correspondant. Par suite, il est clair que l'image de chacun de ces êtres apparaît avec une force, une netteté, une intensité qu'elle ne peut avoir chez des observateurs pour lesquels ces corps sont tout à fait inertes, et n'ont avec eux aucune sorte de relation affective. Il est bien évident que cette intime relation de haine, de bienveillance, de colère, etc., etc., entre l'être observé et l'observateur doit nécessairement produire une image plus nette et une représentation plus vive. Le Fétichisme institue donc l'observation concrète, c'est-à-dire l'observation des êtres, avec une puissance qui lui est propre, et fournit ainsi les images concrètes qui servent ensuite de base à la contemplation abstraite ou observation des phénomènes. — Le Fétichisme amasse ainsi les matériaux de toutes nos spéculations quelconques, et il joue ce rôle capital dans le développement de l'individu comme dans celui de l'espèce.

Quant au Théologisme, dont la phase caractéristique est le Polythéisme, il surgit de l'observation abstraite par l'intervention nécessaire d'un sacerdoce. Je dois sommairement développer cette proposition importante.
Quand l'esprit humain en est venu à constater des propriétés communes à divers corps et à les considérer isolément, la nécessité de représenter ces propriétés indépendamment des corps auxquels elles appartiennent le pousse, en vertu de la disposition primitive ci-dessus expliquée à tout assimiler à l'homme, à charger un être particulier de la direction et de la production de chacun de ces phénomènes. — Ainsi, par exemple, quand on s'élève de la notion d'un arbre individuel à la notion plus abstraite de forêt, on institue le Dieu de la forêt, c'est-à-dire un être présidant à l'ensemble des phénomènes communs aux divers arbres de la foret.
Le Polythéisme, ou la création d'êtres distincts des corps et qui produisent dans chacun d'eux les divers phénomènes qu'ils manifestent, surgit de l'observation abstraite ; et, une fois que l'artifice logique consistant à imaginer des dieux pour représenter les phénomènes, au lieu de les attribuer aux êtres, a été institué, cet artifice susceptible d'un immense développement, consolide l'abstraction et lui permet de se renouveler à l'infini.
Mais cette institution systématique de l'abstraction par la création des dieux, est une opération intellectuelle d'une haute difficulté qui ne peut plus émaner spontanément de la raison vulgaire : elle est toujours due à une classe spéculative distincte, ou à un sacerdoce ; et, une fois établie, elle sert au développement même de ce sacerdoce.
Ainsi, au Fétichisme succède, par l'intervention d'un sacerdoce, le Polythéisme ou théologisme, qui émané de l'abstraction la consolide et l'étend.
Si nous considérons ce second état caractéristique de la raison humaine, nous serons immédiatement frappés de la profonde consistance mentale du Fétichisme comparée a l'instabilité inévitable du Polythéisme.
Le Fétichisme, réduit à l'observation des êtres, comporte véritablement peu de divagations. D'où peuvent provenir les divagations de l'esprit humain ? De l'institution de l'abstraction, ou de la considération des phénomènes indépendamment des corps qui les manifestent. Il résulte de là, en effet, la possibilité de concevoir le phénomène dans une infinité de conditions autres que celles qui ont lieu dans la réalité. Ainsi, si l'on étudie le phénomène de la locomotion en lui-même, au lieu de n'apprécier que des êtres réels en mouvement, on arrive bientôt à imaginer la locomotion dans une infinité de cas que l'observation concrète n'a jamais fait connaître ; ou arrive à concevoir la locomotion sur l'eau, dans l'air, pour tous les êtres quelconques ; on arrive à la concevoir abstraction faite du temps, c'est-à-dire avec une vitesse infinie. En un mot, l'étude abstraite des phénomènes permet la conception d'une infinité de cas possibles, tandis que l'observation concrète ne fait connaître que les cas réels.
L'institution de l'abstraction, due au Polythéisme, établit donc pour l'intelligence une situation active, mais instable, et constamment exposée à d'intimes divagations. Le Fétichisme, au contraire, réduit à l'observation des êtres, ne considérant que les cas réels, et non pas les cas possibles que l'abstraction permet d'imaginer, offre un état mental moins actif sans doute, mais d'une grande consistance et d'une parfaite rectitude.
Le Fétichisme est naturellement synthétique, car il ne considère jamais les phénomènes isolément, mais toujours dans leurs dépendances mutuelles ; mais il n'est pas systématique : la systématisation suppose toujours l'abstraction. L'état fétichique ne comporte pas le développement caractéristique des divers aspects essentiels de notre nature. Ainsi, il ne permet pas le développement de la grande science, c'est-à-dire de la science abstraite, qui a pour but de découvrir les lois réelles de succession ou de similitude des divers phénomènes. Ce n'est que dans les phénomènes considérés isolément que nous pouvons espérer de découvrir les lois qui les régissent. Le développement scientifique réel suppose donc nécessairement l'établissement de l'abstraction. Voilà un des grands aspects de notre nature dont le développement ne peut se produire pendant l'état fétichique. Ainsi, le Fétichisme est un état synthétique susceptible de durée, de consistance, mais qui ne facilite pas la culture spéciale des divers éléments de la nature humaine, et qui ne comporte pas leur véritable systématisation.
Le Positivisme satisfait seul à ces deux conditions : il est synthétique ; mais d'un autre côté, profondément abstrait, il est systématique, et coordonne les diverses facultés spéciales de la nature humaine après leur développement actif.
Entre le Fétichisme primitif et le Positivisme définitif synthétique et systématique, s'intercale donc le Théologisme, qui constitue une transition nécessaire au développement des forces humaines, car le Positivisme ne peut les régler qu'après leur développement préalable. Il faut donc concevoir le théologisme comme ayant pour but de présider à l'évolution spéciale des diverses forces élémentaires de la nature humaine, mais aussi comme nécessairement instable, par l'impossibilité où il est de les régler ; et, par suite, le théologisme n'est qu'une transition plus ou moins rapide entre l'état primitif et l'état final.

Cette proposition capitale a été établie par Auguste Comte pour les trois grandes transitions grecque, romaine et féodale. L'évolution révolutionnaire, commencée en Occident depuis le XIVe siècle, ne comportant pas le nom de transition, mais plutôt celui de crise, à cause du caractère de plus en plus anarchique qu'elle manifeste, à mesure qu'on approche de la terminaison finale. Chacune de ces trois transitions a présidé plus spécialement à l'évolution d'un des aspects de notre nature : l'intelligence, l'activité, le sentiment.

Eh bien, je crois qu'il faut étendre une telle conception à la Théocratie elle-même, de manière à concevoir tout état théologique comme une transition plus ou moins stable.

D'une manière générale, on peut dire que le théologisme est plus ou moins révolutionnaire et qu'il ne peut être que transitoire : car il institue l'abstraction sans pouvoir la régler.

En effet, l'esprit théologique institue les abstractions qu'il représente par des dieux, dont les volontés sont nécessairement plus ou moins arbitraires. Cette abstraction, ne comportant ainsi aucune limite pousse à d'infinies divagations qui ne sont arrêtées que par les nécessités de la vie pratique. Le théologisme est donc un état mental continuellement exposé à d'imminentes divagations, état qui n'a jamais été suffisamment réglé, et qui a toujours troublé plus ou moins profondément l'ensemble des institutions au milieu desquelles il a surgi. — L'abstraction ne peut être réglée que par l'esprit scientifique, qui conçoit tous les phénomènes comme assujettis à d'invariables lois de succession et de similitude.

Ainsi, tout état théologique quelconque est nécessairement instable. — Si nous considérons maintenant la théocratie proprement dite, première phase de l'état Théologique, nous allons voir surgir la vérification spéciale de notre proposition.

Ce qui caractérise la Théocratie, c'est le régime des castes, et la coordination des diverses castes entre elles par la prépondérance de la caste sacerdotale. Il est certain que le régime des castes institue très-bien les diverses professions, leur donne une consistance inébranlable, consolide la division du travail, et permet d'importants développements de notre activité. Mais la coordination des diverses castes par le sacerdoce est insuffisante. — On peut dire en effet, à rencontre des préjugés vulgaires, que la théocratie n'institue pas un gouvernement suffisant ; c'est un régime qui n'est pas assez gouverné. — Dans une véritable théocratie, dont la base est nécessairement polythéique, il n'y a jamais une condensation unique du sacerdoce, comme dans le régime juif ou dans la Papauté. Il y a des familles sacerdotales distinctes, correspondantes aux diverses divinités ; et cela était indispensable, sans quoi un tel régime aurait offert une intensité d'oppression inimaginable. — Mais les divers éléments de la caste sacerdotale n'étant pas groupés autour d'un seul prêtre dominateur, il en résulte que la caste sacerdotale ne gouverne pas suffisamment. Elle institue des règles pour la nutrition, le vêtement, etc., etc.; elle consolide la division du travail, elle consacre religieusement l'hérédité, mais elle n'organise pas un ralliement suffisant des diverses castes. Ainsi, l'organisation intérieure d'un tel régime n'est pas suffisamment stable. C'est donc le contraire du préjugé ordinaire, qui conçoit l’excès de gouvernement comme en étant le principal inconvénient.

D'un autre côté, par rapport aux sociétés extérieures, le régime théocratique proprement dit n'offre pas une puissance de réaction suffisante, ou si cette puissance de réaction se développe suffisamment, par l'avènement graduel des militaires, le régime théocratique lui-même se trouve compromis ; les militaires l'emportent sur les prêtres, assez pour les subordonner, mais pas assez pour amener la prépondérance du caractère franchement militaire, comme celui de la civilisation romaine. On obtient alors un régime bâtard, celui de la Perse, par exemple, qu'on a pris superficiellement pour le vrai type de la théocratie, et qui n'est qu'un régime théocratique dégradé.

Ainsi donc, le régime théocratique en lui-même, outre les inconvénients propres à tout théologisme, manque d'un gouvernement suffisant et d'une puissance de réaction assez énergique contre les perturbations extérieures, de manière à ne constituer qu'un état trop instable et vraiment transitoire.

Une telle proposition a une véritable importance historique, puisqu'elle apporte une netteté plus grande dans 1'appréciation des divers états sociaux surgis à la surface de notre Planète. Elle a de plus une haute valeur sociale, parce qu elle établit une relation plus intime entre les deux seules religions qui ont été et peuvent être universelles le Fétichisme et le Positivisme.

Le Fétichisme est la seule religion qui ait été spontanément universelle. C'est l'état mental par lequel ont débuté toutes les intelligences, c'est le point de départ de tous les états sociaux. De plus, la raison concrète ou pratique est restée fétichique, même dans les civilisations passées à l'état monothéique. Les gens même qui admettent un Dieu unique gouvernant toutes choses, expliquent dans la vie ordinaire les divers phénomènes par la volonté correspondante plus ou moins claire, plus ou moins nette, des êtres qu'ils observent. Cette raison concrète, restée fétichique, est la raison générale, universelle, qui domine toutes les intelligences. La raison abstraite qui systématise et coordonne n'a eu jusqu'ici qu'une action modificatrice. On peut donc dire que les classes populaires, dans tous les régimes, ont conservé le Fétichisme comme base de leur état mental. — Le Fétichisme étant encore

dans tous les états sociaux la religion vraiment universelle, puisqu'il est la base de la raison concrète ou pratique, il y a donc une importance capitale à établir le caractère de stabilité qui lui est propre, et, au contraire, le caractère d'instabilité inhérent au théologisme qui institue l'abstraction sans la régler. — Cette proposition essentielle nous fera mieux comprendre la relation qui doit exister et qui existera nécessairement de plus en plus entre le Fétichisme religion spontanément universelle, et le Positivisme religion systématiquement universelle. Aussi le Positivisme rend seul une justice caractéristique au Fétichisme, il le développe, et se l'incorpore finalement. Il y avait donc utilité réelle à placer tout l'ensemble du théologisme dans sa véritable position, comme un intermédiaire transitoire entre les deux états fondamentaux de la raison humaine.

Depuis la fin du siècle dernier, le théologisme dominant de moins en moins les intelligences, les esprits cultivés eux-mêmes tendent à revenir vers le fétichisme. Cette tendance se manifeste clairement par le développement de la poésie fétichique ; et les extravagances panthéistiques elles-mêmes sont une forme confuse, mais certaine, de cette disposition spontanée des esprits cultivés vers le fétichisme. De sorte qu'en lui rendant justice, en se l'incorporant convenablement, le Positivisme en même temps qu'il vient répondre aux besoins fondamentaux de la raison populaire, vient systématiser aussi une disposition générale des intelligences cultivées.

On comprendra d'après cela l'importance de l'étude de la civilisation chinoise, civilisation essentiellement fétichique, qui s'est développée dans ce sens avec une stabilité, une force, une grandeur vraiment admirables. Cette étude a donc une haute utilité historique. Mais elle a aussi une grande importance politique et morale. Les relations de l'Occident avec la Chine, comme du reste avec toutes les autres parties de la Planète, ont un caractère d'immoralité anarchique et perturbatrice. Il est nécessaire que la Religion qui vient établir le règlement des forces humaines, la prépondérance de la Morale sur la Politique, fasse apprécier une telle civilisation. Le Positivisme montrera ainsi son aptitude exclusive à la direction des affaires terrestres. J'espère, messieurs, que cette conviction résultera pour vous de l'étude sommaire que nous allons entreprendre.

Je commencerai par une appréciation générale de l'ensemble de la civilisation chinoise, d'abord dans ses éléments essentiels, puis dans son développement concret.

J'apprécierai ensuite le type le plus élevé de cette civilisation, au point de vue intellectuel et moral, celui en qui se résume son esprit fondamental, l'éminent Confucius ; objet de la profonde vénération des habitants du grand empire.

Dans la troisième partie j'examinerai ce qu'ont été historiquement les relations de l'Occident avec la Chine, et ce qu'elles doivent être finalement.

Base mentale de la civilisation chinoise.

Le fétichisme, systématisé par l'adoration du Ciel, est la base mentale de la civilisation chinoise : telle est la proposition capitale qu'il faut mettre dans tout son jour pour faire comprendre le véritable esprit de cette grande civilisation. Nous avons établi que toute société quelconque débute nécessairement par le Fétichisme. Cet état a reçu en Chine une véritable systématisation, qui lui a donné une consistance et un développement immenses, de manière à devenir la base de l'évolution sociale de cette grande population. Dans les autres pays, le Fétichisme a laissé des traces nombreuses et incontestables, en Chine il s'est conservé, il a persisté, et s'est développé.

Si nous considérons, en effet, les divers temples, les autels nombreux élevés dans ce vaste empire, nous les voyons dédiés aux fleuves, aux montagnes, aux constellations, aux principales planètes, au Ciel, à la Terre. Le culte des mânes y est très-développé ; familier à tout le monde, il est organisé par des gens qui ne croient pas à la vie future. Or que sont les mânes, sinon des fétiches résultés de nos dépouilles mortelles, et qui, d'après un tel point de vue, conservent un mode d'activité et de vitalité qui leur est propre ? La mort, au sens où la conçoivent la théologie et la métaphysique, n'existe pas pour le Fétichiste ; elle n'est rien à ses yeux qu'un mode de vitalité substitué à un autre. De là, ce mépris de la mort constaté par les théologiens occidentaux, chez des gens qui, d'un autre côté, méconnaissaient complètement ce que nous appelons la vie future ; contradiction apparente que la théologie a constatée sans pouvoir la résoudre.

En Chine, le Fétichisme a été systématisé par le culte du Ciel, et cette systématisation remonte à l'origine même de la civilisation de cet empire.

Le Ciel y est effectivement le Fétiche prépondérant ; c'est l'être puissant dont l'action coordonne l'activité de tous les autres. Mais cette domination est prépondérante sans être absolue, et c'est là un caractère essentiel à remarquer. Dans le théologisme, surtout monothéique, la puissance surnaturelle a un caractère absolu et une volonté arbitraire ; il n'en est pas de morne dans le Fétichisme ; il y a une volonté prépondérante, en contact, en rapport avec d'autres volontés spontanées, ayant leur loi, une manière d'être distincte. Ici, l'être prépondérant dont l'activité coordonne et domine celle de tous les autres, c'est le Ciel. C'est sur cette grande notion que les philosophes et les législateurs de la Chine se sont appuyés pour régler la civilisation correspondante. On peut se faire une idée de la marche suivie par les législateurs chinois pour arriver à cette conception systématique du Ciel.

Le Ciel est le siège commun, évident et visible de tous les corps célestes. Ces corps célestes ont une activité intense, incontestable. Il est certain que l'ensemble de la vie humaine se trouve réglé par la marche du plus puissant de ces corps, le Soleil ; à tel point qu'il est devenu le fétiche prépondérant dans un grand nombre d'États sociaux. Mais, si les corps célestes ont une activité si grande, il est évident que le Ciel, leur siège commun, doit être le plus puissant de tous les êtres. M. Rémusat a dit à ce sujet : On ne peut imaginer que les philosophes chinois, de même que la population correspondante, adorent ce Ciel visible que nous apercevons. (Ceci est tellement vrai, que les philosophes chinois qui désignent le ciel proprement dit par le mot thian, désignent le dieu chrétien par le mot de thian-tchu, maitre du ciel, de manière à bien montrer que la conception chrétienne diffère de la conception chinoise, en ce que les chrétiens conçoivent en dehors du ciel un être distinct et qui le dirige.)

Pourquoi pas ? n'est-ce pas plus raisonnable que d'adorer des êtres subjectifs qu'on n'a jamais vus, qu'on ne verra jamais ? Cet être n'a-t-il pas sur nous une puissance extrême, puisqu'il est le siège des êtres qui influent le plus sur notre existence ? Est-il donc étonnant qu'on l'adore, qu'on considère son activité comme prépondérante, quand l'observation la plus immédiate nous prouve que c'est la vérité ? C'est la disposition créée en nous par l'état théologico-métaphysique, appuyé sur la prétendue inertie de la matière, qui rend des intelligences distinguées du reste à tant d'autres égards, absolument inaptes à comprendre le fétichisme, qui est, au fond, bien plus près de la science que le théologisme, puisque son unique erreur est de ne pas distinguer suffisamment la vie proprement dite de l'activité.

Le second grand fétiche de la Chine, subordonné au premier, c'est la Terre. A ce second élément systématique du fétichisme chinois se rattache l'adoration des fleuves, des montagnes, comme à celui du Ciel, celle de la Lune, des Planètes, des Constellations.

La Terre est un être puissant et actif dominant l'activité des êtres qui sont à sa surface. Il était donc naturel primitivement d'adorer cet être chez lequel au début on n'avait fait, ni pu faire, la séparation de l'activité et de la vie, et chez qui il était inévitable de supposer que l'activité était due, comme chez l'homme, à un ensemble de penchants déterminés.

On trouve cette adoration de la Terre à l'origine de toutes les civilisations. Dans ce qui nous reste de la théologie grecque on en voit des traces évidentes : «cette Terre, mère de tous les hommes, protectrice de tous les êtres, cette mère commune.»

II est resté dans le langage une foule d'expressions qui rappellent cette adoration primitive. Il y a une disposition morale très-réelle et très-universelle qui est essentiellement fétichique, et qui résulte de cette consécration de la Terre : c'est l'amour du sol natal, cet amour qui fait aimer le lieu même, qui

nous y attache profondément; il est clair que c'est un sentiment fétichique, et auquel il est bon d'obéir ; car il peut être d'une haute efficacité morale, et même mentale sous une convenable direction. Ces tendances spéciales qui nous attachent à certaines portions de la terre, à des reliques, etc., etc., qui font que nous leur prêtons des penchants, des affections en rapport avec les nôtres, ce sont des dispositions fétichiques, et qui sont la preuve bien évidente de cette profonde tendance à concevoir la Terre non-seulement comme active, ce qui est trop évident malgré l'hallucination métaphysique, mais aussi comme vivante, animée de sentiment et de volonté, en relation morale avec nous. Aussi l'adoration de la Terre chez les Chinois se lie à un amour profond du sol natal. Du reste, la conception fétichique du Ciel à la manière chinoise a laissé elle-même, comme l'adoration la Terre, des traces évidentes dans les langues occidentales.

Les preuves de cette systématisation, en Chine, du cult fétichique par l'adoration du Ciel et de la Terre, sont tellement nombreuses, que nous n'avons que l'embarras du choix pour nos citations à cet égard. A Pé-King, par example, parmi neuf grands autels en plein air, nous trouvons, suivant l'ordre de prééminence : autel du Ciel, autel de la Terre, autel de la prière pour obtenir les fruits de la Terre en abondance ; autel du Soleil levant, autel de la Lune nocturne, etc., etc.

Dans toutes les parties de la Chine, nous trouvons des autels consacrés au Ciel et à la Terre; c'est là la base du culte de l'État, du culte officiel. Les autres cultes sont tolérés, celui-là est le culte officiellement institué. Il y a en outre des autels consacrés aux Planètes, aux Constellations, aux divers modes d'activité de la Terre, aux fleuves, etc., etc. Le culte fétichique est donc le culte officiel, régulièrement organisé par l'État. — A certaines époques l'année fixées par les rites, surtout à l'époque des solstices et des équinoxes, l'empereur, les mandarins, font les actes officiels de culte au Ciel, à la Terre, etc., etc., dans des locaux consacrés à un tel usage. Le grand sacrifice au Ciel est fait par l'empereur lui-même, avec une extrême solennité, à l'époque du solstice d'hiver. Le labourage accompli par l'empereur a pour but de produire le grain nécessaire à l'accomplissement du grand sacrifice. On lu dans le Li-Ki : «C'est pour le Tsi (sacrifice au Ciel) que l'empereur laboure lui-même dans le Kiao du sud ; c'est pour offrir les grains qu'on en recueille.» Outre des temples spéciaux propres à chaque localité, les chefs-lieux de chaque province, département et canton doivent avoir officiellement les temples suivants : autel à la Terre, autel dédié aux vents, aux nuages, au tonnerre, à la pluie, aux montagnes et aux rivières ; un autel dédié au premier agriculteur ; un temple dédié à la littérature ; un temple dédié à la suite des empereurs qui ont gouverné la Chine ; un temple à la constellation de la Grande-Ourse ; un temple dédié aux fossés d'enceinte gardiens de la cité ; un temple dédié au démon qui cause les maladies ; un temple honorifique dédié aux ministres d'État renommés pour les services qu'ils ont rendus à leur pays ; un temple honorifique dédié aux sages des villages ; un temple honorifique dédié aux hommes qui ont été des modèles de fidélité, de sincérité, de droiture et de piété filiale ; un temple honorifique dédié aux jeunes filles qui se sont distinguées par leur éminente chasteté ; aux femmes mariées qui se sont distinguées aussi par leurs vertus et leur pudeur. — Voilà le culte officiel. Néanmoins, outre les temples consacrés au culte officiel, il y a en Chine un nombre immense de monastères et d'édifices religieux appartenant aux Tao-sse et aux bouddistes. — Il est donc évident que la civilisation chinoise a pour base mentale le Fétichisme systématisé par l'adoration du Ciel et de la Terre.

Comme cette proposition est très-importante et qu'il faut lui donner toute la netteté possible, je dois ajouter à ce sujet quelques considérations indirectes.

J'ai déjà fait observer que l'amour du sol natal, sentiment essentiellement fétichique, était très-développé chez les Chinois ; mais il y a de plus chez eux un penchant caractéristique à cet égard, c'est l'amour profond de la nature. — Cette disposition, qui est contradictoire, et antipathique à tout esprit théologique, au monothéisme surtout, est éminemment développée chez les Chinois ; et cela est parfaitement en rapport avec la prépondérance fondamentale du Fétichisme conservée chez cette population. —

Les preuves abondent à ce sujet. Je me bornerai à citer quelques lignes de M. d'Hervey-Saint-Denys, qui a caractérisé cela de la manière la plus heureuse et la plus nette ; «Chez nous, dit M. d'Hervey-Saint-Denys, on aime les fleurs ; chez les Chinois, on se passionne pour elles. Ce qui nous plaît dans un jardin, c'est la variété du coup d'œil, la richesse des couleurs, la beauté ou la variété des espèces; pour les Chinois, chaque plante est l'objet d'un culte véritable, d'une espèce d'amour mystique, qui inspire à lui seul une grande partie de leurs poésies ; dans les romans, dans l'histoire, jusque dans l'habitude de leur vie privée, on trouve des exemples de cet amour naïf et passionné. De graves magistrats s'invitent mutuellement à venir admirer leurs pivoines et leurs chrysanthèmes. Il est même question, dans les monuments de la littérature chinoise, d'une sorte d'extase que nos mœurs ne nous permettent pas de comprendre, et qui consiste à s'enivrer de la vue des plantes en cherchant à saisir, par une attention continue, les progrès de leur développement.» Ce que dit M. d'Hervey-Saint-Denys est incontestable. Dans un intéressant roman de mœurs, dont nous devons la

traduction à M. Abel Rémusat, *Iu-kiao-li ou les Deux cousines*, cet amour des fleurs, de la nature, comme habitude intime de la vie privée, se montre de la manière la plus naïve. On y voit en même temps le caractère heureux et affectueux que la conservation de cet esprit fétîchique tend à développer en nous. Il y a en effet dans cet attachement pour le monde extérieur, les fleurs, etc., etc., une source d'adoucissement profond dans les mœurs chinoises ; cela est certain. Cette disposition morale renaît en Occident de plus en plus en plus à mesure que le théologisme décline ; l'esprit théologique y avait apporté obstacle sans la détruire.

Enfin, cette prépondérance du fétichisme systématisé par le culte du Ciel et de la Terre, se montre encore dans les habitudes de la vie chinoise par la théorie familière des jours heureux et malheureux ; théorie fétichique dont des traces nombreuses existent encore parmi nous.

En résumé donc de cette longue démonstration, nous pouvons établir cette proposition capitale :

"La civilisation chinoise a pour base mentale le fétichisme systématisé par l'adoration du Ciel, dont la volonté prépondérante et régulière gouverne toutes les autres existances".

Conséquences, intellectuelles et morales, de la base mentale de la civilisation chinoise.
Il s’agit d'étudier maintenant les conséquences intèllectuelles et morales de la base fondamentale de la civilisation chinoise.
Il résulte nécessairement de cette prépondérance du Fétichisme un grand développement de l'observation concrète. De là une extrême sagacité, une précision et l'on peut même dire une vraie minutie, dans l'observation des êtres. Ces caractères se montrent dans toutes leurs productions scientifiques ; productions consistant essentiellement dans des descriptions et non pas dans des théories abstraites analogues à celles de l'Europe occidentale. — Du reste, cet esprit d'observation se montre dans leurs peintures de plantes et de fleurs, si remarquables par leur extrême cachet de réalité.
Un second caractère, conséquence inévitable de l’esprit général de cette civilisation, c'est l'absence de fables chez les penseurs chinois. Chez toutes les populations théologiques on voit les législateurs, et les philosophes mêmes, recourir plus ou moins aux interventions surnaturelles, et cela spontanément sous l'influence prépondérante du milieu social qui les domine. Rien de pareil chez les Chinois ; et c'est un caractère qui a frappé les observateurs judicieux qui ont étudié une telle civilsaton, sans qu'ils soient remontés à la source de ce phénomène. Ni Confucius, ni Meng-tseu, ni leurs successeurs, n'ont recours à ces influences surnaturelles si communes chez les populations théologiques. Ils éliminent ces influences arbitraires des dieux et des génies ; ils observent les êtres, constatent les conditions de leur évolution, et les expliquent par l'influence d'êtres visibles et réels.
Mais il faut maintenant le remarquer, cet état mental où l'abstraction n'a pas été systématiquement instituée, a produit dans cette civilisation une double lacune : ni la science proprement dite, ni l'art élevé, n'ont pu s'y développer.
La science est nécessairement abstraite. La science consiste en effet à découvrir les lois des divers phénomènes distincts, géométriques, physiques, chimiques, biologiques, considérés en eux-mêmes, et indépendamment des corps qui les manifestent ; la science réelle, celle qui seule comporte la découverte de lois véritables, suppose nécessairement l'abstraction.
Il en est de même de l'art. Le grand art est inconnu à la civilisation chinoise ; car l'art éminent, élevé, repose sur l'idéalisation. Or toute idéalisation suppose l'abstraction d'après laquelle, on élimine certaines circonstances, et l'on peut exagérer ou amoindrir les propriétés considérées isolément des êtres. L'idéalisation ne peut jamais résulter de l'observation concrète ou de l'observation pure des êtres ; observation qui ne dépasse jamais les étroites limites de la réalité. C'est par l'abstraction, mais l'abstraction réelle, qu'on peut concevoir des types vraiment idéaux, et néanmoins possibles. — Par conséquent, ni les grandes créations de la science, ni les grandes créations esthétiques n'ont pu émaner de cette civilisation. Un tel phénomène a frappé plusieurs observateurs, sans qu'ils puissent remonter, faute d'une théorie générale, à la source de ce fait. — Aussi, en Chine, les œuvres littéraires sont frappantes par un grand caractère de réalité. On y trouve des romans de mœurs, des pièces de théâtre recommandables par une peinture naïve et vraie de la vie réelle. Mais les grandes œuvres idéales à la façon d'Homère et de Dante leur ont toujours manqué.
Leur développement scientifique est tout à fait élémentaire ; ce qu'ils ont de science leur vient surtout des Indous, des musulmans, des chrétiens ; sauf cette ébauche qui résulte toujours d'une première évolution spontanée de l'esprit positif.
La profonde imperfection, qui résulte de la base mentale de la civilisation chinoise, est donc l'impossibilité d'un grand développement scientifique et esthétique.
La persistance du Fétichisme a développé en Chine, au point de vue moral, le sentiment de la Fatalité et de l'ordre, en même temps qu'une disposition à la soumission, non pas absolue mais relative, avec un caractère qui la rapproche de la véritable subordination scientifique.
L'observation des êtres, surtout lorsqu'on arrive, comme pour les corps célestes, à constater leur marche régulière, développe nécessairement les sentiments de la subordination et de l'ordre; [l'abstraction théologique au contraire institue la notion du progrès, mais d'un progrès primitivement auarchique ;] on se soumet à l'ordre extérieur représenté par les volontés régulières des Fétiches prépondérants ; mais cette soumission, base de toute morale, n'a pas un caractère absolu, parce que les êtres correspondants n'ont qu'une puissance limitée. Ceci se comprendra mieux encore en comparant sous ce rapport le Fétichisme et le théologisme.
En Chine ni les chefs ni les sujets n'ont éprouvé l'influence, à beaucoup d'égards démoralisatrice, du type de l'arbitraire divin.
Quel est en effet le type divin ? C'est celui de l'arbitraire ; un être tout-puissant ne peut avoir que des caprices. Le véritable dévouement, comme la vraie sagesse, supposent toujours une certaine soumission.
Un être tout-puissant peut imposer des obligations, mais ces obligations ne sont de sa part que de simples fantaisies, qu'il motive par sa seule volonté. Un tel type a dû à la longue exercer une influence plus ou moins démoralisatrice sur les chefs et les sujets. Sur les chefs en les poussant à imiter ce type

de l'arbitraire. La suprême puissance consistant à n'avoir pas de limites à ses volontés, Je suprême bonheur de l'homme ne sera-ce donc pas de n'avoir aucune limite à ses fantaisies ? Les observateurs attentifs n'ont-ils pas constaté l'égoïsme profond que développe la toute-puissance, chez les chefs consacrés par l'esprit théocratique ?

Mais cette influence se montre aussi chez les sujets, en agissant de la même manière, en les poussant à se rapprocher comme type du bonheur, non pas d'une soumission active et réglée, mais d'une situation qui permette la plus complète évolution de nos fantaisies. D'un autre côté, le théologisme tend à développer chez les sujets la subordination, avec un caractère plus ou moins grand de platitude, parce qu'elle est absolue, et qu'elle consiste à se soumettre à des caprices par le fait seul qu'ils émanent d'un supérieur. Ce qui, d'un autre côté, donne un caractère profondément anarchique à l'indépendance, qui se présente alors comme une révolte. C'est la sagesse des divers clergés théologiques qui a réparé autant que possible ces inconvénients inhérents à leurs doctrines.

La Chine a évité les inconvénients moraux d'un pareil type, précisément parce que les êtres qui font la base de son culte sont, non pas des dieux, mais des fétiches, c'est-à-dire des êtres réels ayant une puissance plus ou moins grande, mais non absolue; puissance réglée d'ailleurs, comme nous le voyons dans la marche habituelle des corps célestes. On peut constater les heureux effets de cette persistance du Fétichisme. Chez les Chinois, la soumission réellement positive, ne pousse ni à l'aplatissement ni au dérèglement théologiques. C'est peut être une des influences les plus importantes, et les plus inaperçues, de la domination du Fétichisme dans cette civilisation.

Le plus grand nombre des observateurs a considéré les Chinois comme un peuple soumis à une domination arbitraire ; en assimilant sous ce rapport leur régime au gouvernement islamique en décrépitude. C'est là une grave erreur. Une profonde soumission se combine chez eux avec un sentiment très-réel d'indépendance. Les philosophes chinois ont toujours établi que les empereurs gouvernaient en vertu d'un mandat du Ciel, mandat qui pouvait être retiré ; ce qui se constate par la persistance prolongée d'un mauvais gouvernement ; et l'histoire entière de la Chine, la succession de ses nombreuses dynasties, prouve suffisamment que cette théorie ne constitue pas une simple formalité.

Le roi de Thsi s'informant près de Meng-tseu des événements qui s'étaient passés à des époques déjà anciennes alors, lui parlait du dernier prince de la première dynastie, détrôné par Tching-thang, et du dernier prince de la seconde dynastie, mis à mort par Wou-wang, fondateur de la troisième.

« Ces faits sont-ils réels? demanda-t-il à Mencius,

« L'histoire en fait foi, répondit celui-ci.

« Un sujet mettre à mort son souverain ! cela se peut-il ? répliqua le prince.

« Le rebelle, répartit Meng-tseu, est celui qui outrage l'Humanité. Le brigand est celui qui se révolte contre la justice. Le rebelle, le brigand n'est qu'un simple particulier. J'ai ouï dire que le châtiment était, dans la personne de Cheou, tombé sur un particulier. Je ne vois pas qu'on ait en lui fait périr un prince. » (Abel Rémusat, Notice sur Meng-tseu, Nouveaux mélanges asiatiques, t, II).

L'esprit révolutionnaire de l'Occident confond trop la soumission volontaire, émanée d'une réelle vénération, avec une soumission absolue. Le type de la dignité humaine ne consiste pas, comme le pensent ces docteurs, à ne se soumettre qu'à la force.

Les Chinois se rapprochent, on peut le dire, spontanément du type normal de la vraie sagesse; car ils sentent et comprennent que toute sagesse, active, spéculative ou morale, a pour base la soumission, comme condition préalable, non pas de l'inertie, mais bien d'une activité convenablement réglée. Comparez sous ce rapport les résultats de l'évolution scientifique, qui n'a pour but que de reproduire la réalité, en s'y subordonnant, avec une puérile métaphysique qui veut la construire à priori. Tels sont les effets moraux inaperçus que la persistance fétichique a produits dans cette grande population. [Laf1]

1861.2 Laffitte, Pierre. *Considérations générales sur l'ensemble de la civilisation chinoise et sur les relations de l'Occident avec la Chine* [ID D20371].

Caractère général de la famille en Chine.

Après avoir apprécié l'influence, sur l'intelligence et le sentiment, de la base mentale de la civilisation chinoise, nous devons étudier son action sur la Famille, et finalement sur la Société, en nous tenant toujours, bien entendu, au point de vue le plus général.

La Famille, élément essentiel de toute société, s'établit et se consolide pendant l'âge Fétichique. Mais il s'agit ici de voir quelle action la systématisation et la persistance du Fétichisme en Chine ont eue sur la constitution de la Famille, quel caractère spécial elles lui ont imprimé.

On doit au Fétichisme l'institution de la tombe, privilège admirable de la nature humaine suivant la belle remarque de Vico, et l'établissement du culte des mânes, du culte des ancêtres. Ce culte des ancêtres, si profondément développé chez des lettrés qui ne croient nullement à la vie future, a été pour les Jésuites un sujet d'étonnement, une sorte de phénomène paradoxal dont il ne leur était pas possible de trouver la clef. Il faut nous arrêter quelques instants sur cette notion importante, et si peu comprise à cause de la persistance inaperçue de l'esprit théologico-métaphysique même chez les meilleurs esprits.

Le Fétichisme institue spontanément les mânes ; notion capitale qui a persisté sous la domination du théologisme, surtout polythéique, et que la sagesse sociale de la civilisation romaine sut dignement conserver.

Pour le fétichiste tous les corps sont, non-seulement spontanément actifs, mais encore doués de volonté, de passions, de sentiments ; dès lors la mort n'est pas pour lui, comme pour le théologiste, le passage à un état inerte : c'est le passage d'un mode de vitalité à un autre mode. Le cadavre de ceux que nous avons aimés n'est pas, comme pour le théologiste, un objet d'horreur ou tout au moins de répulsion ; c'est un être vivant, mais vivant d'une autre manière, ayant encore des penchants, des sentiments, s'intéressant encore aux affaires terrestres. On conçoit dès lors, que le respect des restes du corps humain résulte inévitablement de l'état fétichique. Ce cadavre, c'est encore celui que vous avez aimé et vénéré, qui a, non pas perdu la vie suivant la conception théologique, mais pris une autre forme de vitalité ; vous devez encore avoir envers lui ces sentiments d'affection que vous lui montriez pendant la première forme de son existence. ,

La Terre est conçue par le fétichiste, malgré son apparente immobilité, comme susceptible d'être aimée et adorée, comment n'en serait-il pas de même, à plus forte raison, de ce corps que vous avez vu agissant comme vous, vivant de votre vie ?

Ainsi donc l'institution de la tombe, l'établissement du culte des mânes résultent nécessairement de l'état fétichique de la raison humaine.

Vous voyez aussi, messieurs, comment il découle, de cette théorie primitive, la non-croyance à la vie future. Pour le fétichiste il n'y a pas d'autre monde que celui-ci ; seulement sur cette terre nous sommes susceptibles de deux modes d'existence : avec, ou sans locomotion. Dans les deux cas il y a affection, sentiment, dans les deux cas nous nous intéressons aux affaires réelles. Dans le second cas nous avons le mode d'existence vitale propre aux corps inorganiques qui nous entourent ; seulement, nous devons avoir alors une affection plus spéciale pour ceux que nous avons déjà aimés. Le culte des mânes est donc en corrélation naturelle avec la non-croyance à la vie future. Ce qui paraissait paradoxal aux esprits théologiques est au contraire une chose parfaitement naturelle.

Du reste, on a pu constater en Occident qu'à mesure que la croyance à la vie future diminue, le culte de la tombe augmente ; plus un pays est dominé par l'esprit théologique, plus le culte de la tombe est négligé, plus la répulsion qu'inspiré la dépouille mortelle est considérable. Paris offre sous ce rapport un exemple incontestable. Cette capitale de l'émancipation n'est-elle pas la ville ou le culte de la tombe se développe le plus?

Aussi le culte des mânes est devenu un élément capital, essentiel de la Famille chinoise. Le culte des ancêtres en est le grand caractère. Dans chaque maison, quand elle est complète, on trouve toujours un endroit consacré aux tablettes des ancêtres. Toute maison chinoise vraiment normale a son temple domestique, une salle consacrée où l'on va périodiquement faire les offrandes aux ancêtres, les informer de tous les actes importants qui s'accomplissent dans le sein de la Famille, les décès, les mariages, etc., etc. Par suite, comme conséquence de cette grande et admirable institution, le respect de l'âge, l'obéissance et la vénération filiales ont reçu en Chine un développement immense. Ce culte des ancêtres, ce respect des mânes, ancré profondément dans les mœurs, se caractérise par la préoccupation extraordinaire du cercueil. Un homme s'occupe de la construction de son cercueil comme de l'une des choses les plus essentielles de son existence ; c'est tout à fait décisif. Comme conséquence de cette conception des mânes, on peut remarquer l'horreur du Chinois pour la mutilation proprement dite ; couper la tête est un mode d'exécution redouté parce qu'il mutile. Leurs romans de mœurs en montrent des traces curieuses.

Ainsi donc le culte des ancêtres, le respect de l'âge, l'obéissance et la vénération filiales, tels sont les caractères généraux que la base mentale de la civilisation chinoise a développés dans la famille, de manière à mériter ; de la part des Occidentaux bien plutôt une respectueuse admiration qu'un mépris stupide.

Caractère général de la société chinoise.
Nous allons examiner maintenant quelle a été l'influence de l'esprit fétichique au point de vue social. Le caractère général de la société chinoise, c'est l'absence, et du régime des castes, et de l'esprit de ce régime. Il n'y a pas en Chine, non-seulement de castes proprement dites analogues à celles de l'Inde, il n'y a pas même d'aristocratie héréditaire. La famille impériale ne constitue pas une véritable caste royale ; quoique cette unique exception, justifiée par d'importantes considérations sociales, n'altérât au fond en rien la généralité de notre proposition.
Pour les empereurs la fonction est héréditaire, mais non pas d'une manière absolue. L'empereur choisit dans sa famille le membre le plus digne de lui succéder, et ce n'est pas le plus souvent l'aîné qu'il choisit ; ce qui est contradictoire avec l'esprit de la caste. De sorte que l'hérédité nécessaire de la fonction suprême est réduite à sa plus simple expression, et cette hérédité ne résulte nullement de l'esprit de caste. L'empereur est conçu comme gouvernant en vertu d'un mandat du Ciel, ce qui le rend responsable, non-seulement des perturbations sociales, mais même des perturbations cosmologiques ; et la persistance continue d'un état de désordre est conçu comme le signe décisif de la nécessité de transmettre à une autre famille la fonction suprême. On peut donc dire que jamais population ne fut autant étrangère, que la population chinoise, au régime et à l'esprit de caste. Il est certain que le Fétichisme n'est pas propre à constituer le régime des castes.
Le Fétichisme adorant des êtres réels ne peut fournir cette consécration absolue qui émane naturellement d'êtres surnaturels. Le tbéologisme au contraire institue spontanément les castes, en sanctionnant d'une manière absolue l'hérédité naturelle des fonctions. Pendant l'époque polythéique, le régime des castes surgit de ce que les individus des classes supérieures peuvent être considérés comme descendants des dieux eux-mêmes, Homère nous fournit un tableau naïf d'une telle situation mentale. Le monothéisme donne à cette consécration un caractère plus absolu encore, et la concentre davantage d'après sou esprit plus systématique. De là surgit le type des chefs irresponsables, si ce n'est devant Dieu, agissant parce que telle est leur volonté ou leur bon plaisir. Caractère que le monothéisme avait tendu à donner en Occident à la dictature royale, tendance heureusement combattue, d'un côté par l'esprit militaire, et de l'autre par l'évolution graduelle d'un régime industriel et scientifique. Je régime des castes atteint sa complète organisation là où le sacerdoce théologique atteint et conserve une pleine suprématie sociale ; ce qui montre nettement l'aptitude naturelle de l'esprit théologique à le constituer. On se rend ainsi raison pourquoi la grande civilisation chinoise est restée étrangère au régime des castes. Sous ce rapport une relation s'établit par là entre la Chine et l'Occident, dans la situation où celui-ci tend à se placer,
L'Occident tend à se dégager de plus en plus du régime des castes, sous la double impulsion prépondérante de l'esprit scientifique et de l'activité industrielle ; et même, il faut le dire, comme l'esprit révolutionnaire a seul été jusqu'ici l'organe systématique d'une telle tendance générale, il en résulte qu'elle a pris entre ses mains un caractère trop absolu, et par suite anarchique. La caste consiste en une consécration absolue de la tendance naturelle des fonctions sociales, privées ou publiques, à l'hérédité. Cette tendance recevant une consécration absolue, et non pas relative, il en résulte que, théoriquement, la part nécessaire du mérite ne peut être faite. Mais quoique la civilisation occidentale élimine de plus en plus cette consécration absolue, ou cet esprit de caste, il ne faudrait pas néanmoins en venir à méconnaître la disposition réelle et capitale qui lui sert de base. L'esprit positif seul peut substituer une consécration relative à une consécration absolue, eu faisant la part légitime d'une tendance naturelle. Quoi qu'il en soit, l'évolution occidentale vers l'élimination graduelle de l'esprit de caste, nous rapproche spontanément de la civilisation chinoise où il n'a pas surgi.
Il résulte d'un pareil esprit chez les Chinois, un grand sentiment d'indépendance, et par suite d'activité personnelle et d'initiative. De là, chez cette population, une activité industrielle intense, inouïe : à tel point qu'Auguste Comte a pu la considérer comme la race active par excellence. — Aussi, chez un tel peuple, la propriété privée parfaitement respectée, constitue une des bases de cette civilisation. La conception théorique d'après laquelle la terre appartient à l'autorité suprême, ne peut y avoir cours. Leurs philosophes ont profondément senti que la propriété privée est une base capitale de moransation, — «C'est pourquoi un prince éclairé, en constituant comme il convient-la propriété privée du peuple, obtient pour résultat nécessaire, en premier lieu, que les enfants aient de quoi servir leurs père et mère, en second lieu que les pères aient de quoi entretenir leurs femmes et leurs enfants... — Dans dételles extrémités, le peuple ne pense qu'à éviter la mort, ou, craignant de manquer du nécessaire, comment aurait-il le temps de s'occuper de doctrines morales pour se conduire suivant les principes de l'égalité et de la liberté? » (Meng-tseu).
Sans doute il y a eu là, comme dans tout organisme social, d'inévitables perturbations ; mais néanmoins on peut dire que la propriété individuelle, la liberté de transmission, y sont respectées ; et c'est là une conséquence inévitable de l'absence du régime de castes, et de l'indépendance naturelle d'esprits accoutumés à ne pas se soumettre à des pouvoirs absolumeut indiscutables, au moins en

principe.
Voyons maintenant quel est le type gouvernemental de cette société. Le gouvernement, condition absolument nécessaire de toute société, et qui surgit en effet partout inévitablement, reçoit un caractère spécial de la théorie qui le consacre ; quoique jusqu'ici aucune théorie quelconque n'a pu, par une insuffisance inévitable, représente tous les éléments qui entrent dans la constitution des pouvoirs directeurs qui ont surgi dans les diverses sociétés humaines.
En Chine, le type gouvernemental est emprunté à la Famille. Non-seulement la Famille est la base essentielle de cette société, comme de toutes les autres, mais le gouvernement est construit sur le type de la Famille. Il ne faul pas croire que ce soit chose propre à toute civilisation. Il n'appartient qu'aux populations fétichiques de prendre, comme dans l'état patriarcal, pour type du gouvernement, une généralisation du type de la Famille. Qu'est-ce en effet que l'empereur, d'après les penseurs chinois ? C'est le père et la mère de tous ses sujets. Son caractère essentiel, c'est le caractère paternel. Le type gouvernemental des sociétés théologiques n'est pas emprunté à la famille, mais bien la Divinité. Le type chinois a une supériorité morale incontestable sur le type théologique. D'après la conception théologique le gouvernement a une autorité, à quelques égards indiscutable ; cette autorité est conçue dans son essence comme plus ou moins arbitraire, capricieuse. La Divinité peut bien l'assujettir à des conditions particulières d'exercice, mais ces conditions apparaissent toujours au fond comme des caprices. Dans la réalité, ce caractère absolu se trouve nécessairement limité par le milieu sociologique correspondant ; quand les rois de France indiquaient leur bon plaisir comme source finale de leurs décisions, il n'en est pas moins vrai qu'en réalité il y avait des limites qu'ils n'auraient pas impunément dépassées, et qu'ils n'auraient même pas songé à enfreindre. Néanmoins, le pouvoir étant conçu avec un caractère absolu, il est poussé à des divagations, à des actes d'arbitraire auxquels ne pense nullement celui qui se conçoit comme le père d'une grande Famille sociale, et pour laquelle il doit inoutrer les dispositions du père pour les enfants. — Cette notion a influé profondément sur l'évolution de la civilisation chinoise et d'une manière heureuse. Nous trouvons en effet, dans un grand nombre de ses empereurs, des types touchants, admirables, de dévouement comme de fermeté paternelles.
Il est résulté de cette conception une disposition générale très-heureuse, la disposition du gouvernement, quelque soit son origine, fût-elle militaire, à pousser au développement de la vie industrielle, tendance tout à fait conforme du reste à l'esprit de cette civilisation, mais qu'ici l'action gouvernementale consolide au lieu de la contrarier. C'est une conséquence du caractère paternel d'un pareil gouvernement ; de là aussi tendance du gouvernement chinois à étendre les dispositions pacifiques et industrielles de sa population.
En résumé, il résulte de cette difficile appréciation abstraite, que la civilisation chinoise a pour base mentale le Fétichisme systématisé par le culte du Ciel, d'où résulte comme élément essentiel de la société, la famille constituée par le respect filial, la puissance paternelle et le culte des ancêtres ; d'où enfin tendance fondamentale à un régime purement pacifique d'une population sans caste, qui conçoit la puissance gouvernementale d'après le type de l'autorité paternelle.

DES ÉLÉMENTS MODIFICATEURS DE LA CIVILISATION CHINOISE.
(Philosophie de Lao-tseu. — Bouddhisme.— Catholicisme.)

Après avoir apprécié l'esprit général de la civilisation chinoise et en avoir déduit les conséquences les plus essentielles, nous devons en étudier maintenant d'une manière sommaire les éléments modificateurs.

La société chinoise s'est développée en effet, en contact avec d'autres civilisations plus ou moins militaires, plus ou moins théologiques. Il était impossible qu'il n'en résultât pas des influences modificatrices. Les Chinois n'ont nullement cette prétendue disposition haineuse pour les étrangers qu'on leur attribue communément. Ils se tiennent en garde contre les Occidentaux, et ils ont raison, on ne peut qu'approuver une telle sagesse. Ils n'ont pu voir en eux jusqu'ici que de vrais barbares, poursuivant l'or et le lucre par tous les moyens possibles. Mais les Chinois se sont trouvés en contact avec des populations valant mieux pour eux que les Occidentaux ; de ces contacts sont résultés les deux éléments modificateurs les plus importants de cette civilisation : la philosophie de Lao-tseu et le Bouddhisme. Néanmoins les Occidentaux ont secondairement, par le catholicisme, et essentiellement par la grande mission des Jésuites, introduit un troisième élément modificateur, à tous égards le moins important des trois.

En thèse générale, cette influence d'éléments modificateurs, émanés de milieux théologiques, a été plus fâcheuse qu'utile ; il en est bien résulté quelque utilité secondaire par l'introduction de notions scientifiques dues au Bouddhisme et au Catholicisme, mais ces notions, qui ont très-peu changé l'esprit fondamental de la civilisation chinoise, ont été accompagnées d'un autre côté de tels ravages intellectuels et moraux dus au dévergondage de l'esprit théologique, qu'il eût été réellement utile que la Chine ne fût pas infestée de cette peste, pour me servir de l'énergique expression sur ce sujet d'un philosophe chinois, Quoi qu'il en soit, il s'agit ici de constater historiquement l'existence de ces trois éléments modificateurs, et d'en apprécier sommairement l'influence.

Premier élément modificateur de la civilisation chinoise : Philosophie de Lao-tseu ; Tao-sse ou sectateurs de la raison.

Le premier élément modificateur de la civilisation chinoise est la philosophie de Lao-tseu, dont les sectateurs, fort répandus en Chine, ont pris le nom de Tao-sse ou sectateurs de la raison.

Lao-tseu naquit 604 avant Jésus-Christ (54 avant Cou-fucius) dans le royaume de Tsou (provinces actuelles de Hou-pe et du Hou-nan) près le fleuve Bleu. C'est entre le fleuve Bleu et le fleuve Jaune, et au nord du fleuve Jaune que s'est formé le grand noyeau de la civilisation chinoise.

Voyons d'abord en quoi consiste la philosophie de Lao-tseu.

Elle consiste en un système métaphysique ayant pour but de tout déduire d'un principe suprême, la Raison, et à tout expliquer par des propriétés abstraites, de manière à présenter finalement, comme toute métaphysique, de simples combinaisons verbales pour de véritables explications scientifiques. De telles notions n'ont pas plus de valeur réelle que celle des néo-platoniciens, par exemple ; ce n'est donc qu'à titre historique que j'en parle, en en montrant seulement l'esprit général.

« Avant le chaos qui a précédé la naissance du Ciel et de la Terre, un seul être existait, immense et silencieux, dit Lao-tseu, immuable et toujours agissant, sans jamais s'altérer. On peut le regarder comme la mère de l'univers. J'ignore son nom, mais je le désigne par le mot de Raison. » La raison est l'essence intime de toutes choses ; elle n'a ni commencement ni fin. L'univers a une fin, mais cette Raison n'en a pas. Invariable avant la naissance de l'univers, elle était sans nom et toujours existante. Le nom de Raison est le seul que puisse lui donner le saint ; il l'appelle encore esprit, parce qu'il n'y a pas de lieu où elle soit, et pas de lieu où elle ne soit pas ; Vérité, parce qu'il n'y a rien de faux en elle ; Principe, par opposition à ce qui est produit ou secondaire. Cet être est véritablement un. Il soutient le Ciel et la Terre, et n'a par lui-même aucune qualité sensible. On le dit pur quant à sa substance; Raison quant à l'ordre qu'il a établi ; Nature sous le rapport de la force qu'il a donnée à l'homme, et qui est en ce dernier; esprit quant à son mode d'action sans terme et sans fin, etc., etc. (Voir pour plus de détails sur cette école métaphysique : Abel Rémusat, Mélanges posthumes d'histoire et de littérature orientales ; G. Pauthier, Chine modeme ; Stanislas Julien, traduction du Tao-te-king). Nous sommes là en présence d'un véritable système métaphysique, c'est-à-dire d'une explication générale par des abstractions indéterminées et arbitraires. La métaphysique proprement dite consiste toujours à partir du type théologique en le rendant graduellement de plus en plus abstrait, de manière à ne conserver pour base de toute explication qu'une notion générale de force une et indéterminée. Etat vraiment maladif de la Raison humaine, et qui constitue l'abus de l'abstraction lorsque cette abstraction se dégage ainsi de toute base scientifique. C'est un état mental qui n'a pas plus d'utilité sociale que d'utilité intellectuelle.

Un premier caractère de cette philosophie de Lao-tseu, c'est le mépris du passé, des antécédents ; caractère profondément contraire à l'esprit même de la civilisation chinoise, A l'inverse de Confucius, jamais il ne cite les anciens.

Le second caractère de cette philosophie, c'est d'être une philosophie métaphysique et abstraite, contrairement à l'esprit concret de la civilisation chinois.

D'où vient Lao-tseu ? Évidemment il a une origine étrangère ; il est probable que sa philosophie est une importation indoue, quoiqu'il nous manque des documents directs pour démontrer rigoureusement une telle filiation. M. Abel Rémusat a primitivement soutenu l'opinion de l'origine étrangère de la philosophie de Lao-tseu. Il l'a abandonnée, et il a soutenu finalement qu'une telle philosophie était la base primitive, le point de départ de la civilisation chinoise. Cette conception, profondément irrationnelle, méconnaît les lois élémentaires du travail intellectuel. Il est tout à fait impossible que l'intelligence débute par de telles abstractions métaphysiques. Mais une analyse direct mentre encore plus l'irrationnalité de cette opinion. La philosophie de Lao-tseu est tellement peu chinoise au fond, qu'elle méconnaît précisément les deux grand caractères de cette civilisation : respect du passé, des antécédent, prépondérance de l'esprit concret. D'un autre côté, cette doctrine était si peu en rapport avec la situation correspondante, que ses sectateurs n'ont pas tardé à dégénérer complètement, de manière à devenir de simples jongleurs, magiciens, vendant le breuvage d'immortalité. Ce rapprochement décisif n'aurait pas échappé certainement à un esprit aussi judicieux, aussi sagace que celui de M. Abel Rémusat, s'il n'avait subi une sorte de fascination métaphysique. Au moment où évrivait cet éminent sinologue, une métphysique aujourd'hui discréditée, jetait un éclat éphémère M. Abel Rémusat s'est involontairement laissé entraîner à représenter comme base de la civilisation chinoise une doctrine tout à fait analogue à celle que soutenaient alors en France les docteurs en questions insolubles, aux grands applaudissements des lettrés occidentaux. Au fond Lao-tseu, sous l'impulsion de contacts indous, a fait une tentative, honorable en elle-même, d'introduire l'abstraction et des théories abstraites en Chine. Cette tentative a dû échouer, parce qu'ayant un caractère purement métaphysique, n'ayant pas pour point d'appui un développement scientifique correspondant, ces abstractions ont rapidement dégénéré en d'arbitraires divagations, analogues à celles que nous voyons

dans le honteux spectacle mental que nous offrent les alexandrins. Les disciples de Lao-tseu poursuivant ces divagations abstraites dans un milieu qui leur était contraire, n'ont pas tardé à dégénérer en une secte de magiciens, de jongleurs qui, au moyen d'une théologie qui n'a pas plus de valeur sociale que de valeur mentale, s'adapte à des côtés infimes de notre nature. De sorte que les sectateurs de la raison, les Tao-sse, sont nombreux, souvent consultés, et néanmoins méprisés. Spectacle que nous offre souvent aussi l'Occident, où nous voyons d'indignes charlatans séduire momentanément l'opinion publique en exploitant la crainte de la mort. Les Tao-sse sont fort répandus en Chine, quoique moins que les Bouddhistes ; mais ils ont néanmoins de nombreux monastères.
Du reste, il faut remarquer que cette doctrine a été protégée par le révolutionnaire Thsin-chi-hoang-ti, sur lequel nous reviendrons dans la prochaine séance. Ce rapprochement résultait nécessairement du mépris des sectateurs de Lao-tseu pour le passé, pour les antécédents.
Tel est le premier élément modificateur de la civilisation chinoise, qui a introduit des éléments théologiques subalternes dans cette population profondément fétichique.

Second élément modificateur de la civilisation chinoise : Buddhisme.
Le second élément modificateur de la civilisation chinoise, c'est le Bouddhisme ; il vaut peut-être mieux que la doctrine des sectateurs de Lao-tseu, néanmoins il a exercé au fond une action essentiellement perturbatrice.
Le Bouddhisme a été introduit en Chine sous la dynastie des Han, 65 ans après Jésus-Christ ; il est extrêmement répandu en Chine. Il a été protégé par un grand nombre d'empereurs. Il a une certaine action sur presque tous les Chinois, mais action purement modificatrice, et au fond secondaire. Le Bouddhisme est en général méprisé de la classe des lettrés, qui représente les véritables tendances de la civilisation chinoise. Les monastères bouddhistes sont très-nombreux. Les Bouddhistes ont organisé un culte tout à fait analogue au culte catholique. L'analogie de doctrine a produit l'analogie d'effet, puisque certainement il n'y a pas eu communication réciproque. Ils ont une vie monastique parfaitement organisée, des litanies, des reliques, etc., etc.
Le Bouddhisme a eu en Chine de grands inconvénients, en introduisant l'esprit théologique avec toutes les divagations qui lui sont propres ; divagations d'autant plus intenses que le Bouddhisme proprement dit n'offre pas la coordination intérieure hiérarchique du catholicisme; coordination qui a remédié à tant d'inconvénients propres à la doctrine.
Néanmoins cet élément de perturbation n'a pas produit d'aussi graves déviations qu'on pourrait le croire à priori; le Fétichisme avait été si profondément coordonné dans la société chinoise, ce Fétichisme avait si profondément attaché la population au culte des ancêtres, du Ciel, de la Terre, au moment de l'apparition du Bouddhisme, que celui-ci n'a pu que modifier cette large base de la civilisation correspondante ; aussi un mandarin quoique bouddhiste effectuera néanmoins les rites du culte officiel ; se dispensera nullement du culte de la famille. Ainsi l'illustre empereur Khan-hi, si justement loué par les Jésuites, était bouddhiste, ce qui ne le dispensait pas des cérémonies du culte officiel. Le Bouddhisme a été très-justement apprécié par des lettrés ou des empereurs placés au vrai point de vue de la civilisation chinoise. Ainsi l'empereur Wo-tsou, de la dynastie des Tang, mort l'an 846 de notre ère, écrivait, à propos de la nécessité de restreindre le développement du Bouddhisme, les lignes suivantes (abbé Grosier, t. V, p. 51) :
« Sous nos trois fameuses dynasties, jamais on n'entendit parler de Fo (Bouddha) ; c'est depuis la dynastie des Han et des Weï que cette secte, qui a introduit les statues, a commencé à se répandre à la Chine. Dans les deux cours, dans toutes les villes, dans les montagnes, ce n'est que bonzes des deux sexes, ouvriers occupés mal à propos à faire leurs statues. Nos anciens tenaient pour maxime que s'il y avait un homme qui ne labourât point, et une femme qui ne s'occupât point aux soieries, quelqu'un s'en ressentirait dans l'Etat. Que sera-ce donc aujourd'hui qu'un nombre infini de bonzes, hommes et femmes, vivent et s'habillent des sueurs d'autrui, et occupent une infinité d'ouvriers à bâtir de tous côtés et à orner à grands frais de superbes édifices ?»
On ne peut mieux dire. C'était là le préambule d'un décret ayant pour but de supprimer un grand nombre de bonzeries ou couvents bouddhistes.
Cependant le Bouddhisme a introduit en Chine quelques connaissances astronomiques et mathématiques ; ce que n'ont pas fait les sectateurs de Lao-tseu. Ce léger avantage est plus que compensé par les immenses inconvénients d'un esprit théologique arbitraire, divagateur, poussant à une vie monastique complètement oisive.

Troisième élément modificateur de la civilisation chinois : Catholicisme.
Quant au catholicisme, dernier élément modificateur de la civilisation chinoise, il n'y eu en Chine qu'une influence très-secondaire. Néanmoins il y a introduit, à l'époque de la grande mission des Jésuites, quelques notions scientifiques qui ont été utiles. Mais, je le répète, ce n'est là qu'une influence minime et tout à fait secondaire, et je ne cite que pour mémoire cette troisième influence modificatrice. Voilà terminée l'appréciation abstraite de la civilisation chinoise, appréciation vraiment difficile qui servira de base à notre étude concrète. Nous consacrerons la prochaine séance à la théorie du développement concret de cette société, depuis son origine jusqu'à nos jours.

Seconde leçon (et la quinzième du cours.) Vendredi 13 Homère 72. 10 Février 1860.

THEORIE GENERALE DU DEVELOPPEMENT DE LA CIVILISATION CHINOISE.

Théorie sommaire des deux forces qui ont dirigé le développement de la civilisation chinoise ; Empereur, classe des lettrés.

Messieurs,

Dans la dernière séance nous nous sommes occupés de l'appréciation abstraite de la civilisation chinoise, c'est-à-dire que nous avons établi quels en étaient les caractères fondamentaux, communs à toutes les classes, et à tous les âges de cette longue évolution.

Nous avons vu que la base mentale de cette civilisation c'était le Fétichisme systématisé par le culte du ciel ; et nous avons établi ensuite quels étaient les éléments modificateurs de cette civilisation ; éléments résultés de la réaction des sociétés environnantes sur la Chine.

De cette base fondamentale, nous avons ensuite déduit les caractères généraux de la Famille et de la société.

Nous avons constaté comment la Famille fondée sur le respect filial et le culte des ancêtres était la base de cette société, comme de tout autre du reste, mais à ce point néanmoins, que le gouvernement lui-même était conçu d'après le type de la Famille, et non d'après le type divin ; distinction capitale à laquelle se rattachent les principaux caractères du gouvernement correspondant, — Nous avons vu l'absence complète du régime des castes dans une telle société, et qui, au fond, n'a pas même de caste royale, malgré l'hérédité nécessaire de la fonction suprême ; — de là une combinaison admirable d'indépendance et de soumission, l'obéissance étant filiale et le commandement paternel, — au lieu de l'obéissance absolue et du commandement arbitraire que la conception théologique tend à faire surgir. —Voilà le résumé très-sommaire de l'appréciation abstraite que nous avons accompli dans la séance précédente ; il faut maintenant aborder la théorie de l'évolution concrète de cette civilisation. — Car cette société, dont nous avons déterminé abstraitement les bases essentielles, s'est développée effectivement, et au milieu d'un certain nombre de circonstances particulières. Ce sont les phases principales de cette évolution concrète que nous allons étudier, et nous en déduirons comme aboutissant final, une conception systématique de la situation actuelle de la Chine.

Mais avant d'aborder la théorie même de cette évolution je dois faire l'analyse sommaire des deux forces élémentaires distinctes, dont l'action et la combinaison mutuelles ont présidé au développement social auquel je dois vous faire assister aujourd'hui.

Ces deux forces élémentaires sont : 1. une famille impériale, représentée par un individu unique qui en est le chef ; 2. une classe particulière, que je désignerais sous le nom de classe des lettrés, qui n'a atteint sa vraie constitution qu'après Confucius, mais dont les fondements existaient bien avant. Telles sont les deux forces qui ont présidé au développement graduel de cette civilisation, et qui se sont développées avec elle.

Étudions d'abord la première force élémentaire de la civilisation chinoise, et qui en constitue le moyen d'unité, à savoir un individu unique, empereur, en qui se concentre la direction générale de la société. L'empereur appartient toujours à une famille particulière ; de telle sorte que l'hérédité sert de base à cette fonction suprême de l'organisme social, par une exception trop motivée pour qu'il ne soit pas facile de s'en rendre immédiatement raison. Mais cette hérédité n'a pas le caractère absolu de l'hérédité théocratique. L'empereur choisit son successeur, non-seulement dans les enfants de l'impératrice proprement dite, mais aussi parmi les fils des concubines légitimes que permet la loi chinoise ; de manière que la succession suprême puisse arriver, dans une famille habituellement nombreuse, véritablement au plus digne. —L'hérédité théocratique au contraire a un caractère absolu ; le fils aîné succède alors nécessairement au père ; ici, au contraire, l'hérédité a un caractère d'ordre public, de manière à combiner, autant que possible dans une telle situation, les avantages naturels de l'hérédité avec ceux du choix. L'existence de cette première force élémentaire dans tout le cours de l'histoire de la Chine est incontestable, et nous voyons depuis l'époque des plus antiques traditions jusqu'à nos jours, un individu unique appartenant à une famille particulière, gouvernant la Chine, et choisissant son successeur parmi ses fils.

Parmi les impulsions fondamentales qui dominent tout empereur de la Chine, il faut considérer deux éléments distincts, et correspondants à deux ordres de fonctions : l'élément ou l'impulsion militaire, et l'élément pacifique, industriel, administratif, paternel en un mot. Ces deux sortes d'impulsions intimes se retrouvent toujours dans tout empereur chinois, quelle que soit son origine ou sa situation.

Occupons-nous d'abord de l'élément militaire ; l'existence de cet élément est inévitable; toute espèce de civilisation se développant en contact avec d'autres civilisations, a besoin de pouvoir se défendre ; d'un autre côté la nécessité de réprimer les luttes, les perturbations intérieures, en un mot, de maintenir l'ordre, développe aussi cet élément militaire. Il est clair que pour cette destination, plus que pour toute autre, la concentration du pouvoir doit se faire et se fait effectivement entre les mains de l'empereur. Aussi l'empereur de la Chine a-t-il toujours eu à un degré plus ou moins développé un caractère

militaire. Cet élément est, comme on le voit, essentiel à la constitution du pouvoir monocratique qui a toujours dirigé la Chine.
A ce caractère militaire, caractère nécessité par la situation, se joint toujours une disposition pacifique, industrielle, administrative qui émane de la nature même de la civilisation correspondante. J'ai expliqué déjà comment le type du gouvernement Chinois était emprunté à la famille, et non au type d'arbitraire divin. Il suit de là que l'empereur a toujours été conçu, suivant l'expression chinoise, comme le père et la mère de son peuple, comme représentant, en effet, toutes les aspirations et tous les devoirs des chefs de la famille, la fermeté de l'un et la tendresse de l'autre, ce qui est, comme nous l'avons résumé, la conséquence nécessaire de la persistance de la Civilisation fétichique.
Ces deux éléments de la constitution intime du pouvoir monocratique ont joué un rôle plus ou moins grand. Tantôt l'élément militaire a prédominé, tantôt au contraire l'élément pacifique, industriel, administratif. Néanmoins la tendance générale de la civilisation chinoise est au fond de faire prévaloir de plus en plus le caractère industriel et pacifique.
Mais d'où est venue la famille primitive qui a fourni, le point de départ de cette succession ininterrompue de familles impériales ? — Il est évident que la coordination des familles en une société émane toujours d'un individu, ou pour mieux dire d'une famille prépondérante. Les situations posent les problèmes sociaux, mais la solution en appartient toujours à un organe individuel, quoi qu'en disent de vagues penseurs humanitaires. Ainsi c'est donc un individu unique qui a primitivement réuni les cent familles, dont prétend descendre la population chinoise [« La population native de la Chine est désignée par les Chinois eux-mêmes sous le nom de P-sing (les cent familles), vraisemblablement d'après une tradition qui fixait le nombre de celles qui avaient formé le premier noyau de la nation. » (Abel Rômusat, Mélanges asiatiques.)], et qui les a réunies en apportant un premier degré de systématisation astrolatrique à leur fétichisme spontané. L'individu qui a institué le premier groupe de cette civilisation, qui a réuni les cent familles, a dû être le fondateur nécessaire de la première famille impériale, en plaçant naturellement sa famille à la tête de cette civilisation ; et a fourni ainsi le premier type à cet égard.
Quel a été le rôle du pouvoir impérial dont je viens d'expliquer la composition intime et l'origine ?
En premier lieu le pouvoir impérial a été un élément indispensable d'unité, de stabilité et d'ordre. C'est par cette concentration et cette transmission héréditaire que l'union, l'ordre, ont pu être maintenus, que la société a pu être vraiment fondée, par le concours de toutes les aspirations vers un centre unique qui les représente et les rallie. En second lieu le pouvoir impérial ayant un caractère militaire est devenu le moyen d'extension et de défense tout à la fois de là société correspondante. C'est à ce pouvoir que revevait naturellement la fonction de repousser les attaques extérieures, et d'adjoindre par un mélange de force et d'action civilisatrice, les populations environnantes, de manière à donner à la civilisation chinoise à la fois toute son extension et toute sa stabilité.
Il faut ajouter enfin que le pouvoir impérial a été aussi un élément de progrès intérieur. Le progrès préparé par le travail des prédécesseurs a toujours reçu sa sanction et sa consolidation définitives de la part des empereurs éminents de la Chine, qui, en effet proclament les progrès et les incorporent définitivement.
Ainsi donc le pouvoir impérial a été en Chine l'élément nécessaire d'unité, de consolidation, d'extension, et même de progrès de la civilisation correspondante,
Étudions actuellement la seconde force élémentaire qui a présidé aux destinées de cette civilisation, la classe des lettrés.
La nature de la civilisation chinoise repoussait le régime des castes, ainsi que nous l'avons établi, et c'est là un point essentiel. Mais cette civilisation faisait nécessairement surgir une classe éclairée, administrative, lettrée, cultivée, à qui devait revenir la direction des fonctions sociales sous la suprématie impériale. L'accumulation des capitaux rend inévitable, en permettant une culture intellectuelle directe, l'avènement d'une classe distincte. Cette classe ne s'étant pas constituée en caste, par l'absence en Chine de l'esprit théologique, il en est résulté une classe éclairée, ayant nécessairement de l'influence, et à qui a été dévolue naturellement l'administration de la Chine.
Cette classe surgie dès le début de cette civilisation, s'est développée dans une population de plus en plus industrieuse ; mais cette classe n'est devenue la classe des lettrés, ne s'est systématiquement constituée que sous l'impulsion de Confucius et de son école. [Ainsi on voit dans le Tcheou-li ou rites des Tchéou, le tableau complet de l'organisation administrative de la Chine entre le XIIe et le VIIIe siècles avant notre ère. Et ce document, outre ce que nous apprend plus directement mais plus brièvement le Chou king, donne la preuve décisive de l’existence de la classe directrice avec les caractères généraux que j'indique].
Jusqu'à lui, nous voyons bien des ministres, des administrateurs, des généraux, etc., etc., émaner, non pas de castes distinctes, mais de la partie la plus cultivée de la population, mais sans règles fixes, et sans une doctrine coordonnée qui serve de drapeau et de point de ralliement. C'est dans Confucius que

cette classe a trouvé son docteur, son organisateur. Aussi je consacrerai une partie de la séance prochaine a l'appréciation systématique de la grande école dont cet éminent philosophe est le fondateur. Quel a été le rôle de la classe des lettrés dans l'ensemble de la civilisation chinoise ?
Cette classe a été l'organe régulier du progrès, parce qu'elle pouvait se livrer à une activité industrielle, scientifique, sociale, que le régime des castes ne tendait pas à comprimer et à restreindre dans des limites invariables ; persistant au milieu de la disparition successive des dynasties chinoises, elle était en même temps l'organe de la véritable continuité sociale. D'un autre côté cette classe a agi comme moyen de réaction par rapport à la puissance impériale, pour limiter spontanément cette puissance, diminuer en elle l'élément militaire et pousser au développement de l'élément pacifique et industriel. La classe des lettrés a développé dans l'empereur le caractère paternel, elle en a construit le type et a poussé lentement, mais d'une manière continue, à la réalisation d'un tel type. C'est sous son impulsion que s'est graduellement réalisé un admirable système d'administration générale. Enfin cette classe est l'organe régulier de l'opinion publique contre les écarts inévitables de la fonction suprême, et elle fournit ainsi une force modificatrice de l'élément directeur.
Telles sont donc, empereur et classe des lettrés, les deux forces générales qui ont présidé à l'évolution de la civilisation chinoise.
Nous avons donc ainsi terminé l'appréciation abstraite des bases de cette civilisation, nous en avons déterminé ensuite les forces directrices, nous tenons ainsi le fil qui va nous guider dans la théorie de ce grand phénomène sociologique, si mal apprécié encore dans son ensemble, malgré de nombreux et intéressant travaux de détail.

Décomposition de l’ensemble de l’évolution chinoise en ses phases essentielles.
Il faut d’abord éliminer une erreur très-répandue sur la prétendue immobilité de la civilisation chinoise, D'après une manière de voir, que l'ignorance occidentale a rendue très-persistante, la population chinoise aurait atteint dès la plus haute antiquité un certain état, et depuis ne l'aurait pas dépassé, Cette conception constitue un vrai mystère, où l'on s'interdit même la ressource d'une révélation. Car on admet, sans révélation quelconque, l'avènement spontané d'une civilisation très-étendue ; ce qui est évidemment absurde ; on ne saurait, en effet, expliquer par quel mystère deux mille ans avant Jésus-Christ un état social aussi développé aurait ainsi apparu tout d'un coup devenant ensuite parfaitement immobile, Des érudits, fort distingués du reste, préoccupés de donner à cette civilisation une date aussi reculée que possible, ont appuyé cette conception. Ils ont pris au pied de la lettre te rêve d'âge d'or des lettrés chinois. Les lettrés, nécessairement placés à un point de vue absolu, ont dû naturellement reporter dans le passé le type idéal de leur civilisation ; de telle sorte que pour eux tout nouveau progrès fût un retour à une sorte d'âge d'or primitif ; procédé de l'esprit absolu pour sanctionner les innovations nécessaires sans rompre néanmoins la continuité ; procédé logique que nous retrouvons partout, et que l'esprit scientifique peut seul remplacer en vertu de son caractère relatif. Ce rêve d'un âge d'or placé au début de la civilisation chinoise, pris trop au sérieux par d'honorables érudits, a donné de la consistance aux absurdes préjugés de l'ignorance occidentale. Mais cette opinion est tout à fait irrationnelle ; la civilisation chinoise a débuté comme les autres par l'état le plus grossier. Les traditions primitives nous peignent leurs premières peuplades ayant à peine des cabanes, vivant d'herbes, de glands, etc., etc., enfin l'état que nous retrouvons à l'origine de toutes les sociétés. La civilisation chinoise est donc partie comme toutes les autres d'un état tout à fait inférieur, et est arrivée par un long développement graduel à une immense extension, sociale autant que territoriale.
Mais il y a néanmoins dans l'ensemble de cette civilisation un grand caractère, qui a pu donner une certaine apparence à l'absurde opinion que nous venons de réfuter ; c'est que l'évolution de la civilisation chinoise, toujours continue, a consisté simplement à développer les germes de son organisation primitive ; mais ce grand caractère, que je ferai ressortir, est un admirable titre au respect de tout vrai philosophe, bien loin d'être un signe d'infériorité, comme le suppose l'anarchie occidentale. C'est là un beau phénomène, que l'état normal pourra seul réaliser pour toutes les sociétés, que ce développement prolongé de civilisation, mais toujours néanmoins avec le même caractère ; au lieu de ces changements plus ou moins brusques, et plus ou moins hétérogènes, que nous présente la succession des phases de la civilisation occidentale. Nous voyons, en effet, en Occident, à partir de l'état théocratique, une succession d'états sociaux hétérogènes, quoique liés entre eux, qui constituent les évolutions grecque, romaine, catholico - féodale, dont aucune ne sait rendre justice convenable à la précédente, et habituellement même ne sait que la maudire. L'évolution révolutionnaire commencée au XIVe siècle, a, à beaucoup d'égards, aggravé un tel état mental. Nous avons vu se succéder une suite de changements brusques, ayant en réalité entre eux une véritable liaison, mais inaperçue. Les lettrés occidentaux ont systématisé un tel état, ils ont pris le type de la maladie pour le type de la santé, et ils ont subordonné à cette étrange conception l'appréciation de toutes les autres civilisations. En effet, la Chine ne nous présente rien de parail à cette évolution occidentale. C'est toujours la même civilisation, civilisation astrolâtrique, prenant un accroissement continu, mais conservant toujours le même caractère ; civilisation dans laquelle les contemporains bénissent leurs ancêtres, au lieu de mettre leur stupide grandeur à les maudire et à les méconnaître, C'est la un spectacle consolant que nous offre la Chine ; on peut y voir un développement vraiment organique, où le progrès incessant ne méconnaît pas la continuité, caractère suprême de toute sociabilité.
Si en Chine nous voyons une succession continue dans l'évolution, cela ne veut pas dire qu'il n'y a pas de revolutions, si par révolution on entend seulement un changement de dynastie, et non pas un changement dans le caractère même de la civilisation correspondante. La Chine nous présente en effet dans sa longue histoire de nombreuses commotions intérieures ; mais à quoi étaient-elles dues ? Elles résultaient de la nécessité de changer, de temps en temps, la famille impériale, l'élément directeur, la force central de la société. Il est clair que la situation prépondérante de la puissance impériale, malgré les limites spontanées que l'opinion et la corporation des lettrés lui opposent, tend a troubler au bout d'un certain temps l'intelligence et la moralité des natures trop peu éminentes qui arrivent quelquefois à la suprême fonction. Aussi les perturbations intérieures viennent de ces changements dynastiques rendus nécessaires. Or ces changements sont graves. Il s'agit en effet de remplacer l'organe fondamental, celui qui maintient l'unité, le ralliement des populations, et qui se trouve par suite rattaché à toutes les habitudes dans la population correspondante. Aussi ces changements sont accompagnés de rudes commotions ; mais ces commotions n'altèrent pas le caractère fondamental de la civilisation. C'est un organe qu'on élimine après qu'il a rempli sa fonction dans l'organisme social, suivant un travail analogue à celui qui s'accomplit normalement dans l'organisme individuel, avec

accompagnement néanmoins d'une perturbation pathologique transitoire ; mais ces révolutions ne méconnaissent pas la continuité sociale. On en est venu en Occident, d'après une conception, aussi absurde qu'immorale, à sanctifier l'état de maladie, bien loin de le déplorer, et à considérer comment un état vraiment normal un développement sans règle et sans limite. Aussi ces tristes dispositions pathologiques expliquent pourquoi le développement organique et normal d'une grande civilisation a-t-il été pris comme un signe d'infériorité par des intelligences hébétées par l'esprit anarchique, qui domine trop, même ceux qui se croient les plus conservateurs.

Si nous considérons l'ensemble de la civilisation chinoise, nous voyons qu'elle s'étend d'une manière suffisamment authentique de l'an 2500 avant J.Ch. jusqu'à nos jours. Il ne faut pas attacher une trop grande importance à ce nombre 2500. Cependant les chiffres ont toujours une véritable utilité logique, surtout en sociologie, quand ils se rapportent aux époques primitives, pour limiter des divagations très-naturelles. Mais leur importance scientifique pour les époques primordiales n'est pas aussi grande que pour les époques plus rapprochées, vu l'extrême lenteur de l'évolution social à ses débuts. C'est donc pendant une période de plus de 4000 ans que se développe d'une manière continue cette grande civilisation.

L'histoire de l'évolution chinoise se partage en grandes périodes distinctes. La première s'étend de l'an 2500 avant J.Ch. jusqu'à l'an 200 avant J.Ch., c'est-à-dire jus-qu'à Thsin-chi-hoang-ti. C'est la période de fondation. Elle se trouve séparée de la seconde période par le règne caractéristique de Thsin-chi-hoang-ti, qui fut un homme d'État d'une puissante énergie, d'une individualité fortement accusée, et qui constitua l'empire chinois proprement dit.

La seconde période s'étend de l'an 200 avant J.Ch. jusqu'à nos jours. C'est la période de développement. L empire chinois finalement constitué nous présente alors une évolution continue, dont l'étude systématique nous conduira enfin à l'appréciation de la situation actuelle de ce grand empire.

Appréciation générale de la première phase de la civilisation chinoise. De l'an 2500 avant J.-Ch. jusqu'en l'an 200 avant J.-Ch.

Cette phase générale de la civilisation chinoise est la phase d'installation. De l'origine jusqu'à Confucius cette civilisation s'établit avec tous les caractères que nous avons vus la constituer : fétichisme systématisé par le culte astrolâtrique, absence de castes, mais existence d'une classe élevée, administrant et gouvernant sous la direction d'un chef unique, enfin famille fortement établie sur le culte des ancêtres et le respect filial. Confucius vers 550 avant J.Ch., construit la philosophie qui systématise une telle civilisation, et pose ainsi les bases de l'organisation régulière de la classe des lettrés ; cette phase se termine par l'énergique action militaire de Thsin-chi-hoang-ti, qui constitua enfin l'empire chinois. A partir de ce moment la civilisation chinoise définitivement fondée se développera par une action graduelle et continue. Les philosophes et historiens chinois dominés par un louable sentiment de continuité, ont voulu mettre dans l'histoire de leur société une unité que la nature des choses ne permet pas. Ils ont imaginé dans la plus haute antiquité toute leur civilisation ultérieure. Ce sont là des rêves d'âge d'or ; mais ce qu'il y a de vrai c'est que les germes de cette civilisation remontent effectivement à la plus haute antiquité ; mais ce ne sont que des germes qu'une longue évolution a seule pu développer. Les traditions placent le berceau de la civilisation chinoise sur les rives du Hoang-ho ou fleuve Jaune, et vers la partie nord du cours de ce fleuve, c'est-à-dire vers les provinces de Chen-sî et de Chan-si. C'est en ce point que s'est formé le groupe qui deviendra par une extension graduelle l'empire chinois. La civilisation chinoise descend ensuite ce grand fleuve, s'étend sur les deux rives, rayonne vers le nord et le sud, et finit enfin par atteindre son immense extension actuelle. Les traditions, conformes du reste aux lois mêmes de toute formation sociale, nous représentent le premier groupe comme très-restreint, puisqu'on le conçoit comme formé de cent familles, et que toute la population chinoise estime descendre de ces cent familles ; de plus ce noyau nous est représenté comme étant primitivement à un état complètement sauvage. Mais une fois formé, lié par un culte astrolâtrique, par l'adoration systématique du ciel surgi de l'initiative d'une famille prépondérante, ce noyau, dis-je, rayonne alors sur les populations environnantes de deux manières différentes, par une action conquérante, et par l'action naturelle d'une civilisation plus avancée sur des populations non constituées, et qui n'offrent pas, par conséquent, d'éléments de résistance à une influence civilisatrice. Nous voyons alors cette société acquérir une constitution plus fixe, étendre davantage son action ; mais son caractère prépondérant primitif n'étant pas le caractère militaire, les conquêtes ne sont que momentanées, et au lieu de former un empire unique, forment autour de la population initiatrice, un grand nombre de groupes ou royaumes distincts, soumis à une même civilisation, mais ne présentant pas une réelle subordination politique. Les historiens chinois qui ont voulu mettre dans l'évolution de leur civilisation une complète unité, présentent une telle situation comme une sorte de décomposition d'un empire unique. Ainsi jusqu'à Confucius, nous voyons se produire le phénomène général suivant : développement de la civilisation astrolâtrique avec les caractères généraux que je lui ai assignés, formation d'un grand nombre de petits États dominés par une telle civilisation. Il faut voir maintenant quel a été dans cette situation le rôle spécial de Confucius, sur lequel je reviendrai du reste d'une manière approfondie, mais qu'il faut apprécier sommairement, pour bien indiquer les pas essentiels de cette longue évolution. Le rôle de Confucius a été de construire pour la classe éclairée, administrative, dont le développement s'était produit conformément à l'esprit de la civilisation chinoise, une doctrine philosophique qui fut l'expression systématique de la nature même de cette civilisation. Ce rôle est immense, et jamais peut-être un homme n'a exercé une action plus grande, plus profonde et plus régulière dans le développement d'une société. La doctrine de Confucius, comme nous le verrons plus tard, établissait le type idéal de la civilisation correspondante. Cette doctrine systématique construisant le type à réaliser, fournissait la conception autour de laquelle ont pu et dû se grouper les théoriciens, les administrateurs, tous ceux en un mot qui faisaient partie de la classe éclairée. Cette doctrine a donné à cette classe une véritable constitution, une réelle unité ; elle a fondé finalement la classe des lettrés : c'est à partir de Confucius que cette classe se constitue. Dès ce moment anssi la civilisation chinoise se développe avec une intensité et une régularité extrêmes, parce qu'elle a acquis enfin une première coordination de son second élément directeur. La première force fondamentale, élément d'ordre, d'unité, de consolidation c'est-à dire la puissance impériale, avait dû être établie dès le début, mais l'élément modificateur, quoique surgi dès l'origine, de la nature même de cette société, n'arrive à se coordonner qu'à partir de Confucius. Cela se conçoit. La concentration était dans la nature même du premier élément qui a dû, dès le début, être plus ou moins systématique, mais le second élément, l'élément modificateur, dispersif par sa nature, n'a pu arriver que plus tard à conquérir la doctrine qui lui a donné une coordination, et qui lui a permis ainsi d'exercer une action plus complète et plus caractéristique. De Confucius à Thsin-chi-hoang-ti (de 550 avant J.Ch. à 221 avant. J.Ch.) que voyons-nous ? La situation politique de la Chine, situation dispersive, reste la même, mais la civilisation proprement dite marche graduellement. La classe des lettrés acquiert de jour en

jour dans chacune des petites dynasties une importance croissante. Nous voyons en effet les lettrés aller d'un royaume à l'autre porter leurs conseils, leur connaissance des affaires. Tel philosophe de la secte de Confucius, né dans un royaume, devient mandarin, ministre dans un autre. Ainsi s'établit par la classe des lettrés des relations de plus en plus régulières entre des royaumes politiquement distincts, de manière à préparer l'avènement de l'unité politique réalisée par Thsin-chi-hoang-ti. La similitude des moeur, des habitudes, se développe de plus en plus sous l'influence de la classe des lettrés, en même temps que cette classe pousse activement au développement industriel et pacifique de ces diverses populations. Nous arrivons ainsi à à Thsin-chi-hoang-ti, (de 221 avant J.Ch. à 209). Nous allons voir quel a été le rôle de ce grand homme, l'importance capitale de son impulsion, malgré les graves déviations dont elle fut accompagnée. Thsin-chi-hoang-ti appartenait à la dynastie des Thsin, dont le siège était au nord de la Chine dans les provinces actuelles de Chen-si, et il était chef d'une des huit dynasties qui composaient alors le peuple chinois. Il parvint à conquérir tous les autres royaumes, réunit tous les autres États sous une seule domination, et fonda véritablement l'empire chinois. Le royaume de Thsin-chi-hoang-ti se trouvant en contact avec les Tartares, l'activité militaire avait dû s'y développer davantage que dans les royaumes placés vers l'embouchure du fleuve Jaune où l'activité pacifique devait avoir plus de prépondérance, il n'est pas étonnant d'après cela, que la conquête soit venue de cette dynastie. Thsin-chi-hoang-ti parvint à réunir sous une même domination politique des royaumes liés entre eux, du reste, par la plus extrême analogie de civilisation. Une fois l'empire chinois vraiment constitué, Thsin-chi-hoang-ti étendit sa domination au delà du fleuve Yang-tseu kiang ou fleuve Bleu, jusqu'au Tonquin, dans cette région qui constitue actuellement la Chine méridionale. Il agrégea ainsi à l'empire des populations qui n'étaient pas réellement chinoises, c'est-à-dire chez qui n'était pas développée la civilisation dont j'ai décrit les traits fondamentaux. Mais ces populations après avoir été conquises par les armes de Thsin-chi-hoang-ti furent ensuite graduellement conquises par la civilisation chinoise. Ces deux parties de la Chine ont pu quelquefois nous présenter des luttes, mais le retour à l'unité politique a toujours fini par se faire. Par conséquent la conquête de Thsin-chi-hoang-ti a été au fond décisive pour la consolidation et l'extension de l'empire chinois. Thsin-chi-hoang-ti repousse et contient les Tartares. Il y a toujours eu lutte entre la civilisation chinoise se développant constamment, s'étendant sans cesse et les nomades qui la circonscrivaient au nord et à l'ouest. Thsin-chi-hoang-ti en triompha, et parvint à les contenir suffisamment. On lui doit la construction de la fameuse muraille, destinée à défendre la Chine contre les Tartares. Mais cette immense construction fut plutôt un monument d'orgueil qu'un efficace moyen de défense. La Chine a été, malgré la fameuse muraille, conquise deux fois, par les Mongols et les Mantchoux. Mais leur conquête s'est réduite, comme on l'a justement observé, à leur conférer le droit de monter la garde dans l'intérieur du vaste empire. Thsin-chi-hoang-ti développa fortement dans le gouvernement chinois l'élément militaire ; de là l'extrême opposition des lettrés. Néanmoins cette action militaire fut utile pour constituer réellement l'empire chinois ; mais la classe des lettrés avait une trop forte consistance et était trop enracinée dans les fondements de cette civilisation, pour que le mouvement opéré par Thsin-chi-hoang-ti pût être autre chose qu'une dictature militaire passagèrement nécessaire à la fondation suffisamment stable de ce grand empire. Cette œuvre capitale, Thsin-chi-hoang-ti l'accomplit, il faut le dire, avec une extrême violence, On a voulu souvent justifier de telles violences par une prétendue nécessité ; ce sont là des exagérations de l'esprit absolu. Ces violences proviennent toujours d'une véritable infériorité morale, dans des natures éminentes du reste à beaucoup d'autres égards. Les lettrés dominés par le sentiment de la continuité, préoccupés du caractère administratif et paternel qu'ils voulaient faire prévaloir dans le gouvernement chinois, méconnurent complètement ce qu'avait d'utile, de nécessaire la politique de Thsin-chi-hoang-ti pour fonder réellement l'empire chinois, et lui donner une base suffisante de stabilité contre les attaques extérieures. Ils ne surent pas se dégager suffisamment du type antique, et firent à Thsin-chi-hoang-ti et à son ministre Li-sse une opposition vive et continue. Cette opposition conduisit Thsin-chi-hoang-ti à une mesure d'une violence et d'une brutalité extrêmes. Il ordonna la destruction de tous les livres, et défendit à qui que ce soit d'en conserver, sous peine de mort, un exemplaire, surtout des livres antiques, et vénérés de la population. Cet ordre, d'une barbarie inouïe, fut exécuté avec une cruauté extrême ; quoique par sa nature il ne pût avoir une complète réussite, il provoqua de la part des lettrés des dévouements admirables. Ils montrèrent un noble courage à défendre ces livres où se condensait toute la sagesse des siècles antérieurs. Voilà quelle fut surtout la mesure extrême, injustifiable de Thsin-chi-hoang-ti, qui brisa ainsi avec une violence impardonnable une opposition bien naturelle, et qu'il aurait pu facilement vaincre, dans ce qu'elle avait de déraisonnable, sans recourir à d'aussi sauvages expédients. Mais, on doit le remarquer, Thsin-chi-hoang-ti, si profondément ennemi de la classe des lettrés ou des sectateurs de Confucius, fut au contraire partisan déclaré des sectateurs de la raison, des Tao-sse. Cela se conçoit, les Tao-sse, comme tous les métaphysiciens quelconques, plus ou moins, avaient le mépris du passé ; ils devaient se trouver sympathiques à un révolutionnaire comme Thsin-chi-hoang-ti. Les sectateurs de

Confucius au contraire, véritables représentants de la civilisation chinoise, avaient pour l'antiquité le plus profond respect. — Du reste, il faut remarquer que chez les empereurs chinois la protection accordée aux Tao-sse ou aux bouddhistes est en général un signe de rétrogradation. Cela se conçoit, vu le caractère inférieur de ces doctrines qui poussent, plus ou moins, à d'indéfinies divagations mentales. Telle est l'analyse sommaire de cette première phase de la civilisation chinoise. Cette civilisation est constituée quant à ses bases essentielles, et l'empire chinois est enfin établi. Il pourra éprouver des commotions, des luttes, des déchirements, mais les divers éléments s'en rapprocheront toujours leurs habitudes antérieures, et par l'action de la classe des lettrés de plus en plus systématiquement organisée. — Nous assisterons maintenant dans la seconde phase au développement continu de cette civilisation désormais solidement assise. [Laf1]

1861.3 Laffitte, Pierre. *Considérations générales sur l'ensemble de la civilisation chinoise et sur les relations de l'Occident avec la Chine* [ID D20371].

Appréciation générale de la seconde phase de la civilisation chinoise : De l'an 200 avant J.-Ch. jusqu'à nos jours.

Depuis 200 avant J.-Ch. jusqu'à nos jours, l'histoire de la Chine nous présente un grand nombre de dynasties, dont quelques-unes ont régné simultanément, pendant des périodes d'anarchie. Mais comme il s'agit ici non pas d'une histoire détaillée et concrète de la Chine, mais d'un aperçu systématique sur la marche générale de cette civilisation, nous considérerons pendant cette période, seulement six grandes dynasties (les Han, les Thang, les Soung, les Youens ou Mongols, les Ming, et les Thaï-Thsing ou dynastie des Mantchoux). Ces dynasties sont séparées par des périodes d'anarchie ou même de décomposition politique ; mais il est important de remarquer que ces périodes d'anarchie vont en diminuant de durée et d'intensité à mesure que la civilisation correspondante se consolide et s'étend. — Voici les limites chronologiques de ces six dynasties fondamentales :

Les Han de 202 avant J.-Ch, jusqu'à 263 après J.-Ch. ; les Thang de 618 après J.-Ch. jusqu'à 905 après J.-Ch.; les Soung de 960 après J.-Ch. à 1119 après J.-Ch.; les Youens ou Mongols de 1295, après J.-Ch. à 1341 après J.-Ch. ; les Ming de 1368 après J.-Ch. à 1573 après J.-Ch.; les Mantchoux ou dynastie Thaï-Thsing (très-pur), de 1618 après J.-Ch. jusqu'à nos jours.

Cette indication sommaire donne de grands jalons numériques, qui nous serviront à classer dans des intervalles de temps non arbitraires, les progrès successifs de la société correspondante : entre les Han et les Thang nous voyons une véritable décomposition politique de la Chine, de même qu'entre les Thang et les Youen. Néanmoins pendant le règne de ces dynasties simultanées, les progrès de la civilisation chinoise continuent au fond, quoique plus lentement ; l'empreinte d'unité fortement établie par Thsin-chi-hoang-ti, et la similitude fondamentale de moeurs et de croyances, systématiquement représentée par la classe des lettrés, ramènent au bout d'un certain temps à l'unité politique, une civilisation de plus en plus homogène.

Il faut voir pendant cette longue période deux ordres de progrès : le développement intérieur de la société chinoise, et d'un autre côté l'extension territoriale ; par suite, une réaction de plus en plus efficace contre les populations environnantes (Tartares, Thibétains), amène la subordination définitive de ces populations, de manière à donner à cette société toute la stabilité suffisante avant les contacts occidentaux. C'est le double mouvement d'action intérieure et de réaction extérieure que nous allons étudier [Pour se faire une idée plus précise de la succession dynastique en Chine, on peut consulter la table chronologique dont on doit la traduction au P. Amiot, et qui est reproduite à la fin du livre de M. Pauthier intitulé : Chine].

Nous voyons s'accomplir sous Thsin-chi-hoang-ti, et se perfectionner sous ses successeurs, une importante découverte industrielle, indispensable au développement de la classe des lettrés, c'est l'invention du papier et de l'encre. L'invention du papier est due à Moung-tien, principal général de Thsin-chi-hoang-ti ; il enseigna en même temps l'art de s'en servir avec de l'encre et des pinceaux, au lieu des tablettes de bambou, sur lesquelles on gravait. On gravait aussi quelquefois, quoique exceptionnellement, sur la pierre. Il n'est pas rare de voir en Chine d'importants progrès industriels dus à des militaires. Le mode antérieur de propagation des documents consistait à graver sur des tablettes de bambou ; ce mode très-imparfait en lui-même quant à la facilité et à la rapidité, pouvait convenir tant que la classe théorique et administrative était peu développée. Mais dès que cette classe prenait une extension, nécessaire dans une société de plus en plus étendue et de plus en plus industrieuse, on était naturellement poussé à perfectionner les moyens de transcription. L'invention du papier et de l'encre était donc amenée naturellement par la nature de la situation, et préparée par les antécédents. Ce progrès une fois accompli a énormément servi au développement de la classe lettrée administrative en facilitant la propagation, et l'acquisition des connaissances ; et cette invention accroissait ainsi le progrès de la civilisation correspondante, en augmentant le nombre des gens éclairés. Cette invention se consolide entre Thsin-chi-hoang-ti et la grande dynastie des Han ; et la fabrication perfectionnée du papier est devenue une industrie considérable de la Chine.

Le second empereur de la dynastie des Han, Hoë-ti (l'empereur bienveillant, de 194 à 188 avant J.-Ch.) révoqua le décret de Thsin-chi-hoang-ti contre les anciens livres ; il réagit ainsi contre ce qu'avait d'oppressif et de violent la tentative de ce rénovateur. La dynastie des Han fut sous ce rapport réparatrice, marcha dans le sens de la civilisation chinoise, et la développa, en conservant de l'œuvre de Thsin-chi-hoang-ti ce qu'elle avait d'essentiel, l'unité politique, et une meilleure centralisation administrative. Mais l'un des types les plus éminents de cette dynastie fut Wen-ti (l'empereur lettré, de 179 avant J.-Ch. à 156 avant J.-Ch.). Il encouragea les lettrés, poussa au développement de l'agriculture, et apporta dans un gouvernement à la fois ferme et actif, un esprit vraiment paternel ; il réalisa ce noble type moral de la fonction suprême systématisé par Confucius et son école.

Ainsi, a propos d'un éclipse, phénomène qui acquiert en Chine une haute importance, à cause de la

base astrolâtrique du culte, Wen-ti publia une déclaration vraiment caractéristique.
« J'ai toujours entendu dire que le Ciel donne aux peuples qu'il produit des supérieurs pour les nourrir et les gouverner. Quand ces supérieurs, maîtres des autres hommes, sont sans vertu et gouvernent mal, le Ciel, pour les faire rentrer dans leur devoir, leur envoie des calamités ou les en menace. Il y a eu cette onzième lune, une éclipse de soleil ; quel avertissement n'est-ce pas pour moi! En haut les astres perdent leur lumière, en bas nos peuples sont dans la misère. Je reconnais en tout cela mon peu de vertu. Aussi-tôt que cette déclaration sera publiée, qu'on examine dans tout l'empire, avec toute l'attention possible, quelles sont mes fautes afin de m'en avertir. Qu'on cherche et que me présente, pour remplir cette fonction, les personnes qui ont le plus de lumière, de droiture et de fermeté ; de mon côté, je recommande à tous ceux qui sont en charge de s'appliquer plus que jamais à bien remplir leurs devoirs, et surtout à retrancher, au profit du peuple, toute dépense inutile. »
Nous voyons surgir ici sous l'impulsion de Wen-ti, le droit régulier de représentation à l'empereur, cee qui constitue un progrès capital dans ce gouvernement monocratique. Ce droit de représentation, ouvertement proclamé par Wen-ti, toujours maintenu depuis, s'est développée coordonné plus tard par le conseil des censeurs, destiné à avertir l'empereur. Cette fonction, dont l'exercice a été souvent périlleux, a donné lieu de la part des lettrés à d'admirables dévouements ; elle a offert une limite à l'arbitraire, que tend à faire naître la suprême puissance. Nous voyons dans cette institution caractéristique un exemple de cette effort continu de la classe des lettrés pour exercer une action modératrice par rapport au pouvoir impérial, par une réaction régulière de l'opinion publique. Car les observations des censeurs inscrites dans la Gazelle impériale sont reproduites par les gazettes provinciales.
De même, Wen-ti abrogea, par une déclaration expresse, la loi de Thsin-chi-hoang-ti qui défendait de critiquer le gouvernement.
« Aujourd'hui parmi nos lois j'en trouve une qui fait un crime de parler mal du gouvernement; c'est le moyen non-seulement de nous priver des lumières que nous pouvons recevoir des sages qui sont loin de nous, mais encore de fermer la bouche aux officiers de notre cour. Comment donc désormais le prince sera-t-il instruit de ses fautes et de ses défauts ? Cette loi est encore sujette à un autre inconvénient : sous prétexte que les peuples ont fait des protestations publiques et solennelles de fidélité, de soumission et de respect à l'égard du prince, si quelqu'un paraît se démentir en la moindre chose, on l'accuse de rébellion. Les discours les plus indifférents passent chez les magistrats, quand il leur plaît, pour des murmures séditieux contre le gouvernement. Ainsi le peuple, simple et ignorant, se trouve, sans y penser, accusé d'un crime capital. Non, je ne le puis souffrir ; que cette loi soit abrogée. »
L'empereur Khang-hi fit sur cet édit les remarquables réflexions suivantes : « Thsin-chi-hoang-ti avait fait bien des lois semblables. Kao-tsou (le fondateur de la dynastie des Han), eu abrogea un grand nombre. Celle dont il s'agit ici ne fut abrogée que sous Wen-ti. C'est avoir trop attendu. [M.G. Pauthier, De la Chine] ».
L'un des successeurs de Wen-ti fut Wou-ti (l'empereur guerrier, de 140 avant J.-Ch. à 86 avant J.-Ch.), qui non-seulement développa le mouvement intérieur de la Chine, mais encore réagit vigoureusement et heureusement contre les populations barbares environnantes ; de manière à commencer et à poser les bases de cette extension qui, terminée au XVIIIe siècle, devait enfin adjoindre au grand empire oriental, comme élément subordonné, la Tartarie et le Thibet. Sous Wen-ti les études historiques continuent en Chine leur puissant développement. C'est sous son règne que Ssema-thsian (l'Hérodote de la Chine) exécuta son grand ouvrage qui, sous le nom de Mémoires historiques, nous offre une véritable encyclopédie (Voir la notice que lui a consacré M. Abel Résumât dans ses Nouveaux mélanges asiatiques, tome II). C'est sous cette dynastie (65 après J.-Ch.) que le bouddhisme, officiellement introduit en Chine, y acquiert une importance trop souvent funeste, quoique sous la dynastie actuelle il ait été un instrument politique utile par rapport aux populations de la Tartarie et du Tbibet dominées par ces doctrines.
Entre la dynastie des Han et celle des Thang (de 263 après J.-Ch. à 618), nous voyons une longue période souvent d'anarchie et toujours de dispersion politique, qui succède à l'élimination nécessaire de la dynastie des Han.
La dynastie des Thang qui s'étend de 618 après J.-Ch. à 905 est une des plus considérables de l'histoire de la Chine. C'est la dynastie littéraire. Elle vit surgir un grand nombre de productions littéraires, romans, pièces de théâtre. Sous cette dynastie s'accomplit un grand progrès, c'est l'éblissement du système des examens.
C'est là un événement considérable par lequel la classe des lettrés tendit vers sa constitution actuelle. La classe des lettrés s'était énormément développée. Elle fournissait les ministres, les administrateurs, les juges, tous ceux enfin nui étaient appelés à diriger cette industrieuse population.
Le besoin d'acquérir des garanties dans le choix des individus, de manière à régulariser l'action de

cette classe, dut se faire sentir. Ce furent donc les besoins essentiels d'une telle situation qui conduisirent à l'établissement du système des examens. Une fois établi, ce système a profondément consolidé la classe correspondante, en lui donnant plus d'unité, et par suite plus de force. Ce n'était plus désormais une classe plus ou moins vague dans laquelle l'empereur pouvait choisir ou ne pas choisir. Ce fut une classe vraiment coordonnée, où les examens subis furent l'échelon légal par lequel on s'élevait graduellement aux plus hautes fonctions de l'État. Un tel progrès donnant plus de consistance à la classe des lettrés, améliore son action sur l'ensemble de la civilisation correspondante. Nous voyons ainsi se continuer dans le même sens l'évolution générale de cette société. Sous cette dynastie, les écoles publiques, les collèges, l'instruction, le culte de Confucius prennent une extension considérable.

L'un des types les plus éminents des Thang fut Taï-tsoung (de 627 après J.-Ch. à 649), chez qui nous pouvons largement constater ce noble idéal de l'empereur, construit par Confucius, et développé par son école. « II ordonna que désormais les empereurs chinois, avant de confirmer la sentence de mort contre les criminels, seraient trois jours en abstinence. » La peine de mort est sanctionnée par l'empereur seulement, sauf les cas d'une repression immédiatement nécessaire. Cette sanction definitive de la peine de mort, se fait à une époque déterminée de l'année ; et nous voyons de quelles nobles précautions morales l'empereur Taï-tsoung a entouré l'acte solennel d'après lequel s'accomplit l'élimination nécessaire d'un membre de la société. Nous sommes loin, comme on voit, du pur arbitraire théocratique, qu'on a si légèrement supposé dans un tel gouvernement.

Taï-tsoung pousse au développement de la piété filiale base de la famille, et finalement de la société. Il organise un vaste système de travaux publics, et des secours pour les vieillards, les infirmes ; ce qui du reste a été continué par ses successeurs. L'établissement d'hospices pour les enfants trouvés, prouve combien sont absurdes les déclamations dont se nourrit la stupidité occidentale sur une prétendue organisation régulière de l'infanticide. Il a composé un livre sur l'art de régner.

« Après avoir, dit-il, donné chaque jour le temps nécessaire à expédier les affaires de mon empire, je me fais un plaisir de donner ce qu'il m'en reste à promener ma vue et mes pensées sur les histoires du temps passé ; j'y examine les moeurs de chaque dynastie, les exemples bons et mauvais de tous les princes, les révolutions et leurs causes ; je le fais toujours avec fruit, et je l'ai tant fait que j'en puis parler. »

Ses recommandations à son fils sont admirables,

« Mon fils, soyez juste, mais soyez bon, régnez sur vous-même, ayez un empire absolu sur vos passions, et vous régnerez sans peine sur les coeurs de vos sujets. Votre bon exemple, mieux que les ordres les plus rigoureux, leur fera remplir avec exactitude tous leurs devoirs ; punissez rarement et avec modération, mais répandez les bienfaits à pleines mains ; ne renvoyez jamais au lendemain une grâce que vous pouvez accorder le jour même ; différez au contraire les châtiments jusqu'à ce que vous soyez assuré par vous-même qu'ils sont justement mérités. »

C'est sous cette dynastie que fut établie la célèbre académie chinoise des Han-lin qui se compose des esprits les plus intelligents et les plus cultivés, et qui concourt à la direction littéraire, politique et morale de la Chine.

Cette puissante dynastie étendit sa puissance sur les Turcs et les Tartares jusque vers la mer Caspienne.

C'est vers 931, sous les Thang postérieurs qu'a lieu l'invention, par le ministre Foung-tao, de l'imprimerie chinoise. Elle n'emploie pas de caractères mobiles, et consiste à graver sur bois. On grave tout le livre sur des planches en bois, et ou imprime ensuite, impression qui se fait du reste très économiquement. Une telle invention était fortement sollicitée par les besoins et la nature de la civilisation correspondante, et il y a lieu de s'étonner qu'elle ait si longtemps tardé à se produire après l'invention du papier et de l'encre, qui en constitue l'indispensable préliminaire. La nécessité de multiplier beaucoup les copies dans un pays où croissait considérablement la classe des lettrés, devait pousser à la découverte d'une typographie qui permît de produire facilement et rapidement les copies des divers ouvrages. La situation poussait donc à une telle invention, et il n'est pas étonnant qu'elle se soit enfin produite chez une population très-industrieuse. Cette imprimerie n'est pas notre imprimerie à caractères mobiles ; elle consiste en planches de bois sur lesquelles sont gravés les caractères qui forment l'ouvrage qu'il faut reproduire. Les Chinois ont néanmoins, au onzième siècle de notre ère, trouvé l'imprimerie à caractères mobiles, mais ils s'en servent peu, et préfèrent l'impression avec planches gravées, non point par un esprit de routine aveugle, comme le suppose la fatuité occidentale, mais d'après des motifs fort rationnels.

Les Chinois se sont peu servis des caractères typographiques mobiles pour deux raisons : l'une sociale tenant à l'état de leur civilisation, l'autre tenant à la nature de leur écriture.

La raison sociale est que les chinois réimpriment beaucoup les mêmes livres. En occident le mouvement révolutionnaire a déterminé une production abusive, consistant le plus souvent dans de

médiocres reproductions dégradées d'excellents originaux. La Chine produit sans doute de nombreux commentaires, néanmoins le respect de la continuité sociale amène la reproduction répétée des mêmes ouvrages ; on peut alors, sans inconvénients, en conserver les planches gravées ; d'autant plus que ces planches en bois peuvent être retouchées très-facilement et très-économiquement. Il faut en effet remarquer en passant la supériorité économique de l'impression chinoise sur l'impression occidentale. Ils n'impriment que sur un seul côté de la feuille, et avec une extrême rapidité, Un ouvrier peut tirer deux mille feuilles par jour.

Mais il y a aussi une autre très-bonne raison, pour les Chinois, de préférer leur mode d'impression à nos caractères mobiles, c'est la nature de leur écriture. Chez nous lessons élémentaires sont représentés par un nombre très-limité de caractères, dont les combinaisons reproduisent tous les mots. De là l'emploi des caractères mobiles. En Chine il n'en est pas ainsi. Leur écriture n'est pas une écriture phonétique, ou du moins pour parler plus exactement, ils ne représentent pas par leurs caractères les divers sons élémentaires, et nécessairement peu nombreux, qui servent à exprimer tous les mots quelconques. Quand un caractère joue le rôle de signe phonétique il exprime un mot, et non pas une articulation distincte, et ce signe phonétique n'est jamais employé exclusivement ; il est toujours joint à un signe idéographique. De la le nombre extrême de leurs caractères, susceptible du reste d'une extension indéfinie avec les progrès de leur civilisation. On peut porter le nombre de ces caractères au moins à trente mille. On voit dès lors quel nombre immense il en faudrait faire. Les Chinois n'ont donc pas dû spontanément chercher l'impression à caractères mobiles ; et après l'avoir trouvée ils ont dû préférer l'impression à planches gravées comme vraiment plus commode et plus économique.

Néanmoins un habile sinologue, M.G. Pauthier, a résolu le problème d'une facile impression chinoise avec des caractères mobiles ; il s'est basé sur une ingénieuse décomposition abstraite du plus grand nombre des caractères chinois. Il a trouvé que ces divers caractères résultaient de la combinaison d'un nombre relativement peu étendu de caractères, qui combinés deux & deux formaient les divers caractères chinois. Chaque caractère proprement dit se compose alors d'un premier, ayant une signification idéographique, et d'un second ayant une signification phonétique. On a déjà imprimé à Paris et en Chine d'après ce nouveau système.

A la suite de l'invention de l'imprimerie, s'est développée l'institution des gazettes ; d'abord de la Gazette Impériale, et finalement des Gazettes Provinciales, par le moyen desquelles s'établissent facilement et rapidement les communications entre le gouvernement et la population. Du reste, le procédé des affiches, si utile pour faire appel à l'opinion, est employé à la fois et par le gouvernement et par le public.

Sous la dynastie des Soung (de 960 à 1110 après J.Ch.) le système des examens, déjà institué pour les fonctions civiles, s'applique aux fonctions militaires, c'est une organisation analogue à celle de nos examens d'admission aux écoles militaires, navale ou polytechnique. Nous devons remarquer seulement à ce sujet, la tendance continue à l'élimination de l'arbitraire dans le pouvoir monocratique qui préside aux destinées de ce grand peuple. 0n arrive ainsi aux fonctions publiques, non pas essentiellement par le caprice du maître, mais bien par une série régulière d'épreuves nettement déterminée.

La grande dynastie des Youen ou Mongols gouverne la Chine de 1295 à 1341, après s'être établie par une conquête à laquelle ne purent résister les Chinois, par suite de l'anarchie politique qu'entraîné toujours l'élimination nécessaire d'une dynastie.

L'établissement de la dynastie des Mongols nous offre un exemple capital du rôle que joue la corporation des lettrés comme dépositaire systématique des principaux résultats intellectuels et moraux de cette civilisation, et par suite de la continuité qu'elle lui a imprimée ; ce qui a permis uu développement vraiment homogène.

Ainsi Yeliu-thsou-thsai, principal ministre d'Ogodaï, fils de Tchingkis-kkan, et qui lui succéda en 1229, quoique Tartare était un lettré éminent, initié à la fois à toutes les sciences de la Chine, et aux connaissances astronomiques plus profondes des musulmans. Outre qu'il introduisit de telles connaissances en Chine, il fit comprendre à son maître, l'importance, la nécessité de se servir des lettrés comme juges, administrateurs, et il commença ainsi avec dévouement et habileté l'incorporation des conquérants dans la civilisation chinoise, de manière à assurer la continuité et le progrès de cette civilisation : «Tartare d'origine, et devenu Chinois par la culture de son esprit, il fut l'intermédiaire naturel entre la race des opprimés et celle des oppresseurs ; il se trouva placé près de Tchingkis, et de son successeur, comme une providence protectrice des peuples vaincus, et sa vie se consuma tout entière à plaider auprès de la barbarie triomphante, la cause des lois, du bon ordre, de la civilisation et de l'humanité. Il remplaça le joug de la force par celui de la raison ; la puissance du glaive par celle des institutions, le pillage par un système régulier d'impôts ; la brutale autorité des conquérants tartares par l'influence lente mais irrésistible des lettrés de la Chine. » (Abel Remusat. Nouveaux mélanges asiatiques.) Le fondateur proprement dit de la dynastie des Youen ou Mongols, Khou-bilaï-khan (en

chinois Hou-pi-lie) petit-fils de Tchingkis, continua et développa sur une plus grande échelle une telle politique, il se fit définitivement Chinois, poussa activement à l'extension de cette civilisation ; et cette dynastie de conquérants peut compter parmi celles qui contribuèrent à la grandeur de la Chine. Ce fut Hou-pi-lie qui fit de Pé-king la capitale du Grand-Empire. Ce fut sous Hou-pi-lie que, par les Mongols, s'introduisit le lamaïsme, forme particulière du Bouddhisme propre au Thibet, et caractérisée surtout par une organisation cléricale que ne nous offre pas habituellement cette religion. Hou-pi-lie mourut en 1294.

Du reste Hou-pi-lie apporta de nouveaux perfectionnements à l'administration chinoise, outre une fermeté militaire indispensable. En somme cette dynastie maintint la grandeur de l'empire, et contribua à son développement intérieur. Lorsque son incapacité croissante eut rendu nécessaire sa complète élimination, les Chinois l'expulsèrent, et chassèrent en même temps les Mongols ; et à la dynastie des Youen succéda ainsi la dynastie nationale des Ming (1368-1616).

Taï-tsou (le grand aïeul, de 1327-1398) fut le fondateur de la dynastie des Ming. Ming veut dire lumière. Les empereurs chinois ont coutume de donner aux années de leur règne un nom qui désigne l'esprit ou le caractère qu'ils veulent leur imprimer ; et c'est le nom des années du règne que les européens prennent habituellement pour le nom de l'empereur. Ainsi Khang-hi veut dire paix profonde ; on en a fait le nom de l'empereur qui avait choisi ce mot pour le nom des années de son règne. Le nom des années de règne du fondateur de la dynastie des Ming est Houng-Wou (fortune guerrière) et c'est sous ce nom qu'il est habituellement désigné en Europe. Il naquit en 1327 à Sse-tcheou, bourg de la province de Kîang-nan. Fils d'un laboureur on le fit bonze. Au déclin de la dynastie des Mongols, et dans les luttes qui surgirent alors, il quitta son monastère, finit par rattacher autour de lui un nombre considérable de partisans, élimina enfin définitivement les mongols, et commença même à rendre tributaires quelques-unes de leurs tribus. S'appuyant à l'intérieur sur les lettrés, il rétablit l'ordre, développa la prospérité intérieure avec le concours de la classe lettrée qu'il avait su s'attacher, et développa les éléments de cette grande civilisation, pendant qu'il lui donnait par ses expéditions contre les Tartares une suffisante stabilité. Ses successeurs immédiats continuèrent la politique de ce grand homme. Houng-wou, suivant l'usage chinois, usage vraiment social, rendit public le testament dans lequel il motivait le choix fait par lui de son successeur, en même temps qu'il donnait les conseils principaux que comporte celte solennelle manifestation. Cette combinaison d'un choix librement fait dans la famille impériale, et d'une manifestation publique de ce choix et des raisons qui l'ont déterminé, est une institution sociale que l'état normal des sociétés humaines doit adopter et généraliser. Houng-wou, dans l'intérieur de son empire, perfectionna l'administration, développa les travaux publics réellement utiles, institua pour les vieillards et les infirmes des secours nécessaires, poussa au culte des ancêtres, à celui de Confucius, et des hommes éminents, en un mot il développa avec activité pendant une longue carrière, tous ces caractères vraiment sociaux d'un véritable type de l'empereur chinois.

Cette dynastie des Ming après avoir jeté un grand éclat, et avoir rendu d'importants services altéra graduellement son caractère sous les enivrements de la suprême fonction ; au milieu des luttes qu'entraîna nécessairement une telle dégénération surgit par la conquête la dynastie des Mantchous actuellement régnante ; cette conquête ne s'accomplit finalement qu'après la plus extrême résistance, rendue inefficace par l'état d'anarchie intime où se trouvait alors la Chine.

La dynastie actuelle date officiellement de l'an 1616,— elle a contribué de la manière la plus efficace au développement de la Chine, d'un côté en poussant avec autant d'activité que de sagesse à son évolution intérieure, et d'un autre côté en rendant finalement tributaires la Tartane et le Thibet, de manière à donner à cette grande civilisation toute la stabilité nécessaire, avant que n'eussent surgi les contacts perturbateurs avec l'Occident.

Quel était, en effet, l'élément perturbateur de la civilisation chinoise avant ses contacts avec l'Occident ? C'était évidemment les Tartares, c'est-à-dire une population, ou plutôt des groupes de populations nomades ou à demi sédentaires, nécessairement en lutte continuelle avec cette société industrielle, riche et pacifique. Ces luttes ont présenté plusieurs péripéties. Les Tartares souvent repoussés et quelquefois conquis, mais aussi quelquefois conquérants. Mais dans le second cas s'agrégeant et s'incorporant dans la civilisation chinoise, et après une oscillation plus ou moins grande servant à son développement. La conversion des Tartares au Bouddhisme après Thingkis prépara évidemment la soumission définitive qu'a accompli la dynastie actuelle des Mantchous. Khang-hi et Khian-loung, les deux principaux représentants de cette dynastie ont finalement rendu tributaires les Tartares et les Thibétains ; de manière à donner à la civilisation chinoise toute la consolidation possible.

Le plus connu en Europe des empereurs de la Chine fut Khang-hi. contemporain de Louis XIV (il régna de 1662-1723), il accorda à la grande mission des jésuites une protection sage et éclairée ; il comprit avec sagacité l'utilité d'incorporer à la civilisation chinoise les connaissances scientifiques occidentales. Il mit un jésuite à la tête du bureau des astronomes, après avoir, par une judicieuse

expérience, constaté la supériorité de l'astronomie occidentale sur l'astronomie chinoise ; l'expérience qu'il imagina fut de faire calculer, pour un jour donné, la longueur de l'ombre d'un gnomon de grandeur déterminée, ce qui suppose la connaissance pour ce jour de la déclinaison du soleil, et la solution d'un triangle rectangle. Les prévisions des jésuites furent conformes à l'expérience, ce qui n'eut pas lieu pour les prévisions des astronomes chinois ; ce qui montre clairement l'état d'enfance d'une telle astronomie. Après avoir rétabli complètement l'ordre dans l'intérieur de son empire, et avoir au dehors empêché en Tartarie, par une sage combinaison de politique et de guerre, la formation d'une nouvelle puissance tartare comparable à celle de Tchingkis, Khang-hi consacra sa longue carrière au développement de la prospérité intérieure de son vaste empire. Khang-hi qui encouragea activement les progrès des lettres dans son empire, fut lui-même un lettré distingué.

Son petit-fils Kao-tsoung, désigné en Europe par le nom des années de son règne, Khian-loung (protection céleste), régna de 1736 à 1796, il soumit définitivement la Tartane, et assura finalement l'assujettissement du Thibet ; au Thibet c'est bien le Dalaï-lama qui gouverne en apparence, mais sous la direction réelle des Mandarins chinois. — Sous ce grand et magnifique empereur, s'accomplirent à l'intérieur des progrès en rapport avec l'importance des expéditions extérieures. Il développa largement les travaux d'utilité publique ; on lui doit de beaux travaux pour empêcher les inondations du fleuve Jaune. — J'emprunte à M. Abel Remuat quelques mots où il caractérise la noble nature de ce prince, et ce sentiment du devoir qui fait concevoir la suprême puissance comme une fonction sociale, assujettissant à d'impérieux devoirs suivant le type construit par la philosophie de Confucius, et que tant de dignes empereurs ont réalisé sous l'impulsion et avec l'aide de la corporation lettrée.

« A mesure que l'empereur avançait en âge, il devenait plus exact à s'acquitter des cérémonies qui font partie des devoirs du souverain, et quand les infirmités qui commençaient à l'assiéger, l'obligeaient à relâcher quelque chose de son exactitude, il s'en justifiait par des déclarations publiques. Il était aussi de plus en plus appliqué aux affaires de l'État, et, à l'âge de 90 ans, il se levait au milieu de la nuit, dans la saison la plus rigoureuse, pour donner ses audiences, ou travailler avec ses ministres.

« II était doué, dit encore M. Abel Rémusat, d'un caractère ferme, d'un esprit pénétrant, d'une rare activité, d'une grande droiture, il aimait ses peuples comme un souverain chinois doit les aimer, c'est-à-dire qu'il était attentif à les gouverner avec sévérité, et qu'à tout prix il maintenait la paix et l'abondance parmi ses sujets. Six fois dans le cours de son regne, il visita les provinces du midi, et chaque fois ce fut pour donner des ordres utiles, pour faire construire des digues sur le bord de la mer, ou punir les malversations des grands, envers lesquels il se montrait inflexible.»

Khian-loung protégea activement le développement littéraire, et la diffusion générale de l'instruction ; il fut lui-même un lettré distingué. Les missionnaires ont donc pu justement mettre en tête des derniers mémoires, publiés par le père Amiot, les vers suivants :

Occupé sans relâche à lous les soins divers
D'un gouvernement qu'on admire,
Le plus grand potentat qui soit dans l'univers,
Est le meilleur lettré qui soit dans son empire.

Voilà donc, messieurs, un aperçu très-général, mais suffisant pour l'objet que nous nous proposons, du développement concret de cette civilisation. Nous avons assisté à l'évolution graduelle d'un double phénomène : développement intérieur d'une société industrielle et pacifique sous la double direction d'une puissance monocratique, et d'une classe administrative recrutée par des examens réguliers dans toutes les classes de sa population ; et d'un autre côté au milieu de luttes continues extension croissante de cette société qui se subordonne finalement les populations extérieures perturbatrices.

Après cette longue appréciation générale, nous devons terminer en en montrant l'aboutissant final, par un résumé très-sommaire de l'état actuel de celte grande civilisation.

État général actuel de la civilisation chinoise, considéré comme aboutissant final de sa longue évolution.

La longue évolution dont j'ai, messieurs, établi la théorie abstraite et ensuite l'appréciation concrète, a finalement abouti à construire dans l'extrême Orient une immense société, produit a une longue élaboration continue de 4'000 ans. C'est cette résultante finale qu'il faut apprécier très-sommairement dans son ensemble. En voyant cette grande société à la fois stable et progressive, ayant obtenu, mieux qu'aucune autre jusqu'ici, cette conciliation tant cherchée entre l'ordre et le progrès, vous comprendrez bien la superficialité des préjugés stupides qui, en Occident, recouvrent à cet égard des sentiments si ignobles.

L'empire chinois se compose de la Chine proprement dite, et des pays tributaires qui sont : le Thibet, la petite Boukharie, la Mongolie, le pays des Mantchous et la Corée, outre un grand nombre d'îles, sur les côtes orientales de la Chine, parmi lesquelles Formnose. L'assujettissement des pays tributaires à la fin du XVIIIe siècle, après des luttes qui remontent à l'origine même de la Chine, et constituent l'histoire de son activité extérieure, donne à cette civilisation sa stabilité essentielle, outre le service rendu à l'humanité par son action civilisatrice sur des populations arriérées dont les redoutables excursions troublèrent jadis si profondément jusqu'à l'Europe occidentale.

La Chine proprement dite est comprise entre le 20° et le 41° de latitude nord, et le 140° et le 95° de longitude, ce qui lui donne une étendue de 525 lieues du nord au sud, et de 600 lieues de l'est à l'ouest, ou environ 300,000 lieues carrées de superficie. Je ne compte pas dans la Chine proprement dite trois provinces prises dans le pays de Liao-toung et des Mantchous, qui y ont été agrégés par Khian-loung, et soumises à un régime différent de celui des peuples tributaires. — La Chine proprement dite se divise en dix-huit provinces. — J'emprunte à M. G. Pauthier le tableau de la population de ces dix-huit provinces, tel qu'il résulte des recensements officiels de 1852 et 1812 :

Provinces	Capitales	Population en 1812	Population en 1852
1. Tchi-li ou Pe-tchi-li	Pe-king	17'990'871	40'000'000
2. Chan-toung	Tsi-nan-fou	28'958'764	41'700'621
3. Chan-si	Taï-youen-fou	14'004'212	20'166'972
4. Hon-nan	Kai-foung-fou	23'037'171	33'173'526
5. Kiang-sou	Nan-king	37'843'501	54'494'641
6. Ngan-hoeï	Ngan-king-fou	34'168'059	49'201'992
7. Kiang-si	Nan-tchan-fou	23'046'999	43'814'866
8. Fo-kien	Fou-tcheou-fou	14'777'410	22'699'460
9. Tché-kiang	Hang-tcheou-fou	26'256'784	37'809'765
10. Hou-pé	Wou-tchang-fou	27'370'098	39'412'940
11. Hou-nan	Tchang-cha-fou	18'652'207	26'859'608
12. Chen-si	Si-ngan-fou	10'207'256	14'698'499
13. Kan-sou	Lan-tcheou-fou	15'193'125	21'878'190
14. Sse-tchouan	Tching-tou-fou	21'435'678	30'867'875
15. Kouang-toung	Canton	19'174'030	27'610'128
16. Kouang-si	Koueï-lin-fou	7'313'895	10'584'429
17. Yun-nan	Yun-nan-fou	5'561'430	8'008'300
18. Koueï-tcheou	Koueï-Yang-fou	5'288'219	7'615'025
Total		360'279'597	536'909'300

On peut dire que la Chine proprement dite a donc au moins une population de 400,000,000 d'habitants soumis a un système régulier de gouvernement ; ce qui constitue certainement le résultat le plus frappant d'une évolution sociale sans exemple par sa durée et sa continuité.
Voyons d'abord quelle est l'activité générale, essentielle de cette immense population.
Nous assistons là, messieurs, à un grand spectacle une population de 400 millions, livrée à une activité essentiellement pacifique et industrielle ; et chez laquelle, grâce à la soumission de la Tartarie par la dynastie actuelle, l'armée est réduite à la fonction normale de simple gendarmerie. Pour maintenir l'ordre contre les perturbations intérieures, individuelles ou collectives.
La propriété privée est parfaitement respectée dans son acquisition, son emploi et sa transmission ; et ceci s'applique aussi bien aux propriétés mobilières qu'à la possession de la possession de la terre. La securità, sous ce rapport, base essentielle de toute activité, comme de toute civilisation, y est aussi grande que pour les pays les mieux réglés de l'Europe occidentale. [La grande richesse de l'empire, l'industrie infatigable du peuple et son inviolable attachement à son pays, sont autant de circonstances qui prouvent que si le gouvernement est jaloux de ses droits, il ne néglige point ses devoirs. Nous ne sommes pas un admirateur enthousiaste du système chinois, mais nous voudrions expliquer, s'il est possible, les causes qui tendent à la production de biens inappréciables et dont personne ne songe à contester l'existence. Dans la pratique, il se glisse nécessairement un grand nombre d'abus ; mais au total et si l'on considère les résultats définitifs, la machine fonctionne bien, et nous répétons qu'on en trouve d'éclatants témoignages chez la nation la plus gaiement industrieuse, la plus paisible et la plus opulent de l'Asie. Nous appuyongs sur cette qualification de gaiement industrieuse, parce qu'elle est un des premiers traits caractéristique qui frappent les étrangers arrivant en Chine, et qu'elle démontre incontestablement que chaque citoyen possède une bonne part des fruits de son travail. (De la Chine, par J.-F. Davis, ancien président de la Compagnie des Indes en China.)].
La terre y est très-morcelée, la petite propriété y a pris un développement immense. La classe des petits cultivateurs est la plus respectée après celle des lettrés. Lors même que la grande existe, c'est la petite culture qui domine. La grande culture est essentiellement moderne et occidentale. Elle tient au développement abstrait des populations de l'extrême Occident. C'est la grande culture qui sera dans l'avenir, bien plus qu'elle ne l'est dans le présent, la base et la condition delà systématisation de l'industrie agricole. Dès lors, en Chine, la culture pastorale, base de la grande agriculture, n'existe pour ainsi dire pas, surtout dans le midi de la Chine. La culture des céréales et surtout du riz, est le grand objet de l'agriculture chinoise. L'absence de culture pastorale, par suite le manque d'engrais, malgré les soins inouïs des Chinois pour tout utiliser à cet égard, est une cause inévitable d'épuisement du sol. Mais ces inconvénients incontestables, inhérents, du reste, à la nature d'une telle civilisation, sont infiniment compensés par l'existence de l'immense classe des petits cultivateurs, classe libre, énergique, indépendante ; ce qui résulte nécessairement de la vie laborieuse et sobre d'une population dont la propriété personnelle est convenablement respectée.
La culture des plantes potagères, des fleurs, le jardinage ont en Chine un développement inouï et une grande perfection. La culture des arbres (le bambou, l'arbre à thé, etc.) est un des grands objets de cette industrie agricole. La base de la nutrition en Chine est essentiellement végétale. De là l'immense développement de la culture des végétaux. Quant à la nutrition animale, le cochon et la volaille en font les principaux frais. Dans les provinces du nord de la Chine, la Tartarie fournit une grande quantité de bœufs, de moutons, de cerfs, etc., etc... Quant à l'outillage agricole, il est surtout caractérisé par une extrême simplicité. L'adresse et l'actif labeur du cultivateur suppléent à cet égard à l'inévitable imperfection résultant nécessairement du morcellement extrême de la propriété. Du reste, l'agriculture chinoise est favorisée par un vaste système d'irrigation. On conçoit dès lors la grande importance attribuée par le peuple chinois aux perturbations atmosphériques, dont les conséquences peuvent être si graves pour la nourriture d'un si grand peuple. Delà l'immense développement des greniers publics, sur lesquels nous reviendrons plus tard. — Du reste, la base fétichique de cette civilisation a contribué aussi à cet égard à cette préoccupation extrême des phénomènes météorologiques.
L'agriculture est le but essentiel de l'activité de cette population pacifique. L'opinion publique a toujours en Chine consacré la prépondérance de cette base essentielle de toute activité industrielle. Considérons actuellement la manufacture et le commerce c'est-à-dire le travail d'appropriation des matières premières, et l'établissement des moyeus d'en faciliter l'échange.
Leur industrie est essentiellement empirique, et n'offre pas cet emploi des machines qui résulte de la réaction pratique des sciences abstraites ; mais les Chinois déploient dans leur industrie une activité et une sagacité remarquables, combinées avec une extrême patience et une grande sobriété. On doit remarquer, ce qui se conçoit du reste, que l'industrie chinoise est surtout la petite industrie, comme leur culture est la petite culture ; c'est une conséquence d'une insuffisante concentration de capitaux, et de leur infériorité dans l'emploi dès grandes machines.
L'industrie de la soie a en Chine, et depuis la plus haute antiquité, une importance et une extension

considérables. Dans la ville seule de Han-tcheou on comptait plus de 60,000 ouvriers en soie, et plus de 100,000 dans les villages qui l'avoisinent. L'industrie du coton a en Chine une importance analogue, quoique inférieure à celle de la soie ; quant à l'industrie de la porcelaine, sa perfection comme l'immensité de ses produits, sont suffisamment connus sans que j'y insiste. Mais pour donner une idée de l'activité industrielle de cette population utilisant tout avec une application continue, je citerais les paroles suivantes écrites par un missionnaire du 17e siècle (Nouvelle relation de la Chine, composée par le père Gabriel de Magaillans, de la compagnie de Jésus). « Car comme dans ce royaume il n'y a pas un pied de tel inutile, aussi n'y-a-t-il aucun homme ni femme, jeune, vieux, boiteux, manchot, sourd ou aveugle, qui n'ait le moyen de gagner sa vie et qui n'ait quelque art ou quelque emploi. Les Chinois disent en commun proverbe, dans le royaume et la Chine il ny a rien d'abandonné. Quelque vile ou inutile qu'une chose paraisse, elle a son usage et on en tire du profit. Par exemple, dans la seule ville de Pe-kin il y a plus de mile familles qui n'ont point d'autre métier pour subsister que de vendre des allumettes et des mèches pour allumer du feu ; il y en a au moins autant qui ne vivent d'autre chose que de ramasser dans les rues et parmi les balayuresdes chiffons d'étoffes de soie, et de toile de coton et de chanvre, des morceaux de papier et autres choses semblables, qu'ils lavent et nettoient, et les vendent ensuite à d'autres qui les emploient à divers usages, dont ils tirent du profit. »

Enfin pour donner une idée de la sagacité industrieuse de la population chinoise je puis indiquer les services qu'ils ont tiré de la culture du bambou.

Les chinois sont, par une culture systématique, parvenus à produire une extrême variété de bambous ; variétés dans la grosseur et la hauteur, dans la distance des noeuds, dans la couleur du bois, dans la superficie de la tige, dans la substance et l'épaisseur du bois, dans les branches, dans les feuilles, enfin ils déterminent dans les bambous des variétés constantes et qui se perpétuent, comme par exemple la production de loupes ou excroissances charnues et bonnes à manger. Ce bambou perfectionné ainsi par une habile culture est employé à une multitude d'objets.

« Les jeunes rejetons de bambou, lorsqu'ils commencent à sortir de terre, sont aussi tendres et aussi délicats que l'asperge. On les coupe, et ils deviennent un aliment sain et agréable. La consommation de ce comestible est immense, et fournit à un commerce considérable. Ce qui n'est pas mangé sur les lieux se transporte ailleurs, et même jusqu'aux extrémités de l'empire. Pour empêcher les jeunes pousses de se corrompre, on les fend par quartiers, qu'on expose pendant un certain temps à la vapeur de l'eau bouillante, et on les fait ensuite sécher. Ainsi préparés, on les conserve longtemps et l'on peut les transporter au loin. Quoique creux les bambous sont très forts, et peuvent soutenir les plus lourds fardeaux : on les fait quelquefois suppléer au bois de charpente. Leurs troncs, très-durs à couper transversalement, se fendent avec la plus grande facilité suivant leur longueur ; on les divise en filets déliés, dont on fabrique des nattes, des boîtes à compartiments, des peignes, et une foule de jolis ouvrages. Les bambous, naturellement percés en tuyaux, s'emploient sous terre ou hors de terre pour la conduite et la distribution des eaux. On brise les tiges, ou les fait macérer dans l'eau, et de la pâte qui en résulte, on fabrique différentes espèces de papiers. Le bois du bambou, lisse, uni et susceptible d'un beau poli, reçoit de la sculpture tous les ornements qu'on cherche à lui donner, et il admet de même les incrustations d'or, d'argent, d'ivoire. Bouilli dans l'eau de chaux, et mis sous presse, il peut encore se couvrir d'empreintes qu'il conserve toujours... Selon le P. Cibot, il n'y a point d'exagération à dire que les mines de ce grand empire lui valent moins que ses bambous, et qu'après le riz et les soies, il ne possède rien qui soit d'un si grand revenu. » (L'abbé Grosier, De la Chine, tome II, page 381).

Le véritable commerce de la Chine est le commerce intérieur, qui est développé sur la plus grande échelle, ce qui se conçoit facilement vu l'extrême étendue de l'empire et son excessive population. Ce commerce se fait surtout par eau. La Chine est sillonnée de rivières et de canaux ; la navigation intérieure est immense. Le gouvernement veille avec soin à ces communications des diverses provinces entre elles. La Chine est un monde qui peut se suffire, et qui effectivement se suffit à lui-même.

« Je naviguai, dit le père Magaillans, par ordre de l'empereur en l'année 1656, surtout ce grand canal et sur d'autres rivières, depuis Pé-kin jusqu'à Macao pendant plus de 600 lieues, sans aller par terre qu'une seule journée pour traverser une montagne qui divise la province de Kiam-si de celle de Quam-tum. Le 4e de mai de l'année 1642, je partis de la ville de Hâm-cheu, capitale de la province de Che-kiam, et le 28e d'août de la même ville de Chim-tu, capitale de la province de Su-chuen. Durant ces quatre mois, je fis toujours par eau, plus 400 lieues, en comptant les détours des rivières, en sorte toutefois que je naviguai durant un mois sur deux rivières différentes ; mais durant les trois autres, je voyageai continuellement sur le grand fleuve Ki-am, qu'on appolle fils de la mer. Pendant cette longue navigation, je rencontrai chaque jour un si grand nombre de trains ou de radeaux de toutes sortes de bois, que si on les attachait les uns aux autres on ferait un pont de plusieurs journées de longueur. Je voguai le long de quelques-uns attachés contre le rivage pendant plus d'une heure, et quelquefois durant une demijournée. »

Un tel commerce intérieur s'est largement développé du reste depuis l'époque où écrivait le père Magaillans ; aussi le commerce extérieur de la Chine est-il au fond tout à fait insignifiant pour cette population, malgré la grande extension qu'il a pris pendant ce siècle. En réalité il a été plus nuisible qu'utile à la Chine, à laquelle nous ne communiquons guère que nos vices ; outre les dangers spéciaux des contacts avec des gens qui ne se reconnaissent aucune sorte de devoirs quelconques envers les populations orientales.

D'un autre côté le commerce avec l'Occident n'est pas au fond pour la Chine (sauf avec la Russie) un échange d'objets utiles ; il se solde pour la Chine en argent. Il y a deux mille ans déjà, un empereur de la Chine appréciait de la manière la plus judicieuse un tel commerce, en se plaçant dignement au point de vue social :

« L'argent qui entre par le commerce n'enrichit un royaume qu'autant qu'il en sort par le commerce. Il n'y a de commerce longtemps avantageux, que celui des échanges nécessaires ou utiles. Le commerce des objets de faste, de délicatesse ou de curiosité, soit qu'il se fasse par échange ou par achat, suppose le luxe. Or le luxe, qui est l'abondance du superflu chez certains citoyens, suppose le manque du nécessaire chez beaucoup d'autres. Plus les riches mettent de chevaux à leurs chars, plus il y a de gens qui vont à pied ; plus leurs maisons sont vastes et magnifiques, plus celles des pauvres sont petites et misérables ; plus leurs tables se couvrent de mets, plus il y a de gens qui se trouvent réduits uniquement à leur riz. Ce que les hommes en société peuvent faire de mieux, à force d'industrie, de travail et d'économie, dans un royaume bien peuplé, c'est d'avoir tous le nécessaire, et de procurer une aisance commode à quelques-uns. »

Telle est donc, messieurs, l'activité générale de cette industrieuse population. Il nous faut maintenant étudier sa constitution, en appréciant successivement la famille, et la société proprement dite.

La base de la famille en Chine, et finalement comme je l'ai déjà établi, de toute la société, c'est la piété filiale, le respect pour le père, la mère et les ancêtres. La famille ainsi constituée sur sa base essentielle, la puissance du père et le respect des ancêtres, a été l'objet des constantes préoccupations des législateurs et des philosophes.

Le culte des ancêtres et de la tombe, conséquence de l'esprit fétichique, a été systématisé en Chine, de manière à constituer un culte privé qui a profondément consolidé la famille, — les visites régulières à la tombe, et son soigneux entretien constituent des devoirs essentiels de tout Chinois, quelles que soient les doctrines théologiques, bouddhiques ou autres qui sont venues se superposer aux bases fétichiques de son état mental. — Il y a pour chaque famille, quelle que soit souvent l'extrême multiplicité de ses branches, une salle commune des ancêtrès, où se font des cérémonies régulières de commémoration ; la présidence y appartient à l'âge, indépendamment de la situation. Enfin, dans chaque famille spéciale une salle est consacrée à ses ancêtres directs, salle où sont placées les tablettes qui les rappellent, et où l'on va leur communiquer tous les événements quelconques d'une certaine importance qui s'accomplissent dans la famille.

Telle est l'admirable constitution du culte des ancêtres, institution qui est aussi rapprochée que possible de l'état vraiment normal de la famille humaine, dont le caractère essentiel est la continuité. Développer systématiquement un tel sentiment, c'est donc assurer le vrai progrès de la famille en développant sa constitution la plus organique. — Ce respect de la continuité largement développé dans la famille, outre qu'il en assure la stabilité propre, prépare pour la société des natures vraiment organiques, et chez qui, comme en Occident, le mépris du passé ne pousse pas à toutes les perturbations dans le présent. Aussi peut-on regarder comme incontestable le principe chinois qu'un mauvais fils est toujours un mauvais citoyen. Enfin, cette belle constitution de la famille a reçu un perfectionnement caractéristique par l'admirable institution sociale qui fait remonter aux ancêtres la gloire acquise par les descendants, au lieu de la faire parvenir aux successeurs, suivant le mode émané surtout de l'esprit théocratique. Une aussi sainte institution méritera toujours le respect de tout vrai philosophe, et à mesure que, sous l'impulsion de la religion de l'Humanité, l'Occident marchera vers l'état normal, il s'incorporera convenablement cette grande création. Au lieu de l'usage occidental qui, surtout de nos jours, n'assure le plus souvent au successeur d'un homme éminent que la possibilité d'une vie oisive et inutile, l'institution chinoise, prenant son point d'appui dans la piété filiale profondément développée, offre comme principale récompense aux nobles efforts la possibilité d'honorer ses ancêtres, en même temps qu'elle pousse à se préparer des successeurs dignes de glorifier ainsi un jour votre nom.

Quant aux relations fraternelles loin d'être abandonnées à l'anarchique égalité de l'Occident, elles sont moralement réglées d'après la subordination envers l'âge ; ce qui contribue nécessairement, non-seulement à l'ordre et à la stabilité de la famille, mais encore au développement des vrais affections fraternelles. Malgré les préjugés superficiels de l'esprit révolutionnaire, il est incontestable qu'un certain degré de subordination reconnue, qui crée clés devoirs réciproques, contribue bien plus à l'affection réelle qu'une égalité anarchique propre seulement a faire surgir le conflit inévitable des

prétentions égoïstes.
Enfin le développement même de la civilisation chinoise a, par une action tout à fait inaperçue, réagi pour la consolidation et le perfectionnement delà famille. Cette réaction est due à l'influence nécessaire sur la famille du fait seul de l'existence d'une longue évolution sociale dont la continuité n'a jamais été vraiment rompue. Un Chinois quelque loin, qu'il remonte dans la série de ses ancêtres, se trouve toujours avec eux en sympathie naturelle d'opinion ; dès lors le respect pour les ancêtres reçoit toujours, de la considération du passé, une réelle consolidation, au lieu d'en éprouver un amoindrissement. En Occident au contraire la continuité a été souvent rompue. Comment, par exemple, le respect pour les ancêtres peut-il, chez le chrétien, acquérir une profonde consistance, lorsqu'on remontant suffisamment la série des âges il arrive à des ancêtres qu'il doit nécessairement maudire : une doctrine qui s'établit en maudissant les prédécesseurs, doit réagir nécessairement d'une manière fâcheuse sur le respect des ancêtres. Aussi le culte clés ancêtres et de la tombe, que le fétichisme légua au polythéisme, a-t-il été méconnu et négligé par le monothéisme. Dans le grand chef-d'œuvre de Corneille, Pauline païenne respecte l'ordre paternel, chrétienne elle devient suivant son expression : ... Saintement rebelle aux lois de la naissance. [Laf1]

1861.4 Laffitte, Pierre. *Considérations générales sur l'ensemble de la civilisation chinoise et sur les relations de l'Occident avec la Chine* [ID D20371].

Le mouvement révolutionnaire proprement dit a largement développé ces profonds inconvénients moraux de la rupture de la continuité sociale. Que peut devenir le respect filial dans une société où chaque génération méprise et maudit celle qui l'a immédiatement précédée. Aussi en Occident, l'inévitable réaction de l'état révolutionnaire détruit et ébranle cette base sacrée de la famille, que l'évolution continue de la civilisation chinoise consolide et fortifie. Malgré les stupides dédains des révolutionnaires chrétiens, déistes ou athées, la famille est en Chine, quant aux relations filiales et fraternelles bien plus près de l'état normal que la famille occidentale, et elle est sous ce rapport, digne d'imitation et de respect.

L'infériorité relative de la famille chinoise se manifeste dans les relations conjugales. L'état monogame, n'a été atteint en Chine que d'une manière imparfaite. La loi ne permet qu'une seule femme légitime, mais elle sanctionne un concubinat régulier. Néanmoins il faut observer que ce concubinat légal est strictement restreint en fait aux classes riches ou d'une réelle aisance ; et que même, dans ce cas, il est bien loin d'avoir l'extension que la législation permet. Du reste, en Occident, surtout dans les grands centres d'activité, on ne voit que trop souvent un concubinat irrégulier, et qui n'astreint à aucun devoir quelconque, remplacer le concubinat réglé par la législation chinoise. Néanmoins lorsque l'Occident régénéré pourra avoir avec la Chine d'autres contacts que ceux déterminés par une rapacité sans frein, il est certain que c'est dans l'amélioration des relations conjugales, dans les classes aisées, que se fera sentir son action, bienfaisante. Sous ce rapport la famille occidentale, surtout régénérée par la foi démontrable, présente une véritable supériorité, comme elle est incontestablement inférieure, surtout de nos jours, quant aux relations filiales et fraternelles. Et certes les Chinois peuvent plus, pour l'amélioration morale de l'Occident, par le spectacle qu'ils nous offrent d'une société réglée, que nous ne pouvons pour leur progrès intellectuel et matériel, par l'équivoque bienfait de nos progrès industriels, surtout lorsque de tels progrès se développent chaque jour davantage en dehors de toute préoccupation morale ; ce qui tend incontestablement à produire, quoiqu'on disent les emphatiques déclamations d'un libéralisme absurde, pour type de l'homme civilisé, une sorte de brute matériellement très-puissante. Du reste, les conséquences de ce dévergondage industriel pour les classes laborieuses, là où ce développement se produit avec le plus d'intensité, n'est guère propre à engager la Chine à une activc imitation.

Apprécions maintenant la société proprement dite, et d'abord son culte.

L'adoration fétichique systématisée par l'astrolâtrie, tel est, comme je l'ai déjà établi, le culte officiel de la Chine. Mais ce culte officiel est complété par celui des grands, hommes, ou plutôt par le culte systématique de tous ceux, hommes ou femmes, qui ont rendu à la société des services quelconques, intellectuels, industriels ou moraux. Ce culte des nobles natures est dominé par celui de Confucius. Confucius est l'objet du culte le plus important, après le Ciel et la Terre ; il est pour la Chine le philosophe par excellence ; et notre appréciation systématique de ce philosophe prouvera qu'un tel culte est bien mérité. Ainsi le culte des grandes et nobles natures, complétant un culte féticho-astrolâtrique, tel est le culte ofîiciel de la Chine, celui qui représente le véritable esprit de cette grande civilisation, et qui par ses manifestations régulières consolide un tel esprit. Il est évident que le culte régulier des grandes natures devait surgir d'une population où la constitution de la famille avait conduit au culte régulier des ancêtres. On a étendu aux ancêtres sociaux le culte rendu aux ancêtres de la famille. Ce respect systématique du passé, caractère d'une civilisation vraiment organique, a conservé et développé le respect de la vieillesse qu'institua le fétichisme, et que l'anarchie occidentale compromet de plus en plus avec les autres bases essentielles de toute sociabilité. Le culte officiel de la Chine nous présente ainsi une série homogène qui lie l'adoration et le culte des principaux êtres extérieurs (ciel, terre, fleuves) à l'adoration ou au culte des principaux représentants de la société, depuis les plus grands philosophes, jusqu'aux ancêtres directs de chaque famille.

Des provinces remarquables par des productions particulières ont des temples spéciaux. Ainsi la province de Tché-kiang a un temple dédié aux premiers vers à soie, parce que de temps immémorial cette province a développé cette culture.

Les mandarins sont les prêtres du culte officiel ; quant aux sacrifices solennels au Ciel ils sont célébrés par l'empereur lui-même.

Mais à côté du culte officiel, et simultanément avec lui, le Chinois se sert de pratiques religieuses empruntées à la religion des Tao-sse, ou à celle des Bouddhistes, ou à d'autres croyances plus ou moins superstitieuses. Même un grand nombre de mandarins ne restent pas exclusivement fidèles au culte officiel fondamental : ils combinent avec lui des pratiques bouddhistes ou Tao-sse ; mais ces pratiques n'altèrent nullement ni ne doivent entrer dans le culte officiel de la Chine ; et elles sont au fond méprisées souvent par ceux mêmes qui s'en servent. Du reste le respect du culte de Bouddha est nécessaire à un gouvernement qui a parmi ses tributaires d'immenses populations bouddhiques. Mais

les vrais hommes d'État de la Chine savent nettement et judicieusement apprécier la supériorité du culte officiel sur les cultes théologiques qui coexistent à côté de lui. Je vais donner à cet égard quelques citations décisives. L'empereur Khang-hi a publié, sous le nom de Sainte Instruction un certain nombre de maximes morales, qui ont été commentées par son successeur Young-tching. Un mandarin, surintendant des salines du Chen-si, nommé Wang-yeou-po, a fait là-dessus une paraphrase qui a cours dans l'empire, et qui contient sur le sujet qui nous occupe des explications vraiment caractéristiques.

L'un des points sur lesquels le prince commentateur insiste avec le plus de force, c'est l'éloignement pour les fausses sectes ; et celle de Fo qui est étrangère à la Chine est surtout l'objet de son improbation. Il parle avec mépris des dogmes sur lesquels elle repose ; il en tourne les pratiques en dérision. Les Bouddhistes, comme les autres partisans des sectes indiennes, attachent beaucoup d'importance à certains mots ou à certaines syllabes consacrées, qu'ils répètent perpétuellement, croyant se purifier de tous leurs péchés, par l'articulation seule de ces saintes syllabes, et faire leur salut par cette dévotion aisée. Le lettré raille assez plaisamment cet usage. « Supposez que vous ayez violé les lois en quelque point, et que vous soyez conduit dans la salle du jugement pour y être puni : si vous vous mettez à crier à tue-tête, plusieurs milliers de fois : Votre Excellence ! Croyez-vous que, pour cela, le magistrat vous épargnera ? » (Abel Remusat, Mélanges asiatiques.)

Le lettré apprécie ensuite avec une grande sagacité l'infériorité propre à tout culte théologique :

« Si vous ne brûlez pas du papier en l'honneur de Fo, et si vous ne déposez pas des offrandes sur ses autels, il sera mécontent de vous et fera tomber son jugement sur vos têtes. Votre dieu Fo est donc un misérable ; prenons pour exemple le magistrat de votre district : quand vous n'iriez jamais le complimenter et lui faire la cour, si vous étés honnêtes gens et appliqués à votre devoir, il n'en fera pas moins d'attention à vous ; mais si vous transgressez la loi, si vous commettez des violences, et si vous usurpez les droits des autres, vous aurez beau prendre mille voies pour le flatter, il sera toujours mécontent de vous. »

Le même lettré développant les pensées de l'empereur Young-tchin apprécie de la manière suivante la religion catholique et son rôle en Chine.

« La secte du Seigneur du ciel elle-même (catholicisme) cette secte qui parle sans cesse du ciel, de la terre, et d'êtres sans ombre et sans substance, cette religion est aussi corrompue et pervertie. Mais, parce que les Européens qui l'enseignent savent l'astronomie et les mathématiques, le gouvernement les emploie pour corriger le calendrier ; cela ne veut pas dire que leur religion soit bonne, et vous ne devez nullement croire à ce qu'ils vous disent. »

Tel est le point de vue systématique d'après lequel les vrais lettrés jugent toutes les religions théologiques quelconques.

Après avoir apprécié le culte, il nous faut maintenant rapidement indiquer l'organisation de ce vaste empire.

Le gouvernement est concentré dans les mains de l'empereur. Il a la souveraine puissance ; mais quoiqu'en dernier ressort toute décision émane de lui, comme tout pouvoir, cette puissance est limitée par l'ensemble des opinions et de règles établies de temps immémorial, et dont l'ensemble ne serait pas violé longtemps impunément par une dynastie. D'un côté, comme je l'ai longuement développé, le type impérial étant emprunté à la famille, l'empereur est conçu, et se conçoit lui-même, comme le père de ses sujets, assujetti par suite aux devoirs d'une telle fonction, et non pas comme une sorte de divinité, agissant d'après des caprices arbitraires, suivant le type théologique. C'est donc sous le poids continu d'une telle conception que s'exerce et est acceptée la puissance suprême. En outre un ensemble de pratiques et de préceptes longuement créé par la suite des antécédents sociaux, règle l'exercice de cette puissance.

L'empereur choisit son successeur parmi ses enfants, en s'éloignant autant que possible de l'hérédité théocratique.

Il n'y a pas d'aristocratie héréditaire. J'ai donné dans la précédente séance la théorie de ce grand phénomène sociologique. La classe gouvernante se recrute, par des examens convenablement gradués, dans toutes les classes de la population. Il y a trois examens successifs conférant des titres analogues à ceux de bachelier, licencié, docteur. Tout le monde peut, après avoir subi des examens régulierement institués, obtenir le titre de bachelier. Les licenciés à leur tour sont choisis, d'après certains examens, parmi les bacheliers, et les docteurs, toujours d'après le même mode, sont pris parmi les licenciés. Les employés, même pour les plus hautes fonctions, sont choisis parmi les licenciés et les docteurs. De telle sorte que la Chine est administrée et gouvernée par une classe non héréditaire, émanée de la masse de la population par un système régulier d'épreuves qui fait autant que possible la part au mérite. Il est certain que dans la pratique de nombreux abus peuvent être, et sont commis, dans l'obtention des titres ; mais pris dans son ensemble une telle organisation gouverne et administre une population de 400 millions d'hommes, de manière à assurer l'existence matérielle et morale du plus

grand nombre, aussi bien certainement que pour aucune autre population de la planète.
Voilà donc, messieurs, la classe gouvernante ainsi constituée, et ainsi recrutée dans tout l'empire.
Voyons actuellement comment elle se répartit régulièrement les diverses fonctions spéciales :
Au sommet de la hiérarchie sont placés deux conseils, le Conseil des minisires, et le Conseil privé, dont les fonctions sont de veiller à l'ensemble de la machine gouvernementale.
Après ces deux grands conseils viennent six ministères, ou plutôt six conseils siégeant à Pé-kin, et qui se répartissent toute la direction spéciale de l'empire :
1. Le ministère des fonctionnaires civils, ou conseil chargé du choix des fonctionnaires, c'est-à-dire l'analogue de notre ministère de l'intérieur ;
2. Le ministère des finances ou conseil chargé de tout ce qui est relatif aux revenus de l'empire.
3. Le ministère des rites, ou conseil qui a l'inspection surtout ce qui concerne les rites, le culte des ancêtres de la dynastie régnante, les grandes solennités civiles ou religieuses ;
4. Le ministère de la guerre ;
5. le ministère de la justice ;
6. le ministère des travaux publics.
Seulement ces ministères sont dirigés par un conseil dont le président a moins d'autorité que nos ministres, puisque il doit consulter ses collègues.
Chacun de ces ministères est partagé en sections, ou divisions. Ainsi le ministère des finances est partagé en 14 directions, celui des rites en 4 directions.
Voyons maintenant, messieurs, la décomposition générale de l'empire ; l'empire chinois proprement dit est partagé en 18 provinces, un gouverneur est placé à la tête de chacune de ces provinces, ou quelquefois en a deux sous sa direction. J'ai donné ci-dessus la population de chacune d'elles, telle qu'elle résulte des recensements de 1812 et de 1852. Quelques-unes sont aussi peuplées que la France.
Chaque province est partagée en préfectures, les préfectures en arrondissements, les arrondissements en cantons, et les cantons en villages ou communes. Un certain nombre de ces arrondissements ressortent directement de Pé-kin au lieu de dépendre hiérarchiquement du gouverneur de la province.
Les gouverneurs de provinces, outre les préfets, ont sous leur direction générale des receveurs généraux de finances, grands juges criminels, ingénieurs en chef et inspecteurs généraux des ponts et chaussées. — Les préfets ont sous leur direction, des sous-préfets et mandarins subordonnés, et finalement les communes sont dirigées par des maires et conseils municipaux élus par la population.
Je ne puis entrer dans tout le détail de ce vaste système d'administration, de cette organisation de travaux publics, de cette constitution régulière de greniers publics destinés à remédier aux malheurs des années disetteuses, enfin de ces hospices pour les vieillards et les enfants trouvés, formés par le concours du gouvernement et des libres cotisations des particuliers. Ce qui, il faut le dire en passant, répond suffisamment aux ignobles calomnies sur une prétendue organisation systématique de l'infanticide ; calomnies d'après lesquelles on exploite la sotte suffisance de l'Occident.
En résumé donc, messieurs, nous voyons à l'extrême Orient une immense population, essentiellement industrielle et pacifique, gouvernée, sous la prépondérance d'un chef unique, par une classe régulièrement émanée de la masse de la population au moyen d'un système bien organisé d'examens ; par conséquent sans aristocratie héréditaire. Cette classe des lettrés a graduellement établi un vaste système d'administration sous la direction de laquelle vit une population de 400 millions d'hommes.
Enfin cette société, après de longs efforts, s'est finalement agrégé les populations environnantes, moins avancées, qui avaient été jusque-là pour elle une cause continuelle de troubles, de manière à réduire finalement l'armée à sa fonction normale de gendarmerie.
C'est cette immense société que les contacts anarchiques de l'Occident tendent à troubler et à opprimer. Mais avant d'établir la politique vraiment rationnelle qui doit finalement prévaloir en Occident à cet égard, j'apprécierai Confucius, le type le plus systématique de cette grande civilisation.

TROISIEME LECON (et la seizième du cours). Vendredi 20 Homère 72-17 Février 1860.
APPRECIATION ABSTRAITE DE CONFUCIUS ET DE SON INFLUENCE SUR L'ENSEMBLE DE LA CIVILISATION CHINOISE.
Considérations générales sur l'évolution intellectuelle de la Chine, et sur la situation générale au milieu de laquelle surgit Confucius.

Dans les deux dernières séances, nous avons apprécié sommairement, d'abord l'esprit fondamental de la civilisation chinoise, ensuite l'histoire générale de son développement concret, de manière à ce que la situation actuelle actuelle de grand empire fût déterminée et éclairée par cette double élaboration. Nous avons vu ainsi l'empire chinois se constituer graduellement d'après une évolution dont nous avons exposé les lois générales. — Dans cette théorie philosophique de la civilisation chinoise, j'ai indiqué sommairement le rôle spécial de son philosophe le plus éminent, de celui qui a posé les bases essentielles d'après lesquelles s'est constitué l'élément modificateur de la civilisation correspondante. J'ai démontré, en effet, que deux éléments fondamentaux se rencontraient dans cette évolution : une famille impériale, d'où émane un gouvernement monocratique, susceptible d'être remplacée quand l'exige d'impérieuses nécessités, et une classe éclairée, lettrée, qui représente l'élément à la fois modificateur et régulateur.

L'homme qui a posé les bases de la coordination systématique de cette grande classe, c'est Confucius. Il était donc nécessaire de consacrer une appréciation spéciale à ce philosophe ; mais ce travail est utile aussi à un autre titre, il développera en nous ce juste sentiment de respect qui nous permettra de concentrer dans ce grand type la représentation concrète de cette civilisation. — C'est pour cela que nous allons consacrer la première partie de cette séance à l'appréciation spéciale de l'oevre de Confucius.

Je dois d'abord déterminer la situation générale au milieu de laquelle surgit Coufucius. Nous verrons ainsi sous le poids de quels antécédents il a agi, et comment il a été l'organe des nécessités fondamentales d'une situation créée par le passé ; nous comprendrons mieux alors la puissance énorme de son action en voyant combien elle était convenablement adaptée à l'esprit de la civilisation correspondante. Confucius est en effet l'un des hommes qui ont le plus profondement influé sur leur milieu social.

Il faut d'abord expliquer comment les efforts de Confucius et de son école ont du porter essentiellement sur la morale, surtout pratique, et sur des travaux d'érudition ou de sociologie concrète. La civilisation chinoise est, comme nous l'avons établi, essentiellement fétichique, et c'est dans ce sens qu'elle s'est développée. Il en est résulté que la Chine a été privée de l'institution sociale de l'abstraction. L'institution de l'abstraction est une des plus grandes créations de l'Humanité, et c'est elle qui domine l'évolution mentale des populations avancées. Toutes les hautes intelligences ont travaillé en Occident sous l'impulsion de cette grande institution, qu'elles ont subie néanmoins sans s'en rendre compte, puisque c'est à Auguste Comte qu'est due la découverte comme la systématisation de ce grand phénomène sociologique par sa distinction dogmatique et historique entre l'abstrait et le concret. Car les influences sociales, comme les influences cosmologiques, sont subies bien longtemps avant que les hautes intelligences en découvrent les lois.

Le théologisine établit l'abstraction par la représentation spéciale des divers phénomènes distincts au moyen des dieux correspondants. Or, en Chine, le théologisine n'ayant pu spontanément surgir, l'abstraction n'a pu être instituée d'une manière à la fois profonde et familière. Or l'abstraction est la condition nécessaire des grandes élaborations scientifiques, comme de tout développement esthétique élevé.

Pour la science, c'est évident. Il n'y a de véritable science que la science abstraite. Ce n'est qu'en étudiant les divers phénomènes distincts qu'on peut arriver à en constater les lois. C'est ainsi que ce sont graduellement développées en Occident la mathématique, la physique, la chimie, la biologie, et finalement la sociologie par la grande création d'Auguste Comte. Dès lors la Chine essentiellement fétichique n'a pu présenter le grand mouvement scientifique propre à l'Occident ni même rien d'analogue à celui de l'Inde.

Il en est de même pour les grandes créations esthétiques. L'abstraction est la base essentielle de l'idéalisation. L'idéalisation est la condition d'un art vraiment éminent. Or l'abstraction idéalise, d'un côté par l'élimination de certaines propriétés, et d'un autre côté parce que permettant de considérer les propriétés séparément des êtres, il est possible de concevoir alors des limites extrêmes de variation en plus comme en moins. La Chine, fertile en créations esthétiques, secondaires en tant que représentations trop exactes de la réalité, devait donc rester étrangère aux grandes créations esthétiques, poétiques ou plastiques.

La Chine étrangère ainsi au théologisme, et par suite à l'institution de l'abstraction, a présenté un milieu social réfractaire aux pures élaborâtions scientifiques, comme aux grandes créations esthétiques.

Ainsi s'explique l'étrange phénomène, souvent signalé, d'une vaste population ayant produit d'immenses travaux de morale et d'érudition, sans que jamais aient pu surgir directement la science proprement dite, ni l'art vraiment élevé.
Voilà donc une situation générale qui éloigne les grandes intelligences, les natures théoriques, des spéculations purement abstraites, ou des grandes élaborations esthétiques.
C'est là un premier fait général qui domine l'évolution mentale de cette civilisation.
Mais la situation sociale proprement dite y agit dans le même sens que la situation intellectuelle, en poussant vers les spéculations morales, et surtout de morale pratique, les intelligences théoriques que celle-ci éloigne des travaux de science pure.
Nous avons établi qu'un des caractères fondamentaux de la civilisation chinoise était l'absence de castes, par suite aussi absence de caste sacerdotale, ou de classe purement théorique, qui ne peut exister au début, que par une sanction théologique. Il en résulte que la classe riche et éclairée, applique son activité à l'administration et au gouvernement proprement dit de la société. D'après cette situation sociale, les esprits purement théoriques sont poussés à diriger leur activité mentale vers les spéculations morales directement liées au gouvernement de la société — aussi sous cette double influence, les penseurs se sont essentiellement occupé de morale ; — on peut remarquer d'ailleurs que la nature même de la morale est parfaitement adaptée à cela. La Morale constitue pour la classe théorique, le passage entre la théorie et la pratique ; elle est à la fois art et science. Par sa base elle touche aux plus hautes théories, car elle repose nécessairement sur la connaissance de la nature humaine, qui finalement repose sur toutes les conceptions scientifiques réelles ; par son couronnement elle devient directement pratique, car elle institue le gouvernement de la nature humaine. La morale est théorique quant à sa base, pratique quant à son immédiate destination. Il est clair que sous tous les rapports les intelligences fortes trouvaient à satisfaire dans une pareille étude leurs véritables aptitudes mentales, tout en poursuivant une réelle destination pratique, conformément à l'influence de leur milieu,
Il résultait donc de là une situation fondamentale qui préparait et provoquait la grande opération de Confucius ; opération qui a admirablement réussi, malgré les immenses perturbations des Tao-sse et des bouddhistes. Cette construction n'a été grandement efficace que parce qu'elle se trouvait précisément dans le vrai sens d'évolution de la civilisation au milieu de laquelle elle se produisait ; car la coordination de Confucius est une coordination morale et politique, et c'était le genre de théorie qu'imposait aux vrais penseurs une telle situatipn.
Du reste l'état spécial de la Chine au moment où apparut Confucius, donnait une haute destination immédiate à son élaboration philosophique.
Au moment où surgit Confucius, nous voyons une civilisation, dont j'ai indiqué les principaux caractères, existant simultanément dans plusieurs petits royaumes placés essentiellement sur le parcours du fleuve Jaune, et dans quelques pays adjacents, comme le Chan-toung.
L’origine commune de la civilisation propre à ces divers petits Etats se manifeste par l'admission d'une sorte de subordination, plus apparente que réelle, à la dynastie des Théou, qui continuait avec des changements inévitables, la famille installatrice de la civilisation chinoise. Enfin des luttes militaires extrêmement actives existaient entre ces divers petits royaumes. — On aperçoit donc là un double fait : une réelle similitude de civilisation combinée avec une décomposition politique, ou, en d'autres termes, un même état de société coexistant dans plusieurs pays voisins, plus ou moins indépendants et continuellement en lutte. Il est clair qu'une telle situation devait pousser les grandes natures à tenter de faire cesser un pareil désordre, et de ramener l'unité et l'ordre parmi des populations ayant des habitudes et des idées analogues, et cependant entraînées à de continuelles perturbations. Cette entreprise pouvait être plus ou moins bien effectuée, cela dépendait de la nature de l'organe qui surgirait pour remplir la fonction, mais il y avait une situation qui sollicitait un pareil effort ; c'est'à cette grande fonction que s'est consacré Confucius. Il a cherché en effet, à agir sur les chefs, les ministres de ces divers gouvernements, au nom d'une doctrine morale qui ne fut rien autre chose que la systématisation plus ou moins abstraite de l'ensemble des antécédents de la civilisation chinoise. C'est là le grand problème qu'il a voulu résoudre et qu'il a résolu. Il a cherché ensuite par une active prédication de sa doctrine morale et politique, a amener les chefs à faire cesser l'anarchie permanente de leurs lûtes militaires, et les désordres de leur insuffisante administration intérieure ; il tendait ainsi à faire prévaloir de plus en plus une civilisation pacifique et industrielle, en rapport avec les antécédents communs de ces diverses populations.
Après avoir indiqué, Messieurs, quelle était la nature de cette grande opération, comment la situation l'exigeait, comment l'ensemble des antécédents la préparait, en un mot la partie nécessaire de cette opération étant déterminée, il nous faut voir comment l'accomplit l'organe chargé d'une telle fonction par l'ensemble des destinées sociales de son pays.

Appréciation de l'oeuvre et de la vie de Confucius.
Khoung-Fou-tseu (Confucius) naquit 551 ans avant J.Ch. dans le petit royaume de Lou, qui était une partie de la province actuelle de Chan-toung. Il mourut dans son pays natal 479 ans avant J.Ch. et à la soixante-treizième année de son âge. Son père était gouverneur de Tseou, ville du troisième ordre, aujourd'hui Tseou-hien, dans la province de Chan-toung. Il perdit son père de très-bonne heure, et fut élevé sous la direction intelligente et dévouée de sa mère. Élevé avec beaucoup de soin, il montra dès son jeune âge cette combinaison d'intelligence, de vénération et de dévouement qui caractérise cette noble nature. A l'âge de dix-sept ans il accepta, sur l'invitation de sa mère, un mandarinat subalterne qui consistait à inspecter la vente des grains et des diverses substances alimentaires. Il montra dans ces modestes et utiles fonctions une grande fermeté, et cette constante préoccupation de l'intérêt public qui dirigea toute son existence. Il se maria à l'âge de dix-neuf ans, sur l'invitation de sa mère, et bientôt après (à l'âge de vingt et un ans) il obtint dans l'administration publique une plus haute fonction ; il fut chargé de l'inspection générale des campagnes et des troupeaux avec les pouvoirs nécessaires pour opérer sous ce rapport toutes les réformes qu'il jugerait utiles. A l'âge de vingt-quatre ans, au moment du plein développement de sa carrière administrative, il perdit sa mère. Conformément aux usages antiques, trop négligés alors, mais dont il voulait déjà reprendre et développer l'influence, il abandonna tout emploi public, et consacra trois années à une retraite qu'il sut noblement utiliser. C'est alors qu'il conçut définitivement son grand projet de réformation. Dans cette féconde retraite il en arrêta le plan, et se livra sur l'antiquité chinoise, et sur diverses questions de morale et de politique, aux fortes études, et aux méditations indispensables à l'accomplissement de sa grande mission. Son deuil terminé, il compléta ses longues études par des voyages dans les divers royaumes de la Chine situés dans le bassin du fleuve Jaune ; il apprécia, par une observation attentive, ces divers pays qu'il voulait convertir à sa doctrine, qui n'était rien autre que la systématisation philosophique des traditions et des tendances de la civilisation chinoise. Nous le voyons alors pendant vingt ans parcourir ces petits royaumes, formant des disciples, consulté par les rois et leurs ministres, et agissant continuellement sur eux pour les amener à une direction paternelle, morale et pacifique des populations qui leur étaient soumises. D'après l'observation du père Amiot, on peut constater que l'action de Confucius s'étendit exclusivement dans une portion du bassin du fleuve Jaune, autour duquel s'est constituée, et d'où s'est ensuite graduellement propagée la civilisation chinoise. «Du côté du nord il n'alla pas plus loin que la frontière du Pe-tchi-li ; il ne passa pas le fleuve Kiang, du côté du midi ; la province du Chan-toung fut sa limite du côté de l'orient, et la province du Chen-si fut ce qu'il vit de plus reculé du côté de l'occident.» (G. Pauthier, De la Chine).
Revenu dans son pays, il accepta, sur l'invitation du roi de Lou, de rentrer dans l'administration et fut à l'âge de cinquante ans promu aux fonctions de chef de la magistrature civile et criminelle ; montrant ainsi cette combinaison de vie politique, et d'études théoriques de morale et d'histoire, qui devait caractériser son école, et qui n'est au fond qu'une systématisation nécessaire de l'élément modificateur de la civilisation chinoise. Il montra dès le début, dans ses hautes fonctions, cette énergique fermeté, qui en constitue la condition nécessaire. Il commença en effet par exiger la mort du principal fonctionnaire politique de l'administrât précédente, de manière à condenser sur le principal coupable un indispendable châtiment, et à prouver en même temps son irrévocable décision d'empêcher de nouvelles prévarications. Il apporta dans ces hautes fonctions cette bonté active et dévouée à la chose publique, qui se liait chez lui à l'énergie, sans laquelle elle avorte essentiellement. Les historiens chinois ont raconté avec soin les détails dé cette administration. Nous voyons, dû reste, en même temps, plusieurs disciples de Confucius arriver dans les divers royaumes de la Chine à de hautes positions administratives et politique, pendant que d'autres continuent la propagande philosophique et inorale de leur maître. A la mort du roi de Lou, son protecteur, il abandonna les affaires publiques, et bientôt son pays natal, et continua, accompagné d'un certain nombre de ses disciples, ses périgrinations philosophiques et sociales dans les divers autres petits royaumes de la Chine. Rentré enfin dans son pays natal, après quatorze ans d'absence, il consacra entièrement les dernières années de sa vie à l'élaboration définitive de sa doctrine, et à la formation des disciples qui devaient la continuer après lui. Le nombre de ses disciples avait considérablement augmenté, et ils étaient répandus dans les diverses principautés qui formaient alors la Chine proprement dite. Vers l'âge de soixante-six ans, il perdit sa femme, bientôt après son fils et enfin son disciple bien-aimé Yen-hoei, celui en qui il mettait sa prédilection, parce qu'il voyait en lui l'humanité, la vertu par excellence. Ainsi furent attristées les dernières années de ce grand rénovateur. Quelques temps avant sa mort il réunit ses principaux disciples, et leur donna ses dernières recommandations sur l'esprit de sa doctrine et sur les conditions de son application. « L'herbe sans suc, disait-il, est entièrement desséchée, je n'ai plus où m'asseoir pour me reposer ; la saine doctrine avait entièrement disparu, elle était entièrement oubliée, j'ai tâché de la rappeler et de rétablir son empire. Je n'ai pas pu réussir : se trouvera-t-il après ma mort quelqu'un qui veuille prendre sur soi cette pénible lâche ? »

Ses funérailles furent organisées par ses disciples avec un soin pieux ; et ils instituèrent l'usage d'un pèlerinage annuel à la tombe du grand rénovateur.
Son école grandit, son influencé s'accrut et des honneurs graduellement croissants furent accordés à la mémoire d'une des plus nobles natures dont l'humanité puisse s'honorer, de l'homme qui a le plus fortement influé sur la civilisation chinoise, c'est-à-dire sur les destinées de plusieurs centaines de millions d'hommes. Le vrai culte de Confucius commença surtout sous le fondateur de la dynastie des Han qui fut une dynastie réparatrice et progressive. Bientôt des temples furent élevés à Confucius dans les principales villes de la Chine. Ce fut surtout sous Tchen-thsoung, troisième empereur de la dynastie des Soung (998 avant J.-Ch.) que le culte de Confucius se constitua définitivement « sous la dynastie des Han, on le nomma Koung ou duc ; la dynastie des Thang le nomma le premier saint; il fut ensuite désigné sous le titre de Prédicateur royal ; sa statue fut revêtue d'une robe également royale et une couronne fut posée sur sa tête. Sous la dynastie des Ming, il fut nommé le plus saint, le plus sage et le plus vertueux des instituteurs des hommes. »
Enfin ses descendants directs, par une exception unique, possédèrent le titre de nobles héréditaires, dont ils jouissent encore. Tels sont les principaux traits de la vie de ce grand homme [On doit au P. Amiol une biographe détaillée et intéressante de Confucius] ; il nous faut apprécier maintenant l'ensemble de son œuvre.
Il n'y a pas à proprement parler, d'ouvrages de Confucius ; outre la compilation des anciens monuments de la Chine, compilation qui constitue les livres sacrés proprement dits, on a sous le nom de Confucius quelques ouvrages rédigés par ses disciples immédiats, et qui contiennent non-seulement ses théories, mais aussi souvent ses paroles mêmes.
Les quatre principaux ouvrages qui portent le nom de Confucius.sont le Hiao-king ou livre de l'Obéissance filiale, le Ta-hio ou la Grande étude, le Tchoung-young ou l'Invariabilité dans le milieu, et le Lun-yu ou les Entretiens philosophiques. Les deux premiers ouvrages, le Hiao-king et le Ta-hio ont été rédigés par un disciple immédiat de Confucius, Theng-tseu. Theng-tseu était né, comme son maître, dans le royaume de Lou (province actuelle du Chan-toung), dans la ville de Wou la méridionale ; il avait quarante-six ans de moins que Confucius ; il était né par conséquent en 505 avant J.-Ch.
Le Tchoung-young ou l'Invariabilité dans le milieu a été rédigé par Tseu-sse petit-fils de Confucius et par qui s'est continuée la ligne directe de cette grande famille. Tseu-sse avait trente-sept ans lorsqu'il perdit son aïeul. Enfin, le Lun-yu ou Entretiens philosophiques, ont été recueillis par quelques disciples de Confucius.
Je vais donner quelques citations de ces divers ouvrages (le Ta-hio, le Tchoung-young, et le Lun-yu), afin de faire mieux saisir l'esprit général de la systématisation philosophique et morale du grand sage de la Chine [J'emprunte ces citations à la traduction de ces divers ouvrages faite par M. G. Pauthier].
Le Ta-hio ou la Grande étude se compose d'un argument attribué à Confucius, et d'une explication due a Theng-tseu disciple de ce philosophe. Ce très-court ouvrage a été, de la part des philosophes chinois, l'objet de nombreux commentaires. Le plus remarquable, et qui l'accompagne très-souvent, est dû à Tchou-hi, qui vivait vers la fin du XIIe siècle de l'ère chrétienne. — Confucius pose nettement, dans le Ta-hio, le problème fondamental du perfectionnement moral.
« La loi de la grande étude, ou de la philosophie pratique, consiste à développer et remettre en lumière le principe lumineux de la raison que nous avons reçu du ciel, à renouveler les hommes et à placer sa destinée définitive, dans la perfection ou le souverain bien. »
« Depuis l'homme le plus élevé en dignité, jusqu'au plus humble et au plus obscur, devoir égal pour tous ; corriger et améliorer sa personne, ou le perfectionnement de soi-même, est la base fondamentale de tout progrès et de tout développement. »
Voilà nettement posé en termes précis, le problème suprême : perfectionnement moral de chacun, tel est la destinée finale. Le but de la philosophie morale est d'arriver à construire et constituer ce perfectionnement. — Confucius conçoit aussi, d'une manière générale, les conditions mentales de la solution de ce problème :
« Les êtres de la nature ont une cause et des effets ; les actions humaines ont un principe et des conséquences : connaître les causes et les effets, les principes et les concequences, c'est approcher de très-près de la méthode rationnelle avec laquelle on parvient à la perfection.
Il faut d'abord connaître le but auquel on doit tendre ou sa destination définitive, et prendre ensuite une détermination ; la détermination étant prise, on peut ensuite avoir l'esprit tranquille et calme ; l'esprit étant tranquille et calme, on peut ensuite jouir de ce repos inaltérable que rien ne peut troubler, on peut ensuite médier et se former un jugement sur l'essence des choses ; ayant médité et formé un jugement sur l'essence des choses, on peut ensuite atteindre à l'état de perfectionnement désiré. »
Confucius pose donc d'une manière nette et précise, sans aucune sortte de préoccupation surnaturelle, le problème définitif de la destinée humaine : atteindre par le perfectionnement moral l'état de pleine

unité, en employant l'intelligence à découvrir les conditions et les moyens de solution. Le commentaire de son disciple Theng-tseu est destiné à développer ces notions fondamentales en les rattachant à l'histoire primitive, et aux plus anciennes traditions de la Chine, de manière à maintenir et consolider la continuité sociale au lieu de la rompre révolutionnairement, comme l'ont fait jusqu'ici les autres rénovateurs.

« Que là vertu de Wou-Wang, dit Theng-tseu dans son commentaire, était vaste et profonde ; comme prince il plaçait sa destination dans la pratique de l'Humanité ou de la bienveillance universelle pour les hommes, comme sujet il plaçait sa destination dans les égards dus au souverain ; comme fils il plaçait sa desination dans la pratique de la piété filiale ; comme père il plaçait sa destination dans la tendresse paternelle ; comme entretenant des relations ou contractant des engagement avec les hommes, il plaçait sa destination dans la pratique de la sincérité et de la fidélité. »

On voit là indiqué en quoi consiste ce perfectionnement moral, but suprême de l'existence : faire dominer les diverses relations naturelles par l'Humanité, la sincérité, et la piété filiale, la tendresse paternelle, la sincérité et la fidélité.

La conception précise de 1'état de perfection que conçoit Confucius est exposée nettement et avec précision surtout dans le Tchoung-young ou l'Invariabilité dans le milieu, dû, comme je l'ai déjà dit, à son petit fils Tseu-sse.

Dans cet ouvrage, le plus systématique qui soit émané directement de Confucius, Tseu-sse développe les conditions mentales et expose la coordination morale d'où résulte le type de perfection dont il faut, dans chaque situation, poursuivre la réalisation, mais qu'atteignent seuls les hommes exceptionnels destinés au gouvernement moral ou politique des sociétés.

Voyons d'abord comment Confucius conçoit le type du philosophe ou de l'homme ayant réalisé l'idéal de perfection. — J'extrais textuellement du Tchoung-young.

« Il n’y a dans le monde que les hommes souverainement parfaits qui puissent connaître à fond leur propre nature, la loi de leur être, et les devoirs qui en dérivent ; pouvant connaître à fond leur propre nature et les devoirs qui en dérivent, ils peuvent par cela même connaître à fond la nature des autres hommes, la loi de leur être, et leur enseigner tous les devoirs qu'ils ont à observer pour accomblir le mandat du ciel ; pouvant connaître à fond la nature des autres hommes, la loi de leur être et leur enseigner les devoirs qu'ils ont à observer pour accomplir le mandat du ciel, ils peuvent par cela même connaître à fond la nature des autres êtres vivants et végétaux, et leur faire accomplir leur loi de vitalité selon leur propre nature ; pouvant connaître à fond la nature des êtres vivants et végétaux, et leur faire accomplir leur loi de vitalité selon leur propre nature, ils peuvent par cela même, au moyeu de leurs facultés intelligentes supérieures, aider le ciel et la terre dans transformation et l'entretien des êtres, pour qu'ils prennent leur complet développement ; pouvant aider le ciel et la terre dans les transformations et l'entretien ; des êtres, ils peuvent par cela même constituer un troisième pouvoir entre le ciel et la terre. »

« Ceux qui viennent immédiatement après ces hommes souverainement parfaits par leur propre nature, sont ceux qui font tous leurs efforts pour rectifier leurs penchants detournés du bien. »

L'homme parfait est donc celui qui, dominé par les penchants moraux, arrive par la connaissance des lois naturelles des corps vivants et inorganiques, à les modifier régulièrement, de manière à perfectionner, par une intervention systématique, l'ordre naturel. Confucius construit ainsi le noble type de la puissance modificatrice qui constitue, suivant sa belle expression un troisième pouvoir intermédiaire entre le ciel et la terre. Il y a là comme un profond presentiment de l'ordre normal, caractérisé en effet par l'actif perfectionnement de l'ordre naturel, sous l'impulsion d'une sociabilité prépondérante. Confucius reconnaît les lois générales de l'activité du ciel et de la terre comme base d'une sage modificabilité de l'ordre spontané.

Nous voyons Confucius, perfectionnant la civilisation fétichique et astrolâtrique d'où il émane, emprunter pour sa systématisation politique et morale, aux lois du ciel et de la terre, un type d'ordre et de régularité, qu'il cherche à réaliser dans la vie humaine par la prépondérance habituelle de la sociabilité sur la personnalité, qui seule peut réaliser dans l'ordre humain le type de régularité fourni par l'observation du monde extérieur. Une citation caractéristique va nous montrer effectivement que c'est bien sous l'impulsion fétichique de l'observation des lois naturelles du monde, que Confucius construit son type d'ordre.

« Le philosophe Confucius, dit Tseu-sse, rappelait avec vénération les temps des anciens empereurs Yao, et Chun ; mais il se réglait principalement sur la conduite des souverains plus récents Wen et Wou. Prenant pour exemple de ses actions les lois naturelles et immuables qui régisent les corps célestes au-dessus de nos têtes, il imitait la succession régulière des saisons qui s'opère dans le ciel ; à nos pieds, il se conformait aux lois de la terre et de l'eau fixes ou mobiles. »

« On peut le comparer (Confucius) au ciel et à la terre qui contiennent et alimentent tout, qui couvrent et enveloppent tout ; on peut le comparer aux quatre saisons qui se succèdent continuellement sans

interruption ; on peut le comparer au soleil et à la lune qui éclairent alternativement le monde. »
« Tous les êtres de la nature vivent ensemble de la vie universelle, et ne se nuisent pas les uns aux autres ; toutes les lois qui règlent les saisons et les corps célestes s'accomplissent en même temps sans se contrarier entre elles. L'une des facultés partielles de la nature est de faire couler un ruisseau, mais les grandes énergies, les grandes et souveraines facultés produisent et transforment tous les êtres. Voilà eu effet ce qui rend grand le ciel et la terre. »
L'ordre extérieur fournit ainsi à la fois le type de toute régularité, et le point de départ et la condition nécessaire de toute modificabilité. Mais cette réaction ne peut et ne doit être opérée que sous la direction d'une véritable systématisation morale, Voyons avec plus de précision les caractères généraux de cette systématisation, dont j'ai seulement indiqué le principe fondamental : prépondérance de la sociabilité sur la personnalité.
« Les devoirs les plus universels pour le genre humain sont au nombre de cinq, et l'homme possède trois facultés naturelles pour les pratiquer. Les cinq devoirs sont : les relations qui doivent exister entre le prince et les ministres, le père et ses enfants, le mari et la femme, les frères aînés et les frères cadets, et l'union des amis entre eux ; lesquelles cinq relations constituent la loi naturelle du devoir la plus universelle pour les hommes. La conscience, qui est la lumière de l'intelligence pour distinguer le bien du mal ; l'humanité qui est l'équité du cœur ; le courage moral, qui est la force d'âme, sont les trois grandes et universelles facultés morales de l'homme ; mais ce dont on doit se servir pour pratiquer les cinq grands devoirs se réduit à une seule et unique condition. »
Suivant le commentateur Tchou-hi (XIIe siècle de l'ère chrétienne) résulte du Tchoung-young que la prudence éclairée, l'humanité ou la bienveillence universelle pour les hommes, la foce d'âme sont les trois vertus universelles ou capitales, ou la porte par où l'on entre dans la voie droite que doivent suivre les hommes. Ainsi d'aprècs Confucius, les facultés essentielles pour atteindre cet état de perfection morale qui permet de se dévouer au service de tous les hommes sont : la prudence, l'humanité, le courage. D'après une telle conception Confucius construit le type de l'homme d'Etat voué au service continu de la société.
« Tous ceux qui gouvernent les empires et les royaumes ont neuf règles invariables à suivre, à savoir : se régler ou se perfectionner soi-même, révérer les sages, aimer ses parents, honorer les premiers fonctionnaires de l'Etat ou les ministres, être en parfaite harmonie avec les les autres fonctionnaires et magistrats, traiter et chérir le peuple comme un fils, attirer près de soi tous les savants et les artistes, accueillir agréablement les hommes qui viennent de loin, les étrangers, et traiter avec amitié tous les grands vassaux. »
« Dès l'instant que le prince aura bien réglé et amélioré sa personne, aussitôt les devoirs universels seront accomplis envers lui-même, etc., etc. (Tchoung-young).
Outre une telle systématisation morale, Confucius, en harmonie avec ce grand but de son existence, recueillit les anciens monuments de la civilisation chinoise, d'où sont résultés, avec des remaniements littéraires, (essentiellement sous la dynastie des Han de 202 avant J.Ch. à 263 ans après J.Ch.) les livres sacrés de la Chine. Ces livres sacrés sont l'Yi-king ou livre des transformations, le Chou-king ou livre des annales, le Chi-king ou livre des vers, et le Li-ki ou livre des rites.
Le Chi-king ou livre des vers est un recuiel des plus anciennes poésies chinoises ; et qui remontent aux époques les plus reculées de cette civilisation ; — le Li-ki ou livres des rites, est un recueil des rites d'après lesquels se règlent les diverses relations humaines. Ce livre qui contient de très-anciens documents, n'a été constituté sous sa forme actuelle que sous la dynastie des Han.
L'Y-king [Voir la Notice sur l'Y-king, par le père Visdelou, à la fin de la traduction du Chou-king du P. Gaubil, publiée par de Guignes] ou livre des transformations est un des monuments les plus antiques de la civilisation chinoise.
Voici quelle est la composition fondamental du livre.
Le premier élément de ce livre consiste en vingt-quatre traits, ou petites lignes, dont douze entières, et douze entre coupées, ou séparées par un petit intervalle. Ce sont là les huit trigrammes de Fo-hi, à qui la tradition attribue la fondation de la civilisation chinoise (3000 avant J.-Ch.). - 1200 ans à peu près avant J.-Ch., Wen-vang, fondateur de la dynastie des Tcheou, accompagna ces trigrammes de Fo-hi d'un commentaire donnant à ces vingt-quatre traits une certaine signification, et probablement d'après des traditions plus antiques dont nous n'avons pas conservé la trace. Le fils de Wen-vang, Tcheou-koug augmenta ce commentaire d'un nouveau plus explicite ; c'est ce fond primitif que Confucius développa par un commentaire plus ample encore. C'est ainsi que s'est formé l'Y-king. Cet ouvrage ainsi constitué a été, depuis l'origine jusqu'à nos jours, l'objet d'une suite ininterrompue de commentaires ; de nombreux esprits se sont exercés en Chine sur ce sujet, qui offrait un attrait particulier par son caractère même d'indétermination primitive. On voit dans l'Y-king l'emploi des nombres comme moyen d'explication et de règlement, suivant une tendance spontanée que nous retrouvons dans toutes les civilisations. La numération, établie sous le régime fétichique, constitue la

première institution scientifique de l'Humanité. On tend naturellement à ramener à ces premières notions positives toutes les autres. De là cette théorie philosophique des nombres, qu'on voit surgir partout et qui, malgré d'inévitables exagérations, contient un fond de vérité et une importance sociale et mentale, beaucoup plus grande qu'on ne l'a supposé de nos jours.
Enfin le livre sacré les plus important, recueilli par Confucius, est le Chou-king, ou livres des annales, qui contient des notions historiques du plus haut intérêt sur les anciennes dynasties de la Chine. La période, embrassée par cet ouvrage, s'étend depuis les empereurs Yao et Chun (2357 avant J.-Ch. jusqu'à l'an 790 avant J.-Ch.). L'histoire authentique de la Chine ne remonte pas, d'après les critiques, plus haut que l'an 2357 avant J.-Ch., au delà on entre dans les périodes fabuleuses ou semi-fabuleuses.
Ainsi Confucius, outre l'oeuvre directe de sa systématisation morale, a recueilli les traditions fondamentales de la civilisation chinoise, dont il se présentait avec raison comme un continuateur ; car, en effet, son œuvre continuait la tradition, en la perfectionnant, au lieu de la maudire.
En définitive, nous pouvons résumer sommairement l'oeuvre de Confucius, et l'appréciation de son caractère et de son rôle.
Nous voyons d'abord un grand philosophe s'appuyant, pour produire une immense évolution morale et sociale, sur l'ensemble des antécédents et des traditions, et s'y appuyant réellement ; il ne s'agit pas ici de ces hypothèses arbitraires par lesquelles le christianisme s'est construit une tradition artificielle, faute de pouvoir représenter réellement, par une théorie vraiment scientifique, les antécédents d'où il est vraiment émané. Ici c'est un philosophe qui s appuie réellement et sincèrement sur la série des antécédents, de la civilisation chinoise, et qui poursuit le développement systématique de cette civilisation. C'est là un type vraiment normal, et tout à fait conforme au véritable esprit scientifique, qui appuie toujours ses constructions actuelles sur les constructions antérieures. Sous l'impulsion chrétienne et révolutionnaire, les Occidentaux, dans les spéculations morales et sociales, ont développé au contraire une disposition à la fois irrationnelle et immorale à méconnaître complètement la continuité sociale.
Confucius prend son point de départ dans le fétichisme astrolâtrique, base de la civilisation chinoise. Tout en acceptant le fétichisme astrolâtrique, et respectant profondément le culte construit sur cette base, il commence à opérer dans ce fétichisme une transformation, qui se réalisera pleinement parmi les plus distingués de ses successeurs. Il commence à opérer en effet la distinction entre l'activité et la vie. Le fétichisme considère tous les êtres non-seulement comme actifs (ce qui est parfaitement scientifique), mais aussi comme vivants, ce qui n'est vrai que pour un certain nombre d'entre eux.
Chez Confucius on voit déjà nettement apparaître qu'il s'agit bien plus des lois du ciel et de la terre, que des volontés de ces deux êtres prépondérants, de telle sorte que, quoique le commandement soit conçu comme un mandat du ciel, ce mandat tend à représenter, au lieu de la volonté céleste, la fatalité qui résulte de lois régulières ; cette conception de Confucius a d'autant plus d'importance qu'il lui donne plus de généralité, en concevant essentiellement tous les phénomènes sociaux comme réglés par les lois des phénomènes célestes ; ce qui est vrai à un certain degré. Les phénomènes astronomiques dominent les phénomènes sociologiques ; mais non dans le degré de précision où on a dû le supposer au début. Ainsi on voit les esprits éminents de l'école de Confucius tendre spontanément vers l'état scientifique, en concevant tous les corps comme actifs, mais non comme vivants, de manière à présenter un état mental supérieur en rationalité à l'état théologico-métaphysique.
Sur la base fournie par le régime astrolâtrique, Coufucius construisit sa systématisation morale, en empruntant au fétichisme astrolâtrique les notions d'ordre et de soumission qui résultent nécessairement du type des phénomènes célestes. Là-dessus il coordonna la morale avec le plein sentiment d'une grande destination politique et sociale. Il s'agit ici d'une morale vraiment pratique, où les devoirs propres aux diverses relations de la vie humaine sont nettement formulés, en concevant toujours que le but final est l'état de pleine unité caractérisé par la prépondérance de la sociabilité sur la personnalité. Comme condition de la solution d'un tel problème, il systématisa la prépondérance de la famille, établie à la fois sur la soumission filiale et le dévouement paternel.
Tel est l'ensemble très-général de cette construction morale. Elle est, comme on voit, complètement dégagée de toute préoccupation surnaturelle, Et j'ai déjà expliqué dans ma première leçon comment cela tenait à l'absence d'esprit théologique, et à la prépondérance continue du régime féticho-astrolâtrique.
A propos de cette absence complète de croyances surnaturelles, un esprit vraiment distingué, M. Abel Rémusat, affirme que la morale de Confucius manque de sanction. Qn s'explique difficilement comment un tel esprit a pu dominer par les préjugés théologico-métaphygiques, au point de ne pas comprendre que cette prétendue absence de sanction constitue à la fois la réalité et la noblesse de la morale de Confucius. Car le manque de de sanction surnaturelle, qui est toujours essentiellement personnelle, fait ressortir chez Confucius l'admission formelle de l'existence spontanés des sentiments bienveillants. Confucius reconnaît la moralité spontanée de la nature humaine. La sanction est

précisément dans le bonheur de faire le bien, dans cet état enfin de pleine unité que poursuit comme idéal le véritable sage, sous l'impulsion d'une ardente sociabilité, éclairée par une haute raison. - Les conceptions théologico-métaphysiques ont tendu à dégrader sous ce rapport la vraie notion de la nature humaine, depuis surtout que les inconvénients de la doctrine ne sont plus contre-balancés par la sagesse du sacerdoce.
Enfin, politiquement, le développement graduel de la réformation de Coufucius, a eu pour résultat de donner à la classe modificatrice de la civilisation chinoise une solide constitution, qui a assuré et perfectionné son action, dont l'influence dure encore, et a été constamment croissante, sur la société correspondante.
Tel est l'ensemble de cette grande existence, systématiquement et activement vouée à la réalisation d'une noble réformation sociale.
Certes, la civilisation occidentale nous présente des types supérieurs, comme intelligence ou comme activité, à celui du philosophe chinois. Aristote et Archimède étaient des intelligences d'un ordre plus élevé, César était un homme d'État d'une bien autre puissance. Mais on peut le dire, l'Occident ne fournit pas de type qui réalise, au même degré que Confucius, cette alliance de bon sens et de moralité, en même temps que d'une activité longuement dévouée à ramélioration générale de la société correspondante. Voilà un philosophe qui, sans appuyer sa rénovation sur aucune superstition, proclamant le perfectionnement moral comme le but suprême, et le plaçant dans un dévouement continu à la société, dont il améliore les bases essentielles, ne rompt en aucune manière avec les traditions de la civilisation qu'il veut améliorer, et donne pour sanction définitive à une telle vie, le profond sentiment d'avoir accompli son devoir. — Certes, les Occidentaux peuvent s'instruire dans la contemplation d'un pareil type, ils peuvent apprendre, à l'encontre de l'irrationnelle ingratitude chrétienne et révolutionnaire, qu'on peut poursuivre l'évolution sociale sans rompre avec les prédécesseurs, et qu'on modifie d'autant plus dignement une société qu'on s'appuie sciemment sur ceux qui nous ont précédés, en rendant pleine justice à leur action.
Aussi, l'Occident éclairé et régénéré, mettra de plus plus parmi les objets de son intime vénération, l'illustre philosophe qu'un immense empire proclame comme le plus éminent de ses rénovateurs.
Considérons actuellement la systématisation de Confucius en elle-même, et par rapport à la coordination définitive de la science humaine.
La théorie de Confucius constitue, au fond, une coordination empirique de la morale, ayant pour destination précise la direction effective de la nature humaine. Or l'immense lacune d'une telle coordination est précisément la lacune même de la civilisation chinoise, c'est-à-dire l'absence d'un convenable développement de la science abstraite, qui puisse donner une base systématique à la morale, et qui permette une modification suffisante, soit du monde extérieur, soit de l'homme. Car la modificabilité repose tout entière sur l'établissement des lois abstraites. C'est la connaissance des lois abstraites des divers phénomènes, qui permet seule d'instituer une modificabilité, à la fois puissante et régulière. Pour préciser une telle appréciation, je vais la rattacher à la série encyclopédique dans laquelle Auguste Comte a condensé hiérarchiquement l'ensemble de la science abstraite. La hiérarchie encyclopédique nous offre les sciences abstraites dans l'ordre suivant ;
Mathématique, astronomie, physique, chimie, biologie, sociologie, morale. La morale, aboutissant de cette longue évolution mentale, se compose de deux parties essentielles :
1. morale théorique, instituant la connaissance de la nature humaine, 2. morale pratique, instituant le gouvernement de la nature humaine. C'est par cçtte deuxième partie que s'opère le passage de la théorie à la pratique ; ce qui a permis d'admettre qu'il n'y a normalement au fond que des praticiens, agissant les uns sur les choses, les autres sur les hommes. Mais la nature, nécessairement systématique, du second mode d'action, a fait donner à la classe qui s'en occupe le nom de classe théorique. On saisit d'après cela nettement la lacune profonde que la nature même de la civilisation chinoise, a imposé à la systématisation de Coufucius. Il lui manque la longue élaboration abstraite qui va de la mathématique à la morale, et sans laquelle on ne peut établir une véritable théorie, suffisamment profonde, de la nature humaine. Mais cette même lacune théorique est, pour le gouvernement de la nature humaine, une cause de grande insuffisance ; car l'homme social ne peut être ainsi suffisamment dirigé, faute d'une connaissance approfondie des lois abstraites des divers phénomènes qui le dominent, depuis les phénomènes mathématiques jusqu'aux phénomènes sociaux.
Or l'évolution ultérieure de la Chine n'a pu combler une telle lacune ; la nature même de la civilisation chinoise étant antipathique à l'institution spontanée de l'abstraction ; et par suite elle était impropre aux élaborations scientifiques nécessaires. Le travail philosophique, propre à l'école de Confucius, s'est réduit essentiellement à quelques développements, et à des commentaires.
L'analyse que nous venons d'effectuer montre la profonde insuffisance mentale et sociale de cette belle systématisation empirique de Confucius, mais elle montre en même temps de quelle manière l'Occident pourra agir, par ses organes les plus éminents, sur une telle civilisation. La science

occidentale acceptant, comme Confucius, la suprématie de la morale, arrivera bientôt à faire comprendre aux esprits directeurs de cette civilisation, la nécessité de lui donner une base qui la consolide et la fortifie, et qui lui permette enfin d'instituer un convenable gouvernement de la nature humaine. D'un autre côté, les contacts de plus en plus développés de l'Occident et de la Chine, feront comprendre aux esprits philosophiques de ce grand empire, la nécessité d'une science sociale qui sache apprécier des états sociaux aussi différents que ceux de la Chine et de l'Occident ; la nécessité de la sociologie amènera graduellement par une série incontestable la nécessité successive de la biologie, de la chimie, de la physique, de l'astronomie et de la mathématique, d'après les dépendances qui lient entre eux les divers ordres irréductibles de phénomènes ; d'où résultera, en résumé, la nécessité, pour les philosophes chinois, d'une étude systématique de la grande hiérarchie abstraite, base essentielle de l'état mental définitif de l'espèce humaine. Le Positivisme, respectant l'évolution spontanée de la Chine, opérera ainsi la rénovation totale de son état mental, et cela d'autant mieux que, s'incorporant le Fétichisme, il adoptera essentiellement son culte officiel. [Laf1]

1861.5 Laffitte, Pierre. *Considérations générales sur l'ensemble de la civilisation chinoise et sur les relations de l'Occident avec la Chine* [ID D20371].

Considérations générales sur l'école de Confucius, ou école des lettrés.

Il s'agit d'indiquer maintenant, d'une manière sommaire, les principaux travaux émanés de l'école de Confucius, ou plutôt l'esprit général qui domine de tels travaux. Il ne s'agit pas ici, en effet, d'une histoire détaillée de la philosophie et de la science chinoises ; c'est là un sujet immense, qui ne saurait avoir, pour le moment, un grand intéret : l'important pour nous est d'en voir le caractère essentiel. L'étude approfondie des historiens chinois pourrait nous fournir de nouveaux détails ; mais de vastes travaux ont été faits à ce sujet, et ils sont plus que suffisants pour construire, d'après les lois générales de la philosophie de l'histoire, une saine théorie scientifique de cette évolution mentale. Trois ordres de travaux émanent de l'école de Confucius, et sont profondément empreints de l'esprit même de la civilisation chinoise, tel que noué l'avons défini ; d'abord des œuvres morales développant les doctrines de Confucius ; en second lieu, une philosophie naturelle qui transforme le fétichisme astrolâtrique, par la séparation de 1'idée d'activité de celle de vie, en s'appuyant sur les bases posées par Confucius ; enfin d'immenses travaux d'érudition, de statistique, etc., etc., en un mot des travaux de sociologie concrête. Car les travaux d'érudition sont, au fond, d'observations qui servent de point de départ aux véritables travaux scientifiques en sociologie. Ce sont ces travaux scientifiques en sociologie. Ce sont ces travaux préparatoires auxquels s'est arrêtée la civilisation chinoise, d'après l'esprit concret qui la caractérise. ,

Voyons d'abord les travaux de philosophie morale. Ces travaux sont, au fond, d'immenses et nombreux commentaires de Confucius ; ils expliquent, développent les formules de la systématisation empirique de ce rénovateur, mais sans changer en rien l'esprit fondamental de sa construction ; le système des examens prenant sa base dans l'étude des livres moraux de Confucius, cela a naturellement développé cette immense littérature de commentateurs. Le principal philosophe qui ait marché dans la voie ouverte par Confucius, est Meng-tseu (Mencius). Meng-tseu naquit au commencement du Ive siècle avant J.-Ch., dans la province actuelle de Chan-toung ; il mourut fort âgé, 314 ans avant J.-Ch. Il est placé, avec justice, dans l'estime des Chinois, immédiatement après Confucius. On lui rend des honneur publics analogues à ceux rendus à Confucius lui-même, à qui il est toujours associé dans la vénération publique. Il y dans Meng-tseu un caractère particulier, qui constitute un progrès réel dans la construction de Confucius, quoique le germe en existât d'une manière distincte. Il a, plus que Confucius, systématisé les conditions d'élimination de la famille impériale ou de l'élément central ; élimination nécessaire lorsque celui-ci ne remplit plus, d'une manière vraiment supportable, les conditions fondamentales de sa fonction. Il a nettement établi que quand le chef de la famille impériale ne remplit plus les devoirs moraux et sociaux attachés à sa fonction, il cesse d'être chef, d'être le fils du Ciel ; le mandat du ciel, en vertu duquel il gouverne, doit lui être retiré. Il y a donc dans Meng-tseu un caractère de plus nette opposition aux empiétements et aux perturbations que peut susciter la puissance impériale, que j'ai décrite comme l'élément d'unité, de conservation et d'extension de la civilisation chinoise. Or il est inévitable que l'un soit obligé quelquefois de changer l'organe prépondérant de la société ; c'est cette nécessité que Meng-tseu a systématisé, en en déterminant les conditions générales. Un tel esprit est, comme un voit, bien éloigné du principe de soumission absolue qui émane de l'esprit purement théologique. Parmi les nombreux commentateurs auxquels a donné lieu Confucius, on peut surtout citer Tchou-hi qui vivait vers la fin du XIIe siècle avant J.-Ch., sous la dynastie des Soung. Tchou-hi est devenu le commentateur classique par excellence, et son commentaire n'est pas habituellement séparé de l'oeuvre de Confucius et de Méng-tseu. Ce commentaire est plein de sagesse et de bon sens, comme celui de tous les lettrés chinois, en général, lorsque leur esprit n'a pas été altéré par les extravagances théologiques des bouddhistes ou des Tao-sse. Ces travaux de philosophie morale, consistant en commentaires des livres fondamentaux de la Chine, se sont continués jusqu'à nos jours, et plusieurs souverains n'ont pas dédaigné d'y contribuer.

Confucius avait distingué l'activité de la vie. C'est le point de départ capital, d'où est résulté une philosophie naturelle, qui constitue un intermédiaire entre le fétichisme et la science proprement dite, base dogmatique du Positivisme. Ainsi on voit que Tcbou-hi (IIe siècle avant J.-Ch.), a fondé une philosophie atomistique dans laquelle il a définitivement établi, pour les esprits cultivés, la séparation dans les corps de la notion d'activité de celle de la vie, ébauchée par Confucius. Les phénomènes ne résultent plus, comme dans le fétichisme proprement dit, des volontés des êtres correspondants qui les manifestent, ils sont simplement un résultat des divers modes d'activité de ces êtres. Il admet donc que l'activité spéciale de chacun de ces êtres produit les divers phénomènes, activité spéciale dont la manifestation se trouve régularisée par l'activité prépondérante du ciel ; ce qui est une transformation positive du fétichisme astrolâtrique de la Chine ; et cette conception a l'avantage de représenter la prépondérance normale des phénomènes astronomiques sur tous les autres. Cette prépondérance est philosophiquement étendue, quoique d'une manière exagérée, jusque sur les phénomènes sociaux, dont

les évolutions sont liées aux révolutions astronomiques. Il est incontestable que la végétalité, l'animalité et la sociabilité sont effectivement dominées par les lois les plus générales du monde. Ainsi, dans une telle philosophie, la notion d'êtres surnaturels, extérieurs aux êtres réels, et produisant en eux les divers phénomènes, d'après d'inexplicables caprices, est complètement éliminée ; tout s'explique par l'activité spontanée des êtres eux-mêmes, Une telle conception se rapproche essentiellement de celle qui sert de base à la science proprement dite ; mais il y manque l'institution de l'abstraction scientifique. En quoi consiste, en effet, la véritable systématisation scientifique ? à admettre l'activité spontanée des divers êtres, et à rechercher les lois abstraites propres à leurs divers modes d'activité en tant que communs à un grand nombre d'êtres différents.
Les Chinois ont aussi un nombre considérable d'ouvrages d'histoire naturelle proprement dite, c'est-à-dire de recueils d'observations relatives aux divers êtres ; mais ces notions, très-nombreuses et très-précises, sont essentiellement concrètes, avec le sentiment trop présent d'une destination pratique, et n'ont conduit à aucune véritable loi biologique. Ils ont constaté et recueilli avec précision un très-grand nombre d'observations météorologiques; leur astronomie porte le même caractère, les observations purement concrètes y sont nombreuses et assez précises ; mais les théories proprement dites, et au fond très-peu développées, émanent des astronomes musulmans et chrétiens.
En résumé donc, immense développement de travaux d'observations concrètes précises et nombreuses, mais absence de science vraiment abstraite, dans les études cosmologiques et biologiques.
Ce même caractère, conséquence inévitable de la nature même de la civilisation chinoise, se manifeste dans les études relatives aux phénomènes sociaux. — On doit en effet aux Chinois d'admirables travaux d'érudition, c'est-à-dire de sociologie concrète.
Confucius s'était occupé de travaux historiques, puisque [outre qu'il avait fait une compilalion des principales productions mentales de la Chine], il avait composé une Histoire du royaume de Lou. Du reste, le sentiment de la continuité, prépondérant en Chine, explique suffisamment cette active préoccupation des études historiques, de même que l'esprit vraiment positif, et dégagé des croyances surnaturelles, rend bien raison de l'esprit d'exactitude, de critique attentive et patiente qui caracterise les principales oeuvres d'érudition des savants chinois ; les fables et les divagations émanent toujours de l'influence perturbatrice des bouddhistes et des Tao.sse.
Les savants de l'école de Confucius ont marché dans cette voie d'études historiques patientes, exactes ; et ces travaux ont porté, non-seulement sur la Chine proprement dite, mais aussi sur toutes les populations environnantes qui ont été avec elle en relations de commerce ou de politique. C'est dans cette mine féconde des historiens chinois qu'on a abondamment puisé, et qu'on doit puiser encore pour avoir des notions positives et sérieuses sur l'histoire et la géographie des populations tartares. — Je ne puis, ni ne dois ici faire même un résumé de l'histoire des immenses travaux d'érudition, dus à la Chine ; je veux seulement insister sur deux types, comme indication, et moyen de préciser davantage les observations générales que je viens d'exposer.
L'un des plus éminents érudits de la Chine est Ssema-thsian, surnommé le Père de l'histoire et l'Hérodote de la Chine [Voir la Notice consacrée à Ssema-thsian, par Abel Remusat, Nouveaux mélanges asiatiques, tome II]. Il était né à Loung-men (province du Chen-si), vers l'an 145 avant J.-Ch., sous la dynastie des Han occidentaux, c'est-à-dire sous la grande dynastie réparatrice, qui tout en profitant des résultats de l'énergique impulsion de Thsin-chi-hoang-ti, reprit néanmoins le développement de la civilisation chinoise suivant l'esprit de ses véritables antécédents. — Son père, qui était premier historiographe de la cour de Chine, destina son fils à écrire l'histoire, et l'éleva avec soin et en conséquence, et il ne montra dès son jeune âge digne d'une telle destination.
« Il fut chargé de diriger une expédition militaire qui le conduisit dans les contrées qui répondent aux provinces actuelles du Yunnan et de Sse-tchouan. Il était dans le cours de ce voyage, quand il apprit que Ssema-than, son père, était dangereusement malade. Il ne perdit pas un moment pour revenir auprès de son père ; mais il n'arriva que pour recevoir ses derniers soupirs.
« Même sur son lit de mort, Ssema-Than conservait le sentiment de ses devoirs ; et le voyage que venait de faire son fils l'intéressait encore, et comme père et comme historiographe. Il s'en fit rendre un compte détaillé, et après l'avoir écouté il lui tint un discours que Ssema-thsian a rapporté tout entier : « Le grand historien prit mes mains dans les siennes, dit-il, et, les larmes aux yeux, il me parla ainsi : Nos ancêtres, depuis le temps de la troisième dynastie, se sont constamment illustrés dans l'académie de l'histoire. Serait-ce à moi qu'il serait réservé de voir finir cette honorable succession ? Si vous me succédez, mon fils, lisez les écrits de nos ancêtres. L'empereur, dont le règne glorieux s'étend à toute la Chine, m'avait mandé pour assister aux cérémonies solennelles qu'il pratiquera sur la Montagne sacrée ; je n'ai pu me rendre à ses ordres. Ces ordres, vous serez sans doute appelé à les remplir. Alors souvenez-vous de mes désirs. La piété filiale se montre d'abord dans les devoirs que l'on rend à ses parents, dans les services qu'on rend à son prince, enfin dans le soin que l'on prend de sa propre gloire. C'est le comble dé la piété que de rapporter à son père et à sa mère la gloire d'un nom devenu célèbre.

» (Abel Rémusat, Nouveaux mélanges asiatiques, tome II.)
Ssema-Thsian exécuta ce que son père lui avait indiqué. Il devint historien, historiographe en titre et finalement censeur. Il eut la double fonction de raconter le passé et de conseiller le présent. Il accomplit ses fonctions de censeur, dans des circonstances vraiment difficiles, et avec un héroïsme qui l'honore. Ses travaux historiques sont immenses, précis, consciencieux, et guidés par une critique sage et éclairée. Son oeuvre est un admirable monument d'érudition. Son ouvrage intitulé *Mémoires historiques* se divise en 130 livres, partagés en cinq parties, La première partie, contenant 12 livres, contient, sous le nom de Chronique impériale, tout ce qui est relatif à l'empire considéré dans son ensemble. — La deuxième partie, composée de 10 livres, est formée de tables historiques, de tableaux synoptiques comme nous en avons un grand nombre en Occident. — La troisième partie, en 8 livres, est désignée par le titre de Pa-chou (les huit branches de sciences). L'auteur y traite successivement de ce qui a rapport aux rites, à la musique, aux tons considérés comme types des mesures de longueur, à la division du temps, à l'astronomie, aux cérémonies religieuses, aux rivières et aux canaux, et aux poids et mesures. Ssema-thsian y traite, en autant de dissertations séparées, de toutes les variations qu'ont éprouvées ces divers objets, durant les vingt-deux siècles dont son ouvrage embrasse l'histoire. — La quatrième partie, formée de 30 livres, renferme l'histoire généalogique de toutes les familles qui ont possédé quelque territoire, depuis les grands vassaux de la dynastie de Tcheou jusqu'aux simples ministres ou généraux de la dynastie des Han. — Enfin, la cinquième et dernière partie, composée de 70 livres, est consacrée à des mémoires sur la géographie étrangère, et à des articles de biographie plus ou moins étendus, sur tous les hommes qui se sont fait un nom dans diverses parties des sciences ou de l'administration. (Abel Rémusat, Nouveaux Mélanges asiatiques, tome II.)
Les lettrés, en Chine, ont écrit un très-grand nombre d'encyclopédies, les unes générales, les autres spéciales. Il y en a de relatives aux diverses professions, au travail de la porcelaine, à celui des vers à soie, à l'agriculture, etc., etc. Il y en a de relatives aux diverses administrations, à la surveillance des greniers publics, aux travaux de direction des fleuves, etc. Un des plus érninents encyclopédistes chinois est Ma-touan-lin. Ma-touan-lin naquit dans la province de Kiang-si vers le milieu du XIIIe siècle. Il eut pour maître le célèbre commentateur Tchou-hi dont nous avons déjà parlé. La chute de la dynastie des Soung et la conquête des Mongols le décida à se consacrer tout entier à ses travaux d'érudition, en renonçant à la carrière administrative. Il consacra vingt ans à achever l'immense ouvrage qui, sous le nom de Recherche approfondie des anciens monuments, constitue son grand titre de gloire.
Cette vaste encyclopédie est composée de 24 sections qui se partagent en 348 livres. Je vais, d'après Abel Rémusat, en donner le plan :
1re section. Du partage des terres et de leur produit sous les différentes dynasties, 7 livres.
2e section. Des monnaies, soit métalliques, soit fictives ; des papiers-monnaies, etc., etc., 2 livres.
3e section. De la population et de ses variations, 2 livres.
4e section. De l'administration, 2 livres.
5e section. Des péages et des douanes, et en général de tous les droits qu'on perçoit pour les lacs et étangs poissonneux, les plantations de thé, les salines, les mines et les usines, ainsi qu'aux barrières, aux foires, etc., 6 livres.
6e section. Du commerce et des échanges, 2 livres.
7e section. Des impositions territoriales, ou tributs sur les terres, 1 livre.
8e section. Des dépenses de l'État, 5 livres.
9e section. De l'élévation aux charges, et du rang des magistrats, 12 livres.
10e section. Des études et des examens des lettrés. 7 livres.
11e section. Des fonctions des magistrats, 21 livres.
12e section. Des sacrifices, 25- livres.
13e section. Des temples des ancêtres, 15 livres.
14e section. Du cérémonial de la cour, 22 livres.
15e section. De la musique, 15 livres.
16e section. De la guerre, 13 livres.
17e section. Des châtiments et des supplices, 12 livres.
18e section. Des livres classiques et autres, 76 livres.
L'étendue de cette section vient de ce qu'on y a fait entrer l'analyse d'une foule de traités curieux sur toutes sortes de sujets et d'ouvrages de toutes les sectes : c'est une véritable histoire littéraire.
19e section. De la chronologie des empereurs, et de la généalogie des familles qui ont possédé le trône, 10 livres.
20e section. Des principautés tributaires et des fiefs érigés sous les différentes dynasties, 18 livres.
21e section. Des corps célestes et de leurs accidents, comme les éclipses, les conjonctions, etc., 17 livres.

22e section. Des prodiges et des calamités, comme les inondations, les tremblements de terre, les aréolithes, les pluies de sauterelles, etc., 20 livres.
23e section. De la géographie de la Chine et de toutes les divisions de l'empire, aux différentes époques de la monarchie, 9 livres.
24e et dernière section. De la géographie étrangère, et de tous les peuples qui ont été connus des Chinois, 25 livres.
Du reste, ce vaste ouvrage a été continué sur le même plan depuis le XIIIe siècle jusqu'à nos jours. (Abel Rémusat, Mélanges asiatiques, tome II.)
L'auteur de ce vaste mouvement, né vers 1245, après J,-Ch., mourut vers l'an 1325.
Ce double spécimen, précisant nos indications générales, fait nettement comprendre le vrai caractère de la science chinoise telle qu'elle s'est développée, essentiellement dans l'école de Confucius. Etudes concrètes, spéciales, précises, exactes, mais absence de la science proprement dite, qui consiste toujours dans la découverte des lois abstraites des phénomènes, et, ce caractère essentiel, qui résulte de l'esprit fondamental de la civilisation chinoise, n'a pu être sensiblement modifié, ni par les divagations abstraites et métaphysiques des Tao-sse et des bouddhistes, non plus que par l'introduction de divers éléments de science abstraite venant des indous, des musulmans et des chrétiens. Ce n'est que la religion démontrée, basée sur la coordination dogmatique des diverses sciences abstraites depuis la mathématique jusqu'à la morale, qui pourra seule déterminer une transformation graduelle, à la fois profonde et régulière.

DES RELATIONS DE L'OCCIDENT AVEC LA CHINE.
Considérations préliminaires sur la situation générale de l'Occident en elle-même, et par rapport au rest de la Planète.

Nous ayons ainsi terminé l'appréciation de la civilisation chinoise considérée successivement, dans ses éléments essentiels, dans son évolution, et finalement, dans ses principaux types philosophiques. Il y avait une haute importance théorique dans l'exécution d'un tel travail. Car la Chine constituait, jusqu'ici, une sorte de mystère historique, directement inaccessible aux explications de toutes les théories théologico-métaphysiques [C'est la profonde conception positiviste sur le Fétichisme, début spontané de la raison humaine, qui a fourni le point de départ d'une théorie vraiment scientifique sur un tel sujet]. Il existait bien de nombreux documents dus à une sagace et patiente érudition, quelques aperçus intéressants et quelquefois profonds avaient été produits, mais il n'existait pas une véritable théorie de l'ensemble de la civilisation chinoise. Ceci est frappant en voyant un homme, qui a profondément pensé sur un tel sujet, Abel Rémusat, en venir à considérer des métaphysiciens, très-probablement imbus de la philosophie indoue, comme des types de la civilisation chinoise ; enfin, Abel Rémusat, malgré des aperçus ingénieux et quelquefois profonds, méconnaît tellement l'esprit fondamental du peuple qu'il avait tant étudié, qu'il ne peut comprendre l'adoration réelle du Ciel, qui est cependant la base mentale de sa longue évolution.

Ainsi donc ce grand problème historique n'avait pas été résolu, ni ne pouvait l'être, jusqu'à l'avènement de la philosophie positive, qui devait montrer par une telle solution sa profonde réalité et son intime fécondité.

Mais malgré l'incontestable importance philosophique de cette théorie, il faut en faire découler des conséquences d'une plus haute utilité, en la faisant servir de base à l'institution d'une politique systématique qui dirige enfin les relations de plus en plus multipliées de l'Occident avec la Chine, de manière à ce que ces relations soient utiles à la fois à ces deux grands groupes sociaux, au lieu d'être si profondément perturbateurs pour l'un et pour l'autre, comme cela devient de plus en plus manifeste.

Ce sont donc les principes d'une telle politique, déduits de la double étude de l'évolution occidentale et de l'évolution chinoise, que je vais actuellement rapidement développer ; ce sera le résultat pratique et social de notre longue étude.

Avant d'aborder l'exposition de cette politique, il faut sommairement considérer la situation de l'Occident en elle-même, par l'apport au reste de la planète, et spécialement quant à la Chine.

Un premier fait incontestable, c'est la situation profondément révolutionnaire de l'Occident ; c'est-à-dire qu'il y a absence de doctrine directrice, négation des antécédents, poursuite de l'avenir sans préoccupation du passé, anarchie intellectuelle toujours croissante. L'unité d'opinion, base de toute société durable, manque de plus en plus. L'Occident se place donc chaque jour davantage dans une situation profondément instable.

Le second fait capital propre à cette situation, c'est le développement croissant d'une activité industrielle de plus en plus prépondérante, caractérisée par un esprit d'initiative que surexcite, au lieu de la régler, l'absence d'unité doctrinale que nous venons de constater. Il faut apprécier l'origine historique de ces deux faits essentiels, avant d'en poursuivre les conséquences quant aux relations de l'Occident avec le reste de la planète.

Le moyen âge, à partir du XIVe siècle, a livré à l'ère moderne qui s'ouvrait, une masse sociale, libre, sans caste, et nécessairement pacifique et industrielle. Il est résulté de là la situation la plus profondément favorable à un développement, toujours croissant sous l'impulsion de son propre poids, de l'activité scientifique, esthétique et industrielle. La situation, qu'Auguste Comte a montrée comme la source de la libre évolution propre à la civilisation grecque, est devenue, grâce à la libération des travailleurs accomplie au moyen âge, commune aux nombreuses populations de l'occident européen. L'activité nécessairement pacifique de la masse sociale, l'aisance et l'indépendance qu'elle crée sur une vaste échelle, l'émancipation que procure l'absence de l'esprit de caste et de l'oppression mentale de la théocratie, sont dès lors devenus la source d'une activité vraiment inouïe, d'un esprit d'initiative tout à fait sans exemple, qu'augmentaient chaque jour les résultats acquis, et que limitait de moins en moins l'impuissance de la doctrine théologique qui avait prévalu pendant le moyen âge. Ce mouvement, exclusivement propre aux populations occidentales, était un résultat nécessaire de toute la série des antécédents, grecs et romains d'abord, et finalement catholiques et féodaux. C'est ainsi que s'est produite la situation que j'ai définie tout à l'heure, d'une immense population livrée à une activité constamment croissante, et de moins en moins réglée. [Ce groupe, composé de cinq grandes populations distinctes, la France au centre, l'Italie et l'Espagne au midi, la Grande-Bretagne et la Germanie au nord, est habituellement désigné sous le nom de la chrétienté, il y aurait opportunité à substituer les dénominations d’occidentalité, de peuples occcidentaux, aux dénominations évidemment impropres de chrétienté, de peuples chrétiens. En premier lieu, ces désignations surannées manquent de précision en englobant la Russie et les chrétiens orientaux évidemment étrangers à un tel groupe.

D'un autre côté elles indiquent comme unique ; dans l'établissement de la civilisation occidentale, l'influence chrétienne, qui n'a pas été certainement même l'influence prépondérante ; enfin, elles tendent a maintenir un dualisme haineux entre les cinq populations avancées et le reste de la Planète. Il y a donc urgence philosophique et utilité sociale à substituer définitivement l'occidentalité à la chrétienté].

Des esprits placés dans un tel milieu, devaient nécessairement pousser leurs entreprises dans toutes les directions. Il devait en surgir, et il en a surgi en effet, d'énergiques individualités développant dans l'industrie, dans le commerce, la plus puissante activité.

Ce foyer incandescent devait nécessairement, sous l'impulsion combinée de l'esprit scientifique et industriel des habitudes militaires et à quelques égards secondaires des croyances théologiques, développer d'actives relations avec le reste de la Planète. L'établissement de ces relations sur la plus vaste échelle était à la fois inévitable et pensable.

La situation même que je viens d'analyser, si profondément favorable à l'initiative individuelle et au développement scientifique et industriel, explique pourquoi des relations de plus en plus vastes et de plus en plus actives ont dû se développer entre l'Occident et le reste de la Planète, à partir de la fin du moyen âge et surtout depuis le milieu du XVe siècle. A cette époque nous voyons une activité de circulation vraiment inouïe. La Planète est au fond réellement découverte et parcourue dans tous les sens ; la grande navigation se perfectionne, les connaissances géographiques déjà acquises servent à un nouveau développement.

Nous voyons donc là un fait fondamental, il faut l'accepter comme un résultat inévitable des antécédents ; que cela fût un bien ou un mal, il était impossible qu'il en fût autrement, d'après les explications que je viens de donner. Mais, si ces relations étaient inévitables, elles étaient au fond indispensables à la préparation, comme à l'établissement, de la religion universelle que l'Occident régénéré doit finalement constituer.

Le but final de l'évolution propre à l'élite de l'Humanité, c'est la fondation de la religion universelle. Une grande tentative a été faite en Occident à ce sujet ; c'est le catholicisme ; et quoiqu'elle ait complètement échoué, quant à son but final, elle n'en a pas moins été nécessaire pour poser le problème, et même pour en préparer la solution. La mission de fonder la religion universelle appartenait nécessairement à l'Occident ; car il fallait, pour cela, une civilisation militaire au milieu de laquelle pût se développer réellement la science abstraite. La science abstraite, découvrant les lois à la fois générales et réelles propres aux divers ordres de phénomènes distincts, peut seule servir de base dogmatique à la doctrine susceptible de devenir vraiment universelle ; car une telle science dévoile l'ordre fondamental qui domine l'existence humaine, à la fois individuelle et collective. Ce développement complet de l'abstraction est en effet spécialement propre, ainsi que l'a établi Auguste Comte, aux populations essentiellement militaires de l'Occident ; mais, d'un autre côté, cette activité militaire prépondérante était indispensable, pour permettre l'établissement de la religion définitive, comme donnant seule de convenables habitudes d'initiative et d'indépendance personnelles. Ainsi donc, en résumé, la fondation de la religion universelle ne pouvait émaner que de l'Occident, avantgarde de l'Humanité, et elle en est effectivement émanée par la grande construction d'Auguste Comte, aboutissant final et essentiel de toute l'évolution antérieure.

Or, les relations actives de l'Occident avec le reste de la Planète étaient indispensables, d'abord, pour l'établissement, et finalement pour la convenable diffusion, de la religion universelle.

La connaissance de notre Planète, non-seulement théorique (telle qu'elle émane de l'astronomie), mais aussi pratique, telle qu'elle résulte d'une active investigation, était nécessaire à la fondation de la foi définitive, en déterminant le siège précis des diverses populations qu'il faut rallier. Par ce moyen on peut concevoir une politique vraiment terrestre, de manière à éviter l'étroitesse du point de vue national, et l'arbitraire indéfini des conceptions théologiques. La foi scientifique a dès lors pour objet précis, et suffisamment général, de constituer l'unité terrestre, en éliminant finalement toute préoccupation surnaturelle, comme aussi toute restriction empirique, et acquérant toute l'extension possible, sans sortir des bornes de la réalité. Ainsi, la connaissance pratique de notre Planète complétant la connaissance due à l'astronomie, a servi à la fondation de la religion universelle, en déterminant l'objet précis sur lequel devait s'exercer son action.

La connaissance réelle et approfondie des diverses civilisations répandues sur la planète humaine, a été nécessaire d'une autre manière à la fondation de la foi définitive, en dégageant du point de vue absolu par le spectacle de ces évolutions sociales multiples, et en faisant définitivement saisir l'impuissance manifeste du théologisme pour la fondation de la religion universelle ; car les deux grands monothéismes (islamique et catholique), seuls aspirants à la religion universelle, n'ont pu, dans leur période de plein ascendant, atteindre qu'une minime portion de l'espèce humaine. Enfin, la connaissance de ces diverses civilisations pouvait seule donner une vérification décisive des lois sociologiques, en permettant de vérifier dans l'espace la loi d'évolution découverte par la considération

prépondérante de la série homogène des diverses phases de la civilisation occidentale. Ainsi donc, à ces divers titres, les relations actives de l'Occident avec le reste de la Planète étaient indispensables à la fondation de la foi définitive, mais elles l'étaient aussi à son établissement final. La connaissance préalable, des diverses populations de la Planète, était nécessaire pour concevoir le plan général de la propagation de la doctrine émanée du groupe occidental formant l'élite de l'espèce humaine. Les relations qui se sont développées entre l'Occident et le reste de la Planète, pendant les cinq siècles de l'ère révolutionnaire, étaient donc aussi indispensables qu'elles étaient inévitables.
Mais ces relations ont dû nécessairement se ressentir du caractère anarchique de l'ère qui les a vus surgir et se développer. Un prosélytisme, empiriquement aveugle, a voulu étendre au reste de la Planète une foi qui s'éteignait graduellement à son foyer principal. De telles tentatives, dues souvent à d'honorables sentiments, malgré l'étroitesse intellectuelle qui leur servait de base, ont coïncidé avec une oppression et une exploitation croissantes de la part de l'Occident ; cette exploitation et cette oppression n'étant que trop favorisées par l'anarchie croissante des populations, ou l'mpuissance anciennes doctrines et l'absence d'une fois nouvelle, laissaient aux impulsions personnelles et égoïstes un libre champ. Le premier devoir de la foi positive sera de régler ces relations abandonnées désormais à la plus ignoble cupidité. Avant d'exposer les principes d'une telle politique, spécialement surtout en ce qui concerne la Chine, je dois d'abord, Messieurs, vous dire sommairement ce qu'ont été, et ce que sont actuellement de telles relations.

Examen sommaire des relations de l'Occident avec la Chine, et de l'état actuel de ces relations.
Les anciens, Grecs et Romains, n'ont eu de la Chine qu'une connaissance très-confuse, et leurs relations avec elle n'ont été en tout cas, qu'indirectes. Il en fut de même essentiellement pendant le moyen âge, où les musulmans surtout servirent d'intermédiaires entre l'Occident et l'extrême Orient ; et les intermédiaires avaient, dans les deux cas, intérêt à cacher leurs moyens de communication avec ces pays éloignés. Cependant quelques communications directes eurent lieu, et tout le monde connaît les voyages du célèbre Marco-Polo. Ce voyage fut effectué de 1271-1295, sous le règne de Hou-pi-lie. Nous avons de Marco-Polo une relation fort intéressante de son voyage, et extrêmement importante au point de vue de la géographie du moyen-âge. Un grand nombre de traductions, notamment en latin, furent faites sur l'original probablement écrit en dialecte vénitien. Quoique la description, faite par Marco-Polo de l'immense empire chinois, fût au début traitée de fable, et qu'on soupçonnât ainsi la véracité de ce remarquable voyageur, elle fut néanmoins d'une haute importance. Le souvenir d'un grand empire à l'extrême Orient resta comme un but que devaient atteindre les actives investigations de l'Occident. A partir du XVIe siècle les relations de l'Occident avec la Chine prennent un grand développement et une extrême intensité. Ouvertes par les deux grandes entreprises de Christophe Colomb et de Vasco de Gama, elles acquièrent, dans une situation favorable à cet égard, une activité toujours croissante. Les occidentaux apparurent alors à la Chine passagèrement et accidentellement, mais ils n'apparurent que comme des flibustiers cupides et de hardis aventuriers. Cette impression, longtemps conservée, n'a pu être momentanément contre-balancée que par l'admirable mission des jésuites, gloire réelle de cette célèbre société, et qui constitue la tentative la plus rationnelle, comme la plus morale, pour l'institution des relations entre l'Occident et le reste de la Planète. Outre que cette mission était due à des motifs sociaux, et non pas à des impulsions purement personnelles, comme toutes les autres entreprises, l'exécution en fut accomplie avec un esprit sagement relatif, autant et plus même peut-être que ne le permettait l'esprit ; absolu du théologisme chrétien. Les jésuites pensaient, comme le pensent encore beaucoup d'esprits en Europe, que le christianisme était la dernière expression de la civilisation humaine, et que, par suite, c'était un devoir d'y faire participer toutes les autres populations quelconques de la Planète. Les diverses missions chrétiennes furent accomplies sous l'impulsion de ce motif vraiment honorable en lui-même, quelque illusoire que fût l'espoir de la réussite. Mais la mission des jésuites en Chine fut accomplie avec une sagacité spéciale, et d'ailleurs avec un plein dévouement, qui mériteront toujours le respect des hommes sensés. Nous allons sommairement la résumer.
Cette grande mission fut instituée par le père Mathieu Ricci (né à Macerata, dans la marche d'Ancône, en 1552, mort en Chine le 11 mai 1610), avec tous les caractères essentiels qu'elle a conservés pendant les XVIIe et XVIIIe siècles. Il comprit d'abord la nécessité d'agir surtout sur les chefs, et essentiellement, sur l'empereur. Il renonça à l'habit des bonzes qu'il avait pris d'abord, et fit adopter aux jésuites le costume des lettrés. On a blâmé une telle conduite, qui était au fond pleine de sagesse, puis qu'elle cherchait à rapprocher les jésuites de la corporation vraiment directrice de la Chine, en rompant, autant que possible, toute solidarité avec les prêtres bouddhistes, plus ou moins méprisés de l'élite de la population. Cette conduite était d'autant plus nécessaire, qu'il y a une grande similitude dogmatique entre le catholicisme et le bouddhisme. Ricci institua un sage système de tolérance pour le culte des ancêtres et celui du ciel, de même que pour le culte de Confucius, qui constituent la base fondamentale de la civilisation chinoise. Enfin, il recommanda la civilisation occidentale à la Chine par la propagation et l'enseignement des connaissances scientifiques abstraites, dont le faible développement en Chine constitue une profonde lacune de cette civilisation. Cette mission fut donc spontanément établie, autant que le permettait l'étroitesse mentale du dogme chrétien, avec les caractères qui conviennent à toute mission sagement instituée : respect et appréciation de la civilisation qu il faut modifier, services rendus en comblant, par une propagande dévouée et pacifique, les lacunes qui lui sont propres.
La mission, ainsi instituée par Mathieu Ricci, se développa pendant les XVIIe et XVIIIe siècles avec les caractères propres à sa fondation. Elle rendit, par les connaissances géométriques et astronomiques des missionnaires, des services réels à la civilisation chinoise, sans pouvoir néanmoins déterminer à cet égard une modification suffisamment profonde, dont l'institution définitive ne peut appartenir qu'à la religion positive. Les jésuites furent toujours appréciés en Chine en tant qu'apportant les connaissances scientifiques de l'Orient. L'empereur Kan-hi, par une expérience de gnomonique ingénieusement instituée, fit ressortir la supériorité de la science occidentale sur la science chinoise. Des jésuites furent placés alors à la tête du tribunal mathématique ; on a pu voir ainsi que la Chine n'était pas absolument réfractaire à une véritable propagande de la science occidentale, lorsque celle-ci saura apprécier et respecter convenablement la civilisation du céleste Empire.
La mission des jésuites peut se partager en deux périodes successives, propres la première au XVIIe siècle, et la seconde au XVIIIe siècle, et qu’on pourrait sommairement désigner sous le nom de

périodes italienne et française. La première est caractérisée par la fondation de la mission sous l'impulsion de Mathieu Ricci, la seconde fut surtout honorée par des grands travaux d'érudition, surtout du père Gaubil qui en est le plus éminent représentant.
Outre les services rendus à la Chine, les jésuites rendirent à l'Occident l'important service de faire connaître enfin la grande civilisation chinoise, par d'immenses travaux d'érudition qui seront toujours la base sur laquelle reposeront les nouvelles investigations. D'un autre côté les jésuites ont eu à cet égard l'inappréciable avantage de passer leur vie entière au milieu de la population qu'ils étudiaient. Ils ont évité ainsi ces superficielles appréciations, souvent calomnieuses, et toujours ridicules, par lesquelles des voyageurs prétendent juger en courant une civilisation, dont ils ne peuvent apercevoir d'abord que les inconvénients. —
Nous devons au père Gaubil une histoire de l'astronomie chinoise que seul, peut-être, par une rare combinaison de profondes connaissances astronomiques et d'une intime connaissance du chinois, il pouvait réaliser. On lui doit aussi une traduction du Chou-King, le plus ancien et le plus précieux des livres sacrés de la Chine, et dont la connaissance est pour les Chinois eux-mêmes hérissée de difficultés. —
« Le style dans lequel est écrit le Chou-King, dit M. Abel Rémusat se ressent du temps où le livre a été composé : son laconisme excessif, le choix des mots qui y sont employés, l'espèce de figures qu'on y rencontre, font qu'aucun livre chinois ne saurait lui être comparé pour la difficulté, et qu'on peut être en état de lire tous les autres, même ceux de Confucius, et n'entendre pas un mot de celui-ci. C'est en quelque sorte une autre langue, qui diffère plus du chinois moderne que ce dernier ne diffère de tout autre idiome. » Le père Gaubil a composé un grand nombre d'autres ouvrages tous distingués par une érudition à la fois profonde et sagace.
Envoyé en Chine en 1725 il y mourut le 24 juillet 1759. Outre ses travaux d'érudition et ses fonctions spéciales de missionnaire, le père Gaubil succéda au père Parenin comme directeur du collège où les jeunes Mantchous venaient étudier le latin, pour être ensuite employés dans les affaires avec les Russes. Il fut de plus interprète pour le latin et le tartare. Beaucoup d'autres missionnaires jésuites surent ainsi combiner les devoirs de leur mission spéciale avec de grands travaux d'érudition et d'importantes fonctions publiques, utilement remplies, au grand avantage de la population qu'ils voulaient convertir.
Ainsi se développa, pendant deux siècles, une mission utile à la fois à la Chine et à l'Occident.
Mais quelque sage et respectable que fût au fond le système de tolérance envers le culte de Confucius et des ancêtres, il était antipathique néanmoins à l'étroitesse dogmatique du catholicisme, que les jésuites avaient su surmonter par un noble instinct politique. L'abbé Boileau s'écriant, à propos de ce système de mission : « Mon cerveau de chrétien en a été bouleversé », traduit naïvement l'incompatibilité de l'esprit relatif et d'une sage tolérance, avec le dogmatisme absolu propre au monothéisme chrétien. Aussi la papauté, sous l'excitation continue des dominicains, fidèle à l'esprit de son dogme, a finalement condamné le système tolérance introduit par les jésuites, et qui seul pouvait permettre, non pas la conversion chimérique de la Chine au christianisme, mais au moins son admission auprès du
bouddhisme.
Cette grande mission n'en constitue pas moins la seule tentative honorable et sérieuse pour méfier la civilisation cinnoise. L'Occident surpassera certainement une telle misson au point de vue mental, en s'appuyant sur une doctrine relative et plus réelle, mais jamais, j'ose le dire, on ne surpassera la probité, le dévouement et la stricte modestie de ces respectables religieux. C'était un devoir de reconnaissance de donner un témoignage si mérité de respect à cette noble mission, vrai titre de gloire de la célèbre compagnie qui l'institua.
A partir du XVIIIe siècle, les. relations commerciales de l'Occident avec la Chine ont acquis plus d'extension et d'importance ; mais en même temps les dispositions des Occidentaux à considérer la Chine comme une mine à exploiter, sans d'autres limites que celles qui résultent d'une insurmontable nécessité, ont augmenté aussi. On en est venu à se regarder comme sans aucune sorte d'obligation morale envers ces populations : la prépondérance seule de la force brutale est invoquée, et l'Occident se targue surtout contre des populations, arrivées essentiellement à l'état industriel et pacifique, de l'énorme supériorité de ses moyens de destruction. De telles dispositions se sont surtout manifestées dans la honteuse guerre de l'opium en 1842. Une expédition, où l'on a vu une puissante population employer la violence pour obliger un gouvernement à permettre l'empoisonnement de sa population, n'est pas seulement déshonorante pour l'aristocratie et la bourgeoisie anglaises qui l'ont instituée ; le blâme rejaillit aussi sur l'Occident tout entier qui n'a protesté, ni suffisamment ni persévéramment, contre un abus si immoral de la force brutale [Malgré les vagues principes économiques sur la liberté industrielle, il est certain qu'il est du devoir de tout gouvernement d'empêcher une culture et un commerce comme celui de l'opium. C'est en agissant ainsi que l'Occident pourrait montrer à l'Orient la

supériorité de sa civilisation, au lieu de présenter le spectacle de la force publique au service d'une cupidité sans règle et sans frein].
Ainsi les relations commerciales de l'Occident avec la Chine ont pris un caractère de plus en plus anarchique, surtout par la protection de la force publique. Elles pourront s'améliorer, en recevant néanmoins plus d'extension encore, lorsque les gouvernements auront compris la nécessité d'en corriger les abus, au lieu de se laisser aller aux impulsions d'une opinion publique qui, malheureusement, favorise trop de telles aberrations. — Car, sous la prépondérance surtout de l'école soi-disant progressive on en est venu, en Occident, à systématiser l'oppression et l'exploitation du reste de la Planète, sous le spécieux prétexte de civilisation. Il s'est formé relativement à la Chine, et aux relations l'Occident avec elle, un ensemble d'opinions qu'il faut caractériser.
Ces opinions se résument en un sentiment orgueilleux de la prépondérance de la civilisation occidentale, et en un mépris aveugle de toutes les autres civilisations quelconques. D'où résulte la disposition à faire prévaloir partout, et surtout par la force, sous le nom vague de progrès, l'anarchie mentale et l'industrialisme sans règles qui prévalent de plus en plus en Occident. Je puis faire à cet égard deux citations, d'autant plus caractéristiques, qu'elles émanent d'esprits sérieux et honorables ; elles montreront à quel degré d'aberration peut conduire cette notion vague et désormais si dangereuse de progrès, qui n'est au fond maintenant, que la glorification systématique d'une industrialisme anarchique.
Dans un travail, intéressant du reste, sur le bouddhisme, M. Barthélemy-Saint-Hilaire résume l'opinion d'un pèlerin chinois sur l'Inde, et la fait suivre de quelques appréciations qui lui sont personnelles, a Hiouen-Thsang [Pèlerin chinois du VIIe siècle de notre ère] indique en quelques lignes la distinction des castes, et il ne s'arrête, comme on le fait d'ordinaire, qu'aux quatre principales, parce qu'il serait trop long de faire connaître les autres en détail, ainsi qu'il le dit lui-même. Il analyse brièvement les lois du mariage parmi les Indiens ; et il a bien soin de noter l'horreur qu'ils ont pour les secondes noces de la femme. Dès qu'une femme s'est une fois mariée, il lui est expressément défendu jusqu'à la fin de sa vie d'avoir un second époux. On sait que cette loi, sanctionnée par un usage inflexible, s'est perpétuée jusqu'à ce moment ; et tout récemment les journaux anglais de l'Inde nous ont appris, comme un fait inouï, et comme une grande victoire de la civilisation sur des préjugés invétérés, qu'une jeune veuve Indoue venait de convoler en secondes noces. C'est un progrès immense que les autorités anglaises ont obtenu après de grands efforts, et dont elles sont aussi fières que d'avoir enfin aboli la coutume atroce des Sutties. » (Barthéletny-Saint-Hilaire, le Bouddha et sa religion, page 257).
Voilà une coutume que tous les hommes sensés de tous les temps s'étaient plu à respecter. Dans tous les pays on a honoré l'état de viduité, comme un état plus parfait que celui des secondes noces ; on a toujours cru qu'il y avait quelque chose de digne dans cette fidélité à la mort. Les Occidentaux arrivent dans l'Inde, et regardent comme le plus grand de tous les progrès de parvenir à détruire un usage honorable, qu'à tous égards il fallait respecter. C'est un exemple vraiment caractéristique de cette singulière fatuité de l'esprit occidental, de préconiser comme un progrès la violation d'une règle morale, qu'il faudrait étendre au lieu de restreindre, par cela seul que cette règle n'est pas conforme à l'état actuel d'anarchie de notre civilisation.
Un ministre protestant a publié récemment sur la Chine un travail intéressant, et avec les intentions les plus bienveillantes pour un peuple qu'il a étudié de près. Il résume en quelques lignes la manière dont il conçoit que l'Occident peut civiliser la Chine.
« Si l'on peut concevoir quelque espoir d'un changement heureux, il ne doit pas se fonder sur une agitation plus ou moins organisée, mais sur ce fait que la pensée commence à circuler dans le peuple. De nouvelles idées ont été infusées dans l'esprit populaire. Depuis l'établissement des rapports libres avec les étrangers en 1842, « le maître d école » s'est montré à la Chine. L'esprit de confiance en soi-même, si manifeste dans les dernières insurrections, a commencé à prendre chez le peuple un ton plus élevé. De semblables agitations, comme les orages et les ouragans, purifient l'atmosphère. Des commotions d'une nature aussi grave excitent la pensée et les tentations, apprennent au peuple à agir par lui-même, et à détruire les débris fossiles des préjugés, de la bigoterie et de la superstition. Chaque secousse dans la nation révèle le travail de ce vaste laboratoire où se préparent des résultats nouveaux et inattendus. Nous ne pouvons nous empêcher de croire que toutes ces ondulations morales du sol de la Chine aboutiront à produire quelque chose de bon. C'est ainsi que notre globe tout entier, après que les convulsions terribles de la nature en eurent balayé la surface finit par présenter une forme que le souverain Créateur lui-même daigna trouver satisfaisante ». (La vie réelle en Chine, par le révérend William C. Milne, 1858, page 509).
Remarquons d'abord, en passant, combien il est singulier d'entendre un ministre de la religion chrétienne parler de superstition et de bigoterie, quand il s'agit d'une civilisation chinoise. Mais quel est au fond l'idéal que l'on propose de transporter en Chine ? C'est tout simplement un état de complète anarchie, d'où l'on espère que surgira enfin une régénération dont on ne fixe ni l'esprit, ni les

conditions, ni la nature.
Ceci est d'autant plus caractéristique que ce déplorable jargon révolutionnaire émane d'un homme d'ordre, du ministre d'une religion pacifique, qui n'en traduit que mieux involontairement cette disposition de plus en plus prépondérante de l'Occident à considérer toute vague agitation comme un progrèes.
Ainsi en résumé, l'Occident a développé avec la Chine d'indispensables relations commerciales, mais il a apporté dans ses relations une disposition vraiment anarchique et opppressive, par l'appel continuel à la force publique pour favoriser, au lieu de restreindre, les plus coupables excès de la cupidité.
—Quant à ceux qui sincèrement désirent l'amélioration de la Chine par ses contacts avec l'Occident, ils n'apportent malheureusement que les préjugés les plus étroits dans l'appréciation d'une civilisation qu'ils méconnaissent complètement, et ne conçoivent au fond qu'une anarchie indéterminée comme condition de la civilisation de l'immense empire oriental [Il y a, bien entendu, d'honorables exceptions à une telle appréciation générale, émanées surtout d'habiles sinologues voués à l'étude de cette grande civilisation. Outre les remarquables considérations générales d'Abel Rémusat, on peut citer les intéressants travaux de MM. G. Pauthier, d'Hervey-Saint-Denys ; on doit à ce dernier une très-judicieuse appréciation de la question chinoise. Voir son opuscule intitule : La Chine devant l'Europe]. Ils appliquent comme procédé de civilisation la vague notion de progrès, désormais le plus souvent synonyme d'anarchie, et qui devient de plus en plus une sorte de formule banale avec laquelle on justifie les tentatives les plus absurdes.
Il y a donc urgence de poser les principes généraux d'une politique plus rationnelle et plus morale, pour régler enfin des relations surgies spontanément de l'activité désordonnée de l'Occident. [Laf1]

1861.6 Laffitte, Pierre. *Considé#rations géné#rales sur l'ensemble de la civilisation chinoise et sur les relations de l'Occident avec la Chine* [ID D20371].

Des principes généraux d'après lesquels doivent être réglées les relations de l'Occident avec la Chine.

Il faut maintenant, Messieurs, indiquer rapidement quels sont les principes fondamentaux d'après lesquels doivent être réglées les relations entre l'Occident et le reste de la planète, et il faudra préciser l'application de ces considérations au cas spécial de la Chine.

Le passé a développé en Occident les forces humaines sous tous leurs divers aspects. Cette longue et laborieuse préparation est maintenant terminée. L'état normal doit régler les forces que le passé a développé. C'est ce règlement qu'institué la religion démontrée. Pour tous les vrais régénérés ce règlement doit commencer dès à présent pour tous les divers aspects de la vie privée et publique. Mais au point de vue social, les relations les plus générales, c'est-à-dire celles de peuple à peuple, ayant été les premières troublées, doivent être les premières réglées, au moins dans leur ensemble. Ces relations générales troublées dès le début du XIVe siècle, sont celles sur lesquelles nous pouvons le plus, surtout les relations extra-occidentales, parce qu'elles sont liées à des habitudes à la fois moins intenses et moins nombreuses. C'est dans le règlement de ces relations que le positivisme pourra montrer dès l'abord sa supériorité; parce que seul il peut les concevoir à l'abri à la fois d'un dénigrement et d'une admiration systématiques, et parce qu'il vient enfin les régler moralement en déhors de tout arbitraire, d'après des principes fondés sur l'ensemble même de nos connaissances abstraites.

La religion universelle, dont le problème final est de faire prévaloir la sociabilité sur la personnalité dans tous les aspects quelconques de notre existence, a finalement posé les principes de ce règlement. Mais il s'agit d'examiner d'abord quelles sont en Occident les forces sur lesquelles peut surtout s'appuyer le Positivisme pour constituer enfin cette opinion publique qui fera prévaloir les principes généraux de la morale démontrée, contre les forces perturbatrices que favorise l'état révolutionnaire.

— Les forces auxquelles le Positivisme peut et doit faire appel, pour appuyer de leur libre opinion, les prescriptions de la morale démontrée, ce sont essentiellement les femmes et les prolétaires.

Positivisme pose en principe que la morale est une, et que sess prescriptions doivent s'appliquer à toutes les relations quelconques, même à celles entre l'homme et les animaux ; ce que de reste l'instinct pratique a fait spontanément admettre en Occident. — Deux classes sont naturellement disposées, en dehors de toute conviction dogmatique, en vertu de leur nature et de leur situation, à admettre et a sanctionner ce grand principe ; ce sont les femmes et les prolétaires, ces deux classes souffrent nécessairement du dérèglement des forces humaines, dérèglement qui émane toujours soit des théoriciens, soit des praticiens, qui par cela seul qu'ils constituent les forces dirigeantes tendent toujours nécessairement à abuser. Le caractère même de toute véritable force est de pouvoir abuser.

Les femmes tendent spontanément à appuyer tout règlement moral, par une disposition noble et pure, qui tient à leur supériorité morale; c'est donc en vertu de leur meilleure nature intrinsèque, bien plus que de leur situation, qu'elles sont naturellement disposées à sanctionner toutes les véritables prescriptions morales. Ainsi, en Angleterre, où les relations extra-occidentales ont recule plus anarchique développement, on a vu les dames anglaises donner l'appui efficace de leur opinion à l'abolition de l'esclavage des noirs dans les colonies. Cet exemple admirable montre ce que peut acquérir de puissance ce noble soutien spontané de tout règlement moral.

De la part du prolétariat l'appui sera moins spontané, et plus systématique, parce qu'il tient davantage à la situation des individus qu'à leur nature même. Toute perturbation dans l'action des forces sociales réagit nécessairement, et surtout, sur l'immense masse prolétaire qui constitue la base même de nos sociétés. Or il y a une intime solidarité entre tous les règlements quelconques ; et ceux qui demandent le règlement moral des relations entre les entrepreneurs et les travailleurs, ne peuvent sanctionner 1'anarchique domination de la force dans les relations de l'Occident avec le reste de la planète, et réciproquement ceux qui, dans un but de lucre et de cupidité ou d'orgueil et de vanité, sanctionnent l'oppressive domination de l'Occident sont-ils donc bien venus à demander à leurs chefs une meilleure administration des forces sociales, puissance ou richesse? C'est donc à ces deux grandes classes que le Positivisme vient faire appel, même en dehors de toute conviction dogmatique, pour sanctionner activement les prescriptions de la morale universelle, dans ses applications aux relations les plus générales de l'Humanité. C'est aux femmes et aux prolétaires, guidés par les plus irrécusables démonstrations de la religion positive, à former enfin en Occident une opinion prépondérante qui mette un frein aux forces perturbatrices, qui profitent de l'interrègne révolutionnaire pour employer la force publique au service de la cupidité privée.

C'est ainsi que nous constituerons graduellement le courant d'opinion qui doit modifier les éléments perturbateurs, essentiellement émanés de la bourgeoisie, qui produisent trop souvent le trouble et l'oppression des autres populations planétaires. Mais il est certain aussi que cette opinion devra trouver finalement un point d'appui efficace dans les gouvernements proprement dits, surtout dictatoriaux.

Car cette action désordonnée des populations avancées sur l'Orient, tend à développer en Occident la notion anarchique de progrès, qui sert de justification anticipée à toute perturbation quelconque. La notion de progrès ne représente plus en Occident qu'un développement matériel sans frein et sans limites. Il s'agit maintenant de produire beaucoup, et de consommer davantage ; voilà l'essentiel. Qu'il surgisse une modification quelconque, surtout matérielle, et profondément perturbatrice, elle est immédiatement justifiée ; c'est le progrès ! La notion de progrès est actuellement une sorte de justification automatique et stupide de tout événement quelconque, pourvu qu'il trouble une situation existante. Si vous voulez conserver un état de choses existant, en science, en industrie, en politique, vous êtes rétrograde ; mais si vous voulez troubler un ordre déterminé, vous êtes progressif. La prépondérance croissante d'une telle notion devient de plus en plus dangereuse. C'est au nom d'un tel principe que les tentatives les plus anarchiques en science, en morale, en politique sont continuellement tentées, ou du moins conçues. Qu'un esprit incompétent, sans remplir aucune sorte de condition préliminaire, vienne attaquer les principes les plus incontestables de la science, au lieu du juste mépris que méritent de tels efforts, émanés toujours d'une indisciplinable vanité, jointe habituellement à une profonde débilité mentale, un public encore plus incompétent applaudit au nom du progrès. Ce mot constitue désormais une sorte d'explication mystique qui dispense de toute réflexion. Passé, présent, avenir, ce mot merveilleux explique tout. Et c'est ainsi que s'est établi un dogmatisme banal aussi immoral qu'il est absurde.

Il est grand temps de réagir contre cette dangereuse notion, qui tend à compromettre l'existence de tout ordre quelconque. — Le progrès n'est que le développement de l'ordre, le progrès moral est plus important que le progrès matériel et que le progrès intellectuel : Tels sont les deux grands principes posés par Auguste Comte, et d'après lesquels les intelligences occidentales peuvent être ramenées enfin à la situation normale dont elles tendent de plus en plus à s'écarter. Il faut subordonner le progrès à l'ordre, et proclamer enfin la suprématie du progrès moral : telles sont deux des conclusions essentielles résultées de l'immense élaboration mentale qui caractérise le Positivisme ; mais le bon sens universel sanctionnera de plus en plus ces principes, dont rétablissement systématique a exigé les plus puissantes méditations. Les femmes et les prolétaires sentiront le profond danger du progrès conçu indépendamment de l'ordre, et les immenses inconvénients de la suprématie du progrès matériel sur tous les autres.

Aussi on peut espérer que les gouvernements occidentaux, que doit absorber le maintien de l'ordre matériel, de plus en plus difficile au milieu d'une anarchie mentale et morale croissantes, comprendront enfin la solidarité qui lie l'ordre matériel à l'ordre moral. Ils comprendront bientôt l'immense danger qu'il y a à développer, par une action perturbatrice sur l'Orient, la notion perturbatrice de progrès propre à l'Occident. Et quand même il serait vrai que notre intervention extérieure fût vraiment utile à l'Orient, la démoralisation qui en résulte incontestablement pour les Occidentaux devrait nous en éloigner, en nous tenant aux simples relations commerciales librement voulues des deux côtés, librement acceptées.

Il faudra enfin que la force publique se conçoive comme destinée à régler, et souvent à réfréner, au lieu de les favoriser aveuglément, les relations de l'Occident avec l'Orient. C'est dans ce sens que doivent changer les opinions des populations et des gouvernements.

Il faut le remarquer, c'est nécessairement de la bourgeoisie qu'émanent ces éléments de perturbation, et ce sont les gouvernements parlementaires, organes d'une telle classe, qui surtout favorisent et protègent une telle politique. Aussi c'est en Angleterre que cette politique extra-occidentale a son complet développement. Grâce au régime parlementaire, une portion de la bourgeoisie a fait servir une hautaine aristocratie à favoriser et diriger des expéditions militaires dans le but d'ouvrir, par toutes sortes de moyens, des débouchés commerciaux. Ce système politique provoque le dérèglement des forces industrielles, outre qu'il pousse à la démoralisation même du prolétariat en cherchant à le lier à une fructueuse exploitation du reste de la Planète. Cette politique a du reste eu toujours l'appui habituel du journalisme, qui n'est qu'un complément nécessaire du régime parlementaire. Nous avons vu les organes les plus accrédités du journalisme anglais pousser au massacre systématique des Indous, et inventer pour atteindre un tel but les plus monstrueuses calomnies. D'admirables protestations ont surgi en Angleterre contre ces sanguinaires manifestations [Voir l'Inde, par Richard Congrève, 1 vol. in-8, chez Dunod, quai des Augustins, 49. — Voir également à la fin de la notice de M. le docteur Robinet sur Auguste Comte, la traduction de la protestation publique de M. Richard Congrève, contre le Te Deum ordonné par le gouvernement britannique pour la terminaison de l'insurrection do l'Inde]. Mais l'ensemble du journalisme occidental n'a nullement protesté contre d'aussi blâmables excès.

C'est donc sur l'opinion publique, dont les gouvernements, surtout dictatoriaux, sauront se faire l'organe, que nous pourrons trouver en Occident un point d'appui énergique pour réagir contre une politique extra-occidentale vraiment nuisible.

Il faut d'abord dans le cas spécial qui nous occupe, que l'opinion publique change profondément son point de vue relativement à la civilisation chinoise. — Il faut qu'on admette qu'il y a là, malgré de stupides préjugés, une civlisation respectable dont il faut connaître les conditions d’'existence avant de chercher à la modifier ; il faut aussi reconnaître enfin que l'Occident doit tendre lui-même à sortir d'une situation profondément révolutionnaire, pour arriver à une situation vraiment normale, avant de chercher à modifier d'autres civilisations ; modifications qui, en vertu de leur caractère indéterminé, ne peuvent être que perturbatrices pour les populations sur lesquelles on agit, et démoralisatrices pour celles qui agissent.
La civilisation chinoise s'est développée graduellement, et constamment dans une direction déterminé, depuis quatre mille ans. Elle préside aux destinées de la moitié de l'espèce, qu'elle fait vivre convenablement, et dans une situation à beaucoup d'égards préférable à celle d'une grande parti du prolétariat occidental. Cette civilisation vraiment organique, solidement assise sur une constitution admirable de la famille, offre un spectacle où le superficiel orgueil révolutionnaire de l'Occident peut puiser d'utiles leçons. Placés à un point de vue normal, les Chinois conçoivent que tout développement social doit accepter la continuité, et que le présent né du passé, pour préparer l'avenir, doit d'abord le respecter et l'honorer, au lieu de le maudire et de le méconnaître d’après une ingratitude aussi immorale qu'absurde. Enfin ce grand empire a finalement subordonné, au siècle dernier, les populations Tartares, elle les a enfin liées à un noyau civilisateur ; la Chine remplit ainsi la fonction qu'une superficielle appréciation attribue a la Russie, et la remplit certainement mieux que celle-ci n'aurait pu le faire. — Cette grande civilisation fait donc vivre sous un régime pacifique la moitié de l'espèce humaine [Pour joindre mon propre témoignage à celui de M. Ellis, j'affirmerai que, durant notre voyage en Chine, je n'ai vu (excepté à Canton) que très-peu d'exemples d'une misère abjecte parmi les basses classes, ou d'un luxe extravagant parmi les classes élevées. (J.-F. Davis, ancien président de la compagnie des Indos on Chine.) J.-F. Davis cite ensuite les paroles caractéristiques d'un chinois, Tien-ki-chi, qui expose les raisons d'après lesquelles il se félicite d'être né en Chine. — J.-F. Davis ajoute à la suite de cette citation les réflexions suivantes : Assurément le pays dont les habitants s'expriment ainsi ne saurait passer pour mal gouverné. Un fait encore plus remarquable, c'est cette maxime populaire que les Chinois citent fréquemment : l'empereur et le sujet qui violent la loi sont aussi coupables l'un que l'autre. (De la Chine, par J.-F. Davis, ancien président de la compagnie des Indes en Chine)], sans opposer à une action rénovatrice d'autre résistance vraiment sérieuse que celle qui résulte d'une juste méfiance contre la forme, réellement anarchique, que présente la civilisation occidentale. Quoique l'Occident possède en lui un développement des forces sociales qui lui confère définitivement la suprême initiative, il n'en est pas moins vrai que ces forces non réglées constituent un état profondément anarchique, dont l'action sur la Chine serait nécessairement funeste. Que l'Occident résolve enfin le problème de son organisation normale ; jusque-là les directeurs de la civilisation chinoise ne pourront que contempler, avec plus de répulsion [« J'entretenais, il y a quelques années», des relations amicales et suivies avec un jeune lettré du nord de la Chine que le désir de voir l'Europe avait amené à Paris... Il admirait sans réserve nos découvertes scientifiques modernes, la photographie, le galvanisme, les merveilles de l'électricité. Mais il n'enviait guère en général que les résultats positifs de nos sciences, le côté moral de notre ensemble social était loin de l'impressionner favorablement. « II reconnaissait franchement la supériorité de notre initiative intellectuelle, sans être bien persuadé qu'il dût nous l'envier. « Les yeux de votre intelligence sont plus perçants que les nôtres, me disait-il, mais vous regardez si loin que vous ne voyez pas autour de vous. « Vous avez un esprit hardi qui doit vous faire réussir eu beaucoup de choses, mais vous n'avez pas assez de respect pour ce qui mérite d'être respecté. Cette agitation perpétuelle dans laquelle vous vivez, ce besoin constant de distraction, indiquent clairement que vous ne vous trouvez pas heureux. « Chez vous on est toujours comme un homme en voyage; chez nous on aime à se reposor. Quant à vos gouvernements, je veux croire qu'ils ont du bon, mais s'ils vous convenaient aussi bien que nous convient le nôtre, vous n'en changeriez pas si souvent. Je suis bien sur, moi, de retrouver dans mon pays les institutions que j'y ai laissées, et je vois que pas un d'entre vous ne me garantirait seulement pour doux ans, la solidité de son gouvernement d'aujourd'hui. » (La devant l'Europe, par lu marquis d'Hervey-Saint-Denys.)] que de sympathie, une agitation de plus en plus convulsive, et dont la réaction ne pourrait être que perturbatrice. Irons-nous transporter, notre mépris de toute autorité, notre famille en décomposition où le juste respect pour la puissance paternelle devient une exception, au milieu d'une civilisation fortement assise sur une admirable constitution organique de la famille ? On conçoit donc la juste répulsion de ce peuple contre des contacts plus intimes avec l'Occident ; l'analyse scientifique la plus exacte et la plus approfondie doit la sanctionner, en même temps qu'elle doit proclamer, au nom de la raison comme de la morale, la nécessité de restreindre au lieu d'étendre de tels contacts,
L'Occident régénéré aura sans doute à exercer plus tard une action pacifique, aussi salutaire que

profonde, sur cette grande civilisation pour fonder l'état normal de l'espèce humaine sur notre planète. Il est donc utile d'indiquer les lacunes propres à cette civilisation, et que notre action graduelle fera cesser, pour constituer enfin l'Humanité.

La lacune capitale, et qui au point de vue mental domine toutes les autres, c'est l'absence de l'institution sociale de l'abstraction scientifique. L'observation et la science concrètes ont amplement surgi et se sont largement développées en Chine, mais non l'observation et la science abstraites. De là absence de généralité suffisante, et impossibilité d'une véritable systématisation mentale. La généralité comme la systématisation ne peuvent résulter que de l'abstraction scientifique.

Mais la constitution mentale de la Chine fournira, comme je l'ai déjà indiqué du reste, un point de départ admirable, pour y faire graduellement admettre par les intelligences directrices, la vaste construction abstraite gloire de l'Occident, et base de sa suprématie finale. Et cela ne peut avoir lieu que parce que la science coordonnée, trouve son aboutissant final dans la morale, d'après l'incomparable systématisation d'Auguste Comte. — Nous admettons, comme les penseurs chinois, que la morale doit dominer à la fois, l'évolution théorique, comme l'activité pratique. Mais d'après ce principe même on peut bientôt faire comprendre, qu'au point de vue théorique comme au point de vue pratique, une constitution efficace de la morale exige précisément une longue préparation abstraite qui va par des échelons successifs de la mathématique à la morale.

(Mathématique, astronomie, physique, chimie, biologie, sociologie, morale.)

Car la morale institue le gouvernement de la nature humaine d'après sa connaissance approfondie. Or la connaissance de la nature humaine repose nécessairement, pour être vraiment profonde, sur la connaissance des lois réelles des divers phénomènes qui influent sur elle. Comment connaître l'homme sans connaître les lois statiques et dynamiques des phénomènes sociaux, et ces phénomènes eux-mêmes comment les apprécier sans connaître les lois de la vie, qui dépendent à leur tour des phénomènes chimiques comme ceux-ci des phénomènes physiques, qui s'accomplissent sous l'influence des phénomènes astronomiques et finalement mathématiques. Mais si la connaissance abstraite des lois des divers phénomènes distincts est indispensable à une saine théorie scientifique de la nature humaine, elle l'est aussi à l'institution de son gouvernement. Car la modificabilité dépend, autant que la systématisation, de la connaissance des lois abstraites.

Ainsi donc la constitution mentale de la civilisation chinoise, malgré son immense lacune, présente néanmoins un point de départ suffisant pour que l'Occident régénéré puisse déterminer en elle des modifications aussi salutaires que profondes.

Au point de vue de la famille, l'Occident a, quant aux relations filiales et paternelles, plutôt à apprendre qu'à enseigner. En acceptant sous ce rapport, une constitution vraiment organique, nous n'aurons qu'à la systématiser. Quant aux relations conjugales, l'incomplet développement militaire propre à la Chine, les a maintenues dans un état imparfait, Mais, à cet égard, et au nom du perfectionnement universel admis par l'école de Confucius comme le but final de l'existence humaine, on pourra facilement faire admettre une pleine monogamie, monogamie étendue jusqu'au veuvage éternel. Du reste les respects universels dont le veuvage est l'objet en Chine faciliteront une telle transformation.

Au point de vue social, les Chinois sont arrivés plus pleinement que l'Occident à l'état vraiment normal, c'est-à-dire au régime industriel et pacifique, de telle sorte même que l'action militaire y est réduite à la pure fonction normale de la gendarmerie. Mais la division entre les entrepreneurs et les travailleurs, base nécessaire de toute systématisation industrielle, n'est développée en Chine que d'une manière radicalement insuffisante, surtout pour l'agriculture où domine presque exclusivement la très-petite propriété ; de sorte que la constitution normale de l'étât industriel et pacifique ne peut finalement surgir qu'en Occident. D'un autre côté l'absence de science abstraite n'a pas permis en Chine l'établissement de la grande industrie fondée finalement sur l'emploi des machines ; de telle sorte que la lacune mentale de cette civilisation a constitué une profonde lacune matérielle. Sous cet aspect encore la systématisation industrielle, qui repose nécessairement sur la division entre les entrepreneurs et les travailleurs et sur l'emploi connexe des machines, ne pouvait surgir qu'en Occident, sous l'impulsion de la science régénérée arrivée enfin à l'état religieux. Mais cette systématisation, une fois surgie, pourra graduellement être admise dans une civilisation qui reconnaît le principe fondamental de la prépondérance normale de la vie industrielle et pacifique. Jusque-là toute tentative prématurée de transporter en Chine, notre type occidental d'une vaste concentration de capitaux et d'un emploi développé des machines, n'aurait d'autre effet que de produire d'effroyables perturbations. [« Toutes les mesures capables de contribuer au maintien de l'ordre et de la tranquillité générale sont prises avec une sollicitude vraiment admirables. La vérité est qu'il existe chez les Chinois une activité infatigable qui les assimile d'une manière frappante aux nations les plus intelligentes de l'Occident, en même temps qu'elle les distingue éminemment aussi de tous les peuples asiatique ? On pourra trouver notre assertion assez étrange, mais nous ne craignons point de dire que,

pour tout ce qui entre dans la composition des communautés industrielles et bien organisées, il y a infiniment moins de différence entre eux et les Anglais, les Français et les Américains, qu'entre ces peuples et les habitants de l'Espagne et du Portugal. Nous verrons avec quel art, quelle adresse les Chinois ont su tirer parti de la force des divers éléments ; ils ignorent, il est vrai, la puissance de la vapeur,... la première idée qui frappe un Chinois intelligent auquel on explique les effets de nos machines est celle des maux qui pourraient fondre sur son pays si ce système, dont il considérerait l'importation comme un véritable fléau, venait à y être inopinément introduit. » (De la Chine, par J. F. Davis, ancien président do la compagnie des Indes en Chine)].
Du reste le spectacle de notre anarchie industrielle ne peut beaucoup séduire les hommes d'État de la Chine pour les pousser à une introduction prématurée et fatale.
En résumé donc, respectons cette grande et noble civilisation. Comprenons enfin que si elle présente des lacunes incontestables on ne peut chercher à les remplir qu'en partant d'une connaissance approfondie de la société correspondante. Son état actuel, résultat de tout son passé, doit être pris pour point de départ d'une modification systématique et graduelle. Admettons désormais que l'Occident lui-même doit être sorti de son état d'anarchie, doit être enfin régénéré, parvenu, au moins dans l'ensemble, à l'étât normal, avant de tenter une action profonde sur la Chine. Comprenons enfin que nos efforts pour agir violemment sur ce grand peuple ne peuvent être que perturbateurs pour lui, et démoralisants pour nous. Respectons l'évolution spontanée de cette grande civilisation, et dans les libres contacts émanés des relations commerciales, sachons nous dégager de préjugés vraiment puérils, et comprendre les nobles côtés d'une organisation qui dirige convenablement la moitié de notre espèce. C'est en apportant ainsi dans nos appréciations une disposition rationnelle et morale, que les relations commerciales actuellement constituées pourront préparer spontanément, par une libre et volontaire adhésion, l'action que l'Occident régénéré pourra être alors digne d'exercer.

Sekundärliteratur

Quellen :
Abel-Rémusat, Jean-Pierre. [Texte].
Amiot, Jean-Joseph-Marie. [Texte].
Barthélemy-Saint-Hilaire, Jules. [Texte über Buddhismus].
Comte, Auguste. [Texte].
Congrève, Richard. *L'Inde*. (Paris : P. Jannet, 1858).
Davis, John Francis, Sir. *The Chinese* [ID D2017].
Ellis, Henri, Sir. *Journal of the proceedings of the late embassy to China* [ID D1944].
Gaubil, Antoine. [Texte].
Gaubil, Antoine ; Guignes, Joseph de. *Le Chou-king* [ID D1856].
Grosier, Jean Baptiste Gabriel Alexandre. *Description générale de la Chine* [ID D1878].
Hervey de Saint-Denys, Léon. *La Chine devant l'Europe* [ID D2138].
Julien, Stanislas. [Texte].
Magalhães, Gabriel de. *Nouvelle relation de la Chine* [ID D1713].
Milne, William Charles (2). *Life in China* [ID D2161]. [La vie réelle en Chine].
Pauthier, Guillaume. [Texte].
Pauthier, G[uillaume] ; Bazin, [Antoine]. *Chine moderne* [ID D5286].
Les quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine. Traduits du chinois par G[uillaume] Pauthier [ID D6116].
Robinet, Dr. *Notice sur l'oeuvre et la vie d'Auguste Comte*. (Paris : Dunod, 1860).

Georges-Marie Schmutz : Laffitte tenta d'appliquer l'intuition à la civilisation chinoise. Il dit que la relation entre famille et gouvernement caractérise la Chine. Son importance comme modèle d'organisation de la société cependant n'a rien d'extraordinaire en soi. Toutes les sociétés s'appuient sur la famille. Mais en Chine, fait unique, même le gouvernement suit le modèle familial. Cet ancrage sur la famille fonde la morale politique. L'empereur est le chef de famille du pepule, pas son dieu ; le concept de l'empereur comme père et mère du peuple aide à définir l'étendue de ses pouvoirs et de ses rsponsabilités. Les mandarins ont eux aussi un rôle qualifié de paternet et maternel, qui fonde, en théorie, leur éthique. Laffitte montre que l'empereur et le mandarinat ne s'imposaient pas sur une masse apatique et soumise, mais administraient plutôt une multitude active et indépendante de petits propriétaires engendrés par le système de la famille.
La croissance dans la continuité caractérise admirablement la Chine. Laffitte en voit la preuve dans l'histoire qu'il résume ainsi : après avoir été pendant des siècles 'un amas de Chine', la civilisation chinoise commença son unité sur une échelle très modeste. Depuis son origine, elle a continuellement progressé en développant les formes rudimentaires de son organisation primitive. La Chine offre le parfait exemple d'une civilisation progressant sans négliger la continuité, signe pour les positivistes de la socialibilité suprême.

Frédéric Keck : Auguste Comte confia à son disciple Pierre Laffitte la rédaction des *Considérations sur l'ensemble de la civilisation chinoise* pour confirmer ses vues selon lesquelles la "race jaune" monothéiste, où s'étaient particulièrement développées les fonctions actives, pouvait servir de transition entre les "races noires" fétichistes, où les fonctions affectives étaient prépondérantes, et la "race blanche" récemment passée au stade positiviste, en notant le rôle de la conception confucianiste du "Ciel" dans la régulation du consensus social. [Schmu1:S. 71, 79-80,Laf1,Keck1]

Bibliographie : Autor

1861 Laffitte, Pierre. *Considérations générales sur l'ensemble de la civilisation chinoise et sur les relations de l'Occident avec la Chine*. (Paris : Dunod, 1861). [Leçons professé en 1859 en 1860 sur l'histoire générale de l'humanité]. [WC]

Lanzmann, Jacques (Bois-Colombes 1927-2006 Paris) : Schriftsteller, Journalist

Bibliographie : Autor

1986 Lanzmann, Jacques. *A l'altitude des dieux : mille kilomères à pieds de Lhassa à Kathmandou*. Photographies Hervé Derain, Xavier Fargeas, Jacques Lanzmann. (Paris : Ed. du Chêne, 1986). [Bericht der Reise 1985, Kampa-La, Gyangze, Xigaze, Tsangpo, Sakya, Tingri Xegar, Himalaya, Zhangmu]. [Cla]

1988 Lanzmann, Jacques. *Le désert d'où l'on ne revient jamais*. (Paris : Ed. du Chêne, 1988). [Bericht der Reise 1987, Beijing, Ürümqi, Hotan, Xinjiang, Wüste Takla Makan, entlang des Hotan-darya, an den Lauf des Keriya-darya, Khotan-darya, Mazartag-Gebirge, Aksu]. [Cla]

Laville, Pierre (Saint-Vincent-Rive-d'Olt 1937-) : Schriftsteller, Dramaturg

Bibliographie : Autor

1986 [Bourgeat, François ; Laville Pierre ; Maréchal, Marcel]. *San jian ke : ju ben*. Dazongma yuan zhu ; Fulangsuowa Bu'erya, Pi'ai'er Laweile, Masai'er Maleisha'er gai ju ; Zhang Yuhe fan yi. (Shanghai : Shanghai wai yu jiao yu chu ban she, 1986). Übersetzung von [Bourgeat, François ; Laville Pierre ; Maréchal, Marcel]. Les trois mousquetaires : version scénique : d'après Alexandre Dumas. (Marseille : J. Lafitte, 1982). (Création au Théâtre national de Marseille, 1982).
三剑客 : 剧本 [WC]

Leblanc, Maurice (Rouen 1864-1941 Perpignan) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1975 [Leblanc, Maurice]. *Guai dao Yasen Luopin*. Molisi Lubulang yuan zhu. (Taibei : Taiwan dong fang chu ban she, 1975). (Yasen Luopin quan ji ; 1). Übersetzung von Lebland, Maurice. *Arsène Lupin, gentleman-cambrioleur*. (Paris : R. Lafitte, 1915).
怪盗#亞森羅蘋 [Eur]

Lefebvre, Henri (Hagetmau, Landes 1901-1991) : Französischer Soziologe, Philosoph, Marxist, Professor für Soziologie Universität Strassburg

Bibliographie : Autor

1985 [Lefebvre, Henri]. *Dideluo de si xiang he zhu zuo*. Hengli Lefeifu'er zhu ; Zhang Ben yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1985). Übersetzung von Lefebvre, Henri. *Diderot*. (Paris : Hier et aujourd'hui, 1949).
狄德羅的思想和著作 [WC]

1988 [Lefebvre, Henri]. *Lun guo jia : cong Heige'er dao Sidalin he Mao Zedong*. Liefeifu'er zhu ; Li Qingyi deng yi. (Chongqing : Chongqing chu ban she, 1988). Übersetzung von Lefebvre, Henri. *De l'état : de Hegel à Mao par Staline (la théorie 'marxiste' de l'état*. (Paris : Union générale d'éditions, 1976).
论国家 : 从黑格尔到斯大林和毛泽东 [WC]

Lesage, Alain René = Le Sage, Alain René (Sarzeau, Morbihan 1668-1747 Boulogne-sur-Mer) : Schriftsteller, Dramatiker

Bibliographie : Autor

1956 [Lesage, Alain René]. *Ji'er Bulasi*. Lesari zhu ; Yang Jiang yi. Vol. 1-2. (Beijing : Zuo jia chu ban she, 1956). Übersetzung von Lesage, Alain René. *Histoire de Gil Blas de Santillane*. Vol. 1-4. (Paris : Ribou, 1715-1735).
吉尔#布拉斯 [Eur]

Levinas, Emmanuel = Lévinas, Emmanuel (Kaunas, Litauen 1906-1995 Paris) : Französischer Philosoph

Bibliographie : erwähnt in

2006 Wang, Heng. *Shi jian xing : zi sheng yu ta zhe : cong Husai'er, Haidege'er dao Lieweinasi*. (Nanjing : Jiangsu ren min chu ban she, 2006). (Chun cui zhe xue cong shu). [Abhandlung über Edmund Husserl, Martin Heidegger, Emmanuel Lévinas].
时间性 : 自身与他者 : 从胡塞尔, 海德格尔到列维纳斯 [WC]

Lévy, Bernard-Henri (Beni-Saf, Algerien 1948-) : Philosoph, Publizist

Bibliographie : Autor

2000 Lai, Wei ; Luo, Shunjiang. *Bodelai'er zui hou de ri zi*. (Shenzhen : Hai tian chu ban she, 2000). (Hai tian yi cong, wai guo ming ren chuan ji yi cong). Übersetzung von Lévy, Bernard-Henri. *Les derniers jours de Charles Baudelaire*. (Paris : Grasset et Fasquelle, 1988).
波德莱尔最后的日子 [WC]

Loti, Pierre (Pseud.) = Viaud, Julien (Rochefort 1850-1923 Hendaye) : Schriftsteller, Dramatiker, Marineoffizier

Biographie

1885 Loti, Pierre. *Journal intime* [ID D22229].
Pierre Loti ist während des französisch-chinesischen Krieges unter Admiral Amédée Courbet bei der Besetzung von Jilong, Taiwan dabei.
Samedi 2 mai
"De grand matin, nous arrivons à Hong-Kong. Le ciel est devenu tout gris. Les nuages font dôme, et on ne voit que la base des hautes montagnes admirablement vertes et boisées qui nous entourent. Deux journées assez amusantes, à Hong-Kong, à me faire promener en palanquin, dans un merveilleux éden de verdure et de fleurs. Une grand féerie de plantes, sur une ville élégante et riche. Des coureurs chinois vous portent, au petit trot silencieux, sur de lonauges hampes flexibles... Une seule et même voûte d'arbres ; des fougères arborescentes, comme des parasols de dentelle ; des rosier fleuris, fleuris comme des touffes roses ; des lys blancs, et des lys rouges, et des orchidées, et de bizarres fleurs chinoises... Des pelouses fraîches tondues à l'anglaise, des sentiers correctement sablés, avec des bancs verts. Et dans cette ville en jardin, circule une Chine discrète et silencieuse, sous la férule du policeman, trottant sans bruit avec ses souliers de papier ; les palanquins vont et viennent, se croisent, avec les éventails, les queues, les lanternes peinturlurés, gardant leur odeur de musc et leur cocasserie."
Jeudi 7 mai
"La journée de mercredi passée dans cette ville de Ma-Kung [Magong] que l'escadre a détruite. Toutes les maisons éventrées, brûlées ; des monceaux de débris. On marche sur les cassons de potiches, de parasols, des lambeaux de soie. Encore une odeur sinistre, bien qu'on ait fini d'enlever les morts. Les prisonniers chinois, ce qui reste des habitants, travaillent par petites brigades, à déblayer ou à charroyer du charbon, menés par des matelots ou des soldats la baïonnette au fusil. Partout nos hommes campés, dans les pagodes. Des sculptures merveilleuses, des boiseries dorés, traînant par terre, en fagots pour être brûlées.. Dans un champ de riz, où plusieurs croix sont déjà debout, improvisées avec du bois noir, les prisonniers chinois continuent de creuser des fosses, pour les nôtres qui meurent chaque jour dans les ambulances, de blessures, de fièvre et surtout de choléra. Un ensemble assez lugubre, un désarroi de toutes choses, avec des odeurs de mort. Pas un arbre, à ce qu'il semble, dans toute cette île ; de loin on dirait l'île de Groix, ou l'île de Bréhat, avec des pauvres champs de riz jouant nos champs de blé. C'est dans les tours en enfilade des pagodes que sont cachés de vieux arbres étendant horizontalement leurs branches, ne dépassent pas les murs, mais jetant leur ombre épaisse, mystérieuse, sur les sculptures anciennes et les monstres. Toute l'après-midi, j'ai travaillé moi aussi à cette destruction, regrettant d'arriver si tard, enlevant les portes curieuses, arrachant des boiseries dorées et des chimères. On dit la paix signée avec la Chine, et notre 'Triomphante' va partir pour le Japon."
Dimanche 24 mai
"Huit jours de plus, — huit jours de Ma-Kung et d'armistice ; et de beau temps, de tranquillité, — d'incertitude l'avenir. Encore les dîners, au Champagne, offerts et rendus, échangés avec mes anciens camarades. Voilà que je suis fêté maintenant même dans ma promotion ; quel revirement, et qui me l'eût dit jadis. Beaucoup circulé, en canots et en baleinières, sur cette grande rade à terre, à Ma-Kung, la fin du pillage, et le choléra toujours, emportant les nôtres... Je porte un costume de Chinois, des souliers de Chinois ; près de moi, d'un grand vase de Chine, sortent en gerbe des fleurs chinoises répandant une exquise odeur de chèvrefeuille... Clair de lune danse sans bruit sur la mer ; partout un grand silence, jusqu'au fond de moi-même...— Une dernière pagode, où restaient à la voûte des lions et des chimères dorées, superbes — ayant hésité longtemps à briser, j'allais les prendre... Dans la nuit, les Chinois s'en étant doutés viennent les détruire. Pour moi, un vrai désastre. - Le choléra toujours, et les petits enterrements qui passent dans les ruines."
Dimanche 31 mai
"Encore huit jours passés, pareils aux précédents. Dans les ruines de Ma-Kung, plus rien à prendre ; tout, fouillé, déblayé, vide. De grands feux qui flambent le soir, sentant le Chinois et le musc, consument les derniers débris."
Vendredi 3 juillet, Ma-Kung
"Un typhon qui passe et retarde encore notre départ. Dès qu'il sera fini, nous quitterons ce tombeau de Ma-Kung, cette étuve où le soleil est malfaisant et snistre..."

Chantal Zheng : Lors des deux mois en rade de Magong, Loti a eu maintes occasions d'aller à terre. Il dérobait des bouddhas aux temples. Chez Loti, le bouddha apparaît à la fois comme un quête du sacré et en même temps un objet d'inquiétude. Si le bouddha est à certains aspects une sorte de refuge pour l'écrivain et l'homme qui était en permanence en quête du sens de la vie, il représente aussi la peur de l'Autre, mystérieux, fourbe et dangereux et, en corollaire, il évoque le mythe du 'Péril jaune'. Loti ne comprenait pas vraiment la civilisation chinoise, ni même le monde asiatique. Dans ses écrits il insiste sur la 'tristesse de toutes ces choses exotiques et lointaines'. L'emploi des termes 'jaunes' ou 'race jaune' tend à confirmer son manque d'attirance pour ces populations. [Loti9:S. 156, 158-159, 164,Loti11:S. 241-242,Loti10]

1887 Loti, Pierre. *La mort de l'amiral Courbet*. In : Propos d'exil [ID D22231].
Er schreibt : « Oh! cette île de Formose!.. Qui osera raconter les choses épiques qu'on y a faites, écrire le long martyrologe de ceux qui y sont morts ?... Cela se passait au milieu de tous les genres de souffrances : des tempêtes, des froids, des chaleurs ; des misères, des dyssenteries, des fièvres. Cependant ils ne murmuraient pas, ces hommes; quelquefois ils n'avaient pas mangé, pas dormi ; après quelque terrible corvée sous les balles chinoises, ils rentraient épuisés, leurs pauvres vêtements trempés par l'éternelle pluie de Kelung ; — et lui [Courbet], brusquement, parce qu'il le fallait, leur donnait l'ordre de repartir. Et bien ! ils se raidissaient pour loui obéir et marcher ; ensuite ils tombaient, - et pour une cause stérile, - dandis que la France, occupée de ses toutes petites querelles d'élections et de ménage, tournait à peine des yeux distraits pour les regarder mourir. [Loti11]

1900 Pierre Loti ist Adjutant des Vizeadmirals Edouard Pottier und Mitglied des französischen Expeditionskorps zur Niederschlagung des Boxeraufstandes in China.
Erste Reise : Er kommt im Golf von Zhili = Hebei an, reist über Dagu, Tianjin, auf dem Beihe nach Tongzhou bis Beijing. Zurück reist er über Dagu, auf dem Beihe bis Tianjin.

Funaoka Suetoshi : Le journal de Loti est rempli des descriptions des ruines, des décombres, des cadavres d'hommes et de bêtes parout où la destruction, la tuerie et le pillage faisaient rage, et Loti représente ces scènes terrifiantes avec un réalisme saisissant. C'est une longue plainte sur la barbarie et la cruauté humaines en temps de guerre. A Tongzhou, 'la ville de pureté céleste', il trouve une ville fantôme où 'tout est en ruines et en décombre'. Il vit les lieux ravagés par le passage des maraudeurs chinois et étrangers. Il avait déjà vu beaucoup de mort chinois dans 'l'eau lourde et empoisonnée où macèrent des cadavres' ou dans 'le sentier de halage' òu se trouve 'un cadavre sournois couché en travers de chemin'.
Pendant son séjour à Beijing, Loti rend visite activement aux endroits historiques : la Ville interdite violette, le Temple du ciel, le Temple de l'agriculture, le Palais des ancêtres, le Temple des lamas, le Temple de Confucius, L'Ile de jade. [Loti13]

1900 Briefe von Pierre Loti an seine Frau :
"Que ta conscience ne se tourmente pas de ces pillages, je n'ai d'ailleurs pas pris de lingots d'or ni de valeur, comme tant d'autres… Je n'ai pas pillé ces fourrures, mais je les ai rachetées à des pillard chinois."
"Je quitterai Pékin demain matin, et ce sera fini de mon petit rêve impérial. Je regretterai ce temps ; les parcs étaient exquis, malgré les cadavres et les corbeaux. C'était amusant d'ouvrir tous les jours des armoires et des coffres pour y découvrir des merveilles. J'avais un petit cabinet de travail dont je ne retrouverai jamais la paix, dans une rotonde aimée de l'impératrice, où un de ses chats familiers venait me faire des visites. C'était sous un toit de porcelaine, devant le lac des Lotus, et j'avais pour compagnie une grand déesse de jahde en robe d'or qui est un peu le palladium de l'empire chinois. J'étais parti avec une valise, et je reviendrai avec un énorme bagage... " [Pierre Lotti rapporte dix caisses d'objet de Chine]. [Morz:S. 62-63,Loti13]

1900.1 Loti, Pierre. *Journal intime inédit* [ID D22432]. (1)

3e partie : En route pour la Chine

Lundi 24 septembre. – Après avoir traversé la Mer Jaune, par un temps morne, nous arrivons de grand matin à Takou où l'immense escadre internationale est déjà assemblée.

Alors commence une vie militaire à outrance, coups de canons, sonneries et musiques de guerre.

Dimanche 30 septembre. Lundi 1er octobre. – Préparatifs de bombardement et de combats pour la prise des forts de Ning-Haï, que l'on dit très armés de canons Armstrong.

2 octobre 1900. Ning-Haï. – Qui m'eût dit, il y a quelques mois, que je viendrais encore faire du pillage en Chine ?

Ce matin, dans les maisons abandonnées en hâte, au milieu du désarroi des fuites précipitées, parmi les meubles brisés, les cartouches jonchant le sol, la poudre répandue en jonchée noire ; fouillé à la recherche des bibelots, des porcelaines. Ca sent le chinois, la poudre et la mort. Cela rappelle les jours de Thuan-An, il y a dix-huit ans, et le pillage de Makung il y a quinze ans. Je ne suis jamais venu en Chine au'au milieu de ce tohubohu des pillages, je ne l'ai jamais vue qu'ainsi. Qui m'eût dit que ces jours, qui semblaient finis à tous jamais, recommenceraient pour moi.

Au dehors du fort et des logements dévolus aux Français, que gardent nos matelos furetant et pillant avec moi, le beau soleil d'un matin d'automne resplendit sur des campagnes qui devaient être heureuses, sur des jardins, des vergers fleuris comme chez nous de zinnias et d'astres. De partout les Chinois ont fuit, tout est vide. Mais, dans les chemins bordés de bouleaux et de saules, c'est une étonnante confusion de soldats de sept nations alliées, furetant, maraudant, détruisant. Les grandes invasions barbares devaient ressembler à cela.

Des bersaglieri d'Italie, la plume de coq sur leur casque colonial rabattent des moutons pour les emmener. Des cosaques pillent une pagode, emportant les grands bouddhas dorés, les vases de bronze. Das Autrichiens, des Anglais, des Allemands, des troupes de l'Inde à haut turban, dévastent les jardins, chassent les boeufs et les poulets. Des soldats et des matelots japonais, merveilleux dans leurs tenues européennes toutes nouves, fraternisent avec les nôtres, puisant à la même aiguade. Et des pavillons de toutes les nations flottent partout, sur des maisons, des forts, des pagodes. Les Russes, les plus nombreux, sauvages et sales, débarqués au nombre de cinq mille encombrent la plage, envahissent comme une marée montante. Et des familles chinoises s'en vont, tête basse, sans une plainte ni seulement un regard des petits enfants emportant sur leur tête leurs couvertures et leurs matelas.

Cette chose navrante : une pauvre vieille Chinoise, vieille, vieille, presque centenaire, ne pouvant plus marcher sur ses petits pieds déformés, chassée de sa maison, se traîne Dieu sait où, emmenée par deux jeunes garçons qui doivent être ses petit-fils, tandis que des brutes d'Anglais et de Russes chavirent son logis, jettent dehors, en riant, les modestes images de son autel d'ancêtres. Les deux enfants qui la soutiennent de leur mieux ont un air de tendre soolicitude et de respect infini. Et la figure de cette vieille femme exprime le désespoir sans bornes.

La Grande Muraille de Chine, au beau soleil de 10 heures du matin, d'un matin d'automne déjà presque frais. Je monte à un mirador de vieille que vient d'occuper un poste de Japonais ; très souriants, les petits Japonais, officier en tête, m'offrent de monter à ce mirador. Ils sont en train d'y planter leur pavillon au bout d'une hampe de bambou.

La prodigieuse Grande Muraille, épaisse ici de 6 à 8 mètres, flanquée de bastions carrés, déploie sa ligne infinie qui, d'un côté, tombe dans la Mer Jaune, de l'autre se perd dans les montagnes. On domine de là, dans la pure lumière, les plaines désertes de la Mandchourie. Sur la mer, l'étonnante escadre d'invasion, les monstrueux cuirassés assemblés comme une troupe de pirates, à la curée de la Chine.

Là-bas, mystérieuse, la grande ville tartare de Shangh-Haï-Kouan, toute grise et comme endormie, a fermé ses portes dans la terreur de'linvasion, des massacres et des pillages. Un temps calme, exquis et léger. L'herbe fine, sur la Grande Muraille, est mêlée d'asters et d'oeillets roses comme ceux de nos sables.

Mercredi 3 octobre 1900. – Appareillé de Shang-Haï-Kouan le soir pour Takou.

Jeudi 4 octobre. – Au lever du jour, repris notre mouillage dans l'escadre internationale en rade de Takou.

Jeudi 11 octobre. – Par un beau temps calme, presque chaud, très lumineux sur la mer, je quitte le 'Redoutable', en rade de Takou, pour me rendre en Mission à Pékin, n'emmenant avec moir que mon fidèle Osman.

D'abord nous prenons passage sur le 'Bengali', l'un des bateaux qui depuis un mois fait le pénible et lassant va-et-vient, toujours chargé de matériel et de troupes, entre l'escadre, les transports ou les affrêtés qui arrivent et la terre chinoise, par-dessus la barre dangereuse du Peiho.

Aujourd'hui il est bondé de zouaves, le 'Bengali', de braves zouaves arrivés hier de Tunisie et qui s'en vont, inconscients et joyeux, sur la funèbre terre chinoise. Ils sont serrés, à tout touche sur le pont les

zouaves, avec de bonnes figures gaies et des yeux grands ouverts pour voir enfin la Chine. Suivant le cérémonial d'usage le 'Bengali' passe à la poupe du 'Redoutable', pour le salut à l'amiral. La musique les attend à l'arrière du cuirassé, pour leur jouer au passage Sambre-et-Meuse et quelqu'un de ces airs qui emballent les soldats. Et quand nous passons, tous les zouaves – ceux qui reviendront et ceux qui doivent mourir – tandis que leurs clairons sonnent « aux champs », tous les zouaves agitent leurs bonnets rouges avec des hurrahs pour l'amiral qui, du haut de sa galerie, ll lève sa casquette en leur honneur.

Au bout d'une demi-heure de route environ, la terre chinoise apparaît. Jamais rivage d'une laideur plus féroce n'a surpris et glacé des soldats nouveaux venus. Une côte basse de terre grise toute nue, sans un arbre ni un herbage, et partout des forts, de contours géométriques et de taille colossale, du même gris que la terre, percés d'embrasures de canons. Jamais entrée de fleuve n'a montré un attirail militaire plus étalé ni plus menaçant ; sur les deux rives de l'horrible fleuve aux caux bourbeuses, les forts se dressent donnant l'impression de quelque chose d'imprenable et de terrible – laissant entendre aussi que cette entrée, malgré la désolation des rives, est d'une importance de premier ordre et même à quelque cité immense, peureuse et riche, comme Pékin doit être.

4e partie : En Chine

De près les murs gris de ces forts, éclaboussés, percés, déchiquetés de boulets, laissent voir de terribles brèches ; ils se sont tirés l'un sur l'autre, à bout portant, le jour de la prise de Takou. Par un miraculeux hasard, un obus français, lancé par 'le Lion', était tombé au milieu de l'un d'eux amenant l'explosion de son énorme poudrière et l'affolement des Chinois ; les Japonais alors s'en étaient emparés, pour ouvrir un feu imprévu sur le fort d'en face ; et alors, comme on sait, la déroute chinoise avait commencé.

Sans ce hasard, sans cet obus et cette panique, toutes les canonnières européennes entrées dans le Païho étaient invévitablement perdues ; le débarquement des forces alliées devenait impossible ou problématique, et toute la face de la guerre était changée.

Nous avançons maintenant dans le fleuve, sur l'eau bourbeuse et infecte où flottent des cadavres, des carcasses le ventre gonflé, des immondices de toute sorte. Et les deux rives sinistres nous montrent au soleil déclinant du soir, un défilé de ruines, une désolation uniformément grise et noire, terre, centre et charpentes calcinées. Plus rien que des murs crevés, des écroulements, des décombres.

Sur les eaux empestées du fleuve, une animation fiévreuse, un encombrement où nous avons peine à nous frayer passage : des jonques par centaines, jonques réquisitionnées par les Alliés, portant chacune le pavillon et, en grandes lettres, le nom écri sur la coque de la nation qui l'emploie.

Et des remorqueurs, des chalands, des charbonniers, des paquebots. Et sur les horribles berges de vase et de terre grise, parmi les détritus et les bêtes mortes, une acitivité de fourmilière, à débarquer des munitions, des tentes, des fusils, des fourgons, des mulets, des chevaux. Des soldats de toutes les nations, au milieu d'un peuple de coolies menés à coups de fouet ; une confusion encore jamais vue d'uniformes, de tentes, de ruines, de canons, de butin et de matériel de guerre. Et un petit vent glacé, qui se lève avec le soir, vient nous faire frissonner après le soleil encore chaud du jour.

Devant les ruines d'un quartier où flotte le pavillon de France, le 'Bengali' accoste à la lugubre rive et nos zouaves débarquent au crépuscule, un peu décontenancés par cet accueil sombre que leur fait la Chine. Sur une sorte de place qui est là, en attendant qu'on leur ait trouvé quelque gite, ils allument des feux par terre, que le vent tourmente les couvrant d'une fétide poussière, et ils font chauffer dans l'obscurité, sans chansons et en silence, le petit repas du soir.

Cette ville dévastée et noire, pleine de soldats, au milieu des plaines désertes qui nous envoient ce vent, ce froid et cette poussière, sent la peste et la mort. Ca et là des cloaques où croupissent des chiens, des crânes et des chevelures, parmi des débris de meubles et de hardes.

Une rue, une petite rue centrale, rebâtie à la hâte depuis un mois, avec des poutres, des briques, du torchis, de la boue et, le long des boutiques louches où des gens arrivés on ne sait d'où ont improvisé des cabarets de l'absinthe, des poissons salés et de l'eau-de-vie russe. Les soldats s'envirent et jouent du couteau.

Couché à bord du 'Bengali'. Toute la nuit des coups de fusils à la cantonnade, et vers le matin d'horribles cris.

Vendredi 12. – Levé un peu avant le jour pour aller prendre le chemin de fer qui marche encore jusqu'à Tien-Tsin et un peu au delà.

Pas de billets à ce train. Tout ce qui est militaire, ou même européen, y monte de droit. Retrouvé à la gare tous nos zouaves d'hier, sac au dos ; ils d'entassent dans les wagons, avec les Japonais et des Russes. Je prends place dans une voiture aux vitres cassées, avec des officiers de zouaves qui regrettent leur Tunisie d'où ils viennent.

Deux heures et demie de route à travers la sinistre plaine. D'abord ce n'est que de la terre grise comme à Tong-Kou ; ensuite, cela devient des roseaux, des herbages fripés par la gelée. Et il y a partout d'immenses taches rouges, comme des traînées de sang, dues à la floraison d'une espèce de plante de marais. Le vent souffle du nord et il fait très froid. Sur l'horizon de ce désert, on voit s'agiter des nuées d'oiseaux migrateurs. Rien, dans cette plaine, que des tombeaux, des tombeaux innombrables ; tous de même forme, sortes de haute taupinières surmontées d'un bouton de faïence, ils sont groupés par familles et ils sont légion ; c'est tout un pays funéraire qui défile sous nos yeux, taché de plaques rouges et peuplé à l'infini de ces mêmes inquiétants petits cônes en terre durcie. Les stations, les gares, brûlées, détruites, sont occupées militairement par des cosaques ; on y voit des wagons calcinés et tortus par le feu, des locomotives criblées de balles. Et les rares villages rencontrés sur la route ne sont plus que des ruines. Rien que des images de destruction et de mort.

Tien-Tsin. Dans des tourbillons de poussière noire que soulève un vent glacé, nous mettons pied à terre, livrés aussitôt à des « pousse-pousse » qui nous emmènent en courant, dans ce nuage de poussière qui nous aveugle. D'abord la ville européenne, une très grande ville dirait-on, avec des maison somptueuses, mais démolies, éventrées, sans toitures ni fenêtres, criblées d'obus. Le long du fleuve une agitation fiévreuse, des milliers de jonques débarquant de la cavalerie, des troupes, du matériel de guerre. Dans les rues, une foule remuante de soldats de tous les pays l'Europe, d'officiers à cheval, de coolies chinois promenant d'énormes charges. Et des saluts militaires tout le long du

chemin.
Où aller faire tête, malgré le désir qu l'on a d'un gîte, par ce vent glacé et cette poussière ? Frappé à la porte de deux ou trois hôtels, qui se reinstallent dans des ruines, dans un invraisemblable désordre de mobilier brisé. Tout est plein ; rien à espérer de ce côté-là. Et il faut, bon gré mal gré, aller mendir la table et le lgois chez des officiers inconnus, qui nous donnent la plus aimable hospitalité dans des maison où les trous d'obus ont été bouchés à la hâte et où le vent n'entre plus.
Samedi 13 octobre. – La journée en préparatifs de ce départ pour Pékin. On peut aller à chevel, en charrette ou en jonque. Je choisis la jonque plus pratique pour le bagage et qui fournit un gîte tout trouvé pour dormir, puisque sur le route il faut s'attendre à ne trouver que des ruines et des cadavres. Dans les magasins européens de Tien-Tsin, à moitié ruinés et pillés, il s'agit d'acheter tout ce qui sera nécessaire à la vie pendant trois jours : petits matelas, couvertures, plats, couverts, vivres etc... Et puis faire nettoyer, préparer la jonque ; dans le petit sarcophage où nous habiterons, faire mettre un toit de nattes. Et, chez des pères Lazaristes, embaucher un petit Chinois pour faire le thé – le nommé Toum, - 14 ans, une figure éveillée et jolie, une queue qui lui tombe jusqu'aux pieds. Au Consulat, on ne nous juge pas suffisamment armés, bien que nous ayons chacun un revolver, Osman et moi, et on nous adjoint deux soldats du train.
Dîné chez le général Frey, qui est entré le premier avec les troupes françaises dans la Ville impériale, et qui me raconte en détails la prise du « Pont de Marbre ». Il s'inquiète de l'eau que nous boirons en route, le fleuve étant empesté de cadavres, l'eau des puits empoisonnée par les morts qu'on y a jetés, et me fait un inappréciable cadeau : une caisse d'eau d'Evian.
Dimanche 14 octobre. – Le matin, expédié en avance ma jonque avec mes deux soldats, mon petit Chinois et mon bagage. Je la rejoindrai damain matin à Yang-Soun, le point où le chemin de fer s'arrête, coupé par les boxers, économisant ainsi presque un jour de navitgation sur le fleuve.
Dîné chez le Consul Général, avec le confortable et l'élégance que les obus n'ont pu atteindre, n'ayant démoli que les étages supérieurs du consulat. (Dans le jour, visite aux deux déesses).
Toute la nuit, coups de fusil dans le lointain.
Lundi 15 octobre. – Départ de grand matin, en chemin de fer. Au bout d'une heure, à travers les mêmes désolations qu'hier, arrivée à Yang-Soun, par un vent glacé.
Trouvé là ma jonque et mon personnel qui m'attend au bord du fleuve licencié un de mes soldats, qui me déplaît. Gardé seulement le nommé Jules David, du 15e du train, avec son fusil, ses cartouches et son sac. Départ en jonque à neuf heures.
Et, pour trois jours, il va falloir s'arranger une petite existence de lacustre, dans le sarcophage qui est la chambre de cette jonque, sous un toit de nattes qui laisse voir le ciel par mille trous et cette nuit, laissent tomber la gelée blanche. Vivre en promiscuité complète avec ces deux compagnons, Osman et David, servis par l'impayable petit Toum. Et le petit logis, à improviser tout ce qu'il faut, que le voyage au beau soleil, malgré le vent froid, commence bien, avec de bons rires.
(Jules David, 22 ans, né à Saint-Martin-des-Besaces, Calvados, ancient garçon de ferme, aujourd'hui soldat du train. Une fine et régulière figure d'arabe, moustache noire sur des joues d'un rouge de pêche mûre, grands yeux candides et admirables).
Cinq Chinois inconnus pour équipage et nous partons à la cordelle, remontant le courant du Peïho ; l'eau lourde et empoisonnée ou macèrent des cadavres. Paysage monotone et funèbre. Sur les deux rives, des sorghos, espèce de millets géants, beaucoup plus hauts que nos maïs, que la guerre a empêché de faucher et que les gelées ont roussis. Un petit chemin de halage, étroit, sur la terre grisâtre et tout le temps ces sorghos desséchés, en rideau sans fin. Quelquefois un fantôme de village apparaît : ruines et cadavres si l'on s'approche.
A 10 heures et demie, arrêt devant un grand fort chinois sur lequel flotte le pavillon français. C'est un de nos gîtes d'étape ; le Peïho est occupé militairement sur tout son cours, pour permettre la communication avec Pékin ; des postes de sept nations alliées sont échelonnés sur les deux rives.
Ce fort est occupé par des zouaves ; nous y descendons pour toucher nos rations de campagne : deux jours de vivres, pain, viande de conserve, vin, thé et sucre. Nous ne toucherons plus rien à présent jusqu'à Tong-Tchéou (Ville-de-la-Pureté-céleste) où nous arriverson après-demain soir.
Et le halage de la jonque recommence, lent et monotone, entre les tristes berges dévastées. J'ai sur le pont de cette jonque un fauteuil de mandarin, pour trôner au soleil, quand on n'y gèle pas trop. Le plus souvent je préfère sauter sur la berge et, devant nos Chinois qui tirent la cordelle, marcher, marcher avec Osman et David, sur le petit sentier de terre grise, entre le rideau sans fin des sorghos et le fleuve, obligés parfois à un brusque écart, pour un cadavre sournois couché en travers du chemin.
Souvent nous croisons de longs convois de jonques qui redescendent à la file, sous pavillon de l'une des nations alliées, rapportant des soldats, des malades, des blessés et du butin. Enormément de Russes qui évacuent la région et emportent un effrayant pillage.
Au crépuscule, passé devant les ruines d'un village où des Russes viennent camper pour la nuit. Ils

déménagent d'une maison des meubles d'ébène sculptée, les brisant et y mettant le feu. En nous éloignant, nous voyons la flamme haute briller dans le gris du soir et gagner des arbres voisins.

5e partie : Vers Pékin

Sinistre tombée de nuit, dans une solitude. Tant d'ombre, de silence et de cadavres autour de nous, tant d'ambiances hostiles ou désolées, et le froid qui augmente, avec l'obscurité... L'impression mélancolique s'évanouit au souper, devant la comique petite table à trois couverts, organisée par Osman et David, dans le petit sarcophage fermé le mieux possible, à la lueur d'un fanal chinois. Nous avons pour nous réchauffer des cigarettes turques et le thé bouillant confectionné par Toum, sur un feu de sorghos.

Puis vient l'heure de dormir. Tout habillés, bien entendu, et les armes chargées à nos côtés ; nous nous étendons tous trois sous les couvertures mises en commun et sous le toit de nattes, par les trous duquel des étoiles paraissent.

Coup de fusil à la cantonade, très loin. Deux alertes avant minuit. Des factionnaires de postes japonais et russes, sur la rive, nous hèlent pour nous empêcher de passer ; il faut se lever, montrer avec un fanal le pavillon français et l'uniforme.

A minuit, nos Chinois amarrent la jonque pour jusqu'au matin, en un lieu qu'ils disent sûr, et nous nous endormons d'un profond sommeil, dans la nuit glacée.

Mardi 16 octobre. – Réveil au petit jour, pour faire lever et repartir les Chinois. Déjeuner au thé bouillant que le petit Toum fabrique. Et puis nous voulons aller à terre, marcher sur la berge bien vite, pour nous réchauffer. David, alors, glisse sur le rebord de la jonque couvert d'une couche de glace et tombe dans le fleuve. Il faut l'essuyer, le réchauffer, l'habiller de la tête aux pieds dans des vêtements à moi, et je n'en ai que d'uniforme. Alors le voilà dans la joie et le fou rire, de se trouver en capitaine de frégate.

Enfin je saute à terre, dans la hâte de marcher et de courir. Horreur ! A un détour du sentier de halage, je manque marcher sur quelque chose qui git, en forme de croix : un cadavre, nu, aux chairs grisâtres, couché sur le ventre, les bras étendus, à demi enfoui dans la vase dont il a pris la couleur ; les chiens ou les corbeaux l'ont scalpé ; le crâne apparaît tout blanc et la chevelure n'y est plus.

Le vent est glacé, mais sec et vivifiant, la lumière magnifique, le soleil donnant l'illusion d'été. Et, dans l'éternel petit sentier qui mène à Pékin, sur la gelée blanche, entre les sorghos et le fleuve, on marche, on marche, sans fatigue et avec une envie de courir en avant des Chinois penchés sur la cordelle qui traîne la maison flottante. Il y a des arbres maintenant sur les rives, des espèces de saules aux feuilles d'un vert intense, inconnus chez nous. Il y a des jardins aussi, jardins à l'abandon, autour de villages en ruines ; nos cinq Chinois y courent en maraude, prendre des légumes pour leur repas. David, dans une maison en ruines, trouve des piquets de fleurs artificielles chinoises, qu'il apporte pour décorer le petit logis. On s'habitue à cette vie de la jonque, à ces petits repas dans le sarcophage, où l'on mange avec un appétit extrême, après tant de plein air et tant de vent.

Vers le soir, les montagnes de Pékin, en petite découpure extra-lointaine, commençent de se dessiner sur l'horizon. Mais le crépuscule de ce second jour a je ne sais quoi de pariculièrement lugubre. Le fleuve sinueux, tout en détours de labyrinthe, s'est resserré encore et semble n'être plus qu'un ruisseau entre les deux silencieuses rives. Le ciel s'éteint dans des nuances froides et mortes de soir d'hiver. Tout ce qui reste de lueurs est sur l'eau qui reflète en miroir glacé les hauts herbages, les sorghos des rives et quelques silhouettes d'arbres déjà toutes noires. Ce isolement immensce, cet enveloppement de la nuit dans un lieu quelconque de ce pays des morts, ces derniers reflets des roseaux les plus proches et ces ténèbres des lointains confus et inconnus, - tout cela serait pour glacer le coeur des plus braves. Et vite il faut redescendre dans le petit logis de nattes, à la lueur du fanal chinois, se réchauffer, s'égayer et oublier, si l'on peut, avec des cigarettes et du thé bouillant que Toum prépare.

Vers 9 heures du soir, comme nous venions de dépasser un groupe de jonques purement chinoises, jonques de maraudeurs, vraisemblablement, des cris de détresse et de mort tout à coup, d'horribles cris... Toum, qui écoute ce que ces gens disent, explique qu'ils veulent assommer et noyer un vieux parce qu'il a volé du riz. Nous ne sommes pas en nombre et d'ailleurs pas assez sûrs de nos gens pour intervenir. Dans leur direction nous tirons des coups de fusil en l'air, et soudainement le silence se fait. Nuit tranquille, amarrés n'importe où dans les roseaux. Grand froid. Quelques coups de fusil au loin, mais on s'y habitue et on se rendort.

Mercredi 17 octobre. – Réveil pour aller courir sur la berge, dans la gelée blanche, au beau soleil clair. Vers 10 heures, ayant voulu prendre un raccourci, avec David, pour aller rejoindre plus loin la jonque, obligés de suivre un long détour du fleuve, nous traversons les ruines d'un hameau où gisent d'affreux cadavres tordus. Et bientôt nous voici égarés et anxieux, au milieu des éternels sorghos, ne retrouvant plus le chemin, ni la jonque, ni le fleuve.

Vers 1 heure après-midi, Tong-Tchéou, « Ville-de-la-Pureté-Céleste » apparaît au loin devant nous : grands remparts, miradors, tour étonnament haute et frêle, de silhouette très chinois, à vingt toitures superposées.

Des cadavres de bestiaux, morts de la peste bovine, passent à côté de nous au fil de l'eau, le ventre

gonflé, répandant une horrible odeur. Et, d'une jonque échouée, sort un long bras de mort, aux chairs pourries. On a dû violer aussi par là des cimetières, car il y a, sur la vase des berges, des cercueils éventrés vomissant leurs ossements et leurs pourritures.
Ville immense que Tong-Tchéou, occupant deux ou trois kilomètres de rivage. Ville fantôme, bien entendu. En s'approchant, on s'aperçoit vite que tout est en ruines et en décombres. Le long du fleuve, devant les grands murs crénelés c'est, en petit, l'agitation de Takou et de Tien-Tsin, compliquée de quelques centaines de chameaux mongols, accroupis dans la poussière. Rien que des soldats, des envahisseurs, du matériel de guerre. Et tous les pavillons d'Europe flottant sur les campements et les jonques. Des cosaques, très ivres, essaient des chevaux capturés, vont et viennent au triple galop, comme des fous, avec des cris de brutes sauvages. Le vent glacé, qui promène l'infecte poussière, tourmente ces pavillons plantés partout qui donnent un air ironique de fête à cette désolation.
Je cherche où sont les pavillons de France pour arrêter ma jonque devant ce quartier et me rendre au « gîte d'étape », toucher nos rations de campagne, réquisitionner pour demain des charrettes et des chevaux de selle. Des zouaves qui sont là, quand je mets le pied sur le funèbre bord, parmi des détritus et des puanteurs sans nom, m'indiquent qu'il faut entrer par la grande porte des remparts, tourner à gauche, etc... puis finalement viennent me conduire.
Dans cette porte, percée dans l'épaisseur des murs noirs, un parc à boeufs pour la nourriture des soldats ; il y en a trois ou quatre par terre, crevés de la peste boine, et on vient les tirer par la queue pour les jeter dans le fleuve, au rendez-vous général des carcasses. Les massives portes franchies, nous trouvons une rue où s'empressent à divers travaux des soldats de chez nous, dans une épaisse poussière et une odeur de cadavres. Les maisons, aux portes et aux fenêtre brisées, laissent voir leur intérieur lamentable où tout est en lambeaux, saccagé à plaisir. Et tout de suite nous trouvons le logis des officiers, du colonel, sous les toits réparés en hâte, parmi des chinoiseries dépareillées, réunies par les soldats.
Quand tout est convenu ; le départ fixé à demain matin au lever du jour, les charrettes et les chevaux demandés pour nous attendre à 6 heures sur la berge en face de notre jonque ; je pars, profitant de ce qui reste de jour, me promener dans les ruines, escorté d'Osman, David et Toum, toutes les armes chargées. A mesure qu'on s'éloigne du quartier où la présence de nos soldats entretient un peu de vie, l'horreur augmente, avec la solitude et le silence.
D'abord le quartier des marchands de porcelaine, des grands entrepôts où se vendaient les potiches de Canton. Le long d'une rue, qui devait être belle à en juger par des restes de devantures sculptées et dorées, nous entrons dans des magasin béants, marchant sur des monceaux de cassons. Ici, c'est l'oeuvre des Russes. Et il a fallu s'acharner des journées entières, à coups de crosse, pour piler si menu toutes ces choses. Les potiches, assemblées ici par milliers, les plats, les assiettes, les tasses tout cela est concassé, broyé, avec des débris humains et des chevelures. Nous pénétrons jusqu'au fond de ces entrepôts, dans des cours intérieures particulièrement lugubres, entre leurs vieux murs. Dans une de ces cours un chien galeux s'escrime à tirer, tirer quelque chose de dessous un morceau de cassons ; le cadavre d'un enfant dont la tête a été fracassée d'un coup de crosse (les Russes en ont tué ainsi par centaines). Et le chien commence de lui manger les jambes.
Personne, naturellement dans les longues rues de cette ville de morts. Des corbeaux qui croassent dans le silence. D'affreux chiens repus de cadavres, qui s'enfuient devant nous la queue basse. De loin en loin, quelques rôdeurs chinois de mauvais aspect : gens qui cherchent encore à piller dans les ruines, ou pauvres dépossédés, échappés au massacre, qui viennent peureusement voir ce qu'on a fait de leur logis. Le soleil est déjà très bas, le froid augmente, les maisons vides d'emplissent d'ombre.
Toujours très profondes ces maisons, avec des recoins, des petits cours, des petits bassins, des jardinets mélancoliques. Quand on a franchi le seuil, que gardent des petits monstres en granit usés par le frottement des mains, on s'enfonce dans des détours sans fin. Et les détails intimes de la vie chinoise se révèlent, gentils et touchants, dans l'arrangement des pots de fleurs, des plates-bandes, des petites galeries où courent des liserons. Ici, une cage pendue appartenais sans dout à quelque enfant dont on aura tracassé la tête ; l'oiseau y est encore, mort de faim et desséché dans un coin. Et tout est saccagé, les meubles éventrés, le contenu des tiroirs, les papiers épandus par terre, avec des vêtements marqué de larges taches rouges, avec des tout petits souliers de dame, barbouillé de sang. Et ça et là, des bras, des james, des têtes coupées, des chevelures.
En certains de ces jardinets, les plantes continuent gaiement de fleurir, débordant dans les allées, parmi les débris humains. Sur une tonnelle, où se cache un cadavre de femme, des volubilis roses sont délicatement fleuris en guirlande, encore fleuris à cette heure tardive du soir et malgré le grand froid des nuits, ce qui dérout nos idées d'Europe sur les volubilis.
En dehors des grandes voies, les petites rues latérales, contournées aboutissant à des murs, sont les plus lugubres à voir, au crépuscule et au chant des corbeaux, avec ces têtes de morts à longue queue qui roulent ça et là dans la poussière.

Au fond d'une maison, dans un recoin, dans une soupente, quelque chose remue. Deux femmes, tapies là, cachées. Elles s'affolent dans la terreur de nous voir, tremblant, criant, joignant les mains pour demander grâce. L'une jeune, l'autre un peu vieille, se ressemblent toutes deux sans doute la mère et la fille. Elles attendaient de nous les pires choses et la mort.
Autre maison, maison de riches, avec un grand luxe de pots de fleurs en porcelaine dans les jardinets. Au fond d'un apparement déjà sombre – car la nuit vient – mais pas trop saccagé, avec des meubles encore intacts et de beaux fauteuils sculptés, David, tout à coup, se recule avec horreur de quelque chose qui sort d'un seau posé à terre : deux cuisses décharnées. La moitié inférieure d'une femme posée dans ce seau les jambes en l'air, la maîtresse de ce beau logis probablement. Le torse a disparu, mais la tête, la voici, c'est ce paquet noir aux mèches ébouriffées, sous ce fauteuil, à côté d'un chat crevé.
Nous étions allés loin dans cette ville, dont l'horreur et le silence à présent nous glacent, dans la nuit qui vient. Et nous retournons bon pas, sur les cassons et les débris, vers le quartier où les soldats ont ramené de la vie. Nous les trouvons en train de faire leurs cuisines du soir, sur des feux clairs, en brûlant des tables ou des fauteuils. Sur le quai, près du magasin où nous touchons nos vivres de route, il y a une cantine improvisée par un Italien, où l'on vend des choses à griser les soldats. Nous y achetons des vins et des liqueurs, ayant besoin de nous réchauffer et de nous égayer ce soir, dans notre logis de nattes, dans notre jonque amarrée à la berge, parmi les horribles détritus, sous le froid et la nuit qui commence.
David, au dessert, nous conte que son escadron, à Tien-Tsin, est campé près d'un cimetière chinois et que ses camarades – des soldats de chez nous – passent leur temps à fouiller sous les tombes, pour prendre l'argent qu l'on met, en ce pays, à côté des morts, et qu'ils se servent du bois des cercueils pour faire la cuisine : « Moi je ne trouve pas ça bien, dit-il ; ç'a beau être des Chinois, il faut laisser les morts tranquilles. Et puis ça me dégoûte, ils coupent notre viande sur ces planches-là. Je leur dis : au moins, coupez sur le côté qui est au dehors, pas sur le côté du dedans qui a touché le mort. »
Le lendemain matin, quand nous nous éveillons avant jour, nos chevaux et nos charrettes sont là. Sur le sinistre bord, des Mongols, parmi leurs chameaux, sont accroupis autour de feux qui ont brûlé toute la nuit dans la poussière.

6e partie : A Pékin

Jeudi 18 octobre. — Dernière étape, à cheval. Départ avant jour de notre jonque, devant Tong-Tchéou. Longue route monotone, par un matin sombre et froid, à travers des villages saccagés d'aspect lamentable, à travers des champs de maïs et de sorghos brûlés par les premières gelées. Une petite pluie fine, rendant plus tristes les choses.

Par moments, on dirait nos campagnes en automne si, de temps à autre, de grandes stèles en granit posées sur d'énormes tortues étranges ne venaient rappeler la Chine. Et puis, des tombeaux et des tombeaux, les uns dans des bois funéraires d'arbres sombres. Sur cette route que nous suivons, des convois de troupes, d'ambulances, de toutes les nations. Des pillards dans les ruines des villages.

Dix heures. Un détour pour voir en passant le mausolée d'une impératrice. C'est au bord d'un étang qui est une macération de cadavres, avec des têtes de mort surgissant çà et là des roseaux, un bois d'arbres sombres, un portique et une avenue de stèles de marbre blanc.

La pluie fine tombe. Les lotus, fripés par la gelée, retombent sur l'eau froide.

Encore une demi-heure et, tout à coup, de derrière les arbres, la muraille de Pékin apparaît, chose géante, d'aspect babylonien, muraille noire, de plus de quarante kilomètres. Jamais chose plus lugubre et en même temps plus surhumaine ne m'était apparue, dans le grand silence et la lumière grise d'un matin bnmieux d'automne. C'est haut dans le ciel, haut comme une cathédrale, et cela s'en va à perte de vue, cette muraille noire, flanquée d'énormes bastions carrés. Sur chaque créneau un corbeau croasse à la mort. Pas un passant aux abords de cette ville, personne. Au pied des murs, une zone de terrain grisâtre, ravinée, poussiéreuse, sinistre, avec des lambeaux de vêtements qui traînent, des os et des crânes.

Et nous nous avançons en silence, sous l'oppression de ce Pékin jamais vu, dont le nom seul est pour imposer et qui vient de faire audessus de nos têtes cette apparition déconcertante et soudaine.

Maintenant, de là-bas devant nous, d'une percée dans la muraille colossale et noire, d'une porte, commence de couler vers nous une caravane mongole — dans ce même silence toujours où les corbeaux crocissent à la mort. A la file incessante, les chameaux monstrueux, tout en fourrure, avec d'énormes manchons aux pattes, des crinières comme des lions, défilent lentement et sans fin le long de nos chevaux qui s'effarent ; leurs pieds s'enfoncent dans la poussière noire qui assourdit leurs pas et le silence n'est pas rompu par leur marche. Les quelques Mongols qui les mènent, figures cruelles et lointaines, nous jettent à la dérobée un regard hostile. La caravane est passée, sans un bruit, aperçue à travers un voile de pluie fine et de poussière noire, comme une caravane fantôme. Et nous nous retrouvons seuls, sous la muraille prodigieuse, infinie, du haut de laquelle les corbeaux nous regardent.

Enfin les portes, épaisses comme des tunnels, doubles, triples, se contournant sous les lourdes et puissantes maçonneries, portes surmontées de donjons à meurtrières qui ont cinq étages de toitures courbes, qui sont des choses colossales et noires, posées sur la muraille noire.

Nos chevaux enfoncent profondément dans la poussière que le vent glacé promène en tourbillons aveuglants, malgré la petite pluie, la neige fondue qui fouette le visage.

Et nous entrons dans les ruines, dans le pays des décombres et de la cendre. Quelques mendiants dépenaillés, grelottant sous des loques bleues et d'affreux chiens engraissés de cadavres. Des ruines et des ruines. De longues rues, encore tracées parmi les éboulements de murs et les débris avec, de distance en distance, des restes de barricades qui étaient faites de briques grises amoncelées. Toujours des petites briques grises, des myriades de petites briques grises. C'est avec ces matériaux presque uniques que Pékin était bâtie ; ville de maisons basses, n'ayant jamais qu'un rez-de-chaussée et qui étaient revêtues de boiseries sculptées et dorées ; ville qui laisse un champ infini de lamentables petites ruines, à présent que le feu a passé, et la mitraille, émiettant toutes choses, ajoutant au gris des petites briques éboulées le gris monotone des cendres.

Voici que nous entrons dans la rue des Légations, le quartier des Européens, sur lequel on s'est le plus acharné. Tout est en ruines, il va sans dire ; il ne reste plus que des pans de murs et, de droite et de gauche, par des échappées, on perçoit qu'au loin tout est pareil amas de décombres, de petites briques grises et de poutres calcinées. Mais les pavillons d'Europe flottent ici partout et il y a dans cette rue un continuel va-et- vient d'uniformes, soldats, officiers, cavaliers de toute arme et de toute couleur.

Le pavillon de France et l'entrée de ce qui fut notre légation, avec deux monstres de marbre blanc ainsi qu'il est d'étiquette devant tous les palais de la Chine. Des soldats de chez nous gardent cette porte que je franchis avec recueillement, au souvenir des héroïsmes qui l'ont si
longtemps défendue.

Je mets pied à terre dans une première cour, parmi des débris de toute sorte et des ruines. Les murs de cette cour sont tellement criblés de balles que l'on dirait une gageure, un amusement ; ils ressemblent à des écumoires.

A ma gauche, la maison du chancelier où s'étaient réfugiés les braves défenseurs du lieu parce qu'elle était plus abritée. Elle n'est pas détruite et c'est là que l'on a offert de me recueillir.

A ma droite, la légation proprement dite que des mines chinoises ont anéantie ; il n'en reste plus que quelques pans de murs et un immense turaulus de décombres.
Devant moi, le jardin, où dorment, ensevelis en hâte, sous des grêles de balles, ceux de nos braves matelots qui furent fauchés pendant le siège. Les arbres, qui s'effeuillent au vent glacé, sont déchiquetés par la mitraille. Et, sous le ciel bas et lugubre, des flocons de neige passent en fouettant... Il faut se découvrir, en traversant ce petit bois étrange, car on ne sait pas sur qui l'on marche ; les places qui seront marquées bientôt, je n'en doute pas, n'ont pu l'être encore ; on n'est pas sûr, en passant, de n'avoir pas sous les pieds quelqu'un de ces morts qui mériteraient tant de couronnes.
La maison du chancelier, presque épargnée, un peu par miracle, c'est là que les défenseurs habitaient pêle-mêle et dormaient par terre, diminués de jour en jour par les balles, vivant sous la menace incessante de la mort. Ils étaient là, une cinquantaine de matelots avec un officier, le lieutenant de vaisseau Darcy, et un aspirant, qui dort à présent dans la terre du jardin, frappé d'une balle en plein front. Quelques volontaires s'étaient joints à eux, qui faisaient le coup de feu dans leurs rangs, sur les petites barricades ou sur les toits. Et deux étrangers, M. et Mme de Rosthorn, de la Légation d'Autriche.
L'horreur de ce siège, c'est qu'il n'y avait à espérer aucune merci si l'on se rendait à bout de forces et à bout de vivres : c'était la mort, et la mort avec d'atroces raffinements chinois pour prolonger des paroxysmes de souffrance.
Aucun espoir de s'évader non plus, par quelque sortie suprême ; on était au milieu des grouillements d'une immense ville, on était enclavé dans un dédale de petites bâtisses sournoises, abritant une fourmilière d'ennemis, le tout emmuré dans le colossal rempart noir de Pékin.
C'était pendant la période torride de l'été chinois. Le plus souvent, il fallait se battre quand on mourait de soif, quand on était aveuglé de poussière, sous un soleil aussi destructeur que les balles, et dans l'incessante et fade infection des cadavres.
Et une femme était là, avec eux, élégante et jeune, cette Mme de Rosthorn, cette Autrichienne à qui il faudrait donner une de nos plus belles croix françaises. Seule, au milieu de ces hommes en détresse, elle soutenait les coeurs par son inaltérable gaieté de bon aloi, elle soignait les blessés, leur préparant des plats de ses propres mains. Et puis s'en allait charrier des briques et du sable pour les barricades.
Autour des assiégés, le cercle se resserrait de jour en jour, à mesure que leurs rangs s'éclaircissaient et que la terre du jardin s'emplissait de morts. Ils perdaient du terrain pied à pied, disputant à l'ennemi qui était légion, le moindre pan de mur, le moindre tas de briques. Et quand on les voit, leurs petites barricades de rien du tout, faites en hâte la nuit, et que cinq ou six de nos matelots réussissaient à défendre (on n'en pouvait plus mettre davantage) il semble vraiment qu'à tout cela un peu de surnaturel se soit mêlé. Quand, avec l'un des défenseurs du lieu, je me promène sous ce ciel sombre, écoutant ses explications de témoin, et qu'il me dit : là, au pied de ce petit mur, nous les avons tenus tant de jours ; là, devant cette petite barricade, nous avons résisté une semaine — cela semble un conte héroïque et merveilleux.
Oh ! leur dernier retranchement. C'est là, tout à côté de la maison, dans ce jardin (qui n'est plus qu'une steppe de terre grise, piétinée dans les perpétuels petits combats à bout portant, retournée pour les trous où l'on j était les morts) , c'est là, à quelques pas du kiosque de la musique, un petit fossé creusé en hâte la nuit avec, sur la berge, un amas de sacs de terre et de sable : tout ce qu'ils avaient pour barrer le passage aux meurtriers et aux tortionnaires qui leur grimaçaient la mort, à six mètres à peine, derrière des pans de murs. Et ces si.x mètres, ce « terrain contesté », était précisément le petit cimetière pour lequel on tremblait, car c'est une habitude chinoise de déterrer et de violer les morts ; c'était le point où l'on avait, le plus longtemps possible, enterré ceux que l'on perdait chaque jour. Oh ! l'étrange petit cimetière, avec ses bosses de terre grise, ses arbustes fracassés, hachés par les balles. On y enterrait encore sous le feu à bout portant des Chinois, et un vieux prêtre à barbe blanche — devenu depuis un martyr dont la tête fut promenée par les rues — disait tranquillement sur les tombes les prières des morts, malgré tout ce qui sifflait dans l'air autour de lui, et fouettait, et cassait les branches.
S'ils avaient franchi ce petit cimetière, les Chinois, et escaladé le pauvre petit retranchement suprême en sacs de sable cousus dans des rideaux, pour tous ceux qui étaient là, c'était l'horrible mort avec des rires, les ongles arrachés, les pieds tenaillés, et la tête ensuite promenée en musique avec des danses.
Elle restait là quand même, la gentille étrangère, qui aurait si bien pu s'abriter ailleurs, à la Légation d'Angleterre par exemple, où s'étaient réfugiés la plupart des ministres avec leurs familles, au centre même du quartier défendu par quelques poignées de braves. Mais non, elle restait là, en ce point brûlant qu'était la Légation de France — d'ailleurs la clef et la pierre d'angle de tout le quadrilatère européen, et dont la perte eût amené le désastre général.
On les attaquait de tous les côtés et de toutes les manières, avec des cris et des fracas soudains de trompes et de tambours, souvent aux heures les plus imprévues de la nuit. Ils entendaient parfois des

milliers d'hommes hurler à la mort — et il faut avoir entendu hurler des gosiers de Chinois pour connaître ces voix qui glacent. Et des gongs rassemblés sous les murs leur faisaient un bruit de tonnerre.
Parfois, d'un trou soudainement percé dans un mur, sortait sans bruit et s'allongeait une perche de vingt ou trente pieds, avec du feu au bout, de l'étoupe et du pétrole enflammés, et cela venait s'appuyer contre les toits, pour allumer sournoisement des incendies. Et c'est ainsi qu'une nuit furent brûlées les écuries de la Légation.
On les attaquait aussi en dessous ; ils entendaient des coups sourds frappés dans la terre et comprenaient qu'on les minait, que les tortionnaires allaient surgir du sol, ou plutôt les faire sauter. Et il fallait, coûte que coûte, creuser aussi, tenter d'établir des contre-mines pour conjurer ce péril souterrain. Un jour cependant, vers midi, en deux terribles détonations qui soulevaient des trombes de plâtras et de poussière, la Légation de France sauta, ensevelissant sous ses décombres le lieutenant de vaisseau qui commandait la défense et un groupe de ses marins. Et cependant ce ne fut pas la fin encore ; ils sortirent de toute cette cendre où ils étaient jusqu'aux épaules — excepté deux, deux braves matelots qui ne reparurent jamais — et la défense continua encore durant plusieurs jours.
Une fois, ils virent, avec leurs longues-vues, afficher un édit de l'Impératrice ordonnant de cesser le feu sur les étrangers (ce qu'ils ne virent pas, c'est que les hommes chargés de l'affichage étaient écharpés par la foule). Une sorte d'accalmie, d'armistice, s'ensuivit quand même, on les attaqua avec moins de violence. Ils voyaient aussi des incendies partout dans la grande ville chinoise. Ils entendaient des fusillades, des canonnades et de longs cris. Des espions venaient parfois leur donner des renseignements, toujours faux d'ailleurs et contradictoires, sur cette armée de secours qu'ils attendaient d'heure en heure avec une croissante angoisse. On leur disait : elle est ici, elle est là ; elle avance, ou bien : elle a été battue et elle recule. Et toujours elle ne paraissait pas. Que faisait donc l'Europe ? Est-ce qu'on les abandonnait ? Et ils continuaient désespérément de se défendre, dans un espace de plus en plus restreint, enserrés par l'horrible mort et la torture chinoise.
Il fallait économiser sur toutes choses — en particulier sur les balles. Et quand on capturait des Boxeurs, des incendiaires, au lieu de les fusiller on leur fracassait le crâne à bout portant avec un revolver.
Un jour enfin, leurs oreilles, toujours tendues au bruit des batailles du dehors, perçurent une canonnade continue, sourde et profonde, en dehors des murs de Pékin, en dehors de ces grands murs noirs dont ils apercevaient au loin les créneaux et qui les enfermaient comme dans un cercle dantesque. On bombardait Pékin ! Ce ne pouvait être que les armées d'Europe, venues à leur secours. Cependant une dernière épouvante troublait encore leur joie. Est-ce que les Chinois n'allaient pas tenter contre eux un suprême assaut, pour les anéantir avant l'entrée des troupes alliées ? En effet, on les attaqua furieusement ce jour-là ; mais ils résistèrent. Et tout à coup, plus personne autour d'eux sur les barricades chinoises ; leurs ennemis étaient en fuite, et les alliés entraient dans la ville.

7e partie : Dans la Ville Impériale

Dans cette maison du chancelier où je reçois l'hospitalité, on a bouché les brèches des murs.

On me donne une chambre où les plâtriers travaillent encore et où les murs frais répandent une humidité glacée. Rien, là-dedans, Osman et David étendent à terre nos petits matelas et nos couvertures de la jonque, organisent des tables avec des planches. Et, dans ce gîte misérible et mouillé, nous regardons tomber le crépuscule et la neige.

Quant à M. Picbon, le ministre de France, auprès duquel j'ai une mission à remplir, il est à la Légation d'Espagne, moins détruite que celle-ci ; mais il a la fièvre, typhoïde — épidémique à Pékin à cause de l’eau empoisonnée — impossible de le voir, et mon séjour dans ce cite de misère menace de durer.

Pendant le souper, que je prends avec les membres de la Légation, sans feu, grelottant de froid, on m'annonce qu'une surprise m'est réservée au dessert. La surprise c'est Cluzeau, aide-de-camp du général Voyron, commandant le corps expéditionnaire de France, qui vient me faire la communication suivante :

Le général, qui repart demain matin pour Tïen-Tsin, a l'intention et s'installer pour l'hiver dans l'inacessible Ville Impériale, à quelques kilomètres d'ici, dans un des palais de l'Impératrice. Et il m'offre d'aller avec Cluzeau m'installer là, en son absence et lui préparer ses appartements, C'est au milieu d'un désarroi de choses merveilleuses et on pourra faire du pillage

Vendredi 19 octobre. — Nous nous éveillons mouillés et gelés, dans le triste logis de pauvre.

Visite le matin au général qui part à 10 heures pour Tien-Tsin. Il est convenu que j'irai demain m'installer dans le palais impérial, avec mes compagnons de route.

Dans l'après-midi nous allons au Temple du Ciel. C'est à trois kilomètres d'ici, au milieu d'un parc d'arbres séculaires, muré de doubles murs. Les empereurs y venaient une fois l'an, s'enfermer pour les purifications préparatoires et finalement pour un sacrifice solennel. Jusqu'à ces jours de désastre, les Européens, bien entendu, n'y entraient jamais surtout depuis qu'un touriste américain, homme de haute éducation, qui s'y était faufilé, avait fait ses ordures sur l’autel.

Il faut, pour aller là, sortir d'abord de la ville tartare où nous sommes, franchir de terribles murs intérieurs et des séries de gigantesques portes et pénétrer dans la ville chinoise.

La ville chinoise, lorsqu 'elle se découvre au sortir de ces remparts, présente d'abord une sorte d'avenue immense et droite, une chaussée de deux kilomètres de long aboutissant à une autre porte monumentale qui apparaît là-bas, surmontée de son donjon à toiture cornue et percée dans cette muraille babylonienne qui est la fortification extérieure de Pékin. Des deux côtés de l'avenue s’alignent les maisons basses toujours sans étage, les façades, les corniches revêtues de boiseries étrangement sculptées et dorées, d'où s'élancent comme chez nous des gargouilles, des rangées de dragons d'or. A travers un nuage de poussière, et un poudroiement de soleil on voit jusque dans le lointain des dorures briller. Sur la chaussée large où l'on piétine dans l'épaisse poussière, c'est un continuel défilé de cavaliers et de caravanes. Les monstrueux chameaux mongols, semblables à des moutons géants, tout laineux et roux, attachés à la queue leu len, lents et solennels, coulent incessants comme un fleuve, soulevant la poussière en nuages noirs. Ils s'en vont, très loin peut-être, jusqu’au fond des déserts confinant à la Sibérie, emportant, de la même allure infatigable et lente, des milliers de ballots de marchandises, agissant à la manière des canaux et des rivières qui charrient lentement, à travers des espaces immenses, les chalands et les jonques. Ils souèvent tant de poussière lourde qu'on ne voit, au-dessus du nuage incessant qu'ils font, que leurs dos et leurs têtes se préciser ; leurs jambes, comme la base des maisons, comme les robes des passants, tout cela est confus et noyé, déformé et imprécis. Et l'or des façades ne commence à briller très nettement qu'à la hauteur des extravagantes corniches. On dirait une ville de féerie et de rêve, n'ayant pas de base, posant sur un nuage où s'agitent des moutons inoffensifs et géants chargés de clochettes. Et la lumière est si belle, l'air si pur, au-dessus de cette poussière invraisemblable, qu l'on voit sur le ciel se détacher avec une précision absolue les découpures étincelantes qui couronnent les maisons, les centaines de chimères d'or élancés en gargouilles, les centaines de stèles en bois doré, chargées de caractères étranges, stèles noires et or, deux fois plus hautes que les maisons, piquant le ciel de leurs pointes et supportant des emblèmes bizarres, des diableries, des chimères. Et plus haut que les stèles et que les maisons, traversent en plein ciel, au-dessus de l'avenue fantastique, des arcs de triomphe de proportions colossales, en bois découpé, laqué, doré, dont la base sort confusément du grouillement et du nuage mais qui dessinent en haut leurs cornes et leurs monstres avec une impitoyable netteté. Pékin, les jours de sécheresse, de vent et de soleil, retrouve dans l'éternelle poussière de ses steppes et de ses ruines, dans le nuage de cendre qui masque son délabrement et sa vermoulure. – Pékin, ville de découpures et d'excentricité où tout est griffu et cornu, retrouve encore un reflet de sa splendeur.

La grande avenue, de plus en plus en ruines, saccagée, dévastée, aboutit à un pont courbe, de marbre blanc, avec des ablustres à tête de monstres, encore superbe, sur une sorte de canal fétide où macèrent des détritus humains et des immondices. C'est le pont des mendiants, hôtes dangereux qui, avant la

prise de Pékin, se tenaient en double rangée macabre le long des balustres et rançonnaient les passants ; ils étaient une corporation redoutable, ayant un roi et quelquefois pillant à main armée, le pont est vide aujourd'hui ; depuis tant de batailles et de massacres leur toupe s'est évanouie comme un essaim de mouches chassé par le vent.
Après le pont commence une steppe, un désert, une étendue grise de deux ou trois kilomètres qui s'en va vide et désolée, jusqu'au grand rempart, là-bas, là-bas, où tout finit. Et la chaussée, à travers cette steppe, continue jusqu'à la porte, toujours là-bas, surmontée de son grand donjon noir. Pourquoi cette solitude, en plein ville ? On n'y voit même pas trace de ruines, à part quelques débris qui traînent, quelques affreux chiens en maraude, on n'y voit personne.
A droite et à gauche, très loin, de grands murs rouge sang, qui forment remparts à l'intérieur du grand rempart de Pékin, semblent enclore de grands bois. A droite, c'est le Temple de l'Agriculture ; à gauche, le Temple du Ciel où nou nous rendons, et nous nous engageons dans la steppe de terre grise. Il y a de trois kilomètres de côté, l'enclos du Temple du Ciel ; il est une des choses les plus colossales de cette ville où tout est colossal. Quand nous sommes au milieu des terrains gris, nous voyons derrière nous, en longue procession isolée, couler, couler toujours vers la porte, la suite interminable des caravanes qui s'en vont, on ne sait où, lentement, vers l'intérieur de la Chine. La porte de l'enclos jadis impénétrable est grande ouverte. C'est un bois d'arbres séculaires, saules, pins et thuyas, avec de belles allées ombreuses. Mais ce lieu, tant habitué au respect et au silence, est profané aujourd'hui par la cavalerie des 'barbares'. Quelques milliers de Sikhs – troupes anglaises de l'Inde – sont sampés là, leurs chevaux piétinant partout les pelouses pleines de détritus et d'ordures.
Il y a, comme toujours, plusieurs murs s'enfermant les uns dans les autres et, çà et là, dans le bois, des temples secondaires. Nous nous dirigeons vers le temple central qui apparaît au loin, sorte de rotonde au au toit d'émail bleu, surmonté d'une sphère d'or qui brille très haut audessus des cimes des arbres. Vers le sud du grand parc, une épaisse et infecte fumée noire ; elle s'échappe du brûle-parfum gigantesque affecté autrefois aux sacrifices sacrés. Ce sont les Anglais, gens de haute délicatesse, qui y font insinéter leur bétail mort de la peste bovine afin de fabriquer du noir animal.
La rotonde centrale, le temple même du Ciel, est posée sur une haute esplanade de marbre blanc. On y monte par des degrés très doux et par un 'sentier impérial' réservé au Fils du Ciel. C'est un plan incliné en marbre blanc fait d'un seul bloc, d'un monolithe énorme, où le dragon impérial est sculpté en bas relief, ses enroulements, ses écailles, ses griffes servant aux pas du souverain, pour les empêcher de glisser sur cet étrange sentier réservé à lui seul.
Du haut de la terrasse solitaire tristement et éternellement blanche, de l'inaltérable blancheur du marbre, on voit l'immense Pékin se déployer dans sa poussière que le soleil dore comme il dore les nuages et ça et là, de cet ensemble, qui est comme enveloppé sous les voiles de gaze, émergent plus net les grands toits vernissés des palais et des pagodes. Autour, dans les environs proches, des cimes d'arbres et un grand silence. L'herbe et les broussailles poussent entre les dalles sculptées, attestant l'antiquité de cette terrasse malgré son immaculée blancheur sur laquelle tombe un soleil chaud et clair, soleil de Pékin, apportant des surprises d'été au milieu de l'automne ou de l'hiver. La porte du temple est ouverte, gardée par un Indien à brand turban aussi dépaysé que nous-mêmes au milieu de ces ambiances chinoises. Le temple est neuf, éclatant de laques et d'or, bâti en remplacement de l'ancien qui brûla il y a quelques années. Grandes colonnes de laque rouge, tout uniment fuselées, avec des enroulements de fleurs d'or. L'autel est vide, tout est vide ; les pillards sont passés par là, il ne reste que le marbre des dalles et la laque des murs. Rentré à la fin du jour, à travers les kilomètres de grouillement et de poussière.
Couché ce soir encore dans le délabrement funèbre et l'humidité glacée, à la Légation de France.
Samedi 20 octobre. – Le matin, je vais commencer de remplir ma mission auprès du ministre de France. Il est couché, encore très malade, très déprimé, très éteint. C'est dans le voisinage, à la Légation d'Espagne non détruite qu'il reçoit l'hospitalité.
Temps noir aujourd'hui, vent glacé qui chasse des tourbillons de neige et de poussière, les deux ensemble par surcroît. Triste temps pour mon exode vers la Ville Impériale où je vais habiter.
Vers deux heures arrivent les charettes chinoises que l'on me prête pour me transporter avec mes gens et mes bagages. Petites charrettes massives et sans ressorts, jadis élégantes ; la mienne revêtue, à l'extérieur et au dedans, d'une soie gris ardoise avec applications de velours noir, aspect de corbillard. Il y aura cinq ou six kilomètres à faire, presque au pas, à cause de l'état pitoyable des rues et des ponts. Les charrettes chinoises ne ferment pas, on y est battu par le vent glacé, aveuglé par la poussière, cinglé par la neige, transit de froid jusqu'aux moelles.
D'abord les ruines, pleines de soldats, du quartier des Légations. Puis, des ruines plus solitaires, une dévastation poudreuse et grise vaguement aperçue avec des yeux brûlés par les tourbillons blancs ou noirs. Un peu partout, des pavillons des nations alliées, plantés sur des ruines ; aux principaux passages, aux portes, aux ponts, des entinelles européennes ou japonaises. Des corvées de soldats, des

voitures d'ambulance portant pavillon de la Croix-Rouge.
Enfin les grands remparts couleur sang de la Ville impériale ; nous y entrons, avec d'épouvantables cahots, non par une porte mais par une brèche que les soldats indiens de l'Angleterre ont ouverte dans le mur. Quelques grouillements chinois, gens du peuple et gens de mauvaise mine, dans des rues aux maisonnettes de bois doré avec des légions de chimères, tout cela croulant, criblé d'obus, léché par le feu, couvert de neige ou obscurci de poussière. Puis des terrains vagues, cendres grises et détritus où errent, la queue basse, d'affreux chiens engraissés de chair de cadavres.
Une autre porte, dans un autre rempart qui fermait ce désert gris, et nous entrons, paraît-il, dans la Ville impériale proprement dite (Ville Jaune). Et là, j'entre dans le mystère et l'inconnu, dans toute cette partie centrale de l'immense Pékin où jamais un Européen n'avait pénétré.
Mais ma surprise est grande, car ce n'est pas une ville mais un bois, un bois d'arbres séculaires, de mêmes essences qu'au Temple du Ciel : pins, thuyas et saules. Le grésil fouette dans leurs vieilles branches noueuses, tandis que la poussière noire, qui ne veut pas s'abattre, monte encore du sol des allées. Et des corbeaux croassent de tous côtés.
Je perçois, à travers ce qui cingle toujours mes yeux, qu'il y a de grandes montagnes boisées où d'échelonnent des kiosques de faïence ; qu'il y a çà et là sous bois de vieux palais farouches aux toits d'émail, gardés par d'horribles monstres de marbre ou de bronze. Il est immense le bois, mais comme tout cela est funèbre, hostile, inquiétant sous le ciel sombre.
Maintenant quelque chose d'immense ; une prison, une forteresse, quoi ? De doubles remparts rouge sang, avec bastions à meurtrières et fossés pleins d'herbages. Doubles remparts qui s'en vont à perte de vue... Cela c'est la 'ville violette', enfermée au sein de l'impénétrable 'ville jaune' et plus impénétrable encore, la résidence de l'Invisible, du Fils du Ciel... Mon Dieu, comme tout cela est funèbre, hostile, féroce sous le ciel sombre. [Loti15]

1900.2 Loti, Pierre. *Journal intime inédit* [ID D22432]. (2)

8e partie : Le Palais de I'Impératrice

Nous avançons toujours entre les vieux arbres dans une absolue solitude, comme si tout était mort et voici, me dit mon guide, le « Lac des Lotus » et le « Pont de marbre »... Ces deux noms, qu'on avait entendus souvent, et qui semblaient des noms de féerie, des noms désignant des choses qui ne pouvaient être vues, mais des choses dont la renommée pourtant avait transpiré à travers les farouches remparts de la « Ville murée », ces deux noms qui évoquaient pour moi des aspects de lumière et d'ardente couleur me surprennent, prononcés ici, dans ce morne désert, sous ce vent glacé.

Le « Lac des Lotus ». J'imaginais, comme l'avaient chanté les poètes chinois, une étendue toute rose, une étendue de grands calices sur l'eau. Et c'est ça, c'est ce sinistre marécage, couvert de feuilles et de roseaux fripés par les gelées. Et puis il est immense bien plus que je ne pensais, il s'en va, s'en va, vers de tristes rivages de vieux arbres et de vieilles pagodes, sous le ciel gris.

Le « Pont de marbre », en effet, ce long arceau blanc, supporté par des séries de piliers blancs, cette courbe gracieuse, ces balustres à têtes de monstres, cela répond à peu près à l'idée que j'en avais, et c'est très chinois. Mais ce lac, où sont ses calices tout roses ? De près cependant,

oui, ce sont bien des lotus ; je reconnais, roussies et mortes, leurs larges feuilles que j'ai vues si vertes aux palais d'Yeddo. Et ils devaient être fleuris à profusion, car les tiges et les calices desséchés se dressent encore au-dessus de la vase comme un champ de roseaux. On m'explique que les Alliés les ont vidés, ces lacs artificiels, pour déverser leurs eaux dans le canal de communication entre Pékin et le fleuve, afin de rétablir cette voie que les Chinois avaient desséchée de peur qu'elle ne servit aux envahisseurs d'Europe.

Ce Pont de marbre, de 150 mètres de long, enjambe le Lac des Lotus, très rétréci en cet endroit, et c'est sur l'autre rive, tout près, que je trouverai ma résidence impériale. Elle est hantée, l'entrée de ce grand pont, par deux personnages bien horribles, en robe bleue, effondrés sur la berge, deux cadavres en pleine pourriture.

Sur l'autre rive, la rive où je vais habiter, voici des murailles épaisses comme des remparts, des portiques brisés, puis des ruines et des débris, car on s'est beaucoup battu par là. Devant un vieux mur gris, des chiens crevés, un amas de loques et de détritus répandant une odeur cadavérique — toujours, partout, le désarroi et la mort — ; dans ce mur une brèche toute fraîche, gardée par deux chasseurs d'Afrique ; c'est là chez moi. Et sans doute je vais habiter encore dans les décombres et la misère.

Je descends au milieu d'une cour pleine de débris. Je suis noir de poussière, saupoudré de neige et mes dents claquent de froid. Au fond de cette cour cependant, une longue galerie vitrée, élégante, légère, intacte, dirait-on, au milieu de la destruction des abords. Et à travers les glaces on voit briller des ors, des porcelaines, des soies impériales traversées de chimères et de nuages. C'est bien un coin de palais, très caché là, et que rien ne décelait aux alentours...

Etrange, notre premier dîner au milieu de ces merveilles. A une petite table d'ébène, Cluzeau et moi, enveloppés dans nos capotes au collet remonté, grelottants de froid, servis par Osman qui tremble de tous ses membres. Une pauvre petite bougie chinoise de cire rose, plantée dans

une bouteille — bougie ramassée par là dans les débris d'un autel d'ancêtres — nous éclaire à grand'peine, tourmentée par le vent. Nos assiettes, nos plats sont des porcelaines inestimables jaune impérial, marquées au chiffre de l'Empereur Kouang-Si qui fut contemporain de Louis XV. Notre vin de ration, notre eau trouble — bouillie et rebouillie par peur des cadavres qu'on a jetés dans tous les puits pour les empoisonner — sont dans d'affreuses bouteilles qui ont pour bouchon des navets taillés au couteau. La scène se passe dans une galerie d'une longueur à n'en plus finir, dont les lointains sont dans le noir mystérieux et où s'esquissent vaguement des splendeurs de mille et une nuits. Nos pieds glacés posent sur des tapis impériaux jaunes, à haute laine, où s'enroulent les dragons à cinq griffes. A côté de nous brillent doucement, à la lueur de notre pauvre petite bougie finissante, des vases de dix mille francs, des écrans fantastiques, des trônes, des monstres, des choses dont la magnificence étrange n'a plus de prix. Et nous sommes pleins de poussière, traînés, crottés, l'air de grossiers barbares, intrus chez des fées.

La longue galerie, dont on ne voit pas les extrémités, a des glaces de chaque côté jusqu'à hauteur d'homme et ces choses frêles sont seules à nous séparer du grand noir sinistre, plein de ruines et de cadavres, qui nous environne. Au-dessus des glaces c'est, suivant l'usage chinois, une série de châssis garnis de papier de riz qui sont déchirés de toutes parts et à travers lesquels nous arrivent, comme en plein vent, tous les souffles glacés de la nuit.

Notre maigre ration de soldat avalée, notre thé bu dans des porcelaines de musée, nous n'avons pas le courage de rester pour l'heure de la cigarette, tant ce froid nous glace jusqu'aux os. Nous préférons nous séparer pour aller dormir. Cluzeau, qui a pris possession de ce lieu deux jours avant moi, me mène dans la chambre qu'il me destine. C'est au rez-de-chaussée, bien entendu, puisque les constructions chinoises n'ont jamais d'étage. J'ai, pour me séparer de la nuit extérieure, des glaces,

comme dans la galerie du dîner, de très légers stores de soie blanche et des châssis de papier de riz crevés par le vent. Quant à la porte, toute vitrée, je
l'attacherai avec une ficelle car elle n'a plus de loquet.
J'ai par terre d'admirables tapis jaunes. J'ai un grand lit impérial d'ébène sculptée avec des matelas de soie et d'or. Demain j'irai dans les réserves de l'Impératrice choisir les bibelots qui plairont à ma fantaisie pour décorer mon appartement. Cluzeau éprouve le besoin de m'assurer
que les portes des murs extérieurs et la brèche par où je suis entré sont bien gardées par des factionnaires. Il s'en va dormir dans son logis, sous la garde de ses ordonnances, à l'autre bout du palais. Je fais coucher près de moi Osman et David. Nous nous endormons en tremblant de
froid dans les belles soies de l'Impératrice, entendant le vent d'hiver qui tourmente et déchire nos carreaux en papier de riz.
Et dans un demi-sommeil, au milieu de la nuit, nous entendons, de temps à autre, des fusillades espacées, sinistres dans le lointain.
Dimanche 21 octobre. — Changement à vue. Au réveil le soleil rayonne, chauffe comme un soleil d'été. Et toute cette magnificence, un peu bouleversée, s'éclaire d'une lumière d'Orient.
Et c'est amusant d'aller à la découverte dans le dédale de ce palais caché, très bas dans un lieu bas, dissimulé derrière des murs et des arbres. Il est un assemblage de très longues galeries droites, vitrées des deux côtés comme des serres, avec des boiseries d'une légèreté extrême.
Elles forment, ces galeries, comme des damiers de cours intérieures plantées d'arbustes et de bosquets ; on voit à travers et on voit en passant les merveilles d'art qu'elles contiennent ; elles ne sont défendues par rien, et on sent que toutes ces frêles choses sont construites dans un lieu tellement impénétrable, gardé par tant de remparts, que l'on considérait qu'il était inviolable et qu'on n'avait rien à y craindre. Il y a des alignements de grands vases de faïence contenant des arbustes, grenadiers et lauriers, que l'on devait rentrer l'hiver. Il y a des plates-bandes de zinnias à moitié morts de sécheresse depuis que l'étrange dame est en fuite et que l'on n'arrose plus. A mesure que l'on s'éloigne vers le bois — et sous le bois, pourrait-on dire — les logements, les galeries deviennent plus modestes : habitations de mandarins, d'intendants, de jardiniers, de domestiques. Il y a des jardins entourés de murs où l'on accède par des portes de marbre bizarrement sculptées et qui sont remplis de petits bassins, de prétentieuses et étranges rocailles. Il y a des jardins potagers aussi, car c'est un village, une ville, tout un monde. On y cultivait des kakis, des raisins, des aubergines et quantité de citrouilles bizarrement déprimées pour faire des gourdes. Il y avait des petits pavillons pour la culture des vers à soie (qui est en Chine un passe-temps princier) et des petits kiosques pour les graines potagères, chaque espèce de graine contenue dans des jarres de vieille porcelaine avec dragons impériaux qui seraient des pièces de musée.
Le plus imprévu, dans cet ensemble, c'est une église gothique avec ses deux clochers, un presbytère et une école, choses bâties jadis par les missionnaires, dans des proportions grandioses. L'Impératrice qui, en quittant la régence, désirait bâtir là ce palais et étendre les dépendances de la Ville Impériale, avait échangé tout cela aux évêques contre des terrains plus vastes situés plus loin, contre une église plus grande et plus belle (contre ce nouveau Peh-Tang où les missionnaires et quelques milliers de chrétiens ont subi cet été les horreurs d'un siège de quatre mois). Et elle avait, cette Impératrice, en femme d'ordre, utilisé cette église et ses dépendances pour y déposer, dans quelques milliers de caisses, ses trésors de toute sorte. Et on n'imagine pas ce qu'il peut y avoir de choses étranges dans les réserves d'une Impératrice de Chine.
Avant nous, les Japonais, très pillards et destructeurs, ont campé dans ce labyrinthe de palais ; ensuite, sont venus les Cosaques, puis les Allemands qui nous ont précédés. Et on a déjà emporté d'ici des tombereaux de pillage, mais il reste encore de quoi emplir des musées. En quel indescriptible désarroi tout cela, en quel méli-mélo extravagant ! On voit qu'on avait commencé des triages, les Allemands, sans doute, gens d'ordre. Dans les longues galeries vitrées, sur une longueur de 15 ou 20 mètres, sont empilés des coussins et des matelas, de soie et d'or, brodés, rebrodés de chimères et de fleurs. Ensuite la section des bronzes ou la section des écrans... Et c'est à l'infini, car il y avait ici des richesses accumulées pendant des siècles dans la Ville Violette et transportées par l'Impératrice dans les dépendances de ce nouveau palais.
Nous nous occupons surtout de l'aile principale, où le général fera ses salons et où, par fantaisie, nous prenons nos petits repas de soldats en campagne au milieu d'un luxe d'Héliogabale.
Notre déjeuner, ce matin, s'éclaire d'un soleil splendide et ces vitrages nous donnent une tiédeur de serre. Toute l'élégance de ces longues galeries est dans les arceaux d'ébène épais qui s'y succèdent de proche en proche ; ébène tellement sculptée, fouillée, ajourée, qu'on dirait des charmilles de feuillages noirs se succédant en perspective jusque dans les fonds. Ce matin notre décoration, qui changera peut-être ce soir, consiste surtout en des paravents de laque noire sur lesquels sont jetés des vols tourmentés de cigognes de grandeur naturelle dont chaque plume est faite en relief d'une nacre blanche

différente ; un trône et des fauteuils
pareils. Et quelques brûle-parfums en vieux cloisonné aux teintes inimitables, d'un mètre de haut, posant sur des têtes d'éléphants d'or. Dans les lointains de la galerie, les merveilles se succèdent : fauteuils de laque rouge ciselée, écrans féeriques, potiches géantes, plus vieilles que nos cathédrales. Tout cela, sous les arceaux d'ébène, s'en va en perspectives qui n'en finissent plus. Et la lumière qui tombe sur ces merveilles est admirable.
Dehors, pour préserver les vitrages du soleil trop ardent des étés, courent des vérandas faites de colonnades légères, d'un vert bronze avec gerbes de lotus roses.
Une découverte de ce matin — et nous en ferons tant d'autres ! — c'est, dans une grande salle qui était restée fermée, les décors et les accessoires du théâtre impérial. Oh ! l'étrangeté de tout cela ! Evidemment on devait jouer des féeries mythologiques se passant dans les nuages, chez les Dieux ou aux enfers. Ce qu'il y a là dedans de monstres, de bêtes, de diables, en carton, en papier, montés sur des carcasses de bambou ou de baleine, tout cela fabriqué avec un suprême génie de l'horrible, avec une imagination qui dépasse les extrêmes limites du cauchemar ! Cela périra par le feu, tout cela qui servit à amuser ou à troubler la rêverie du jeune empereur débauché, sonm oient et malade. Ce local servira pour l'hôpital de nos soldats, il faut le déblayer. Et avec quelle joie nos chasseurs d'Afrique charrient dehors, au grand soleil de onze heures, toutes ces choses, les énormes bêtes d'apocalypse, les éléphants grands comme nature qui ont des écailles et des cornes et qui ne pèsent rien, et qu'un seul homme fait sauter et courir. Et ils les brisent, ils sautent dedans, les réduisent à rien, et les brûlent.
Aussitôt le déjeuner, je vais prendre possession de ce qui sera mon cabinet de travail pendant ces quelques jours, dans le recueillement et la solitude.
C'est de l'autre côté du Pont de marbre, en allant vers la Ville Violette, dans un troisième palais de l'Impératrice appelé « La Rotonde ».
Juste au bout du Pont de marbre, en face des deux cadavres qui sont toujours là, au beau soleil de ce matin, dans les lotus gelés, on trouve un portique monumental de bois laqué avec les deux inévitables monstres de marbre blanc. Derrière ce portail se dresse un grand mur épais comme un rempart avec une porte de forteresse que garde, en ces temps insolites, un poste d'infanterie de marine qui a la consigne de ne laisser passer que moi-même ou mes serviteurs.
La porte franchie et refermée, on monte par un plan incliné en pierre, sur une vaste esplanade — artificielle sans doute, malgré ses grandes proportions — esplanade de douze mètres de haut, qui supporte un temple, des jardins d'arbres centenaires, des rocailles, des kiosques, des
petits palais, des petits miradors. De tous ces points, on a vue changeante et toujours admirable sur les parcs et les palais, sur toute la Ville Violette d'un côté, sur le Lac des lotus, de l'autre.
Aujourd'hui, c'est là-haut le silence, le calme de l'isolement et de la mort. Dans le temple qui est là, très criblé par des éclats d'obus, une grande déesse de jade, en robe d'or, qui était un peu le palladium de l'empire chinois, trône, souriante et intacte au milieu de mille débris. De tous les coins de ce lieu surélevé, celui qui fixe mon choix, que je fais meubler pour mon usage, est un petit kiosque à toit de porcelaine, un petit kiosque vitré, grand comme une cabine de bord, où le soleil donnera jusqu'au soir et qui, posé tout au bord de l'esplanade, sur la crête du rempart d'enceinte, domine le Lac des Lotus et le Pont de marbre.
Derrière le temple, dans une grande salle épargnée par les obus, des meubles restent intacts : un trône d'ébène pour l'Impératrice et des écrans impériaux. C'est de là que je fais enlever les meubles qu'il me faut : une petite table d'ébène et deux fauteuils, d'ébène aussi, avec des
coussins d'admirable soie impériale jaune d'or.
Mon installation terminée, je vais rejoindre, à travers le triste bois, au palais des Ancêtres, les membres de la Légation de France qui ont déjeuné là, à une table improvisée, car nous devons aller ensemble visiter la Ville Violette et le palais de l'empereur.
Le soleil, qui rayonnait ce matin, s'est voilé de nouveau sous des nuages qui semblent lourds de neige et le vent qui souffle est, comme hier, un vent glacé, venu de Mongolie.
La Ville Violette, sinistre et fermée, avec ses remparts rouge sang et ses fossés de trente mètres de large, où poussent en fouillis des joncs et des roseaux, nous fait sombre mine. Le poste de Japonais qui garde la porte veut bien nous ouvrir, mais ils frappent en vain à ces battants énormes, dont les vieilles ferrures dorées figurent des monstres grinçant des dents ; les eunuques ont barricadé à l'intérieur avec des poutres énormes. Par les fentes du bois disjoint, on les aperçoit, inquiets, répondant avec des voix flûtées « qu'ils n'ont pas d'ordres ». Il fait un froid de loup à cette porte ; les petits soldats japonais nous allument im grand feu avec des bois laqués qui traînent par terre. Nous menaçons d'incendier la porte, de tirer des coups de revolver par les fentes, etc.. Alors les eunuques se sauvent et nous restons devant l'écrasante muraille, devant la porte barricadée et muette, nous amusant à ramasser des flèches que l'empereur ou les mandarins avaient tirées du haut des murs. Nous avons envoyé le sergent japonais faire le tour, par une autre entrée (deux kilomètres à peu près) et nous attendons là une heure,

tandis que la journée s'avance, nous chauffant les doigts aux flammes de ce petit bûcher que le vent tourmente. Enfin des cris à l'intérieur ; notre Japonais est dans la place ; avec un bruit sourd tombent les poutres qui barricadaient la porte et les eunuques s'avancent, cauteleux, apeurés, souriants, se confondant en saluts et en excuses. Coups de canne aux premiers à portée de la main. Et nous voici tous enfin dans une sorte de sinistre
chemin de ronde, au pied de la seconde muraille, muraille intérieure, plus haute et plus terrible que la première, recouverte de tuiles jaunes représentant des monstres. Cette espèce de couloir étroit, vide, désolé, qui s'en va à l'infini, entre les deux murailles d'un rouge sanglant, est semé de quelques débris humains, de quelques loques ayant été des vêtements de soldats ; il est plein de corbeaux qui croassent et il s'y promène quelques chiens mangeurs de cadavres. Sans difficulté, les eunuques, maintenant déjoués, nous ouvrent la seconde enceinte, et nous voici dans l'impénétrable dédale. Tout est muré et remuré, portes barricadées et gardées par d'horribles monstres ; murs rouge sang, ornés de faïences jaunes, toits de faïence jaune, hérissés de diableries, de cornes et de griffes. A chaque instant, des portes nouvelles se referment et se cadenassent derrière nous avec un bruit de sépulcre qui se recouvre.

9e partie : Dans la Ville Violette

Là-dedans, où presque personne n'était entré (et où aucun de nous s'était jamais venu il va sans dire) nous nous dirigeons au hasard, toujours du côté où les eunuques ne veulent pas nous mener. Jamais séries de prisons, de préaux de Mazas n'ont été sinistres comme tout cela. Et un délabrement, une usure ! Et tant d'horribles emblèmes, de grimaces, de formes inquiétantes, de griffes, de dents dégalnées et de regards louches ! Nous savons qu'il y a encore des femmes cachées là-dedans, des princesses, des trésors..., mais où les trouver ? Derrière combien de portes et des monstres les a-t-on cachées ? ou dans quels souterrains ?

Nous trouvons enfin les appartements particuliers de l'empereur, sa chambre à coucher, sa bibliothèque toute d'ébène noire où les précieux livres sont reliés de soie jaune.

Puis, les appartements particuliers de l'Impératrice. Une série de salles séparées les unes des autres par des petites cours, des jardinets emplis d'ornements de bronze, monstres, brûle-parfums et chimères. On y arrive toujours par un perron de marbre blanc, gardé par deux lions, de marbre, de bronze ou d'or étincelant, de grandeurs naturelle. Et toutes ces salles, vitrée comme des serres, vitrées de grandes glaces qui laissent voir les richesses intérieures, n'ont qu'un rez-de-chaussée, et leur énorme toiture de faïence jaune les écrase de sa complication et de son amas de chimères. Derrière la chambre à coucher de l'Impératrice, une sorte d'oratoire sombre, rempli de divinités bouddhiques sur des autels. Il y reste encore une senteur exquise laissés par la femme élégante et galante, par la vieille belle au'était cette souveraine. Parmi ces dieux, un petit bouddha de bois, très vieux, très fané et dont l'or ne brille plus, porte au cou un long collier de perles et, devant lui, un bouquet se dessèche : dernières offrandes, nous dit l'un des eunuques, faites par l'Impératrice pendant la minute suprême avant sa fuite, à ce vieux petit bouddha qui était son fétiche favori.

Le grand luxe inimitable de ces appartements de l'Impératrice et de ceux de l'Empereur c'est toujours ces espèces d'arceaux d'ébène, fouillés à jour, qui semblent d'épaisses charmilles de feuillages noirs et qui se succèdent, comme les arbustes taillés en voûte des vieux parcs. Comment, avec quels ciseaux, avec quelles prodigieuses patiences, a-t-on pu ainsi, en plein bois, à presque un mètre de profondeur, ajourer ces charmilles mortuaires, sculpter chaque tige et chaque feuille, chaque nervure de feuille et encord introduire là-dedans des papillons et des oiseaux ?

Sur les coffres, sur les tables, quantitié d'objets sont placés sous des boîtes carrées en verre, à cause sans doute de cette poussière noire de Pékin qui est incessante et infiniment ténue. Et cela donne un air de tristesse et de mort. Beaucoup de bouquets artificiels, de chimériques fleurs, en corail, en jade, en agathe, en pierreries, même en plumes de martin-pêcheur montées sur bronze pour leur donner la raideurs qu'il faut.

Le quartier des salles de trône, le quartier des anciennes splendeurs impériales, est loin des appartements particuliers, dans la partie centrale de cette « Ville Violette ». Il est dans l'axe de la grande entrée d'honneur, du côté opposé à la porte par laquelle nous sommes venus. Trois salles de trône, pareilles, se succèdent en prolongement somptueux, séparées par d'immenses cours de marbre. Les cortèges magnifiques des vieux temps, les défilés de princes et de rois tributaires, arrivaient dans l'une ou l'autre de ces salles, la plus extérieure ou la plus profonde, suivant leur noblesse et leur importance.

Elles sont toutes surélevées sur des terrasses de marbre d'une quinzaine de mètres de haut. On arrive à la première par de doubles escaliers de marbre blanc, immenses, d'aspect babylonien, séparés l'un de l'autre par un « sentier impérial » où aucun autre que le Fils du Ciel n'avait le droit de mettre le pied, sorte de plan incliné en marbre blanc, fait d'un seul et monstrueux bloc, sur lequel des chimères et des dragons sont sculptés. La salle est là-haut, immense aussi, surmontée d'une prodigieuse toiture de faïence jaune qui est courbe, contournée, dont tous les angles se retroussent en formes de monstres. Au-dedans, c'est la splendeur des laques et des ors ; colonnes de laque rouge et d'or, plafond d'une complication inimaginable où se tordent en tous sens les dragons et les chimères, monstrueuses bêtes dont les griffes et les cornes apparaissent partout, mêlées à des nuages. La plus énorme un lustre au-dessus du trône. Le trône, de laque rouge et d'or, se dresse au milieu, en haut d'une estrade tout le long de laquelle sont rangés les brûle-parfums et les monstres, comme devant l'autel d'un Dieu. Et derrière le trône, de larges écrans de plumes, au bout de hampes, emblèmes de la souveraineté. Par terre, des tapis jaune-impérial, en haute laine, avec encore des dragons et des griffes. Et tout cela d'un délabrement de vieux cimetière. Des corbeaux, des pigeons ayant leurs nids dans les dorures de la voûte, les beaux tapis couverts de fiente et de poussière, le vent glacé entrant là-dedans par des fenêtres crevées.

Derrière cette première salle des escaliers de marbre redescendent dans une grandiose cour dallée, au fond de laquelle se dresse, sur une autre terrasse de marbre, au bout des mêmes escaliers prodigieux et du même sentier impérial, une seconde salle pareille à la première, avec l'écrasant édifice de faïence jaune qui lui sert de toiture.

Derrière cette seconde salle, redescent encore dans une autre cour dallée, déserte et blanche, au fond de laquelle se dresse, obsédante et pareille, la troisième salle, le troisième amas farouche de monstres jaunes, en haut d'escaliers et de « sentiers impériaux ». Et toutes ces rampes de marbre, obstinément blanches à travers les siècles, ont des centaines de balustres en forme de monstres. Et la lourdeur, l'énormité, l'air dominateur et farouche de ces toitures prodigieuses, représentent bien l'âme du « colosse jaune ».

La décrépitude et le silence de tout cela ! Rien que des corbeaux qui croassent à la mort. Entre les dalles de marbre des cours, tant de plantes sauvages et d'arbrisseaux ont poussé qu'on dirait de petits bois funéraires. Et sur ces dalles il y a, parmi les herbes roussies et les branches effeuillées, des rangées de lourdes choses en bronze, espèces de cônes compliqués qui posent seulement sur le sol et peuvent être changés de place ; ils servaient jadis, au temps des magnificences que nous n'imaginons plus, à marquer le poste de chaque grand dignitaire, de chaque porte-étendard, pour les cérémonies solennelles et terribles, quand le Fils du Ciel devait apparaître comme un Dieu en haut des grands escaliers de marbre.

Le soir, quand je rentre dans le silence funèbre de notre palais, nos soldats ont travaillé tout le jour à recoller du papier de riz sur les châssis de bois léger de nos appartements ; le vent d'hiver n'entre plus. En outre, Cluzeau a fait fonctionner le chauffage ; sous les sol dallé des longues galeries, des caves sont creusées, sortes de calorifères avec d'énormes fours ; une bande de portefaix chinois (Parmi lesquels on nous a prévenus de nous méfier parce qu'il y a des boxers) est occupée à y brûler des poutres, des boiseries, des portants du théâtre impérial. De dessous les tapis somptueux monte une douce chaleur ; on commence à avoir des impressions de bien-être et de chez soi, dans cette solitude. Et la nuit, malgré le silence et les coups de fusil, paraît moins funèbre.

Lundi 22 octobre. – Les Chinois réquisitionnées, les suspects et les non suspects, nous ont toute la nuit chauffés par en dessous – plutôt trop – et ce matin le soleil rayonne. C'est comme hier l'illusion de l'été, sous les légères vérandas couleur bronze, ornées de branches de lotus roses.

Et la matinée se passe comme celle d'hier, à la découverte, dans les différents bâtiments du palais. C'est encore l'église qui est la mine la plus extraordinaire, la caverne d'Ali-Baba la plus remplie. En plus de ce qui avait été apporté du grand palais, l'Impératrice avait fait entasser là tous les cadeaux qu'elle avait reçus il y a deux ans pour son jubilé. Et le défilé des personnes qui apportèrent ce jour-là des présents à la souveraine avait, paraît-il, quatre kilomètres de long et dura toute une journée. On imagine ce qu'il est possible d'entasser des caisses dans une église, dans la nef et les bas-côtés, quand on les empile jusqu'à mi-hauteur des colonnes. Tout cela a été plus ou moins pillé, saccagé, brisé à coups de crosses et éventré à coups de baïonnettes. Mais il y en avait tant ! En dessous, les énormes caisses, préservées par leur lourdeur et par l'amas des choses qui les recouvraient, sont demeurées intactes. Mais dessus étaient les milliers d'objets légers, pour la plupart dans des boîtes de verre et posant sur des coussins de soie jaune : vases de fleurs artificielles composées avec des patiences chinoises, en agathe, en marbre, en jade, en corail ; pagodes et paysages d'ivoire avec des milliers de personnages ; paysages en plumes d'oiseaux rares, montée sur bronze ; oeuvres prodigieuses de fragilité et de finesse témoignant des patiences qui nous dépassent et attestant des années de travail. Tout cela, brisé, crevé à coups de baïonnettes, les débris des boîtes de verre jonchant le sol et craquant sous les pas. Les robes impériales de lourde soie jaune, tissées de dragons d'or, traînent par terre, sous les pieds, parmi les cassons de verre. On marche sur des ivoires ajourés, des soieries, des perles. Il y a des centaines de caisses contenant des potiches anciennes, d'une valeur folle, dans des écrins de soie jaune ; des bronzes millénaires provenant des collections d'antiquités de l'Impératrice, toujours dans de somptueux écrins jaunes. Et des paravents brodés ou sculptés, des cloisonnés, des craquelés, des laques. Dans un des bas-côtés, les coffres de santal et d'ébène sculptés sont empilés par centaines. La sacristie contient, en autres choses, dans d'énormes caisses, tous les somptueux costumes des acteurs du théâtre impérial et leurs extravagantes coiffures reproduisant les modes des vieux temps chinois. Le presbytère, les grandes salles d'école sont bondé de caisses ; il y a des vieux bronzes empilés jusqu'à hauteur d'homme, il y a des réserves de soie et des réserves de thé. Et dans cette église, emplie de choses païennes, les grandes orgues sont restées en place, muettes depuis de longues années, et nous en jouons, tandis qu'en bas, nos chasseurs d'Afrique, enfoncés jusqu'à mi-jambe dans les ivoires ou les soies impériales, travaillent au déblaiement.

Pas un nuage aujourd'hui ; une lumière étincelante, un ciel profond et bleu. Et c'est cela, paraît-il, le ciel ordinaire de Pékin, même parmi les plus grands froids. Les temps sombres, la pluie, la neige, sont ici de rares exceptions.

Après notre petit déjeûner de soldats, servis dans les précieuses porcelaines, au milieu de la longue galerie merveilleuse, je pars pour m'installer au travail, dans le silencieux palais surélevé qui est sur l'autre rive du Lac des Lotus. Osman, David et Toum me suivent, portant mon papier, ma plume, mon encrier provenant des réserves impériales.

Un soleil d'été, dont la chaleur surprend, rayonne sur les blancheurs du Pont de Marbre, sur les vases du lac et les cadavres qui dorment parmi les feuilles gelées des lotus. A la porte du palais de la Rotonde le sergent et les hommes du poste m'ouvrent et referment derrière moi les battants de laque rouge. Je commence l'ascension de l'esplanade et me voici dans le silence et la solitude de mon palais étrange. Pour se rendre au petit kiosque-mirador que j'ai élu pour cabinet de travail, il faut passer par d'étroits couloirs aux fines boiseries vitrées qui se contournent entre des vieux arbres et des rocailles très maniérées.

A travers les vitres, le beau soleil chauffe ce réduit mystérieux où l'Impératrice, paraît-il, aimait venir s'asseoir et contempler de haut ses lacs tout roses de fleurs ; le beau soleil tombe sur ma table et mes coussins jaune d'or. Le petit kiosque à l'intérieur est tapissé de papier blanc ; contre ses vitres, les dernières mouches, les derniers papillons battent des ailes, prolongés par cette chaleur de serre. Devant moi s'étend le grand lac, traversé par le Pont de Marbre ; et dans les arbres d'alentour, qui couvrent les rives comme un bois, montent des toitures de palais ou de pagodes qui sont d'étranges merveilles de faïence. Au tout premier plan, les branches de quelques vieux cèdres, les petits monstres porcelaine d'un kiosque voisin et la mignardise des rocailles. Je suis très isolé, très haut parmi des splendeurs dévastées et du silence, dans un lieu inaccessible et gardé. Rien ne trouble le calme ensoleillé de ma retraite. De loin en loin, le cri d'un corbeau, ou le galop d'un cheval, en bas, au pied du rempart où pose mon habitation frêle : quelque estafette militaire qui passe. Et puis, plus rien.

Je travaillais depuis une heure quand un très léger frôlement derrière moi, du côté des petits couloirs d'entrée, me donne le sentiment d'une discrète et gentille présence et je me retourne : un chat qui s'arrête court, une patte en l'air, hésitant et me regarde bien dans les yeux avec un air de dire : « Qui es-tu ? qu'est-ce que tu fais là ? Tu n'as pas l'air méchant... » Je l'appelle tout bas ; il répond par un miaulis plaintif. Et je me remts au travail, plein de tact, sachant que pour une première entrevue il n'y a pas à insister davantage. Un joli chat blanc et jaune qui a l'air distingué et grand seigneur. Un moment après, tout contre ma jambe, le frôlement est renouvelé et je fais descendre avec lenteur, en plusieurs temps, ma main jusqu'à la petite tête veloutée qui, après un soubresaut, se laisse caresser. C'est fini, la connaissance est faite. Un chat habitué aux caresses, c'est visible, un familier de l'Impératrice vraisemblablement. Demain je lui ferai apporter quelque chose sur ma ration de soldat.

Le soleil, à l'heure où il s'abaisse, énorme et rouge, derrière le Lac des Lotus, prend tout à coup son air triste de soleil d'hiver, en même temps qu'un frisson glacé passe sur les choses et que, soudainement, tout devient funèbre dans le palais vide. Alors j'entends des pas qui s'approchent, résonnant au milieu du silence sur les dalles de l'esplanade ; sans doute Osman et David qui viennent me chercher. D'ailleurs qui serait-ce sinon ces deux là, les seuls êtres humains pour qui la porte du rempart a la consigne de s'ouvrir. Il fait un froid glacial et la buée du soir commence à monter sur le Lac des Lotus, quand nous retraversons le Pont de Marbre, au crépuscule, pour rentrer chez nous.

Après le souper, par nuit noire, chasse aux voleurs dans le dédale des cours et des jardins de notre palais. On en attrape trois. [Loti15]

1900.3 Loti, Pierre. *Journal intime inédit* [ID D22432]. (3)

10e partie : Le Palais des Ancêtres

Il a gelé cette nuit ; tout est couvert de petits crisaux blancs quand nous commençons, à travers les galeries et les jardins du palais, les explorations et les fouilles quotidiennes. On enterre quelques cadavres qui empestaient nos alentours.

Près de la galerie somptueuse où nous prenons nos repas de soldats en campagne est établi le dépôt général des vieux bronzes, retrouvés partout – et il y en a de millénaires aux formes rudes et jamais vues.

Les chasseurs d'Afrique, occupés du matin au soir à déblayer l'église, à trier, à ouvrir les grandes caisses mystérieuses, ont découvert, pendant la journée d'hier, d'étonnantes merveilles en cloisonnés et en laques d'or. Dans un bâtiment tout au fond des cours, presque déjà sous les arbres du bois où le palais finit, des cosaques ont dû longer quelques jours, être malades et peut-être mourir ; ça sent le cadavre là-dedans, et leurs vieux vêtements d'uniforme, troués, pleins d'horribles taches, traînent par terre. Il y traîne aussi des vieilles bottes qu'ils avaient commené de cirer ; ils les faisaient reluire en les frottant avec des morceaux qu'ils déchiraient à de magnifiques robes impériales jaunes et or, qui sont là pleines de cirage, à terre, comme des choses viles.

Vers 10 heures du matin, par les sentiers du grand bois impérial qu'habitent en ces jours d'abomination les chiens, les pies et les corbeaux, je m'en vais, de l'autre côté de la « Ville Violette », visiter le Palais des Ancêtres qui est occupé par notre infanterie de marine.

C'est dans une partie plus ombreuse du bois, où les énormes cèdres, les énormes pins aux branches centenaires, abritent et font verdir les monstres gardiens des portes. En avant de la muraille d'entrée, des portiques extravagants et légers, laqués de vert et de rouge, contournés et tourmentés, s'emmêlent aux ramures sombres.

Une fois franchie la première enceint, qui a l'épaisseur d'un rempart, on en trouve naturellement une seconde, puis une troisième. Toujours dans l'ombre verdâtre des vieux arbres, les cours se succèdent, pompeuses et funèbres, ornées d'emblèmes mortuaires en bronze ou en marbre, - et les cèdres sur tout cela étendent leurs branches centenaires.

Au fond d'une dernière cour, sur une estrade de marbre, le Palais des Ancêtres dresse sa façade aux ors ternis et sa haute toiture de faïence jaune.

De chaque côté du palais, aux portes closes, deux kiosques aux formes étranges, dont les laques et les ors ont pris au cours des siècles des teintes de vieux bronzes, enferment comme des étuis deux colossales tortues de marbre portant sur le dos une stèle inscrite. La tortue et la stèle et, autour de la tortue, un banc circulaire en laque rouge pour qui veut s'asseoir et la contempler : c'est tout ce que contient le kiosque mystérieux, où vingt personnes environ pourraient prendre place en cercle. Dans ce lieu, tout est incompréhensible et on reste confondu devant l'énigme des symboles.

On m'ouvre le grand palais, tout laqué d'or, d'or terni qui passe au rougeâtre de cuivre. Une salle unique, au fond de laquelle sont rangées neuf portes à doubles battants fermés sur lesquelles, par ordre du général, les scellés ont été posés. Au milieu de la salle, des tables sur lesquelles il était d'usage d'apporter des mets pour le repas des Mânes ancestraux. (C'est sur cette table que, le jour de l'entrée à Pékin, le général et son état-major trouvèrent toute servie une collation de gâteaux, de fruits et de breuvages). Aux deux extrémités de la salle, des musiques pour les morts : plusieurs sortes de harpes ou de cithares, aux cordes horizontales, instruments gigantesques posant sur des pieds en laque d'or et ornés de monstrueuses figures ; et des carillons, (à l'une des extrémités, un carillon de cloches ; à l'autre, un cariollon de blocs de marbre suspendus par des chaînes d'or) ; aux corniches des énormes chevalets qui supportent ces carillons, des phénix et des monstres éployant leurs ailes d'or, dans l'éternelle pénombre, vers la voûte d'or.

Des armoires d'ébène enferment d'inestimables manuscrits ancien, ayang forme de grands rouleaux enveloppés de soies impériales. Nous en déroulons un qui représente, en une sorte de série sans fin, la réception par l'un des empereurs défunts d'une ambassade de Louis XIV (gens en grands costumes et en grandes perruques, avec des figures du temps). La plupart de ces rouleaux, en séries sans fin de peintures, représentent des scènes de la vie des anciens empereurs, costumes, attitudes et mise en scène, tout cela reproduit avec une minutie extrême et un art souvent merveilleux, bien que très différent du nôtre.

Les neuf portes magnifiques, aux battants scellés, conduisent aux autels mortuaires de neuf empereurs Célestes. On veut bien briser pour moi la cire rouge et les bandelettes de toile et je pénètre dans l'un des neuf sanctuaires sacro-saints – celui du grand empereur Kouang-Si. Il y fait sombre et on dirait qu'on a jeté de la terre et de la cendre sur les choses : toujours cette poussière de Mongolie qui est ici partout, comme un indice de vétusté et de mort. Cinq ou six marches montent à l'autel, charé d'objets rares et inconnus, vases d'or et vases de jade, sceptres et cachets impériaux. Un sergent qui m'accompagne promène la lueur d'une petite bougie sur les merveilles qui sont là. Derrière l'autel, une

grande figure que je n'avais pas vue en entrant me regarde avec des yeux obliques, entre deux rideaux de soie jaune impérial dont tous les plis sont noirs de poussière : un pâle portrait de l'empereur défunt, de grandeur naturelle, si pâle, à la lueur de notre barbare petite bougie, que l'on dirait un reflet de fantôme dans une glace ternie. Et quelle profanation inouïe, aux yeux de ce mort, notre simple présence dans ce lieu impénétrable entre tous, au milieu d'une impénétrable ville ! De chaque côté des marches qui conduisent à l'autel, de grands coffres de laque noire, à compartiments, à doubles fonds, fermés par des serrures compliquées, renferment des centaines de petites boîtes contenant des cachets impériaux, en onyx, en jade, en or, reliques sans prix qui dormaient là depuis deux cents ans - l'empereur étant contemporain de Louis XV...

Quand tout cela est refermé, rescellé et le pâle reflet du vieil empereur rendu à son silence et à ses ténèbres habituelles, nous sortons de ce froid sépulcral pour chercher dans la cour un peu de soleil, filtré entre les branches des cèdres.

Je déjeune ce matin à l'autre bout de la « Ville Jaune », invité par un groupe d'officiers qui sont logés au Temple des Vers-à-soie, autre vieux sanctuaire, où des brûle-perfums de bronze s'alignent dans des cours de marbre.

Et vers 3 heures, par les allées de ce bois fantastique où tombe à présent un soleil d'été, je m'en retourne dans mon palais solitaire dont les portes se referment et se verrouillent derrière mois dès que je suis passé.

Dans mon petit mirador, j'aurai pour tout le jour paix et silence inviolable, sur mes hautes terrasses, - jusqu'à l'heure où le soleil, tombant en boule rouge derrière le Lac des Lotus, annoncera le triste soir ; alors j'entendrai derrière moi sur l'esplanade les pas d'Osman et de mon soldat qui viendront me chercher pour rentrer au gïte.

Installé depuis quelques instants au travail, dans mon haut mirador, devant les perspectives du lac et des vieux toits de faïence émergeant des arbres, je sens contre ma jambe un amical frôlement. Ah ! la visite du chat ! Je l'avais prévue et je la recevrai sans doute chaque jour…

Une heure après, un galop de cavalerie, en bas, sur les dalles blanches du Pont de Marbre : c'est le Maréchal de Waldersee ; il demeure dans la « Ville Jaune », lui aussi, dans un palais de l'Impératrice. Il passe très vite, suivi de cavaliers qui portent de petits étendards. Tout cela se perd et le funèbre silence revient.

De temps à autre, j'entre chez ma voisine, la grande déesse de jade qui sourit toujours, blanche et sereine, dans sa robe d'or bordée de pierreries ; il m'arrive même de toucher sa main froide et de la retenir dans les miennes. Ou bien je vais explorer les autres kiosques de l'étrange résidence, ceux où se trouvent des coussins, des fauteuils, des trônes ; on dirait des nids d'amour, clandestins, séparés les uns des autres par des rocailles et de vieux arbres, - et ce devait être cela en effet, l'Impératrice y venait s'isoler, dans les soies impériales, dans le jaune et dans l'or, avec ses favoris.

La haute esplanade dallée, qu'entoure le faite crénelé des remparts, domine de partout des paysages artificiels, mais immenses et séculaire et surtout interdits, jamais vus par des yeux européens. Elle st sans doute artificielle elle-même malgré son énormité, et elle est très ancienne, car il y croît des cèdres de cent ans ; - des cèdres et des pins de ce pays-ci qui ont vraiment des formes tout à fait chinoises, qui ont dans leur vétusté des tournures d'arbres comme on en a vu sur les potiches et les laques. Tout est tellement chinois ici, qu'on est pour ainsi dire dans la Chine quintessenciée et exclusive. Cette trerrasse était un haut jardin, très maniéré, pour les rêveries ultrachinoises d'une intransigeante impératrice. Le point culminant, derrière la demeure de la déesse de jade, est une étonnante rocaille où l'on grimpe vers un kiosque de porcelaine bleue, par une rampe torturée. Sur l'esplanade, à l'ombre des vieux arbres tordus, d'alignent des pots de faïence avec des arbustes nains ; il y a aussi des petits carrés de chrysanthèmes et d'oeillets d'Inde jaune d'or. – Du silence et du silence ; point de chants d'oiseaux, mais on entend parfois, dans le bois que l'on domine, les corbeaux croasser -. Et je découvre à chaque promendade des choses étranges. Voici un kiosque de faïence que je n'avais pas remarqué ; il abrite, sur un socle de marbre, un énorme bloc d'agathe qui représente un flot de la mer, une sorte de vague chassée par le vent, avec des formes de poissons ébauchées dessus et qui ont l'air de bondir...

Le soleil rougit, tombe, tombe, le froid vient, et voici Osman et mon soldat m'apportant pour le retour un manteau de fourrure pris dans les réserves du palais. Et une fois de plus, nous repassons le Pont de Marbre, au crépuscule glacé, pour rentrer chez nous.

Le soir, c'est dans l'appartement de Cluzeau qu'a lieu notre veillée. Comme il doit passer ici l'hiver, il l'a meublé avec une richesse et une profusion magnifiques. Sous les arceaux d'ébène sculptée, c'est un chatoiement de broderies faites par les fées, d'écrans merveilleux, de cloisonnées centenaires. De grands paravents étranges masquent les fonds et, de la voûte, descendent des lanternes et des pendeloques qui avaient dormi pendant des siècles dans des écrins.

Et, vêtus de robes impériales, nous nous étendons sur des coussins dorés pour fumer l'opium qui apporte le rêve chinois et l'oubli, dans ce décor de Mille et une Nuits, au milieu du silence et du noir

funèbre des alentours, où des cadavres traînent encore partout parmi les ruines. Très tard, l'opium tient en éveil, dans un état qui est tout à la fois lucide et confus. Et au loin, le grand silence extérieur est parfois traversé d'un cri, ou d'un coup de feu.

11e partie : Le Temple de la Pensée abstraite

Mercredi 24 octobre. - L'après-midi nous allons visiter le Temple des Lamas, à l'angle nord-est de Pékin, contre les murs de la ville tartare.

En sortant de chez les Lamas, nous profitons de ce qui reste de soleil pour aller chez Confucius qui habite le voisinage, la même nécropole pourrait-on dire, dans un délaissement plus funèbre encore.

La grande porte vermoulue, pour nous livrer passage, s'arrache de ses gonds et s'effondre, tandis qu'un hibou qui dormait là s'envole. Et nous voici dans une sorte de bois funéraire, marchant sur l'herbe mourante d'automne, parmi de pauvres vieux arbres à moitié morts.

Un art ce triomphe à trois arches se présente à nous, d'un dessin exquis et singulier et qui surprend par sa fraîcheur, au milieu du délabrement de toutes choses. De près, cependant, on s'aperçoit de son grand âge, à je ne sais quel archaïsme et quelle imperceptible usure ; mais il est composé de matériaux presque éternels : marbre blanc pour la base et faïence ensuite jusqu'au sommet ; faïence jaune et verte représentant, en haut-relief, des fleurs de lotus, des nuages et de chimères. Et chacune des trois arches est surmontée d'un clocheton émaillé de jaune qui a, naturellement, un toit courbe avec des dragons à tous les angles. La poussière n'a pas prise sur ces faïences, surtout en ce climat sans pluie, et ce portail isolé, qui ne se relie à rien, semble un bibelot précieux égaré dans des ruines.

Plus loin, une grande rotonde, couleur de terre et de cendre, qui accuse une antiquité extrême, est entourée d'un large fossé où meurent des roseaux et des lotus et que gardent des balustres de marbre blanc. C'était un lieu pour les sages, où ils allaient méditer et deviser, et ce large fossé avait pour but de l'isoler pour y faire plus de silence. On y accède par la courbe d'un pont de marbre dont les balustres ébauchent vaguement des têtes de monstres. A l'intérieur, c'est la décrépitude et l'abandon suprêmes. Il y reste une sorte de chaire, jadis somptueuse, avec une table ; sur tout cela, on dirait qu'on a semé à pleines pelletées une sorte de terre très fine qui recouvre aussi le sol ; les pas s'y enfoncent et s'y assourdissent, et on s'aperçoit que, sous cette couche poudreuse, des tapis restent encore. Et ce n'est que de la poussière, la continuelle et épaisse poussière de Pékin, accumulée là depuis des temps incalculables. Et la voûte est pleine de nids d'oiseaux.

En cheminant un peu dans l'herbe jaunie, sous les vieux arbres presque desséchés, on arrive au temple lui-même ; précédé d'une grande cour où sont plantées, de hautes stèles de marbre, on dirait tout à fait un cimetière, cette fois. Mais non, les morts ne sont point là ; ces stèles glorifient seulement leur mémoire. Philosophes, profonds penseurs, ténébreux pour nous, qui illustrèrent ce temple de leur présence et de leur rêverie, dans les siècles antérieurs, leurs noms sont là, gravés avec quelqu'une de leurs pensées les plus transcendantes. On arrive au temple proprement dit par des marches de marbre blanc, de chaque côté desquelles sont rangés de blocs de marbre en forme de tambours, objets d'une antiquité à donner le vertige, sur lesquels des pensées, intelligibles seulement pour quelques mandarins très érudits, sont inscrites en caractères chinois primitifs, en lettres contemporaines et soeurs des hiéroglyphes de l'Egypte.

C'est ici le temple du détachement de la pensée abstraite et de la spéculation glacée. On est saisi dès l'abord par sa simplicité absolue à laquelle la Chine ne nous avait pas préparé. Très vaste, très haut de plafond, très grandiose, et d'un rouge uniforme de sang, il est magnifiquement vide et supérieurement calme. Colonnes rouges et murailles rouges, avec de discrets ornements d'or, à l'éclat voilé par le temps et la poussière. Au milieu, un bouquet de lotus géants dans un vase colossal et c'est tout. Après la profusion, la débauche d'idoles, de dragons, de monstres, le pullulement de la forme humaine ou animale dans toutes les pagodes de Chine, cette absence de toute figure cause un soulagement et un repos.

Dans des niches rangées autour des murs, des stèles, rouges comme ce lieu tout entier, sont consacrées à la mémoire de personnages plus éminents que ceux de la cour d'entrée et portent des maximes qu'ils énoncèrent. La stèle de Confucius lui-même, plus grande que les autres et plus longuement inscrite, occupe la place de l'autel, au centre de la vaste salle.

A proprement dit, ce n'était point un temple, puisqu'on n'y faisait ni cérémonies ni prières ; une sorte d'académie plutôt, un lieu de réunion et de froides conférences philosophiques. Malgré tant de poussière et d'apparent abandon, les nouveaux élus de l'Académie de Pékin sont tenus encore d'y venir faire une retraite et tenir une conférence.

Et plus des maximes inscrites sur sa stèle, des pensées de Confucius, en lettres d'or, forment ça et là des tableaux encadrés sur les murs. Et en voici une que je transcris ici textuellement, à l'intention de jeunes érudits de chez nous, préoccupés surtout de classifications, de dissections et d'enquêtes. Ils y trouveront une réponse vénérable et millénaire à l'une de leurs questions les plus modernes.

« La littérature de l'avenir sera de bonté et de pitié. »

Il est près de cinq heures quand nous sortons de ces herbes et de ces ruines, et le triste soleil d'automne décline tout à fait là-bas, derrière l'étendue de l'immense Chine, du côté de l'Europe lointaine. Je me sépare de mes compagnons du jour car ils habitent, eux, le quartier des Légations, dans le sud de la

Ville tartare, et moi je dois rentrer dans la Ville Jaune, ou Ville Impériale, ou Ville Interdite, où je demeure depuis une semaine.
J'ignore absolument le chemin, n'étant jamais venu dans ces lieux morts d'où nous venons de sortir, et j'ai pour me guider un « Mafou » en français un cocher ou piqueur. Je sais seulement que je dois avoir environ quatre kilomètres à faire, avant de retrouver mon gîte somptueux et désolé.
Nous sortons bientôt du silence et des ruines pour arriver dans des avenues larges, qui paraissent sans fin et où commencent à grouiller des robes de coton bleu et des têtes à longue tresse. De tristes petites maisons toutes basses, toutes grises, souvent brûlées et croulantes, sont de chaque côté de la vaste chaussée où les pas des chevaux, dans la terre friable et noire, soulèvent autour de nous d'infects nuages. Si basses les maisons et si larges les avenues, qu'on a sur la tête une immense étendue de ciel crépusculaire. Le froid augmente si vite, à la tombée du jour, qu'il semble que de minute en minute sout se glace. Parfois le grouillement est compact, autour des petites boutiques où l'on vend à manger, devant la fétidité des boucheries de viande de chien ou des rôtisseries de sauterelles. Ensuite, la solitude revient, dans des quartiers en ruines.
D'après l'orientation du couchant d'or pâle, je crois voir que la direction suivie est bonne ; si cependant il n'avait pas compris, mon mafou d'emprunt, où j'ai l'intention de me rendre ; comme il ne parle que chinois, je serais fort au dépourvu.
Et la bonhomie en somme de tous ces gens qui, si près encore des bombardements et des pillages, me laissent passer sans un regard de malveillance. Qu'est-ce que je ferais pourtant, avec mon mafou et mon revolver, si ma figure venait à ne pas leur plaire ?...
Ca n'en finit plus, ce retour... A la fin je reconnais, sur le ciel, la silhouette de la montagne artificielle des palais impériaux, avec ses petits pavillons et ses vieux arbres arrangés comme sur les laques. Et voici la muraille rouge sang et l'une des portes d'émail jaune de la Ville Impériale, avec deux factionnaires de l'armée alliée qui me présentent les armes. Là, je me reconnais, je suis chez moi et je congédie mon mafou pour pénétrer seul dans cette ville Jaune de laquelle du rest, à cette heure-ci, on ne le laisserait plus sortir...
La Ville Impériale, ou Ville Jaune, ou Ville Interdite, qui est murée de si terribles murs au centre de l'immense Pékin, est bien plus un parc qu'une ville, un bois d'arbres séculaires, pins et thuyas surtout, qui peut avoir trois kilomètres de côté et où sont épars quelques vieux temples et les quelques palais récents dus à la fantaisie de l'Impératrice actuelle. Cette ville Impériale, ce parc immense, où je pénètre ce soir comme chez moi, était jadis inacessible et inconnu aux Européens ; les ambassadeurs mêmes n'y pénétraient jamais. Il entourait la très mystérieuse Ville Violette, qui, au centre, y occupe un carré dominateur, défendu par des fossés et de doubles remparts. Ce grand bois, qui depuis des siècles voyait passer dans ses allées des cortèges de mandarins en robe de soie, des princesses promenées dans des palanquins, ou des impératrices suivies d'étranges dames, est ce soir un désert d'ombre funèbre. Maintenant que ses hôtes habituels se sont enfuis et que les « barbares d'Occident » le gardent, il est nuit et jour silencieux ; on y rencontre, de loin en loin, quelques piquets de soldats d'une nation ou d'une autre ; on n'y entend guère que le pas des sentinelles gardent les portes des plais ou des temples, ou le cri des corbeaux, le cri des chiens en maraude pour finir de manger les cadavres.
J'ai d'abord à traverser une assez longue étendue de bois où il n'y a rien ; la route est poudreuse. L'ombre des vieux arbres précipite le crépuscule. Sur l'herbe rase, desséchée par l'automne, sautillent des pies attardées, sautillent aussi des corbeaux dont les cris résonnent lugubrement dans le froid silence. Là-bas, des chiens se disputent quelque chose qu'ils tirent de dessous des laques et que l'on préfère ne pas trop définir. Les vieux arbres ont vraiment des formes chinoises et, la lumière baissant, on dirait des paysages peints sur papier de riz, à l'encre de Chine.
Voici la Ville Violette, dont un angle apparaît là-bas au détour deu chemin. Ses longues murailles droites, au-dessus de ses fossés pleins de roseaux, s'en vont à perte de vue dans le crépuscule. Toujours muette et fermée, bien entendu, comme un colossal tombeau.
De l'autre côté, un coin du Lac de Lotus apparaît entre les branches. Et maintenant ja passe devant l'Ile des Jades ; on y va par un petit pont de marbre et je sais d'avance, pour l'avoir vue plusieurs fois par jour, l'horrible grimace chinoise que me réservent les deux monstres de marbre blanc qui en gardent l'entrée.
Je sors enfin de l'ombre et de l'oppression des arbres. Le Lac des Lotus se déploie devant moi, faisant de l'espace libre, en même temps qu'une grand étendue de ciel crépusculaire s'ouvre de nouveau sur ma tête, avec une prmière étoile allumée. C'est le commencement d'une de ces nuits de solitude et de silence que l'on passe ici, dans cette étrange région de Pékin, avec constamment des coups de fusil à la cantonade.
Le Lac des Lotus, qui tout l'été est un merveilleux champ de calices roses, est à présent un triste marécage recouvert de feuilles roussies, au-dessus duquel monte à cette heure une espèce de buée glacée, comme un nuage qui traînerait sur les roseaux morts. Arrivé là, je suis presque chez moi, car

voici le grand pont de marbre blanc, en arc de cercle bordé de deux rangées de monstres, qui mêne à mes quartiers.
Il gêlera cette nuit. Et, dans l'air glacé, monte une petit bouffée cadavérique. Ah ! oui, je reconnais le personnage qui me l'envoie, en robe bleue, les bras étendus, couché le nez dans la vase du lac et montrant sa nuque au crâne ouvert. De même que je devine, dans l'obscurité envahissante, son voisin qui, à dix pas plus loin, gît le ventre en l'air.
Ce bau solitaire pont de marbre une fois passé, au-dessus du petit nuage qui voile les herbages du lac, je trouverei sur ma gauche un grand portail de faïence, gardé par deux factionnaires allemands, merveilleux de correction automatique, qui me présenteront les armes s'ils y voient encore. Ce sera l'entrée des jardins au fond desquels habite le feld-maréchal de Waldersee, dans un palais de l'Impératrice. Et deux cents mètres plus loin, après avoir traversé d'autres portails, et des murs, et des ruines, je trouverai une brèche fraîchement ouverte dans une vieille muraille grise et gardée par des soldats de chez nous, des chasseurs d'Afrique ; ce sera mon entrée à moi. Là, je trouverai un second palais de l'Impératrice, très caché, très enfoui, qui se prolonge indéfiniment comme noyé sous les vieux arbres. Et ce sera la féerique splendeur de chaque soir, sous des arceaux d'ébène prodigieusement sculptée, avec, autour de moir, l'éclat des cloisonnés, des laques, des soies aux chimères d'or.
Jeudi 25 octobre. – Le même soleil radieux se lève sur nos galeries vitrées, et nos jardins, et nos bois saupoudrés de gelée blanche qui vont de plus en plus s'effeuillant. Et chaque matin, c'est la même activité de nos chasseurs d'Afrique faisant travailler leurs équipes de Chinois à déblayer l'église. A travers nos cours c'est un continuel va-et-vient de meubles, de bronzes précieux, portés sur des brancards qui sortent de l'église ou du persbytère, pour aller prendre place dans les galeries où les sergents les classent. Et on en a tant vu, de ces choses précieuses, que cela devient satiété et lassitude. Rien n'étonne plus, rien ne nous plaît plus pour nos apparements, rien n'est assez beau pour nos fantaisies d'Héliogabale. Et, en fait de découvertes de trésors, ce matin Osman a fait celle d'une tranchée pleine de cadavres ; les derniers défenseurs de la Ville Jaune qui sont là, en tas, enchevêtrés, dans des poses d'agonie cruelle. Les chiens et les vautours, descendus au fond du trou, leur ont mangé les intestins, les yeux, vidé le thorax ; on voit des épines dorsales toutes rouges qui se contournent parmi des lambeaux de vêtements et dans un fouillis de membres n'ayant presque plus de chair. Presque tous ont gardé leurs souliers, mais ils n'ont plus de chevelures. D'autres Chinois évidemment les ont scalpés pour faire de fausses queues ; presque tous les autres cadavres, rencontrés un peu partout, avaient la natte arrachée avec la peau, laissant voir le blanc du crâne. Et l'horrible amas s'étale au soleil qui en précise les détails et la bouffonnerie macabre.
L'après-midi, comme toujours, dans la solitude de mon mirador. Et voici que ce lieu si lointain et si inaccessible, dont il eût semblé insensé autrefois de dire que je ferais ma demeure, m'est devenu déjà familier ainsi que tout ce qui s'y trouve et ce qui s'y passe : la présence de la grande déesse de jade, la visite quotidienne du chat, le silence, le manège des moineaux qui nichent aux toits d'émail et la promenade des feuilles mortes avec la chute des petites aiguilles balsamiques des cèdres sur les dalles de l'esplanade, sitôt que souffle le vent...

12e partie : Les souliers de l'Impératrice

Une heure merveilleuse est celle où le soleil couchant va mourir sur les toits de cette « Ville Violette » que l'on domine d'ici un peu comme à vol d'oiseau. Toutes ces extravagantes toitures d'émail jaune, hérissées de monstres, qui se suivent, pressées en lignes symétriques, entre les farouches remparts d'enceinte, brillent sous les rayons du soir, semblent tout à coup des palais d'or. Et le silence funèbre de tout cela, avec ce froid soudain qui tombe et ces croassements de corbeaux.

Aussitôt mon retour de la « rotonde », je repars avec Osman et David, dans le crépuscule déjà presque nocturen, nos revolvers chargés, pour aller, à travers la poussière et les ruines, faire visite à Monseigneur Favier qui demeure près de la « Ville Jaune », à un kilomètre à peine de ma résidence impériale. Un chasseur d'Afrique nous guide. La nuit nous prend au milieu des décombres ; dans le nuage de poussière noire que nos pieds soulèvent nous trébuchons sur les pierres, les débris, les cassons. Enfin voici l'église. – celle dont l'Impératrice accorda la construction, en remplacement de l'ancienne où elle avait entassé ses réserves – et voici les murs de la concession catholique où les missionnaires et leurs chrétiens chinois viennent de subir les horreurs d'un long siège.

Monseigneur Favier, chef des missions en Chine, habitant ce pays depuis quarante ans, ayant joui longtemps de la faveur impériale, avait édifié ici une oeuvre immense qui vient de s'écrouler subitement. Il est encore une puissance à Pékin. Il avait du reste été le premier à prévoir et à annoncer le mouvement Boxer et on eût évité bien des désastres en l'écoutant.

La salle où il me reçoit tient du presbytère et de la maison chinoise ; aux murs blancs, des trous d'obus ont été récemment bouchés.

L'évêque est un homme de haute taille, de beau visage régulier, avec des yeux ardents qui disent l'énergie et la finesse. Les évêques croisés, qui jadis accompagnaient les armées en Terre-Sainte, devaient lui ressembler au moral et au physique. Depuis le commencement des hostilités chinoises, il a renoncé au costume mandarin qu'il portait depuis de longues années, - et qui constituait une des plus rares prérogatives accordées par l'empereur céleste, - il a coupé sa longue tresse et repris la soutane noire lisérée de violet des évêques français. Il est d'une exquise bienveillance, avec beaucoup d'esprit et un peu de rudesse. Une heure à causer avec lui, en fumant des cigarettes et en prenant du thé qu'un Chinois nous sert. Il me conte ce siège épique de quatre mois, cette défense admirable par une vingtaine de matelots et quelques prêtres, contre des milliers de Chinois ; la première attaque ds Boxers arrivant au nombre de cinq ou six mille avec des bannières où étaient inscrites des paroles de mort, jusque devant l'église que l'on avait barricadée et fortifiée en hâte depuis la vieille et là, saisis d'on ne sait quel effroi avant de commencer leur oeuvre, s'arrêtant pour pousser tous ensemble une clameur immense. L'héroîsme de ces vingt matelots – qui furent tous blessés ou tués, - l'héroïsme des prêtres et aussi des pauvres chrétiens chinois, réfugiés là quatre mille, protestants ou catholiques et qui, vers les derniers jours, quand la faim commençait à les torturer, se privaient de leur maigre ration de riz pour la laisser aux matelots, disant : « Ceux-là qui se battent pour nous défendre, ils ont besoin de plus de force que nous. » A la fin on mangeait les feuilles et les jeunes pousses des arbres du préau, pétries avec un peu de millet ; quant aux arbres, on les carbonisait pour faire de la poudre avec ce charbon et du salpêtre qu'on allait voler la nuit en sautant par-dessus les murs. On fondait des balles avec le plomb des toitures ; on sautait par-dessus les murailles pour aller ramasser des douilles vides et on s'en servait pour refaire des cartouches. Au pied des murs, qu'on défendait désespérément, s'entassaient les cadavres des Boxers qui avaient tenté l'assaut ; des chiens venaient leur manger les entrailles, - et on tuait ces chiens et on les pêchait d'en haut avec des cordes et des crochets, pour les manger, - les réservant aux malades et aux femmes qui nourrissaient afin que leur lait ne fût point tari. On tentai d'envoyer des messager aux légations pour demander des nouvelles et du secours : une heure après, la tête du messager était plantée sur un bâton devant l'église avec ses entrailles. Un canon, adroitement placé par les Chinois devant la porte principale, menaçait d'ouvrir une brèche et de tout perdre ; un jeune prêtre, à la tête de quelques volontaires, était allé une nuit s'en emparer et le ramener au prsbytère... Et la joie, après, quand on était à bout de forces et de vivres, enbombré de malades et de cadavres, la joie d'entendre le bombardement de Pékin, et surtout la joie d'entendre tout près, sous les murs, un clairon français sonner la marche des zouaves. Et quand enfin on ouvrit les portes à l'infanterie de marine, on se jetait dans les bras les uns des autres et on s'embrassait. Et puis il y eut le Te Deum, dans l'église criblée de balles et d'obus où tout le monde pleurait.

L'évêque doit partir après-demain pour l'Europe, ayant à parler au Pape (Il n'est allé en Europe que deux fois en quarante ans). Il est maintenant très tard et je ne veux pas abuser. Mais Monseigneur Favier vent bien me faire promettre de revenir demain, à la même heure qui est son heur de repos et où ses préparatifs seront finis.

Dehors il fait nuit noire et nous avons renvoyé notre chasseur d'Afrique. L'évêque alors sort avec nous, entre Osman et mois, nous tenant chacun par un bras, il nous mène devant une grande brèche, disant : « Vous n'avez qu'à aller tout droit ». Un instant après nous sommes complètement égarés, dans les

ruines, les ténèbres, la poussière, marchant sur des débris, sur des têtes de mort. Et cela dure une heure.
Vendredi 26 octobre. – Conduits par le guide chinois qu'on m'a envoyé de la Légation et escorté par le chasseur d'Afrique Reboux qui m'accompagne d'habitude chaque fois que je dois sortir de l'enceinte Jaune, nous partons à cheval pour aller à l'audience que Li-Hung-Chang me donne pour ce matin. C'est, comme toujours, au radieux et chaud soleil, dans la sécheresse et la poussière.
Nous nous égarons un peu en voulant chercher des raccourcis ans l'étrange bois et quand nous retrouvons notre chemin il faut, pour ne pas être en retard, filer ventre à terre le long des grands murs et des fossés en marécages de la Ville Violette. Après cette solitude si défendue, dans laquelle on s'habitue à vivre, c'est une surprise, chaque fois que l'on rentre dans le Pékin de tout le monde, de retrouver tout à coup ce grouillement chinois et les humbles foules. On a peine à se figurer que ces bois et ces lacs, où l'on a des illusions de vraie campagne, sont englobés de toutes parts dans la plus populeuse des villes.
Décidément les Chinois reviennent en masse à Pékin. Au dire de Monseigneur Favier, il y revient surtout des Boxers, sous tous les costumes et sous toutes les formes. Les longues rues aux maisons de boiseries dorées se repeuplent de robes et de queues ; tout ce qui n'est pas en ruine est réhabité. Et les marchands reviennent aussi, les marchands du matin, avec leur fruits, leurs salades, leurs légumes. Et tous les petits métiers des rues reprennent leur activité et leur drôlerie. Nous allons vite au milieu de tout cela, étant presque en retard. Nous suivons notre guide chinois, ou plutôt le nuage de poussière que laisse derrière lui le trot de son cheval. La cours est longue, Li-Hung-Chang demeure très loin. Enfin, dans une rue sordide et grise, à l'entrée d'une vieille maison délabrée, le guide s'arrête. Est-ce possible qu'il demeure là, ce Li-Hung-Chang, riche comme Aladin, possesseur de plais et de merveilles, qui fut l'un des favoris les plus durables de l'Impératrice et une des gloires de la Chine ? Un poste de soldats russes garde cette entrée ; on sait en effet que Li-Hung-Chang est un des protégés de la Russie.
La salle où l'on m'introduit, au fond d'une cour, est triste et délabrée. Une table et deux ou trois chaises assez élégantes. Un Chinois en belle robe de soie me fait asseoir et m'offre du thé, - c'est l'interprète de Son Altesse – il parle français d'une façon correcte et distinguée. La salle, dans les fonds, est pleine de malles, de valises, de paquets, de couvertures enroulées ; on dirait un campement prêt à partir.
Sur un signe d'un autre Chinois l'interprête m'emmène dans une seconde cour, et là apparaît, à la porte d'une salle de réception, un grand vieillard qui vient à ma rencontre, s'appuyant de droite et de gauche sur des serviteurs vêtus de robes de soie. Il est colossal, avec des prommettes saillantes sous de petits yeux rusés ; il a l'exagération du type mongol. La robe fourrée est d'une couleur indécise, sombre, laissant voir l'usure et les taches ; son bonnet de mandarin serait quelconque dans un diamant placé au-dessus du front (Li-Hung-Chang, qui a toujours été d'une avarice sordide, pose en ce moment pour la pauvreté !). La salle de réception est vieille et mal tenue, encombrée, comme la pièce d'entrée, de paquets et de couvertures. Nous prenons place dans des fauteuils, l'un devant l'autre, une table entre nous deux sur laquelle des serviteurs posent des cigarettes, du thé et du champagne. Et nous nous dévisageons comme deux êtres qu'un monde sépare. Après m'avoir demandé mon âge et le chiffre de mes revenus (ce qui est une formule de politesse chinoise), Li-Hung-Chang salue de nouveau et la causerie commence. C'est évidemment mon titre de lettré et d'académicien qui me vaut la grâce particulière de son accueil.
Quand nous avons parlé des questions politiques brûlantes du jour, Li-Hung-Chang s'apitoie sur la Chine, s'apitoie sur les ruines de Pékin. « J'ai visité toute l'Europe » dit-il, « j'ai vue les musées de toutes vos capitales. Pékin avait aussi le sien ; la Ville Impériale était un uncomparable musée, commencé depuis des siècles, et il est maintenant détruit... » Il m'interroge ensuite sur ce que nous faisons dans le palais de l'Impératrice, si nous détruisons toujours. Ce que nous faisons, il le sait sans doute aussi bien que moi, ayant des espions partout ; sa figure cependant simule une satisfaction et un soulagement quand je lui assure que nous ne détruisons plus.
L'audience finie, les poignées de mains échangées, Li-Hung-Chang, toujours appuyé sur les deux serviteurs qu'il domine de toute la tête, vient me reconduire jusqu'au milieu de la cour. Sur le seuil il me rappelle pour me prier, si j'écris un livre sur mon voyage à Pékin, de lui en envoyer un exemplaire.
A travers deux kilomètres de ruines et de décombres nous allons au quartier des Légations où j'ai besoin de causer avec M. Pichon, notre ministre. Toujours couché et très déprimé, bien que la fièvre typhoïde soit conjurée.
Au moment de romonter à cheval, deux attachés de la Légation me donnent très gentiment une indication précise, de source chinoise très certaine, qui me permettera d'emporter deux souliers de l'Impératrice. Dans la Ville Jaune où j'habite, dans un îlot parmi les arbres, au sud du Lac des Lotus, est une petit palais, me disent-ils, où l'Impératrice a passé la dernière nuit d'angoisse avant sa fuite. Dans la deuxième chambre à droite, au fond de la deuxième cour, - la chambre où elle a couché – je

trouverai par terre, sous un lit, une paire de souliers lui ayant appartenu.
Nous rentrons ventre à terre dans la Ville Jaune. Après avoir déjeuné avec Cluzeau, dans notre galerie de plus en plus splendide, enrichie chaque jour de nouvelles merveilles, je pars à la recherche de cette dépouille impériale, escorté par Osman et David, le revolver à la ceinture. Nous n'étions jamais allés nous promener dans cette partie du bois qui est au sud du lac. Et nous trouvons cependant sans difficulté, parmi les vieux cèdres, ce palais dans un îlot de verdure où mène un pont de marbre. Ce petit palais a été pillé d'abord par les Russes ; dans le partage il a été depuis attribué aux Allemands qui ont quelques sentinelles aux abords. Bâti sur des terrasses de marbre enguirlandées de verdure, c'était un petit chef-d'oeuvre de grâce, un arrangement exquis de boiseries laquées et de toitures de faïence. Mauvais présage, sur l'escalier de marbre qui y monte c'est une dégringolade barbare de cassons de porcelaine, de cassons de laque, de grands brûle-parfums brisés sans soute à coups de crosse, de fleurs artificielles et de lambeaux de soie. La première cour est pleine de débris ; la seconde, de même. Et enfin j'entre dans la seconde chambre au fond à droite ; il y reste des débris de meubles, un lit d'ébène, un trône et, par terre, à la plac indiquée, parmi des soies déchirées, les deux petits souliers, adorables et comiques ! Souliers de princesse tartare qui ne se déformait point les pieds à la chinoise, mais les avait très petits ; souliers de soie rouge finement brodés, avec des talons blancs de trente centimètres de haut, des talons comme des échasses. Et je m'empare de ce souvenir de l'étrange dame...
Il est près de deux heures. Dans les allées qui me ramènent vers la « rotonde » où je finirai ma journée, un soleil brûlant, comme en été. Les soldats de garde au pied du rempart m'ouvrent et renferment derrière moi la porte et je monte dans ma solitude habituelle où m'attend le sourire de la déesse de jade et la visite du chat blanc moucheté de jaune.
A la tombée glacée du soir, quand Osman et David viennent me chercher, nous passons sans nous arrêter devant les murs de notre palais caché derrière les décombres, continuant dans la poussière et les ruines, dépassant la tranchée pleine de cadavres, et nous allons jusqu'au presbytère de Monsieur Favier.
L'évêque me reçoit dans son même parloir blanc, les paquets formés, les valises prêtes. Il part demain matin pour l'Europe, anxieux et triste, après l'effondrement presque complet de ce qui fut l'oeuvre de toute sa vie.
Après souper, chasse de voleurs, en deux bandes armées, dans les cours lointaines de notre palais. Nous n'en attrapons point. Nous en laissons fuir deux qui enjambent lestement un mur, malgré les coups de revolver et nous échappent.

13e partie : Retour vers la Mer Jaune

Samedi 27 octobre. - L'île des Jades, sur le Lac des Lotus, est un rocher qui se dresse au-dessus des bois de la Ville Jaune, supportant un amas de vieux arbres et de vieilles pagodes qui vont s'étageant vers le ciel. Couronnant le tout, une sorte de donjon s'élance, de proportions gigantesques et de contours particulièrement étranges. On le voit de partout ce donjon ; il domine Pékin de sa silhouette ultra-chinoise et contien une effroyable idole aérienne dont le rictus et le geste menaçant planent sur la ville et que les soldats ont appelée : « le grand diable de Chine ».

On arrive à l'Ile des Jades par un arceau de marbre blanc qui enjambe les lotus et dont les deux entrées, il va sans dire, sont gardées par des monstres grimaçants et par de hauts portiques en bois laqué avec toitures de faïence. Ce pont franchi, on arrive aux pieds de rochers à pic et il faut de suite commencer à grimper, par des escaliers et des sentiers pavés. On trouve alors, échelonnées sous les ramures séculaires, des séries de terrasses de marbre, d'escaliers de marbre bordés de brûle-parfums de bronze et de pagodes vieilles et sombres, au fond desquelles brillent dans l'obscurité d'énormes idoles dorées. Cette île des Jades est occupée par nos soldats, détaché là sous le commandement d'un capitaine, et qui couchent dans les pagodes. Pour se faire de la place, pour avoir de quoi s'étendre la nuit sur les autels, roulés dans leur couvertures, ils on mis dehors tous les petits dieux secondaires qui dormaient là depuis des siècles, tout le petit peuple de bronze et d'or qui encombrait les tables sacrées. Et ils gisent par centaines, par milliers, sur les terrasses blanches, en tas, chavirés, les james en l'air, les petits bouddhas encore étincelants sur qui tombent à présent le soleil, la poussière ou la neige. Les grandes idoles seules sont restées au fond des sanctuaries, protégées par leur énormité et leur lourdeur. Et avec quel air de grossière barbarie s'étalent, autour de leurs trônes, les fusils de nos soldats, leurs courvertures, leurs hardes éparses. Et quelle puanteur humaine ils ont déjà apportée sous ces plafonds de laque habitués aux parfums du santal et des baguettes d'encens.

A travers les ramures torturées des vieux cèdres, à mesure que l'on s'élève, l'horizon se déploie, toujours plus immense. On ne voit guère partout que des cimes d'arbres, avec des teintes d'automne. Et ce bois infini, où apparaissent çà et là, comme noyées, d'étonnantes toitures d'émail jaune, c'est Pékin. Pékin que l'on ne se serait jamais représenté sous de tels aspects ; et Pékin vu des hauteurs d'un lieu sacro-saint, d'où jamais un Européen n'avait regardé.

L'espace qui vous porte va toujours diminuant, se rétrécissant, à mesure que l'on sélève vers « le grand diable de Chine », à mesure que l'on s'approche de la pointe de ce rocher qu'est l'Ile des Jades.

A ces étages supérieurs, nous croisons une petite troupe de visiteurs singuliers qui redescendent : des missonnaires lazaristes, vêtus en mandarins et portant la longue queue. En leur compagnie quelques jeunes prêtres catholiques chinois qui, dirait-on, tremblent d'être là et ont, malgré eux et malgré leur christianisme, le sentiment de quelques sacrilège commis par le fait seul de leur présence en ce lieu défendu.

Nous voici tout au pied du donjon étrange qui couronne ces rochers et, à côté de nous, le kiosque de faïence où le grand diable habite. Nous sommes très haut, dans l'air vif et pur, sur une étroite terrasse au-dessus d'une immense région d'arbres un peu voilée par une buée de poussière et de soleil. Et nous entrons chez le grand diable, le seul habitant de cette région aérienne. Oh ! l'horrible personnage ! Comme Shiva, dieu de la mort, il dans sur des cadavres : il est de taille surhumaine, coulé en bronze ; il a cinq ou six visages atroces ; il porte un collier de crânes et gesticule avec une quarantaine de bras qui brandissent des lances ou des têtes de mort. Tel est le Dieu que ces Chinois ont placé au-dessus de leur ville, dominant tout, presque dans l'air...

Les choses qui nous supportent : rochers, terrasses de marbre, cime des vieux arbres, dévalent sous nos pieds avec des fuites de vertige. L'air est d'une pureté absolue, la lumière admirable et le silence infini. Pékin, sous nos pieds, semblable à un bois, nous n'attendions pas cela. Aux premiers plans, la Ville Violette dessine son grand carré de toitures d'émail jaune. Ailleurs, des arbres et encore des arbres ; tout est noyé là-dedans. Quelques longues rues se dessinent, comme des coupées dans une forêt. On voit aussi, au loin, formant un carré gigantesque, les remparts noirs émerger de la verdure ; au delà des remparts le bois recommence, semble infini. Du côté du Nord les grandes montagnes de Mongolie s'élèvent, charmantes, nettes et irisées. Et de cette ville de la mort qui sans soute ne se relèvera jamais plus, monte un grand silence traveré par des croassements de corbeaux.

L'après-midi, comme d'habitude, dans mon palais fermé, dans un mirador que le soleil d'automne emplit de rayons, je sens que cela va finir, mon séjour ici, mon petit rêve de magnificence et de solitude. Alors un peu de mélancolie me vient, sur ces terrasses dallées, au milieu de ces vieux arbres et de ces petits kiosques de porcelaine. Et quand l'énorme soleil rouge s'abaisse derrière le Lac des Lotus, je me dis que je le verra là encore une ou deux fois peut-être et que ce sera fini au grand jamais. Si même, plus tard, quelque chose me ramenait à Pékin, ce lieu qui m'était familier serait redevenu impénétrable et sacré. Quelle singulière destinée m'en a fait le maître pour quelques jours !

Quand je vais faire visite à la déesse de jade – le soleil déjà décliné et les toits de la Ville Violette déjà

dans l'or du soir -, je trouve les aspects changés autour d'elle. Les soldats du post ont déblayé tout qui enbombrait son sanctuaire. Cassons de porcelaine, de laques, de girandoles, débris de bouquets et d'autels, ils ont tout enlevé et soigneusement balayé la place. Et la déesse, solitaire pus que jamais, sourit dans son temple vide et déjà presque obscur.
Dimanche 28 octobre. – Je devais partir demain ; J'ai décidé de prolonger d'un jour. Je regrette ce lieu. Et puis je voudrais me trouver transporté d'ici dans ma chambre du « Redoutable » ; je recule le moment de reprendre la funèbre route de Takou.
Ce matin, des emballages à n'en pas finir. J'emporterai près de dix caisses de pillage, plus un grand panneau de laque incrusté de jade, pour l'amiral.
L'après-midi, pour revoir la mystérieuse Ville Violette, je monte sur la montagne artificielle de la Ville Impériale, - tellement haute que l'on croirait un coteau véritable, tellement ancienne que les cèdres y meurent de vieillesse. On y trouve une série de kiosques aux toits de faïence et, tout en haut, une pagode où des soldats d'infanterie de marine dorment en compagnie de grandes idoles d'or. De là, comme du sommet de l'Ile des Jades, on domine le bois silencieux qu'est Pékin et au milieu duquel la Ville Violette trace un carré de grandes toitures jaune d'or, entouré comme une ruine abandonnée de larges fossés qui sont devenus des marécages. Et, d'en bas, montent des cris de pies et de corbeaux.
En redescendant, je passe par le Palais des Ancêtres. On y arrive toujours sous la voûte des mêmes pins et des mêmes cèdres, dans le même silence et la même solitude. Le soleil du soir, déjà rose sur les toits et les hautes branches, laisse dans l'ombre les dalles verdies, les monstres et les emblèmes gardiens des seuils. Et je me hâte pour aller encore une fois voir mourir le jour dans mon mirador où je n'aurai pas travaillé aujourd'hui et où le chat ne m'aura pas trouvé à ma place habituelle. Une tournée d'adieu dans tous les recoins de ce lieu étrange, sur les hautes terrasses dallées qui dominent les toits d'or, dans tous les petits kiosques maniérés et charmants où l'Impératrice cachait ses rêveries et ses amours. Puis je vais prendre la main glacée de la déesse de jade qui est déjà dans l'obscurité sépulcrale. Le soleil s'est couché dans de petits nuages d'hivers et de gelée qui donnent froid rien qu'à regarder. Et quand nous repassons le Pont de Marbre pour rentrer dans notre palais, le vent de Mongolie, sec et piquant, nous fait trembler sous nos manteaux.
Lundi 29 octobre. – Le dernier jour. Le soleil se lève splendide sur nos galeries vitrées, sur nos jardins saupoudrés de gelée blanche où continue l'activité des chasseurs d'Afrique et des corvées chinoises charroyant les bibelots précieux. Emballages encore, préparatifs de départ.
A quatre heures, grande émotion chez nos sentinelles : de Tien-Tsin, arrivée imprévue du général et de son état-major que l'on n'attendait que demain. Et il me faut dîner à sa droite, à une grande table officielle, avec tout ce monde. Il me faut aussi lui céder sa chambre que j'occupais et je m'en vais pour cette dernière nuit dormir au milieu des splendeurs de chez Cluzeau.
Mardi 30 octobre. – A sept heures du matin, à l'inaltérable beau soleil et au vent glacé, je suis à cheval, avec le chasseur d'Afrique Reboux et nous prenons la tête du convoi de nos malles et caisses de pillage qui suivent dans deux voitures d'artillerie, escortées de quatre chasseurs d'Afrique, d'Osman, David et Toum. Envorion six kilomètres à faire, avec tout ce petit convoi, pour aller au « port de Pékin » m'embarquer dans une jonque.
Après avoir passé le Pont de Marbre, longé la sinistre Ville Violette et ses marécages de roseaux mourants, nous sortons du grand bois qu'est la Ville Impériale. Ensuite il faut traverser, dans le vent et les nuages de poussière noire, tout un Pékin de ruines, de décombres, de grouillement et de pouillerie, en pleine activité matinale. Et enfin, une fois franchies les terribles portes dans les hauts remparts noirs, il reste à traverser une sorte de steppe grise et sinistre où des caravanes lentes, des centaines de chameaux de Mongolie, énormes, à crinière de lion, font cabrer nos chevaus.
On gêle, à ce port de Pékin. Un petit sous-lieutenant qui y commande le poste nous donne gentiment du thé chaud. Il se trouve qu'il a été à Rochefort à un bal que j'ai donné.
Ma jonque est là qui m'attend. Et sur l'étroit canal, entre les deux rives je joncs où pourrissent des cadavres, nous partons à la cordelle, trainés par un mulet au trot que fouette un Chinois à la course. Il faut changer quatre fois de jonque, à cause des écluses. Vers quatre heures enfin nous arrivons à Tong-Tcheou, la ville de ruines et de cadavres, qu'il faut traverser à pied, une vingtaine de Chinois réquisitionnés portant mes caisses de pillage, pour arriver au borde du Peï-Ho, - où Dieu merci, je retrouve ma jonque amarrée, sous la garde d'un soldat – la même jonque qui m'avait amené de Tien-Tsin, mes mêmes Chinois et tout mon petit matériel de nomade. On n'a pillé que notre provision d'eau ; heureusement il nous reste les précieuses caisses d'eau d'evian, données par le général Frey.
Nous avons juste le temps, avant la tombée de la nuit, d'aller chez le chef d'étape pour les papiers, d'aller au magasin des vivres toucher ses rations de campange, d'aller à une petite cantine tenue dans les ruines par un bandit italien et d'y acheter quelques conserves. Et vite, démarrons la jonque de la rive infect qui sent la peste et la mort et commençons de redescendre au courant vers Tien-Tsin.
Cela nous amuse de reprende notre vie de lacustres et, la lanterne allumée, nous mangeons avec une

faim terrible notre premier dïner à la jonque, arrosé par le thé bouillant que Toum nous fabrique. Il fait beaucoup plus froid qu'à l'aller. Gelés, tombant de sommeil, nous récressons nos couvertures, nos manteaux et nous nous couchons tous les trois ensemble, Osman, David et moi, nous réchauffant les uns par les autres sous le toit de nattes qui laisse voir des étoiles.
Mercredi 31 octobre. – Le soleil matinal resplendit sur le pont de la jonque couvert d'une couche de glace. Le vent de Mongolie souffle avec violence, sec et glacé.
Nous redescendons quand même le fleuve très vite, entrainés par le courant. La journée se passe presque entière à marcher sur le petit chemin de halage, à côté de nos Chinois à la cordelle, ne rentrant que pour prendre nos repas, avec des appétits de sauvages. Les rives désolées défilent à nouveau sous nos yeux, avec leur mêmes ruines, leur mêmes cadavres yux mêmes places ; seulement ils n'ont plus de cheveux, on les a tous scalpés pour faire des fausses nattes. Pour nous réchauffer, nous buvons de l'eau-de-vie, du vin chaud, du thé bouillant et nous nous couchons en tas, comme les moutons, l'hiver, dans les bergeries. [Loti15]

1902.1 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (1)
A MONSIEUR LE VICE-AMIRAL POTTIER
Commandant en chef l'escadre d'Extrême-Orient.
=Amiral=,
Les notes que j'ai envoyées de Chine au Figaro vont être réunies en un volume qui sera publié à Paris avant mon retour, sans qu'il me soit possible d'y revoir. Je suis donc un peu inquiet de ce que pourra être un tel recueil, qui contiendra sans doute maintes redites; mais je vous demande cependant de vouloir bien en accepter la dédicace, comme un hommage du profond et affectueux respect de votre premier aide de camp. Vous serez d'ailleurs indulgent à ce livre plus que personne, parce que vous savez dans quelles conditions il a été écrit, au jour le jour, pendant notre pénible campagne, au milieu de l'agitation continuelle de notre vie de bord.
Je me suis borné à noter les choses qui ont passé directement sous mes yeux au cours des missions que vous m'avez données et d'un voyage que vous m'avez permis de faire dans une certaine Chine jusqu'ici à peu près inconnue.
Quand nous sommes arrivés dans la mer Jaune, Pékin était pris et les batailles finissaient; je n'ai donc pu observer nos soldats que pendant la période de l'occupation pacifique; là, partout, je les ai vus bons et presque fraternels envers les plus humbles Chinois. Puisse mon livre contribuer pour sa petite part à détruire d'indignes légendes éditées contre eux!…
Peut-être me reprocherez-vous, amiral, de n'avoir presque rien dit des matelots restés sur nos navires, qui ont été constamment à la peine, sans une défaillance de courage ni un murmure, pendant notre long et mortel séjour dans les eaux du Petchili. Pauvres séquestrés, qui habitaient entre leurs murailles de fer! Ils n'avaient point comme leurs chefs, pour les soutenir, les responsabilités qui sont l'intérêt de la vie, ni le stimulant des résolutions graves à prendre; ils ne savaient rien; ils ne voyaient rien, pas même dans le lointain la sinistre côte. Malgré la lourdeur de l'été chinois, des feux étaient allumés nuit et jour dans leurs cloîtres étouffants; ils vivaient baignés d'humidité chaude, trempés de sueur, ne sortant que pour aller s'épuiser à des manoeuvres de force, dans les canots, par mauvais temps, parfois sur des mers démontées au milieu des nuits noires. Il suffit de regarder à présent leurs figures décolorées et maigries pour comprendre combien a été déprimant leur rôle obscur.
Mais voilà, si j'avais conté la monotonie de leurs fatigues, toujours pareilles, et de leurs dévouements silencieux de toutes les heures, personne n'aurait eu la patience de me lire.

ARRIVÉE DANS LA MER JAUNE

Lundi 24 septembre 1900.

L'extrême matin, sur une mer calme et sous un ciel d'étoiles. Une lueur à l'horizon oriental témoigne que le jour va venir, mais il fait encore nuit. L'air est tiède et léger… Est-ce l'été du Nord, ou bien l'hiver des chauds climats? Rien en vue nulle part, ni une terre, ni un feu, ni une voile; aucune indication de lieu: une solitude marine quelconque, par un temps idéal, dans le mystère de l'aube indécise.

Et, comme un léviathan qui se dissimulerait pour surprendre, le grand cuirassé s'avance silencieusement, avec une lenteur voulue, sa machine tournant à peine.

Il vient de faire environ cinq mille lieues, presque sans souffler, donnant constamment, par minute, quarante-huit tours de son hélice, effectuant d'une seule traite, sans avaries d'aucune sorte et sans usure de ses rouages solides, la course la plus longue et la plus soutenue en vitesse qu'un monstre de sa taille ait jamais entreprise, et battant ainsi, dans cette épreuve de fond, des navires réputés plus rapides, qu'à première vue on lui aurait préférés.

Ce matin, il arrive au terme de sa traversée, il va atteindre un point du monde dont le nom restait indifférent hier encore, mais vers lequel les yeux de l'Europe sont à présent tournés: cette mer, qui commence de s'éclairer si tranquillement, c'est la mer Jaune, c'est le golfe du Petchili par où l'on accède à Pékin. Et une immense escadre de combat, déjà rassemblée, doit être là tout près, bien que rien encore n'en dénonce l'approche.

Depuis deux ou trois jours, dans cette mer Jaune, nous nous sommes avancés par un beau temps de septembre. Hier et avant-hier, des jonques aux voiles de nattes ont croisé notre route, s'en allant vers la Corée; des côtes, des îles nous sont aussi apparues, plus ou moins lointaines; mais en ce moment le cercle de l'horizon est vide de tous côtés.

A partir de minuit, notre allure a été ainsi ralentie afin que notre arrivée—qui va s'entourer de la pompe militaire obligatoire—n'ait pas lieu à une heure trop matinale, au milieu de cette escadre où l'on nous attend.

Cinq heures. Dans la demi-obscurité encore, éclate la musique du branle-bas, la gaie sonnerie de clairons qui chaque matin réveille les matelots. C'est une heure plus tôt que de coutume, afin qu'on ait assez de temps pour la toilette du cuirassé, qui est un peu défraîchi d'aspect par quarante-cinq jours passés à la mer. On ne voit toujours que l'espace et le vide; cependant la vigie, très haut perchée, signale sur l'horizon des fumées noires,—et ce petit nuage de houille, qui d'en bas n'a l'air de rien, indique là de formidables présences; il est exhalé par les grands vaisseaux de fer, il est comme la respiration de cette escadre sans précédent, à laquelle nous allons nous joindre.

D'abord la toilette de l'équipage, avant celle du bâtiment: pieds nus et torse nu, les matelots s'éclaboussent à grande eau, dans la lumière qui vient; malgré le surmenage constant, ils ne sont nullement fatigués, pas plus que le vaisseau qui les porte. Le Redoutable est du reste, de tous ces navires si précipitamment partis, le seul qui en chemin, dans les parages étouffants de la mer Rouge, n'ait eu ni morts ni maladies graves.

Maintenant, le soleil se lève, tout net sur l'horizon de la mer, disque jaune qui surgit lentement de derrière les eaux inertes. Pour nous, qui venons de quitter les régions équatoriales, ce lever, très lumineux pourtant, a je ne sais quoi d'un peu mélancolique et de déjà terni, qui sent l'automne et les climats du Nord. Vraiment il est changé, ce soleil, depuis deux ou trois jours. Et puis il ne brûle plus, il n'est plus dangereux, on cesse de s'en méfier.

Là-bas devant nous, sous le nuage de houille, des choses extra-lointaines commencent de s'indiquer, perceptibles seulement pour des yeux de marin; une forêt de piques, dirait-on, qui seraient plantées au bout, tout au bout de l'espace, presque au delà du cercle où s'étend la vue. Et nous savons ce que c'est: des cheminées géantes, de lourdes mâtures de combat, l'effrayant attirail de fer qui, avec la fumée, révèle de loin les escadres modernes.

Quand notre grand lavage du matin s'achève, quand les seaux d'eau de mer, lancés à tour de bras, ont fini d'inonder toutes choses, le Redoutable reprend sa vitesse (sa vitesse moyenne de onze noeuds et demi, qu'il avait gardée depuis son départ de France). Et, pendant que les matelots s'empressent à faire reluire ses aciers et ses cuivres, il recommence de tracer son profond sillage sur la mer tranquille.

Dans les fumées de l'horizon, les objets se démêlent et se précisent; on distingue, sous les mâtures innombrables, les masses de toute forme et de toute couleur qui sont des navires. Posée entre l'eau calme et le ciel pâle, la terrible compagnie apparaît tout entière, assemblage de monstres étranges, les uns blancs et jaunes, les autres blancs et noirs, les autres couleur de vase ou couleur de brume pour se mieux dissimuler; des dos bossus, des flancs à demi noyés et sournois, d'inquiétantes carapaces; leurs structures varient suivant la conception des différents peuples pour les machines à détruire, mais tous, pareillement, soufflent l'horrible fumée de houille qui ternit la lumière du matin.

On ne voit toujours rien des côtes chinoises, pas plus que si on en était à mille lieues ou si elles

n'existaient pas. Cependant, c'est bien ici Takou, le lieu de ralliement vers lequel, depuis tant de jours, nos esprits étaient tendus. Et c'est la Chine, très proche bien qu'invisible, qui attire par son immense voisinage cette troupe de bêtes de proie, et qui les immobilise, comme des fauves en arrêt, sur ce point précis de la mer, que l'on dirait quelconque.
L'eau, en cette région de moindre profondeur, a perdu son beau bleu, auquel nous venions si longuement de nous habituer; elle devient trouble, jaunâtre, et le ciel, pourtant sans nuages, est décidément triste. La tristesse d'ailleurs se dégage, au premier aspect, de cet ensemble, dont nous allons sans doute pour longtemps faire partie…
Mais voici qu'en approchant tout change, à mesure que monte le soleil, à mesure que se détaillent mieux les beaux cuirassés reluisants et les couleurs mêlées des pavillons de guerre. C'est vraiment une étonnante escadre, qui représente ici l'Europe, l'Europe armée contre la vieille Chine ténébreuse. Elle occupe un espace infini, tous les côtés de l'horizon semblent encombrés de navires. Et les canots, les vedettes à vapeur s'agitent comme un petit peuple affairé entre les grands vaisseaux immobiles.
Maintenant les coups de canon partent de tous côtés pour la bienvenue militaire à notre amiral; au-dessous du voile de fumées sombres, les gaies fumées claires de la poudre s'épanouissent en gerbes, se promènent en flocons blancs; le long de toutes les mâtures de fer, montent et descendent en notre honneur des pavillons tricolores; on entend partout les clairons sonner, les musiques étrangères jouer notre Marseillaise,—et on se grise un peu de ce cérémonial, éternellement pareil, mais éternellement superbe, qui emprunte ici une magnificence inusitée au déploiement de ces flottes.
Et puis le soleil, le soleil à la fin s'est réveillé et flamboie, nous apportant pour notre jour d'arrivée une dernière illusion de plein été, dans ce pays aux saisons excessives, qui avant deux mois commencera de se glacer pour un long hiver.
Quand le soir vient, nos yeux, qui s'en lasseront bientôt, s'amusent, cette première fois, de la féerie à grand spectacle que les escadres nous donnent. L'électricité s'allume soudainement de toutes parts, l'électricité blanche, ou verte, ou rouge, ou clignotante, ou scintillante à éblouir; les cuirassés, au moyen de jeux de lumière, causent les uns avec les autres, et l'eau reflète des milliers de signaux, des milliers de feux, pendant que les longues gerbes des projecteurs fauchent l'horizon, ou passent dans le ciel comme des comètes en délire. On oublie tout ce qui couve de destruction et de mort, sous ces fantasmagories, dans des flancs effroyables; on est pour l'instant comme au milieu d'une ville immense et prodigieuse, qui aurait des tours, des minarets, des palais, et qui se serait improvisée, par fantaisie, en cette région de la mer, pour y donner quelque fête nocturne extravagante.

25 septembre.
Nous ne sommes qu'au lendemain, et déjà rien ne se ressemble plus. Dès le matin la brise s'est élevée,—à peine de la brise, juste assez pour coucher sur la mer les grands panaches obscurs des fumées, et déjà les lames se creusent, dans cette rade ouverte, peu profonde, et les petites embarcations en continuel va-et-vient sautillent, inondées d'embruns.
Cependant un navire aux couleurs allemandes arrive lentement du fond de l'horizon, comme nous étions arrivés hier: c'est la Herta, tout de suite reconnue, amenant le dernier des chefs militaires que l'on attendait à ce rendez-vous des peuples alliés, le feld-maréchal de Waldersee. Pour lui, recommencent alors les salves qui nous avaient accueillis la veille, tout le cérémonial magnifique; les canons de nouveau épandent leurs nuages, mêlent des ouates blanches aux fumées noires, et le chant national de l'Allemagne, répété par toutes les musiques, s'éparpille dans le vent qui augmente.
Il souffle toujours plus fort, ce vent, plus fort et plus froid, mauvais vent d'automne, affolant les baleinières, les vedettes, tout ce qui circulait hier si aisément entre les groupes d'escadre.
Et cela nous présage de tristes et difficiles jours, car, sur cette rade incertaine qui devient dangereuse en une heure, il va falloir débarquer des milliers de soldats envoyés de France, des milliers de tonnes de matériel de guerre; sur l'eau remuée, il va falloir promener tant de monde et tant de choses, dans des chalands, dans des canots, par les temps glacés, même par les nuits noires, et les conduire à Takou, par-dessus la barre changeante du fleuve.
Organiser toute cette périlleuse et interminable circulation, ce sera là surtout, pendant les premiers mois, notre rôle, à nous marins,—rôle austère, épuisant et obscur, sans apparente gloire…

II. A NING-HAÏ

3 octobre 1900.

Dans le fond du golfe de Petchili, la grève de Ning-Haï, éclairée par le soleil levant. Des chaloupes sont là, des vedettes, des baleinières, des jonques, l'avant piqué dans le sable, débarquant des soldats et du matériel de guerre, au pied d'un immense fort dont les canons restent muets. Et c'est, sur cette plage, une confusion et une Babel comme on n'en avait jamais vu aux précédentes époques de l'histoire; à l'arrière de ces embarcations, d'où descend tant de monde, flottent pêle-mêle tous les pavillons d'Europe.

La rive est boisée de bouleaux et de saules, et, au loin, les montagnes, un peu bizarrement découpées, dressent leurs pointes dans le ciel clair. Rien que des arbres du Nord, indiquant qu'il y a dans ce pays des hivers glacés, et cependant le soleil matinal déjà brûle, les cimes là-bas sont magnifiquement violettes, la lumière rayonne comme en Provence.

Il y a de tout sur cette grève, parmi des sacs de terre qu'on y avait amoncelés pour de hâtives défenses. Il y a des cosaques, des Autrichiens, des Allemands, des midships anglais à côté de nos matelots en armes; des petits soldats du Japon, étonnants de bonne tenue militaire dans leurs nouveaux uniformes à l'européenne; des dames blondes, de la Croix-Rouge de Russie, affairées à déballer du matériel d'ambulance; des bersaglieri de Naples, ayant mis leurs plumes de coq sur leur casque colonial.

Vraiment, dans ces montagnes, dans ce soleil, dans cette limpidité de l'air, quelque chose rappelle nos côtes de la Méditerranée par les beaux matins d'automne. Mais là, tout près, une vieille construction grise sort des arbres, tourmentée, biscornue, hérissée de dragons et de monstres: une pagode. Et, sur les montagnes du fond, cette interminable ligne de remparts, qui serpente et se perd derrière les sommets, c'est la Grande Muraille de Chine, confinant à la Mandchourie.

Ces soldats, qui débarquent pieds nus dans le sable et s'interpellent gaiement en toutes les langues, ont l'air de gens qui s'amusent. Cela se nomme une «prise de possession pacifique» ce qu'ils font aujourd'hui, et on dirait quelque fête de l'universelle fusion, de l'universelle concorde,—tandis que, au contraire, non loin d'ici, du côté de Tien-Tsin et du côté de Pékin, tout est en ruine et plein de cadavres.

La nécessité d'occuper Ning-Haï, pour en faire au besoin la base de ravitaillement du corps expéditionnaire, s'était imposée aux amiraux de l'escadre internationale, et avant-hier on se préparait au combat sur tous nos navires, sachant les forts de la côte armés sérieusement; mais les Chinois d'ici, avisés par un parlementaire qu'une formidable compagnie de cuirassés apparaîtrait au lever du jour, ont préféré rendre à discrétion la place, et nous avons trouvé en arrivant le pays désert.

Le fort qui commande cette plage—et qui termine la Grande Muraille au point où elle vient aboutir à la mer—a été déclaré «international».

Les pavillons des sept nations alliées y flottent donc ensemble, rangés par ordre alphabétique, au bout de longues hampes que gardent des piquets d'honneur: Allemagne, Autriche, Grande-Bretagne, France, Italie, Japon, Russie.

On s'est partagé ensuite les autres forts disséminés sur les hauteurs d'alentour, et celui qui a été dévolu aux Français est situé à un mille environ du rivage. On y va par une route sablonneuse, bordée de bouleaux, de saules au feuillage frêle, et c'est à travers des jardins, des vergers que l'automne a jaunis en même temps que ceux de chez nous;—des vergers qui d'ailleurs ressemblent parfaitement aux nôtres, avec leurs humbles carrés de choux, leurs citrouilles et leurs alignements de salades. Les maisonnettes aussi, les maisonnettes de bois aperçues çà et là dans les arbres, imitent à peu près celles de nos villages, avec leurs toits en tuiles rondes, leurs vignes qui font guirlande, leurs petits parterres de zinnias, d'asters et de chrysanthèmes… Des campagnes qui devaient être paisibles, heureuses,—et qui, depuis deux jours, se sont dépeuplées en grande épouvante, à l'approche des envahisseurs venus d'Europe.

Par ce frais matin d'octobre, sur la route ombragée qui mène au fort des Français, les matelots et les soldats de toutes les nations se croisent et s'empressent, dans le grand amusement d'aller à la découverte, de s'ébattre en pays conquis, d'attraper des poulets, de faire main basse, dans les jardins, sur les salades et les poires. Des Russes déménagent les bouddhas et les vases dorés d'une pagode. Des Anglais ramènent à coups de bâton des boeufs capturés dans les champs. Des marins de la Dalmatie et d'autres du Japon, très camarades depuis une heure, font en compagnie leur toilette au bord d'un ruisseau. Et deux bersaglieri, qui ont attrapé un petit âne, en se pâmant de rire, s'en vont ensemble à califourchon dessus.

Cependant le triste exode des paysans chinois, commencé depuis hier, se poursuit encore; malgré l'assurance donnée qu'on ne ferait de mal à personne, ceux qui étaient restés se jugent trop près et aiment mieux fuir. Des familles s'en vont tête basse: hommes, femmes, enfants, vêtus de pareilles robes en coton bleu, et tous, chargés de bagage, les plus bébés même charriant des paquets, emportant avec résignation leurs petits oreillers et leurs petits matelas.

Et voici une scène pour fendre l'âme. Une vieille Chinoise, vieille, vieille, peut-être centenaire, pouvant à peine se tenir sur ses jambes, s'en va, Dieu sait où, chassée de son logis où vient s'établir un poste d'Allemands; elle s'en va, elle se traîne, aidée par deux jeunes garçons qui doivent être ses petits-fils et qui la soutiennent de leur mieux, la regardant avec une tendresse et un respect infinis; sans même paraître nous voir, comme n'ayant plus rien à attendre de personne, elle passe lentement près de nous avec un pauvre visage de désespoir, de détresse suprême et sans recours,—tandis que les soldats, derrière elle, jettent dehors, avec des rires, les modestes images de son autel d'ancêtres. Et le beau soleil de ce matin d'automne resplendit tranquillement sur son petit jardin très soigné, fleuri de zinnias et d'asters…

Le fort échu en partage aux Français occupe presque l'espace d'une ville, avec toutes ses dépendances, logements de mandarins et de soldats, usines pour l'électricité, écuries et poudrières. Malgré les dragons qui en décorent la porte et malgré le monstre à griffes que l'on a peint devant l'entrée sur un écran de pierre, il est construit d'après les principes les plus nouveaux, bétonné, casematé et garni de canons Krupp du dernier modèle. Par malheur pour les Chinois, qui avaient accumulé autour de Ning-Haï d'effroyables défenses, mines, torpilles, fougasses et camps retranchés, rien n'était fini, rien n'était à point nulle part; le mouvement contre l'étranger a commencé six mois trop tôt, avant qu'on ait pu mettre en batterie toutes les pièces vendues à Li-Hung-Chang par l'Europe.

Mille de nos zouaves, qui vont arriver demain, occuperont ce fort pendant l'hiver; en attendant, nous venons y conduire une vingtaine de matelots pour en prendre possession.

Et c'est curieux de pénétrer dans ces logis abandonnés en hâte et en terreur, au milieu du désarroi des fuites précipitées, parmi les meubles brisés, les vaisselles à terre. Des vêtements, des fusils, des baïonnettes, des livres de balistique, des bottes à semelle de papier, des parapluies et des drogues d'ambulance sont pêle-mêle, en tas devant les portes. Dans les cuisines de la troupe, des plats de riz attendent encore sur les fourneaux, avec des plats de choux et des gâteaux de sauterelles frites.

Il y a surtout des obus roulant partout, dégringolant des caisses éventrées; des cartouches jonchant le sol, du fulmicoton dangereusement épars, de la poudre répandue en longues traînées couleur de charbon. Mais, à côté de cette débauche de matériel de guerre, des détails drôles viennent attester les côtés de bonhomie de l'existence chinoise: sur toutes les fenêtres, des petits pots de fleurs; sur tous les murs, des petites images collées par des soldats. Au milieu de nous, se promènent des moineaux familiers, que sans doute les habitants du lieu n'inquiétaient jamais. Et des chats, sur les toits, circonspects mais désireux d'entrer en relation, observent quelle sorte de ménage on pourra bien faire par la suite avec les hôtes imprévus que nous sommes.

Tout près, à cent mètres de notre fort, passe la Grande Muraille de Chine. Elle est surmontée en ce point d'un mirador de veille, où des Japonais s'établissent à cette heure et plantent sur un bambou leur pavillon blanc à soleil rouge.

Très souriants toujours, surtout pour les Français, les petits soldats du Japon nous invitent à monter chez eux, pour voir de haut le pays d'alentour.

La Grande Muraille, épaisse ici de sept à huit mètres, descend en talus et en herbages sur le versant chinois, mais tombe verticale sur le versant mandchou, flanquée d'énormes bastions carrés.

Maintenant donc, nous y sommes montés, et, sous nos pieds, elle déploie sa ligne séculaire qui, d'un côté, plonge dans la mer Jaune, mais de l'autre s'en va vers les sommets, s'en va serpentant bien au delà du champ profond de la vue, donnant l'impression d'une chose colossale qui ne doit nulle part finir.

Vers l'Est, on domine, dans la pure lumière, les plaines désertes de la Mandchourie.

Vers l'Ouest—en Chine—les campagnes boisées ont un aspect trompeur de confiance et de paix. Tous les pavillons européens, arborés sur les forts, prennent au milieu de la verdure un air de fête. Il est vrai, dans une plaine, au bord de la plage, s'indique un immense grouillement de cosaques, mais très lointain et dont la clameur n'arrive point ici: cinq mille hommes pour le moins, parmi des tentes et des drapeaux fichés en terre. (Quand les autres puissances envoient à Ning-Haï quelques compagnies seulement, les Russes, au contraire, procèdent par grandes masses, à cause de leurs projets sur la Mandchourie voisine.) Là-bas, toute grise, muette et comme endormie entre ses hauts murs crénelés, apparaît Shan-Haï-Kouan, la ville tartare, qui a fermé ses portes dans l'effroi des pillages. Et sur la mer, près de l'horizon, se reposent les escadres alliées,—tous les monstres de fer aux fumées noires, amis pour l'instant et assemblés en silence dans du bleu immobile.

Un temps calme, exquis et léger. Le prodigieux rempart de la Chine est encore fleuri à cette saison comme un jardin. Entre ses briques sombres, disjointes par les siècles, poussent des graminées, des asters et quantité d'oeillets roses pareils à ceux de nos plages de France….

Sans doute elle ne reverra plus flotter le pavillon jaune et le dragon vert des célestes empereurs, cette muraille légendaire qui avait arrêté pendant des siècles les invasions du Nord; sa période est révolue,

passée, finie à tout jamais.

III. VERS PÉKIN

I

Jeudi 11 octobre 1900.

A midi, par un beau temps calme, presque chaud, très lumineux sur la mer, je quitte le vaisseau amiral, le Redoutable, pour me rendre en mission à Pékin.

C'est dans le golfe de Petchili, en rade de Takou, mais à de telles distances de la côte qu'on ne la voit point, et que rien nulle part n'indique aux yeux la Chine.

Et le voyage commence par quelques minutes en canot à vapeur, pour aller à bord du Bengali, le petit aviso qui me portera ce soir jusqu'à terre.

L'eau est doucement bleue, au soleil d'automne qui, en cette région du monde, reste toujours clair. Aujourd'hui, par hasard, le vent et les lames semblent dormir. Sur la rade infinie, si loin qu'on puisse voir, se succèdent immobiles, comme pointés en arrêt et en menace, les grands vaisseaux de fer. Jusqu'à l'horizon, il y en a toujours, des tourelles, des mâtures, des fumées,—et c'est la très étonnante escadre internationale, avec tout ce qu'elle traîne de satellites à ses côtés: torpilleurs, transports, et légion de paquebots.

Ce Bengali, où je vais m'embarquer pour un jour, est l'un des petits bâtiments français, constamment chargés de troupes et de matériel de guerre, qui, depuis un mois, font le pénible et lassant va-et-vient entre les transports ou les affrétés arrivant de France et le port de Takou, par-dessus la barre du Peï-Ho.

Aujourd'hui, il est bondé de zouaves, le Bengali, de braves zouaves arrivés hier de Tunisie, et qui s'en vont, insouciants et joyeux, vers la funèbre terre chinoise; ils sont serrés sur le pont, serrés à tout touche, avec de bonnes figures gaies et des yeux grands ouverts—pour voir enfin cette Chine qui les préoccupe depuis des semaines et qui est là tout près, derrière l'horizon…

Suivant le cérémonial d'usage, le Bengali en appareillant doit passer à poupe du Redoutable, pour le salut à l'amiral. La musique l'attend, à l'arrière du cuirassé, prête à lui jouer quelqu'un de ces airs de marche dont les soldats se grisent. Et, quand nous passons près du gros vaisseau, presque dans son ombre, tous les zouaves—ceux qui reviendront et ceux qui doivent mourir—tous, pendant que leurs clairons sonnent aux champs, agitent leurs bonnets rouges, avec des hourras, pour ce navire qui représente ici la France à leurs yeux et pour cet amiral qui, du haut de sa galerie, lève sa casquette en leur honneur.

Au bout d'une demi-heure environ, la Chine apparaît.

Et jamais rivage d'une laideur plus féroce n'a surpris et glacé de pauvres soldats nouveaux venus. Une côte basse, une terre grise toute nue, sans un arbre ni un herbage. Et partout des forts de taille colossale, du même gris que la terre; des masses aux contours géométriques, percées d'embrasures de canon. Jamais entrée de pays n'a présenté un attirail militaire plus étalé ni plus agressif; sur les deux bords de l'horrible fleuve aux eaux bourbeuses, ces forts se dressent pareils, donnant le sentiment d'un lieu imprenable et terrible,—laissant entendre aussi que cette embouchure, malgré ses misérables alentours, est d'une importance de premier ordre, est la clef d'un grand État, mène à quelque cité immense, peureuse et riche,—comme Pékin a dû être.

De près, les murs des deux premiers grands forts, éclaboussés, troués, déchiquetés par les obus, laissent voir des brèches profondes, témoignent de furieuses et récentes batailles.

(On sait comment, le jour de la prise de Takou, ils ont tiré à bout portant l'un sur l'autre. Par miracle, un obus français qu'avait lancé le Lion était tombé au milieu de l'un d'eux, amenant l'explosion de son énorme poudrière et l'affolement de ses canonniers jaunes: les Japonais, alors, s'étaient emparés de ce fort-là, pour ouvrir un feu imprévu sur celui d'en face, et aussitôt la déroute chinoise avait été commencée. Sans ce hasard, sans cet obus et cette panique, toutes les canonnières européennes mouillées dans le Peï-Ho étaient inévitablement perdues; le débarquement des forces alliées devenait impossible ou problématique, et la face de la guerre était changée.)

Nous avançons maintenant dans le fleuve, remuant l'eau vaseuse et infecte où flottent des immondices de toute sorte, des carcasses le ventre gonflé, des cadavres humains et des cadavres de bêtes. Et les deux rives sinistres nous montrent, au soleil déclinant du soir, un défilé de ruines, une désolation uniformément noire et grise: terre, cendre et charpentes calcinées. Plus rien, que des murs crevés, des écroulements, des décombres.

Sur ce fleuve aux eaux empestées, une animation fiévreuse, un encombrement au milieu duquel nous avons peine à nous frayer passage. Des jonques par centaines, portant chacune les couleurs et, écrit à l'arrière, le nom de la nation qui l'emploie: France, Italia, United States, etc., en grandes lettres par-dessus des diableries et des inscriptions chinoises. Et une innombrable flottille de remorqueurs, de chalands, de charbonniers, de paquebots.

De même, sur les affreuses berges, sur la terre et sur la vase, parmi les détritus et les bêtes mortes, une activité de fourmilière. Des soldats de toutes les armées d'Europe, au milieu d'un peuple de coolies

menés à la baguette, débarquant des munitions, des tentes, des fusils, des fourgons, des mulets, des chevaux: une confusion encore jamais vue, d'uniformes, de ruines, de canons, de débris et d'approvisionnements de toute espèce. Et un vent glacé, qui se lève avec le soir, fait frissonner, après le soleil encore chaud du jour, apporte tout à coup la tristesse de l'hiver…

Devant les ruines d'un quartier où flotte le pavillon de France, le Bengali accoste la lugubre rive, et nos zouaves débarquent, un peu décontenancés par cet accueil sombre que leur fait la Chine. En attendant qu'on leur ait trouvé quelque gîte, assemblés sur une sorte de place qui est là, ils allument par terre des feux que le vent tourmente, et ils font chauffer le petit repas du soir, dans l'obscurité, sans chansons et en silence, parmi les tourbillons d'une infecte poussière.

Au milieu des plaines désertes qui nous envoient cette poussière-là, ce froid, ces rafales, la ville envahie de soldats s'étend dévastée et noire, sent partout la peste et la mort.

Une petite rue centrale, rebâtie à la hâte en quelques jours, avec de la boue, des débris de charpentes et du fer, est bordée de louches cabarets. Des gens accourus on ne sait d'où, métis de toutes les races, y vendent aux soldats de l'absinthe, des poissons salés, de mortelles liqueurs. On s'y enivre et on y joue du couteau.

En dehors de ce quartier qui s'improvise, Takou n'existe plus. Rien que des pans de muraille, des toitures carbonisées, des tas de cendre. Et des cloaques sans nom où croupissent ensemble les hardes, les chiens crevés, les crânes avec les chevelures.

Couché à bord du Bengali, où le commandant m'a offert l'hospitalité. Des coups de fusil isolés traversent de temps à autre le silence nocturne, et, vers le matin, entendus en demi-sommeil, d'horribles cris, poussés sur la berge par des gosiers de Chinois.

Vendredi 12 octobre.

Levé à la pointe de l'aube, pour aller prendre le chemin de fer, qui marche encore jusqu'à Tien-Tsin, et même un peu au delà.—Ensuite, les Boxers ayant détruit la voie, je continuerai je ne sais encore comment, en charrette chinoise, en jonque ou à cheval, et, avant six ou sept jours, à ce que l'on vient de me dire, je ne puis compter voir les grands murs de Pékin. J'emporte un ordre de service, afin que l'on me donne ma ration de campagne aux gîtes d'étape en passant; sans cela je risquerais de mourir de faim dans ce pays dévasté. J'ai pris le moins possible de bagage, rien qu'une cantine légère. Et un seul compagnon de route, un fidèle serviteur amené de France.

A la gare, où j'arrive comme le soleil se lève, retrouvé tous les zouaves d'hier, sac au dos. Pas de billets à prendre pour ce chemin de fer-là: tout ce qui est militaire y monte par droit de conquête. En compagnie de soldats cosaques et de soldats japonais, dans des voitures aux carreaux brisés où le vent fait rage, nos mille zouaves parviennent à se loger. Je trouve place avec leurs officiers,—et bientôt, au milieu du pays funèbre, nous évoquons ensemble des souvenirs de cette Afrique où ils étaient, des nostalgies de Tunis et d'Alger la Blanche…

Deux heures et demie de route dans la morne plaine. D'abord, ce n'est que de la terre grise comme à Takou; ensuite, cela devient des roseaux, des herbages fripés par la gelée. Et il y a partout d'immenses taches rouges, comme des traînées de sang, dues à la floraison automnale d'une espèce de plante de marais. Sur l'horizon de ce désert, on voit s'agiter des myriades d'oiseaux migrateurs, semblables à des nuées qui s'élèvent, tourbillonnent et puis retombent. Le vent souffle du Nord et il fait très froid.

La plaine bientôt se peuple de tombeaux, de tombeaux sans nombre, tous de même forme, sortes de cônes en terre battue surmontés chacun d'une boule en faïence, les uns petits comme des taupinières, les autres grands comme des tentes de campement. Ils sont groupés par famille, et ils sont légion. C'est tout un pays mortuaire, qui ne finit plus de passer sous nos yeux, avec toujours ces mêmes plaques rouges lui donnant un aspect ensanglanté.

Aux stations, les gares détruites sont occupées militairement par des cosaques; on y rencontre des wagons calcinés, tordus par le feu, des locomotives criblées de balles. D'ailleurs, on ne s'y arrête plus, puisqu'il n'y reste rien; les rares villages qui jalonnaient ce parcours ne sont plus que des ruines.

Tien-Tsin! Il est dix heures du matin. Transis de froid, nous mettons pied à terre, au milieu des envolées de poussière noirâtre que perpétuellement le vent du Nord promène sur ce pays desséché. Des coureurs chinois aussitôt s'emparent de nous et, à toutes jambes, avant même de savoir où nous voulons aller, nous entraînent dans leurs petites voitures. Les rues européennes, où nous voici courant (ce qu'on appelle ici les concessions), aperçues comme à travers un nuage de cendre aveuglante, ont des airs de grande ville; mais toutes ces maisons, presque luxueuses, aujourd'hui sont criblées d'obus, éventrées, sans toiture ni fenêtres. Les bords du fleuve, ici comme à Takou, semblent une Babel enfiévrée; des milliers de jonques sont là, débarquant des troupes, des chevaux, des canons. Dans les rues, où des équipes de Chinois transportent du matériel de combat en charges énormes, on croise des soldats de toutes les nations d'Europe, des officiers de toute arme et de tout plumage, à cheval, en pousse-pousse ou à pied. Et c'est, à la course, un perpétuel salut militaire.

Où aller faire tête? Vraiment on n'en sait rien, malgré le désir que l'on a d'un gîte, par ce vent glacé,

par cette poussière. Et cependant nos coureurs chinois vont toujours, devant eux, comme des bêtes emballées…
Frappé à la porte de deux ou trois hôtels qui se réinstallent dans des ruines, dans des fouillis de meubles brisés.—Tout est plein, archiplein; à prix d'or, on ne trouverait pas une soupente avec un matelas.
Et il faut, bon gré mal gré, mendier la table et le logis à des officiers inconnus—qui nous donnent d'ailleurs la plus amicale hospitalité, dans des maisons où les trous d'obus ont été bouchés à la hâte et où le vent n'entre plus.
Samedi 13 octobre.
J'ai choisi de voyager en jonque tant que le cours du Peï-Ho le permettra, la jonque étant un logis tout trouvé, dans ce pays où je dois m'attendre à ne rencontrer que des ruines et des cadavres.
Et cela nécessite quantité de petits préparatifs.
D'abord, la réquisitionner, cette jonque, et y faire approprier l'espèce de sarcophage où j'habiterai sous un toit de natte. Ensuite, dans les magasins de Tien-Tsin, tous plus ou moins pillés et démolis, acheter les choses nécessaires à quelques jours de vie nomade, depuis les couvertures jusqu'aux armes. Et enfin, chez les Pères lazaristes, embaucher un Chinois pour faire le thé,—le jeune Toum, quatorze ans, une figure de chat et une queue jusqu'à terre.
Dîné chez le général Frey—qui, à la tête du petit détachement de France, entra le premier, comme chacun sait, au coeur de Pékin, dans la «Ville impériale».
Et il veut bien me conter en détail cette journée magnifique, la prise du «Pont de Marbre», son arrivée ensuite dans cette «Ville impériale», dans ce lieu de mystère que je verrai bientôt, et où jamais, avant lui, aucun Européen n'avait pénétré.
Au sujet de ma petite expédition personnelle, qui à côté de la sienne paraît si anodine et si négligeable, le général a la bonté de s'inquiéter de ce que nous boirons en route, mon serviteur et moi, par ces temps d'infection cadavérique où l'eau est un perpétuel danger, où des débris humains, jetés par les Chinois, macèrent dans tous les puits,—et il me fait un inappréciable cadeau: une caisse d'eau d'Évian.

II. LES DEUX DÉESSES DES BOXERS

Dimanche 14 octobre.

La vieille Chinoise, ridée comme une pomme d'hiver, entr'ouvre avec crainte la porte à laquelle nous avons lourdement frappé. C'est dans la pénombre au fond d'un étroit couloir exhalant des fétidités malsaines, entre des parois que la crasse a noircies, quelque part où l'on se sent muré comme au coeur d'une prison.

Figure d'énigme, la vieille Chinoise nous dévisage tous, d'un regard impénétrable et mort; puis, reconnaissant parmi nous le chef de la police internationale, elle s'efface en silence pour laisser entrer. Une petite cour sinistre, où nous la suivons. De pauvres fleurs d'arrière-automne y végètent entre des vieux murs et on y respire des puanteurs fades.

Pénétrant là, bien entendu, comme en pays conquis, nous sommes un groupe d'officiers, trois Français, deux Anglais, un Russe.

Quelle étrange créature, notre conductrice, qui va titubant sur la pointe de ses invraisemblables petits pieds! Sa chevelure grise, piquée de longues épingles, est tellement tirée vers le chignon que cela lui retrousse les yeux à l'excès. Sa robe sombre est quelconque; mais sur son masque couleur de parchemin, elle porte au suprême degré ce je ne sais quoi des races usées que l'on est convenu d'appeler la distinction. Ce n'est, paraît-il, qu'une servante à gages; cependant son aspect, son allure déconcertent; quelque mystère semble couver là-dessous; on dirait une douairière très affinée, qui aurait versé dans les honteuses besognes clandestines. Et tout ce lieu, du reste, pour qui ne saurait pas, représenterait plutôt mal…

Après la cour, un vestibule sordide, et enfin une porte peinte en noir, avec une inscription chinoise en deux grandes lettres rouges. C'est là,—et sans frapper, la vieille touche le verrou pour ouvrir.

On pourrait s'y méprendre, mais nous venons en tout bien tout honneur, pour faire visite aux deux déesses—aux «goddesses», comme les appellent avec un peu d'ironie nos deux compagnons anglais,—déesses prisonnières, que l'on garde enfermées au fond de ce palais.—Car nous sommes ici dans les communs, dans les basses dépendances, les recoins secrets du palais des vice-rois du Petchili, et il nous a fallu pour y arriver franchir l'immense désolation d'une ville aux murs cyclopéens, qui n'est plus à présent qu'un amas de décombres et de cadavres.

C'était du reste singulier, tout à fait unique—aujourd'hui dimanche, jour de fête dans les campements et les casernes—l'animation de ces ruines, qui se trouvaient par hasard peuplées de soldats joyeux. Dans les longues rues pleines de débris de toute sorte, entre les murs éventrés des maisons sans toiture, circulaient gaiement des zouaves, des chasseurs d'Afrique, bras dessus bras dessous avec des Allemands en casque à pointe; il y avait des petits soldats japonais reluisants et automatiques, des Russes en casquette plate, des bersaglieri emplumés, des Autrichiens, des Américains à grand feutre, et des cavaliers de l'Inde coiffés de turbans énormes. Tous les pavillons d'Europe flottaient sur ces dévastations de Tien-Tsin, dont les armées alliées ont fait le partage. En certains quartiers, des Chinois, peu à peu revenus après leur grande fuite, maraudeurs surtout et gens sans aveu, avaient établi, en plein air frais, au beau soleil de ce dimanche d'automne, des bazars, parmi la poussière grise des démolitions et la cendre des incendies, pour vendre aux soldats des choses ramassées dans les ruines, des potiches, des robes de soie, des fourrures. Et il y en avait tant, de ces soldats, tant et tant d'uniformes de toute espèce sur la route, tant et tant de factionnaires présentant les armes, qu'on se fatiguait le bras à rendre les continuels saluts militaires reçus au passage, dans cette Babel inouïe.

Au bout de la ville détruite, près des hauts remparts, devant ce palais des vice-rois où nous nous rendions pour voir les déesses, des Chinois à la cangue étaient alignés le long du mur, sous des écriteaux indiquant leurs méfaits. Et deux piquets gardaient les portes, baïonnette au fusil, l'un d'Américains, l'autre de Japonais, à côté des vieux monstres en pierre au rictus horrible qui, suivant la mode chinoise, veillaient accroupis de chaque côté du seuil.

Rien de bien somptueux, dans ce palais de décrépitude et de poussière, que nous avons distraitement traversé; rien de grand non plus, mais de la vraie Chine, de la très vieille Chine, grimaçante et hostile; des monstres à profusion, en marbre, en faïence brisée, en bois vermoulu, tombant de vétusté dans les cours, ou menaçant au bord des toits; des formes affreuses, partout esquissées sous la cendre et l'effacement du temps; des cornes, des griffes, des langues fourchues et de gros yeux louches. Et dans des cours tristement murées, quelques roses de fin de saison, fleurissant encore, sous des arbres centenaires.

Maintenant donc, après beaucoup de détours dans des couloirs mal éclairés, nous voici devant la porte des déesses, la porte marquée de deux grandes lettres rouges. La vieille Chinoise alors, toujours mystérieuse et muette, tenant le front haut, mais baissant obstinément son regard sans vie, pousse devant nous les battants noirs, avec un geste de soumission qui signifie: Les voilà, regardez!

Au milieu d'un lamentable désordre, dans une chambre demi-obscure où n'entre pas le soleil du soir et où commence déjà le crépuscule, deux pauvres filles, deux soeurs qui se ressemblent, sont assises tête

basse, effondrées plutôt, en des poses de consternation suprême, l'une sur une chaise, l'autre sur le bord du lit d'ébène qu'elles doivent partager pour dormir. Elles portent d'humbles robes noires; mais çà et là par terre, des soies éclatantes sont jetées comme choses perdues, des tuniques brodées de grandes fleurs et de chimères d'or: les parures qu'elles mettaient pour aller sur le front des armées, parmi les balles sifflantes, aux jours de bataille; leurs atours de guerrières et de déesses…

Car elles étaient des espèces de Jeanne d'Arc—si ce n'est pas un blasphème que de prononcer à propos d'elles ce nom idéalement pur,—elles étaient des filles-fétiches que l'on postait dans les pagodes criblées d'obus pour en protéger les autels, des inspirées qui marchaient au feu avec des cris pour entraîner les soldats. Elles étaient les déesses de ces incompréhensibles Boxers, à la fois atroces et admirables, grands hystériques de la patrie chinoise, qu'affolaient la haine et la terreur de, l'étranger,—qui tel jour s'enfuyaient peureusement sans combattre, et, le lendemain, avec des clameurs de possédés, se jetaient à l'arme blanche au-devant de la mort, sous des pluies de balles, contre des troupes dix fois plus nombreuses.

Captives à présent, les déesses sont la propriété—et le bibelot curieux, si l'on peut dire—des sept nations alliées. On ne les maltraite point. On les enferme seulement, de peur qu'elles ne se suicident, ce qui est devenu leur idée fixe. Dans la suite, quel sera leur sort? Déjà on se lasse de les voir, on ne sait plus qu'en faire.

Cernées, un jour de déroute, dans une jonque où elles venaient de se réfugier, elles s'étaient jetées dans le fleuve, avec leur mère qui les suivait toujours. Au fond de l'eau, des soldats les repêchèrent toutes les trois, évanouies. Elles, les déesses, après des soins très longs, reprirent leurs sens. Mais la maman ne rouvrit jamais ses yeux obliques de vieille Chinoise, et on fit croire à ses filles qu'elle était soignée dans un hôpital, d'où elle ne tarderait pas à revenir. D'abord, les prisonnières étaient braves, très vivantes, hautaines même, et toujours parées. Mais ce matin, on leur a dit qu'elles n'avaient plus de mère, et c'est là ce qui vient de les abattre comme un coup de massue.

N'ayant pas d'argent pour s'acheter des robes de deuil, qui en Chine se portent blanches, elles ont demandé au moins ces bottines de cuir blanc, qui chaussent à cette heure leurs pieds de poupée, et qui sont essentielles ici, comme chez nous le voile de crêpe.

Frêles toutes deux, d'une pâleur jaune de cire, à peine jolies, avec une certaine grâce quand même, un certain charme comme il faut, elles restent là, l'une devant l'autre, sans larmes, les yeux rivés à terre et les bras tombants. Leurs regards désolés ne se lèvent même pas pour savoir qui entre, ni ce qu'on leur veut; elles n'ont pas un mouvement à notre arrivée, pas un geste, pas un sursaut. Rien ne leur est plus. C'est l'indifférence à toute chose, dans l'attente de la mort.

Et voici qu'elles nous inspirent un respect inattendu, par la dignité de leur désespoir, un respect, et surtout une compassion infinie. Nous ne trouvons rien à nous dire, gênés à présent d'être là, comme d'une inconvenance que nous aurions commise.

L'idée nous vient alors de déposer des dollars en offrande sur le lit défait; mais l'une des soeurs, toujours sans paraître nous voir, jette les pièces à terre et, d'un signe, invite la servante à en disposer pour elle-même… Allons, ce n'était de notre part qu'une maladresse de plus…

Il y a de tels abîmes d'incompréhension entre des officiers européens et des déesses de Boxers, que même notre pitié ne peut sous aucune forme leur être indiquée. Et, nous qui étions venus pour être amusés d'un spectacle curieux, nous repartons en silence, gardant, avec un serrement de coeur, l'image des deux pauvres anéanties, en prison dans la triste chambre où le soir tombe.

Ma jonque, équipée de cinq Chinois quelconques, remontera le fleuve sous pavillon français, il va sans dire, et ce sera déjà une sauvegarde. Toutefois, le service des étapes a jugé plus prudent, bien que nous soyons armés, mon serviteur et moi, de m'adjoindre deux soldats—deux cavaliers du train avec fusils et munitions.

Au delà de Tien-Tsin, où j'ai passé encore la journée, on peut faire route en chemin de fer une heure de plus dans la direction de Pékin, jusqu'à la ville de Yang-Soun. Ma jonque, emportant mes deux cavaliers, Toum et mon bagage, ira donc là m'attendre, à un tournant du fleuve, et elle est partie en avant aujourd'hui même, en compagnie d'un convoi militaire.

Et je dîne ce soir au consulat général,—que les obus ont à peu près épargné, comme à miracle, bien que son pavillon, resté bravement en l'air pendant le siège, ait longtemps servi de point de mire aux canonniers chinois.

III. Lundi 15 octobre.
Départ de Tien-Tsin en chemin de fer, à huit heures du matin. Une heure de route, à travers la même plaine toujours, la même désolation, le même vent cinglant, la poussière. Et puis, ce sont les ruines calcinées de Yang-Soun, où le train s'arrête parce qu'il n'y a plus de voie: à partir de ce point, les Boxers ont tout détruit; les ponts sont coupés, les gares brûlées et les rails semés au hasard dans la campagne.
Ma jonque est là, m'attendant au bord du fleuve.
Et à présent il va falloir, pour trois jours au moins, s'arranger une existence de lacustre, dans le sarcophage qui est la chambre de l'étrange bateau, sous le toit de natte qui laisse voir le ciel par mille trous et qui, cette nuit, laissera la gelée blanche engourdir notre sommeil. Mais c'est si petit, si petit, cette chambre où je devrai habiter, manger, dormir, en promiscuité complète avec mes compagnons français, que je congédie l'un des soldats; jamais nous ne pourrions tenir là dedans quatre ensemble.
Les Chinois de mon équipage, dépenaillés, sordides, figures niaises et féroces, m'accueillent avec de grands saluts. L'un prend le gouvernail, les autres sautent sur la berge, vont s'atteler au bout d'une longue amarre fixée au mât de la jonque,—et nous partons à la cordelle, remontant le courant du Peï-Ho, l'eau lourde et empoisonnée où çà et là, parmi les roseaux des bords, ballonnent des ventres de cadavre.
Il s'appelle Renaud, celui des deux soldats que j'ai gardé, et il m'apprend qu'il est un paysan du Calvados. Les voilà donc, mon serviteur Osman et lui, rivalisant de bon vouloir et de gaieté, d'ingénieuses et comiques petites inventions pour accommoder notre logis d'aventure,—l'un et l'autre, du reste, dans la joie d'aller à Pékin; le voyage, malgré les ambiances lugubres, commence au bruit de leurs bons rires d'enfants. Et c'est en pleine lumière matinale, ce départ, au rayonnement d'un soleil trompeur, qui joue l'été quand la bise est glacée.
Les sept nations alliées ont établi des postes militaires, de distance en distance, le long du Peï-Ho, pour assurer leurs communications par la voie du fleuve, entre Pékin et le golfe du Petchili où leurs navires arrivent. Et, vers onze heures, j'arrête ma jonque devant un grand fort chinois sur lequel flotte le pavillon de France.
C'est un de nos «gîtes d'étape», occupé par des zouaves; nous y descendons pour y toucher nos vivres de campagne: deux jours de pain, de vin, de conserves, de sucre et de thé. Nous ne recevrons plus rien maintenant jusqu'à Tong-Tchéou (Ville de la Pureté céleste), où nous arriverons après-demain soir, si rien de fâcheux ne nous entrave. Ensuite, le halage de la jonque recommence, lent et monotone entre les tristes berges dévastées.
Le paysage autour de nous demeure immuablement pareil. Des deux bords, se succèdent à perte de vue des champs de «sorghos»,—qui sont des espèces de millets géants, beaucoup plus hauts que nos maïs; la guerre n'a pas permis qu'ils fussent moissonnés en leur saison, et la gelée les a roussis sur place. Le petit chemin de halage, étroit sur la terre grisâtre, s'en va toujours de même, au ras de l'eau fétide et froide, au pied des éternels sorghos desséchés, qui se dressent le long du fleuve en rideau sans fin. Parfois un fantôme de village apparaît, à l'horizon plat: ruines et cadavres si l'on s'approche.
J'ai sur ma jonque un fauteuil de mandarin, pour trôner au soleil splendide, quand la bise ne cingle pas trop fort. Le plus souvent, je préfère aller marcher sur la berge, faire des kilomètres en compagnie de nos haleurs, qui vont toujours leur pas de bête de somme, courbés vers le sol et la cordelle passée à l'épaule. Osman et Renaud me suivent, l'oeil au guet, et, dans ce vent de Nord qui souffle toujours, nous marchons, sur la piste de terre grise, resserrés entre la bordure ininterrompue des sorghos et le fleuve,—obligés parfois à un brusque écart, pour quelque cadavre sournois qui nous guette, la jambe tendue en travers du chemin.
Les événements de la journée sont des rencontres de jonques qui descendent le fleuve et croisent la nôtre. Elles s'en vont en longues files, amarrées ensemble, portant le pavillon de quelqu'une des nations alliées, et ramenant des malades, des blessés, du butin de guerre.
Les plus nombreuses et les plus chargées de troupes valides, sont les russes,—car nos amis en ce moment évacuent leurs positions d'ici pour concentrer sur la Mandchourie leur effort.
Au crépuscule, passé devant les ruines d'un village où des Russes s'installent en campement pour la nuit. D'une maison abandonnée, ils déménagent des meubles sculptés, les brisent et y mettent le feu. En nous éloignant, nous voyons la flamme monter en gerbe haute et gagner les sorghos voisins; longtemps elle jette une lueur d'incendie, derrière nous, au milieu des grisailles mornes et vides du lointain. Elle est sinistre, cette première tombée de nuit sur notre jonque, dans la solitude si étrangère où nous nous enfonçons d'heure en heure plus avant. Tant d'ombre autour de nous, et tant de morts parmi ces herbages! Dans le noir confus et infini, rien que des ambiances hostiles ou macabres… Et ce froid, qui augmente avec l'obscurité, et ce silence!…
L'impression mélancolique cependant s'évanouit au souper, quand s'allume notre lanterne chinoise, éclairant le sarcophage que nous avons fermé le mieux possible au vent de la nuit. J'ai invité à ma table

mes deux compagnons de route,—à ma très comique petite table, qu'eux-mêmes ont fabriquée, d'un aviron cassé et d'une vieille planche. Le pain de munition nous paraît exquis, après la longue marche sur la rive; nous avons pour nous réchauffer le thé bouillant que nous prépare le jeune Toum, à la fumée, sur un feu de sorghos, et voici que, la faim assouvie, les cigarettes turques épandant leur petit nuage charmeur, on a presque un sentiment de chez soi et de confortable, dans ce gîte de rien, enveloppé de vastes ténèbres.

Puis, vient l'heure de dormir,—tandis que la jonque chemine toujours et que nos haleurs continuent leur marche courbée, frôlant les sorghos pleins de surprises, dans le sentier noir. Toum, bien qu'il soit un Chinois élégant, ira nicher avec les autres de sa race, à fond de cale, dans la paille. Et nous, tout habillés, bien entendu, tout bottés et les armes à portée de la main, nous nous étendons sur l'étroit lit de camp de la chambre,—regardant les étoiles qui, sitôt le fanal éteint, apparaissent entre les mailles de notre toit de natte, très scintillantes dans le ciel de gelée.

Coups de fusil de temps à autre, à l'extrême lointain; drames nocturnes auxquels vraisemblablement nous ne serons pas mêlés. Et deux alertes avant minuit, pour un poste de Japonais et un poste d'Allemands qui veulent arrêter la jonque: il faut se lever, parlementer, et, à la lueur du fanal rallumé en hâte, montrer le pavillon français et les galons de mes manches.

A minuit enfin, nos Chinois amarrent notre bateau, en un lieu qu'ils disent sûr, pour aller se coucher aussi. Et nous nous endormons tous, d'un profond sommeil, dans la nuit glaciale.

IV. Mardi 16 octobre.
Réveil au petit jour, pour faire lever et repartir notre équipage.
A l'aube froide et magnifique, à travers la limpidité d'un ciel rose, le soleil surgit et rayonne sans chaleur sur la plaine d'herbages, sur le lieu désert où nous venons de dormir.
Et tout de suite je saute à terre, pressé de marcher, de m'agiter, dans un besoin irréfléchi de mouvement et de vitesse… Horreur! A un détour du sentier de halage, courant à l'étourdie sans regarder à mes pas, je manque de marcher sur quelque chose qui gît en forme de croix: un cadavre, nu, aux chairs grisâtres, couché sur le ventre, les bras éployés, à demi enfoui dans la vase dont il a pris la couleur; les chiens ou les corbeaux l'ont scalpé, ou bien les autres Chinois pour lui voler sa queue, et son crâne apparaît tout blanc, sans chevelure et sans peau…
Il fait de jour en jour plus froid, à mesure que nous nous éloignons de la mer, et que la plaine s'élève par d'insensibles pentes.
Comme hier, les jonques passent, redescendent le fleuve à la file, en convois militaires gardés par des soldats de toutes les nations d'Europe. Ensuite, reviennent de longs intervalles de solitude pendant lesquels rien de vivant n'apparaît plus dans cette région de millets et de roseaux. Le vent qui souffle, de plus en plus âpre malgré le resplendissant soleil, est salubre, dilate les poitrines, double momentanément la vie. Et, dans l'éternel petit sentier qui mène à Pékin, sur la gelée blanche, entre les sorghos et le fleuve, on marche, sans fatigue, même avec une envie de courir, en avant des Chinois mornes qui, penchés sur la cordelle, traînent toujours notre maison flottante, en gardant leur régularité de machine.
Il y a quelques arbres maintenant sur les rives, des saules aux feuilles puissamment vertes, d'une variété inconnue chez nous; l'automne semble ne les avoir pas effleurés, et leur belle couleur tranche sur la nuance rouillée des herbages et des sorghos mourants. Il y a des jardins aussi, jardins à l'abandon autour des hameaux incendiés; nos Chinois y détachent chaque fois quelqu'un des leurs, en maraude, qui rapporte dans la jonque des brassées de légumes pour les repas.
Osman et Renaud, en passant dans les maisons en ruine, ramassent aussi quelques objets qu'ils jugent nécessaires à l'embellissement de notre logis: un petit miroir, des escabeaux sculptés, des lanternes, même des piquets de fleurs artificielles en papier de riz, qui ont dû orner la coiffure de dames chinoises massacrées ou en fuite, et dont ils décorent naïvement les parois de la chambre. L'intérieur de notre sarcophage prend bientôt, par leurs soins, un air de recherche tout à fait barbare et drôle.
C'est étonnant, du reste, combien on s'habituerait vite à cette existence si complètement simplifiée de la jonque, existence de saine fatigue, d'appétit dévorant et de lourd sommeil.
Vers le soir de cette journée, les montagnes de Mongolie, celles qui dominent Pékin, commencent de se dessiner, en petite découpure extra lointaine, tout au ras de l'horizon, tout au bout de ce pays infiniment plat.
Mais le crépuscule d'aujourd'hui a je ne sais quoi de particulièrement lugubre. C'est un point où le Peï-Ho sinueux, qui s'est rétréci d'heure en heure, à chacun de ses détours, semble n'être plus qu'un ruisseau entre les deux silencieuses rives et on se sent presque serré de trop près par les fouillis d'herbages, receleurs de sombres choses. Et puis le jour s'éteint dans ces nuances froides et mortes spéciales aux soirs des hivers du Nord. Tout ce qui reste de clartés éparses se réunit sur l'eau, qui luit plus que le ciel; le fleuve, comme un miroir glacé, reflète les jaunes du couchant; on dirait même qu'il en exagère la lueur triste, entre les images renversées des roseaux, des sorghos monotones, et de quelques arbres en silhouettes déjà noires. L'isolement est plus immense qu'hier. Le froid et le silence tombent sur les épaules comme un linceul. Et il y a une mélancolie pénétrante, à subir le lent enveloppement de la nuit, en ce lieu quelconque d'un pays sans asile; il y a une angoisse à regarder les derniers reflets des roseaux proches, qui persistent encore à la surface de ce fleuve chinois, tandis que l'obscurité, en avant de notre route, achève d'embrouiller les lointains hostiles et inconnus…
Heureusement voici l'heure du souper, heure désirée, car nous avons grand'faim. Et dans le petit réduit que nous fermerons, je vais retrouver la lumière rouge de notre lanterne, l'excellent pain de soldat, le thé fumant servi par Toum, et la gaieté de mes deux braves serviteurs.
Vers neuf heures, comme nous venions de dépasser un groupe de jonques pleines de monde, et purement chinoises—jonques de maraudeurs, vraisemblablement,—des cris s'élèvent derrière nous, des cris de détresse et de mort, d'horribles cris dans ce silence… Toum, qui prête son oreille fine et comprend ce que ces gens disent, explique qu'ils sont en train de tuer un vieux, parce qu'il a volé du riz… Nous ne sommes pas en nombre et d'ailleurs pas assez sûrs de nos gens pour intervenir. Dans leur direction, je fais seulement tirer en l'air deux coups de feu, qui jettent leur fracas de menace au milieu de la nuit,—et tout se tait comme par enchantement; nous avons sans doute sauvé la tête de ce vieux voleur de riz, au moins jusqu'à demain matin.
Et c'est la tranquillité ensuite jusqu'au jour. A minuit, amarrés n'importe où parmi les roseaux, nous nous endormons d'un sommeil qui n'est plus inquiété. Grand calme et grand froid, sous le regard des

étoiles. Quelques coups de fusil au loin; mais on y est habitué, on les entend sans les entendre, ils ne réveillent plus.
Mercredi 17 octobre.
Lever à l'aube, pour aller courir sur la berge, dans la gelée blanche, aux premières lueurs roses, et bientôt au beau soleil clair.
Ayant voulu prendre un raccourci, à travers les éternels champs de sorghos, pour rejoindre plus loin la jonque obligée de suivre un long détour du fleuve, nous traversons au soleil levant les ruines d'un hameau où gisent d'affreux cadavres tordus; sur leurs membres noircis, la glace déposée en petits cristaux brille comme une couche de sel.
Après le dîner de midi, quand nous sortons du sarcophage demi-obscur, nos Chinois nous indiquent de la main l'horizon. Tong-Tchéou, la «Ville de la Pureté céleste», est là-bas, qui commence d'apparaître: grandes murailles noires, surmontées de miradors; tour étonnamment haute et frêle, de silhouette très chinoise, à vingt toitures superposées.
Tout cela reste lointain encore, et les premiers plans autour de nous sont plutôt effroyables. D'une jonque échouée sort un long bras de mort aux chairs bleuies. Et des cadavres de bestiaux, qu'emporte le courant, passent en cortège à nos côtés, tout gonflés et sentant la peste bovine. On a dû aussi violer par là quelque cimetière, car, sur la vase des berges, il y a des cercueils éventrés, vomissant leurs os et leurs pourritures. [Loti1]

1902.2 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (2)

V. A Tong-Tchéou

Tong-Tchéou, occupant deux ou trois kilomètres de rivage, était une de ces immenses villes chinoises, plus peuplées que bien des capitales d'Europe, et dont on sait à peine le nom chez nous. Aujourd'hui, ville fantôme, il va sans dire; si l'on s'approche, on ne tarde pas à s'apercevoir que tout n'est plus que ruines et décombres.

Lentement nous arrivons. Au pied des hauts murs crénelés et peints en noir de catafalque, des jonques se pressent le long du fleuve. Et sur la berge, c'est un peu l'agitation de Takou et de Tien-Tsin,—compliquée de quelques centaines de chameaux mongols, accroupis dans la poussière. Rien que des soldats, des envahisseurs, des canons, du matériel de combat. Des cosaques, essayant des chevaux capturés, parmi les groupes vont et viennent au triple galop, comme des fous, avec de grands cris sauvages.

Les diverses couleurs nationales des alliés européens sont arborées à profusion de toutes parts, flottent en haut des noires murailles trouées de boulets, flottent sur les campements, sur les jonques, sur les ruines. Et le vent continuel, le vent implacable et glacé, promenant l'infecte poussière avec l'odeur de la mort, tourmente ces drapeaux partout plantés, qui donnent un air ironique de fête à tant de dévastation.

Je cherche où sont les pavillons de France, afin d'arrêter ma jonque, devant notre quartier, et de me rendre de suite au «gîte d'étape»; j'ai ce soir à y toucher nos rations de campagne; en outre, ne pouvant continuer plus loin mon voyage par le fleuve, je dois me procurer, à l'artillerie, pour demain matin, une charrette et des chevaux de selle.

Devant un quartier qui semble nous appartenir, quand je mets pied à terre, sur des détritus et des immondices sans nom, je demande à des zouaves qui sont là le chemin du «gîte d'étape», et tout de suite, empressés et gentils, ils m'offrent d'y venir avec moi.

Nous nous dirigeons donc ensemble vers une grande porte, percée dans l'épaisseur des murs noirs.

A cette entrée de ville, on a établi, avec des cordes et des planches, un parc à bétail, pour la nourriture des soldats. Parmi quelques maigres boeufs encore vivants, il y en a trois ou quatre par terre, morts de la peste bovine, et une corvée de Chinois vient en ce moment les tirer par la queue, pour les entraîner dans le fleuve, au rendez-vous général des carcasses.

Et nous pénétrons dans une rue où des soldats de chez nous s'emploient à divers travaux d'arrangement, au milieu de débris amoncelés. Les maisons, aux portes et aux fenêtres brisées, laissent voir leur intérieur lamentable, où tout est en lambeaux, cassé, déchiré comme à plaisir. Et dans l'épaisse poussière que soulèvent le vent de Nord et le piétinement de nos hommes, flotte une intolérable odeur de cadavre.

Pendant deux mois, les rages de destruction, les frénésies de meurtre se sont acharnées sur cette malheureuse «Ville de la Pureté céleste», envahie par les troupes de huit ou dix nations diverses. Elle a subi les premiers chocs de toutes les haines héréditaires. Les Boxers d'abord y ont passé; Les Japonais y sont venus, héroïques petits soldats dont je ne voudrais pas médire, mais qui détruisent et tuent comme autrefois les armées barbares. Encore moins voudrais-je médire de nos amis les Russes; mais ils ont envoyé ici des cosaques voisins de la Tartarie, des Sibériens à demi Mongols; tous gens admirables au feu mais entendant encore les batailles à la façon asiatique. Il y est venus de cruels cavaliers de l'Inde, délégués par la Grande-Bretagne. L'Amérique y a lâché ses mercenaires. Et il n'y restait déjà plus rien d'intact quand sont arrivés, dans la première excitation de vengeance contre les atrocités chinoises, les Italiens, les Allemands, les Autrichiens, les Français.

Le commandant et les officiers du «gîte d'étape» se sont improvisé des logis et des bureaux dans de grandes maisons chinoises dont on a relevé en hâte les toitures et réparé les murailles. Sur la rudesse et la misère de leur installation, tranchent quelques hautes potiches, quelques boiseries somptueuses, trouvées intactes parmi les décombres.

Ils veulent bien me promettre les voitures et les chevaux pour demain matin, rendus au lever du soleil sur la berge devant ma jonque. Et, quand tout est convenu, il me reste à peu près une heure de jour: je m'en vais errer dans les ruines de la ville, escorté de ma petite suite armée, Osman, Renaud et le Chinois Toum.

A mesure que l'on s'éloigne du quartier où la présence de nos soldats entretient un peu de vie, l'horreur augmente, avec la solitude et le silence…

D'abord, la rue des marchands de porcelaine, les grands entrepôts où s'emmagasinaient les produits des fabriques de Canton. Ce devait être une belle rue, à en juger par les débris de devantures sculptées et dorées qui subsistent encore. Aujourd'hui, les magasins béants, crevés de toutes parts, semblent vomir sur la chaussée leurs monceaux de cassons. On marche sur l'émail précieux, peint de fleurs éclatantes, qui forme couche par terre, et que l'on écrase en passant. Il n'y a pas à rechercher de qui ceci est l'oeuvre, et c'était fait d'ailleurs quand nos troupes sont entrées. Mais vraiment il a fallu s'acharner des

journées entières à coups de botte, à coups de crosse, pour piler si menu toutes ces choses: les potiches, réunies ici par milliers, les plats, les assiettes, les tasses, tout cela est broyé, pulvérisé,—avec des restes humains et des chevelures.
Tout au fond de ces entrepôts, les porcelaines plus grossières occupaient des espèces de cours intérieures,—qui sont particulièrement lugubres ce soir, au jour baissant, entre leurs vieux murs. Dans une de ces cours, où nous venons d'entrer, un chien galeux travaille à tirer, tirer quelque chose de dessous des piles d'assiettes cassées: le cadavre d'un enfant dont le crâne est ouvert. Et le chien commence de manger ce qui reste de chair pourrie aux jambes de ce petit-mort.
Personne, naturellement, dans les longues rues dévastées, où les charpentes ont croulé, avec les tuiles et les briques des murs. Des corbeaux qui croassent dans le silence. D'affreux chiens, repus de cadavres, qui s'enfuient devant nous, le ventre lourd et la queue basse. A peine, de loin en loin, quelques rôdeurs chinois, gens de mauvais aspect qui cherchent encore à piller dans des ruines, ou pauvres dépossédés, échappés au massacre, qui reviennent peureusement, longeant les murailles, voir ce qu'on a fait de leur logis.
Le soleil est déjà très bas, et, comme chaque soir, le vent augmente; on frissonne d'un froid soudain. Les maisons vides s'emplissent d'ombre.
Elles sont tout en profondeur, ces maisons d'ici, avec des recoins, des séries de cours, des petits bassins à rocailles, des jardinets mélancoliques. Quand on a franchi le seuil, que gardent les toujours pareils monstres en granit, usés par le frottement des mains, on s'engage dans des détours qui n'en finissent plus. Et les détails intimes de la vie chinoise se révèlent touchants et gentils, dans l'arrangement des pots de fleurs, des plates-bandes, des petites galeries où courent des liserons et des vignes.
Là, traînent des jouets, une pauvre poupée, appartenant sans doute à quelque enfant dont on aura fracassé la tête. Là, une cage est restée suspendue; même l'oiseau y est encore, pattes en l'air et desséché dans un coin.
Tout est saccagé, arraché, déchiré; les meuble, éventrés; le contenu des tiroirs, les papiers, épandus par terre, avec des vêtements marqués de larges taches rouges, avec des tout petits souliers de dame chinoise barbouillés de sang. Et çà et là, des jambes, des mains, des têtes coupées, des paquets de cheveux.
En certains de ces jardinets, les plantes qu'on ne soigne plus continuent gaiement de s'épanouir, débordent dans les allées, par-dessus les débris humains. Autour d'une tonnelle, où se cache un cadavre de femme, des volubilis roses sont délicieusement fleuris en guirlande,—encore ouverts à cette heure tardive de la journée et malgré le froid des nuits, ce qui déroute nos idées d'Europe sur les volubilis.
Au fond d'une maison, dans un recoin, dans une soupente noire, quelque chose remue!… Deux femmes, cachées là, pitoyablement tapies… De se voir découvertes, la terreur les affole, et nous les avons à nos pieds, tremblant, criant, joignant les mains pour demander grâce. L'une jeune, l'autre un peu vieille, et se ressemblant toutes deux; la mère et la fille.—«Pardon, monsieur, pardon! nous avons grand'peur…» traduit avec naïveté le petit Toum, qui comprend leurs mots entrecoupés. Évidemment, elles attendent de nous les pires choses et la mort… Et depuis combien de temps vivent-elles dans ce trou, ces deux pauvres Chinoises, pensant leur fin venue chaque fois que des pas résonnent sur les pavés de la cour déserte?… Nous laissons à portée de leurs mains quelques pièces de monnaie, qui les humilient peut-être et ne leur serviront guère; mais nous ne pouvons rien de plus,—que ça, et nous en aller.
Autre maison, maison de riches, celle-ci, avec un grand luxe de pots à fleurs en porcelaine émaillée, dans les jardinets tristes. Au fond d'un appartement déjà sombre (car décidément la nuit vient, l'imprécision crépusculaire est commencée)—déjà sombre, mais pas trop saccagée, avec de grands bahuts, de beaux fauteuils encore intacts,—Osman tout à coup recule avec effroi devant quelque chose qui sort d'un seau posé sur le plancher: deux cuisses décharnées, la moitié inférieure d'une femme, fourrée dans ce seau les jambes en l'air!… La maîtresse de cet élégant logis sans doute… Le corps?… Qui sait ce qu'on en a fait, du corps? Mais la tête, la voici: sous ce fauteuil, près d'un chat crevé, c'est sûrement ce paquet noir, où l'on voit s'ouvrir une bouche et des dents, parmi de longs cheveux.
En dehors des grandes voies à peu près droites, qui laissent paraître d'un bout à l'autre leur vide désolé, il y a les ruelles sans vue, tortueuses, aboutissant à des murs gris,—et ce sont les plus lugubres à franchir, au crépuscule et au chant des corbeaux, avec ces petits gnomes de pierre gardant des portes effarantes, avec ces têtes de mort à longue queue traînant partout sur les pavés. Il y a des tournants, baignés d'ombre glacée, que l'on aborde avec un serrement de coeur… Et c'est fini, pour rien au monde nous n'entrerions plus, à l'heure qu'il est, entre chien et loup, dans ces maisons épouvantablement muettes, où l'on fait trop de macabres rencontres…
Nous étions allés loin dans la ville, dont l'horreur et le silence nous deviennent intolérables, à cette

tombée de nuit. Et nous retournons vers le quartier des troupes, cinglés par le vent de Nord, transis par le froid et l'obscurité; nous retournons bon pas, les cassons de porcelaine craquant sous nos pieds, avec mille débris qui ne se définissent plus.

La berge, à notre retour, est garnie de soldats qui se chauffent et font cuire leurs soupes à des feux clairs, en brûlant des fauteuils, des tables, des morceaux de sculptures ou de charpentes. Et tout cela, au sortir des rues dantesques, nous paraît du confort et de la joie.

Près de notre jonque, il y a une cantine, improvisée par un Maltais, où l'on vend des choses à griser les soldats. Et j'envoie mes gens y prendre, pour notre souper, des liqueurs à leur choix, car nous avons besoin nous aussi d'être réchauffés, égayés si possible, et nous ferons la fête comme les autres, avec de la soupe fumante, du thé, de la chartreuse, je ne sais quoi encore,—dans notre petit logis de natte, amarré cette fois sur la vase empestée, sur les horribles détritus, et enveloppé comme toujours de tous côtés par la grande froidure noire.

Au dessert, à l'heure des cigarettes dans le sarcophage, Renaud, à qui j'ai donné la parole, me conte que son escadron est campé au bord d'un cimetière chinois de Tien-Tsin et que les soldats d'une autre nation européenne (je préfère ne pas dire laquelle), campés dans le voisinage, passent leur temps à fouiller les tombes pour prendre l'argent qu'on a coutume d'enterrer avec les cadavres.

—Moi, dit-il, moi, mon colonel (pour lui, je suis mon colonel; il ignore l'appellation maritime de commandant qui chez nous est d'usage jusqu'aux cinq galons d'or), moi, je ne trouve pas que c'est bien: ça a beau être des Chinois, il faut laisser les morts tranquilles. Et puis, ça me dégoûte, ils coupent leur viande de ration sur les planches de cercueil! Et moi, je leur fais voir: «Au moins coupez donc là, sur le dessus; pas sur le dedans, qui a touché le macchabée.» Mais ces sauvages-là, mon colonel, ils s'en foutent!

VI. Jeudi 18 octobre.
C'est une surprise, de se réveiller sous un ciel bas et sombre. Nous comptions avoir, comme les matins précédents, ce soleil des automnes et des hivers de Chine, presque jamais voilé, qui rayonne et chauffe même lorsque tout gèle à pierre fendre, et qui nous avait aidés jusqu'ici à supporter les visions de la route. Mais un vélum épais s'est tendu pendant la nuit au-dessus de nos têtes…
Quand nous ouvrons notre porte de jonque, au petit jour à peine naissant, nos chevaux et nos charrettes sont là, qui viennent d'arriver. Sur le sinistre bord, des Mongols, parmi leurs chameaux, se tiennent accroupis autour de feux qui ont brûlé toute la nuit dans la poussière, et, derrière leurs groupes immobilisés, les hautes murailles de la ville, d'un noir d'encre, montent vers l'obscurité des nuages.
Dans la jonque, confiée à deux marins du détachement de Tong-Tchéou qui la garderont jusqu'à notre retour, nous laissons notre petit matériel de nomades—et ce que nous possédons de plus précieux, les dernières des bouteilles d'eau pure que le général nous avait données.
Nous faisons cette dernière étape en compagnie du consul général de France à Tien-Tsin et du chancelier de la légation, qui l'un et l'autre montent à Pékin, escortés d'un maréchal des logis et de trois ou quatre hommes de l'artillerie.
Longue route monotone, par un matin froid et gris, à travers des champs de sorghos roussis par les premières gelées, à travers des villages saccagés et désertés où rien ne bouge plus: campagnes de deuil et d'automne, sur lesquelles commence de tomber lentement une petite pluie triste.
Par instants, il m'arrive de me croire dans les chemins du pays basque, en novembre, parmi des maïs non encore fauchés. Et puis tout à coup, sur mon passage, quelque symbole inconnu se dresse pour me rappeler la Chine, un tombeau de forme mystérieuse, ou bien des stèles étranges posées sur d'énormes tortues de granit.
De loin en loin, nous croisons des convois militaires, d'une nation ou d'une autre, des files de voitures d'ambulance. Ici des Russes, dans les ruines d'un village, s'abritent pour une averse. Là des Américains, qui ont découvert une cachette de vêtements, au fond d'une maison abandonnée, s'en vont joyeux, endossant des manteaux de fourrure.
Des tombeaux, toujours beaucoup de tombeaux; la Chine, d'un bout à l'autre, en est encombrée; les uns, au bord de la route, gisent comme perdus; d'autres s'isolent magnifiquement au milieu d'enclos qui sont des bocages mortuaires, des bois de cèdres aux verdures sombres.
Dix heures. Nous devons approcher de Pékin, dont rien pourtant ne décèle encore le voisinage. Pas une figure de Chinois ne s'est montrée depuis notre départ; les campagnes continuent d'être désertes et inquiétantes de silence, sous le voile de l'imperceptible pluie.
Nous allons passer, paraît-il, non loin du mausolée d'une impératrice, et le chancelier de France, qui connaît ces environs, me propose de faire un détour pour l'apercevoir. Donc, laissant tout notre monde continuer tranquillement l'étape, nous prenons des sentiers de traverse, en allongeant le trot de nos chevaux dans les hautes herbes mouillées.
Bientôt paraissent un canal et un étang, blêmes sous le ciel incolore. Personne nulle part; des tranquillités mornes de pays dépeuplé. Le mausolée, sur la rive d'en face, émerge à peine de l'ombre d'un bois de cèdres, muré de toutes parts; nous ne voyons guère que les premiers portiques de marbre qui y conduisent, et l'avenue des stèles blanches qui va se perdre sous les arbres mystérieux;—tout cela un peu lointain et reproduit par le miroir de l'étang, en longs reflets renversés qui s'estompent.
Près de nous des lotus, meurtris par le froid, penchent leurs grandes tiges sur l'eau couleur de plomb, où des cernes légers se tracent à la chute des gouttes de pluie. Et, parmi les roseaux, ces quelques boules blanchâtres, çà et là, sont des têtes de mort…
Quand nous rejoignons notre petite troupe, on nous promet l'entrée à Pékin dans une demi-heure. Allons, soit! Mais après les complications et les lenteurs du voyage, on croirait presque n'arriver jamais. Et c'est du reste invraisemblable, qu'une si prodigieuse ville, dans ce pays désert, puisse être là; à toute petite distance en avant de nous.
—Pékin ne s'annonce pas, m'explique mon nouveau compagnon d'étape,
Pékin vous saisit; quand on l'aperçoit, c'est qu'on y est…
La route à présent traverse des groupes de cèdres, des groupes de saules qui s'effeuillent, et, dans l'attente concentrée de voir enfin la Ville céleste, nous trottons sous la pluie très fine—qui ne mouille pas, tant sont desséchantes ces rafales du Nord promenant la poussière toujours et quand même,—nous trottons sans plus parler…
—Pékin! me dit tout à coup l'un de ceux qui cheminent avec moi, désignant une terrible masse obscure, qui vient de se lever au-dessus des arbres, un donjon crénelé, de proportions surhumaines.
Pékin!… Et, en quelques secondes, tandis que je subis la puissance évocatrice de ce nom ainsi jeté, une grande muraille couleur de deuil, d'une hauteur jamais vue, achève de se découvrir, se développe sans fin, dans une solitude dénudée et grisâtre, qui semble un steppe maudit. C'est comme un formidable changement de décor, exécuté sans bruit de machinistes, ni fracas d'orchestre, dans un

silence plus imposant que toutes les musiques. Nous sommes au pied de ces bastions et de ces remparts, nous sommes dominés par tout cela, qu'un repli de terrain nous avait caché. En même temps, la pluie devient de la neige, dont les flocons blancs se mêlent aux envolées sombres des détritus et de la poussière. La muraille de Pékin nous écrase, chose géante, d'aspect babylonien, chose intensément noire, sous la lumière morte d'un matin de neige et d'automne. Cela monte dans le ciel comme les cathédrales, mais cela s'en va, cela se prolonge, toujours pareil, durant des lieues. Pas un passant aux abords de cette ville, personne. Pas une herbe non plus le long de ces murs; un sol raviné, poussiéreux, sinistre comme des cendres, avec des lambeaux de vêtements qui traînent, des ossements, un crâne. Et, du haut de chacun des créneaux noirs, un corbeau, qui s'est posté, nous salue au passage en croassant à la mort.

Le ciel est si épais et si bas que l'on y voit à peine clair, et sous l'oppression de ce Pékin longtemps attendu, qui vient de faire au-dessus de nos têtes son apparition déconcertante et soudaine, nous nous avançons, aux cris intermittents de tous ces corbeaux alignés, un peu silencieux nous-mêmes, un peu glacés d'être là, souhaitant voir du mouvement, voir de la vie, voir quelqu'un ou quelque chose sortir enfin de ces murs.

Alors, d'une porte, là-bas en avant, d'une percée dans l'enceinte colossale, sort une énorme et lente bête brune, fourrée de laine comme un mouton géant,—puis deux, puis trois, puis dix: une caravane mongole, qui commence de couler vers nous, dans ce même silence, toujours, où l'on n'entend que les corbeaux croasser. A la file incessante les monstrueux chameaux de Mongolie, tout arrondis de fourrure, avec d'étonnants manchons aux jambes, des crinières comme des lions, processionnent sans fin le long de nos chevaux qui s'effarent; ils ne portent ni cloches ni grelots, comme en ont ces bêtes maigres, aux harmonieuses caravanes des déserts arabiques; leurs pieds s'enfoncent profondément dans la poussière qui assourdit leurs pas, le silence n'est pas rompu par leur marche. Et les Mongols qui les mènent, figures cruelles et lointaines, nous jettent à la dérobée des regards ennemis.

Aperçue à travers un voile de neige fine et de poussière noire, la caravane nous a croisés et s'éloigne, sans un bruit, ainsi qu'une caravane fantôme. Nous nous retrouvons seuls, sous cette muraille de Titans, du haut de laquelle les corbeaux nous regardent passer. Et c'est notre tour à présent de franchir, pour entrer dans la ville ténébreuse, les portes par où ces Mongols viennent de la quitter.

VII. A LA LÉGATION DE FRANCE

Nous voici arrivés à ces portes, doubles, triples, profondes comme des tunnels et se contournant dans l'épaisseur des puissantes maçonneries; portes surmontées de donjons à meurtrières qui ont chacun cinq étages de hauteur sous d'étranges toitures courbes, de donjons extravagants qui sont des choses colossales et noires, au-dessus de l'enceinte noire des murailles.

Les pieds de nos chevaux s'enfoncent de plus en plus et disparaissent dans la poussière couleur de charbon, qui est ici aveuglante, souveraine partout, en l'air autant que sur le sol, malgré la petite pluie ou les flocons de neige dont nous avons le visage tout le temps cinglé.

Et, sans bruit, comme si nous marchions parmi des ouates ou des feutres, passant sous les énormes voûtes, nous entrons dans le pays des décombres et de la cendre…

Quelques mendiants dépenaillés, dans des coins, assis à grelotter sous des guenilles bleues; quelques chiens mangeurs de cadavres, comme ceux dont nous avions déjà fait la connaissance en route,—et c'est tout. Silence et solitude au dedans de ces murs comme au dehors. Rien que des éboulements, des ruines et des ruines.

Pays des décombres et de la cendre; surtout pays des petites briques grises, des petites briques pareilles, éparses en myriades innombrables, sur l'emplacement des maisons détruites ou sur le pavé de ce qui fut les rues.

Les petites briques grises, c'est avec ces matériaux seuls que Pékin était bâti,—ville aux maisonnettes basses revêtues de dentelles en bois doré, ville qui ne devait laisser qu'un champ de mièvres débris, après le passage du feu et de la mitraille émiettant toutes ces vieilleries légères.

Nous l'avons du reste abordée, cette ville, par l'un des coins sur lesquels on s'est le plus longtemps acharné: le quartier tartare, qui contenait les légations européennes.

De longues voies droites sont encore tracées dans ce labyrinthe infini de petites ruines, et devant nous tout est gris ou noir; aux grisailles sombres des briques éboulées s'ajoute la teinte monotone des lendemains d'incendie, la tristesse des cendres et la tristesse des charbons.

Parfois, en travers du chemin, elles s'arrangent en obstacle, ces lassantes petites briques,—et ce sont les restes de barricades où l'on s'est longuement battu.

Après quelques centaines de mètres, nous entrons dans la rue de ces légations qui viennent de fixer, durant des mois, l'anxieuse attention du monde entier.

Tout y est en ruine, il va sans dire; mais des pavillons européens flottent sur les moindres pans de mur, et nous retrouvons soudainement ici, au sortir de ruelles solitaires, une animation comme à Tien-Tsin, un continuel va-et-vient d'officiers et de soldats, une étonnante bigarrure d'uniformes.

Déployé sur le ciel d'hiver, un grand pavillon de France marque l'entrée de ce qui fut notre légation; deux monstres en marbre blanc, ainsi qu'il est d'étiquette devant tous les palais de la Chine, sont accroupis au seuil, et des soldats de chez nous gardent cette porte—que je franchis avec recueillement au souvenir des héroïsmes qui l'ont défendue.

Nous mettons enfin pied à terre parmi des monceaux de débris, sur une sorte de petite place intérieure où les rafales s'engouffrent, près d'une chapelle et à l'entrée d'un jardin dont les arbres s'effeuillent au vent glacé. Les murs autour de nous sont tellement percés de balles que l'on dirait presque un amusement, une gageure: ils ressemblent à des cribles. Là-bas, sur notre droite, ce tumulus de décombres, c'est la légation proprement dite, anéantie par l'explosion d'une mine chinoise. Et à notre gauche il y a la maison du chancelier, où s'étaient réfugiés pendant le siège les braves défenseurs du lieu, parce qu'elle semblait moins exposée; c'est là qu'on m'a offert de me recueillir; elle n'est pas détruite, mais tout y est sens dessus dessous, bien entendu, comme un lendemain de bataille; et, dans la chambre où je coucherai, les plâtriers travaillent encore à refaire les murs, qui ne seront finis que ce soir.

Maintenant on me conduit, en pèlerinage d'arrivée, dans le jardin où dorment, ensevelis à la hâte, sous des grêles de balles, ceux de nos matelots qui tombèrent à ce champ d'honneur. Point de verdures ici, ni de plantes fleuries; un sol grisâtre, piétiné par les combattants, émietté par la sécheresse et le froid. Des arbres sans feuilles, dont la mitraille a déchiqueté les branches. Et, sur tout cela, un ciel bas et lugubre, où des flocons de neige passent en cinglant.

Il faut se découvrir dès l'entrée de ce jardin, car on ne sait pas sur qui l'on marche; les places, qui seront marquées bientôt, je n'en doute pas, n'ont pu l'être encore, et on n'est pas sûr, lorsqu'on se promène, de n'avoir pas sous les pieds quelqu'un de ces morts qui mériteraient tant de couronnes.

Dans cette maison du chancelier, épargnée un peu par miracle, les assiégés habitaient pêle-mêle, et dormaient par terre, diminués de jour en jour par les balles, vivant sous la menace pressante de la mort.

Au début—mais leur nombre, hélas! diminua vite,—ils étaient là une soixantaine de matelots français et une vingtaine de matelots autrichiens, se faisant tuer côte à côte et d'une allure également magnifique. A eux s'étaient joints quelques volontaires français, qui faisaient le coup de feu dans leurs

rangs, sur les barricades ou sur les toits, et deux étrangers, M. et madame de Rosthorn, de la légation d'Autriche. Les officiers de chez nous qui commandaient la défense étaient le lieutenant de vaisseau Darcy et l'aspirant Herber, qui dort aujourd'hui dans la terre du jardin, frappé d'une balle en plein front.
L'horreur de ce siège, c'est qu'il n'y avait à attendre des assiégeants aucune pitié; si, à bout de forces et à bout de vivres, on venait à se rendre, c'était la mort, et la mort avec d'atroces raffinements chinois pour prolonger des paroxysmes de souffrance.
Aucun espoir non plus de s'évader par quelque sortie suprême: on était au milieu du grouillement d'une ville; on était enclavé dans un dédale de petites bâtisses sournoises abritant une fourmilière d'ennemis, et, pour emprisonner plus encore, on sentait autour de soi, emmurant le tout, le colossal rempart noir de Pékin.
C'était pendant la période torride de l'été chinois; le plus souvent, il fallait se battre quand on mourait de soif, quand on était aveuglé de poussière, sous un soleil aussi destructeur que les balles, et dans l'incessante et fade infection des cadavres.
Cependant une femme était là avec eux, charmante et jeune, cette Autrichienne, à qui il faudrait donner une de nos plus belles croix françaises. Seule au milieu de ces hommes en détresse, elle gardait son inaltérable gaieté de bon aloi; elle soignait les blessés, préparait de ses propres mains le repas des matelots malades,—et puis s'en allait charrier des briques et du sable pour les barricades, ou bien faire le guet du haut des toits.
Autour des assiégés, le cercle se resserrait de jour en jour, à mesure que leurs rangs s'éclaircissaient et que la terre du jardin s'emplissait de morts; ils perdaient du terrain pied à pied, disputant à l'ennemi, qui était légion, le moindre pan de mur, le moindre tas de briques.
Et quand on les voit, leurs petites barricades de rien du tout, faites en hâte la nuit, et que cinq ou six matelots réussissaient à défendre (cinq ou six, vers la fin c'était le plus qu'on pouvait fournir), il semble vraiment qu'à tout cela un peu de surnaturel se soit mêlé. Quand, avec l'un des défenseurs du lieu, je me promène dans ce jardin, sous le ciel sombre, et qu'il me dit: «Là, au pied de ce petit, mur, nous les avons tenus tant de jours… Là, devant cette petite barricade, nous avons résisté une semaine», cela paraît un conte héroïque et merveilleux.
Oh! leur dernier retranchement! C'est tout à côté de la maison, un fossé creusé fiévreusement à tâtons dans l'espace d'une nuit, et, sur la berge, quelques pauvres sacs pleins de terre et de sable: tout ce qu'ils avaient pour barrer le passage aux tortionnaires, qui leur grimaçaient la mort, à six mètres à peine, au-dessus d'un pan de mur.
Ensuite vient le «cimetière», c'est-à-dire le coin de jardin qu'ils avaient adopté pour y grouper leurs morts,—avant les jours plus affreux où il fallait les enfouir çà ou là, en cachant bien la place, de peur qu'on ne vînt les violer, comme c'est ici l'atroce coutume. Un lamentable petit cimetière, au sol foulé et écrasé dans les combats à bout portant, aux arbustes fracassés, hachés par la mitraille. On y enterrait sous le feu des Chinois, et un vieux prêtre à barbe blanche,—devenu depuis un martyr dont la tête fut traînée dans les ruisseaux,—y disait tranquillement les prières devant les fosses, malgré tout ce qui sifflait dans l'air autour de lui, tout ce qui fouettait et cassait les branches.
Vers les derniers jours, leur cimetière, tant ils avaient perdu de terrain peu à peu, était devenu la «zone contestée», et ils tremblaient pour leurs morts; les ennemis s'étaient avancés jusqu'à la bordure; on se regardait et on se tuait de tout près, par-dessus le sommeil de ces braves, si hâtivement couchés dans la terre. S'ils avaient franchi ce cimetière, les Chinois, et escaladé le frêle petit retranchement suprême, en sacs de sable, en gravier dans des rideaux cousus, alors, pour tous ceux qui restaient là, c'était l'horrible torture au milieu des musiques et des rires, l'horrible dépeçage, les ongles d'abord arrachés, les pieds tenaillés, les entrailles mises dehors, et la tête ensuite, au bout d'un bâton, promenée par les rues.
On les attaquait de tous les côtés et par tous les moyens, souvent aux heures les plus imprévues de la nuit. Et c'était presque toujours avec des cris, avec des fracas soudains de trompes et de tam-tams. Autour d'eux, des milliers d'hommes à la fois venaient hurler à la mort,—et il faut avoir entendu des hurlements de Chinois pour imaginer ces voix-là, dont le timbre seul vous glace. Ou bien des gongs assemblés sous les murs leur faisaient un vacarme de grand orage.
Parfois, d'un trou subitement ouvert dans une maison voisine, sortait sans bruit et s'allongeait, comme une chose de mauvais rêve, une perche de vingt ou trente pieds, avec du feu au bout, de l'étoupe et du pétrole enflammés, et cela venait s'appuyer contre les charpentes de leurs toits, pour sournoisement les incendier. C'est ainsi du reste qu'une nuit furent brûlée les écuries de la légation.
On les attaquait aussi par en dessous; ils entendaient des coups sourds frappés dans la terre et comprenaient qu'on les minait, que les tortionnaires allaient surgir du sol, ou bien encore les faire sauter. Et il fallait, coûte que coûte, creuser aussi, tenter d'établir des contremines pour conjurer ce péril souterrain. Un jour cependant, vers midi, en deux terribles détonations qui soulevèrent des trombes de plâtras et de poussière, la légation de France sauta, ensevelissant à demi sous ses

décombres le lieutenant de vaisseau qui commandait la défense et un groupe de ses marins.—Mais ce ne fut point la fin encore; ils sortirent de cette cendre et de ces pierres qui les couvraient jusqu'aux épaules, ils sortirent excepté deux, deux braves matelots qui ne reparurent plus, et la lutte fut continuée, presque désespérément, dans des conditions toujours plus effroyables.
Elle restait là quand même, la gentille étrangère, qui aurait si bien pu s'abriter ailleurs, à la légation d'Angleterre par exemple, où s'étaient réfugiés la plupart des ministres avec leurs familles; au moins les balles n'y arrivaient pas, on y était au centre même du quartier défendu par quelques poignées de braves et on s'y sentait en sécurité tant que les barricades tiendraient encore. Mais non, elle restait là, et continuait son rôle admirable, en ce point brûlant qu'était la légation de France,—point qui représentait d'ailleurs la clef, la pierre d'angle de tout le quadrilatère européen, et dont la perte eut amené le désastre général.
Une fois, ils virent, avec leurs longues-vues, afficher un édit de l'Impératrice, en grandes lettres sur papier rouge, ordonnant de cesser le feu contre les étrangers. (Ce qu'ils ne virent pas, c'est que les hommes chargés de l'affichage étaient écharpés par la foule.) Une sorte d'accalmie, d'armistice s'ensuivit quand même, on les attaqua avec moins de violence.
Ils voyaient aussi des incendies partout, ils entendaient des fusillades entre Chinois, des canonnades et de longs cris; des quartiers entiers flambaient; on s'entre-tuait autour d'eux dans la ville fermée; des rages y fermentaient comme en un pandémonium,—et on suffoquait à présent, on étouffait à respirer l'odeur des cadavres.
Des espions venaient parfois leur vendre des renseignements, toujours faux d'ailleurs et contradictoires, sur cette armée de secours, qu'ils attendaient d'heure en heure avec une croissante angoisse. On leur disait: «Elle est ici, elle est là, elle avance.» Ou bien: «Elle a été battue et elle recule.» Et toujours elle persistait à ne point paraître.
Que faisait donc l'Europe? Est-ce qu'on les abandonnait? Ils continuaient de se détendre, presque sans espérance, si diminués maintenant, et dans un espace si restreint! Ils se sentaient comme enserrés chaque jour davantage par la torture chinoise et l'horrible mort.
Les choses essentielles commençaient à manquer. Il fallait économiser sur tout, en particulier sur les balles; d'ailleurs, on devenait des sauvages,—et, quand on capturait des Boxers, des incendiaires, au lieu de les fusiller, on leur fracassait le crâne à bout portant avec un revolver.
Un jour, enfin, leurs oreilles, toujours tendues au bruit des batailles extérieures, perçurent une canonnade continue, sourde et profonde, en dehors de ces grands remparts noirs dont ils apercevaient au loin les créneaux, au-dessus de tout, et qui les enfermaient comme dans un cercle dantesque: on bombardait Pékin!… Ce ne pouvait être que les armées d'Europe, venues à leur secours!
Cependant une dernière épouvante troublait encore leur joie. Est-ce qu'on n'allait pas tenter contre eux un suprême assaut pour les anéantir avant l'entrée des troupes alliées?
En effet, on les attaqua furieusement, et cette journée finale, cette veille de la délivrance coûta encore la vie à un de nos officiers, le capitaine Labrousse, qui alla rejoindre le commandant de nos amis autrichiens dans le glorieux petit cimetière de la légation. Mais ils résistèrent… Et, tout à coup, plus personne autour d'eux, plus une tête de Chinois sur les barricades ennemies; le vide et le silence dans leurs abords dévastés: les Boxers étaient en fuite, et les alliés entraient dans la ville!…
Ce premier soir de mon arrivée à Pékin est triste comme les soirs de la route, mais plus banalement triste, avec plus d'ennui. Les ouvriers viennent de finir les murs de ma chambre; les plâtres frais y répandent leur humidité ruisselante, on y a froid jusqu'aux os, et comme il n'y a rien là dedans, mon serviteur étend par terre mon étroit matelas de la jonque, puis se met en devoir d'organiser une table avec de vieilles caisses. Mes hôtes ont la bonté aussi de me faire monter à la hâte et allumer un poêle à charbon,—et voici que cela achève d'évoquer pour moi un rêve de misère européenne, dans quelque taudis de faubourg… Comment soupçonner que l'on est en Chine, ici, et à Pékin, tout près des enceintes mystérieuses, des palais pleins de merveilles. Quant au ministre de France, que j'ai besoin de voir pour lui faire les communications de l'amiral, j'apprends qu'il est allé, n'ayant plus de toit, demander asile à la légation d'Espagne; de plus, qu'il a la fièvre typhoïde—épidémique à cause de l'eau partout empoisonnée—et que personne en ce moment ne peut lui parler. Mon séjour dans ce gîte mouillé menace de se prolonger plus que je ne pensais. Et mélancoliquement, à travers les vitres que des buées ternissent, je regarde, dans une cour pleine de meubles brisés, tomber le crépuscule et la neige…
Qui m'eût dit que demain, par un revirement imprévu de fortune, je dormirais sur les matelas dorés d'un grand lit impérial, au milieu de la Ville interdite, dans la féerie très étrange?…

VIII. Vendredi 19 octobre.
Je m'éveille transi de froid humide, par terre, dans mon logis de pauvre où l'eau ruisselle des murs et où le poêle fume.
Et je m'en vais d'abord m'acquitter d'une commission dont j'ai été chargé par l'amiral pour le commandant en chef de nos troupes de terre, le général Voyron, qui habite une maisonnette du voisinage…
Dans le partage de la mystérieuse «Ville jaune», qui a été fait entre les chefs des troupes alliées, un palais de l'Impératrice est échu à notre général. Il s'y installera pour l'hiver, non loin du palais que doit occuper l'un de nos alliés, le feld-maréchal de Waldersee, et il veut bien m'y offrir l'hospitalité.
Lui-même repart aujourd'hui pour Tien-Tsin; donc, pendant une semaine ou deux que durera son voyage, j'habiterai là-bas seul avec son aide de camp,—un de mes anciens camarades,—qui sera chargé de faire accommoder pour les besoins du service militaire cette résidence de conte de fées.
Combien cela me changera de mes murs de plâtre et de mon poêle à charbon!
Toutefois mon exode vers la «Ville jaune» n'aura lieu que demain matin, car mon ami l'aide de camp m'exprime le très gentil désir d'arriver avant moi dans notre palais quelque peu saccagé, et de m'y préparer la place.
Alors, n'ayant plus rien à faire pour le service aujourd'hui, j'accepte l'offre de l'un des membres de la légation de France, d'aller visiter avec lui le temple du Ciel. La neige est d'ailleurs finie; l'âpre vent de Nord qui souffle toujours a chassé les nuages, et le soleil resplendit dans un ciel très pâlement bleu.
D'après le plan de Pékin, c'est à cinq à six kilomètres d'ici, ce temple du Ciel, le plus immense de tous les temples. Et cela se trouve, paraît-il, au centre d'un parc d'arbres séculaires, muni de doubles murs.
Avant ces jours de désastre[1], le lieu était impénétrable; les empereurs seuls y venaient une fois l'an s'enfermer pendant une semaine pour un solennel sacrifice, longuement précédé de purifications et de rites préparatoires.
[Note 1: Le parc même était interdit aux «barbares d'Occident», depuis qu'un touriste européen, homme de toutes les élégances, s'était faufilé dans le temple pour faire des ordures sur l'autel.]
Il faut, pour aller là, sortir d'abord de toutes ces ruines et de ces cendres; sortir même de la «Ville tartare» où nous sommes, franchir ses terribles murs, ses gigantesques portes, et pénétrer dans la «Ville chinoise».
Ce sont deux immenses quadrilatères juxtaposés, ces deux villes murées dont l'ensemble forme Pékin, et l'une, la Tartare, contient en son milieu, dans une autre enceinte de forteresse, cette «Ville jaune» où j'irai demain habiter.
Au sortir des remparts de séparation, lorsque la «Ville chinoise» se découvre à nous dans l'encadrement colossal d'une porte, c'est la surprise d'une grande artère encore vivante et pompeuse comme aux anciens jours, à travers ce Pékin qui jusque-là nous semblait une nécropole; c'est l'inattendu des dorures, des couleurs, des mille formes de monstres tout à coup érigées dans le ciel, et c'est la soudaine agression des bruits, des musiques et des voix.—Mais combien cette vie, cette agitation, toute cette pompe chinoise sont pour nous choses inimaginables et indéchiffrables!… Entre ce monde et le nôtre, quels abîmes de dissemblances!…
La grande artère s'en va devant nous, large et droite: une chaussée de trois ou quatre kilomètres de long, conduisant là-bas à une autre porte monumentale, qui apparaît tout au loin, surmontée de son donjon à toit cornu, et ouverte dans la muraille noire confinant aux solitudes du dehors. Les maisons sans étage qui, des deux côtés, s'alignent longuement ont l'air faites en dentelles d'or; du haut en bas brillent les boiseries ajourées de leurs façades; elles portent des couronnements en fines sculptures, qui sont tout reluisants d'or et d'où s'élancent, comme chez nous les gargouilles, des rangées de dragons d'or. Plus haut que ces maisonnettes frêles, montent des stèles noires couvertes de lettres d'or, s'élancent de longues perches laquées noir et or, pour soutenir en l'air des emblèmes férocement étranges, qui ont des cornes, des griffes, des visages de monstres.
A travers un nuage de poussière et dans un poudroiement de soleil, on voit, jusqu'au fond des lointains, miroiter les dorures, grimacer les dragons et les chimères. Et, par-dessus tout cela, enjambant l'avenue, passent dans le ciel des arcs de triomphe étonnamment légers, qui sont des choses presque aériennes, en bois découpé, supportées comme par des mâts de navire,—et qui répètent encore sur le bleu pâle du vide l'obsédante étrangeté des formes hostiles, la menace des cornes, des griffes, le contournement des fantastiques bêtes.
La poussière, l'éternelle et souveraine poussière, confond les objets, les gens, la foule d'où s'échappe un bruit d'imprécations, de gongs et de clochettes, dans un même effacement d'image estompée.
Sur la chaussée large, où l'on piétine comme en pleine cendre, c'est un grouillement embrumé de cavaliers et de caravanes. Les monstrueux chameaux de Mongolie, tout laineux et roux, attachés en interminables files, lents et solennels, coulent incessants comme les eaux des fleuves, entretenant par leur marche la couche poudreuse dont toute cette ville est étouffée.—Ils s'en vont qui sait où, jusqu'au

fond des déserts thibétains ou mongols, emportant, de la même allure infatigable et inconsciente, des milliers de ballots de marchandises, agissant à la façon des canaux et des rivières, qui charrient à travers des espaces immenses les chalands et les jonques.—Si pesante est la poussière soulevée par leurs pas qu'elle peut à peine monter; les jambes de ces innombrables chameaux en cortège, comme la base des maisons, comme les robes des passants, tout cela est sans contours, vague et noyé autant que dans l'épaisse fumée d'une forge, ou dans les flocons d'une ouate sombre; mais les dos des grandes bêtes et leurs figures poilues émergent de ce flou qui est vers le sol, se dessinent presque nettement. Et l'or des façades, terni par en bas, commence d'étinceler très clair à la hauteur des extravagantes corniches.

On dirait une ville de fantasmagorie, n'ayant pas d'assise réelle, mais posant sur une nuée,—une lourde nuée où se meuvent, inoffensifs, des espèces de moutons géants, au col élargi par des toisons rousses. Au-dessus de l'invraisemblable poussière, rayonne une clarté blanche et dure, resplendit cette froide et pénétrante lumière de Chine, qui détaille les choses avec une rigueur incisive. Tout ce qui s'éloigne du sol et de la foule se précise par degrés, prend peu à peu en l'air une netteté absolue. On perçoit les moindres petits monstres, au faîte de ces arcs de triomphe, si haut perchés sur leurs jambes minces, sur leurs béquilles, sur leurs échasses qui semblent se perdre en dessous, se diffuser, s'évaporer dans le grouillement et dans le nuage. On distingue les moindres ciselures au sommet des stèles, au sommet des hampes noir et or qui montent piquer le ciel de leurs pointes; et même on compterait toutes les dents, les langues fourchues, les yeux louches de ces centaines de chimères d'or qui jaillissent du couronnement des toits.

Pékin, ville de découpures et de dorures, ville où tout est griffu et cornu, Pékin, les jours de sécheresse, de vent et de soleil, fait illusion encore, retrouve un peu de sa splendeur, dans cette poussière éternelle de ses steppes et de ses ruines, dans ce voile qui masque alors le délabrement de ses rues et la pouillerie de ses foules.

Cependant, sous ces ors qui continuent de briller, tout est bien vieux et décrépit. De plus, dans ces quartiers, on s'est constamment battu, entre Chinois, durant le siège des légations, les Boxers détruisant les logis de ceux qu'ils suspectaient de sympathie pour les «barbares», et il y a partout des décombres, des ruines.

La grande avenue que nous suivons depuis une demi-heure aboutit maintenant à un pont courbé en marbre blanc, encore superbe, jeté sur une sorte de canal fétide où des détritus humains macèrent avec des ordures,—et ici les maisons finissent; la rive d'en face n'est plus qu'un steppe lugubre.

C'était le Pont des Mendiants,—hôtes dangereux qui, avant la prise de Pékin, se tenaient en double rangée menaçante le long des balustres à têtes de monstres, et rançonnaient les passants; ils formaient une corporation hardie, ayant un roi, et quelquefois pillant à main armée. Cependant leur place est libre aujourd'hui; depuis tant de batailles et de massacres, la truanderie a émigré.

Tout de suite après ce pont, commence une plaine grise, d'environ deux kilomètres, qui s'étend, vide et désolée, jusqu'au grand rempart là-bas, là-bas, où Pékin finit. Et la chaussée, avec son flot de caravanes tranquilles, à travers cette solitude, continue tout droit jusqu'à la porte du dehors, qui semble toujours presque aussi lointaine sous son grand donjon noir. Pourquoi ce désert enclavé dans la ville? Il ne porte même pas trace d'anciennes constructions; il doit avoir été toujours ainsi. Et on n'y voit personne non plus; quelques chiens errants, quelques guenilles, quelques ossements qui traînent, et c'est tout.

A droite et à gauche, très loin dans ce steppe, des murailles d'un rouge sombre, adossées aux remparts de Pékin, paraissent enfermer de grands bois de cèdres. L'enclos de droite est celui du temple de l'Agriculture, et à gauche c'est ce temple du Ciel où nous voulons nous rendre; donc, nous nous engageons dans les grisailles de ces terrains tristes, quittant les foules et la poussière.

Il a plus de six kilomètres de tour, l'enclos du temple du Ciel; il est une des choses les plus vastes de cette ville, où tout a été conçu avec cette grandeur des vieux temps, qui aujourd'hui nous écrase. La porte, jadis infranchissable, ne se ferme plus, et nous entrons dans un bois d'arbres séculaires, cèdres, thuyas et saules, sous lesquels de longues avenues ombreuses sont tracées. Mais ce lieu, tant habitué au respect et au silence, est profané aujourd'hui par la cavalerie des «barbares». Quelques milliers d'Indiens, levés et expédiés contre la Chine par l'Angleterre, sont là campés, leurs chevaux piétinant toutes choses; les pelouses, les mousses s'emplissent de fumier et de fientes. Et, d'une terrasse de marbre où l'on brûlait autrefois de l'encens pour les dieux, montent les tourbillons d'une fumée infecte, les Anglais ayant élu cette place pour y incinérer leur bétail mort de la peste bovine et y fabriquer du noir animal.

Comme pour tous les bois sacrés, il y a double enceinte. Et des temples secondaires, disséminés sous les cèdres, précèdent le grand temple central.

N'étant jamais venus, nous nous dirigeons au jugé vers quelque chose qui doit être cela: plus haut que tout, dominant la cime des arbres, une lointaine rotonde au toit d'émail bleu, surmontée d'une sphère

d'or qui luit au soleil.
En effet, c'est bien le sanctuaire même, cette rotonde à laquelle nous finissons par arriver. Les abords en sont silencieux: plus de chevaux ni de cavaliers barbares. Elle pose sur une haute esplanade en marbre blanc où l'on accède par des séries de marches et par un «sentier impérial», réservé aux Fils du Ciel qui ne doivent point monter d'escaliers. Un «sentier impérial» c'est un plan incliné, généralement d'un même bloc, un énorme monolithe de marbre, couché en pente douce et sur lequel se déroule le dragon à cinq griffes, sculpté en bas-relief;—les écailles de la grande bête héraldique, ses anneaux, ses ongles, servant à soutenir les pas de l'Empereur, à empêcher que ses pieds chaussés de soie ne glissent sur le sentier étrange réservé à Lui seul et que pas un Chinois n'oserait toucher.
Nous montons en profanateurs par le «sentier impérial», frottant de nos gros souliers en cuir les fines écailles blanches de ce dragon.
Du haut de la terrasse solitaire, mélancoliquement et éternellement blanche de l'inaltérable blancheur du marbre, on voit, par-dessus les arbres du bois, l'immense Pékin se déployer dans sa poussière, que le soleil commence à dorer comme il dore les petits nuages du soir.
La porte du temple est ouverte, gardée par un cavalier indien aux longs yeux de sphinx, qui salue et nous laisse entrer,—aussi dépaysé que nous-mêmes, celui-là, dans ces ambiances extra-chinoises et sacrées.
Le temple circulaire est tout éclatant de rouge et d'or, sous son toit d'émail bleu; c'est un temple neuf, bâti en remplacement du très ancien qui brûla il y a quelque dix ans. Mais l'autel est vide, tout est vide; des pillards sont passés par là; il ne reste que le marbre des pavés, la belle laque des plafonds et des murs; les hautes colonnes de laque rouge, rangées en cercle, tout uniment fuselées, avec des enroulements de fleurs d'or.
Sur l'esplanade alentour, l'herbe, les broussailles poussent, çà et là, entre les dalles sculptées, attestant la vieillesse extrême des marbres, malgré tout ce blanc immaculé où tombe un soleil si morne et si clair. C'est un lieu dominateur, jadis édifié à grands frais pour les contemplations des souverains, et nous nous y attardons à regarder, comme des Fils du Ciel.
Il y a d'abord, dans nos environs proches, les cimes des thuyas et des cèdres, le grand bois qui nous enveloppe de tranquillité et de silence. Et puis, vers le Nord, une ville sans fin, mais qui est nuageuse, qui paraît presque inexistante; on la devine plus qu'on ne la voit, elle se dissimule comme sous des envolées de cendre, ou sous de la brume, ou sous des voiles de gaze, on ne sait trop; on croirait plutôt un mirage de ville,—sans ces toitures monumentales de proportions exagérées, qui de distance en distance émergent du brouillard, bien nettes et bien réelles, le faîte étincelant d'émail: les palais et les pagodes. Derrière tout cela, très loin, la crête des montagnes de Mongolie, qui ce soir n'ont point de base, ressemble à une découpure de papier bleu et rose, dans l'air. Vers l'Ouest enfin, c'est le steppe gris par où nous sommes venus; la lente procession des caravanes le traverse en son milieu, y traçant dans le lointain comme une coulée brune, jamais interrompue, et on se dit que ce défilé sans trêve doit continuer pareil pendant des centaines de lieues, et qu'il en va de même, avec une lenteur identique, sur toutes les grandes voies de la Chine, jusqu'aux frontières si reculées.
Cela, c'est le moyen de communication séculaire et inchangeable entre ces hommes d'une autre espèce que nous, ayant des ténacités, des patiences supérieures, et pour lesquels la marche du temps, qui nous affole, n'existe pas; c'est la circulation artérielle de cet empire démesuré, où pensent et spéculent quatre ou cinq cents millions de cerveaux tournés au rebours des nôtres et que nous ne déchiffrerons jamais… [Loti1]

1902.3 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (3)

IV. DANS LA VILLE IMPÉRIALE

I. Samedi 20 octobre.

Il neige. Le ciel est bas et obscur, sans espoir d'éclaircie, comme s'il n'y avait plus de soleil. Un vent furieux souffle du Nord, et la poussière noire, en pleine déroute, tourbillonne de compagnie avec les flocons blancs.

Ce matin, ma première entrevue avec notre ministre, à la légation d'Espagne. Sa fièvre est tombée, mais il est très faible encore et devra rester alité pendant bien des jours; il me faut remettre à demain ou après-demain les quelques communications que je suis chargé de lui faire.

Je prends mon dernier repas avec les membres de la légation de France, dans la maison du chancelier où l'on m'avait offert, à défaut d'un appartement somptueux, une si aimable hospitalité. Et, à une heure et demie, arrivent les deux charrettes chinoises que l'on me prête, pour mon émigration, avec mes gens et mon mince bagage, vers la «Ville jaune».

Toujours très petites, les charrettes chinoises, très massives, très lourdes et sans le moindre ressort; la mienne d'une élégance de corbillard, est recouverte à l'extérieur d'une soie gris ardoise avec de larges bordures de velours noir.

C'est vers le Nord-Ouest que nous nous dirigerons, du côté opposé à la «Ville chinoise» d'hier et au temple du Ciel. Et il y aura cinq ou six kilomètres à faire, presque au pas, vu l'état pitoyable des rues et des ponts, où manquent la moitié des dalles.

Cela ne ferme pas, les charrettes chinoises; c'est comme une simple guérite montée sur des roues,—et aujourd'hui on y est battu par le vent glacial, cinglé par la neige, aveuglé par la poussière.

D'abord les ruines, pleines de soldats, du quartier des Légations. Et, aussitôt après, des ruines plus solitaires, presque désertes et tout à fait chinoises: une dévastation poudreuse et grise, vaguement aperçue à travers les tourbillons blancs et les tourbillons noirs… Aux principaux passages, aux portes, aux ponts, des sentinelles européennes ou japonaises; toute la ville, gardée militairement. Et de temps à autre, des corvées de soldats, des voitures d'ambulance portant le pavillon de la Croix-Rouge.

Enfin la première enceinte de la «Ville jaune» ou «Ville impériale» m'est annoncée par l'interprète de la légation de France, qui a bien voulu m'offrir d'être mon guide et de partager ma charrette aux soies funéraires. Alors je regarde, dans le vent qui brûle mes yeux.

Ce sont de grands remparts couleur de sang à travers lesquels nous passons, avec d'épouvantables cahots, non par une porte, mais par une brèche que les cavaliers indiens de l'Angleterre ont ouverte à coups de mine dans l'épaisseur des ouvrages.

Pékin, de l'autre côté de ce mur, est un peu moins détruit. Les maisons, dans quelques rues, ont conservé leur revêtement de bois doré, leurs rangées de chimères au rebord des toits,—tout cela, il est vrai, croulant, vermoulu, ou bien léché par la flamme, criblé de mitraille; et, par endroits, une populace de mauvaise mine grouille encore là dedans, vêtue de peaux de mouton et de loques en coton bleu.

Ensuite reviennent des terrains vagues, cendres et détritus, où l'on voit errer, ainsi que des bandes de loups, les affreux chiens engraissés à la chair humaine qui, depuis cet été, ne suffisent plus à manger les morts.

Un autre rempart, du même rouge sanglant et une grande porte, ornée de faïences, par où nous allons passer: cette fois, la porte de la «Ville impériale» proprement dite, la porte de la région où l'on n'était jamais entré,—et c'est comme si l'on m'annonçait la porte de l'enchantement et du mystère…

Nous entrons,—et ma surprise est grande, car ce n'est pas une ville, mais un bois. C'est un bois sombre, infesté de corbeaux qui croassent partout dans les ramures grises. Les mêmes essences qu'au temple du Ciel, des cèdres, des thuyas, des saules; arbres centenaires, tous, ayant des poses contournées, des formes inconnues à nos pays. Le grésil et la neige fouettent dans leurs vieilles branches, et l'inévitable poussière noire s'engouffre dans les allées, avec le vent.

Il y a aussi des collines boisées, où s'échelonnent, parmi les cèdres, des kiosques de faïence, et il est visible, malgré leur grande hauteur, qu'elles sont factices, tant le dessin en est de convention chinoise. Et, dans les lointains, obscurcis de neige et de poussière, on distingue qu'il y a sous bois, çà et là, de vieux palais farouches, aux toits d'émail, gardés par d'horribles monstres en marbre accroupis devant les seuils.

Tout ce lieu cependant est d'une incontestable beauté; mais combien en même temps il est funèbre, hostile, inquiétant sous le ciel sombre!

Maintenant, voici quelque chose d'immense, que nous allons un moment longer: une forteresse, une prison, ou quoi de plus lugubre encore? Des doubles remparts que l'on ne voit pas finir, d'un rouge de sang comme toujours, avec des donjons à meurtrière et des fossés en ceinture, des fossés de trente mètres de large remplis de nénufars et de roseaux mourants.—Ceci, c'est la «Ville violette», enfermée au sein de l'impénétrable «Ville impériale» où nous sommes, et plus impénétrable encore; c'est la résidence de l'Invisible, du Fils du Ciel… Mon Dieu, comme tout ce lieu est funèbre, hostile, féroce

sous le ciel sombre!
Entre les vieux arbres, nous continuons d'avancer dans une absolue solitude, et on dirait le parc de la Mort.
Ces palais muets et fermés, aperçus de côté et d'autre dans le bois, s'appellent «temple du dieu des Nuages», «temple de la Longévité impériale», ou «temple de la Bénédiction des montagnes sacrées»… Et leurs noms de rêve asiatique, inconcevables pour nous, les rendent encore plus lointains.
Toutefois cette «Ville jaune», m'affirme mon compagnon de route, ne persistera pas à se montrer aussi effroyable, car il fait aujourd'hui un temps d'exception, très rare pendant l'automne chinois, qui est au contraire magnifiquement lumineux. Et il me promet que j'aurai encore des après-midi de chaud soleil, dans ce bois unique au monde où je vais sans doute résider quelques jours.
—Maintenant, me dit-il, regardez. Voici le «Lac des Lotus» et voici le «Pont de Marbre»!
Le «Lac des Lotus» et le «Pont de Marbre»! Ces deux noms m'étaient connus depuis longtemps, noms de féerie, désignant des choses qui ne pouvaient pas être vues, mais des choses dont la renommée pourtant avait traversé les infranchissables murs. Ils évoquaient pour moi des images de lumière et d'ardente couleur, et ils me surprennent, prononcés ici dans ce morne désert, sous ce vent glacé.
Le «Lac des Lotus!»… Je me représentais, comme les poètes chinois l'avaient chanté, une limpidité exquise, avec de grands calices ouverts à profusion sur l'eau, une sorte de plaine aquatique garnie de fleurs roses, une étendue toute rose. Et c'est ça! C'est cette vase et ce triste marais, que recouvrent des feuilles mortes, roussies par les gelées! Il est du reste infiniment plus grand que je ne pensais, ce lac creusé de main d'homme, et il s'en va là-bas, là-bas, vers de nostalgiques rivages, où d'antiques pagodes apparaissent parmi de vieux arbres, sous le ciel gris.
Le «Pont de Marbre!»… Oui, ce long arceau blanc supporté par une série de piliers blancs, cette courbure gracieusement excessive, ces rangées de balustres à tête de monstre, cela répond à l'idée que je m'en faisais; c'est très somptueux et c'est très chinois.—Je n'avais cependant pas prévu les deux cadavres, en pleine pourriture sous leurs robes, qui, à l'entrée de ce pont, gisent parmi les roseaux.
Toutes ces larges feuilles mortes, sur le lac, ce sont bien des feuilles de lotus; de près, maintenant, je les reconnais, je me souviens d'avoir jadis beaucoup fréquenté leurs pareilles—mais si vertes et si fraîches!—sur les étangs de Nagasaki ou de Yeddo. Et il devait y avoir là en effet une nappe ininterrompue de fleurs roses; leurs tiges fanées se dressent encore par milliers au-dessus de la vase.
Mais ils vont sans doute mourir, ces champs de lotus, qui charmaient depuis des siècles les yeux des empereurs, car leur lac est presque vide,—et ce sont les alliés qui en ont déversé les eaux dans le canal de communication entre Pékin et le fleuve, afin de rétablir cette voie, que les Chinois avaient desséchée par crainte qu'elle ne servît aux envahisseurs.
Le «Pont de Marbre», tout blanc et solitaire, nous mène sur l'autre rive du lac, très rétréci en cet endroit, et c'est là que je dois trouver ce «palais du Nord» où sera ma résidence. Je n'aperçois d'abord que des enceintes s'enfermant les unes les autres, de grands portiques brisés, des ruines, encore des ruines et des décombres. Et, sur ces choses, une lumière morte tombe d'un ciel d'hiver, à travers l'opacité des nuages pleins de neige.
Au milieu d'un mur gris, une brèche où un chasseur d'Afrique monte la faction; d'un côté, il y a un chien mort, de l'autre un amas de loques et de détritus répandant une odeur de cadavre. Et c'est, paraît-il, l'entrée de mon palais.
Nous sommes noirs de poussière, saupoudrés de neige, nos dents claquent de froid, quand nous descendons enfin de nos charrettes, dans une cour encombrée de débris,—où mon camarade l'aide de camp, le capitaine C…, vient à ma rencontre. Et vraiment on se demanderait, à de tels abords, si le palais promis n'était pas chimérique.
Au fond de cette cour, cependant, une première apparition de magnificence. Il y a là une longue galerie vitrée, élégante, légère,—intacte, à ce qu'il semble, parmi tant de destructions. A travers les glaces, on voit étinceler des ors, des porcelaines, des soies impériales traversées de dragons et de nuages… Et c'est bien un coin de palais, très caché, que rien ne décelait aux alentours.
Oh! notre repas du soir d'arrivée, au milieu des étrangetés de ce logis! C'est presque dans les ténèbres. Nous sommes assis, mon camarade et moi, à une table d'ébène, enveloppés dans nos capotes militaires au collet remonté, grelottant de froid, servis par nos ordonnances qui tremblent de tous leurs membres. Une pauvre petite bougie chinoise en cire rouge, fichée sur une bouteille—bougie ramassée par là, dans les débris de quelque autel d'ancêtres,—nous éclaire à grand'peine, tourmentée par le vent. Nos assiettes, nos plats sont des porcelaines inestimables, jaune impérial, marquées au chiffre d'un fastueux empereur, qui fut contemporain de Louis XV. Mais notre vin de ration, notre eau trouble—bouillie et rebouillie, par peur des cadavres qui empoisonnent tous les puits—occupent d'affreuses bouteilles qui ont pour bouchons des morceaux de pomme de terre crue taillés au couteau par nos soldats.
La galerie où la scène se passe est très longue, avec des lointains qui vont se perdre en pleine obscurité et où s'esquissent vaguement des splendeurs de conte asiatique; elle est partout vitrée jusqu'à hauteur

d'homme, et cette frêle muraille de verre nous sépare seule du grand noir sinistre, plein de ruines et de cadavres, qui nous environne: on a le sentiment que les formes errantes du dehors, les fantômes qu'intéresse notre petite lumière, peuvent de loin nous voir attablés, et cela inquiète… Au-dessus des glaces, c'est, suivant l'usage chinois, une série de châssis légers, en papier de riz, montant jusqu'au plafond—d'où retombent ici, comme des dentelles, de merveilleuses sculptures d'ébène; mais ce papier de riz est déchiré, crevé de toutes parts, laissant passer sur nous les souffles mortellement froids de la nuit. Nos pieds gelés posent sur des tapis impérial…, jaunes, à haute laine, où s'enroulent des dragons à cinq griffes. A côté de nous brillent doucement, à la lueur de notre bout de bougie qui va finir, des brûle-parfums gigantesques, en cloisonné d'un bleu inimitable d'autrefois, montés sur des éléphants d'or; des écrans d'une fantaisie extravagante et magnifique; des phénix d'émail éployant leurs longues ailes; des trônes, des monstres, des choses sans âge et sans prix. Et nous sommes là, nous, inélégants, pleins de poussière, traînés, salis,—l'air de grossiers barbares, installés en intrus chez des fées.

Ce que devait être cette galerie, il y a trois mois à peine! Quand, au lieu du silence et de la mort, c'était la vie, les musiques et les fleurs; quand la foule des gens de cour ou des domestiques en robe de soie peuplait ces abords aujourd'hui vides et dévastés; quand l'Impératrice, suivie de ses dames du palais, passait dans ses atours de déesse!…

Ayant fini notre souper, qui se composait de la modeste ration de campagne, ayant fini de boire notre thé dans des porcelaines de musée, nous n'avons pas le courage de prolonger, pour l'heure des cigarettes et de la causerie. Non, ça a beau être amusant de se voir ici, ça a beau être imprévu et aux trois quarts fantastique, il fait trop froid, ce vent nous glace jusqu'à l'âme. Nous ne jouissons plus de rien. Nous préférons nous en aller et essayer de dormir.

Mon camarade, le capitaine C…, qui a pris possession en titre de ce lieu, me mène, avec un fanal et un petit cortège, dans l'appartement qu'il me destine. C'est au rez-de-chaussée, bien entendu, puisque les constructions chinoises n'ont jamais d'étage. Comme dans la galerie d'où nous venons, je n'ai là, pour me séparer de la nuit extérieure, que des panneaux de verre, de très légers stores en soie blanche et des châssis en papier de riz, crevés de toutes parts. Quant à ma porte, qui est faite d'une seule grande glace, je l'attacherai avec une ficelle, car elle n'a plus de loquet.

J'ai par terre d'admirables tapis jaunes, épais comme des coussins. J'ai un grand lit impérial en ébène sculptée, et mon matelas, mes oreillers sont en soie précieuse, lamée d'or; pas de draps, et une couverture de soldat en laine grise.

—Demain, me dit mon camarade, je pourrai aller choisir, dans les réserves de Sa Majesté, de quoi changer à mon caprice la décoration de cette chambre; ça ne fera tort à personne de déplacer quelques objets.

* * * * *

Sur ce, il me confirme que les portes de l'enceinte extérieure et la brèche par où je suis entré sont surveillées par des factionnaires, et il se retire dans son logis, sous la garde de ses ordonnances, à l'autre bout du palais.

Tout habillé et tout botté, comme dans la jonque, je m'étends sur les belles soies dorées, ajoutant à ma couverture grise une vieille peau de mouton, deux ou trois robes impériales brodées de chimères d'or, tout ce qui me tombe sous la main. Mes deux serviteurs, par terre, s'arrangent dans le même style. Et, avant de souffler ma bougie rouge d'autel d'ancêtres, je suis forcé de convenir, en mon for intérieur, que notre air «barbare d'Occident» a plutôt empiré depuis le souper.

Le vent, dans l'obscurité, tourmente et déchire ce qui reste de papier de riz à mes carreaux; c'est, au-dessus de ma tête, comme un bruit continu d'ailes d'oiseaux nocturnes, de vols de chauves-souris. Et, en demi-sommeil, je distingue aussi de temps à autre une courte fusillade, ou un grand cri isolé, dans le lointain lugubre…

II. Dimanche 21 octobre.
Le froid, les ténèbres, la mort, tout ce qui nous oppressait hier au soir s'évanouit dans le matin qui se lève. Le soleil rayonne, chauffe comme un soleil d'été. Autour de nous cette magnificence chinoise, un peu bouleversée, s'éclaire d'une lumière d'Orient.
Et c'est amusant d'aller à la découverte, dans le palais presque caché, qui se dissimule en un lieu bas, derrière des murs, sous des arbres, qui n'a l'air de rien quand on arrive, et qui, avec ses dépendances, est presque grand comme une ville.
Il est composé de longues galeries, vitrées sur toutes leurs faces, et dont les boisures légères, les vérandas, les colonnettes sont peintes extérieurement d'un vert bronze semé de nénufars roses.
On sent qu'il a été construit pour les fantaisies d'une femme; on dirait même que la vieille Impératrice galante y a laissé, avec ses bibelots, un peu de sa grâce surannée et encore charmeuse.
Elles se coupent à angle droit, les galeries, formant entre elles des cours, des espèces de petits cloîtres. Elles sont remplies, comme des garde-meubles, d'objets d'art entassés, que l'on peut aussi bien regarder du dehors, car tout ce palais est transparent; d'un bout à l'autre, on voit au travers. Et il n'y a rien pour défendre ces glaces, même la nuit; le lieu était entouré de tant de remparts, semblait si inviolable, qu'on n'avait songé à prendre aucune précaution.
Au dedans, le luxe architectural de ces galeries consiste surtout en des arceaux de bois précieux, qui les traversent de proche en proche; ils sont faits de poutres énormes, mais tellement sculptées, fouillées, ajourées, qu'on dirait des dentelles, ou plutôt des charmilles de feuillages noirs se succédant en perspective comme aux allées des vieux parcs.
L'aile que nous habitons devait être l'aile d'honneur. Plus on s'en éloigne, en allant vers le bois où le palais finit, plus la décoration se simplifie. Et on tombe en dernier lieu dans des logements de mandarins, d'intendants, de jardiniers, de domestiques,—tout cela abandonné à la hâte et plein d'objets inconnus, d'ustensiles de culte ou de ménage, de chapeaux de cérémonie, de livrées de cour.
Vient ensuite un jardin clos, où l'on entre par une porte en marbre surchargée de sculptures, et où l'on trouve des petits bassins, de prétentieuses et bizarres rocailles, des alignements de vases en faïence contenant des plantes mortes de sécheresse ou de gelée. Il y a aussi plus loin des jardins fruitiers, où l'on cultivait des kakis, des raisins, des aubergines, des citrouilles et des gourdes—des gourdes surtout, car c'est ici un emblème de bonheur, et l'Impératrice avait coutume d'en offrir une de ses blanches mains, en échange de présents magnifiques, à tous les grands dignitaires qui venaient lui faire leur cour. Il y a des petits pavillons pour l'élevage des vers à soie et des petits kiosques pour emmagasiner les graines potagères,—chaque espèce de semence gardée dans une jarre de porcelaine avec dragons impériaux qui serait une pièce de musée.
Et les sentiers de cette paysannerie artificielle finissent par se perdre dans la brousse, sous les arbres effeuillés du bois où les corbeaux et les pies se promènent aujourd'hui par bandes, au beau soleil d'automne. Il semble que l'Impératrice en quittant la régence—et on sait par quelle manoeuvre d'audace elle parvint si vite à la reprendre—ait eu le caprice de s'organiser ici une façon de campagne, en plein Pékin, au centre même de l'immense fourmilière humaine.
Le plus imprévu, dans cet ensemble, c'est une église gothique avec ses deux clochers de granit, un presbytère et une école,—toutes choses bâties jadis par les missionnaires dans des proportions très vastes. Pour créer ce palais, on s'était vu obligé de reculer la limite de la «Ville impériale» et d'englober le petit territoire chrétien; aussi l'Impératrice avait-elle échangé cela aux Pères lazaristes contre un emplacement plus large et une plus belle église, édifiée ailleurs à ses frais—(contre ce nouveau Peï-Tang où les missionnaires et quelques milliers de convertis ont enduré, cet été, les horreurs d'un siège de quatre mois). Et, en femme d'ordre, Sa Majesté avait utilisé ensuite cette église et ses dépendances pour y remiser, dans d'innombrables caisses, ses réserves de toute sorte. Or, on n'imagine pas, sans l'avoir vu, ce qu'il peut y avoir d'étrangetés, de saugrenuités et de merveilles dans les réserves de bibelots d'une impératrice de Chine!
Les Japonais les premiers ont fourragé là dedans; ensuite sont venus les cosaques, et en dernier lieu les Allemands, qui nous ont cédé la place. A présent, c'est par toute l'église un indescriptible désarroi; les caisses ouvertes ou éventrées; leur contenu précieux déversé dehors, en monceaux de débris, en ruissellements de cassons, en cascades d'émail, d'ivoire et de porcelaine.
Du reste, dans les longues galeries vitrées du palais, la déroute est pareille. Et mon camarade, chargé de débrouiller ce chaos et de dresser des inventaires, me rappelle ce personnage qu'un méchant Génie avait enfermé dans une chambre remplie de plumes de tous les oiseaux des bois, en le condamnant à les trier par espèces: ensemble celles des pinsons, ensemble celles des linots, ensemble celles des bouvreuils… Cependant, il s'est déjà mis à l'étonnante besogne, et des équipes de portefaix chinois, conduits par quelques hommes de l'infanterie de marine, par quelques chasseurs d'Afrique, ont commencé le déblayage.
A cinq cents mètres d'ici, sur l'autre rive du Lac des Lotus, en rebroussant mon chemin d'hier soir, on

trouve un second palais de l'Impératrice qui nous appartient aussi. Dans ce palais-là, que personne pour le moment ne doit habiter, je suis autorisé à faire, pendant ces quelques jours, mon cabinet de travail, au milieu du recueillement et du silence,—et je vais en prendre possession ce matin.
Cela s'appelle le palais de la Rotonde. Juste en face du Pont de Marbre, cela ressemble à une forteresse circulaire, sur laquelle on aurait posé des petits miradors, des petits châteaux de faïence pour les fées,—et l'unique porte basse en est gardée nuit et jour par des soldats d'infanterie de marine, qui ont la consigne de ne l'ouvrir pour aucun visiteur.
Quand on l'a franchie, cette porte de citadelle, et que les factionnaires l'ont refermée sur vous, on pénètre dans une solitude exquise. Un plan incliné vous mène, en pente rapide, à une vaste esplanade d'une douzaine de mètres de hauteur, qui supporte les miradors, les kiosques aperçus d'en bas, plus un jardin aux arbres centenaires, des rocailles arrangées en labyrinthe, et une grande pagode étincelante d'émail et d'or.
De partout ici, l'on a vue plongeante sur les palais et sur le parc. D'un côté, c'est le déploiement du Lac des Lotus. De l'autre, c'est la «Ville violette» aperçue un peu comme à vol d'oiseau, c'est la suite presque infinie des hautes toitures impériales: tout un monde, ces toitures-là, un monde d'émail jaune luisant au soleil, un monde de cornes et de griffes, des milliers de monstres dressés sur les pignons ou en arrêt sur les tuiles…
A l'ombre des vieux arbres, je me promène dans la solitude de ce lieu surélevé, pour y prendre connaissance des êtres et y choisir un logis à ma fantaisie.
Au centre de l'esplanade, la pagode magnifique où des obus sont venus éclater, est encore dans un désarroi de bataille. Et la divinité de céans—une déesse blanche qui était un peu le palladium de l'empire chinois, une déesse d'albâtre en robe d'or brodée de pierreries—médite les yeux baissés, calme, souriante et douce, au milieu des mille débris de ses vases sacrés, de ses brûle-parfums et de ses fleurs.
Ailleurs, une grande salle sombre a gardé ses meubles intacts: un admirable trône d'ébène, des écrans, des sièges de toute forme et des coussins en lourde soie impériale, jaune d'or, brochée de nuages.
De tant de kiosques silencieux, celui qui fixe mon choix est posé au bord même de l'esplanade, sur la crête du rempart d'enceinte, dominant le Lac des Lotus et le Pont de Marbre, avec vue sur l'ensemble de ce paysage factice—composé jadis à coups de lingots d'or et de vies humaines pour les yeux las des empereurs.
A peine est-il plus grand qu'une cabine de navire; mais, sous son toit de faïence, il est vitré de tous côtés; j'y recevrai donc jusqu'au soir, pour me chauffer, ce soleil des automnes chinois, qui, paraît-il, ne se voile presque jamais. J'y fais apporter, de la salle sombre, une table, deux chaises d'ébène avec leurs soieries jaunes,—et, l'installation ainsi terminée, je redescends vers le Pont de Marbre, afin de regagner le palais du Nord, où m'attend pour déjeuner le capitaine C…, qui est en ce moment mon camarade de rêve chinois.
Et j'arrive à temps là pour voir, avant leur destruction par la flamme, les singulières trouvailles qu'on y a faites ce matin: les décors, les emblèmes et les accessoires du théâtre impérial. Toutes choses légères, encombrantes, destinées sans doute à ne servir qu'un ou deux soirs, et ensuite oubliées depuis un temps indéterminé dans une salle jamais ouverte, qu'il s'agit maintenant de vider, d'assainir pour y loger nos blessés et nos malades. Ce théâtre évidemment devait jouer surtout des féeries mythologiques, se passant aux enfers, ou chez les dieux, dans des nuages: ce qu'il y a là de monstres, de chimères, de bêtes, de diables, en carton ou en papier, montés sur des carcasses de bambou ou de baleine, le tout fabriqué avec un supérieur génie de l'horrible, avec une imagination qui recule les limites extrêmes du cauchemar!…
Les rats, l'humidité, les termites y ont fait d'ailleurs des dégâts irrémédiables, aussi est-il décidé qu'elles périront par le feu, ces figures qui servirent à amuser ou à troubler la rêverie du jeune empereur débauché, somnolent et débile…
Il faut voir alors l'empressement de nos soldats à charrier tout cela dehors, dans la joie et les rires. Au beau soleil de onze heures, voici pêle-mêle, au milieu d'une cour, les bêtes d'apocalypse, les éléphants grands comme nature, qui ont des écailles et des cornes, et qui ne pèsent pour ainsi dire pas, qu'un seul homme promène et fait courir. Et ils les brisent à coups de botte, nos chasseurs d'Afrique; ils sautent dessus, ils sautent dedans, passent au travers, les réduisent à rien, puis, finalement, allument la gaie flambée, qui les consume en un clin d'oeil.
Les braves soldats ont en outre travaillé toute la matinée à recoller du papier de riz sur les châssis de notre palais, où le vent bientôt n'entrera plus. Quant au chauffage, suivant la mode chinoise, il s'opère par en dessous, au moyen de fours souterrains qui sont disposés tout le long des salles et que nous allumerons ce soir, dès que tombera la nuit glacée. Pour le moment, le soleil splendide nous suffit; tous ces vitrages, dans la galerie où brillent les soies, les émaux et les ors, nous donnent une chaleur de serre, et, servis toujours dans de la vaisselle d'empereur, nous prenons cette fois notre petit repas de

campagne en nous faisant des illusions d'été.
Mais ce ciel de Pékin a des variations excessives et soudaines, dont rien ne peut donner l'idée chez nous, dans nos climats si réguliers. Vers le milieu du jour, quand je me retrouve dehors, sous les cèdres de la «Ville jaune», le soleil a brusquement disparu derrière des nuages couleur de plomb, qui semblent lourds de neige; le vent de Mongolie recommence de souffler comme hier, âpre et glacial, et c'est l'hiver du Nord, succédant sans transition à quelques heures d'un temps radieux du Midi.
J'ai rendez-vous par là, dans le bois, avec les membres de la légation de France, pour pénétrer avec eux dans cette sépulcrale «Ville violette», qui est le centre, le coeur et le mystère de la Chine, le véritable repaire des Fils du Ciel, la citadelle énorme et sardanapalesque, auprès de quoi tous ces petits palais modernes, que nous habitons, en pleine «Ville impériale», ne semblent être que jouets d'enfant.
Même depuis la déroute, n'entre pas qui veut dans la «Ville violette» aux grandes toitures d'émail jaune. Derrière les doubles remparts, des mandarins, des eunuques habitent encore ce lieu d'oppression et de magnificence; on dit qu'il y est resté aussi des femmes, des princesses cachées, des trésors. Et les deux portes en sont défendues par des consignes sévères, celle du Nord sous la garde des Japonais, et celle du Sud sous la garde des Américains.
C'est par la première de ces deux entrées que nous sommes autorisés à passer aujourd'hui, et nous trouvons là un groupe de petits soldats du Japon, qui nous sourient pour la bienvenue; mais la porte farouche, sombrement rouge avec des ferrures dorées représentant des têtes de monstre, est fermée en dedans et résiste à leurs efforts. Comme l'usure des siècles en a disjoint les battants énormes, on aperçoit, en regardant par les fentes, des madriers arcboutés derrière pour empêcher d'ouvrir,—et des personnages, accourus de l'intérieur au fracas des coups de crosse, répondent avec des voix flûtées qu'ils n'ont pas d'ordres.
Alors nous menaçons d'incendier cette porte, d'escalader, de tirer des coups de revolver par les fentes, etc., toutes choses que nous ne ferons pas, bien entendu, mais qui épouvantent les eunuques et les mettent en fuite.
Plus personne même pour nous répondre. Que devenir? On gèle au pied de cette sinistre muraille, dans l'humidité des fossés d'enceinte pleins de roseaux morts, et sous ce vent de neige qui souffle toujours.
Les bons petits Japonais, cependant, imaginent d'envoyer le plus râblé des leurs—qui part à toutes jambes—faire le tour par l'autre porte (quatre kilomètres environ). Et en attendant, ils allument pour nous par terre un feu de branches de cèdre et de boiseries peintes, où nous venons à tour de rôle chauffer nos mains dans une fumée épaisse; nous amusant aussi à ramasser, de-ci de-là, aux alentours, les vieilles flèches empennées que jadis les princes ou les empereurs lançaient du haut des remparts.
Nous avons patienté là une heure, quand enfin du bruit et des cris se font entendre derrière la porte silencieuse: c'est notre envoyé qui est dans la place et bouscule à coups de poing les eunuques qu'il a pris à revers.
Tout aussitôt, avec un grondement sourd, tombent les madriers, et s'ouvrent devant nous les deux battants terribles.

III. LA CHAMBRE ABANDONNÉE

Une discrète odeur de thé, dans la chambre très obscure, une odeur de je ne sais quoi d'autre encore, de fleur séchée et de vieille soierie.

Elle ne peut s'éclairer davantage, la chambre étrange, qui n'ouvre que dans une grande salle sombre et dont les fenêtres scellées prennent demi-jour par des carreaux en papier de riz, sur quelque petit préau funèbre, sans doute muré de triples murs. Le lit-alcôve, large et bas, qui semble creusé dans la profondeur d'une paroi épaisse comme un rempart, a des rideaux et une couverture en soie d'un bleu couleur de nuit. Point de sièges, d'ailleurs il y en aurait à peine la place; point de livres non plus, et on y verrait à peine pour lire. Sur des coffres en bois noir, qui servent de tables, posent des bibelots mélancoliques, enfermés dans des guérites de verre: petits vases en bronze ou en jade, contenant des bouquets artificiels très rigides, aux pétales de nacre et d'ivoire. Et une couche de poussière, sur toutes ces choses, témoigne que l'on n'habite plus.

Au premier aspect rien ne précise un lieu ni une époque,—à moins que peut-être, au-dessus des rideaux de ce lit mystérieux et quasi funéraire, dans le couronnement d'ébène, la finesse merveilleuse des sculptures ne révèle des patiences chinoises. Ailleurs cependant tout est sobre, morne, conçu en lignes droites et austères.

Où donc sommes-nous, dans quelle demeure lointaine, fermée, clandestine?

Est-ce de nos jours que quelqu'un vivait ici, ou bien était-ce dans le recul des temps? Depuis combien d'heures—ou combien de siècles—est-il parti, et qui pouvait-il bien être, l'hôte de la chambre abandonnée?…

Quelque rêveur très triste évidemment, pour avoir choisi ce recoin d'ombre, et très raffiné aussi, pour avoir laissé derrière lui cette senteur distinguée, et très las, pour s'être complu dans cette terne simplicité et ce crépuscule éternel.

Vraiment on se sent étouffé par ces trop petites fenêtres, aux carreaux voilés de papier soyeux, qui n'ont pu jamais s'ouvrir pour le soleil ni pour l'air, puisqu'elles sont partout scellées dans le mur. Et puis, on repense à tout ce qu'il a fallu faire de chemin et rencontrer d'obstacles, avant d'arriver ici, et cela inquiète.

D'abord, la grande muraille noire, la muraille babylonienne, les remparts surhumains d'une ville de plus de dix lieues de tour,—aujourd'hui en ruines et en décombres, à moitié vidée et semée de cadavres. Ensuite une seconde muraille, peinte en rouge sombre de sang, qui forme une autre ville forte, enfermée dans la première. Ensuite une troisième muraille, plus magnifique, mais de la même couleur sanglante,—muraille du grand mystère celle-ci, et que jamais, avant ces jours de guerre et d'effondrement, jamais aucun Européen n'avait franchie; nous avons dû aujourd'hui nous y arrêter plus d'une heure, malgré les permis signés et contresignés; à travers les serrures d'une porte farouche, qu'un piquet de soldats entourait et que des madriers barricadaient par derrière comme en temps de siège, il a fallu menacer, parlementer longuement, avec des gardiens intérieurs qui voulaient se dérober et fuir. Une fois ouverts les battants lourds, bardés de ferrures, une autre muraille encore est apparue, séparée de la précédente par un chemin de ronde, où gisaient des lambeaux de vêtements et où des chiens traînaient des os de mort,—nouvelle muraille toujours du même rouge, mais encore plus somptueuse, couronnée, sur toute sa longueur infinie, par des ornements cornus et des monstres en faïence jaune d'or. Et enfin, ce dernier rempart traversé, des vieux personnages imberbes et singuliers, venus à notre rencontre avec des saluts méfiants, nous ont guidés à travers un dédale de petites cours, de petits jardins murés et remurés, où végétaient, entre des rocailles et des potiches, des arbres centenaires; tout cela séparé, caché, angoissant, tout cela protégé et hanté par un peuple de monstres, de chimères en bronze ou en marbre, par mille figures grimaçant la férocité et la haine, par mille symboles inconnus. Et toujours, dans les murailles rouges au faîte de faïence jaune, les portes derrière nous se refermaient: c'était comme dans ces mauvais rêves où des séries de couloirs se suivent et se resserrent, pour ne vous laisser sortir jamais plus.

Maintenant, après la longue course de cauchemar, on a le sentiment, rien qu'à contempler le groupe anxieux des personnages qui nous ont amenés, trottinant sans bruit sur leurs semelles de papier, le sentiment de quelque profanation suprême et inouïe, que l'on a dû commettre à leurs yeux en pénétrant dans cette modeste chambre close: ils sont là, dans l'embrasure de la porte, épiant d'un regard oblique le moindre de nos gestes, les cauteleux eunuques en robe de soie, et les maigres mandarins qui portent au bouton rouge de leur coiffure la triste plume de corbeau. Obligés pourtant de céder, ils ne voulaient pas; ils cherchaient, avec des ruses, à nous entraîner ailleurs, dans l'immense labyrinthe de ce palais d'Héliogabale, à nous intéresser aux grandes salles sombrement luxueuses qui sont plus loin, aux grandes cours, là-bas, et aux grandes rampes de marbre où nous irons plus tard, à tout un Versailles colossal et lointain, envahi par une herbe de cimetière et où l'on n'entend plus que les corbeaux chanter…

Ils ne voulaient absolument pas, et c'est en observant le jeu de leurs prunelles effarées que nous avons

deviné où il fallait venir.
Qui donc habitait là, séquestré derrière tant de murs, tant de murs plus effroyables mille fois que ceux de toutes nos prisons d'Occident? Qui pouvait-il bien être, l'homme qui dormait dans ce lit, sous ces soies d'un bleuâtre nocturne, et, qui, pendant ses rêveries, à la tombée des soirs, ou bien à l'aube des jours glacés d'hiver pendant l'oppression de ses réveils, contemplait ces pensifs petits bouquets sous globe, rangés en symétrie sur les coffres noirs?…
C'était lui, l'invisible empereur fils du Ciel, l'étiolé et l'enfantin, dont l'empire est plus vaste que notre Europe, et qui règne comme un vague fantôme sur quatre ou cinq cents millions de sujets.
De même que s'épuise dans ses veines la sève des ancêtres presque déifiés, qui s'immobilisèrent trop longtemps au fond de palais plus sacrés que des temples, de même se rapetisse, dégénère et s'enveloppe de crépuscule le lieu où il se complaît à vivre. Le cadre immense des empereurs d'autrefois l'épouvante, et il laisse à l'abandon tout cela; l'herbe pousse, et les broussailles sauvages, sur les majestueuses rampes de marbre, dans les grandioses cours; les corbeaux et les pigeons nichent par centaines aux voûtes dorées des salles de trône, couvrant de terre et de fiente les tapis somptueusement étranges qu'on y laisse pourrir. Cet inviolable palais, d'une lieue de tour, qu'on n'avait jamais vu, dont on ne pouvait rien savoir, rien deviner, réservait aux Européens, qui viennent d'y entrer pour la première fois, la surprise d'un délabrement funèbre et d'un silence de nécropole.
Il n'allait jamais par là, le pâle empereur. Non, ce qui lui seyait à lui, c'était le quartier des jardinets et des préaux sans vue, le quartier mièvre par où les eunuques regrettaient de nous avoir fait passer. Et, c'était, dans un renfoncement craintif, le lit-alcôve, aux rideaux bleu-nuit.
De petits appartements privés, derrière la chambre morose, se prolongent avec des airs de souterrains dans la pénombre plus épaisse; l'ébène y domine; tout y est volontairement sans éclat, même les tristes bouquets momifiés sous leurs globes. On y trouve un piano aux notes très douces, que le jeune empereur apprenait à toucher, malgré ses ongles longs et frêles; un harmonium; une grande boîte à musique jouant des airs de nostalgie chinoise, avec des sons que l'on dirait éteints sous les eaux d'un lac.
Et enfin, voici le retiro sans doute le plus cher, étroit et bas comme une cabine de bord, où s'exagère la fine senteur de thé et de rose séchée.
Là, devant un soupirail voilé de papier de riz qui tamise des petites lueurs mortes, un matelas en soie impériale jaune d'or semble garder l'empreinte d'un corps, habituellement étendu. Il y traîne quelques livres, quelques papiers intimes. Plaquées au mur, il y a deux ou trois images de rien, pas même encadrées, représentant des roses incolores,—et, écrite en chinois, la dernière ordonnance du médecin pour ce continuel malade.
Qu'était-ce, au fond, que ce rêveur, qui le dira jamais? Quelle vision déformée lui avait-on léguée des choses de la terre, et des choses d'au delà, que figurent ici pour lui tant d'épouvantables symboles? Les empereurs demi-dieux dont il descend faisaient trembler la vieille Asie, et, devant leur trône, les souverains tributaires venaient de loin se prosterner, emplissant ce lieu de cortèges et d'étendards dont nous n'imaginons plus la magnificence; lui, le séquestré et le solitaire, entre ces mêmes murailles aujourd'hui silencieuses, comment et sous quels aspects de fantasmagorie qui s'efface gardait-il en soi-même l'empreinte des passés prodigieux?
Et quel désarroi sans doute, dans l'insondable petit cerveau, depuis que vient de s'accomplir le forfait sans précédent, que ses plus folles terreurs n'auraient jamais su prévoir: le palais aux triples murs, violé jusqu'en ses recoins les plus secrets; lui, fils du Ciel, arraché à la demeure où vingt générations d'ancêtres avaient vécu inaccessibles; lui, obligé de fuir, et dans sa fuite, de se laisser regarder, d'agir à la lumière du soleil comme les autres hommes, peut-être même d'implorer et d'attendre!…
Au moment où nous sortons de la chambre abandonnée, nos ordonnances, qui s'étaient attardés à dessein derrière nous, se jettent en riant sur le lit aux rideaux couleur de ciel nocturne, et j'entends l'un d'eux à la cantonade, avec une voix gaie et l'accent gascon:
—Comme ça au moins, mon vieux, nous pourrons dire que nous nous sommes couchés dans le lit de l'empereur de Chine!

IV. Lundi 22 octobre.

Des équipes de Chinois—parmi lesquels on nous a prévenus qu'il y a des espions et des Boxers—entretenant dans notre palais le feu de deux fours souterrains, nous ont chauffés toute la nuit par en dessous, plutôt trop. A notre réveil d'ailleurs, c'est comme hier une illusion d'été, sous nos légères vérandas, aux colonnettes vertes peinturlurées de lotus roses. Et un soleil tout de suite brûlant monte et rayonne sur le pèlerinage presque macabre que je vais faire à cheval, vers l'Ouest, en dehors de la «Ville tartare», à travers le silence de faubourgs détruits, parmi des ruines et de la cendre.

De ce côté, dans la poussiéreuse campagne, étaient des cimetières chrétiens qui, même en 1860, n'avaient pas été violés par la populace jaune. Mais cette fois on s'est acharné contre ces morts, et c'est là partout le chaos et l'abomination; les plus vieux ossements, les restes des missionnaires qui dormaient depuis trois siècles, ont été déterrés, concassés, pilés avec rage, et puis jetés au feu afin d'anéantir, suivant la croyance chinoise, ce qui pouvait encore y rester d'âme.—Et il faut être un peu au courant des idées de ce pays pour comprendre l'énormité de cette suprême insulte, faite du même coup à toutes nos races occidentales.

Il était singulièrement somptueux, ce cimetière des Pères Jésuites, qui furent jadis si puissants auprès des empereurs Célestes, et qui empruntaient, pour leurs propres tombes les emblèmes funéraires des princes de la Chine. La terre est jonchée à présent de leurs grands dragons de marbre, de leurs grandes tortues de marbre, de leurs hautes stèles enroulées de chimères; on a renversé, brisé toutes ces sculptures, brisé aussi les lourdes pierres des caveaux, et profondément retourné le sol.

Un plus modeste enclos, près de celui-là, recevait depuis de longues années les morts des légations européennes. Il a subi la même injure que le beau cimetière des Jésuites: on a fouillé toutes les fosses, broyé tous les cadavres, violé même de petits cercueils d'enfant. Quelques débris humains, quelques morceaux de crâne ou de mâchoires traînent encore par terre, avec les croix renversées. Et c'est une des plus poignantes désolations qui se soient jamais étalées devant mes yeux au soleil d'un radieux matin.

Tout à côté demeuraient des bonnes Soeurs, qui tenaient une école de petites Chinoises: il ne reste plus de leurs modestes maisons qu'un amas de briques et de cendres; on a même arraché les arbres de leurs jardins pour les repiquer la tête en bas, par ironie.

Et voici à peu près leur histoire.

Elles étaient seules, la nuit où un millier de Boxers vinrent hurler à la mort sous leurs murs, en jouant du gong; alors elles se mirent en prières dans leur chapelle pour attendre le martyre. Cependant les clameurs s'apaisèrent, et quand le jour se leva, les alentours étaient vides; elles purent se sauver à Pékin et s'abriter dans l'enclos de l'évêché, emmenant le troupeau épouvanté de leurs petites élèves. Lorsqu'on demanda par la suite aux Boxers: «Comment n'êtes-vous pas entrés pour les tuer?» Ils répondirent: «C'est que nous avons vu tous les murs du couvent se garnir de têtes de soldats et de canons de fusil.» Elles ne durent la vie qu'à cette hallucination des tortionnaires.

Les puits de leurs jardins dévastés remplissent aujourd'hui le voisinage d'une odeur de mort. C'étaient trois grands puits ouverts, larges comme des citernes, fournissant une eau si pure qu'on l'envoyait de loin chercher pour le service des légations. Les Boxers les ont comblés jusqu'à la margelle avec les corps mutilés des petits garçons de l'école des Frères et des familles chrétiennes d'alentour. Les chiens tout de suite sont venus manger à même l'horrible tas, qui montait au niveau du sol; mais il y en avait trop; aussi beaucoup de cette chair est-elle restée, se conservant dans la sécheresse et dans le froid,—et montrant encore des stigmates de supplice. Telle pauvre cuisse a été zébrée de coupures, comme ces entailles faites sur les miches de pain par les boulangers. Telle pauvre main n'a plus d'ongles. Et voici une femme à qui l'on a tranché, avec quelque coutelas, une partie intime de son corps pour la lui mettre dans la bouche, où les chiens l'ont laissée entre les mâchoires béantes… On dirait du sel, sur ces cadavres, et c'est de la gelée blanche qui n'a pas fondu dans les affreux replis d'ombre. Le soleil cependant, l'implacable et clair soleil, détaille les maigreurs, les saillies d'os, exagère l'horreur des bouches ouvertes, la rigidité des poses d'angoisse et des contournements d'agonie.

Pas un nuage aujourd'hui; un ciel profond et pâle, d'où tombe une étincelante lumière.—Et il en sera ainsi tout l'hiver, paraît-il, même pendant les plus grands froids, les temps sombres,—les pluies, les neiges étant à Pékin des exceptions très rares.

Après notre bref déjeuner de soldats, servi dans les précieuses porcelaines, au milieu de la longue galerie vitrée, je quitte notre «palais du Nord» pour m'installer au travail, sur l'autre rive, dans ce kiosque dont j'ai fait choix hier matin. Il est environ deux heures; un vrai soleil d'été, dirait-on, rayonne sur mon chemin solitaire, sur les blancheurs du Pont de Marbre, sur les vases du lac et sur les cadavres qui dorment parmi les feuilles gelées des lotus.

A l'entrée du palais de la Rotonde, les hommes de garde m'ouvrent et referment derrière moi, sans me suivre, les battants de laque rouge. Je gravis le plan incliné qui mène à l'esplanade, et me voici seul, largement seul, dans le silence de mon jardin suspendu et de mon palais étrange.

Pour se rendre à mon cabinet de travail, il faut passer par d'étroits couloirs aux fines boiseries, qui se contournent dans la pénombre, entre de vieux arbres et des rocailles très maniérées. Ensuite, c'est le kiosque inondé de lumière; le beau soleil tombe sur ma table, sur mes sièges noirs et mes coussins jaune d'or; le beau soleil mélancolique d'octobre illumine et chauffe ce réduit d'élection, où l'Impératrice, paraît-il, aimait venir s'asseoir et contempler de haut son lac tout rose de fleurs.
Contre les vitres, les derniers papillons, les dernières guêpes battent des ailes, prolongés par cette chaleur de serre. Devant moi, s'étend ce grand lac impérial, que le Pont de Marbre traverse; sur les deux rives, des arbres séculaires lui font comme une ceinture de forêt, d'où s'élèvent des toits compliqués de palais ou de pagodes, qui sont de merveilleux amas de faïences. Comme dans les paysages peints sur éventail chinois, il y a, aux tout premiers plans, la mignardise des rocailles, les petits monstres d'émail d'un kiosque voisin, et, tranchant sur les lointains clairs, des branches noueuses qui retombent de quelque vieux cèdre.
Je suis seul, largement et délicieusement seul, et très haut perché, parmi des splendeurs dévastées et muettes, dans un lieu inaccessible dont les abords sont gardés par des sentinelles. Parfois, un cri de corbeau. Ou bien, de loin en loin, le galop d'un cheval, en bas, au pied du rempart où pose mon habitation frêle: quelque estafette militaire qui passe. Autrement rien; pas un bruit proche pour troubler le calme ensoleillé de ma retraite, pas une surprise possible, pas une visite…
Je travaille depuis une heure, quand un très léger frôlement derrière moi, du côté des petits couloirs d'entrée, me donne le sentiment de quelque discrète et gentille présence, et je me retourne: un chat, qui s'arrête court, une patte en l'air, hésitant, et me regarde bien dans les yeux, avec un air de dire: «Qui es-tu toi? Et qu'est-ce que tu fais ici?…»
Je l'appelle tout bas; il répond par un miaulement plaintif,—et je me remets à écrire, toujours plein de tact avec les chats, sachant très bien que, pour une première entrevue, il n'y a pas à insister davantage. Un très joli chat, blanc et jaune, qui a l'air distingué, élégant et même grand seigneur.
Un moment après, tout contre ma jambe, le frôlement est renouvelé; alors je fais descendre avec lenteur, en plusieurs temps, ma main jusqu'à la petite tête veloutée qui, après un soubresaut, se laisse caresser, s'abandonne. C'est fini, la connaissance est faite.—Un chat habitué aux caresses, c'est visible, un familier de l'Impératrice vraisemblablement. Demain et chaque jour, je prierai mon ordonnance de lui apporter une collation froide, prise sur mes vivres de campagne.
Elle finit avec le jour, l'illusion d'été, en ces climats. Le soleil, à l'heure où il s'abaisse, énorme et rouge, derrière le Lac des Lotus, prend tout à coup son air triste de soleil d'hiver, en même temps qu'un frisson passe sur les choses et que, soudainement, tout devient funèbre dans le palais vide. Alors, pour la première fois de la journée, j'entends des pas qui s'approchent, résonnant au milieu du silence sur les dalles de l'esplanade: mes serviteurs, Osman et Renaud, qui viennent me chercher comme ils en ont la consigne; ce sont d'ailleurs les seuls êtres humains pour qui la porte du rempart, au-dessous de moi, ait reçu l'ordre de s'ouvrir.
Il fait un froid glacial et la buée de chaque soir commence de former nuage sur le Lac des Lotus quand nous retraversons le Pont de Marbre, au crépuscule, pour rentrer chez nous.
Après le souper, par nuit noire, chasse à l'homme, dans les salles et les cours de notre palais. Les précédentes nuits, à travers la transparence des vitrages, nous avions aperçu d'inquiétantes petites lumières—tout de suite éteintes si nous faisions du bruit—circulant dans les galeries inhabitées et un peu lointaines, comme des feux follets. Et la battue de ce soir amène la capture de trois inconnus, arrivée par-dessus les murs avec coutelas et fanal sourd, pour piller dans les réserves impériales: deux Chinois et un Européen, soldat d'une nation alliée. Afin de ne pas susciter d'histoires, on se contente de les mettre dehors, amplement giflés et bâtonnés.

V. Mardi 23 octobre.
Il a gelé plus fort cette nuit, et le sol des cours est couvert de petits cristaux blancs quand nous commençons, dans les galeries et les dépendances du palais, nos explorations de chaque matin.
Tout ce qui fut jadis logements de missionnaires lazaristes ou salles d'école est bondé de caisses; il y a là des réserves de soie et des réserves de thé; il y a aussi des amas de vieux bronzes, vases ou brûle-parfums, empilés jusqu'à hauteur d'homme.
Mais c'est encore l'église qui demeure la mine la plus extraordinaire, la caverne d'Ali-Baba, la plus remplie. Outre les objets anciens apportés de la «Ville violette», l'Impératrice y avait fait entasser tous les cadeaux reçus, il y a deux ans, pour son jubilé. (Et le défilé des mandarins qui, en cette occasion, apportèrent des présents à la souveraine avait, paraît-il, une lieue de longueur et dura toute une journée.)
Dans la nef, dans les bas-côtés, les monceaux de caisses et de boîtes s'élèvent jusqu'à mi-hauteur des colonnes. Malgré les bouleversements, malgré les pillages faits à la hâte par ceux qui nous ont précédés ici, Chinois, Japonais, soldats allemands ou russes, il reste encore des merveilles. Les plus énormes coffres, ceux d'en dessous, préservés par leur lourdeur même et par les amas de choses qui les recouvraient, n'ont même pas été ouverts. On s'est attaqué plutôt aux innombrables bibelots posés par-dessus, et enfermés pour la plupart dans des guérites de verre ou des écrins de soie jaune: bouquets artificiels en agate, en jade, en corail, en lapis; pagodes et paysages tout bleus, en plumes de martin-pêcheur prodigieusement travaillées; pagodes et paysages en ivoire, avec des milliers de petits bonshommes; oeuvres de patience chinoise, ayant coûté des années de travail, et aujourd'hui brisées, crevées à coups de baïonnette, les débris de leurs grandes boîtes de verre jonchant le sol et craquant sous les pas.
Les robes impériales, en lourde soie, brochées de dragons d'or, traînent par terre, parmi les cassons de toute espèce. On marche dessus; on marche sur des ivoires ajourés, sur des vitres, des broderies, des perles.
Il y a des bronzes millénaires, pour les collections d'antiquités de l'Impératrice; il y a des paravents que l'on dirait sculptés et brodés par les génies et les fées; il y a des potiches anciennes, des cloisonnés, des craquelés, des laques. Et certaines caisses en dessous, portant l'adresse d'empereurs défunts depuis un siècle, renferment encore des présents qui étaient venus pour eux des provinces éloignées et que personne n'avait jamais pris la peine de déballer. La sacristie enfin de l'étonnante cathédrale contient, dans des séries de cartons, tous les somptueux costumes pour les acteurs du théâtre de l'Impératrice, avec leurs coiffures à la mode des vieux temps chinois.
Cette église, emplie de richesses païennes, a gardé là-haut ses orgues, muettes depuis quelque trente ans. Et nous montons, mon camarade et moi, dans la tribune, pour faire à nouveau résonner sous la voûte des chants de Bach ou d'Hændel, tandis qu'en bas nos chasseurs d'Afrique, enfoncés jusqu'aux genoux dans les ivoires, dans les soies, dans les costumes de cour, continuent de travailler au déblayement.
Vers dix heures ce matin, par les sentiers du grand bois impérial, qu'habitent en ces jours d'abomination les chiens, les pies et les corbeaux, je m'en vais, de l'autre côté de la «Ville violette», visiter le «Palais des ancêtres», gardé aujourd'hui par notre infanterie de marine, et qui était le saint des saints, le panthéon des empereurs morts, le temple dont on n'approchait même pas.
C'est dans une région particulièrement ombreuse; en avant de la porte d'entrée, les arcs de triomphe laqués de vert, de rouge et d'or, tourmentés et légers sur des pieds frêles, s'emmêlent aux ramures sombres: les énormes cèdres, les énormes cyprès tordus de vieillesse abritent et font verdir les monstres de marbre accroupis devant le seuil.
Une fois franchie la première enceinte, on en trouve naturellement une seconde. Toujours à l'ombre froide des vieux arbres, les cours se succèdent, magnifiquement funèbres, pavées de larges dalles entre lesquelles pousse une herbe de cimetière; chacun des cèdres, chacun des cyprès qui jette là son obscurité est entouré à la base d'une ceinture de marbre et semble sortir d'une corbeille sculptée. Tout est saupoudré de milliers de petites aiguilles résineuses qui éternellement tombent des branches. Des brûle-parfums géants, en bronze terni par les siècles, posent sur des socles, avec des emblèmes de mort.
Les choses, ici, portent un sceau jamais vu de vétusté et de mystère.
Et c'est bien un lieu unique, hanté par des mânes d'empereurs chinois.
Sur les côtés, des temples secondaires, dont les murailles de laque et d'or ont pris avec le temps des nuances de vieux cuir de Cordoue, renferment les pièces démontées des énormes catafalques, et les emblèmes, les objets sacrés pour l'accomplissement des rites funéraires. Là, tout est incompréhensible et d'aspect effroyable; on se sent profondément étranger à l'énigme des formes et des symboles.
Enfin, dans la dernière cour, sur une terrasse de marbre blanc, où sont postées en faction des biches de bronze, le palais des Ancêtres dresse sa façade aux ors ternis et sa haute toiture de faïence jaune.

C'est une salle unique, immense, grandiose et sombre, tout en or fané, mourant, passé au rougeâtre de cuivre. Au fond, s'alignent neuf portes mystérieuses, dont les doubles battants somptueux ont été scellés de cachets à la cire. Au milieu, sont restées les tables sur lesquelles on posait pieusement les repas pour les Mânes des ancêtres—et où, le jour de la prise de la «Ville jaune», nos soldats qui avaient faim furent heureux de trouver toute servie une collation imprévue. Et à chaque extrémité de la salle sonore, des carillons et des instruments à cordes attendent l'heure, qui ne reviendra peut-être jamais plus, de faire de la musique aux Ombres; longues cithares horizontales, rendant des sons graves et que supportent des monstres d'or aux yeux fermés; carillons gigantesques, l'un de cloches, l'autre de plaques de marbre et de jade suspendues par des chaînes d'or, et tous deux surmontés de grandes bêtes fantastiques, qui déploient leurs ailes d'or, dans la pénombre éternelle, vers les plafonds d'or.
Il y a aussi des armoires de laque, grandes comme des maisons, contenant des collections de peintures anciennes roulées sur des bâtons d'ébène ou d'ivoire et enveloppées dans des soies impériales.
Il en est de merveilleuses,—révélation d'un art chinois que l'on ne soupçonne guère en Occident, d'un art au moins égal au nôtre, bien que profondément dissemblable. Portraits d'empereurs en chasse ou en rêverie solitaire dans des forêts, dans des sites sauvages qui donnent l'effroi et le nostalgique désir de la nature d'autrefois, du monde inviolé des rochers, et des arbres. Portraits d'impératrices mortes, peints à l'aquarelle sur des soies bises, et rappelant un peu la grâce candide des Primitifs italiens; portraits pâles, pâles, presque incolores, comme si c'étaient plutôt des reflets de personnes, vaguement fixés et prêts à fuir; la perfection du modelé, obtenue avec rien, mais toute l'intensité concentrée dans les yeux que l'on sent ressemblants et qui vous font vivre, pour une étrange minute, face à face avec des princesses passées, endormies depuis des siècles sous les mausolées prodigieux… Et toutes ces peintures étaient des choses sacro-saintes, que jamais les Européens n'avaient vues, dont ils ne se doutaient même pas.
D'autres rouleaux, tout en longueur, qui, déployés sur les dalles, ont bien six ou huit mètres, représentent des cortèges, des réceptions à la Cour, des défilés d'ambassades, de cavaliers, d'armées, d'étendards: milliers de petits bonshommes dont les vêtements, les broderies, les armes supporteraient qu'on les regardât à la loupe. L'histoire du costume et du cérémonial chinois à travers les âges tient tout entière dans ces précieuses miniatures.—Nous y trouvons même la réception, par je ne sais quel empereur, d'une ambassade de Louis XIV: petits personnages aux figures très françaises, habillés comme pour se pavaner à Versailles, avec la perruque à l'instar du Roi-Soleil.
Dans le fond du temple, les neuf portes magnifiques, aux battants scellés, ferment les autels mortuaires de neuf empereurs. On veut bien briser pour moi les cachets de cire rouge et déchirer les bandelettes de toile à l'une de ces entrées si défendues, et je pénètre dans un des sanctuaires très sacrés,—celui du grand empereur Kouang-Su, dont la gloire resplendissait au commencement du XVIIIe siècle. Un sergent m'accompagne par ordre dans cette profanation, tenant à la main une bougie allumée qui semble brûler ici à regret, dans l'air plus rare et le froid du sépulcre.
Le temple était déjà bien sombre; mais à présent c'est la nuit noire, et on dirait qu'on a jeté de la terre et de la cendre sur les choses: toujours cette poussière, qui s'accumule sans trêve sur Pékin, comme un indice de vétusté et de mort. Passant de la lumière du jour, si amortie qu'elle soit, à la lueur d'une petite bougie effarée dans des ténèbres, on y voit d'abord confusément, et il y a une hésitation de la première minute, surtout si le lieu est saisissant par lui-même. J'ai devant moi un escalier de quelques marches, montant à une sorte de tabernacle qui me paraît chargé d'objets d'un art presque inconnu.
Et, à droite et à gauche, fermés par des serrures compliquées, sont des bahuts austères, en laque noir, dont il m'est permis de visiter l'intérieur: dans leurs compartiments, dans leurs doubles fonds à secret, ont été ensevelis par centaines les cachets impériaux de ce souverain, lourds cachets frappés pour toutes les circonstances de sa vie et tous les actes de son règne, en blocs d'onyx, de jade ou d'or; reliques sans prix auxquelles on ne devait plus toucher après les funérailles et qui dormaient là depuis deux fois cent ans.
Je monte ensuite au tabernacle, et le sergent promène sa petite bougie devant les merveilles qui sont là, sceptres de jade, vases aux formes d'une simplicité étrange et exquise, ou d'une complication déroutante, en jade sombre, en jade blême, en cloisonné sur or, ou en or massif… Et derrière cet autel, dans un recul d'obscurité, une grande figure, que je n'avais pas aperçue encore, me suit d'un regard oblique entre deux rideaux de soie jaune impérial, dont tous les plis sont devenus presque noirs de poussière: un pâle portrait de l'empereur défunt, un portrait en pied de grandeur naturelle, si effacé à la lueur de notre misérable bougie barbare, que l'on dirait l'image d'un fantôme reflétée dans une glace ternie… Or, quel sacrilège sans nom, aux yeux de ce mort, l'ouverture par nous des bahuts où reposent ses cachets, et rien que notre seule présence, dans ce lieu impénétrable entre tous, au milieu d'une impénétrable ville!…
Quand tout est soigneusement refermé, quand on a remis en place les scellés de cire rouge et rendu le pâle reflet du vieil empereur à son silence, à ses ténèbres habituelles, j'ai hâte de sortir du froid tombal

qu'il fait ici, de respirer plus d'air, de retrouver sur la terrasse, à côté des bêtes de bronze, un peu du soleil d'automne filtré entre les branches des cèdres.
Je vais aujourd'hui déjeuner à l'extrême nord du bois impérial, invité par des officiers français qui sont logés là, au «Temple des vers à soie». Et chez eux, c'est encore un admirable vieux sanctuaire, précédé de cours pompeuses, où des vases de bronze décorent des terrasses de marbre.—Un monde de temples et de palais dans la verdure, cette «Ville jaune». Jusqu'au mois dernier, les voyageurs qui croyaient visiter la Chine et pour qui tout cela restait muré, interdit, vraiment ne pouvaient rien imaginer du Pékin merveilleux que la guerre vient de nous ouvrir.
Quand, vers deux heures, je reprends le chemin de mon palais de la Rotonde, un brûlant soleil rayonne sur les cèdres noirs, sur les saules qui s'effeuillent; comme en été, on recherche l'ombre. Et, près de ma porte, à l'entrée du Pont de Marbre, mes mornes voisins, les deux cadavres en robe bleue qui gisent parmi les lotus, baignent dans une ironique splendeur de lumière.
Après que les soldats de garde ont refermé derrière moi l'espèce de poterne basse par où l'on accède à mes jardins suspendus, me voici de nouveau seul dans le silence,—jusqu'à l'heure où les rayons de ce soleil, tombant plus obliques et plus rougis sur ma table à écrire, m'annonceront le triste soir.
A peine suis-je installé au travail qu'un petit coup de tête amical, discrètement frappé contre ma jambe pour appeler mon attention, m'annonce la visite du chat.—Je l'avais d'ailleurs prévue, cette visite, et je dois m'attendre à la recevoir à présent chaque jour.
Une heure passe, dans un calme idéal, traversé tout au plus de deux ou trois cris de corbeau. Et puis j'entends, au pied de mon rempart, un galop de cavalerie, très bruyant sur les dalles de pierre de la route: c'est le feld-maréchal de Waldersee, suivi d'une escorte de soldats portant des fanions au bout de leurs lances. Il rentre chez lui, dans le palais qu'il habite non loin d'ici, et qui est la plus somptueuse de toutes les résidences de l'Impératrice. Je suis des yeux sur le Pont de Marbre la chevauchée qui s'éloigne, tourne à gauche, se perd derrière les arbres. Et le silence aussitôt revient, absolu comme devant.
De temps à autre, je vais me promener sur mes hautes terrasses dallées, y découvrant chaque fois des choses nouvelles. Au pied de mes cèdres, il y a d'énormes tam-tams pour appeler les Esprits; il y a des plates-bandes de chrysanthèmes jaunes et d'oeillets d'Inde jaunes, auxquels la gelée a laissé quelques fleurs; il y a une sorte de dais, en faïence et en marbre, abritant un objet d'aspect au premier abord indéfinissable: l'un des plus gros blocs de jade qui soient au monde, taillé à l'imitation d'un flot de la mer, avec des monstres luttant au milieu de l'écume.
Je vais aussi visiter les kiosques déserts, qui sont encore meublés de trônes d'ébène, de divans et de coussins de soie jaune, et qui ressemblent à des nids d'amour clandestin.—Sans doute, en effet, la belle souveraine, vieillie et encore galante, y venait-elle s'isoler avec ses favoris, dans les soies impériales et la pénombre complice.
Aujourd'hui, en ce palais de rêve, ma seule compagne est la grande déesse d'albâtre en robe d'or, qui sourit toujours à ses vases brisés et à ses fleurs [Loti1]

1902.4 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (4)

VI. Mercredi 24 octobre.

Le même soleil radieux se lève sur nos galeries vitrées, et nos jardins, et nos bois saupoudrés de gelée blanche qui vont de plus en plus s'effeuillant.

Et chaque jour, c'est la même activité de nos soldats menant leurs équipes de Chinois qui déblayent la nef gothique; ils séparent avec soin les merveilles restées intactes, ou peu s'en faut, de tout ce qui n'est plus qu'irréparables débris. A travers nos cours, le va-et-vient est continuel, de meubles, de bronzes précieux promenés sur des brancards; tout cela, inventorié au fur et à mesure, sort de l'église ou du presbytère, va s'installer dans des locaux inutilisables en ce moment pour nos troupes, en attendant qu'on le transporte au palais des Ancêtres, où on le laissera dormir sous scellés.

Et nous en avons tant vu, de ces choses magnifiques, tant vu que ça devient satiété et lassitude. Les plus étonnantes découvertes, faites au fond des plus vieilles caisses, ont cessé de nous étonner; rien ne nous plaît plus pour la décoration—oh! si passagère!—de nos appartements; rien n'est assez beau pour nos fantaisies d'Héliogabale—qui n'auront pas de lendemain, puisqu'il faut, dans peu de jours, que l'inventaire soit terminé, et que nos longues galeries, redevenues modestes, soient morcelées en chambres d'officier et en bureaux.

En fait de découvertes, nous avons ce matin celle d'un amas de cadavres: les derniers défenseurs de la «Ville impériale», tombés là, au fond de leur tranchée suprême, en tas, et restés enchevêtrés dans leurs poses d'agonie. Les corbeaux et les chiens, descendus an fond du trou, leur ont vidé le thorax, mangé les intestins et les yeux; dans un fouillis de membres n'ayant presque plus de chair, on voit des épines dorsales toutes rouges se contourner parmi des lambeaux de vêtements. Presque tous ont gardé leurs souliers, mais ils n'ont plus de chevelure: avec les chiens et les corbeaux, d'autres Chinois évidemment sont descendus aussi dans le trou profond et ont scalpé ces morts pour faire de fausses queues. Du reste, les postiches pour hommes étant en honneur à Pékin, tous les cadavres qui gisent dans nos environs ont la natte arrachée avec la peau et laissent voir le blanc de leur crâne.

Aujourd'hui, je quitte de bonne heure et pour toute la journée notre «palais du Nord», ayant à me rendre dans le quartier des Européens, auprès de notre ministre. A la légation d'Espagne, où il a été recueilli, il est toujours alité, mais convalescent, et je pourrai lui faire enfin les communications dont j'ai été chargé par l'amiral.

Voici quatre jours que je n'avais franchi les murailles rouges de la «Ville impériale», que je n'étais sorti de notre solitude superbe. Et quand je me retrouve au milieu de la laideur des petites ruines grises dans les rues banales de la «Ville tartare», dans le Pékin de tout le monde, dans le Pékin que tous les voyageurs connaissaient, j'apprécie mieux l'étrangeté unique de notre grand bois, de notre grand lac, et de nos splendeurs défendues.

Cette ville du peuple cependant paraît déjà moins funèbre que le jour de mon arrivée, sous le vent de neige. Ainsi qu'on me l'avait dit, les gens ont commencé à revenir; en ce moment Pékin se repeuple; même dans les quartiers les plus détruits, des boutiques sont rouvertes, on rebâtit des maisons, et déjà se reprennent les humbles et comiques petits métiers exercés le long des rues, sur des tables, sous des tentes, sous des parasols,—à ce chaud soleil de l'automne chinois, ami des myriades de pauvres hères qui n'ont pas de feu.

VII. AU TEMPLE DES LAMAS

Le temple des Lamas, le plus vieux sanctuaire de Pékin et l'un des plus singuliers du monde, contient à profusion des merveilles d'ancienne orfèvrerie chinoise et d'inestimables bibliothèques.

On l'a très peu vu, ce temple précieux, bien qu'il ait duré des siècles. Avant l'invasion européenne de cette année, l'accès en était strictement interdit aux «barbares d'Occident». Et depuis que les alliés sont maîtres de Pékin, on n'y est guère allé non plus; il a pour sauvegarde sa situation même, contre l'angle de la muraille tartare, dans une partie tout à fait morte de cette ville—qui se meurt de siècle en siècle, par quartiers, comme se dessèchent branche par branche les vieux arbres.

Quand j'y viens aujourd'hui en pèlerinage avec les membres de la légation de France, nous y pénétrons tous pour la première fois de notre vie.

Pour nous y rendre, sous le vent glacé et l'éternelle poussière, nous avons d'abord traversé le «marché de l'Est», trois ou quatre kilomètres d'un Pékin insolite et lamentable, un Pékin de crise et de déroute, où tout se vend par terre, étalé sur les immondices et sur la cendre. A la guenille et à la ferraille se mêlent d'introuvables choses, que des générations de mandarins s'étaient pieusement transmises; les vieux palais détruits ont vomi là, comme les maisons de pauvres, leur plus étonnant contenu séculaire; des débris sordides et des débris merveilleux; à côté d'une loque empestée, un bibelot de trois mille ans. Le long des maisons, à perte de vue, pendent à des clous des défroques de morts et de mortes, formant une boutique à la toilette extravagante et sans fin; des fourrures opulentes de Mongolie, volées chez des riches; des costumes clinquants de courtisane, ou des robes en soies lourdes et magnifiques, ayant appartenu à des grandes dames disparues. La populace chinoise—qui aura cent fois plus fait que l'invasion des alliés pour le pillage, l'incendie et la destruction de Pékin,—la basse populace uniformément sale, en robe de coton bleu, avec de mauvais petits yeux louches, grouille, pullule là dedans, innombrable et pressée, soulevant la poussière et les microbes en tourbillons noirs. Et d'ignobles drôles à longue queue circulent au milieu de la foule, offrant pour quelques piastres des robes d'hermine ou des renards bleus, des zibelines admirables, dans la hâte de s'en défaire et la peur d'être pris.

Cependant le silence se fait par degrés, à mesure que nous approchons du but de notre course; aux rues agitées, aux rues encombrées, succèdent peu à peu les rues mortes de vieillesse, où il n'y a plus de passants; l'herbe verdit au seuil des portes et on voit, au-dessus des murs abandonnés, monter des arbres aux branches noueuses comme de vieux bras.

Nous mettons pied à terre devant un portail croulant, qui semble donner sur un parc pour promenades de fantômes,—et c'est, cela, l'entrée du temple.

Quel accueil nous fera-t-on dans cet enclos de mystère? Nous n'en savons rien, et d'abord il n'y a personne pour nous recevoir.

Mais le chef des lamas paraît bientôt, avec des saluts, apportant ses clefs, et nous le suivons à travers le petit parc funèbre.

Robe violette et chevelure rasée, figure de vieille cire, à la fois souriante, épeurée et hostile, il nous conduit à un second portail ouvrant sur une immense cour dallée de pierres blanches, que les premiers bâtiments du temple entourent de leurs murs compliqués, fouillés, de leurs toits courbes et griffus, de leurs masses inquiétantes et hermétiquement fermées,—tout cela couleur d'ocre et de rouille, avec des reflets d'or jetés sur le haut des tuiles par le triste soleil du soir.

La cour est déserte, et l'herbe des ruines, il va sans dire, croît entre ses dalles. Et sur des estrades de marbre blanc, devant les portes closes de ces grands temples rouillés par les siècles, sont rangés des «moulins-à-prières» sortes de troncs de cône en bronze gravés de signes secrets, que l'on fait tourner, tourner, en murmurant des paroles inintelligibles pour les hommes de nos jours…

Dans la vieille Asie, notre aïeule, il m'est arrivé de pénétrer au fond de bien des sanctuaires sans âge, et de frémir d'une angoisse essentiellement indéfinissable, devant des symboles au sens depuis des siècles perdu. Mais cette sorte d'angoisse-là jamais ne s'était compliquée d'autant de mélancolie que ce soir, par ce vent froid, dans la solitude, dans le délabrement de cette cour, sur ces pavés blancs et ces herbes, entre ces mystérieuses façades couleur d'ocre et de rouille, devant la muette rangée de ces moulins-à-prière.

De jeunes lamas, venus sans bruit comme des ombres, apparaissent l'un après l'autre derrière nous; même des enfants lamas,—car on commence de les instruire tout petits dans ces rites millénaires que personne ne comprend plus.

Ils sont jeunes, mais ils n'ont aucune jeunesse d'aspect; la sénilité est sur eux, irrémédiable, avec je ne sais quelle hébétude mystique; leurs regards ont l'air de venir du fond des siècles et de s'être ternis en route. Pauvreté ou renoncement, leurs robes jaunes ne sont plus que des loques décolorées, sur leurs maigres corps. On les dirait tous, costumes et visages, saupoudrés de la cendre du temps, comme leur culte et comme leur sanctuaire.

Ils veulent bien nous montrer, dans ces grands bâtiments aujourd'hui anéantis, tout ce que nous

désirons voir,—et on commence par les salles d'étude, où se sont lentement formées tant de générations de prêtres figés et obscurs.
En y regardant de près, on s'aperçoit que toutes ces murailles, à présent couleur de métal oxydé, ont été jadis chamarrées de dessins éclatants, de laques et de dorures; pour les unifier ainsi dans des tons de vieux bronze, il a fallu une suite indéfinie d'étés brûlants et d'hivers glacés, avec toujours cette poussière, cette poussière incessante, soufflée sur Pékin par les déserts de Mongolie.
Elles sont très sombres, leurs salles d'étude,—et le contraire nous eût surpris; cela explique d'ailleurs leurs yeux bombés dans leurs paupières fanées. Très sombres, mais immenses, somptueuses encore malgré la décrépitude, et conçues dans des proportions grandioses, comme tous les monuments anciens de cette ville, qui fut en son temps la plus magnifique du monde. Les hauts plafonds, où s'enroulent des chimères d'or, sont soutenus par des colonnes de laque. Les petits sièges pour les étudiants, les petits pupitres sculptés s'alignent par centaines, usés, rongés, déformés sous les frottements humains. Des dieux en robe dorée, assis dans les coins, brillent de reflets atténués. Des tentures murales, d'un travail ancien et sans prix, représentent, parmi des nuages, les béatitudes des paradis du Néant. Et les bibliothèques débordent de manuscrits, les uns ayant forme de livre, les autres en grands rouleaux, enveloppés dans des soies éteintes.
On nous montre ensuite un premier temple,—et c'est un chatoiement d'ors aussitôt que la porte s'ouvre. Des ors discrets, ayant ces tons chauds et un peu rouges que les laques prennent au cours des siècles. Trois autels d'or, où trônent, au milieu d'une pléiade de petits dieux d'or tous pareils entre eux, trois grands dieux d'or aux paupières baissées. Toutes pareilles aussi, en leur raideur archaïque, les gerbes de fleurs d'or plantées dans les vases d'or qui s'alignent devant ces autels. Du reste, la répétition, la multiplication obstinée des mêmes choses, des mêmes attitudes et des mêmes visages est un des caractères de l'art immuable des pagodes. Ainsi que dans tous les temples d'autrefois, il n'y a aucune ouverture pour la lumière; seules, les lueurs glissées dans l'entre-bâillement des portes éclairent par en dessous le sourire des grandes idoles assises et l'enlacement des chimères qui se contournent dans les nuages du plafond. Rien n'a été touché, rien n'a été enlevé, pas même les cloisonnés admirables où brûlent des baguettes parfumées; évidemment on a ignoré ce lieu, on y est à peine venu.
Derrière ce temple, derrière ses dépendances poussiéreuses et déjà pleines d'ombre, où sont figurés les supplices de l'enfer bouddhique, les lamas nous conduisent dans une seconde cour aux dalles blanches, en tout semblable à la première; même délabrement et même solitude, entre les mêmes murailles aux nuances de cuivre et de rouille.
Après cette seconde cour, un second temple, tellement identique au premier, tellement, qu'on se demande si on n'est pas le jouet de quelque illusion, dans ce domaine des Esprits étranges: mêmes figures et mêmes sourires, aux mêmes places; mêmes bouquets dorés dans des vases d'or; reproduction patiente et servile des mêmes magnificences.
Après ce second temple, une troisième cour, encore pareille aux deux autres, avec un troisième temple qui se dresse au fond, pareil aux deux premiers! Toute pareille, cette cour, avec la même herbe de cimetière entre ses dalles usées. Mais le soleil plus bas n'éclaire plus que le faîte extrême des toits de faïence, les mille petits monstres d'émail jaune qui ont l'air de se poursuivre sur la courbure des tuiles. On frissonne de froid, le vent devenu plus âpre. Et les pigeons qui nichent aux corniches sculptées s'agitent déjà pour leur couchage, tandis que s'éveillent des hiboux silencieux qui commencent à tournoyer.
Ainsi que nous l'attendions, ce dernier temple—le plus caduc peut-être, le plus déjeté et le plus vermoulu—ne présente que la répétition obsédante des deux autres,—sauf pourtant l'idole du centre qui, au lieu d'être assise et de taille humaine, surgit debout, géante, imprévue et presque effroyable. Les plafonds d'or, coupés pour la laisser passer, lui arrivent à mi-jambe, et elle monte toute droite sous une espèce de clocher doré, qui la tient par trop étroitement emboîtée. Pour voir son visage, il faut s'approcher tout contre les autels, et lever la tête au milieu des brûle-parfums et des rigides fleurs: on dirait alors une momie de Titan érigée dans sa gaine, et son regard baissé, au premier abord, cause quelque crainte. Mais, en la fixant, on subit d'elle un maléfice plutôt charmeur; on se sent hypnotisé et retenu là par son sourire, qui tombe d'en haut si détaché et si tranquille, sur tout son entourage de splendeur expirante, d'or et de poussière,—de froid, de crépuscule, de ruines et de silence…

VIII. CHEZ CONFUCIUS

Quand nous sortons de chez ces fantômes de Lamas, une demi-heure de soleil nous reste encore, et nous allons chez Confucius qui habite le même quartier,—la même nécropole pourrait-on dire,—dans un délaissement aussi funèbre.

La grande porte vermoulue, pour nous livrer passage, s'arrache de ses gonds et s'effondre, tandis qu'un hibou, qui dormait par là, prend peur et s'envole. Et nous voici dans une sorte de bois mortuaire, marchant sur l'herbe jaunie d'automne, parmi de vieux arbres à bout de sève.

Un arc de triomphe d'abord se présente à nous dans ce bois: hommage de quelque souverain défunt au grand penseur de la Chine. Il est d'un dessin charmant, dans l'excès même de son étrangeté, sous les trois clochetons d'émail jaune qui le couronnent de leurs toits courbes, ornés de monstres à tous les angles. Il ne se relie à rien. Il est posé là comme un bibelot précieux que l'on aurait égaré parmi des ruines. Et sa fraîcheur surprend, au milieu du délabrement de toutes choses. De près, cependant, on s'aperçoit de son grand âge, à je ne sais quel archaïsme de détails et quelle imperceptible usure; mais il est composé de matériaux presque éternels, où même la poussière des siècles ne saurait avoir prise, sous ce climat sans pluie: marbre blanc pour la base, faïence ensuite jusqu'au sommet,—faïence jaune et verte, représentant, en haut relief, des feuilles de lotus, des nuages et des chimères.

Plus loin, une grande rotonde, qui accuse une antiquité extrême, nous apparaît couleur de terre ou de cendre, entourée d'un fossé où meurent des lotus et des roseaux. Cela, c'était un lieu pour les sages, une retraite où ils venaient méditer sur la vanité de la vie, et ce large fossé avait pour but de l'isoler, d'y faire plus de silence.

On y accède par la courbe d'un pont de marbre dont les balustres ébauchent vaguement des têtes de monstres. A l'intérieur, c'est la décrépitude, l'abandon suprêmes; tout semble déjeté, croulant, et la voûte, encore dorée, est pleine de nids d'oiseaux. Il y reste une chaire, jadis magnifique, avec un fauteuil et une table. Sur toutes ces choses, on dirait qu'on a semé à pleines pelletées une sorte de terre très fine, dont le sol est aussi recouvert; les pas s'enfoncent et s'assourdissent dans cette terre-là, qui est répandue partout en couche uniforme,—et sous laquelle on s'aperçoit bientôt que des tapis subsistent encore; ce n'est cependant que de la poussière, accumulée depuis des siècles, l'épaisse et la continuelle poussière que souffle sur Pékin le vent de Mongolie.

En cheminant un peu dans l'herbe flétrie, sous les vieux arbres desséchés, on arrive au temple lui-même, précédé d'une cour où de hautes bornes de marbre ont été plantées. On dirait tout à fait un cimetière, cette fois,—et pourtant les morts n'habitent point sous ces stèles, qui sont seulement pour glorifier leur mémoire. Philosophes qui, dans les siècles révolus, illustrèrent ce lieu par leur présence et leurs rêveries, profonds penseurs à jamais ténébreux pour nous, leurs noms revivent là gravés, avec quelques-unes de leurs pensées les plus transcendantes.

De chaque côté des marches blanches qui mènent au sanctuaire, sont rangés des blocs de marbre en forme de tam-tam,—objets d'une antiquité à donner le vertige, sur lesquels des maximes, intelligibles seulement pour quelques mandarins très érudits, ont été inscrites jadis en caractères chinois primitifs, en lettres contemporaines et soeurs des hiéroglyphes de l'Égypte.

C'est ici le temple du détachement, le temple de la pensée abstraite et de la spéculation glacée. On est saisi dès l'abord par sa simplicité absolue, à laquelle jusqu'ici la Chine ne nous avait point préparés. Très vaste, très haut de plafond, très grandiose et d'un rouge uniforme de sang, il est magnifiquement vide et supérieurement calme. Colonnes rouges et murailles rouges, avec quelques discrets ornements d'or, voilés par le temps et la poussière. Au milieu, un bouquet de lotus géants dans un vase colossal, et c'est tout. Après la profusion, après la débauche d'idoles et de monstres, le pullulement de la forme humaine ou animale dans les habituelles pagodes chinoises, cette absence de toute figure cause un soulagement et un repos.

Dans des niches alignées contre les murs, des stèles, rouges comme ce lieu tout entier, sont consacrées à la mémoire de personnages plus éminents encore que ceux de la cour d'entrée, et portent des sentences qu'ils énoncèrent. Et la stèle de Confucius lui-même, plus grande que les autres, plus longuement inscrite, occupe la place d'honneur, au centre du panthéon sévère, posée comme sur un autel.

A proprement dire, ce n'est point un temple, puisqu'on n'y a jamais fait ni culte ni prière; une sorte d'académie plutôt, une salle de réunion et de froides causeries philosophiques. Malgré tant de poussière et d'apparent abandon, les nouveaux élus de l'Académie de Pékin (infiniment plus que la nôtre, conservatrice de formes et de rites, on m'accordera bien cela) sont tenus encore, paraît-il, d'y venir faire une retraite et tenir une conférence.

En plus des maximes de renoncement et de sagesse inscrites du haut en bas de sa stèle, Confucius a légué à ce sanctuaire quelques pensées sur la littérature, que l'on a gravées en lettres d'or, de manière à former çà et là des tableaux accrochés aux murailles.

Et en voici une que je transcris à l'intention de jeunes érudits d'occident, préoccupés surtout de

classifications et d'enquêtes. Ils y trouveront une réponse vénérable et plus de deux fois millénaire à l'une de leurs questions favorites:
«La Littérature de l'avenir sera la littérature de la pitié.»
Il est près de cinq heures quand nous sortons de ces temples, de ces herbes et de ces ruines, et le triste soleil rose d'automne achève de décliner là-bas derrière l'immense Chine, du côté de l'Europe lointaine. Je me sépare alors de mes compagnons du jour, car ils habitent, eux, le quartier des Légations, dans le sud de la «Ville tartare», et moi, c'est dans la «Ville impériale», fort loin d'ici.
A travers les dédales et les solitudes de Pékin, j'ignore absolument le chemin à suivre pour sortir de ces lieux morts où nous venons de passer la journée et où jamais je n'étais venu. J'ai pour guide un «mafou» que l'on m'a prêté (en français: un piqueur). Et je sais seulement que je dois faire plus d'une lieue avant d'atteindre mon gîte somptueux et désolé.
Mes compagnons partis, je chemine un moment encore au milieu du silence des vieilles rues sans habitants pour arriver bientôt dans des avenues larges, qui paraissent sans fin, et où commencent à grouiller des robes de coton bleu et des faces jaunes à longue queue. De petites maisons toutes basses, toutes maussades et grises, s'en vont à l'interminable file de chaque côté des chaussées, où les pas des chevaux dans la terre friable et noire soulèvent d'infects nuages.
Si basses les maisons et si larges les avenues, que l'on a sur la tête presque toute l'étendue du ciel crépusculaire. Et, tant le froid augmente vite à la tombée du jour, il semble que, de minute en minute, tout se glace.
Parfois le grouillement est compact autour des boutiques où l'on vend à manger, dans la fétidité qu'exhalent les boucheries de viande de chien ou les rôtisseries de sauterelles. Mais quelle bonhomie, en somme, chez tous ces gens de la rue, qui, au lendemain des bombardements et des batailles, me laissent passer sans un regard de malveillance! Qu'est-ce que je ferais pourtant, avec mon «mafou» d'emprunt et mon revolver, si ma figure allait ne pas leur convenir?
Ensuite, on se retrouve isolés, pour un temps, parmi les décombres, au milieu de la désolation des quartiers détruits.
D'après l'orientation du couchant d'or pâle, je crois voir que la route suivie est bonne; si cependant il n'avait pas compris où j'ai l'intention de me rendre, mon mafou, comme il ne parle que chinois, je me trouverais fort au dépourvu.
Ce retour me paraît interminable, dans le froid du soir.
A la fin cependant voici là-bas, en silhouette déjà grise devant le ciel, la montagne factice des parcs impériaux, avec ses petits kiosques de faïence et ses vieux arbres tordus, qui se groupent et s'arrangent comme sur les laques, dans les paysages précieusement peints. Et voici la muraille rouge sang et l'une des portes d'émail jaune de la «Ville impériale», avec deux factionnaires de l'armée alliée qui me présentent les armes. Là, je me reconnais, je suis chez moi, et je congédie mon guide pour entrer seul dans cette «Ville jaune», de laquelle du reste, à cette heure-ci, on ne le laisserait plus sortir.
La «Ville impériale» ou «Ville jaune», ou «Ville interdite», murée de si terribles murs au milieu même de l'énorme Pékin aux enceintes babyloniennes, est bien plus un parc qu'une ville, un bois d'arbres séculaires—de l'espèce sombre des cyprès et des cèdres—qui peut avoir deux ou trois lieues de tour; quelques très anciens temples y émergent d'entre les branches, et aussi quelques palais récents dus aux fantaisies de l'Impératrice régente. Ce grand bois, où je pénètre ce soir comme chez moi, à aucune époque précédente de l'histoire n'avait été violé par les étrangers; les ambassadeurs eux-mêmes n'en passaient jamais les portes; jusqu'à ces derniers jours, il était demeuré inaccessible aux Européens et profondément inconnu.
Elle entoure, cette «Ville jaune», elle protège, derrière une zone de tranquillité et d'ombre, la plus mystérieuse encore «Ville violette», résidence des Fils du Ciel, qui y occupe, au centre, un carré dominateur, défendu par des fossés et de doubles remparts.
Et quel silence, ici, à cette heure! Quel lugubre désert que tout ce lieu! La mort plane à présent sur ces allées, qui jadis voyaient passer des princesses promenées dans des palanquins, des impératrices suivies de soyeux cortèges. Depuis que les hôtes habituels ont pris la fuite et que les «barbares d'Occident» occupent leur place, on ne rencontre plus personne dans le bois, si ce n'est, de loin en loin, une patrouille, un piquet de soldats d'une nation ou d'une autre. Et on n'y entend guère que le pas des sentinelles devant les palais ou les temples; ou bien, autour de quelque cadavre, le cri des corbeaux et le triste aboiement des chiens mangeurs de morts.
J'ai d'abord à traverser une région où il n'y a que des arbres, des arbres qui ont vraiment des tournures chinoises, et dont l'aspect suffirait à donner la notion et la petite angoisse de l'exil; la route s'en va là-dessous, inquiétante, soudainement assombrie par les vieilles ramures qui y font le crépuscule presque nocturne. Sur l'herbe rase, fanée par l'automne, sautillent des pies attardées. Sautillent aussi, dansent en rond noir avant de se coucher, des corbeaux dont les croassements s'amplifient et font peur au milieu du froid et du silence. Et là-bas, des chiens, dans une sorte de clairière où tombe un peu de

lueur, traînent une longue chose qui a forme humaine. Après la déroute, les défenseurs de la «Ville jaune» sont venus mourir n'importe où dans le bois, et les moyens ont manqué pour les ramasser tous….

Au bout d'un quart d'heure, apparition de la «Ville violette», dont un angle surgit devant moi au détour du chemin. Elle se découvre lentement, toujours muette et fermée, bien entendu, comme un colossal tombeau. Ses longues murailles droites, au-dessus de ses fossés pleins d'herbages, vont se perdre dans les lointains confus et déjà obscurs. Le silence semble s'exagérer à son approche, comme si elle en condensait, comme si elle en couvait, du silence, dans son enceinte effroyable,—du silence et de la mort.

Un coin du «Lac des Lotus» commence maintenant de s'indiquer, comme un morceau de miroir clair, renversé parmi des roseaux pour recueillir les derniers reflets du ciel; je vais passer tout au bord, devant l'«Ile des Jades», où mène un pont de marbre,—et je sais d'avance, pour l'avoir journellement vue, la féroce grimace chinoise que me réservent les deux monstres gardiens de ce pont, depuis des siècles accroupis sur leur socle.

Je sors enfin de l'ombre et de l'oppression des arbres; le Lac des Lotus achève de se déployer devant moi, faisant de l'espace libre, en même temps qu'une grande étendue de ciel crépusculaire se dégage à nouveau sur ma tête. Les premières étoiles s'allument, au fond glacial du vide. Et c'est le commencement d'une de ces nuits que l'on passe ici, au milieu de cette région très particulière de Pékin, dans un excès d'isolement et de silence,—avec, de temps à autre, des coups de fusil au loin, traversant le calme tragique des palais et des arbres.

Il gèlera tout à l'heure; on la sent venir, la gelée, à l'âpreté de l'air qui cingle la figure.

Le lac jadis invisible, le Lac des Lotus qui doit être en effet, durant la saison des fleurs, le merveilleux champ de calices roses décrit par les poètes de la Chine, ne représente plus, en cette fin d'octobre, qu'un triste marécage, recouvert de feuilles roussies, et duquel monte à cette heure une buée hivernale comme un nuage qui traînerait sur les roseaux morts.

Ma demeure est de l'autre côté de ce lac, et j'arrive au grand Pont de Marbre qui le franchit d'une courbe superbe, d'une courbe encore toute blanche, malgré l'envahissement des obscurités grises ou noires.

En cet endroit, comme je m'y attendais, une senteur cadavérique s'élève tout à coup dans l'air glacé.—Et je connais depuis une semaine le personnage qui me l'envoie: en robe bleue, les bras étendus, couché le nez dans les vases de la rive et montrant sa nuque où le crâne s'ouvre. De même que je devine, dans le fouillis épeurant des herbes, son camarade qui, à dix pas plus loin, gît le ventre en l'air.

Une fois passé ce beau et solitaire Pont de Marbre, à travers le pâle nuage dont les eaux se sont enveloppées, je serai presque arrivé à mon logis. Il y aura d'abord à ma gauche un portail de faïence, gardé par deux sentinelles allemandes,—deux êtres vivants que je ne suis pas fâché de savoir bientôt sur ma route, et qui, s'ils y voient encore, me salueront de l'arme avec un ensemble automatique; ce sera l'entrée des jardins au fond desquels réside le feld-maréchal de Waldersee, dans un palais de l'Impératrice.

Et, deux cents mètres plus loin, après avoir traversé d'autres portails et des ruines, je rencontrerai une brèche fraîchement ouverte dans un vieux mur: ce sera mon entrée à moi, gardée par un soldat de chez nous, un chasseur d'Afrique. Un autre palais de l'Impératrice est là très caché par des enclos et se perdant un peu sous bois, un palais frêle, tout en découpures et en vitrages. Alors je pousserai une porte de verre, peinturlurée de lotus roses, et retrouverai la féerie de chaque soir: sous des arceaux d'ébène prodigieusement sculptés et sur des tapis jaunes, l'éclat des inappréciables porcelaines, des cloisonnés, des laques, et des soies impériales traversées de chimères d'or…

IX. Il est presque nuit close, quand je rentre au logis. Les grands brasiers de chaque soir sont allumés déjà dans les fours souterrains, et une douce chaleur commence de monter du sol, à travers l'épaisseur des tapis jaune d'or. On a maintenant des impressions de chez soi, de bien-être et de confortable dans ce palais qui nous avait fait le premier jour un accueil mortel.
Je dîne comme d'habitude à la petite table d'ébène un peu perdue dans la longue galerie aux fonds obscurs, en compagnie de mon camarade le capitaine C…, qui a découvert dans la journée de nouveaux bibelots merveilleux et les a fait momentanément placer ici pour en jouir au moins un soir. C'est d'abord un nouveau trône, d'un style que nous ne connaissions pas; des écrans de taille colossale, qui posent sur des socles d'ébène et représentent des oiseaux étincelants livrant bataille à des singes, parmi des fleurs de rêve; des girandoles qui dormaient depuis le XVIIIe siècle dans leurs caisses capitonnées de soie jaune, et qui maintenant descendent de nos arceaux ajourés, retombent en pluie de perles et d'émail au-dessus de nos têtes,—et tant d'autres indescriptibles choses, ajoutées depuis aujourd'hui à la profusion de nos richesses d'art lointain.
Mais c'est la dernière fois que nous jouissons de notre galerie dans son intégrité et sa profondeur; demain il va falloir d'abord renvoyer et étiqueter parmi les réserves la plupart de ces objets qui amusaient nos yeux, et puis tout en réservant un salon convenable pour le général, qui doit hiverner ici, faire couper, en plusieurs places, cette aile de palais par des cloisons légères, y préparer des logements et des bureaux pour l'état-major.—Et ce sera la besogne du capitaine C…, qui est ici improvisé architecte et intendant suprême, tandis que je reste, moi, l'hôte de passage, ayant voix consultative seulement.
Donc, ce soir, c'est le dernier tableau et l'apogée de notre petite fantasmagorie impériale, aussi allons-nous prolonger la veillée plus que de coutume. Et, ayant eu pour une fois l'enfantillage de revêtir les somptueuses robes asiatiques, nous nous étendons sur des coussins dorés, appelant à notre aide l'opium, très favorable aux imaginations un peu lasses et blasées, ainsi que les nôtres ont malheureusement commencé d'être… Hélas! combien notre solitude dans ce palais nous eût semblé magique, sans le secours d'aucun avatar, quelques années plus tôt!…
C'est un opium exquis, il va sans dire, dont la fumée, tournant en petites spirales rapides, a tout de suite fait d'alourdir l'air en l'embaumant. Par degrés, il nous apportera l'extase chinoise, l'oubli, l'allègement, l'impondérabilité, la jeunesse.
Absolu silence au dehors, car le poste des soldats—d'ailleurs endormis—est fort loin de nous; absolu silence, cours désertes où il gèle, et nuit noire. La galerie, dont les extrémités se perdent dans l'imprécision obscure, devient de plus en plus tiède; la chaleur des fours souterrains s'y appesantit, entre ces parois de vitres et de papier collé qui seraient si frêles pour nous garantir des surprises de l'extérieur, mais qui font les salles si hermétiquement closes et propices à l'intoxication par les parfums.
Étendus très mollement sur des épaisseurs soyeuses, nous regardons fuir le plafond, l'enfilade des arceaux de bois précieux sculptés en dentelles, d'où retombent les lanternes ruisselantes de perles. Des chimères d'or brillent discrètement çà et là sur des soies jaunes et vertes aux replis lourds. Les hauts paravents, les hauts écrans de cloisonné, de laque ou d'ébène, qui sont le grand luxe de la Chine, font partout des recoins, des cachettes de luxe et de mystère, peuplés de potiches, de bronzes, de monstres aux yeux de jade qui observent en louchant…
Absolu silence. Mais, dans le lointain, par intervalles, quelqu'un de ces coups de feu qui ne manquent jamais de ponctuer ici la torpeur nocturne, ou bien un cri d'alarme, un cri de détresse: escarmouches entre postes européens et rôdeurs chinois; sentinelles, effarées par les cadavres et par la nuit, qui tirent peut-être sur des ombres.
Aux premiers plans qu'éclaire notre lampe, les seules choses très lumineuses, dont le dessin et les couleurs se gravent, comme par obsession, dans nos yeux maintenant immobilisés, sont quatre brûle-parfums géants, de forme hiératique, en cloisonné adorablement bleu, qui posent sur des éléphants d'or. Ils se détachent, précis, en avant de panneaux en laque noire, semés d'une envolée de longues ailes blanches, traversés d'une fuite éperdue de grands oiseaux dont chaque plume est faite d'une nacre différente. Sans doute notre lampe faiblit, car, en dehors de ces choses proches, la magnificence du lieu ne se voit presque plus, s'indique plutôt à notre souvenir—par la silhouette rare de quelque vase de cinq cents ans, par le reflet de quelque inimitable soierie, ou l'éclat d'un émail…
Très tard la fumée de l'opium nous tient en éveil, dans un état lucide et confus à la fois. Et nous n'avions jamais à ce point compris l'art chinois; c'est vraiment ce soir, dirait-on, qu'il nous est révélé. D'abord, nous en ignorions, comme tout le monde, la grandeur presque terrible, avant d'avoir connu cette «Ville impériale», avant d'avoir aperçu le palais muré des Fils du Ciel; et, à cette heure nocturne, dans la galerie surchauffée, au milieu de la fumée odorante épandue en nuage, l'impression qui nous reste des grands temples sombres, des grandes toitures d'émail jaune couronnant l'énormité titanesque des terrasses de marbre, s'exalte jusqu'à de l'admiration subjuguée, jusqu'à du respect et de l'effroi…

Et puis, même dans les mille détails des broderies, des ciselures, dont la profusion ici nous entoure, combien cet art est habile et juste, qui, pour rendre la grâce des fleurs, en exagère ainsi les poses languissantes ou superbes, le coloris violent ou délicieusement pâle, et qui, pour attester la férocité des êtres quels qu'ils soient, voire des moindres papillons ou libellules, leur fait à tous des griffes, des cornes, des rictus affreux et de gros yeux louches!… Elles ont raison, les broderies de nos coussins: c'est cela, les roses, les lotus, les chrysanthèmes! Et, quant aux insectes, scarabées, mouches ou phalènes, ils sont bien tels que ces horribles petites bêtes peintes en reliefs d'or sur nos éventails de cour…

Dans un anéantissement physique très particulier, qui laisse se libérer l'esprit (à Bénarès, peut-être dirait-on: se dégager le corps astral), tout nous paraît facile, amusant, dans ce palais, et ailleurs dans le monde entier. Nous nous félicitons d'être venus habiter la «Ville jaune» à un instant unique de l'histoire de la Chine, à un instant où tout est ouvert et où nous sommes encore presque seuls, libres dans nos fantaisies et nos curiosités. La vie nous semble avoir des lendemains remplis de circonstances intéressantes, et même nouvelles. En causant, nous trouvons des suites de mots, des formules, des images rendant enfin l'inexprimable, l'en-dessous des choses, ce qui n'avait jamais pu être dit. Les désespérances, les grandes angoisses que l'on traînait partout comme le boulet des bagnes, sont incontestablement atténuées.

Quant aux petits ennuis de la minute présente, aux petits agacements, ils n'existent plus… Par exemple, à travers les glaces de la galerie, quand nous apercevons, dans le lointain du palais de verre, un pâle fanal de mauvais aloi qui se promène, nous disons, sans que cela nous agite aucunement:

—Tiens! encore les voleurs! Ils doivent pourtant nous voir. Demain il faudra songer à refaire une battue!

Et nous jugeons indifférent, confortable même, que des vitres seules séparent nos coussins, nos soies impériales, du froid, de l'horreur,—des entours où les cadavres, à cette heure tardive, se recouvrent de gelée blanche, dans les ruines.

X. Jeudi 25 octobre.
En compagnie du chat, j'ai travaillé tout le jour dans la solitude de mon palais de la Rotonde que j'avais déserté hier.
A l'heure où le soleil rouge du soir s'enfonce derrière le Lac des Lotus, mes deux serviteurs, comme d'habitude, viennent me chercher. Mais, le Pont de Marbre franchi, nous passons cette fois sans nous arrêter devant la brèche qui mène à mon fragile palais du Nord. Nous avons à sortir de nos quartiers, à travers la poussière et les ruines, car je dois faire visite à monseigneur Favier, évêque de Pékin,—qui habite dans notre voisinage, en dehors, mais tout près de la «Ville impériale».
C'est déjà le crépuscule quand nous entrons dans la «Concession catholique», où les missionnaires et leur pauvre troupeau jaune viennent de subir les détresses d'un long siège. Et la cathédrale, criblée de mitraille, nous apparaît vague, dans un ciel éteint, si poussiéreux qu'on le croirait voilé de brume,—la cathédrale nouvellement bâtie, celle dont l'Impératrice accorda la construction, en remplacement de l'ancienne dont elle fit son garde-meuble.
Monseigneur Favier, chef des missions françaises, habitant Pékin depuis quarante années, ayant longtemps joui de la faveur des souverains, avait été le premier à prévoir et à dénoncer le péril boxer. Malgré l'effondrement momentané de son oeuvre, il est encore une puissance en Chine, où un décret impérial lui a jadis conféré le rang de vice-roi.
La salle où il me reçoit, aux murs blancs, avec un trou d'obus récemment bouché, contient de précieux bibelots chinois, dont la présence dans ce presbytère étonne tout d'abord. Il les collectionnait autrefois, et il les revend aujourd'hui pour pouvoir secourir les quelques milliers d'affamés que la guerre vient de laisser dans son église.
L'évêque est un homme de haute taille, de beau visage régulier, avec des yeux de finesse et d'énergie. Ils devaient lui ressembler, par l'allure aussi bien que par l'opiniâtre volonté, ces évêques du moyen âge qui suivaient les croisades en Terre sainte. C'est seulement depuis le début des hostilités contre les chrétiens qu'il a repris la soutane des prêtres français et coupé sa longue tresse à la chinoise. (On sait que le port de la queue et du costume mandarin était une des plus énormes et subversives faveurs accordées aux Lazaristes par les empereurs Célestes.)
Il veut bien me retenir une heure auprès de lui et, tandis qu'un Chinois soyeux nous sert le thé, il me redit la grande tragédie qui vient de finir ici même; cette défense de quatorze cents mètres de murs, organisée avec rien par un jeune enseigne et trente matelots; cette résistance de plus de deux mois contre des milliers de tortionnaires qui déliraient de fureur, au milieu de l'énorme ville en feu. Bien qu'il conte tout cela à voix très basse, dans la salle blanche un peu religieuse, sa parole devient de plus en plus chaude, vibrante en sourdine, avec une certaine rudesse de soldat, et, de temps à autre, une émotion qui lui étrangle la gorge,—surtout lorsqu'il est question de l'enseigne Henry.
L'enseigne Henry, qui mourut traversé de deux balles, sur la fin du dernier grand combat! Ses trente matelots, qui eurent tant de tués et qui furent blessés presque tous!… Il faudrait graver quelque part en lettres d'or leur histoire d'un été, de peur qu'on ne l'oublie trop vite, et la faire certifier telle, parce que bientôt on n'y croirait plus.
Et ces matelots-là, commandés par leur officier tout jeune, on ne les avait pas choisis; ils étaient les premiers venus, pris en hâte et au hasard à bord de nos navires. Quelques prêtres admirables partageaient leurs veilles, quelques braves séminaristes faisaient le coup de feu sous leurs ordres, et aussi une horde de Chinois armés de vieux fusils pitoyables. Mais c'était eux l'âme de la défense obstinée, et, devant la mort, qui était tout le temps présente dans la diversité de ses formes les plus atroces, pas un n'a faibli ni murmuré.
Un officier et dix matelots italiens, que le sort avait jetés là, s'étaient jusqu'à la fin battus héroïquement aussi, laissant six des leurs parmi les morts.
Oh! l'héroïsme enfin, le plus humble héroïsme de ces pauvres chrétiens chinois, catholiques ou protestants, réfugiés pêle-mêle à l'évêché, qui savaient qu'un seul mot d'abjuration, qu'une seule révérence à une image bouddhique leur garantirait la vie, mais qui restaient là tout de même, fidèles, malgré la faim torturante aux entrailles et le martyre presque certain! En même temps, du reste, en dehors de ces murs qui les protégeaient un peu, quinze mille environ de leurs frères étaient brûlés, dépecés vifs, jetés en morceaux dans le fleuve, pour la nouvelle foi qu'ils ne voulaient point renier.
Il se passait des choses inouïes, pendant ce siège: un évêque[2], la tête éraflée par les balles, allait, suivi d'un enseigne de vaisseau et de quatre marins, arracher un canon à l'ennemi; des séminaristes fabriquaient de la poudre, avec les branches carbonisées des arbres de leur préau et avec du salpêtre qu'ils dérobaient la nuit, en escaladant les murs, dans un arsenal chinois.
[Note 2: Monseigneur Jarlin, coadjuteur de monseigneur Favier.]
On vivait dans un continuel fracas, dans un continuel éclaboussement de pierres ou de mitraille; tous les clochetons en marbre de la cathédrale, criblés d'obus, chancelaient, tombaient par morceaux sur les têtes. A toute heure sans trêve, les boulets pleuvaient dans les cours, enfonçaient les toits, crevaient les

murs. Mais c'était la nuit surtout que les balles s'abattaient comme grêle, et qu'on entendait sonner les trompes des Boxers ou battre les affreux gongs. Et leurs cris de mort, tout le temps, à plein gosier: Cha! cha! (Tuons! tuons!), ou: Chao! chao! (Brûlons! brûlons!), emplissaient la ville comme la clameur d'ensemble d'une immense meute en chasse.
On était en juillet, en août, sous un ciel étouffant,—et on vivait dans le feu: des incendiaires arrosaient de pétrole les portes ou les toits avec des jets de pompe, et lançaient dessus des étoupes allumées; il fallait, d'un côté ou d'un autre, courir, apporter des échelles, grimper avec des couvertures mouillées pour étouffer ces flammes. Courir, il fallait tout le temps courir, quand on était si épuisé, avec la tête si lourde, les jambes si faibles, de n'avoir pas mangé à sa faim.
Courir!… Il y avait une sorte de course lamentable, que les bonnes Soeurs avaient charge d'organiser, celle des femmes et des petits enfants, hébétés par la souffrance et la peur. C'étaient elles, les sublimes filles, qui décidaient quand il y avait lieu de changer de place suivant la direction des obus, et qui choisissaient la minute la moins dangereuse pour prendre son élan, traverser une cour tête baissée, aller s'abriter autre part. Un millier de femmes, maintenant sans volonté et sans idées, ayant au cou de pauvres bébés mourants, les suivaient alors comme un remous humain, avançaient ou reculaient, se poussant pour ne pas perdre de vue les blanches cornettes protectrices…
Courir, quand on ne tenait plus debout faute de vivres, et qu'une lassitude suprême vous poussait à vous coucher par terre pour attendre de mourir! Les détonations qui ne cessaient pas, le perpétuel bruit, la mitraille, la dégringolade des pierres, on s'habituait encore à cela, et à voir à chaque instant quelqu'un s'affaisser dans son sang. Mais la faim était un mal plus intolérable que tout. On faisait des bouillies avec les feuilles et les jeunes pousses des arbres, avec les racines des dahlias du jardin et les oignons des lis. De pauvres Chinois venaient humblement dire:
—Il faut garder le peu qui reste de millet pour les matelots qui nous défendent et qui ont plus besoin de force que nous.
L'évêque voyait se traîner à ses pieds une femme accouchée de la veille, qui suppliait:
—Évêque! évêque! fais-moi donner seulement une poignée de grain, pour qu'il me vienne du lait et que mon petit ne meure pas!
On entendait toute la nuit dans l'église les petites voix de deux ou trois cents enfants qui gémissaient pour avoir à manger. Suivant l'expression de monseigneur Favier, c'étaient comme les bêlements d'une troupe d'agnelets destinés au sacrifice. Leurs cris d'ailleurs allaient en diminuant, car on en enterrait une quinzaine par jour.
On savait que non loin de là, aux légations européennes, un drame pareil devait se jouer, mais, il va sans dire, toute communication était coupée, et quand quelque jeune chrétien chinois se dévouait pour essayer d'aller y porter un mot de l'évêque, demandant des secours ou au moins des nouvelles, on voyait bientôt sa tête, avec le billet épinglé à la joue, reparaître au-dessus du mur, au bout d'une perche enguirlandée de ses entrailles.
Tout était plein de sang, de cervelle jaillie des crânes brisés. Non seulement des boulets tombaient par centaines chaque jour, mais les Boxers dans leurs canons mettaient aussi des cailloux, des briques, des morceaux de fer, des cassons de marmite, ce qui tombait sous leurs mains forcenées. On n'avait pas de médecins, on pansait comme on pouvait, et sans espoir, les grandes blessures horribles, les grands trous dans les poitrines. Les bras des fossoyeurs volontaires s'épuisaient à creuser le sol pour enfouir des morts ou des débris de morts. Et toujours les cris de la meute enragée: Cha! cha! (Tuons! tuons!), et toujours les gongs avec leur bruit de sinistre ferraille, et toujours le beuglement des trompes…
Des mines sautaient de différents côtés, engloutissant du monde et des pans de mur. Dans le gouffre que fit l'une d'elles, disparurent les cinquante petits bébés de la crèche, dont les souffrances au moins furent finies. Et, chaque fois, c'était une nouvelle grande brèche ouverte pour les Boxers qui se précipitaient, c'était une entrée béante pour la torture et la mort…
Mais l'enseigne Henry accourait là toujours; avec ce qui lui restait de matelots, on le voyait surgir à la place qu'il fallait, au point précis d'où l'on pouvait tirer le mieux, sur un toit, sur une crête de muraille,—et ils tuaient, ils tuaient, sans perdre une balle de leurs fusils rapides, chaque coup donnant la mort. Par terre, ils en couchaient cinquante, cent, en monceaux, et fiévreusement les prêtres, les Chinois, les Chinoises apportaient des pierres, des briques, des marbres de la cathédrale, n'importe quoi, avec du mortier tout prêt, et on refermait la brèche, et on était sauvés encore jusqu'à la mine prochaine!
Mais on n'en pouvait plus; la maigre ration de bouillie diminuait trop, on n'avait plus de force…
Ces cadavres de Boxers, qui s'entassaient tout le long du vaste pourtour désespérément défendu, emplissaient l'air d'une odeur de peste; ils attiraient les chiens qui, dans les moments d'accalmie, s'assemblaient pour leur manger le ventre; alors, les derniers temps, on tuait ces chiens du haut du mur, on les pêchait avec un croc au bout d'une corde,—et c'était une viande réservée aux malades et aux mères qui allaitaient.

Le jour enfin où nos soldats entrèrent dans la place, guidés par l'évêque à cheveux blancs qui, debout sur le mur, agitait le drapeau français, le jour où l'on se jeta dans les bras les uns des autres avec des larmes de joie,—il restait tout juste de quoi faire, en y mettant beaucoup de feuilles d'arbres, un seul et dernier repas.
—Il semblait, dit monseigneur Favier, que la Providence eût compté nos grains de riz!
Et puis il me reparle encore de l'enseigne Henry:
—La seule fois, dit-il, pendant tout le siège, la seule fois que nous ayons pleuré, c'est à l'instant de sa mort. Il était resté debout longtemps, avec ses deux blessures mortelles, commandant toujours, rectifiant le tir de ses hommes. A la fin du combat, il est descendu lentement de la brèche, et il est venu s'affaisser entre les bras de deux de nos prêtres; alors nous pleurions tous et, avec nous, tous ses matelots qui s'étaient approchés et qui l'entouraient.—C'est qu'aussi il était charmant, simple, bon, doux avec les plus petits… Être un soldat pareil, et se faire aimer comme un enfant, n'est-ce pas, il n'y a rien de plus beau?
Et il ajoute, après un silence:
—Il avait la foi, celui-là! Chaque matin, il venait prier ou communier au milieu de nous, disant avec un sourire:
«Il faut se tenir prêt.»
Il est nuit noire quand je sors de chez l'évêque, auquel je ne pensais faire qu'une courte visite. Autour de chez lui, bien entendu, tout est désolation, éboulements, décombres; rien n'a plus forme de maisons, et on ne retrouve plus trace de rues. Je m'en vais, avec mes deux serviteurs, nos revolvers et notre petit fanal; je m'en vais songeant à l'enseigne Henry, à sa gloire, à sa délivrance, à tout autre chose qu'à l'insignifiant détail du chemin à suivre dans ces ruines… D'ailleurs, c'est si près: un kilomètre à peine…
Une bourrasque de vent de Mongolie, qui éteint notre chandelle dans sa gaine de papier, nous enveloppe de tant de poussière qu'on ne voit plus à deux pas devant soi, comme en pleine brume. Et, n'étant jamais venus dans ce quartier, nous voilà égarés, au milieu des obstacles et des trous, trébuchant sur des pierres, sur des débris, des cassons de poterie ou des cassons de crâne.
A peine les étoiles pour nous guider, tant cette poussière fait nuage, et vraiment nous ne savons plus… Une odeur de cadavre tout à coup… Ah! c'est notre découverte d'hier matin, la tranchée des scalpés! Nous la reconnaissons à certaines pierres du bord, juste avant de tomber dedans. Alors tout est bien, la direction était bonne; encore deux cents mètres et nous trouverons notre palais de verre, nous serons chez nous… [Loti1]

1902.5 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (5)

XI. Vendredi 26 octobre.

Parti presque en retard de mon palais du Nord, je me hâte vers le rendez-vous que Li-Hung-Chang a bien voulu me donner pour neuf heures du matin.

Un chasseur d'Afrique m'accompagne. Nous suivons un piqueur chinois envoyé pour nous conduire. Et c'est d'abord un temps de trot accéléré, sous le rayonnement blanc du soleil, à travers du silence et de la poussière, le long des grandes murailles muettes et des fossés en marécage du palais des Empereurs.

Ensuite, au sortir de la «Ville jaune», commence la vie et commence le bruit. Après cette magnifique solitude, où l'on s'est déjà habitué à demeurer, chaque fois que l'on rentre dans le Pékin de tout le monde, c'est presque une surprise de retrouver le grouillement de la Chine et ses humbles foules: on n'arrive pas à se figurer que ces bois, ces lacs, ces horizons qui jouent la vraie campagne, sont choses factices, englobées de toutes parts dans la plus fourmillante des villes.

Il est incontestable que les gens reviennent en masse à Pékin. (Au dire de monseigneur Favier, il y reviendrait surtout des Boxers, sous tous les costumes et sous toutes les formes.) D'un jour à l'autre augmente le nombre des robes en soie; des robes en coton bleu, des yeux de travers et des queues.

Il faut allonger le trot quand même, au milieu de tout ce monde, car nous sommes encore loin, paraît-il, et l'heure passe. Notre piqueur à présent semble galoper; ce n'est plus lui que nous voyons; dans ces rues plus poudreuses encore que les chemins de la «Ville jaune»; c'est seulement l'envolée de poussière noire dont il s'enveloppe avec son petit cheval mongol,—et nous suivons ce nuage.

Au bout d'une demi-heure de course rapide, dans une triste ruelle sans vue, devant une vieille maison délabrée, le nuage enfin s'arrête… Est-ce possible qu'il demeure là, ce Li-Hung-Chang, riche comme Aladin, possesseur de palais et de merveilles, qui fut un des favoris les plus durables de l'Impératrice, et une des gloires de la Chine?….

Pour je ne sais quelles raisons, sans doute complexes, un poste de soldats cosaques garde cette entrée: uniformes sordides et naïves figures roses. La salle où l'on m'introduit, au fond d'une cour, est en décrépitude et en désarroi; au milieu, une table et deux ou trois fauteuils d'ébène sculptés un peu finement, mais c'est tout. Dans les fonds, un chaos de malles, de valises, de paquets, de couvertures enroulées; on dirait les préparatifs d'une fuite. Le Chinois qui est venu me recevoir au seuil de la rue, en belle robe de soie prune, me fait asseoir et m'offre du thé; c'est l'interprète de céans; il parle français d'une façon correcte, même élégante: on est allé, me dit-il, m'annoncer à Son Altesse.

Sur un signe d'un autre Chinois, il m'emmène bientôt dans une seconde cour, et là m'apparaît, à la porte d'une salle de réception, un grand vieillard qui s'avance à ma rencontre. De droite et de gauche il s'appuie sur les épaules de serviteurs en robe de soie qu'il dépasse de toute la tête. Il est colossal, les pommettes saillantes sous de petits yeux, de tout petits yeux vifs et scrutateurs; l'exagération du type mongol, avec une certaine beauté quand même et l'air grand seigneur, bien que sa robe fourrée, de nuance indécise, laisse voir les taches et l'usure. (On m'en avait prévenu d'ailleurs: Son Altesse, en ces jours d'abomination, croit devoir affecter d'être pauvre).

La grande salle décrépite où il me reçoit est, comme la première, encombrée de malles et de paquets ficelés. Nous prenons place dans des fauteuils, l'un devant l'autre, une table entre nous deux, sur laquelle des serviteurs posent des cigarettes, du thé, du champagne. Et nous nous dévisageons d'abord comme deux êtres qu'un monde sépare.

Après m'avoir demandé mon âge et le chiffre de mes revenus (ce qui est une formule de politesse chinoise), il salue de nouveau et la conversation commence…

Quand nous avons fini de causer des questions brûlantes du jour,

Li-Hung-Chang s'apitoie sur la Chine, sur les ruines de Pékin.

—Ayant visité toute l'Europe, dit-il, j'ai vu les musées de toutes vos capitales. Pékin avait le sien aussi, car la «Ville jaune» tout entière était un musée, commencé depuis des siècles, que l'on pouvait comparer aux plus beaux d'entre les vôtres… Et maintenant, il est détruit…

Il m'interroge ensuite sur ce que nous faisons dans notre palais du Nord, s'informe, avec des ménagements aimables, si nous n'y commettons pas de dégâts.

Ce que nous faisons, il le sait aussi bien que moi, ayant des espions partout, même parmi nos portefaix; son énigmatique figure cependant simule une satisfaction quand je lui confirme que nous ne détruisons rien.

L'audience finie, les poignées de main échangées, Li-Hung-Chang, toujours appuyé sur les deux serviteurs qu'il domine de sa haute taille, vient me reconduire jusqu'au milieu de la cour. Et quand je me retourne sur le seuil pour lui adresser le salut final, il rappelle courtoisement à ma mémoire l'offre que je lui ai faite de lui envoyer le récit de mon voyage à Pékin—si jamais je trouve le temps de l'écrire. Malgré la grâce parfaite de l'accueil, due surtout à mon titre de mandarin de lettres, ce vieux prince des «Mille et une Nuits» chinoises, en habits râpés, dans un cadre de misère, n'a cessé de me

paraître inquiétant, masqué, insaisissable et peut-être sourdement dédaigneux ou ironique.
A travers deux kilomètres de ruines et de décombres, je me dirige à présent vers le quartier des légations européennes, afin de prendre congé de notre ministre de France, encore malade et alité, et de lui demander ses commissions pour l'amiral;—car, je dois, après-demain au plus tard, quitter Pékin, m'en retourner à bord.
Et cette visite terminée, au moment où je remonte à cheval pour rentrer dans la «Ville jaune», quelqu'un de la légation vient très gentiment me donner une indication précise, tout à fait singulière, qui me permettra sans doute de dérober ce soir deux petits souliers de l'Impératrice de Chine et de les emporter comme part de pillage. En effet, dans une île ombreuse de la partie sud du Lac des Lotus est un frêle palais, presque caché, où la souveraine avait dormi sa dernière nuit d'angoisse, avant sa fuite affolée en charrette comme une pauvresse. Or, la deuxième chambre à gauche, au fond de la deuxième cour de ce palais était la sienne. Et là, paraît-il, sous un lit sculpté, sont restés par terre deux petits souliers en soie rouge, brodés de papillons et de fleurs, qui n'ont pu appartenir qu'à elle.
Je m'en reviens donc grand train dans la «Ville jaune». Je déjeune en hâte dans notre galerie vitrée—d'où les bibelots merveilleux ont déjà commencé, hélas! de s'en aller au nouveau garde-meuble, afin de permettre aux charpentiers de commencer leur oeuvre d'appropriation. Et vite je m'en vais, à pied cette fois, avec mes deux fidèles serviteurs, à la recherche de cette île, de ce palais et de ces petits souliers.
Le soleil d'une heure est brûlant sur les sentiers desséchés, sur les vieux cèdres tout gris de poussière. A deux kilomètres environ, au sud de notre résidence, nous trouvons l'île sans peine; elle est dans une région où le lac se divise en différents petits bras, que traversent des ponts de marbre, que bordent des balustres de marbre enguirlandés de verdure. Et le palais est là, caché à demi dans les arbres, charmant et frêle, posé sur une terrasse de marbre blanc. Ses toits de faïence verte rehaussés d'or, ses murs à jour, peints et dorés, brillent d'un éclat de choses précieuses et toutes neuves, parmi le vert poussiéreux des cèdres centenaires. Il était une petite merveille de grâce et de mignardise, et il est adorable ainsi, dans cet abandon et ce silence.
Par les portes ouvertes sur les marches si blanches qui y montent, de gentils débris de toutes sortes dévalent en cascade: cassons de porcelaines impériales, cassons de laques d'or, petits dragons de bronze tombés les pattes en l'air, lambeaux de soies roses et grappes de fleurs artificielles. Les barbares ont passé par là, mais lesquels? Pas les Français assurément, pas nos soldats, car jamais cette partie de la «Ville jaune» ne leur a été confiée, jamais ils n'y sont venus.
Dans les cours intérieures, d'où s'envole à notre approche une nuée de corbeaux, même désastre: le sol est jonché de pauvres objets élégants et délicats, un peu féminins, que l'on a détruits à plaisir. Et, comme c'est un massacre tout récent, les étoffes légères, les fleurs en soie, les lambeaux de parures n'ont même pas perdu leur fraîcheur.
«Au fond de la deuxième cour, la deuxième chambrer à gauche!…» Voici… Il y reste un trône, des fauteuils, un grand lit très bas, sculpté par la main des génies. Mais tout est saccagé. A coups de crosse sans doute, on a brisé les glaces sans tain à travers lesquelles la souveraine pouvait contempler les miroitements du lac et la floraison rose des lotus, les ponts de marbre, les îlots, tout le paysage imaginé et réalisé pour ses yeux; et on a mis en pièces une soie blanche très fine, tendue aux murs, sur laquelle une artiste exquis avait jeté au pinceau, en teintes pâles, d'autres lotus beaucoup plus grands que nature, mais languissants, courbés par quelque vent d'automne, et à demi effeuillés, semant leurs pétales…
Sous ce lit, où je regarde tout de suite, traînent des amas de papiers manuscrits, des soies, des loques charmantes. Et mes deux serviteurs, qui fourragent là dedans avec des bâtons, comme des chiffonniers, ont bientôt fait de ramener ce que je cherchais: l'un après l'autre, les deux petits souliers rouges, étonnants et comiques!
Ce ne sont pas de ces ridicules souliers de poupée, pour dame chinoise aux orteils contrefaits; l'Impératrice, étant une princesse tartare, ne s'était point déformé les pieds, qu'elle semble avoir, du reste, très petits par nature. Non, ce sont des mules brodées, de tournure très normale; mais leur extravagance est seulement dans les talons, qui ont bien trente centimètres de haut, qui prennent sous toute la semelle, qui s'élargissent par le bas comme des socles de statue: sans quoi l'on tomberait, qui sont des blocs de cuir blanc tout à fait invraisemblables.
Je ne me représentais pas que des souliers de femme pouvaient faire tant de volume. Et comment les emporter, à présent, pour n'avoir pas l'air de pillards aux yeux des factionnaires ou des patrouilles que nous risquons de trouver en chemin?
Osman imagine alors de les suspendre par des ficelles à la ceinture de Renaud, sous sa longue capote d'hiver aux pans dissimulateurs. Et c'est admirable comme escamotage; en marche même—car nous le faisons marcher pour être plus sûrs,—on ne devinerait rien… Je ne me sens d'ailleurs aucun remords et je me figure que si elle pouvait, de si loin, voir la scène, l'encore belle Impératrice, elle serait la

première à en sourire…
Sous le brûlant soleil, à l'ombre rare des vieux cèdres poudreux, retournons maintenant bon pas à mon palais de la Rotonde, où j'aurai à peine deux heures lumineuses et tièdes, dans mon kiosque vitré, pour travailler avant la tombée du froid et de la nuit.
Je suis charmé, chaque fois que je remonte dans ce palais, de retrouver le silence sonore de ma haute esplanade qu'entoure le faîte crénelé des remparts; esplanade artificielle, d'où l'on domine de partout des paysages artificiels, mais immenses et séculaires,—et surtout interdits, interdits depuis qu'ils existent, et jamais vus jusqu'à ces jours par des yeux d'Européens.
Tout est tellement chinois ici qu'on y est pour ainsi dire au coeur même du pays jaune, dans une Chine quintessenciée et exclusive. Ces jardins suspendus étaient un lieu de choix pour les rêveries ultra-chinoises d'une intransigeante Impératrice, qui rêva peut-être de refermer, comme dans les vieux temps, son pays au reste du monde, et qui voit aujourd'hui crouler à ses pieds son empire, vermoulu de toutes parts autant que ses myriades de temples et ses myriades de dieux en bois doré…
L'heure magique, ici, est celle où l'énorme boule rouge qu'est le soleil chinois des soirs d'automne éclaire avant de mourir les toits de la «Ville violette». Et je sors chaque fois de mon kiosque à cette heure-là pour revoir encore ces aspects uniques au monde.
Comparée à ceci, quelle laideur barbare offre la vue à vol d'oiseau d'une de nos villes d'Europe: amas quelconque de pignons difformes, de tuiles grossières; toits sales plantés de cheminées et de tuyaux de poêle, avec en plus l'horreur des fils électriques entre-croisés en réseau noir! En Chine, où l'on dédaigne assurément trop le pavage et la voirie, par contre tout ce qui s'élève un peu haut dans l'air—domaine des Esprits protecteurs au vol incessant—est toujours impeccable. Et cet immense repaire des empereurs, aujourd'hui vide et mort, étale pour moi seul, en cet instant du soir, le luxe prodigieux de ses toitures d'émail.
Malgré leur vieillesse, elles étincellent encore sous ce soleil rougissant, les pyramides de faïence jaune aux contours arqués avec une grâce qui nous est inconnue; à tous les angles de leurs sommets, des ornements simulent de grandes ailes, et puis en bas, vers les bords, viennent les rangées de monstres, dans ces mêmes poses qui se recopient de siècle en siècle, qui sont consacrées et immuables.
Elles étincellent, les pyramides de faïence jaune. Jusque dans le lointain, sur le bleu cendré du ciel où flotte l'éternelle poussière, on dirait une ville en or,—et ensuite une ville de cuivre rouge, à mesure que le soleil s'en va…
Et le silence d'abord de toutes ces choses, et puis cet ensemble de croassements qui s'élève de partout à l'instant du coucher des corbeaux, et ce froid de mort qui soudainement tombe en suaire sur cette magnificence de l'émail, dès que le soleil s'éteint….
Ce soir, comme avant-hier, en quittant le palais de la Rotonde, nous passons sans nous arrêter devant notre palais du Nord pour aller chez monseigneur Favier.
Il me reçoit dans la même salle blanche, où des valises, des sacs de voyage sont posés çà et là sur les meubles. L'évêque part demain pour l'Europe, qu'il n'a pas vue depuis douze ans. Il s'en va à Rome, auprès du Pape, et puis en France, chercher de l'argent pour ses missions en détresse. Sa grande oeuvre de quarante années est anéantie; quinze mille de ses chrétiens, massacrés; ses églises, ses chapelles, ses hôpitaux, ses écoles, tout est détruit, rasé jusqu'au sol, et on a violé ses cimetières. Cependant, il veut tout recommencer encore, il ne désespère de rien.
Et quand il vient me reconduire à travers son jardin déjà obscur, j'admire la belle énergie avec laquelle il me dit, montrant sa cathédrale trouée d'obus, qui est la seule restée debout et qui se profile tristement sur le ciel de nuit avec sa croix brisée:
—Toutes les églises qu'ils m'ont jetées par terre, je les reconstruirai plus grandes et plus hautes! Et je veux que chaque manoeuvre de haine et de violence contre nous amène au contraire un pas en avant du christianisme dans leur pays. Ils me les démoliront peut-être encore mes églises, qui sait? Eh bien! je les rebâtirai une fois de plus, et nous verrons, d'eux ou de moi, qui se lassera le premier!…
Alors il m'apparaît très grand dans son opiniâtreté et sa foi, et je comprends que la Chine devra compter avec cet apôtre d'avant-garde.

XII. Samedi 27 octobre.

J'ai voulu, avant de m'en aller, revoir la «Ville violette» les salles de trône et y entrer, non plus cette fois par les détours cachés et les poternes sournoises, mais par les avenues d'honneur et les grandes portes pendant des siècles fermées,—pour essayer d'imaginer un peu sous le délabrement d'aujourd'hui, ce que devait être, au temps passé, la splendeur des arrivées de souverains.

Aucune de nos capitales d'Occident n'a été conçue, tracée avec tant d'unité et d'audace, dans la pensée dominante d'exalter la magnificence des cortèges, surtout de préparer l'effet terrible d'une apparition d'empereur. Le trône, ici, c'était le centre de tout; cette ville, régulière comme une figure de géométrie, n'avait été créée, dirait-on, que pour enfermer, pour glorifier le trône de ce Fils du Ciel, maître de quatre cents millions d'âmes; pour en être le péristyle, pour y donner accès par des voies colossales, rappelant Thèbes ou Babylone. Et comme on comprend que ces ambassades chinoises, qui, au temps où florissait leur immense patrie, venaient chez nos rois ne fussent pas éblouies outre mesure à la vue de notre Paris d'alors, du Louvre ou de Versailles!…

La porte Sud de Pékin, par où les cortèges arrivaient, est dans l'axe même de ce trône, jadis effroyable, auquel viennent aboutir en ligne droite, six kilomètres d'avenues de portiques et de monstres. Quand on a franchi par cette porte du Sud le rempart de la «Ville chinoise», passant d'abord entre les deux sanctuaires démesurés qui sont le «Temple de l'Agriculture» et le «Temple du Ciel», on suit pendant une demi-lieue la grande artère, bordée de maisons en dentelles d'or, qui mène à un second mur d'enceinte—celui de la «Ville tartare»,—plus haut et plus dominateur que le premier. Une porte plus énorme alors se présente, surmontée d'un donjon noir, et l'avenue se prolonge au delà, toujours aussi impeccablement magnifique et droite, jusqu'à une troisième porte dans un troisième rempart d'un rouge de sang—celui de la «Ville impériale».

Une fois entré dans la «Ville impériale», on est encore loin de ce trône, vers lequel on s'avance en ligne directe, de ce trône qui domine tout et que jadis on ne pouvait voir; mais, par l'aspect des entours, on est déjà comme prévenu de son approche; à partir d'ici, les monstres de marbre se multiplient, les lions de taille colossale, ricanant du haut de leur socle; il y a de droite et de gauche des obélisques de marbre, monolithes enroulés de dragons, au sommet de chacun desquels s'assied une bête héraldique toujours la même, sorte de maigre chacal aux oreilles longues, au rictus de mort, qui a l'air d'aboyer, de hurler d'effroi vers cette chose extraordinaire qui est en avant: le trône de l'Empereur. Les murailles se multiplient aussi, coupant la route, les murailles couleur de sang, épaisses de trente mètres, surmontées de toitures cornues et percées de triples portes de plus en plus inquiètes, basses, étroites, souricières. Les fossés de défense, au pied de ces murailles, ont des ponts de marbre blanc, qui sont triples comme les portes. Et par terre, maintenant, de larges et superbes dalles s'entrecroisent en biais, comme les planches d'un parquet.

Et puis, en pénétrant dans la «Ville impériale», cette même voie, déjà longue d'une lieue, est devenue tout à coup déserte, et s'en va, plus grandiosement large encore, entre de longs bâtiments réguliers et mornes: logis de gardes et de soldats. Plus de maisonnettes dorées, ni de petites boutiques, ni de foules; à partir de ce dernier rempart emprisonnant, la vie du peuple s'arrête, sous l'oppression du trône. Et, tout au bout de cette solitude, surveillée du haut des obélisques par les maigres bêtes de marbre, on aperçoit enfin le centre si défendu de Pékin, le repaire des Fils du Ciel.

Cette dernière enceinte qui apparaît là-bas—celle de la «Ville violette», celle du palais—est, comme les précédentes, d'une couleur de sang qui a séché; elle est plantée de donjons de veille, dont les toits d'émail sombre se recourbent aux angles, se relèvent en pointes méchantes. Et ses triples portes, toujours dans l'axe même de la monstrueuse ville, sont trop petites, trop basses pour la hauteur de la muraille, trop profondes, angoissantes comme des trous de tunnel. Oh! la lourdeur, l'énormité de tout cela, et l'étrangeté du dessin de ces toitures, caractérisant si bien le génie du «Colosse jaune»!…

Le délabrement des choses a dû commencer ici depuis des siècles; l'enduit rouge des remparts est tombé par places, ou s'est tacheté de noir; le marbre des obélisques féroces, le marbre des gros lions aux yeux louches n'a pu jaunir ainsi que sous les pluies d'innombrables saisons, et l'herbe verte, poussée partout entre les joints du granit, détaille comme d'une ligne de velours les dessins du dallage. Ces triples portes, les dernières, qui furent autrefois les plus farouches du monde, confiées depuis la déroute à un détachement de soldats américains, peuvent s'ouvrir aujourd'hui à tel ou tel barbare comme moi, porteur d'une permission dûment signée.

Et on entre alors, après les tunnels, dans l'immense blancheur des marbres,—une blancheur, il est vrai, un peu passée au jaune d'ivoire et très tachée par la rouille des feuilles mortes, par la rouille des herbes d'automne, des broussailles sauvages qui ont envahi ce lieu délaissé. On est sur une place dallée de marbre, et on a devant soi, se dressant au fond comme un mur, une écrasante estrade de marbre, sur laquelle pose la salle même du trône, avec ses colonnes trapues d'un rouge sanglant et sa monumentale toiture de vieil émail. C'est comme un jardin funéraire, cette place blanche tant les broussailles ont jailli du sol entre les dalles soulevées, et on y entend crier, dans le silence, les pies et les corbeaux.

Il y a par terre des rangées de blocs en bronze, tous pareils, sortes de cônes sur lesquels s'ébauchent des formes de bêtes; ils sont là seulement posés, parmi les herbes roussies et les branches effeuillées, on peut en changer l'arrangement comme on ferait d'un jeu de lourdes quilles,—et ils servaient, en leur temps, pour les entrées rituelles de cortèges; ils marquaient l'alignement des étendards et les places où devaient se prosterner de très magnifiques visiteurs, lorsque le Fils du Ciel daignait apparaître au fond, comme un dieu, tout en haut des terrasses de marbre, entouré de bannières, dans un de ces costumes dont les images enfermées au temple des Ancêtres nous ont transmis la splendeur surhumaine, tout cuirassé d'or, avec des têtes de monstres aux épaules et des ailes d'or à la coiffure.
On y monte, à ces terrasses qui supportent la salle du trône, par des rampes de proportions babyloniennes, et, ceci pour l'Empereur seul, par un «sentier impérial», c'est-à-dire par un plan incliné fait d'un même morceau de marbre, un de ces blocs intransportables que les hommes d'autrefois avaient le secret de remuer; le dragon à cinq griffes déroule ses anneaux sculptés du haut en bas de cette pierre, qui partage par le milieu, en deux travées pareilles, les larges escaliers blancs, et vient aboutir au pied du trône;—pas un Chinois n'oserait marcher sur ce «sentier» par où les empereurs descendaient, appuyant, pour ne pas glisser, les hautes semelles de leurs chaussures aux écailles de la bête héraldique.
Et ces rampes de marbre, obstinément blanches à travers les années, ont des centaines de balustres plantés partout, sur la tête desquels s'arrête la lumière, et qui, regardés de près, figurent des espèces de petits gnomes enlacés de reptiles.
La salle qui est là-haut, ouverte aujourd'hui à tous les vents et à tous les oiseaux du ciel, a pour toiture le plus prodigieux amas de faïence jaune qui soit à Pékin et le plus hérissé de monstres, avec des ornements d'angle ayant forme de grandes ailes éployées. Au dedans, il va sans dire, c'est l'éclat, l'incendie des ors rouges, dont on est toujours obsédé dans les palais de la Chine. A la voûte, qui est d'un dessin inextricable, les dragons se tordent en tous sens, enchevêtrés, enlaçants; leurs griffes et leurs cornes apparaissent partout, mêlées à des nuages,—et il en est un qui se détache de l'amas, un qui semble prêt à tomber de ce ciel affreux, et tient dans sa gueule pendante une sphère d'or, juste au-dessus du trône. Le trône, en laque rouge et or, est dressé au centre de ce lieu de pénombre, en haut d'une estrade; deux larges écrans de plumes, emblèmes de la souveraineté, sont placés derrière, au bout de hampes, et tout le long des gradins qui y conduisent sont étagés des brûle-parfums, ainsi que dans les pagodes aux pieds des dieux.
Comme les avenues que je viens de suivre, comme les séries de ponts et comme les triples portes, ce trône est dans l'axe même de Pékin, dont il représentait l'âme; n'étaient toutes ces murailles, toutes ces enceintes, l'Empereur assis là, sur ce piédestal de marbre et de laque, aurait pu plonger son regard, jusqu'aux extrémités de la ville, jusqu'à la dernière percée de remparts donnant au dehors; les souverains tributaires qui lui venaient, les ambassades, les armées, dès leur entrée dans Pékin par la porte du Sud, étaient, pour ainsi dire, sous le feu de ses yeux invisibles…
Par terre, un épais tapis impérial jaune d'or reproduit, en dessins qui s'effacent, la bataille des chimères, le cauchemar sculpté aux plafonds; c'est un tapis d'une seule pièce, un tapis immense, de laine si haute et si drue que les pas s'y assourdissent comme sur l'herbe d'une pelouse; mais il est tout déchiré, tout mangé aux vers, avec, par endroits, des tas de fiente grisâtre,—car les pies, les pigeons, les corbeaux ont ici des nids dans les ciselures de la voûte, et, dès que j'arrive, la sonorité lugubre de ce lieu s'emplit d'un bourdonnement de vols effarés, en haut, tout en haut, contre les poutres étincelantes et semi-obscures, parmi l'or des dragons et l'or des nuages.
Pour nous, barbares non initiés, l'incompréhensible de ce palais, c'est qu'il y a trois de ces salles, identiquement semblables, avec leur même trône, leur même tapis, leurs mêmes ornements aux mêmes places; elles se succèdent à la file, toujours dans l'axe absolu des quatre villes murées dont l'ensemble forme Pékin; elles se succèdent précédées des pareilles grandes cours de marbre, et construites sur les pareilles terrasses de marbre; on y monte par les pareils escaliers, les pareils sentiers impériaux. Et partout, même abandon, même envahissement par l'herbe et les broussailles, même délabrement de vieux cimetière, même silence sonore où l'on entend les corbeaux croasser.
Pourquoi trois? puisque forcément l'une doit masquer les deux autres, et puisqu'il faut, pour passer de la première à la seconde, ou de la seconde à la troisième, redescendre chaque fois au fond d'une vaste cour triste et sans vue, redescendre et puis remonter, entre les amoncellements des marbres couleur d'ivoire, superbes, mais si monotones et oppressifs!
Il doit y avoir à ce nombre trois quelque raison mystérieuse, et, sur nos imaginations déroutées, cette répétition produit un effet analogue à celui des trois sanctuaires pareils et des trois cours pareilles, dans le grand temple des Lamas…
J'avais déjà vu les appartements particuliers du jeune Empereur. Ceux de l'Impératrice—car elle avait ses appartements ici, dans la «Ville violette», outre les palais frêles que sa fantaisie avait disséminés dans les parcs de la «Ville jaune»—ceux de l'Impératrice ont moins de mélancolie et surtout ne sont

pas crépusculaires. Des salles et des salles, toutes pareilles, vitrées de grandes glaces et couronnées toujours d'une somptueuse toiture d'émail jaune; chacune a son perron de marbre, gardé par deux lions tout ruisselants d'or; et les jardinets qui les séparent sont encombrés d'ornements de bronze, grandes bêtes héraldiques, phénix élancés, ou monstres accroupis.
A l'intérieur, des soies jaunes, des fauteuils carrés, de cette forme qui est consacrée par les âges et immuable comme la Chine. Sur les bahuts, sur les tables, quantité d'objets précieux sont placés dans de petites guérites de verre, à cause de la poussière perpétuelle de Pékin,—et cela donne à ces choses la tristesse des momies, cela jette dans les appartements une froideur de musée. Beaucoup de bouquets artificiels, de chimériques fleurs aux nuances neutres, en ambre, en jade, en agate, en pierre de lune…
Le grand luxe inimitable de ces salles de palais, c'est toujours cette suite d'arceaux d'ébène, fouillés à jour, qui semblent d'épaisses charmilles de feuillages noirs. Dans quelles forêts lointaines ont poussé de tels ébéniers, permettant de créer d'un seul bloc chacune de ces charmilles mortuaires? Et au moyen de quels ciseaux et avec quelle patience a-t-on pu ainsi, en plein bois, jusqu'au coeur même de l'arbre, aller sculpter chaque tige et chaque feuille de ces bambous légers, ou chaque aiguille fine de ces cèdres,—et encore détailler là dedans des papillons et des oiseaux?
Derrière la chambre à coucher de l'Impératrice, une sorte d'oratoire sombre est rempli de divinités bouddhiques sur des autels. Il y reste encore une senteur exquise, laissée par la femme élégante et galante, par la vieille belle qu'était cette souveraine. Parmi ces dieux, un petit personnage de bois très ancien, tout fané, tout usé et dont l'or ne brille plus, porte au cou un collier de perles fines,—et devant lui une gerbe de fleurs se dessèche; dernières offrandes, me dit l'un des eunuques gardiens, faites par l'Impératrice, pendant la minute suprême avant sa fuite de la «Ville violette», à ce vieux petit bouddha qui était son fétiche favori.
J'aurai traversé aujourd'hui ce repaire en sens inverse de mon pèlerinage du premier jour.
Et, pour sortir, je dois donc passer maintenant dans les quartiers où tout est muré et remuré, portes barricadées et gardées par de plus en plus horribles monstres… Les princesses cachées, les trésors, est-ce par ici?… Toujours la même couleur sanglante aux murailles, les mêmes faïences jaunes aux toitures, et, plus que jamais, les cornes, les griffes, les formes cruelles, les rires d'hyène, les dents dégainées, les yeux louches; les moindres choses, jusqu'aux verrous, jusqu'aux heurtoirs, affectant des traits de visage pour grimacer la haine et la mort.
Et tout s'en va de vétusté, les dalles par terre sont mangées d'usure, les bois de ces portes si verrouillées tombent en poussière. Il y a de vieilles cours d'ombre, abandonnées à des serviteurs centenaires en barbiche blanche qui y ont bâti des cabanes de pauvre et qui y vivent comme des reclus, s'occupant à élever des pies savantes ou à cultiver de maladives fleurs dans des potiches, devant le rictus éternel des bêtes de marbre et de bronze. Aucun préau de cloître, aucun couloir de maison cellulaire n'arriverait à la tristesse de ces petites cours trop encloses et trop sourdes, sur lesquelles, pendant des siècles, sans contrôle, pesa le caprice ombrageux des empereurs chinois. La sentence inexorable y semblerait à sa place: Ceux qui sont entrés doivent abandonner l'espérance; à mesure que l'on va, les passages se compliquent et se resserrent; on se dit qu'on ne s'en échappera plus, que les grosses serrures de tant de portes ne pourront plus s'ouvrir, ou bien que des parois vont se rapprocher jusqu'à vous étreindre…
Me voici pourtant presque dehors, sorti de l'enceinte intérieure, par des battants massifs qui vite se referment sur mes pas. Je suis pris maintenant entre le second et le premier rempart, l'un aussi farouche que l'autre; je suis dans le chemin de ronde qui fait le tour de cette ville, espèce de couloir d'angoisse, infiniment long, entre les deux murailles rouge sombre qui dans le lointain ont l'air de se rejoindre; il y traîne quelques débris humains, quelques loques ayant été des vêtements de soldats; on y voit aussi deux ou trois corbeaux sautiller, et il s'y promène un chien mangeur de cadavres.
Quand enfin tombent devant moi les madriers qui barricadent la porte extérieure—(la porte confiée aux Japonais),—je retrouve, comme au réveil d'un rêve étouffant, le parc de la «Ville jaune», l'espace libre, sous les grands cèdres…

XIII. Dimanche 28 octobre.

L'Ile des Jades, sur le Lac des Lotus, est un rocher—artificiel peut-être malgré ses proportions de montagne—qui se dresse au milieu des bois de la «Ville jaune»; à ses parois s'accrochent de vieux arbres, de vieux temples, qui vont s'étageant vers le ciel; et, couronnant cet ensemble, une sorte de tour s'élance, un donjon d'une taille colossale, d'un dessin baroque et mystérieux. On le voit de partout, ce donjon; il domine tout Pékin de sa silhouette, de sa chinoiserie vraiment excessive, et il contient là-haut une effroyable idole aérienne, dont le geste menaçant et le rictus de mort planent sur la ville,—une idole que nos soldats ont appelée le «grand diable de Chine.»

Et je monte, ce matin, faire visite à ce «grand diable».

Un arceau de marbre blanc, jeté sur les roseaux et les lotus, donne accès dans l'Ile des Jades. Et les deux bouts de ce pont, il va sans dire, sont gardés par des monstres de marbre, ricanant et louchant d'une façon féroce vers quiconque aurait l'audace de passer. Les rives de l'île s'élèvent à pic, sous les branches des cèdres, et il faut tout de suite commencer à grimper, par des escaliers ou des chemins taillés dans le roc. On trouve alors, échelonnées parmi les arbres sévères, des séries de terrasses de marbre, avec leurs brûle-parfums de bronze, et des pagodes sombres au fond desquelles brillent dans l'obscurité d'énormes idoles dorées.

Cette Ile des Jades, position stratégique importante, puisqu'elle domine tous les alentours, vient d'être occupée militairement par une compagnie de notre infanterie de marine.

Ils n'ont point là d'autre gîte que les pagodes, nos soldats, et point d'autre lit de camp que les tables sacrées; alors, pour pouvoir se faire un peu de place, pour pouvoir s'étendre, la nuit, sur ces belles tables rouges, ils ont doucement mis à la porte la peuplade des petits dieux secondaires qui les encombraient depuis quelques siècles, laissant seulement sur leurs trônes les grandes idoles solennelles. Donc, les voici dehors par centaines, par milliers, alignés comme des jouets sur les terrasses blanches, les pauvres petits dieux encore étincelants, sur qui tombent à présent le soleil et la poussière. Et, dans l'intérieur des temples, autour des grandes idoles que l'on a respectées, avec quels aspects de rudesse les fusils de nos hommes s'étalent, et leurs couvertures grises, et leurs hardes suspendues! Et quelle lourde senteur de tanière ils ont déjà apportée, nos braves soldats, dans ces sanctuaires fermés, sous ces plafonds de laque habitués au parfum du santal et des baguettes d'encens.

A travers les ramures torturées des vieux cèdres, l'horizon, qui peu à peu se déploie, est un horizon de verdure, aux teintes roussies par l'automne. C'est un bois, un bois infini, au milieu duquel apparaissent seulement, çà et là, comme noyées, des toitures de faïence jaune. Et ce bois, c'est Pékin, Pékin que l'on n'imaginait certainement pas ainsi,—et Pékin vu des hauteurs d'un lieu très sacré, où il semblait que jamais Européen n'aurait pu venir.

Le sol rocheux qui vous porte va toujours diminuant, se rétrécissant, à mesure que l'on s'élève vers le «grand diable de Chine», à mesure que l'on approche de la pointe de ce cône isolé qui est l'Ile des Jades.

Ce matin, aux étages supérieurs, je croise en montant une petite troupe de pèlerins singuliers qui redescendent: des missionnaires lazaristes en costume mandarin et portant la longue queue; en leur compagnie, quelques jeunes prêtres catholiques chinois, qui semblent effarés d'être là, comme si, malgré leur christianisme superposé aux croyances héréditaires, ils avaient encore le sentiment de quelque sacrilège, commis par leur seule présence en un lieu si longtemps défendu.

Tout au pied du donjon qui couronne ces rochers, voici le kiosque de faïence et de marbre où le «grand diable» habite. On est là très haut, dans l'air vif et pur, sur une étroite terrasse, au-dessus d'un déploiement d'arbres à peine voilés aujourd'hui par l'habituel brouillard de poussière et de soleil.

Et j'entre chez le «grand diable», qui est seul hôte de cette région aérienne… Oh! l'horrible personnage! Il est de taille un peu surhumaine, coulé en bronze. Comme Shiva, dieu de la mort, il danse sur des cadavres; il a cinq ou six visages atroces, dont le ricanement multiple est presque intolérable; il porte un collier de crânes et il gesticule avec une quarantaine de bras qui tiennent des instruments de torture ou des têtes coupées.

Telle est la divinité protectrice que les Chinois font planer sur leur ville, plus haut que toutes leurs pyramidales toitures de faïence, plus haut que leurs tours et leurs pagodes,—ainsi qu'on aurait chez nous, aux âges de foi, placé un christ ou une Vierge blanche. Et c'est comme le symbole tangible de leur cruauté profonde; c'est comme l'indice de l'inexplicable fissure dans la cervelle de ces gens-là, d'ordinaire si maniables et doux, si accessibles au charme des petits enfants et des fleurs, mais qui peuvent tout à coup devenir tortionnaires avec joie, avec délire, arracheurs d'ongles et dépeceurs d'entrailles vives…

Les choses qui me soutiennent en l'air, rochers et terrasses de marbre, dévalent au-dessous de moi, parmi les cimes des vieux cèdres, en des fuites glissantes à donner le vertige. La lumière est admirable et le silence absolu.

Pékin sous mes pieds semblable à un bois!… On m'avait averti de cet effet incompréhensible, mais

mon attente est encore dépassée. En dehors des parcs de la «Ville impériale», il ne me paraissait point qu'il y eût tant d'arbres, dans les cours des maisons, dans les jardins, dans les rues. Tout est comme submergé par la verdure. Et même au delà des remparts, qui dessinent dans le lointain extrême leur cadre noir, le bois recommence, semble infini. Vers l'Ouest seulement, c'est le steppe gris, par où j'étais arrivé un matin de neige. Et vers le Nord, les montagnes de Mongolie se lèvent charmantes, diaphanes et irisées, sur le ciel pâle.

Les grandes artères droites de cette ville, tracées d'après un plan unique, avec une régularité et une ampleur qu'on ne retrouve dans aucune de nos capitales d'Europe, ressemblent, d'où je suis, à des avenues dans une forêt; des avenues que borderaient des maisonnettes drôles, compliquées, fragiles, en carton gris ou en fines découpures de papier doré. Beaucoup de ces artères sont mortes; dans celles qui restent vivantes, la vie s'indique, regardée de si haut, par un processionnement de petites bêtes brunes aplaties sur le sol, quelque chose qui rappelle la migration des fourmis: ces caravanes toujours, qui s'en vont, s'en vont lentes et tranquilles, se disperser aux quatre coins de la Chine immense.

La région directement sous mes pieds est la plus dépeuplée de tout Pékin et la plus muette. Le silence seul monte vers l'affreuse idole et vers moi, qui, de compagnie, nous grisons de lumière, d'air vif et un peu glacé. A peine quelques croassements, perdus, diffusés dans trop d'espace, quand vient à tourbillonner au-dessous de nous un vol d'oiseaux noirs…

Un semblant de regret se mêle aujourd'hui à mon après-midi de travail dans l'isolement de mon haut palais: regret de ce qui va finir, car je suis maintenant tout près de mon départ. Ce sera du reste une fin sans recommencement possible, car si je revenais plus tard à Pékin, ce palais me serait fermé, ou tout au moins n'y retrouverais-je jamais ma solitude charmante.

Et ce lieu si lointain, si inaccessible, dont il eût semblé insensé autrefois de dire que je ferais ma demeure, m'est devenu déjà tellement familier, ainsi que tout ce qui s'y trouve et ce qui s'y passe! La présence de la grande déesse d'albâtre dans le temple obscur, la visite quotidienne du chat, le silence des entours, l'éclat morne du soleil d'octobre, l'agonie des derniers papillons contre mes vitres, le manège de quelques moineaux qui nichent aux toits d'émail, et la promenade des feuilles mortes, la chute des petites aiguilles balsamiques des cèdres sur les dalles de l'esplanade, sitôt que souffle le vent… Quelle singulière destinée, quand on y songe, m'a fait le maître ici pour quelques jours!…

Au palais du Nord, c'est déjà bien fini des splendeurs de notre longue galerie. La voici traversée de place en place par des boiseries légères, qui pourraient être enlevées sans peine si jamais l'Impératrice pensait à revenir, mais qui pour le moment la partagent en bureaux et en chambres. Encore quelques bibelots magnifiques dans la partie qui sera le salon du général; ailleurs, tout a été simplifié, et les soieries, les potiches, les écrans, les bronzes, dûment catalogués aujourd'hui, sont allés au Garde-Meuble. Nos soldats ont même apporté dans ces futurs logements de l'état-major, pour les rendre habitables, des sièges européens, trouvés par là dans les réserves du palais,—canapés et fauteuils vaguement Henri II, couverts en peluche vieil or, d'un beau faste d'hôtel garni provincial.

Je pars sans doute demain matin. Et, quand l'heure du dîner nous réunit une fois encore, le capitaine C… et moi, à notre toujours même table d'ébène, nous avons l'un et l'autre un peu de mélancolie à voir combien les choses sont changées autour de nous et combien vite s'est achevé notre petit rêve de souverains chinois…

Lundi 29 octobre.

J'ai retardé mon départ de vingt-quatre heures, afin de rencontrer le général Voyron, qui rentre à Pékin ce soir, et de prendre ses commissions pour l'amiral.

C'est donc un dernier après-midi tout à fait imprévu à passer dans mon haut mirador et une dernière visite du chat, qui ne me retrouvera plus, ni demain ni jamais, à ma place habituelle. D'ailleurs, la température s'abaisse de jour en jour et mon poste de travail bientôt ne serait plus tenable.

Avant que la porte de ce palais se referme derrière moi pour l'éternité, je me promène, en tournée d'adieu, dans tous les recoins étranges des terrasses, dans tous les kiosques maniérés et charmants, où l'Impératrice sans doute cachait ses rêveries et ses amours.

Quand je vais prendre congé de la grande déesse blanche—le soleil déjà déclinant et les toits de la «Ville violette» déjà baignés dans l'or rouge des soirs—je trouve les aspects changés autour d'elle: les soldats qui gardent en bas la poterne sont montés pour mettre de l'ordre dans sa demeure; ils ont enlevé les mille cassons de porcelaines, de girandoles, les mille débris de vases ou de bouquets, et balayé avec soin la place. La déesse d'albâtre, délicieusement pâle dans sa robe d'or, sourit plus solitaire que jamais, au fond de son temple vide.

Il se couche, le soleil de ce dernier jour, dans de petits nuages d'hiver et de gelée qui donnent froid rien qu'à regarder. Et le vent de Mongolie me fait trembler sous mon manteau tandis que je repasse le Pont de Marbre pour rentrer au palais du Nord,—où le général vient d'arriver, avec une escorte de cavaliers.

Mardi 30 octobre.

A cheval à sept heures du matin, sous l'inaltérable beau soleil et sous le vent glacé. Et je m'en vais,

avec mes deux serviteurs, plus le jeune Chinois Toum, et une petite escorte de deux chasseurs d'Afrique qui m'accompagnera jusqu'à ma jonque. Environ six kilomètres à faire, avant d'être dans la funèbre campagne. Nous devons naturellement d'abord passer le Pont de Marbre, sortir du grand bois impérial. Ensuite, traverser, dans le nuage de poussière noire, tout ce Pékin de ruines, de décombres et de pouillerie, qui est en plein grouillement matinal.

Et enfin, après les portes profondes, percées dans les hauts remparts, voici le steppe gris du dehors, balayé par un vent terrible, voici les énormes chameaux de Mongolie à crinière de lion, qui perpétuellement y défilent en cortège et font nos chevaux se cabrer de peur.

L'après-midi, nous sommes à Tong-Tchéou, la ville de ruines et de cadavres, qu'il faut franchir dans le silence pour arriver au bord du Peï-Ho. Et là, je retrouve ma jonque amarrée, sous la garde d'un cavalier du train; ma même jonque, qui m'avait amené de Tien-Tsin, mon même équipage de Chinois et tout mon petit matériel de lacustre demeuré intact. On n'a pillé en mon absence que ma provision d'eau pure, ce qui est très grave pour nous, mais si pardonnable, en ce moment où l'eau du fleuve est un objet d'effroi pour nos pauvres soldats! Tant pis! nous boirons du thé bouillant.

A la course, allons chez le chef d'étape régler nos papiers, allons toucher nos rations de campagne au magasin de vivres installé dans les ruines, et vite, démarrons la jonque de la rive infecte qui sent la peste et la mort, commençons de redescendre le fleuve, au fil du courant, vers la mer.

Bien qu'il fasse sensiblement plus froid encore qu'à l'aller, c'est presque amusant de reprendre la vie nomade, de réhabiter le petit sarcophage au toit de natte, de s'enfoncer, à la nuit tombante, dans l'immense solitude d'herbages, en glissant entre les deux rives noires.

Mercredi 31 octobre.

Le soleil matinal resplendit sur le pont de la jonque couvert d'une couche de glace. Le thermomètre marque 8° au-dessous de zéro, et le vent de Mongolie souffle avec violence, âpre, cruel, mais puissamment salubre.

Nous avons pour nous le courant rapide, et, beaucoup plus vite qu'au départ, défilent sous nos yeux les rives désolées, avec leurs mêmes ruines, leurs mêmes cadavres aux mêmes places. Du matin au soir, pour nous réchauffer, nous marchons sur le chemin de halage, courant presque à côté de nos Chinois à la cordelle. Et c'est une plénitude de vie physique; dans ce vent-là, on se sent infatigables et légers.

Jeudi 1er novembre.

Notre trajet par le fleuve n'aura duré cette fois que quarante-huit heures, et nous n'aurons dormi que deux nuits de gelée sous le toit de nattes minces qui laisse voir par ses mailles le scintillement des étoiles, car vers la fin du jour nous entrons à Tien-Tsin.

Ce Tien-Tsin, où il nous faudra chercher un gîte pour la nuit, s'est repeuplé terriblement depuis notre dernier passage. Nous mettons près de deux heures pour traverser à l'aviron l'immense ville, au milieu d'une myriade de canots et de jonques, les deux rives du fleuve encombrées de foules chinoises qui hurlent, qui s'agitent, achètent ou vendent, malgré l'éboulement des murailles et des toitures.

Vendredi 2 novembre.

Sous le vent de gel et de poussière qui continue de souffler sans pitié, nous arrivons pour midi dans l'horrible Takou, à l'embouchure du fleuve. Mais hélas! impossible de rejoindre l'escadre aujourd'hui: les marées sont défavorables, la barre mauvaise, la mer démontée. Peut-être demain et encore?…

J'avais presque eu le temps de l'oublier, moi, la vie incertaine et pénible que l'on mène ici: perpétuelle inquiétude du temps qu'il va faire; préoccupation pour tel chaland, chargé de soldats ou de matériel, qui risque d'être surpris dehors ou de s'échouer sur la barre; complications et dangers de toute sorte pour ce va-et-vient entre la terre et les navires, pour ce débarquement du corps expéditionnaire,—qui semble peut-être une chose si simple, lorsqu'on y regarde de loin, et qui est un monde de difficultés, dans de tels parages…

Samedi 3 novembre.

En route dès le matin pour l'escadre, par grosse mer. Au bout d'une demi-heure, la sinistre rive de Chine s'est évanouie derrière nous et les fumées des cuirassés commencent d'étendre sur l'horizon leur nuage noir. Mais nous craignons d'être forcés de rebrousser chemin, tant il fait mauvais…

Tout trempé d'embruns, je finis cependant par arriver, et, entre deux lames, je saute à bord du Redoutable,—où mes camarades, qui n'ont pas eu comme moi un intermède de haute chinoiserie, sont à la peine depuis déjà quarante jours.

V. RETOUR A NING-HAI

Environ six semaines plus tard. C'est encore le matin, mais il fait sombre et froid. Après avoir été à Tien-Tsin, à Pékin et ailleurs, où tant d'étranges ou funèbres images ont passé sous nos yeux, nous voici revenus devant Ning-Haï, que nous avions eu le temps d'oublier; notre navire a repris là, au petit jour, son précédent mouillage, et nous retournons au fort des Français.

Il fait sombre et froid; l'automne, très brusque dans ces régions, a ramené des gelées soudaines, et les bouleaux, les saules achèvent de dépouiller leurs feuilles, sous un ciel bas, d'une couleur terne et glacée.

Les zouaves, habitants du fort, qui si gaiement, il y a un mois, s'étaient mis en route pour y succéder à nos matelots, ont déjà laissé dans la terre chinoise quelques-uns des leurs, emportés par le typhus, ou tués par des explosions de torpilles, par des coups de feu. Et nous venons ce matin, avec l'amiral et des marins en armes, rendre les honneurs derniers à deux d'entre eux qui, d'une façon particulièrement tragique, par une lamentable méprise, sont tombés sous des balles russes.

Tout est plus solitaire sur les routes de sable semées de feuilles jaunes. Les cosaques de la plaine ont évacué leurs campements et disparu, de l'autre côté de la Grande Muraille, vers la Mandchourie. C'est fini de l'agitation des premiers jours, fini de la confusion et de l'encombrement joyeux; cela «s'est tassé», comme on dit en marine; chacun a pris ses quartiers d'hiver à la place assignée; quant aux paysans d'alentour, ils ne sont pas revenus, et les villages restent vides, à l'abandon.

Le fort, orné toujours de ses emblèmes chinois, de son écran de pierre et de son monstre, porte à présent un nom très français: il s'appelle le fort «Amiral-Pottier». Et quand nous entrons, les clairons sonnant aux champs pour l'amiral, les zouaves rangés sous les armes regardent avec un respect attendri ce chef qui vient honorer les funérailles de deux soldats.

Les portes franchies, on a tout à coup le sentiment inattendu d'arriver sur un sol de France,—et vraiment on serait en peine de dire par quel sortilège ces zouaves, en un mois, ont fait de ce lieu et de ses proches alentours quelque chose qui est comme un coin de patrie.

Rien de bien changé cependant; ils se sont contentés de déblayer les immondices chinoises, de mettre en ordre le matériel de guerre, de blanchir les logis, d'organiser une boulangerie où le pain sent bon,—et un hôpital où beaucoup de blessés, hélas! et de malades dorment sur des petits lits de camp très propres. Mais tout cela, dès l'abord, sans qu'on sache pourquoi, vous cause une émotion de France retrouvée…

Au milieu du fort, dans la cour d'honneur, devant la porte de la salle où le mandarin trônait, deux voitures d'artillerie, sous le triste ciel d'automne, attendent, dételées. Leurs roues sont garnies de feuillage, et des draps blancs les enveloppent, semés de pauvres petits bouquets qui y tiennent par des épingles: dernières fleurs des jardins chinois d'alentour, maigres chrysanthèmes et chétives roses flétries par la gelée; tout cela, disposé avec des soins touchants et de gentilles gaucheries de soldat, pour les camarades qui sont morts et qui reposent là sur ces voitures, dans des cercueils couverts du pavillon de France.

Et c'est une surprise d'entrer dans cette vaste chambre du mandarin, que les zouaves ont transformée en chapelle.

Chapelle un peu étrange, il est vrai. Aux murs tout blancs de chaux, des vestes de soldats chinois sont clouées en étoiles, réunies en trophées avec des sabres, des poignards, et, sur la nappe blanche de l'autel que des potiches décorent, les flambeaux pour les cierges sont faits d'obus et de baïonnettes;—choses naïves et charmantes, que les soldats savent arranger quand ils sont en exil.

La messe alors commence, très militaire, avec des piquets en armes, avec des sonneries de clairon qui font tomber à genoux les zouaves; messe dite par l'aumônier de l'escadre, dans ses ornements de deuil; messe de mort, pour les deux qui dorment, devant la porte, au vent glacé, sur les fourgons ornés de tardives fleurs. Et, dans la cour, les cuivres un peu assourdis entonnent lentement le «Prélude» de Bach, qui monte comme une prière, dominant ce mélange de patrie et de terre lointaine, de funérailles et de matinée grise…

Ensuite c'est le départ pour un enclos chinois tout proche, aux solides murs de terre battue, dont nous avons fait ici notre cimetière. On attelle des mules aux deux fourgons lourds, et l'amiral lui-même conduit le deuil, par les sentiers de sable où les zouaves forment la haie, présentant les armes.

Le soleil, ce matin, ne percera pas les nuées d'automne, au-dessus de cet enterrement d'enfants de France. Il fait toujours sombre et froid, et les saules, les bouleaux de la morne campagne continuent de semer sur nous leurs feuilles.

Ce cimetière improvisé, au milieu de tout l'exotisme qui l'entoure, a déjà pris lui aussi un air d'être français,—sans doute à cause de ces braves noms de chez nous, inscrits sur les croix de bois des tombes toutes fraîches, à cause de ces pots de chrysanthèmes, apportés par les camarades devant les tristes mottes de terre. Cependant au-dessus du mur qui protège nos morts, ce rempart si voisin, qui monte et se prolonge indéfiniment dans la campagne sous les nuages de novembre, c'est la Grande

Muraille de Chine,—et nous sommes loin, effroyablement loin, dans l'exil extrême.
Maintenant les nouveaux cercueils sont descendus, chacun au fond de sa fosse, continuant ainsi la rangée, qui est déjà longue, de ces jeunes sépultures; tous les zouaves se sont approchés, les files serrées, et leur commandant rappelle en quelques mots comment ces deux-là tombèrent:
C'était aux environs d'ici. La compagnie marchait sans méfiance, dans la direction d'un fort où l'on venait de hisser le pavillon de Russie, quand les balles tout à coup fouettèrent comme une grêle; ces Russes, derrière leurs créneaux, étaient des nouveaux venus qui n'avaient jamais rencontré de zouaves et qui prenaient leurs bonnets rouges pour des calottes de Boxers. Avant que la méprise fût reconnue, nous avions déjà plusieurs des nôtres à terre, sept blessés dont un capitaine, et ces deux morts, dont l'un était le sergent qui agitait notre drapeau pour essayer d'arrêter le feu.
Enfin l'amiral à son tour parle aux zouaves, dont les regards alignés se voilent bientôt de bonnes larmes,—et, quand il s'avance sur le funèbre éboulement de terre pour abaisser son épée vers les fosses béantes, en disant à ceux qui y sont couchés: «Je vous salue en soldat, pour la dernière fois», on entend un vrai sanglot, très naïf et nullement retenu, partir de la poitrine d'un large garçon hâlé qui, dans le rang, n'a pourtant pas l'air du moins brave…
Le vide pitoyable, à côté de cela, le vide ironique de tant de pompeuses cérémonies sur des tombes officielles, et de beaux discours!
Oh! dans nos temps médiocres et séniles, où tout s'en va en dérision et où les lendemains épouvantent, heureux ceux qui sont fauchés debout, heureux ceux qui tombent, candides et jeunes, pour les vieux rêves adorables de patrie et d'honneur, et que l'on emporte enveloppés d'un humble petit drapeau tricolore,—et que l'on salue en soldat, avec des paroles simples qui font pleurer!… [Loti1]

1902.6 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (6)

VI. PÉKIN AU PRINTEMPS

I. Jeudi 18 avril 1901.

Le terrible hiver de Chine, qui nous avait pour quatre mois chassés de ce golfe de Pékin envahi par les glaces, vient de finir, et nous voici de nouveau à notre poste de misère, revenus avec le printemps sur les eaux bourbeuses et jaunes, devant l'embouchure du Peï-Ho.

Aujourd'hui, la télégraphie sans fil, par une série d'imperceptibles vibrations cueillies en haut de la mâture du Redoutable, nous informe que le palais de l'Impératrice, occupé par le feld-maréchal de Waldersee, était en feu cette nuit et que le chef d'état-major allemand a péri dans la flamme.

De toute l'escadre alliée, nous sommes les seuls avertis, et l'amiral aussitôt me donne l'ordre imprévu de partir pour Pékin, où je devrai offrir ses condoléances au maréchal et le représenter aux funérailles allemandes.

Vingt-cinq minutes pour mes préparatifs, emballage de grande et de petite tenue; le bateau qui doit m'emporter à terre ne saurait attendre davantage sans risquer de manquer la marée et de ne pouvoir franchir ce soir la barre du fleuve.

Printemps encore incertain, brise froide et mer remuante. Au bout d'une heure de traversée, je mets pied sur la berge de l'horrible Takou, devant le quartier français où il me faudra passer la nuit.

Vendredi 19 avril.

La voie ferrée, que les Boxers avaient détruite, a été rétablie, et le train que je prends ce matin me mènera directement à Pékin, pour quatre heures du soir.

Voyage rapide et quelconque, si différent de celui que j'avais fait au début de l'hiver, en jonque et à cheval!

Les pluies du printemps ne sont pas commencées; la verdure frileuse des maïs, des sorghos et des saules, en retard sur ce qu'elle serait dans nos climats, sortie à grand'peine du sol desséché, jette sa nuance hésitante sur les plaines chinoises, saupoudrées de poussière grise et brûlées par un soleil déjà torride.

Et combien cette apparition de Pékin est différente aussi de celle de la première fois! D'abord nous arrivons non plus devant les remparts surhumains de la «Ville tartare», mais devant ceux de la «Ville chinoise», moins imposants et moins sombres.

Et, à ma grande surprise, par une brèche toute neuve dans cette muraille, le train passe, entre en pleine ville, me dépose devant la porte du «temple du Ciel»!—Il en va de même, paraît-il, pour la ligne de Pao-Ting-Fou: l'enceinte babylonienne a été percée, et le chemin de fer pénètre Pékin, vient mourir à l'entrée des quartiers impériaux.—Que de bouleversements inouïs trouvera cet empereur Céleste, s'il revient jamais: les locomotives courant et sifflant à travers la vieille capitale de l'immobilité et de la cendre!… Sur le quai de cette gare improvisée, une animation plutôt joyeuse; beaucoup de monde européen, au-devant des voyageurs qui débarquent.

Parmi tant d'officiers réunis là, il en est un que je reconnais sans l'avoir jamais vu, et vers qui spontanément je m'avance: le colonel Marchand, le héros que l'on sait,—arrivé à Pékin en novembre dernier, alors que je n'y étais déjà plus. Et, ensemble, nous partons en voiture pour le quartier général français, où l'hospitalité m'est offerte.

C'est à une lieue environ, ce quartier général, toujours dans ce petit palais du Nord que j'avais connu au temps de sa splendeur chinoise et dont j'avais suivi les premières transformations. Lui-même, le colonel, habite tout auprès, dans le palais de la Rotonde,—et, en causant, nous découvrons que, pour son logis particulier, il a justement choisi, sans le savoir, le même kiosque où j'avais fait mon cabinet de travail, durant ces journées de lumière et de silence, à l'arrière-saison.

Nous nous en allons par la grande voie magnifique des cortèges et des empereurs, par les portes triples percées dans les colossales murailles rouges sous l'écrasement des donjons à meurtrières; par les ponts de marbre, entre les gros lions de marbre au rire affreux, entre les vieux obélisques couleur d'ivoire où perchent des bêtes de rêve.

Et quand, après les cahots, le tapage et les foules, notre voiture glisse enfin librement sur les larges dalles de pierre, dans la relative solitude qu'est la «Ville Jaune», toute cette magnificence, revue ce soir, me paraît plus que jamais condamnée, et son temps plus révolu. Le Pékin impérial, dans son éternelle poussière, se chauffe à ces rayons d'avril, mais sans s'éveiller, sans reprendre vie après son long hiver glacé. Pas une goutte de pluie encore n'est tombée: un sol de poussière, des parcs de poussière.

Les vieux cèdres, noirâtres et poudreux, semblent des momies d'arbres, tandis que le vert des saules monotones commence à peine de poindre timidement, dans l'air comme blanchi de cendre, sous le terrible soleil tout blanc. En haut, vers un ciel clair qui est tissé de lumière et de chaleur, montent les souveraines toitures, les pyramides de faïence couleur d'or, dont l'affaissement de plus en plus s'accuse, et la vétusté, sous les touffes d'herbe et les nids d'oiseau. Les cigognes de Chine, revenues

avec le printemps, sont toutes là perchées, en rang sur le faîte prodigieux des palais, sur les précieuses tuiles, parmi les cornes et les griffes des monstres d'émail: petites personnes immobile et blanches, à demi perdues dans l'éblouissement de ce ciel, on dirait qu'elles méditent longuement sur les destructions de la ville, en contemplant à leurs pieds tant de mornes demeures… Vraiment, je trouve que Pékin a vieilli encore depuis mon voyage d'automne, mais vieilli d'un siècle ou deux; cet ensoleillement d'avril l'accable davantage, le rejette d'une façon plus définitive parmi les irrémédiables ruines; on le sent fini, sans résurrection possible.

Samedi 20 avril.

Ce matin, à neuf heures, sous un soleil torride, ont lieu les funérailles du général Schwarzhof, qui fut l'un des plus grands ennemis de la France, et qui trouva dans ce palais chinois une mort si imprévue, quand sa destinée semblait l'appeler à devenir le chef d'état-major général de l'armée allemande.

Tout le palais n'a pas brûlé, mais seulement la partie superbe où le maréchal et lui habitaient, les appartements aux incomparables boiseries d'ébène et la salle du trône remplie de chefs-d'oeuvre d'art ancien.

Le cercueil a été disposé dans une grande salle épargnée par le feu. Devant la porte, sous le dangereux soleil, se tient le maréchal aux cheveux blancs; un peu accablé, mais gardant sa grâce exquise de gentilhomme et de soldat, il accueille là les officiers qu'on lui présente: des officiers de tout costume et de tout pays, arrivant à cheval, à pied, en voiture, coiffés de claques, de casques ornés d'ailes ou de plumets. Viennent aussi de craintifs dignitaires chinois, gens d'un autre monde, et, dirait-on, d'un autre âge de l'histoire humaine. Et les messieurs en haut de forme de la diplomatie ne manquent pas non plus, apportés comme par anachronisme dans les vieux palanquins asiatiques.

La chinoiserie de la salle est entièrement dissimulée sous des branches de cyprès et de cèdre, cueillies dans le parc impérial par les soldats allemands et par les nôtres; elles tapissent la voûte et les murailles, ces branches, et de plus font la jonchée par terre; elles répandent une odeur balsamique de forêt autour du cercueil, qui disparaît sous les lilas blancs des jardins de l'Impératrice.

Après le discours d'un pasteur luthérien, il y a un choeur d'Hændel, chanté derrière les verdures par de jeunes soldats allemands, avec des voix si fraîches et si faciles que cela repose comme une musique céleste. Et, à travers la grande salle, des pigeons familiers, que l'invasion barbare n'a pas troublés dans leurs habitudes, volent tranquillement au-dessus de nos têtes empanachées ou dorées.

Au son des cuivres militaires, le cortège ensuite se met en marche, pour faire le tour du Lac des Lotus. Sur le parcours, une haie, telle qu'on n'en avait jamais vu, est formée par des soldats de toutes les nations; des Bavarois succèdent à des Cosaques, des Italiens à des Japonais, etc. Parmi tant d'uniformes de couleur plutôt sombre, tranchent les vestes rouges du petit détachement anglais, dont les reflets dans le lac font comme des traînées sanglantes et cruelles,—oh! un tout petit détachement, presque un peu ridicule, à côté de ceux que les autres nations ont envoyés: l'Angleterre, en Chine, s'est surtout fait représenter par des hordes d'Indiens, et chacun sait, hélas! à quelle sorte de besogne ses troupes en ce moment sont ailleurs occupées…

Sous la réverbération fatigante de dix heures du matin, les eaux, qui renversent les images de ces cordons de soldats, reflètent aussi les grands palais désolés, ou les quais de marbre, les kiosques de faïence bâtis çà et là tout au bord dans les herbages; et par endroits les lotus, qui avec le printemps commencent à sortir des vases profondes engraissées de cadavres, montrent à la surface leurs premières feuilles d'un vert teinté de rose.

On s'arrête à une pagode semi-obscure, où le cercueil sera provisoirement laissé. Elle est tellement remplie de feuillage qu'on croirait d'abord entrer dans un jardin de cèdres, de saules et de lilas blancs; mais bientôt les yeux distinguent, derrière et au-dessus de ces verdures, d'autres frondaisons plus rares et plus magnifiques, des frondaisons étincelantes, ciselées jadis par les Chinois pour leurs dieux, en forme de touffes d'érable, de touffes de bambou, et montant comme de hautes charmilles d'or vers les plafonds d'or.

C'est la fin de ces étranges funérailles. Ici, les groupes se divisent, se trient par nations, pour se disperser bientôt dans les allées brûlantes du bois, s'en aller vers les différents palais…

Sous la lumière d'avril, le décor de la «Ville jaune» paraît plus profond, plus vaste que jamais. Et vraiment on se sent confondu devant tout ce factice gigantesque. Combien le génie de ce peuple chinois a été jadis admirable! Au milieu d'une plaine aride, d'un steppe sans vie, avoir créé de toutes pièces et d'un seul coup cette ville de vingt lieues de tour, avec ses aqueducs, ses bois, ses rivières, ses montagnes et ses grands lacs! Avoir créé des lointains de forêt, des horizons d'eau pour donner aux souverains des illusions de fraîcheur! Et avoir enfermé tout cela—qui est cependant si grand qu'on ne le voit pas finir,—l'avoir séparé du reste du monde, l'avoir séquestré, si l'on peut dire ainsi, derrière de formidables murailles!

Ce que les plus audacieux architectes n'ont pu créer, par exemple, ni les plus fastueux empereurs, c'est un vrai printemps dans leur pays desséché, un printemps comme les nôtres, avec les pluies tièdes, avec

la poussée folle des graminées, des fougères et des fleurs. Point de pelouses, point de mousses, ni de foins odorants; le renouveau, ici, s'indique à peine par les maigres feuilles des saules, par quelque touffe d'herbe de place en place, ou la floraison, çà et là, d'une espèce de giroflée violette, sur la poussière du sol. Il ne pleuvra qu'en juin, et alors ce sera un déluge, noyant toutes choses…
Pauvre «Ville jaune», où nous cheminons ce matin, sous un soleil de plomb, rencontrant tant de monde, tant de détachements armés, tant d'uniformes, pauvre «Ville jaune» qui fut pendant des siècles fermée à tous, refuge inviolable des rites et des mystères du passé, lieu de splendeur, d'oppression et de silence; quand je l'avais vue en automne, elle gardait un air de délaissement qui lui seyait encore; mais je la retrouve animée aujourd'hui par la vie débordante des soldats de toute l'Europe! Partout, dans les palais, dans les pagodes d'or, des cavaliers «barbares» traînent leurs sabres, ou pansent leurs chevaux, sous le nez des grands bouddhas rêveurs…
Vu aujourd'hui, chez des marchands chinois, un dépôt de ces ingénieuses statuettes en terre cuite qui sont une spécialité de Tien-Tsin. Elles ne figuraient jusqu'à cette année que des gens du Céleste Empire, de toutes les conditions sociales et dans toutes les circonstances de la vie; mais celles-ci, inspirées par l'invasion, représentent les divers «guerriers d'Occident», types et costumes reproduits avec la plus étonnante exactitude. Or, les minutieux modeleurs ont donné aux soldats de certaines nations européennes, que je préfère ne pas désigner, des expressions de colère féroce, leur ont mis en main des sabres au clair ou des triques, des cravaches levées pour cingler.
Quant aux nôtres, coiffés de leur béret de campagne et très Français de visage avec leurs moustaches faites en soie jaune ou brune, ils portent tous tendrement dans leurs bras des bébés chinois. Il y a plusieurs poses, mais toujours procédant de la même idée; le petit Chinois quelquefois tient le soldat par le cou et l'embrasse; ailleurs le soldat s'amuse à faire sauter le bébé qui éclate de rire; ou bien il l'enveloppe soigneusement dans sa capote d'hiver… Ainsi donc, aux yeux de ces patients observateurs, tandis que les autres troupiers continuent de brutaliser et de frapper, le troupier de chez nous est celui qui, après la bataille, se fait le grand frère des pauvres bébés ennemis; au bout de quelques mois de presque cohabitation, voilà ce qu'ils ont trouvé, les Chinois, et ce qu'ils ont trouvé tout seuls, pour caractériser les Français.
Il faudrait pouvoir répandre en Europe les exemplaires de ces différentes statuettes: ce serait pour nous, par comparaison, un bien glorieux trophée rapporté de cette guerre,—et, dans notre pays même, cela fermerait la bouche à nombre d'imbéciles[3].
[Note 3: Peu de jours après, par ordre des commandants supérieurs, les statuettes accusatrices ont été retirées de la circulation et les moules brisés. Seules, les statuettes Françaises sont restées en vente: encore sont-elles devenues fort rares.]
Dans l'après-midi, le maréchal de Waldersee vient au quartier général français. Il se complaît à redire, ce qui est du reste la vérité, que l'incendie a été éteint presque uniquement par nos soldats,—sous la conduite de mon nouvel ami, le colonel Marchand.
En effet, le soir, vers onze heures, étant à songer sur les hautes terrasses de son palais de la Rotonde, le colonel se trouva en bonne place pour voir l'immense gerbe rouge, reflétée dans l'eau, s'élancer superbement de cet amas d'ébène sculptée et de fin laque d'or. Il accourut le premier, avec un détachement de chez nous, et, jusqu'au matin, il put maintenir dix pompes françaises en action, tandis que notre infanterie de marine, sous ses ordres, faisait à coups de hache la part du feu. C'est à lui en outre que l'on doit d'avoir pu retrouver le corps du général Schwarzhof: sur la place exacte où il le savait tombé, il fit constamment diriger une gerbe d'eau, sans laquelle l'incinération eût été complète.
Je vais, le soir, faire visite à monseigneur Favier, qui est tout juste revenu de sa tournée d'Europe, plein de confiance et de projets.
Et comme tout est changé, depuis l'automne, dans la concession catholique! Au lieu de l'accablement et du silence, c'est la vie et la pleine activité. Huit cents ouvriers—presque tous Boxers, affirme l'évêque, avec un beau sourire de défi—travaillent à réparer la cathédrale, qui est emmaillotée du haut en bas dans des échafaudages de bambou. On a tracé alentour des avenues plus larges, planté des allées de jeunes acacias, entrepris mille choses, tout comme si une ère de paix définitive était commencée, les persécutions à jamais finies.
Pendant que je suis à causer avec l'évêque, dans le parloir blanc, le maréchal arrive. Il reparle de l'incendie de son palais, naturellement, et, avec sa délicate courtoisie, il veut bien nous dire que, de tous les souvenirs perdus par lui dans le désastre, ce qu'il regrette le plus, c'est sa croix française de la Légion d'honneur.

II. Dimanche 21 avril.
Ma facile mission terminée, je n'avais plus qu'à reprendre le chemin du Redoutable.
Mais le général a eu la bonté, hier soir, de m'offrir de rester auprès de lui quelques jours encore. Il me propose d'aller visiter les tombeaux des empereurs de la dynastie actuelle, qui sont dans un bois sacré, à une cinquantaine de lieues au sud-ouest de Pékin; tombeaux que l'on n'avait jamais vus avant cette guerre et qu'on ne verra sans doute jamais après. Pour cela, il faut écrire là-bas à l'avance, avertir les mandarins, avertir surtout les commandants des postes français échelonnés sur la route, et c'est presque une petite expédition à organiser; j'ai donc demandé dix jours à l'amiral, qui a bien voulu me les accorder par dépêche, et me voici encore l'hôte de ce palais pour bien plus longtemps que je ne l'aurais cru.
Ce matin dimanche, je vais assister à la grand'messe des Chinois, dans la cathédrale en réparation de monseigneur Favier.
J'entre par le côté gauche de la nef,—qui est le côté des hommes, tandis que toute la partie droite est réservée aux femmes.
L'église, quand j'arrive, est déjà bondée de Chinois et de Chinoises agenouillés, à tout touche, et fredonnant ensemble à mi-voix une sorte de mélopée ininterrompue, comme le bourdonnement d'une ruche immense. On sent fortement le parfum du musc, dont toutes les robes de coton ou de soie sont imprégnées, et aussi une intolérable odeur de race jaune qui ne se peut définir. Devant moi, jusqu'au fond de l'église, des hommes à genoux, tête baissée; des dos par centaines, sur lesquels pendent les longues queues. Du côté des femmes, ce sont des soies vives, une violente bigarrure de couleurs; des chignons lisses et noirs comme de l'ébène vernie, piqués de fleurs et d'épingles d'or.—Et tout ce monde chante, presque à bouche fermée, comme en rêve. Le recueillement est visible, et il est touchant, malgré l'extrême drôlerie des personnages; vraiment ces gens-là prient, et semblent le faire avec humilité, avec ferveur.
Maintenant, voici le spectacle pour lequel j'avoue que j'étais venu: la sortie de la messe,—une occasion unique de voir quelques-unes des belles dames de Pékin, car elles ne se montrent point dans les rues, où ne circulent que les femmes de basses classes.
Et elles étaient bien là deux ou trois cents élégantes, qui commencent de sortir l'une après l'autre avec lenteur, sur leurs pieds trop petits et leurs chaussures trop hautes. Oh! les étranges minois fardés et les étranges atours, émergeant à la file par la porte étroite. Ces coupes de pantalons, ces coupes de tuniques, ces recherches de formes et de couleurs, tout cela doit être millénaire comme la Chine,—et combien c'est loin de nous! on dirait des poupées d'un autre âge, d'un autre monde, échappées des vieux paravents ou des vieilles potiches, pour prendre réalité et vie sous ce beau soleil d'un matin d'avril. Il y a des dames chinoises aux orteils déformés, aux invraisemblables petits souliers pointus; pointus aussi, leurs catogans tout empesés et tout raides, qui se relèvent sur leurs nuques comme des queues d'oiseau. Il y a des dames tartares, de cette aristocratie spéciale qu'on appelle «les huit bannières»; elles ont les pieds naturels, celles-ci, mais leurs mules brodées posent sur des talons plus hauts que des échasses, leur chevelure est étendue, dévidée comme un écheveau de soie noire, sur une longue planchette qu'elles placent en travers, derrière leur tête, et qui leur fait deux cornes horizontales, avec une fleur artificielle à chaque bout.
Peintes à la façon des têtes de cire chez les coiffeurs, bien blanches avec un petit rond bien rose au milieu de chaque joue, on sent qu'elles s'arrangent ainsi par étiquette, par convenance, sans viser le moins du monde à l'illusion.
Elles causent, elles rient discrètement; elles mènent par la main des bébés adorables, qui ont été sages à la messe comme des petits chats en porcelaine, et qu'elles ont coiffés, attifés avec un art tout à fait comique. Beaucoup sont jolies, très jolies même; presque toutes ont l'air réservé, l'air décent, l'air comme il faut.
Et cette sortie a lieu tranquillement, avec des apparences de paix et de joie, dans la pleine sécurité de ces entours, qui furent, il y a si peu de temps, un lieu de massacre et d'horreur. Les portes des enclos sont grandes ouvertes et une avenue toute neuve, bordée de jeunes arbres, est tracée au travers de ces ruines, qui furent récemment un charnier de cadavres. Quantité de charrettes chinoises, aux belles housses de soie ou de coton bleu, sont là qui attendent, sur leurs roues pesantes ornées de cuivre, et toutes les poupées, avec mille cérémonies, y prennent place, s'en vont comme on s'en va d'une fête… Une fois de plus, les chrétiens de la Chine ont gain de cause et ils triomphent librement—jusqu'à la tuerie prochaine.
A deux heures aujourd'hui, suivant la coutume des dimanches, la musique de l'infanterie de marine se met à jouer dans la cour du quartier général,—dans la cour de ce palais du Nord, que j'avais connue remplie de débris étranges et magnifiques, sous le vent glacé d'automne, et qui est à présent si bien déblayée, si bien ratissée, avec un commencement de verdure d'avril aux branches de ses petits arbres.
Il est plutôt triste, ce semblant de dimanche français. Le sentiment de l'exil, que l'on ne perd jamais ici,

est avivé plutôt par cette pauvre musique presque sans auditeurs, où ne viennent point de femmes parées ni de bébés joyeux, mais seulement deux ou trois groupes de soldats flâneurs, et quelques malades ou blessés de notre hôpital, aux jeunes figures pâlies, l'un traînant la jambe, l'autre s'appuyant sur une béquille.
Et toutefois on se sent aussi un peu chez nous par instants, autour de cette musique-là; ce va-et-vient de zouaves, de troupiers d'infanterie de marine et de bonnes Soeurs arrive à figurer comme un petit coin de France. Et puis, au-dessus des galeries vitrées, qui encadrent de leurs colonnettes et de leur exotisme cette cour du quartier, monte la flèche gothique de l'église proche, avec un grand drapeau tricolore qui flotte au sommet, bien haut dans le ciel bleu, dominant tout, et protégeant notre petite patrie ici improvisée, au milieu de ce repaire des empereurs de Chine.
Quel changement dans ce palais du Nord, depuis mon passage de l'automne dernier!
En dehors de la partie réservée au général et à ses officiers, toutes les galeries, toutes les dépendances sont devenues des salles d'hôpital pour nos soldats; cela convenait d'ailleurs merveilleusement à un tel usage, ces corps de logis séparés les uns des autres par des cours et élevés sur de hautes assises en granit. Il y a là maintenant près de deux cents lits pour nos pauvres malades, qui y sont installés à ravir, ayant de l'air et de la lumière à discrétion, grâce à tous les vitrages de ces fantaisistes palais. Et les braves Soeurs en cornette blanche trottent menu de côté et d'autre, colportant les potions, les linges bien propres—et les bons sourires.
Le petit parloir de la supérieure—une vieille fille au fin visage desséché qui vient de recevoir la croix devant le front de nos troupes rangées, pour avoir été constamment admirable pendant le siège—son petit parloir badigeonné à la chaux est tout à fait typique et charmant, avec ses six chaises chinoises, sa table chinoise, ses deux aquarelles chinoises de fleurs et de fruits pondues aux murs (toutes choses choisies parmi ce qu'il y avait de plus modeste et de plus discret dans les réserves sardanapalesques de l'Impératrice); et la grande Vierge de plâtre qui y trône à la place d'honneur est entre deux potiches remplies de lilas blanc.
Les lilas blancs! Il y en a de magnifiques touffes fleuries, dans tous les jardins murés de ce palais; eux seuls indiquent joyeusement ici l'avril, le vrai renouveau sous ce déjà brûlant soleil,—et c'est, comme on pense, une aubaine pour les bonnes Soeurs, qui en font de véritables bosquets à leurs Vierges et à leurs saintes, sur leurs petites chapelles naïves.
Tous ces logis de mandarins ou de jardiniers, qui s'en vont là-bas jusque sous les arbres, je les avais connus en plein désarroi, encombrés de dépouilles étranges, d'immondices inquiétantes, et empestant le cadavre: à présent je les retrouve bien nets, bien blanchis à la chaux, n'ayant plus rien de funèbre; les religieuses y ont passé, établissant ici une buanderie, là une cuisine où l'on fait de la bonne soupe pour les convalescents, ailleurs une lingerie où des piles de draps et de chemises pour les malades sentent bon la lessive et sont bien en ordre sur des étagères garnies de papier immaculé…
Du reste, je suis comme le plus simple de nos matelots ou de nos soldats: très enclin à me laisser réconforter et charmer rien que par la vue d'une cornette de bonne Soeur. C'est sans doute une lacune regrettable de mon imagination, mais je vibrerais certainement moins devant le chignon d'une infirmière laïque…
Hors de notre quartier général, le dimanche, en ces temps inouïs pour Pékin, est marqué par la quantité de soldats de toutes armes qui circulent dans les rues.
On a partagé la ville en zones, confiées chacune à l'un des peuples envahisseurs, et on ne voisine guère d'une zone à l'autre; les officiers quelquefois, les soldats presque jamais. Par exception, les Allemands viennent un peu chez nous, et nous chez eux,—puisque l'un des résultats les plus indéniables de cette guerre aura été d'établir une sympathie entre les hommes des deux armées; mais là se bornent les relations internationales de nos troupes.
La partie de Pékin dévolue à la France, et qui a plusieurs kilomètres de tour, est celle que les Boxers pendant le siège avaient le plus détruite, celle qui renfermait le plus de ruines et de solitudes, mais celle aussi où la vie et la confiance ont le plus tôt reparu. Nos soldats sont ceux qui fusionnent le plus gentiment avec les Chinois, les Chinoises, même les bébés chinois. Dans tout ce monde-là, ils se sont fait des amis, et cela se voit de suite à la façon dont on vient à eux familièrement, au lieu de les fuir.
Dans ce Pékin français, la moindre maisonnette à présent a planté sur ses murs un petit pavillon tricolore comme sauvegarde. Beaucoup de gens ont même collé sur leur porte un placard de papier blanc, dû à l'obligeance de quelqu'un de nos troupiers, et sur lequel on lit en grosses lettres d'écriture enfantine: «Nous sommes des Chinois protégés français», ou bien: «Ici, c'est tout Chinois chrétiens.»
Et le moindre bébé en robe, ou tout nu coiffé d'un ruban et d'une queue, a appris à nous faire en souriant le salut militaire quand nous passons.
Au coucher du soleil, les soldats rentrent, les casernes se ferment.
Silence et obscurité partout.
Nuit particulièrement noire aujourd'hui. Vers dix heures, je sors du quartier avec un de mes camarades

de l'armée de terre. Une lanterne à la main, nous nous en allons dans le dédale sombre, hélés d'abord çà et là par des sentinelles, puis ne rencontrant plus personne que des chiens effarés, et traversant des ruines, des cloaques, d'ignobles ruelles qui sentent la mort.
Une maison d'aspect très louche est le terme de notre course… Les veilleurs de la porte, qui étaient aux aguets, nous annoncent par un long cri sinistre, et nous nous enfonçons dans une série de détours et de couloirs obscurs. Plusieurs petites chambres, basses de plafond, trop encloses, étouffantes, qu'éclairent de vagues lampes fumeuses; elles ne sont meublées que d'un divan et d'un fauteuil; l'air irrespirable y est saturé d'opium et de musc. Et le patron, la patronne ont bien l'embonpoint et la bonhomie patriarcale qui cadrent avec une telle demeure.
Je prie cependant que l'on ne s'y trompe pas: c'est ici une maison de chant (une des plus vieilles institutions chinoises, tendant à disparaître), et on n'y vient que pour entendre de la musique, dans des nuages de fumée endormeuse.
Avec hésitation, nous prenons place dans une des chambres étroites, sur un matelas rouge, sur des coussins rouges, dont les broderies représentent naturellement des bêtes horribles. La propreté est douteuse et l'excès des senteurs nous gêne. Aux murs tendus de papier, des aquarelles représentent des sages béatifiés parmi des nuées. Dans un coin, une vieille pendule allemande, qui doit habiter Pékin depuis au moins cent ans, bat son tic tac au timbre grêle. On dirait que, dès l'arrivée, notre esprit s'enténèbre au milieu de tant de lourds rêves d'opium qui ont dû éclore sur ce divan, puis rester captifs sous les solives de l'écrasant plafond noir.—Et c'est ici un lieu de fête élégante pour Chinois, un lieu réservé où, avant la guerre, aucun Européen, à prix d'or, n'aurait pu être admis.
Repoussant les longues pipes empoisonnées que l'on nous offre, nous allumons des cigarettes turques, et la musique commence.
C'est d'abord un guitariste qui se présente, un guitariste merveilleux comme il ne s'en trouve qu'à Grenade ou à Séville. Il fait pleurer sur ses cordes des chants d'une tristesse infinie.
Après, pour nous amuser, il imite, toujours sur sa même guitare, le bruit d'un régiment français qui passe: les tambours en sourdine et notre «Marche des zouaves» qui semble sonnée par des clairons dans le lointain.
Paraissent enfin trois petites bonnes femmes, pâlottes et grasses, qui vont nous faire entendre des trios plaintifs, avec des vocalises en mineur dont la tristesse convient aux rêves de la fumée noire. Mais, avant de chanter, l'une des trois, qui est l'étoile, une bizarre petite créature très parée, avec une tiare comme une déesse, en fleurs en papier de riz, s'avance vers moi sur la pointe de ses pieds martyrisés, me tend la main à l'européenne, disant en français, d'un accent un peu créole et non sans une certaine aisance distinguée:
—Bonsoir, colonel!…
Et c'était bien la dernière des choses que j'attendais! Vraiment, l'occupation de Pékin par nos troupes françaises aura été féconde en résultats imprévus…
Lundi 22 avril.
Mon voyage aux tombeaux des Empereurs tarde à s'organiser. Les réponses arrivées au quartier général disent que le pays est moins sûr depuis quelques jours, des bandes de Boxers ayant reparu dans la province, et on attend de nouveaux renseignements pour me laisser partir.
Et je suis allé revoir, à l'ardent soleil printanier d'aujourd'hui, l'horreur des cimetières chrétiens violés par les Chinois.
Le bouleversement y est demeuré pareil, c'est toujours le même chaos de marbres funéraires, d'emblèmes mutilés, de stèles renversées. Les quelques débris humains que les Boxers n'avaient pas eu le loisir de broyer avant leur déroute traînent aux mêmes places; aucune main pieuse n'a osé les ensevelir à nouveau, car, suivant les idées chinoises, ce serait accepter l'injure subie que de les remettre en terre: jusqu'au jour des réparations complètes, ils doivent rester là pour crier vengeance.
Rien n'est changé dans ce lieu d'abomination, sauf qu'il ne gèle plus, sauf que le soleil brûle, et que, çà et là, sur le sol poudreux, fleurissent des pissenlits jaunes ou des giroflées violettes.
Quant aux grands puits béants que l'on avait comblés avec des cadavres de torturés, le temps a commencé d'y faire son oeuvre: les martyrs se sont desséchés; le vent a jeté sur eux de la terre et de la poussière; ils ne forment plus qu'un même et compact amas grisâtre, duquel cependant s'élèvent encore des mains, des pieds, des crânes.
Mais, dans l'un de ces puits, sur cette sorte de croûte humaine qui monte à un mètre environ du sol, gît le cadavre d'un pauvre bébé chinois, vêtu d'une petite chemise déchirée et emmailloté d'un morceau de laine rouge;—un cadavre tout frais et peut-être à peine raidi. C'est une petite fille sans doute, car pour les filles seulement, les Chinois ont de ces dédains atroces; nos bonnes Soeurs, le long des chemins, en ramassent ainsi tous les jours,—qu'on a jetées sur des tas de fumier et qui respirent encore. Celle-ci, probablement, a été lancée avant d'être morte,—soit qu'elle fût malade, mal venue, ou de trop dans la famille. Elle gît sur le ventre, les bras en croix, terminés par des menottes de poupée. Le nez, d'où le

sang a jailli, est collé sur les débris affreux; un duvet de jeune moineau couvre sa nuque où se promènent les mouches.
Pauvre petite créature, dans son lambeau de laine rouge, avec ses menottes étendues! Pauvre petit visage caché que personne ne retournera jamais, pour le regarder encore, avant la décomposition dernière!…

VII. VERS LES TOMBEAUX DES EMPEREURS

I. Vendredi 26 avril.

C'est enfin aujourd'hui mon départ pour ce bois sacré qui renferme les sépultures impériales.

A sept heures du matin, je quitte le palais du Nord, emmenant mes serviteurs de l'automne dernier, Osman et Renaud, plus quatre chasseurs d'Afrique et un interprète chinois. Nous partons à cheval, sur nos bêtes choisies pour le voyage et qui prendront le chemin de fer avec nous.

D'abord deux ou trois kilomètres à travers Pékin, dans la belle lumière matinale, par les grandes voies magnifiquement désolées, celles des cortèges et des empereurs, par les triples portes rouges, entre les lions de marbre et les obélisques de marbre, jaunis comme de vieux ivoires.

Maintenant, la gare,—et c'est en pleine ville, au pied de la muraille de la deuxième enceinte, puisque les barbares d'Occident ont osé commettre ce sacrilège, de crever les remparts pour faire passer leurs machines subversives.

Embarquement de mes hommes et de mes chevaux. Puis le train file à travers les dévastations de la «Ville chinoise», et longe pendant trois ou quatre kilomètres la colossale muraille grise de la «Ville tartare», qui ne finit plus de se dérouler toujours pareille, avec ses mêmes bastions, ses mêmes créneaux, sans une porte, sans rien qui repose de sa monotonie et de son énormité.

Une brèche dans l'enceinte extérieure nous jette enfin au milieu de la triste campagne.

Et c'est, pendant trois heures et demie, un voyage à travers la poussière des plaines, rencontrant des gares détruites, des décombres, des ruines. D'après les grands projets des nations alliées, cette ligne, qui va actuellement jusqu'à Pao-Ting-Fou, devra être prolongée de quelques centaines de lieues, de façon à réunir Pékin et Hankéou, les deux villes monstres; elle deviendrait ainsi une des grandes artères de la Chine nouvelle, semant à flots sur son passage les bienfaits de la civilisation d'Occident…

A midi, nous mettons pied à terre devant Tchou-Tchéou, une grande ville murée, dont on aperçoit, comme dans un nuage de cendre, les hauts remparts crénelés et les deux tours à douze étages. On se reconnaît à peine à vingt pas, comme par les temps très brumeux du Nord, tant il y a de poussière en suspens partout, sous un soleil terni et jaunâtre, dont la réverbération est cependant accablante.

Le commandant et les officiers du poste français qui occupe Tchou-Tchéou depuis l'automne ont eu la bonté de venir au-devant de moi et m'emmènent déjeuner à leur table, dans la quasi fraîcheur des grandes pagodes un peu obscures où ils sont installés avec leurs hommes. En effet, me disent-ils, la route des tombeaux[4], qui semblait dernièrement si sûre, l'est moins depuis quelques jours; il y a par là, en maraude, une bande de deux cents Boxers qui est venue hier attaquer un des grands villages par où je passerai, et on s'est battu toute la matinée,—jusqu'à l'apparition du détachement français envoyé au secours des villageois, qui a fait envoler les Boxers comme une compagnie de moineaux.

[Note 4: Il s'agit ici non pas des tombeaux des Mings, qui ont été explorés depuis de longues années par tous les Européens de passage à Pékin, mais des tombeaux des empereurs de la dynastie actuelle, dont les abords mêmes avaient toujours été interdits.]

—Deux cents Boxers, reprend le commandant du poste en calculant dans sa tête, voyons, deux cents Boxers: il vous faut au moins dix hommes. Vous avez déjà six cavaliers; je vais, si vous le voulez, vous en ajouter quatre.

Je crois devoir faire alors quelques cérémonies, lui répondre que c'est trop, qu'il me comble. Et, sous le nez des bouddhas qui nous regardent déjeuner, voici que nous nous mettons à rire l'un et l'autre, frappés tout à coup par l'air d'extravagante fanfaronnade de ce que nous disons. En vérité, c'est de la force de:

Paraissez, Navarrois, Maures et Castillans…

Et cependant, dix hommes contre deux cents Boxers, c'est bien tout ce qu'il faut; ils ne sont tenaces et terribles que derrière des murs, ces gens-là; mais, en rase campagne!… Il est fort probable, du reste, que je n'en verrai pas la queue d'un; j'accepte cependant le renfort, quatre braves soldats qui seront ravis de venir là-bas à ma suite; j'accepte d'autant plus que mon passage va prendre ainsi aux yeux des Chinois les proportions d'une reconnaissance militaire, et que cela fera bon effet dans ce moment, paraît-il.

A deux heures, nous remontons à cheval, pour aller coucher à vingt-cinq kilomètres plus loin, dans une vieille ville murée qui s'appelle Laï-Chou-Chien. (Les villes chinoises ont le privilège de ces noms-là; on sait qu'il en est une appelée Cha-Ma-Miaou, et une autre, une très grande, ancienne capitale, Chien-Chien.)

Et nous nous enfonçons, tout de suite disparus, dans le nuage poudreux que le vent chasse sur la plaine, l'immense et l'étouffante plaine. Il n'y a pas d'illusion à se faire, c'est le «vent jaune» qui s'est levé: un vent qui souffle, en général, par périodes de trois jours, ajoutant à la poussière de la Chine toute celle du désert mongol.

Point de routes, mais des ornières profondes, des sentiers en contre-bas de plusieurs pieds, qui n'ont pu se creuser ainsi que par la suite des siècles. Une campagne affreuse, qui depuis le commencement des

temps subit des chaleurs torrides et des froids presque hyperboréens. Dans ce sol desséché, émietté, comment donc peuvent croître les blés nouveaux, qui font çà et là des carrés d'un vert bien frais, au milieu des grisailles infinies? Il y a aussi de loin en loin quelques maigres bouquets d'ormeaux et de saules, un peu différents des nôtres, mais reconnaissables cependant, garnis à peine de leurs premières petites feuilles. Monotonie et tristesse; pauvres paysages de l'extrême Nord, dirait-on, mais éclairés par un soleil d'Afrique, un soleil qui se serait trompé de latitude.

A un détour du chemin creux, une troupe de laboureurs qui nous voient tout à coup surgir s'effarent et jettent leurs bêches pour se sauver. Mais l'un d'eux les arrête en criant: «Fanko pink! (Français soldats!) Ce sont des Français, n'ayez pas peur!» Alors ils se courbent à nouveau sur la terre brûlante, continuent paisiblement leur travail, en nous regardant passer du coin de l'oeil.—Et leur confiance en dit déjà très long sur l'espèce un peu exceptionnelle de «barbares» que nos braves soldats ont su être, au cours de l'invasion européenne.

Ces quelques bouquets de saules, clairsemés dans les plaines, abritent presque tous, sous leur ombre très légère, des villages de cultivateurs: maisonnettes en terre et en briques grises; vieilles petites pagodes cornues, qui s'effritent au soleil. Avertis par des veilleurs, les hommes et les enfants, quand nous passons, sortent tous pour nous regarder en silence, avec des curiosités naïves: torses nus, très jaunes, très maigres et très musclés; pantalons en toujours pareille cotonnade bleu foncé. Par politesse, chacun déroule et laisse pendre sur son dos sa longue natte; la garder relevée en couronne serait une inconvenance à mon égard. Point de femmes, elles restent cachées. Avec la terreur en moins, ces gens doivent éprouver les mêmes impressions que jadis les paysans de la Gaule, lorsque passait avec son escorte quelque chef de l'armée d'Attila. En nous, tout les étonne, costumes, armes et visages. Même mon cheval, qui est un étalon arabe, doit leur sembler une grande bête élégante et rare, à côté de leurs tout petits chevaux à grosse tête ébouriffée.—Et les saules frêles, qui tamisent la lumière au-dessus de ces maisons, de ces minuscules pagodes, de ces existences primitives, sèment sur nous le duvet blanc de leur floraison, comme de petites plumes, de petites touffes d'ouate, qui tombent en pluie et se mêlent à l'incessante poussière.

Dans la plaine, qui recommence ensuite, unie et semblable, je me tiens à deux ou trois cents mètres en avant de ma petite troupe armée, pour éviter le surcroît de poussière que soulève le trot de ses chevaux; un nuage gris, derrière moi, quand je me retourne, m'indique qu'elle me suit toujours. Et le vent jaune continue de souffler; nous voici saupoudrés à tel point que nos cheveux, nos moustaches, nos uniformes sont devenus couleur de cendre.

Vers cinq heures apparaît en avant de nous cette vieille ville murée où nous devons passer la nuit. De loin, elle est presque imposante, au milieu de la plaine, avec ses hauts remparts crénelés, de couleur si sombre. De près, sans doute, elle ne sera que ruines, décrépitude, comme la Chine tout entière.

Un cavalier, traînant avec lui son inévitable petit nuage, accourt à ma rencontre: c'est l'officier commandant les cinquante hommes d'infanterie de marine qui, depuis le mois d'octobre, occupent Laï-Chou-Chien. Il m'apprend que le général a eu la très aimable pensée de me faire annoncer comme l'un des grands mandarins de lettres d'Occident: alors le mandarin de la ville va sortir au-devant de moi avec un cortège, et il a convoqué les villages voisins pour une fête qu'il me prépare.

En effet, le voici ce cortège, qui débouche là-bas des vieilles portes croulantes, avec des emblèmes rouges, des musiques, et s'avance dans les champs désolés.

Maintenant il s'arrête pour m'attendre, rangé sur deux files de chaque côté du chemin. Et, suivant le cérémonial millénaire, un personnage s'en détache, un serviteur du mandarin, chargé de me présenter, à cinquante pas en avant, un large papier rouge qui est la carte de visite de son maître. Il attend lui-même, le mandarin craintif, descendu par déférence de sa chaise à porteurs, et debout avec les gens de sa maison. Ainsi qu'on me l'a recommandé, je lui tends la main sans mettre pied à terre; après quoi, dans les tourbillons de la poussière grise, nous nous acheminons ensemble vers les grands murs, suivis de mes cavaliers, et précédés du cortège d'honneur, avec ses musiques et ses emblèmes.

En tête, deux grands parasols rouges entourés de soies retombantes comme des dais de procession; ensuite, un fantastique papillon noir, large comme un hibou éployé, qu'un enfant tient au bout d'une hampe; ensuite encore, sur deux rangs, les bannières, puis les cartouches, en bois laqué rouge, inscrits de lettres d'or. Et, dès que nous sommes en marche, les gongs commencent de sonner lugubrement, à coups espacés comme pour un glas, tandis que les hérauts, par de longs cris, annoncent mon arrivée aux habitants de la ville.

Voici devant nous la porte, qui semble une entrée de caverne; de chaque côté, cinq ou six petites cages de bois sont accrochées, chacune emprisonnant une espèce de bête noire qui ne bouge pas au milieu d'un essaim de mouches, dont on voit la queue passer à travers les barreaux, pendre au dehors comme une chose morte. Qu'est-ce que ça peut être, pour se tenir ainsi roulé en boule et avoir la queue si longue? Des singes?… Ah! horreur! ce sont des têtes coupées! Chacune de ces gentilles cages contient une tête humaine, qui commence à noircir au soleil, et dont on a déroulé à dessein les grands cheveux

nattés.
Nous nous engouffrons dans la porte profonde, accueillis par le rictus des inévitables vieux monstres de granit, qui, à droite et à gauche, dressent leurs grosses têtes aux yeux louches. Pour me voir passer, des gens immobiles sont plaqués contre les parois de ce tunnel, à tout touche, grimpés les uns sur les autres: des nudités jaunes, des haillons de coton bleu, de vilaines figures. La poussière emplit et obscurcit ce passage voûté, où nous nous pressons, hommes et chevaux, dans l'enveloppement d'un même nuage.
Et nous voici entrés dans de la vieille Chine provinciale, tout à fait arriérée et ignorée…

II. Ruines et décombres, au dedans de ces murs, ainsi que je m'y attendais, non par la faute des Boxers ni des alliés, car la guerre n'a point passé par là, mais par suite du délabrement, de la tombée en poussière de toute cette Chine, notre aînée de plus de trente siècles.
Et le gong, en avant de moi, continue de sonner lugubrement à coups espacés, et les hérauts continuent de m'annoncer au peuple par de longs cris, dans les petites rues poudreuses, sous le soleil encore brûlant du soir. On aperçoit des terrains vagues, des champs ensemencés. Et çà et là des monstres en granit, frustes, informes, à demi enfouis, la grimace usée par les ans, indiquent où furent jadis des entrées de palais.
Devant une porte que surmonte un pavillon tricolore, mon cortège s'arrête et je mets pied à terre. Là, depuis sept ou huit mois, sont casernés nos cinquante soldats d'infanterie de marine, qui viennent de passer à Laï-Chou-Chien tout un long hiver, séparés du reste du monde par des neiges, par des steppes glacés, et menant une sorte d'existence de Robinsons, au milieu d'ambiances pour eux si déroutantes. C'est une surprise et une joie d'arriver parmi eux, de retrouver ces braves figures de chez nous, après tous ces bonshommes jaunes qui se pressaient sur la route, dardant leurs petits yeux énigmatiques, et ce quartier français est comme un coin de vie, de gaieté et de jeunesse au milieu de la vieille Chine momifiée.
On voit que l'hiver a été salubre pour nos soldats, car ils ont la santé aux joues. Et ils se sont organisés d'ailleurs avec une ingéniosité comique et un peu merveilleuse, créant des lavoirs, des salles de douches, une salle d'école pour apprendre le français aux petits Chinois, et même un théâtre. Vivant en intime camaraderie avec les gens de la ville, qui bientôt ne voudront plus les laisser partir, ils cultivent des jardins potagers, élèvent des poules, des moutons, des petits corbeaux à la becquée,—voire des bébés orphelins.
Il est convenu que je dois aller dormir chez le mandarin, après avoir soupé au poste français. Et à neuf heures, des lanternes de parade, très chinoisement peinturlurées, grandes comme des tonneaux, viennent me chercher pour me conduire au «yamen».
C'est toujours d'une profondeur sans fin les «yamen» chinois. Dans la nuit fraîche, entre des monstres de pierre, entre des serviteurs rangés en haie, je franchis aux lanternes une enfilade de deux cents mètres de cours, et combien de portiques en ruine, de péristyles aux marches branlantes, avant d'atteindre le logis poussiéreux et vermoulu que le mandarin me destine: un bâtiment séparé, au milieu d'une sorte de préau, parmi de vieux arbres aux troncs difformes. J'ai là, sous des solives enfumées, une grande salle blanchie à la chaux, contenant au milieu, sur une estrade, des sièges comme des trônes; ailleurs de lourds fauteuils d'ébène, et, pour orner les murs, quelques rouleaux de soie éployés, sur lesquels des poésies sont inscrites en caractères mandchoux. Dans l'aile de gauche, une chambrette pour mes deux serviteurs; dans l'aile de droite, une pour moi, avec des carreaux en papier de riz, un très dur couchage sur une estrade et sous des couvertures de soie rouge, enfin un brûle-parfum où se consument des baguettes d'encens. Tout cela est campagnard, naïf et suranné aussi, vieillot même en Chine.
Mon hôte timide, en costume de cérémonie, m'attendait devant la porte et me fait prendre place avec lui sur les trônes du milieu, pour m'offrir le thé obligatoire, dans des porcelaines de cent ans. Puis, avec discrétion, il se hâte de lever la séance et de me souhaiter bonne nuit. En se retirant, il m'invite à ne pas m'inquiéter si j'entends beaucoup de va-et-vient dans mon plafond: il est hanté par les rats. Je ne devrai pas m'inquiéter non plus, si j'entends, derrière mes carreaux de papier, des personnes se promener dans le préau en jouant du claquebois: ce seront les veilleurs de nuit, m'informant ainsi qu'ils ne dorment point et font bonne garde.
—Il y a beaucoup de brigands dans le pays, ajouta-t-il; cependant la cité, si haut murée, ferme ses portes au coucher du soleil; mais des laboureurs, pour aller aux champs avant le jour, ont pratiqué un trou dans les remparts, et les brigands, qui, hélas! en ont eu connaissance, ne se font point faute d'entrer par là.
Et quand il est parti, le mandarin aux longues révérences, quand je suis seul dans l'obscurité de ce logis, au coeur de la ville isolée dont les portes sont garnies de têtes humaines dans des cages, je me sens infiniment loin, séparé du monde qui est le mien par des espaces immenses, et aussi par des temps, par des âges; il me paraît que je vais m'endormir au milieu d'une humanité en retard d'au moins mille ans sur la nôtre.
Samedi 27 avril.
Des chants de coqs, des chants de petits oiseaux sur mon toit m'éveillent dans la vieille chambre étrange, et, à travers le tamisage des carreaux de papier, je devine que le chaud soleil rayonne au dehors.
Osman et Renaud, levés avant moi, viennent alors m'avertir que l'on fait en hâte de grands préparatifs dans les cours du yamen pour me donner une fête,—une fête du matin, puisque je dois remonter à cheval et continuer ma route vers les sépultures impériales aussitôt après le repas de midi.

Cela commence vers neuf heures. A l'ombre d'un portique, dont les boiseries ébauchent des figures grimaçantes, je suis assis dans un fauteuil, à côté du mandarin qui semble effondré sous ses robes de soie. Devant moi, au soleil étincelant, c'est l'enfilade des cours, des autres portiques en silhouettes biscornues et des vieux monstres sur leurs socles. La foule chinoise—toujours les hommes seulement, bien entendu—est là assemblée, dans ses éternels haillons de coton bleu. Le «vent jaune», qui s'était apaisé la nuit, suivant son habitude, recommence de souffler et de blanchir le ciel de poussière. Et les acacias, les saules monotones, qui sont à peu près les seuls arbres répandus dans cette Chine du Nord, montrent çà et là de vieilles ramures grêles, aux petites feuilles à peine écloses, d'un vert encore tout pâle.

Voici d'abord le défilé très lent, très lent d'une musique: beaucoup de gongs, de cymbales, de clochettes, sonnant en sourdine; la mélodie est comme chantée par un mélancolique, et doux, et persistant unisson de flûtes,—de grandes flûtes au timbre grave, dont quelques-unes ont des tuyaux multiples et ressemblent à des gerbes de roseaux. C'est berceur et lointain, exquis à entendre.

Les musiciens maintenant s'asseyent près de nous, en cercle, pour mener la fête. Le rythme tout à coup change, s'accélère; les sonnettes s'agitent, les gongs battent plus fort, et cela devient une danse. Alors, de là-bas, du recul des cours et des vieux portiques, dans la poussière qui s'épaissit, on voit, au-dessus des têtes de la foule, arriver en dansant une troupe de personnages qui ont deux fois la taille humaine, et qui se dandinent, qui se dandinent en mesure, et qui jouent du sistre, qui s'éventent, qui se démènent d'une façon exagérée, névrosée, épileptique… Des géants? Des pantins? Qu'est-ce que ça peut bien être?… Cependant ils arrivent très vite, avec leurs grandes enjambées sautillantes, et les voici devant nous… Ah! des échassiers! Des échassiers prodigieux, plus haut perchés sur leurs jambes de bois que des bergers landais, et bondissant comme de longues sauterelles. Et ils sont costumés, grimés, peints, fardés; ils ont des perruques, de fausses barbes; ils représentent des dieux, des génies tels qu'on en voit dans les vieilles pagodes; ils représentent des princesses aussi, ayant de belles robes de soie brodée, ayant des joues trop blanches et trop roses, et des fleurs artificielles piquées dans le chignon; des princesses tout en longueur, qui s'éventent d'une façon exagérée, en se dandinant toujours, ainsi que la troupe entière, d'un même mouvement régulier, incessant, obsédant comme celui des balanciers de pendule.

Or ces échassiers, paraît-il, sont tout simplement les jeunes garçons d'un village voisin, de braves petits campagnards, formés en société de gymnastique et qui font cela pour s'amuser. Dans les moindres villages de la Chine intérieure, bien des siècles, des millénaires avant que la coutume en soit venue chez nous, les garçons, de père en fils, ont commencé de s'adonner passionnément aux jeux de force ou d'adresse, de fonder des sociétés rivales, les unes d'acrobates, les autres d'équilibristes ou de jongleurs, et d'organiser des concours. C'est pendant les longs hivers surtout qu'ils s'exercent, quand tout est glacé et que chaque petit groupement humain doit vivre seul, au milieu d'un désert de neige.

En effet, malgré les perruques blanches et les vieilles barbes de centenaire, on voit que tout ce monde est jeune, très jeune, avec des sourires enfantins. Elles sourient naïvement, les princesses gentilles et drôles, aux trop longues jambes, qui ont des mouvements si excités d'éventails, et qui dansent, de plus en plus dégingandées, qui se cambrent, qui se renversent, dodelinant de la tête et du torse avec frénésie. Ils sourient naïvement, les vieillards qui ont des figures d'enfant, et qui battent du sistre ou du tambourin comme des possédés. L'unisson persistant des flûtes semble à la longue les ensorceler, les mettre dans un état spécial de démence qui se traduit par l'excès du tic des ours…

A un signal, les voici chacun sur une seule jambe, sur une seule échasse, l'autre jambe relevée, l'autre échasse rejetée sur l'épaule, et, par des prodiges d'équilibre, ils dansent tout de même, ils se dandinent tout de même, plus que jamais, comme des marionnettes dont les ressorts s'affolent, dont le mécanisme va sûrement se détraquer. On apporte alors, en courant, des barrières de deux mètres de haut, et ils les sautent, à cloche-pied, tous, princesses, vieillards ou génies, sans cesser leurs jeux d'éventail ni leurs batteries de tambourin.

Quand enfin, n'en pouvant plus, ils vont s'adosser aux portiques, aux vieux acacias, aux vieux saules, une autre bande toute pareille, sur des jambes aussi longues (les garçons d'un autre village), arrive du fond des cours, en se dandinant, et recommence, sur le même air, une danse semblable; ils reproduisent les mêmes personnages, les mêmes génies, les mêmes dieux à longue barbe, les mêmes belles dames minaudières: dans leurs accoutrements pour nous si inconnus, avec leurs figures si bizarrement grimées, ces danseurs incarnent des rêves mythologiques bien anciens, faits autrefois, dans la nuit des âges, par une humanité infiniment distante de la nôtre,—et tout cela, de génération en génération, se transmet partout le pays d'une manière inchangeable, ainsi que se transmettent toujours, en Chine, les rites, les formes et les choses.

Du reste, dans son étrangeté extrême, cette fête, cette danse demeure très villageoise, très campagnarde, naïve comme un divertissement de laboureurs.

Ils ont fini de sauter leurs barrières. Et à présent on voit poindre, du même là-bas toujours, deux

épouvantables bêtes qui marchent de front, une bête rouge et une bête verte. Ce sont deux grands dragons héraldiques, longs d'au moins vingt mètres, dressant la tête, la gueule béante, ayant ces horribles yeux louches, ces cornes, ces griffes que chacun sait. Cela s'avance très vite, comme courant et se tordant au-dessus des épaules de la foule, avec des ondulations de reptile… Mais c'est tout léger, en carton, en étoffe tendue sur des cercles, chaque bête supportée en l'air, au bout de bâtons, par une douzaine de jeunes hommes très exercés, qui savent, par des trucs subtils, donner à l'ensemble l'allure des serpents. Et une sorte de maître de ballet les précède, tenant en main une boule que les porteurs ne perdent pas de vue et dont il se sert, comme un chef d'orchestre de sa baguette, pour guider le tortillement des deux monstres.

D'abord les deux grandes bêtes se contentent de danser devant moi, au son des flûtes et des gongs, dans le cercle de la foule chinoise qui s'est élargi pour leur faire place. Ensuite cela devient tout à fait terrible: elles se battent, tandis que les gongs et les cymbales font rage. Elles s'emmêlent, elles s'enroulent l'une à l'autre, ayant l'air de s'étreindre; on les voit traîner leurs longs anneaux dans la poussière, et puis tout à coup, d'un bond, elles se redressent, comme cabrées, les deux énormes têtes se faisant face, avec un tremblement de fureur. Et le maître de ballet, agitant sa boule directrice, se démène et roule des yeux féroces.

Et la poussière s'épaissit sur la foule, sur les porteurs qu'on ne voit plus; la poussière se lève en nuage, rendant à demi fantastique cette bataille de la bête rouge et de la bête verte. Le soleil brûle comme en pays tropical, et cependant le triste avril chinois, anémié par tant de sécheresse après l'hiver de glace, s'indique à peine ici par la nuance très tendre des quelques petites feuilles apparues aux vieux saules, aux vieux acacias de cette cour…

Après le déjeuner, des mandarins de la plaine, précédés de musiques, arrivent des villages, m'apportent des offrandes pastorales: des paniers de raisins conservés, des paniers de poires, des poules vivantes dans des cages, une jarre de vin de riz. Ils sont coiffés du bonnet officiel d'hiver à plume de corbeau et vêtus de robes de soie sombre, avec, sur le dos et sur la poitrine, un carré de broderie d'or—au milieu duquel est figurée, parmi des nuages, une toujours invariable cigogne s'envolant vers la lune. Presque tous, vieillards desséchés, à barbiche grise, à moustache grise qui retombe. Et, avec eux, ce sont de grands tchinchins, de grandes révérences, de grands compliments; des poignées de main où l'on se sent comme griffé par des ongles trop longs, emmanchés de vieux doigts maigres.

A deux heures, je remonte à cheval, avec mes hommes et je m'en vais à travers les décombres des rues, précédé du même cortège qu'à l'arrivée, les gongs sonnant en glas et les hérauts poussant leurs cris. Derrière moi, suit le mandarin de céans dans sa chaise à porteurs, suivent les compagnies d'échassiers et les deux dragons monstrueux.

Au sortir de la ville, dans le tunnel profond des portes, où la foule est déjà assemblée pour me voir, tout cela s'engouffre avec nous, les princesses aux enjambées de trois mètres, les dieux qui jouent du sistre ou du tambourin, et la bête rouge, et la bête verte. Sous la voûte demi-obscure, au fracas de tous les sistres et de tous les gongs, dans des envolées de poussière noirâtre qui vous aveugle, c'est une mêlée compacte, où nos chevaux se traversent et bondissent, troublés par le bruit, affolés par les deux épouvantables monstres qui ondulent au-dessus de nos têtes…

Après nous avoir reconduits à un quart de lieue des murs, ce cortège enfin nous quitte.

Et nous retrouvons le silence,—dans la plaine brûlante où nous avons à faire vingt kilomètres environ à travers la poussière et le «vent jaune» pour atteindre Y-Tchéou, une autre vieille ville murée qui sera notre étape de ce soir.

Demain seulement, nous arriverons aux tombeaux. [Loti1]

1902.7 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (7)

III

La plaine ressemble à celle d'hier, plus verte cependant et un peu plus boisée. Les blés, semés en sillons comme les nôtres, poussent à miracle dans ce sol, qui semble fait de sable et de cendre. D'ailleurs, tout devient moins désolé à mesure qu'on s'éloigne de la région de Pékin pour s'élever, par d'insensibles pentes, vers ces grandes montagnes de l'Ouest, qui apparaissent de plus en plus nettes en avant de nous. Le «vent jaune» aussi souffle moins fort, et, dans les instants où il s'apaise, quand s'abat l'aveuglante poussière, on dirait les campagnes du nord de la France, avec ces sillons partout, ces bouquets d'ormeaux et de saules. On oublie qu'on est au fond de la Chine, sur l'autre versant du monde, on s'attend à voir, dans les sentiers, passer des paysans de chez nous… Mais les quelques laboureurs courbés vers la terre ont sur la tête de longues nattes relevées en couronnes, et leurs torses nus sont comme teints au safran.

Tout est paisible, dans ces champs inondés de soleil, dans ces villages bâtis à l'ombre légère des saules. En somme, les gens ici vivaient heureux, cultivant à la façon primitive le vieux sol nourricier, et régis par des coutumes de cinq mille ans. A part les exactions peut-être de quelques mandarins—et encore est-il beaucoup de mandarins débonnaires,—ces paysans chinois en étaient presque restés à l'âge d'or, et je ne me représente pas ce que seront pour eux les joies de cette «Chine nouvelle» rêvée par les réformateurs d'Occident. Jusqu'à ce jour, il est vrai, l'invasion ne les a guère troublés, ceux-ci; dans cette contrée que nous Français occupons seuls, nos troupes n'ont jamais eu d'autre rôle que de défendre les villageois contre les bandes de Boxers pillards; le labour, les semailles, tous les travaux de la terre ont été faits tranquillement en leur saison,—et il est impossible ne n'être pas frappé de la différence avec certaines autres contrées, que je ne puis trop désigner, où c'est le régime de la terreur et où les champs sont restés en friche, redevenus des steppes déserts.

Vers quatre heures et demie du soir, sur le fond découpé des montagnes qui commencent de beaucoup grandir à nos yeux, une ville nous apparaît comme hier, d'un premier aspect formidable avec ses hauts remparts crénelés. Comme hier aussi, un cavalier arrive au-devant de moi: le capitaine qui commande le poste d'infanterie de marine installé là depuis l'automne.

Des veilleurs, du haut des murs, nous avaient devinés de loin, au nuage de poussière soulevé par nos chevaux dans la plaine. Et, dès que nous approchons, nous voyons sortir des vieilles portes le cortège officiel qui vient à ma rencontre: mêmes emblèmes qu'à Laï-Chou-Chien, même grand papillon noir, mêmes parasols rouges, mêmes cartouches et mêmes bannières; tout cérémonial en Chine est réglé depuis des siècles par une étiquette invariable.

Mais les gens qui me reçoivent aujourd'hui sont beaucoup plus élégants et sans doute plus riches que ceux d'hier. Le mandarin, qui est descendu de sa chaise à porteurs pour m'attendre au bord de la route, après m'avoir fait remettre à cent pas de distance sa carte de visite sur papier écarlate, se tient au milieu d'un groupe de personnages en somptueuses robes de soie; lui-même est un grand vieillard distingué, qui porte à son chapeau la plume de paon et le bouton de saphir. Et la foule est énorme pour me voir faire mon entrée, au son funèbre du gong, aux longs gémissements des crieurs. Des figures garnissent le faîte des remparts, regardant entre les créneaux avec de petits yeux obliques, et jusque dans l'épaisseur des portes, il y a des bonshommes à torse jaune plaqués en double haie contre les parois. Mon interprète cependant me confesse qu'on est généralement déçu: «Si c'est un lettré, demandent les gens, pourquoi s'habille-t-il en colonel?» (On sait le dédain chinois pour le métier des armes.) Mon cheval seul relève un peu mon prestige; assez fatigué par la campagne, ce pauvre cheval d'Algérie, mais ayant encore du port de tête et du port de queue lorsqu'il se sent regardé, et surtout lorsque le gong résonne à ses oreilles.

Y-Tchéou, la ville où nous voici enfermés dans des murs de trente pieds de haut, contient encore une quinzaine de mille habitants, malgré ses espaces déserts et ses ruines. Et il y a grande affluence de monde sur notre parcours, dans les petites rues, devant les petites échoppes anciennes où s'exercent des métiers antédiluviens.

C'est d'ici même qu'est parti, l'année dernière, le terrible mouvement de haine contre les étrangers, c'est dans une bonzerie de la montagne voisine que la guerre d'extermination a été d'abord prêchée, et tous ces gens qui m'accueillent si bien ont été les premiers Boxers; ardemment ralliés pour l'instant à la cause française, ils décapitent volontiers ceux des leurs qui n'ont pas transigé et mettent les têtes dans ces petites cages dont les portes de leur ville sont garnies; mais, si le vent tournait demain, je me verrais déchiqueté par eux au son de ferraille de leurs mêmes gongs, et avec le même entrain qu'ils mettent à me recevoir.

Quand j'ai pris possession du logis qui m'est destiné, tout au fond de la résidence mandarine—au bout d'une interminable avenue de vieux portiques et de vieux monstres gardiens qui me montrent leurs crocs dans des sourires de tigre,—une demi-heure de jour me reste encore, et je vais faire visite à un jeune prince de la famille impériale, détaché à Y-Tchéou pour le service des vénérables tombeaux.

D'abord, la mélancolie de son jardin, par ce crépuscule d'avril. C'est entre des murs de briques grises; c'est très fermé, au milieu de la ville déjà si murée. Grises aussi, les rocailles dessinant les petits carrés, les petits losanges où fleurissent de larges pivoines rouges, violettes ou roses qui sont très odorantes, contrairement à celles de chez nous, et qui remplissent ce soir le triste enclos d'un excès de senteurs. Il y a aussi des rangées de petits bassins en porcelaine, où habitent de minuscules poissons monstres: poissons rouges ou poissons noirs, empêtrés dans des nageoires et des queues extravagantes qui leur font comme des robes à falbalas; poissons chez lesquels on est arrivé à produire, par je ne sais quelle mystérieuse culture, des yeux énormes et effrayants qui leur sortent de la tête comme ceux des dragons héraldiques. Les Chinois, qui torturent les pieds des femmes, déforment aussi les arbres pour qu'ils restent nains et bossus, les fruits pour qu'ils aient l'air d'animaux, et les animaux pour les faire ressembler aux chimères de leurs rêves.

Il fait déjà sombre dans l'appartement du prince, qui donne sur ce petit jardin de prison, et on n'y aperçoit d'abord en entrant qu'un flot de soies rouges: les longs baldaquins retombants de plusieurs «parasols d'honneur», ouverts et plantés debout sur des pieds en bois. Un air lourd, trop saturé d'opium et de musc. De profonds divans rouges, sur lesquels traînent des pipes d'argent, pour fumer ce poison dont la Chine est en train de mourir. Le prince, vingt ou vingt-deux ans, d'une laideur maladive avec deux yeux qui divergent, est parfumé à l'excès, et vêtu de soies tendres, dans des gammes qui vont du mauve au lilas.

Ce soir, chez le mandarin, dîner auquel assistent le commandant du poste français, le prince, deux ou trois notables et un de mes «confrères», un membre de l'Académie de Chine, mandarin à bouton de saphir.

Assis dans de lourds fauteuils carrés, nous sommes six ou sept, autour d'une table que garnissent d'étranges et exquises petites porcelaines des vieux temps, petites, petites comme pour une dînette de poupées. Des cires rouges nous éclairent, allumées dans de hauts chandeliers de cuivre.

Depuis ce matin, la province entière a quitté par ordre le bonnet hivernal pour prendre le chapeau d'été, conique en forme d'abat-jour de lampe, sur lequel retombent des touffes de crins rouges ou, suivant la dignité du personnage, des plumes de paon et de corbeau. Or, il est de bon ton de dîner coiffé,—et cela fait tout de suite Chine de paravent, les chapeaux de ce style.

Quant aux dames de la maison, elles demeurent invisibles, hélas! et il serait de la dernière inconvenance de les demander ou même d'y faire allusion.—(On sait d'ailleurs qu'un Chinois obligé de parler de sa femme ne doit la désigner que d'une manière indirecte, et autant que possible par un qualificatif sévèrement dénué de toute galanterie, comme par exemple: «mon horripilante» ou «ma nauséabonde».)

Le dîner commence par des prunelles confites et quantité de sucreries mignardes, que l'on mange avec des petites baguettes. Il s'excuse, le mandarin, de ne pouvoir m'offrir des nids d'hirondelle de mer: Y-Tchéou est un pays si perdu, si loin de la côte, il est si difficile de s'y procurer ce qu'on veut! En revanche, voici un plat d'ailerons de requin, un autre de vessies de cachalot, un autre encore de nerfs de biche, et puis des ragoûts de racines de nénufar aux oeufs de crevette.

Dans la salle blanche au plafond noir—dont les murs sont ornés d'aquarelles, sur longues bandes de papier précieux, représentant des bêtes ou des fleurs monstrueuses—l'inévitable odeur de l'opium et du musc se mêle au fumet des sauces étranges. Autour de nous s'empressent une vingtaine de serviteurs coiffés comme leurs maîtres et vêtus de belles robes de soie avec corselet de velours. A ma droite, mon «confrère» de l'Académie de Chine me dit des choses de l'autre monde. Il est vieux et entièrement desséché par l'abus de la fumée mortelle; sa petite figure réduite à rien disparaît sous le cône de son chapeau et sous les deux ronds de ses grosses lunettes bleues.

—Est-il vrai, me demande-t-il, que l'empire du Milieu occupe le dessus de la boule terrestre, et que l'Europe s'accroche péniblement penchée sur le côté?

Il paraît qu'il possède au bout de son pinceau plus de quarante mille caractères d'écriture et qu'il est capable, sur n'importe quel sujet, d'improviser des poésies suaves. De temps à autre, je vois avec terreur son petit bras de squelette sortir de ses belles manches pagodes et s'allonger vers les plats; c'est pour y cueillir, avec sa propre fourchette à deux dents, quelque bouchée de choix qu'il me destine,—et cela m'oblige à de continuels et difficiles escamotages sous la table pour ne point manger ces choses.

Après les mets saugrenus et légers, paraissent des canards désossés, et puis des viandes, qui doivent se succéder de plus en plus copieuses, jusqu'à l'heure où les convives déclarent que vraiment cela suffit.

Alors, on apporte les pipes d'opium et les cigarettes,—et voici l'instant de monter en palanquin pour aller à la fête nocturne que l'on m'a préparée.

Dehors, dans la longue avenue des portiques et des monstres, où il fait nuit étoilée, tous les serviteurs du yamen nous attendent avec de grandes lanternes en papier, peintes de chauves-souris et de chimères. Et une centaine d'aimables Boxers sont là aussi, tenant des torches pour nous éclairer mieux.

Nous montons chacun dans un palanquin, et les porteurs nous enlèvent au trot, tandis que toutes ces

torches flambantes courent à nos côtés, et que les gongs, courant de même, commencent, en avant de notre cortège, leur fracas de bataille.
Très vite, pendant cette course, très vite défilent, éclairées par toutes ces lueurs dansantes, les petites échoppes encore ouvertes, les figures chinoises encore attroupées pour nous voir, et les grimaces de tous les monstres de pierre échelonnés sur la route.
Au fond d'une immense cour, un bâtiment neuf sur la porte duquel se lit, à la lueur des torches, cette inscription stupéfiante: «Parisiana d'Y-Tchéou!»… Des «Parisiana» dans cette ville ultra-chinoise qui jusqu'à l'automne dernier n'avait jamais vu d'Européens approcher ses murs!… C'est là que nos porteurs s'arrêtent, et c'est le théâtre improvisé cet hiver par nos soixante hommes d'infanterie de marine pour occuper leurs veillées glaciales.
J'ai promis d'assister à une représentation de gala que ces grands enfants donnent pour moi ce soir.—Et, de tant de réceptions charmantes que l'on a bien voulu me faire çà et là par le monde, aucune ne m'a ému plus que celle de ces soldats, exilés en un coin perdu de la Chine. Leurs discrets sourires d'accueil, les quelques mots que l'un d'eux s'est chargé de me dire, de leur part à tous, sont plus touchants que nombre de banquets et de discours, et je serre de bon coeur les braves mains qui n'osaient pas se tendre vers la mienne.
Afin que je garde un souvenir de leur hospitalité d'un soir à Y-Tchéou, ils se sont cotisés pour me faire un cadeau très local, un de ces parasols de soie rouge à long baldaquin retombant qu'il est d'usage en Chine de promener en avant des bonshommes de marque. Et, si encombrante que soit la chose, même repliée, il va sans dire que je l'emporterai précieusement en France.
Ensuite ils me remettent un programme illustré, sur lequel le nom de chaque acteur figure suivi d'un litre pompeux: M. le soldat un tel, de la Comédie-Française, ou bien: M. le caporal un tel, du théâtre Sarah-Bernhardt. Et nous prenons place.—C'est un vrai théâtre qu'ils ont fabriqué là, avec une scène surélevée, une rampe et un rideau.
Dans des fauteuils chinois qu'ils ont placés au premier rang, leur capitaine s'assied auprès de moi, et puis le mandarin, le prince du sang et deux ou trois notables à longues queues. Derrière nous, les sous-officiers et les soldats; quelques bébés jaunes, en toilette de cérémonie, se glissent aussi parmi eux, familièrement, ou même s'installent sur leurs genoux: les élèves de leur école.—Car ils ont fondé une école, comme ceux de Laï-Chou-Chien, pour apprendre le français aux enfants du voisinage. Et un sergent m'en présente un impayable de six ans tout au plus, qui s'est mis pour la circonstance en belle robe, sa petite queue toute courte et toute raide, nouée d'une soie rouge, et qui sait me réciter le commencement de «Maître corbeau sur un arbre perché» d'une grosse voix, en roulant les yeux tout le temps.
Les trois coups, et le rideau se lève. C'est d'abord un vaudeville, de je ne sais qui, mais certainement très retouché par eux, avec une drôlerie imprévue, à laquelle on ne résiste pas. Inénarrables sont les dames, les belles-mères, qui ont des chevelures en étoupe… Ensuite, se succèdent les scènes comiques et les chansons de «Chat Noir». Les invités chinois, sur leurs fauteuils en forme de trône, demeurent impassibles comme des bouddhas de pagode; cette gaieté si française, quels aspects peut-elle bien prendre pour leurs cervelles d'Extrême Asie?…
Avant que soient épuisés les derniers numéros du programme, on entend au dehors le tonnerre soudain des gongs, le cliquetis des sistres et des cymbales, toutes les ferrailles de la Chine. Et c'est le prélude de la fête que le mandarin a voulu m'offrir, fête qui aura lieu dans la cour même du quartier, et à laquelle assisteront naturellement tous nos soldats.
Les lanternes à profusion illuminent cette cour, avec les torches fumantes d'une centaine de Boxers.
Il y a d'abord, menée par les flûtes graves, une danse d'échassiers, au dandinement d'ours. Ensuite donnent à tour de rôle toutes les sociétés de gymnastique de la région voisine. De petits paysans d'une dizaine d'années, costumés en seigneurs des anciennes dynasties, font un simulacre de bataille, sautent comme de jeunes chats; prodigieux tous de légèreté et de vitesse, avec leurs grands sabres qui tournent en moulinets. Viennent à présent les garçons d'un autre village, qui jettent en hâte leurs vêtements et se mettent à faire tourner des fourches autour de leurs corps; par des coups de poing, des coups de pied imperceptibles, ils les font tourner si vite, que bientôt ce ne sont plus des fourches à nos yeux, mais des espèces de serpents sans fin qui leur enlacent furieusement la poitrine. Puis, en un tour de main, plus vite que dans les cirques les mieux machinés, une barre fixe est dressée devant moi, et des acrobates le torse nu, superbement musclés, font des tours; ce sont les gens du mandarin, ceux-là, les mêmes qui tout à l'heure nous servaient à table, en si belles robes de soie.
Et toujours le fracas des gongs, l'incantation des flûtes, la flamme fumeuse des torches.
Pour finir, un feu d'artifice, très long, très bruyant. Quand les pièces éclatent en l'air, au bout d'invisibles tiges de bambou, des pagodes en papier mince et lumineux se déploient sur le ciel étoilé, édifices de rêve chinois, tremblants, impondérables, qui tout de suite s'enflamment et s'évanouissent en fumée.

Par les petites rues sinistres, maintenant endormies, nous rentrons tard, au trot de nos porteurs, escortés des mille lumières dansantes de nos torches et de nos lanternes.
Vers minuit, me voici seul, au fond du yamen, dans mon logis séparé dont l'avenue est surveillée par les immobiles bêtes accroupies. Sur ma table du milieu, on a posé un souper de toutes les variétés de gâteaux connus en Chine. Des arbres fruitiers, fleuris et encore sans feuilles, décorent mes consoles; des arbres nains, bien entendu, poussés dans des vases de porcelaine et longuement torturés, jusqu'à devenir invraisemblables: un petit poirier a pris la forme régulière d'une sorte de lyre en fleurs blanches, un petit pêcher ressemble à une couronne de fleurs roses. A part ces fraîches floraisons de printemps, tout est vieux dans ma chambre, déjeté, vermoulu; et, par les trous du plafond jadis blanc, passent les museaux d'innombrables rats qui me suivent des yeux.
Couché dans mon grand lit, dont les sculptures représentent d'horribles bêtes, dès que j'ai soufflé ma lumière, je les entends descendre, tous ces rats, secouer les fines porcelaines de ma table et grignoter mes pâtisseries. Et bientôt, au milieu du silence de plus en plus profond des entours, les veilleurs de nuit, qui se promènent d'un pas feutré, commencent à jouer discrètement du claque-bois.
Dimanche 28 avril.
Promenade matinale chez les ciseleurs d'argent,—une spécialité d'Y-Tchéou. Ensuite, dans la partie tout à fait morte de la ville, à une antique pagode demi-croulée sur le sol de cendre, au milieu de fantômes d'arbres qui n'ont plus que l'écorce; le long de ses galeries sont représentés les supplices de l'enfer bouddhique: quelques centaines de personnages de grandeur naturelle, en bois tout rongé de vermoulure, se débattent contre des diables qui s'empressent à leur étirer les entrailles ou à les brûler vifs.
A neuf heures, je remonte à cheval avec mes hommes, pour faire avant midi les quinze ou dix-huit kilomètres qui me séparent encore de ces mystérieuses sépultures d'empereurs, puis rentrer ce soir même à Y-Tchéou, et demain me remettre en route pour Pékin.
Nous prenons pour nous en aller la porte opposée à celle par où nous étions entrés hier.—Nulle part encore nous n'avions vu tant de monstres que dans cette ville si vieille; leurs grosses figures ricanantes sortent partout de la terre où le temps les a presque enfouis; il en apparaît aussi de tout entiers, accroupis sur des socles, gardant l'entrée des ponts de granit ou bien faisant cercle dans les carrefours.
Au sortir de la ville, une pagode de mauvais aloi, aux murs de laquelle s'accrochent des petites cages contenant des têtes humaines fraîchement tranchées. Et nous nous trouvons de nouveau dans les champs silencieux, sous l'ardent soleil.
Le prince nous accompagne, montant un poulain mongol ébouriffé comme un caniche; auprès de nos costumes plutôt rudes, de nos bottes poudreuses, contrastent ses soies roses, ses chaussures de velours, et il laisse derrière lui dans la plaine sa traînée de musc.

IV

Le pays s'élève en pente douce vers la chaîne des montagnes mongoles qui, toujours en avant de nous, grandissent rapidement dans notre ciel. Les arbres se font de moins en moins rares, l'herbe croît par place sans qu'on l'ait semée, et ce n'est bientôt plus le triste sol de cendre.

Autour de nous, il y a maintenant des coteaux à la cime pointue, au dessin tourmenté, et çà et là, sur les bizarres petits sommets, des vieilles tours sont perchées,—de ces tours à dix ou douze étages qui font tout de suite décor chinois, avec la superposition de leurs toits courbes aux angles retroussés en manière de corne, une cloche éolienne à chaque bout.

Et l'air de plus en plus se purifie de son nuage de poussière,—à mesure que l'on s'approche de la région, sans doute privilégiée, qui a été choisie pour le repos des empereurs et des impératrices Célestes.

Après le douzième kilomètre environ, halte dans un village, pour déjeuner chez un grand prince, d'un rang beaucoup plus élevé que celui qui chevauche avec nous: oncle direct de l'Empereur, celui-là, en disgrâce auprès de la Régente dont il fut le favori, et préposé aujourd'hui à la haute surveillance des sépultures. Étant en deuil austère, il s'habille de coton comme un pauvre, et cependant ne ressemble pas à tout le monde. Il s'excuse de nous recevoir dans le délabrement d'une vieille maison quelconque, les Allemands ayant mis le feu à son yamen, et il nous offre un déjeuner très chinois, où reparaissent des ailerons de requin et des nerfs de biche,—tandis que les plates figures sauvages des paysans d'alentour nous regardent par les trous de nos carreaux en papier de riz, crevés du toutes parts.

Aussitôt après la dernière tasse de thé, nous remontons à cheval, pour voir enfin ces tombeaux qui sont à présent là tout près, et vers lesquels nous cheminons depuis déjà plus de trois jours. Mon «confrère» de l'Académie de Pékin, qui nous a rejoints, toujours avec ses grosses lunettes rondes, son petit corps d'oiseau sec perdu dans ses belles robes de soie, nous accompagne aussi cahin-caha sur une mule.

Pays de plus en plus solitaire. Fini, les champs; fini, les villages. Le chemin pénètre au milieu de collines—qui sont revêtues d'herbe et de fleurs!—et c'est une surprise, un enchantement pour nos yeux déshabitués, cela semble un peu édénique, après toute cette Chine poudreuse et grise où nous venons de vivre, et où ne verdissait que le blé des sillons. La perpétuelle poussière du Petchili, nous l'avons décidément laissée derrière nous; sur les plaines en contre-bas, nous l'apercevons, comme un brouillard dont nous serions enfin délivrés.

Nous nous élevons toujours, arrivant aux premiers contreforts de la chaîne mongole. Voici, derrière une muraille de terre, un immense camp de Tartares; au moins deux mille hommes, armés de lances, d'arcs et de flèches: les gardiens d'honneur des souverains défunts.

La pureté des horizons, dont nous avions presque perdu le souvenir, est ici retrouvée. Ces montagnes de Mongolie, semble-t-il, viennent soudainement de se rapprocher, comme si d'elles-mêmes elles s'étaient avancées; très rocheuses, avec des escarpements étranges, des pointes comme des donjons ou des tours de pagode, elles sont d'un beau violet d'iris au-dessus de nos têtes. Et, en avant de nous, de tous côtés, commencent de paraître des vallonnements boisés, des forêts de cèdres.

Il est vrai, ce sont des forêts factices,—mais déjà si vieilles,—plantées il y a des siècles, pour composer le parc funéraire, de plus de vingt lieues de tour, où dorment quatre empereurs tartares.

Nous entrons dans ce lieu de silence et d'ombre, étonnés qu'il ne soit enclos d'aucune muraille, contrairement aux farouches usages de la Chine. Sans doute, en cette région très isolée, on l'a jugé suffisamment défendu par la terreur qu'inspirent les Mânes des Souverains,—et aussi par un édit général de mort, rendu d'avance contre quiconque oserait ici labourer un coin de terre ou seulement l'ensemencer.

C'est le bois sacré par excellence, avec tout son recueillement et son mystère… Quels merveilleux poètes de la Mort sont ces Chinois, qui lui préparent de telles demeures!… On serait tenté dans cette ombre de parler bas comme sous une voûte de temple; on se sent profanateur en foulant à cheval ce sol, vénéré depuis des âges, dont le tapis d'herbes fines et de fleurettes de printemps semble n'avoir été violé jamais. Les grands cèdres, les grands thuyas centenaires, parfois un peu clairsemés sur les collines ou dans les vallées, laissent entre eux des espaces libres où ne croissent point de broussailles; sous la colonnade de leurs troncs énormes, rien que de courtes graminées, de très petites fleurs exquises, et des lichens, des mousses.

Cette poussière, qui obscurcissait le ciel des plaines, ne monte sans doute jamais jusqu'à cette région choisie, car le vert magnifique des arbres n'en est nulle part terni. Et, dans cette solitude superbe que les hommes d'ici ont faite aux Mânes de leurs maîtres, quand le chemin nous fait passer par quelque clairière, ou sur quelque hauteur, les lointains qui se découvrent sont d'une limpidité absolue; une lumière paradisiaque tombe alors sur nous, d'un profond ciel discrètement bleu, rayé par des bandes de petits nuages d'un gris rose de tourterelle; dans ces moments-là, on aperçoit aussi, au loin, de somptueuses toitures, d'un émail jaune d'or, qui s'élèvent parmi les ramures si sombres, comme des palais de belles-au-bois-dormant…

Personne dans ces chemins ombreux. Un silence de désert. A peine, de temps à autre, le croassement d'un corbeau,—trop funèbre, à ce qu'il semble, pour les tranquilles enchantements de ce lieu, où la Mort a dû, avant d'entrer, dépouiller son horreur, pour demeurer seulement la Magicienne des repos qui ne finiront plus.

Par endroits, les arbres sont alignés en quinconces, formant des allées qui s'en vont à perte de vue dans la nuit verte. Ailleurs, ils ont été semés sans ordre; on dirait qu'ils ont poussé d'eux-mêmes comme les plantes sauvages, et on se croirait en simple forêt. Mais des détails cependant viennent rappeler que le lieu est magnifique, impérial et sacré; le moindre pont, jeté sur quelque ruisseau qui traverse le chemin, est de marbre blanc, d'un dessin rare; couvert de précieuses ciselures; ou bien quelque bête héraldique, accroupie à l'ombre, vous lance au passage la menace de son rire féroce; ou bien encore un obélisque de marbre, enroulé de dragons à cinq griffes, se dresse inattendu, dans sa neigeuse blancheur, sur le fond obscur des cèdres.

Dans ce bois de vingt lieues de tour, il y a seulement quatre cadavres d'empereurs; on y ajoutera celui de l'Impératrice Régente, dont le mausolée est depuis longtemps commencé, ensuite celui du jeune empereur son fils, qui a fait marquer sa place élue d'une stèle en marbre gris[5]. Et ce sera tout. Les autres souverains, passés ou à venir, dorment ou dormiront ailleurs, dans d'autres édens—du reste aussi vastes, aussi merveilleusement composés. Car il faut énormément de place pour un cadavre de Fils du Ciel, et énormément de silencieuse solitude alentour.

[Note 5: Ses sujets ont fait graver sur la stèle une inscription souhaitant à leur souverain de vivre dix mille fois dix mille ans.]

La disposition de ces tombeaux est réglée par des plans inchangeables, qui remontent aux vieilles dynasties éteintes; aussi sont-ils tous pareils,—rappelant même ceux des empereurs Mings, antérieurs de plusieurs siècles, et dont les ruines délaissées ont été depuis longtemps un but d'excursion permis aux Européens.

On y arrive invariablement par une coupée d'une demi-lieue de long dans la sombre futaie, coupée que les artistes d'autrefois ont eu soin d'orienter de manière qu'elle s'ouvre, comme les portants d'un magnifique décor au théâtre, sur quelque fond incomparable: par exemple une montagne particulièrement haute, abrupte et audacieuse; un amas rocheux présentant une de ces anomalies de forme ou de couleur que les Chinois recherchent en toute chose.

Invariablement aussi l'avenue commence par de grands arcs de triomphe en marbre blanc, qui sont, il va sans dire, surchargés de monstres, hérissés de cornes et de griffes.

Chez l'aïeul de l'Empereur actuel, qui reçoit aujourd'hui notre première visite, ces arcs de l'entrée, imprévus au milieu de la forêt, ont la base enlacée par les liserons sauvages: ils semblent, au coup de baguette d'un enchanteur, avoir jailli sans travail, d'un sol qui a l'air vierge,—tant il est feutré de ces mousses, de ces petites plantes délicates et rares qu'un rien dérange, qui ne croissent que dans les lieux longuement tranquilles, longuement respectés par les hommes.

Ensuite viennent des ponts de marbre blanc, arqués en demi-cercle, trois ponts parallèles, comme chaque fois que doit passer un empereur vivant ou mort, le pont du milieu étant réservé pour Lui seul. Les architectes des tombeaux ont eu soin de faire traverser plusieurs fois l'avenue par de factices rivières, afin d'avoir l'occasion d'y jeter ces courbes charmantes et leur blancheur quasi éternelle. Chaque balustre des ponts figure un enlacement de chimères impériales. Les longues dalles penchées y sont glissantes et neigeuses, encadrées par une herbe de cimetière, qui pousse et fleurit dans tous leurs joints. Et le passage est dangereux pour nos chevaux, dont les pas résonnent tristement sur ce marbre; le bruit soudain que nous faisons là, dans ce silence, nous cause d'ailleurs presque une gêne, comme si nous venions troubler d'une façon inconvenante le recueillement d'une nécropole. A part nous et quelques corbeaux sur les arbres, rien ne bouge et rien ne vit, dans l'immensité du parc funéraire.

Après le pont aux triples arches, l'avenue conduit vers un premier temple à toit d'émail jaune, qui semble la barrer en son milieu. Aux quatre angles de la clairière où il est bâti, s'élèvent des colonnes rostrales en marbre d'un blanc d'ivoire; monolithes admirables, au sommet de chacun desquels s'assied une bête pareille à celles qui trônent sur les obélisques devant le palais de Pékin,—une espèce de maigre chacal, aux longues oreilles droites, les yeux levés et la gueule ouverte comme pour hurler vers le ciel. Ce premier temple ne contient que trois stèles géantes, qui posent sur des tortues de marbre grosses comme des léviathans, et qui racontent la gloire de l'empereur défunt, la première en langue tartare, la seconde en chinois, la troisième en mandchou.

L'avenue, au delà de ce temple des stèles, se prolonge dans son même axe, indéfiniment longue encore, majestueuse entre ses deux parois de cèdres aux verdures presque noires, et recouverte par terre d'un tapis d'herbes, de fleurs, de mousses comme si on n'y marchait jamais. Toutes les avenues dans ce bois sont habituées au même continuel abandon, au même continuel silence, car les Chinois ne venaient ici qu'à de longs intervalles, en cortèges respectueux et lents, pour accomplir des rites mortuaires. Et cet air de délaissement, dans cette splendeur, est le grand charme de ce lieu unique au

monde.
Quand les alliés auront évacué la Chine, le parc des tombeaux, qui nous aura été ouvert un moment, redeviendra impénétrable aux Européens pour des temps que l'on ignore, jusqu'à une invasion nouvelle peut-être, qui fera cette fois crouler le vieux Colosse jaune… A moins qu'il ne secoue son sommeil de mille ans, le Colosse encore capable de jeter l'épouvante, et qu'il ne prenne enfin les armes pour quelque revanche à laquelle on n'ose songer… Mon Dieu, le jour où la Chine, au lieu de ses petits régiments de mercenaires et de bandits, lèverait en masse, pour une suprême révolte, ses millions de jeunes paysans tels que ceux que je viens de voir, sobres, cruels, maigres et musclés, rompus à tous les exercices physiques et dédaigneux de la mort, quelle terrifiante armée elle aurait là, en mettant aux mains de ces hommes nos moyens modernes de destruction!… Et vraiment il semble, quand on y réfléchit, que certains de nos alliés aient été imprudents de semer ici tant de germes de haine et tant de besoins de vengeance.
Là-bas, au bout de l'avenue déserte aux verdures sombres, le temple final commence de montrer son toit d'émail. La montagne au-dessus, l'étrange montagne dentelée qui a été choisie pour être comme la toile de fond du morne décor, monte aujourd'hui, toute violette et rose, dans une déchirure de ciel d'un bleu rare, d'un bleu de turquoise mourante, tournant au vert. La lumière demeure exquise et discrète; le soleil, voilé sous ces mêmes nuages couleur de tourterelle. Et nous n'entendons plus marcher nos chevaux sur le feutrage épais des herbes et des mousses.
On voit maintenant les grandes portes triples du sanctuaire, qui sont d'un rouge de sang avec des ferrures d'or.
Encore la blancheur d'un triple pont de marbre, aux dalles glissantes, sur lesquelles ma petite armée recommence de faire en passant un bruit exagéré, comme si ces rangées de cèdres en muraille autour de nous avaient les sonorités d'une basilique. Et à partir d'ici, pour garder ces abords de plus en plus sacrés, de hautes statues de marbre s'alignent des deux côtés de l'avenue; nous cheminons entre d'immobiles éléphants, des chevaux, des lions, des guerriers muets et blancs qui ont trois fois la taille humaine.
Dès qu'on aborde les terrasses blanches du temple, on commence d'apercevoir les dégâts de la guerre. Les soldats allemands, venus ici avant les nôtres, ont arraché par places, avec la pointe de leurs sabres, les belles garnitures en bronze doré des portes rouges, les prenant pour de l'or.
Dans une première cour, des édifices latéraux, sous des toitures aussi somptueusement émaillées que celles du grand sanctuaire, étaient les cuisines où l'on préparait, à certaines époques, pour l'Ombre du mort, des repas comme pour une légion d'ogres ou de vampires. Les énormes fourneaux, les énormes cuves de bronze où l'on cuisait des boeufs tout entiers sont encore intacts; mais les dalles sont jonchées de débris de céramiques, de cassons faits à coups de crosse ou de baïonnette.
Sur des terrasses de plus en plus hautes, après deux ou trois cours dallées de marbre, après deux ou trois enceintes aux triples portes de cèdre, le temple central s'ouvre à nous, vide et dévasté. Il reste magnifique de proportions, dans sa demi-obscurité, avec ses hautes colonnes de laque rouge et d'or; mais on l'a dépouillé de ses richesses sacrées. Lourdes tentures de soie, idoles, vases de libation en argent, vaisselle plate pour les festins des Ombres, avaient presque entièrement disparu quand les Français sont arrivés, et ce qui restait du trésor a été réuni en lieu sûr par nos officiers. Deux d'entre eux viennent même d'être décorés pour ce sauvetage par l'Empereur de Chine[6],—et c'est là un des épisodes les plus singuliers de cette guerre anormale: le souverain du pays envahi décorant spontanément, par reconnaissance, des officiers de l'armée d'invasion…
[Note 6: Le commandant de Fonssagrive, le capitaine Delclos.]
Derrière ce temple enfin est le colossal tombeau.
Pour enfouir un empereur mort, les Chinois découpent un morceau dans une colline, comme on taillerait une portion dans un gâteau de Titans, l'isolent par d'immenses déblais, et puis l'entourent de remparts crénelés. Cela devient alors comme une citadelle massive, et dans la profondeur des terres, ils creusent le couloir sépulcral dont quelques initiés ont seuls le secret; là, tout au bout, on dépose l'empereur, non momifié, qui doit se désagréger lentement dans un épais cercueil en cèdre laqué d'or. Ensuite, on mure à jamais la porte du souterrain par une sorte d'écran, en céramiques invariablement jaunes et vertes, dont les reliefs représentent des lotus, des dragons et des nuages. Et chaque souverain, à son heure, est enseveli et muré de la même façon,—au milieu d'une zone de forêt aussi vaste et aussi solitaire.
Nous arrivons donc au pied de ce morceau de colline et de ce rempart, arrêtés dans notre visite par le lugubre écran de faïence jaune et verte, qui sera le terme de notre voyage de quarante lieues: un écran carré d'une vingtaine de pieds de côté, encore éclatant de vernis et de couleurs, sur les grisailles des briques murales et de la terre.
Ici les corbeaux, comme s'ils devinaient la sinistre chose qu'on leur cache au coeur de la montagne taillée, sont groupés en masse et nous accueillent par un concert de cris.

Et, en face de l'écran de faïence, un bloc, un autel de marbre à peine dégrossi, d'une simplicité brutale qui contraste avec les splendeurs du temple et de l'avenue, est dressé en plein air; il supporte une espèce de brûle-parfums, fait en une matière tragique et inconnue, et deux ou trois objets symboliques d'une rudesse intentionnelle. On reste confondu devant la forme étrange, la barbarie quasi primitive de ces dernières et suprêmes choses, là, tout près de ce seuil; leur aspect est pour causer je ne sais quelle indéfinissable épouvante… De même, jadis, dans la sainte montagne de Nikko, où dorment les empereurs de l'ancien Japon, après la féerique magnificence des temples en laque d'or, devant la petite porte de bronze de chaque sépulcre, je m'étais heurté au mystère d'un autel de ce genre, supportant deux ou trois emblèmes frustes, inquiétants comme ceux-ci par leur fausse naïveté barbare…

Il y a, paraît-il, dans ces souterrains des Fils du Ciel, des trésors, des pierreries, du métal follement entassés. Les gens qui font autorité en matière de chinoiserie affirmaient à nos généraux qu'autour du cadavre d'un seul empereur, on aurait trouvé de quoi payer la rançon de guerre réclamée par l'Europe, et que, d'ailleurs, la simple menace de violer l'un quelconque de ces tombeaux d'ancêtres eût suffi à ramener la régente et son fils à Pékin, soumis et souples, accordant tout.

Heureusement pour notre honneur occidental, aucun des alliés n'a voulu de ce moyen. Et les écrans de céramiques jaunes et vertes n'ont point été défoncés; même les moindres dragons ou lotus, en saillies frêles, y sont restés intacts. On s'est arrêté là. Les vieux empereurs, derrière leurs murs éternels, ont dû tous entendre sonner de près les clairons de l'armée «barbare» et battre ses tambours; mais chacun d'eux a pu se rendormir ensuite dans sa nuit, tranquille comme devant, au milieu de l'inanité de ses fabuleuses richesses. [Loti1]

1902.8 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (8)

VIII. LES DERNIERS JOURS DE PÉKIN

I. Pékin, mercredi 1er mai.

Je suis rentré hier de ma visite aux tombeaux des empereurs, après trois journées et demie de voyage comme dans la brume, par «vent jaune», sous un lourd soleil obscurci de poussière. Et me voici de nouveau dans le Pékin impérial, auprès de notre général en chef, dans ma même chambre du Palais du Nord. Le thermomètre hier marquait 40° à l'ombre; aujourd'hui, 8° seulement (trente-deux degrés d'écart en vingt-quatre heures); un vent glacé chasse des gouttes de pluie mêlées de quelques flocons blancs, et, au-dessus du Palais d'Été, les proches montagnes sont toutes marbrées de neige.—Il se trouve cependant des personnes en France pour se plaindre de la fragilité de nos printemps! Mon expédition terminée, je devais reprendre aussitôt la route de Takou et de l'escadre; mais le général, qui donne demain une grande fête aux états-majors des armées alliées, a bien voulu m'y inviter et me retenir, et il a fallu de nouveau télégraphier à l'amiral, lui demander au moins trois jours de plus. Le soir, sur l'esplanade du Palais de la Rotonde, je me promène en compagnie du colonel Marchand, par un crépuscule de mauvais temps, tourmenté, froid, assombri avant l'heure sous des nuages rapides que le vent déchire, et, dans les éclaircies, on aperçoit, là-bas sur les montagnes du Palais d'Été, toujours cette neige tristement blanche, en avant des fonds obscurs… Autour de nous, il y a un grand désarroi de fête, qui contraste avec le désarroi de bataille et de mort que j'avais connu ici même, l'automne dernier. Des zouaves, des chasseurs d'Afrique s'agitent gaiement, promènent des échelles, des draperies, des brassées de feuillage et de fleurs. Autour de la belle pagode, toujours éclatante d'émail, de laque et d'or, les vieux cèdres centenaires sont déguisés en arbres à fruits; leurs branches presque sacrées supportent des milliers de ballons jaunes, qui semblent de grosses oranges. Et des chaînettes vont de l'un à l'autre, soutenant des lanternes chinoises en guirlandes. C'est lui, le colonel Marchand, qui a accepté d'être l'organisateur de tout. Et il me demande: —Pensez-vous que ce sera bien! Là, vraiment, pensez-vous que ça sortira un peu de la banalité courante? C'est que, voyez-vous, je voudrais faire mieux que ce qu'ont déjà fait les autres… Les autres, ce sont les Allemands, les Américains, tous ceux des Alliés qui ont déjà donné des fêtes avant les Français.—Et depuis cinq ou six jours, il a déployé une activité fiévreuse, mon nouvel ami, pour réaliser son idée de faire quelque chose de jamais vu, travaillant jusqu'au milieu des nuits, avec ses hommes auxquels il a su communiquer son ardeur, mettant à cette besogne de plaisir la même volonté passionnée qu'il mit jadis à conduire à travers l'Afrique sa petite armée de braves. De temps à autre, cependant, son sourire, tout à coup, témoigne qu'ici il s'amuse,—et ne prendrait point au tragique la déroute possible, si le vent et la neige venaient à bouleverser la féerie qu'il rêve. Non, mais c'est ennuyeux tout de même, ce temps, ce froid! Que devenir, puisque ça doit se passer justement en plein air, sur ces terrasses de palais, battues par tous les souffles du Nord? Et les illuminations, et les velums tendus? Et les femmes, qui vont geler, dans leurs robes du soir?… Car il y aura même des femmes, ici, au coeur de la «Ville jaune»… Or, voici que tout à coup une rafale vient briser une file de girandoles à pendeloques de perles, déjà suspendues aux branches des vénérables cèdres et chavirer une rangée de ces pots de fleurs que l'on a déjà montés ici par centaines, pour rendre la vie à ces vieux jardins dévastés… Jeudi 2 mai. Des émissaires ont été lancés aux quatre coins de Pékin, annonçant que la fête de ce soir était remise à samedi, pour laisser passer la bourrasque. Et il m'a fallu demander encore par dépêche à l'amiral une prolongation de liberté. J'étais parti pour trois jours et serai resté près d'un mois dehors; je porte maintenant des chemises, des vestes, empruntées de-ci de-là, à des camarades de l'armée de terre. J'ai l'honneur de déjeuner ce matin chez notre voisin de «Ville jaune», le maréchal de Waldersee. Dans une partie de son palais que les flammes n'ont pas atteinte, une grande salle, en marqueteries, en boiseries à jours; le couvert est dressé là pour le maréchal et son état-major,—tout ce monde, correct, sanglé, irréprochablement militaire, au milieu de la fantaisie chinoise d'un tel cadre. C'est la première fois de ma vie que je viens m'asseoir à une table d'officiers allemands, et je n'avais pas prévu la soudaine angoisse d'arriver en invité au milieu d'eux… Ces souvenirs d'il y a plus de trente ans! Les aspects particuliers que prit pour moi l'année terrible!… Oh! ce long hiver de 1870, passé à errer avec un mauvais petit bateau, dans les coups de vent, sur les côtes prussiennes! Mon poste de veille, presque enfant que j'étais alors, dans le froid de la hune, et la silhouette, si souvent aperçue à l'horizon noir, d'un certain Koenig-Wilhelm lancé à notre poursuite, devant lequel il fallait toujours fuir, tandis que ses obus, derrière nous, sautillaient parfois sur l'eau glacée… Le désespoir alors de sentir notre petit rôle si inutile et sacrifié, au milieu de cette mer!… On ne savait même rien, que longtemps après; les nouvelles nous arrivaient là-bas si rares, dans les sinistres plis cachetés qu'on ouvrait en tremblant… Et, à chaque désastre, à chaque récit des cruautés allemandes, ces rages qui nous venaient au coeur, un peu enfantines encore dans l'excès de leur violence, et ces serments qu'on faisait entre soi de ne pas oublier!… Tout cela, pêle-mêle, ou plutôt la synthèse rapide de tout cela, se réveille en moi, à la porte de cette salle du déjeuner, même avant que j'aie passé le seuil, rien qu'à la vue des casques à

pointe accrochés aux abords, et j'ai envie de m'en aller…. J'entre, et cela s'évanouit, cela sombre dans le lointain des années: leur accueil, leurs poignées de main et leurs sourires de bon aloi m'ont presque rendu l'oubli en une seconde, l'oubli momentané tout au moins… Il semble d'ailleurs qu'il n'y ait pas, entre eux et nous, ces antipathies de race, plus irréductibles que les rancunes aiguës d'une guerre. Pendant le déjeuner, leur palais chinois, habitué à entendre les gongs et les flûtes, résonne mystérieusement des phrases de Lohengrin ou de l'Or du Rhin, jouées un peu au loin par leur musique militaire. Le maréchal aux cheveux blancs a bien voulu me placer près de lui, et, comme tous ceux des nôtres qui ont eu l'honneur de l'approcher, je subis le charme de son exquise distinction, de sa bienveillance et de sa bonté. Vendredi 3 mai. Autour de nous, l'immense Pékin, qui achève de se repeupler comme aux anciens jours, est très occupé de funérailles. Les Chinois, l'été dernier, s'entretuaient dans leur ville; aujourd'hui ils s'enterrent. Chaque famille a gardé ses cadavres à la maison durant des mois comme c'est l'usage, dans d'épais cercueils de cèdre qui atténuaient un peu l'odeur des pourritures; on apportait tous les jours aux morts des repas et des cadeaux, on leur brûlait des cires rouges, on leur faisait des musiques, on leur jouait du gong et de la flûte, dans la continuelle crainte de ne pas leur rendre assez d'honneur, d'encourir leurs vengeances et leurs maléfices. C'est l'époque maintenant de les conduire à leur trou, avec des suites d'un kilomètre de long, avec encore des flûtes et des gongs, d'innombrables lanternes et des emblèmes dorés qui se louent très cher; on se ruinera ensuite pour les monuments et les offrandes; on ne dormira plus, de peur de les voir revenir. Je ne sais qui a si bien défini la Chine: «Un pays où quelques centaines de millions de Chinois vivants sont dominés et terrorisés par quelques milliards de Chinois morts.» Le tombeau, partout et sous toutes ses formes, on ne rencontre pas autre chose dans la plaine de Pékin. Quant à tous ces bocages de cèdres, de pins et de thuyas, ce ne sont que des parcs funéraires, murés de doubles ou de triples murs, chaque parc le plus souvent consacré à un seul mort, qui retranche ainsi aux vivants une place énorme. Un lama défunt, chez lequel je pénètre aujourd'hui, occupe pour son compte deux ou trois kilomètres carrés. Dans son parc, les vieux arbres, à peine feuillus, tamisent légèrement ce soleil chinois, qui, après la neige d'hier, recommence d'être brûlant et dangereux. Au centre, il y a son mausolée de marbre, pyramide de petits personnages, amas de fines sculptures blanches qui vont s'effilant en fuseau vers le ciel et se terminent par une pointe d'or; çà et là, sous les cèdres, des vieux temples croulants, voués jadis à la mémoire de ce saint homme, enferment dans leur obscurité des peuplades d'idoles dorées qui s'en vont en poussière. Dehors, le sol de cendre, où l'on ne marche jamais, est jonché des pommes résineuses tombées des arbres et des plumes noires des corbeaux qui vivent par centaines dans ce lieu de silence; l'avril cependant y a fait fleurir quelques tristes giroflées violettes, comme dans le bois impérial, et quantité de tout petits iris de même couleur. A l'horizon, au bout de la plaine grise, la muraille de Pékin, la muraille crénelée qui semble enfermer une ville morte, s'en va si loin qu'on ne la voit pas finir. Et tous les bois funéraires, dont la campagne est encombrée, ressemblent à celui-là, contiennent les mêmes vieux temples, les mêmes idoles et les mêmes corbeaux. Ces plaines du Petchili sont une immense nécropole, où chaque vivant tremble d'offenser quelqu'un des innombrables morts. Pékin naturellement se rebâtit en même temps qu'il se repeuple; mais, à la hâte, avec les petites briques noirâtres des décombres, et les rues nouvelles ne retrouveront sans doute jamais le luxe des façades d'autrefois, en dentelle de bois doré. La grande artère de l'Est, à travers la «Ville tartare», est ce qui demeure le plus intact de l'ancien Pékin, et la vie y redevient intense, fourmillante, presque terrible. Sur une longueur d'une lieue, l'avenue de cinquante mètres de large, magnifique de proportions, mais défoncée, ravinée, coupée de trous sournois et de cloaques, est envahie par des milliers de tréteaux, de cabanes, de tentes dressées, ou de simples parasols fichés en terre; et ce sont les rôtisseurs de chiens, les bouilleurs de thé, les gens qui servent des boissons horribles ou des viandes effroyables,—dans de toujours délicieuses porcelaines, éclatantes de peinturlures; ce sont les charlatans, les acupunctaristes, les guignols, les musiciens, les conteurs et les conteuses d'histoires. La foule, au milieu de tout cela, évolue à grand'peine, divisée en une infinité de courants divers, par tant de petites boutiques ou de petits théâtres, comme se diviseraient les eaux d'un fleuve au milieu d'îlots, et c'est un remous de têtes humaines, incessant et tourmenté, noirci de crasse et de poussière. Des vociférations montent de toutes parts, rauques ou mordantes, d'un timbre inconnu à nos oreilles, accompagnées de violons qui grincent sur des peaux de serpents, de bruits de gongs et de bruits de sonnettes. Les caravanes cependant, les énormes chameaux de Mongolie qui tout l'hiver encombraient les rues de leurs défilés sans fin, ont disparu vers les solitudes du Nord, avec leurs conducteurs au visage plat, fuyant le soleil qui sera bientôt torride; mais ils sont remplacés,—sur le milieu bossu de la chaussée réservé aux bêtes et aux attelages,—par des files de petits chevaux, des files de petites voitures, et on entend partout claquer les fouets. Et au pied des maisons, durant des kilomètres, par terre, sur les immondices ou sur la boue, l'extravagante foire à la guenille commencée l'automne dernier s'étale encore, piétinée par les passants: débris de tant d'incendies et de pillages, que l'on ne finira jamais de vendre, défroques magnifiquement brodées mais qui ont été un peu sanglantes,

bouddhas, magots, bijoux, perruques de morts, vases ébréchés ou précieux cassons de jade. Au-dessus de tant de choses saugrenues, au-dessus de tant de tapage et de tant de poussière, la plupart de ces maisons, en contraste avec la pouillerie des foules, sont étourdissantes de sculptures et d'éclat; finement fouillées en plein bois et finement dorées depuis la base jusqu'en haut. Dans le cèdre épais des façades, d'infatigables artistes ont taillé, avec ces patiences et ces adresses chinoises qui nous confondent, des myriades de petits bonshommes, ou de monstres, ou d'oiseaux, parmi des fleurs, ou sous des arbres dont on compterait les feuilles. Les dorures de tous ces minutieux sujets, atténuées par places, sont le plus souvent restées étincelantes, grâce à ce climat presque sans pluie. Et en haut, sur les couronnements, sur les corniches festonnées, c'est toujours le domaine des chimères d'or, qui tirent la langue, qui ricanent, qui louchent, qui ont l'air prêtes à s'élancer vers le ciel, ou à descendre pour déchirer les passants. L'été dernier, dans les grands incendies Boxers, elles flambaient chaque jour par centaines, ces étonnantes façades, qui représentaient une somme incalculable de travail humain, et qui faisaient de Pékin une vieille chinoiserie tout en or, un si extraordinaire musée de bois sculptés, que les hommes d'aujourd'hui n'auront plus jamais le temps d'en reconstituer un pareil. Samedi 4 mai. C'est ce soir, décidément, la fête donnée par notre général aux états-majors des alliés. D'abord, en attendant la nuit, une fête entre Français: l'inauguration d'un boulevard dans notre quartier, dans notre secteur; du Pont de Marbre à la Porte Jaune, un long boulevard dont la confection a été confiée au colonel Marchand et qui portera le nom de notre général. Pékin, depuis l'époque lointaine et pompeuse où fut tracé son réseau d'avenues pavées, n'avait jamais revu chose pareille: une voie libre, unie, sans précipices ni ornières, où les voitures peuvent courir grand train entre deux rangs de jeunes arbres. Il y a foule pour assister à cette inauguration. Des deux côtés de la chaussée neuve, sablée de frais et encore vide, qui est d'un bout à l'autre barrée par des piquets et des cordes,—des deux côtés, il y a tous nos soldats, quelques soldats allemands aussi, car ils voisinent beaucoup avec les nôtres, et puis les Chinois et les Chinoises d'alentour en robes de fête. Les bébés charmants et drôles, aux yeux de chat bien tirés vers les tempes, occupent le premier rang, à toucher les cordes tendues; quelques-uns même se font porter par nos hommes pour voir de plus haut, et un grand zouave se promène avec deux petites Chinoises de trois ou quatre ans, une sur chaque épaule. Il y a du monde perché sur les toits, plusieurs de nos malades, là-bas, sont debout sur les tuiles de notre hôpital, et des chasseurs d'Afrique ont escaladé, pour avoir des places de choix, le clocher gothique de l'église, qui domine tout, avec son large drapeau tricolore déployé dans l'air. Des pavillons français, il y en a sur toutes les portes des Chinois, il y en a partout sur des perches, groupés en trophées avec des lanternes et des guirlandes. On dirait d'une sorte de «14 Juillet», un peu exotique et étrange; si c'était en France, la décoration serait banale à faire sourire; ici, au coeur de Pékin, elle devient touchante et même grande, surtout à l'arrivée des musiques militaires, quand éclate notre Marseillaise. L'inauguration, cela consiste simplement en un temps de galop, une espèce de charge à fond de train exécutée, sur le sable encore vierge, par tous les officiers français, depuis la Porte Jaune jusqu'à l'autre extrémité de ce boulevard, où notre général les attend, sur une estrade enguirlandée de verdure par les soldats, et leur offre en souriant du champagne. Après, on enlève les frêles barrières, la foule déborde gaiement, les petits aux yeux de chat prennent leur course sur ce beau sol passé au rouleau, et c'est fini. Quand nous serons repartis tous pour la France, quand Pékin sera entièrement rendu aux Chinois, qui ont sur la voirie des idées subversives, cette Avenue du Général-Voyron—qu'ils font pourtant mine d'apprécier—ne durera pas, je le crains, plus de deux hivers.

II. Huit heures du soir.
Dans le long crépuscule de mai, qui est maintenant près de finir, les lanternes étranges, en verre, ruisselantes de perles, ou bien en papier de riz, ayant forme d'oiseaux et de lotus, se sont allumées partout, aux branches des vieux cèdres, sur l'esplanade de ce palais de la Rotonde, que j'ai connue jadis plongée dans un si morne abîme de tristesse et de silence… Cette nuit, ce sera le mouvement, la vie, la gaie lumière. Déjà, dans le merveilleux décor qui s'illumine, vont et viennent des gens en habits de fête, officiers de toutes les nations d'Europe, et Chinois aux longues robes soyeuses, coiffés du chapeau officiel d'où retombent des plumes de paon. Une table pour soixante-dix convives est dressée sous des tentes, et nous attendons la foule disparate de nos invités.
Suivis de petits cortèges, ils arrivent des quatre coins de Pékin, les uns à cheval, les autres en voiture, ou en pousse-pousse, ou en palanquin somptueux. Sitôt qu'un personnage de marque émerge d'en bas, par la porte peinte et dorée du plan incliné, une de nos musiques militaires qui guettait son apparition, lui joue l'air national de son pays. L'hymne russe succède à l'hymne allemand; ou l'hymne japonais à la «Marche des Bersaglieri». Nous entendrons même l'air chinois, car on apporte pompeusement un large papier rouge: la carte de visite de Li-Hung-Chang, qui est en bas et qui, suivant l'étiquette, se fait annoncer avant de paraître. Ensuite, précédés de cartes pareilles, nous arrivent le grand Justicier de Pékin, et le Représentant extraordinaire de l'Impératrice. Ils assisteront à notre fête, les princes de la Chine, amenés dans des palanquins de gala, avec escorte de cavalerie, et ils font leur entrée, le visage fermé et le regard en dedans, suivis d'un flot de serviteurs vêtus de soie. Ç'a été dur de les avoir, ceux-là! Mais le colonel Marchand, autorisé par notre général, s'était fait un point d'honneur de les décider. Au milieu de nos uniformes d'occident se multiplient les robes mandarines et les chapeaux pointus à bouton de corail. Et leur présence à ce festin des barbares, en pleine «Ville impériale» profanée, restera l'une des plus singulières incohérences de nos temps.
Une tablée comme on n'en avait jamais vu, les pieds sur des tapis impériaux qui semblent d'épais velours jaunes. Les obligatoires gerbes de fleurs, arrangées dans des cloisonnés géants, sans âge et sans prix, qui sont sortis pour un soir des réserves de l'Impératrice. A la place d'honneur, le maréchal de Waldersee à côté de la femme de notre ministre de France; ensuite, deux évêques en robe violette; des généraux et des officiers des sept nations alliées; cinq ou six toilettes claires de femme, et enfin trois grands princes de la Chine, énigmatiques dans leurs soies brodées, les yeux à demi cachés sous leurs chapeaux de cérémonie à plumes retombantes.
Sur la fin de ce dîner étrange, subversif, et profanateur, quand les roses commencent à pencher la tête dans les grands vases précieux, notre général, en terminant son toast au champagne, s'adresse à ces princes Jaunes: «Votre présence parmi nous, leur dit-il, prouve assez que nous ne sommes pas venus ici pour faire la guerre à la Chine, mais seulement à une secte abominable, etc…»
Le Représentant de l'Impératrice, alors, relève la balle avec une souplesse d'Extrême-Asie, et sans qu'un pli ait bronché sur son masque jaune de cour, il répond, lui qui a été sournoisement un enragé Boxer: «Au nom de sa Majesté Impériale Chinoise, je remercie les généraux européens d'être venus prêter main-forte au Gouvernement de notre pays, dans une des crises les plus graves qu'il ait jamais traversées.»
Petit silence de stupeur, et les coupes se vident.
L'esplanade, pendant le banquet, s'est considérablement peuplée d'uniformes et de dorures: quelques centaines d'officiers de tout pelage, de toute couleur conviés à la soirée. Et les toasts ayant pris fin sur cette réplique chinoise, je vais m'accouder au rebord des terrasses pour voir arriver, de haut et de loin, notre retraite aux flambeaux.
En sortant de dessous ce velum et ces ramures de cèdres, toutes choses un peu emprisonnantes qui masquaient la vue, c'est une surprise et un enchantement, ces bords du lac impérial, ce grand paysage de mélancolie et de silence,—en temps ordinaire, lieu de ténèbres s'il en fut jamais, dès la tombée des nuits, bien inquiétant et noir, sur lequel semblait planer un éternel deuil,—et qui vient de s'éclairer, cette fois, comme pour quelque fantastique apothéose.
Il y avait de nos soldats cachés partout, dans les vieux palais morts, dans les vieux temples épars au milieu des arbres, et en moins d'une heure, grimpant de tous côtés sur les tuiles d'émail, ils ont allumé d'innombrables lanternes rouges, des cordons de feux qui dessinent la courbe des toits à étages multiples, la chinoiserie des architectures, l'excentricité des miradors et des tours. Une raie lumineuse court le long du lac tragique, dans les herbages encore recéleurs de cadavres. Jusque sur ses rives les plus lointaines, jusqu'en ses fonds qui d'habitude étaient les plus noirs, ce parc des Ombres, où cependant tout reste morne et dévasté, donne une illusion de fête. Le vieux donjon de l'Ile des Jades, qui dormait dans l'air avec son idole affreuse, se réveille tout à coup pour lancer des gerbes d'étincelles et des fusées bleues. Et les gondoles de l'Impératrice, si longtemps immobiles et un peu détruites, se promènent cette nuit sur le miroir de l'eau, illuminées comme à Venise. Un semblant de vie ranime toutes ces choses, tous ces fantômes de choses, pour un seul soir. Et on ne reverra jamais, jamais cela,

que personne n'avait jamais vu.
Quel contraste déroutant, avec ce que j'avais coutume de contempler l'année dernière du haut de ces mêmes terrasses, à la chute des crépuscules d'automne, quand j'étais le seul habitant de ce palais! Sur les bords du lac, ces groupes en costume de bal, à la place des cadavres, mes seuls et obstinés voisins d'antan—qui demeurent encore tous là, bien entendu, mais qui ont achevé de faire dans la vase leur très lent plongeon sans retour. Et cette douce tiédeur d'une soirée de mai, au lieu du froid glacial qui me faisait frissonner dès que l'énorme soleil rouge commençait de s'éteindre!
Au premier plan, à l'entrée du Pont de Marbre, le grand arc de triomphe chinois, avec ses diableries, ses cornes et ses griffes, mis en valeur par un amas de lanternes proches, resplendit de dorures sur le ciel nocturne. Ensuite, traversant le sombre lac, c'est le pont très éclairé, et qui semble lumineux par lui-même dans le rayonnement de son éternelle blancheur. Au loin, enfin, toute l'ironique fantasmagorie des palais vides et des pagodes vides émerge de l'obscurité des arbres et reflète dans les eaux ses lignes de feux, parmi les petites îles des lotus.
Ils se répandent un peu partout, nos cinq cents invités, au bord du lac sous la verdure printanière des saules, par groupes sympatiques, ou bien le long du Pont de Marbre, ou bien encore dans les gondoles impériales. A mesure qu'ils descendent de ces terrasses de la Rotonde, on leur remet à chacun une lanterne peinturlurée, au bout d'un bâtonnet, et tous ces ballons de couleur se disséminent au hasard des sentiers, sont bientôt, dans les lointains, comme une peuplade de vers-luisants.
De là-haut où je suis resté, on distingue des femmes, en manteau clair du soir, s'en allant au bras d'officiers sur les dalles blanches du pont, ou bien assises à l'arrière des longues barques de l'Impératrice que des rameurs mènent doucement… Et combien c'est inattendu de voir ces Européennes,—presque toutes, celles-là même qui avaient enduré les tortures du siège,—se promener si tranquilles, dans leur toilette de dîner, au milieu du repaire jadis fermé et terrible de ces souverains par qui leur mort avait été sourdement préparée! Le lieu décidément a perdu toute son horreur, et c'est même fini pour l'instant du vague effroi qui, hier encore, se dégageait des lointains peuplés de vieux arbres et de ruines; il y a tant de lumières, tant de monde, tant de soldats, jusque dans les fonds reculés, sous bois, que toutes les formes vagues de revenants ou de mauvais esprits, ce soir, ont dû s'évanouir.
Quelque chose commence de se faire entendre, comme un roulement de tonnerre qui s'approcherait, et c'est l'ensemble d'une cinquantaine de tambours, annonçant que la retraite arrive. Elle a dû se former à la Porte Jaune, pour suivre l'avenue inaugurée aujourd'hui, et venir se disperser devant nous, au pied du Palais de la Rotonde. Ses lumières d'avant-garde apparaissent là-bas, à la tête du Pont de Marbre, et voici qu'elle s'engage sur le magnifique arceau blanc. La cavalerie, l'infanterie, les musiques semblent couler vers nous, avec un fracas de cuivres et de tambours à faire crouler les murailles sépulcrales de la «Ville violette»,—et, au-dessus de ces milliers de têtes de soldats, les lanternes coloriées, d'une extravagance chinoise, en grappes, en gerbes sur de longues perches, se balancent au pas des chevaux, ou bien au rythme des épaules humaines.
Les troupes sont passées, mais le défilé ne paraît pas près de finir. Aux marches que jouaient nos musiques, succède tout à coup un autre fracas, d'un exotisme aigu, délirant, qui trouble les nerfs: des gongs, des sistres, des cymbales, des clochettes. En même temps se dessinent, gigantesques, des étendards verts et jaunes, tout tailladés, d'une fantaisie essentiellement étrangère, d'une proportion inusitée. Et, sur le beau Pont de Marbre, s'avancent des compagnies de personnages longs et minces, aux enjambées étonnantes, qui se dandinent comme des ours: mes échassiers d'Y-Tchéou, de Laï-Chou-Chien, de la région des tombeaux, qui ont fait de gaieté de coeur trois ou quatre jours de voyage pour venir figurer à cette fête française! Derrière eux, annoncés par un crescendo des gongs, des cymbales, et de toutes les ferrailles diaboliques de la Chine, les grands dragons arrivent aussi, les bêtes rouges et les bêtes vertes, longues de vingt mètres. On a trouvé le moyen de les éclairer par en dedans; elles ont l'air d'être incandescentes ce soir, les bêtes rouges et les bêtes vertes; au-dessus des têtes de la foule, elles ondulent, elles se tordent, comme feraient des serpents de soufre, des serpents de braise, au milieu de quelque bacchanale de l'enfer bouddhique. Et l'immense décor que les eaux reflètent, le décor de palais et de pagodes aux toits multiples, aux angles cornus, est précisé toujours par ses lignes de feux rouges, dans la nuit sans lune, lourdement nuageuse. Et le donjon de l'Ile des Jades, qui domine ici toutes choses, continue de lancer sa pluie d'étincelles, sur son piédestal de rochers et de vieux cèdres noirs.
Quand sont passés les grands serpents, au cliquetis de ferrailles, au son fêlé des cymbales tartares, le Pont de Marbre continue de déverser au pied de notre palais un flot humain sur la rive, mais un flot plus irrégulier, qui a des poussées tumultueuses et d'où s'échappe une clameur formidable. Et c'est le reste de nos troupes, les soldats libres, qui suivent la retraite, avec des lanternes aussi, des grappes de lanternes balancées, en chantant la Marseillaise à pleine poitrine, ou bien Sambre-et-Meuse. Et les soldats allemands sont avec eux, bras dessus bras dessous, grossissant cette houle puissante et jeune, et donnant de la voix à l'unisson, accompagnant de toutes leurs forces nos vieux chants de France…

Invraisemblable ce dîner de Babel, ce toast des princes chinois, cette Marseillaise allemande!…
Minuit. Les myriades de petites lanternes rouges ont achevé de se consumer, aux corniches des vieux palais, des pagodes désolées, aux rebords des toits d'émail. L'obscurité et le silence coutumiers sont revenus peu à peu sur le lac et dans les lointains du bois impérial, parmi les arbres et les ruines. Les princes chinois se sont éclipsés discrètement, suivis de leurs soyeux cortèges, et emportés très vite dans leurs palanquins, loin d'ici, vers leurs demeures, à travers la ville pleine d'ombre.
Et maintenant c'est l'heure du cotillon,—après un bal forcément très court, un bal qui semblait une gageure contre l'impossible, car on avait réuni à peine dix danseuses pour près de cinq cents danseurs, et encore en y comprenant une gentille petite fille d'une douzaine d'années, une institutrice, tout ce que Pékin renfermait d'Européennes. Cela se passe dans la belle pagode dorée, convertie pour ce soir en salle de bal; cela se danse au milieu de trop d'espace vide, devant les yeux toujours baissés de cette grande déesse d'albâtre, en robe d'or, qui, l'automne dernier, était ma compagne, avec certain chat blanc et jaune, dans la solitude absolue de ce même palais. Pauvre déesse! On a improvisé ce soir un parterre d'iris naturels à ses pieds, et le fond dévasté de son autel a été garni d'un satin bleu aux cassures magnifiques, sur lequel sa personne se détache idéalement blanche, tandis que resplendit davantage sa robe d'or ourlée de petites pierres étincelantes.
On a eu beau faire cependant, on a eu beau éclairer ce sanctuaire, le remplir de lanternes en forme de fleurs et d'oiseaux, c'est une trop bizarre salle de bal; il y reste des obscurités dans les coins, en haut surtout, vers les ors de la voûte. Et cette déesse qui préside, trop mystérieusement pâle, devient gênante, avec son sourire qui semble prendre en pitié ces puérilités et ces sauteries occidentales, avec la persistance de ses yeux baissés comme pour ne pas voir. Ce sentiment de gêne sans doute n'est pas chez moi seul, car la jeune femme qui menait le cotillon, prise de je ne sais quelle fantaisie soudaine, se sauve dehors, emportant l'accessoire de la figure commencée,—un tambour de basque,—entraînant à sa suite les danseurs, les danseuses, les inutiles qui regardaient, et le temple se vide, et le pauvre petit cotillon d'exil s'en va tournoyer assez languissamment en plein air, mourir sous les cèdres de l'esplanade, où quelques lanternes éclairent encore.
Une heure du matin. La plupart des invités sont partis, ayant des kilomètres à faire, dans l'obscurité et les ruines, pour regagner leur logis. Quelques «alliés,» particulièrement fidèles, nous restent, il est vrai, autour du buffet où le champagne coule toujours, en des toasts de plus en plus chaleureux pour la France…
Le palais où j'habite encore pour quelques heures n'est qu'à cinq ou six cents mètres d'ici, de l'autre côté de l'eau. Et je m'en allais solitairement à pied, j'étais déjà sur le plan incliné qui descend au Lac des Lotus, quand quelqu'un me rappelle:
—Attendez-moi, j'irai vous reconduire un bout de chemin, ça me reposera!
C'est le colonel Marchand, et nous voici cheminant ensemble, sur la blancheur du Pont de Marbre. Un grand suaire de nuit et de silence est retombé sur toutes choses dans cette «Ville impériale» que nous avions remplie de musiques et de lumières, pour une soirée.
—Eh bien, me demande-t-il, comment était-ce? Quelle impression en avez-vous?
Et je lui réponds, ce que je pense en effet, c'est que c'était magnifiquement étrange, dans un cadre comme il n'en existe pas.
Cependant il est plutôt mélancolique, cette nuit, mon ami Marchand, et nous ne causons guère, nous entendant à demi-mot.
Mélancolie des fins de fête, qui peu à peu nous enveloppe, en même temps que l'obscurité revenue… Brusque évanouissement, dans le passé, d'une chose—futile, c'est vrai,—mais qui nous avait surmenés pendant quelques jours et distraits des préoccupations de la vie: il y a de cela d'abord…
Mais il y a aussi un autre sentiment, que nous éprouvons tous deux à cette heure, et dont nous nous faisons part l'un à l'autre, presque sans paroles, tandis que les dalles de marbre rendent leur petit son clair, sous nos talons, dans ce silence de minute en minute plus solennel. Il nous semble que cette soirée vient de consacrer d'une manière irrémédiable l'effondrement de Pékin, autant dire l'effondrement d'un monde. Quoi qu'il advienne, l'étonnante cour asiatique reparaîtrait-elle même ici, ce qui est bien improbable, Pékin est fini, son prestige tombé, son mystère percé à jour.
Cette «Ville impériale», pourtant, c'était un des derniers refuges de l'inconnu et du merveilleux sur terre, un des derniers boulevards des très vieilles humanités, incompréhensibles pour nous et presque un peu fabuleuses. [Loti1]

1902.9 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin* [ID D2674]. (9)

Sekundärliteratur

1902

H.L. Paris lettres : Pierre Loti's *Les derniers jours de Pékin*. In : Academy and Literature ; 62 (1902). [Rezension].

"M. Pierre Loti's new book ist not, perhaps, a very valuable addition to the pile of literature raised round the recent conflict between Europe and China ; but, if not documentary, it is interesting as a piece of serious impressionism. Its essential note is pity for an ancient race at war with modern progress, and though the writer is a French naval officer, proud of his profession and his country, he can see that there is something to be said for China too, against her coalesced enemies. The descriptive part of the book ist, of course, charming. Pierre Loti may be relied on in the midst of all that is old, odd, quaint and melancholy to give it a form of delicate enchantment, writing with a sigh at the end of his witching pen. For his is the witchery of form, the witchery of reverie, the witchery of colouring and incongruous contrasts. He seizes the essential sadness of things, the mortuary charm of the past, the lived, the evanescence of each mood and moment, as no other writer has ever done."

1988

Funaoka Suetoshi : Dans *Les derniers jours de Pékin*, il y a quelques erreurs dans les explications historiques et géographiques, des exagérations, et même des inventions pour faire plaisir aux lecteurs. Il s'agit, d'abord, d'une 'chambre abandonnée' dans la Ville interdite où, d'après Loti, avait été enfermé l'empereur. Là, il nous semble avoir inventé une historie ; d'ailleurs, Loti ne mentionne rien sur cette chambre dans son journal intime. De plus, la description de l'empereur nous semble exagérée dans l'intention d'exciter la curiosité des lecteurs. Il est très curieux aussi que Loti représente l'Impératrice de soixante-cinq ans comme une femme affable, rêveuse et amoureuse, alors qu'elle a laissé, en réalité, la mauvaise réputation d'un despote dans l'histoire de Chine. Deuxièmement, les tombeau des empereurs qu'il visita ne sont autres, d'après la description, que le Mausolée de l'Ouest ; mais le Tombeau de l'Impératrice n'y est pas : il se trouve en fait dans le Mausolée de l'Est. Il y a d'autres petites incorrections et exagérations ; mais dans l'ensemble, ce livre est un reportage très intéressant qui nous montre la vie en Chine sous ses divers aspects : la ville et la campagne ; toutes sortes d'habitants : princes, mandarins, commerçants et paysans ; les moeurs et les habitudes particulières ; le climat, la nature et les sites, sans parler des villes et de villages détruits par la guerre.

1996
Yvonne Y. Hsieh : Pierre Loti not only did visit the private quarters of the Emperor and Empress Dowager in the Forbidden City, he himself stayed in a palace inside the Imperial City. He came first, Oct.-Nov. 1900, to carry despatches to carry despatches to the French Legation in Beijing, later, May 1901, to represent Pottier at the funeral of a German officer who had perished in an accidental fire. His literary reputation served him well in a country where men of letters were greatly respected, entitling him to lavish receptions among Chinese dignitaries, and even securing him an interview with Li Hongzhang. As an officer, he was free to move in and out of the city, to visit palaces, temples, and imperial mausoleums.
The book seems to fluctuate perpetually between two opposing tendencies which have characterized Europe's view of China over several centuries, ranging from the sinophilic to the sinophobic. Passages which humanize the Chinese and present them as victims of both the fanatic Boxers and the foreign invaders are counterbalanced not only by vivid descriptions of Boxer atrocities but also by statements alleging the innate cruelty of the entire Chinese race. Passages praising the magnificence of Chinese art and architecture, much of which no European had been allowed to see before, are often juxtaposed with scenes evoking the horror and 'monstrosity' of decorative motifs produced by the perverted Chinese imagination.
Throughout the book, he consistently refers to the sculpted animals as 'monsters', be they stone lions, dragons and phoenixes sculpted on walls, beams and ceilings of palaces ; or mythic beasts perched atop tiled roofs and triumphal archers. The dragon is the symbol of the Emperor, the phoenix, that of the Empress. Loti is fully convinced of the 'nightmarish' nature of the Chinese mind. He repeatedly refers to the presence of 'barbarian' soldiers in such sacred precincts as the Imperial City, the Temple of Heaven, or the imperial mausoleums as an act of 'profanation'. And nowhere in Les dernier jours de Pékin, does Loti imply that the Western presence in China is beneficial to the Chinese. He does not identify with the colonialist ideology of the French government or believe in the white man's civilizing mission. He opposes the imposition of Occidental values and systems on non-European countries, and believes firmly in preserving indigenous cultures and traditions.
Loti's admiration for the Chinese is almost exclusively based on his appreciation of their art. Notwithstanding his frequent outbursts over the strangeness of its forms, it is clear that the most satisfactory part of his experience in China was his exposure to Chinese art, much of which had never been seen by Europeans before. He admires the exquisite workmanship of the art objects, many of which have unfortunately been plundered or destroyed by the invading soldiers : artificial bouquets carved in agate, jade, coral, lapis lazuli ; blue pagodas and landscapes made from kingfisher feathers or carved in icory with thousands of little figures. He recognizes that Chinese painting is in no way inferior to its Western counterpart, although it must be judged by entirely different criteria. During a visit to the Palace of Ancestors, the temple for deceased emperors, he discovers collections of ancient paintings stowed away in huge cupboards.
Pierre Loti described the man in the street, the eunuchs in the palace, looters, peasants, provinical mandarins who offered him hospitality, and acrobats who provided the entertainment, but obviously was never on initmate terms with any of them.
He describes the Chinese crew hired to tow his junk as 'ragged, dirty, with stupid and ferocious faces'. The Chinese proletarians who according to Loti played a larger role in the destruction of Beijing than the foreign soldiers, have 'small, bad, squinting eyes'. Loti characterize the Chinese as inscrutable, sadistic and ferocious, as well as good-natured, child-like and trusting.
There is no contradiction between Loti's absolute loyalty to the French Navy, and his opposition to the French government's imperialistic ambitions and colonial policies. For him, the Navy can do no wrong. Any absurd and atrocious events which result from French colonial ventures arte to be blamed on the studpid and irresponsible politicians who send young men to their deaths.

2001
Qian Linsen : Lorsque Loti regarde ce pays d'un oeil de 'conquérant', c'est-à-dire avec froideur et dédain, l'image qu'il nous en offre est celle d'un empire en agonie, piétiné et décecé par les puissances occidentales. Mais lorsqu'il observe ce pays en sa qualité d'écrivain entiché d'exotisme, donc avec un humanisme apitoyé, la peinture qu'il nous en fait est celle d'une civilisation antique orientale, penchant vers son déclin. Cette double image porte des traces d'une époque historique, ce qui confère à ce livre une valeur de document historique, et à son auteur une place particulière dans l'histoire des relations culturelles sino-françaises.
Pour nous, lecteurs chinois, ce qu'il y a de plus méritoire dans ce livre, c'est la véridicité et l'objectivité avec lesquelles est décrit le sort tragique d'un pays semi-féodal et semi-colonial, foulé aux pieds par des puissances occidentales. Loti est témoin de cette époque la plus ténébreuse et la plus humiliant que la Chine ait vécue. Au fil de la lecture, nous semblons revoir les agresseurs européens piétiner de leur bottes brutales la belle terre chinoise recelant des trésors culturels et des vestiges historiques, mettre à sac et à feu la Cité Interdite est ses palais resplenissants de dorures et de décorations, nous semblons réentendre les pleurs et les sanglots des habitants sans défense, femmes, enfants et vieillards surtout, qui, expulsés par la guerre, abandonnent leurs foyers, sous les éclats de rire des soldats étrangers. Pékin, noyé dans le sang, était alors transformé en un grand abattoir et un cimetière immense. Mais au milieu des humiliations, des massacres et des pillages auxquelsse lancent les envahisseurs étrangers, retentissent les grondements de la révolte des Boxers.
Loti décrivait à ses lecteurs le Temple du Ciel où les empereurs chinois offraient le sacrifice à leurs ancêtres, les galeries aux poutres peintes et sculptées, les robes bordées des concubines impériales, les longs rouleaux de peinture pendus dans les salles spacieuses, les palais somptueux avec leurs cours profondes, leurs pavillons élancés, leurs meubles raffinés en bois précieux. Et ces descriptions ont excité la curiosité et l'émerveillement de beaucoup d'Occidentaux. Que Loti recherches les charmes exotiques dans les ruines de l'Empire chinois reflète son goût esthétique, sa passion pour une vieille civilisation déclinante. Ce goût esthétique se manifeste dans l'intérêt qu'il avait pour tout ce qui renferme quelque élément d'une culture exotique ou tout ce qui la symbolise. Loti ne se laisse pas de décrire avec minutie chacun des objets qui ornaient les palais de la Cité Interdite, chacun des vestiges trouvés dans les tombeaux impériaux mis à jour. Officier expéditionnaire et écrivain orientaliste en même temps, au milieu des pillages et des massacres auxquels il assistait et parfois même participait, il n'oubliait pas d'admirer les beaux trésors qui traînaient partout.
Ce qui est positif dans ce livre, c'est qu'en décrivant les conflits politiques et culturels entre la Chine et l'Occident, l'auteur appelle la réconciliation ; au milieu de la violence et de l'hostilité, il recherche les bons rapports et l’amitié entre les peuples. C'est là l'aspiration de l'exotisme, c'est là le reflet de la conscience un peu idéaliste, il est vrai, d'un écrivain épris de raison et d'humanisme. Mais cela prouve la sympathie et l'affinité qu'il avait pour la civilisation d'autres nations, par delà la contradiction et l'antagonisme qui pourraient exister entre elles.

2001
Guillemette Tison : Loti, chargé de missions officielles, a conscience de la singularité de la situation et note que cette expédition représente un choc de cultures, celle de 'l'Europe armée contre la vieille Chine ténébreuse'. Cette découverte de la Chine, si elle n'a duré que quelques semaines, a pour Loti un retentissement durable, qui va s'exprimer à travers des formes littéraires variées : le journal intime, le reportage, puis le théâtre, et même dans son activité de décorateur. Si sa première impression est plutôt negative, celle d'un pays de grisaille marqué par l'omniprésence de la mort, le recul va lui permettre de décrouvrir cette culture en esthète, puis de réfléchir sur la confrontation des civilisation. Sa réflexion sur la Chine l'éloigne de plus en plus du réel, pour le conduire à la construction imaginaire d'un pays rêvé.
A première vue le livre est très morbide, reprenant une obsession fondamentale de l'oeuvre de Loti, celle de la mort, des cadavres, de la décomposition. La capitale présente en effet un étrange aspect : les corps des victimes n'ont pas été inhumés après les combats, et dans les rues, dans les maisons, on trouve d'affreux restes humains. Même dans les passages descriptifs où la beauté domine, la mort est toujours présente. Ainsi Loti, visitant la Ville Impériale où il va loger, découvre 'Le lac des lotus' et 'Le pont de marbre'. De même, en voyage vers les tombeaux des Empereurs, il fait étape à Laishu et s'épouvante, reçu en grande pompe à l'entrée de la ville, de voir les remparts ornés de têtes coupées and des cages. La mort ne se fait jamais oublier, elle se rappelle au voyageur à chaque détour de son chemin. L'obsession de la mort ne vient pas seulement des traces encore visibles des combats tout récents. Plus encore, Loti a l'impression d'assister à la mort lente de toute une civilisation. Ainsi, découvrant la Grand Muraille, Loti note le contraste entre le caractère grandiose de l'ouvrage dans l'espace, 'une chose colossale qui ne doit nulle part finir' et la finitude de son rôle dans l'histoire. La mort est présente aussi par la destruction de toute une culture. Le comportement des soldats européens n'est pas toujours irréprochable, et Loti ressent ce que peut avoir de sacrilège la profanation de la 'Cité interdite' et des temples du Palais des ancêtres.
A plusieurs reprises, Loti emploie pour désigner la Chine l'expression de 'colosse jaune', qui n'est pas dénuée d'ambiguïté. Si le pays l'effraie quelque peu, il en reconnaît la grandeur et va porter sur les lieux où il séjourne un regard d'esthète : Loti est en effet depuis longtemps un grand amateur d'art, d'abord par tendance personnelle, puis sous l'influence de Judith Gautier en ce qui concerne la Chine. Il trouve dans l'art chinois un mélange unique d'imitation et de transfiguration de la nature, que ce soit dans l'art des jardins ou la décoration intérieure. La complexité de ses sentiments, 'admiration, respect, effroi'.
Son jugement sur le peuple chinois n'est pas exempt des stéréotypes véhiculés à cette époque par une propagande volontiers raciste. Il lui semble difficile de comprendre les Chinois, qu'un cliché répandu dit impénétrables. Il évoque aussi la crauté latente des Chinois. L'humour de Loti affleure parfois dans certains portrait de vieux mandarins, comme venus d'un 'autre monde'. Dans le domaine esthétique, Loti se montre plus nuancé, comprenant qu'on ne peut établir de hiérarchie en ce domaine. La révélation de l'art chinois, pendant son séjour dans la cité impériale, lui fait juger cet art au moins égal au nôtre, mais profondément dissemblable, et il est fasciné par cette décoration somptueuse.
Loti qui n'aime pas son époque, qui rejette le progrès technique, ne peut qu'être sensible à la culture millénaire chinoise si soucieuse de préserver le passé. [Morz:S. 60-64, 67-70, 73-77,Seg31:S. 9-11, 13-14, 17-18, 20-21, 23, 26-27, 31,Loti13,Seg27:S. 48,Seg21]

1903 Judith Gautier schreibt über das chinesische Fest im Hause von Pierre Loti :
"L'impératrice actuelle, la vraie, celle dont on ne prononce pas le nom et que l'on ne désigne que par ses titres, est présente à cette fête sous la forme d'une bannière de soie jaune sur laquelle sont reproduits quatre vers écrits par elle. Quand 'l'Impératrice' s'est retirée, les invités circulent dans la demeure, prenant plaisir à traverser le jardin illuminé, ou à se glisser, si on peut en trouver le chemin, vers la fumerie d'opium ; là des fumeurs couchés sur des divans aspirent et soufflent l'épaisse et odorante fumée bleue du bienfaisant poison, s'engourdissent, s'enfuient dans le rêve. On sert aussi toutes les sortes exquises de thé."

Guillemette Tison : Sa relique la plus précieuse est une paire de chaussures de l'Impératrice Cixi. Ces objets encombrants et précieux, volés dans une chambre du palais impérial, rapportés en cachette sous le manteau d'uniforme de son domestique figureront dans la salle chinoise de sa maison. Cette pièce a aujourd'hui disparu, mais il nous en reste quelques documents photographiques, qui montrent la place importante donnée à un trône laqué rouge et or, à des paravents de miroirs. L'inauguration de la salle chinoise de Rochefort fut l'occasion d'une grande fête comme Loti aimait en organiser, une fête chinoise, dont Judith Gautier, qui fut parmi les invités, a écrit une relation précise. Les invités, priés de venir habillés à la chinoise, ou à la rigueur à la japonaise, purent admirer un cortège de musiciens et de gardes somptueusement vêtus qui précédaient 'l'Impératrice'. Cixi en personne n'était pas forcément au courant de cette fête, mais l'Ambassade de Chine à Paris était représentée par deux dignitaires. [Morz:S. 68-69]

1903-1904 Gautier, Judith ; Loti, Pierre. *La fille du ciel* [ID D22189].
Korrespondenz von Judith Gautier und Pierre Loti über *La fille du ciel* und Sarah Bernhardt :
1903
Pierre Loti schreibt an Judith Gautier : "Madame amie, Vous devez bien maudire votre collaborateur ! J'ai tant travaillé que voici ma Perse à peu près finie et je pourrai me mettre à la *Fille du Ciel* une quizaine de jours plus tôt que je ne prévoyais, vers le 15 ou le 20 janvier. Pour la fin de février, je puis avoir tout terminé ; vous ne vous imaginez pas comme je travaille quand je m'y mets. Et j'ai à bord un copiste parfait... Donc, travaillez bien et ne vous fâchez pas, et ne gardez pas ce farouche silence."
Judith Gautier : "Comme vous êtes méchant ! Tout marchait comme sur du velours, malgré la distance, et pour une petite divergence vous vous fâchez tellement !... Quand pourra-t-on vous dire : 'A bientôt' et se disputer de près, ce qui sera alors charmant ?"
"Vous devriez bien empoigner le 4e acte, le coupage des têtes et les matlots (vous pensez bien que je n'écrirai pas un mot du dialogue de ces derniers) en me laissant dans l'acte tout ce qui ne vous amuserait pas à faire."
Pierre Loti : " ... les matelots, par exemple, ils m'assomment, ceux-là, ils arrivent comme des cheveux dans une soupe ; nous tomberons dans la pantomime de cirque, si nous fourrons les matelots là-dedans. Plus j'y pense, plus je suis pour les lâcher. En y pensant je ne veux rien envoyer à Sarah sans passer par vous ; c'est vous qui lui porterez ces deux premiers actes recopiés. D'ailleurs, ils sont de vous. Je n'ai fait que donner un peu plus de vis (du moins, il m'a semblé) au dialogue, rectifier quelques petites gaucheries (à mon avis du moins). J'insiste pour que vous fassiez bien vite ce 2e tableau du 1er, et les vers de l'empereur."
1904
Pierre Loti : "Voici assez longtemps qu'elle [Sarah Bernhadt] se fiche de nous. Impossible de lui soutirer, fors de l'eau bénite de cour, quelque chose de positif, une date même approximative."
Judith Gautier : "Le traîté le plus solennel avec elle n'a aucune valeur. Mon beau-frère Bergerat en avait un enregistré, avec dédit ; elle s'est assise dessus et na rien payé. Mon impression est que si nous n'apportons pas une grosse somme, elle ne songera même pas à nous jouer. Avez-vous des Mécènes parmi vos amis ? Moi pas..."

Agnès de Noblet : La pièce chinoise avait été commandée 1903 par Sarah Bernhardt à Pierre Loti. Le scénario est discuté, critiqueé, modifié. D'un commun accord, on abandonne les matelots demandés par Sarah et qui n'inspiraient guère Judith.
La pièce ce trouve achevée au printemps 1904. Judith a porté elle-même le manuscrit chez Sarah. Un écho du Figaro indique que le drame chinois en six tableaux 'a été remis hier à la grande artiste pour qui il a été écrit et qui le jouera la saison prochaine'. Sarah demandes de corrections, de remaniements, de dérobades en faux-fuyants. Les auteurs doivent se résigner à ne jamais voir leur pièce vivre aux feux de la rampe. Or, tout espoir abandonné, voici que l'Amérique manifeste son intérêt. [Loti12]

1912 Gautier, Judith ; Loti, Pierre. *La fille du ciel* [ID D22189].
Pierre Loti nimmt 1912 an der Aufführung von La fille du ciel = The dauther of heaven im Century Theatre in New York teil.
Sie schreiben im Vorwort : "Des rumeurs, mais combien contradictoires, couraient sur la personnalité de cet invisible empereur Kouang-Su, gardé en tutelle, comme captif au fond de ses palais, et si inconnu de tous. Les uns le diaient bienveillant, lettré, curieux de choses modernes. Les autres le représentaient comme faible d'esprit et de corps, livré à tous les excès et incapable d'agir."
Loti schreibt 1912 im *Journal intime* :
Vendredi 25 avril
Rochefort. Déjeuner dans la grande salle pour les Américains qui montent la *Fille du Ciel*. – Et me font promettre de partir à l'automne pour New Yorik.
Mardi 14 mai
Rochefort. Le soir arrivent les sept américains qui veulent m'entraîner à New York, pour la *Fille du Ciel*.
Mercredi 15 mai
Ils déjeunent chez moi, tous les sept, passent la journée à dessiner des décors, des costumes. Dans le salon bleu, je leur lis le nouveau 1er tableau de la pièce, qui les ravit. Le soir, ils s'en vont, je retrouve la solitude et la paix."

Er schreibt später : "J'ai accepté de me rendre à New York pour les répétitions et je tiendrai parole, bien que la traversée de l'Atlantique sur un bâtiment du commerce ne me sourit guère. J'ai été habitué à avoir mon équipage autour de moi, sur mon bateau à moi, et je me sentirai terriblement solitaire sur ce vapeur inconnu."

Loti ergänzt am Schluss des Stückes, wie der Kaiser seinen Traum ausdrückt :
"Mes ancêtres ont gouverné par la conquête et la terreur ; je gouvernerai, moi, par la concorde et par l'amour. Et alors finiront ces haines de trois siècles, qui ont fait couler des fleuves des sang. Et, uni à jamais, par nos deux personnes fondues en une seule, Chinois et Tartares ne formeront plus qu'un mêeme grand peuple, guidé par une même tête... Courons vers la vie, courons vers la lumière !"

Loti commente le travail au Century Theatre : "Aux répétitions de *La fille du ciel* qui occupent mes journées, la féerie commence à se dessigner... Des cigognes et des paons réels se promênent sur des pelouses jonchées – parce que cela se passe au printemps – de milliers de pétales qui ont dû tomber des branches comme une pluie. Là, aux rayons d'un clair soleil artificiel, je vois revivre, chatoyer, tous les étranges et presque chimériques atours de soie et d'or copiés sur de vieilles peintures que j'ai rapportées, ou sur des costumes réels que j'ai exhumés naguère de leur cachettes au fond du palais de Pékin."

Loit commente la première de *La fille du ciel* de samedi 12 octobre : "Maintenant la toile tombe ; c'est fini ; ce théâtre ne m'intéresse plus. Une pièce qui a été jouée, un livre qui a été publié, deviennent soudain, en moins d'une seconde, des choses mortes... J'entends des applaudissements et de stridents sifflets (contrairement à ce qui se passe chez nous, les sifflets, à New York, indiquent le summun de l'approbation). On m'appelle sur la scène, on me prie d'y paraître, et j'y reparais cinq ou six fois, tenant par la main la Fille du Ciel, qui est tremblante encore d'avoir joué avec toute son âme. Une impression étrange, que je n'attendais pas : aveuglé par les feux de la rampe, je perçois la salle comme un vaste gouffre noir, où je devine plutôt que je ne distingue les quelques centaines de personnes qui sont là, debout pour acclamer. Je suis profondément touché de la petite ovation imprévue, bien que j'arrive à peine à me persuader qu'elle m'est adressée. Et puis me voici reparti déjà pour de nouveaux ailleurs. J'étais venu à New York pour voir la matérialisation d'un rêve chinois, fait naguère en communion avec Mme Judith Gautier. J'ai vu cette matérialisation ; elle a été splendide. Maintenant que mon but est rempli, ce rêve tombe brusquement dans le passé, s'évanouit comme après un réveil, et je m'en détache...".

Agnès de Noblet : George C. Tyler, directeur général de la Liebler Cie, avec Hugh Ford, producteur, et le peintre Edouard Morange, metteur en scène, l'état-major au complet. Ils travaillent sur une adaptation anglaise du texte par Mrs George Egerton, à laquelle d'aucuns reprocheront platitude et lourdeur, manque de lyrisme.

Guillemette Tison : A partir de l'art, et de l'histoire, Loti se passionne aussi pour le riche passé de la Chine, dont il admire les traditions. On le voit dans *La fille du ciel*.
"L'action se passe de nos jours, en Chine" écrivent les auteurs qui imaginent que sous le règne de l'empereur Kouang-Su [Guangxu], des Chinois révoltés contre les Mandchous ont proclamé à Nanjing un autre empereur, descendant des Ming. La pièce se passe au moment où, après la mort de cet empereur, sa fille est sacrée régente. Au cours des cérémonies, l'empereur de la Chine du Nord, Kouang-Su, s'introduit secrètement à Nanjing. [Morz:S. 65-66,Loti12]

Bibliographie : Autor

1887 Loti, Pierre. *Propos d'exil*. (Paris : Calmann-Lévy, 1887).
http://www.archive.org/details/proposdexil00lotigoog [WC]

1900 Loti, Pierre. *Journal intime inédit*. In : Cahiers Pierre Loti ; no 11-14 (1955), 15-18 (1956), 19-21 (1957). [OAS]

1902 Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin*. (Paris : Calmann-Lévy, 1902). [Erw. Aufl. von Artikeln 9 mai-30 séc. 1901 im Le Figaro]. [Bericht seines Aufenthaltes in China während des Boxeraufstandes und der Belagerung des europäischen Diplomatenviertels 1899-1901]. [Beijing].
http://www.gutenberg.org/etext/29565. [Boot]

1911 Gautier, Judith ; Loti, Pierre. *La fille du ciel : drame chinois*. In : Revue des deux-mondes ; 15 mars, 1er avril, 15 avril, 1er mai (1911). = (Paris : Calmann-Lévy, 1911). [Geschrieben 1903-1904].
http://www.archive.org/details/lafilleducieldra00gautuoft. [WC]

1915 [Loti, Pierre]. *Yu hai lei bo : ai qing xiao shuo*. Luedi zhu ; Lin Shu bi shu ; Wang Qingtong kou yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1915). (Shu bu cong shu ; 2, 41). Übersetzung von Loti, Pierre. *Pécheur d'Islande*. (Paris : Calmann Lévy, 1886).
魚海泪波 : 哀情小说 [Eur,Lin1,KVK]

1930 [Loti, Pierre]. *Ju zi fu ren*. Luoti zhu ; Xu Xiacun yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1930). (Wen xu yan jiu hui cong shu ; 1). Übersetzung von Loti, Pierre. *Madame Chrysanthème*. (Paris : Calmann-Lévy, 1887).
菊子夫人 [WC]

1932 [Loti, Pierre]. *Gen zi wai ji*. Luodi zhu ; Yun Ruo yi. (Nanjing : Zheng zhong shu ju, 1932). Übersetzung von Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin*. (Paris : Calmann Lévy, 1901).
庚子外记 [WC]

1936 [Loti, Pierre]. *Yan huang qing xue*. Lüdi zhu ; Liu Xun zhuo, Liu Xun ou yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1936). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Loti, Pierre. *Le roman d'un spahi*. Illustrations de Pierre Loti et M. Mahut. (Paris : Calmann-Lévy, 1881). (Nouvelle collection illustrée ; no 50). [Eur]

1961 [Loti, Pierre]. *Lamanqiu di lian ai*. Bi'er Luodi zhu ; Li Liewen yi. (Taibei : Taiwan kai ming shu ju, 1961). Übersetzung von Loti, Pierre. *Ramuntcho*. (Paris : Calmann-Le#vy, 1897).
拉曼邱的戀愛 [WC]

1975 [Loti, Pierre]. *Bing dao yu fu*. Luodi zhu, Li Liewen yi. (Jiulong : Jing hua chu ban she, 1963). Übersetzung von Loti, Pierre. *Pécheur d'Islande*. (Paris : Calmann Lévy, 1886).
冰島漁夫 [WC]

1997 Loti, Pierre. *Cette éternelle nostalgie : journal intime (1878-1911)*. Ed. établie, présentée et annotée par Bruno Vercier, Alain Quella-Villéger & Guy Dugas. (Paris : La table ronde, 1997). [ZB]

2002 [Loti, Pierre]. *Ju zi fu ren*. Luodi zhu, Ai Min yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 2002). Übersetzung von Loti, Pierre. *Madame Chrysanthème*. (Paris : Calmann-Lévy, 1887).
菊子夫人 [WC]

2006 [Loti, Pierre]. *Zai Beijing zui hou de ri zi*. Pi'aier Ludi zhu ; Ma Lihong yi. (Shanghai : Shanghai shu dian chu ban she, 2006). Übersetzung von Loti, Pierre. *Les derniers jours de Pékin*. (Paris : Calmann Lévy, 1901).
在北京最后的日子 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1984 Noblet, Agnès de. *"La fille du ciel", de Pierre Loti et Judith Gautier : New York, 1912*. In : Revue Pierre Loti ; année 5, no 17 (jan.-mars 1984). [OAS]

1988 Funaoka, Suetoshi. *Pierre Loti et l'Extrême-Orient du Journal à l'oeuvre*. (Tokyo : Librairie-Editions France Tosho, 1988). Partie 2, no 6, La Chine vue par Loti. [OAS]

1993 Song, Duk-ho. *L'image de l'Extrême-Orient dans l'oeuvre de Pierre Loti*. (Nancy : Université de Nancy II, 1993). Diss. Univ. de Nancy, 1993. [Enthält nur drei Seiten über China, die Diss. ist über Japan und Korea].

1996 Hsieh, Yvonne Y. *From occupation to revolution : China through the eyes of Loti, Claudel, Segalen, and Malraux (1895-1933)*. (Brimingham, Alabama : Summa Publications, 1996). [OAS]

2000 Bernier, Lucie. *Loti, Segalen and Claudel in China, or the existential quest of three authors*. In : East-West dialogue ; vol. 4, no 2 ; vol. 5, no 1 (June 2000). [OAS]

2001 *Les écrivains français du XXe siècle et la Chine : colloque internationale de Nanjin 99' = 20 shi ji Faguo zuo jia yu Zhongguo : 99' Nanjing guo ji xue shu yan tao hui*. Etudes réunies par Christian Morzewski et Qian Linsen. (Arras : Artois presses Université, 2001). (Lettres et civilisations étrangères).
20世紀法國作家與中國 99'南京国际学术研讨会 [OAS]

2005 Zheng, Chantal ; Zheng, Shunde. *La guerre franco-chinoise et Taiwan vus par Pierre Loti, marin et écrivain*. In : Outre-mers ; t. 93, nos 348-349 (2005). [OAS]

Mably, Gabriel Bonnet de = Mably, Abbé de (Grenoble 1709-1785 Paris) : Philosoph, Schriftsteller, Politiker

Biographie

1768 Mably, [Gabriel Bonnet de]. *Doutes proposés aux philosophes économistes* [ID D20155].
Mably schreibt : "Le gouvernement de la Chine, paresseux par sa nature et peu industrieux n'a pas l'esprit de profiter de la fécondité de ses terres et de la multitude de ses citoyens pour bannir la pauvreté et la misère et pour augmenter ses forces ; de sorte que cet état est resté sans défense contre les étrangers et est indondé d'une canaille qui meurt de faim et qui lui est à charge." [Guy:S. 352]

Bibliographie : Autor

1768 Mably, [Gabriel Bonnet de]. *Doutes proposés aux philosophes économistes sur l'ordre naturel et essentiel des sociétés politiques*. (La Haye, et se trouve à Paris : Chez Nyon, Veuve Durand, 1768). [WC]

1960 [Mably, Gabriel Bonnet de]. *Mabuli xuan ji*. G.-B. de Mably zhu ; He Qingxin yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1960). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). [Übersetzung von Ausgewählten Werken von Gabriel Bonnet de Mably].
马布利选集 [WC]

Macé, Gérard (Paris 1946-) : Dichter, Photograph

Bibliographie : Autor

1981 Macé, Gérard. *Leçon de chinois*. (Montpellier : Fata Morgana, 1981). [WC]

Malebranche, Nicolas = Malebolangshi (Paris 1638-1715 Paris) : Philosoph, Oratorianer

Biographie

1708.1 Malebranche, Nicolas. *Entretien d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois* [ID D1799].

Le Chinois. Quel est ce Seigneur du ciel, que vous venez de si loin nous annoncer ? Nous ne le connoissons point, & nous ne voulons croire que ce que l'évidence nous oblige à croire. Voilà pourquoi nous ne recevons que la matière & le Ly cette fouveraine Vérité, Sagesse, Justice, qui subsiste éternellement dans la matière, qui la forme & la range dans ce bel ordre que nous voyons, & qui éclaire aussi cette portion de matière épurée & organisée, dont nous sommes composez. Car c'est necessairement dans cette souveraine Vérité, à laquelle tous les hommes sont unis, les uns plus les autres moins, qu'ils voient les veritez & les loix éternelles, qui font le lien de toutes les societez.

Le Chrétien. Le Dieu, que nous vous annonçons est celui-là même dont l'idée est gravée en vous, & dans tous les hommes. Mais faute d'y faire assez d'attention, ils ne la reconoissent point telle qu'elle est, & ils la défigurent étrangement. Voilà pourquoi Dieu, pour nous renouveller son idée, nous a déclaré par son Prophète, qu'il est celui qui est ; c'est-à-dire, l'Etre qui renferme dans son essence tout ce qu'il y a de realité ou de perfection dans tous les êtres, l'Etre infini en tout sens, en un mot l'Etre. Lorsque nous nommons Seigneur du ciel le Dieu, que nous adorons, vous vous imaginez que nous le concevons seulement comme un grand & puissant Empereur. Vôtre Ly, vôtre souveraine justice, approche infiniment plus de l'idée de nôtre Dieu, que celle de ce puissant Empereur. Détrompez-vous sur nôtre doctrine. Je vous le répète, nôtre Dieu c'est celui qui est, c'est l'Etre infiniment parfait, c'est l'Etre. Ce Roi du ciel que vous regardez comme nôtre Dieu, ne seroit qu'un tel être, qu'un être particulier, qu'un être fini. Nôtre Dieu c'est l'Etre sans aucune restriction ou limitation. Il renferme en lui-même d'une manière incompréhensible à tout esprit fini, toutes les perfections, tout ce qu'il y a de réalité véritable dans tous les êtres & créez & possibles. Il renferme en lui ce qu'il y a même de realité ou de perfection dans la matière, le dernier & le plus imparfait des êtres ; mais sans son imperfection, sa limitation, son néant ; car il n'y a point de néant dans l'Etre, de limitation dans l'infini en tout genre. Ma main n'est pas ma tête, ma chaise, ma chambre, ni mon esprit ni le vôtre. Elle renferme pour ainsi dire, une infinité de néants, les néants de tout ce qu'elle n'est point. Mais dans l'Etre infiniment parfait il n'y a point de néant. Nôtre Dieu est tout ce qu'il est partout où il est, & il est par-tout. Ne vous efforcez pas de comprendre comment cela est ainsi. Car vous êtes fini, & les attributs de l'infini ne seroient point ses attributs, si un esprit fini les pouvoit comprendre. On peut démontrer que cela est ainsi : mais on ne peut pas expliquer comment cela est : on peut seulement prouver que cela doit être incompréhensible & inexplicable à tout esprit fini.

Le Chinois. Je conviens que l'idée que vous me donnez de vôtre Dieu, est la plus excellente de toutes, car il n'y a rien de plus grand que l'infini en toutes manières. Mais nous nions que cet infini existe. C'est une fiction, une imagination sans réalité.

Le Chrétien. Vous soûtenez & avec raison, qu'il y a une souveraine règle & une souveraine vérité, qui éclaire tous les hommes, & qui met ce bel ordre dans l'univers. Si l'on vous disoit que cette souveraine vérité n'est qu'une fiction de vôtre esprit, comment en prouveriez-vous l'existence ? Certainement la preuve de son existence n'est qu'une suite de celle de l'Etre infiniment parfait. Vous le verrez bientôt. Voici cependant une démonstration fort simple & fort naturelle de l'existence de Dieu, & la plus simple de toutes celles que je pourrais vous donner.
Penser à rien & ne point penser, appercevoir rien & ne point appercevoir, c'est la même chose. Donc tout ce que l'esprit apperçoit immédiatement & directement, est quelque chose ou existe : je dis immédiatement & directement, prenez-y garde. Car je sçai bien, par exemple, que quand on dort, & même en bien des rencontres quand on veille, on pense à des choses qui ne font point. Mais ce ne sont point alors ces choses-là qui font l'objet immédiat & direct de nôtre esprit. L'objet immédiat de nôtre esprit, même dans nos songes, est très-réel. Car si cet objet n'étoit rien, il n'y aurait point de différence dans nos songes ; car il n'y a point de différence entre des riens. Donc encore un coup, tout ce que l'esprit apperçoit immédiatement, est réellement. Or je pense à l'infini, j'apperçois immédiatement & directement l'infini. Donc il est. Car s'il n'étoit point, en l'appercevant, je n'appercevrois rien, donc je n'appercevrois point. Ainsi en même tems j'appercevrois & je n'appercevrois point, ce qui est une contradiction manifeste.

Le Chinois. J'avoue que si l'objet immédiat de vôtre esprit étoit l'infini, quand vous y pensez il faudrait nécessairement qu'il existât : mais alors l'objet immédiat de vôtre esprit n'est que vôtre esprit même. Je veux dire, que vous n'appercevez l'infini, que parce que cette portion de matière organisée & subtilisée, que vous appeliez esprit, vous le représente : ainfi il ne s'enfuit point que l'infini existe absolument & hors de nous, de ce que nous y pensons.

Le Chrétien. On pourrait apparamment vous faire la même réponse à l'égard du Ly ou de la souveraine vérité que vous recevez pour le prémier de vos principes : mais ce ne seroit vous répondre qu'indirectement. Prenez donc garde je vous prie. Cette portion de matière organisée & subtilisée que vous appellez esprit, est réellement finie. On ne peut donc, en la voyant immédiatement, voir l'infini. Certainement où il n'y a que deux realitez, on ne peut en appercevoir quatre. Car il y auroit deux réalitez que l'on appercevroit, & qui néanmoins ne seroient point. Or ce qui n'est point, ne peut être apperçû. Appercevoir rien & ne point appercevoir, c'est la même choie. Il est donc évident que dans une portion de matière finie ou dans un esprit fini, on ne peut y trouver assez de realité pour y voir l'infini. Faites attention à ceci. L'idée que vous avez seulement de l'espace n'est-elle pas infinie ? Celle que vous avez des deux est bien vaste : mais ne tentez-vous pas en vous-même, que l'idée de l'espace la surpasse infiniment ? Ne vous répond-elle pas, cette idée, que quelque mouvement que vous donniez à vôtre esprit pour la parcourir, vous ne l'épuiserez jamais, parce qu'en effet elle n'a point de bornes. Mais si vôtre esprit, vôtre propre substance ne renferme point assez de réalité pour y découvrir l'infini en étendue, un tel infini, un infini particulier ; comment y pourriez-vous voir l'infini en tout genre d'être, l'Etre infiniment parfait, en un mot l'Etre. Je pourrais vous demander comment la matière subtilisée tant qu'il vous plaira, peut représenter ce qu'elle n'est pas ? comment des organes particuliers & sujets au changement, peuvent ou voir, ou se représenter des véritez & des loix éternelles, immuables, & communes à tous les hommes ; car vos opinions me paroissent des paradoxes insoûtenables ?

Le Chinois. Vôtre raisonnement paraît juste, mais il n'est pas solide, car il est contraire à l'expérience. Ne sçavez-vous pas qu'un petit tableau peut nous représenter de grandes campagnes, un grand & magnifique Palais. Il n'est donc pas nécessaire que ce qui représente, contienne en foi toute la réalité qu'il représente.

Le Chrétien. Un petit tableau peut nous représenter de grandes campagnes : un simple discours, une description d'un Palais peut nous le représenter. Mais ce n'est ni le tableau ni le discours qui est l'objet immédiat de l'esprit, qui voit des Palais ou des campagnes. Les Palais mêmes matériels, que nous regardons, ne sont point l'objet immédiat de l'esprit qui les voit : c'est l'idée des Palais : c'est ce qui touche ou qui affecte actuellement l'esprit, qui est son objet immédiat. Il est certain qu'un tableau ne représente des campagnes, que parce qu'il refléchit la lumière, qui entrant dans nos yeux, & ébranlant le nerf optique, & par lui le cerveau, de même que le feraient des campagnes, en excite en conséquence des loix naturelles de l'union de l'âme & du corps, les idées qui seules représentent véritablement les objets, qui seules font l'objet immédiat de l'esprit. Car vous devez sçavoir qu'on ne voit point les objets matériels en eux-mêmes. On ne les voit point immédiatement & directement, puisqu'on en voit souvent qui ne sont point. C'est une vérité qu'on peut démontrer en cent manières.

Le Chinois. Je le veux. Mais on vous dira que c'est dans le Ly que nous voyons toutes choses. Car c'est lui qui est nôtre lumière. C'est la souveraine vérité, aussi bien que l'ordre & la règle. C'est en lui que je vois les cieux, & que j'apperçois ces espaces infinis qui font au-dessus des cieux que je vois.

Le Chrétien. Comment dans le Ly ? Reprenez le principe. Appercevoir le néant & ne point appercevoir, c'est la même chose. Donc on ne peut appercevoir cent réalitez où il n'y en a que dix : car il y en auroit quatre-vingt dix qui n'étant point ne pourraient être apperçûës. Donc on ne peut appercevoir dans le Ly toutes choses, s'il ne contient éminemment tous les êtres : si le Ly n'est l'Etre infiniment parfait, qui est le Dieu que nous adorons. C'est en lui que nous pouvons voir le ciel & ces espaces infinis que nous sentons bien ne pouvoir épuiser, parce qu'en effet il en renferme en lui la réalité. Mais rien de fini ne contenant l'infini ; de cela seul que nous appercevons l'infini, il faut qu'il soit. Tout cela est fondé sur ce principe si évident & si fimple, que le néant ne peut être directement apperçû, & qu'appercevoir rien & ne point appercevoir, c'est la même choie.

Le Chinois. Je vous avoue de bonne foi que je n'ai rien à répliquer à vôtre démonstration de l'existence de l'Etre infini. Cependant je n'en suis point convaincu. Il me semble toujours que quand je pense à l'infini, je ne pense à rien.

Le Chrétien. Mais comment à rien ? Quand vous pensez à un pied d'étendue ou de matière, vous pensez à quelque chose. Quand vous en appercevez cent ou mille, assurément ce que vous appercevez a cent ou mille fois plus de réalité. Augmentez encore jusqu'à l'infini, & vous concevrez sans peine que qui pense à l'infini, est infiniment éloigné de penser à rien, puisque ce à quoi vous penseriez est plus grand que tout ce à quoi vous aviez pensé. Mais voici ce que c'est. La perception, dont l'infini vous touche, est si légère que vous comptez pour rien ce qui vous touche si légèrement. Je m'explique. Lors qu'une épine vous pique, l'idée de l'épine produit dans vôtre âme une perception sensible, qu'on appelle douleur. Lorsque vous regardez l'étendue de vôtre chambre, son idée produit dans vôtre âme une perception moins vive, qu'on appelle couleur. Mais lorsque vous regardez dans les airs, la perception que ces espaces, ou plutôt que l'idée de ces espaces produit en vous, n'a plus, ou presque plus de vivacité. Enfin quand vous fermez les yeux, l'idée des espaces immenses que vous concevez alors, ne vous touche plus que d'une perception purement intellectuelle. Mais, je vous prie, faut-il juger de la réalité des idées par la vivacité des perceptions qu'elles produisent en vous ? Si cela est, il faudra croire qu'il y a plus de réalité dans la pointe d'une épine qui nous pique, dans un charbon qui nous brûle, ou dans leurs idées, que dans l'univers entier, ou dans son idée. Il faut assurément juger de la réalité des idées, par ce qu'on voit qu'elles renferment. Les enfans croyent que l'air n'est rien, parce que la perception qu'ils en ont n'est pas sensible. Mais les Philosophes sçavetit bien qu'il y a autant de matière dans un pied cube d'air, que dans un pied cube de plomb. Il semble au contraire que les idées doivent nous toucher avec d'autant moins de force qu'elles sont plus grandes. Et si le ciel nous paraît si petit en comparaison de ce qu'il est, c'est peut-être que la capacité que nous avons d'appercevoir est trop petite pour avoir une perception vive & sensible de toute sa grandeur. Car il est certain que plus nos perceptions sont vives, plus elles partagent nôtre esprit, & remplissent davantage la capacité que nous avons d'appercevoir ou de penser : capacité qui certainement a des bornes fort étroites. L'idée de l'infini en étendue, renferme donc plus de réalité que celle des cieux ; & l'idée de l'infini en tous genres d'êtres, celle qui répond à ce mot l'Etre, l'Etre infiniment parfait en contient encore infiniment davantage, quoique la perception dont cette idée nous touche soit la plus légère de toutes ; d'autant plus légère qu'elle est plus vaste, & par conséquent infiniment légère, parce qu'elle est infinie.

Afin que vous compreniez mieux tout ceci, la réalité & l'efficacité des idées ; il est bon que vous fassiez beaucoup de réflexion sur deux véritez. La première, qu'on ne voit point les objets en eux-mêmes, & qu'on ne sent point même son propre corps en lui-même, mais par son idée. La féconde, qu'une même idée peut nous toucher de perceptions toutes différentes.

La preuve qu'on ne voit point les objets en eux-mêmes, est évidente : car on en voit souvent qui n'existent point au dehors, comme lors qu'on dort, ou que le cerveau est trop échauffé par quelque maladie. Ce qu'on voit alors n'est certainement pas l'objet, puisque l'objet n'est point, & que le néant n'est pas visible : car voir rien & ne point voir, c'est la même chose. C'est donc par l'action des idées sur nôtre esprit que nous voyons les objets. C'est aussi par l'action des idées que nous sentons nôtre propre corps. Car il y a mille expériences que des gens à qui on a coupé le bras, sentent encore long-temps après que la main leur fait mal. Certainement la main qui les touche alors, & qui les affecte d'un sentiment de douleur, n'est pas celle qu'on leur a coupée. Ce ne peut donc être que l'idée de la main, en conséquence des ébranlemens du cerveau, semblables à ceux que l'on a, quand on nous blesse la main. C'est qu'en effet la matière dont nôtre corps est composé, ne peut agir sur nôtre esprit, il n'y a que celui qui lui est superieur, & qui l'a créé, qui le puisse par l'idée du corps, c'est-à-dire par son essence même, entant qu'elle est représentative de l'étendue ; ce que je vous expliquerai dans son tems.

Il est encore certain qu'une même idée peut toucher nôtre âme de perceptions toutes différentes. Car si vôtre main étoit dans de l'eau trop chaude, & qu'en même tems vous y eussiez la goûte, & de plus que vous la regardassiez, l'idée de la même main vous toucheroit de trois sentimens différens, douleur, chaleur, couleur. Ainsi il ne faut pas juger que l'idée que l'on a, quand on pense à l'étendue les yeux fermez, soit différente de celle qu'on a, quand on les ouvre au milieu d'une campagne : ce n'est que la même idée de l'étendue qui nous touche de différentes perceptions. Quand vos yeux sont fermez, vous n'avez qu'une perception tres-foible ou de pure intellection, & toujours la même des diverses parties idéales de l'étendue. Mais quand ils sont ouverts, vous avez diverses perceptions sensibles, qui sont diverses couleurs, lesquelles vous portent à juger de l'existence & de la variété des corps, parce que l'opération de Dieu en vous n'étant pas sensible, vous attribuez aux objets que vous n'appercevez point en eux-mêmes, toute la realité que leurs idées vous représentent. Or tout cela le fait en conséquence des loix générales de l'union de l'âme & du corps. Mais il faudrait faire une trop longue digression pour vous expliquer le détail de tout ceci.

Revenons à nôtre sujet, que ce que je viens de dire peut d'autant plus éclaircir, que vous y ferez plus de réflexion. Croyez-vous encore que penser à l'infini, c'est ne penser à rien, c'est ne rien appercevoir ?

Le Chinois. Je suis bien convaincu que quand je pense à l'infini, je suis tres-éloigné de penser à rien. Mais alors je ne pense point à un tel être, à un être particulier & déterminé. Or le Dieu que vous adorez n'est-ce pas un tel être, un être particulier ?

Le Chrétien. Le Dieu que nous adorons n'est point un tel être en ce sens, que son essence soit bornée : il est bien plutôt tout être. Mais il est un tel Être en ce sens, qu'il est le seul Etre qui renferme dans la simplicité de son essence, tout ce qu'il y a de réalité ou de perfection dans tous les êtres, qui ne sont que des participations, (je ne dis pas des parties) infiniment limitées, que des imitations infiniment imparfaites de son essence. Car c'est une propriété de l'Etre infini d'être un, & en un sens toutes choses : c'est-à-dire parfaitement simple, sans aucune composition de parties, de réalitez, de perfections, & imitable ou imparfaitement participable en une infinité de manières par differens êtres.
C'est ce que tout esprit fini ne sçau roit clairement comprendre : mais c'est ce qu'un esprit, quoique fini, peut clairement déduire de l'idée de l'Etre infiniment parfait. Est-ce que vous-même vous croïez que vôtre Ly, vôtre souveraine sagesse, règle, vérité, soit un compote de plusieurs réalitez différentes, de toutes les idées différentes qu'elle vous découvre : car j'ai oui dire que la plupart de vos Docteurs croyent que c'est dans le Ly que vous voyez tout ce que vous voyez.

Le Chinois. Nous trouvons dans le Ly bien des choses que nous ne pouvons comprendre, entr'autre l'alliance de sa simplicité avec sa multiplicité. Mais nous semmes certains qu'il y a une sagesse, & une règle souveraine qui nous éclaire, & qui règle tout. Vous mettez apparemment en vôtre Dieu cette sagesse, & nous croyons qu'elle subsiste dans la matière : elle existe certainement la matière : mais jusqu'à present nous n'avons point été convaincus de l'existence de vôtre Dieu. Il est vrai que la preuve que vous venez de me donner de son existence est fort simple, & telle que je ne sçai maintenant qu'y répliquer : mais elle est si abstraite qu'elle ne me convainc pas tout-à-fait. N'en auriez-vous point de plus sensible ?

Le Chrétien. Je vous en donnerai tant qu'il vous plaira. Car il n'y a rien de visible dans le monde que Dieu a créé, d'où on ne puisse s'élever à la connoissance du Créateur, pourvu qu'on raisonne juste. Et certainement je vous convaincrai de son existence, pourvu que vous observiez cette condition, prenez-y garde, de me suivre, & de ne me rien répliquer que vous ne le conceviez distinctement. Lorsque vous ouvrez les yeux au milieu d'une campagne, dans l'instant même que vous les ouvrez, vous découvrez un très-grand nombre d'objets, chacun sélon sa grandeur, sa figure, son mouvement ou son repos, sa proximité ou son éloignement, & vous découvrez tous ces objets par des perceptions de couleurs toutes différentes. Cherchons quelle est la cause de ces perceptions si promptes que nous avons de tant d'objets. Cette cause ne peut être, ou que ces mêmes objets, & les organes de nôtre corps qui en reçoivent l'impression, ou nôtre âme, si vous la distinguez maintenant de ces organes, ou le Ly, ou le Dieu que nous adorons, & que nous croyons agir sans cesse en nous à l'occafion des impressions des objets sur nôtre corps.
1. Je crois que vous convenez que les objets ne sont que refléchir la lumière vers nos yeux. 2. Comme je suppose que vous sçavez comment sont faits les yeux, je crois que vous convenez encore, qu'ils ne font que rassembler les rayons qui sont réfléchis de chaque point des objets, en autant de points sur le nerf optique, où se trouve le foyer des humeurs transparentes de l'œil. Or il est évident que cette réunion des rayons ne fait qu'ébranler les fibres de ce nerf, & par lui les parties du cerveau où ces nerfs aboutissent, & aussi les esprits animaux où ces petits corps, qui peuvent être entre ces fibres. Or jusques ici il n'y a point de sentiment, ni aucune perception d'objets.

Le Chinois. C'est ce que nos Docteurs vous nieront. Car ce que nous appelions esprit ou âme, n'est selon eux, que de la matière organisée & subtilisée. Les ébranlemens des fibres du cerveau, joints avec les mouvemens de ces petits corps, ou de ces esprits animaux, sont la même choie que nos perceptions, nos jugemens, nos raisonnemens, en un mot sont la même chose que nos diverses pensées.

Le Chrétien. Me voilà arrêté tout court : mais c'est que vous manquez à la condition prescrite. Vous me répliquez ce que vous ne concevez point clairement : car je conçois clairement tout le contraire. Je conçois clairement par l'idée de l'étendue ou de la matière, qu'elle est capable de figures & de mouvemens, de rapports de distance ou permanens ou successifs, & rien davantage ; & je ne dis que ce que je conçois clairement. Je trouve même qu'il y a moins de rapport entre le mouvement des petits corps, l'ébranlement des fibres de nôtre cerveau, & nos pensées, qu'entre le quarré & le cercle, que personne ne prit jamais l'un pour l'autre. Car le quarré & le cercle conviennent du moins en ce qu'ils sont l'un & l'autre des modifications d'une même substance : mais les divers ébranlemens du cerveau & des esprits animaux, qui font des modifications de la matière, ne conviennent en rien avec les pensées de l'esprit, qui sont certainement des modifications d'une autre substance.
J'appelle une substance ce que nous pouvons appercevoir seul, sans penser à autre chose, & modification de substance ou manière d'être ce que nous ne pouvons pas appercevoir seul. Ainsi je dis que la matière ou l'étendue créée est une substance, parce que je puis penser à de l'étendue, sans penser à autre chose ; & je dis que les figures, que la rondeur par exemple, n'est qu'une modification de substance ; parce que nous ne pouvons pas penser à la rondeur sans penser à l'étendue, car la rondeur n'est que l'étendue même de telle façon. Or comme nous pouvons avoir de la joye, de la tristesse, du plaisir, de la douleur, sans penser à l'étendue ; comme nous pouvons appercevoir, juger, raisonner, craindre, esperer, hair, aimer, sans penser à l'étendue, je veux dire sans appercevoir de l'étendue, non dans les objets de nos perceptions, objets qui peuvent avoir de l'étendue, mais dans les perceptions mêmes de ces objets.
Il est clair que nos perceptions ne sont pas des modifications de nôtre cerveau, qui n'est que de l'étendue diversement configurée, mais uniquement de nôtre esprit, substance seule capable de penser. Il est vrai néanmoins que nous pensons presque toujours en conséquence de ce qui se passe dans nôtre cerveau, d'où on peut conclure, que nôtre esprit lui est uni, mais nullement que nôtre esprit & nôtre cerveau ne soient qu'une même & unique substance. De bonne foy concevez-vous clairement, que les divers arangemens & mouvemens des corps petits ou grands soient diverses pensées ou divers sentimens ? si vous le concevez clairement, dites-moi en quel arangement de fibres du cerveau consiste la joye ou la tristesse, ou tel autre sentiment qu'il vous plaira ?

Le Chinois. J'avoue que je ne le conçois pas clairement. Mais il faut bien que cela soit ainsi, & que nos perceptions ne soient que des modifications de la matière. Car par exemple, dés qu'une épine nous pique le doigt, nous sentons de la douleur, & nous la sentons dans le doigt piqué ; marque certaine que la douleur n'est que la piquûre, & que la douleur n'est que dans le doigt.

Le Chrétien. Je n'en conviens pas. Comme l'épine est pointue, je conviens qu'elle fait un trou dans le doigt ; car je le conçois clairement, puisqu'une étendue est impénétrable à toute autre étendue. Il y a contradiction que deux ne soient qu'un : ainsi il n'est pas possible que deux pieds cubes d'étendue n'en fassent qu'un. L’épine qui pique le doigt y fait donc nécessairement un trou. Mais que le trou du doigt soit la même chose que la douleur que l'on souffre, & que cette douleur soit dans le doigt piqué, ou une modification du doigt, je n'en conviens pas. Car on doit juger que deux choses sont différentes, quand on en a des idées différentes, quand on peut penser à l'une sans penser à l'autre. Un trou dans un doigt n'est donc pas la même chose que la douleur. Et la douleur n'est pas dans le doigt, ou une modification du doigt. Car l'expérience apprend que le doigt fait mal à ceux-mèmes à qui on a coupé le bras, & qui n'ont plus de doigt. Ce ne peut donc être, comme je vous l'ai déjà dit, que l'idée du doigt qui modifie d'un fentiment de douleur nôtre âme, c'est-à-dire, cette substance de l'homme capable de sentir. Or cela arrive en conséquence des loix générales de l'union de l'âme & du corps que le Créateur a établies, afin que nous retirions la main, & que nous conservions le corps qu'il nous a donné. Je ne m'explique pas davantage : car la condition que j'ai supposée, est que vous ne devez me répliquez que ce que vous concevez clairement. Je vous prie de vous en souvenir.

Le Chinois. Hé bien. Que la matière soit ou ne soit pas capable de penser, on vous répondra que ce qui est en nous capable de penser, que nôtre âme sera la vraie cause de toutes ces perceptions différentes que nous avons des objets, lorsque nous ouvrons les yeux au milieu d'une campagne. On vous dira que de la connoissance que l'âme a des diverses projections ou images que les objets tracent sur le nerf optique, elle en forme cette variété de perceptions & de sentimens. Cela me paraît assez vraisemblable.

Le Chrétien. Cela peut paraître vraisemblable, mais certainement cela n'est pas vrai. Car 1. il n'est pas vrai que l'âme connoisse qu'il se fait telles & telles projections sur le nerf optique : elle ne sçait pas même comment l'oeil est fait, & s'il est tapissé du nerf optique. 2. Supposé qu'elle connut tout cela, comme elle ne sçait ni l'Optique ni la Géométrie, elle ne pourroit de la connoissance des projections des objets dans tes yeux, en conclure ni leur figure, ni leur grandeur : leur figure, parce que la projection d'un cercle, par exemple, n'est jamais un cercle, excepté dans un seul cas ; leur grandeur, parce qu'elle n'est pas proportionnée à celle des projections, lors qu'ils ne sont pas dans une égale distance. 3. Suposé qu'elle sçut parfaitement l'Optique & la Géométrie, elle ne pourroit pas dans le même instant qu'elle ouvre les yeux, avoir tiré ce nombre comme infini de conséquences, toutes nécessaires pour placer tous ces objets dans leur distance, & leur attribuer leurs figures, sans compter cette variété surprenante de couleurs dont on les voit comme couverts ; tout cela aujourd'hui comme hier, sans erreur ou avec les mêmes erreurs, & convenir en cela avec un grand nombre d'autres perfonnes. 4. Nous avons sentiment intérieur que toutes nos perceptions des objets se sont en nous sans nous, & même malgré nous, lorsque nos yeux sont ouverts & que nous les regardons. Je sçai par exemple, que quand le soleil touche l'horison, il n'est pas plus grand que quand 'il est dans nôtre méridien, & même que la projection qui s'en trace sur mon nerf optique, est quelque peu plus petite ; & cependant malgré mes connoissances je le vois plus grand. Je croi qu'il est au moins un million de fois plus grand que la terre, & je le vois sans comparaison plus petit. Si je me promène d'Occident en Orient en regardant la lune, je voi qu'elle avance du même côté que moi ; & je sçai cependant qu'elle se va coucher à l'Occident. Je sçai que la hauteur de l'image qui se peint dans mon œil, d'un homme qui est à dix pas de moi, diminue de la moitié quand il s'est approché à cinq ; & cependant je le voi de la même grandeur : & tout cela indépendamment de la connoissance des raisons sur lesquelles sont réglées les perceptions que nous avons de tous ces objets : car bien des gens, qui apperçoivent les objets mieux que ceux qui sçavent l'Optique, ne les sçavent pas, ces raisons. Il est donc évident que ce n'est point l'âme qui se donne cette variété de perceptions qu'elle a des objets, dés qu'elle ouvre les yeux au milieu d'une campagne.

Le Chinois. Je l'avoue, il faut nécessairement que ce soit le Ly.

Le Chrétien. Oui sans doute, si par le Ly vous entendez un Etre infiniment puissant, intelligent, agissant toujours d'une manière uniforme, en un mot l'Etre infiniment parfait. Remarquez sur-tout deux choses. La première, qu'il est nécessaire que la cause de toutes les perceptions que nous avons des objets, doit sçavoir parfaitement la Géométrie & l'Optique, comment les yeux & les membres du corps de tous les hommes sont composez, & les divers changemens qui s'y passent à chaque instant, j'entens du moins ceux sur lesquels il est nécessaire de régler nos perceptions. 2. Que cette cause raisonne si juste & si promptement, qu'on voit bien qu'elle est infiniment intelligente, qualité que vous réfutez au Ly, & qu'elle découvre de simple vue les conséquences les plus éloignées des principes, sélon lesquels elle agit sans cette dans tous les hommes & en un instant.

Pour vous faire concevoir plus distinctement ce que je pense sur cela, je dis que supposé que ce soit moi-même qui me donne la perception de la distance d'un objet, qui scroit feusement à trois ou quatre pieds de moi, il est nécessaire que je sçache la Géométrie, comment mes yeux sont composez, & les changemens qui s'y passent, & que je raisonne ainsi. Par la connoissance que j'ai de mes yeux, je sçai la distance qui est entre eux. Je sçai aussi par leur situation, les deux angles que leurs axes qui concourent au même point de l'objet, sont avec la distance de mes yeux. Voilà donc trois choses connues dans un triangle, sa base & deux angles. Donc la perpendiculaire tirée du point de l'objet sur le milieu de la distance qui est entre mes yeux, laquelle marque l'éloignement de l'objet qui m'est directement opposé, peut être connue par la connoissance que j'ai de la Géométrie. Car cette science m'apprend qu'un triangle est déterminé quand un côté est donné avec deux angles & que dé-là on en peut déduire ce que je cherche. Mais si je me fermois un œil, comme il n'y auroit plus que deux choses connues, la distance des yeux & un angle, le triangle serait indéterminé, & par conséquent je ne pourrais plus par ce moyen appercevoir la distance de l'objet. Je pourrais la connoître par un autre, mais moins exactement, comme par celui-ci. Par la connoissance supposée que j'ai de ce qui se passe dans mes yeux, je connois la grandeur de l'image qui se peint dans le fonds de mon œil. Or l'Optique m'apprend que plus les objets sont éloignez, plus leurs images ou leurs projections sont petites. Donc par la grandeur de l'image, je dois juger que l'objet, dont je sçai d'ailleurs à peu prés la grandeur ordinaire, est aussi à peu prés à telle distance. Mais ce moyen n'étant pas si exact, il faut que je me serve de mes deux yeux, pour connoître plus exactement la distance de l'objet. De même lors qu'un homme s'approche de moi, je juge par les moyens précedens ou d'autres semblables, que la distance de lui à moi diminue : mais comme par la connoissance que j'ai de ce qui se passe dans mes yeux, je sçai que la projection qui s'en trace dans le fond de mes yeux, augmente à proportion qu'il est plus proche ; & que l'Optique m'apprend, que les hauteurs des images des objets sont en raison réciproque de leurs distances, je juge avec raison que je dois me donner de cet homme une perception de grandeur toujours égale, quoique son image diminue sans cesse sur mon nerf optique. Quand je regarde un objet & que la projection qui s'en trace dans le fonds de mon œil, y change sans cesse de place, je dois appercevoir que cet objet est en mouvement. Mais si je marche en même tems que je le regarde, comme je sçai aussi la quantité de mouvement que je me donne, quoique l'image de cet objet change de place dans le fonds de mes yeux, je dois le voir immobile ; si ce n'est que le mouvement que je sçai que je me donne en marchant, ne soit pas proportionné au changement de place que je sçai qu'occupé sur mon nerf optique l'image de cet objet.

Il est évident que si je ne sçavois pas exactement la grandeur des projections qui se tracent sur le nerf optique, la situation & le mouvement de mon corps, & divinement pour ainsi dire l'Optique & la Géométrie ; quand il dépendrait de moi de former en moi les perceptions des objets, je ne pourrais jamais appercevoir la distance, la figure, la situation & le mouvement d'aucun corps. Donc il est nécessaire que la cause de toutes les perceptions que j'ai, lorsque j'ouvre les yeux au milieu d'une campagne, sçache exactement tout cela, puisque toutes nos perceptions ne sont réglées que par-là. Ainsi la règle invariable de nos perceptions, est une Géométrie ou Optique parfaite : & leur cause occasionnelle ou naturelle est uniquement ce qui se passe dans nos yeux, & dans la situation & le mouvement de nôtre corps. Car par exemple, si je suis transporté d'un mouvement si uniforme, comme on l'est quelquefois dans un batteau, que je ne sente point ce mouvement, le rivage me paraîtra se mouvoir. De même si je regarde un objet au travers d'un verre convexe ou concave, qui augmente ou diminue l'image qui s'en trace dans l'œil, je le verrai toujours ou plus grand ou plus petit qu'il n'est : & quoique je sçache d'ailleurs la grandeur de cet objet, je n'en aurai jamais de perception sensible, que proportionnée à l'image qui s'en forme dans les yeux. C'est que le Dieu que nous adorons, le Créateur de nos âmes & de nos corps, pour unir ensemble ces deux substances, dont l'homme est composé, s'est fait une loi générale de nous donner à chaque instant toutes les perceptions des objets sensibles que nous devrions nous donner à nous mêmes, si sçachant parfaitement la Géométrie & l'Optique, & ce qui se passe dans nos yeux & dans le reste de nôtre corps, nous pouvions outre cela, uniquement en conséquence de cette connoissance, agir en nous-mêmes, & y produire toutes nos sensations par rapport à ces objets. En effet, Dieu nous ayant faits pour nous occuper de lui, & de nos devoirs envers

lui, il a voulu nous apprendre sans application de nôtre part, par la voie courte & sûre des sensations, tout ce qui nous est nécessaire pour la conservation de la vie ; non seulement la présence & la situation des objets qui nous environnent, mais encore leurs diverses qualitez, soit utiles soit nuisibles.
Faites maintenant une sérieuse attention sur la multitude des sensations que nous avons des objets sensibles, non seulement par la vue, mais par les autres sens : sur la promtitude avec laquelle elles se produisent en nous, sur l'exactitude avec laquelle elles nous avertissent, sur les divers degrez de force ou de vivacité de ces sensations, proportionnez à nos besoins, non-seulement en vous & en moi, mais dans tous les hommes, & cela à chaque instant. Considerez enfin les règles invariables & les loix générales de toutes nos perceptions, & admirez profondément l'intelligence & la puissance infinie du Dieu que nous adorons, l'uniformité de sa conduite, sa bonté pour les hommes, son application à leurs besoins à l'égard de la vie présente. Mais que sa bonté paternelle, que nôtre Religion nous apprend qu'il a pour ses enfans, est au-dessus de celle-ci ! Un ouvrier aime sans doute infiniment davantage son enfant, que son ouvrage. [Male1]

1708.2 Malebranche, Nicolas. *Entretien d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois* [ID D1799].

Le Chinois. Il me paroit que vôtre doctrine ressemble fort à celle de nôtre secte, & que le Ly & le Dieu que vous honorez, ont entr'eux assez de rapport. Le peuple de ce païs est idolâtre : il invoque la pierre & le bois, ou certains Dieux particuliers qu'ils se sont imaginez être en état de les secourir. Je croyois aussi que ce Seigneur du ciel que vous nommez vôtre Dieu, étoit de même espece, plus excellent & plus puissant que celui du peuple : mais toujours un Dieu imaginaire. Mais je vois bien que vôtre Religion mérite qu'on l'examine sérieusement.

Le Chrétien. Comparez donc sans prévention vôtre doctrine avec la nôtre. Vous y êtes d'autant plus obligé, que vôtre bonheur éternel dépend de cet examen. La Religion que nous suivons n'est point une production de nôtre esprit. Elle nous a été enseignée par cette souveraine vérité que vous appeliez le Ly, & il l'a confirmée par un grand nombre de miracles, que vous regarderez comme des fables, prévenus comme vous l'êtes de la sublimité de vos connoissances. Je tâche de vous désabuser par des raisonnemens humains. Mais ne croyez pas que nôtre foy en dépende. Elle est appuyée sur l'autorité divine & proportionnée à la capacité de tous les hommes.
Vous dites que le Ly est la souveraine vérité. Je le dis aussi : mais voici comme je l'entens. Dieu, l'Etre infiniment parfait, contenant en lui tout ce qu'il y a de realité ou de perfection, comme je vous l'ai déjà & prouvé & expliqué, il peut en me touchant par ses réalitez efficaces, car il n'y a rien en Dieu d'impuissant ; c'est-à-dire en me touchant par son essence, entant que participable par tous les êtres, me découvrir ou me représenter tous les êtres. Je dis en me touchant, car quoique mon esprit soit capable de penser ou d'appercevoir, il ne peut appercevoir que ce qui le touche ou le modifie : & telle est sa grandeur, qu'il n'y a que son Créateur qui puisse agir immédiatement en lui. C'est dans le vrai Ly qu'est la vie des intelligences, la lumière qui les éclaire. Mais c'est ce que les hommes charnels & grossiers ne comprennent pas. Voilà pourquoi je dis que le vrai Ly est la souveraine vérité : c'est qu'il renferme dans son essence, entant qu'imparfaitement imitable en une infinité de manières, les idées ou les archétypes de tous les êtres, & qu'il nous les découvre, ces idées. Otez les idées, vous ôtez les véritez, car il est évident que les véritez ne sont que les rapports qui sont entre les idées. Dieu est encore la souveraine vérité en ce sens, qu'il ne peut nous tromper, manquer à ses promesses, &c. Mais il n'es pas nécessaire de s'arrêter à ces divers sens selon lesquels on peut dire que Dieu est la souveraine vérité.
Dites-moi maintenant : comment entendez-vous que le Ly est la vérité ? Mais faites attention que ce mot, vérité, ne signifie que rapport. Car deux & deux sont quatre n'est une vérité, que parce qu'il y a un rapport d'égalité entre 2 & 2 & 4. De même 2 & 2 ne sont pas 5, n'est aussi une vérité, que parce qu'il y a un rapport d'inégalité entre 2 & 2 & 5. Qu'entendez-vous donc par souveraine vérité ou souverain rapport ? quel genre d'être est-ce, quelle réalité trouvez-vous dans un rapport, ou un souverain rapport ? Si un corps est double d'un autre je conçois qu'il a plus de réalité. Mais ôtez la réalité des corps, vous ôtez leur rapport. Le rapport qui est entre les corps, n'est donc dans le fond que les corps mêmes. Ainsi le Ly ne peut être la souveraine vérité, que parce qu'étant infiniment parfait, il renferme dans la simplicité de son essence, les idées de toutes les choies qu'il a créées, & qu'il peut créer.
Vous dites que le Ly ne peut subsister que dans la matière. Est-ce que vous prétendez qu'il ne consiste que dans les diverses figures qu'ont les corps qui composent l'univers, & que le Ly n'est que l'ordre & l'arrangement qui est entre eux ? Que vôtre Ly seroit peu de choie s'il ne consistoit qu'en cela. Et que la matière elle-même, la dernière & la plus méprisable des substances seroit au-dessus de ce Ly, dont vous dites cependant tant de merveilles. Car assurément la substance vaut mieux que les divers arrangemens, ce qui ne périt point, que ce qui est périllable.

Le Chinois. Par le Ly nous n'entendons pas simplement l'arrangement de la matière, mais cette souveraine sagesse qui range dans un ordre merveilleux les parties de la matière.

Le Chrétien. En cela vôtre doctrine est semblable à la nôtre. Mais pourquoi soutenez-vous que le Ly ne subsiste point en lui-même, & qu'il ne peut subsister que dans la matière : qu'il n'est point intelligent, & qu'il ne sçait ni ce qu'il est, ni ce qu'il fait ? Cela nous sait juger que vous croyez que le Ly n'est que la figure & l'arrangement des corps car la figure & l'arrangement des corps ne peuvent subsister sans les corps mêmes, & manquent d'intelligence. La rondeur par exemple, d'un corps, n'est assurément que le corps même de telle façon, & elle ne connoît point ce qu'elle est. Quand vous voyez un bel ouvrage, vous dites qu'il y a là bien du Ly. Si vous voulez dire par-là que celui qui l'a compose, a été éclairé par le Ly, par la souveraine sagesse, vous penserez comme nous. Si vous voulez dire que l'idée qu'a l'ouvrier de son ouvrage, est dans le Ly, & que c'est cette idée qui a éclairé l'ouvrier, nous y consentirons. Mais qu'on brise l'ouvrage, l'idée qui éclaire l'ouvrier subsiste toujours. Le Ly ne subsiste donc pas dans l'arrangement des parties dont l'ouvrage est composé, ni par la même raison dans l'arrangement des parties du cerveau de l'ouvrier. Le Ly est une lumière commune à tous les hommes, & tous ces arrangemens de matière ne sont que des modifications particulières. Ils peuvent périr & changer ces arrangemens : mais le Ly est éternel & immuable. Il subsiste donc en lui-même, non-seulement indépendamment de la matière, mais indépendamment des intelligences les plus sublimes, qui reçoivent de lui l'excellence de leur nature & la sublimité de leurs connoissances. Pourquoi donc rabaillez-vous le Ly, la souveraine sagesse, jusqu'à soûtenir qu'elle ne peut subsister sans la matière. Mais encore un coup, quels étranges paradoxes s'il est vrai que vous les souteniez ! Vôtre Ly n'est point intelligent. Il est la souveraine sagesse, & il ne sçait ni ce qu'il est ni ce qu'il fait. Il éclaire tous les hommes, il leur donne la sagesse & l'intelligence, & il n'est pas sage lui même. Il arrange certainement les parties de la matière pour certaines fins : il place dans l'homme les yeux au haut de la tête, afin qu'il voye de plus loin, mais lans le sçavoir ni même sans le vouloir. Car il n'agit que par une impetuosité aveugle de la nature bienfaisante. Voilà ce que j'ai oui dire que vous pensiez de vôtre Ly. Est-ce là rendre justice à celui de qui vous tenez tout ce que vous êtes ?

Le Chinois. Nous disons que le Ly est la souveraine sagesse & la souveraine justice : mais par respect pour lui, nous n'oserions dire qu'il est sage ni qu'il est juste. Car c'est la sagesse & la justice qui rendent sage et juste : & par conséquent la sagesse vaut mieux que le sage, la justice que le juste. Comment pouvez-vous donc dire de vôtre Dieu, de l'Etre infiniment parfait, qu'il est sage. Car la sagesse qui le rendrait sage seroit plus parfaite que lui, puisqu'il tirerait d'elle la perfection.

Le Chrétien. L'Etre infiniment parfait est sage. Mais il est à lui-même la sagesse ; il est la sagesse même. Il n'est point sage par une sagesse étrangère & chimérique : il est à lui même la lumière, & la lumière qui éclaire toutes les intelligences. Il est juste & la justice essentielle & originale. Il est bon & la bonté même. Il est tout ce qu'il est necessairement & indépendamment de tout autre être, & tous les êtres tiennent de lui tout ce qu'ils ont de réalité & de perfection : car l'Etre infiniment parfait le suffit à lui-même, & tout ce qu'il a fait a sans cesse besoin de lui.

Le Chinois. Quoi, la souveraine sagesse seroit sage elle-même. Il me paraît clair que cela le contredit : car les formes & les qualitez sont différentes des sujets. Une sagesse sage ! comment cela ? c'est la sagesse qui rend sage, mais elle n'est pas sage elle-même.

Le Chrétien. Je vois bien que vous vous imaginez qu'il y a des formes & des qualitez abstraites, & qui ne sont les formes & les qualitez d'aucun sujet : qu'il y a une sagesse, une justice, une bonté abstraite, & qui n'est la sagesse d'aucun Etre. Vos abstractions vous trompent : Quoi, pensez-vous qu'il y ait une figure abstraite, une rondeur, par exemple, qui rende ronde une boule, & sans laquelle un corps dont tous les points de la surface seroient également éloignez du centre ne seroit point rond ? Lorsque je rends cette justice au Ly de dire de lui, qu'il est indépendant de la matière, sage, juste, tout puissant, en un mot infiniment parfait, & que je l'adore en cette qualité ; pensez vous qu'en cela je ne sois pas juste, indépendamment de vôtre justice abstraite & imaginaire, si en cela je rends au Ly l'honneur qui lui est dû ? encore un coup vos abstractions vous trompent. Mais il faut que je vous explique comment je conçois que Dieu est à lui-même sa sagesse ; & en quel sens il est la nôtre.

Le Dieu que nous adorons c'est l'Etre infiniment parfait, comme je vous l'ai déjà expliqué, & dont je vous ai prouvé l'existence. Or se connoître soi même est une perfection. Donc l'Etre infiniment parfait se connoît parfaitement. Et par consequent il connoît aussi toutes les manières dont son essence infinie peut être imparfaitement participée, ou imitée par tous les êtres particuliers & finis, soit créez, soit possibles : c'est-à-dire, qu'il voit dans son essence les idées ou les archétypes de tous ces êtres. Or l'Etre infiniment parfait est aussi tout puissant, puisque la toute-puissance est une perfection. Donc il peut vouloir, & par consequent créer ces êtres. Ainsi Dieu voit dans son essence infinie l'essence de tous les êtres finis, je veux dire l'idée ou l'archetipe de tous ces êtres. Il voit aussi leur existence & toutes leurs manières d'exister par la connoissance qu'il a de ses propres volontez, puisque ce sont ses volontez qui leur donnent l'Etre. Ainsi l'Etre infiniment parfait est à lui-même sa sagesse : il ne tire ses connoissances que de lui même. Et s'il connoît la matière qu'il arrange avec tant d'art par rapport aux fins qu'il se propose, comme il paraît évidemment dans la construction des animaux et & des plantes, il ne la connoît que parce qu'il l'a faite. Car si elle étoit éternelle, il n'en auroit pas formé tant d'ouvrages admirables, puisqu'il n'en auroit pas même la connoissance ; l'Etre infiniment parfait ne pouvant tirer ses connoissances que de lui-même. Vous voyez donc comment Dieu est sage, & comment il est à lui même sa sagesse.

Dieu est aussi nôtre sagesse & l'auteur de nos connoissances, parce que lui seul agit immédiatement dans nos esprits, & qu'il leur découvre les idées qu'il renferme des êtres qu'il a créez, & qu'il peut créer : c'est-à-dire parce qu'il nous touche l'esprit par sa substance toujours efficace, non sélon tout ce qu'elle est, mais seulement sélon qu'elle est représentative de ce que nous voyons. Pour vous rendre sensible ce que je veux dire ; imaginez-vous que le plan de ce mur soit visible immédiatement & par lui même, capable d'agir sur vôtre esprit & de se faire voir à lui. Je vous ai prouvé que cela n'est pas vrai ; car il y a une différence infinie entre le corps qu'on voit immédiatement & directement, je veux dire entre les idées des corps, ou les corps intelligibles, & entre les corps matériels, ceux que l'on regarde en tournant & fixant ses yeux vers eux. Supposons, dis-je, que le plan de ce mur soit capable d'agir sur vôtre esprit & de se faire voir à lui, il est clair qu'il pourrait vous y faire voir toutes sortes de lignes courbes & droites, & toutes sortes de figures, sans que vous visitez le plan. Car si le plan vous touchoit seulement entant que ligne & telle ligne, & que le reste de ce plan ne vous touchât point, & devint parfaitement transparent, vous verriez la ligne sans voir le plan, quoique vous ne visitez la ligne que dans le plan, & par l'action du plan sur vôtre esprit : parce qu'en éfet ce plan renferme la réalité de toutes sortes de lignes, sans quoi il ne pourrait vous les représenter en lui-même. Ainsi Dieu, l'Etre infiniment parfait, renfermant éminemment en lui-même tout ce qu'il y a de réalité ou de perfection dans tous les Etres, il peut nous les représenter, en nous touchant par son essence, non prise absolument, mais prise entant que relative à ces êtres, puisque son essence infinie renferme tout ce qu'il y a de réalité véritable dans tous les êtres finis. Ainsi Dieu seul agit immédiatement dans nos âmes, lui seul est nôtre vie, nôtre lumière, nôtre sagesse. Mais il ne nous découvre maintenant en lui que les sciences humaines, & ce qui nous est nécessaire par rapport à la société & à la conservation de la vie présente, tantôt en | conséquence de nôtre attention, & tantôt en conséquence des loix générales de l'union de l'âme & du corps. Il s'est reservé de nous instruire de ce qui a rapport à la vie future par son Verbe, qui s'est fait homme, & qui nous a appris la Religion que nous professons. Vous voyez donc qu'on ne rabaisse point la souveraine sagesse, le vrai Ly, en foûtenant qu'il est sage ; puisqu'il est à lui-même sa sagesse & sa lumière, & la seule lumière de nos esprits. Mais si le Ly ne se connoissoit pas lui-même, & ne sçavoit ce qu'il fait ; s'il n'avoit ni volonté ni liberté ; s'il faisoit tout dans le monde par une impétuosité aveugle & nécessaire; quelques excellens que fussent ses ouvrages, je ne voi pas que dans la dépendance où vous le mettez encore de la matière, il méritât les éloges que vous lui donnez.

Le Chinois. Je vois bien qu'il n'y a pas de contradiction que Dieu soit sage, & aussi la sagesse même de la manière que vous l'expliquez. Mais nous concevons encore nôtre Ly comme l'ordre immuable, la Loy éternelle, la règle & la justice même. Comment accorder encore le Ly avec vôtre Dieu ? Comment fera-t-il juste, & en même-temps la justice & la règle ? Nos Docteurs même ne sçavent point si vôtre Dieu existe : mais tout le monde sçait bien qu'il y a une Loy éternelle, une règle immuable, une justice souveraine bien au dessus de vôtre Dieu, s'il est juste, puisqu'il ne peut être juste que par elle. Nôtre Ly est une Loi souveraine à laquelle vôtre Dieu même est obligé de se soûmettre.

Le Chrétien. Vos abstractions vous séduisent encore. Quel genre d'être, est-ce que cette Loi & cette règle : comment subsiste-t-elle dans la matière : quel en est le Législateur ? Elle est éternelle dites-vous. Concevez donc que le Législateur est éternel. Elle est nécessaire & immuable dites-vous encore : dites donc aussi que le Législateur est nécessaire, & qu'il ne luy est pas libre ni de former, ni de suivre ou de ne suivre pas cette Loi. Concevez que cette Loy n'est immuable & éternelle, que parce qu'elle est écrite pour ainsi dire en caractères éternels dans l'ordre immuable des attributs ou des perfections du Législateur, de l'Etre éternel & nécessaire, de l'Etre infiniment parfait. Mais ne dites pas qu'elle subsiste dans la matière. Je m'explique. L'Etre infiniment parfait se connoît parfaitement, & il s'aime luy-même invinciblement, & par la nécessité de sa nature. Vous ne sçauriez concevoir autrement l'Etre infiniment parfait. Car fa volonté n'est point comme en nous une impression qui luy vienne d'ailleurs : ce ne peut être que l'amour naturel qu'il se porte à luy-même & à ses divines perfections. Il suit dé-là qu'il estime & qu'il aime nécessairement davantage les Etres qui participent davantage à ses perfections. Il estime donc & il aime davantage l'homme par exemple que le cheval ; l'homme vertueux & qui luy ressemble, que l'homme vicieux, qui défigure l'image qu'il porte de la divinité, car nous sçavons que Dieu a crée l'homme à son image & à sa ressemblance. L'ordre éternel, immuable & nécessaire qui est entre les perfections que Dieu renferme dans son essence infinie, ausquelles participent inégalement tous les Etres, est donc la Loi éternelle nécessaire et immuable. Dieu même est obligé de la suivre : mais il demeure indépendant : car il n'est obligé de la suivre que parce qu'il ne peut ni errer ni se démentir, avoir honte d'être ce qu'il est, cesser de s'estimer et de s'aimer, cesser d'estimer & d'aimer toutes choses à proportion qu'elles participent à son essence. Rien ne l'oblige à suivre cette Loi que l'excellence immuable & infinie de son être, excellence qu'il connoît parfaitement & qu'il aime invinciblement. Dieu est donc juste essentiellement, & la justice même, & la règle invariable de tous les esprits qui se corrompent s'ils cessent de se conformer à cette règle, c'est-à-dire s'ils cessent d'estimer & d'aimer toutes choses à proportion qu'elles sont estimables & aimables, à proportion qu'elles participent davantage aux perfections divines.

Comme c'est dans l'Etre infiniment parfait, ou pour parler comme vous dans le Ly, que nous voyons toutes les véritez, ou tous les rapports, qui font entre les idées éternelles & immuables qu'il renferme ; il est clair que nous y voyons les rapports de perfection, aussi-bien que les simples rapports de grandeur ; les rapports qui règlent les jugemens de l'esprit, & en même-tems les mouvemens du cœur, aussi bien que ceux qui ne règlent que les jugemens de l'esprit ; en un mot les rapports qui ont force de Loi, aussi-bien que ceux qui sont purement speculatifs. Ainsi la Loi éternelle est en Dieu & Dieu même ; puisque cette Loi ue consiste que dans l'ordre éternel & immuable des perfections divines. Et cette Loi est notifiée à tous les hommes par l'union naturelle, quoique maintenant fort assoiblie, qu'ils ont avec la souveraine raison, où en tant que raisonnables ; & de plus par les sentimens d'approbation ou de reproche intérieur dont cette même raison les console lorsqu'ils obéîssent à cette Loi, ou les désole lorsqu'ils ne luy obéîssent pas, ils sont convaincus qu'elle leur est commandée, Mais parce que les hommes sont devenus trop charnels, grossiers, esclaves de leurs passions, en un mot incapables de rentrer en eux-mêmes, pour consulter attentivement cette souveraine Loi, & pour la suivre constamment ; ils ont tous besoin des lumières & des secours de NOTRE SAINTE RELIGION. Car non-seulement elle expose clairement tous nos devoirs, mais elle nous donne encore tous les secours nécessaires pour les pratiquer.

Comparez donc sans prévention vôtre Doctrine sur le Ly avec celle que je viens de vous exposer. Vos Docteurs étoient fort éclairez, j'en conviens : mais ils étoient hommes comme vous & comme nous. Et nous sçavons qu'il y a un Dieu, un Etre infiniment parfait, non-seulement par une infinité de preuves que nous croyons démonstratives, mais parce que Dieu luy-même s'est fait connoître aux Auteurs de nos écritures. Mais laissant maintenant à part l'autorité divine de nos livres sacrez, & celle de vos Docteurs, examinez s'il est possible que vôtre Ly sans devenir le nôtre, c'est-à-dire l'Etre infiniment parfait, puisse être la lumière, la sagesse, la règle qui éclaire tous les hommes. Pourrions-nous voir en luy tout ce que nous y voyons, s'il n'en contenoit éminemment la réalité ? Est ce qu'on pourroit voir dans un plan, s'il étoit visible par luy même, des solides qui n'y sont point ? N'est-il pas évident que ce qu'on voit immédiatement & directement n'est pas rien, & que voir rien & ne point voir c'est la même chose ? Comment trouveriez-vous dans vôtre Ly ces espaces infinis, j'entens ceux que vôtre esprit apperçoit immédiatement, & qu'il sçait n'avoir point de bornes : car je ne parle pas de ces espaces matériels qu'on ne voit point en eux-mêmes, & par couséquent qu'on pourroit voir ou plutôt croire qu'on les voit, sans qu'ils fussent ; & ausquels cependant vous attribuez une existence éternelle qui ne convient certainement qu'à leur idée. Car l'idée de ces espaces où les espaces qui sont l'objet immédiat & direct de vôtre esprit, sont néceffaires & éternels ; puisque ce n'est que l'essence de l'Etre infiniment parfait en tant que représentative de ces espaces. Dites donc comme nous, que le vrai Ly qui nous éclaire immédiatement, & en qui nous découvrons tous les objets de nos connoissances, est infiniment parfait, & contient éminemment dans la simplicité parfaite de son essence, tout ce qu'il y a de vraie

réalité dans tous les Etres finis.
Rendez justice au vrai Ly, en avouant de bonne foy qu'il est essentiellement juste ; puisqu'aimant nécessairement son essence, il aime aussi toutes choses à proportion qu'elles sont plus parfaites, puisqu'elles ne sont plus parfaites, que parce qu'elles y participent davantage. Dites aussi qu'il est la justice même, la Loi éternelle, la règle invariable, puisque cette Loi éternelle n'est que l'ordre immuable des perfections qu'il renferme dans l'infinité & la simplicité de son essence : ordre qui est la Loi de Dieu même, & la règle de sa volonté & celle de toutes les volontez créées. Mais défiez-vous de vos abstractions, vaines subtilitez de vos Docteurs. Il n'y a point de ces formes ou de ces qualitez abstraites. Toutes les qualitez ne sont que des manières d'Etre de quelques substances. Si nous aimons Dieu sur toutes choses, & nôtre prochain comme nous-mêmes, en cela nous serons justes, sans être, si cela se peut dire, informez d'une forme abstraite de justice qui ne subsiste nulle part.
Vous croyez que c'est le Ly qui arrange la matière dans ce bel ordre que nous remarquons dans l'univers : Que c'est luy qui donne aux animaux & aux plantes tout ce qui est nécessaire pour leur conservation & la propagation de leur espece. Il est donc clair qu'il agit par rapport à certaines fins. Cependant vous soûtenez qu'il n'est pas sage & intelligent, & qu'il fait tout cela par une impétuosité aveugle de sa nature bienfaisante. Quelle preuve avez-vous d'un si étrange paradoxe ?

Le Chinois. La voici. C'est que si le Ly étoit intelligent comme vous le pensez, étant bien faisant par sa nature, il n'y auroit point de monstres ni aucun désordre dans l'univers. Pourquoi le Ly feroit-il naitre aveugle un enfant avec deux yeux ? Pourquoi feroit-il croître les bleds pour les ravager ensuite par les orages. Est-ce qu'un Etre infiniment sage & intelligent peut changer à tout moment de dessein, faire & aussi-tôt défaire ce qu'il a fait. L'univers est rempli de contradictions manifestes : marque certaine que le Ly qui le gouverne n'est ni sage ni intelligent.

Le Chrétien. Quoi celuy qui nous a donné des yeux & les a placé au haut de la tête, n'a pas eu dessein que nous nous en servissions pour voir, & pour voir de plus loin ? Celuy qui a donné des ailles aux oileaux n'a ni sçû ni voulu qu'ils pussent voler dans l'air ? Que ne dites-vous plutôt touchant les désordres de l'univers, que vôtre esprit étant fini vous ne connoissez pas les diverses fins ou les divers desseins du Ly, dont la sagesse est infinie. De ce que l'univers est rempli d'éfets qui le contredisent, vous en.concluez que le Ly n'est pas lage : & moy j'en conclus démonstrativement tout le contraire. Voicy comment.

Le Ly ou plutôt l'Etre infiniment parfait que j'adore, doit toujours agir selon ce qu'il est, d'une manière conforme à les attributs & qui en porte le caractère. Car prenez y garde il n'a point & ne peut avoir d'autre Loi ou d'autres règle de sa conduite, que l'ordre immuable de tes propres attributs. C'est nécessairement dans cet ordre qu'il trouve le motif ou la règle qui le détermine plutôt à agir d'une façon que d'une autre : car il ne se détermine que par la volonté, & sa volonté n'est que l'amour qu'il se porte à luy-même & à ses divines perfections. Ce n'est point une impression qui luy vienne d'ailleurs & qui le porte ailleurs : ce que je vous dis est nécessairement renfermé dans l'idée de l'Etre infiniment parfait. Or se former des Loix générales des communications des mouvemens, des Loix générales de l'union de l'âme & du corps, & d'autres semblables, après en avoir prévu toutes les suites, porte certainement le caractère d'une sagese & d'une préscience infinie : & au contraire agir à tous momens par des volontez particulières marque une sagesse & une prévoyance bornée, telle qu'es la nôtre. De plus agir par des Loix générales porte le caractère d'une cause générale, l'uniformité dans la conduite exprime l'immutabilité de la cause. Cela est évident & résout vos difficultez. Le Ly dites-vous ravage les moissons qu'il a fait croître : donc il n'est pas sage. Il fait & défait sans cesse, il se contredit : donc il change de dessein ou plutôt il agit par une impétuosité aveugle & naturelle. Vous vous trompez. Car au contraire, c'est à cause que le vrai Ly fuit toujours les Loix trés-simples des communications des mouvemens, que les orages se forment & qu'ils ravagent les moissons, que les pluyes produites aussi par les mêmes Loix, avoient fait croître. Car tout ce qui arrive naturellement dans la matière n'est qu'une suite de ces Loix. C'est une même conduite qui produit des effets si différens. C'est parce que Dieu ne change point sa manière d'agir qu'il fuit toujours les mêmes Loix, qu'on remarque dans l'univers tant d'effets qui se contredisent. C'est à cause de la simplicité de ces Loix que les fruits sont ravagez ; mais la fécon dite de ces mêmes Loix est telle, qu'elles réparent bientôt le mal qu'elles ont fait. Elles sont telles en un mot ces Loix, que leur simplicité & leur fécondité jointes ensemble, portent davantage le caractère des attributs divins, que toute autre Loi plus féconde mais moins simple, ou plus simple mais moins féconde. Car Dieu ne s'honore pas seulement par l'excellence de son ouvrage, mais encore par la simplicité de ses voyes, par la sagesse & l'uniformité de sa conduite.

Dieu a établi les Loix générales de l'union de l'âme & du corps ; en conséquence desquelles sélon les diverses impressions qui se font dans le cerveau, nous devons être avertis de la présence des objets, ou de ce qui arrive à nôtre corps. Dans le cerveau d'un homme qui a perdu un bras, il se fait la même impression que lorsqu'il avoit la goûte au petit doigt. Il se fait de même dans le cerveau d'un homme qui dort, la même impression qu'y faisoit autrefois son père mort depuis peu. D'où vient que celui-ci est averti de la présence de son père, & que l'autre souffre encore les douleurs de la goûte dans un doigt qu'il n'a plus ? C'est que Dieu ne veut pas composer ses voyes, ni troubler l'uniformité & la généralité de sa conduite pour remédier à de légers inconveniens.

En conséquence des mêmes loix, dés qu'un homme veut remuer le bras, il se remue, sans que l'homme sçache seulement ce qu'il faudrait faire pour le remuer. On voit bien que la fin de cette Loi est nécessaire à la conservation de la vie & de la société : mais d'où-vient qu'il n'y a point d'exception, & que Dieu qui commande l'aumône & défend l'homicide, concourt également à celuy qui étend la main pour secourir son prochain, & à celuy qui tue son ennemi. C'est assurément que Dieu ne veut pas ôter à ses voyes leur simplicité & leur généralité, & qu'il réserve au jour de ses vengeances à punir l'abus criminel que les hommes font de la puissance qu'il leur communique par l'établissement de ses loix.

Ne vous imaginez pas que le monde soit le plus excellent ouvrage que Dieu puisse faire, mais que c'est le plus excellent que Dieu puisse faire par des voyes aussi simples & aussi sages que celles dont il se sert. Comparez si vous le pouvez l'ouvrage avec les voyes, l'ouvrage entier & dans tous les tems avec toutes leurs voyes ; car c'est le composé de l'ouvrage entier joint aux voyes qui porte le plus le caractère des attributs divins, que Dieu à choisi. Car il ne s'est déterminé à tel ouvrage que par sa volonté, que suivant son motif & sa Loi ; mais sa volonté n'est que l'amour qu'il se porte à luy-même, & son motif & sa Loi n'est que l'ordre immuable & néceffaire qui est entre ses divines perfections. Comme l'Etre infiniment parfait se suffit à luy-même, il lui est libre de ne rien faire. Mais il ne lui est pas libre de choisir mal, je veux dire de choisir un dessein qui ne soit pas infiniment sage, & par là de démentir ce qu'il est véritablement.

N'humanisez donc pas la divinité, ne jugez jamais par vous-mêmes de l'Etre infiniment parfait. Un homme qui bâtit une maison & qui peu de jours après la jette par terre, marque très-probablement par

le changement de sa conduite, son inconstance, son repentir, son peu de prévoyance ; parce qu'il n'agit que par des volontez, ou avec des desseins particuliers & bornez. Mais la cause universelle agit & doit agir sans cesse par des volontez générales, & suivre exactement les loix sages qu'elle s'est prescrites après en avoir prévu toutes les suites. Après dis-je en avoir prévu, & voulu positivement & directement tous les effets qui rendent son ouvrage plus parfait, car c'est à cause de ces bons effets qu'il a établi ces loix : mais prévu & seulement permis les mauvais, c'est-à-dire indirectement voulu qu'ils arrivassent. Car il ne les veut point directement ces mauvais effets : il ne les veut que parce qu'il veut directement agir sélon ce qu'il est, & conserver dans sa conduite la généralité & l'uniformité qui luy convient, afin qu'elle soit conforme à ses attributs. Ce n'est pas cependant que lorsque l'ordre de ces mêmes attributs demande ou permet qu'il agisse par des volontez particulières, il ne le fasse ; comme il est arrivé dans l'établissement de nôtre sainte Religion, car nous sçavons qu'elle a été confirmée par plusleurs miracles.

Le principe général de tout cecy c'est que les causes agissent sélon ce qu'elles sont. Ainsi pour sçavoir comment elles agissent au lieu de se consulter soi-même, il faut consulter l'idée qu'on a de ces causes. Vôtre Empereur est de même nature que vous : cependant ne vous imaginez pas qu'il doive agir comme vous agiriez vous-mêmes dans pareille occasion. Car s'il se glorifioit plus de sa dignité que de sa nature, il pourrait prendre des defsseins ausquels vous ne penseriez jamais. Consultez donc l'idée de l'Etre infiniment parfait si vous voulez connoître quelque chose dans sa conduite.

Mais ne voyez vous pas d'ailleurs qu'il est absolument nécefssaire pour la conservation du genre humain & l'établissement des societez, que le vrai Ly agisse sans cefsse en nous en conséquence des loix générales de l'union de l'âme & du corps, dont les causes naturelles ou occasionelles sont les divers changemens qui arrivent dans les deux substances dont les hommes sont composez. Supposé seulement que Dieu ne nous donne pas toujours les mêmes perceptions, lorsque dans nos yeux ou dans nôtre cerveau il y a les mêmes impressions ; cela seul détruirait toutes les societez. Un père méconnoîtroit son enfant, & un ami son ami. On prendroit une pierre pour du pain, & généralement tout sera dans une confusion effroyable. Otez la généralité des loix naturelles tout retombe dans un cahos où l'on ne connoît plus rien : car les volontez particulières du vrai Ly qui gouverne le monde nous sont entièrement inconnues. On croirait peut-être par exemple qu'en se jettant par la fenêtre on descendroit aussi sûrement de sa maison que par l'escalier, ou qu'en se confiant en Dieu dont la nature est bien-faisante, on marcherait sur les eaux sans se submerger. Ne jugez donc pas que le Ly agisse par une impétuosité aveugle à cause des maux qui vous arrivent. Il laisse à vôtre industrie éclairée par la connoissance des loix générales à vous garentir de ceux de la vie présente ; & il nous envoyé pour nous apprendre ce qui est nécessaire pour éviter ceux de la vie future, qui sont certainement bien plus à craindre. Il est infiniment bon, il est naturellement bien-faisant : il fait même à ses créatures, je ne crains point de le dire, tout le bien qu'il peut leur faire, mais en agissant comme il doit agir, prenez garde à cette condition, en agissant selon l'ordre immuable de ses attributs : car Dieu aime infiniment plus sa sagesse que son ouvrage. Le bonheur de l'homme n'est pas la fin de Dieu, j'entends sa fin principale, sa dernière fin. Dieu est à lui-même sa fin : sa dernière fin c'est sa gloire ; & lorsqu'il agit, c'est d'agir sélon ce qu'il est, toujours d'une manière qui porte le caractère de ses attributs, car il n'a point d'autre Loi, ou d'autre règle de sa conduite.

Le Chinois. Je vous avoue qu'il est nécessaire que le Ly fâche ce qu'il fait, & même qu'il le veuille ; & je suis assez content de la réponse que vous venez de rendre à l'objection que je vous ai faite. Mais vous supposez toujours que la matière a été créée de rien, ce que je ne croi pas véritable pour deux raisons. La première, c'est qu'il y a contradiction que de rien on puisse faire quelque chose. La deuxième, c'est que je puis affirmer d'une chose, ce que je connois être renfermé dans l'idée que j'en ai. Par exemple je puis assurer qu'un quarré peut-être divisé en deux triangles égaux & semblables, parce que je le conçois clairement, ainsi je puis assurer que l'étendue est éternelle, puisque je la conçois éternelle.

Le Chrétien. Je réponds à vôtre première objection, qu'il est vrai que Dieu même ne peut pas de rien faire quelque chose en ce sens, que le rien soit la baze ou le sujet de l'ouvrage, ou que l'ouvrage soit formé ou composé de rien : car il y aurait une contradiction manifeste. L'ouvrage serait & ne serait pas en même-tems, ce qui seul fait la contradiction. Mais que l'Etre infiniment parfait & par conséquent tout puissant ; car la toute-puissance est renfermée dans l'idée de l'Etre infiniment parfait, veuille & produise par conséquent les Etres dont les idées ou les modèles sont renfermées dans son essence qu'il connoît parfaitement ; il n'y a en cela nulle contradiction : car le néant & l'Etre peuvent se succeder l'un à l'autre. Dieu voit en lui-même l'idée de l'étendue : il peut donc vouloir en produire. S'il le veut, & que cependant elle ne soit pas produite, il n'est pas tout-puissant, ny par conséquent infiniment parfait. Niez donc l'existence d'un Etre infiniment parfait, ou avouez qu'il a pu créer la matière, & même que lui seul l'a créée, puisqu'il la meut, & l'arrange dans l'ordre que nous admirons. Car étant infiniment parfait, indépendant, ne tirant ses connoissances que de lui-même, & sçachant même de toute éternité tout ce qu'il sçait devoir arriver, s'il n'avoit pas fait la matière, il ne sçauroit pas seulement les changemens qui lui arrivent, ny même si elle existe.

Le Chinois. Je vous avoue que je ne comprens pas le moindre rapport entre la volonté de vôtre Dieu, & l'existence d'un fêtu.

Le Chrétien. Hé bien qu'en voulez vous conclure, que l'Etre infiniment parfait ne peut pas créer un fêtu ? Niez donc qu'il y ait un être infiniment parfait : ou plutôt avouez qu'il y a bien des choses que ny vous ny moy ne pouvons comprendre. Mais de bonne-foi concevez-vous clairement quelque rapport entre l'action de vôtre Ly quelle qu'elle puisse être, ou entre sa volonté, (si maintenant vous convenez qu'il ne fait rien sans le sçavoir & le vouloir faire), & le mouvement d'un fêtu. Pour moi je vous avoue aussi mon ignorance : je ne voi nul rapport entre une volonté & le mouvement d'un corps. Le vrai Ly m'a formé deux yeux d'une structure merveilleuse, & proportionnée à l'action de la lumière. Dés que je les ouvre, j'ai malgré moi diverses perceptions de divers objets, chacun d'une certaine grandeur couleur, figure & le reste. Qui fait tout cela en moi & dans tous les hommes ? C'est un être infiniment intelligent & tout-puissant. Il le fait parce qu'il le veut. Mais quel rapport entre la volonté de l'Etre souverain & le moindre de ces effets ? Je ne le voi pas clairement ce rapport : mais je le conclus de l'idée que j'ai de cet être. Je sçai que les volontez d'un être tout-puissant doivent nécessairement être èficaces, jusqu'à faire tout ce qui ne renferme point de contradiction. Quand je verrai Dieu tel qu'il est, ce que ma religion me fait esperer, je comprendrai clairement en quoi consiste l'efficace de ses volontez. Ce que je conçois maintenant, c'est qu'il y a contradiction que vôtre Ly puisse mouvoir un fêtu par son éficace propre si l'existence de ce fêtu n'est l'effet de la volonté du vrai Ly. Car si Dieu veut & crée par conséquent ou conserve ce fêtu en tel lieu, & il ne peut le créer qu'il ne le crée dans quelque endroit, il sera où il le veut & jamais autre part. C'est qu'il n'y a que celui dont la volonté toujours éficace donne l'existence aux corps qui les puisse mouvoir, ou les faire exister fuccessivement en différens lieux.

Le Chinois. Cela est fort bien. Mais que répondez-vous à ma séconde preuve de l'éternité de l'étendue : n'est-elle pas démonstrative ? Ne peut-on pas affirmer ce qu'on conçoit clairement ? Or quand nous pensons à l'étendue, nous la concevons éternelle, nécessaire, infinie. Donc l'étendue n'est point faite : elle est éternelle, nécessaire, infinie.

Le Chrétien. Oui sans doute, l'étendue, celle que vous appercevez immédiatement & directement, l'étendue intelligible est éternelle, nécessaire, infime. Car c'est l'idée ou l'archetipe de l'étendue créée, que nous appercevons immédiatement : & cette idée est l'essence éternelle de Dieu même, entant que relative à l'étendue matérielle, ou entant que représentative de l'étendue dont cet univers est composé. Cette idée n'est point faite, elle est éternelle. Mais l'étendue dont il est question, celle dont cette idée est le modèle, est créée dans le tems par la volonté du Tout-puissant. Est-ce que vous confondez encore les idées des corps avec les corps mêmes. De l'existence de l'idée | qu'on apperçoit d'un Palais magnifique, en peut-on conclure l'existence de ce Palais ?
Cette proposition est véritable : on peut affirmer d'une chose, ce que l'on conçoit clairement être renfermé dans l'idée de cette chose. La raison en est que les êtres sont nécessairement conformes aux idées de celui qui les a faits, & que l'on voit dans l'essence de celui qui les a créez, les mêmes idées sur lesquelles il les a créez. Car si nous les voyions ailleurs, ces idées, si nous les voyions par exemple chacun de nous dans les modifications de nôtre propre substance ; comme Dieu n'a pas fait le monde sur mes idées, mais sur les siennes, je ne pourrais pas affirmer d'aucun être ce que je verrois clairement être renfermé dans l'idée que j'en aurais. Mais de l'idée qu'on a des êtres, on ne peut conclure l'existence actuelle de ces êtres. De l'idée éternelle, nécessaire, infinie de l'étendue, on ne peut en conclure qu'il y a une autre étendue nécessaire, éternelle, infinie, on n'en peut pas même conclure qu'il y ait aucun corps. L'Etre infiniment parfait voit dans don Eddence une infinité de mondes possibles de différens genres, dont nous n'avons nulle idée, parce que nous ne connoissons pas toutes les manières dont son essence peut être participée ou imparfaitement imitée ; en peut-on conclure que tous les modèles de ces mondes sont exécutez ? Il est donc évident que de l'existence nécessaire des idées, on n'en peut point conclure l'existence nécessaire des êtres, dont ces idées sont les modèles : on peut seulement dans les idées des êtres en découvrir les proprietez ; parce que ces êtres ont été faits par celui-là même en qui nous voyons leurs idées. [Male1]

1708.3 Malebranche, Nicolas. *Entretien d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois* [ID D1799].
Sekundärliteratur
Quellen :
Artus de Lionne.
Longobardo, Niccolò. *Responsio brevis super controversias de Xamti* [ID D1659].
Sainte-Marie, Antoine de. *Traité sur quelques points importans de la mission de la Chine* [ID D16444]. [Eventuelle Quelle].
Erwähnte Quellen :
Testimony of several jesuits concerning the atheism of the Chinese. In : *Note on the Conversation*.
Ricci, Matteo ; Trigault, Nicolas. *De christiana expeditione apud sinas suscepta ab Societate Jesu* [ID D1652].
Martini, Martino. *De bello Tartarico historia* [ID D1699].
Semedo, Alvaro. *Relaçao da propagaçao da fé no regno da China* [ID D1685].
Le Favre, Jacques. *De sinensium ritibus politicis* [ID D4595].
Le Comte, Louis. *Nouveaux mémoires sur l'état de la Chine* [ID D1771].

Virgile Pinot : Dans les *Entretiens* le philosophe chinois n'a pas le beau rôle et c'est lui qui doit être convaincu par les raisons du philosophe chrétien. Son Entretien est donc une sorte d'aide-mémoire métaphysique à l'égard des futurs Missionnaires en Chine, mais sous forme de dialogue pour qu'ils aient plus rapidement présentes à l'esprit les réponses à faire aux arguments ou aux objections des philosophes chinois. C'est en principe un traité d'apolégétique du christianisme d'après les idées métaphysiques de Malebranche. Malebranche fait exposer par le philosophe chinois certains principes de sa doctrine, pour avoir l'occasion de les réfuter, mais l'exposé de la philosophie chinoise n'est pas l'essentiel de son ouvrage ; ce qui lui importe avant tout c'est la démonstration de sa propre métaphysique. Sur la philosophie chinoise, il est peu renseigné ; il en connaît seulement certains principes qui lui ont été exposés par [Artus de Lionne] évêque de Rosalie ; il n'y a que deux genres d'êtres, le Ly, qui est la souveraine Raison, et la matière. Le Ly et la matière sont éternels. Le Ly ne subsiste point en lui-même et indépendamment de la matière, (les Chinois le considèrent sans doute comme une forme ou comme une qualité répandue dans la matière) le Ly n'est ni sage ni intelligent, quoiqu'il soit la sagesse et l'intelligence souveraines. Le Ly n'est point libre et n'agit que par la nécessité de sa nature. Il rend intelligentes, sages, justes, les portions de matière disposées à recevoir l'intelligence, la sagesse, la justice, car l'esprit de l'homme n'est que de la matière épurée ou disposée à être informée par le Ly et par là rendue intelligente ou capable de penser : "C’est apparemment pour cela qu'ils accordent que le Ly est la lumière qui éclaire tous les hommes et que c'est en lui que nous voyons toutes choses". Voilà un certain nombre d'erreurs et de paradoxes que Malebranche va essayer de réfuter dans son écrit. Malebranche l'estime être un athéisme ayant de grands rapports avec celui de Spinoza. Les Jésuites lui ayant en effet reproché de mettre l'athéisme au compte d'un philosophe chinois, il leur répond : "Ainsi puisqu'il n'y a pas un seul Chinois qui donne dans l'athéisme et qui sans blesser la vraisemblance puisse me servir d'interlocuteur pour réfuter l'impiété, il n'y a pour contenter la délicatesse de l'Auteur qu'à changer Chinois en Japonois ou Siamois ou plutôt en François ; car il convient que le Système de l'impie Spinoza fait icy de grands ravages ; et il me paroît qu'il y a beaucoup de rapport entre les impiétés de Spinoza et celles de notre philosophe chinois. Le changement de nom ne changeroit rien dans ce qui est essentiel à mon écrit."

David E. Mungello : Malebranche did not have a compelling interest in China. Nevertheless, his concern with metaphysical demonstration of his faith drew him into the Chinese Rites Controversy, and he responded by composing, late in life, a hypothetical conversation between a Chinese philosopher and a Christian philosopher. He had little interest in China or Chinese philosophy until late in life. Artus de Lionne was not only the prime motivator of Malebranche's composition of the Conversation, he was also Malebranche's primary source of information on Chinese philosophy.
The six points in Malebranche's summary are:
1st. That there are only two types of being to know-li (or supreme Reason, Order, Wisdom, Justice) and matter [ch'i].
2nd. That li and matter are eternal beings.
3rd. That li does not subsist by itself and independently of matter. Apparently, they regard it as form or as a quality distributed in matter.
4th. That li is neither wise nor intelligent although it is supreme wisdom and intelligence.
5th. That li is not free and that it acts only by means of the necessity of its nature without knowing or wishing anything of what it makes.
6th. That it renders intelligent, wise, and just the portions of matter disposed to receive intelligence, wisdom, and justice. For according to the literati of whom I speak, the mind of man is only purified matter, or disposed to be informed by means of i/, and by it rendered intelligent or capable of thinking. This is apparently why they agree that the li is the light which illuminates all men and that it is in it that we see all things.
Malebranche's reference in the first point to supreme Reason, Order, Wisdom, and Justice as synonyms for ii implies a possible allusion to the four cardinal virtues of Confucianism. They are jen (Benevolence or Goodness), ii (Propriety or Ritual Order), chih (Wis-dom) and i (Righteousness or Justice). The four cardinal virtues were very prominent in the school of Chinese philosophy transmitted to Malebranche. While he consistently transliterates ii, Malebranche refers to ch'i only in translated form as "matter." But speaking more precisely, ch'i means "matter-energy" or "material force." As used by the School of li, li means principle in the sense of an organizing element. Li is sometimes referred to as "infrastructure," in contrast to "superstructure" in order to highlight the contrast between inner organization versus surface manifestation. There are very strong organic connotations in li, as there are in many elements in Neo-Confucianism. With reference to Malebranche's second point, it is misleading to say that ch'i (material force) is eternal. Ch'i is permanently present in the world but is in constant flux. On the third point, it is oversimplified to say that li cannot exist independently of matter. In one sense this is true, but there are two aspects to the relationship between li and ch'i. In the chronological dimension li is co-temporal with ch'i and cannot exist apart from ch'i, but in a second dimension li has a logical priority over ch'i. The fourth point presents a superficial conception of li. While it is true that li is not regarded as wise or intelligent, the philosophy of Chu Hsi regards li as but one of three manifestations of Heaven. Chu Hsi states that in the Chinese classics, Heaven (t'ien) "... sometimes designates the blue sky (ts'angts'ang), sometimes it signifies the sovereign lord (chu-tsai) and sometimes it denotes principle (li) alone." Chu Hsi also states "Heaven is principle (li) but the blue sky is also Heaven, and the sovereign lord (chu-tsai) above is also Heaven." The criticism applied to the fourth point also applies to the fifth point. To say that ii is neither conscious nor wills anything of its creation is, in one sense, accurate. Chu Hsi himself says something similar. However, to refer to li as neither conscious nor willful in the way that Malebranche does is meaningless if one realizes that Chu Hsi used li to designate specifically that part of Heaven which is neither conscious nor willful. Malebranche overextends this one as-pect because he fails to realize that there is another dimension of Heaven which Chu Hsi designated as chu-tsai (sovereign worker) and which is conscious and wills things. In the sixth point, to say that the mind consists only of purified matter is to overemphasize the material aspect in the School of li Neo-Confucianism.
In the context of insular Eurocentrism, Malebranche may have been motivated to write the Conversation more because he recog-nized signs of the Spinozistic enemy in Chinese philosophy than be-cause of any great interest in China. In his letter of June 1713 to Fenelon, Malebranche complains that his composition of the Conversation was not based on any desire to participate in the Chinese Rites Controversy and in the debate between the Jesuits and the Society of Foreign Missions, but simply to satisfy the repeated requests of De Lionne. Malebranche states that he had permitted the Conversation to be published because he believed he could use it to make clear that he had written not against the Jesuits but against Spinozists in disguise.
For the defenders of the faith, the Chinese Rites Controversy was important only as it related to their battles with Benedict Spinoz and certain followers of Descartes who carried Cartesian principles in freethinking directions. Spinoza, in particular, was regarded as a deadly enemy of the Christian faith. Malebranche probably wrote the Conversation in 1707 and con-sented, with some reluctance, to its

publication in February, 1708. He is said to have been shocked and completely unprepared for the intensity of the response. The first published reaction came in a critical review in the July 1708 issue of the prominent Jesuit journal, Memoires de Trevoux pour servir a l'histoire des sciences et des beaux-arts. The review was unsigned but later identified as the work of Louis Marquet, S.J. (ca. 1650-1725), a professor of theology at Paris. Malebranche responded with a point-by-point rebuttal published in August 1708 as Avis touchant l'Entretien d'un Philosophe chretien avec un philosophe chinois (referred to herein as Note on the Conversation). The second response from the Memoires de Trevoux (December 1708) was less critical of Malebranche than the first response and, in fact, criticized the unnamed author of the first response (i.e. Marquet). There were further countercharges of Spinozism and atheism against Malebranche by the Jesuits Jean Hardouin (1646-1729) and Joseph Rene Tournemine, both of whom were closely associated with the Memoires de Trevoux.
Nevertheless, the Christian responds to the Chinese's skepticism about the existence of infinity with the first of his proofs for the existence of God. It consists of a variation of the ontological argument, which happens to be the principal argument in Malebranche's philosophy for the proof of God's existence. The ontological argument originated with Anselm of Canterbury and was used by Descartes whose version of it was adapted by Malebranche. In Malebranche's formulation of this argument, the idea of a mere finite thing does not imply its exis-tence because finite things have ideas to represent them, i.e., the thing is separate from the idea.
Malebranche adopts Descartes' separation of mind and extension. There is no interaction between thought and extension, except through God who contains the idea of extension which our minds perceive.
Malebranche's philosophy, we can better understand the Christian philosopher of the Conversation when he says ". .. one cannot perceive all things in ii if it does not eminently contain all beings. If the ii is not the infinitely perfect Being, who is the God whom we adore?" Malebranche makes it quite clear that to be regarded as the equivalent of the Christian God, ii must be infinite in the extent of its being.
After the Chinese philosopher has accepted the notion of infinity, he still expresses considerable difficulty with the abstractness of the Christian philosopher's argument. In response to the former's request for a demonstration of God's existence as a particular being, the Christian philosopher responds that a particular God is too limited and would contradict God's infinite nature.
After the Chinese philosopher has accepted the notion of infinity, he still expresses considerable difficulty with the abstractness of the Christian philosopher's argument. In response to the former's request for a demonstration of God's existence as a particular being, the Christian philosopher responds that a particular God is too limited and would contradict God's infinite nature this interpretive extension. In Malebranchian philosophy, truth consists of the correspondences between our ideas and the truth. understanding of such correspondences by himself, but needs God as the source of his illumination. We see eternal truths in God indirectly by means of ideas which correspond to these truths. Malebranche concludes that ii can be supreme truth only because, being infinitely perfect, it contains in the simplicity of its essence, the ideas of all the things that it has created and that it can create. This, of course, represents a projection of Malebranche's def-inition of God onto the Chinese ii. We should not be surprised to find that ii fails to satisfy some of these criteria.
Malebranche resolves the deficiency of ii being unable to subsist without matter when he claims that while the arrangements of matter may change and perish, ii itself is eternal and immutable; thus, the Chinese philosopher is able to conclude that ii really would subsist by itself. Malebranche resolves the deficiency of ii being unable to subsist without matter when he claims that while the arrangements of matter may change and perish, ii itself is eternal and immutable; thus, the Chinese philosopher is able to conclude that ii really would subsist by itself.
The second deficiency proves to be more difficult to resolve, and an interesting debate ensues over whether ii manifests Wisdom and Justice as abstract qualities or whether ii is consciously wise and just. The Christian argues that ii should manifest both, whereas the Chinese, perhaps reflecting less of a tendency toward anthropomorphizing divine forces, argues that ii is Wisdom and Justice but not wise and just because the abstract qualities of Wisdom and Justice are greater than their human manifestation. Put somewhat differently, the Chinese argues that forms and qualities are different from subjects. This debate draws out further differences between the Christian and the Chinese on the power of their conceptions of deity. The Christian stresses that God as infinitely perfect being acts of his own volition and draws consequences from himself alone, that is, his power is unlimited. In contrast, the Chinese philosopher tends to see certain limitations on the power of li. It is interesting to note that Leibniz saw similarities between the Chinese limits on the power ofli and his own monadically-based limitations on God's power to intervene actively in the world.
The remainder of the Conversation attempts to bring God and ii closer together. Malebranche has the

Christian distinguish between material (i.e., finite) space and infinite space. To be equivalent to God, ii would have to contain infinite space. More specifically, ii would have to contain-Malebranche implies that the Chinese concedes it does-all the objects of our understanding as infinitely perfect and maintain a correspondence between the perfect simplicity of its essence and the reality of all finite beings.

John Ho : Malebranche war nie in China und äussert sich von seiner christlichen Philosophie aus. Seine Abhandlung ist eine christliche Apologie gegen die chinesische Metaphysik. Das Prinzip li kann niemals dem Gott der christlichen Offenbarung verwandt sein, weil Gott ein absolutes Wesen ohne Anfang und Ende ist. Aber das li der Chinesen ist aus dem Nichts hervorgegangen und ist niemals die Vollkommenheit und Unendlichkeit selber. Li ist Materie und kann nicht aus sich selber existieren. Vielmehr erhält sie im Licht unserer Erkenntnis erst ihr Sein. Die Materie existiert, weil unsere Erkenntniskraft sie in Dienst nimmt. Lee Eun-jeung : Malebranche nimmt im Ritenstreit Partei gegen die Jesuiten und stellt seine Auseinandersetzung mit dem Konfuzianismus in Form eines Dialogs dar. Anstelle von Sokrates lässt er einen christlichen Philosophen als Gesprächspartner auftreten, der die theologische Waffe seiner Religion gegen den heidnischen Widerpart kraftvoll ins Felde führt. Am Schluss muss sich die chinesischen Philosophie gegenüber der europäischen geschlagen geben.
Jacques Pereira : La forme dialoguée s'explique par une visée didactique qui rend peut-être comte du fait qu'il ne brille pas par son équité intellectuelle à l'endroit de la pensée chinoise. Peu renseigné, et de manière tendancieuse, par l'évêque de Rosalie qui avait eu à se plaindre de l'accueil des missionnaires jésuites là-bas, Malebranche, à la vérité, se soucie assez peu de l'exactitude de la pensée chinoise et la conception qu'il s'en fait est en réalité asservie à ses propres finalités polémiques ; comme il a plus en tête de combattre les systèmes métaphysiques européens déviants tels que l'athéisme ou le spinozisme, sa lecture de la philosophie chinoise va très nettement être tirée vers ceux-ci. C'est ainsi que par un réflexe philosophique strictement européen il va spontanément en comprendre les principes comme ceux d'un dualisme : deux principes éternels structurent la réalité, le 'Ly' et la matière ('K'y') ; cette dualité ne saurait cependant se ramener à l'antithèse Esprit / matière, dans la mesure où le 'Ly' n'est pas à proprement parler une substance. En d'autres termes, nous avons affaire à un dualisme bancal, hétérogène aux catégories logiques et métaphysiques élaborées par la philosophie antique reprises par la métaphysique chrétienne et, dans les aléas de la transposition, ce principe spirituel va devenir un être matériel d'une nature épurée qui vient se superposer exactement au schéma de la cosmologie matérialiste de l'Antiquité gréco-romaine. Ayant ravalé à son palier extrême le système métaphysique des lettrés chinois néo-confucéens, il a toute latitude pour en faire, au choix, un athéisme ou un spinozisme, ce qui dans son esprit, et celui de nombre de ses contemporains, n'est pas loin d'être la même chose. Malebranche se dégage de l'impasse dans laquelle s'enlisait la polémique du 'T'ien' ; mais ce faisant, lui qui n'est déjà guère versé dans la philologique et la philosophie chinoises, lorsqu'il finit, au terme de son parcours, par interroger le 'Ly' comme un synonyme recevable de ce dernier et l'examine en tant que représentation de Dieu, il ne fait que perpétuer un grossier abus de méthode, aux yeux de la philosophie occidentale elle-même, en rabattant und problématique métaphysique sur une problématique théologique. Malebranche trouva dans le traité de Longobardi une confirmation des opinions d'Artus de Lionne, et ne chercha pas plus loin. C'est que, comme le dit Etiemble avec une sévérité que nous ne pouvons qu'approuver, il ne tient pas pour essentiel de rendre justice à la pensée chinoise : sa première préoccupation étant de se disculper de l'accusation de spinozisme en le combattant, il n'aura pas fait autre chose que substituer dans son dialogue un spinozist au malheureux philosophe chinois.

Willy Richard Berger : Malebranches christlicher Philosoph führt massiv die theologischen Waffen seiner Religion gegen den heidnischen Widerpart. Sein Dialog ist eine tehologisch tendenziöse, dezidiert antijesuitische Kampfschrift, in Form eines scholastischen Traktats über die wahre Gottesnatur, aber doch deutlich als vorbehaltlose Parteinahme im Ritenstreit erkennbar. Der Dialog verdankt sein Entstehen der freundschaftlichen Verbundenheit Malebranches mit Artus de Lionne, einem erklärten Jesuitenfeind. Dieser überzeugte Malebranche, dass allein seine Philosophie imstande wären, den Chinesen und ihren jesuitischen Fürsprechern die singulare Wahrheit und Überlegenheit der einen katholischen Lehre begreiflich zu machen. In der aufgeladenen Athmosphäre der Ritendiskussion fand die Schrift starke und unmittelbare Resonanz. Gleich nach dem Erscheinen erschien eine projesuitische Erwiderung : *Mémoires de Trévoux* (1708), die wiederum Malebranche zu einer unmittelbaren Entgegnung veranlasste : *Avis touchant l'entretien* (1708).
Malebranche versucht sich am Vergleich zwischen der Idee des Li bei Zhu Xi und dem christlichen Gottesbegriff. Doch beschränkt sich die Parallele auf ganz äusserliche Gemeinsamkeit.
Malebranches Schrift ist nicht nur eine Apologie orthodoxer katholischer Glaubensfrömmigkeit im Gewand eines cartesianischen Traktats, sondern zugleich eine Refutation des Spinozismus in der Verkleidung einer vergleichenden Auslegung eines chinesischen Philosophen.

André Robinet : On peut dire que l'*Entretien* est une pièce de combat adaptée à une quadruple finalité : 1. prendre parti dans la lutte qui oppose la quasi-totalité du monde chrétien des Jésuites et qui se manifeste ici très particulièrement par le refus d'abaisser la vérité de la religion au profit d'un opportunisme de conquête : mission, oui, mais sans démission ; 2. reprendre une nouvelle fois, en les précisant, les points philosophiques élaborés aux dépens d'Arnauld, en réponse aux oeuvres publiées après la mort de cet adversaire et en annonce du *Recueil* massif qui se prépare ; 3. profiter de l'aspect métaphqsique de la dispute pour recenser les griefs contre Spinoza : dans cet *Entretien*, le tacite est peut-être 'l'essentiel', et le tacite, c'est l'ombre des Spizoza ; d'ailleurs les lettres au spinoziste Mairan s'appuieront sur cet *Entretien* ; 4. donner au malebranchisme missionnaire et militant sa chance dans le contact des idées qui s'instaure entre l'Orient et l'Occident. [Berg:S. 102-106,Pin10:S. 255-256,MalN2,LeeE1:S. 62,Pere:S. 80-83,Male1:S. IV,HoJ1:S. 43-45]

Bibliographie : Autor

1708 Malebranche, Nicolas. *Entretien d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois, sur l'existance & la nature de Dieu*. (Paris : Michel David, 1708). = Publié par André Robinet. T. 15. (Paris : J. Vrin, 1958). (Bibliothèque des textes philosophiques). [OAS,CCFr]

1998 [Malebranche, Nicolas]. *You guan shen de cun zai he xing zhi de dui hua*. Nigula Malebolangshi deng zhu ; Chen Lemin shi yi bing xu. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1998). (Wen hua sheng huo yi cong). Übersetzung von Malebranche, Nicolas. *Entretien d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois, sur l'existance & la nature de Dieu*. (Paris : M. David, 1708).
有关神的存在和性质的对话 [WC]

2002 Leibniz, Gottfried Wilhelm. *Discours sur la théologie naturelle des chinois : annotations de cultu religioneque Sinensium*. Hrsg. und mit Anmerkungen versehen von Wenchao Li und Hans Poser. Mit einem Anhang : Longobardi, Nicolas [Longobardi, Niccolò]. *Traité sur quelques points de la religion des chinois* ; Sainte-Marie, Antoine de. *Traité sur quelques points importants de la mission de la Chine* ; Malebranche, Nicolas. *Entretien d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois sur l'existence et la nature de Dieu*. (Frankfurt a.M. : V. Klostermann, 2002). [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1923 [Driesch, Hans]. *Dulishu jiang yan lu*. Dulishu zhu ; Zhang Junmai, Qu Shiying yi ; Jiang xue she bian ji. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1923). (The Driesch lectures ; no 1-8). Abhandlungen über Francis Bacon, Jakob Sigismund Beck, George Berkeley, Charles Darwin, René Descartes, Albert Einstein, Johann Gottlieb Fichte, Jacob Friedrich Fries, Arnold Geulincx, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Thomas Hobbes, David Hume, Friedrich Heinrich Jacobi, Emmanuel Kant, Gottfried Wilhelm Leibniz, Salomon Maimon, Nicolas de Malebranche, John Locke, Friedrich Schelling, Baruch Spinoza.
杜里舒講演錄. 第1期 [Eur]

1942 Pang, Ching-jen [Pang, Jingren]. *L'idée de Dieu chez Malebranche et l'idée de li chez Tchou Hi ; suivies de : Du li et du k'i*. (Paris : J. Vrin, 1942). (Bibliothèque d'histoire de la philosophie). Diss. Univ. de Paris, 1942. [WC]

1980 Mungello, David E. *Malebranche and Chinese philosophy*. In : Journal of the history of ideas ; vol. 41, no 4 (Oct.-Dec. 1980). [OAS]

2005 Pang, Jingren. *Malebolangshi de 'shen' de guan nian he Zhu Xi de 'li' de guan nian*. Feng Jun yi ; Chen Xiuzhai jiao. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 2005). Übersetzung von Pang, Jingren. *L'idée de dieu chez Malebranche et l'idée de li chez Tchou Hi ; suivies de : Du li et du kî, traduction annotée du livre XLIX des oeuvres complètes de Tchou Hi*. (Paris : J. Vrin, 1942). Diss. Univ. de Paris, 1942.
马勒伯朗士的"神"的观念和朱熹的"理"的观念 [WC]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Mallarmé, Stéphane = Mallarmé, Etienne (Paris 1842-1898 Valvins, Vulaines-sur-Seine) : Schriftsteller, Dichter

Biographie

1866 Mallarmé, Stéphane. *Las de l'amer repos*... In : Le parnasse contemporain. Vol. 1-2. (Paris : Lemerre, 1866-1869). Vol. 1 (1866).
Einzige Erwähnung Chinas von Mallarmé.
Las de l'amer repos où ma paresse offense
Une gloire pour qui jadis j'ai fui l'enfance
Adorable des bois de roses sous l'azur
Naturel, et plus las sept fois du pacte dur
De creuser par veillée une fosse nouvelle
Dans le terrain avare et froid de ma cervelle,
Fossoyeur sans pitié pour la stérilité,
- Que dire à cette Aurore, ô Rêves, visité
Par les roses, quand, peur de ses roses livides,
Le vaste cimetière unira les trous vides? -
Je veux délaisser l'Art vorace d'un pays
Cruel, et, souriant aux reproches vieillis
Que me font mes amis, le passé, le génie,
Et ma lampe qui sait pourtant mon agonie,
Imiter le Chinois au coeur limpide et fin
De qui l'extase pure est de peindre la fin
Sur ses tasses de neige à la lune ravie
D'une bizarre fleur qui parfume sa vie
Transparente, la fleur qu'il a sentie, enfant,
Au filigrane bleu de l'âme se greffant.
Et, la mort telle avec le seul rêve du sage,
Serein, je vais choisir un jeune paysage
Que je peindrais encor sur les tasses, distrait.
Une ligne d'azur mince et pâle serait
Un lac, parmi le ciel de porcelaine nue,
Un clair croissant perdu par une blanche nue
Trempe sa corne calme en la glace des eaux,
Non loin de trois grand cils d'émeraude, roseaux.

Bibliographie : Autor

1995 [Mallarmé, Stéphane]. *Malamei shi xuan*. Malamei ; Mo Yu yi. (Taibei : Gui guan tu shu gu fen you xian gong si, 1995). (Gui guan shi jie wen xue ming zhu ; 86). [Übersetzung der Gedichte].
馬拉美詩選 [WC]

1997 [Mallarmé, Stéphane]. *Malamei shi quan ji*. Malamei zhu ; Ge Lei, Liang Dong yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 1997). [Übersetzung der gesamten Gedichte]. [WC]

2005 [Baudelaire, Charles ; Mallarmé, Stéphane]. *Bodelaier / Malamei*. Bodelaier, Malamei zhu ; Li Kuixian yi. (Taibei : Taibei xian xin dian shi, 2005). (Ou zhou jing dian shi xuen ; 21). [Übersetzung der Gedichte].
波德萊爾/馬拉美 [WC]

Manue, Georges R. (1901-1980) : Französischer Schriftsteller, Dichter, Reporter

Bibliographie : Autor

1928 Manue, Georges R. *Sous le signe du dragon*. (Paris : Gallimard, 1928). (Les documents bleus. Notre temps ; 3). [Politische Reportage]. [WC]

Marcel, Gabriel (Paris 1889-1973 Paris) : Philosoph

Bibliographie : erwähnt in

1969 [Grene, Marjorie Glicksman]. *Cun zai zhu yi dao lun*. Meijiali Gelin zhu ; He Xin yi. (Taibei : Xian ren zhang chu ban she, 1969). (Xian ren zhang wen ku ; 17). Übersetzung von Grene, Marjorie Glicksman. *Introduction to existentialism*. (Chicago : University of Chicago Press, 1948). [Betr. Jean-Paul Sartre, Martin Heidegger, Soren Kierkegaard, Gabriel Marcel, Karl Jaspers].
存在主義導論 [WC]

Maréchal, Marcel (Tassin-la-Demi-Lune 1937-) : Schauspieler, Schriftsteller, Dramatiker

Bibliographie : Autor

1986 [Bourgeat, François ; Laville Pierre ; Maréchal, Marcel]. *San jian ke : ju ben*. Dazongma yuan zhu ; Fulangsuowa Bu'erya, Pi'ai'er Laweile, Masai'er Maleisha'er gai ju ; Zhang Yuhe fan yi. (Shanghai : Shanghai wai yu jiao yu chu ban she, 1986). Übersetzung von [Bourgeat, François ; Laville Pierre ; Maréchal, Marcel]. Les trois mousquetaires : version scénique : d'après Alexandre Dumas. (Marseille : J. Lafitte, 1982). (Création au Théâtre national de Marseille, 1982).
三剑客 : 剧本 [WC]

Margueritte, Victor (Blida, Algerien 1866-1942 Monestier, Allier) : Schriftsteller, Dramatiker

Biographie

1944 [Margueritte, Victor]. *Dan shen gu nian* [ID D22799].
Li Jieren schreibt im Vorwort : Li Jieren schreibt im Vorwort : "Le gouvernement français a fait des bêtises vis-à-vis de la littérature ces derniers temps. Il y a eu d'abort un procès contre Flaubert à propos de *Madame Bovary*, puis un autre procès de *La garçonne*. On s'aperçoit à travers ces deux procès qu'il y a pas mal d'idiots parmi les êtres humains. J'ai déjà traduit la première oeuvre accusée 'coupable' il y a dix-sept ans. Maintenant, j'ai fini la traduction de la deuxième oeuvre 'coupable'. Je n'ai d'autre intention que de présenter en Chine les plus stupides réactions du gouvernement français contre la littérature." [Flau:S. 104]

Bibliographie : Autor

1944 [Margueritte, Victor]. *Dan shen gu nian*. Magelite zhu ; Li Jieren yi. (Chengdu : Zhong xi shu ju, 1944). (Wen xie cheng dou fen hui fan yi cong shu). Übersetzung von Margueritte, Victor. *La garçonne*. In : Margueritte, Victor. La femme en chemin : La garçonne, Le compagnon, Le couple. Vol. 1-3. (Paris : E. Flammarion, 1922).
单身姑娘 [WC]

Marsy, François-Marie de = Marsy, Abbé de (Paris 1714-1763 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1754 Marsy, François-Marie de. *Histoire moderne des chinois, des japonnois, des indiens, des russiens* [ID D4613].

Marsy schreibt : "S'il m'est permis de dire mon sentiment sur l'objet particulier dont il s'agit, je crois que les Jésuites et leurs adversaires ont exagéré les choses."

"Le silence des anciens historiens par rapport à la Chine persuade à quelques savants que les progrès de cette monarchie n'ont pas été aussi rapides que les annalistes le prétendaient. Si ce peuple, ainsi qu'on l'assure, était florissant et nombreux dès le règne de Yu, sa puissance aurait fait du bruit dans le monde..."

"Tous les savants de la Chine font profession de la doctrine confucienne. C'est aussi la religion de l'Empereur, des princes, et des personnages les plus distingués. Ses principes sont dérivés de la religion naturelle qui était établie à la Chine longtemps avant la naissance de Confucius. On en trouve les traces dans leurs anciens livres."

"... si l'on remonte à la source de tous ces usages, bien loin de les condamner, on trouvera qu'ils sont louables. Mais le faible de toutes les nations est de ne juger les unes des autres que par comparaison ; d'ù il arrive qu'elles s'accusent toutes de ridicule et de barbarie."

"Il es certain que le gouvernement des Chinois est aujourd'hui monarchique et que cette forme d'administration subsiste depuis siècles. Ce pouvoir, tout absolu qu'il est, n'est point tyrannique ; il est sagement tempéré par les mêmes lois qui l'ont établi. La maxime d'état qui oblige les peuples de lui rendre und obéissance filiale, loui impose aussi l'obligation de gouverner les peuples avec und tendresse de père."

"Il est vrai que dans le fond ils ne sont pas meilleurs que les autres hommes, mais c'est toujours beaucoup qu'ils sachent si bien cacher leurs vices et que la raison ait tant d'empire sur un peuple entier."

Basil Guy : Whatever his religious beliefs, Marsy does mention the Jesuits, although they are not to be believed implicitly. When Marsy is discussing Chinese religion, he is relatively brief and to the point in his treatment of Confucius. And although he adds little that is new or important on Laozi or on the god Fo, he does contribute several enlightening pages to his discussion of 'religious moins accréditées' such as Judaism or Mohammedanism. The author, exception in his day, had even heard of Lamaism, its eternal priesthood, and its devotion to the living Buddha of Tibet. Like most people of the eighteenth century, Marsy thinks of Chinese religion and more especially of Confucianism, as being performed in rituals which have the force of law and which none dared transgress because of strict control by the government at Peking. When Marsy discusses marriage and funeral ceremonies, he refuses to condemn a rite merely because it seems strange. He finds in Confucianism not a religion, but rather a set of moral values, which he takes great care to separate from his discussion of religion as such in the Middle kingdom. Thus, he starts at the beginning, with the educational system, and in a rather lengthy esposé relates how the Chinese begin their studies at a very tender age, learning by heart a collection of several hundres of rhymed maxims which are ultimately studied in 'un livre nommé *Tse-cho* qui contient un abrégé de la vie de Confucius et de celle de Mencius, autre philosoph illustre'. He too felt obliged to attack the thorny problem of Chinese atheism and he tries to adopt a stand on middle ground from which it would no doubt be unjust to accuse the Chinese of a direct and universal atheism, since 'cette secte impie ne comte aujourd'hui à la Chine qu'un très petit nombre de partisans... les véritables lettrés sont fort éloignés de l'athéisme'. Marsy recognized how important it was to aver that these people had nonetheless received from the Godhead ideas as pure and distinct as most of the Jesuits pretended : 'Mais comment concilier ce récit [de Du Halde] avec le témoignage de La Loubère et de quelques écrivains respectables qui accusent d'athéisme presque tous les savants de la Chine'. Marsy presents in detail the different university degrees, while admiring the administrative personnel. He claimed that politicians are always recruited from the cultured classes and that the excellence of the Chinese government may be explaind on this basis. Although the Emperor of China reigns as an absolute sovereign, his power, in so many instances greater thant that of European sovereigns is not tyrannical nor abused. Marsy's further reflections and detailed examination of the courts, the mandarins, their duties and responsibilities, the system of taxation and other aspects of Chinese government. [Guy:S. 300-304]

Bibliographie : Autor

1754 Marsy, François-Marie de. *Histoire moderne des chinois, des japonnois, des indiens, des russiens, & c. : pour servir de suite à l'histoire ancienne de M. Rollin*. Vol. 1-30. (Paris : Desaint & Saillant, 1754). Vol. 1 : *Chinois : description sommaire de quelques royaumes tributaires de la Chine : du Tinquin, de la Cochinchine, de la Corée.* = Marsy, François-Marie de. *Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken und Russen etc.* Bd. 1-2. (Berlin : Voss, 1756). [Wol]

Maupassant, Guy de (Château Miromesnil bei Dieppe 1850-1894 Passy bei Paris) : Schriftsteller

Biographie

1915 Chen, Duxiu. *Xian dai ouzhou wen yi shi tan*. [Modern European literature]. In : Qing nian za zhi ; vol. 1, no 3-4 (1915).
Er schreibt : "Le naturalisme fit-il réellement faillite ? S'il ne laissait rien de durable, encore aurait-il bien mérité de la littérature en la ramenant à l'observation, à l'étude sincère de la réalité ? Mais pour ne parler ici que du roman, nous lui devons Gustave Flaubert, Jules et Edmond de Goncourt, Alphonse Daudet, Emile Zola, Guy de Maupassant, Ferdinand Fabre ; et peut-être aucune autre époque de notre histoire littéraire ne fournirait dans un seul genre, plus de noms justement illustrés".
Chen Duxiu erwähnt zum ersten Mal in China Gustave Flaubert : geboren in Rouen 1821, gest. 1880. [Flau:S. 74-75]

1918 Zhou, Shoujuan übersetzt eine Novelle von Guy de Maupassant ohne den Originaltitel zu erwähnen in Xiao shuo yue bao ; vol. 9, no 7.
Er schreibt : "Guy de Maupassant est l'un des grands romanciers français. Considéré comme le roi des contes en Europe avec plus de trois cents oeuvres, il est un excellent peintre de la vie sociale. Il crée également des romans qui sont moins connus que ses nouvelles. J'ai acheté dix volumes des oeuvres de Maupassant aux Etats-Unis, dont plus de 190 nouvelles." [Flau:S. 77]

Bibliographie : Autor

1922 [Maupassant, Guy de]. *Wo men de xin*. Li Jieren yi. (Shanghai : Zhonghua shu ju, 1922). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Notre coeur*. (Paris : P. Ollendorff, 1890).
我們的心 [WC,Flau]

1923-1926 [Maupassant, Guy de]. *Mobosang duan pian xiao shuo ji*. Li Qingya yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1923-1926). (Wen xue yan jiu hui cong shu). [Übersetzung der Kurzgeschichten von Maupassant].
莫泊桑短篇小说集 [WC]

1936 [Maupassant, Guy de]. *Ren xin*. Moposang zhu ; Li Jieren yi. [Erw. Aufl.]. (Shanghai : Zhong hua shu ju fa xing, 1936). (Xian dai wen xue cong kan). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Notre coeur*. (Paris : P. Ollendorff, 1890).
人心 [WC]

1959 [Maupassant, Guy de]. *Mobosang xiao shuo xuan*. Mobosang zhu ; Zhu Luming yi. (Taibei : De zhe shu dian, 1959). (Shi jie wen xue ming zhu). [Übersetzung einer Auswahl von Prosa von Guy de Maupassant].
莫泊桑小說選 [Eur]

1975 [Maupassant, Guy de]. *Mobosang duan pian xiao shuo xuan*. Mobosang zhu ; Li Ming yi. (Taibei : Hong ye shu ju, 1975). (Shi jie duan pian xiao shuo da shi cong shu). [Kurzgeschichten von Guy de Maupassant].
莫泊桑短篇小說選 [Eur]

1978 [Maupassant, Guy de]. *Yang Zhiqiu*. Mobosang zhu ; Zhao Shaohou, He Yun yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1978). (Wen xue xiao cong shu). [Ausgewählte Werke von Guy de Maupassant].
羊　脂球 [Eur]

1978 [Maupassant, Guy de]. *Yang zhi qiu*. Mobosang zhu ; Zhao Shaohou, Hao Yun yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1978). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Boule de suif*. In : Les soirées de Médan. (Paris : Charpentier, 1880). [Eur]

1991 [Maupassant, Guy de]. *Feifei xiao jie*. Mobosang zhu ; Wang Zhensun, Hao Yun, Zhao Shaohou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1991). (Mobosang zhong duan pian xiao shuo quan ji). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Mlle Fifi*. Eau-forte par Just. (Bruxelles : H. Kistemaeckers, 1882).
菲菲小姐 [Eur]

1991 [Maupassant, Guy de]. *Longduoli jie mei*. Mobosang zhu ; Hao Yun, Wang Zhensun, Zhao Shaohou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1991). (Mobosang zhong duan pian xiao shuo quan ji). Übersetzung von Maupassant, Guy de]. *Les soeurs Rondoli*. In : Echo de Paris ; 29 mai 1885. = (Paris : P. Ollendorff, 1884). [Eur]

1991 [Maupassant, Guy de]. *Misi Halite*. Mobosang zhu ; Wang Zhensun, Hao Yun, Zhao Shaohou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1991). (Mobosang zhong duan pian xiao shuo quan ji). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Miss Harriet*. In : Le Gaulois ; 9 juillet 1883. = (Paris : Victor-Havard, 1881). [Eur]

1991 [Maupassant, Guy de]. *Shan yu di gu shi*. Mobosang zhu ; Hao Yun, Wang Zhensun, Zhao Shaohou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1991). (Mobosang zhong duan pian xiao shuo quan ji). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *La Bécasse*. In : Le Gaulois ; 5 déc. 1882). = Maupassant, Guy de. *Contes de la Bécasse*. (Paris : Rouveyre et Blond, 1883).
山鹬的故事 [Eur]

1991 [Maupassant, Guy de]. *Yiweite*. Wang Zhensun, Zhao Shaohou, Hao Yun yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1991). (Moposang zhong duan pian xiao shuo quan ji). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Yvette*. In : Gil Blas ; 19 oct. 1882 = (Paris : Victor-Havard, 1885). [Eur]

1991 [Maupassant, Guy de]. *Yue guang*. Wang Zhensun, Hao Yun, Zhao Shaohou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1991). (Moposang zhong duan pian xiao shuo quan ji). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Clair de lune*. (Paris : Monnier, 1884). [Geschrieben 1882].
月光 [Eur]

1993 [Maupassant, Guy de]. *Xiao luo ke*. Mobosang zhu ; Wang Zhensun, Hao Yun yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1993). (Mobosang zhong duan pian xiao shuo quan ji). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *La petite roque*. Ïn : Gil Blas ; 18-23 déc. 1885. = (Paris : Victor-Havard, 1886).
小萝克 [Eur]

1995 [Maupassant, Guy de]. *Mobosang ming zuo xin shang*. Liu Mingjiu zhu bian. (Beijing : Zhongguo he ping chu ban she, 1995). (Ming jia xi ming zhu cong shu). [Abhandlung über Guy de Maupassant mit Übersetzungen von Kurzgeschichten].
莫泊桑名作欣赏 [Eur]

1995 [Maupassant, Guy de]. *Piao liang peng you*. Mobosang zhu ; Chen Zuomin yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1995). (Shi jie wen xue xue ming zhu). Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Bel-ami*. In : Gil Bas ; 6 avril-30 mai (1885). = (Paris : Victor Havard, 1885). [Eur]

1999 [Dumas, Alexandre fils ; Maupassant, Guy de]. *Cha hua nü*. Xiaozhongma zhu ; Xue Qing yi. *Yang zhi qiu yi zi*. Moposang zhu ; Ai Xin yi. (Beijing : Da zhong wen yi chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue ming zhu bai bu. = One hundred classic works of the world literature). Übersetzung von Dumas, Alexandre fils. *La Dame aux camélias*. Vol. 1-2. (Paris : A. Cadot ; Bruxelles : Lebègue, 1848). [Übersetzt 1898 ; vermutlich der erste ins Chinesische übersetzte Roman ; Vorlage zur Oper La Traviata von Giuseppe Verdi]. Übersetzung von Maupassant, Guy de. *Boule de suif*. In : Les soirées de Médan. (Paris : Charpentier, 1880).
茶花女 /羊脂球译自 [WC]

2002 [Maupassant, Guy de]. *Mobosang duan pian xiao shuo xuan*. Mobosang zhu ; Zhao Shaohou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 2002). (Shi jie duan pian xiao shuo da shi cong shu). [Kurzgeschichten von Guy de Maupassant].
莫泊桑短篇小說選 [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1923 Li, Huang. *Mobosang de xiao shuo*. In : Xin wen yi ping lun. (Shanghai : Min zhi shu ju, 1923). [Abhandlung über Guy de Maupassant]. [Eur]

1982 [Lerner, Michael G.]. *Moposang*. Leina zuo zhe ; Liang Shiqiu zhu bian ; Du Jin yi zhe. (Taibei : Ming ren chu ban shi ye gu fen you xian gong si, 1982). (Ming ren wei ren zhuan ji quan ji ; 65). Übersetzung von Lerner, Michael G. *Maupassant*. (New York, N.Y. : G. Braziller, 1975).
莫泊桑 [Eur]

1997 [Maupassant, Guy de]. *Mobosang jing xuan ji*. Liu Mingjiu bian xuan. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1997). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi). Übersetzungen Ausgewählter Werke von Guy de Maupassant.
莫伯桑精选集 [Eur]

Maurel, André (1863-1943) : Schriftsteller, Journalist

Bibliographie : Autor

1965 [Maurel, André]. *Fu'erde zhuan*. Moluoya zhu. (Taibei : Wen xin shu dian, 1965). (Wen xing ji kann ; 87). Übersetzung von Maurel, André. *Voltaire*. (Paris : Ed. Balzac, 1943).
服爾德傳 [WC]

Mauriac, François (Bordeaux 1885-1970 Paris) : Schriftsteller, Nobelpreisträger

Bibliographie : Autor

1991 [Mauriac, François]. Moliyake ; Chen Ruo ; He Huaihong yi. *Pasika'er*. (Beijing : San lian shu dian, 1991). (Xin zhi wen ku, 86). Übersetzung von Mauriac, François. *Pascal*. (Paris : A. Fayard, 1963). (Le signe).
帕斯卡尔 [WC]

Maurois, André = Herzog, Emile (Elbeuf bei Rouen 1885-1967 Neuilly-sur-Seine : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1936 [Maurois, André]. *Ren sheng wu da wen ti*. Moluoya zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1936). Übersetzung von Maurois, André. *Sentiments et coutumes : le mariage, parents & enfants, l'amitié, le métier & la cité, le bonheur*. (Paris : Grasset, 1934).
人生五大問題 [Eur]

1937 [Maurois, André]. *Lian ai yu xi sheng*. Moluoa zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1937). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Maurois, André. *Les mondes imaginaires*. Ed. augmentée. (Paris : B. Grasset, 1929). (Oeuvres de André Maursois ; 7). [Enthält] : Les souffrances du jeune Werther ; Par la faute de M. de Balzac ; Portrait d'une actrice ; Les derniers jours de Pompéï. = *Meipe, ou. La delivrance*. (Paris : B. Grasset, 1926).
戀愛與犧牲 [Eur]

1947 [Maurois, André]. *Fu'erde zhuan*. A. Maurois zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1947). (Xin zhong xue wen ku). Übersetzung von Maurois, André. Voltaire. (Paris : Gallimard 1935).
服爾德傳 [WC]

1968 [Maurois, André]. *Ba'erzhake di yi shang*. Moluoya zhu ; Li Jilin yi. (Taibei : Zheng wen chu ban she, 1968). (Du zhe wen ku ; 37). Übersetzung von Maurois, André. *Prométhée ; ou, La vie de Balzac*. (Paris : Hachette, 1965).
巴爾札克的一生 [WC]

1975 [Maurois, André]. *Yuguo zhuan*. Moluoya zhu ; Mo Luofu yi. Vol. 1-2. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1975). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
雨果传 [WC]

1981 [Maurois, André]. *San Zhongma zhuan*. Moluoya zhu ; Qin Guan'gen yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 1981). (Wai guo zuo jia chuan ji cong shu). Übersetzung von Maurois, André. *Les trois Dumas*. (Paris : Hachette, 1957).
三仲马传 [WC]

1981 [Maurois, André]. *San Zhongma*. Moluoya zhu ; Li Wei yi. (Tianjin : Tianjin ren min chu ban she, 1981). Übersetzung von Maurois, André. *Les trois Dumas*. (Paris : Hachette, 1957).
三仲馬 [WC]

1983 [Maurois, André]. *Bei can shi jie de hua shi*. Moluoya zhu ; Shen Baoji yi. (Changsha : Hunan wen yi chu ban she, 1983). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
悲惨世界的画师 [WC]

1989 [Maurois, André]. *Yuguo zhuan, shang*. Moluoya zhu ; Cheng Zenghou, Cheng Ganze yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1989). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
雨果传. 上 [WC]

1993 [Maurois, André]. *Ba'erzhake zhuan : Puluomixiusi huo Ba'erzhake di yi sheng*. Moluoya zhu ; Ai Min, Yu Zhiqian yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1993). Übersetzung von Maurois, André. *Prométhée ; ou, La vie de Balzac*. (Paris : Hachette, 1965).
巴尔扎克传 : 普罗米修斯或巴尔扎克的一生 [WC]

1995 [Maurois, André]. *Yuguo zhuan*. Andelie Moluoya zhu ; Guo Zhu bian yi. (Beijing : Zhongguo ren shi chu ban she, 1995). (Shi jie ming ren zhuan ji). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
雨果传 [WC]

1996 [Maurois, André]. *San Zhongma zhuan*. Moluoya zhu ; Guo Anding yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1996). Übersetzung von Maurois, André. Les trois Dumas. (Paris : Hachette, 1957).
三仲马传 [WC]

1997 Tao, Xiaohong. *Zhongma fu zi he zhuan*. (Shenyang : Shenyang chu ban she, 1997). (Shi jie feng yun ren wu cong shu). [Biographie von Alexandre Dumas père und Alexandre Dumas fils].
仲马父子合传 [WC]

1998 [Maurois, André]. *Yuguo zhuan*. Moluoya zhu ; Zhou Guozhen yi. (Hangzhou : Zhejiang wen yi chu ban she, 1998). (Moluoya chuan ji cong shu). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui).
雨果传 [WC]

2000 [Maurois, André ; Stone, Irving]. *Yuguo zhuan*. Jieke Lundon zhuan. Andelie Moluoya zhu ; Zhou Yuling yi. Ouwen Sitong zhu ; Fu Jinzhu yi. (Beijing : Zhong gong zhong yang dang xiao chu ban she, 2000). (Shi jie ming ren ming jia ming zhuan ; 41). Übersetzung von Maurois, André. *Olympio ; ou, La vie de Victor Hugo*. (Paris : Hachette, 1954). (Les grands écrivains : hier, aujourd'hui). Übersetzung von Stone, Irving. *Sailor on horseback : the biography of Jack London*. (Boston : H. Mifflin, 1938).
雨果传 /杰克•伦敦传 [WC]

2000 [Maurois, André]. *Ba'erzhake zhuan*. Andelie Moluoya zhu ; Sun Yaobin yi. (Beijing : Zhong gong zhong yang dang xiao chu ban she, 2000). (Shi jie ming ren ming jia ming zhuan ; 42). Übersetzung von Maurois, André. *Prométhée ; ou, La vie de Balzac*. (Paris : Hachette, 1965).
巴尔扎克传 [WC]

Mérimée, Prosper (Paris 1803-1870 Cannes) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1926 [Mérimée, Prosper]. *Jia'erman*. Meilimei zhu ; Fan Zhongyun yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1926). Übersetzung von Mérimée, Prosper. *Carmen*. In : Revue des deux mondes ; 1er oct. 1845.
嘉爾曼 [Eur]

1935 [Mérimée, Prosper]. *Gaolongba*. Meilimei zhu, Dai Wangshu yi. (Shanghai : Zhong hua shu ju, 1935). Übersetzung von Mérimée, Prosper. *Colomba*. (Paris : Magen et Comon, 1841).
高龙芭 [LeeG1,WC]

1938 [Mérimée, Prosper]. *Kamen*. Meilimei zhu ; Shi Dabei yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1938). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Mérimée, Prosper. *Carmen*. In : Revue des deux mondes ; 1er oct. 1845.
卡門 [Eur]

1953 [Mérimée, Prosper]. *Gaolongba*. Meilimei zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Ping ming chu ban she, 1953). Übersetzung von Mérimée, Prosper. *Colomba*. (Paris : Revue des deux mondes, 1840).
高龙巴 [Eur,Fu20]

1953 [Mérimée, Prosper]. *Jia'erman*. Meilimei zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Ping ming chu ban she, 1953). Übersetzung von Mérimée, Prosper. *Carmen*. (Paris : Revue des deux mondes, 1845).
嘉爾曼 [Int,Eur]

1976 [Mérimée, Prosper]. *Kamen (Ka'erman)*. Ye Junjian yi. (Xianggang : Zhong liu chu ban she, 1976). Übersetzung von Mérimée, Prosper. *Carmen*. In : Revue des deux mondes ; 1er oct. 1845.
卡門(卡爾曼) [CCFr,Eur]

1995 [Mérimée, Prosper]. *Meilimei ming zuo xin shang*. Meilimei zhu ; Liu Mingjiu zhu bian. (Beijing : Zhongguo he ping chu ban she, 1995). (Ming jia xi ming zhu cong shu). [Übersetzungen von ausgewählten Werken von Prosper Mérimée].
梅里美名作欣赏 [Eur]

Méry, Joseph (Marseille 1798-1866 Paris) : Dichter

Biographie

1838 Méry, Joseph. *L'Orient*.
L'Orient aujourd'hui se fait occidental...
Tout voile est déchiré, toute illusion est morte !
Le bout de l'univers va s'asseoir à ma porte.
Plus de ces beaux pays d'un lointain fabuleux !
Adieu le Fleuve Jaune et tous les contes bleus !
Que vas-tu devenir, fabuleuse planète... ? [GauJ9]

Bibliographie : Autor

1922 Méry, Joseph. *Un chinois à Paris*. In : Méry, Joseph. Quatre nouvelles humoristiques : La chasse au chastre, Explorations de Victor Hummer, Un chinois à Paris, Un chat, une perruche, un nuage d'hirondelles. (Paris : Bossard, 1922). [WC]

2002 *Weierdi : Tang ka luo*. Weierdi [Giuseppe Verdi] zuo qu ; Mei li [Joseph Méry] deng ju ben. (Taibei : Shi jie wen wu, 2002). (Ge ju jing dian ; 44). Übersetzung von *Don Carlos : opéra en 5 actes*. Paroles de [Joseph] Méry et Camille Du Locle, musique de G[iuseppe] Verdi. (Paris : Michel Lévy, 1867).
威爾第 : 唐卡洛 [WC]

Michaux, Henri (Namur 1899-1984 Paris) : Dichter, Maler

Bibliographie : Autor

1933 Michaux, Henri. *Un barbare en Asie*. (Paris : Gallimard, 1933). [Enthält] : Un barbare en Chine. [WC]

1975 Michaux, Henri. *Idéogrammes en Chine*. (Montpellier : Fata Morgana, 1975). [WC]

Bibliographie : erwähnt in

2001 *Les écrivains français du XXe siècle et la Chine : colloque internationale de Nanjin 99' = 20 shi ji Faguo zuo jia yu Zhongguo : 99' Nanjing guo ji xue shu yan tao hui*. Etudes réunies par Christian Morzewski et Qian Linsen. (Arras : Artois presses Université, 2001). (Lettres et civilisations étrangères).
20世紀法國作家與中國 99'南京国际学术研讨会 [OAS]

Molière = Poquelin, Jean-Baptiste (Paris 1622-1673 Paris) : Dramatiker

Bibliographie : Autor

1926 [Molière]. *Qian lin ren*. Maoli'ai zhu ; Gao Zhenchang yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1926). (Wen xue yan jiu hui cong shu). Übersetzung von Molière. L'avare : comédie. (Paris : Jean Ribou, 1669). [Uraufführung 1668].
慳吝人 [Eur]

1932 [Molière]. *Xin bing zhe*. Moliai zhu ; Deng Lin yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1932). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Molière. *Le malade imaginaire : comédie meslée de musique*. (Paris : C. Ballard, 1673). [Uraufführung Paris 1673].
心病者 [Eur]

1934 [Molière]. *Hen shi zhe : wu mu ju*. Moli'ai zhu ; Zhao Shaohou yi. (Nanjing : Zheng zhong shu ju, 1934). = (Beijing : Huo jia chu ban she, 1955). Übersetzung von Molière. *Le misantrope : comédie*. (Paris : Jean Ribou, 1667). [Uraufführung 1666].
恨世者 : 五幕劇 [Eur]

1936 [Molière]. *Wei shan zhe*. Moli'ai zhu ; Chen Gufu yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1936). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Molière. *L'imposteur, ou, Le Tartuffe : comédie*. (Paris : Jean Ribou, 1669). [Uraufführung Versailles 1664].
偽善者 [Eur]

1955 [Molière]. *Qian lin ren*. Moli'ai zhu ; Zhao Shaohou yi. (Beijing : Zuo jia chu ban she, 1955). Übersetzung von Molière. *L'avare : comédie*. (Paris : Jean Ribou, 1669). [Uraufführung 1668].
慳吝人 [Eur]

1955 [Molière]. *Wei jun zi*. Moli'ai zhu ; Zhao Shaohou yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1955). (Wen xue xiao cong shu). Übersetzung von Molière. *L'imposteur, ou, Le Tartuffe : comédie*. (Paris : Jean Ribou, 1669). [Uraufführung Versailles 1664].
伪君子 [Eur]

1957 [Molière]. *Ke xiao de nü cai zi : fu da chu lai de yi sheng*. Moli'ai zhu ; Zhao Shaohou yi. (Beijing : Zuo jia chu ban she, 1957). Übersetzung von Molière. *Les precieuses ridicules : comédie*. Representée au Petit Bourbon. (Paris : Claude Barbin, 1660). [Uraufführung Paris 1659].
可笑的女才子 : 附打出来的医生 [Eur]

Montaigne, Michel de = Montaigne, Michel Eyquem de (Saint-Michel-de-Montaigne, Dordogne 1533-1592 Saint-Michel-de-Montaigne) : Schriftsteller, Philosoph

Bibliographie : Autor

1966 [Nietzsche, Friedrich ; Platon ; Montaigne, Michel de]. *Nicai, Bolatu, Mengtian*. Yali yi. (Taibei : Zheng wen chu ban she, 1966).
尼采#柏拉圖#蒙田 [WC]

1987 [Montaigne, Michel de]. *Mengtian sui bi*. Liang Zongdai, Huang Jianhua yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1987). Übersetzung von Montaigne, Michel de. *Les essais*. Livre 1-2. (Bourdeaus : S. Millanges, 1580).
蒙田随笔 [KVK,Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1965 Yaoli. *Nicai, Bolatu, Mengtian*. (Taibei : Wen you shu dian, 1965). [Abhandlung über *Menschliches, Allzumenschliches* von Friedrich Nietzsche, Platon, Michel de Montaigne].
尼采#柏拉圖#蒙田 [WC]

Montesquieu, Charles de Secondat de = Montesquieu, Charles de Secondat baron de La Brède = Mengdesijiu (La Brède bei Bordeaux 1689-1755 Paris) : Philosoph, Schrifsteller, Staatstheoretiker

Biographie

1713 Charles de Secondat de Montesquieu macht bei einem Treffen mit Nicolas Fréret und Pierre Nicolas Desmolets die Bekanntschaft von Arcade Hoang in Paris. Im selben Jahr liest er die *Tabula chronologica* [ID D1757] und *Confucius Sinarum philosophus* [ID D1758] von Philippe Couplet. Montesquieu schreibt : "J'ai ouï au sieur Oèanges [Arcade Hoang] qu'étant arrivé nouvellement de la Chine il avait laissé son chapeau dans l'église parce qu'on lui avait dit à la Chine que les moeurs étaient si pures en Europe et qu'il y avait une si grande charité qu'on n'y entendait jamais parler de vols ni d'exécutions de justice et qu'il fut fort étonné d'entrendre qu'on allait pendre un assassin." [Mon34,Mon32]

1729 Charles de Secondat de Montesquieu trifft sich auf seiner Reise nach Rom mit Jean-François Foucquet und erhält von ihm seine ersten Informationen über die China-Mission. Im gleichen Jahr erwähnt er in einem Brief an Melchior de Polignac die *Tabula chronologica historiae Sinicae* von Foucquet [ID D19807].

Hermann Harder : Montesquieu a une 'très grande conversation avec Mgr. Foucquet', qui lui explique les raisons de l’instabilité politique de cet état : "L'empire est souvent envahi par des voleurs : voilà ce que c’est quand la monarchie devient foible, que l'état est mal administré. S'il arrive une famine, que le riz manque, comme ce pays est fort peuplé et que les femmes y sont extrêmement fécondes, quelque coq de village dit aus autres : 'Messieurs, nous mourrons de faim par la faute de ces mauvaix ministres ; allons chercher du pain'. Dix, vingt, trente personnes s'assemblent. De même, dans d'autres villages, ils se font la guerre. Les vaincus se joignent au plus fort, la troupe grossit, on fait d'horribles brigandages, et pareille cause a très souvent renversé l’empire." [Mon1,Mon2]

1734-1738 Montesquieu, Charles de Secondat de. *Quelques remarques sur la Chine* [ID D20162]. Montesquieu schreibt : "P. Couplet ne veut pas que l'on puisse révoquer en doute l'histoire des tems qui ont suivi Yao, à cause de l'exactitude avec laquelle les événements sont rapportés à leur date et les années disposées par les cycles de soixante ans, en sorte que l'on a une histoire suivie de 4073 ans depuis le règne d'Yao jusqu'à la présente année 1713."
"Ces lettres sont pleines de faits très curieux il faut qu'ils disent la vérité lorsqu'ils n'ont pas d'intérêt de la cacher pour être crus lorsqu'ils veulent mentir." "Ces lttres sont très curieuses ce sont des gens qui restent plus long temps dans le pays que les faiseurs de relations ordinaires."
"Après le plan du temple du ciel et le temple de la terre ou vomme il dit du Seigneur de la terre il y a des massifs dédiés aux genies tutelaires des montagnes des rivierres [sic] que gagnent donc les jesuites à prouver que les Chinois ne sont pas athées puisqu'ils sont manifestement idolâtres."
"A mesure que le christianisme se dépouillait des superstititons juives, il se chargeait des païennes, de la même manière que les liqueurs perdent l'odeur qu'elles avaient conractées dans le vase où elles ne sont plus, pour prendre celles du vase où elles sont. Si la religion s'établit jamais à la Chine, la religion chrétienne orientale sera bien différente de l'occidentale."
"Toutes les religions introduites à la Chine ne sont point reçues comme religions nouvelles, mais comme suppléments à l'ancienne : Confucius, en laissant le culte des Esprits, a laissé une porte ouverte à ces suppléments."
"Inconvénients arrivés à la Chine par l'introduction des sectes de Foë et de Lao-chium : les guerres et les exécutions sanglantes qui en naquirent. Un empereur de la Chine fut obligé de faire mourir à la fois cent mille bonzes. Le peuple chinois vivait sous une morale, la plus parfaite et la plus pratique qu'aucun peuple qu'il y eût dans cette partie de la Terre. On l'alla entêter, lui et ses empereurs, des illusions d'un quiétisme et d'une méempsycose qui défendait de faire mourir jusqu'aux criminels mêmes et faisait consister tous les devoirs de la morale à nourrir des bonzes."

Louis Desgraves : Les *Quelques remarques sur la Chine* sont suivies de notes sur la Chine et les Indes prises par Montesquieu dans les ouvrages de Philippe Couplet et Athanasius Kircher. Montesquieu a lu attentivement l'oeuvre de Philippe Couplet écrite dans un latin difficile ; il en donne l'essentiel et intervient par des remqrques personnelles pour marquer son désaccord avec la pensée de l'auteur ou le manque de rigueur de son raisonnement.

Jacques Pereira : Les jésuites ayant décidément mauvaise réputation, Montesquieu est sans doute enclin à penser qu'ils ont souvent 'intérêt à cacher la vérité'. Toujours est-il qu'il pécherait plutôt par excès de méfiance et qu'il rejette des données qu'il aurait été mieux insprié de retenir, d'autant qu'elles étaient assez fidèlement consignées dans les *Geographica*. Pourtant, il arrive de saluer le travail des missionnaires et de reconnaître exactement ce qui fait la qualité de leur information.
Montesquieu semble s'être fixé pour tâche de rompre définitvement avec cette problématique biaisée de l'idolâtrie et de la superstititon pour des raisons qui sont à la foix de conviction, de prudence et de méthode. Sans perdre de vue qu'il tient compte du pluralisme religieux qui règne en Chine, il réserve à ce rite officiel qu'est le confucianisme. Montesquieu dit assez peu de choses sur Confucius qu'il intègre la plupart du temps dans le collectif 'les législateurs de la Chine' : son nom n'est cité qu'une fois dans *L'esprit des lois*, il ne lui consacre qu'une pensée et deux fragments du *Spicilège*. Il ne paraît pas s'attacher à la distinction entre confucianisme et néo-confucianisme, considérant que c'est dès ses origines, c'est-à-dire dans les textes canonique du maître lui-même, que s'affirment le dogme de la matérialité de l'âme et le refus de toute référence précise à la divinité. Il semble que Montesquieu a voulu mettre son ouvrage à l'abri de toute implication intempestive dans la querelle chinoise, jugeant sans doute qu'il ne valait pas la peine d'exposer le contenu politique et moral d'une entreprise, dont il sentait la richesse et la nouveauté, aux humeurs de disputeurs qui s'affrontaient sur une question ressortissant à un domaine religieux étroit, que l'esprit de sa démarche reléguait déjà sur les marges. La question qu'il se posait était de savoir comment la religion s'intègre dans le système politico-social chinois, et rien ne devait un tant soit peu le faire sortir de ce cadre de recherche, dans la fermeté duquel il engageait la cohérence de sa méthode. Aussi s'en tient-il prudemment à la thèse d'un matérialisme doctrinal et philosophique. Confucius est pour lui le chef d'une secte dont il n'a cessé de proclamer la supériorité morale. [Pere:S. 106, 109-111, 128, 136,Mon32]

1748.1 **Montesquieu, Charles de Secondat de.** ***De l'esprit des loix*** </i>[ID D1829].
Livre V : *Que les lois que le législateur donne doivent être relatives au principe de gouvernement*.
Chapitre XIX : Nouvelles conséquences des principes des trois gouvernements.
On sent bien qu'il ne faut point de censeurs dans les gouvernements despotiques. L'exemple de la Chine semble déroger à cette règle; mais nous verrons, dans la suite de cet ouvrage, les raisons singulières de cet établissement.

Livre VI : *Conséquences des principes des divers gouvernements par rapport à la simplicité des lois civiles et criminelles, la forme des jugements et l'établissement des peines*.
Chapitre IX : De la sévérité des peines dans les divers gouvernements.
C'est une remarque perpétuelle des auteurs chinois que plus, dans leur empire, on voyait augmenter les supplices, plus la révolution était prochaine. C'est qu'on augmentait les supplices à mesure qu'on manquait de mœurs.
Chapitre XVI : De la juste proportion des peines avec le crime.
À la Chine, les voleurs cruels sont coupés en morceaux, les autres non: cette différence fait que l'on y vole, mais qu'on n'y assassine pas.
Chapitre XX : De la punition des pères pour leurs enfants.
On punit à la Chine les pères pour les fautes de leurs enfants. C'était l'usage du Pérou. Ceci est encore tiré des idées despotiques. On a beau dire qu'on punit à la Chine le père pour n'avoir fait usage de ce pouvoir paternel que la nature a établi, et que les lois même y ont augmenté; cela suppose toujours qu'il n'y a point d'honneur chez les Chinois. Parmi nous, les pères dont les enfants sont condamnés au supplice, et les enfants dont les pères ont subi le même sort, sont aussi punis par la honte, qu'ils le seraient à la Chine par la perte de la vie.

Livre VII : *Conséquences des différents principes des trois gouvernements, par rapport aux lois somptuaires, au luxe et à la condition des femmes*.

Chapitre VI : Du luxe à la Chine

Des raisons particulières demandent des lois somptuaires dans quelques États. Le peuple, par la force du climat, peut devenir si nombreux, et d'un autre côté les moyens de le faire subsister peuvent être si incertains, qu'il est bon de l'appliquer tout entier à la culture des terres. Dans ces États, le luxe est dangereux, et les lois somptuaires y doivent être rigoureuses. Ainsi, pour savoir s'il faut encourager le luxe ou le proscrire, on doit d'abord jeter les yeux sur le rapport qu'il y a entre le nombre du peuple et la facilité de le faire vivre. En Angleterre, le sol produit beaucoup plus de grain qu'il ne faut pour nourrir ceux qui cultivent les terres, et ceux qui procurent les vêtements; il peut donc y avoir des arts frivoles, et par conséquent du luxe. En France, il croît assez de blé pour la nourriture des laboureurs et de ceux qui sont employés aux manufactures. De plus, le commerce avec les étrangers peut rendre pour des choses frivoles tant de choses nécessaires, qu'on n'y doit guère craindre le luxe.

À la Chine, au contraire, les femmes sont si fécondes, et l'espèce humaine s'y multiplie à un tel point, que les terres, quelque cultivées qu'elles soient, suffisent à peine pour la nourriture des habitants. Le luxe y est donc pernicieux, et l'esprit de travail et d'économie y est aussi requis que dans quelque république que ce soit . Il faut qu'on s'attache aux arts nécessaires, et qu'on fuie ceux de la volupté. Voilà l'esprit des belles ordonnances des empereurs chinois. « Nos anciens, dit un empereur de la famille des Tang , tenaient pour maxime que, s'il y avait un homme qui ne labourât point, une femme qui ne s'occupât point à filer, quelqu'un souffrait le froid ou la faim dans l'empire... » Et sur ce principe, il fit détruire une infinité de monastères de bonzes.

Le troisième empereur de la vingt-unième dynastie , à qui on apporta des pierres précieuses trouvées dans une mine, la fit fermer, ne voulant pas fatiguer son peuple à travailler pour une chose qui ne pouvait ni le nourrir ni le vêtir.

« Notre luxe est si grand, dit Kiayventi , que le peuple orne de broderies les souliers des jeunes garçons et des filles, qu'il est obligé de vendre. » Tant d'hommes étant occupés à faire des habits pour un seul, le moyen qu'il n'y ait bien des gens qui manquent d'habits? Il y a dix hommes qui mangent le revenu des terres, contre un laboureur: le moyen qu'il n'y ait bien des gens qui manquent d'aliments?

Chapitre VII : Fatale conséquence du luxe à la Chine.

On voit dans l'histoire de la Chine qu'elle a eu vingt-deux dynasties qui se sont succédé; c'est-à-dire qu'elle a éprouvé vingt-deux révolutions générales, sans compter une infinité de particulières. Les trois premières dynasties durèrent assez longtemps, parce qu'elles furent sagement gouvernées, et que l'empire était moins étendu qu'il ne le fut depuis. Mais on peut dire en général que toutes ces dynasties commencèrent assez bien. La vertu, l'attention, la vigilance sont nécessaires à la Chine; elles y étaient dans le commencement des dynasties, et elles manquaient à la fin. En effet, il était naturel que des empereurs nourris dans les fatigues de la guerre, qui parvenaient à faire descendre du trône une famille noyée dans les délices, conservassent la vertu qu'ils avaient éprouvée si utile, et craignissent les voluptés qu'ils avaient vues si funestes. Mais, après ces trois ou quatre premiers princes, la corruption, le luxe, l'oisiveté, les délices, s'emparent des successeurs; ils s'enferment dans le palais, leur esprit s'affaiblit, leur vie s'accourcit, la famille décline; les grands s'élèvent, les eunuques s'accréditent, on ne met sur le trône que des enfants; le palais devient ennemi de l'empire; un peuple oisif qui l'habite ruine celui qui travaille; l'empereur est tué ou détruit par un usurpateur, qui fonde une famille, dont le troisième ou quatrième successeur va dans le même palais se renfermer encore.

Livre VIII : *De la corruption des principes des trois gouvernements*.
Chapitre VI : De la corruption du principe de la monarchie.
«Ce qui perdit les dynasties de Tsin et de Souï, dit un auteur chinois, c'est qu'au lieu de se borner, comme les anciens, à une inspection générale, seule digne du souverain, les princes voulurent gouverner tout immédiatement par eux-mêmes .» L'auteur chinois nous donne ici la cause de la corruption de presque toutes les monarchies.
Chapitre XXI : De l'empire de la Chine.
Avant de finir ce livre, je répondrai à une objection qu'on peut faire sur tout ce que j'ai dit jusqu'ici. Nos missionnaires nous parlent du vaste empire de la Chine comme d'un gouvernement admirable, qui mêle ensemble dans son principe la crainte, l'honneur et la vertu. J'ai donc posé une distinction vaine, lorsque j'ai établi les principes des trois gouvernements. J'ignore ce que c'est que cet honneur dont on parle chez des peuples à qui on ne fait rien faire qu'à coups de bâton . De plus, il s'en faut beaucoup que nos commerçants nous donnent l'idée de cette vertu dont nous parlent nos missionnaires: on peut les consulter sur les brigandages des mandarins . Je prends encore à témoin le grand homme mylord Anson. D'ailleurs, les lettres du P. Parennin sur le procès que l'empereur fit faire à des princes du sang néophytes , qui lui avaient déplu, nous font voir un plan de tyrannie constamment suivi, et des injures faites à la nature humaine avec règle, c'est-à-dire de sang-froid. Nous avons encore les lettres de M. de Mairan et du même P. Parennin sur le gouvernement de la Chine. Après des questions et des réponses très sensées, le merveilleux s'est évanoui. Ne pourrait-il pas se faire que les missionnaires auraient été trompés par une apparence d'ordre; qu'ils auraient été frappés de cet exercice continuel de la volonté d'un seul, par lequel ils sont gouvernés eux-mêmes, et qu'ils aiment tant à trouver dans les cours des rois des Indes, parce que n'y allant que pour y faire de grands changements, il leur est plus aisé de convaincre les princes qu'ils peuvent tout faire que de persuader aux peuples qu'ils peuvent tout souffrir ? Enfin, il y a souvent quelque chose de vrai dans les erreurs mêmes. Des circonstances particulières, et peut-être uniques, peuvent faire que le gouvernement de la Chine ne soit pas aussi corrompu qu'il devrait l'être. Des causes, tirées la plupart du physique du climat, ont pu forcer les causes morales dans ce pays, et faire des espèces de prodiges. Le climat de la Chine est tel qu'il favorise prodigieusement la propagation de l'espèce humaine. Les femmes y sont d'une fécondité si grande, que l'on ne voit rien de pareil sur la terre. La tyrannie la plus cruelle n'y arrête point le progrès de la propagation. Le prince n'y peut pas dire comme Pharaon: Opprimons-les avec sagesse. Il serait plutôt réduit à former le souhait de Néron, que le genre humain n'eût qu'une tête. Malgré la tyrannie, la Chine, par la force du climat, se peuplera toujours, et triomphera de la tyrannie. La Chine, comme tous les pays ou croît le riz , est sujette à des famines fréquentes. Lorsque le peuple meurt de faim, il se disperse pour chercher de quoi vivre; il se forme de toutes parts des bandes de trois, quatre ou cinq voleurs. La plupart sont d'abord exterminées; d'autres se grossissent, et sont exterminées encore. Mais, dans un si grand nombre de provinces, et si éloignées, il peut arriver que quelque troupe fasse fortune. Elle se maintient, se fortifie, se forme en corps d'armée, va droit à la capitale, et le chef monte sur le trône. Telle est la nature de la chose, que le mauvais gouvernement y est d'abord puni. Le désordre y naît soudain, parce que ce peuple prodigieux y manque de subsistance. Ce qui fait que, dans d'autres pays, on revient si difficilement des abus, c'est qu'ils n'y ont pas des effets sensibles; le prince n'y est pas averti d'une manière prompte et éclatante, comme il l'est à la Chine. Il ne sentira point, comme nos princes, que, s'il gouverne mal, il sera moins heureux dans l'autre vie, moins puissant et moins riche dans celle-ci. Il saura que, si son gouvernement n'est pas bon, il perdra l'empire et la vie. Comme, malgré les expositions d'enfants, le peuple augmente toujours à la Chine , il faut un travail infatigable pour faire produire aux terres de quoi le nourrir: cela demande une grande attention de la part du gouvernement. Il est à tous les instants intéressé à ce que tout le monde puisse travailler sans crainte d'être frustré de ses peines. Ce doit moins être un gouvernement civil qu'un gouvernement domestique. Voilà ce qui a produit les règlements dont on parle tant. On a voulu faire régner les lois avec le despotisme: mais ce qui est joint avec le despotisme n'a plus de force. En vain ce despotisme, pressé par ses malheurs, a-t-il voulu s'enchaîner; il s'arme de ses chaînes, et devient plus terrible encore. La Chine est donc un État despotique, dont le principe est la crainte. Peut-être que dans les premières dynasties, l'empire n'étant pas si étendu, le gouvernement déclinait un peu de cet esprit. Mais aujourd'hui cela n'est pas.

Livre X : *Des lois dans le rapport qu'elles ont avec la force offensive*.
Chapitre XV : Nouveaux moyens de conserver la conquête.
Lorsqu'un monarque conquiert un grand État il y a une pratique admirable, également propre a modérer le despotisme et à conserver la conquête; les conquérants de la Chine l'ont mise en usage. Pour ne point désespérer le peuple vaincu, et ne point enorgueillir le vainqueur, pour empêcher que le gouvernement ne devienne militaire, et pour contenir les deux peuples dans le devoir, la famille tartare, qui règne présentement à la Chine, a établi que chaque corps de troupes, dans les provinces, serait composé de moitié Chinois et moitié Tartares, afin que la jalousie entre les deux nations les contienne dans le devoir. Les tribunaux sont aussi moitié chinois, moitié tartares. Cela produit plusieurs bons effets: 1# les deux nations se contiennent l'une l'autre; 2# elles gardent toutes les deux la puissance militaire et civile, et l'une n'est pas anéantie par l'autre; 3# la nation conquérante peut se répandre partout sans s'affaiblir et se perdre; elle devient capable de résister aux guerres civiles et étrangères. Institution si sensée, que c'est le défaut d'une pareille qui a perdu presque tous ceux qui ont conquis sur la terre.
Chapitre XVI : D'un état despotique qui conquiert.
Lorsque la conquête est immense, elle suppose le despotisme. Pour lors, l'armée répandue dans les provinces ne suffit pas. Il faut qu'il y ait toujours autour du prince un corps particulièrement affidé, toujours prêt à fondre sur la partie de l'empire qui pourrait s'ébranler. Cette milice doit contenir les autres, et faire trembler tous ceux à qui on a été obligé de laisser quelque autorité dans l'empire. Il y a autour de l'empereur de la Chine un gros corps de Tartares toujours prêt pour le besoin. Chez le Mogol, chez les Turcs, au Japon, il y a un corps à la solde du prince, indépendamment de ce qui est entretenu du revenu des terres. Ces forces particulières tiennent en respect les générales.

Livre XI : *Des lois qui forment la liberté politique dans son rapport avec la constitution*.
Chapitre V : De l'objet des états divers.
Quoique tous les États aient en général un même objet, qui est de se maintenir, chaque État en a pourtant un qui lui est particulier. L'agrandissement était l'objet de Rome; la guerre, celui de Lacédémone; la religion, celui des lois judaïques; le commerce, celui de Marseille; la tranquillité publique, celui des lois de la Chine; la navigation, celui des lois des Rhodiens; la liberté naturelle, l'objet de la police des sauvages; en général, les délices du prince, celui des États despotiques; sa gloire et celle de l'État, celui des monarchies; l'indépendance de chaque particulier est l'objet des lois de Pologne; et ce qui en résulte, l'oppression de tous.

Livre XII : *Des lois qui forment la liberté politique dans son rapport avec le citoyen*.
Chapitre VII : Du crime de lèse-majesté.
Les lois de la Chine décident que quiconque manque de respect à l'empereur doit être puni de mort. Comme elles ne définissent pas ce que c'est que ce manquement de respect, tout peut fournir un prétexte pour ôter la vie à qui l'on veut, et exterminer la famille que l'on veut.
Deux personnes chargées de faire la gazette de la cour, ayant mis dans quelque fait des circonstances qui ne se trouvèrent pas vraies, on dit que mentir dans une gazette de la cour, c'était manquer de respect à la cour; et on les fit mourir. Un prince du sang ayant mis quelque note par mégarde sur un mémorial signé du pinceau rouge par l'empereur, on décida qu'il avait manqué de respect à l'empereur, ce qui causa contre cette famille une des terribles persécutions dont l'histoire ait jamais parlé.
C'est assez que le crime de lèse-majesté soit vague, pour que le gouvernement dégénère en despotisme. Je m'étendrai davantage là-dessus dans le livre de la composition des lois.
Chapitre XXIX : Des lois civiles propres à mettre un peu de liberté dans le gouvernement despotique.
Quoique le gouvernement despotique, dans sa nature, soit partout le même, cependant des circonstances, une opinion de religion, un préjugé, des exemples reçus, un tour d'esprit, des manières, des mœurs, peuvent y mettre des différences considérables.
Il est bon que de certaines idées s'y soient établies. Ainsi, à la Chine, le prince est regardé comme le père du peuple; et, dans les commencements de l'empire des Arabes, le prince en était le prédicateur.
Il convient qu'il y ait quelque livre sacré qui serve de règle, comme l'Alcoran chez les Arabes, les livres de Zoroastre chez les Perses, le Védam chez les Indiens, les livres classiques chez les Chinois.
Le code religieux supplée au code civil, et fixe l'arbitraire.

Livre XIII : *Des rapports que la levée des tributs et la grandeur des revenus publics ont avec la liberté*.
Chapitre XI : Des peines fiscales.
C'est une chose particulière aux peines fiscales, que, contre la pratique générale, elles sont plus sévères en Europe qu'en Asie. En Europe, on confisque les marchandises, quelquefois même les vaisseaux et les voitures; en Asie, on ne fait ni l'un ni l'autre. C'est qu'en Europe le marchand a des juges qui peuvent le garantir de l'oppression; en Asie, les juges despotiques seraient eux-mêmes les oppresseurs. Que ferait le marchand contre un bacha qui aurait résolu de confisquer ses marchandises ?
C'est la vexation qui se surmonte elle-même, et se voit contrainte à une certaine douceur. En Turquie, on ne lève qu'un seul droit d'entrée ; après quoi, tout le pays est ouvert aux marchands. Les déclarations fausses n'emportent ni confiscation ni augmentation de droits. On n'ouvre point, à la Chine, les ballots des gens qui ne sont pas marchands. La fraude, chez le Mogol, n'est point punie par la confiscation, mais par le doublement du droit. Les princes tartares, qui habitent des villes dans l'Asie, ne lèvent presque rien sur les marchandises qui passent. Que si, au Japon, le crime de fraude dans le commerce est un crime capital, c'est qu'on a des raisons pour défendre toute communication avec les étrangers; et que la fraude y est plutôt une contravention aux lois faites pour la sûreté de l'État, qu'à des lois de commerce.
Chapitre XIX : Qu'est-ce qui est plus convenable au prince et au peuple, de la ferme ou de la régie des tributs?
Dans les républiques, les revenus de l'État sont presque toujours en régie. L'établissement contraire fut un grand vice du gouvernement de Rome. Dans les États despotiques où la régie est établie, les peuples sont infiniment plus heureux: témoin la Perse et la Chine. Les plus malheureux sont ceux où le prince donne à ferme ses ports de mer et ses villes de commerce. L'histoire des monarchies est pleine des maux faits par les traitants.

Livre XIV : *Des lois dans le rapport qu'elles ont avec la nature du climat*.
Chapitre V : Que les mauvais législateurs sont ceux qui ont favorisé les vices du climat, et les bons sont ceux qui s'y sont opposés.
Les législateurs de la Chine furent plus sensés lorsque, considérant les hommes, non pas dans l'état paisible où ils seront quelque jour, mais dans l'action propre à leur faire remplir les devoirs de la vie, ils firent leur religion, leur philosophie et leurs lois toutes pratiques. Plus les causes physiques portent les hommes au repos, plus les causes morales les en doivent éloigner.
Chapitre VIII : Bonne coutume de la Chine.
Les relations de la Chine nous parlent de la cérémonie d'ouvrir les terres, que l'empereur fait tous les ans . On a voulu exciter les peuples au labourage par cet acte public et solennel.
De plus, l'empereur est informé chaque année du laboureur qui s'est le plus distingué dans sa profession; il le fait mandarin du huitième ordre.
Chez les anciens Perses, le huitième jour du mois nommé chorrem-ruz, les rois quittaient leur faste pour manger avec les laboureurs. Ces institutions sont admirables pour encourager l'agriculture.

Livre XV : *Comment les lois de l'esclavage civil ont du rapport avec la nature du climat*.
Chapitre XIX : Des affranchis et des eunuques.
Cependant il y a des pays où on leur donne toutes les magistratures: «Au Tonquin, dit Dampierre, tous les mandarins civils et militaires sont eunuques.» Ils n'ont point de famille; et quoiqu'ils soient naturellement avares, le maître ou le prince profite à la fin de leur avarice même.
Le même Dampierre nous dit que, dans ce pays, les eunuques ne peuvent se passer des femmes, et qu'ils se marient. La loi qui leur permet le mariage ne peut être fondée, d'un côté, que sur la considération que l'on y a pour de pareilles gens; et de l'autre, sur le mépris qu'on y a pour les femmes. Ainsi l'on confie à ces gens-là les magistratures, parce qu'ils n'ont point de famille; et, d'un autre côté, on leur permet de se marier, parce qu'ils ont les magistratures.
On voit, dans l'histoire de la Chine, un grand nombre de lois pour ôter aux eunuques tous les emplois civils et militaires; mais ils reviennent toujours. Il semble que les eunuques en Orient soient un mal nécessaire.

Livre XVI : *Comment les lois de l'esclavage domestique ont du rapport avec la nature du climat*.
Chapitre II : Que dans les pays du midi il y a dans les deux sexes une inégalité naturelle.
Ainsi la loi qui ne permet qu'une femme se rapporte plus au physique du climat de l'Europe qu'au physique du climat de l'Asie. C'est une des raisons qui a fait que le mahométisme a trouvé tant de facilité à s'établir en Asie, et tant de difficulté à s'étendre en Europe; que le christianisme s'est maintenu en Europe, et a été détruit en Asie; et qu'enfin les mahométans font tant de progrès à la Chine, et les chrétiens si peu. Les raisons humaines sont toujours subordonnées à cette cause suprême, qui fait tout ce qu'elle veut, et se sert de tout ce qu'elle veut.
Quelques raisons particulières à Valentinien lui firent permettre la polygamie dans l'empire. Cette loi, violente pour nos climats, fut ôtée par Théodose, Arcadius et Honorius.
Chapitre IV : De la polygamie, ses diverses circonstances.
Suivant les calculs que l'on fait en divers endroits de l'Europe, il y naît plus de garçons que de filles : au contraire, les relations de l'Asie et de l'Afrique nous disent qu'il y naît beaucoup plus de filles que de garçons. La loi d'une seule femme en Europe, et celle qui en permet plusieurs en Asie et en Afrique, ont donc un certain rapport au climat.
Dans les climats froids de l'Asie, il naît, comme en Europe, plus de garçons que de filles. C'est, disent les Lamas, la raison de la loi qui, chez eux, permet à une femme d'avoir plusieurs maris.
Chapitre VIII : De la séparation des femmes d'avec les hommes
Un livre classique de la Chine regarde comme un prodige de vertu de se trouver seul dans un appartement reculé avec une femme, sans lui faire violence.

Livre XVII : *Comment les lois de la servitude politique ont du rapport avec la nature du climat.*
Chapitre II : Différence des peuples par rapport au courage
Nous avons déjà dit que la grande chaleur énervait la force et le courage des hommes; et qu'il y avait dans les climats froids une certaine force de corps et d'esprit qui rendait les hommes capables des actions longues, pénibles, grandes et hardies. Cela se remarque non seulement de nation à nation, mais encore dans le même pays, d'une partie à une autre. Les peuples du nord de la Chine sont plus courageux que ceux du midi; les peuples du midi de la Corée ne le sont pas tant que ceux du nord.
Il ne faut donc pas être étonné que la lâcheté des peuples des climats chauds les ait presque toujours rendus esclaves, et que le courage des peuples des climats froids les ait maintenus libres. C'est un effet qui dérive de sa cause naturelle.
Ceci s'est encore trouvé vrai dans l'Amérique; les empires despotiques du Mexique et du Pérou étaient vers la ligne, et presque tous les petits peuples libres étaient et sont encore vers les pôles.
Chapitre III : Du climat de l'Asie.
Les relations nous disent «que le nord de l'Asie, ce vaste continent qui va du quarantième degré, ou environ, jusques au pôle, et des frontières de la Moscovie jusqu'à la mer Orientale, est dans un climat très froid; que ce terrain immense est divisé de l'ouest à l'est par une chaîne de montagnes qui laissent au nord la Sibérie, et au midi la grande Tartarie ; que le climat de la Sibérie est si froid, qu'à la réserve de quelques endroits, elle ne peut être cultivée; et que, quoique les Russes aient des établissements tout le long de l'Irtis, ils n'y cultivent rien; qu'il ne vient dans ce pays que quelques petits sapins et arbrisseaux; que les naturels du pays sont divisés en de misérables peuplades, qui sont comme celles du Canada; que la raison de cette froidure vient, d'un côté, de la hauteur du terrain, et de l'autre, de ce qu'à mesure que l'on va du midi au nord, les montagnes s'aplanissent, de sorte que le vent du nord souffle partout sans trouver d'obstacles; que ce vent, qui rend la Nouvelle-Zemble inhabitable, soufflant dans la Sibérie, la rend inculte; qu'en Europe, au contraire, les montagnes de Norvège et de Laponie sont des boulevards admirables qui couvrent de ce vent les pays du Nord; que cela fait qu'à Stockholm, qui est à cinquante-neuf degrés de latitude ou environ, le terrain produit des fruits, des grains, des plantes; et qu'autour d'Abo, qui est au soixante-unième degré, de même que vers les soixante-trois et soixante-quatre, il y a des mines d'argent, et que le terrain est assez fertile».
Nous voyons encore dans les relations « que la grande Tartarie, qui est au midi de la Sibérie, est aussi très froide; que le pays ne se cultive point; qu'on n'y trouve que des pâturages pour les troupeaux; qu'il n'y croît point d'arbres, mais quelques broussailles, comme en Islande; qu'il y a, auprès de la Chine et du Mogol, quelques pays où il croît une espèce de millet, mais que le blé ni le riz n'y peuvent mûrir; qu'il n'y a guère d'endroits dans la Tartarie chinoise, aux 43e, 44e et 45e degrés, où il ne gèle sept ou huit mois de l'année; de sorte qu'elle est aussi froide que l'Islande, quoiqu'elle dût être plus chaude que le midi de la France; qu'il n'y a point de villes, excepté quatre ou cinq vers la mer Orientale, et quelques-unes que les Chinois, par des raisons de politique, ont bâties près de la Chine; que dans le reste de la grande Tartarie, il n'y en a que quelques-unes placées dans les Boucharies, Turkestan et Charisme ; que la raison de cette extrême froidure vient de la nature du terrain nitreux, plein de salpêtre, et sablonneux, et de plus, de la hauteur du terrain. Le P. Verbiest avait trouvé qu'un certain endroit à quatre-vingts lieues au nord de la grande muraille, vers la source de Kavamhuram, excédait la hauteur du rivage de la mer près de Pékin de trois mille pas géométriques; que cette hauteur est cause que, quoique quasi toutes les grandes rivières de l'Asie aient leur source dans le pays, il manque cependant d'eau, de façon qu'il ne peut être habité qu'auprès des rivières et des lacs ».
Ces faits posés, je raisonne ainsi: l'Asie n'a point proprement de zone tempérée; et les lieux situés dans un climat très froid y touchent immédiatement ceux qui sont dans un climat très chaud, c'est-à-dire la Turquie, la Perse, le Mogol, la Chine, la Corée et le Japon.
En Europe, au contraire, la zone tempérée est très étendue, quoiqu'elle soit située dans des climats très différents entre eux, n'y ayant point de rapport entre les climats d'Espagne et d'Italie, et ceux de Norvège et de Suède. Mais, comme le climat y devient insensiblement froid en allant du midi au nord, à peu près à proportion de la latitude de chaque pays, il y arrive que chaque pays est à peu près semblable à celui qui en est voisin; qu'il n'y a pas une notable différence; et que, comme je viens de le dire, la zone tempérée y est très étendue.
De là il suit qu'en Asie, les nations sont opposées aux nations du fort au faible; les peuples guerriers, braves et actifs touchent immédiatement des peuples efféminés, paresseux, timides: il faut donc que l'un soit conquis, et l'autre conquérant. En Europe, au contraire, les nations sont opposées du fort au fort; celles qui se touchent ont à peu près le même courage. C'est la grande raison de la faiblesse de l'Asie et de la force de l'Europe, de la liberté de l'Europe et de la servitude de l’Asie: cause que je ne sache pas que l'ont ait encore remarquée. C'est ce qui fait qu'en Asie il n'arrive jamais que la liberté augmente; au lieu qu'en Europe elle augmente ou diminue selon les circonstances.
Que la noblesse moscovite ait été réduite en servitude par un de ses princes, on y verra toujours des

traits d'impatience que les climats du Midi ne donnent point. N'y avons-nous pas vu le gouvernement aristocratique établi pendant quelques jours? Qu'un autre royaume du Nord ait perdu ses lois, on peut s'en fier au climat, il ne les a pas perdues d'une manière irrévocable.

Chapitre IV : Conséquence de ceci.

Ce que nous venons de dire s'accorde avec les événements de l'histoire. L'Asie a été subjuguée treize fois; onze fois par les peuples du Nord, deux fois par ceux du Midi. Dans les temps reculés, les Scythes la conquirent trois fois; ensuite les Mèdes et les Perses chacun une; les Grecs, les Arabes, les Mogols, les Turcs, les Tartares, les Persans et les Aguans. Je ne parle que de la haute Asie, et je ne dis rien des invasions faites dans le reste du midi de cette partie du monde, qui a continuellement souffert de très grandes révolutions.

En Europe, au contraire, nous ne connaissons, depuis l'établissement des colonies grecques et phéniciennes, que quatre grands changements : le premier causé par les conquêtes des Romains; le second, par les inondations des Barbares qui détruisirent ces mêmes Romains; le troisième, par les victoires de Charlemagne; et le dernier, par les invasions des Normands. Et si l'on examine bien ceci, on trouvera, dans ces changements mêmes, une force générale répandue dans toutes les parties de l'Europe. On sait la difficulté que les Romains trouvèrent à conquérir en Europe, et la facilité qu'ils eurent à envahir l'Asie. On connaît les eines que les peuples du Nord eurent à renverser l'empire romain, les guerres et les travaux de Charlemagne, les diverses entreprises des Normands. Les destructeurs étaient sans cesse détruits.

Chapitre V : Que, quand les peuples du nord de l'Asie et ceux du nord de l'Europe ont conquis, les effets de la conquête n'étaient pas les mêmes.

Les peuples du nord de l'Europe l'ont conquise en hommes libres; les peuples du nord de l’Asie l'ont conquise en esclaves, et n'ont vaincu que pour un maître.

La raison en est que le peuple tartare, conquérant naturel de l'Asie, est devenu esclave lui-même. Il conquiert sans cesse dans le midi de l'Asie, il forme des empires; mais la partie de la nation qui reste dans le pays se trouve soumise à un grand maître qui, despotique dans le midi, veut encore l'être dans le nord; et, avec un pouvoir arbitraire sur les sujets conquis, le prétend encore sur les sujets conquérants. Cela se voit bien aujourd'hui dans ce vaste pays qu'on appelle la Tartarie chinoise, que l'empereur gouverne presque aussi despotiquement que la Chine même, et qu'il étend tous les jours par ses conquêtes.

On peut voir encore dans l’Histoire de la Chine que les empereurs ont envoyé des colonies chinoises dans la Tartarie. Ces Chinois sont devenus Tartares et mortels ennemis de la Chine; mais cela n'empêche pas qu'ils n'aient porté dans la Tartarie l'esprit du gouvernement chinois.

Souvent une partie de la nation tartare qui a conquis, est chassée elle-même; et elle rapporte dans ses déserts un esprit de servitude qu'elle a acquis dans le climat de l'esclavage. L'histoire de la Chine nous en fournit de grands exemples, et notre histoire ancienne aussi .

C'est ce qui a fait que le génie de la nation tartare ou gétique a toujours été semblable à celui des empires de l'Asie. Les peuples, dans ceux-ci, sont gouvernés par le bâton ; les peuples tartares, par les longs fouets. L'esprit de l'Europe a toujours été contraire à ces mœurs: et, dans tous les temps, ce que les peuples d’Asie ont appelé punition, les peuples d'Europe l'ont appelé outrage.

Les Tartares détruisant l'empire grec établirent dans les pays conquis la servitude et le despotisme; les Goths conquérant l'empire romain fondèrent partout la monarchie et la liberté.

Je ne sais si le fameux Rudbeck, qui, dans son Atlantique, a tant loué la Scandinavie, a parlé de cette grande prérogative qui doit mettre les nations qui l'habitent au-dessus de tous les peuples du monde; c'est qu'elles ont été la source de la liberté de l'Europe, c'est-à-dire de presque toute celle qui est aujourd'hui parmi les hommes.

Le Goth Jornandès a appelé le nord de l'Europe la fabrique du genre humain . Je l'appellerai plutôt la fabrique des instruments qui brisent les fers forgés au midi. C'est là que se forment ces nations vaillantes, qui sortent de leur pays pour détruire les tyrans et les esclaves, et apprendre aux hommes que, la nature les ayant faits égaux, la raison n'a pu les rendre dépendants que pour leur bonheur.

Chapitre VI : Nouvelle cause physique de la servitude de l'Asie et de la liberté de l'Europe

En Asie, on a toujours vu de grands empires; en Europe, ils n'ont jamais pu subsister. C'est que l'Asie que nous connaissons a de plus grandes plaines; elle est coupée en plus grands morceaux par les mers; et, comme elle est plus au midi, les sources y sont plus aisément taries, les montagnes y sont moins couvertes de neiges, et les fleuves moins grossis y forment de moindres barrières.

La puissance doit donc être toujours despotique en Asie. Car, si la servitude n'y était pas extrême, il se ferait d'abord un partage que la nature du pays ne peut pas souffrir.

En Europe, le partage naturel forme plusieurs États d'une étendue médiocre, dans lesquels le gouvernement des lois n'est pas incompatible avec le maintien de l'État: au contraire, il y est si favorable que, sans elles, cet État tombe dans la décadence, et devient inférieur à tous les autres.

C'est ce qui a formé un génie de liberté, qui rend chaque partie très difficile à être subjuguée et soumise à une force étrangère, autrement que par les lois et l'utilité de son commerce.
Au contraire, il règne en Asie un esprit de servitude qui ne l'a jamais quittée; et, dans toutes les histoires de ce pays, il n'est pas possible de trouver un seul trait qui marque une âme libre: on n'y verra jamais que l'héroïsme de la servitude.

Livre XVIII : *Des lois dans le rapport qu'elles ont avec la nature du terrain*.
Chapitre VI : Des pays formés par l'industrie des hommes.
Les pays que l'industrie des hommes a rendus habitables, et qui ont besoin, pour exister, de la même industrie, appellent à eux le gouvernement modéré. Il y en a principalement trois de cette espèce: les deux belles provinces de Kiang-nan et Tche-kiang à la Chine, l'Égypte et la Hollande.
Les anciens empereurs de la Chine n'étaient point conquérants. La première chose qu'ils firent pour s'agrandir fut celle qui prouva le plus leur sagesse. On vit sortir de dessous les eaux les deux plus belles provinces de l'empire; elles furent faites par les hommes. C'est la fertilité inexprimable de ces deux provinces qui a donné à l'Europe les idées de la félicité de cette vaste contrée. Mais un soin continuel et nécessaire pour garantir de la destruction une partie si considérable de l'empire demandait plutôt les mœurs d'un peuple sage que celles d'un peuple voluptueux, plutôt le pouvoir légitime d'un monarque que la puissance tyrannique d'un des pote. Il fallait que le pouvoir y fût modéré, comme il l'était autrefois en Égypte. Il fallait que le pouvoir y fût modéré, comme il l'est en Hollande, que la nature a faite pour avoir attention sur elle-même, et non pas pour être abandonnée à la nonchalance ou au caprice.
Ainsi, malgré le climat de la Chine, où l'on est naturellement porté à l'obéissance servile, malgré les horreurs qui suivent la trop grande étendue d'un empire, les premiers législateurs de la Chine furent obligés de faire de très bonnes lois, et le gouvernement fut souvent obligé de les suivre.
Chapitre XIX : De la liberté des arabes et de la servitude des tartares.
Les Arabes et les Tartares sont des peuples pasteurs. Les Arabes se trouvent dans les cas généraux dont nous avons parlé, et sont libres; au lieu que les Tartares (peuple le plus singulier de la terre) se trouvent dans l'esclavage politique. J'ai déjà donné quelques raisons de ce dernier fait: en voici de nouvelles.
Ils n'ont point de villes, ils n'ont point de forêts, ils ont peu de marais, leurs rivières sont presque toujours glacées, ils habitent une immense plaine, ils ont des pâturages et des troupeaux, et par conséquent des biens : mais ils n'ont aucune espèce de retraite ni de défense. Sitôt qu'un kan est vaincu, on lui coupe la tête; on traite de la même manière ses enfants; et tous ses sujets appartiennent au vainqueur. On ne les condamne pas à un esclavage civil; ils seraient à charge à une nation simple, qui n'a point de terres à cultiver, et n'a besoin d'aucun service domestique. Ils augmentent donc la nation. Mais, au lieu de l'esclavage civil, on conçoit que l'esclavage politique a dû s'introduire.
En effet, dans un pays où les diverses hordes se font continuellement la guerre et se conquièrent sans cesse les unes les autres; dans un pays où, par la mort du chef, le corps politique de chaque horde vaincue est toujours détruit, la nation en général ne peut guère être libre: car il n'y en a pas une seule partie qui ne doive avoir été un très grand nombre de fois subjuguée.
Les peuples vaincus peuvent conserver quelque liberté, lorsque, par la force de leur situation, ils sont en état de faire des traités après leur défaite. Mais les Tartares, toujours sans défense, vaincus une fois, n'ont jamais pu faire des conditions.
J'ai dit, au chapitre II, que les habitants des plaines cultivées n'étaient guère libres: des circonstances font que les Tartares, habitant une terre inculte, sont dans le même cas.
Chapitre XXI : Loi civile des Tartares.
Le P. Du Halde dit que, chez les Tartares, c'est toujours le dernier des mâles qui est l'héritier, par la raison qu'à mesure que les aînés sont en état de mener la vie pastorale, ils sortent de la maison avec une certaine quantité de bétail que le père leur donne, et vont former une nouvelle habitation. Le dernier des mâles, qui reste dans la maison avec son père, est donc son héritier naturel.

Livre XIX : *Des lois dans le rapport qu'elles ont avec les principes qui forment l'esprit général, les mœurs et les manières d'une nation.*
Chapitre IV : Ce que c'est que l'esprit général.
Plusieurs choses gouvernent les hommes: le climat, la religion, les lois, les maximes du gouvernement, les exemples des choses passées, les mœurs, les manières; d'où il se forme un esprit général qui en résulte.
À mesure que, dans chaque nation, une de ces causes agit avec plus de force, les autres lui cèdent d'autant. La nature et le climat dominent presque seuls sur les sauvages; les manières gouvernent les Chinois; les lois tyrannisent le Japon; les mœurs donnaient autrefois le ton dans Lacédémone; les maximes du gouvernement et les mœurs anciennes le donnaient dans Rome.
Chapitre X : Du caractère des Espagnols et de celui des Chinois.
Les divers caractères des nations sont mêlés de vertus et de vices, de bonnes et de mauvaises qualités. Les heureux mélanges sont ceux dont il résulte de grands biens, et souvent on ne les soupçonnerait pas; il y en a dont il résulte de grands maux, et qu'on ne soupçonnerait pas non plus.
La bonne foi des Espagnols a été fameuse dans tous les temps. Justin nous parle de leur fidélité à garder les dépôts: ils ont souvent souffert la mort pour les tenir secrets. Cette fidélité qu'ils avaient autrefois, ils l'ont encore aujourd'hui. Toutes les nations qui commercent à Cadix confient leur fortune aux Espagnols; elles ne s'en sont jamais repenties. Mais cette qualité admirable, jointe à leur paresse, forme un mélange dont il résulte des effets qui leur sont pernicieux: les peuples de l'Europe font, sous leurs yeux, tout le commerce de leur monarchie.
Le caractère des Chinois forme un autre mélange, qui est en contraste avec le caractère des Espagnols. Leur vie précaire fait qu'ils ont une activité prodigieuse et un désir si excessif du gain, qu'aucune nation commerçante ne peut se fier à eux . Cette infidélité reconnue leur a conservé le commerce du Japon; aucun négociant d'Europe n'a osé entreprendre de le faire sous leur nom, quelque facilité qu'il y eût eu à l'entreprendre par leurs provinces maritimes du Nord.
Chapitre XIII : Des manières chez les Chinois.
Mais c'est à la Chine que les manières sont indestructibles. Outre que les femmes y sont absolument séparées des hommes, on enseigne dans les écoles les manières comme les mœurs. On connaît un lettré à la façon aisée dont il fait la révérence. Ces choses, une fois données en préceptes et par de graves docteurs, s'y fixent comme des principes de morale, et ne changent plus.
Chapitre XVI : Comment quelques législateurs ont confondu les principes qui gouvernent les hommes.
Quelquefois, dans un État, ces choses se confondent. Lycurgue fit un même code pour les lois, les mœurs et les manières; et les législateurs de la Chine en firent de même.
Il ne faut pas être étonné si les législateurs de Lacédémone et de la Chine confondirent les lois, les mœurs et les manières: c'est que les mœurs représentent les lois, et les manières représentent les mœurs.
Les législateurs de la Chine avaient pour principal objet de faire vivre leur peuple tranquille. Ils voulurent que les hommes se respectassent beaucoup; que chacun sentît à tous les instants qu'il devait beaucoup aux autres, qu'il n'y avait point de citoyen qui ne dépendît, à quelque égard, d'un autre citoyen. Ils donnèrent donc aux règles de la civilité la plus grande étendue.
Ainsi, chez les peuples chinois, on vit les gens de village observer entre eux des cérémonies comme les gens d'une condition relevée: moyen très propre à inspirer la douceur, à maintenir parmi le peuple la paix et le bon ordre, et à ôter tous les vices qui viennent d'un esprit dur. En effet, s'affranchir des règles de la civilité, n'est-ce pas chercher le moyen de mettre ses défauts plus à l'aise?
Chapitre XVII : Propriété particulière au gouvernement de la Chine.
Les législateurs de la Chine firent plus : ils confondirent la religion, les lois, les mœurs et les manières; tout cela fut la morale, tout cela fut la vertu. Les préceptes qui regardaient ces quatre points furent ce que l'on appela les rites. Ce fut dans l'observation exacte de ces rites que le gouvernement chinois triompha. On passa toute sa jeunesse à les apprendre, toute sa vie à les pratiquer. Les lettrés les enseignèrent, les magistrats les prêchèrent. Et, comme ils enveloppaient toutes les petites actions de la vie, lorsqu'on trouva le moyen de les faire observer exactement, la Chine fut bien gouvernée.
Deux choses ont pu aisément graver les rites dans le cœur et l'esprit des Chinois: l'une, leur manière d'écrire extrêmement composée, qui a fait que, pendant une très grande partie de la vie, l'esprit a été uniquement occupé de ces rites, parce qu'il a fallu apprendre à lire dans les livres, et pour les livres qui les contenaient; l'autre, que les préceptes des rites n'ayant rien de spirituel, mais simplement des règles d'une pratique commune, il est plus aisé d'en convaincre et d'en frapper les esprits que d'une chose intellectuelle.
Les princes qui, au lieu de gouverner par les rites gouvernèrent par la force des supplices, voulurent faire faire aux supplices ce qui n'est pas dans leur pouvoir, qui est de donner des mœurs. Les supplices retrancheront bien de la société un citoyen qui, ayant perdu ses mœurs, viole les lois; mais si tout le

monde a perdu ses mœurs, les rétabliront-ils ? Les supplices arrêteront bien plusieurs conséquences du mal général, mais ils ne corrigeront pas ce mal. Aussi, quand on abandonna les principes du gouvernement chinois, quand la morale y fut perdue, l'État tomba-t-il dans l'anarchie, et l'on vit des révolutions.

Chapitre XVIII : Conséquence du chapitre précédent.

Il résulte de là que la Chine ne perd point ses lois par la conquête. Les manières, les mœurs, les lois, la religion y étant la même chose, on ne peut changer tout cela à la fois. Et comme il faut que le vainqueur ou le vaincu changent, il a toujours fallu à la Chine que ce fût le vainqueur : car ses mœurs n'étant point ses manières, ses manières ses lois, ses lois sa religion, il a été plus aisé qu'il se pliât peu à peu au peuple vaincu, que le peuple vaincu à lui.

Il suit encore de là une chose bien triste: c'est qu'il n'est presque pas possible que le christianisme s'établisse jamais à la Chine. Les vœux de virginité, les assemblées des femmes dans les églises, leur communication nécessaire avec les ministres de la religion, leur participation aux sacrements, la confession auriculaire, l'extrême-onction, le mariage d'une seule femme: tout cela renverse les mœurs et les manières du pays, et frappe encore du même coup sur la religion et sur les lois.

La religion chrétienne, par l'établissement de la charité, par un culte public, par la participation aux mêmes sacrements, semble demander que tout s'unisse: les rites des Chinois semblent ordonner que tout se sépare.

Et, comme on a vu que cette séparation tient en général à l'esprit du despotisme, on trouvera dans ceci une des raisons qui font que le gouvernement monarchique et tout gouvernement modéré s'allient mieux avec la religion chrétienne.

Chapitre XIX : Comment s'est faite cette union de la religion, des lois, des mœurs et des manières chez les Chinois.

Les législateurs de la Chine eurent pour principal objet du gouvernement la tranquillité de l'empire. La subordination leur parut le moyen le plus propre à la maintenir. Dans cette idée, ils crurent devoir inspirer le respect pour les pères, et ils rassemblèrent toutes leurs forces pour cela. Ils établirent une infinité de rites et de cérémonies, pour les honorer pendant leur vie et après leur mort. Il était impossible de tant honorer les pères morts sans être porté à les honorer vivants. Les cérémonies pour les pères morts avaient plus de rapport à la religion, celles pour les pères vivants avaient plus de rapport aux lois, aux mœurs et aux manières: mais ce n'était que les parties d'un même code, et ce code était très étendu.

Le respect pour les pères était nécessairement lié avec tout ce qui représentait les pères : les vieillards, les maîtres, les magistrats, l'empereur. Ce respect pour les pères supposait un retour d'amour pour les enfants; et, par conséquent, le même retour des vieillards aux jeunes gens, des magistrats à ceux qui leur étaient soumis, de l'empereur à ses sujets. Tout cela formait les rites, et ces rites l'esprit général de la nation.

On va sentir le rapport que peuvent avoir, avec la constitution fondamentale de la Chine, les choses qui paraissent les plus indifférentes. Cet empire est formé sur l'idée du gouvernement d'une famille. Si vous diminuez l'autorité paternelle, ou même si vous retranchez les cérémonies qui expriment le respect que l'on a pour elle, vous affaiblissez le respect pour les magistrats qu'on regarde comme des pères; les magistrats n'auront plus le même soin pour les peuples, qu'ils doivent considérer comme des enfants; ce rapport d'amour qui est entre le prince et les sujets se perdra aussi peu a peu. Retranchez une de ces pratiques, et vous ébranlez l'État. Il est fort indifférent en soi que tous les matins une belle-fille se lève pour aller rendre tels et tels devoirs à sa belle-mère; mais, si l'on fait attention que ces pratiques extérieures rappellent sans cesse à un sentiment qu'il est nécessaire d'imprimer dans tous les cœurs, et qui va de tous les cœurs former l'esprit qui gouverne l'empire, l'on verra qu'il est nécessaire qu'une telle ou une telle action particulière se fasse.

Chapitre XX : Explication d'un paradoxe sur les Chinois.

Ce qu'il y a de singulier, c'est que les Chinois, dont la vie est entièrement dirigée par les rites, sont néanmoins le peuple le plus fourbe de la terre. Cela parait surtout dans le commerce, qui n'a jamais pu leur inspirer la bonne foi qui lui est naturelle. Celui qui achète doit porter sa propre balance; chaque marchand en ayant trois, une forte pour acheter, une légère pour vendre, et une juste pour ceux qui sont sur leurs gardes. Je crois pouvoir expliquer cette contradiction.

Les législateurs de la Chine ont eu deux objets: ils ont voulu que le peuple fût soumis et tranquille, et qu'il fût laborieux et industrieux. Par la nature du climat et du terrain, il a une vie précaire; on n'y est assuré de sa vie qu'à force d'industrie et de travail.

Quand tout le monde obéit et que tout le monde travaille, l'État est dans une heureuse situation. C'est la nécessité, et peut-être la nature du climat, qui ont donné à tous les Chinois une avidité inconcevable pour le gain; et les lois n'ont pas songé à l'arrêter. Tout a été défendu, quand il a été question d'acquérir par violence; tout a été permis, quand il s'est agi d'obtenir par artifice ou par industrie. Ne comparons

donc pas la morale des Chinois avec celle de l'Europe. Chacun, à la Chine, a dû être attentif à ce qui lui était utile; si le fripon a veillé à ses intérêts, celui qui est dupe devait penser aux siens. À Lacédémone, il était permis de voler; à la Chine, il est permis de tromper.

Livre XX : *Des lois dans le rapport qu'elles ont avec le commerce considéré dans sa nature et ses distinctions*.
Chapitre IX : De l'exclusion en fait de commerce.
La vraie maxime est de n'exclure aucune nation de son commerce sans de grandes raisons. Les Japonais ne commercent qu'avec deux nations, la chinoise et la hollandaise. Les Chinois gagnent mille pour cent sur le sucre, et quelquefois autant sur les retours. Les Hollandais font des profits à peu près pareils. Toute nation qui se conduira sur les maximes japonaises sera nécessairement trompée. C'est la concurrence qui met un prix juste aux marchandises, et qui établit les vrais rapports entre elles.

Livre XXIII : *Des lois dans le rapport qu'elles ont avec le nombre des habitants*.
Chapitre V : Des divers ordres de femmes légitimes.
Il y a des pays où une femme légitime jouit, dans la maison, à peu près des honneurs qu'a dans nos climats une femme unique: là, les enfants des concubines sont censés appartenir à la première femme. Cela est ainsi établi à la Chine. Le respect filial la cérémonie d'un deuil rigoureux ne sont point dus à la mère naturelle, mais à cette mère que donne la loi.
Chapitre XIII : Des ports de mer.
Dans les ports de mer, où les hommes s'exposent à mille dangers, et vont mourir ou vivre dans des climats reculés, il y a moins d'hommes que de femmes; cependant on y voit plus d'enfants qu'ailleurs: cela vient de la facilité de la subsistance. Peut-être même que les parties huileuses du poisson sont plus propres à fournir cette matière qui sert à la génération. Ce serait une des causes de ce nombre infini de peuple qui est au Japon et à la Chine, où l'on ne vit presque que de poisson. Si cela était, de certaines règles monastiques, qui obligent de vivre de poisson, seraient contraires à l'esprit du législateur même.
Chapitre XVI : Des vues du législateur sur la propagation de l'espèce.
Les règlements sur le nombre des citoyens dépendent beaucoup des circonstances. Il y a des pays où la nature a tout fait; le législateur n'y a donc rien à faire. À quoi bon engager, par des lois, à la propagation, lorsque la fécondité du climat donne assez de peuple? Quelquefois le climat est plus favorable que le terrain; le peuple s'y multiplie, et les famines le détruisent: c'est le cas où se trouve la Chine. Aussi un père y vend-il ses filles, et expose-t-il ses enfants. Les mêmes causes opèrent au Tonkin les mêmes effets; et il ne faut pas, comme les voyageurs arabes, dont Renaudot nous a donné la relation, aller chercher l'opinion de la métempsycose pour cela.
Les mêmes raisons font que dans l'île Formose, la religion ne permet pas aux femmes de mettre des enfants au monde qu'elles n'aient trente-cinq ans : avant cet âge, la prêtresse leur foule le ventre, et les fait avorter.

Livre XXIV : *Des lois dans le rapport qu'elles ont avec la religion établie dans chaque pays, considérée dans ses pratiques et en elle-même*.
Chapitre XIX : Que c'est moins la vérité ou la fausseté d'un dogme qui le rend utile ou pernicieux aux hommes dans l'état civil, que l'usage ou l'abus que l'on en fait.
Les dogmes les plus vrais et les plus saints peuvent avoir de très mauvaises conséquences, lorsqu'on ne les lie pas avec les principes de la société; et, au contraire, les dogmes les plus faux en peuvent avoir d'admirables, lorsqu'on fait qu'ils se rapportent aux mêmes principes.
La religion de Confucius nie l'immortalité de l'âme ; et la secte de Zénon ne la croyait pas. Qui le dirait ? ces deux sectes ont tiré de leurs mauvais principes des conséquences, non pas justes, mais admirables pour la société.
La religion des Tao et des Foë croit l'immortalité de l'âme; mais de ce dogme si saint, ils ont tiré des conséquences affreuses.

Livre XXV : *Des lois dans le rapport qu'elles ont avec l'établissement de la religion de chaque pays et sa police extérieure*.
Chapitre VIII : Du pontificat.
Lorsque la religion a beaucoup de ministres, il est naturel qu'ils aient un chef, et que le pontificat y soit établi. Dans la monarchie, où l'on ne saurait trop séparer les ordres de l'État, et où l'on ne doit point assembler sur une même tête toutes les puissances, il est bon que le pontificat soit séparé de l'empire. La même nécessité ne se rencontre pas dans le gouvernement despotique, dont la nature est de réunir sur une même tête tous les pouvoirs. Mais, dans ce cas, il pourrait arriver que le prince regarderait la religion comme ses lois mêmes, et comme des effets de sa volonté. Pour prévenir cet inconvénient, il faut qu'il y ait des monuments de la religion; par exemple, des livres sacrés qui la fixent et qui l'établissent. Le roi de Perse est le chef de la religion; mais l'Alcoran règle la religion: l'empereur de la Chine est le souverain pontife ; mais il y a des livres qui sont entre les mains de tout le monde, auxquels il doit lui-même se conformer. En vain un empereur voulut-il les abolir, ils triomphèrent de la tyrannie.

Livre XXVI : *Des lois dans le rapport qu'elles doivent avoir avec l'ordre des choses sur lesquelles elles statuent*.
Chapitre VI : Que l'ordre des successions dépend des principes du droit politique ou civil, et non pas des principes du droit naturel.
Il fut réglé, dans quelques dynasties de la Chine, que les frères de l'empereur lui succéderaient, et que ses enfants ne lui succéderaient pas. Si l'on voulait que le prince eût une certaine expérience, si l'on craignait les minorités, s'il fallait prévenir que des eunuques ne plaçassent successivement des enfants sur le trône, on put très bien établir un pareil ordre de succession; et quand quelques écrivains ont traité ces frères d'usurpateurs, ils ont jugé sur des idées prises des lois de ces pays-ci.
Chapitre XIV : Dans quels cas, dans les mariages entre parents, il faut se régler par les lois de la nature; dans quels cas on doit se régler par les lois civiles.
Le mariage entre le père et la fille répugne à la nature comme le précédent; mais il répugne moins, parce qu'il n'a point ces deux obstacles. Aussi les Tartares, qui peuvent épouser leurs filles, n'épousent-ils jamais leurs mères, comme nous le voyons dans les Relations.
Ces causes sont si fortes et si naturelles, qu'elles ont agi presque par toute la terre, indépendamment d'aucune communication. Ce ne sont point les Romains qui ont appris aux habitants de Formose que le mariage avec leurs parents au quatrième degré était incestueux; ce ne sont point les Romains qui l'ont dit aux Arabes ; ils ne l'ont point enseigné aux Maldives.

Livre XXIX : *De la manière de composer les lois*.
Chapitre XVIII : Des idées d'uniformité.
À la Chine, les Chinois sont gouvernés par le cérémonial chinois, et les Tartares par le cérémonial tartare: c'est pourtant le peuple du monde qui a le Plus la tranquillité pour objet. Lorsque les citoyens suivent les lois, qu'importe qu'ils suivent la même?

Montesquieu. *Mes pensées*.
«Inconvénients arrivés à la Chine par l'introduction des sectes de Foë et de Laochium [Buddha et Laozi] : les guerres et les exécutions sanglantes qui en naquirent. Un empereur de la Chine fut obligé de faire mourir à la fois cent mille bonzes. Le peuple chinois vivait sous une morale, la plus parfaite et la plus pratique qu'aucun peuple qu'il eût dans cette partie de la Terre. On l'alla entêter, lui et ses empereurs, des illusions d'un quiétisme et d'une métempsycose qui défendoit de faire mourir jusqu'aux criminels mêmes et faisoit consiter tous les devoirs de la morale à nourrir les bonzes.» [Mont]

1748.2 **Montesquieu, Charles de Secondat de.** ***De l'esprit des loix*** </i>[ID D1829].
Quellen :
Anson, George. *A voyage round the world* [ID D1897].
Bahadur, Abulgasi. *Histoire généalogique des Tatares* [ID D20020].
Bolingbroke, Henry St. John.
Dampier, William. *Nouveau voyage autour du monde* [ID D1778].
Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique... de la Chine* [ID D1819].
Hoang, Arcade.
Lange, Lorenz. *Journal de la résidence du sieur Lange* [ID D1811].
Léttres édifiantes et curieuses [ID D1793].
Mandeville, John. *Recueil ou abrege des voiages, et observations* [ID D1675].
Renaudot, Eusèbe. *Anciennes relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs mahométans* [ID D192820]
Thévenot, Melchisédech. *Relations de divers voyages curieux* [ID D1708].

Sekundärliteratur
1777
Voltaire. *Commentaire sur L'esprit des lois de Montesquieu*.
Voltaire schreibt : "Encore une fois, j'aurais souhaité que l'auteur eût plus parlé des vertus qui nous regardent, et qu'il n'eût point été chercher des incertitudes à six mille lieues. Nous ne pouvons connaître la Chine que par les pièces authentiques, fournies sur les lieux, reasemblées par Du Halde, et qui ne sont point contredites. Les écrits moraux de Confucius, publiés six cents ans avant notre ère, lorsque presque toute notre Europe vivait de glands dans ses forêts ; les ordonnances de tant d'empereurs, qui sont des exhortations à la vertu ; des pièces de théâtre même qui l'enseignent, et dont les héros de dévouent à la mort pour sauver la vie à un orphelin ; tant de chefs-d'oeuvre de morale traduits en notre langue : tout cela n'a point été fait à coups de bâton."

1782
Cibot, Pierre-Martial. *Essai sur la langue et les caractères des chinois* [ID D5591].
Cibot : "Soit que le célèbre auteur de l’Esprit des lois ait voulu plier le code de la Chine à son système, soit qu’il en ait parlé sans l’avoir approfondi, il s’est exprimé en politique de roman sur presque tout ce qui concerne ce grand empire. L’empereur de Chine n’est pas plus despotique (dans le sens où entend le despotisme) que les rois de France et d’Espagne : il peut faire violence aux lois et abuser de l’autorité qu’elles consacrent ; mais il sort alors de la sphère de ses droits."

1894-1902
Hou Hongxun über Liang, Qichao : Liang's flair for writing in a popular and vernacular vein, he used his writing to introduce to the Chinese the teachings of individuals such as Montesquieu and Rousseau. His political and legal thought was influence to a rather great degree by their teachings. Montesquieu's *L'esprit des loix* had become, subsequent to its publication, the 'model for the reforming of the system in many counries, and its contribution is no less than that of Rousseau's works. With the influence of Montesquieu's teaching, Liang emphasized greatly the role of law. He considered the question of whether or not law was developed as the principal standard by which human beings and animals or beasts can be distinguished from one another and by which civilization can be differentiated from barbarism. He believed that 'rule by personal goodness' (ren zhi) is inferior to 'rule by law' (fa zhi). He praised Montesquieu's theory of the division and separation of powers, saying that it was 'truly worthy of being the root of the establishment of government'. He believed that the implementation of the tripodal system of the three powers was the 'principal source of the effectiveness and codification of governmental order' in the Western countries. Furthermore, he also repeatedly described the necessity to carry out a system of constitutional monarchy in China. He said that if China is to be strong and prosperous, it would have to implement a system of constitutional monarchy which is to have its foundation in the separation of the three powers. From arguing that China must carry out a constitutional monarchy, he withdrew to a position that emphatically advocated China must first carry out something he called 'enlightened despotism' ; from enthusiastically calling for Rousseau's *Contrat social*, 'hoping for its coming eastward', he retreated to an attitude of criticizing it, claiming that 'it has failed in every country where it has been applied'. In the past, Liang had acclaimed Montesquieu's theory of the separation of the three powers as 'the model for the reforming of the political system in all subsequent ages' ; now he began to attack it, saying that 'it is most surely not to be realized' in China, and even saying that if China were to carry out a system of the separation of the three powers, there would be 'imponderable danger'.

1900
Die Zeitschrift *Yi shu hui bian* veröffentlicht die erste Teilübersetzung von *L'esprit des lois* von Montesquieu.

1901
Die Zeitschrift *Guo min bao* schreibt über Montesquieu : "Montesquieu took pains in his thinking and came to contemplate, in the greatest detail and circumspection, the affairs of the state ; we propagate his ideas in the spirit of peace."

1902
Liang Qichao introduced successively Montesquieu's theory of the separation of the three powers in No 3-4 (1902) der *Xin min cong bao*, commenting that this was Montesquieu's 'immortal insight, a creative thought that shall stand for all time', that it was 'the creation and estalishment of the politics of freedom' by the state, and a 'model form of government' that guarantees the 'right of freedom' of the citizen.

1903
Die Zeitschrift *Hu bei xue sheng jie*, no 2 (1903) emphasized that 'only if we continue to explore the ideas and teachings of scholars such as Rousseau, Montesquieu, Darwin, and Spencer can China hope to have a student population, an academia that is in step with the tides of change, so that it may seek and find a new plan for national salvation and avoid being mired forewer in darkness'.

1904
[Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Mengdesijiu fa yi*. Yan Fu yi. [ID D2849]. Hou Hongxun über Yan Fu : Yan Fu believed that the secret behind the wealth and power of the various countries of the West was that they adopted a system of government and social organization in which 'the essence is freedom and the application is democracy'. He considered the British system of constitutional monarchy to be the most ideal political system. Montesquieu's idea of rule by law most certainly had a considerable influence on Yan Fu. Yan agreed with Montesquieu's view that the law is 'the principal thread of the system of putting the country in order'. Where there is law, the 'actions of all, from the top to the bottom, from the monarch and sovereign to the common people, will have restraints'. Yan Fu believed that only those that understood how to rule the country with law could be considered to 'know the essence of government'. In his opinion, if China were to adopt the Western methods of law and implement of new legal system, then the item of greatest priority would be to carry out the system of the separation of powers and checks and balances. He pointed out that the secret behind the fact that Britain's constitutional system could 'work for such a long time without failing' and maintain 'such peace and harmony between those above, the sovereign, and those beneath, the subjects' was that Britain adopted the theory of the separation of powers advocated by John Locke and Montesquieu. He proposed that the judiciary must be independent. He said, that the essence of despotism and an autocratic monarchy was that the sovereign was 'transcendent of the law, above the law, could arbirarily use the law as he wished or change it, and was not bound by the laws'.

1906
Sun, Yat-sen. Zai dong jing 'Min bao' chuang kan zhou nian qing zhu da hui shang de yan shuo. [Rede zum Geburtstag der Gründung von Min bao in Tokyo]. Sun Yat-sen : "The so-called separation of the three powers provided in the British constitution was gradually generated over six or seven hundres years ago, and, since than, has become a matter of custom, but the lines of demarcation hat not been fully clarified ; than the frenchman Montesquieu used the British system as a foundation, and integrating it with his own ideals, made it into a special school of thought. Finally, the American constitution further took Montesquieu's teaching as its blueprint, and made an ever clearer and sharper distinction amont the three powers, and, considering the situation of over a hundred years ago, it could be considered to be the most perfect formulation of its day."
Hou Hongxun : The bourgeois democratic revolutionaries, represented by Sun Yat-sen promulgated and advocated a bourgeois legal system that emphasized using law to rule the country in place of ruling the country with personal (the monarch's) goodness. They advocated the separation of the legislative, executive, and judicial powers, stressing that the executive branch of government must not interfere with the judiciary.

1923
Adolf Reichwein : Montesquieu behandelt China nur unter dem Gesichtspunkt seiner eigenen Staatstheorie. Der dort herrschende aufgeklärte Absolutismus steht aber in Widerspruch zu seinem politischen Ideal, der Dreiteilung der Gewalten. Er beruft sich in seinem Urteil bezeichnenderweise nur auf die Berichte der Kaufleute, die fast durchweg die chinesische Kultur nicht kannten, weil sie nur mit chinesischen Kaufleuten in Berührung kamen und er behauptet, dass die günstigen Urteile der Jesuiten durch diese Berichte widerlegt würden. Er gibt dem Klima des fernen Ostens die Schuld daran, dass jene Menschen in 'knechtischem Gehorsam' lebten. Er ist der Meinung, die geographischen Verhältnisse Chinas hätten seine staatliche Verfassung vorbestimmt, deren oberstes Prinzip heisse 'öffentliche Ruhe', und nach diesem seien alle späteren Gesetze gebildet. Montesquieu will erklären, wie trotz des ungünstigen Klimas die ersten Kaiser dazu kamen, gute Gesetze zu geben. Nach seiner Theorie bedürfen Länder mit Gewerbefleiss zu ihrem Bestand eine gemässigte Regierung. Er bedauert die Geschlossenheit der chinesischen Kultur ; dass die chinesischen Gesetzgeber Religion, Gesetze, Sitten, selbst äussere Haltung des Volkes zu einem einzigen zu verschmelzen gewusst hatten, weil dieser Umstand das Christentum hinderte, in China festen Fuss zu fassen.

1924
Elie Carcassone : Montesquieu ne se préoccupe au livre VIII que de vérifier sa théorie des trois principes, et de se rassurer sur sa solidité. Lorsque, étudiant les relations des lois avec l'esprit général, les moeurs et les manières d'une nation, il rencontrera l'exemple de la Chine, sa curiosité, plus libre et plus large, lui ouvrira des horzons imprévus. Il ne s'agira plus d'imposer aux faits la forme d'une conception précise et un peu étroite, mais de montrer par quels artifices un habile législateur peut modeler les coutumes et l'esprit d'un peuple. C'est dans cette vue qu'il examine les rites de politesse dont les législateurs de la Chine avaient assuré, dans toutes les classes de la société, l'observation religieuse. Puisque le monde des lois sociales, comme l'univers physique, est sujet aux explications rationnelles, on ne saurait voir dans ces institutions l'effet d'un simple caprise ; elles forment une partie nécessaire de la législation de l'Empire. L'ordonnance minutieuse de ces cérémonies a pour objet d'éveiller et de conserver dans tous les coeurs les sentiments de respect nécessaires à la tranquillité publique : le respect envers les parents, que chaque homme apprend dès la première enfance, s'étend, par une suite naturelle, à tout ce qui rapelle des parents : les vieillards, les mandarins et l'Empereur. Il suscite en retour l'affection des pères et des vieillards, des magistrats et du souverain, pour tous ceux qui leur sont soumis. L'Empire est une grande famille, où les rapports mutuels de déférence et d'amour assurent l'ordre et le bonheur. Montesquieu accepte la conception des missionnaires, dont sa critique s'était jouée : l'idée d'un despotisme sage, paternel, fondé sur l'amour et non sur la crainte. En étudiant la nature propre du gouvernement chinois, il a oublié la rigueur de ses premiers axiomes ; le plaisir de pénétrer les faits, la séduction d'une hypothèse neuve, l'ont emporté sur l’empire des idées préconçues. Il conclut : "La Chine est donc un état despotique dont le principe est la crainte ?" Cette conclusion, pourtant, Montesquieu ne l'a point effacée ; et les premiers livres de *L'esprit des loix* subsistent avec leur impérieuse concision ; aucune nuance n'y adoucit la peinture de despotisme : il demeure le monstre effrayant qui ravage et qui tue. Des faits nouveaux, un instant admis et expliqués, nulle conséquence ne rejaillit sur l'ensemble de la doctrine ; les chapitres du livre XIX sur la Chine forment une sorte d'enclave nettement isolée ; on pourrait les croire notés en marge par un contradicteur ingénieux. Montesquieu reste lié à la haine et au mépris du despotisme ; ce sont des esprits étrangers qui devaient recueillir ses indications sur la Chine, s'en aider à renouveler la théorie des gouvernements et opposer le despotisme ainsi réhabilité à la monarchie libérale.

1977

Walter Watson : Montesquieu treats the problem of the reliability of the missionary accounts of China on the nature and principles of government. He has distinguished three species of government, republican, monarchical, and despotic, each having its own principle or spring which sets it in motion, virtue, honor, or fear. Each principle requires support by an appropriate complex of laws which is incompatible with the kinds of laws required by the other principles. The more laudatory of the missionary accounts of China claim a mixture of the different principles, which, if really the case, would vitiate Montesquieu's entire theory. Montesquieu then goes on to suggest why the Jesuit missionaries may have made China more admirable than it really is. He does not suggest any conscious duplicity, but rather a misperception by which they assimilate China to their own background and make it more favorable to their missionary enterprise. Montesquieu concludes by noting that there is frequently some kind of truth even in errors themselves, and suggests that it may be owing to particular and perhaps very extraordinary circumstances that the Chinese government is not so corrupt as one might naturally expect. For Montesquieu the more admiring Jesuit accounts present a theoretically impossible mixture, but they can be corrected by the reports of other observers, and China really is in some degree admirable, though not so admirable as the Jesuits would like us to believe. For Montesquieu the reality of China is a coherent set of objective relations which characterize the whole of the nation, and a perspective on this reality is incoherent insofar as it combines elements which are objectively incompatible.

Montesquieu introduces various perspectives on China : the singular, naïve, or bizarre manner in which the real things are perceived enables him to say what otherwise could not be said, and to free us from the distortions of a particular perspective so that we can see things as they really are.

For Montesquieu, a monarchy is a government in which a single person governs by fixed and established laws ; a despotic government one in which a single person directs everything by his own will and caprice. The principle of a monarchy, the human passion which sets it in motion, is honor, while that of a despotism is fear. China, according to Montesquieu, is a despotism whose principle is fear. The climate and terrain of China make a despotic government appropriate. The abrupt transition from the cold regions of the north to the hot regions of the south results in incessant conquests in the south by the peoples of Tartary, who impose a despotism on those they have conquered as well as on their homeland. Montesquieu cites several characteristically despotic laws. Fathers are punished for the crimes of their children ; in a monarchy shame would suffice. A despotism requires a body of faithful troops near the prince, ready to fall instantly upon any part of the empire that may chance to waver, and in China the emperor has always a large body of Tartars near his person, ready upon all occasions. It is determined by the laws of China that whosoever shows anly disrespect to the emperor is to be punished with death, and this indeterminacy of the crime of high treason would alone be sufficient to make the government degenerate into arbitrary power. Again, the slavery and confinement of women is perfectly conformable to the genius of a despotic government ; because of this domestic slavery, the manners of the wives are admirable.

Montesquieu says, that in the earliest dynasties particularly, when the empire had not so large an extent, the government may have deviated a little from the spirit of despotism. The ancient emperors, he says, raised from beneath the water two of the finest provinces of the empire, and the continual and necessary care to preserve from destruction so considerable a part of the empire demanded rather the manners of a wise than of a voluptuous nation, rather the lawful authority of a monarch than the tyrannic sway of a despotic prince, and the first three dynasties lasted a long time because of their wide administration.

For Montesquieu the tribunals are the agencies of the emperor, and are subject to his control, and the mere expression of dissent, in the absence of legal means for making it effective, would not make a despotism into a monarchy. Respect for the emperor may be a matter of manners or it may reflect on his personal qualities, but neither manners nor the personal qualities of the ruler make a government monarchical rather than despotic.

Montesquieu recommends a number of the laws of China to Europe. He finds it a great abuse among the French to condemn to the same punishment a person that only robs on the highway and another who robs and murders. Surely, for the public security, says Montesquieu, some difference should be made in the punishment, and such a difference is to be found in China, where those who add murder to robbery are cut in pieces, but not so the others. Again, the Chinese practice an admirable method for moderating despotic power and for preserving conquest. Montesquieu also praises the Chinese for not requiring that the Chinese and the Tartars be governed by the same ceremonial. There is even for Montesquieu an ideal form of constitution, although its realization depends upon special circumstances. Unlike the Chinese constitution, with its unity of religion, laws, morals, and manners, the ideal constitution is one in which the different groups in the state balance one another, and is

exemplified by the Gothic government in Europe.
Montesquieu sees a civilization as a coherent objective whole to be analyzed in terms of a set of generic principles which are to be found everywhere, but whose specific forms vary from one nation to another. Encounters between cultures and civilizations are mediated by the massive coherent structures of the spirit of their laws. It is not to be expected, that the encounter of Europe with China in the Enlightenment will produce any radical restructuring of social institutions ; this would require much more in the way of political, military, cultural and commercial contacts. China is significant primarily as an example of a cultural configuration different from those found elsewhere in the world, and hence as a test of the adequacy of a theoretical construct claiming universality.

1983
Hermann Harder : Dans la théorie ternaire des gouvernements que Montesquieu développe autour des années 1735, en préparant son *Esprit des lois*, la Chine est classée pour différentes raisons (mécanismes du pourvoir, absence de noblesse héréditaire, mandarinat, situation géographique, étendu du territoire, climat, etc.) dans la catégorie des régimes despotiques. Si le ressort du gouvernement républicain est la vertu et celui de la monarchie l'honneur, le despotisme repose sur la seule crainte. Ce n'est pas seulement selon la théorie de Montesquieu le régime le plus horrible et le plus abject qui soit (en non simplement une forme dégénérée de la monarchie), mais c'est surtout un régime qui ne peut pas fonctionner, qui s'écroule de lui-même par son vice intrinsèque. Les phénomènes inévitables où se perdent obligatoirement les états despotiques sont l'anarchie, l'incapacité, l'ignorance et la régression, la misère, misère humaine, sociale et morale autant que politique et économique. Or, les faits que rapportent les missionnaires et les voyageurs au sujet de la Chine disent exactement le contraire quand ils qualifient ce pays ancien de vertueux, de florissant et de cultivé.
En préparant le chapitre de la Chine, Montesquieu est obligé de faire des concessions. Il avoue pour pouvoir faire coïncider, au sujet de la Chine, les faits les mieux établis et sa théorie d'analyse politique : "La Chine est un gouvernement mêlé, qui tient beaucoup du despotisme, par le pouvoir immense du Prince ; un peu de la république, par la censure et une certaine vertu fondée sur l'amour et le respect paternel ; de la monarchie, par des lois fixes et des tribunaux réglés, par un certain honneur attaché à la fermeté et au péril de dire la vérité. Ces trois choses bien tempérées et des circonstances tirées du physique du climat l'ont fait subsister ; et, si la grandeur de l'Empire en a fait un gouvernement despotique, c'est peut-être le meilleur de tous."
En admettant l'existence d'un gouvernement mixte, Montesquieu craint en effet de rendre caduc tout son système qui repose sur la distinction réelle et effective des 'trois gouvernements'. Auparavant le théoricien s'est donné la peine de rassembler dans divers écrits de voyageurs, missionnaires, ou autres connaisseurs de la Chine des faits empiriques, de préférence des observations négatives, qui, souvent par une interprétation malveillante ou partielle, sont susceptibles d'étayer sa théorie du gouvenement foncièrement mauvais et despotique de la Chine.
Pour Montesquieu la Chine n'est pas, elle ne peut pas et ne doit pas être un régime modèle ; et quand bien même ce pays engendrerait quelques qualités morales ou politiques, une méthode d'enquête rigoureuse interdirait toutefoix à un auteur sérieux de comparer, sans autre forme d'analyse, ses moeurs et ses institutions aux nôtres, voire de les recommander à l'Europe.

1988

Chao, D. : Montesquieu defines despotism as the rule of a single person who is directed only by his own will and caprice. What troubled Montesquieu was that despotism in China seemed to be working successfuly and had attracted the admiration of some French people. Disagreeing with the Jesuit missionaries, he tred to destroy the China myth and discredit the Jesuits as sources of accurate and reliable information. Montesquieu did not accuse the Jesuits of consciously misrepresenting the truth ; rather their missionary zeal had misled them. In spite of his attack on despotism, Montesquieu was preprared to confess that there is frequently some kind of truth even in errors themselves ; not all despotic governments, he held, are equally despotic. Turkey and China were far apart on the spectrum of despotism, running from most to least intolerable ; even so, there was no ignoring the fact that China was a despotic state, the principle of which was fear. Fear opposes freedom. In despotic China, there was not other form of tranquillity possible due to the climate and the established habits of the people. A change in manners and morals only leads to anarchy and an eventual new despotism. In China, accidents of climate brouth about a prolific population, and famine was its aftermath. When is struck, the despotic emperor knew that a popular revolt would be in the offing, unless he acted promptly as a wise and benevolent ruler. By the very nature of things, a bad administration was immediately punished. The emperor of China knew that if his governement was not just, he would be stripped of both empire and life. Montesquieu refuted Voltaire, saying that he failed to realize that Chinese political science was a sinister version of Machiavellianism which eliminated morality from politics. Reason in China was not the reason of the Enlightenment but the radical calculation of volence and brute power. Montesquieu was wont to attribute all examples of despotic longevity to exceptional evil, i.E., violence beyond the already excessive norm. Nevertheless, in China's case he was compelled to admit of its good qualities, but he explained them away as minor aberrations. According to Montesquieu, the legislators of China confounded their religion, laws, manners and customs ; all these were what the Chinese calles 'Li', rites. It was in the exact observance of these rites that the Chinese government trimphed. The Chinese people spent their whole youth in learning them ; their whole life in the practice. Montesquieu disagreed with the confucian idea of 'Li', saying that the Chinese who pretended that their life was guided by the rites were the greated cheats upon earth as was seen in trade, which had never been able to make them honest.

Montesquieu held that the principal object of government which the Chinese legislators had in mind was the peace and tranquillity of the empire. Subordination appreared to them as the most proper means to maintain it. Filled with this idea, they believed it all their duty to inspire a respect for parents. They established an infinite number of rites or ceremonies to do them honor when living and after their death. As the state was regarded as a large family, the virtue of obedience should also be included in the characteristics that defined the relationship between the ruler and his subjects. Montesquieu deemed that there is no liberty, if the judiciary power was not separated from the legislative and executive.

The Chinese tradition of vengeance supported Montesquieu's claim that the use of the law of retaliation was very frequent in despotic countries.

1988-1989
Etiemble : Conformément à la théorie des climats, Montesquieu observe, ou croit observer que, d'abord confiné aux provinces du Nord, moins étendu par conséquent et de climat moins amollissant, l'Empire chinois garda des moeurs assez simples, et obtint des princes que ne corrompaient guère le luxe ni les richesses ; malheureusement, l'Empire s'étendit jusqu'aux régions du Sud, dont le clima porte les sujets "à l'obéissance servile. Ainsi quoique les circonstances dont nous allons parler eussent dû la conduire au principe du gouvernement républicain, la Chine ne fut point une république".
Dans le chapitre 21 du livre VIII, Montesquieu rrédige comme un résumé des difficultés que lui propose l'exemple de la Chine, nous en conclurions que, malgré les relations des missionnaires, et notamment des jésuites, l'empire de Chine offre un modèle du gouvernement despotique. Il faut aller outre et, rassemblant tout ce que Montesquieu en écrit dans les autres livres, soit incidemment, soit systématiquement, nous former une idée plus exacte. Tantôt l'empereur fait figure de tyran, tantôt de souverain modèle. Théoriquement, tout grand empire suppose une autorité despotique dans celui qui gouverne. Montesquieu rassemble divers arguments qui peuvent soutenir sa thèse.
Montesquieu arrive que des lois chinoises paraissent justes et judicieuses, celles en particulier qui s'efforcent "d'ôter aux eunuques tous les emplois civils et militaires ; mais ils reviennent toujours. Il semble que les eunuques en Orient soient un mal nécessaire". Enfin il ne peut s'interdire d'admirer ce qui constitue en effet l'une des originalités de la culture chinoise, l'organisation des rites (li) que plusieurs recueils ont codifiés. Montesquieu comprend si bien l'importance des rites dans la culture et le gouvernement de la Chine. Il analyse pertinemment deux des raisons qui ont pu 'aidément' les graver dans l'esprit et le coeur des Chinois : d'une part, la nature des idéogrammes et le respect pour le savoir, de l'autre, le fait que ce rites n'ayent rien de spirituel, et se bornant à formuler 'des règles d'une pratique commune', il est plus facile de les inculquer aux hommes que s'il s'agissait d'une 'chose intellectuelle'.
Plutôt que de reconnaître que sa théorie est fausse, que la Chine d'alors n'est peut-être point cette intolérable tyrannie qu'il imagine, Montesquieu invente au grouillement des Chinois toutes sortes de mauvaises excuses ; ailleurs, c'est vrai, il en fournissait de meilleures : si la Chine produit tant de gosses, ce serait 1) parce que la constitution du climat favorise la génération ; 2) parce que toutes les choses nécessaires à la vie sont fort abondantes là-bas ; 3) parce que, bouddhistes exceptés, dont l'idéal est ascétique, les fils des Han 'peuplent par religion, afin de donner aux ancêtres des gens qui puissent leur rendre un culte'. Je ne prétends pas qu'elle soit bonne, ou plus puissante que la doctrine de la piété filiale. Je dis seulement qu'avant de rencontrer Foucquet, qui le travailla et le persuada de ne pas accorder le moindre crédit aux Relations de ses anciens collègues, Montesquieu jugerait favorablement le gouvernement de la Chine.
Ce n'est pas dire qu'on puisse répondre en deux mots car, si les thèses de Montesquieu relativement à la Chine sont contradictoires, l'attitude n'est pas simple elle non plus, elle est souvent contradictoire elle aussi, des hommes qui, avant le 18e siècle, régirent à cet Orient qu'on venait de découvrir. Prévenu par son système et par Foucquet, Montesquieu ne compte pas au nombre de ceux qui, depuis l'arrivée des jésuites à la Chine, ne jurent que par ce pays. Incohérente et contradictoire, l'image qu'il s'en forme. Malgré tout, la critique de la fiscalité française, l'éloge des rites, cette morale toute pratique, le situent dans le camp des 'philosophes'. Quoique Montesquieu soit inconsciemment contaminé par le mythe chrétien des sataniques tatars, c'est une image tataresque qui lui permet de condamner la religion catholique.

1989
Song Shun-ching : Montesquieu présente la Chine comme l'exemple d'un pays où les lois, les moeurs, les manières et la religion sont associées ; il a su déceler les cractéristiques et les qualités du gouvernement chinois. Il a réuissi à saisir le mécanisme de la politique chinoise. Montesquieu a aussi souligné le fait que l'enseignement confucéen présente le respect de la hiérarchie comme un rite, si bien qu'en Chine 'les manières, les moeurs, les lois, la religion y sont la même chose', caractéristique qui a permis aux Chinois de triompher de leurs envahisseurs tartares. Il reconnaît la supériorité de l'empire chinois sur ses envahisseurs, l'importance des rites et du système patriarcal dans le fonctionnement du gouvernement, et même la complexité de la langue qui oblige le lettré à consacrer une grande partie de sa vie à se familiariser avec les nombreux rites. Devant la force des moeurs chinoises, Montesquieu est très pessimiste pour l'avenir du christianisme en Chine. Il condamne tout politique despotique ; il développe son accusation à propos du despotisme de l'empire chinois : il note que la politique impériale ne vise qu'à un but – la tranquilité du pays, et il reproche aux lois de ne pas étendre leur action humanitaire, et de laisser les commerçants agir à leuir guise. En effet, il n'est guère tendre pour cette catégorie de gens qu'il traite de 'peuple le plus fourbe de la terre' et il tente d'expliquer ce trait des habitants : "la nécessité, et peut-être la nature du climat, ont donné à tous les Chinois une avidité inconcevable pour le gain". Pour appuyer son interprétation, il a cité sa source : le journal de Lange et il a même cité de long passages du voyage d'Anson où l'auteur décrit avec force détails l'avidité et la cupidité des Chinois.

1990
Willy Richard Berger : China dient Montesquieu als Beispiel für seine Theorie eines orientalischen Despotismus. Zwar ist der Hauptzweck der chinesischen Regierung die Aufrechterhaltung der Ruhe des Reichs. Aber dafür sorgt nicht eine gesetzlose, gewaltsame Unterdrückung, sondern die besondere Art der chinesischen Gesetzgebung selbst, die nicht bloss Jurisdiktion ist, die vielmehr die Gesamtheit des gesellschaftlichen und privaten Lebens, die Religion so gut wie die Erziehung, das Familienleben so gut wie alle Formen der sozialen Kommunikation umfasst. Alle Vorschriften, die solchermassen Religion, Gesetze, Sitten und Gebräuche zugleich umfassen, bilden den konfuzianischen Ritus, und in der strengsten Beobachtung dieses Ritus feiert die chinesische Regierung ihren Triumph. Die Beachtung des Ritus und der Zeremonien ist das geheime Band, durch welches die Obrigkeit das Volk in der erwünschenten Subordination zusammenhält ; selbst die scheinbar nichts als äusserlichen Umgangsformen sind dadurch betroffen, etwa was die chinesische Höflichkeit angeht, die als ‚civilité' der übertriebenen Artigkeit, der 'politesse', vorzuziehen ist. Ein Zug hierarchisch-patriarchalischer Familienautorität geht durch die gesamte gesellschaftliche, religiöse und politische Verfassung Chinas. Montesquieu sucht in allen seinen Kulturportraits stets die einheitliche Signatur herauszuarbeiten, durch die noch die scheinbar gleichgültigsten Alltagsgebräuche mit der Grundverfassung einer Nation notwendig zusammenhängen. Was das China der konfuzianischen Orthodoxie angeht, so hat er damit den wesentlichen Punkt getroffen, und auch die Bemerkungen über die kulturkonservative Kraft der chinesischen Schrift und des klassischen Literaturkanons, der traditionsverhafteten Stetigkeit und Unwandelbarkeit der chinesischen Lebensweise und Kultur selbst, bezeugen seinen analytischen Scharfblick. Montesquieu versagt sich jede Form einer Apologie Chinas, und die Hoffnungen, die seine jesuitischen Gewährsmänner auf die Akkomodation setzen, vermag er nicht zu teilen. Sein China-Bild ist ein Bild der Gegensätze und nicht frei von inneren Widersprüchen. Während er einmal in den Riten und ihrer getreuen Befolgung das wirkende Element sieht, das Chinas Gesellschaft und Kultur im Innersten zusammenhält, so sagt er an anderer Stelle, der chinesische Despotismus sei auf das Prinzip der Furcht gegründet ; es ist der Stock, der China regiert, wie er Du Halde entnehmen kann. Dass die chinesische Regierung gleichwohl nicht so verdorben ist, wie sie eigentlich sein müsste, dafür macht er wiederum klimatologische Ursachen verantwortlich. Er ist der Ansicht, die Religion, die Gesetze und der Charakter eines Volkes seien vom Klima abhängig. Das Klima in China ist so beschaffen, dass es die Fruchtbarkeit der Frauen unglaublich begünstigt. China ist also übervölkert, was einerseits nötig ist, da die Hauptnahrungsquelle des Volkes, der Reisanbau, eine grosse Anzahl von Arbeitskräften erfordert, andererseits gefährlich, da Hungersnöte die Massen leicht zu Revolutionen treiben könnten, wenn nicht der chinesische Herrscher dem Volk notgedrungen einen gewissen Freiheitsraum liesse. Ersichtlich ist das durch Furcht, Stockschläge und einem wohltemperierten Despotismus regierte China ein anderes als jenes, das durch die Riten, durch die Tugenden der Ehrfurcht und Höflichkeit und eine bewahrende Kulturtradition sich erhält.

1990

Hou Hongxun : Standing on the grounds of the newly emergent bourgeoisie, Montesquieu made a merciless exposé and scathing critique of the reactionary and decadent feudalistic absolutist system. Though consistently a supporter of the notion of a constitutional monarchy, he harbored an intense abomination for the absolutist monarchical or autocratic system of government throughout his life, and attacked it ferociously. He believed that the system of autocracy was a state system that permitted the monarch entirely to rule according to dictarorial whim, arbitrarily without any check or balance, and without any regard for law. In an autocratic state, he believed, a monarch will act entirely according to his own personal whim of the moment, and his entirely changeable will. That is why there is no need for laws in an autrocratic state ; even if laws did exist there, they would be meaningless, without effect. Montesquieu believed that China, in the feudal period, was a vast and powerful empire ruled by autocratic monarchs. He considered China’s autocratic absolutism to be an extremely brutal and ferocious one. In his viewpoint, China in the age of feudalism was a typical autocratic monarchy, and in such a state, he believed, there is simply no room for ‘honor’ and the laws were often ambiguous and confused. Thus, there have been many failures and loopholes in such laws, many ways in which they have led to decadence and corruption.

Montesquieu considered the Chinese custom of 'utting the father in prison for the son's crime' as another typical expression of feudalistic autocracy and despotic absolutism. Furthermore he attacked the system of having eunuchs in the Chinese imperial court in feudal times. He believed that if eunuchs were allowed or even appointed to serve as officials of the realm, either in a civil or military position, it was bound to bring about many pernicious results. Montesquieu took note of the phenomenon that China's feudal rulers, in addition to using the vast and powerful governmental system and the military forces at its disposal to govern and rule over the populace, also make use of the ethical standards and parameters of China's feudalistic society as well as the moral standards by which the Chinese people live, especially the parameters of 'ritual propriety' (li) and 'the teaching of ritual propriety' (li jiao) to serve the interests of consolidating its own feudalistic rule in the area of ideology.

Montesquieu believed that law, custom and ritual are three discretely separate entities and can be strictly differentiated. However, he says, China's lawmakers have confused these three because their social practices and mores represent their laws, and their rituals and ceremonies represent their mores and customs. Montesquieu saw his way through to the originally benevolent and painstaking intentions of the lawmakers of China in establishing such a linkage.

Montesquieu went on to discuss China's 'teaching of ritual propriety' (lijiao or 'moral code based on ritual propriety'). He said, China's lawmakers further put religion together with law, social mores and customs, and rituals and ceremonies. All these things are matters of ethics, of morality; all are issues of human personality. The moral contextualization for all four is the so-called teaching of ritual propriety, or moral code based on propriety of rites (lijiao). Montesquieu pointed out that it is precisely owing to their rigorous obedience to and observance of this kind of a codified moral teaching based on the concept of the propriety of rites that the feudal rulers of China attained their 'success'. Chinese people spend their entire lifetimes in learning and practicing this moral code of teaching. He commented that owing to the fact that when the Chinese people learned to read, they learned through studying the texts of this moral code of rite and because this code of teaching itself contains nothing but some regulations and rules that are normally carried out in the people's lives, such a code of moral teaching is therefore 'easy to comprehend and capable of moving people's hearts and entering their minds'.

Montesquieu believed that the core of China's code of moral teaching of ritual propriety was the principle of filial piety (or, filialism, xiao dao). He felt that the lawmakers of China had considered obedience to be the most appropriate way to maintain the peace of the empire. Therefore, they strove to promote a sense of respect, obedience, and veneration among people for their parents and for their ancestors, and concentrated all the strength of the state to make people learn to observe the principle of filial piety. In Montesquieu’s view the code of moral teachings, based on the principle of filial piety as its foundation and core, is firmly and inextricably related to China's fundamental system of government. 'Rituals', 'ritual propriety' and 'the teaching of ritual propriety' are ideological weapons that the feudal rulers of China have used to defend and maintain their regime, and which have served the interests of consolidating China's feudalistic regime and of preventing revolution.

From Montesquieu's perspective, the actions of the 'bandit gangs' (the peasant groups that have risen up in insurrection) are full of meaning and significance. They could, he said, have served as 'warnings' to the feudal rulers of China, but, in the end, they served as punishment. In his mind, there was another fatal reason behind the ways in which China's feudal rulers went on the path to ruination and loss of their empires, and that was their penchant for luxury, for being lazy, their repuguance for hard work

and labor, their love for ease and comfort, their arrogance and extravagance and promiscuity, which all led to decadence and decline.

Montesquieu and his enlightenment thought, and, in particular, his thought on politics and law, not only exerted a tremendous influence on the bourgeois revolutionary movement in Europe and America, but had a very great influence on China's modern revolutionary movement as well. It is by no means a coincidence that Montesquieu and his thought were introduced into China in the modern period through certain people’s translations of progressive thought and inclinations and through publication in certain progressive magazines that were ahead of their times, and that when his ideas were thus introduced, they quickly grew in popularity and were broadly propagated. This all came as a result of the fact that his ideas were closely related to the mission of the day, of the period of China's old democratic revolution. During that period, the task that confronted the Chinese people was to overthrow the feudal despotic autocratic rule of imperialism and the Qing monarchy, to turn around a corrupt and reactionay social system, and to establish an independent capitalist country. The progressives among the Chinese people that struggled heroically for the realization of this revolutionary mission and goal attempted to tread a path characterized by seeking the truth from the West. They proceeded by introducing to the Chinese the bourgeois political and legal systems of the West and adopted Western law to be the chief content of their program to reform the government and change the legal system. They all expressed an intense interest in Montesquieu's theory of the division and coexistence of the 'three powers' and in his ideas of a constitutional monarchy.

Montesquieu advocated that a state must carry out a system of governance that provided for the separation and coexistence of the three powers : the legislative power, the executive power and the judicial power. He believed that this would make possible mutual checks and balances among these powers, and allow to maintain among themselves and equilibrum so that these powers, or authorities, may act in coordination with one another in an orderly fashion. He believed it would be possible to establish a country truly governed by law, in which the citizens’ political freedom and security of life and property could be assured. In Montesquieu's view, a system that would clearly and rigorously differentiate and separate the power of the legislature, the power of the executive branch, and the power of the judiciary would be a necessary precondition, that could ensure the political freedom of the citizenry. In a state where all powers are concentrated in one individual, the masses will find themselves in a predicament wherein there is no guarantee at all for the safety of life and property. Therefore, he said, even though in such a country there may not appear on the surface to be an autocratic monarch, in fact the people constantly feel in their bones the existence of a monarchical autocracy. Montesquieu's ideas had an obvious influence over the formulation of constitution and legal systems in China in the Republican period.

1993

Georges-Marie Schmutz : Montesquieu fut le premier à proposer une analyse de la Chine où l'on peut déceler des catégories. Elles correspondent à des préoccupations inspirées par la situation européenne du XVIIIe siècle ; aux projets d'ouverture à plus d'égalité politique, s’oppose la situation des états despotiques où la hiérarchie seule règle ces relations : aux libertés qu'impliquent les lois civiles correspond le conformisme enseigné par le culte des ancêtres ; à la société conçue comme une réunion d'acteurs civiques dans l'état, Montesquieu oppose les sociétés fondées sur la famille et les réglements domestiques ; enfin à l'orientation générale de la société tournée vers les transformations, il confronte le sens de la continuité qui, pense-t-il, paralyse les grands empires. Selon Montesquieu, la société chinoise repose sur une division en deux, dont un groupe dominant qu'il considère autrocratique. Le seul contrepoids à son pouvoir est la religion, exprimée en Chine par le culte des ancêtres. Ce dernier est lié à la famille, qui sert de modèle à l'organisation sociale. Il en résulte une pratique privilégiant la continuité.

La méthode de Montesquieu consiste à expliquer les sociétés en divisant le tout en parties, et en montrant les relations entre ces parties. Il présente la société chinoise comme un tout intégré, décomposable en quatre éléments essentiels, fortement dépendants les uns des autres. Une bonne partie de l'analyse se fait par référence au vocabulaire politique comparant les trois régimes que sont la monarchie, la république et le dspotisme. Pour lui, la hiérarchie en Chine n'a pas le sens positif d'une structure complexe faite des rangs, d'ordres et de distinctions, comme cela se trouve dans les monarchies, mais a le sens péjoratif d'opposition radicale et irréparable entre gouvernants et gouvernés. Selon lui, la structure d'autorité en Chine, comme dans les états despotiques, a le tort d'être trop extrême : les dimensions du pays exigent un style de gouvernement qui sépare gouvernants et gouvernés, au point de rendre impossible la circulation des informations ainsi que la création d'un espace public, la pratique de la négociation, l'invention et l'adoption de mesures adaptatives, en un mot, la mise en place d'une culture juridique.

La conséquence d'une Chine marquée de manière excessive par la hiérarchie est, selon Montesquieu, l'absence d'une culture juridique. Selon lui, il faut du bon sens pour gouverner correctement un pays ; or celui-ci est tributaire de la quantité et de la qualité des informations échangées entre les parties concernées. En Chine, dit Montesquieu, les gouvernants s'appuient sur la ritualisation plutôt que sur la rationalisation des comportements. C'est là un deuxième trait, actualisé en China à travers le culte des ancêtres. Les lois et règlements qui garantissent en Chine le contrôle social mériteraient le nom de 'religion', car ils dérivent tous des rites et obligations dus aux ancêtres ; la Chine n'est pas gouvernée par des lois mais par les manières. Montesquieu avait entendu parler des innombrables règlements administratifs gouvernant la Chine. Mais les lois, selon lui, ne doivent pas être confondues avec les moeurs, les manières ou les coutumes. Les lois s'appliquent à des citoyens alors que les moeurs concernent le comportement interne des hommes et que les manières règlent leur conduite. Les lois se rapportent à l'état, les manières à la société. Le culte des ancêtres occupe en Chine la place qui devrait revenir aux lois civiles. De cette configuration, la famille émerge comme troisième pôle de l'organisation sociale.

La Chine n'offre pas des conditions qui permettent, à des individus ou à des groupes libres et financièrement en sécurité, de défendre leurs propres intérêts ou de défendre leurs actions individuelles en termes purement juridiques. La catégorie 'loi', distincte de la morale et des règlements domesdiques, n'est pas présente. Au contraire, les relations familiales en Chine s'étendent au-dessus des lois.

L'analyse de Montesquieu sur la Chine révèle des qualités surprenantes. Il sait extraire de l'ensemble analysé des traits particuliers qu'il présente ensuite comme formant un tout cohérent : accentuation du principe d'autorité, pratique du culte des ancêtres comme base d'un système social dépendant du ritualisme, famille comme modèle dominant d'organisation sociale et polique, enfin, utilisation de ces éléments en vue de faire perdurer la société.

1998

Michel Cartier : Le chapitre 21 du livre VIII conclut au caractère 'despotique' de l'Empire chinois, sans toujours se préoccuper du fait qu'il s'agissait en réalité d'un ajout à une série de chapitres consacrés au 'despotisme'. Il va sans dire que le terme de despotisme a, sous la plume de Montesquieu, des connotations bien évidemment négatives, puisque, suivant la classification élaborée par l'auteur, il représente la troisième et dernière forme de gouvernement et qu'il s'applique, par oppositions aux 'républiques', qui sont régies par la 'vertu', et aux 'monarchies' qui mettent en oeuvre le sentiment de 'l'honneur', à des régimes politiques fondés sur la 'crainte'. Selon une formule commode et frappante, l'Empire chinois serait régi par le bâton. On aura soin de noter que ce chapitre se présentait avant tout comme un texte polémique, reprenant des thèmes développés dans divers chapitres et ne citant que peu de références. Une lecture plus attentive de l'ensemble de *L'esprit des lois* révèle en revanche une grande curitosité de Montesquieu à l'égard de la Chine et du monde chinois, et de très nombreuses allusions à cet empire sont dispersées à travers l'ouvrage.

Le caractère despotique de l'Empire chinois découlerait tout d'abord de données objectives telles que l'étendue territoriale, la masse de la population, et une situation géographique mériodionale, une haute fécondité encouragée par la religion et stimulée par une diète faisant un part importante au poisson. Les Chinois, qui tirent l'essentiel de leur ressources d'une agriculture méticuleuse, ne peuvent survivre que si le luxe et les activités non productives sont bannies ou limitées. Le climat social est donc dominé par un sentiment de précarité. Montesquieu insiste, à plusieurs reprises, sur divers traits 'méridionaux' tels que l'avidité, la fourberie, le recours à l'abandon des enfants en cas de disette, ainsi qu'un manque de courage physique, tous traits susceptibles d'excuser un style de pouvoir autoritaire marqué par le recours à des châtiments cruels, la mise en oeuvre d'une législation établissant la culpabilité collective des membres d'une même famille, ou encore la nécessité pour l'empereur de s'appuyer sur des corps d'élite de soldats fidèles. Le despotisme, entendu comme le pouvoir discrétionnaire du souverain, est, par ailleurs, renforcé par les effets d'une série de confusions entre le pouvoir temporel et le pouvoir spirituel, ainsi qu'entre les lois, les manières et la religion. Cette confusion, qui s'ajoute à des pratiques telles que la stricte ségrégation des sexes et la polygamie, expliquerait les difficultés rencontrées par les missionnaires chrétiens et, par contraste, l'accueil favorable réservé par la population chinoise à l'islam. D'un part, les institutions portent la marque d'un style de gouvernement monarchique, voir 'républicain', et, de l'autre, il est impératif de tenir compte des conditions crées par la 'récente' conquête tartare remontant alors à un siècle à peine.

A plusieurs reprises, Montesquieu revient sur le thème qu'au moins dans les temps anciens et dans les débuts des dynasties, la Chine aurait été plus proche de l'idéal monarchique. Diverses institutions évoqueraient, sinon le gouvernement monarchique, dans l'acception d'un état aristocratique fondé sur le sens de 'l'honneur', du moins un régime attachant beaucoup d'importance à la 'vertu' : l'empereur n'est pas un tyran, mais un souverain qui doit reconnaître l'autorité des livres sacrés ; il accepte de se soumettre au contrôle de conseurs ; la principale fonction de l'état est le maintien de la tranquillité publique, et les gouvernants ne cherchent pas à réaliser de conquêtes territoriales ; la législation accorde une préférence marquée à la prévention sur la répression ; on note pour finir l'existence de lois encourageant l'agriculture et contemnant le luxe. Montesquieu, qui envisage la Chine de son temps comme une dyarchie, se montre particulièrement sensible au fait que les Tartares mandchous, en tant que gens du Nord, possèdent des qualités militaires qui font complètement défaut chez les Chinois. Il serait donc rentant de les rapprocher des peuples habituellement gouvernés par des monarchies fondées sur 'l'honneur'.

1999
Zhang Junhua : Für Montesquieu sind drei Dinge am wichtigsten : Freiheit, Handel und Religion, wobei Freiheit für ihn die wichtigste Position einnimmt. Das Streben nach Freiheit entspricht der menschlichen Natur, denn jeder Mensch als ein vernünftiges Wesen will frei leben : die Freiheit für den Menschen einer zivilisierten Gesellschaft ist die Freiheit des gesellschaftlichen Lebens. Diese nennt er politische Freiheit. „Freiheit ist das Recht, alles zu tun, was die Gesetze erlauben.“ Die philosophische Freiheit verlangt die Ausübung des Willens, ist unabhängig von den Verhältnissen der Welt und den Zielen, die der Wille sich setzt.
Der Despotismus des Orients ist für ihn eine durch bestimmte natürliche und gesellschaftliche Umstände hervorgebrachte Regierungsform, obwohl er auch eine Verfallserscheinung der Monarchie im Westen sein kann, die allerdings aus seiner Sicht in der Geschichte Europas nicht von Dauer gewesen ist. Der Despotismus fügt Montesquieu zufolge, der Menschheit furchtbares Unheil zu.
Er unterscheidet zwischen Despotismus und Monarchie vier Punkte : 1. Ein despotischer Staat ist ein Staat ohne 'Tribüne' [führerlos], in der Monarchie hat das Volk zumindest eine beschränkte 'Tribüne'. 2. Unberechenbarkeit ist ein Grundcharakter der Despotie. Eine despotische Staatsform besteht in der Willkür des Herrschers. 3. In einem despotischen Land werden strafrechtlich nur Abschreckungsmethoden dem eigenen Volks genüber verwendet. 4. Da eine Rechtsstaatlichkeit fehlt, benötigt ein despotisches Land eine Religion oder Bräuche, 'die man an Stelle der Gesetze verehrt'.

2003
Lee Eun-jeung : Montesquieu behandelt China unter dem Gesichtspunkt seiner eigenen Staatstheorie, die von der These ausgeht, 'die Regierungsform entspreche am besten der Natur, deren Eigenart dem Wesen des betreffenden Volkes am meisten angepasst ist'. Montesquieu geht davon aus, dass Gesetze nicht absolut sind, sondern je nach den Verhältnissen unterschiedlich sein müssen. Er stellt drei Kategorien auf : In despotischen Staaten regiert die Furcht, in Republiken die Tugend, in Monarchien die Ehre. Darüber hinaus müssten aber die sozialen Bedingungen, die Sitten und Bräuche, die Religion berücksichtigt werden, um Stabilität zu erzielen. Dazu kommt das Prinzip der Gewaltenteilung. Er beruft sich in seinem Urteil über China auf die ungünstigen Berichte der Kaufleute und möchte die günstigen Berichte der Jesuiten widerlegen. Obwohl er sich bewusst ist, dass die Herrschaftspraxis in China seiner Darstellung des despotischen Staates widerspricht, erklärt er, die chinesische Regierungsform sei eine despotische, denn in China fehlten die 'pouvoirs intermédiaires' und es herrsche deshalb der unumschränkte Wille des Kaisers. Unbeschränkte Macht tendiere immer zum Machtmissbrauch, zur Tyrannei. China sei ein Land des reinen Despotismus, in dem es weder Ehre noch Tugend, sondern nur Furcht gab.
China sei übervölkert, dass das Klima so beschaffen sei, dass es die Fruchtbarkeit der Frauen unglaublich begünstige. Dies sei einerseits nötig, da die Hauptnahrungsquelle des Volkes, der Reisanbau, eine grosse Anzahl von Arbeitskräften erfordere ; andererseits aber gefährlich, weil Hungersnöte die Massen zu Revolutionen treiben können, wenn der chinesische Herrscher dem Volk notgedrungen nicht einen gewissen Freiheitsraum liesse. Der Hauptzweck der chinesischen Regierung sei deshalb die Aufrechterhaltung der Ruhe. Dafür sorge aber nicht eine gesetzlose, gewaltsame Unterdrückung, sondern die besondere Art der chinesischen Gesetzgebung selbst, die nicht bloss Jurisdiktion sei, sondern vielmehr die Gesamtheit des gesellschaftlichen und privaten Lebens, die Religion, die Erziehung, das Familienleben. Alle Vorschriften, die Religion, Gesetze, Sitten und Bräuche zugleich einschlössen, bildeten schliesslich den Ritus. Dieser werde von der Regierung strengstens überwacht. Die Beachtung des Ritus und der Zeremonien bilde das geheime Band, durch welches die Obrigkeit das Volk in der erwünschten Subordination zusammenhalte. Selbst die scheinbar nichts als äusserlichen Umgangsformen wie Höflichkeit oder Ehrerbietung gegen das Alter seien durch und durch Teil dieses Systems. Die Natur des Riesenreichs führe dazu, dass despotisch geherrscht werde. In China, überhaupt in Asien, herrsche 'ein Sklavengeist, der es nie verlassen hat, und in der ganzen Geschichte dieses Landes sei es unmöglich, einen einzigen Zug zu finden, der eine freie Seele verrät : man werde dort immer nur das Heldentum der Knechtschaft antreffen'.
Montesquieus Beispiele aus den Berichten der Jesuiten, untermauern seine Interpretation der chinesischen Herrschaft als Despotie. Zudem stellt er die Authentizität der Jesuitenberichte an sich in Frage. [Rapp1:S. 17-20, 22, 24-25, 28, 32, 37,Eti6:S. 50-51, 57-58, 62-63, 66-69,ZhaJ:S. 26-27, 40,Car1:S. 19-26,LeeE1:S. 62-64,Song:S. 283-284,Mon4,Schmu1:S. 48-49, 51-55,Berg:S. 108-112,Reich:S. 104-106,Mon28,Mon2,Carc1:S. 201-202]

1748.3 **Montesquieu, Charles de Secondat de. De l'esprit des loix** [ID D1829].
Sekundärliteratur (2).
2008
Jacques Pereira : Par le fait, intellectuellement, Montesquieu était tout disposé à franchir le pas et à faire de la religion une institution essentiellement humaine qui trouve sa place dans une totalité normative caractéristique du génie national d'un peuple. Au coeur du débat entre libertins, déistes et apologistes, l'originalité de Mondesquieu est de vider le religieux de son contenu de croyance vécue pour n'en conserver que la forme, mais tout de la forme jusqu'au dernier prêtre et au moindre rituel pour mettre en évidence l'efficience de sa fonction politique qui ne dépend en rien, bien sûr, du fait que cette religion soit 'vraie' ou 'fausse'. La religiosité chinoise va lui offrir opportunément l'occasion de vérifier la prégnance de cette approche en fournissant l'exemple extrême d'une piété réduite à ce qu'il appelle les rites et dont le dogme, vidé de toute conscience de la transcendance, est 'dirigé' vers le corps social et ses exigences propres.
Sur la question de la morale Montesquieu a encore des vues originales à faire valoir, et que ce sera à travers l'étude de celle des Chinois qu'il parviendra. Dans le domaine moral, tout en s'inscrivant dans le vaste mouvement de refondation laïque que le XIIIe siècle a conduit à partir d'une réflexion sur le droit naturel, l'origine du devoir et la notion de libre-arbitre, Montesquieu nous semble se singulariser par le fait qu'il entrevoit qu'une morale sans sujet ou plutôt dont les moeurs sont le sujet réel, est possible et pleinement valide.
A plus d'un égard le discours que Montesqieu tient sur le despotisme chinois apparaît découplé du contexte de son propre discours sur la Chine et largement asservi à des exigences de cohérence interne propres à son système de classification tel qu'il l'élabore à travers *L'esprit des lois*. Sans aller jusqu'à dire que ce choix doctrinal de faire du gouvernement chinois un despotisme est inexplicable et contradictoire, il demeure qu l'on n'est pas moins surpris que certains de ses contemporains quand on voit tomber la sanction.
Il est clair qu'au moment où Montesquieu s'occupe de la question chinoise, les positions se sont radicalisées : les témoignages des voyageurs et de missionnaires dissidents sont venus apporter la contradiction aux belles affirmations des jésuites qui font en Europe l'objet d'attaques de plus en plus violentes dont un des principaux mobiles est bien de discréditer dans ce dont ils tirent leur plus grande gloire.
L'appareil mandarinal, par la qualité de son personnel (les lettrés) et par sa structure (des réseaux hiérarchiques qui aboutissent aux six tribunaux pékinois dont les pouvoirs sont interdépendants) semble suffisamment garantir le contrôle du pouvoir impérial. Montesquieu a tout de suite senti le danger que constitue aussi bien pour sa typologie politique que pour ses engagements idéologiques, un gouvernement aussi atypique. Renversant alors la pente naturelle de ses anylses, il va s'efforcer de montrer que cette belle harmonie sociale chinoise aux allures utopiques dissimule une forme particulièrement pernicieuse d'oppression despotique. Mais ce ne sera pas sans avoir assez d'honnêteté intellectuelle pour insister sur le fait que la Chine revient invariablement au despostisme plutôt qu'elle n'y demeure, sous la contrainte de forces qui la dépassent : climat et situation géographique, étendue du territoire, surpopulation endémique, poids de la tradition.
Montesquieu note qu'il est remarquable que dans les Etats despotiques la religion borne naturellement le politique. C'est en Chine, pays conservateur s'il en est, et d'un despotisme déjà aménagé par la pression du facteur démographique. Il prend l'idée que 'l'objet' du gouvernement chinois est la 'tranquillité publique', en se fixant pour but de montrer que c'est an alliant étroitement le ritualisme et la constitution familiale du gouvenement qu'il y parvient. Il est en effet tout de suite apparu aux yeux des législateurs de la Chine, au premier rang desquels il faut bien sûr placer Confucius, que le meilleur moyen d'atteindre cet 'objet' de la politique chinoise était d'inculquer l'esprit de subordination.
Le ritualisme chinois et confucéen reste aux yeux de Montesquieu fondamentalement idolâtre comme l'était à Rome la religion du peuple : les offrandes matérielles et notamment de nourriture, dans le culte des morts, étaient décrites avec suffisamment de détails par les missionnaires et les voyageurs pour dissiper tout doute à ce sujet.
Lorsque Montesquieu aborde le problème de la religion en Chine, il prend en compte la multiplicité des croyances et distingue entre le confucianisme d'une part et le taoïsme et le bouddhisme de l'autre. A l'extrême opposé du confucianisme, nous trouvons donc deux formes de pensée religieuse : 'les Tao et les Foë', que Montesquieu n'est pas le seul à confondre dans un même opprobre quoiqu'elles soient fort différentes et que l'une soit d'origine indienne et l'autre typiquement chinoise ; et, à toutes deux, il semble imputer généreusement le dogme de la métempsycose.
Montesquieu ne croit pas que le christianisme, qui devrait être la plus tolérante des religions, le soit effectivement, et s'il ne doute pas que les déboires qu'il a rencontrés à la Chine ne soient liés, précisément, à son esprit d'intolérance qui l'a rendu là-bas à peu près aussi insupportable qu'il l'avait

été parmi les Romains, il n'est pas non plus disposé à admettre que la tolérance chinoise soit de la même nature exactement que celle que l'on a pu rencontrer dans l'antiquité gréco-latine.
Le problème que se pose Montesquieu a toutes les apparences d'un paradoxe : il faut que la Chine soit intolérante pour d'autres raisons que le traitement qu'elle a infligé aux missionnaires chrétiens et à leurs néophytes, et qui aurait pu sembler le motif le plus évident aux yeux des Européens.
Une première interprétation de la doctrine de Montesquieu montre qu'il admet le principe d'une plus grande tolérance de la nation tartaro-chinoise dans le domaine de la religion. Mais les troubles religieux existent tout de même à la Chine, les annales l'attestent, les bon Pères en font timidement état ; et la manière de les traiter n'est pas toujours des plus humaines.
Montesquieu se préoccupe assez peu de reconstituter une morale proprement dite qui aurait un caractère raisonné et s'appuierait sur un corps de principes métaphysiques. Il connaît l'existence d'une école néo-confuciénne mais son intérêt pour les développements particuliers de l'histoire éthique de la Chine ne dépasse jamais l'ordre de l’anecedotique et de l'historique. Se refusant à inventer la doctrine de la sagesse chinoise à la place des Chinois qui ne s'en étaient guère souciés, il aura ce premier mérite de renoncer à trouver ce qui n'existe pas sous la forme où on l'attendait, sans pour autant cesser de chercher inlassablement à rendre raison de ce manque dans le langage d'une nouvelle rationalité.
La morale chinoise, on s’entendait à considérer que son pragmatisme découlait naturellement de son découplage dogmatique : parce que la religiosité des Chinois était laïque, voir fondamentalement athée, la morale qui était tenue malgré tout de codifier l'ensemble des conduites socialisées ne pouvait être raccrochée qu'à l'expérience ou à l’exercice natural de la raison.
Montesquieu, tout en donnant le sentiment de ne pas s'éloigner de la position la plus couramment adoptée par ses contemporains sur la question du non-dogmatisme de la morale chinoise, va en réalité s'attacher à rechercher dans son alayse les fondements d’un dogmatisme d'une autre façon.
Montesquien tient la Chine pour un gouvernement despotique, contre l'avis des bons Pères qui en font presque unanimement une monarchie ; que les moeurs que l'on peut trouver dans un Etat despotique sont assez corrompues pour n'y pas jouer un rôle politique fondamental ; que les censeurs, qui ont à charge de surveiller la pureté des moeurs, constitutent, par le fait, une institution politique plus appropriée aux régimes pour lesquels la vertu est le principe même de gouvernement.
Montesquieu rend comte, le plus objectivement possible, du poid qu'exerce le ritualisme sur la société chinoise et dont témoignent unanimement les relations missionnaires.
Montesquieu montre que c'est par des voies comparables que Lycurgue et Confucius ont ouvré à modeler une espèce tout à fait prticulière de citoyen : l'un en forçant les usages par la loi, l'autre en donnant aux usages la force des lois. Les institutions chinoises ne sauraient être assimilées à celles d'un vulgaire despotisme à la turque ou à la persane : on y accorde trop de prix à la formation des esprits.
Si Montesquieu s'attarde tant sur les modalités de l'éducation chinoise, c'est qu'il sent là, que nous sommes en présence d'un système éducatif qui n'est pervers que d'avoir atteint la perfection de sa logique d'intégration. Le secret de la longévité de cette société tient à ce qu'il n'y a rien d'extérieur à l'univers étique du Chinois.
Il semble intellectuellement fasciné par la cohésion du ritualisme chinois dans lequil il voit la véritable assise du système politique impérial.
Montesquieu explique que les législateurs de Chine eurent l'habileté de faire du dogme moral un article de foi et qu'ils sacralisèrent ce qui en climat chrétien relève du formalisme relationnel le plus extérieur. Dans la continuité des modalités de l'éducation chinoise, il s'opère une sorte de retournement par lequel le 'précepte' - qui, dans nos traditions, est source de l'action morale – trouve son ressort dans la mise en forme gestuelle et cérémonielle de sa propre élocution. Très significativement, le terme de rite est employé indifféremment comme cérémonie et comme contenu mental. Le culte des morts et le culte de Confucius ne sont que des expansions mystiques de la ritualisation du sentiment filial, et si la religion constitute bien l'arrière-plan dogmatique de la morale chinoise, cet arrière-plan est en réalité généré par la morale elle-même. Montesquieu semble attaché à expliquer le fonctionnement de la morale chinoise qu'à l'invalider ou même simplement l'évaluer, et sa critique forte, finalement, plus sur les voies de l'acquisition de ce sens moral que sur sa qualité : du point de vue du rendement social, il n'est pas loin de considérer que ces deux morales atteignent également leur but.
Montesquieu qui ne conceptualise guère la notion de vertu morale, ne s'intéresse que médiocrement à les applications concrètes de la moralité chinoise, soit qu'il soit d’avance convaincu que les Chinois ne peuvent pas être individuellement moins moraux, soit qu'il considère que les actes vertueux qui regardent la morale individuelle sont toujours enveloppés dans la mécanique de la morale collective où ils trouvent leur véritable valeur.
Le discours que tien Montesquieu sur l'application des peines dans la justice courante, tend à suggérer que ces pratiques s'incrivent dans la continuité d'un système des moeurs qui n'a pas su découvrir la

valeur morale de la personne humaine ou qui n'en fait pas son principe : asservi à l'objet politique de la 'tranquillité publique', il n'hésite pas à le chercher par la voie de l'intimidation, de l'humiliation et, à l'occasion, de l'extermination. De la même façon, les moeurs chinoises ne tolèrent pas que 'les hommes et les femmes se communiquent', et Montesquieu retient que si les Chinoises sont recluses au même titre que la plupart des femmes asiatiques, c'est qu'il y a une nécessité physique à les séparer.
Tout l'appareil des cérémonies s'édifie autour du respect dû au père, et l'ordre social va calquer sa hiérarchie sur un rapport archétypal qui donne au respect la force conjuguée du devoir moral et du sentiment. Montesquieu relève aussitôt que la piété filiale qui vient remplir de son contenu affectif la civilité chinoise a toutes les apparences d'un principe politique.
Ce que redoute Montesquieu dans le recours à une continuité du pourvoir paternel au pouvoir positif, c'est l'enfermement dans l'illusion idéologique qui conférerait au gouvernement monarchique le prestige de l'archétype : il en résulterait que tous les autres tomberaient immédiatement dans l'irrationnel, de sorte que la typologie prendrait les allures d'une classification tératologique. Or, le modèle social chinois est dangereux parce qu'il ne naturalise pas seulement l'organisation civile de la société, mais que cette naturalisation emporte celle de son organisation politique.
S'agissant de la Chine, c'est la politique qui présente le plus de difficulté à Montesquieu. Comme ses contemporains, il a d'abord été fasciné par les échos des 'merveilles' qui se rapportaient sur la Chine dont les voyageurs et les missionnaires entretenaient la légende. Son évolution vers une certaine intransigeance s'explique largement par des données conjoncturelles dont le changement de l'opinion générale sur les jésuites en Europe n'est peut-être pas la plus décisive. La question politique chinoise pose trois problèmes principaux à Montesquieu : Elle remet en cause sa typologie des gouvernements reprise de la tradition philosophique, et notamment le profond réaménagement qu'il lui impose en introduisant une pré-classification qui distingue entre 'régimes modérés' et 'gouvernement despotique'. Le modèle chinois apparaît de plus en plus clairement comme une alternative au modèle monarchique français qui ne satisfait presque personne. Pour tout ce qu'il demeure de conservateur et de féodal, le discours complaisant sur la Chine ne peut apparaître que produit ou exploité par des hommes attachés à remettre en cause la pairie, les parlements et les privilèges.
Montesquieu fait partie des auteurs qui ont tiré la bonne leçon de la Querelle des rites et retourné sur le christianisme les avantages acquis sur la religiosité chinoise : tandis que l'âpre débot se soldait par une prise de conscience collective de ce que la religion, dans sa dimension mystique, est irréductiblement une affaire personnelle, il finit par imposer cette conclusion qu'appréhendée comme fait collectif elle ne peut plus prétendre à l'absolu.
La justice constitute pour Montesquieu un élément décisif qui va lui permettre de se positionner de manière extrêmement critique à l'égard du gouvernement chinois. Ses critiques portaient plus sur la nature du rapport qu'entretient l'empereur avec son administration que sur la constitution même de ce corps administratif.
En Chine les artefacts sont climatiques : c'est la rizière qui enclenche les catastrophes. La tragédie chinoise, et Montesquieu est persuadé qu'elle existe bien, se joue non pas dans un cadre naturel, mais dans un décor, celui de ces paysages verdoyants dont les bon Pères nous disent qu'ils se déroulent hamonieusement à l'infini et montent à l'assaut des montagnes. Montesquieu n'ignore pas que la Chine n'es pas une immense rizière, que si le riz est la nourriture de base de tous les Chinois, il ne se cultive que dans le Sud et que ce pays offre une grande variété de produits.
Si le niveau de mise en valeur des terres peut expliquer la forte démographie chinoise, par contre le gigantisme du territire doit avoir un effet contrariant pour Montesquieu qui comte pour rien l'inidence de l'organisation administrative. Il réunit tous les facteurs susceptibles de réduire le paradox chinois. Il mentionne donc l'absence des eunuques, le rôle du dogme religieux, le riz, l'abondance de subsistance (premier facteur régulateur de toute démographie), l'absence de guerre (qui réduit le nombre de morts viventes). L'abondance de la population est un signe de paix sociale et de relative prospérité.
Montesquieu explique qu'à la Chine, les lois somptuaires ne sont pas liées à la nature despotique du gouvernement mais à la pression alimentaire. Il tient la Chine pour un pays pauvre au sens à la fois matériel et économique (ou moral) du terme. La pauvreté se marque par la pression alimentaire considérable qu'elle ne parvient pas à maîtriser et se traduit à travers des lois somptuaires qui ont pour fonction de rediriger l'activité générale vers la production agricole. [Pere:S. 32-34, 112-113, 116-118, 121-122, 135,176-178m 182, 190, 199, 202, 214, 219-220, 223-224, 232, 23]

1802 Montesquieu, Charles de Secondat de. *Von den Sinesen* [ID D17260].
Herder schreibt : Die Sinesischen Gesetzgeber gingen weiter als Lyturg ; Religion, Gesetze, Sitten und Lebensweise mischten sie in einander. Die Vorschriften, welche diese vier Hauptpunkte betrafen, nannte man heilige Gebräuche ; auf der genauen Beobachtung dieser Gebräuche beruhete die Sinesische Regierung. Mit Erlernung derselben brachte man seine Jugend zu und verwandte seine ganze Lebenszeit darauf, sie in Ausübung zu bringen. Die Gelehrten gaben darinn Unterricht, die Obrigkeiten predigten sie ; und da sie alle kleine Handlungen des Lebens umfassten, so wurde, wenn man Mittel fand, sie genau ins Werk zu richten, Sina gut regieret. Zwei Dinge halfen dazu, diese Gebräuche dem Herzen und Geist der Sineser leicht einzuprägen. Das erste ist ihre Schreibart. Da diese äusserst zusammengesetzt ist, so machte sie, dass während einem grossen Theil des Lebens der Geist einzig beschäftigt war, diese Gebräuche kennen zu lernen, weil man lesen lernen musste, um in Büchern und aus Büchern diese Gebräuche zu lernen. Das zweite war, dass diese Gebräuche nichts Geistiges enthielten, sondern blos Regeln einer gemeinen Ausübung waren ; so trafen sie den Geist leichter und griffen tiefer in ihn ein, als wenn sie etwas Intellectuelles gewesen wären. Daher verlohr Sina seine Gesetze nicht, als es erobert ward. Da Lebensart, Sitten, Gesetze und Religion bei ihnen Eins und Dasselbe waren, so liess sich dies Alles nicht auf Einmal ändern ; und da doch Einer, entweder der Ueberwundene oder der Ueberwinder ändern musste : so war es in Sina immer der letzte. Denn weil seine Lebensart und Sitten, seine Gesetze und Religion nicht Eins waren, so ward es ihm leichter, sich nach und nach dem überwundnen Volk, als diesem sich ihm zu bequemen. Daher auch das Christenthum schwerlich je in Sina aufkommen wird. Die Gelübde der Jungfrauschaft, die Versammlungen der Weiber in den Kirchen, ihr nothwendiger Zusammenhang mit den Dienern der Religion, ihre Theilnahme an den Sacramenten, die Ohrenbeicht, die letzte Oelung, die Heirath einer einzigen Frau ; Alles dies kehrt die Lebensart und Sitten des Landes um und stösst eben so sehr gegen Religion und Gesetze des Reichs an. Die christliche Religion durch ihr Gebot der Liebe, durch ihren öffentlichen Gottesdienst, durch eine gemeinschaftliche Theilnehmung an den Sacramenten scheint alles vereinigen zu wollen ; die Gebräuche der Sineser wollen, dass sich alles sondre. Und da diese Sonderung am Geist des Despotismus hängt, so wird damit auch Eine der Ursachen klar, warum die Monarchie oder eine gemässigte Regierung sich mit dem Christenthum besser vertrage, als der Despotismus.

Lee Eun-jeung : Herder erkennt durchaus die Absichten, die Tendenz zur Universalität und die begriffliche Einheit in Montesquieus Denken an, übernimmt auch seine Kategorien und seine Klimatheorie, meint dann aber, dass Montesquieu etwas vorschnell systematisiert habe, da es ihm noch an der notwendigen umfassenden Empirie und deshalb an der Berücksichtigung aller Individualitäten fehlte. So können die Grundsätze Montesqueus den feineren Nuancen der Regierungsformen sowie den zeitlichen Veränderung nicht gerecht werden. [UBi2,LeeE1:S. 229-230]

1890 Wang, Tao. *Chong ding Faguo zhi lüe* [ID D2299].
Wang schreibt : "A cette époque-là, Montesquieu, Voltaire, Rousseau et d'autres savants ont fait des livres ayant pour but de restreindre le pouvoir du Roi et de défendre les droits du peuple. Tous ceux qui ont lu leurs livres en furent enthousiasmés et se décidèrent à réformer l'ancien régime politique." [Rous20:S. 164]

1902 Brief von Huang Zunxian an Liang Qichao. In : Xin ming cong bao ; no 13 (1902).
Huang schreibt : "Au début de mon séjour au Japon, je ne vivais qu'avec des lettrés. Traditionnels, tous très posés et distingués. Dans les années 12-13 de Meiji (1879-1880) les discussions sur la souveraineté populaire étaient à la mode. Au début je fus assez effrayé en les entendant. Puis je pris les oeuvres de Rousseau et de Montesquieu et les lus. Il se produisit alors un changement dans mon esprit. Je compris que l'ère de la grande paix ne pouvait exister que dans la démocratie. Mais je ne pouvais en parler à personne. Ensuite je voyageai en Amérique. Je vis l'envie et la ruse des fonctionnaires gouvernementaux, la corruption de la politique et l'agitation des syndicats. A chaque élection présidentielle, c'est la guerre des partis. Au pire, on tombe dans l'anarchie ; si ce n'est pas trop grave, il y a tout de même des assassinats. Cela m'a découragé, car si même dans un pays évolué les choses se passent ainsi, à plus forte raison là où la sagesse du peuple n'est pas encore éveillée." [Rous20:S. 130]

1955 Gedächtnisfeier zum 150. Todestag von Friedrich von Schiller und dem Gedenken von Adam B. Mickiewicz, Charles Montesquieu de Secondat und Hans Christian Andersen am 5. Mai in Beijing. Mao Dun hält die Festrede *Wei le he ping, min zhu he ren lei de jin bu shi ye* [Für den Frieden, die Demokratie und Fortschrittssache der Menschheit]. [ID D11666].
Zhang Jiamou schreibt über Schillers Wallenstein in *Xile de sheng ping he zuo pin* [ID D11667] : Der Schwerpunkt seines frühen Schaffens liegt in der Darstellung des Widerstandes gegen die feudale Unterdrückung und im Streben nach der Demokratie. In den Dramen der späteren Periode werden hauptsächlich der Widerstand gegen die nationale Unterdrückung und der Kampf um Frieden und Freiheit der Menschheit dramatisiert. [Zhu1:S. 51]

Bibliographie : Autor

1734-1738 Montesquieu, Charles de Secondat de. *Quelques remarques sur la Chine que j'ai tirées des conversations que j'ai eues avec M. Ouanges* [Arcade Hoang]. In : Montesquieu, Charles de Secondat de. *Oeuvres complètes : 2 pensées, spicilège, geographica, voyages*. T. 2, Geographica. (Paris : Nagel, 1950). In : Desgraves, Louis. Notes de Montesquieu sur la Chine. In : Revue historique de Bordeaux et du Département de la Gironde (1958). [MS in Bibliothèque municipale de Bordeaux]. [Mon32]

1748 Montesquieu, Charles de Secondat de. *De l'esprit des loix ; ou du rapport que les loix doivent avoir avec la constitution de chaque gouvernement, les moeurs, le climat, la religion, le commerce, & c. à quoi l'auteur a ajouté des recherches nouvelles sur les loix romaines touchant les successions, sur les loix françoises, & sur les loix féodales*. Livres I-XXXI. (Paris : Barillot & fils, 1748). = Montesquieu, Charles de Secondat de. *De l'esprit des loix = De l'esprit des lois...* Vol. 1-3. Nouv. éd., rev. & augmentée par l'auteur, & de son Éloge par M. Dalemberg. (Amsterdam : Par la Compagnie, 1758). (Meilleurs auteurs classiques francais & étrangers). = http://classiques.uqac.ca/classiques/montesquieu/de_esprit_des_lois/de_esprit_des_lois_tdm.html. [Wal 1]

1802 Montesquieu, Charles de Secondat de. *Von den Sinesen*. [Übersetzt von Johann Gottfried Herder]. In : Adrastea ; Bd. 4 (1802). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *Propriété particulière au gouvernement de la Chine*. In : Esprit des loix [ID D1829]. [UBi2]

1900 [Montesquieu, Charles Louis de Secondat]. *Wan fa jing li*. Cheng Bingxi, Zhang Xiangwen yi. In : Yi shu hui bian ; no 1-3 (1900). Teilübersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *L'esprit des lois*. Vol. 1-2. Dalemberg. (Genève : Barrillot, 1748). = Vol. 1-3. Nouv. éd., rev. & augmentée par l'auteur, & de son Eloge par M. Dalemberg. (Amsterdam ; Par la Compagnie, 1758).
萬法精理 [Mon28]

1904 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Mengdesijiu fa yi*. Mengdesijiu yuan ben ; Yan Fu fan yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1904). Übersetzung von : Montesquieu, Charles de Secondat de. *De l'esprit des lois, ou du rapport que les lois doivent avoir avec la constitution de chaque gouvernement, les moeurs, le climat, la religion, le commerce, etc., à quoi l'auteur a ajouté des recherches nouvelles sur les lois romaines touchant les successions, sur les lois françaises et sur les lois féodales*. (Genève : Barillot et fils, 1748).
法意 [Eur,RERO]

1915 [Montesquieu, Charles de Secondat]. *Yu yan jue wei*. Mengdesijiu zhu ; Lin Shu yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1915). = In : Dong fang za zhi ; vol. 12, no 9-10, vol. 13, no 1-4, 6-7 ; vol. 14, no 1-8 (1915-1917). Ubersetzung von Montesquieu, Charles Louis de Secondat. *Lettres persanes*. T. 1-2. (Amsterdam : Pierre Brunel, 1721).
魚雁抉微 [Lin1,Eur,KVK]

1935 [Montesquieu, Charles Louis de Secondat]. *Wan fa jing li : 5 juan*. Vol. 1-3. Mengdesijiu zhuang ; Zhang Xiangwen deng tong yi. (Beijing : Zhongguo di xue hui, 1935). (Nan yuan cong gao ; 13-15). . Mengdesijiu zhu ; Yan Fu yi. Vol. 1-6. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1931). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *L'esprit des lois*. Vol. 1-2. Dalemberg. (Genève : Barrillot, 1748). = Vol. 1-3. Nouv. éd., rev. & augmentée par l'auteur, & de son Eloge par M. Dalemberg. (Amsterdam ; Par la Compagnie, 1758).
萬法精理 : 5卷 [WC]

1958 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Bosi ren xin li*. Mengdesijiu ; Luo Dagang yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1958). (Wai guo wen xue ming zhu cong shu). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *Lettres persanes*. Vol. 1-2. (Amsterdam [i.e. Rouen] : Pierre Brunel, 1721).
波斯人信札 [WC]

1961-1962 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Lun fa de jing shen*. Mengdesijiu zhu ; Zhang Yanshen yi. Vol. 1-2. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1961-1963). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *L'esprit des lois*. Vol. 1-2. Dalemberg. (Genève : Barrillot, 1748). = Vol. 1-3. Nouv. éd., rev. & augmentée par l'auteur, & de son Éloge par M. Dalemberg. (Amsterdam : Par la Compagnie, 1758). [Erste vollständige Übersetzung].
论法的精神 [WC]

1962 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Luoma sheng shuai yuan yin lun*. Mengdesijiu zhu ; Wan Ling yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1962). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Montesquieu, Charles de. *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence*. (Amsterdam : J. Desbordes, 1734).
罗马盛衰原因论 [WC]

1995 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Bosi ren xin zha*. Mengdesijiu zhu ; Liang Shouqiang, Sun Peng yi zhe. (Guangxi : Li jiang, 1995). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *Lettres persanes*. Vol. 1-2. (Amsterdam [i.e. Rouen] : Pierre Brunel, 1721).
波斯人信札 [WC]

2000 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Bosi ren xin li*. Mengdesijiu ; Luo Golin yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 2000). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *Lettres persanes*. Vol. 1-2. (Amsterdam [i.e. Rouen] : Pierre Brunel, 1721).
波斯人信札 [NB]

2001 Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Lun fa de jing shen*. Mengdesijiu zhu ; Sun Lijian, Sun Piqiang, Fan Ruiqing yi. (Xi'an : Shaanxi ren min chu ban she, 2001). (Ying xiang shi jie li shi jin cheng de shu). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *L'esprit des lois*. Vol. 1-2. Dalemberg. (Genève : Barrillot, 1748). = Vol. 1-3. Nouv. éd., rev. & augmentée par l'auteur, & de son Éloge par M. Dalemberg. (Amsterdam : Par la Compagnie, 1758).
论法的精神 [WC]

2003 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Lun fa de jing shen*. Mengdesijiu zhu ; Peng Cheng bian yi. (Taibei : Hua li wen hua, 2003). (Ying xiang li shi jin cheng de shu ; 3). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *L'esprit des lois*. Vol. 1-2. Dalemberg. (Genève : Barrillot, 1748). = Vol. 1-3. Nouv. éd., rev. & augmentée par l'auteur, & de son Éloge par M. Dalemberg. (Amsterdam : Par la Compagnie, 1758).
論法的精神 [WC]

2006 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Lun fa de jing shen*. Mengdesijiu zhu ; Fang Huawen zhu bian ; Yu Yingji, Yu Xinli bian yi. (Xi'an : Shaanxi ren min chu ban she, 2006). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *L'esprit des lois*. Vol. 1-2. Dalemberg. (Genève : Barrillot, 1748). = Vol. 1-3. Nouv. éd., rev. & augmentée par l'auteur, & de son Éloge par M. Dalemberg. (Amsterdam : Par la Compagnie, 1758).
论法的精神 [WC]

2007 [Montesquieu, Charles de Secondat de]. *Lun fa de jing shen*. Mengdesijiu zhu ; Shen Lin yi. (Beijing : Beijing chu ban she, 2007). (Jing dian tong du). Übersetzung von Montesquieu, Charles de Secondat de. *L'esprit des lois*. Vol. 1-2. Dalemberg. (Genève : Barrillot, 1748). = Vol. 1-3. Nouv. éd., rev. & augmentée par l'auteur, & de son Éloge par M. Dalemberg. (Amsterdam : Par la Compagnie, 1758).
论法的精神 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1903 *Zui jin san shi ji da shi bian qian shi*. In : Zhejiang chao ; Febr. 1903. [Kritische Einführung in die Lehren von Rousseau und Montesquieu]. [Mon28]

1924 Carcassone, Elie. *La Chine dans L'esprit des lois*. In : Revue d'histoire littéraire de la France ; Vol. 31 (1924). [OAS]

1950 Rowbotham, Arnold H. *China in the Esprit des lois : Montesquieu and Mgr. Foucquet*. In : Comparative literature ; no 2 (1950). [OAS]

1955 [Baskin, Mark Petrovich]. *Mengdesijiu shi shi ba shi ji Faguo de jie chu si xiang jia*. Zi Jie yi. (Beijing : San lian shu dian, 1955). Übersetzung von Baskin, Mark Petrovich. Sharl' Lui Montesk'e. (Moskva : Izd-vo 'Znanie', 1955).
孟德斯鸠是十八世纪法国的杰出思想家 [WC]

1958 Desgraves, Louis. *Notes de Montesquieu sur la Chine*. In : Revue historique de Bordeaux et du Département de la Gironde (1958). [OAS]

1963 Zhang, Hongsheng. *Mengdesi zhen*. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1963). [Biographie von Montesquieu].
孟德斯鸩 [WC]

1974 Lian, Zhan. *Min zhu zheng zhi de ji shi*. Lian Zhan bian zhu ji. (Taibei : Zheng zhong shu zhu, 1974). (Qing nian li lun cong shu ; 4). [Abhandlung über Demokratie bei John Locke, Charles de Montesquieu, Jean-Jacques Rousseau].
民主政治的基石 [WC]

1983 Harder, Hermann. *La question du 'gouvernement' de la Chine au XVIIIe siècle : Montesquieu et de Brosses chez Mgr Foucquet à Rome*. In : Appréciation par l'Europe de la tradition chinoise à partir du XVIIe siècle. (Paris : Les belles lettres, 1983). (Actes du IIIe Colloque international de sinologie ; 6). [OAS]

1984 Yan, Zhongyi. *Faguo jie chu de qi meng yun dong xue Mengdesijiu*. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1984). (Wai guo li shi xiao cong shu). [Biographie von Montesquieu].
法国杰出的启蒙运动学者孟德斯鸠 [WC]

1988 Chao, D. *Despotism in ancient China : a comparative study of the political thought of Confucius and Montesquieu*. In : The Indian journal of political science ; vol. 49, no 2 (1988). [OAS]

1989 Xu, Minglong. *Mengdesijiu yu Zhongguo*. (Beijing : Guo ji wen hua chu ban song si, 1989). [Abhandlung über Montesquieus Ansichten über China].
孟德斯鸠与中国 [WC]

1990 Hou, Hongxun. *Montesquieu and China*. In : Chinese studies in philosophy ; vol. 22, no 1 (1990). [OAS]

1991 [Shackleton, Robert]. *Mengdesijiu ping zhuan*. Luobote Xiake'erdun zhu ; Liu Mingchen, Shen Yongxing, Xu Minglong yi ; Gu Dezhao, Rongxin jiao. (Beijing : Zhongguo she hui ke xue chu ban she, 1991). Übersetzung von Shackleton, Robert. *Montesquieu : a critical biography*. (London : Oxford University Press, 1961).
孟德斯鸠评传 [WC]

1992 Hou, Hongxun. *Mengdesijiu*. (Taibei : Dong da tu shu gong si, 1993). (Shi jie zhe xue jia cong shu). [Biographie von Montesquieu].
孟德斯鸠 [WC]

1993 Hou, Hongxun. *Mengdesijiu ji qi qi meng si xiang*. (Beijing : Ren min chu ban she, 1992). (Xi fang zhe xue shi yan jiu cong shu). [Abhandlung über politische und soziale Ansichten von Montesquieu].
孟德斯鸠及其启蒙思想 [WC]

1997 [Descraves, Louis]. *Meng de si jiu zhuan*. Degelafu zhu ; Xu Minglong, Zhao Kefei yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1997). (Shi jie ming ren chuan ji cong shu). Übersetzung von Descraves, Louis. *Montesquieu*. (Paris : Mazarine, 1986).
孟德斯鸠传 [WC]

1998 *La Chine entre amour et haine : actes du VIIIe colloque de sinologie de Chantilly*. Sous la direction de Michel Cartier. (Paris : Institut Ricci ; Desclée de Brouwer, 1998). (Variétés sinologiques ; no 87). [OAS]

1999 Zhang, Junhua. *Die schwierige Geburt der Freiheit : eine vergleichende Betrachtung des chinesischen Freiheitsverständnisses vor dem Hintergrund der französischen und der chinesischen Aufklärung*. (Frankfurt a.M. : P. Lang, 1999). (Europäische Hochschulschriften ; Reihe 31, Bd. 448). [Betr. Montesquieu, Jean-Jacques Rousseau, Sun Yatsen]. [OAS]

1999 Zhang, Ming ; Zhang, Guilin. *Mengdesijiu ping zhuan = Montesquieu*. (Beijing : Fa lü chu ban she, 1999). [Biographie von Montesquieu].
孟德斯鸠评传 [WC]

2002 Hou, Hongxun. *"Lun fa de jing shen" dao du*. (Chengdu : Sichuan jiao yu chu ban she, 2002). (Xi fang xue shu ming zhu dao du cong shu). [Abhandlung über *L'esprit des lois* von Montesquieu].
"论法的精神" 导读 [WC]

2003 [Dürkheim, Emile]. *Mengdesijiu yu Lusuo*. Aimi'er Tu'ergan zhu ; Li Luning, Zhao Liwei, Fu Degen yi ; Qu Dong jiao. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2003). (Tu'ergan wen ji ; 5). Übersetzung von Dürkheim, Emile. *Montesquieu et Rousseau : précurseurs de la sociologie*. (Paris : M. Rivière, 1953). (Petite bibliothèque sociologique internationale ; sér. B. Les classiques de la sociologie ; B 1). [Betr. De l'esprit des lois ; Du contrat social].
孟德斯鸠与卢梭 [WC]

2005 [Nikonov]. *Mengdesijiu*. Nikenuofu zhu ; Li Jiantang, Zhu Wei, Ma Zhongping yi. (Zhengzhou : Hai yan chu ban she, 2005). [Abhandlung über Montesquieu ; Übersetzung aus dem Russischen].
孟德斯鸠 [NB]

2008 Fabre, Daniel. *Chinoiserie des lumières : variations sur l'individu-monde*. In : Témoignages, études et essais ; vol. 1-2, no 185-186. [Betr. Montesquieu und Arcade Hoang]. [OAS]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Morand, Paul (Paris 1888-1976 Paris) : Schriftsteller, Diplomat

Bibliographie : Autor

1925 Morand, Paul. *Rien que la terre : voyage par Paul Morand*. (Paris : B. Grasset, 1926). (Les cahiers verts ; 65). [Bericht seiner Reise nach Amerika, Japan, China, Hong Kong bis Bangkok]. [WC]

1929 [Morand, Paul]. *Tian nü yu li*. Muhang zhu ; Dai Wangshu yi. (Shanghai : Shanghai zhi shu ju, 1929). [Übersetzung ausgewählter Novellen von Morand].
天女玉丽 [WC,LeeG1]

Noailles, Anna de = Noailles, Anna-Elisabeth de Brancovan comtesse Mathieu de (Paris 1876-1933 Paris) : Schriftstellerin, Dichterin

Bibliographie : Autor

1933 [Noailles, Anna de]. *Jun yan*. Nuo'ai zhu ; Yang Runyu, Suo, Yi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1933). Übersetzung von Noailles, Anna de. *Le visage émerveillé : roman*. (Paris : Calmann-Lévy, 1904).
俊颜 [Eur]

Nougaret, Pierre Jean Baptiste (La Rochelle 1742-1823 Paris) : Schriftsteller, Dichter, Dramatiker

Bibliographie : Autor

2002 [Nougaret, Pierre Jean Baptiste ; Argens, Jean-Baptiste de Boyer d']. *Lun luo feng chen de cun gu*. Badisite Nujialei zhu ; Chen Xiaoqing yi. Taileisi shuo xing / Buwaye A'errang zhu ; Wei Gu yi. (Changchun : Shi dai wen yi chu ban she, 2002). (Sadan wen cong). Übersetzung von Nougaret, Pierre Jean Baptiste. *Lucette, ou, Les progrès du libertinage*. Vol. 1-3. (Londres : Jean Nourse, 1765-1766). Übersetzung von Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'. *Thérèse philosophe ou Mémoires pour servir à l'histoire du P. Dirrag et de Mlle Eradice, avec l'histoire de Mme Boislaurier*. (La Haye : A la Sphère, 1748).
沦落风尘的村姑 [WC]

Pascal, Blaise (Clermont-Ferrand 1623-1662 Paris) : Philosoph, Schriftsteller, Mathematiker, Physiker

Biographie

1670 Pascal, Blaise. *Histoire de la Chine*. In : Pensées de M. Pascal sur la religion, et sur quelques autres suiets [ID D22584].
Er schreibt : Je ne crois que les histoires dont les témoins se feraient égarger. Il n'est pas question de voir dela en gros. Je vous dis qu'il y a de quoi aveugler et de quoi éclairer. Par ce mot seul, je ruine tous vos raisonnements. "Mais la Chine obsurcit", dites-vous et je réponds : "La Chine obscurcit, mais il y a clareté à trouver ; cherchez-là." Ainsi tout ce que vous dites fait à un des desseins, et rien contre l'autre. Ainsi cela sert et ne nuit pas. Il faut donc voir cela en détail, il faut mettre papiers sur table. Contre l'histoire de la Chine. [PasB1]

Bibliographie : Autor

1670 Pascal, Blaise. *Pensées de M. Pascal sur la religion, et sur quelques autres suiets : qui ont esté trouvéees après sa mort parmy ses papiers*. (Paris : Desprez, 1670). [WC]

1968 [Pascal, Blaise]. *Chen si lu : xuan yi*. Basika yuan zhu ; Meng Xiangsen zhong yi. (Taibei : Shui niu chu ban she, 1968). (Shui niu wen ku, 157). Übersetzung von Pascal, Blaise. *Pensées de M. Pascal sur la religion, et sur quelques autres suiets : qui ont esté trouvéees après sa mort parmy ses papiers*. (Paris : Desprez, 1670).
沉思錄 : 選譯 [WC]

1968 [Pascal, Blaise]. *Shen si lu*. Basiga zhu, Lei Wenbing bian zhuan. (Taizhong : Guang qi chu ban she, 1968). (Shi jie ming zhu cong shu ; 4). Übersetzung von Pascal, Blaise. *Pensées de M. Pascal sur la religion, et sur quelques autres suiets : qui ont esté trouvéees après sa mort parmy ses papiers*. (Paris : Desprez, 1670). [WC]

1991 [Pascal, Blaise]. *Neng gou si xiang de lu wei : Pasika lun ji*. Wang Zijin yi. (Shanghai : Sheng he, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1991). (Shi jie xian zhe ming zhu xuan yi. Mao tou ying wen ku ; 3). [Übersetzung der Essays von Pascal].
能够思想的芦苇 : 帕斯卡论集 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1984 [Krailsheimer, Alban]. *Pasika*. Li Fengbin yi. (Taibei : Lian jing chu ban shi ye gong si, 1984). (Xi fang si xiang jia yi cong, 13). Übersetzung von Krailsheimer, Alban. *Pascal*. (Oxford : Oxford University Press, 1980).
巴斯卡 [WC]

1988 He, Huaihong. *Sheng ming de chen si : Posika'er man shu*. (Beijing : Zhong guo wen lian chu ban gong si, 1988). (Xian dai wen hua xue shu cong shu). [Abhandlung über Blaise Pascal].
生命的沉思 : 帕斯卡尔漫述 [WC]

1991 [Mauriac, François]. Moliyake ; Chen Ruo ; He Huaihong yi. *Pasika'er*. (Beijing : San lian shu dian, 1991). (Xin zhi wen ku, 86). Übersetzung von Mauriac, François. *Pascal*. (Paris : A. Fayard, 1963). (Le signe).
帕斯卡尔 [WC]

1992 [Krailsheimer, Alban]. *Pasika*. Ao'erben Kelai'erximo zhu ; Dai Ruihui, Tan Xuesong yi. (Beijing : Zhongguo she hui ke xue chu ban she, 1992). (Wai guo zhu ming si xiang jia yi cong). Übersetzung von Krailsheimer, Alban. *Pascal*. (Oxford : Oxford University Press, 1980).
帕斯卡 [WC]

1998 [Goldmann, Lucien]. *Yin bi de shangdi*. Lu#xi'an Gedeman zhu ; Cai Hongbin yi. (Tianjin : Bai hua wen yi chu ban she, 1998). (Bo xue cong shu). Übersetzung von Goldmann, Lucien. *Le Dieu caché : étude sur la vision tragique dans les "Pensées" de Pascal et dans le théâtre de Racine*. (Paris : Gallimard, 1955).
隐蔽的上帝 [WC]

2000 Tang, Yi. *Rong mu tan : si xiang sui bi yu wen hua jie du*. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 2000). [Betr. Blaise Pascal].
荣木谭 : 思想随笔与文化解读 [WC]

2000 [Rogers, Ben]. *Basika*. Ban Luojiesi ; Cai Shuhui yi. (Taibei : Mai tian chu ban, 2000). (Yue du zhe xue jia, 23). Übersetzung von Rogers, Ben. *Pascal : in praise vanity*. (London : Phoenix, 1998). (The great philosophers). [Blaise Pascal].
巴斯卡 [WC]

2005 [Jens, Walter ; Küng, Hans]. *Shi yu zong jiao*. Yisi Kun, Waerte Yansi zhu ; Li Yongping yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 2005). Übersetzun von Jens, Walter ; Küng, Hans. *Dichtung und Religion : Pascal, Gryphius, Lessing, Hölderlin, Novalis, Kierkegaard, Dostojewski, Kafka*. (München : Kindler, 1985).
诗与宗教 [WC]

Pastoret, Claud Emmanuel Joseph Pierre de = Pastoret, Claude Emmanuel Joseph Pierre, marquis de (Marseille 1755-1840 Paris) : Minister, Professor Collège de France und Sorbonne

Biographie

1787 Pastoret, Claude Emmanuel Joseph Pierre de. *Zoroastre, Confucius et Mahomet* [ID D20160].
Pastoret schreibt : "Elle [la secte de Confucius] est la plus sage et la plus répandue : tous les lettrés l'ont adoptée. Elle seule a des études réglées et certaines ; elle seule mène aux dignités de l'empire par les talents qu'elle perfectionne et les connaissances dont elle est la source."
"Les oeuvres [de Confucius] sont comme celles de la nature : plus elles sont simples, plus elles sont sublimes et inexplicables."
"Ce que nous avons dit de la Chine, de l'incertitude de son culte et de ses dogmes, annonce que... il sera peu question de Confucius [comme fondateur de religion]... Par une idée juste, mais poussée trop loin, il ne considéra la législation que comme und branche de la morale et dès-lors il ne traça que des préceptes généraux insuffisants pour la conduite légale des hommes."
"Ce qui donne à Confucius la prépondérance morale c'est qu'il avait mieux approfondi le coeur humain, que ses préceptes sont pour tous les âges et pour toutes les nations, que loin de se borner comme les autres à quelques points principaux, il n'en est aucun qu'il n'ait épuisé... la félicité du prince est attachée au bonheur de ses sujets parce qu'elle doit l'être à leur estime."
"[Confucius réduit ses principes] à un petit nombre de devoirs dont il démontre que l'observation est également facile et nécessaire."

Basil Guy : The first section dealing with Confucius, treats of his life and works. The portrait traced by the author is wanting none of the details to which we are accustomed. A discussion of Chinese atheism then follows, as arguments in favour of acknowledging the Confucians' basic lack of belief are countered with those against such an interpretation, the whole neatly capped by an explanation of Confucian toleration. The most striking detail is that, although Confucius rarely pontificated, when he did, it was only where feasts and sacrifices were concerned and not regarding religious blief or faith itself. Thus, his morality could truly be appreciated as that knowledge which made China famous and which is of primary import. The attitude of Pastoret will be repeated and enlarged, when after reiterating the wisdom and profundity of Confcius' teachings, as well as his complete lack of charlatanry. Because of the change in emphasis, the critical spirit has refused to abdicate when faced with both the European and the Chinese tradition by praising or condemning one or the other exlusively. As the crowning example of what could have been done with the Chinese motif in an attempt to rescue it from complete annihilation at the hands of second-rate creators or worse, Pastoret's work is of capital importance. Not once are we led to doubt the serious intent of this study, where it would be impossible to interpret the conclusion. In addition to the moderation of the author's approach and tone, we must note at the very end a bibliography of the printed sources Pastoret consulted to compose this memoir. Not merely by its length, but by the variety and quality of references included in this list, we realize that we are at the dawn of truly modern scholarship. [Guy:S. 378-380]

Bibliographie : Autor

1787 Pastoret, Claude Emmanuel Joseph Pierre de. *Zoroastre, Confucius et Mahomet, comparés comme sectaires, législateurs et moralistes ; avec le tableau de leurs dogmes, de leurs lois & de leur morale*. (Paris : Buisson, 1787). [WC]

Pauw, Cornelius de = Paw, Cornelius de = Paw, Corneille de (1739-1799) : Holländer, eingebürgerter Franzose, Philosoph, Diplomat, Geograph

Biographie

2009 Jacobi, Friedrich Heinrich. *Über die Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois, par Mr. de P[auw]* [ID D20386].
Jacobi schreibt : "Wer unter uns Bücher schriebe, wie die von Confucius, der fände keinen Verleger, oder richtete ihn zu Grunde, so schwer dieses auch ist." "Die Chinesische Sittenlehre, sagt der Hr. v. P., ist mehr dahin gerichtet, eine äusserliche Handlungsweise anzuordnen, als die Sitten zu beherrschen. Sie verzehrt ihre Kraft an kleinen Dingen, und wird ohnmächtig bey den groszen. Wenn man eytle Meynungen, Ceremonien und Gebräuche mit den wesentlichsten Pflichten des Menschen vermengt, so schwächt man in ihm die Gewissensbisse und das Gefühl, welches sie erweckt."
Jacobi übernimmt in seiner ausführlichen Besprechung weitgehend die Position Pauws. Man hätte von Pauws Werk zu lernen, "dasz man nicht, wie man gethan hat, mit einer kindischen und lächerlichen Leichtgläubigkeit alles annehmen müsse, was man in den Nachrichten von China erzählt". [LeeE1:S. 176-177]

Bibliographie : Autor

1773 Pauw, Cornelius de. *Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois*. Par l'Auteur des *Recherches sur les Amériquains*. (Berlin : Chez G.J. Decker, 1773).
http://www.archive.org/stream/recherchesphilos01pauw. [Lust,Wal]

Perrault, Charles (Paris 1628-19703 Paris) : Schriftsteller, Beamter

Bibliographie : Autor

1928 [Perrault, Charles]. *E ma ma de gu shi*. Beiluo'er zhu ; Dai Wanshu yi. (Shanghai : Kai ming shu dian, 1928). (Shi jie shao nian wen xue cong kan). [Übersetzung ausgewählter Märchen von Perrault].
鹅妈妈的故事 [WC]

Perrault, Olivier (Paris 1628-1703 Paris) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1981 *Tong hua shi jie*. Qiu Ling, Ye Junjian, Chen Bochui, Wu Molan, Ren Rongrong, Cao Jinghua yi.Vol. 1-6. (Shanghai : Shao nian er tong chu ban she, 1981). Enthält Märchen von Jacob und Wilhelm Grimm, Hans Christian Andersen, Wilhelm Hauff, Charles Perrault, Valentin Kataev, Walt Disney.
童话世界 [WC]

2005 [Grimm, Jacob ; Grimm, Wilhelm ; Perrault, Olivier]. *Wo zui xi ai de tong hua gu shi*. Antusheng, Gelin xiong di ; Chali Peiluo [Olivier Perrault] zhu ; Lin Yansu yi. (Taibei : Tian xia yuan jian chu ban shi ye gong si, 2005). (Wen xue guan ; 24). Übersetzung der Märchen der Brüder Grimm und Olivier Perrault.
我最喜愛的童話故事. 第1輯 [WC]

Pettit, Charles (Melun 1875-1948 Paris) : Schriftsteller, Journalist

Biographie

1875-1914 Charles Pettit wird als Korrespondent während des Chinesisch-japanischen Krieges 1894-1895 nach China geschickt und bleibt bis 1914. [Bern]

1909 Pettit, Charles. *Pétale de Rose et quelques bonzes* [ID D21788].
Pettit schreibt : "Tout en observant fidèlement les quatre-vingt-douze règles établies par les maîtres pour tracer un trait, je me suis d'abord efforcé à reproduire quarante mille caractères dans l’écriture des bureaux, la savante Li, dans l'écriture courante, la rapide Thsao et enfin, dans l'antique écriture, la superbe Tchouen […] puis je me
suis livré à l'étude approfondie sur le Hiao King, le livre de la piété filiale, et sur le Chi King, le livre des cinq cents odes, et encore sur le Chou King, le livre des annales."

Lucie Bernier : Les différences culturelles et géographiques sont un thème employé pour créer un effet de distanciation et ne s'accompagnent pas toujours de stéréotypes. Le roman de Pettit constitue un bon exemple. Il y évoque la Chine des mandarins et leur mode de vie, entre autres les examens d'état et ce qu'un candidat doit apprendre afin de s'y présenter avec succès. Les mots choisis plongent le lecteur dans un monde tout à fait inconnu. L'auteur l'initie aussi à la philosophie chinoise en y apportant un élément pédagogique et exotique. Mais ses descriptions ne sont pas toutes dépourvues de stéréotypes. Décrivant la langue chinoise, il écrit qu'elle n'est qu'un son cérémonieux qui sort du fond de la gorge. [Bern]

Bibliographie : Autor

1904 Pettit, Charles. *Les amours de Li Ta Tchou*. (Paris : Calmann-Lévy, 1904). [WC]

1907 Pettit, Charles. *Le Chinois de Mademoiselle Bambou : roman sino-japonais*. (Paris : C. Lévy, 1907). [WC]

1909 Pettit, Charles. *Pétale de Rose et quelques bonzes*. (Paris : Calmann-Lévy, 1909). [Bern]

1920 Pettit, Charles. *Le fils du grand eunuque : roman de la vieille Chine*. (Paris : Flammarion, 1920). [WC]

1926 Pettit, Charles. *L'impuissance d'un puissant général : roman chinois*. (Paris : E. Flammarion, 1926). [WC]

1927 Pettit, Charles. *La Chinoise qui s'émancipe*. (Paris : Les éditions de France, 1927). [WC]

1928 Pettit, Charles. *La femme qui commanda à cinq cent millions d'hommes : Tseu-hi, impératrice de Chine (1835-1908)*. (Paris : Ed. du Laurier, 1928). (Collection 'Les grandes figures'). [Cixi]. [WC]

Philippe, Charles-Louis (Cérilly, Allier 1874-1909) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1928 [Philippe, Charles-Louis]. *Shi ren ren zhong de hua*. Lu Xun yi. In : Da zhong wen yi ; vol. 1, no 2 (1928). Übersetzung von Philippe, Charles-Louis. *Histoire d'anthropophages*. In : Philippe, Charles-Louis. *Contes du matin*. (Paris : Gallimard, 1916).
食人人種的話 [FiR5]

Piron, Alexis (Dijon 1689-1773 Paris) : Schriftsteller, Jurist

Poivre, Pierre de (Lyon 1719-1786 Lyon) : Intendant von Mauritius und La Réunion, Missionar, Kaufmann, Botanischer Sammler, Gewürzhandel

Biographie

1741 Pierre Poivre kommt in China an und reist nach Guangzhou (Guangdong), Macao und Jakarta um sich über Landwirtschaft und Handel zu informieren. [Int]

1768 Poivre, Pierre de. *Voyages d'un philosophe* [ID D1854].
Poivre schreibt : "China bietet ein hinreissendes Bild dessen, was aus dem ganzen Erdball zu werden vermöchte, wenn die Gesetzte dieses Reiches die Gesetze aller Völker würden. Geht nach Peking ! Bestaunt den Mächtigsten der Sterblichen, er ist das wahre, das vollkommene Bild des Himmels." "Cette grande nation agricole réunit à l'ombre de son agriculture, fondée sur une liberté raisonnable, tous les advantages différents des peuples policés et de ceux qui sont sauvages."

Basil Guy : The work is based upon extensive journey which Poivre undertook in the Far East during the years 1740-1756. Among other things, China is referred as the happiest and best organized country in the world, because from time immemorial its government was founded upon laws which are an expression of nature's modes of operating and which are rooted in the human heart. In conformity with this, its wise government had, in particular, lent support to agriculture as the most important of all practical pursuits. [Guy:S. 344-345,FanW1:S. 344]

Bibliographie : Autor

1768 Poivre, Pierre de. *Voyages d'un philosophe, ou observations sur les moeurs & les arts des peuples de l'Afrique, de l'Asie & de l'Amérique*. (Yverdon : [s.n.], 1768). [Wal 1]

1997 Poivre, Pierre. *Reisen eines Philosophen : 1768*. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Jürgen Osterhammel. (Sigmaringen : Jan Thorbecke, 1997). (Fremde Kulturen in alten Berichten ; Bd. 4). Bericht seiner Reisen nach Amerika, Afrika und Asien. [OAS]

Porto-Riche, Georges de (Bordeaux 1849-1930 Paris) : Dramatiker

Bibliographie : Autor

1934 [Porto-Riche, Georges de]. *Lian ai de fu ren*. Boduolixu zhu ; Wang Liaoyi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Porto-Riche, Georges de. *Amoureuse : comédie en trois actes*. In : Porto-Riche, Georges de. Théâtre d'amour. Vol. 1. (Paris : Ollendorff, 1898-1922). [Aufführung 1891].
戀愛的婦人 [Eur]

Pottier, Eugène (Paris 1816-1887 Paris) : Autor des Kommunismus und der Arbeiterbewegung, der Internationalen

Biographie

1966-1976 Kulturrevolution.
Die Rote Garde, die Kampftruppe maoistischer Jugendlicher, verhelfen Mao Zedong und seinen Anhängern zur gewaltsamen Durchsetzung der Kulturrevolution. Christenverfolgung, die christlichen Kirchen kommen unter die Autorität des Three-Self Patriotic Movement. Die Moscheen werden zerstört und geschlossen. Verfolgung der Muslime und Einschränkung der Religionsfreiheit. Verbot von islamischen Organisationen und des Korans.

Lin Biao hält zum Empfang der Rotgardisten eine Rede auf dem Tiananmen-Platz : Das Ziel der Grossen Proletarischen Kulturrevolution ist die Ausrottung der bürgerlichen Ideologie, die Entfaltung der proletarischen Ideologie, die Umformung des Innersten der Menschen, die Revolutionierung ihres Denkens, die Ausrottung der Wurzeln des Revisionismus und die Festigung und Entwicklung des sozialistischen Systems. Wir werden die den kapitalistischen Weg gehenden Machthaber niederschlagen, die reaktionären bürgerlichen Autoritäten niederschlagen, alle bürgerlichen Konservativen niederschlagen... Wir werden energisch die alten Ideen, die alte Kultur, die alten Sitten und Gebräuche aller Ausbeuterklassen ausmerzen und alle jene Teile des Überbaus, die nicht der sozialistischen Wirtschaftsbasis entsprechen, umformen. Wir werden alle Schädlinge ausmerzen und alle Hindernisse wegräumen...

1966 taucht eine Da zi bao (Wandzeitung mit grosser Schrift) auf Anweisung Mao Zedongs, unterschrieben von sieben Personen in der Beijing-Universität und in allen Zeitungen auf. Die Universität wird "als der schwarze Stützpunkt des Revisionismus" verurteilt. Der Rektor der Beijing-Universität und der Rektor der Qinghua-Universität werden als Repräsentatnen des Revisionismus verurteilt und misshandelt. 1966-1971 gibt es keinen Universitätsbetrieb und alle akademischen Titel werden abgeschafft. Universitäten mit naturwissenschaftlichen und technischen Fakultäten konnen bestehen bleiben. 1971 beginnen die Hochschulen unter der Leitung von Armeeangehörigen und Arbeitern ohne Aufnahmeprüfung Studenten aufzunehmen. Die Lehre von Fremdsprachen wird deshalb von Personen geleitet, die keine Fremdsprache beherrschten und die meisten Studenten haben keine Vorbildung. Es werden keine literarische Werke gelesen, sondern es wird nur Konversation gelehrt.

Die klassische und moderne chinesische Literatur und die Weltliteratur wird negiert. In den Buchhandlungen stehen nur die Werke von Karl Marx, Friedrich Engels, Wladimir Iljitsch Lenin, Iossif Wissarionovitch Stalin und Mao Zedong. In den Bibliotheken darf man keine ausländische Literatur ausleihen, viele Werke werden als Abfall verkauft oder verbrannt, Übersetzungen werden verboten und nur heimlich geschrieben. Die einzigen erlaubten Übersetzungen sind Texte von Eugène Pottier, der Autor der *Internationale* und ausgewählte Gedichte von Georg Weerth wegen seiner Freundschaft mit Karl Marx.
Bertolt Brecht und Huang Zuolin werden während der Kulturrevolution verboten. Huang kommt in Gefangenschaft. [All,EDA,Bre18:S. 55,Dav,ZhaYi2:S. 193-201,Din10:S. 34,ZhaYi1:S. 39]

Bibliographie : Autor

1973 *Guo ji ge, San da ji lü ba xiang zhu yi li shu zi tie*. Liu Bingsen shu xie. (Beijing : Rong bao zhai, 1973). [Enthält] : Übersetzung von Pottier, Eugène. *L'internationale*. (1871).
国际歌#三大　纪律　八項　注意　隷書　字帖 [Eur]

1973 [Pottier, Eugène]. *Baodi'ai shi xuan*. Zhang Yinglun deng yi ; Luo Dagang jiao. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1973). [Erw. Neuaufl. (1981)]. Übersetzung von Pottier, Eugène. *Oeuvres complètes*. Rassemblées, présentées annotées par Pierre Brochon. (Paris : Maspero, 1966). (Voix ; 15).
鮑狄埃詩选 [Eur]

1979 [Pottier, Eugène]. *Ouren Baodi'ai shi xuan*. Li Fengyun, Shen Dali yi zhu ; He Ru jiao. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1979). [Übersetzungen von Gedichten].
歐仁鮑狄埃詩選 [Eur]

Prévost, Marcel (Paris 1862-1941 Paris) : Schriftsteller, Dramatiker

Bibliographie : Autor

1924 [Prévost, Marcel]. *Fu ren shu jian*. Li Jieren yi. (Shanghai : Zhonghua shu ju, 1924). Übersetzung von Prévost, Marcel. *Lettres de femmes*. (Paris : Lemerre, 1892).
婦人書簡 [Flau]

Proust, Marcel (Paris 1871-1922 Paris) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1991 [Proust, Marcel]. *Nü qiu*. Masaier Pulusite zhu ; Zhou Kexi, Zhang Xiaolu, Zhang Yinde yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1991). (Zhui yi si shui nian hua ; 5). Übersetzung von Proust, Marcel. *La prisonnière*. Vol. 1-2. (Paris : Editions de la Nouvelle revue franc#aise, 1923).
女囚 [Eur]

1997 [Proust, Marcel]. *Qu si wan jia na bian*. Masaier Pulusite zhu ; Zhou Kexi yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 2004). (Zhui xun shi qu de shi guang ; 1). Übersetzung von Proust, Marcel. *A la recherche du temps perdu*. 8 vol. in 13. (Paris : Ed. de La nouvelle revue française ; Paris : B. Grasset, 1913-1927). Vol. 1 : *Du côté de chez Swann*. (1913).
去斯万家那边 [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

2008 [De Man, Paul]. *Yue du de yu yan : Lusuo, Nicai, Li'erke he Pulusite de bi yu yu yan*. Bao'er De Man zhu ; Sheng Yong yi. (Tianjin : Tianjin ren min chu ban she, 2008). (Yelu xue pai jie gou zhu yi pi ping yi cong). Übersetzung von De Man, Paul. *Allegories of reading : figural language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*. (New Haven : Yale University Press, 1979).
阅读的寓言 : 卢梭, 尼采, 里尔克和普鲁斯特的比喻语言 [WC]

Queffélec, Yann (Paris 1949-) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1996 [Queffélec, Yann ; Merle, Robert]. *Ye man de hun li*. Yang Gaifeileike, Luobei'er Mei'erle zhu ; Liu Mingjian zhu bian. (Beijing : Beijing shi fan da xue chu ban she, 1996). (Shi jie zhu ming wen xue jiang wen cong). Übersetzung von Queffélec, Yann. *Les noces barbares : roman*. (Paris : Gallimard, 1985).
野蠻的婚禮 [Eur]

Quesnay, François = Kuinai (Méré bei Versailles 1694-1774 Versailles) : Arzt, Nationalökonom, Philosoph, Begründer der Physiokratenschule

Biographie

1767.1 Quesnay, François. *Le despotisme de la Chine* [ID D1850]. (1)

AVANT-PROPOS

On comprend le gouvernement de la Chine sous le nom de 'despotisme', parce que le souverain de cet empire réunit en lui seul toute l'autorité suprême. 'Despote' signifie MAITRE ou SEIGNEUR : ce titre peut donc s'étendre aux souverains qui exercent un pouvoir absolu réglé par les lois, et aux souverains qui ont usurpé un pouvoir arbitraire qu'ils exercent en bien ou en mal sur des nations dont le gouvernement n'est pas assuré par des lois fondamentales. II y a donc des despotes légitimes et des despotes arbitraires et illégitimes. Dans le premier cas, le titre de despote ne paraît pas différer de celui de monarque; mais ce dernier titre se donne à tous les rois, c'est-à-dire à ceux dont l'autorité est unique et absolue, et à ceux dont l'autorité est partagée ou modifiée par la constitution des gouvernements dont ils sont les chefs. On peut faire la même observation sur le titre d'empereur: il y a donc des monarques, des empereurs, des rois, qui sont despotes et d'autres qui ne le sont pas. Dans le despotisme arbitraire, le nom de despote est presque toujours regardé comme un titre injurieux qu'on donne à un souverain arbitraire et tyrannique.

L'empereur de la Chine est un despote; mais en quel sens lui donne-t-on cette dénomination ? II me paraît qu'assez généralement en Europe on a des idées peu favorables sur le gouvernement de cet empire; je me suis aperçu, au contraire, par les relations de la Chine, que sa constitution est fondée sur des lois sages et irrévocables, que l'empereur fait observer, et qu'il observe lui-meme exactement: on en pourra juger par la simple compilation de ces relations mêmes qu'on va donner ici sous ce point de vue.

CHAPITRE PREMIER

1. *Introduction.*

C'est au fameux Marc Paul, Vénitien, qu'on dut, dans le 13e siècle, les premières connaissances de la Chine; mais tout ce qu'il rapportait de l'ancienneté de cette monarchie, de la sagesse de ses lois et de son gouvernement, de la fertilité, de l'opulence, du commerce florissant, de la multitude prodigieuse d'habitants qu'il attribuait à cet empire, de la sagesse de ce peuple, de sa politesse, de son goût pour les arts et les sciences, parut incroyable. Tous ces récits passèrent pour autant de fables. Une relation si extraordinaire semblait plutôt le fruit d'une imagination enjouée que le rapport d'un observateur fidèle. On trouvait de l'absurdité à croire qu'il put exister à 3000 lieues de nous, un empire si puissant qui l'emportait sur les Etats les mieux policés de l'Europe. Quoi! au delà de tant de nations barbares, à l'extrémité du monde, un peuple aussi ancien, aussi sage, et aussi civilisé que le représentait le voyageur vénitien! C'etait une chimère qui ne pouvait trouver de foi que dans les esprits simples et crédules.

Les temps dissipèrent ces préjugés; les premiers missionnaires qui pénétrèrent à la Chine, vers la fin du quinzième siècle, publièrent quelques relations de ce royaume; elles s'accordaient avec celles de Marc Paul; elles vérifièrent ses recits; on rendit justice à sa sincerité. Le témoignage unanime de plusieurs personnes dont l'état et l'intelligence garantissaient la fidelité de leurs rapports, subjugua tous les esprits; l'incertitude fit place a la conviction; celle-ci entraîna à la surprise et l'admiration.

Depuis cette époque, le nombre des relations s'est multiplié à l'infini; cependant on ne peut se flatter de connaître assez parfaitement cet empire et ses productions pour avoir des notions parfaitement exactes de cette belle contrée. On ne peut guère compter que sur les mémoires des missionnaires; mais la sublimité de leur vocation, la sainteté de leurs travaux ne leur permettaient guère d'étudier des objets de pure curiosité; d'ailleurs la nécessité de se livrer à des sciences arbitraires pour les faire servir de rempart à leurs occupations apostoliques, ne leur a laissé que le temps de nous donner exactement le résultat de leurs opérations geométriques et les dimensions précises d'un empire si étendu.

S'ils y ont joint des connaissances sur l'histoire morale et politique, ce qu'ils ont dit, quoiqu'assez satisfaisant, n'est pas cependant traité aussi profondément qu'il aurait pu l'être. On les accuse d'avoir, en plus d'une occasion, sacrifié la verité à des préjugés de leur état, et de n'avoir pas toujours autant de fidélité dans leurs récits que de zèle dans leurs missions.

A l'égard des productions de cette vaste contrée, ils n'ont pas eu assez de loisir pour se livrer à cette étude, et c'est dans l'histoire de la Chine la partie la plus défectueuse. Toutes les inductions qu'on peut tirer de leurs rapports, c'est que la nature offre en ces climats la même sagesse, la même intelligence et la même variété que dans le nôtre, avec cette différence qu'elle semble avoir rassemblé dans cette seule contrée presque toutes les productions qu'on trouve dispersées dans le reste de l'univers ; cette bienfaisance de la nature n'a pas permis aux missionnaires de nous donner sur ces objets une instruction complète.

Le père Duhalde [Du Halde] a pris soin de rassembler différents mémoires et d'en faire un corps d'histoire. Le mérite de l'ouvrage est assez connu ; c'est d'après cet écrivain que nous avons traité de cet empire, mais sans nous dispenser d'avoir recours aux originaux dont il s'est servi.

Nous avons aussi consulté plusieurs autres voyageurs qui ont écrit sur la Chine et dont le père Duhalde n'a pas fait mention : tels que Marc Paul, Emmanuel Pinto, Navarette, Espagnol et missionnaire dominicain ; les voyageurs hollandais, Gemelli Carerri, Laurent Lange, envoyé du czar Pierre à l'empereur de la Chine, le gentil Ysbrant Ides, l'amiral Anson, et plusieurs autres.

2. *Origine de l'empire de la Chine*.
La nuit des temps, qui confond tout, n'a pas épargné l'origine des Chinois. L'histoire ancienne de presque tous les peuples n'est qu'un tissu de fables inventées par l'orgueil ou produites par l'ignorance et la barbarie qui ont précédé la formation des sociétés. Plus un peuple est devenu célèbre, plus il y a prétendu accroître son lustre en tâchant d'ensevelir sa source dans les siècles les plus reculés ; c'est ce qu'on impute aux antiquités chinoises.
Leur histoire nous apprend que Fohi ayant été élu roi environ 3000 ans avant Jésus-Christ (c'est à peu près du temps du Noé, ce souverain civilisa les Chinois et fit différentes lois également sages et justes. Les annales ne se contentent pas de nous représenter ce prince comme un habile législatuer ; elles nous le donnent encore pour un mathématicien profond, pour un génie créateur auquel on doit de belles inventions : il apprit à entourer les villes de murs ; il imposa différents noms aux familles, afin de les distinguer ; il inventa des figures symboliques pour publier les lois qu'il avait faites. En effet les hommes étaient instruits ailleurs de ces connaissances, vers ces temps-là ; car elles avaient déjà fait beaucoup de progrès en Egypte dès le temps de Jacob.
A Fohi, les historiens chinois font succéder Chin-nong. Cet empereur apprit à ses sujets à semer les grains ; à tirer du sel de l'eau de la mer, et des sucs salutaires de plusieurs plantes ; il favorisa aussi beaucoup le commerce et il établit des marchés publics. Quelques historiens placent sept empereurs après Chin-nong ; mais les autres lui font succéder immédiatement Hoang-ti.
C'est à ce prince qu'on rapporte l'origine du cycle sexagénaire, du calendrier, de la sphère, et de tout ce qui concerne les nombres et les mesures. Suivant la même histoire, il fut aussi l'inventeur de la monnaie, de la musique, des cloches, des trompettes, des tambours et de différents autres instruments ; des arcs, des flèches et de l'architecture ; il trouva encore l'art d'élever des vers à soie, de filer leurs productions, de les teindre en différentes couleurs et d'en faire des habits ; de construire des ponts, des berques et des chariots qu'il faisait tirer par des boeufs. Enfin c'est sous le règne de ces trois empereurs que les chinois fixent l'époque de la découverte de toutes les sciences et de tous les arts en usage parmi eux.
Après Hoang-ti régnèrent successivement Chao-hao : son fils, Tchuen-hio, Tcho, Yao et Xun. Sous le règne d'Yao, dit l'histoire chinoise, le soleil parut dix jours de suite sur l'horizon, ce qui fit craindre un embrasement général.
Les auteurs anglais de l'histoire universelle sont, de tous les écrivains, ceux qui paraissent avoir le plus combattu toutes les preuves qu'on a voulu donner de l'antiquité chinoise. C'est dans leurs ouvrages qu'on peut puiser les raisons qui pourraient faire rejeter l'opinion du père Duhalde et de ses partisans. Cet historien fixe la première époque de la chronologie chinoise au règne de Fohi, 2357 avant J.-C. et la fait suivre sans interruption jusqu'à notre temps ; ce qui comprend une période de 4000 ans. M. Shuckford a adopté ce système, en conjecturant que l'arche s'est arrêtée sur des montagnes près des frontières de la Chine. Il a donné pour ancêtres aux Chinois les enfants que Noé eut après le déluge ; et il fait mourir ce patriarche dans cette contrée, après un séjour de 350 ans. Ce savant prétend que Fohi et Noé ne sont qu'un même personnage.
Les écrivains anglais, après avoir démontré clairement que par le texte de la Genèse et par les circonstances qui y sont rapportées, on ne peut entendre que l'arche s'arrêta près de la Chine, mais sur le mont Ararat, situé en Arménie, passent aux preuves alléguées par le père Duhalde. Ils sont bien éloignés de regarder comme démonstratif ce que cet historien rapporte des neuf premiers empereurs et de leur règne. La durée de ces règnes, suivant les historiens anglais, comprend une période de 712 années, et fait la base de la chronologie chinoise ; mais rien, disent-ils, n'est moins solide que tout ce qu'on raconte depuis Fohi jusqu'au règne d'Yu, qui succéda à Xun au temps d'Abraham. A ce règne d'Yu commence l'ordre des dynasties ou familles qui ont occupé le trône juqu'à présent. Avant lui, l'histoire chinoise est mêlée de fables.
Sans insister sur la chronologie de Moïse, qui paraît contrarier celle des Chinois, il suffit, disent-ils, d'avoir donné le précis des premiers temps pour faire voir combien toute leur histoire est destituée de fondement. Les preuves les plus plausibles que l'on puisse alléguer en sa faveur se réduisent au témoignage de Confucius, à l'opinion des Chinois et à leurs observations astronomiques. Mais comment se rendre à ces raisons ? Confucius se plaint que de son temps on manquait de bons mémoires historiques. L'opinion de la nation démontre seulement le même faible que tout autre peuple a pour s'arroger l'antiquité la plus reculée ; et c'est un effet de l'orgueil, qui, loin d'être un motif de crédulité, devient une raison de plus pour rejeter toute cette antiquité chimérique. Quant aux observations astronomiques, l'exemple que le P. Martini dit avoir lu dans les livres chinois, que le soleil parut dix jours de suite, est-il bien propre à donner une idée avantageuse des connaissances des Chinois dans cette partie ? Il en est de même de l'éclipse observée 2155 ans avant le commencement de notre ère. Est-il probable que ces peuples aient pu faire alors des observations tant soit peu passables ; eux qui, dans le seizième siècle depuis la naissance du Sauveur, lorsque les jésuites

arrivèrent à la Chine, n'avaient encore que des notions fort imparfaites de l'astronomie, puisque des Mahométans étaient chargés de la formation de leur calendrier et de toutes les observations relatives à cette science. "C'est ce que nous croyons pouvoir démontrer, disent les critiques anglais, par une savante et curieuse lettre de M. Costard, publiés dans les transactions philosophiques des mois de mars, août et mai de 1747." D'ailleurs, quelle apparence y a-t-il que les trois premiers monarques aient inventé toutes les sciences et tous les arts libéraux ; qu'ils y aient fait en si peu de temps des progrès si étonnants ? Nous en inférons, disent ces savants étrangers, qu'on ne peut fonder l'antiquité fabuleuse des Chinois sur tous les récits de leurs historiens, et qu'il faut les croire qu'avec discernement.
Leur période historique ne doit avoir commencé que bien du temps après le règne d'Yu. M. Fouquet [Foucquet], évêque titulaire d'Eleuteropolis, a publié même une table chronologique de l'empire de la Chine (Tabula chro. Historiae Sinicae, connexa cum cyclo qui vulgo Kiat-se dicitur. Romae 1729), dressée par un seigneur tartare qui était vice-roi de canton, l'an 1720 ; ce chronologiste l'avait tirée des grandes annales de la Chine. Cette table fixe le commencement de la véritable chronologie environ à quatre siècles avant la naissance du Sauveur. M. Fouquet [Foucquet] affirme de plus qu'on pourrait, sans risquer de se tromper, rapprocher cette époque un peu plus de notre temps ; il convient à la vérité que la nation chinoise a sa source dans les temps voisins du déluge ; mais il nie que leur histoire puisse mériter une entière créance, avant la période que nous venons n'indiquer. M. F. Fourmont observe que cette opinion est aujourd'hui presque universellement reçue par les missionnaires ; les auteurs même de Kang-mu ou Grandes Annales Chinoises, conviennent aussi de bonne foi que la chronologie qui remonte au delà de 400 ans avant notre ère, est souvent suspecte. Un auteur très versé dans l'histoire chinoise (Monsieur Bayer), n'a pas meilleure opinion des mémoires de ces peuples.
Les auteurs anglais ne s'en tiennent pas à combattre ainsi leurs adversaires ; ils prétendent encore prouver (Histoire universelle, tome XIII, in-4. Amsterdam, 1752, pages 13 et 112) que la Chine n'était que médiocrement peuplée l'an 1300 avant l'ère chrétienne.
Si la Chine, poursuivent encore nos historiens anglais, eût été un grand et puissant empire, comme elle l'est depuis plusieurs siècles, malgré le caractère réservé des Chinois, on aurait eu quelques connaissances de leurs richesses, de leur pouvoir et de leur génie ; les Perses en auraient su quelque chose avant la destruction de leur monarchie ; de même les Grecs, jusqu'au temps d'Hérodote, n'auraient pas ignoré l'existence du peuple chinois s'il eût fait une figure considérable dans le monde, mais il n'en est point parlé dans l'histoire avant qu'Alexandre pénétrât dans l'Inde, et même alors il n'en est rien dit qui soit de la moindre importance. Les plus anciens historiens, soit grecs, soit latins, n'ont fait aucune mention des Chinois. Moïse, Manethon, Hérodote et d'autres écrivains de la plus haute antiquité, ne parlent ni des Chinois ni de la Chine. (Cependant certains passages de Diodore de Sicile et de Quintecure citent des habitants du royaume Sophitien comme un peuple fameux par l'excellence de son gouvernement, et ce même pays est appelé Cathéa par Strabon ; plusieurs savants présument que Quintecurce, Diodore de Sicile et Strabon ont voulu parler de la Chine ; mais les auteurs anglais sont d'un sentiment contraire).
Il paraîtrait, par tout ce qu'on vient de voir, que les Chinois des derniers siècles auraient corrompu leurs annales ; que les connaissances qu'ils avaient reçues par tradition de leur aïeux, touchant la cosmogonie, la création de l'homme, le déluge, etc., auraient été appliquées à l'ancien état monarchique de la Chine ; qu'ils auraient aussi rapporté à leur cycle sexagénaire divers événements beaucoup antérieurs à son invention : cependant, concluent nos historiens, nous devons tenir un milieu entre les deux extrémités opposées et reconnaître que les plus anciens mémoires chinois renferment quelques vérités.
Tout cet extrait est tiré presque entièrement des mélanges intéressants et curieux dont l'auteur paraît avoir adopté l'opinion des anglais. Néanmoins toutes les preuves qu'ils allèguent seraient fort faciles à réfuter, quant à ce qui concerne les évènements remarquables des règnes d'Yao, de Xun et d'Hiu, à peu près contemporains d'Abraham.
M. de Guignes vient de rappeler le sentiment de M. Huet, qui est que les Chinois tirent leur origine des Egyptiens ; cet académicien a voulu l'appuyer de faits assez probables : il s'est aperçu que les anciens caractères chinois avaient beaucoup de ressemblance avec les hiéroglyphes égyptiens, et qu'ils n'étaient que des espèces de monogrammes formés des lettres égyptiennes et phéniciennes ; il entreprend de démontrer aussi que les premiers empereurs de la Chine sont les anciens rois de Thèbes et d'Egypte : une réflexion assez simple lui semble autoriser le système qui donne à la nation chinoise une origine égyptienne. Les arts et les sciences florissaient à la China avant le règne d'Yao, tandis que les peuples voisins vivaient encore dans la barbarie ; il est donc naturel de conclure, dit-il, que les Chinois sortaient d'une nation déjà policée, qui ne se trouvait point alors dans la partie orientale de l'Asie. Si l'on trouve des monuments égyptiens jusque dans les Indes, ainsi que les témoignages de plusieurs voyageurs le confirment, il ne sera pas difficile de se persuader que les vaisseaux phéniciens ont transporté dans ce pay quelques colonies égyptiennes qui de là ont pénétré à la Chine environ

douze cents ans avant Jésus-Christ, en apportant leur histoire avec eux. (Introduction à l'Histoire de l'univers, tome VII, page 620).
M. l'abbé Barthelemi, dans un mémoire lu à l'Académie des belles-lettres le 18 avril 1763, a tâché d'appuyer le système de M. de Guignes, en démontrant que l'ancienne language égyptienne lui paraît avoir beaucoup de rapport avec l'hébreu et le chinois, etc.
Il est étonnant qu'on n'ait pas fait plus tôt une réflexion fort simple, qui pourrait être appuyée d'un développement curieux. Quand même on démontrerait l'identité des Chinois et des Egyptiens, pourquoi ne supposerait-on pas que ces derniers viennent de la Chine, ou plutôt que les uns et les autres ont une origine commune ? C'est un sentiment qu'il serait, ce semble, fort aisé de rendre aussi vraisemblable que le système des académiciens français. Quelle assurance ont donc nos dissertateurs que les arts et les sciences étaient inconnus des anciens Chaldéens, aux temps voisins d'Abraham, et par conséquent sous le règne d'Yao ? Les Indes, qu'ils regardent eux-mêmes comme l'origine immédiate des premiers législateurs chinois, ne confrontent-elles pas d'un côté à la Chine, et de l'autre à la Chaldée ? Si les sciences, les hiéroglyphes et les arts étaient partis de là, pour s'établir dans la Chine qui est à l'orient et dans l'Egypte qui est à l'occident, que deviendraient les conjectures ? Au reste, toutes ces discussions purement historiques sont ici d'une très médiocre conséquence.
Les objets les plus intéressants sont les lois établies par Yao, par Xun et par quelques autres, les grands ouvrages entrepris sous leurs règnes pour la prospérité de l'agriculture et du commerce des denrées, les monuments qu'ils ont laissés de leur science et de leur sagesse.
Des écrivains superficiels, qui ne cherchent que des faits et des dates, ont écrit que ces magnifiques institutions, si relevées dans les ouvrages très authentiques de Confucius, 'ne méritaient pas l'attention des savants'. L'absurdité de ce jugement est un sûr préservatif contre tous les autres raisonnements de ces compilateurs.
Le défaut d'une chronologie parfaitement réglée, les lacunes que le temps a causées dans les anciens mémoires historiques, et le mélange des fables qu'on y a substituées, ne peuvent raisonnablement faire rejeter des faits certains. attestés d'âge en âge et confirmés par des monuments de la plus extrême importance comme de la plus grand authenticité.
La chronologie des livres de Moïse a donné lieu à trois opinions qui ne paraissent pas décidées. Toutes les histoires des Grecs, des Romains et des autres peuples, même les plus modernes, sont mêlées de fables et souffrent des éclipses, néanmoins le fond des événements passe pour authentique, surtout quand il est reconnu par les plus anciens écrivains éclairés, et attesté par des monuments. C'est le cas des évènements célèbres arrivés sous les empereurs Quao et Xun.
Nous ne nous arrêtons pas à fouilleur dans les fastes de la monarchie chinoise pour en tirer les noms des empereurs et pour rendre raison de leur célébrité. Notre plan ne pourrait comporter cette histoire, qui demanderait trop d'étendue ; il est aisé de concevoir que, dans le nombre de deux cent trente empereurs, il s'en est trouvé sûrement plusieurs de recommandables par leurs belles qualités, par leur habileté et leurs vertus, d'autres qui ont été en horreur par leurs méchancetés, par leur ignorance et par leurs vices. Le P. Duhalde a donné une histoire chronologique de tout ce qui s'est passé de plus remarquable sous le règne de ces souverains (t. I, page 279) ; on peut la consulter. Pour nous, notre tâche va se borner à faire connaître la forme du gouvernement chinois et à donner une idée de tout ce qui s'y rapporte.
Les premiers souverains de la Chine, dont les lois et les actions principales sont indubitables, furent tous de fort bons princes. On les voit uniquement occupés à faire fleurir leur empire par de justes lois et des arts utiles. Mais il y eut ensuite plusieurs souverains qui se livrèrent à l'oisiveté, aux dérèglements et à la cruauté, et qui fournirent à leurs successeurs de funestes exemples du danger auquel un empereur de la Chine s'expose lorsqu'il s'attire le mépris ou la heine de ses sujets. Il y en a eu qui ont été assez imprudents pour oser exercer, à l'appui des forces militaires, un despotisme arbitraire et qui ont été abandonnés par des armées qui ont mis les armes bas lorsqu'ils voulaient les employer à combattre contre la nation. Il n'y a point de peuple plus soumis à son souverain que la nation chinoise, parce qu'elle est fort instruite sur les devoirs réciproques du prince et des sujets, et par cette raison elle est aussi la plus susceptile d'aversion contre les infracteurs de la loi naturelle et des préceptes de morale formant le fond de la religion du pays et de l'instruction continuelle et respectable entretenue majestueusement par le gouvernement. Ces enseignements si imposants forment un lien sacré et habituel entre le souverain et ses sujets. L'empereur Tehuen-Hio joignit le sacerdoce à la couronne, et régla qu'il n'y aurait que le souverain qui offrirait solennement des sacrifices : ce qui s'observe encore maintenant à la Chine. L'empereur y est le seul pontife, et lorsqu'il se trouve hors d'état de remplir les fonctions de sacrificateur, il députe quelqu'un pour tenir sa place. Cette réunion du sacerdoce avec l'empire, empêche une foule de troubles et de divisions, qui n'ont été que trop ordinaires dans les pays où les prêtres cherchèrent autrefois à s'attribuer certaines prérogatives incompatibles avec la qualité de sujets.

L'empereur Kao-sin fut le premier qui donna l'exemple de la polygamie ; il eut jusqu'à quatre femmes ; ses successeurs jugèrent à propos de l'imiter. Quoique la plupart des monarques chinois eussent établi des lois et de sages règlements, cependant Yao, huitième empereur de la Chine, est regardé comme le premier législateur de la nation et peut-être réellement fut-il le premier empereur. Ce fut en même temps le modèle de tous les souverains dignes du trône ; c'est sur lui et sur son successeur appelé Xun, que les empereurs jaloux de leur gloire tâchent de se former : en effet, ces deux princes eurent les qualités qui font les grands rois, et jamais la nation chinoise ne fut si heureuse que sous leur empire.
Yao ne se borna pas à faire le bonheur de ses sujets pendant sa vie ; lorsqu'il fut question de se donner un successeur, il résolut d'étouffer les mouvements de la tendresse paternelle, et de n'avoir égard qu'aux intérêts de son peuple : "Je connais mon fils, disait-il ; sous de beaux dehors de vertus il cache des vices qui ne sont que trop réels". Comme il ne savait pas encore sur qui faire tomber son choix, on lui proposa un laboureur nommé Xun, que mille vertus rendaient digne du trône. Yao le fit venir, et pour éprouver ses talents, il lui confia le gouvernement d'une province. Xun se comporta avec tant de sagesse que le monarque chinois l'associa à l'empire, et lui donna ses deux filles en mariage ; Yao vécut encore vingt-huit ans dans une parfaite union avec son collège.
Lorsqu'il se vit sur le point de mourir, il appela Xun, lui exposa les obligations d'un roi et l'exhorta à les bien remplir ; à peine eut-il achevé son discours qu'il rendit son dernier soupir, laissant après lui neuf enfants qui se virent exclus de la couronne parce qu'ils n'avaient pas été jugés dignes de la porter. Il mourut à l'âge de 218 ans ; la dynastie qui commence à la mort de ce souverain est appelée Hiu, c'est à celle que commence l'énumération des dynasties de l'empire de Chine.
Après la mort de l'empereur, Xun se renferina pendant trois ans dans le sépulcre de Yao pour se livrer aux sentiments de douleur que lui causait la mort d'un prince qu'il regardait comme son père ; c'est de là qu'est venu l'usage de porter à la Chine pendant trois années le deuil de ses parents.
Le règne de Xun ne fut pas moins glorieux que celui de son prédécesseur ; une des principales attentions de ce prince fut de faire fleurir l'agriculture ; il défendit expressément aux gouverneurs des provinces de détourner les laboureurs de leurs travaux ordinaires pour les employer à tout autre ouvrage que la culture des campagnes. Cet empereur vivait environ du temps d'Abraham.
Pour se mettre en état de bien gouverner, Xun eut recours à un moyen qui doit paraître bien extraordinaire. Ce monarque publia une ordonnance par laquelle il permettait à ses sujets de marquer sur une table exposée en public ce qu'ils auraient trouvé de repréhensible dans la conduite de leur souverain.
Il s'associa un collègue avec lequel il vécut toujours de bonne intelligence ; après un règne aussi long qu'heureux, il mourut et laissa la couronne à celui qui lui avait aidé à en porter le fardeau.
Yu, c'est le nom de ce nouveau monarque, marcha sur les traces de ses illustres prédécesseurs : on ne pouvait mieux lui faire sa cour qu'en lui donnant des avis sur sa conduite, et il ne trouvait point d'occupation plus digne d'un prince que celle de rendre la justice aux peuples ; jamais roi ne fut plus accessible. Afin qu'on pût parler plus facilement, il fit attacher aux portes de son palais, une cloche, un tambour et trois tables, l'une de fer, l'autre de pierre et la troisième de plumb ; il fit ensuite afficher une ordonnance par laquelle il enjoignait à tous ceux qui voulaient lui parler, de frapper sur ces instruments ou sur ces tables, suivant la nature des affaires qu'on avait à lui communiquer. On rapporte qu'un jour il quitta deux fois la table au son de la cloche, et qu'un autre jour il sortit trois fois du bain pour recevoir les plaintes qu'on voulait lui faire. Il avait coutume de dire qu'un souverain doit se conduire avec autant de précaution que s'il marchait sur la glace ; que rien n'est plus difficile que de régner ; que les dangers naissent sous les pas des monarques ; qu'il a toujours a craindre s'il se livre entièrement à ses plaisirs ; qu'il doit fuir l'oisiveté, faire un bon choix de ses ministres, suivre leurs avis et exécuter avec promptitude un projet concerté avec sagesse.
Un prince qui connaissait si bien les obligations de la royauté était bien capable de les remplir ; ce fut sous son règne qu'on inventa le vin chinois qui se fait avec le riz. L'empereur n'en eut pas plutôt goûté qu'il en témoigna du chagrin ; cette liqueur, dit-il, causera les plus grands troubles dans l'empire. Il bannit de ses Etats l'inventeur de ce breuvage et défendit sous de grièves peines d'en composer à l'avenir : cette précaution fut inutile. Yu eut pour successeur son fils aîné, qui s'appelait Ti-Kistin, qui ne régna pas moins glorieusement que celui qui venait de lui laisser la couronne. Tai-Kaus fut son successeur ; l'ivrognerie le renversa du trône et donna lieu à une suite d'usurpateurs et de tyrans malheureux, dont le mauvais sort fut une leçon bien effrayante pour les souverains de cet empire.
Sous le règne de Ling, vingt-troisième empereur de la quatrième famille héréditaire, naquit le célèbre Confucius, que les Chinois regardent comme le plus grand des docteurs, le plus grand réformateur de la législation, de la morale et de la religion de cet empire, qui était déchu de son ancienne splendeur ; on aura encore occasion dans la suite de s'étendre davantage sur la vie, sur les vertus et sur les traverses de ce philosophe célèbre, qui soutint avec un courage inébranlable toutes les oppositions et les oppressions que rencontrent quelquefois les sages dont les travaux tendent ouvertement au

rétablissement de l'ordre dans leur patrie. Il vivait 597 ans avant Jésus-Christ. Il n'avait que trois ans lorsqu'il perdit son père, qui était premier ministre dans la principauté de Tou. Confucius ne tarda pas à se faire une grand réputation.

Il avait à sa suite trois mille disciples, dont soixante-et-douze étaient fort distingués par leur savoir, et entre ceu-ci il en comptait dix si consommés en toutes sortes de connaissances, qu'on les appelait par excellence les dix philosophes.

Le grand mérite de ce sage maître l'éleva à la dignité de premier ministre du royaume de Loti. Ses règlements utiles changèrent la face de tout le pays. Il réforma les abus qui s'y étaient glissés, et il y rétablit la bonne foi dans le commerce. Les jeunes gens apprirent de lui à respecter les vieillards et à honorer leurs parents jusqu'après leur mort; il inspira aux personnes du sexe la douceur, la modestie, l'amour de la chasteté, et fit régner parmi les peuples la candeur, la droiture et toutes les vertus civiles. Confucius écrivit les guerres que s'étaient faites pendant deux cents ans les princes tributaires de l'empereur; il mourut âgé de soixante-et-treize ans. On conserve à la Chine la plus grande vénération pour ce philosophe. Il est regardé comme le maître et le docteur de l'empire, ses ouvrages ont une si grande autorité que ce serait un crime punissable si l'on s'avisait d'y faire le moindre changement. Dès qu'on cite un passage de sa doctrine, toute dispute cesse, et les lettrés les plus opiniâtres sont obligés de se rendre.

Il y a dans presque toutes les villes des espèces de palais où les mandarins et les gradués s'assemblent en certains temps de l'année pour rendre leurs devoirs à Confucius. Dans le pays qui donna la naissance à ce fameux philosophe, les Chinois ont élevé plusieurs monuments qui sont autant de témoignages publics de leur reconnaissance. Hi-Tsong, roi des Tartares, voulant donner des marques publiques de l'estime qu'il faisait des lettres et de ceux qui les cultivaient, alla visiter la salle de Confucius et lui rendit, à la manière chinoise, les mêmes honneurs qu'on rend aux rois. Les courtisans ne pouvant goûter que leur maître honorât de la sorte un homme dont l'état n'avait selon eux, rien de fort illustre, lui en témoignèrent leur surprise. "S'il ne mérite pas ces honneurs par sa qualité, répondit le monarque tartare, il en est digne par l'excellente doctrine qu'il a enseignée." La famille de Confucius se conserve en ligne directe depuis plus de deux mille ans.

3. *Etendue et prospérité de l'empire de la Chine*.
Cet empire est borné à l'orient par la mer, dite la Mer orientale, au nord par la grande muraille qui le sépare de la Tartarie ; à l'ouest par de hautes montagnes, des déserts de sable ; au sud par l'océan, les royaumes de Tonquin et de Cochinchine.
Les soins et l'exactitude que les missionnaires ont apportés aux observations astronomiques et aux mesures qu'ils ont faites dans cette belle contrée, ne laissent pas plus d'incertitude sur la situation que sur son étendue ; il résulte de leurs observations que la Chine, sans y comprendre la Tartarie qui en est dépendante, est presque carrée : elle n'a pas moins de 500 de nos lieues du sud au nord et de 450 des mêmes lieues de l'est à l'ouest, de façon que la circonférence est de 1900 lieues.
Mais si l'on veut avoir l'exacte dimension de l'empire entier de la Chine, il faut compter depuis les limites qui ont été réglées entre le czar et le souverain de cet Etat au cinquante-cinquième degré, on trouvera qu'il n'a pas moins de 900 lieues d'étendue, depuis l'extrémité de la Tartarie sujette de cet empereur, jusqu'à la pointe la plus méridionale de l'île de Haynang, au vingtième degré un peu au delà du tropique du Cancer.
Il n'est pas aussi facile de statuer positivement sur l'étymologie du nom de Chine, que les Européens donnent à cet empire. Les Chinois n'en font point d'usage et n'on pas même un nom fixe pour leur pays ; on l'appelait sous la race précédente Royaume de la grande splendeur, son nom actuel est Royaume de la grande pureté.
Quoiqu'il en soit du temps où les Européens ont donné ce nom de Chine à cet empire et du nom qu'il porte actuellement, on ne peut disconvenir que cet Etat ne soit le plus beau pays de l'univers, le plus peuplé et le plus florissant royaume que l'on connaisse ; en sorte qu'un empire comme celui de la Chine vaut autant que toute l'Europe, si elle était réunie sous un seul souverain.
La Chine se partage en quinze provinces ; la plus petite, au rapport du père Lecomte, est si fertile et si peuplée, qu'elle pourrait seule former un Etat considérable. "Un prince qui en serait le maître, dit cet auteur, aurait assurément assez de biens et de sujets pour contenter une ambition bien réglée".
Chaque province se divise encore en plusieurs cantons, dont chacun a pour capitale un Fou, c'est-à-dire une ville du premier rang. Ce Fou renferme un tribunal supérieur, duquel relèvent plusieurs autres juridictions situées dans des villes du second rang, qu'on appelle T-cheous, qui président à leur tour sur de moins considérables, appelées H-yens, ou villes du troisième rang, sans parler d'une multitude de bourgs et de villages, dont plusieurs sont aussi grands que nos villes.
Pour donner une idée générale du nombre et de la grandeur des villes de la Chine, il nous suffira de rapporter ici les termes du P. Lecomte.
"J'ai vu, dit-il, sept ou huit villages plus grandes que Paris, sans compter plusieurs autres où je n'ai pas été et auxquelles la géographie chinoise donne la même grandeur. Il y a plus de quatre-vingts villes du premier ordre, qui sont comme Lyon, Rouen ou Bordeaux. Parmi deux cents du second ordre, il y en a plus de cent comme Orléans et entre environ douze cents du troisième, on en trouve cinq à six cents aussi considérables que Dijon ou la Rochelle, sans parler d'un nombre prodigieux de villages qui surpassent en grandeur et en nombre d'habitants les villes de Marennes, de S. Jean-de-Lus. Ce ne sont point ici des exagérations, ni des rapports sur la foi des autres : j'ai parcouru moi-même la plus grande partie de la Chine et deux mille lieues que j'ai faites peuvent rendre mon témoingnage non suspect."
La vaste étendue de la Chine fait aisément concevoir que la température de l'air et l'influence des corps célestes ne sont pas partout les mêmes : on peut juger de là que la diversité des climats n'exige pas différentes formes de gouvernements. Les provinces septentrionales sont très froides en hiver, tandis que celles du sud sont toujours tempérées ; en été la chaleur est supportable dans les premières et excessive dans les autres.
Autant il y a de différence dans le climat des provinces, autant il s'en trouve dans la surface des terres et dans les qualités du territoire : les provinces de Yun-nan, de Que-cheu, de Se-techuen et de For-kien, sont trop montagneuses pour être cultivées dans toutes leurs parties. Celle de Tche-kyang, quoique très fertile du côté de l'orient, a des montagnes affreuses à l'occident, etc. Quant aux provinces de Hon-nan, de Aou-quang, de Kiang-si, de Pe-tchelli et Chan-tong, elles sont bien cultivées et très fécondes.
Si la Chine jouit d'une heureuse abondance, elle en est redevable autant à la profondeur et à la bonté de ses terres qu'à la grande quantité de rivières, de lacs et de canaux dont elle est arrosée. Il n'y a point de ville, ni même de bourgade, surtout dans les provinces mériodionales, qui ne soit sur les bords ou d'une rivière ou d'un lac, de quelque canal ou d'un ruisseau.
Les grands lacs et grand nombre d'autres moins considérables, joints à la quantité de sources et de ruisseaux qui descendent des montagnes, ont beaucoup exercé l'industrie des chinois ; ils en retirent de grands avantages par une multitude de canaux qui servent à fertiliser les terres et à établir des communications aisées d'une province ou d'une ville à une autre.
Pour ne pas interrompre la communication par terre, d'espace en espace on a élevé des ponts de cinq

ou six arches dont celle du milieu est extrêmement haute. Toutes les voûtes sont bien cintrées, et les piles sont si menues qu'on dirait de loin que toutes les arches sont suspendues en l'air.
Tous les canaux de la Chine sont très bien entretenus et on a apporté les plus grands soins à rendre toutes les rivières propres à la navigation ; quoiqu'il y en ait plusieurs qui passent à travers des montagnes et des rochers extrêmement raides et escarpés, le halage des bateaux et des barques n'en est pas moins facile. A force de travaux on est parvenu à couper, en une infinité d'endroits, le pied des rochers et à pratiquer un chemin uni pour ceux qui tirent les barques.
Cependant, malgré l'industrie et la sobriété du peuple chinois, malgré la fertilité de ses terres et l'abondance qui y règne, il est peu de pays où il y ait autant de pauvreté dans le menu peuple.
Quel que soit cet empire, il est trop étroit pour la multitude qui l'habite. L'Europe réunie ne fournirait pas autant d'hommes et de familles.
Cette multiplication prodigieuse du peuple, si utile et si désirée dans nos Etats d'Europe (où l'on croit que la grande population est la source de l'opulence ; en prenant l'effet pour la cause, car partout la population surpasse l'opulence : ce sont les richesses qui multiplient les richesses et les hommes ; mais la propagation des hommes s'étend toujours au delà des richesses) ; cette multiplication y produit quelquefois de funestes effets. On voit des gens si pauvres que, ne pouvant fournir à leurs enfants les aliments nécessaires, ils les exposent dans les rues. On croira que l'aumône n'est pas assez excitée par le gouvernement pour le secours des indigents ; mais l'aumône ne pourrait pas y suppléer, car dans l'ordre de la distribution des subsistances, les salaires payés aux hommes pour leurs travaux les font subsister ; ce qui se distribue en aumône est un retranchement dans la distribution des salaires qui font vivre les hommes dénués de biens ; ceux qui ont des revenus n'en peuvent jour qu'à l'aide des travaux et des services de ceux qui n'en ont pas, la dépense des uns est au profit des autres ; la consommation des productions de haut prix est payée à ceux qui les font naître et leur rend les dépenses nécessaires pour les produire ; c'est ainsi que les dépenses multiplient et perpétuent les richesses. L'aumône est nécessaire pour pourvoir aux besoins pressants de l'indigent, qui est dans l'impuissance d'y pourvoir par lui-même ; mais c'est toujours autant de détourné de l'ordre des travaux et de la distribution des richesses, qui font renaître les richesses nécessaires pour la subsistance des hommes ; ainsi, quand la population excède les richesses, l'aumône ne peut suppléer à l'indigence inévitable par l'excès de population.
La misère produit à la Chine une quantité énorme d'esclaves ou de gens qui s'engagent sous condition de pouvoir se racheter : un homme vend quelquefois son fils, se vend lui-même avec sa famille, pour un prix très médiocre ; le gouvernement, d'ailleurs si attentif, ferme les yeux sur ces inconvénients et ce spectacle affreux se renouvelle tous les jours (Histoire générale des voyages).
L'autorité des maîtres sur les esclaves se borne aux devoirs ordinaires du service et ils les traitent comme leurs enfants, aussi leur attachement est-il inviolable pour leurs patrons. Si quelque esclave s'enrichit par son industrie, le maître n'a pas droit d'envahir son bien et il peut se racheter si son maître y consent, ou si dans son engagement il en a retenu le droit (Mélanges intéressants et curieux).
Tout le monde se faisant un devoir d'être entretenu proprement, ce n'est que par un travail continuel qu'on peut y pourvoir ; aussi n'est-il point de nation plus laborieuse, point de peuple plus sobre et plus industrieux.
Un Chinois passe les jours entiers à bêcher ou remuer la terre à force de bras ; souvent même, après avoir resté pendant une journée dans l'eau jusqu'aux genoux, il se trouve fort heureux de trouver le soir chez lui du riz, des herbes et un peu de thé. Mais ce paysan a sa liberté et sa propriété aussurée ; il n'est point exposé à être dépouillé par des impositions arbitraires, ni par des exaction de publicains, qui déconcertent les habitants des campagnes et leur font abandonner un travail qui leur attire des disgrâces beaucoup plus redoutables que le travail même. Les hommes sont fort laborieux partout où ils sont assurés du bénéfice de leur travail ; quelque médiocre que soit ce bénéfice, il leur est d'autant plus précieux que c'est leur seule ressource pour pourvoir autant qu'ils le peuvent à leurs besoins.
Les artisans courent les villes du matin au soir pour chercher pratique: la plupart des ouvriers à la Chine travaillent dans les
maisons particulières. Par exemple, veut-on se faire un habit ? le tailleur vient chez vous le matin et s'en retourne le soir; il en est ainsi de tous les artisans, ils courent continuellement les rues pour chercher du travail jusqu'aux forgerons qui portent avec eux leur enclume et leur fourneau, pour des ouvrages ordinaires; les barbiers mêmes, si l'on en croit les missionnaires, se promènent dans les rues, un fauteuil sur les épaules, le bassin et le coquemar à la main. Tout le monde avec de la bonne volonté, sans infortunes et sans maladie, trouve le moyen de subsister; comme il n'y a pas un pouce de terre cultivable inutile dans l'empire, de même il n'y a personne, ni homme ni femme, quel que soit son âge, fût-il sourd ou aveugle, qui ne gagne aisément sa vie. Les moulins pour moudre le grain sont la plupart à bras, une infinité de pauvres gens et d'aveugles sont occupés à ce travail.
Enfin toutes les inventions que peut chercher l'industrie, tous les avantages que la nécessité peut faire

valoir, toutes les ressources qu'inspire l'intérêt sont ici employées et mises à profit. Grand nombre de misérables ne doivent leur subsistance qu'au soin qu'ils ont de ramasser les chiffons et les balayures de toutes espèces qu'on jette dans les rues. On fait même trafic d'ordures encore plus sales, pour fertiliser la terre; dans toutes les provinces de la Chine, on voit une infinité de gens qui portent des seaux à cet usage; d'autres vont sur les canaux qui règnent derrière les maisons, remplir leurs barques à toute heure du jour; les Chinois n'en sont pas plus étonnés qu'on l'est en Europe de voir passer des porteurs d'eau; les paysans viennent dans les maisons acheter ces sortes d'ordures et donnent en paiement du bois, de l'huile, des légumes, etc. Dans toutes les villes il y a des lieux publics dont les maîtres tirent de grands avantages.

4. *Ordres des citoyens*.

On ne distingue que deux ordres parmi la nation chinoise, la noblesse et le peuple; le premier comprend les princes du sang, les gens qualifiés, les mandarins et les lettrés. Le second les laboureurs, les marchands, les artisans, etc.

Il n'y a point de noblesse héréditaire à la Chine ; le mérite et la capacité d'un homme marquent seuls le rang où il doit être placé. Les enfants du premier ministre de l'empire ont leur fortune à faire et ne jouissent d'aucune considération ; si leur inclination les porte à l'oisiveté ou s'ils manquent de talents, ils tombent au rang du peuple et sont souvent obligés d'exercer les plus viles professions ; cependant un fils succède aux biens de son père, mais pour lui succéder dans ses dignités et jouir de sa réputation, il faut s'élever par les mêmes degrés ; c'est ce qui fait attacher toutes les espérances à l'étude, comme à la seule route qui conduit aux honneurs.

Les titres permanents de distinction n'appartiennent qu'aux membres de la famille régnante ; outre le rang de prince, que leur donne leur naissance, ils jouissent de cinq degrés d'honneur, qui répondent à peu près à ceux de duc, de comte, de marquis, de vicomte et de baron, que nous connaissons en Europe.

Ceux qui épousent des filles d'empereurs, participent à des distinctions comme ses propres enfants ; en leur assure des revenus destinés à soutenir leur dignités, mais ils n'ont aucun pouvoir. La Chine a encore des princes étrangers à la maison impériale ; tels sont les descendants des dynasties précédentes, qui portent la ceinture rouge pour marquer leur distinction, ou ceux dont les ancêtres ont acquis ce titre par des services rendus à leur patrie.

Le premier empereur de la dynastie tartare qui règne aujourd'hui, créa trois titres d'honneur pour ses frères, qui étaient en grand nombre et qui l'avaient aidé dans sa conquête. Ce sont les princes du premier, du second, du troisième rang, que les empereurs appellent Regules. Le même empereur érigea encore plusieurs autres titres du quatrième rang s'appellent 'Pet-tse' ; ceux du cinquième 'Cong-heon' ; ce cinquième degré est au-dessus des plus grands mandarins de l'empire ; mais les princes de tous les rangs inférieurs ne sont distingués des mandarins que par la ceinture jaune, qui est commune à tous les princes du sang régnants, de quelque rang qu'ils puissent être. La polygamie fait que tous ces princes se multiplient infiniment ; et quoique revêtus de la ceinture jaune, il s'en trouve beaucoup qui sont réduits à la dernière pauvreté.

On comte encore parmi les nobles, premièrement ceux qui ont été mandarins dans les provinces, soit qu'ils aient été congédiés, ce qui leur arrive presque tous, soit qu'ils se soient volontairement retirés avec la permission du prince, ou soit qu'ils se soient procurés certaine titres d'honneurs qui leur donnent le privilège de visiter les mandarins et qui par là leur attirent le respect du peuple.

Secondement, tous les étudiants, depuis l'âge de quinze à seize ans jusqu'à quarante, subissent les examens établis par l'usage.

Mais la famille la plus illustre de la Chine et la seule à qui la noblesse soit transmise par héritage, est celle du philosophe Confucius. Elle est sans doute la plus ancienne du monde, puisqu'elle s'est conservée en droite ligne depuis plus de deux mille ans. En considération de cet homme célèbre qui en est la source, tous les empereurs ont depuis constamment honoré un de ses descendants du titre de 'Cong', qui répond à celui de duc.

Une des troisièmes marques de noblesse consiste dans les titres d'honneur que l'empereur accorde aux personnes d'un mérite éclatant. En Europe, la noblesse passe des pères aux enfants et à leur postérité; à la Chine, elle passe au contraire des enfants aux pères et aux ancêtres de leurs pères. Le prince étend la noblesse qu'il donne jusqu'à la quatrième, la cinquième et même la dixième génération passée, suivant les services rendus au public; il la fait remonter, par des lettres expresses, au père, à la mère, au grandpère qu'il honore d'un titre particulier; sur ce principe que les vertus doivent être attribuées à l'exemple et aux soins particuliers de leurs ancêtres.

Le second ordre des citoyens comprend tous ceux qui n'ont pas pris des degrés littéraires; les laboureurs tiennent le premier rang, puis les marchands et généralement tous les artisans, les paysans, manouvriers et tout ce qui compose le menu peuple.

5. *Des forces militaires*.
L'état militaire, à la Chine, a ses tribunaux comme le gouvernement civil. Tous les mandarins de la guerre prennent trois degrés, comme les mandarins civils. Ils sont divisés en neuf classes, qui forment un grand nombre de tribunaux. Les Chinois ont un général, dont les fonctions sont à peu près les mêmes qu'en Europe. Il a sous lui divers officiers dans les provinces, qui représentent nos lieutenants-généraux. A ceux-ci sont subordonnés des mandarins, comme nos colonels ; ces derniers commandent à des officiers dont les grades subalternes répondent à ceux de capitaines, de lieutenants et d'enseignes.
On compte cinq tribunaux militaires à Pékin. Les mandarins de ces tribunaux sont distingués par différents noms ; tels que 'mandarins de l'arrière-garde, mandarins de l'aile gauche, mandarins de l'aile droite, madarins du centre, mandarins d'avant-garde'. Ces tribunaux ont pour présidents des mandarins du premier ordre et sont subordonnés à un sixième tribunal, dont le président est un des plus grands seigneurs de l'empire et s'appelle Yong-Chin-Fou. Son autorité s'étend sur tous les militaires de la cour. Mais afin de modérer ce pouvoir extraordinaire, on lui donne pour assistant un mandarin de lettres et deux inspecteurs qui entrent avec lui dans l'administration des armes. Outre cela, lorsqu'il est question d'exécuter quelque projet militaire, le Yong-Ching-Fou prend les ordres de la cour souveraine Ping-Pou, qui a toute la milice de l'empire sous sa juridiction.
Tous les différents tribunaux militaires ayant la même méthode que les tribunaux civils, de procéder et de rendre leurs décisions, nous n'en donnerons pas ici d'autres éclaircissements.
On fait monter le nombre des villes fortifiées et des citadelles à plus de deux mille, sans compter les tours, les redoutes et les châteaux de la grande muraille qui ont des noms particuliers. Il n'y a pas de ville ou de bourg qui n'ait des troupes pour sa défense. Le nombre des soldats que l'empereur entretient dans son empire est, suivant le P. Duhal [Du Halde], de sept cent soixante mille. Tous ces soldats, dont la plus grande partie compose la cavalerie, sont bien vêtus et entretenus très proprement. Leurs armes sont des sabres et des mousquets. Leur solde se paye tous les trois mois. Enfin, la condition de ces soldats est si bonne qu'on n'a pas besoin d'employer ni la ruse, ni la force pour les enrôler : c'est un établissement pour un homme que d'exercer la profession des armes et chacun s'empresse de s'y faire admettre, soit par protection, soit par présent. Il est vrai que ce qui ajoute un agrément au métier de soldat, c'est que chacun fait ordinairement son service dans le canton qu'il habite. Quant à la discipline, elle est assez bien observée et les troupes sont souvent exercées par leurs officiers, mais leur tactique n'a pas grande étendue.
Leur marine militaire est peu considérable et assez négligée. Comme les Chinois n'ont pas de voisins redoutables du côté de la mer et qu'ils s'occupent fort peu du commerce extérieur, ils ont peu de besoin de marine militaire pour leur défense et pour la protection d'une marine marchande, protection fort onéreuse. Cependant ils ont eu quelquefois des armées navales assez considérables et conformes aux temps où la construction et la force des vaisseaux étaient à un degré bien inférieur à l'état où elles sont aujourd'hui chez les nations maritimes de l'Europe. La navigation chinoise a fait peu de progrès à cet égard.
Mais il faut convenir que sur les rivières et sur les canaux, ils ont une adresse qui nous manque; avec très peu de matelots, ils conduisent des barques aussi grandes que nos vaisseaux. Il y en a un si grand nombre dans les provinces méridionales, qu'on en tient toujours neuf mille neuf cent quatre-vingt-dix-neuf pour le service de l'empereur et de l'Etat. Leur adresse à naviguer sur les torrents, dit le P. Lecomte, a quelque chose de surprenant et d'incroyable; ils forcent presque la nature et voyagent hardiment sur des endroits que les autres peuples n'oseraient seulement regarder sans frayeur. [Ques1]

1767.2 Quesnay, François. *Le despotisme de la Chine* [ID D1850]. (2)

CHAPITRE II.

LOIS FONDAMENTALES DE L'EMPIRE.

1. *Lois naturelles*.

Le premier objet du culte des Chinois est l'être suprême; ils l'adorent comme le principe de tout, sous le nom de Chang-ti, qui

veut dire souverain, empereur; ou Tien, qui signifie la même chose. Suivant les interprètes chinois, Tien est l'esprit qui préside au ciel, et ils regardent le ciel comme le plus parfait ouvrage de l'auteur de la nature. Car l'aspect du ciel a toujours attiré la vénération des hommes attentifs à la beauté et à la sublimité de l'ordre naturel; c'est là où les lois immuables du créateur se manifestent le plus sensiblement ; mais ces lois ne doivent pas se l'apporter simplement à une partie de l'univers, elles sont les lois générales de toutes ses parties. Mais ce mot se prend aussi pour signifier le ciel matériel, et cette acception dépend du sujet où on l'applique. Les Chinois disent que le père est le Tien d'une famille, le vice-roi, le Tien d'une province; l'empereur, le Tien de l'empire. Ils rendent un culte inférieur à des esprits subordonnés au premier être et qui suivant eux président aux villes, aux rivières, aux montagnes.

Tous les livres canoniques et surtout celui appelé Chu King, nous représentent le 'Tien' comme le créateur de tout ce qui existe, le père des peuples ; c'est un être indépendant qui peut tout, qui connaît jusqu'aux plus profonds secrets de nos coeurs ; c'est lui qui régit l'univers, qui prévoit, recule, avance et détermine à son gré tous les évènements d'ici-bas ; sa sainteté égale sa toute-puissance, et sa justice sa souveraine bonté ; rien dans les hommes ne le touche que la vertu ; le pauvre sous le chaume, le roi sur un trône qu'il renverse à son gré, éprouvent également son équité et reçoivent la punition due à leurs crimes. Les calamités publiques sont des avertissements qu'il emploie pour exiter les hommes à l'amour de l'honnêteté ; mais sa miséricorde, sa clémence surpassent sa sévérité, la plus sûre voie d'éloigner son indignation, c'est de réformer de mauvaises moeurs. Ils l'appellent le père, le seigneur ; et ils assurent que tout culte extérieur ne peut plaire au 'Tien' s'il ne part du coeur et s'il n'est animé par des sentiments intérieurs.

Il est dit encore dans ces mêmes livres que le Chang-ti est infiniment éclairé, qu'il s'est servi de nos parents pour nous transmettre, par le mélange du sang, ce qu'il y a en nous d'animal et de matériel ; mais qu'il nous a donné lui-même une âme intelligente et capapble de penser, qui nous distingue des bêtes ; qu'il aime tellement la vertu que, pour lui offrir des sacrifices, il ne suffit pas que l'empereur, à qui appartient cette fonction, joigne le sacerdoce à la royauté ; qu'il faut de plus qu'il soit vertueux et pénitent ; qu'avant le sacrifice, il ait expié ses fautes par le jeûne et les larmes ; que nous ne pouvons atteindre à la hauteur des pensée et des conseils de cet être sublime ; qu'on ne doit pas croire néanmoins qu'il soit trop élevé pour penser aux choses d'ici-bas ; qu'il examine par lui-même toutes nos actions et que son tribunal, pour nous juger, est établi au fond de nos consciences.

Les empereurs ont toujours regardé comme une de leurs principales obligations, celle d'observer les rites primitifs et d'en remplir les fonctions. Comme chefs de la nation, ils sont empereurs pour gouverner, maîtres pour instruire et prêtres pour sacrifier.

L'empereur, est-il dit dans leurs livres canoniques, est le seul à qui il soit permis de rendre au Chang-ti un culte solennel ; le Chang-ti l'a adopté pour son fils ; c'est le principal héritier de sa grandeurs sur la terre, il l'arme de son autorité, le charge de ses ordres et le comble de ses bienfaits.

Pour sacrifier au maître de l'univers, il ne faut pas moins que la personne la plus élevée de l'empire. Que le souverain descende de son trône ! qu'il s'humilie en la présence du Chang-ti ! qu'il attire ainsi les bénédictions du ciel sur son peuple ! c'est le premier de ses devoirs.

Aussi est-il difficile de décrire avec quelle ardeur ces empereurs se livrent à leur zèle pour le culte et les sacrifices ; quelle idée ils se sont formée de la justice et de la bonté du maître des souverains. Dans des temps de calamités, offir des sacrifices au 'Tien' lui adresser des voeux, ce n'est pas les seuls moyens qu'ils emploient pour exciter sa miséricorde ; ils s'appliquent encore à rechercher avec soin les défauts secrets, les vices cachés qui ont pu attirer ce châtiment.

En 1725 il y eut une inondaton terrible, causée par le débordement d'un grand fleuve ; les mandarins supérieurs ne manquèrent pas d'attribuer la cause de ce malheur à la négligence des mandarins subalternes. "Ne jetez pas cette faute sur les mandarins, répondit le souverain, c'est moi qui suis coupable ; ces alamités affligent mon peuple parce que je manque des vertus que je devrais avoir. Pensons à nous corriger de nos défauts et à remédier à l'inondation ; à l'égard des mandarins que vous accusez, je leur pardonne ; je n'accuse que moi-même de mon peu de vertu."

Le P. Lecomte cite un exemple si frappant du respect religieux d'un de ces empereurs, que nous croyons faire plaisir de le rapporter ; il dit l'avoir tiré de l'histoire des Chinois.

Depuis sept années consécutives, une affreuse extrémité tenait le peuple dans l'accablement ; prières, jeûnes, pénitences, tout avait été employé inutilement ; l'empereur ne savait plus par quel moyen il

pourrait terminer la misère publique et arrêter la colère du souverain de l'univers. Son amour pour son peuple lui suggéra de s'offrir lui-même pour victime. Rempli de ce généreux dessein, il assemble tous les grands de l'empire ; il se dépouille en leur présence de ses habits royaux et se revêt d'un habit de paille ; puis les pieds et la tête nus, il s'avance avec toute la cour jusqu'à une montagne éloignée de la ville ; c'est alors qu'après s'être prosterné neuf fois jusqu'à terre, il adressa ce discours à l'être suprême : "Seigneur, vous n'ignorez pas les misères où nous sommes réduits, ce sont mes péchés qui les ont attirées sur mon peuple et je viens ici pour vous en faire un humble aveu à la face du ciel et de la terre ; pour être mieux en état de me corriger, permettez mois, SOUVERAIN MAÎTRE DU MONDE, de vous demander ce qui vous a particulièrement déplu en ma personne; est-ce la magnificence de mon palais, j'aurai soin d'en retrancher. Peut-être que l'abondance des mets et la délicatesse de ma table ont attiré la disette? dorénavant on n'y verra que frugalité, que tempérance. Que si tout cela ne suffit pas pour apaiser votre juste colore et qu'il vous faille une victime: me voici, SEIGNEUR, et je consens de bon coeur à mourir, pourvu que vous épargniez ces bons peuples. Que la pluie tombe sur leurs campagnes pour soulager leurs besoins, et la foudre sur ma tête, pour satisfaire à votre justice."
Cette piété du prince, dit notre missionnaire, toucha le ciel. L'air se chargea de nuages et une pluie universelle procura, dans le temps, une abondante récolte dans tout l'empire. Que l'évènement soit naturel ou miraculeux, cela n'exige pas de discussion ; notre but est seulement de prouver quelle est la religion des empereurs de la Chine et leur amour pour leurs sujets; nous ne pouvons douter que ce trait n'ait bien secondé nos intentions.
Le culte et les sacrifices à un être suprême se perpétuèrent durant plusieurs siècles sans être infectés d'aucune idolâtrie (qui est toujours proscrite par les lois) ; et le zèle des empereurs est toujours le même; ils ont voulu cultiver de leurs propres mains un champ dont le blé, le riz et les autres productions sont aussi offertes en sacrifices.
Magalhens, jésuite, observe que les Chinois ont quatre principaux jeunes, qui répondent aux quatre saisons de l'année. Ces pénitences nationales durent trois jours avant les sacrifices solennels.
Lorsqu'on veut implorer la faveur du ciel dans les temps de peste, de famine, dans les tremblements de terre, les inondations extraordinaires et dans toutes les autres calamités publiques, les mandarins vivent séparément de leurs femmes, passent la nuit et le jour à leurs tribunaux, s'abstiennent de la viande et du vin, etc.; l'empereur même garde la solitude dans son palais.
Quelques princes feudataires voulurent porter atteinte à cette religion et déranger ce beau système de subordination, établi par les premiers rois. Ils suggérèrent aux peuples la crainte des esprits, en les effrayant par des prestiges et par des moyens surnaturels en apparence. Les maisons se trouvèrent infectées de malins esprits. La populace, toujours superstitieuse, se trouvant assemblée pour les sacrifices solennels à Chang-ti, demandait qu'on en offrit aux esprits ; les temples retentissaient de ses clameurs; c'était là le germe d'une idolâtrie pernicieuse. Il fut étouffé par l'empereur, en exterminant les fauteurs de ce tumulte qui étaient au nombre de neuf, et l'ordre fut rétabli. Ce fut ce même empereur qui, réfléchissant sur l'inconvénient qu'il y avait à rassembler un peuple oisif et turbulent dans le lieu même où se faisaient les sacrifices solennels, sépara l'endroit destiné aux cérémonies des sacrifices, de celui qui servait aux instructions. Il établit en même temps deux grands mandarins pour présider au culte religieux. L'un eut la direction du cérémonial, l'autre veillait à l'instruction du peuple.
Pour ce qui est de la doctrine sur l'immortalité de l'âme, elle est peu développée dans les livres canoniques. Ils placent bien l'âme des hommes vertueux auprès du Chang-ti; mais ils ne s'expliquent pas clairement sur les châtiments éternels dans une autre vie. Ils reconnaissent la justice divine sur ce point, sans en pénétrer les jugements. De même, quoi qu'ils assurent que l'être suprême a créé tout de rien, on ne sait s'ils entendent une véritable action sur le néant, ou une production précédée du néant. Ces subtilités théologiques ne peuvent guère se démêler par les lumières de la raison qui les a guidés dans cette doctrine. Cependant, dit le P. Duhalde, il est constant qu'ils croient l'existence de l'âme après la mort et qu'ils n'ont pas avancé, comme certains philosophes grecs, que la matière, dont les êtres corporels sont composés, est éternelle.
Il est à remarquer que pendant plus de deux mille ans la nation chinoise a reconnu, respecté et honoré un être suprême, le souverain maître de l'univers, sous le nom de Chang-ti, sans qu'on y aperçoive aucuns vestiges d'idolâtrie. Ce n'est que quelques siècles après Confucius que la statue de Fo fut apportée des Indes et que les idolâtres commencèrent à infecter l'empire. Mais les lettrés, inviolablement attachés à la doctrine de leurs ancêtres, n'ont jamais reçu les atteintes de la contagion.
On doit convenir aussi que ce qui a beaucoup contribué à maintenir à la Chine le culte des premiers temps, c'est l'établissement d'un tribunal souverain, presque aussi ancien que l'empire, et dont le pouvoir s'étend à condamner et réprimer les superstitions dont il peut découvrir les sources. Cette cour souveraine s'appelle le tribunal des rites.
Tous les missionnaires qui ont vu les décrets de ce tribunal s'accordent à dire que quoique les membres qui le composent exercent quelquefois, dans le particulier, différentes pratiques superstitieuses,

lorsqu'ils sont assemblés en corps pour leurs délibérations communes ils n'avaient qu'une voix pour les condamner.
Par cette sévérité, les Chinois lettrés se sont préservés de cette stupide superstition qui règne dans le reste du peuple et qui a fait admettre au rang des divinités les héros du pays. S'ils ont marqué du respect et de la vénération pour leurs plus grands empereurs, ils ne leur ont jamais rendu de culte. Le souverain être est le seul qui ait eu part à leurs adorations. Des hommes recommandables par leurs vertus, par des services signalés, exigeaient sans doute, des tributs de reconnaissance ; ils les ont payés en leur mémoire, en gravant avec un court éloge les noms de ces mortels respectables sur des tablettes suspendues en leur honneur dans des temples ; mais jamais ils n'ont cherché à les représenter par des statues ou des images ressemblantes, qui les auraient pu conduire à l'idolâtrie.

2. *Livres sacrés ou canonique du premier ordre*.
Ces livres sont au nombre de cinq.
Le premier se nomme I-ching ou Livre des Transmutations. Ce livre antique et regardé comme mystérieux, avait beaucoup exercé la sagacité des Chinois et particulièrement de deux empereurs qui avaient entrepris de l'éclaircir, en le commentant ; mais leurs efforts furent sans succès. L'obscurité des commentaires n'avait fait qu'ajouter à celle du texte. Confucius débrouilla les lignes énigmatiques de l'I-ching et les ouvrages des commentateurs; il crut y reconnaître des mystères d'une grande importance pour le gouvernement des Etats, et il en tira d'excellentes instructions de politique et de morale, qui sont, depuis son temps, la base de la science chinoise. Les lettrés ont la plus haute estime pour ce livre ; et Fo-hi, qu'ils regardent comme son auteur, passe pour le père des sciences et d'un bon gouvernement.
Le second des cinq livres canoniques s'appelle Chu-kin ou Chang-chou : c'est-à-dire livre qui parle des anciens temps. Il contient l'histoire d'Y-ao, de Chun et d'Yu, qui passent pour les législateurs et les premiers héros de la Chine. Cette histoire, dont l'authenticité est bien reconnue par tous les savants de la Chine depuis Confucius, renferme aussi d'excellents préceptes et de bons règlements pour l'utilité publique.
Le troisième qu'on nomme Chi-King, est une collection d'odes, de cantiques et de différentes poésies saintes.
La quatrième qui porte le nom de Chun-tsy-u, n'est pas aussi ancien que les trois premiers ; il est purement historique et paraît être une continuation du Chu-King.
Le cinquième, appelé Li-King, est le dernier des livres canoniques ou classiques, il renferme les ouvrages de plusieurs disciples de Confucius et divers autres écrivains qui ont traité des rites, des usages, du devoir des enfants envers leurs pères et mères, de celui des femmes envers leurs maris, des honneurs funèbres et de tout ce qui a rapport à la société : ces cinq livres sont compris sous le nom de l'U-King.

3. *Livres canoniques du second ordre*.
A ces livres sacrés les Chinois joignent encore les livres canoniques du second ordre, qui ont beaucoup d'autorité parmi eux ; ils sont au nombre de six, dont cinq sont l'ouvrage de Confucius ou de ses disciples.
Le premier porte le nom de Tay-hia ou grande science, parce qu'il est destiné à l'instruction des princes dans toutes les parties du gouvernement.
Le second se nomme Chang-yong ou de l'ordre immuable. Confucius y traite du medium (ou milieu entre les passions et les besoins à satisfaire) que l'on doit observer en tout ; il fait voir qu'il en résulte de grands avantages et que c'est proprement en quoi consiste la vertu.
Le troisième, appelé Lun-y-u ou le Livre des sentences, est divisé en vingt articles, dont dix renferment des questions des disciples de Confucius à ce philosophe et les dix autres contiennent les réponses. Toutes roulent sur les vertus, les bonnes oeuvres et l'art de bien gouverner : cette collection est remplie de maximes et de sentences morales, qui surpassent celles des sept sages de la Grèce.
Le quatrième du second ordre est du docteur Mencius, disciple de Confucius, et il en porte le nom. Cet ouvrage, en forme de dialogue, traite presqu'uniquement de la bonne administration dans le gouvernement et des moyens de l'établir.
Le cinquième, intitulé Kiang-Kiang, ou du respect filial, est un petit volume de Confucius; il regarde le respect filial comme le plus important de tous les devoirs et la première des vertus ; cependant il y reconnaît que les enfants ne doivent point obéir aux pères, ni les ministres aux princes, en ce qui blesse la justice ou la civilité.
Le sixième et dernier livre canonique est le plus moderne ; il est du docteur Chut-hi qui l'a donné en 1150 ; son titre est Si-auhya, c'est-à-dire l'Ecole des enfants ; c'est un recueil de maximes et d'exemples, où l'auteur se propose de réformer les maximes de la jeunesse et de lui inspirer la pratique de la vertu.
Il faut observer que les Chinois ne distinguent point la morale de la politique ; l'art de bien vivre est, suivant eux, l'art de bien gouverner, et ces deux sciences n'en font qu'une.

4. *Sciences des Chinois*.
Quoique les Chinois aient beaucoup de goût pour les sciences, et d'excellentes facultés pour réussir dans tous les genres de littératures, ils n'ont fait que peu de progrès dans les sciences de pure spéculation, parce qu'elles ne sont pas animées par des récompenses ; ils ont cependant de l'astronomie, de la géographie, de la philosophie naturelle et de la physique les notions que la pratique des affaires peut exiger ; leur étude principale se tourne vers les sciences plus utiles : la grammaire, l'histoire et les lois du pays, la morale, la politique semblent être plus immédiatement nécessaires à la conduite de l'homme et au bien de la société. Si dans ce pays où les sciences spéculatives ont fait peu de progrès, celles du droit naturel y sont à leur plus haut degré de perfection, et si, dans d'autres pays, les premières y sont fort cultivées et les dernières fort négligées, il paraîtrait que les unes ne conduisent pas aux autres : mais ce serait une erreur ; les vérités s'éclairent réciproquement et on trouve partout, où ces différentes sciences ne sont pas également, bien cultivées, des défauts contraires au bon ordre ; à la Chine, où les sciences spéculatives sont négligées, les hommes y sont trop livrés à la superstition. Dans les autres pays, où l'on s'applique peu à l'étude des sciences du droit naturel, les gouvernements sont déplorables ; c'est ce qui a fait donner à la Chine la préférence à ces dernières : c'est aussi dans cette vue que, pour exciter l'émulation des jeunes gens, les honneurs et l'élévation sont des recompenses destinées a ceux qui s'appliquent à cette étude.
A l'égard de l'histoire, c'est une partie de littérature qui a été cultivée à la Chine, dans tous les temps, avec une ardeur sans pareille ; il est peu de nations qui ait apporté tant de soins a écrire ses annales, et qui conserve plus précieusement ses monuments historiques. Chaque ville a ses écrivains chargés de composer son histoire : elle ne comprend pas seulement les événements les plus remarquables, tels que des révolutions, des guerres, des successions au trône, mais encore les observations sur les grands hommes contemporains, l'éloge de ceux qui se sont distingués soit dans les arts, les sciences, soit par leurs vertus ; on n'y oublie pas non plus les faits extraordinaires, tels que les monstres et les phénomènes. Tous les ans les mandarins s'assemblent pour examiner les annales. Si l'ignorance ou l'adulation y ont introduit la partialité, ils font rentrer la vérité dans tous ses droits.
C'est à dessein d'obvier à tous ces inconvénients, si communs parmi nos historiens, que les Chinois ont la précaution de choisir certain nombre de docteurs d'une probité reconnut pour écrire l'histoire générale de l'empire. D'autres lettrés ont l'emploi d'observer tous les discours et toutes les actions de l'empereur, de les écrire chacun en particulier, jour par jour, avec défense de se communiquer leur travail. Ces historiographes doivent faire mention du mal comme du bien : on n'ouvre jamais la botte où sont ces mémoires pendant la vie du monarque, ni même tandis que sa famille est sur le trône; mais lorsque la couronne passe dans une autre maison, on rassemble les mémoires d'une longue suite d'années, on les compare soigneusement pour en vérifier les faits, puis l'on en compose les annales de chaque siècle.
L'art de l'imprimerie, qui est fort moderne en Europe, est connu de temps immémorial a la Chine ; plusieurs missionnaires rapportent qu'il était en usage 600 ans avant Jésus-Christ ; mais la méthode chinoise est bien différente de la nôtre : l'alphabet ne consistant qu'en un petit nombre de lettres, dont l'assemblage et la combinaison forment des mots, il suffit d'avoir un grand nombre de ces lettres pour composer les plus gros volumes, puisque, d'un bout à l'autre, ce ne sont que les 24 lettres de l'alphabet multipliées, répétées et placées diversement ; au contraire, à la Chine le nombre des caractères étant presque infini, le génie de la langue ne rendant pas d'un usage commun les mêmes caractères, il aurait été fort dispendieux et sans doute peu avantageux d'en fondre 80'000 ; c'est ce qui a donné lieu à une autre manière pour l'impression ; voici en quoi elle consiste : on fait transcrire, par un excellent écrivain, l'ouvrage qu'on veut faire imprimer ; le graveur colle cette copie sur une planche de bois dur, bien poli, avec un burin il suit les traits de l'écriture et abat tout le reste du bois sur lequel il n'y a rien de tracé ; ainsi il grave autant de planches qu'il y a de pages à imprimer ; cette opération se fait avec tant d'exactitude qu'on aurait de la peine à distinguer la copie de l'original.
Dans les affaires pressées, on emploie une autre façon d'imprimer ; on couvre une planche de cire, et avec un poinçon on trace les caractères d'une vitesse surprenante ; et un homme seul peut imprimer 2000 feuilles par jour.

5. *Instruction*.
II n'y a point de ville, de bourg, de village où il n'y ait des maîtres pour instruire la jeunesse, lui apprendre a lire et à écrire ; toutes les villes considérables ont des collèges ou des salles où l'on prend, comme en Europe, les degrés de licencié, de maître ès-arts ; celui de docteur ne se prend qu'à Pékin : ce sont ces deux dernières classes qui fournissent les magistrats et tous les officiers civils.
Les jeunes Chinois commencent à apprendre aux écoles dès l'âge de cinq ou six ans ; leur alphabet consiste en une centaine de caractères qui expriment les choses les plus communes, telles que le soleil, la lune, l'homme, etc., avec, les figures des choses mêmes : cette espèce, de bureau typographique sert beaucoup a éveiller leur attention et à leur fixer la mémoire.
On leur donne ensuite à étudier un petit livre nommé San-tse-king qui contient en abrégé tout ce que l'on doit apprendre; il est composé de plusieurs sentences fort, courtes, de trois caractères, et rangées en rimes. Quoiqu'elles soient au nombre de plusieurs mille, le jeune écolier est obligé de les savoir toutes : d'abord il en apprend cinq ou six par jour, ensuite il augmente par degrés à mesure que sa mémoire se fortifie. Il doit rendre compte deux fois par jour de ce qu'il a appris, s'il manque plusieurs fois à sa leçon, la punition suit aussitôt la faute, on le fait coucher sur un banc et il reçoit sur son caleçon dix ou douze coups d'un bâton plat comme une latte; il n'y a point de congés qui interrompent les études des écoliers, on exige d'eux une application si constante qu'ils n'ont de vacance qu'un mois au commencement et cinq ou six jours au milieu de l'année. On voit que dans ces petites écoles il ne s'agit pas simplement, comme chez nous, de montrer à lire et à écrire, on y joint en même temps l'instruction qui donne un vrai savoir.
Lorsqu'ils en sont venus à étudier les Tsée chu, ce sont quatre livres qui renferment la doctrine de Confucius et de Mencius, on ne leur permet pas d'en lire d'autres qu'ils ne les sachent exactement par coeur. En même temps qu'ils étudient ces livres, on leur apprenti à former leurs lettres avec le pinceau ; on leur donne d'abord sur de grandes feuilles des lettres fort grosses et écrites en rouge qu'ils sont obligés de couvrir d'encre noire ; après ces premiers éléments, viennent des caractères plus petits qui sont noirs ; ils calquent ceux-ci sur une feuille de papier blanc à travers un transparent ; on prend grand soin de leur donner de bons principes d'écriture, parce que l'art de bien peindre les lettres est fort estimé chez les Chinois. Les écoliers connaissent-ils assez de caractères pour la composition ? On leur donne une matière à amplifier ; c'est ordinairement une sentence des livres classiques, quelquefois ce sujet n'est qu'un simple caractère dont il faut deviner le sens ; le style de cette composition doit être concis et serré. Pour s'assurer du progrès des écoliers, l'usage dans quelques provinces est d'assembler tous ceux d'une même famille dans une salle commune de leurs ancêtres et de les faire composer ; là, chaque chef de maison leur donne à son tour un sujet et leur fait préparer un dîner ; si quelqu'écolier s'absente sans raison, ses parents sont obligés de payer vingt sols.
Outre les soins particuliers et libres à chaque famille, les jeunes gens sont obligés à des compositions deux fois par an, au printemps et en hiver, devant le maître d'école. Ces deux examens sont encore, quelquefois, suivis de plusieurs autres que font les mandarins, les lettrés ou les gouverneurs des villes qui donnent, à ceux qui ont le mieux réussi, des récompenses arbitraires.
Les personnes aisées ont, pour leurs enfants, des précepteurs qui sont licenciés ou docteurs. Ceux-ci ne donnent pas seulement à leurs élèves les premiers éléments des lettres, mais ils leur enseignent encore les règles de la civilité, l'histoire et les lois. Ces emplois de précepteurs sont également honorables et lucratifs. Ils sont traités des parents des enfants avec beaucoup de distinctions ; partout on leur donne la première place. 'Sien-sieng, notre maître, notre docteur', c'est le nom qu'on leur donne. Leurs disciples, surtout, conservent pour eux, toute leur vie, la plus profonde vénération.
L'instruction du peuple est d'ailleurs une des fonctions principales des mandarins. Le premier et le quinze de chaque mois, tous les mandarins d'un endroit s'assemblent, en cérémonie, et un d'eux prononce devant le peuple un discours dont le sujet roule toujours sur la bonté paternelle, sur l'obéissance filiale, sur la déférence qui est due aux magistrats, sur tout ce qui peut entretenir la paix et l'union.
L'empereur lui-même fait assembler, de temps en temps, les grands seigneurs de la cour et les premiers mandarins des tribunaux de Pékin pour leur faire une instruction dont le sujet est tiré des livres canoniques (Histoire générale dex voyages).
L'instruction que les mandarins doivent donner au peuple, deux fois par mois, est ordonnée par une loi de l'empire, ainsi que les seize articles sur lesquels cette instruction doit s'étendre.
1. Recommander soigneusement les devoirs de la piété filiale et la déférence que les cadets doivent à leurs aînés, pour apprendre aux jeunes gens combien ils doivent respecter les lois essentielles de la nature.
2. Recommander de conserver toujours dans les familles un souvenir respectueux de leurs ancêtres, comme un moyen d'y faire, régner la paix et la concorde.
3. D'entretenir l'union dans tous les villages pour y éviter les querelles et les procès.

4. De faire estimer beaucoup la profession du labour et de ceux qui cultivent les mûriers, parce qu'alors on ne manquera ni de grains pour se nourrir, ni d'habits pour se vêtir.
5. De s'accoutumer à l'économie, à la frugalité, à la tempérance, à la modestie; ce sont les moyens par lesquels chacun peut maintenir sa conduite et ses affaires dans un bon ordre.
6. D'encourager par toutes sortes de voies les écoles publiques, afin que les jeunes gens y puisent les bons principes de morale.
7. De s'appliquer totalement, chacun à ses propres affaires, comme un moyen infaillible pour entretenir la paix de l'esprit e du coeur.
8. D'étouffer les sectes et les erreurs dans leur naissance, afin de conserver dans toute sa pureté la vraie et la solide doctrine.
9. D'inculquer au peuple les lois pénales établies, pour éviter qu'il ne devienne indocile et revêche à l'égard du devoir.
10. D'instruire parfaitement tout le monde dans les régles de la civilité et de la bienséance, dans la vue d'entretenir les bons usages et la douceur de la société.
11. D'apporter toutes sortes de soins à donner une bonne éducation à ses enfants et à ses jeunes frères, afin de les empêcher de se livrer au vice et de suivre le torrent des passions.
12. De s'abstenir de la médisance, pour ne pas s'attirer des ennemis et pour éviter le scandale qui peut déranger l'innocence et la vertu.
13. De ne pas donner d'asile aux coupables, afin de ne pas se trouver enveloppé dans leurs châtiments.
14. De payer exactement les contributions établies, pour se garantir des recherches et des vexations des receveurs.
15. D'agir de concert avec les chefs de quartier dans chaque ville, pour prévenir les vols et la fuite des voleurs.
16. De réprimer les mouvements de colère, comme un moyen de se mettre à couvert d'une infinité de dangers.

L'obligation de satisfaire soigneusement à ces instructions est d'autant plus essentielle aux mandarins, qu'ils sont responsables de certains crimes qui peuvent se commettre dans leur territoire. S'il arrive un vol ou un meurtre dans une ville, le mandarin doit découvrir le voleur ou le meurtrier, sous peine de perdre son emploi.

La gazette du gouvernement intérieur de l'empire est encore, pour le public, une instruction historique journalière, qui lui présente des exemples de tous genres qui inspirent de la vénération pour la vertu, de l'amour pour le souverain, et de l'horreur pour le vice; elle étend les connaissances du peuple sur l'ordre, sur les actes de justice, sur la vigilance du gouvernement. On y lit le nom des mandarins destitués et les raisons de leurs disgrâces ; l'un était trop dur, l'autre trop indulgent, un autre trop négligent, un autre manquait de lumière. Cette gazette fait aussi mention des pensions accordées ou retranchées, etc. Elle rapporte, avec la plus grande vérité, les jugements des tribunaux; les calamités arrivées dans les provinces, les secours qu'ont donnés les mandarins du lieu par les ordres de l'empereur. L'extrait des dépenses ordinaires et extraordinaires du prince; les remontrances que les tribunaux supérieurs lui font sur sa conduite et sur ses décisions; les éloges que l'empereur donne à ses ministres ou les réprimandes qu'il leur fait y sont renfermées. En un mot, elle contient un détail fidèle et circonstancié de toutes les affaires de l'empire. Elle s'imprime chaque jour a Pékin, et se répand dans toutes les provinces de l'empire; elle forme une brochure de soixante-dix pages et ne comprend rien de ce qui se passe au dehors de l'empire. Ceux qui sont charges de la composer doivent toujours la présenter a l'empereur avant que de la rendre publique, mais il leur est défendu très sévèrement d'y ajouter, de leur chef, la moindre circonstance équivoque ou les réflexions les plus légères. En 1726, deux écrivains furent condamnés à mort pour y avoir inséré des faits qui se trouvèrent faux. (Mélanges intéressant et curieux)

C'est ainsi qu'à la Chine les livres qui renferment les lois fondamentales de l'Etat sont dans les mains de tout le monde ; l'empereur doit s'y conformer. En vain un empereur voulut-il les abolir, ils triomphèrent de la tyrannie.

6. *Etudes des lettrés*.
A peine les jeunes Chinois ont-ils achevé leurs premières études, que ceux qui tendent à de plus hautes connaissances commençent un cours de la science, qui les met à portée de parvenir aux grades académiques et d'entrer dans la classe respectable des lettrés. Tous ceux qui ne prennent pas ces grades ne jouissent d'aucune distinction; ils sont confondus parmi le reste du peuple, exclus de tous les emplois de l'Etat.
On distingue trois classes de lettrés qui répondent aux trois différents grades que prennent les savants. Pour y parvenir les aspirants sont obligés de soutenir plusieurs examens : ils subissent le premier devant le président de la juridiction où ils sont nés.
L'office du Hio-tao l'oblige de visiter tous les trois ans la province; il assemble en chaque ville du premier rang tous les bacheliers qui en dépendent ; il fait des informations sur leur conduite, examine leurs compositions, récompense les progrès et l'habileté, punit la négligence et l'inapplication. Un gradué qui ne se trouve pas à cet examen triennal, est privé de son titre et rentre dans la classe du peuple, à moins qu'il n'ait pour s'en dispenser des raisons de maladie ou du deuil de son père ou de sa mère.
Pour monter au second degré, qui est celui de licencié, il faut subir un examen qui ne se fait qu'une fois tous les trois ans dans la capitale de chaque royaume.
La cour envoie exprès deux mandarins pour présider à cet examen auquel assistent aussi les grands officiers de la province; tous les bacheliers sont obligés de s'y rendre; quelquefois ils se trouvent au nombre de dix mille, mais dans ce nombre il n'y en a guère qu'une soixantaine d'élevés au degré de licencié; leur robe est brunâtre avec une bordure bleue de quatre doigts, l'oiseau du bonnet est doré.
Le licencié doit se rendre l'année suivante à Pékin pour concourir au doctorat ; c'est l'empereur qui fait les frais de leur voyage ; ceux qui bornent leur ambition à ce titre de licencié peuvent se dispenser de se rendre à Pékin et cela n'empêche pas qu'ils ne puissent être pourvus de quelque emploi ; quelquefois l'ancienneté seul du titre mène naturellement aux premières places. On a vu des fils d'artisans devenir vice-rois par cette voie ; mais dès qu'ils sont parvenus à quelque office public, ils renoncent au degré de docteur.
Tous les licenciés qui n'ont pas d'emploi sont obligés de se rendre à Pékin pour l'examen triennal, qu'on appelle l'examen impérial ; c'est l'empereur même qui donne le sujet de la composition ; l'attention qu'il apporte à cet examen, en se faisant rendre un compte exact du travail, le fait regarder comme le seul juge. L'assemblée est quelquefois composée de cinq ou six mille aspirants, desquels on n'en élève que cent cinquante au doctorat.
Les trois premiers portent le nom de Tien-tse Men-seng ; c'est-à-dire les disciples du ciel. Parmi les autres, l'empereur en choisit un certain nombre auxquels il donne le titre de Hau-lin ; c'est-à-dire docteur du premier ordre. Ils composent un tribunal particulier, qui est dans le palais, et leurs fonctions sont très honorables. Ils sont chargés d'écrire l'histoire, et l'empereur les consulte dans les affaires importantes ; c'est de leur corps qu'on tire les censeurs qu'on envoie dans les provinces pour examiner les aspirants aux degrés de bacheliers et licenciés. Les autres docteurs s'appellent Tsin-sée. L'empereur fait présent a chacun des nouveaux docteurs d'une écuelle d'argent, d'un parasol de soie bleue, d'une chaise à porteur magnifique.
Parvenu au glorieux titre de docteur, un Chinois n'a plus à redouter l'indigence; ce titre est pour lui un établissement solide. Outre qu'il reçoit une infinité de présents de ses parents et amis, il est sur d'être employé dans les offices les plus importants de l'Etat, et sa protection est recherchée de tout le monde. Sa famille, ses amis, ne manquent pas d'ériger en son honneur de beaux arcs de triomphe, sur lesquels ils gravent son nom et l'année où il a été élevé au rang de docteur.

7. *La propriété des biens*.
La propriété des biens est très assurée à la Chine; on a vu ci-devant que le droit de propriété s'étend jusqu'aux esclaves ou domestiquée engagés, et dans tout l'empire les enfant héritent des biens de leurs pères et de leurs parents, selon l'ordre naturel du droit de succession. Il y a à la Chine, à l'égard de la pluralité des femmes, un usage assez conforme à celui des patriarches avant la captivité des Hébreux en Egypte. (Mélanges intéressants et curieux.)
Quoique, suivant les lois, les Chinois ne puissent avoir qu'une femme légitime, et que dans le choix que l'on en fait, on ait égard à l'égalité du rang et à l'âge, il est néanmoins permis d'avoir plusieurs concubines ; mais ce n'est qu'une tolérance, dans la vue de ne pas mourir sans postérité. La loi n'accorde cette liberté qu'à ceux dont la femme est parvenue à l'âge de quarante ans sans avoir d'enfants.
Lorsqu'un mari veut prendre une seconde femme, il paye une somme convenue avec les parents de la famille, et leur promet par écrit d'en bien user avec elle. Ces secondes femmes dépendent absolument de l'épouse légitime et doivent la respecter comme la maîtresse de la maison ; leurs enfants sont censés appartenir à la première, qui seule porte le nom de mère; ils ont droit dans ce même cas de pure tolérance, à la succession du père avec les enfants de la femme légitime, s'il en survenait, ce qui marque l'étendue du droit de succession et la sûreté du droit de propriété dans cet empire.

8. *L'agriculture*.
Le menu peuple de la Chine ne vivant presque que de grains, d'herbes, de légumes, en aucun endroit du monde les jardins potagers ne sont ni plus communs, ni mieux cultivés. Point de terres incultes près des villes, point d'arbres, de haies, de fossés; on craindrait de rendre inutile le plus petit morceau de terrain.
Dans les provinces méridionales, les terres ne reposent jamais, les collines, les montagnes mêmes sont cultivées depuis la base jusqu'au sommet ; rien de plus admirable qu'une longue suite d'éminenccs entourées et comme couronnées de cent terrasses qui se surmontent les unes les autres en rétrécissant on voit avec surprise des montagnes qui ailleurs produiraient à peine des ronces ou des buissons, devenir ici une image riante de fertilité. (Histoire générale des voyages).
Les terres rapportent généralement trois moissons tous les ans, la première de riz, la seconde de ce qui se sème avant que le riz soit moissonné, et la troisième de fèves ou de quelqu'autres grains. Les Chinois n'épargnent aucuns soins pour ramasser toutes les sortes d'immondices propres à fertiliser leurs terres, ce qui d'ailleurs sert beaucoup à l'entretien de la propreté des villes.
Tous les grains que nous connaissons en Europe, tels que le froment, le riz, l'avoine, le millet, les pois, les fèves, viennent bien à la Chine.
L'usage est que le propriétaire de la terre prend la moitié de la récolte, et qu'il paye les taxes; l'autre moitié reste au laboureur pour ses frais et son travail. Les terres n'étant pas chargées de la redevance de la dîme ecclésiastique dans ces pays-là, la portion du laboureur se trouve à peu près dans la même proportion que dans ce pays-ci pour les fermiers, dans les provinces ou les terres sont bien cultivées.
Les laboureurs sont à la Chine au-dessus des marchands et des artisans.
Il y a quelque royaume en Europe où l'on n'a pas encore senti l'importance de l'agriculture ni des richesses nécessaires pour les entreprises de la culture, qui ne peut être soutenue que par des habitants notables par leur capacité et par leurs richesses; en ce pays l'on regarde les laboureurs comme des simples paysans, manouvriers, et l'on a fixé leur rang au dessous du bas peuple des villes. (Voyez les lois civiles de Domat, vous connaîtrez quel est ce royaume et quelle idée on y a des lois fondamentales des sociétés.)
Au contraire l'agriculture a toujours été en vénération à la Chine, et ceux qui la professent ont toujours mérité l'attention particulière des empereurs; nous ne nous étendrons pas ici sur le détail des prérogatives que ces princes leur ont accordées dans tous les temps.
Le successeur de l'empereur Lang-hi a surtout fait des règlements très favorables pour exciter l'émulation des laboureurs. Outre qu'il a donné lui-même l'exemple du travail en labourant la terre et en y semant cinq sortes de grains, il a encore ordonné aux gouverneurs de toutes les villes de s'informer chaque année de celui qui se sera le plus distingué, chacun dans son gouvernement, par son application à la culture des terres, par une réputation intègre et une économie sage et bien entendue. Ce laboureur estimable est élevé au degré de mandarin du huitième ordre, il jouit de la noblesse et de toutes les prérogatives attachées à la qualité de mandarin.
L'empereur Xun a établi une loi qui défend expressément aux gouverneurs de province de détourner par des corvées les laboureurs des travaux de l'agriculture.
L'empereur Yao éloigna ses enfants du trône pour y placer un jeune laboureur qui s'était rendu fort recommandable par sa sagacité et sa probité. Celui-ci, après un règne glorieux, laissa la couronne à Yv, qui, par l'invention des canaux, avait trouvé le moyen de faire rentrer dans la mer les eaux qui couvraient la surface d'une partie de l'empire et de faire usage de ces canaux pour fertiliser les terres par les arrosements. C'est par son élévation au trône et par de tels travaux que l'agriculture reçut un lustre éclatant. (Mélanges intéressants et curieux).
Il y a une fête du printemps pour les habitants de la campagne ; elle consiste à promener dans les champs une grande vache de terre cuite, dont les cornes sont dorées : cette figure est si monstrueuse que quarante hommes ont peine à la soutenir, elle est, suivie immédiatement d'un jeune enfant ajant un pied nu el l'autre chaussé et qui la frappe d'une verge comme pour la faire avancer : cet enfant est le symbole de la diligence et du travail. Une multitude de laboureurs, avec tout l'attirail de leur profession, entourent la figure et la marche est fermée par une troupe de masques.
Toute cette foule se rend au palais du gouverneur ou du mandarin du lieu ; là on brise la vache et on tire de son ventre quantité de petites vaches d'argile dont elle est remplie (symbole de fécondité) et on les distribue aux assistants. Le mandarin prononce un discours à la louange de l'agriculture et c'est ce qui termine la cérémonie.

9. *Le commerce considéré comme dépendance de l'agriculture*.
On a vu que l'empire de la Chine est très abondant en toutes sortes de productions, il est aisé de présumer de là que le commerce de cette nation est très florissant ; mais comme les Chinois trouvent chez eux toutes les commodités de la vie (et que la grande population assure le débit et la consommation de toutes les denrées dans le pays même), leur commerce extérieur est très borné relativement à l'étendue de cet Etat. Leur principal négoce se fait dans l'intérieur de l'empire, dont toutes les parties ne sont pas également pourvues des mêmes choses ; chaque province ayant ses besoins et ses richesses particulières, elles resteraient toutes dans l'indigence si elles ne se communiquaient réciproquement ce qu'elles ont d'utile. Une circulation établie dans un pays de dix-huit cents lieues de circonférence, présente sans doute l'idée d'un commerce fort étendu; aussi l'historien dit que le commerce qui se fait dans l'intérieur de la Chine est si grand, que celui de l'Europe ne peut pas lui être comparé. Un commerce purement intérieur paraîtra bien défectueux à ceux qui croient que les nations doivent commercer avec les étrangers pour s'enrichir en argent. Ils n'ont pas remarqué que la plus grande opulence possible consiste dans la plus grande jouissance possible, que cette jouissance a sa source dans le territoire de chaque nation, que cette source est la source même de l'or et de l'argent, soit qu'on les tire des mines, soit qu'on les achète avec d'autres productions ; ceux qui ont des mines vendent en or et en argent pour étendre leur jouissance, à laquelle les métaux sont inutiles pour eux-mêmes ; ceux qui n'ont pas de cette marchandise, l'achètent simplement pour faciliter les échanges dans leur commerce, sans s'en charger au delà de cet usage, parce que l'or et, l'argent se payent avec des richesses plus nécessaires que ces métaux et que plus on en achèterait, plus on diminuerait la jouissance qui est la vraie opulence ; d'ailleurs on confond le commerce des nations, qui n'a pour objet que la jouissance, avec le commerce des marchands, qui est un service qu'ils font payer fort cher et d'autant plus cher que leur commerce s'étend au loin ; ainsi plus les nations peuvent en épargner les frais, au préjudice même des grandes fortunes des commerçants, plus elles gagnent pour la jouissance et pour les dépenses nécessaires à la reproduction perpétuelle des richesses qui naissent de la terre et assurent les revenus de la nation et du souverain.
Le transport des différentes marchandises est très facile à la Chine, par la quantité de canaux dont chaque province est coupée ; la circulation et le débit y sont très prompts ; l'intérêt, qui fait la passion dominante du peuple chinois, le tient dans une activité continuelle ; tout est en mouvement dans les villes et dans les campagnes, les grandes routes sont aussi fréquentées que les rues de nos villes les plus commerçantes et tout l'empire ne semble être qu'une vaste foire.
Mais un vice dans le commerce, c'est, dit-on, le défaut de bonne foi ; les Chinois ne se contentent pas de vendre le plus cher qu'ils peuvent, ils falsifient encore leurs marchandises ; une de leurs maximes est, que celui qui achète donne le moins qu'il lui est possible et que même ils ne donneraient rien si on y consentait ; ils infèrent de là qu'on peut exiger et recevoir les plus grosses sommes, si celui qui achète est assez simple ou assez peu intelligent pour les donner. "Ce n'est pas le marchand qui trompe, disent-ils, c'est l'acheteur qui se trompe lui-même : on ne fait nulle violence, le profit que retire le vendeur est le fruit de son industrie."
Les voyageurs ont fortement établi en Europe l'opinion de ce brigandage des Chinois dans leur commerce ; ils citent même des exemples de falsifications si grossières et si répréhensibles qu'il faudrait en conclure que le vol, le pillage, se pratiquent impunément à la Chine, où cependant la police s'exerce avec l'exactitude la plus rigoureuse pour les plus petits délits, ce qui s'étend même jusque dans l'observation du rite du cérémonial civil qui est porté à l'excès. Ceux qui ont fait ces relations ont confondu sûrement le négoce qui se fait, dans le port de Canton avec les Européens ; ils ont confondu, dis-je, ce négoce nouvellement établi, où l'on a cherché à se tromper de part et d'autre, avec le commerce qui se fait entre les sujets de l'empire. Le gouvernement qui s'intéresse peu au négoce étranger, y tolère les représailles frauduleuses, parce qu'il est, difficile d'assujettir au bon ordre des étrangers de trois mille lieues, qui disparaissent aussitôt qu'ils ont débité leurs marchandises. Nous avons beaucoup d'examples de nations très louables, qui ont été corrompues par l'accès d'un commerce étranger; mais il paraît que dans la représaille les Chinois sont devenus plus habiles que les Européens et qu'ils exercent cette habileté avec d'autant moins d'inquiétude qu'ils ne s'exposent point a venir commencer dans nos ports où les marchands se fréquentent, se connaissent et où la bonne foi s'établit.
Il n'est pas concevable qu'un commerce puisse s'exercer entre les habitants d'un pays avec des représailles frauduleuses et réciproques ; que gagnerait-on a s'entre-tromper mutuellement ? cela n'apporterait qu'une inquiétude pénible et fort embarrassante, qui rendrait un commerce journalier fort difficile et presqu'impraticable ; mais cela est encore plus inconcevable dans une nation aussi policée qu'elle l'est à la Chine, où de tout temps la bonne foi et la droiture ont été recommandables dans le commerce ; c'est un des principaux objet de la morale de Confucius, morale qui fait loi dans cet empire.
Le commerce intérieur de la Chine étant très florissant, il n'est pas étonnant que ses habitants se

mettent si peu en peine de l'étendre au dehors, surtout quand on fait attention au mépris naturel qu'ils ont pour les nations étrangères. Le commerce extérieur est très borné ; Canton, Emouy, Ningpo, villes maritimes, sont les seuls ports où l'on charge pour l'étranger ; leurs voyages sur mer ne sont pas non plus de longs cours, ils ne passent guère le détroit de la Sonde ; leurs embarquements ordinaires sont pour le Japon, pour Siam, Manille et Batavia.

Les commerces éloignés sont peut-être plus nuisibles que favorables à la prospérité des nations qui s'y livrent, abstraction faite des commerçants qui peuvent y faire de grosses fortunes en grande partie aux dépens de leur concitoyens ; les marchandises que l'on va chercher si loin, ne sont guère que des frivolités fort chères, qui entretiennent un luxe très préjudiciable. On pourrait nommer plusieurs nations fort attachées à ce genre de commerce qu'elles exercent dans toutes les parties du monde et qui, à la reserve des profits de leurs commerçants, ne fournissent pas des exemples de prospérité. [Ques1]

1767.3 Quesnay, François. *Le despotisme de la Chine* [ID D1850]. (3)

CHAPITRE III.

LEGISLATION POSITIVE.

Les lois de la Chine sont toutes fondées sur les principes de la morale, car comme on l'a déjà dit, la morale et la politique ne forment à la Chine qu'une même science ; et dans cet empire, toutes les lois positives ne tendent qu'à maintenir la forme du gouvernement (Mélanges intéressants et curieux).

Ainsi il n'y a aucune puissance au-dessus de ces lois, elles se trouvent dans les livres classiques que l'on nomme sacrés et qui sont appelés l'U-King, c'est-à-dire les cinq volumes. Autant les juifs ont de vénération pour l'ancien Testament, les chrétiens pour le nouveau, les Turcs pour l'Alcoran, autant les Chinois ont de respect pour l'U-King. Mais ces livres sacrés comprennent tout ensemble la religion et le gouvernement de l'empire, les lois civiles et les lois politiques; les unes et les autres sont dictées irrévocablement par la loi naturelle, dont l'étude fort approfondie est l'objet capital du souverain et des lettrés chargés du détail de l'administration du gouvernement. Ainsi tout est permanent dans le gouvernement, de cet empire, comme la loi immuable, générale et fondamentale, sur laquelle il est rigoureusement et lumineusement établi.

"A la Chine, ajoute M. de Montesquieu, les maximes sont indestructibles, elles sont confondues avec les lois et les moeurs ; les législateurs ont même plus fait encore, ils ont confondu la religion, les lois, les moeurs et les manières, tout cela fut morale, tout cela fut vertu ; ces quatre points furent ce qu'on appelle les rites. Voici comment se lit la réunion de la religion, des moeurs et des manières. Les législateurs de la Chine eurent pour principal objet la tranquillité de l'empire, c'est dans la subordination qu'ils aperçurent les moyens les plus propres à la maintenir. Dans cette idée, ils crurent devoir inspirer le respect pour les pères et ils rassemblèrent toutes leurs forces pour cela ; ils établirent une inimité de rites et de cérémonies pour les honorer pendant leur vie et après leur mort ; il était impossible d'honorer les pères morts sans être porte à les honorer vivants. Les cérémonies pour les pères avaient plus de rapports aux lois, aux mœurs et aux maximes ; mais ce n'était que les parties d'un même code et ce même code était très étendu. Le respect pour les pères était nécessairement lié à tout ce qui représentait les pères, les vieillards, les maîtres, les magistrats, l'empereur (l'être suprême). Cette vénération pour les pères supposait un retour d'amour pour ses enfants et, par conséquent, le même retour des vieillards aux jeunes gens, de magistrats à leurs subordonnés, de l'empereur à ses sujets (et de la bonté du créateur envers ses créatures raisonnables). Tout cela formait les rites et ces rites l'esprit général de la nation."

Il n'y a point de tribunal dans l'empire dont les décisions puissent avoir force de loi sans la continuation du prince; ses propres décrets sont des lois perpétuelles et irrévocables, quand ils ne portent pas atteinte aux usages, au bien public, et après qu'ils ont été enregistrés par les vice-rois, les tribunaux des provinces et publiés dans l'étendue de leur juridiction ; mais aussi les déclarations ou les lois de l'empereur n'ont de force dans l'empire qu'après un enregistrement dans les tribunaux souverains.

On peut en voir la preuve dans le tome XXV des *Lettres édifiantes*, page 284. Les missionnaires ne purent tirer aucun avantage d'une déclaration de l'empereur, qui était favorable à la religion chrétienne, parce qu'elle n'avait pas été enregistrée et revêtue des formalités ordinaires.

L'usage des remontrances à l'empereur a été de tous temps autorisé par les lois à la Chine et y est exercé librement et courageusement par les tribunaux et les grands mandarins. On lui représente avec autant de sincérité que de hardiesse, que modérer sa puissance, l'établit au lieu de la détruire ; que telle de ses ordonnances étant contraire au bien du peuple, il faut la révoquer ou y faire des modifications ; qu'un de ses favoris abuse de sa bonté pour opprimer le peuple, qu'il convient de le priver de ses charges et de le punir de ses vexations.

S'il arrivait que l'empereur n'eut aucun égard à ces remontrances et qu'il fit essuyer son ressentiment aux mandarins qui auraient eu le courage d'embrasser la cause publique, il tomberait dans le mépris et les mandarins recevraient les plus grands éloges ; leurs noms seraient immortalisés et célébrés éternellement par toutes sortes d'honneurs et de louanges. La cruauté même de quelques empereurs iniques n'a pas rebuté ces généreux magistrats ; ils se sont livrés successivement aux dangers de la mort la plus cruelle, qu'avaient déjà subie les premiers qui s'étaient présentés. De si terribles exemples n'ont pas arrêté leur zèle ; ils se sont exposés les uns après les autres, jusqu'à ce que le tyran, effrayé lui-même de leur courage, se soit rendu a leurs représentations. Mais les empereurs féroces et réfractaires sont rares à la Chine; ce n'est pas un gouvernement barbare ; sa constitution fondamentale est entièrement indépendante de l'empereur ; la violence y est détestée; et généralement les souverains y tiennent une conduite toute opposée, ils recommandent même de ne leur pas laisser ignorer leurs défauts.

Un des derniers empereurs, dans un avertissement qu'il a donné, écrit du pinceau rouge, exhorte tous les mandarins qui, selon leur dignité, ont droit de présenter des mémoriaux, de réfléchir mûrement sur

ce qui peut contribuer au bien du gouvernement, de lui communiquer leurs lumières par écrit et de censurer sans ménagement ce qu'ils trouveront de repréhensible dans sa conduite ; ces excitations par les souverains mêmes sont fréquentes.
Les censeurs qu'on nomme 'Kolis', examinent tout rigoureusement et sont redoutables jusqu'à l'empereur et aux princes du sang. Ces censeurs informent l'empereur, par des mémoires particuliers, des fautes des mandarins; on les répand aussitôt dans tout l'empire et ils sont renvoyés au 'Lii-pou', qui ordinairement prononce la condamnation du coupable. En un mot, l'autorité de ces inspecteurs est très grande et leur fermeté dans leurs résolutions égale leur pouvoir ; l'empereur même n'est pas à l'abri de leur censure lorsque sa conduite déroge aux règles et aux lois de l'Etat. L'histoire chinoise offre des exemples étonnants de leur hardiesse et de leur courage. Si la cour, ou le grand tribunal, entreprend d'éluder la justice de leurs plaintes, ils retournent à la charge et rien ne peut les faire désister de leur entreprise. On en a vu quelques-uns poursuivre, pendant deux ans, un vice-roi soutenu par tous les grands de la cour, sans être découragés par les délais, ni effrayés par les menaces, et forcer enfin la cour a dégrader l'accusé dans la crainte de mécontenter le peuple (Histoire des conjurations et conspirations, etc).
Il n'y a peut-être point de pays où l'on fasse des remontrances au souverain avec plus de liberté qu'à la Chine. Sous un des derniers empereurs, un généralissime des armées, qui avait rendu des services considérables à l'Etat, s'écarta de son devoir et commit même des injustices énormes. Les accusations portées contre lui demandaient, sa mort. Cependant, à cause de son mérite et de sa dignité, l'empereur voulut que tous les principaux mandarins envoyassent en cour leur sentiment sur cette affaire : un de ces mandarins répondit que l'accusé était digne de mort ; mais en même temps il exposa ses plaintes contre un ministre fort accrédité, qu'il croyait beaucoup plus criminel que le généralissime. L'empereur qui aimait ce ministre fut un peu étonné de la hardiesse du mandarin : mais il ne lui témoigna point son mécontentement. Il lui renvoya son mémorial après avoir écrit ces paroles, de sa propre main : si mon ministre est coupable, vous devez l'accuser, non pas en termes généraux, mais en marquant ses fautes et en produisant, les prouves que vous en avez. Alors le mandarin, sans crainte de déplaire, entra dans un grand détail sur tous les chefs d'accusation et lit voir à l'empereur que le ministre avait abusé de sa confiance pour tyranniser le peuple par toutes sortes d'exactions ; il le représentait comme un homme qui vendait son crédit et se déclarait toujours en l'aveur de ceux qui lui donnaient le plus d'argent. Cet indigne ministre, disait-il, se sera engraissé du sang du peuple, aura violé les lois, méprisé la raison, offensé le ciel, et tant de crimes demeureront impunis parce qu'il est allié à la famille impériale ? Votre Majesté peut bien dire, je lui pardonne ; mais les lois lui pardonneront-elles ? C'est l'amour de ces lois sacrées qui m'oblige à parler et a écrire. Ces remontrances produisirent leur effet. Le ministre fut dépouillé de tous ses emplois, chassé de la cour et envoyé en exil dans une province éloignée. (Mélanges intéressants et curieux.) On trouve deux exemples semblables dignes d'attention, dans un mémoire de M. Freret, inséré dans ceux de l'académie des belles-lettres. On en trouve un, aussi remarquable, dans les mémoires du père Lecomte.
Il y a à Pékin six cours souveraines dont voici les départements.
La première s'appelle 'Li-pou' ; elle propose les mandarins qui doivent gouverner le peuple et veiller à la conduite de tous les magistrats de l'empire; elle est aussi dépositaire des sceaux.
La seconde, nommée 'Xou-pou', est chargée de la levée des tributs et de la direction des finances.
La troisième, à qui l'on donne le nom de 'Li-pou', est pour maintenir les coutumes et les titres de l'empire.
Les soins de la quatrième, qu'on appelle 'Ping-pou', s'étendent sur les troupes et sur les postes établies dans toutes les grandes routes qui sont entretenues des revenus de l'empereur.
La 'Hing-pou', qui est la cinquième, juge des crimes ; toutes causes capitales y sont jugées définitivement ; c'est la seule qui ait droit de condamner à mort sans appel; mais elle ne peut faire exécuter un criminel qu'après que l'empereur a souscrit l'arrêt.
L'inspection sur les ouvrages publics, tout ce qui concerne les ports et la marine, sont du ressort du tribunal nommé 'Kong-pou'.
Tous ces tribunaux sont divisés en différentes chambres auxquelles les affaires sont distribuées, et comme leur étendue n'est pas la même dans toutes les parties, le nombre des juges de chaque tribunal varie aussi à proportion.
De ces six cours souveraines relèvent encore plusieurs autres tribunaux inférieure.
Toutes ces cours n'ont proprement au-dessus d'elles que l'empereur, ou le grand conseil, qu'on appelle le tribunal des 'Co-la-us', composé de quatre ou six mandarins, qui sont, comme les ministres d'Etat ; les six tribunaux supérieurs ont les départements qui sont partagés chez nous aux secrétaires d'Etat, au chancelier, au contrôleur général des finances ; tous ces tribunaux sont veillés de près par des inspecteurs fort rigides et fort attentifs à leur conduite ; ils ne connaissent point des affaires d'Etat, à moins que l'empereur ne les leur envoie ou qu'il ne les commette à cet effet ; dans ce cas, si l'un a

besoin de l'autre, ils se concertent et concourent ensemble pour disposer de l'argent et des troupes, suivant l'usage de l'empire et l'exigence des cas ; en tout autre temps, chaque cour ne se mêle que des affaires de son ressort.
Dans un royaume si vaste, il est aisé de sentir que l'administration des finances, le gouvernement des troupes, le soin des ouvrages publies, le choix des magistrats, le maintien des lois, des coutumes et de l'administration de la justice, demandent de la part de ces premiers tribunaux un libre exercice de leurs fonction ; c'est ce qui a donné lieu d'ailleurs à cette multitude de mandarins à la cour et dans les provinces.

CHAPITRE IV.
L'IMPOT.
La somme que les sujets de l'empire doivent payer est réglée par arpent de terre qu'ils possèdent et qui est estimé selon la bonté du territoire; depuis un temps, les propriétaires seuls sont tenus de payer la taille et non pas ceux qui cultivent les terres. Nul terrain n'en est exempt, pas même celui qui dépend des temples; on n'exerce point de saisie sur ceux qui sont lents à payer ; ce serait ruiner des familles dont l'Etat se trouverait ensuite chargé; depuis le printemps jusqu'à la récolte, il n'est pas permis d'inquiéter les paysans ; ce temps passé, on reçoit d'eux une quotité de fruits en nature ou en argent, ou bien on envoie dans leurs maisons les pauvres et les vieillards, qui sont nourris dans chaque ville des charités du souverain; ils y restent jusqu'à ce qu'ils aient consommé ce qui est dû à l'empereur. Cet arrangement n'a lieu que pour de petits propriétaires qui cultivent eux-mêmes quelque portion de terrain qu'ils possèdent ; car, comme on vient de le voir, les fermiers ne sont pas chargés de l'impôt qui se lève sur les terres qu'ils cultivent, ou si on leur en demandait le payement, ce serait en diminution du prix du fermage, comme cela se pratique en France à l'égard du vingtième qui se lève sur les revenus des propriétaires ; ainsi ce payement fait par le fermier, de côté ou d'autre, lui est indifférent et ne l'expose point à être mulcté. Le P. Duhalde dit que le total de l'impôt annuel est de mille millions de notre monnaie (un milliard). Cet impôt est peu considérable à raison de l'étendue du pays qui est.sous la domination de l'empereur, ce qui prouve que les biens, quoique tenus en bonne valeur, sont peu chargés.
L'empereur peut augmenter l'impôt quand les besoins de l'Etat l'exigent ; cependant, excepté dans les cas d'une nécessité pressante, il use rarement de ce pouvoir; il a même coutume d'exempter chaque année une ou deux provinces de fournir leur part ; et ce sont celles qui ont souffert quelques dommages, soit par maladies ou autres événements fâcheux.
C'est la seconde cour souveraine de Pékin, appelée le 'Hou-pou', qui a comme nous avons dit, la direction des finances ; tous 1es revenus de l'Etat passent par ses mains et la garde du trésor impérial lui est confiée; on ne connaît en ce pays-là, ni fermiers, ni receveurs généraux ou particuliers des finances. Dans chaque ville, les principaux magistrats sont chargés de la perception de l'impôt. Ces mandarins rendent compte au trésorier général établi dans chaque province, qui rend compte au 'Hou-pou' et ce tribunal à l'empereur.
Suivant les anciens principes du gouvernement chinois, qui regardent le souverain comme le chef d'une grande famille, l'empereur pourvoit à tous les besoins de ses officiers. Une partie des tributs de la province s'y consomment par les pensions de tous les genres de magistrats et de tous les autres stipendiés ; par l'entretien des pauvres, des vieillards et des invalides ; par le payement des troupes; par les dépenses des travaux publics ; par l'entretien des postes et de toutes les grandes routes de l'empire; par les frais des examens et des dépenses des voyages des aspirants aux degrés ; par les revenus destinés à soutenir la dignité des princes et princesses de la famille impériale ; par le secours que l'empereur accorde aux provinces affligées des calamités ; par les récompenses qu'il distribue pour soutenir l'émulation et les bons exemples, ou pour reconnaître les bons services de ceux qui, en quelque genre que ce soit, ont procuré quelque avantage à l'Etat, ou qui se sont distingués par des actions signalées.
Les mandarins qui sont appelés des provinces à la cour, ou que la cour envoie dans les provinces, sont défrayés sur toute la route ainsi que leur suite et on leur fournit les barques et les voitures dont ils ont besoin. La même chose s'observe à l'égard des ambassadeurs des puissances étrangères ; ils sont entretenus aux dépens de l'empereur depuis le premier jour qu'ils entrent sur ses terres jusqu'à ce qu'ils en sortent ; arrivés à la cour, ils sont logés dans un palais où l'empereur fait toute la dépense de leur table; pour marque d'amitié, il leur envoie tous les deux jours des mets de sa propre table; et quand il veut donner des marques d'affection, il leur envoie des plats extraordinaires.
On a vu que les Chinois sont simples, quoique bien arrangés intérieurement, dans leurs édifices particuliers ; c'est tout autrement dans les ouvrages dont l'utilité publique est l'objet et principalement dans les grands chemins ; magnificence étonnante dans la construction, attention singulière dans l'entretien, police admirable pour leur sûreté, rien n'est épargné pour procurer aux voyageurs, aux commerçants et aux voituriers, l'aisance et la sécurité.
Les grands chemins ont communément quatre-vingts pieds de large; on en voit plusieurs où l'on a élevé à droite, et à gauche des banquettes soutenues par un double rang d'arbres, d'espace en espace; ce sont des reposoirs en forme de grottes, qui forment des abris commodes et agréables aux voyageurs; ces reposoirs sont ordinairement l'ouvrage de quelques vieux mandarins, qui, retirés dans leurs provinces, cherchent à gagner la bienveillance de leurs compatriotes ; ces hospices sont d'autant plus avantageux aux voyageurs que les auberges sont rares, même sur les grandes routes. En été, des personnes charitables font distribuer gratuitement du thé aux pauvres voyageurs, et l'hiver elles leur font donner de l'eau chaude, dans laquelle on a fait infuser du gingembre ; les routes les plus

fréquentées ont, de demi-lieue en demi-lieue, de petites tours dont le comble forme une guérite ; ces tours sont faites de gazon et de terre battue ; leur hauteur n'est que d'environ douze pieds.
Il se trouve là un corps de garde pour veiller à la sûreté des voyageurs : ces tours servent aussi pour marquer les distances d'un lieu à un autre et à indiquer les noms des principales villes des environs. Les soldats en faction dans ces guérites sont encore chargés de faire passer de main en main les lettres de la cour jusqu'aux gouverneurs des villes et des provinces.
Chaque mandarin a ordre de veiller à l'entretien des chemins publics de son département et la moindre négligence est punie sévèrement. Un mandarin n'ayant point fait assez de diligence pour réparer une route par laquelle l'empereur devait passer aima mieux se donner la mort que de subir le châtiment honteux qui lui aurait été imposé. Un autre mandarin eut ordre de faire dessécher un marais ; soit inexpérience, soit défaut de vigilance, il échoua dans cette entreprise ; il fut mis à mort.
N'oublions pas une des merveilles de la Chine, dans le compte des dépenses des travaux publics ; c'est le grand canal royal ; il a trois cents lieues de long et coupe la Chine du nord au sud. L'empereur 'Chi-tsou', fondateur de la vingtième dynastie, ayant établi sa cour à Pékin, comme au centre de sa domination, il fit construire ce beau canal pour approvisionner sa résidence de tout ce qui était nécessaire à sa cour et aux troupes qu'il avait à sa suite ; là il y a toujours quatre à cinq mille barques, dont plusieurs sont du port de quatre-vingts tonneaux, continuellement employées à fournir la subsistance de cette grande ville : le soin de veiller à son entretien est confié à des inspecteurs en grand nombre, qui visitent continuellement ce canal avec des ouvriers qui réparent aussitôt les ruines.

CHAPITRE V.
DE L'AUTORITÉ.

Si on en croit les auteurs anglais de l'histoire universelle, "il n'y a point de puissance sur la terre plus despotique que l'empereur de la Chine". S'ils entendent par 'despotisme' le pouvoir absolu de faire observer exactement les lois et les maximes fondamentales du gouvernement, il n'est en effet aucun autre pouvoir humain à la Chine capable d'affaiblir celui de l'empereur, qui est même si rigoureux dans l'ordre de la justice, que la constitution du gouvernement réclamerait contre une clémence arbitraire qu'il exercerait par une protection injuste ; mais si ces historiens lui attribuent une autorité arbitraire et supérieure aux lois du gouvernement, ils ignoraient que la constitution du gouvernement de la Chine est établie sur le droit naturel d'une manière si irréfragable et si dominante, qu'elle préserve le souverain de faire le mal et lui assure dans son administration légitime le pouvoir suprême de faire le bien ; en sorte que cette autorité est une béatitude pour le prince et une domination adorable pour les sujets.

Le respect sincère qu'on a pour l'empereur répond à la supériorité de son autorité et approche beaucoup de l'adoration ; on lui donne les titres les plus superbes, tels que 'fils du ciel, saint empereur', etc. Les premiers ministres, les grands de l'empire, les prince du sang, le frère même de l'empereur, ne lui parlent jamais qu'à genoux ; cette vénération s'étend jusqu'aux choses qui servent à son usage; on se prosterne devant son trône, devant sa ceinture, devant ses habits, etc. Un Chinois, de quelque qualité qu'il soit, n'ose passer à cheval ou en chaise devant le palais de l'empereur; dès qu'on en approche, on descend et on ne remonte qu'à quelques pas de là, etc.

Les empereurs de la Chine n'abusent pas de tant de soumission pour tyranniser leurs sujets ; c'est une maxime généralement établie parmi ce peuple (et fondée essentiellement sur la constitution du gouvernement) que s'ils ont pour leur souverain une obéissance filiale, il doit à son tour les aimer comme un père ; aussi ces princes gouvernent-ils avec beaucoup de douceur et se font une étude de faire éclater leur affection paternelle.

L'empereur a deux conseils établis par les lois ; l'un extraordinaire et composé des princes du sang; l'autre ordinaire ou entre les ministres d'Etat, qu'on nomme 'Colaos' : ce sont ceux-ci qui examinent les grandes affaires, qui en font le rapport à l'empereur et qui reçoivent ses décisions.

Outre le conseil souverain, il y a encore à Pékin six cours souveraines, dont nous avons expliqué les fonctions ; on a dû remarquer que par un trait de politique des mieux raisonnés, pour conserver l'unité de l'autorité à un seul chef, pour empêcher que ces corps ne puissent donner atteinte à l'autorité impériale, ou machiner contre l'Etat, on a partagé tellement les objets sur lesquels s'étend leur pouvoir, qu'ils se trouvent tous dans une dépendance réciproque ; de manière que s'il s'agit de quelque projet militaire, la formation des armées et leur marche est du ressort du 'Ping-pou', tandis que leur payement est ordonné par le 'Hon-pou', et les barques, les vaisseaux pour leurs transports, et la marine, dépendent du 'Kong-pou'. Outre cette précaution, la cour nomme encore un inspecteur qui examine tout ce qui se passe en chaque tribunal ; sans avoir de voix délibérative, il assiste à toutes les assemblées et on lui communique toutes les délibérations ; il avertit secrètement la cour, ou même il accuse publiquement les mandarins des fautes qu'ils commettent, non seulement dans l'exercice de leurs charges, mais encore dans leur vie privée ; leurs actions, leurs paroles, leurs moeurs, tout est censuré rigoureusement. Ces officiers qu'on nomme 'Kolis', sont redoutables jusqu'aux princes du sang et à l'empereur même.

Chacune des six cours suprêmes est composée de deux présidents avec quatre assistants, et de vingt-quatre conseillers, dont douze sont Tartares et douze Chinois. Une infinité d'autres tribunaux moins considérables sont subordonnés à ces cours souveraines, dans lesquelles reviennent en dernier ressort toutes les affaires importantes.

Pour ce qui est des provinces, elles sont immédiatement régies par deux sortes de gouverneurs ; les uns en gouvernent une seule et résident dans la capitale, mais ces mêmes provinces obéissent à des vice-rois qu'on nomme 'Tsong-tou', qui gouvernent en même temps deux, trois et même quatre provinces. Quelle que soit l'autorité de ces gouverneurs particuliers, leurs droits respectifs sont si bien réglés qu'il ne survient jamais de conflit entre leurs juridictions.

On aurait de la peine à croire que l'empereur de la Chine ait le temps d'examiner lui-même les affaires d'un empire si vaste, et de recevoir les hommages de cette multitude de mandarins qu'il nomme aux emplois vacants, ou qui cherchent à y parvenir; mais l'ordre qui s'y observe est si merveilleux, et les lois ont si bien pourvu à toutes les difficultés, que deux heures suffisent chaque jour pour tant de soins.

CHAPITRE VI.

1. Administration.

Il y a dans la capitale de chaque province plusieurs tribunaux pour le civil et le criminel, qui répondent tous aux cours souveraines de Pékin et qui sont subordonnés aux gouverneurs particuliers et aux 'Tsong-Tou', sans compter un nombre infini de jurisdictions subalternes, qui instruisent de certaines affaires suivant les commissions qu'elles reçoivent. Toutes les villes ont aussi leurs gouverneurs et plusieurs mandarins subordonnés qui rendent la justice; de façon que les villes du troisième ordre dépendent de celles du second, qui, a leur tour, assortissent aux villes du premier rang. Tous les juges provinciaux dépendent du 'Tsou-Tou' ou vice-roi, qui représente l'empereur et qui jouit d'une considération extraordinaire; mais l'autorité de cet officier général est restreinte par celle des autres mandarins qui l'environnent et qui peuvent l'accuser quand ils le jugent à propos pour le bien de l'Etat. Tous les mandarins sont encore réprimés par les visiteurs que la cour envoie en chaque province et que l'on nomme 'Kolis'. L'effroi que répandent ces contrôleurs est si général, qu'il fait dire en proverbe, le 'rat a vu le chat'. Ce n'est pas sans raison ; car ces censeurs ont le droit de dépouiller tous les mandarins en faute, de leur crédit et de leurs emplois.

Ces censeurs informent par des mémoires particuliers, l'empereur des fautes des mandarins ; on les répand aussitôt dans tout l'empire et ils sont renvoyés au 'Lii-pou', qui ordinairement prononce la condamnation du coupable. En un mot, l'autorité de ces inspecteurs est très grande et leur fermeté dans leurs résolutions égale leurs pouvoirs ; l'empereur même n'est pas à l'abri de leur censure, lorsque sa conduite déroge aux règles et aux lois de l'Etat. L'histoire de la Chine offre des exemples étonnants de leur hardiesse et de leur courage.

Rien n'est plus digne d'admiration que la façon de rendre la justice ; le juge étant pourvu gratuitement de son office et ses appointements étant réglés, il n'en coûte rien pour l'obtenir. Dans les affaires ordinaires, un particulier peut s'adresser aux cours supérieures ; et s'il le juge a propos, par exemple, un habitant d'une ville, au lieu de se pourvoir par devant le gouverneur de sa résidence, peut, recourir directement au gouverneur de sa province, ou même au 'Tsong-tou' et lorsqu'un juge supérieur a pris une fois connaissance d'une affaire, les juges inférieurs n'y prennent plus aucune part, à moins qu'elle ne leur soit renvoyée. Chaque juge, après les informations nécessaires et quelques procédures, dont le soin appartient à des officiers subalternes, prononce la sentence que lui dicte sa justice ; celui qui perd sa cause est quelquefois condamné à la bastonnade pour avoir commencé un procès avec de mauvaises intentions, ou pour l'avoir soutenu contre toute apparence d'équité. Pour les affaires d'importance, on peut appeler des jugements des vice-rois aux cours suprêmes de Pékin ; ces cours ne prononcent qu'après en avoir informé Sa Majesté, qui quelquefois prononce elle-même après avoir fait faire toutes les informations convenables ; la sentence est aussitôt dressée au nom de l'empereur et renvoyée au vice-roi de la province, qui demeure chargé de la faire exécuter. Une décision dans cette forme est irrévocable ; elle prend le nom de saint commandement, c'est-à-dire arrêt sans défaut, sans partialité.

A l'égard des affaires criminelles, elles n'exigent pas plus de formalités que les affaires civiles. Dès que le magistrat est informé d'une affaire, il peut faire punir le coupable sur-le-champ ; s'il est témoin lui-même de quelque désordre dans une rue, dans une maison, ou dans un chemin, ou s'il rencontre un joueur, un débauché ou un fripon, sans autre forme de procès il lui fait donner par les gens de sa suite vingt ou trente coups de bâton; après quoi il continue son chemin ; cependant ce coupable peut encore être cité à un tribunal par ceux à qui il a fait quelque tort ; on instruit, alors son procès en forme et il ne finit que par une punition rigoureuse.

L'empereur nomme un commissaire pour examiner toutes les causes criminelles ; souvent il les adresse à différents tribunaux, jusqu'à ce que leur jugement soit conforme au sien. Une affaire criminelle n'est jamais terminée qu'elle n'ait passé par cinq ou six tribunaux subordonnés les uns aux autres, qui font tous de nouvelles procédures et prennent des instructions sur la vie et la conduite des accusés et des témoins ; ces délais, à la vérité, font longtemps languir l'innocence dans les fers; mais ils la sauvent toujours de l'oppression.

2. *Lois pénales*.
Les voleurs pris armés sont condamnés à mort par la loi ; s'ils sont sans armes, ils subissent un châtiment, mais sans perdre la vie, suivant la nature du vol ; il en est de même si leur entreprise n'a pas eu d'exécution.
En général, les lois pénales sont fort douces à la Chine; et si les examens réitérés des procédures criminelles retardent la justice, le châtiment n'en est pas moins sûr, toujours il est réglé par la loi et proportionné au crime. La bastonnade est le plus léger ; il ne faut que peu de chose pour se l'attirer, et elle n'imprime aucune ignominie ; l'empereur même la fait quelquefois subir aux personnes d'un rang distingué, et ne les voit pas moins après cette correction.
Le 'pantse' est l'instrument avec lequel on la donne ; c'est une pièce assez épaisse de bambou fendu, qui a plusieurs pieds de long, un des bouts est large comme la main, et l'autre est uni et menu, et sert de poignée. Un mandarin en marche ou dans ses audiences, est toujours environné d'officiers armés de ces instruments ; quoique ce supplice assez violent puisse causer la mort, les coupables trouvent moyen de gagner les exécuteurs qui ont l'art de ménager leurs coups avec une légèreté qui les rend presqu'insensibles ; souvent des hommes se louent volontiers pour supporter le châtiment à la place du coupable. Le 'pantse' est la punition ordinaire des vagabonds, des coureurs de nuit et des mendiants valides ; il est vrai que la plupart de ces mendiants, dont on voit de grandes troupes à la Chine, sont tous privés de quelques facultés corporelles ; il est, surtout beaucoup d'aveugles et d'estropiés qui exercent mille rigueurs sur leurs corps pour extorquer des aumônes. Le rang des mandarins n'exempte point du 'pantse', mais il faut qur les magistrats aient été dégradés auparavant ; si un mandarin a reçu ce châtiment par l'ordre du vice-roi, il a la liberté de justifier sa conduite devant l'empereur ou le 'Lii-pou' : c'est un frein qui empêche les vice-rois d'abuser de leur autorité.
Une autre punition moins douloureuse, mais flétrissante, c'est la 'cangue' ou le 'careau' ; il est composé de deux pièces de bois qui se joignent autour du col en forme de collier, et qui se portent, jour et nuit, suivant l'ordre du juge ; le poids de ce fardeau est proportionné au crime; il s'en trouve quelquefois qui pèsent deux cents livres et qui ont cinq ou six pouces d'épaisseur; un homme qui porte la 'cangue' ne peut ni voir ses pieds, ni porter sa main à sa bouche. Pour que personne ne puisse s'en délivrer, le magistrat couvre les jointures avec une bande de papier scellée du sceau public, sur laquelle on écrit la nature du crime et la durée de la punition ; lorsque le terme est expiré, on ramène le coupable devant le mandarin, qui le délivre en lui faisant une courte exhortation de mieux se conduire ; pour lui en mieux imprimer le souvenir, une vingtaine de coups de 'pantse' terminent son discours. Il est certains crimes pour lesquels un criminel est marqué sur les joues en caractères chinois, qui expriment le motif de sa condamnation ; d'autres sont punis par le bannissement hors de l'empire, ou condamnés à tirer les barques royales ; mais ces peines sont toujours précédées de la bastonnade.
On ne connaît que trois supplices capitaux ; c'est d'étrangler, de trancher la tête et de couper en pièces ; le premier passe pour le plus doux et n'est point infamant ; leur façon de penser est toute différente au sujet du second ; ils pensent qu'il ne peut y avoir rien de plus avilissant que de ne pas conserver en mourant son corps aussi entier qu'on l'a reçu de la nature.
Le troisième est celui des traîtres et des rebelles ; le coupable est attaché a un pilier ; on lui écorche d'abord la tête, on lui couvre les yeux avec sa peau, pour lui cacher ses tourments, et on lui coupe ensuite successivement toutes les parties du corps ; le bourreau est un soldat du commun, dont les fonctions n'ont rien de flétrissant à la Chine, et même à Pékin ; il porte la ceinture de soie jaune, pour lui attirer le respect du peuple et pour montrer qu'il est revêtu de l'autorité de l'empereur.
Les prisons de la Chine ne paraissent ni horribles, ni aussi malpropres que celles d'Europe; elles sont fort spacieuses, bien disposées et commodes : quoiqu'elles soient ordinairement remplies d'un grand nombre de misérables, l'ordre, la paix et la propreté y règnent en tout temps par les soins du geôlier. Dans les seules prisons de 'Can-tong', on compte habituellement quinze mille prisonniers. L'Etat ne les nourrit point ; mais il leur est permis de s'occuper à divers travaux qui leur procurent leur subsistance. Si un prisonnier meurt, on en rend compte à l'empereur. Il faut une infinité d'attestations, qui prouvent que le mandarin du lieu n'a pas été suborné pour lui procurer la mort ; qu'il est venu le visiter lui-même et qu'il a fait venir le médecin et que tous les remèdes convenables lui ont été administrés. Les femmes ont une prison particulière, dans laquelle les hommes n'entrent point : elle est grillée, et, on leur passe, par une espèce de tour, tout ce dont elles ont besoin. "Mais ce qui est surtout admirable dans les prisons chinoises, dit Navaret, qui y avait été renfermé avec d'autres missionnaires, c'est que nous y fûmes tous traités avec douceur et avec autant de respect que si nous eussions été d'un rang distingué."

3. *Mandarins de l'empire*.
On a vu que pour parvenir à être mandarin, il fallait avoir pris les divers grades qui conduisent au doctorat. C'est sur tous ces mandarins lettrés, que roule le gouvernement politique. Leur nombre est de treize à quatorze mille dans tout l'empire : ceux des trois premiers ordres sont les plus distingués, et c'est parmi eux que l'empereur choisit les 'Co-la-os' ou ministres d'Etat, les présidents des cours souveraines, les gouverneurs des provinces et des grandes villes, et tous les autres grands officiers de l'empire.
Les mandarins des autres classes exercent les emplois subalternes de judicature et de finance, commandent dans de petites villes, et sont chargés d'y rendre la justice. Ces six dernières classes sont, tellement subordonnées aux mandarins des trois premières que ceux-ci peuvent faire donner la bastonnade aux autres.
Tous sont infiniment jaloux des marques de dignité qui les distinguent du peuple et des autres lettrés. Cette marque est une pièce d'étoile carrée qu'ils portent sur la poitrine ; elle est richement travaillée, et on voit au milieu la devise propre de leurs emplois.
Aux uns, c'est un dragon à quatre ongles ; aux autres, un aigle ou un soleil, etc. Pour les mandarins d'armes, ils portent des lions, des tigres, des panthères, etc.
Quoiqu'il y ait une dépendance absolue entre ces diverses puissances qui gouvernent l'Etat, le plus petit mandarin a tout pouvoir dans sa juridiction, mais relève d'autres mandarins dont le pouvoir est plus étendu; ceux-ci dépendent des officiers généraux de chaque province, qui, à leur tour, relèvent des tribunaux souverains de Pékin.
Tous ces magistrats sont respectés, à proportion autant que l'empereur, dont ils paraissent représenter la majesté : à leurs tribunaux le peuple ne leur parle qu'à genoux. Ils ne paraissent jamais en public qu'avec un appareil imposant et accompagnés de tous les officiers de leur juridiction. Entre les marques de leur autorite, on ne doit pas oublier le sceau de l'empire. Celui de l'empereur est d'un jaspe fin carré et d'environ quatre a cinq pouces : il est le seul qui puisse en avoir de cette matière. Les sceaux qu'un donne aux princes, par honneur, sont d'or ; ceux des mandarins des trois premiers ordres sont d'argent ; les autres, d'un rang inférieur, ne sont que de cuivre ou de plomb ; la forme en est plus grande ou plus petite, suivant, le rang du mandarin qui en est le dépositaire.
Rien n'est plus magnifique que le cortège du gouverneur qui sort de son palais ; jamais il n'a moins de deux cents hommes à sa suite ; on peut juger de là quelle doit être la pompe qui accompagne l'empereur.
Mais, malgré l'autorité dont jouissent tous les mandarins, il leur est très difficile de se maintenir dans leurs emplois, s'ils ne s'étudient à se montrer les pères du peuple et à paraître lui marquer une sincère affection. Un mandarin, taxé du défaut contraire, ne manquerait pas d'être noté dans les informations que les vice-rois envoient tous les trois ans à la cour, de tous les mandarins de leur ressort. Cette note suffirait pour lui faire perdre sa charge.
Il est surtout de certaines occasions où les mandarins affectent la plus grande sensibilité pour le peuple; c'est lorsqu'on craint pour la récolte et qu'on est menacé de quelque fléau. On les voit alors, vêtu négligemment, parcourir les temples à pied, donner l'exemple de la mortification et observer rigidement le jeûne général qui se prescrit en pareil cas.
Comme un mandarin n'est établi que pour protéger le peuple, il doit toujours et à toute heure être prêt à l'écouter. Quelqu'un vient-il réclamer sa justice, il frappe à grands coups sur un tambour qui est près de la salle où il donne audience, ou en dehors de l'hôtel ; à ce signal, le mandarin, quelque occupé qu'il soit, doit tout quitter pour entendre la requête.
Instruire le peuple est encore une de ses fonctions principales. Le premier et le quinzième de chaque mois, tous les mandarins d'un endroit s'assemblent en cérémonie et un d'eux prononce, devant le peuple, un discours dont le sujet roule toujours sur la bonté paternelle, sur l'obéissance filiale, sur la déférence qui est, due aux magistrats et sur tout ce qui peut entretenir la paix et l'union.
L'empereur, lui-même, fait assembler de temps en temps les grands seigneurs de la cour et les premiers mandarins des tribunaux de Pékin, pour leur faire une instruction dont le sujet est tiré des livres canoniques.
Les lois interdisant aux mandarins l'usage de la plupart des plaisirs, tels que le jeu, la promenade, les visites, etc., ils n'ont point d'autres divertissements que ceux qu'ils se procurent dans l'intérieur de leurs palais. Il leur est aussi défendu de recevoir aucun présent. Un mandarin, convaincu d'en avoir reçu ou exigé un, perd sa place ; si le présent monte a quatre-vingts onces d'argent, il est puni de mort. Il ne peut posséder aucune charge dans sa ville natale, ni même dans sa province. Le lieu de son exercice doit au moins être éloigné de cinquante lieues de la ville où il a pris naissance.
L'attention du gouvernement va si loin à ce sujet, qu'un fils, un frère, un neveu, ne peut, être mandarin inférieur où son père, son frère, son oncle serait mandarin supérieur. Si l'empereur envoie pour vice-roi d'une province le père ou l'oncle d'un mandarin subalterne, celui-ci doit en informer la cour, qui le fait

passer à un même emploi dans une autre province.
Enfin, rien n'est plus propre à retenir dans le devoir tous ceux qui ont quelque part a l'administration des affaires publiques, que la gazette qui s'imprime chaque jour à Pékin et qui se répand dans toutes les provinces; elle forme une brochure de soixante à soixante-dix pages. Nul article ne se rapporte à ce qui se passe hors de l'empire. On lit les noms des mandarins destitués et les raisons de leur disgrâce. [Ques1]

1767.4 Quesnay, François. *Le despotisme de la Chine* [ID D1850]. (4)

CHAPITRE VII.

DEFAUTS ATTRIBUES AU GOUVERNEMENT DE LA CHINE.

Le despotisme ou le pouvoir absolu du souverain de la Chine est fort exagéré par nos auteurs politiques, ou du moins leur est-il tort suspect. M. de Montesquieu a surtout hasardé beaucoup de conjectures, qu'il a fait valoir avec tant d'adresse qu'on pourrait les regarder comme autant de sophismes spécieux contre ce gouvernement : nous pourrions, en renvoyant nos lecteurs au Recueil des mélanges intéressants et curieux, pages 164 et suivantes, tome V, nous dispenser d'entrer dans aucun examen des raisonnements de M. de Montesquieu, que l'auteur de ce recueil a très savamment discutés et réfûtés ; mais il semblerait peut-être que nous chercherions à les éluder si nous négligions de les exposer ici ; on pourra du moins les comparer avec les faits rassemblés dans notre compilation.

"Nos missionnaires, dit M. de Montesquieu, nous parlent du vaste empire de la Chine comme d'un gouvernement admirable, qui mêle dans son principe la crainte, l'honneur et la vertu ; j'ignore ce que c'est que cet honneur chez un peuple qui ne fait rien qu'à coups de bâton." La charge n'est pas ménagée dans ce tableau ; les coups de bâton sont, à la Chine, une punition réservée aux coupables comme le fouet, les galères, etc., sont de même dans d'autres royaumes des punitions. Y a-t-il aucun gouvernement sans lois pénales ? mais y en a-t-il un dans le monde où l'on emploie autant de moyens pour exciter l'émulation et l'honneur ? Le silence de M.de Montesquieu, à cet égard, est une preuve bien manifeste de son exagération et de son intention décidée à nous représenter les Chinois comme des hommes serviles et esclaves sous une autorité tyrannique. "D'ailleurs il s'en faut beaucoup que nos commerçants nous donnent une idée de cette vertu dont, parlent les missionnaires." II s'agit ici d'un point de conduite libre de particuliers, concernant le commerce avec les étrangers, qui n'a aucun rapport avec la dureté de l'exercice d'une autorité absolue : c'-est une querelle fort déplacée relativement à l'objet de l'auteur. Le reproche dont il s'agit doit-il s'étendre jusques sur le commerce intérieur que les Chinois exercent entre enx ? Les marchands de l'Europe qui vont à la Chine ne pénètrent pas dans l'intérieur de ce royaume : ainsi M. de Montesquieu ne peut pas, à cet égard, s'appuyer du témoignage de ces marchands. Si celui des missionnaires avait favorisé les idées de M. de Montesquieu, il aurait pu le citer avec plus de sûreté, parce qu'ils ont résidé assidûment et pendant longtemps dans cet empire, et qu'ils en ont parcouru toutes les provinces. C'est trop hasarder que d'opposer à leurs récits celui des marchands de l'Europe, qui ne nous diront pas si la mauvaise foi des Chinois dans le commerce qu'ils exercent avec eux, n'est pas un droit de représailles ; mais toujours l'auteur n'en peut-il rien conclure relativement au prétendu despotisme tyrannique du prince. Si c'est précisément la vertu des Chinois que M. de Montesquieu veut censurer, celle du marchand qui commerce avec l'étranger est-elle un échantillon de la vertu du laboureur et des autres habitants ? Avec, un pareil échantillon, jugerait-on bien exactement de la vertu des autres nations, surtout de celle où tout le commerce extérieur est en monopole sous la protection des gouvernements ? "Les lettres du P. Perennin, sur le procès que l'empereur fit faire à des princes du sang néophytes, qui lui avaient déplu, nous font voir un plan de tyrannie constamment suivi, et des injures faites à la nature avec règle, c'est-à-dire de sang-froid." 'Sur le procès que l'empereur fit faire à des princes du sang néophytes ; ce dernier mot semble être mis à dessein d'insinuer que ces princes furent poursuivis pour avoir embrassé le christianisme ; mais tous les royaumes du monde ont eu leurs martyrs, et en grand nombre, pour cause de religion, par la propre sanction des lois. Cela n'a encore aucun rapport avec le despotisme de la Chine ; pas même avec l'idée de l'intolérance du gouvernement de cet empire, où l'on n'a presque jamais exercé de cruautés pour cause de religion : et le fait dont il s'agit n'était pas de ce genre : car le prince était fort tolérant à l'égard du christianisme. Ces princes, dit-on, 'lui avaient déplu' : il y avait plus, selon l'histoire, ils avaient tramé contre lui ; et quelques jésuites furent compris dans cette malheureuse affaire : c'est un cas particulier de politique, où il est difficile de pénétrer à fond les motifs du procès. Mais un cas particulier de ce genre ne permettait pas à M. de Montesquieu de le rapporter comme un exemple d'un 'plan de tyrannie constamment suivi' : ce qui est d'autant plus outré que cet empereur est reconnu pour un des bons princes qui ait jamais régné. Un auteur qui est aussi peu attentif à la vérité, quand il plaide en faveur de son opinion, ferait penser qu'il n'était pas assez en garde contre la prévention. "Nous avons encore les lettres du P. Parennin et de M. de Mairan sur le gouvernement de la Chine: après bien des questions et des réponses sensées, tout le merveilleux s'est évanoui." Ces lettres attaquent-elles la constitution même du gouvernement ; c'est de quoi il s'agit ici ; ou révèlent-elles seulement des abus qui se fissent dans l'administration ? M. de Montesquieu, si avide de faits reprochables, n'en rapporte aucun. N'aurait-il trouvé dans ces lettres que des raisonnements vagues, propres à marquer seulement la mauvaise humeur du P. Perennin, qui, dans ce temps, n'était pas bien disposé en faveur du souverain ? Mais toujours faut-il convenir que la simple allégation de ces lettres ne nous instruit de rien, surtout lorsqu'on connaît le penchant de l'auteur qui les cite.

"Ne peut-il pas se faire que les premiers missionnaires aient, été trompés d'abord par une apparence

d'ordre ; qu'ils aient été frappés de cet exercice continuel de la volonté d'un seul, par lequel ils sont gouvernés eux-mêmes, et qu'ils aiment, tant à trouver dans les cours des rois d'Asie ; parce que n'y allant que pour faire de grands changements, il leur est plus aisé de convaincre 1es princes qu'ils peuvent tout faire, que de persuader aux peuples qu'ils doivent tout souffrir.
II faut être bien dépourvu de preuves pour avoir recours à de pareils soupçons ; et après de tels efforts, on doit s'apercevoir que, le gouvernement de la Chine donne peu de prises à ses détracteurs. Les missionnaires ont pu être trompés, dit-on, d'abord par une apparence d'ordre : ils auraient, fait plus, ils auraient formellement avancé des faussetés ; car ils sont entrés dans un grand détail de faits. Pourquoi avoir glissé dans cet exposé le mot d'abord ; et pourquoi dire, les 'premiers' missionnaires ? les autres qui ont continué de donner des relations de ce pays-là, les ont-ils contredits, ou se sont-ils retractés ensuite ? Il est bien ingénieux de trouver que les missionnaires pensent que le despotisme des souverains d'Asie est favorable aux succès de leurs missions. Ces missions ont-elles donc fait de si grands progrès en Asie par le secours des despotes ? N'est-ce pas partout, chez le peuple, que les missions commencent à réussir, et qu'elles parviennent quelquefois à dominer au point d'inquiéter les souverains ? Les jésuites ont obtenu d'un empereur de la Chine, il est vrai, une loi favorable au christianisme ; mais cette loi a été nulle, parce qu'elle n'a pu être revêtue de formalités nécessaires pour avoir force de loi. La volonté d'un seul n'est donc pas à la Chine assez décisive pour faciliter, autant que le dit M. de Montesquieu, les succès des missionnaires, et pour les avoir induits à fonder toute leur espérance sur ce despotisme.
"Telle est la nature de la chose, que le mauvais gouvernement y est d'abord puni. Le désordre naît soudain, parce que le peuple prodigieux y manque de subsistance."
Une grande population ne peut s'accumuler que dans les bons gouvernements ; car les mauvais gouvernements anéantissent les richesses et les hommes. Un peu d'attention sur ce peuple prodigieux suffit pour dissiper tous les nuages qu'on voudrait répandre sur le gouvernement de la Chine. En nous disant que les besoins d'une si grande multitude d'hommes en imposent dans un mauvais gouvernement, M. de Montesquieu forme un raisonnement qui implique contradiction ; un peuple prodigieux et un mauvais gouvernement ne peuvent, se trouver ensemble dans aucun royaume du monde.
"Un empereur de la Chine ne sentira pas, comme nos princes, que s'il gouverne mal il sera moins heureux dans l'autre vie."
Si M. de Montesquieu a eu le bonheur d'être plus éclairé sur la religion que les empereurs de la Chine, il ne devait pas moins y reconnaître les dogmes de la loi naturelle et la persuasion d'une vie future, dont ces princes sont pénétrés. Il n'ignorait pas non plus qu'il y a une multitude d'exemples de la pieté qu'ils ont marquée d'une manière éclatante, dans les cas où les besoins de l'Etat les ont, portés a implorer la providence divine.
"Il saura que si son gouvernement n'est pas bon, il perdra son royaume et la vie."
Les empereurs de la Chine ont donc de moins, selon M. de Montesquieu, que les autres souverains, la crainte des châtiments d'une autre vie. Ce motif n'entrait pas nécessairement dans le plan général de l'auteur, qui s'est fixé à l'esprit des lois humaines, établies selon lui pour la sûreté des nations contre les dérèglements des gouvernements, et contre les abus du pouvoir des souverains, qui doit être modéré par des contrepoids qui le contiennent dans l'ordre.
La crainte de l'empereur de la Chine de perdre son royaume et sa vie, serait-elle envisagée par M. de Montesquieu comme un motif insuffisant pour tempérer le despotisme de ce souverain ? Les contre-forces qu'il voudrait établir seraient-elles plus puissantes et plus compatibles avec la solidité permanente d'un bon gouvernement ?
"Comme, malgré les expositions des enfants, le peuple augmente toujours à la Chine, il faut un travail infatigable pour faire produire aux terres de quoi les nourrir ; cela demanda une grande attention de la part du gouvernement. Il est, en tout temps intéressé à ce que tout le monde puisse travailler, sans crainte d'être frustré de ses peines. Ce doit donc être moins un gouvernement civil qu'un gouvernement domestique. Voilà ce qui a produit les règlements dont on parle tant."
C'est donc, selon l'auteur, la grande population qui réduit le despotisme de la Chine à un gouvernement domestique, et qui a produit les règlements nécessaires pour assurer la subsistance aux habitants de cet empire; M. de Montesquieu prend ici l'effet pour la cause. Il n'a pas aperçu que ce nombre prodigieux d'habitants ne peut être qu'une suite du bon gouvernement de cet empire ; cependant il aurait dû apercevoir, en consultant l'histoire de la Chine, qu'effectivement ces bons règlements, dont on parle tant, y sont établis depuis un temps immémorial.
"On a voulu faire régner les lois avec le despotisme; mais ce qui est joint avec le despotisme n'a pas de force. En vain ce despotisme, pressé par ses malheurs, a-t-il voulu s'enchaîner ! Il s'arme de ses chaînes et devient plus terrible encore."
L'auteur a voulu terminer ce discours avec une vigueur qui ne consiste que dans le style ; car on ne

comprend pas et il n'a pas compris lui-même ce qu'il a voulu dire par ce langage : 'En vain ce despotisme, pressé par ses malheurs, a-t-il voulu s'enchaîner ! il s'arme de ses propres chaînes et devient plus terrible encore. Les chaînes dont il s'agit ici sont les lois qui affermissent le gouvernement dont l'empereur est seul le chef; mais ces lois deviennent pour lui des armes qui le rendent encore plus terrible à la nation qu'il gouverne.
Une grande reine fort impérieuse disait à ses sujets : 'vous avez des lois et je vous les ferai bien observer' ; cette menace ne pouvait effrayer que les méchants. Ce sont les bonnes lois qui forment un bon gouvernement et sans l'observation de ses lois le gouvernement n'aurait pas de réalité. Le despote sévère, armé des lois, les fera observer rigoureusement et le bon ordre régnera dans ses Etats ; mais M. de Montesquieu nous dit que 'ce qui est joint au despotisme n'a point de force' : quel assemblage d'idées ! Les lois, jointes au despotisme, sont fort redoutables ; les lois, jointes au despotisme, sont sans force : avec les lois le despotisme est terrible ; avec le despotisme les lois sont nulles. M. de Montesquieu rassemble toutes ces contradictions à propos d'un gouvernement qui est le plus ancien, le plus humain, le plus étendu et le plus florissant qui ait jamais existé dans l'univers ! Pourquoi ce gouvernement a-t-il jeté un si grand trouble dans l'esprit de l'auteur ? c'est qu'il est régi par un despote et qu'il voit toujours dans le despotisme un gouvernement arbitraire et tyrannique.
'Les abus furtifs', quoique rigoureusement réprimés à la Chine, forment un chef d'imputation dont on charge le gouvernement de cet empire.
Les mandarins sont réprimés par les visiteurs que l'on nomme 'Kolis', que la cour envoie dans chaque province ; ces censeurs ont le droit de dépouiller les mandarins en faute, de leur crédit et de leurs emplois, cependant leurs visites ne se terminent pas sans revenir en cour chargés, dit-on, de quatre ou cinq cent mille écus, que les coupables leur donnent pour se garantir d'une accusation ; il arrive à la Chine, comme partout ailleurs, que la sévérité des censeurs et la justice ne s'exercent que sur ceux dont les désordres sont trop connus pour être déguisés, ou sur ceux à qui la pauvreté ôte les moyens de flatter leur avarice et d'acheter des témoignages de vertus.
On peut consulter, dit M. de Montesquieu, nos commerçants sur le brigandage des mandarins.
Près de l'endroit le plus périlleux du lac Jao-tcheou on voit un temple placé sur un rocher escarpé, qui donne lieu à de grandes superstitions ; quand on en est proche, les matelots chinois battent d'une sorte de tambour de cuivre pour avertir l'idole de leur passée ; ils allument des bougies sur le devant de la barque, brûlent des parfums et sacrifient un coq en son honneur ; le gouvernement entretient près de là des barques pour secourir ceux qui se trouvent exposés au naufrage, mais quelquefois ceux qui sont établis dans ces barques pour prêter du secours, sont les premiers à faire périr les marchands pour s'enrichir de leurs dépouilles, surtout s'ils espèrent, de n'être pas découverts.
Cependant la vigilance des magistrats est très active, principalement dans les occasions d'apparat : un mandarin s'occupe moins de ses intérêts que de ceux du peuple, il fait consister sa gloire à l'assister et à s'en montrer le père. Dans un temps d'orage, on a vu le mandarin de 'Jao-tcheou', après avoir défendu de traverser sur le lac, se transporter lui-même sur le rivage et y demeurer tout le jour pour empêcher, par sa présence, que quelque téméraire, emporté par l'avidité du gain ne s'exposât au danger de périr.
(Ces brigandages dont nous venons de rapporter des exemples peuvent, être comparés dans ce royaume comme dans tous les autres, au dangereux métier des voleurs qui, malgré la rigueur des loi, s'exposent aux dangers de subir les châtiments décernés contre eux; mais on ne doit point imputer ces forfaits au gouvernement, lorsqu'il use de toutes les précautions qu'il peut employer pour les prévenir, et qu'il punit sévèrement les coupables qui en sont convaincus.)
On dit que les emplois de la justice se vendent dans toutes les parties de la Chine, surtout à la cour, et que l'empereur est le seul qui ait à coeur l'intérêt public, tous les autres n'ayant en vue que leur propre intérêt ; cependant les lois sont établies contre les extorsions des gouverneurs et des autres mandarins, qu'ils ont bien de la peine à exercer sans que l'empereur le sache, car ils ne peuvent empêcher les plaintes du peuple dans l'oppression.
Ce prétendu abus qu'on dit qui s'exerce à la cour est contredit par d'autres historiens ; "l'empereur de la Chine, dit l'auteur des révolutions, veut tout voir par ses yeux, et il n'y a point de prince dans le reste du monde qui s'occupe davantage des affaires du gouvernement ; il ne s'en fie surtout qu'à lui-même, lorsqu'il s'agit de nommer des magistrats : ce ne sont point les intrigues de cour qui, comme partout ailleurs, élèvent un homme aux premiers emplois".
Un gouverneur est regardé comme le chef d'une grande famille dans laquelle la paix ne peut être troublée que par sa faute ; aussi est-il responsable des moindres émeutes, et si la sédition n'est pas apaisée sur-le-champ, il perd au moins son emploi ; il doit empêcher que les officiers subalternes qui sont tous, comme lui, faits pour n'être occupés que du bien public, n'oppriment le peuple : pour cela la loi défend qu'on fasse mandarin d'une ville, un homme né non seulement dans la même ville, mais encore dans la même province, et même on ne le laisse pas pour longtemps dans son emploi, de crainte qu'il ne devienne partial : ainsi la plupart des autres mandarins de la même province lui étant inconnus,

il arrive rarement qu'il ait aucune raison de les favoriser.
Si un mandarin obtient un emploi dans la province qui touche à celle dont il est sorti, ce doit être dans une ville qui en soit éloignée de 50 lieues au moins ; et la délicatesse va si loin qu'on ne place jamais un mandarin subalterne dans un lieu où son frère, son oncle, etc. tient un rang supérieur, tant parce qu'ils pourraient s'entendre à commettre des injustices, que parce qu'il serait trop dur pour un officier supérieur, d'être obligé d'accuser son frère, etc.
De trois ans en trois ans on fait une revue générale de tous les mandarins, dans laquelle on examine leurs bonnes et mauvaises qualités pour le gouvernement. Chaque mandarin supérieur, par exemple, d'une ville du troisième rang, examine la conduite de ses inférieurs : les notes qu'ils font sont envoyées au mandarin supérieur de la ville du second rang qui les change ou confirme. Lorsque le mandarin d'une ville du second rang a reçu les notes de tous les mandarins des villes du troisième rang qui sont de son district, il y joint ses propres notes, ensuite il envoie le catalogue aux mandarins généraux qui résident dans la capitale; ce catalogue passe de leurs mains dans celles du vice-roi qui, après l'avoir examiné en particulier, ensuite avec les quatre mandarins ses assistants, l'envoie à la cour augmenté de ses propres notes : ainsi par cette voie, le premier tribunal connaît exactement tous les tribunaux de l'empire et est en état de punir et de récompenser. Le tribunal suprême, après avoir examiné les notes, renvoie tout de suite au vice-roi les ordres pour récompenser ou châtier les mandarins notés : celui-ci destitue ceux dont les notes contiennent le moindre reproche sur l'article du gouvernement, ou élève à d'autres postes ceux dont on fait l'éloge, et on a grand soin d'instruire le public de ces destitutions et de ces récompenses, et des raisons pourquoi.
De plus, l'empereur envoie de temps en temps dans les provinces des visiteurs qui s'informent du peuple, et qui se glissent dans les tribunaux pendant l'audience du mandarin ; si ces visiteurs découvrent, par quelqu'une de ces voies, de l'irrégularité dans la conduite des officiers, il fait voir aussitôt les marques de sa dignité, et comme son autorité est absolue, il poursuit aussitôt et punit avec rigueur le coupable selon la loi ; mais si la faute n'est pas grave, il envoie ses informations à la cour, qui décide de ce qu'il doit faire.
Quoique ces visiteurs ou inspecteurs soient choisis entre les principaux officiers et qu'ils soient reconnus de la plus grande probité, l'empereur, pour n'être pas trompé et crainte qu'ils ne se laissent corrompre par l'argent, etc., prend le temps que ces inspecteurs y pensent le moins, pour voyager dans différentes provinces et s'informer par lui-même des plaintes du peuple contre les gouverneurs.
L'empereur Kang-hi, dans une de ces visites, aperçut un vieillard qui pleurait amèrement ; il quitta son cortège et fut à lui, et lui demanda la cause de ses larmes ; je n'avais qu'un fils, répondit le vieillard, qui faisait toute ma joie et le soutien de ma famille, un mandarin tartare me l'a enlevé ; je suis désormais privé de toute assistance humaine ; car pauvre et vieux comme je suis, quel moyen d'obliger le gouverneur à me rendre justice ? Il y a moins de difficultés que vous ne pensez répliqua l'empereur ; montez derrière moi et me servez de guide jusqu'à la maison du ravisseur. Le vieillard monta sans cérémonie. Le mandarin fut convaincu de violence et condamne sur-le-champ à perdre la tète.
L'exécution faite, l'empereur dit au vieillard d'un air sérieux, pour préparation je vous donne l'emploi du coupable qui vient d'être puni : conduisez-vous avec plus de modération que lui, et que son exemple vous apprenne à ne rien faire qui puisse vous mettre à votre tour, dans le cas de servir d'exemple.
(Quand un gouvernement veille soigneusement sur les 'abus furtifs', et qu'il les punit sévèrement, ces abus ne doivent pas plus lui être reprochés que la punition même qu'il exerce contre les coupables. Les passions des hommes qui forcent l'ordre ne sont pas des vices du gouvernement, qui les réprime; les hommes réfractaires qui déshonorent l'humanité peuvent-ils servir de prétexte pour décrier les meilleurs gouvernements ?)
Les 'abus tolérés' sont, sans doute des défauts dans un gouvernement, parce que tout abus est un mal ; mais lorsque le gouvernement qui les supporte, les condamne et ne leur accorde, par les lois, d'autre protection que celle qui est personnelle aux citoyens, il y a certainement des considérations particulières qui ne permettent pas d'employer la violence pour les extirper, surtout lorsque ces abus n'attaquent pas l'ordre civil de la société et qu'ils ne consistent que dans quelques points de morale surérogatoire ou de crédulité chimérique, qui peuvent être tolérés comme une multitude d'autres préjugés attachés à l'ignorance, et qui se bornent aux personnes mêmes qui se livrent à ces idées particulières. Telles sont, à la Chine, les 'religions intruses' que la superstition y a admises ; mais la police réprime le prétendu zèle qui tendrait à les étendre, par des actes injurieux à ceux qui restent attachés à la pureté de la religion ancienne, comprise dans la constitution du gouvernement. Cette religion simple, qui est la religion primitive de la Chine, dictée par la raison, est adoptée par toutes les autres religions particulières qui rêvèrent la loi naturelle; c'est à cette condition essentielle qu'elles sont, tolérées dans l'empire, parce, qu'elles ne donnent aucune atteinte aux lois fondamentales du gouvernement, et parce que la violence que l'on exercerait pour les extirper pourrait causer destroubles

fort dangereux dans l'ordre civil.
L'une de ces religions intruses forme la secte de 'Laokuim' ; elle s'est accrue de plus en plus avec le temps et rien n'est moins étonnant. Une religion protégée par les princes et par les grands, dont elle flattait les passions ; une religion avidement adoptée par un peuple lâche et superstitieux; une religion séduisante par de faux prestiges qui triomphent de l'ignorance, qui a toujours cru aux sorciers, est une religion de tous les pays ; pouvait-elle manquer de se répandre ? Encore aujourd'hui est-il peu de personnes du peuple qui n'aient quelque foi aux ministres imposteurs de cette secte ; on les appelle pour guérir les malades et chasser les malins esprits.
On voit ces prêtres, après avoir invoqué les démons, faire paraître en l'air la ligure de leurs idoles, annoncer l'avenir et répondre à différentes questions, en faisant écrire ce qu'on veut savoir par un pinceau qui parait seul et sans être dirigé par personne. Ils font passer en revue, dans un grand vase d'eau, toutes les personnes d'une maison ; font voir, dans le même vase, tous les changements qui doivent arriver dans l'empire, et les dignités qu'ils promettent à ceux qui embrasseront leur secte. Rien n'est si commun à la Chine que les récits de ces sortes d'histoires. Mais quoique l'historien de cet empire dise pieusement qu'il n'est guère croyable que tout soit illusion, et qu'il n'y ait réellement plusieurs effets qu'on ne doive attribuer à la puissance du démon, nous sommes bien éloignes de nous rendre à cette réflexion : au contraire, les prétendus sortilèges des magiciens chinois nous causent moins de surprise que de voir un écrivain aussi éclairé que le P. Duhalde attribuer bonnement au pouvoir des diables, des choses dans lesquelles ce qu'il y a de surnaturel et de surprenant, à la Chine comme ailleurs, n'existe que dans des têtes fanatiques ou imbécile. On passera facilement au gouvernement de la Chine sa tolérance pour cette secte, car partout la défense de croire aux sorciers paraît un acte d'autorité bien ridicule.
L'autre secte de religions superstitieuses est celle des bonzes ; ils soutiennent qu'après la mort, les urnes passent en d'autres corps ; que dans l'autre vie il y a des peines et des récompenses ; que le Dieu Fo naquit pour sauver le monde et pour ramener dans la bonne voie ceux qui s'en étaient écartés ; qu'il y a cinq préceptes indispensables : 1. de ne tuer aucune créature vivante, de quelque espèce qu'elle soit ; ce précepte qui ne s'accorde pas avec la bonne chair, est mal observé par les bonzes mêmes ; 2. de ne point s'emparer du bien d'autrui ; ce précepte est de loi générale ; 3. d'éviter l'impureté ; ce n'est pas là encore un précepte particulier à cette secte, non plus que celui qui suit ; 4. de ne pas mentir ; 5. de s'abstenir de l'usage du vin. Il n'y a rien dans ces préceptes qui exige la censure du gouvernement.
Ces bonzes recommandent encore fortement de ne pas négliger de faire des oeuvres charitables, qui sont prescrites par leurs instructions. Quoique les bonzes soient intéressés à ces exhortations, elles n'ont rien que de volontaire. Traitez, bien les bonzes, répèlent-ils sans cesse : fournissez-leur tout ce qui leur est nécessaire à leur subsistance; bâtissez-leur des monastères, des temples : leurs prières, les pénitences qu'ils s'imposent, expieront vos péchés et vous mettront à l'abri des peines dont vous êtes menacés.
Ce n'est ici que la doctrine ostensible de Fo, qui ne consiste qu'en ruses et en artifices pour abuser de la crédulité des peuples. Tous ces bonzes n'ont pas d'autre vue que d'amasser de l'argent, et malgré toute la réputation qu'ils peuvent acquérir, ils ne sont qu'un amas de la plus vile populace de l'empire. Les dogmes de la doctrine secrète sont des mystères : il n'est pas donné à un peuple grossier et au commun des bonzes, d'y être initié. Pour mériter cette distinction, il faut être doué d'un génie sublime et capable de la plus haute perfection. Cette doctrine, que ses partisans vantent comme la plus excellente et la plus véritable, n'est au fond qu'un pur matérialisme ; mais comme elle ne se divulgue pas, elle reste engloutie dans ses propres ténèbres. Il y a toujours eu dans tous les royaumes du monde, des raisonneurs dont l'esprit ne s'étend pas au delà du paralogisme ou de l'argument incomplet : c'est un défaut de capacité de l'esprit, qui est commun non seulement en métaphysique, mais même dans les choses palpables, et qui s'étend jusque sur les lois humaines. Comment ces lois elles-mêmes entreprendraient-elles de le proscrire ? On ne peut lui opposer que de l'évidence développée par des esprits supérieurs.
Malgré tous les efforts des lettrés pour extirper cette secte qu'ils traitent d'hérésie, et malgré les dispositions de la cour à l'abolir dans toute I'étendue de l'empire, on l'a toujours tolérée jusqu'à présent, dans la crainte d'exciter des troubles parmi le peuple, qui est fort attaché à ses idoles (ou pagodes) ; on se contente de la condamner comme une hérésie, et tous les ans cette cérémonie se pratique à Pékin.
La secte de 'Iu-Kiau' ne tient qu'à une doctrine métaphysique sur la nature du premier principe; elle est si confuse et si remplie d'équivoques et de contradictions, qu'il est très difficile d'en concevoir le système ; elle est même devenue suspecte d'athéisme. Si l'on en croit l'historien de la Chine, cette secte ne compte que très peu de partisans : les véritables lettrés demeurent attachés aux anciens principes et sont fort éloignés de l'athéisme "Plusieurs missionnaires de différents ordres, prévenus contre la religion des Chinois furent portés à croire, dit cet écrivain, que tous les savants ne reconnaissent pour principe qu'une vertu céleste aveugle et matérielle ; ils disaient ne pouvoir porter d'autre jugement, à

moins que l'empereur ne voulût bien déclarer la vraie signification des mots 'Tien' et 'Chang-ti' ; et ce qu'on entendait par ces deux termes, le maître du ciel, et non le ciel matériel."
L'empereur, les princes du sang, les mandarins de la première classe s'expliquèrent clairement, ainsi que les missionaires le demandaient. En 1710 l'empereur rendit un édit qui fut inséré dans les archives de l'empire et publié dans toutes les gazettes : il faisait entendre qu'ils invoquaient le souverain seigneur du ciel, l'autour de toutes choses ; un Dieu qui voit tout, qui gouverne l'univers avec autant de sagesse que de justice. Ce n'est point au ciel visible et matériel, portait cet édit, qu'on offre des sacrifices ; mais uniquement au seigneur, au maître de tout : on doit donner aussi le même sens à l'inscription du mot Chant-ti, qu'on lit sur les tablettes devant lesquelles on sacrifie. Si l'on n'ose donner au souverain seigneur le nom qui lui convient, c'est par un juste sentiment de respect ; et l'usage est de l'invoquer sous le nom de 'ciel suprême, bonté suprême du ciel, ciel universel', comme en parlant respectueusement de l'empereur, au lieu d'employer son propre nom, on se sert de ceux de 'marches du trône', de 'cour suprême de son palais'. Le P. Duhalde rapporte encore beaucoup de preuves qu'il tire des déclarations de l'empereur et de ses décisions en différentes occasions.
La religion du grand lama, le judaïsme, le mahométisme, le christianisme ont aussi pénétré dans la Chine : mais nos missionnaires y ont joui, auprès de plusieurs empereurs, d'une faveur si marquée qu'elle leur a attiré des ennemis puissants, qui ont fait proscrire le christianisme; il n'y est plus enseigné et professé que secrètement.
On dit qu'il y a à la Chine, outre la contribution sur les terres, quelques impôts irréguliers, comme des droits de douane et de péage en certains endroits, et une sorte d'imposition personnelle en forme de capitation. Si ces allégations ont quelque réalité, cela marquerait qu'en ce point l'Etat ne serait pas suffisamment éclairé sur ses véritaliles intérêts ; car dans un empire dont les richesses naissent du territoire, de telles impositions sont destructives de l'impôt même et des revenus de l.a nation. Cette vérité, qui se conçoit difficilement par le raisonnement, se démontre rigoureusement par le calcul.
Les effets funestes de ces impositions irrégulières, ne doivent pas au moins être fort ruineux dans cet empire, parce qu'en général l'impôt y est fort modéré, qu'il y est presque toujours dans un état fixe, et qu'il s'y lève sans frais : mais toujours est-il vrai que de telles impositions, quelque faillies qu'elles aient été jusqu'à présent, ne doivent pas moins être regardées comme le germe d'une dévastation qui pourrait éclore dans d'autres temps. Ainsi cette erreur, si elle existe, est un défaut bien réel qui se serait introduit dans ce gouvernement, mais qui ne doit pas être imputée au gouvernement même; puisque ce n'est qu'une méprise de l'administration, et non du gouvernement, car elle peut être réformée sans apporter aucun changement dans la constitution de cet empire.
L'excès de la population de la Chine y force les indigents à exercer quelquefois des actes d'inhumanité qui font horreur : néanmoins on ne doit pas non plus imputer cette calamité à la constitution même d'un bon gouvernement ; car un mauvais gouvernement qui extermine les hommes à raison de l'anéantissement des richesses qu'il cause dans un royaume, ou à raison des guerres continuelles injustes ou absurdes, suscitées pur une ambition déréglée, ou par le monopole du commerce extérieur, présente a ceux qui y font attention un spectacle bien plus horrible.
La population excède toujours les richesses dans les bons et dans les mauvais gouvernements, parce que la propagation n'a de bornes que celles de la subsistance, et qu'elle tend toujours a passer au delà : partout il y a des hommes dans l'indigence.
On dira peut-être que partout il y a aussi des richesses, et que c'est l'inégalité de la distribution de biens qui met les uns dans l'abondance et qui refuse aux autres le nécessaire ; qu'ainsi la population d'un royaume ne surpasserait pas les richesses de la nation si elles étaient plus également distribuées ; cela peut être vrai en partie dans les nations livrées brigandage des impositions déréglées ou du monopole autorisé dans le commerce et dans l'agriculture par la mauvaise administration du gouvernement; car ces desordres forment des accumulations subites de richesses qui ne se distribuent pas, et qui causent dans la circulation un vide qui ne peut être occupé que par la misère. Mais partout où les riches ont leur état fondé en propriété de biens-fonds, dont ils retirent annuellement de gros revenus qu'ils dépensent annuellement, l'indigence d'un nombre d'habitants ne peut pas être attribuée à l'inégalité de la distribution des richesses : les riches sont, il est vrai, dans l'abondance; et d'autant plus réellement dans l'abondance, qu'ils jouissent effectivement de leurs richesses ; mais ils ne peuvent en jouir qu'à l'aide des autres hommes qui profitent de leurs dépenses car les hommes ne peuvent faire de dépenses qu'au profit les uns des autres ; c'est ce qui forme cette circulation constante de richesses sur laquelle tous les habitants d'un royaume bien gouverne fondent leurs espérances. Ce n'est donc en effet que sur la mesure de ces richesses que doit être réglée celle de la population.
Pour en prévenir l'excès dans une nation bien gouvernée, il n'y a que la ressource des colonies qu'elle peut établir sous les auspices d'une bonne administration. Les peuplades qu'elle forme par l'émigration de la surabondance de ses habitants, qui sont attirés parla fertilité d'un nouveau territoire, la décharge d'une multitude d'indigents qui méritent une grande attention et une protection particulière de la part

du gouvernement. Ou peut trouver à cet égard, dans l'administration du gouvernement ou dans les habitants de la Chine, un préjugé bien reprochable.
Il y a au voisinage de cet empire beaucoup d'îles fort considérables, abandonnées ou presque abandonnées, dont les Européens ont pris possession depuis assez peu de temps. Ces terres ne devaient-elles pas être d'une grande ressource pour la Chine contre l'excès de sa population ? Mais le nostratisme ou l'amour du pays est si dominant chez les Chinois, qu'ils ne peuvent se résoudre à s'expatrier; il paraît aussi qu'ils n'y sont pas déterminés par les intentions de l'administration, puisqu'elle tolère l'exposition des enfants et l'esclavage d'un nombre de sujets réduits à se porter à ces extrémités, plutôt que de fonder hors du pays des établissements qui seraient tout à l'avantage de la population et qui en éviteraient la surcharge dans le royaume. C'est manquer à un devoir que l'humanité et la religion prescrivent par des motifs bien intéressants et bien dignes de l'attention des hommes que la providence charge du gouvernement, des nations ; en remplissant ce devoir, ils rétablissent le droit des hommes sur les terres incultes ; ils étendent leur domination et la propagation du genre humain.
Les lois des Incas retardaient le mariage des filles jusqu'à l'âge de vingt ans, et celui des garçons, jusqu'à l'âge de vingt-cinq ans, afin d'assurer plus longtemps aux pères et mères le service de leurs enfants et d'augmenter par ce moyen leurs richesses ; cette loi ne serait pas moins convenable à la Chine qu'elle l'était au Pérou ; car outre le motif qui avait déterminé les Incas à l'instituer, elle aurait encore à la Chine l'avantage de prévenir un excès de population, d'où résultent de funestes effets qui semblent dégrader le gouvernement de cet empire. [Ques1]

1767.5 Quesnay, François. *Le despotisme de la Chine* [ID D1850]. (5)
CHAPITRE VIII.
COMPARISON DES LOIS CHINOISES AVEC LES PRINCIPES NATURELS, CONSTITUTIFS DES GOUVERNEMENTS PROSPERES.
Jusqu'ici nous avons exposé la constitution politique et morale du vaste empire de la Chine, fondée sur la science et sur la loi naturelle, dont elle est le développement. Nous avons suivi à la lettre, dans cette compilation, le récit des voyageurs et des historiens, dont la plupart sont des témoins oculaires, dignes, par leurs lumières, et surtout par leur unanimité, d'une entière confiance.
Ces faits, qui passent pour indubitables, servent de base au résumé qu'on va lire en ce dernier chapitre, qui n'est que le détail méthodique de la doctrine chinoise qui mérite de servir de modèle à tous les Etats.

1. *Lois constitutives des sociétés*.
Les lois constitutives des sociétés sont les lois de l'ordre naturel le plus avantageux au genre humain. Ces lois sont ou physiques ou morales.
On entend par loi physique constitutive du gouvernement, 'la marche réglée de tout évènement physique de l'ordre naturel évidemment le plus avantageux au genre humain'. On entend par une loi morale constitutive du gouvernement, 'la marche réglée de toute action morale de l'ordre naturel évidemment le plus avantageux au genre humain'. Ces lois forment ensemble ce qu'on appelle la loi naturelle.
Ces lois sont établies à perpétuité par l'Auteur de la nature, pour la reproduction et la distribution continuelle des biens qui sont nécessaires aux besoins des hommes réunis en société et assujettis à l'ordre que ces lois leur prescrivent.
Ces lois irréfragables forment le corps moral et politique de la société, par le concours régulier des travaux et des intérêts particuliers des hommes, instruits par ces lois mêmes a coopérer avec le plus grand succès possible au bien commun, et à en assurer la distribution la plus avantageuse possible à toutes les différentes classes d'hommes de la société.
Ces lois fondamentales, qui ne sont point d'institution humaine et auxquelles toute, puissance humaine doit être assujettie, constituent le droit naturel des hommes, dictent les lois de la justice distributive, établissent la force qui doit assurer la défense de la société contre les entreprises injustes des puissances intérieures et extérieures, dont elle doit se garantir, et fondent un revenu public pour satisfaire à toutes les dépenses nécessaires à la sûreté, au bon ordre et, à la prospérité de l'Etat.

2. *Autorité tutélaire*.
L'observation de ces lois naturelles et fondamentales du corps politique doit être maintenue par l'entremise d'une autorité tutélaire, établie par la société, pour la gouverner par des lois positives, conformément aux lois naturelles qui forment, décisivement et invariablement la constitution de l'Etat.
Les lois positives sont des 'règles authentiques, établies par une autorité souveraine pour fixer l'ordre de l'administration du gouvernement ; pour assurer l'observation des lois naturelles ; pour maintenir ou réformer les coutumes et les usages introduits dans la nation ; pour régler les droits particuliers des sujets relativement à leur état ; pour déterminer décisivement l'ordre positif dans les cas douteux, réduits à des probabilités d'opinions ou de convenances ; pour asseoir les décisions de la justice distributive'.
Ainsi le gouvernement est l'ordre naturel et positif le plus avantageux aux hommes réunis en société et régis par une autorité souveraine.

3. *Diversité des gouvernements imagniés par les hommes*.
Cette autorité ne doit pas être abandonnée à un 'despote arbitraire' ; car une telle domination forme un corps qui changerait successivement de chef, et qui livrerait la nation à des intérêts aveugles ou déréglés qui tendraient à fair dégénérer l'autorité tutélaire en autorité fiscale qui ruinerait le maître et les sujets : ainsi ce souverain ne serait qu'un 'despote déprédateur'.
Elle ne doit pas être aristocratique, ou livrée aux grands propriétaires des terres qui peuvent former par confédération une puissance supérieure aux lois, réduire la nation à l'esclavage, causer par leurs dissensions ambitieuses et tyranniques, les dégâts, les désordres, les injustices, les violences les plus atroces et l'anarchie la plus effrénée.
Elle ne doit pas être monarchique et aristocratique ; car elle ne formerait qu'un conflit de puissances qui tendraient alternativement à s'entre-subjuguer, à exercer leur vengeance et leur tyrannie sur les alliés des différents partis, à enlever les richesses de la nation pour acrrollre leurs forces et à perpétuer des guerres intérieures et barbares qui plongeraient la nation dans un abîme de malheurs, de cruautés et d'indigence.
Elle ne doit pas être démocratique, parce que l'ignorance et les préjuges qui dominent dans le bas peuple, les passions effrénées et les fureurs passagères dont il est susceptible, exposent l'Etat à des tumultes, à des révoltes et à des désastres horribles.
Elle ne doit pas être monarchique, aristocratique et démocratique, parce qu'elle serait dévoyée et troublée par les intérêts particuliers exclusifs des différents ordres de citoyens qui la partageraient avec le monarque. L'autorité doit être 'unique' et impartiale dans ses décisions et dans ses opérations, et se réunir à un chef qui ait seul la puissance exécutrice, et le pouvoir de contenir tous les citoyens dans l'observation des lois, d'assurer les droits de tous contre tous, du faible contre le fort, de prévenir et de réprimer les entreprises injustes, les usurpations et les oppressions des ennemis intérieurs et extérieurs du royaume. L'autorité partagée entre les différents ordres de l'Etat deviendrait une autorité abusive et discordante, qui n'aurait ni chef, ni point de réunion pour en arrêter les écarts et fixer le concours des intérêts particuliers à l'ordre et au bien général. Le monarque dépouillé du pouvoir suffisant pour gouverner régulièrement le corps politique, ne tendrait qu'à rétablir par toutes sortes de voies sa domination, et à parvenir, pour se l'assurer despotiquement, à un degré de puissance supérieur aux forces et aux droits de la nation même. L'inquiétude perpétuelle que causeraient à la société ces intentions tyrannniques, tiendrait le corps politique dans un état violent qui l'exposerait continuellement à quelques crises funestes. L'ordre de la noblesse et des grands propriétaires des biens-fonds, peu instruit de ses véritables intérêts et de la sûreté de sa prospérité, s'opposerait à l'établissement du revenu public sur ses terres, et croirait l'éluder en se prêtant à des formes d'impositions ruineuses, qui livreraient la nation à la voracité et à l'oppression des publicains et causeraient la dévastation du territoire. Les communes, où le tiers état domine en artisans, manufacturiers et commerçants qui dédaignent le cultivateur, séduiraient la nation et ne tendraient qu'au monopole, aux privilèges exclusifs, et à détruire le concours réciproque du commerce des nations pour acheter à vil prix les productions du pays et survendre à leurs concitoyens les marchandises qu'ils leur apportent ; et alors ils leur persuaderaient par leurs grandes fortunes, acquises aux dépens de la nation, que leur commerce exclusif, qui suscite des guerres continuelles avec les puissances voisines, est la source des richesses du royaume. Tous les différents ordres de l'Etat concourent donc, dans un gouvernement mixte, à la ruine de la nation par la discordance des intérêts particuliers qui démembrent et corrompent l'autorité tutélaire et la font dégénérer en intrigues politiques et en abus funestes à la société. On doit apercevoir que nous ne parlons pas ici des républiques purement marchandes, qui ne sont que des sociétés mercenaires, payées par les nations qui jouissent des richesses que produit le territoire qu'elles possèdent.
L'autorité ne doit pas non plus être uniquement abandonnée aux tribunax souverains de la justice distributive ; trop fixés à la connaissance des lois positives, ils pourraient ignorer souvent les lois de la nature, qui forment l'ordre constitutif de la société et qui assurent la prospérité de la nation et les forces de l'Etat.
La négligence de l'étude de ces lois fondamentales favoriserait l'introduction des formes d'impositions les plus destructives et des lois positives les plus contraires à l'ordre économique et politique. Les tribunaux qui seraient bornés à l'intelligence littérale des lois de la justice distributive, ne remonteraient pas aux principes primitifs du droit naturel, du droit public et du droit des gens. Il n'en est pas moins avantageux pour l'Etat que ces compagnies auguste, chargées de la vérification et du dépôt des lois positives, étendent leurs connaissances sur les lois naturelles, qui sont par essence les lois fondamentales de la société et les sources des lois positives ; mais il ne faut pas oublier que ces lois physiques primitives ne peuvent s'étudier que dans la nature même.

4. *Sûreté des droits de la société.*
Dans un gouvernement préservé de ces formes insidieuses d'autorité, le bien public formera toujours la force la plus puissante de l'Etat. Le concours général et uniforme des volontés fixées avec connaissance aux lois les plus excellentes et les plus avantageuses à la société, formera la base inébranlable du gouvernement le plus parfait.
Toutes les loi positives qui portent sur l'ordre économique général de la nation, influent sur la marche physique de la reproduction annuelle des richesses du royaume ; ces lois exigent de la part du législateur et de ceux qui les vérifient, des connaissances très étendues et des calculs fort multipliés, dont les résultats doivent prononcer avec évidence les avantages du souverain et de la nation ; surtout les avantages du souverain; car il faut le déterminer par son intérêt à faire le bien. Heureusement son intérêt bien entendu s'accorde toujours avec celui de la nation. Il faut donc que le conseil du législateur, et les tribunaux qui vérifient les lois, soient assez instruits des effets des lois positives sur la marche de la reproduction annuelle des richesses de la nation, pour se décider sur une loi nouvelle par ses effets sur cette opération de la nature. Il faudrait même que ce corps moral de la nation, c'est-à-dire la partie pensante du peuple, connût généralement ces effets. Le premier établissement politique du gouvernement serait donc l'institution des écoles pour renseignement de cette science. Excepté la Chine, tous les royaumes ont ignoré la nécessité de cet établissement qui est la base du gouvernement.

3. *Les lois naturelles assurent l'union entre le souverain et la nation.*
La connaissance évidente et générale des lois naturelles est donc la condition essentielle de ce concours des volontés, qui peut assurer invariablement la constitution d'un Etat en prenant l'autorité de ces lois divines comme base de toute l'autorité dévolue au chef de la nation, car il est essentiel que l'associé sache son compte. Dans un gouvernement où tous les ordres de citoyens ont assez de lumières pour connaître évidemment et pour démontrer sûrement l'ordre légitime le plus avantageux au prince et à la nation, se trouverait-il un despote qui entreprendrait, à l'appui des forces militaires de l'Etat, de faire manifestement le mal pour le mal ? de subvertir les lois naturelles et constitutives de la société, reconnues et respectées unanimement par la nation, et qui se livrerait, sans aucune raison plausible, à des déportements tyranniques, qui ne pourraient inspirer que l'horreur et de l'aversion, et susciter une résistance générale invincible et dangereuse ?
Le droit de la législation et le droit d'imposer la contribution sur la nation semblent quelquefois être une source intarissable de désordres et de mécontentements entre le souverain et la nation : voilà donc des causes inévitables qui doivent toujours troubler l'ordre constitutif de la société : ce qui en effet n'est que trop vrai dans le désordre de ces gouvernements bizarres institués pur les hommes; mais l'homme ne peut pas plus créer et constituer l'ordre naturel, qu'il ne peut se créer lui-même. La loi primitive des sociétés est comprise dans l'ordre général de la formation de l'univers où tout est prévu et arrangé par la sagesse suprême. Ne nous écartons pas des voies qui nous sont prescrites par l'Eternel, nous éviterons les erreurs de l'humanité qui rompraient l'union essentielle entre le souverain et la nation. Ne cherchons pas des leçons dans l'histoire des nations ou des égarements des hommes, elle ne représente qu'un abîme de désordres; les historiens ne se sont appliqués qu'à satisfaire la curiosité de leurs lecteurs : leur érudition trop littérale ne suffit pas pour y porter la lumière qui peut éclairer ce chaos.

6. *Les lois constitutives de la société ne sont pas d'institution humaine*.
La puissance législative, souvent disputée entre le souverain et la nation, n'appartient primitivement ni à l'un ni à l'autre ; son origine est dans la volonté suprême du Créateur et dans l'ensemble des lois de l'ordre physique le plus avantageux au genre humain ; dans cette base de l'ordre physique il n'y a rien de solide, tout est confus et arbitraire dans l'ordre des sociétés ; de cette confusion sont venues toutes les constitutions irrégulières et extravagante des gouvernements, imaginés par les hommes trop peu instruits de la théocratie, qui a fixé invariablement par poids et par mesures les droits et les devoirs réciproques des hommes réunis en société. Les lois naturelles de l'ordre des sociétés sont les lois physiques mêmes de la reproduction perpétuelle des biens nécessaires à la subsistance, à la conservation et à la commodité des hommes. Or, l'homme n'est pas l'instituteur de ces lois qui fixent l'ordre des opérations de la nature et du travail des hommes, qui doit concourir avec celui de la nature à la reproduction des biens dont ils ont besoin. Tout cet arrangement est de constitution physique, et cette constitution forme l'ordre physique qui assujettit à ses lois les hommes réunis en société et qui, par leur intelligence et par leur association, peuvent obtenir avec abondance par l'observation de ces lois naturelles, les biens qui leur sont nécessaires.
Il n'y a donc point à disputer sur la puissance législative quant aux premières lois constitutives des sociétés, car elle n'appartient qu'au Tou-Puissant, qui a tout réglé et tout prévu dans l'ordre général de l'univers : les hommes ne peuvent y ajouter que du désordre, et ce désordre qu'ils ont à éviter ne peut être exclu que par l'observation exacte des lois naturelles.
L'autorité souveraine peut et doit, il est vrai, instituer des lois contre le désordre bien démontré, mais elle ne doit pas empiéter sur l'ordre naturel de la société. Le jardinier doit ôter la mousse qui nuit à l'arbre, mais il doit éviter d'entamer l'écorce par laquelle cet arbre reçoit la sève qui le fait végéter : s'il faut une loi positive pour prescrire ce devoir au jardinier, cette loi dictée par la nature ne doit pas s'étendre au dela du devoir qu'elle prescrit. La constitution de l'arbre est l'ordre naturel même, réglé par des lois essentielles et irréfragables, qui ne doivent point être dérangées par des lois étrangères. Le domaine de ces deux législations se distingue évidemment par les lumières de la raison, et les lois de part et d'autre sont établies et promulguées par des institutions et des formes fort différentes. Les unes s'étudient dans des livres qui traitent à fond de l'ordre le plus avantageux aux hommes réunis en société. Les autres ne sont que des résultats de cette étude, réduits en forme de commandements prescrits avec sévérité. Les lois naturelles renferment la règle et l'évidence de l'excellence de la règle. Les lois positives ne manifestent que la règle, celles-ci peuvent être reformatées et passagères, et se font observer littéralement et sous des peines décernées par une autorité coactive : les autres sont immuables et perpétuelles, et se font observer librement et avec discernement, par des motifs intéressants qui indiquent eux-mêmes les avantages de l'observation ; celles-ci assurent des récompenses, les autres supposent des punitions.
La législation positive littérale n'institue par les motifs ou les raisons sur lesquels elle établit ses lois : ces raisons existent donc avant les lois positives, elles sont par essence au-dessus des lois humaines ; elles sont donc réellement et évidemment des lois primitives et immuables des gouvernements réguliers. Les lois positives, justes, ne sont donc que des déductions exactes, ou de simples commentaires de ces lois primitives qui assurent partout leur exécution autant qu'il est possible. Les lois fondamentales des sociétés sont prises immédiatement dans la règle souveraine et décisive du juste et de l'injuste absolu, du bien et du mal moral, elles s'impriment dans le coeur des hommes, elles sont la lumière qui les éclaire et maîtrise leur conscience : cette lumière n'est affaiblie ou obscurcie que par leurs passions déréglées. Le principal objet des lois positives est ce dérèglement même auquel elles opposent une sanction redoutable aux hommes pervers ; car, en gros, de quoi s'agit-il pour la prospérité d'une nation ? 'De cultiver la terre avec le plus grand succès possible, et de préserver la société des voleurs et des méchants'. La première partie est ordonnée par l'intérêt, la seconde est confiée au gouvernement civil. Les hommes de bonne volonté n'ont besoin que d'instructions qui leur développent les vérités lumineuses qui ne s'aperçoivent distinctement et vivement que par l'exercice, de la raison. Les lois positives ne peuvent suppléer que fort imparfaitement à cette connaissance intellectuelle, elles sont nécessaire pour contenir et réprimer les méchants et les saillies des passions. Mais la législation positive ne doit pas s'étendre sur le domaine des lois physiques qui doivent être observées avec discernement et avec des connaissances fort étendues, fort approfondies et très variées, qui ne peuvent être acquises que par l'étude de la législation générale et lumineuse de la sagesse suprême : oserait-on seulement assujettir décisivement la théorie et la pratique de la médecine à des lois positives ? est-il donc concevable qu'il soit, possible de soumettre à de telles lois la législation fondamentale, constitutive de l'ordre naturel et général des sociétés ? Non. Cette législation supérieure n'exige de la part de ceux qui gouvernent, et de ceux qui sont, gouvernés, que l'étude physique des lois fondamentales de la société instituées invariablemont et à perpétuité par l'Auteur de la nature. Cette étude forme une doctrine qui se divulgue sans formalités légales, mais qui n'en est pris moins efficace

puisqu'elle manifeste des lois irréfragables, ou les hommes d'Etat et toute la nation peuvent puiser les connaissances nécessaires pour former un gouvernement parfait : car on trouve encore ces lois mêmes, comme nous le verrous ci-après, les principes primitifs et les sources immuables de la législation positive et de la justice distributive. La législation divine doit donc éteindre toute dissension sur la législation même, et assujettir l'autorité exécutrice et la nation à cette législation suprême, car elle se manifeste aux hommes par des lumières de la raison cultivée par l'éducation et par l'étude de la nature qui n'admet d'autres lois que le libre exercice de la raison même.
Ce n'est que par ce libre exercice de la raison que les hommes peuvent faire des progrès dans la science économique, qui est une grande science et la science même qui constitue le gouvernement des sociétés. Dans le gouvernement économique de la culture des terres d'une ferme, qui est un échantillon du gouvernement général de la nation, les cultivateurs n'ont d'autres lois que les connaissances acquises par l'éducation et l'expérience. Des lois positives qui régleraient decisivement la régie de la culture des terres, troubleraient le gouvernement économique du cultivateur et s'opposeraient au succès de l'agriculture : car le cultivateur asujetti à l'ordre naturel ne doit observer d'autres lois que les lois physiques et les conditions qu'elles lui prescrivent ; et ce sont aussi ces lois et ces conditions qui doivent régler l'administration du gouvernement général de la société.

7. *Le droit de l'impôt a une base assurée*.
L'impôt, cette source de dissensions et d'oppositions suscitées par l'ignorance, l'inquiétude et l'avidité, est essentiellement déterminé pas des lois et des règles immuables, dont le prince et les sujets ne peuvent s'écarter qu'à leur désavantage : ces lois et ces règles, comme nous le verrons ci-après, se démontrent évidemment par le calcul, avec une exactitude rigoureuse, qui proscrit toute injustice, tout arbitraire et toute malversation, Bannissez l'ignorance, reconnaissez l'ordre par essence, vous adorerez la divine providence qui vous a mis le flambeau à la main pour marcher avec sûreté dans ce labyrinthe entrecoupé de fausses routes ouvertes à l'iniquité. L'homme est doué de l'intelligence nécessaire pour acquérir la science dont il a besoin pour connaître les voies qui lui sont prescrites par la sagesse suprême, et qui constituent le gouvernement parfait des empires. La science est donc la condition essentielle de l'institution régulière des sociétés et de l'ordre qui assure la prospérité des nations et qui prescrit à toute puissance humaine; l'observation des lois établies par l'Auteur de la nature pour assujettir tous les hommes à la raison, les contenir dans leur devoir, et leur assurer la jouissance des biens qu'il leur a destinés pour satisfaire à leurs besoins.

8. *Le droit naturel*.
Les lois physiques qui constituent l'ordre naturel le plus avantageux au genre humain, et qui constatent exactement le droit naturel de tous les hommes, sont des lois perpétuelles, inaltérables et decisivement les meilleures lois possibles. Leur évidence subjugue impérieusement toute intelligence et toute raison humaine, avec une précision qui se démontre géométriquement et arithmétiquement dans les détails, et qui ne laisse aucun subterfuge à l'erreur, à l'imposture et aux prétentions illicites.

9. *La manifestation des lois fondamentales du gouvernement parfait suffit pour assurer le droit naturel*.
Leur manifestation seule prononce souverainement contre les méprises de l'administration, et contre les entreprises et les usurpations injustes des différents ordres de l'Etat, et contre l'institution des lois positives contraires à l'ordre essentiel de la société. Ainsi, la connaissance de ces règles primitives et l'évidence général de leur autorité est la sauvegarde suprême du corps politique ; car la nation instruite des volontés et des lois irrévocables du Tout-Puissant, et dirigée par les lumières de la conscience, ne peut se prêter à la violation de ces lois divines auxquelles toute puissance humaine doit être assujettie, et qui sont réellement très puissantes ; et très redoutables par elles-mêmes, quand elles sont, réclamées et qu'elles forment, par leur évidence et par leur supériorité, le bouclier de la nation. Le prince ne doit pas ignorer que son autorité est instituée pour les faire connaître et observer, et qu'il est autant de son intérêt que de celui de la nation même, que leur observation éclairée, forme le lieu indissoluble de la société ; car, tant qu'elles sont inconnues, elles restent impuissantes et inutiles ; comme les terres que nous habitons, elles nous refusent leur secours quand elles sont incultes ; alors les nations ne peuvent former que des gouvernements passagers, barbares et ruineux. Ainsi la nécessité de l'étude des lois naturelles est elle-même une loi constitutive de l'ordre naturel des sociétés ; cette loi est même la première des lois fondamentales d'un bon gouvernement, puisque sans cette étude, l'ordre naturel ne serait qu'une terre inculte, habitée par des bêtes féroces.

10. *Nécessité de l'étude et de l'enseignement des lois naturelles et fondamentales des sociétés*.
Les hommes ne peuvent prétendre au droit naturel que par les lumières de la raison, qui les distingue des bêtes. L'objet capital de l'administration d'un gouvernement prospère et durable doit donc être, comme dans l'empire de la Chine, l'étude profonde et l'enseignement continuel et général des lois naturelles, qui constituent éminemment l'ordre de la société.

11. *Diverses espèces de sociétés*.
Les hommes se sont réunis sous différentes formes de sociétés, selon qu'ils y ont été déterminés par les conditions nécessaires à leur subsistance, comme la chasse, la pêche, le pâturage, l'agriculture, le commerce, le brigandage ; de là se sont formées les nations sauvages, les nations ichthyophages, les nations pâtres, les nations agricoles, les nations commerçantes, les nations errantes, barbares, scenites et pirates.

12. *Sociétés agricoles*.
A la réserve des sociétés brigandes, ennemies des autres sociétés, l'agriculture les réunit toutes; et sans l'agriculture les autres sociétés ne peuvent former que des nations imparfaites. Il n'y a donc que les nations agricoles qui puissent constituer des empires fixes et durables, susceptibles d'un gouvernement général, invariable, assujetti exactement à l'ordre immuable des lois naturelles : or, c'est, alors l'agriculture, elle-même, qui forme la base de ces empires, et qui prescrit et constitue l'ordre de leur gouvernement, parce qu'elle est la source des biens qui satisfont aux besoins des peuples, et que ses succès ou sa décadence dépendent nécessairement de la forme du gouvernement.

13. *Simplicité primitive du gouvernement des sociétés agricoles*.
Pour exposer clairement cette vérité fondamentale, examinons l'état de l'agriculture dans l'ordre le plus simple. Supposons une peuplade d'hommes placés dans un désert, qui y subsistent d'abord des productions qui y naissent spontanément, mais qui ne peuvent suffire constamment à leur établissement dans ce territoire inculte, dont la fertilité sera une source de biens que la nature assure au travail et à l'industrie.

14. *La communauté des biens, leur distribution naturelle et paisible ; la liberté personnelle ; la propriété de la subsistance acquise journellement*.
Dans le premier état, il n'y a d'autre distribution de biens que celle que les hommes peuvent obtenir par la recherche des productions qui leur sont nécessaires pour subsister. Tout appartient à tous ; mais à des conditions qui établissent naturellement un partage entre tous, et qui leur assurent à tous, nécessairement, la liberté de leur personne pour pourvoir à leurs besoins, et la sûreté de la jouissance des productions qu'ils se procurent par leurs recherches; car les entreprises des uns sur les autres ne formeraient que des obstacles aux recherches indispensables pour pourvoir à leurs besoins, et ne susciteraient que des guerres aussi inutiles que redoutables. Quels motifs en effet pourraient, en pareils cas, exciter des guerres entre les hommes ? Une volée d'oiseaux arrive en un endroit où elle trouve un bien ou une subsistance commune à tous ; il n'y a point de dispute entre eux pour le partage ; la portion de chacun est dévolue à son activité à chercher à satisfaire à son besoin. Ainsi les bêtes réunies sont donc dévouées à cette loi paisible, prescrite par la nature, qui a décidé que le droit de chaque individu se borne, dans l'ordre naturel, à ce qu'il peut obtenir par son travail ; ainsi le droit de tous à tout est une chimère. La liberté personnelle et la propriété, ou l'assurance de jouir des productions que chacun se procure d'abord par ses recherches pour ses besoins, sont donc dès lors assurées aux hommes par les lois naturelles, qui constituent l'ordre essentiel des sociétés régulières. Les nations hyperborées réduites à vivre dans cet état primitif, en observent exactement et constamment les lois prescrites par la nature, et n'ont besoin d'aucune autorité supérieure pour les contenir dans leurs devoirs réciproques.

15. *Les guerres de nation contre nation*.
Les sauvages de l'Amérique, qui restent dans ce même état, sont moins paisibles, et se livrent souvent des guerres de nation contre nation ; mais l'ordre est observé avec beaucoup d'union et de tranquillité dans chaque nation. Les guerres que ces nations se font entre elles n'ont d'autre objet que des inquiétudes et des haines réciproques, qui leur font braver les dangers d'une vengeance cruelle.

16. *La défense des nations est assurée par la force ; la force exige des richesses ; les richesses sont gradées par la force*.
Les guerres extérieures n'admettent guère d'autres précautions que celle de la défense assurée par des forces, qui doivent toujours être l'objet capital d'un bon gouvernement ; car de grandes forces exigent de grandes dépenses, qui supposent de grandes richesses dont la conservation ne peut être assurée que par de grandes forces; mais on ne peut ni obtenir ni mériter ces richesses que par l'observation des lois naturelles, et ces lois sont établies avant toute institution du gouvernement civil et politique. Cette législation n'appartient donc ni aux nations, ni aux princes qui les gouvernent : ce sont ces lois mêmes qui assurent les succès de l'agriculture, et c'est l'agriculture qui est la source des richesses qui satisfont aux besoins des hommes et qui constituent les forces nécessaires pour leur sûreté.

17. *Etablissement de la société agricole, où se trouvent naturellement les conditions qu'il exige*.
Cette peuplade, dans un désert qu'elle a besoin de cultiver pour subsister, s'y trouve assujettie aux lois que la nature lui prescrit pour les succès de ses travaux et la sûreté de son établissement ; le terroir inculte qu'elle habite n'a aucune valeur effective et n'en peut acquérir que par le travail ; sa possession et ses produits doivent donc être assurés au travail; sans cette condition naturelle, point de culture, point de richesses ; il faut donc que ces hommes partagent le territoire, pour que chacun d'eux y cultive, y plante, y bâtisse et y jouisse en toute sûreté des fruits de son travail. Ce partage se forme d'abord avec égalité entre des hommes égaux, qui n'ayant aucun droit de choix, doivent dans ce partage se soumettre à l'impartialité du sort, dont la décision assignera naturellement à chacun sa portion et leur en assurera à tous à perpétuité, au même titre, avec le droit de la liberté nécessaire pour la faire valoir sans trouble et sans oppression, avec l'exercice d'un libre commerce d'échange des productions et du fonds, d'où résultent les autres avantages nécessaires à la société. Tels sont, outre le partage paisible des terres, et la propriété assurée du fonds et des fruits, avec la sûreté personnelle, la liberté du commerce, la rétribution due au travail, l'attention continuelle aux progrès de l'agriculture, la conservation des richesses nécessaires à son exploitation, la multiplication des animaux de travail et de profit, la naissance de l'industrie pour la fabrication des instruments et des vêtements, la construction des bâtiments et la préparation des productions, etc., qui sont les résultats des lois naturelles primitives qui constituent évidemment et essentiellement ces liens de la société. Il s'agit ici de l'établissement naturel et volontaire des sociétés, non de l'état des sociétés envahies par des nations brigandes et livrées à la barbarie des usurpateurs qui ne sont que des souverains illégitimes, tant qu'ils ne rentrent pas dans l'ordre naturel; tous ces règlements sont indépendamment d'aucunes anciennes lois positives, les meilleurs règlements possibles pour les intérêts particuliers d'un chacun, et pour le bien général de la société.
Mais tout cet arrangement dicté par l'ordre naturel et constitutif des sociétés agricoles, suppose encore une condition aussi essentielle et aussi naturelle qui est l'assurance complète du droit de propriété du fonds et des productions que les travaux et les dépenses de la culture y font naître.

18. *Institution de l'autorité tutélaire*.
Chaque cultivateur occupé tout le jour au travail de la culture de son champ, a besoin de repos et de sommeil pendant la nuit ; ainsi il ne peut pas veiller alors à sa sûreté personnelle, ni à la conservation des productions qu'il fait naître par son travail et par ses dépenses; il ne faut pas non plus qu'il abandonne son travail pendant le jour, pour défendre son fonds et ses richesses contre les usurpations des ennemis du dehors. Il est donc, nécessaire que chacun contribue à l'établissement et à l'entretien d'une force et d'une garde assez puissantes, et, dirigées par l'autorité d'un chef, pour assurer la défense de la société contre les attaques extérieures, maintenir l'ordre dans l'intérieur, et prévenir et punir les crimes des malfaiteurs.

19. *Législation positive*.
La constitution fondamentale de la société et l'ordre naturel du gouvernement sont donc établis préalablement à l'institution des lois positives de la justice distributive ; cette législation littérale ne peut avoir d'autre base ni d'autres principes que les lois naturelles mêmes, qui constituent l'ordre essentiel de la société.
Ainsi les lois positives qui déterminent dans le détail le droit naturel des citnyens, sont indiquées et réglées par les lois primitives instituées par l'Auteur de la nature, et elles ne doivent être introduites dans la nation qu'autant qu'elles sont conformes et rigoureusement assujetties à ces lois essentielles ; elles ne sont donc point d'institution arbitraire, et le législateur, soit le prince, soit la nation, ne peut les tendre justes par son autorité qu'autant qu'elles sont justes par essence : l'autorité elle-même est sujette à l'erreur, et malgré son consentement, elle conserve toujours le droit de reformation contre les abus ou les méprises de la législation positive : ce qui doit être exercé avec connaissance évidente ne peut troubler l'ordre, il ne peut que le rétablir, autrement il faudrait soutenir contre toute évidence, qu'il n'y a ni juste ni injuste absolu, ni bien ni mal moral par essence. Principe atroce, qui détruirait le droit naturel des sujets et du souverain, et exclurait la nation des avantages de l'ordre formé par le concours des lois instituées par l'Auteur de la nature, et, dont la transgression est punie aussitôt, par la privation ou la diminution des biens nécessaires pour la subsistance des hommes. L'équité interdit donc rigoureusement aux hommes le droit d'instituer arbitrairement des lois positives dans l'ordre de la société.
La législation positive est donc essentiellement subordonnée aux lois primitives de la société. Ainsi, elle ne peut appartenir qu'à une autorité unique, supérieure aux différents intérêts exclusifs qu'elle doit réprimer.

20. *Le revenu public*.
Un des plus redoutables objets dans les gouvernements livrés à l'autorité absolue du prince, est la contribution imposée arbitrairement sur les sujets, et qui a paru n'avoir ni règles, ni mesures prescrites par les lois naturelles ; cependant l'Auteur de la nature en a fixé l'ordre decisivement : car il est manifeste que la contribution nécessaire pour les besoins de l'Etat ne peut avoir, chez une nation agricole, d'autre source ou d'autre origine que celle qui peut produire les biens nécessaires pour satisfaire aux besoins des hommes ; que cette source est le territoire même fertilisé par la dépense et par le travail ; que par conséquent la contribution annuelle nécessaire pour l'Etat ne peut être qu'une portion du produit annuel du territoire, dont la propriété appartient aux possesseurs auxquels ce territoire est partagé, et qu'ainsi la contribution ne peut être de même qu'une portion du produit du territoire qui appartient aux possesseurs ; du produit, dis-je, qui excède les dépenses du travail de la culture, et les dépenses des autres avances nécessaires pour l'exploitation de cette culture. Toutes ces dépenses étant restituées par le produit qu'elles font naître, le surplus est produit net, qui forme le menu public et le revenu des propriétaires. La portion qui doit former le revenu de l'Etat sera fort considérable si elle est égale à la moitié de celle de tous les propriétaires ensemble ; mais les propriétaires, eux-mêmes, doivent envisager que la force qui fait leur sûreté et leur tranquillité, consiste dans les revenus de l'Etat, et qu'une grande force en impose aux nations voisines et éloigne les guerres ; que d'ailleurs le revenu de l'Etat étant toujours proportionnel à la masse croissante ou décroissante du revenu des biens-fonds du royaume, le souverain sera, pour ainsi dire, associé avec eux pour contribuer autant qu'il est possible, par une bonne administration du royaume, à la prospérité de l'agriculture, et qu'enfin, par cet arrangement le plus avantageux possible, ils seraient préservés de tout autre genre d'impositions qui retomberaient désastreusement sur leur revenu et sur le revenu de l'Etat, qui s'établiraient et s'accroîtraient de plus en plus sous le prétexte des besoins de l'Etat ; mais qui ruineraient l'Etat et la nation, et ne formeraient que des fortunes pécuniaires qui favoriseraient les emprunts ruineux de l'Etat.
Les propriétaires ou les possesseurs du territoire ont, chacun en particulier, l'administration des portions qui leur appartiennent, administration nécessaire pour entretenir et accroître la valeur des terres et s'assurer du produit net ou revenu qu'elles peuvent rapporter. S'il n'y avait pas de possesseur des terres à qui la propriété en fût assurée, les terres seraient communes et négligées, car personne ne voudrait y faire des dépenses d'amélioration ou d'entretien dont le profit ne lui serait pas assuré. Or, sans ces dépenses les terres fourniraient à peine les frais de la culture que les cultivateurs oseraient entreprendre dans l'inquiétude continuelle du déplacement ; les terres ne rapporteraient alors aucun produit net ou revenu qui put fournir la contribution nécessaire pour les besoins de l'Etat. Dans cette situation, il ne peut exister ni société, ni gouvernement ; car la contribution serait elle-même une dévastation, si elle se prenait sur le fonds des avances de l'exploitation de la culture ou sur les dépenses du travail des hommes.
Je dis sur les dépenses du travail des hommes, car ce travail est inséparable des dépenses nécessaires pour leur subsistance. L'homme est par lui-même dénué de richesses et n'a que des besoins ; la contribution ne peut donc se prendre ni sur lui-même, ni sur le salaire dû à son travail, puisque ce salaire lui est nécessaire pour sa subsistance et qu'il ne pourrait suffire à l'une et à l'autre que par l'augmentation de ce même salaire, et aux dépens de ceux qui lui payeraient cette augmentation : ce qui renchérirait le travail, sans en augmenter le produit pour ceux qui payent ce salaire. Ainsi une augmentation de salaire qui excéderait le produit du travail, causerait nécessairement une diminution progressive de travail, de produit et de population: tels sont les principes fondamentaux de la doctrine qui règle si heureusement depuis plusieurs siècles le gouvernement des Chinois. Ils en tirent des conséquences qu'on aura bien de la peine à faire adopter en Europe.
Par exemple, une contribution personnelle prise sur les hommes ou sur la rétribution due au travail des hommes est, disent-ils, une contribution nécessairement irrégulière et injuste, n'ayant d'autre mesure qu'une estimation hasardée et arbitraire des facultés des citoyens ; c'est donc une imposition désordonnée et désastreuse. Tous les manouvriers de la culture, tous les artisans, tous les commerçants, en un mot toutes les classes d'hommes salariés ou stipendiés, ne peuvent donc pas contribuer, d'eux-mêmes, à l'imposition du revenu public et aux besoins de l'Etat : car cette contribution détruirait par contre-coup la culture des terres ; retomberait au double sur le revenu, se détruirait elle-même et ruinerait la nation. Voilà donc une loi naturelle que l'on ne peut transgresser sans encourir la punition qui en est inséparable et qui rendrait la contribution nécessaire aux besoins de l'Etat, plus redoutable que ces besoins mêmes.
Il est évident aussi que cette contribution ne peut se prendre non plus sur le fonds des avances de l'exploitation de la culture des terres ; car elle anéantirait bientôt cette culture et tous les biens nécessaires pour la subsistance des hommes. Ce ne serait donc plus une contribution pour les besoins de l'Etat, mais une dévastation générale qui détruirait l'Etat et la nation.

La contribution ne doit pas non plus, disent les Chinois, être imposée sur les denrées ou marchandises destinées pour l'usage des hommes ; car ce serait mettre les hommes mêmes, leurs besoins et leur travail à contribution, et convertir cette contribution, levée pour les besoins de l'Etat, en une dévastation d'autant plus rapide qu'elle livrerait la nation à l'avidité d'une multitude d'hommes ou d'ennemis employés à la perception de cette funeste imposition, où le souverain lui-même ne retrouve pas le dédommagement des pertes qu'elle lui cause sur la portion de revenu qu'il retirerait pour sa part du produit net des terres.

Ou trouvera dans d'autres ouvrages la discussion contradictoire de ces opinions chinoises, et les règles qu'on doit suivre pour assurer à l'Etat la contribution la plus étendue possible, qui soit toute à l'avantage de la nation et qui lui évite les dommages que causent les autres genres de contributions.

L'excédent du produit des terres, au delà des dépenses du travail de la culture et des avances nécessaires pour l'exploitation de cette culture, est un produit net qui forme le revenu public, et le revenu des possesseurs des terres qui en ont acquis ou acheté la propriété, et dont les fonds payés pour l'acquisition leur assignent, sur le produit net, un revenu proportionné au prix de l'achat de ces terres. Mais ce qui leur assure ce revenu avec plus de justice encore, c'est que tout le produit net, comme nous l'avons déjà dit, est une suite naturelle de leur propriété et de leur administration; car sans ces conditions essentielles, non seulement les terres ne rapporteraient pas de produit net, mais seulement un produit incertain et faible qui vaudrait à peine les frais faits avec la plus grande épargne, à cause de l'incertitude de la durée de la jouissance, qui ne permettrait pas de faire des dépenses d'amélioration ou d'entretien dont le profit ne serait pas assuré à celui qui se livrerait à ces dépenses.

Le souverain ne pourrait pas prétendre à la propriété générale des terres de son royaume, car il ne pourrait par lui-même ni par d'autres en exercer l'administration ; par lui-même, parce qu'il ne pourrait pas subvenir à ce détail immense, ni par d'autres parce qu'une administration aussi étendue, aussi variée, et aussi susceptible d'abus et de fraudes ne peut être confiée à des intérêts étrangers et à portée de frauder à discrétion sur la comptabilité des dépenses et des produits. Le souverain se trouverait forcé de renoncer au plus tôt à cette propriété qui le ruinerait lui et l'Etat. Il est donc évident que la propriété des terres doit être distribuée à un grand nombre de possesseurs intéressés à en tirer le plus grand revenu possible par l'administration la plus avantageuse, qui assure à l'Etat une portion de ce revenu, proportionnellement à sa quantité, à ses accroissements et aux besoins de l'Etat; ainsi les plus grands succès possibles de l'agriculture assurent au souverain et aux propriétaires le plus grand revenu possible.

21. *Proscription de l'intérêt particulier exclusif.*
Le monopole, les entreprises et usurpations des intérêts particuliers sur l'intérêt commun, sont naturellement exclus d'un bon gouvernement. Par l'autorité d'un chef revêtu d'une puissance supérieure, ce brigandage insidieux y serait sûrement découvert et réprimé, car dans un bon gouvernement, le pouvoir des communautés, des conditions, des emplois, le crédit des prétextes spécieux, ne pourraient réussir à favoriser un désordre si préjudiciable. Les commerçants, les entrepreneurs de manufactures, les communautés d'artisans, toujours avides des gains et fort industrieux en expédients, sont ennemis de la concurrence et toujours ingénieux à surprendre des privilèges exclusifs. Une ville entreprend sur une autre ville, une province sur une autre province, la métropole sur ses colonies. Les propriétaires d'un territoire favorable à quelques productions tendent à faire interdire aux autres la culture et le commerce de ces mêmes productions, la nation se trouve partout exposée aux artifices de ces usurpateurs qui lui survendent les denrées et les marchandises nécessaires pour satisfaire à ses besoins. Le revenu d'une nation a ses bornes, les achats qu'elle fait à un prix forcé par un commerce dévorant, diminuent les consommations et la population, font dépérir l'agriculture et les revenus. Cette marche progressive fait donc disparaître la propriété et la puissance d'un royaume, le commerce même se trouve détruit par l'avidité des commerçants, dont l'artifice ose se prévaloir du prétexte insidieux de faire fleurir le commerce et d'enrichir la nation par les progrès de leurs fortunes. Leurs succès séduisent une administration peu éclairée, et le peuple est ébloui par les richesses mêmes de ceux qui le mettent à contribution et qui le ruinent ; on dit que ces richesses restent dans le royaume, qu'elles s'y distribuent par la circulation et font prospérer la nation ; on pourrait donc penser de même des richesses des usuriers, des financiers, etc., mais on croit ingénuement que celles que le monopole procure aux commerçants proviennent des gains qu'ils font aux dépens des autres nations. Si on regarde en effet les colonies du royaume comme nations étrangères, il est vrai qu'elles ne sont pas ménagées par le monopole, mais le monopole des commerçants d'une nation ne s'étend pas sur les autres nations, ou du moins y forcerait-il les commerçants étrangers à user de représailles, qui susciteraient des guerres absurdes et ruineuses, et cette contagion du monopole étendrait et aggraverait le mal. 'La police naturelle du commerce est donc la concurrence libre et immense, qui procure à chaque nation le plus grand nombre possible d'acheteurs et de vendeurs, pour lui assurer le prie le plus avantageux dans ses ventes et dans ses achats.'

22. *Réduction des frais da justice.*
Les dépenses excessives si redoutables dans l'administration de la justice, chez une nation où l'exemple des fortunes illicites corrompt tous les ordres de citoyens, deviennent plus régulières dans un bon gouvernement, qui assure aux magistrats l'honneur et la vénération dus à la dignité et à la sainteté de leur ministère. Dans un bon gouvernement, la supériorité et l'observation des lois naturelles inspirent la piété et soutiennent la probité qui règne dans le coeur des hommes éclairés ; ils sont pénétrés de l'excellence de ces lois, instituées par la sagesse suprême pour le bonheur du genre humain, doué de l'intelligence nécessaire pour se conduire avec raison.
Dans l'ordre naturel de la société, tous les hommes qui la composent doivent être utiles et concourir selon leurs facultés et leur capacité au bien général. Les riches propriétaires sont établis par la providence pour exercer sans rétribution les fonctions publiques les plus honorables, auxquelles la nation doit livrer avec confiance ses intérêts et sa sûreté ; ces fonctions précieuses et sacrées ne doivent donc pas être abandonnées à des hommes mercenaires sollicités par le besoin à se procurer des émoluments. Les revenus dont jouissent les grands propriétaires ne sont pas destinés à les retenir indignement dans l'oisiveté ; ce genre de vie si méprisable est incompatible avec la considération que peut leur procurer un état d'opulence qui doit réunir l'élévation, l'estime et la vénération publique par le service militaire, ou par la dignité des fonctions de la magistrature, fonctions divines, souveraines et religieuses, qui inspirent d'autant plus de respect et de confiance qu'elles ne reconnaissent d'autres guides et d'autres ascendants que les lumières et la conscience. La providence a donc établi des hommes élevés au-dessus des professions mercenaires, qui dans l'ordre naturel d'un bon gouvernement sont disposés à se livrer par état et avec désintéressement et dignité à l'exercice de ces fonctions si nobles et si importantes ; alors ils seront attentifs à réprimer rigoureusement les abus que l'avidité de ceux qui sont chargés de discuter et de défendre les droits des parties, peuvent introduire dans le détail des procédures; procédures qu'ils étendent et qu'ils compliquent à la faveur d'une multitude de formalités superflues, d'incidents illusoires et de lois obscures et discordantes, accumulées dans le code d'une jurisprudence qui n'a point été assujettie à la simplicité et à l'évidence des lois naturelles.

23. *Droit des gens*. .
Chaque nation, comme chaque membre d'une nation a en particulier la possession du terrain que la société a mis en valeur, ou qui lui est dévolue par acquisition ou par droit de succession, ou par les conventions faites entre les nations contractantes, qui ont droit d'établir entre elles les limites de leurs territoires, soit par les lois positives qu'elles ont admises, soit par les traités de paix qu'elles ont conclus : voilà les titres naturels et les titres de concessions qui établissent le droit de propriété des nations ; mais comme les nations forment, séparément des puissances particulières et distinctes, qui se contrebalancent et qui ne peuvent être assujetties à l'ordre général, que par la force contre la force, chaque nation doit donc avoir une force suffisante et réunie, telle que sa puissance le comporte, ou une force suffisante formée par confédération avec d'autres nations qui pourvoient réciproquement à leur sûreté.
La force propre de chaque nation doit être seule et réunie sous une même autorité ; car une division de forces appartenant à différents chefs, ne peut convenir à un même Etat, a une même nation ; elle divise nécessairement la nation en différents Etats ou principautés étrangères les unes aux autres, et souvent ennemies : ce n'est plus qu'une force confédérale, toujours susceptible de division entre elle-même, comme chez les nations féodales qui ne forment point de véritables empires par elles-mêmes, mais seulement par l'unité d'un chef suzerain d'autres chefs qui, comme lui, jouissent chacun des droits régaliens ; tels sont les droits d'impôt, de la guerre, de monnaie, de justice et d'autorité immédiate sur leurs sujets, d'où résultent ces droits qui leur assurent à tous également l'exercice et la propriété de l'autorité souveraine.
Ces puissances confédérées et ralliées sous un chef de souverains qui lui sont égaux en domination, chacun dans leurs principautés, sont eux-mêmes en confédération avec leurs vassaux feudataires, ce qui semble former plus réellement des conjurations, qu'une véritable société réunie sous un même gouvernement. Cette constitution précaire d'empire confedératif, formée par les usurpations des grands propriétaires ou par le partage de territoires envahis par das nations brigandes, n'est donc pas une diminution naturelle de société, formée par les lois constitutives de l'ordre essentiel d'un gouvernement parfait dont la force et la puissance appartiennent indivisiblement à l'autorité tutélaire d'un même royaume : c'est, au contraire une constitution violente et contre nature, qui livre les hommes à un joug barbare et tyrannique, et le gouvernement à des dissensions et à des guerres intérieures, désastreuses et atroces.
La force d'une nation doit consister dans un revenu public qui suffise aux besoins de l'Etat en temps de paix et de guerre, elle ne doit pas être fournie en nature par les sujets et commandée féodalement, car elle favoriserait des attroupements et des guerres entre les grands de la nation, qui rompraient l'unité de la société, désuniraient le royaume et jetteraient la nation dans le désordre et dans l'oppression féodale. D'ailleurs ce genre de force est insuffisant pour la défense de la nation contre les puissances étrangères elle ne peut, soutenir la guerre que pendant un temps fort, limité et à des distances fort peu éloignées, car elle ne peut se munir pour longtemps des provisions nécessaires et difficiles à transporter ; cela serait encore plus impraticable aujourd'hui où la grosse artillerie domine dans les opérations de la guerre. Ce n'est donc que par un revenu public qu'une nation peut s'assurer une défense constante contre les autres puissances, non seulement en temps de guerre, mais aussi en temps de paix, pour éviter la guerre qui en effet doit être très rare dans un bon gouvernement, puisqu'un bon gouvernement exclut tout prétexte absurde de guerre pour le commerce, et toutes autres prétentions mal entendues ou captieuses dont on se couvre pour violer le droit des gens, en se ruinant et en ruinant les autres. Car pour soutenir ces entreprises injustes, on fait des efforts extraordinaires par des armées si nombreuses et si dispendieuses qu'elles ne doivent avoir d'autres succès qu'un épuisement ignominieux qui flétrit l'héroïsme des nations belligérantes et déconcerte les projets ambitieux de conquête.

24. *La comptabilité des deniers publics*.
La comptabilité de la dépense des revenus de l'Etat est une partie du gouvernement très compliquée et très susceptible de désordre : chaque particulier réussit si difficilement à mettre de la sûreté dans les comptes de sa dépense, qu'il me paraîtrait impossible de porter de la lumière dans la confusion des dépenses d'un gouvernement, si on n'avait pas l'exemple des grands hommes d'Etat qui dans leur ministère ont assujetti cette comptabilité à des formes, à des règles sûres pour prévenir la dissipation des finances de l'Etat et réprimer l'avidité ingénieuse et les procédés frauduleux de la plupart des comptables. Mais ces formes et ces règles se sont bornées à un technique mystérieux qui se prête aux circonstances, et qui ne s'est point élevé au rang des sciences qui peuvent éclairer la nation. Sans doute que le vertueux Sully s'en rapportait au savoir et aux intentions pures des tribunaux chargés de cette partie importante de l'administration du gouvernement, pour s'occuper plus particulièrement à s'opposer aux désordres de la cupidité des grands qui, par leurs emplois ou par leur crédit, envahissaient la plus grande partie des revenus de l'Etat et qui, pour y réussir plus sûrement, favorisaient les exactions des publicains et le péculat de ceux qui avaient part au maniement des finances. La vigilance courageuse de ce digue ministre lui attira la haine des autres ministres et des courtisans, alarmés du bon ordre qui s'établissait dans l'administration des revenus de l'Etat, et qui cependant leur devait être d'un bon présage s'ils avaient été moins avides et moins aveugles sur leurs intérêts. Ces grands propriétaires appauvris par les désordres du gouvernement du règne précédent, et réduits à des expédients si humiliants et si méprisables, devaient s'apercevoir qu'une réforme aussi nécessaire allait faire renaître la prospérité de la nation et le rétablissement des revenus de leurs terres, qui les tireraient de leur abaissement et les relèveraient à l'état de splendeur convenable à leurs grandes possessions et à leur rang. Leurs lumières ne s'étendaient pas jusque là ; et toujours faut-il conclure que l'ignorance est la principale cause des erreurs les plus funestes du gouvernement, de la ruine des nations et de la décadence des empires, dont la Chine s'est toujours et si sûrement préservée par le ministère des lettres, qui forment le premier ordre de la nation, et qui sont aussi attentifs à conduire le peuple par les lumières de la raison qu'à assujettir évidemment le gouvernement aux lois naturelles et immuables qui constituent l'ordre essentiel des sociétés.
Dans cet empire immense, toutes les erreurs et toutes les malversations des chefs sont continuellement divulguées par des écrits publics autorisés par le gouvernement, pour assurer, dans toutes les provinces d'un si grand royaume, l'observation des lois contre les abus de l'autorité, toujours éclairée par une réclamation libre, qui est une des conditions essentielles d'un gouvernement sur et inaltérable. On croit trop généralement que les gouvernements des empires ne peuvent avoir que des formes passagères ; que tout ici-bas est livré à des vicissitudes continuelles ; que les empires ont leur commencement, leurs progrès, leur décadence et leur fin. On s'abandonne tellement à cette opinion, qu'on attribue à l'ordre naturel tous les dérèglements des gouvernements. Ce fatalisme absurde a-t-il pu être adopté par les lumières de la raison ? N'est-il pas évident, au contraire, que les lois qui constituent l'ordre naturel sont des lois perpétuelles et, immuables, et que les dérèglements des gouvernements ne sont que des prévarications à des lois paternelles ? La durée, l'étendue et la prospérité permanente ne sont-elles pas assurées dans l'empire de la Chine par l'observation des lois naturelles ? Cette nation si nombreuse ne regarde-t-elle pas avec raison les autres peuples, gouvernés par les volontés humaines et soumis à l'obéissance sociale par les armes, comme des nations barbares ? Ce vaste empire, assujetti à l'ordre naturel, ne présente-t-il pas l'exemple d'un gouvernement stable, permanent et invariable, qui prouve que l'inconstance des gouvernements passagers n'a d'autre base, ni d'autres régies que l'inconstance même des hommes ? Mais ne peut-on pas dire que cette heureuse et perpétuelle uniformité du gouvernement de la Chine, ne subsiste que parce que cet empire est moins exposé que les autres Etats aux entreprises des puissances voisines ? Non. La Chine n'a-t-elle pas des puissances voisines redoutables ? N'a-t-elle pas été conquise ? Sa vaste étendue n'eût-elle pas pu souffrir des divisions, et former plusieurs royaumes ? Ce n'est donc pas à des circonstances particulières qu'il faut attribuer la perpétuité de son gouvernement, c'est à un ordre stable par essence. [Ques1]

1767.6 Quesnay, François. *Le despotisme de la Chine* [ID D1850].
Quellen :
Anson, George. *A voyage round the world* [ID D1897].
Diderot, Denis.
Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique... de la Chine* [ID D1819].
Duport du Tertre, F[rançois]-J[oachim]. *Histoire des conjurations, conspirations et révolutions célèbres* [ID D20259].
Foucquet, Jean-François. *Tabula chronologica historiae Sinicae* [ID D19807].
Fourmont, Etienne.
Gemelli Careri, Giovanni Francesco. *Giro del mondo* [ID D2887].
Guignes, Joseph de.
Helvétius, Claude-Adrien.
Histoire universelle [ID D20182].
Ides, Everard Ysbrants. *Relation du voyage de M. Evert Isbrand* [ID D1795].
Introduction a l'histoire moderne, generale et politique de l'univers [ID D20183].
Lange, Lorenz. *Journal de la résidence du sieur Lange* [ID D1811].
Montesquieu. *De l'esprit des loix* [ID D1829].
Navarrete, Domingo Fernandez de. *Voyage de Navarette au travers de la Chine, en 1658* [ID D1763].
Pinto, Fernão Mendez. *Historia oriental de las peregrinaciones* [ID D1666]. [Quesnay gibt als Quelle Emmanuel Pinto an, aber es gibt keinen Reisebericht eines Emmanuel Pinto, deshalb vermute ich es ist Fernão Mendez Pinto].
Poivre, Pierre. *Voyages d'un philosophe* [ID D1854].
Prévost d'Exiles, Antoine-François. *Histoire générale des voyages* [ID D1704].
Marco Polo.
Rousselot de Surgy, Jacques-Philibert. *Mélanges intéressans et curieux* [ID D20154]. [Kapitel 1-7].
Holländische Reiseberichte.

Sekundärliteratur

1923
Adolf Reichwein : Quesnay wurde von mannigfachen Gedanken seiner Zeit angeregt, er kannte Descartes und Locke und sah die unheilvollen Wirkung des 'Colberttismus' für sein Land, und erkannte daraus, dass nur entschiedene Rückkehr zur Urproduktion Frankreich retten könne. Sein Beruf als Mediziner, als Leibarzt von Madame Popmadour, zeigte ihm am menschlichen Körper das Beispiel eines 'natürlichen Organismus', und lehrte ihn damit eine Art der Anschauung, die er später auf seine politische und ökonomische Betrachtung anwandte. Jedoch alle diese Elemente schlossen sich in Quesnay erst zu einem Bild, als ihm jenes Vorbild gegenübertrat, das diese und viele andere Elemente vollkommen in sich verkörperte : China. Die Idee ‚einer natürlichen Ordnung' liesse sich verwirklichen.
Quesnay wurde von seinen eigenen Schülern als der unmittelbare Fortsetzer des Konfuzianismus angesprochen : "Die Methode war die Besonderheit seines Geistes, die Liebe zur Ordnung die beherrschende Leidenschaft seines Herzens."
Für Quesnay ist der Zweck des Staates 'Friede und Glück'. Ein Gedanke, der immer wieder von ihm behandelt wird ist, dass Tugend lehr- und lernbar sei. Das Studium der natürlichen Gesetze, deren Befolg zur Tugend führen soll, ist nach alter konfuzianischer Anschauung die höchste Aufgabe des Staatsmanns, und Quesnay glaubte, dass dieser Aufgabe in China die zweite zur Seite stünde, das Volk in diesen natürlichen Gesetzen zu unterrichten. Er sagte : "Nur die Kenntnis der Gesetze kann dauernde Ruhe und dauernden Wohlstand eines Reiches sichern" ; "Die Vernunft muss sich mit Hilfe des Verstandes die notwendigen Kenntnisse erwerben" ; "China ist als Staat auf der Wissenschaft und dem natürlichen Gesetz begründet, deren leibliche Entwicklung es darstellt".
Quesnay wollte die zerbröckelnde französische Monarchie auf einen neuen, gesunden, d.h. natürlichen Boden stellen und hoffte, dass ihm gerade ein Bekenntnis dieser Art in seiner chinesisch-begeisterten Zeit Gehör verschaffe.

1932

Walter Engemann : Für Quesnay, den Begründer der physiokratischen Lehre ist China das Land, das die natürliche Ordnung zur Grundlage seines Staatswesens gemacht hat und das darum eine hohe Kultur besitzt. Sein System ist zwar aus verschiedenen Anschauungen seiner Zeit, so vor allem aus denen Descartes und Lockes erwachsen, aber das praktische Vorbild gibt ihm doch der chinesische Staat. Von allen Theorien der Aufklärung ist die Quesnays am engsten mit chinesischen Vorstellungen und Zuständen verknüpft. China liefert ihm den Beweis dafür, dass allein die natürliche Ordnung, auf die sich sein Idealstaat gründen soll, 'Glück und Frieden' verbürge, d.h. einen Zustand, dessen sich die Chinesen seit Jahrhunderten erfreuen. 'Glück und Frieden' sind das Ziel der Aufklärung, zu dem eine neue Wirtschafts- und Staatslehre führen soll. So stellt Quesnays Staatsideal, dem die Staatsform Chinas zum Vorbild dient, schliesslich das Staatsideal der Aufklärung dar. Quesnay selbst, als der Schöpfer dieser Lehre, ist damals zum 'Confucius Europas' geworden.

1963

Basil Guy : This work is of considerable importance historically and eveals a definite trend of thought, since in essence it contains all the politico-economic theories of the physiocrats. If, in the first part of his work, Quesnay merely repeats those ideas relating to agriculture which we have outlined above, he also adds considerably to them. Like his colleagues and disciples, he saw in China the perfect example of an agricultural society, an example he was not long in exploiting to the full ; for agriculture in that distant kingdom was honoured, and because it was honoured, it flourished. Agriculture had allowed the government to undertake great public works which in the long run benefited agriculture and so contributed to the continuity of this cyclical movement. Finally, being an agricultural state over long periods, indeed throughout her history, China was doubly blessed, since from time immemorial no revolution had descended upon the Empire to destroy the economic cycle. Some-times, however, Quesnay was a little less enthusiastic, and advanced the idea that Chinese polygamy and the resultant overpopulation were perhaps not completely desirable, but generally he admitted that Chinese society was a striking demonstration of the truth of physiocratic principles. This is most evident in the summary which precedes the conclusion, where the author stresses the fact that China came closest to the physiocrats' ideal, not merely because of agriculture or economics, but because it best represented that combination of economics, politics, and social custom which they desired to have adopted by the West. Thus: "Ces livres sacres [de la Chine] comprennent un ensemble complet sur la religion et le gouvernement de l'Empire, sur les lois politiques et civiles; les deux sont preconisés irrevocablement par la loi naturelle dont l'etude doit être très poussee, voire l'objet principal du souverain et des savants chargés des détails de l'administration. Ainsi, tout dans le gouvernement de cet empire est aussi permanent que la loi immuable, générale et fundamentale sur laquelle il est rigoureusement et sagement etabli".

Quesnay was convinced that the prosperity which he believed to exist in China was to no slight extent a consequence of the privileged position of agriculture under government protection. And so he launches into a defense of that government, basing himself on the by-now familiar argument of Chinese antiquity, which he pretends is important in itself, since despite many vociferous critics, the long existence of the nation as a nation is more than sufficient demonstration of the excellence of its government. This permanency is therefore a perfect argument to illustrate some of the learned Doctor's other views on political economy, where Chinese society is considered as the model of a primitive society organized for the protection of personal liberty and the enjoyment of the fruits of one's labour. In this way, Quesnay arrives at the astounding moment of truth when he claims that the pursuit of happiness is man's only reason for being. Although perhaps not quite so 'obvious' as the author would have us believe, these remarks were yet to prove the great novelty and real contribution of this work to the intellectual history of Europe.

Natural laws form the fundamental warp of Quesnay's political System. He points out that they include two kinds of constitutive law, one physical and one moral, each valid within its particular sphere but expressing different aspects of the natural order, those laws which should regulate human action and form the basis for the organization of mankind. Now this ordering of human life must be valid for high and low, for the emperor as well as for the simple citizen, as it constitutes the one unifying element in human endeavour, the one means to salvation. In such circumstances, the highest official, even in an autocratic state is not an egotistic despot, but a loving father of the people, their leader and protector. Here then, Quesnay dwells on the paternalistic elements in the government and exaggerates the evidence to make his observations agree with his theory. He sees in China, among other things, the country par excellence of wise rulers and good government based on Nature. Education, the application of reason, and the intelligent study of a nation's resources, are the only means for understanding Nature and her laws, and these conditions had always been met in China, where education, in conformity with the doctrine of Confucius, aims in the first place at the inculcation of the religion of good citizenship. The art of government is then seen to represent for Quesnay, not the making or the administering of laws, but the creation and maintenance of a condition in which the laws of Nature can best be supported by an absolute monarchy. In this instance, Quesnay more than succeeds in expounding the adjectival content of the term 'enlightened despotism,' and we are quite convinced of its reality after perusing his pages. The underlying relationship in his ideas made it easy, natural even, for Quesnay to believe that such a government was necessary for a sound and prosperous economy. According to him, this despotism was not to be like that of Montesquieu, 'Oriental' and so, bad, but 'legal,' in agreement as much as possible with the laws of Nature. Both lawmaker and law had to recognize the principles of this natural order, and in so doing conform to the Chinese ideal of ‘wu wei’, which has ever inspired their theories of government. To this end, the monarch needed wise and good counselors, mandarins, or, as the author would prefer, physiocrats. With their aid, he should be able to rule as the most benevolent of enlightened despots. Thanks to such an approach as this, it was

relatively simple for Quesnay to propose that despotism was necessary to economic progress.

1983
Walter W. Davis : Quesnay believed that trade should be free from all unnatural impediments ; therefore, tariff barriers should be swept away so that a completely natural commercial economy would prevail. He asserted that a 'laissez faire' policy would increase efficiency in the distribution of goods and would encourage agricultural production by eliminating customs duties that all too often were passed on by the manufacturers and traders to the farmer. A single tax should be levied on land, the ultimate source of all wealth. Moreover, agricultural methods should be improved and prices allowed to seek their natural levels. Although commerce and industry were useful, they tended to be sterile and were unreliable bases for a nation's economic well-being. It may be that Quesnay's static view of industry and commerce was due in part to his admiration for China, though this is largely conjecture. It is quite certain that China’s government captured his imagination ; for he became an outspoken proponent of enlightened despotism on the Chinese model. He also praised the Chinese system of education, whereby young men werde prepared for public service.

1988-1989
Etiemble : Par une méprise sur le titre *Le despotisme de la Chine* on a parfois déguisé les physiocrates en partisans de la tyrannie politique. En fait, il n'est que de lire Quesnay pour comprendre que la politique des physiocrates n'est en rien une apologie de la tyrannie et que le despotisme, c’est-à-dire le 'despotisme légal', n'a rien à voir, ni avec la tyrannie, ni même avec la théorie du 'bon tyran'. Pour Quesnay, la Chine doit sa prospérité, comme cette stabilité qu’il lui prête, à la codification de la loi naturelle, dont son histoire ne serait que le développement, et comme l'illustration. Pour Quesnay, cette pensée érigée en technique de gouvernement devrait servir de modèle à toutes les nations. Où donc en effet, sinon chez Confucius, Quesnay avait-il pris cette idée d’un ‘ordre naturel’ qui soit la norme de toute législation, comme de toute action politique, économique et sociale ? Où donc en effet, sinon en Chine, où les digues, l'irrigation requièrent un effort commun, peut-on vérifier qu'en se réunissant pour former une société, les hommes, bien éloignés d'aliéner une part de leur liberté, ne se sont confédérés que pour gagner des libertés supplémentaires, et pour 'étendre l’exercice et la jouissance de tous les droits'.
Le monarque selon Quesnay n'agit pas seul. Eclairé par un Conseil aulique permanent des Prudes (Sages), de toutes les classes qui le conseillent sur la direction générale du royaume, le prince selon les physiocrates n'est pas un monarque abolu ; gouverne-t-il seul, la monarchie devient 'une folle, le glaive à la main'. Outre ces conseilleurs, appartenant à toutes les classes du peuple, et où nous reconnaissons quelque chose comme les mandarins chinois recrutés au concours, d'autres forces encore maintiennent le prince dans les bornes e la justice : d'une part la liberté de l’opinion, y compris celle de la presse, et cette tolérance des religions, tant de fois évoquée par les sinophiles ('faire gras ou maigre intéresse peu l'Etat'). Outre leur système politique, le système économique des physiocrates s'inspire, sinon de la réalité chinoise, du moins de la légende chinoise que Quesnay avait pu découvrir, et ses amis avec lui, dans les relations jésuitiques. On l'a dit, répété, et pourtant c'est vrai, l'importance excessive, anachronique, que les physiocrates accordaient à l'agriculture découle de l'importance qu'avait pour eux la légende chinoise, celle d'un peuple entièrement dépendant de sa récolte, et dont la religion pour cette raison s'accomplissait en rites agricoles que l'empereur célébrait lui-même en tenant de ses mains sacrées les mancherons de la charrue. Il serait téméraire de prétendre que la théorie physiocratique du 'produit net' est d'origine chinoise, mais c'est sans doute aucun à la tradition chinoise que les physiocrates ont emprunté leur culte de l'agriculture.
Honoré Gabriel de Mirabeau cita l'ouvrage de Du Halde pour soutenir que "toute la doctrine de Confucius tendait à redonner à la nature humaine ce premier lustre et cette première beauté qu'elle avait reçue du ciel et qui avait été obscurcie par les ténèbres de l’ignorance" ; que peut-il faire, alors, pour louer le mort, sinon le dire "aussi zélé que Confucius ?" Pour lui, l'oeuvre de Quesnay ne requerra pas moins de gloses que celle de Confucius : "Il faudra sans doute plusieurs volumes pour développer les vérités mères que renferme en quatre lignes le Tableau économique, comme il en a fallu pour expliquer les 64 figures de Fohi ; mais le Confucius d'Europe a déjà trouvé dans le premier ordre de la nation française les disciples zélés dont les ouvrages, dignes fruits des siens, facilitent de plus en plus l’intelligence de ce chef-d’oeurve du génie politique".

1990
Willy Richard Berger : Quesnay wiederholt zu einem grossen Teil nur, was die Sinophilen vor ihm zum Lobpreis Chinas gesagt hatten. Die Weisheit, mit der die Chinesen ihre staatlichen Einrichtungen geregelt haben, der Wohlstand des Landes, die Zufriedenheit, in der seine Bürger leben – alle diese Topoi kehren bei ihm wieder. Neu ist bei ihm, zumindest in der Kombination der einzelnen Elemente, die starke Betonung der agrarischen Struktur des Landes, des allgemeinen Glücks, der sich ihr verdankt, und der Regierungsform des Despotismus, durch dies sie aufrechterhalten wird. China ist seit vielen Jahrhunderten ein friedliches und glückliches Land, es ist zugleich ein Agrarland. Also sollten doch wohl Frieden, Glück und Ackerbau irgendwie zusammenhängen. Und die tun es in der Tat, weil nämlich der Ackerbau mit den Grenzen der Natur und damit der göttlichen Ordnung in Übereinklang ist, und eben dies ist auch die Grundvoraussetzung allen menschlichen Glücks. China ist zugleich aber ein despotisches Land. Müssten nach derselben Logik nicht auch Despotismus und allgemeine Wohlfahrt zusammenhängen ? Der chinesische Kaiser, autokratisch zwar, ist der weise Herrscher, der sein Volk, in Übereinstimmung mit den Prinzipien der Natur, in liebevoller Zucht regiert. Er ist, als despotischer Monarch, eigentlich nur das von der Natur auserwählte und vorgesehene Ausführungsorgan, das die göttliche Ordnung der Dinge in Regierungskunst umzusetzen hat.
China hat als einziges Reich der Weltgeschichte die naturrechtlichen Ideale durch Lehre und Unterweisung überall beispielhaft verwirklicht, wenn sich auch für eine Apologie des Ackerbaus, für den volkswirtschaftlichen Begriff des 'Reinertrags', für die Steuertheorie, bei Konfuzius kaum Anleihen machen liessen, und mit dem proklamierten aufgeklärten Despotismus hatte das vorrevolutionäre Frankreich von Louis XV. so wenig zu tun wie die patriarchalisch-feudalistische Lehensordnung des alten China, die schon in den *Lun yu* mehr forderndes Ideal einer vergangen Zeit als real erfahrene Gegenwart ist. Aber Quesnay kam es nicht auf die möglichst objektive Interpretation chinesischer Geisteswelt an. Er wollte der morschen französischen Monarchie wieder aufhelfen, und so hatte die geforderte Erneuerung der Sitten im Zeichen konfuzianischer Staatsmoral und Ethik einen sehr bestimmten politischen Gebrauchswert. Wenn der despotische chinesische Staat seit Jahrhunderten unter Befolgung philosophischer Prinzipien das Volk in einer Weise regierte, dass es gar nicht auf den Gedanken kam, sein Glück nicht in Übereinstimmung mit der göttlichen Weltordnung zu sehen, warum gelang dieses Wunder den europäischen Staaten nicht ? Es war doch so leicht, die Grundsätze der chinesischen Regierungspraxis auch für Europa durchzusetzen ; man musste nur, wie Quesney sagt, die über China berichtenden Zeugnisse – in der Mehrzahl 'des témoins oculaires, dignes, par leurs lumières, et surtout par leur unanimité, d'une entière confiance' – ernst nehmen und die 'doctrine chinoise' auch für das eigene Land als Modell anerkennen.

2003
Lee Eun-jeung : Eine letzte Blüte erlebte der französische Sinophilismus in Quesnay und in der Theorie der Physiokraten. Zwar wurden infolge eines sonderbaren Missverständnisses, das sich aus dem Titel *Le despotisme de la Chine* ergab, die chinafreundlichen Physiokraten nicht selten, aber fälschlicherweise, als Anhänger der politischen Tyrannei hingestellt, nämlich jenes 'Knüppeldespotismus' welcher im späteren 18. Jahrhundert das Lieblingwort der Chinakritiker werden sollte. Was die Physiokraten tatsächlich unter Despotismus verstanden, war etwas, das sie den 'legalen Despotismus' nannten, der aber nicht anderes als den Despotismus der Gesetze bedeutete. Der Geist dieser Gesetze wurde auch in der konfuzianischen Ordnung gesucht. Die Hauptursache für den andauernden Wohlstand Chinas lag nach Quesnay darin, dass das von Konfuzuius verkündete natürliche Gesetz eingehalten würde. Nirgendwo anders als in China sei das Volks völlig von seiner Landwirtschaft abhängig. In China, wo die Deiche und das Bewässerungssystem eine gemeinsame Anstrengung erforderten, könne man nachweisen, dass die Menschen sich nur zusammengeschlossen hätten, um 'alle Rechte umfassender gebrauchen und geniessen zu können'. Diese natürliche Ordnung gründeten die Physiokraten auf das Eigentum. Ihrer Ansicht nach erlässt der Fürst rechtmässige Gesetze nur dann, wenn sie diese Rechte schützen. Sie versuchten, der zerbröchklenden französischen Monarchie mit dem Modell China wieder aufzuhelfen, Frankreichs Regierung beruhe allein auf seiner Veredlung mit dem Geist Chinas.

Jacques Pereira : Quesnay voit dans l'appareil mandarinal une classe d'officiers d'Etat recrutés sur leur compétences, contrôlée par elle-même et qui vaudrait bien, en termes de garanties des libertés, ces 'contre-forces'. Une administration fidèle fait à ses yeux un contre-pouvoir plus crédible que ces corps intermédiaires dont Montesquieu se satisferait assez pour des raisons que Voltaire dénoncera perfidement. De fait, en termes d'efficacité politique et administrative, Quesnay, s'appuyant sur l'exemple chinois, croit dans les vertus de la subordination, principe d'autorégulation de la fonction publique. Les physiocrates font de la défense de la Chine un enjeu politique national dans la mesure où cette défense leur permet d'exprimer leur aspiration à une administration perçue comme un véritable pouvoir, subalterne, certes, mais à travers lequel le pouvoir suprême va être contraint, précisément, de rester dans sa nature. Le propos de Quesnay est de ramener la doctrine de Montesquieu à des questions qu'elle finit par perdre de vue ; qu'est-ce que gouverner ? Et pourquoi ? Le climat, l'esprit général, l'histoire ne sauraient justifier que l'objet particulier du gouvernement, non plus d'ailleurs que son objet général, tienne lieu de sa raison d'être. Que le gouvernement de tel pays ait comme objet propre la liberté, la modération ou l'agrandissement ne l'exonère pas de sa première obligation qui est de nourrir sa nation : la liberté ne se mange pas et la faim tue.
Pour établir la rationalité du politique dans un ordre qui restaure le droit naturel dans toute sa plénitude en transcendant la fatalité du climat, le paradigme chinois est encore le bienvenu. Quesnay ne trouve aucune raison valable de douter de la valeur d'objectivité des informations sociales, économiques et politiques prodiguées par la littérature missionnaire. Il faut observer que celui que l'on appelait le 'Chinois', dans le premier chapitre de son ouvrage, dénonce cette espèce de réserve de principe, de la part de ceux qu'il désigne sans les nommer les 'historiens anglais', à l'égard de la chronologie et de l'antiquité de la Chine. De la même façon, il tient pour plus sûr le témoignage de ces hommes qui passèrent une partie conséquente de leur existence en pleine immersion dans cette nation d'agriculteurs du bout du monde, quand il le compare aux rodomontades des négociants et des voyageurs.
Le tout de force, en quelque sorte, de Quesnay consiste à assumer complètement dans sa description de la Chine cela même qui amenait Montesquieu à hésiter sur la nature irrémédiablement despotique du régime : confusion entre 'puissance impériale' et 'puissance sacerdotale' mais aussi existence des censeurs. Chez Quesnay, c'est tout cela qui fait assurément que la Chine est un régime qui nous montre qu'il peut exister une forme positive de despotisme, dont les institutions à la foix morales et religieuses garantissent le bien-être des sujets. La Chine, à ses yeus, devient 'un modèle de société gouverné par de sages souverains'. Le commerce y est subordonné aux exigences impérieuses du travail de la terre, la fiscalité est bienveillante à l'endroit de ceux qui nourrissent, au sens propre, le corps de la nation, par la culture laborieuse des ressources du terroir. Au-delà de la polémique sur l'état réel de la Chine, ce qui intéresse Quesnay, c'est de dé-diaboliser cette nation de despostisme dont Montesquieu, s'il n'en est pas l'inventeur, est certainement le courtier le plus écouté.
En somme, Quesnay prend appui sur les hésitations et les contradictions du tableau chinois brossé dans *L'esprit des lois* pour montrer qu'une vision cohérente reste possible à condition de les dépasser dialectiquement, dans la pleine acceptation d'un Etat dirigiste. Le système physiocratique apparaîtra profondément conservateur, voire passéiste, aux yeux d'un lecteur d'aujourd'hui. Mais nous sommes dans une époque où la pensée économique en est encore à chercher ce qui fait l'essentiel de sa fonction, et les outrances que l'on peut trouver dans la doctrine physiocratique valent bien celles qu'on lira sous la plume des mercantilistes. D'un certain point de vue, le niveau de conceptualisation de Quesnay dépasse de manière décisive l'approche individualisante de l'acte économique, producteur ou marchand, telle que la pratiquait l'économie classique pour ouvrir sur des représentations en termes de flux et de secteurs qui préparent la modernité économique et la modélisation macro-économique.
S'agissant du débat classique sur les sources de la richesse d'une nation, Quesnay sent qu'une activité économique centrée sur le commerce extérieur est appelée à rompre ce lien, essential à ses yeux, entre le politique et l'économique ; l'ordre que reconnaît le marchand et l'autorité à laquelle il se plie ne sont plus ceux de sa nation. Quesnay se tien idéologiquement dans une ligne qui fut celle des grands empereurs et qui pourrait être celle du parti communiste chinois pour lequel un capitalisme extrêmement libéral, politiquement encadré et orienté, n'est pas un scandale, ni moral ni intellectuel. [LeeE1:S. 67,Berg:S. 83-85,Eti6:S. 326, 328-331,Que1,Guy:S. 348-351,Vol3:S. 19,Reich:S. 111, 113, 115-116]

Bibliographie : Autor

1767 Quesnay, François. *Le despotisme de la Chine*. In : Ephémérides du citoyen. (Paris : 1767). = Quesnay, François. *Oeuvres économiques et philosophiques ; accompagnées des Eloges et d'autres travaux biographiques sur Quesnay par différents auteurs*. Publ. avec une introd. et des notes par Auguste Oncken ; réimpr. de l'édition Francfort 1888. (Aalen : Scientia Verlag, 1965). [Sta]

1846 Quesnay, François. *Le droit naturel : analyse du tableau économique ; Maximes générales du gouvernement éconoique d'un royaume agricole ; Dialogues sur le commerce et les travoux d'artisans*. In : Physiocrates ; no 2 (Paris 1846). Darin schreibt er : Nur in China ist eine Regierung auf Grund der natürlichen Ordnung verwirklicht worden. [DG11,KVK]

1992 [Quesnay, François]. *Zhonghua di guo de zhuan zhi zhi8 du*. Fulangsiwa Ku'einai zhu ; Tan Min yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1992). Übersetzung von Quesnay, François. *Le despotisme de la Chine*. In : Ephémérides du citoyen. (Paris : 1767).
中华帝国的专制制度 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1983 Davis, Walter W. *China, the confucian ideal, and the European age of enlightenment*. In : Journal of the history of ideas ; vol. 44, no 4 (1983). [Enthält François Quesnay]. [OAS]

1998 *La Chine entre amour et haine : actes du VIIIe colloque de sinologie de Chantilly*. Sous la direction de Michel Cartier. (Paris : Institut Ricci ; Desclée de Brouwer, 1998). (Variétés sinologiques ; no 87). [OAS]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Quignard, Pascal (Verneuil-sur-Avre 1948-) : Schriftsteller

Bibliographie : erwähnt in

2001 *Les écrivains français du XXe siècle et la Chine : colloque internationale de Nanjin 99' = 20 shi ji Faguo zuo jia yu Zhongguo : 99' Nanjing guo ji xue shu yan tao hui*. Etudes réunies par Christian Morzewski et Qian Linsen. (Arras : Artois presses Université, 2001). (Lettres et civilisations étrangères).
20世紀法國作家與中國 99'南京国际学术研讨会 [OAS]

Racine, Jean (La Ferté-Milon bei Soissons 1639-1699 Paris) : Dramatiker

Bibliographie : Autor

1935 *Faguo ming ju si zhong*. La xin deng zhu ; Wang Weike yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Racine, Jean. *Phèdre et Hiyypolyte : tragédie*. (Paris : Claude Barbin, 1677). Vigny, Alfred de. *Chatteron : drame*. (Paris : H. Souverain, 1835). Becque, Henry. *Les corbeaux : pièce en 4 actes*. (Paris : Tresse, 1882). Rostand, Edmond. *La princesse lointaine : pièce en 4 actes en vers*. (Paris : G. Charpentier et E. Fasquelle, 1895). [KVK,Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1979 [Stendhal]. *Laxin yu Shashibiya*. Sitangda zhu ; Wang Daoqian yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1979). Übersetzung von Stendhal. *Racine et Shakespeare*. Vol. 1-2. (Paris, Bossange, 1823-1825).
拉辛与莎士比亚 [WC]

1998 [Goldmann, Lucien]. *Yin bi de shangdi*. Lu#xi'an Gedeman zhu ; Cai Hongbin yi. (Tianjin : Bai hua wen yi chu ban she, 1998). (Bo xue cong shu). Übersetzung von Goldmann, Lucien. *Le Dieu caché : étude sur la vision tragique dans les "Pensées" de Pascal et dans le théâtre de Racine*. (Paris : Gallimard, 1955).
隐蔽的上帝 [WC]

Raynal, Guillaume Thomas François (Lapanouse, Rouergue 1713-1796 Passy-sur-Seine) : Schriftsteller, Priester

Biographie

1774 Raynal, Guillaume Thomas François. *Histoire philosophique et politique* [ID D20030].
Raynal schreibt : "La Chine est le pays de la terre où il y a le moins de gens oisifs, le seul peut-être où il n'y en ait point."
"L'attente de la disette qui s'avance remplit tous les citoyens d'activité, de mouvement, et d'inquiétude. Il n'ya pas un instant qui n'ait sa valeur. L'intérêt doit être le mobile secret ou public de toutes les actions. Il est impossible que les mensonges, les fraudes, les vols ne se multiplient : les âmes y doivent être basses l'esprit y doit être petit, intéressé, rétréci et esquin."
"Dans cet Empire [la Chine] on distingue les ministres en deux classes, celle des penseurs et celle des signeurs. Tandis que la dernière est occupée du détail et de l'expédition des affaires, la première n'a d'autre travail que de former des projets ou d'examiner ceux qu'on lui présente. C'est la source de tous ces réglements admirables qui font régner à la Chine la législation la plus savante par l'administration la plus sage. Chez les Chinois on croit à l'autorié naturelle de la loi raisonnée."

Basil Guy : The last five chapters are summaries of commercial enterprise in the Middle kingdom, making special mention of the trade in tea, porcelains and silk, including the appropriately impressive figures of prices and quantities imported by the Dutch, British, and French. The first chapter begins in quite anodyne fashion like Salmon's or other brief descriptions of the Empire. Far from indulging in blind speculation over the antiquity of China and the validity of her annals, the author has preferred instead to examine such concrete facts as were then available regarding more practical considerations : government, politics, and especially morality. In its derision of China as en empire "très bien gouverné mais [où] les moeurs particulières sont très vicieuses", we have something more than a faithful reflection of contemporary prejudices regarding that far land, something more than the merely prating adulation to which we have become accustomed in eighteenth-century works treating of China. There is also an effort to consolidate the knowledge of the previous fifty years, knowledge whose practical details were largely derived from merchant contacts in China - no matter how unfavourable - and not from the abstract and treacherous vagaries of ecclesiastical minds in a European study.
Raynal makes a rather moving plea for the reasonable laws that preside over China's destiny. Even as he remarks in the chapter on government that China is a despotism, he seeks to qualify the term not one, but twice, saying that it is 'le despotisme des lois' and again, 'des lois par la raison'. Thus, he takes his stand with those old-fasioned defenders of the China that was and dares go against the practice, common in his day, or denigrating any and every political mode that came from the East. His insistence on the resonableness of Chinese procedure would lead the reader to believe that the following lines were intended as a defense of the Chinese system, eminently rational at a time when this quality seemed to be prized above all others - except in relation to the Orient in general. [Guy:S. 323-325, 328-329]

Bibliographie : Autor

1774 Raynal, Guillaume Thomas François. *Histoire philosophique et politique des établissemens & du commerce des Européens dans les deux Indes*. Vol. 1-7. (La Haye : Gosse, 1774). [Enthält anonyme Fragmente über China von Denis Diderot].
3. Auflage. (Genève : Chez J.-L. Pellet, 1781). Enthält : Diderot, Denis. *Etat de la Chine selon ses détracteurs*.
http://ringmar.net/europeanfury/?page_id=1590. [Did5,WC]

Regnard, Jean-François (Paris 1655-1709 Schloss Grillon bei Dourdan) : Dramatiker

Biographie

1700 Regnard, Jean François. *Les Chinois* [ID D20188].
Ting Tchao-ts'ing : L'action se passe sur le Mont Parnasse ; le théâtre représente Apollon avec les Muses. Sur le sommet paraît un âne ailé ; représentant Pégase. On entend un concert ridicule de plusieurs instruments comiques, interrompu par l'âne qui se met à braire. Octave, amoureux d'Isabelle, fille de Roquillard, sait qu'il doit arriver trois personnes, un chasseur, un capitaine et un docteur chinois, tous pour la demander en mariage. Or le père d'Isabelle ne les a jamais vus. Octave imagine donc qu'Arlequin, son valte, se déguise successivement en toutes ces personnes-là et les tourne en riducule pour en dégoûter la jeune fille et pour faire tomber le chois sur lui. La ruse réussit.
Puisqu'il s'agit d'une pièce comique, l'auteur esquisse d'une façon toute fantaisiste un faux docteur chinois représenté par Arlequin, qui se vante d'être un 'homme universel' parce qu'il est à la fois philosophe, logicien, barbier et cordonnier, et par-dessus le marché, il est compositeur d'Opéra. Et il montre à Roquillard en ouvrant 'son cabinet de Chine' que l'on voit rempli de figures chinoises grotesques, composant une académie de musique, mêlés de violons et de figures qui représentent la rhétorique, la logique, la musique, l'astrologie etc. Au milieu de ces figures, on voit une grosse pagode. L'auteur de cette charmante pièce obtient ainsi quelque chose de nouveau comme mise en scène et qui justifie bien le nom de comédie ornée de nouveautés exotiques : un faux docteur chinois parmi le décor d'un Extrême-Orient imaginaire. [Ting1:S. 99]

Bibliographie : Autor

1700 Regnard, Jean François. *Les Chinois : comédie en 5 actes : représentée pour la première fois par les Comédiens italiens du Roy dans leur Hostel de Bourgogne, le 13 de Decembre 1692*. ([S.l. : s.n., 1700). [WC]

Renaudot, Eusèbe (Paris 1646-1720 Paris) : Katholischer Kleriker, Journalist, Orientalist

Biographie

1718 Renaudot, Eusèbe. *Anciennes relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs mahométans* [ID D192820].
Renaudot schreibt : "Tous les défauts qui ont été considérés comme la cause de la ruine des plus grand empires en Orient, le pouvoir despotique, le luxe des princes enfermés and un palais avec des femmes et des eunuques, la négligence pour les affaires publiques, le mépris de l'art militaire et la mollesse, se trouvent dans le gouvernement de la Chine. Les Tartares sans philosophie se sont rendus maîtres de ce grand empire en fort peu de temps lorsqu'ils l'ont attaqué, et quand ils ont pris les moeurs chinoises ils se sont trouvés dans la suite exposés aux mêmes disgrâces que leurs prédécesseurs."

Song Shun-ching : La critique la plus virulente lancée contre le gouvernement chinois est par l'abbé Renaudot. L'ouvrage est traduit de l'arabe, mais Renaudot a inclus cinq dissertations sur la science des Chinois. Ce livre est apparemment la source la plus virulente du courant sinophobe de l'époque ; il met en question divers aspects de la Chine : l'antiquité, les sciences, la philosophie, le gouvernement et la politique de la cour impériale – en fait, tous les sujets utilisés par les jésuites pour faire l'éloge de l'empire chinois. Renaudot était le conclaviste du cardinal Matthieu de Noailles, ami des Missions étrangères. Pendant son séjour à Rome, Noailles lui aurait confié une 'mission officieuse' : "travailler contre les jésuites", plus particulièrement, "cherchez à faire pièce au Cardinal de Bouillon, le protecteur des jésuites et l'ennemi de la famille de Noailles", en faisant "condamner les jésuites dans l'affaire de la Chine". Renaudot expose en termes vigoureux les défauts du gouvernement chinois, causes de la chute de l'empire face à l'invasion des Tartares. Il juge que les conquérants ont été conquis parce qu'ils se sont laissés corropre par les moeurs et la politique des Chinois.

Willy Richard Berger : Neben der üblichen Abwertung der chinesischen 'antiquité', der Moral, Politik und Philosophie der Chinesen, staunt man dennoch über die Ableitung einer angeblichen Dekadenz der chinesischen Kultur, die sie zum Beispiel daran gehindert hat, dem Einfall der Mandschus ausreichenden Widerstand entgegenzusetzen. [Berg:S. 107,Song:S. 282]

Bibliographie : Autor

1718 Hasan ibn Yazid, Abu Zaid, al-Sirafi. *Anciennes relations des Indes et de la Chine : de deux voyageurs mahometans, qui y allerent dans le neuvième siecle*. Traduites d'arabe ; avec des remarques sur les principaux endroits de ces relations [par] Eusèbe Renaudot. (Paris : Jean-Baptiste Coignard, 1718). [WC]

Richard, Jean-Pierre (Marseille 1922-) : Schriftsteller, Literaturkritiker

Bibliographie : Autor

1992 [Richard, Jean-Pierre]. *Wen xue yu gan jue : Sitangda yu Fuloubai*. Rangbi'ai'er Licha ; Gu Jiazhen yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1992). (Xin zhi wen ku ; 81). Übersetzung von Richard, Jean-Pierre. *Litte#rature et sensation*. (Paris : Ed. du Seuil, 1954). [Abhandlung über Stendhal und Gustave Flaubert].
文学与感觉 : 司汤达与福楼 拜 [WC]

Richepin, Jean (Médéa 1849-1926 Paris) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1917 [Richepin, Jean]. *Bai fu ren gan jiu lu*. Lin Shu yi. In : Xiao shuo yue bao ; vol. 8, no 11-12 (1917). Übersetzung von Richepin, Jean. Quatre petits romans : Monsieur Destrémeaux. (Paris : M. Dreyfous, 1882).
白夫人感舊錄 [Lin1,Eur]

Ricoeur, Paul (Valence 1913-) : Philosoph, Professor

Bibliographie : erwähnt in

1993 Liao, Binghui. *Like*. Liao Binghui zhu ; Ye Weilian [Yip Wai-lim], Liao Binghua zhu bian. (Taibei : Dong da tu shu gong si, 1993). (Xi yang wen xue, wen hua yi shi cong shu]. [Betr. Paul Ricoeur].
里柯 [Eur]

2000 Shen, Qingsong [Shen, Vincent]. *Lüge'er*. (Taibei : Dong da tu shu gong si, 2000). [Paul Ricoeur].
呂格爾 [WC]

Rolland, Romain (Clamecy, Nieèvre 1866-1944 Vézelay, Yonne) : Schriftsteller

Biographie

1921 Romain Rolland erkundigt sich bei Hermann Hesse nach guten Übersetzungen des *Dao de jing*. Hesse empfiehlt ihm die Übersetzungen von Julius Grill [ID D11979] und Richard Wilhelm. [ID D444]. Er schreibt ihm : Laozi ist für mich seit vielen Jahren das weiseste und tröstlichste, was ich kenne, das Wort Tao bedeutet für mich den Inbegriff jeder Weisheit. [Hes2:S. 97,LiuW1:S. 45]

Bibliographie : Autor

1926 [Rolland, Romain]. *Bide yu Luxi*. Luoman Luolan zhu ; Li Jieren yi. In : Xiao shuo yue bao (1926). = (Chengdu : Ren yan chu ban she, 1945). Übersetzung von Rolland, Romain. *Pierre et Luce*. (Paris : Ollendorff, 1918).
彼得与露西 [Flau,WC]

1933 [Rolland, Romain]. *Meng de si bang fu ren*. Luoman Luolan zhu ; Li Quan, Xin Zhi yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1933). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Rolland, Romain. *Le montespan : drame en trois actes*. (Paris : Ed. de la Revue d'art dramatique et musical, 1904). [Eur]

1934 [Rolland, Romain]. *Qi yue shi si ri*. Luoman Luolan zhu ; He Zhicai yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Rolland, Romain. *Le 14 juillet*. In : Rolland, Romain. *Théâtre de la révolution*. (Paris : Hachette, 1909).
七月十四日 [Eur]

1935 [Rolland, Romain]. *Tuo'ersitai zhuan*. Luolan zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). Übersetzung von Rolland, Romain. *Vie de Tolstoi*. (Paris : Hachette, 1911). [Eur]

1937 [Rolland, Romain]. *Yuehan Kelisiduofu*. Luolan zhu ; Fu Lei yi. Vol. 1-4. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1937). Übersetzung von Rolland, Romain. *Jean-Christophe*. Vol. 1-10. (Paris : Ollendorff, 1906-1913).
約翰#克利斯朵夫 [Fu20,Eur]

1943 Rolland, Romain. *Gede yu Beiduofen*. Lomanlolan zhu ; Liang Zongdai yi. (Guilin : [s.n.], 1943) = (Beijing : Ren min yin yue chu ban she, 1981). Übersetzung von Rolland, Romain. *Goethe et Beethoven*. Ed. originale. (Paris : Ed. du Sablier, 1903). (Oevres originales ; 29).
歌德与贝多芬 [Eur,Bau2]

1944 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao*. Luoman Luolan [Romain Rolland] zhu ; Yu Qinglai yi. (Fujian Yong'an : Gai jin chu ban she, 1944). (Shi jie da si xiang jia cong shu ; 5). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les pages immortelles de J.-J. Rousseau*. Choisies et expliquées par Romain Rolland. (Paris : Corrêa, 1938). (Collection Les pages immortelles).
盧騷 [WC]

1946 [Rolland, Romain]. *Beiduofenzhuan*. Luoman Luolan zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Luo tuo shu dian, 1946). Übersetzung von Rolland, Romain. *Beethoven*. (Paris : Cahiers de la quinzaine, 1903) = *Vie de Beethoven*. (Paris : Hachette, 1903).
贝多芬传 [Eur]

1970 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao zhuan*. Lu Qi yi. Luoman Luolan [Romain Rolland] zhu ; (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1970). (Xin chao wen ku ; 9). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les pages immortelles de J.-J. Rousseau*. Choisies et expliquées par Romain Rolland. (Paris : Corrêa, 1938). (Collection Les pages immortelles).
盧騷傳 [WC]

1974 [Rolland, Romain]. *Shi jie wen xue xin shang*. Luoman Luolan zhu ; Liang Shiqiu bian yi. (Tainan : Xi bei chu ban she, 1974). Übersetzung von Rolland, Romain. *Jean-Christophe*. Vol. 1-10. (Paris : Ollendorff, 1906-1913).
世界　文學　　欣賞 [Eur]

1978 [Rolland, Romain]. *Yohan Kelisiduofu*. Luoman Luolan yuan zhu. Vol. 1-2. (Taibei : Wen Hua tu shu gong si, 1978). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Rolland, Romain. *Jean-Christophe*. Vol. 1-10. (Paris : Ollendorff, 1906-1913).
約翰#克利斯朵夫 [Eur]

1980 [Gorkij, Maksim ; Rolland, Romain ; Zweig, Stefan]. *San ren shu jian : Gao'erji, Luoman Luolan, Ciweige shu xin ji*. Zhang Ping'an, Fang Xinlong, Jing Qinsun yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1980). Übersetzung des Briefwechsels zwischen Maxim Gorkij, Romain Rolland und Stefan Zweig.
三人书簡 : 高尔基、罗曼#罗兰、茨威格书信集 [Eur]

1993 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo de sheng ping he zhu zuo*. Luoman Luolan [Romain Rolland] bian xuan ; Wang Ziye yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1993). (Wen hua sheng huo yi cong). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les pages immortelles de J.-J. Rousseau*. Choisies et expliquées par Romain Rolland. (Paris : Corrêa, 1938). (Collection Les pages immortelles). [Auszüge].
卢梭的生平和著作 [WC]

2002 [Rolland, Romain]. *Mikailangqiluo zhuang*. Luoman Luolan zhu ; Fu Lei yi. (Shenyang : Liaoning jiao yu chu ban she, 2002). (Fu Lei quan ji ; 11). Übersetzung von Rolland, Romain. *Michel-Ange*. (Paris : Librairie de l'art ancien et moderne, 1905). [Keine frühere Übersetzung gefunden].
米开朗琪罗传 [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1920 Chen, Daqi ; Guo, Yaogen. *Jin dai si xiang (shang xia ce)*. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1920). (Shang zhi xue hui cong shu). [Abhandlung über Gustave Flaubert, Leonardo da Vinci, Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Nietzsche, Leo Tolstoy, Max Stirner, Fedor Mikahilovich Dostoevsky, Henrik Ibsen, Charles Darwin, Emile Zola, Rudolph Eucken, Henr Bergson, Rabindranath Tagore, Romain Rolland].
近代思想 (上 , 下册) [WC]

1928 [Zweig, Stefan]. *Luoman Luolan*. Ciweige zhu ; Yang Renpian yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1928). (Xin zhong xue wen ku). [Neuaufl. (1947)]. Übersetzung von Zweig, Stefan. *Romain Rolland : der Mann und das Werk*. (Frankfurt a. M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1920). Yang Renpian schreibt im Vorwort : In diesem Buch kann man den Wert Romain Rollands und zugleich auch den von Stefan Zweig kennenlernen.
蘿蔓蘿蘭 [Eur,ZhaYi2,Din10]

1984 [Zweig, Stefan]. *Luoman Luolan zhuan*. Ciweige zhu ; Jiang Qihuang, Fang Weiwen yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1984). (Shi jie ming ren wen xue zhuan ji cong shu). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Romain Rolland : der Mann und das Werk*. (Frankfurt a. M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1920).
罗曼#罗兰传 [Eur]

2003 [Zweig, Stefan]. *Luoman Luolan*. Sidifen Ciweige zhu ; Yun Hai yi. (Beijing : Tuan jie chu ban she, 2003). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Romain Rolland : der Mann und das Werk*. (Frankfurt a. M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1920).
罗曼. 罗兰传 [Eur]

Rousseau, Jean-Jacques (Genève 1712-1778 Ermenonville, Oise) : Philosoph, Schriftsteller, Komponist

Biographie

1750 Rousseau, Jean-Jacques. *Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs* [ID D20010].
Rousseau schreibt : "Il est en Asie une contrée immense où les lettres honorées conduisent aux premières dignités de l'Etat. Si les sciences épuraient les moeurs, si elles apprenaient aux hommes à verser leur sang pour la patrie, si elles animaient le courage, les peuples de la Chine devraient être sages, libres et invincibles. Mais s'il n'y a point de vice qui ne les domine, point de crime qui ne leur soit familier ; si les lumières des ministres, ni la prétendue sagesse des lois, ni la multitude des habitants de ce vaste empire n'ont pu le garantir du joug du Tartare ignorant et grossier, de quoi lui ont servi tous ses savants ? Quel fruit a-t-il retiré des honneurs dont ils sont comblés ? Serait-ce d'être peuplé d'esclaves et de méchants ?"

Willy Richard Berger : Als Beispiel für den Niedergang der Sitten in einer hochentwickelten Zivilisation dient Rousseau neben dem Verfall und Untergang des antiken Rom auch die chinesische Kultur, und sein Urteil ist vernichtend. Er leugnet keineswegs wie andere Kritiker den hohen Stand der Wissenschaften und Künste in China, nur bewertet er ihn anders. Weder die wissenschaftlichen Leistungen noch die Aufgeklärtheit der Minister noch die angebliche Mustergültigkeit der Gesetzgebung haben das Land vor Lastern und Verbrechen schützen können, vor allem nicht vor der Unterwerfung durch die Tataren. Dies ist der Hauptvorwurf, den Rousseau dem chinesischen Reich macht. Das Hervorkehren militärischer Stärke läuft seinem Ideal von einer friedlichen und im Übereinklang mit der Natur lebenden Gesellschaft geradewegs zuwider. Indes ist bei ihm der beklagte mangelnde kriegerische Charakter der Chinesen eingebettet in das Ensemble all der anderen kritischen Ausstellungen, in denen sich insgesamt sein 'Unbehagen in der Kultur' artikuliert. Das Fehlen des heroischen Sinns ist Zeichen und Produkt der Dekadenz : die direkte Folge der Verweichlichung der Sitten durch den Luxus, und dieser wiederum steht in einem verhängnisvollen Zusammenhang mit dem Fortschritt von Kunst und Wissenschaft, den die Aufklärung optimistisch gepriesen hat und den Rousseau als das eigentliche Erzübel der Menschheit anprangert.

Lee Eun-jeung :
Mit diesen Schriften schloß sich auch Rousseau den Chinakritikern an. Rousseau hob sich jedoch von diesen insofern ab, als er den hohen Stand der Wissenschaften und Künste in China, wie sie es häufig taten, nicht leugnete, sondern ihn nur anders bewertete. Es ging ihm nicht so sehr um Degradierung der chinesischen Kultur, sondern vielmehr um Beispiele für seine These, daß alles Flend des Menschen aus seiner zivilisatorischen Übersättigung stamme. Dies konnte er nur an einer hochentwickelten Kultur zeigen. Für diesen Zweck bot China neben dem antiken Rom und der französischen Hof- und Salonkultur des Rokoko bestes Anschauungsmaterial. Dass China keineswegs so mustergültig war. wie es die Jesuiten glauben machen wollten, daß es vielmehr der Inbegriff aller möglichen Verbrechen und Laster war, habe er in Ansons Reisebericht lesen können. Dies war genau der Beweis seiner These.
Seiner Ansicht nach war die Niederlage Chinas gegen die Tartaren Folge des Mangels an Tapferkeit. Das Fehlen des heroischen Sinns sei Zeichen und Produkt der Dekadenz, also die direkte Folge der Verweichlichung der Sitten durch den Luxus, die wiederum in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Fortschritt von Kunst und Wissenschaft stehe, welche er aber als das eigentliche Erzübel der Menschheit anprangerte. Für Rousseau war Zivilisation überhaupt eine Alterserscheinung der Menschheitsentwicklung, der kränkelnde Endzustand. auf den die jugendliche Gesundheit des Naturmenschen zuletzt hinabgekommen war. Und China war ein Land mit einer uralten Zivilisation. Dies stand für ihn nicht in Frage. Gerade seine Anciennität, welche viele Chinakritiker bis dahin heftig bestritten hatten, war bei ihm selbstverständliche Voraussetzung für die von ihm diagnostizierte Degeneration.
Mit seiner Kulturkritik läutete Rousseau die europäische Gegenaufklärung ein. Und die ideologische Abwertung Chinas in den folgenden Epochen erfolgte vor allem im Zeichen Rousseaus und auch Montesquieus. Sie ging einher mit der Frontstellung gegen die Ideale der Aufklärung.

Jacques Pereira : Rousseau trouve dans le mandarinat un argument de choix au service de sa thèse de la corruption des moeurs par la culture des arts puisque voilà un pays, la Chine, qui depuis si longtemps cultive les lettres et qui est au dernier degré de corruption.

Song Shun-ching : Rousseau a émis des critiques sur l’ensemble du peuple chinois et de ses moeurs. Il cite l’invasion de l'empire chinois par les Tartares afin de défendre sa thèse, notamment qu’un pays gouverné par des lettrés ne peut être que 'peuplé d’esclaves et de méchants'. [Pere:S. 456-457,Berg:S. 113-114,LeeE1:S. 65,Rous11,Song:S. 284]

1750-1778 Jean-Jacques Rousseau
Quellen :
Anson, George. *A voyage round the world* [ID D1897].
Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'. *Lettres chinoises* [ID D1835].
[Anonym]. *La balance chinoise* [ID D20159].
Diderot, Denis. *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* [ID D20381].
Du Halde, Jean-Baptiste. *Description géographique... de la Chine* [ID D1819].
Lettres édifiantes et curieuses [ID D1793].
Navarrete, Domingo Fernandez de. *Voyage de Navarette au travers de la Chine, en 1658* [ID D1704].
Montesquieu, Charles de Secondat de. *De l'esprit des loix* [ID D1829].
Prévost d'Exiles, Antoine-François. *Histoire générale des voyages* [ID D1704]. [Rous15]

1751 Rousseau, Jean Jacques. *Réponse de J.J. Rousseau au roi de Pologne, duc de Lorraine, sur le réfutation faite par ce prince de son discours* [Si le rétablissement des sciences et des arts].
Rousseau schreibt : "La doctrine intérieure n'a point été portée d’Europe à la Chine ; mais elle y est née aussi avec la philosophie ; et c'est à celle que les Chinois sont redevables de cette foule d'athées ou de philosophes qu'ils ont parmi eux." [Pere:S. 457]

1755 Rousseau, Jean-Jacques. *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes* [ID D16837].
Rousseau schreibt : "Le chevallier Chardin, qui a voyagé comme Platon, n'a rien laissé à dire sur la Perse ; la Chine paraît avoir été bien observée par les Jésuites. Kempfer donne une idée passable du peu qu'il a vu dans le Japon.
Supposons un Montesquieu, un Buffon, un Diderot, un Duclos, un d'Alembert, un Condillac, ou des hommes de cette trempe, voyageant pour instruire leurs compatriotes, observant et décrivant comme ils savent faire, la Turquie, l'Egypte, la Barbarie, l'empire de Maroc, la Guinée, le pays des Cafres, l'intérieur de l'Afrique et ses côtes orientales, les Malabares, le Mogol, les rives du Gange, les royaumes de Siam, de Pegu et d'Ava, la Chine, la Tartarie, et surtout le Japon ; puis dans l'autre hémisphère le Mexique, le Pérou, le Chili, les Terres magellaniques, sans oublier les Patagons vrais ou faux, le Tucuman, Paraguay s'il était possible, le Brésil, enfin les Caraïbes, la Floride et toutes les contrées sauvages, voyage le plus important de tous et celui qu'il faudrait faire avec le plus de soin ; supposons que ces nouveaux Hercules, de retour de ces courses mémorables, fissent ensuite à loisir l'histoire naturelle, morale et politique, de ce qu'ils auraient vu, nous verrions nous-mêmes sortir un monde nouveau de dessous leur plume, et nous apprendrions ainsi à connaître le nôtre." [Rous10]

1755 Rousseau, Jean Jacques. *Discours sur l'économie politique* [ID D20383].
Rousseau schreibt : "A la Chine, le prince a pour maxime constante de donner le tort à ses officiers dans toutes les altercations qui s'élèvent entre eux et le peuple. Le pain est-il cher dans une province ? l'intendant est mis en prison : se fait-il dans une autre une émeute ? le gouverneur est cassé, et chaque mandarin répond sur sa tête de tout le mal qui arrive dans son département. Ce n'est pas qu'on n'examine ensuite l'affaire dans un procès régulier : mais une longue expérience en a fait prévenir ainsi le jugement. L'on a rarement en cela quelque injustice à réparer; et l'empereur, persuadé que la clameur publique ne s'élève jamais sans sujet, démêle toujours au travers des cris séditieux qu'il punit, de justes griefs qu'il redresse."
"On a même osé dire qu'il fallait charger le paysan pour éveiller sa paresse, et qu'il ne ferait rien s'il n'avait rien à payer. Mais l'expérience dément chez tous les peuples du monde cette maxime ridicule : c'est en Hollande, en Angleterre, où le cultivateur paye très peu de chose, et surtout à la Chine ou il ne paye rien, que la terre est le mieux cultivée. Au contraire, partout où le laboureur se voit chargé à proportion du produit de son champ, il le laisse en friche, ou n'en retire exactement que ce qu'il lui faut pour vivre."
"Enfin il convient que l'impôt soit payé par celui qui emploie la chose taxée, plutôt que par celui qui la vend, auquel la quantité des droits dont il se trouverait chargé donnerait plus de tentations et de moyens de les frauder. C'est l'usage constant de la Chine, le pays du monde où les impôts sont les plus forts et les mieux payés : le marchand ne paye rien ; l'acheteur seul acquitte le droit, sans qu'il en résulte ni murmures ni séditions ; parce que les denrées nécessaires à la vie, telles que le riz et le blé, étant absolument franches, le peuple n'est point foulé, et l'impôt ne tombe que sur les gens aisés."

Basil Guy : The Rousseau of 1754, no less than the Rousseau of 1750, was still unsure of himself. He who on another occasion had unfavorably criticized Chinese education (or education in general) in its relation to liberty, must have found it difficult to praise even as tacitly as here the excellence of the Chinese administration, one of the most tyrannical the world has known. Rousseau accepted an idea of the Jesuit missionaries that had intrigued his critical conscience : the idea of paternalism. In examining the nature of the Chinese government, he abandoned the rigor of his first axioms. The article is but one example from a mass of texts where the predominant tone invalidates such an interpretation. Rousseau's return to his original attitude may have been unavoidable, however, considerung the numerous attacks he had to face around 1755-56. [Rous15,Rous16]

1755 Rousseau, Jean-Jacques. *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes* [ID D16837].
Rousseau schreibt : Warum aber in längst vergangenen Zeiten Beweise für eine Wahrheit sammeln, für die wir bleibende Zeugnisse vor den Augen haben ? In Asien gibt es ein riesiges Reich, in dem die klassische Literaturbildung zu den höchsten Würden des Staats führt. Würden die Wissenschaften die Sitten läutern, würden sie die Menschen lehren, ihr Blut für das Vaterland zu vergiessen, würden sie den Mut beflügeln, dann würden die Völker Chinas weise, frei und unbesiegbar sein. Wenn es aber keine Laster gibt, das sie nicht beherrschte, kein Verbrechen, das ihnen nicht vertraut wäre - wenn sie weder die Aufgeklärtheit ihrer Minister nicht die vorgebliche Weisheit der Gesetze noch die Menge der Einwohner dieses weiten Reiches vor dem Joch des unwissenden und rohen Tartaren bewahren konnte - was haben ihm dann all seine Gelehrten genützt ? Welche Früchte haben die Ehren getragen, mit denen sie überschüttet wurden ? [LeeE1:S. 65]

1761 Rousseau, Jean-Jacques. *Julie, ou la nouvelle Héloïse* [ID D20388].
Quelle : Anson, George. *A voyage round the world* [ID D1897].
Rousseau schreibt : "Après avoir traversé la grande mer, j'ai trouvé dans l'autre continent un nouveau spectacle. J'ai vu la plus nombreuse et la plus illustre nation de l'Univers soumise à une poignée de brigands ; j'ai vu de près ce peuple célèbre, et n'ai plus été surpris de le trouver esclave. Autant de fois conquis qu'attaqué, il fut toujours en proie au premier venu, et le sera jusqu'à la fin des siècles. Je l'ai trouvé digne de son sort, n'ayant pas même le courage d'en gémir. Lettré, lâche, hypocrite et charlatan; parlant beaucoup sans rien dire, plein d'esprit sans aucun génie, abondant en signes et stérile en idées ; poli, complimenteur, adroit, fourbe et fripon ; qui met tous les devoirs en étiquetes, toute la morale en simagrées, et ne connoit d'autre humanité que les salutations et les révérences."

Willy Richard Berger : Saint-Preux hat es auf seiner Weltreise bis nach Ostasien verschlagen, und in einem Brief an Madame d'Orbe schildert er seine deprimierenden Erfahrungen. Die Übereinstimmung zwischen dem englischen Seehelden und Julies schwärmerisch-melancholischem Liebhaber verblüfft. Doch muss man Rousseaus China-Bild im Zusammenhang seiner gesamten Kultur- und Zivilisationskritik sehen. Es ging ihm nicht so sehr um Denunzierung als vielmehr um Beispiele für seine These, dass alles Elend des Menschen aus seiner zivilisatorischen Übersättigung stamme. Dies konnte er nur an einer hochentwickelten Kultur zeigen. Dass dieses Fabelreich nun keineswegs so mustergültig sein sollte, dass es vielmehr der Inbegriff aller möglichen Verbrechen und Laster war, wie Anson und andere berichteten, war genau das, was er zur Bekräftigung seiner Theorie brauchte. Zivilisation ist für Rousseau die Alterserscheinung der Menschheitsentwicklung, der kränkelnde Endzustand, auf den die naive, jugendliche Gesundheit des Naturmenschen zuletzt hinabgekommen ist, China aber war ein Land mit einer uralten Zivilisation, und gerade seine ‚antiquité', von bibeldogmatischen China-Kritikern bisher immer nur heftig bestritten, musste ihm als völlig selbstverständliche Voraussetzung für die diagnostizierte Degeneration erscheinen. Das von ihm entworfene China-Bild gewinnt Kontur eigentlich erst im Kontrast zu seinem enthusiastisch propagierten Natürlichkeitsideal. Zivilisierte Gesellschaften konnten ihm nicht entsprechen, die zeitgenössische so wenig wie die exotischen des Orients und des Fernen Ostens.

Song Shun-ching : Rousseau reprend des critiques sévères, hostiles mêmes, à l'égard de la Chine. Il qualifie le peuple chinois d'esclave et il rejette sur la catégorie des lettrés la responsabilité du sort particulier de ce pays toujours 'en proye au premier venu' ; il n'épargne guère la classe des lettrés dans un peuple qu'il juge 'lâche, hypocrite, et charlatan', 'plein d'esprit sans aucun génie'. Quand Rousseau utilise l'événement de l'invasion triomphale des Tartares pour justifier sa vision du lettré chinois, on constate, combien ce fait historique est une arme à double tranchant lorsqu'il est utilisé dans la polémique philosophique autour de la Chine durant le Siècle des lumières. [Song:S. 285,Berg:S. 114-115]

1762 Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social* [ID D20390].
Jacques Pereira : Le chapitre 8 du livre III fait une référence explicite à la théorie des climats et se place d'ailleurs sous l'autorité de Montesquieu. Il convient de l'influence générale du climat sur la forme que prennent l'état civil et politique des sociétés : "par l'effet du climat, le despotisme convient aux pays chauds, la barbarie aux pays froids, et la bonne politie aux régions intermédiaires." [Pere]

1763 [Anonym]. *La balance chinoise* [ID D20009].

Basil Guy : *La balance chinoise* is a treatise on education, written in the form of letters by a Chinese in Europe. This work represents at last a serious effort to understand the Chinese system, especially the question of examinations for the mandarins, and perhaps to profit by it. One of the ten letters is addressed to Lord Chesterfield, others to prominent lay or religious leaders in England, France, and Italy. The work is far from perfect, and some of its ideas far from clear, yet thouse parts which are of interest are more fully with the voyagers, the author takes notable exception, while hoping that his theories will not go unheeded. Among the details which form the background for his exposé, is his examination of infanticide, swaddling, breast feeding, nurses, the rôle of exercise in forming a sound mind and body, and finally the importance of what nowadays would be considered as free, public, elementary schools. In all of this, there is not one whit of 'chinoiseries', and the almost passionate tone employed by the author when discussing both natural equality and 'the new pediatrics' is sufficiently reminiscent of the Emile, Rousseau and theories, so that the possibility of a concatenation of ideas, if not of direct influence, is greater than may have been suspected heretofore. Further, so exclusively a Western point of view makes it all the easier when we come to the fifth letter, 'Sur la manière d'élever les enfants dans les divers pays de l'Europe et des écoles publiques', for the author to sigmatize whole systems of European education, comparing them with the Chinese, and of course proposing that in the Far Eastern country, education is at least better organized than in Europe, where the ultimate objectives are frequently at odds with one another, even when they are clearly defined, offering above all a detailed presentation of the examination system itself. Although the modalities of that system when applied to law, medicine, mathematics, and the military, next occupy the author's attention almost exclusively, we have nonetheless been treated to a complete survey, which in its novelty could have aroused the curiosity, not only of Rousseau, but also of the physiocrats, both of whom have been credited with propagating these same ideas in France. In the last letter of this treatise, there are three examples of topics proposed in earlier Chinese examinations, accompanied by sample replies which are reported to have been acceptable. These examples recall immediately not only the system, but even the phraseology of the various European academies in establishing prize competitions like thouse which interest the history of Rousseau.

A. Owen Aldridge : *La balance chinoise* is a serious comparison of major social customs and attitudes existing in Europe with those found in China. Although the title emphasizes the system of education, the various letters cover almost the whole range of culture, including natural and military science. The presumed narrator is a Chinese, traveling in England, France, and Italy, and writing in French. He condemns evils and abuses. According to his interpretation of the title, it refers to balancing the good and evil in China - as well as balancing China against the West. He makes the important point that the philosophical material in his letters is not derived from Du Halde or account of European travellers to China. This is a major departure from Goldsmith and Voltaire. Unfortunately the author does not reveal the source of his knowledge of China independent of the memoirs of visiting priests and travelers. Although he may be considered as the most 'Chinese' of the fictional spies or ambassadors, he is not entirely reliable, even though he possesses a knowledge of China considerably more thorough than the others. He stands out, moreover, by using China as a standard by which to judge Western culture rather than merely to expose follies and idiosyncracies. His letters are addressed to actual historical figures who are important in the cultural area which they represent. The 10 letters dates from 1750 to 1756, during the reign of the emperor Qianlong, concerns the rearing of Chinese children, domestic education and free schools ; elementary education in various European countries ; comparison of the method of study in European universities with the manner of obtaining degrees in China ; mathematics ; examinations in medicine ; contrast between Eastern and Western military philosophies ; sociology, custom of binding feet of women and economics. [Ald10,Guy]

1764 Rousseau, Jean-Jacques. *Lettres écrites de la montagne* [ID D20378].
Rousseau schreibt : "L'ouvrage est consommé, il ne s'agit plus que de le rendre inaltérable. Or l'ouvrage du législateur ne s'altère et ne se détruit jamais que d'une manière ; c'est quand les dépositaires de cet ouvrage abusent de leur dépôt, et se font obéir au nom des lois en leur désobéissant eux-mêmes. Jamais le peuple ne s'est rebellé contre les lois que les chefs n'aient commencé par les enfreindre en quelque chose. C'est sur ce principe certain qu'à la Chine quand il y a quelque révolte dans une province on commence toujours par punir le gouverneur. En Europe les rois suivent constamment la maxime contraire, aussi voyez comment prospèrent leurs États ! La population diminue partout d'un dixième tous les trente ans ; elle ne diminue point à la Chine. Le despotisme oriental se soutient parce qu'il est plus sévère sur les grands que sur le peuple : il tire ainsi de lui-même son propre remède. J'entends dire qu'on commence à prendre à la Porte la maxime chrétienne. Si cela est, on verra dans peu ce qu'il en résultera. Alors la pire chose naît de la meilleure, et la loi qui sert de sauvegarde à la tyrannie est plus funeste que la tyrannie elle-même." [Rous12]

1782 Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions* [ID D20379].
Rousseau schreibt : "J'avais toujours senti, malgré le patelinage du P. Berthier, que les jésuites ne m'aimaient pas, non seulement comme encyclopédiste, mais parce que tous mes principes étaient encore plus opposés à leurs maximes et à leur crédit que l'incrédulité de mes confrères, puisque le fanatisme athée et le fanatisme dévot, se touchant par leur commune intolérance, peuvent même se réunir comme ils ont fait à la Chine, et comme ils font contre moi; au lieu que la religion raisonnable et morale, ôtant tout pouvoir humain sur les consciences, ne laisse plus de ressource aux arbitres de ce pouvoir." [Rous13]

1890 Wang, Tao. *Chong ding Faguo zhi lüe* [ID D2299].
Wang schreibt : "A cette époque-là, Montesquieu, Voltaire, Rousseau et d'autres savants ont fait des livres ayant pour but de restreindre le pouvoir du Roi et de défendre les droits du peuple. Tous ceux qui ont lu leurs livres en furent enthousiasmés et se décidèrent à réformer l'ancien régime politique." [Rous20:S. 164]

1891 Guo, Songtao. *Lundun yu Bali ri ji* [ID D7868].
Guo schreibt : "Il y a cent ans, un Français nommé Voltaire fait des livres dans le but de réfuter les prêtres et un autre Français qui s'appelait Rousseau a exprimé des opinions de la même nature. Tous les deux ont été terriblement détestés par les prêtres." [Rous20:S. 164]

1900 *Kai zhi lu* ; no 6 (Tokyo 1900). [Über Jean-Jacques Rousseau].
Chen Sen : Les éditeurs ont particulièrement fait l'éloge des mérites de Rousseau, soulignant que celui-ci a apporté une grande contribution au progrès de la société humaine : "A cette époque, si l'on en juge par les mérites d'amorcer le changement de société et de stimuler le peuple, ce fut Rousseau qui en acquit le plus : son Contrat social restera à jamais un des plus grands ouvrages monumentaux du monde." [Rous20:S. 165]

1900-1901 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo min yue lun*. Yang Tingdong yi [ID D20514].
Ma Junwu schreibt : "Quoiqu'on ait parlé du *Contrat social* depuis plus de dix ans en Chine, nous n'en avons pas encore eu une traduction intégralement correcte jusqu'à aujourd'hui. La traduction des grands ouvrages est vraiment une entreprise difficile. Mais il faut dire que la traduction de Yang Tingdong ait assez d'insuffisances, elle a joué un rôle très important dans la propagation de l'idée de droit naturel chez l'homme."

Wang Xiaoling : Yang Tingdong a longuement développé le point de Rousseau sur les relations entre le souverain et les sujets. Il finit par attaquer sans merci les régimes tyranniques. La véhémence de sa critique du despote est telle que le lecteur pourrait avoir l'impression que le bon fonctionnement d'un régime dépend plus de la bienveillance du prince que du système politique lui-même. Il tend à rendre le texte de Rousseau en une protestation contre le gouvernement mandchou. Pour montrer la nécessité d'une révolution, il est allé encore plus loin, jusqu'à citer le Lun yu de Confucius : "On ne saurait priver un homme du peuple de sa volonté". Il a affirmé que si l'on ne prend pas cette voie "on sera réduit à l'esclavage". Pour Yang, le problème fondamental du pacte social n'est rien d'autre que l'union de tous. Il est passé à côté du texte de Rousseau en réitérant uniquement la nécessité de l'union. Son appel à l'union est destiné à réveiller le peuple chinois contre le gouvernement mandchou. Il n'hésite pas à contredire la moralité traditionnelle et à condamner tous les monarques du monde, tous les tyrans qui oppriment le peuple. [Rous90,Rous20:S. 166]

1901 Liang, Qichao. *Lusuo xue an* [ID D20576].
Quelle : Fouillée, Alfred. *Histoire de la philosophie*. (Paris : Ch. Delagrave, 1875). [Übersetzung aus dem japanischen Text von Nakae Chômin].
Erster Artikel über Jean-Jacques Rousseau. Er ist eine Kopie von Fouillée und enthält eine kurze Biographie, sowie Rousseaus Theorien über *Du contrat social*.
Marianne Bastid : Liang added three personal comments. One was the theme of law and the conception of legislation as expressing the sovereignty of the nation and of general interest. In this respect, he observes, China has never had legislation, knows nothing about law. The other theme is that of federalism. Liang ends his article with a comment on the future of the federal system in the world. A long tradition of local autonomy has prepared China better than any other country to practice such a system, he said : "China will become the state which Rousseau dreamt of ; its regime will serve as model to other countries". [Rous20]

1902 Liang, Qichao. *Yin bing shi wen ji lei bian* [ID D20577].
[Enthält] :
Liang, Qichao. [*De la destruction*].
Liang schreibt : "A l'époque moderne, il y a en Europe des dizaines de grands médecins qui ont essayé de guérir la maladie d'un pays. Mais, à mon avis, c'est seulement les remèdes prescrits par le Maître Rousseau qui sont les plus convenables à la Chine d'aujourd'hui. Les remèdes du philosophe français ont été très efficaces pour l'Europe du siècle dernier et de la moitié de ce siècle. Oh, Maître, bien que tu te sois retiré de l'Europe et du Japon après l'accomplissement de ton travail, ton influence n'a pas disparu. Elle existe encore aujourd'hui. J'espère que tu te diriges vers l'Orient. Oh ! qu'on lève haut la bannière, qu'on batte fort le tambour, que la tempête souffle, que le tonnerre gronde, que les chevaux courent vite ! *Du contrat social* ! On t'attend dans ce continent oriental ! Le continent oriental est la mère de la civilisation. Dans ce siècle où nous vivons, tous les pays du monde sont indépendants, tous les peuples sont maîtres de leurs pays, mais il reste ici un pays qui ne l'est pas encore. Une fois qu'il sera comme les autres, la Grande Concorde règnera dans le monde. Oh ! *Du contrat social* ! on t'attend dans ce continent oriental. C'est à toi qu'on devra la réalisation de la Grande Paix du Monde !"

Liang,Qichao. [*Commentaires sur les théories de Jean-Jacques Rousseau*].
Liang zitiert aus *Du contrat social* : "Puisque aucun homme n'a une autorié naturelle sur son semblable, et puisque la force ne produit aucun droit, restent donc les conventions pour base de toute autorité légitime parmi les hommes. Renoncer à sa liberté c'est renoncer à sa qualité d'homme, aux droits de l'humaité, même à ses devoirs. Il n'y a nul dédommagement possible pour quiconque renonce à tout. Une telle renonciation est incompatible avec la nature de l'homme, et c'est ôter toute moralité à ses actions que d'ôter toute liberté à sa volonté. Il ne faut plus demander à qui il appartient de faire des lois, puisqu'elles sont des actes de la volonté générale ; ni si le Prince est au-dessus des lois, puisqu'il est membre de l'Etat ; ce qu'un homme, quel qu'il puisse être, ordonne de son chef n'est point un des lois. Les lois ne sont proprement que les conditions de l'association civile. Le peuple soumis aux lois en doit être l'auteur... Si l'on recherche en quoi consiste précisément le plus grand bien de tous, qui doit être la fin de tout système de législation, on trouvera qu'il se réduit à ceux deux objets principaux, la liberté et l'égalité. La liberté, parce que toute dépendance particulière est autant de force ôtée au corps de l'Etat ; l'égalité, parce que la liberté ne peut subsister sans elle."

Liang schreibt : "Rousseau donne une grande importance à la liberté de tous ; cependant quand il parle de l'Etat, il met toujours l'Etat au-dessus de l'individu. Puisqu'on se donne à tous, on sera englouti et digéré, comment pourra-t-on gagner ce qu'on a perdu ?"

Li Ping-oue : Liang affirmait que les raisonnement de Rousseau ont, d'une part, porté un coup mortel à la monarchie héréditaire et à l'aristocratie des privilèges et d'autre part, éclairé ceux qui ne savaient pas l'importance qu'il y a à préserver sa liberté. Au moment où la Chine était sous la domination de la monarchie despotique, Liang osa exprimer ses points de vue politiques en citant les mots d'un écrivain politique français : c'était vraiment un trait d'audace. L'influence qu'il exerça sur le peuple chinois fut très grande. En même temps que Liang faisait l'éloge des théories de Rousseau, il disait qu'il existait des points sur lesquels il n'état pas d'accord avec l'auteur.

Liang, Qichao. [*De l'influence déterminante exercée par les théories philosophiques, politiques et scientifiques sur l'avenir du monde*]. [Datum und Text nicht gefunden].
Liang schreibt : "Rousseau a établi les droits naturels de l'homme. Pour l'Europe, l'établissement de cette théorie ressemblait à un coup de tonnerre éclatant dans le ciel, tout comme une lumière projetée dans les ténèbres. Seulement une dizaine d'années après, la Révolution française se déclencha. Et dès lors, les révolutions se succédèrent l'une après l'autre dans les pays européens pour aboutir enfin au monde des droits du peuple. *Le Contrat social* a été la force motrice de la Révolution française, et la Révolution française a été à son tour celle du monde du XIXe siècle. Quelle influence déterminante Rousseau a exercé sur l'avenir du monde !" [Rous20:S. 143-146, 164-165]

1902 Liang Qichao. *You huan yu sheng sheng* [ID D20578].
Liang schreibt : Si l'on demande qui a formé l'Europe du XIXe siècle, on répondra sûrement : Rousseau, même ceux qui le détestent ne peuvent le nier. Or, en Chine, il y avait aussi un Rousseau, il s'appelait Huang Zongxi. [Rous21]

1902 Brief von Huang Zunxian an Liang Qichao. In : Xin ming cong bao ; no 13 (1902).
Huang schreibt : "Au début de mon séjour au Japon, je ne vivais qu'avec des lettrés. Traditionnels, tous très posés et distingués. Dans les années 12-13 de Meiji (1879-1880) les discussions sur la souveraineté populaire étaient à la mode. Au début je fus assez effrayé en les entendant. Puis je pris les oeuvres de Rousseau et de Montesquieu et les lus. Il se produisit alors un changement dans mon esprit. Je compris que l'ère de la grande paix ne pouvait exister que dans la démocratie. Mais je ne pouvais en parler à personne. Ensuite je voyageai en Amérique. Je vis l'envie et la ruse des fonctionnaires gouvernementaux, la corruption de la politique et l'agitation des syndicats. A chaque élection présidentielle, c'est la guerre des partis. Au pire, on tombe dans l'anarchie ; si ce n'est pas trop grave, il y a tout de même des assassinats. Cela m'a découragé, car si même dans un pays évolué les choses se passent ainsi, à plus forte raison là où la sagesse du peuple n'est pas encore éveillée." [Rous20:S. 130]

1903 Die Zeitschrift *Hu bei xue sheng jie*, no 2 (1903) emphasized that 'only if we continue to explore the ideas and teachings of scholars such as Rousseau, Montesquieu, Darwin, and Spencer can China hope to have a student population, an academia that is in step with the tides of change, so that it may seek and find a new plan for national salvation and avoid being mired forewer in darkness'. [Mon28]

1903 Liang, Qichao. *Zheng zhi xue da jia Bolunzhili zhi xue shuo* [ID D20579].
Liang schreibt : "La Révolution française a levé un nouveau rideau sur le théâtre politique de l'Europe. C'est vraiment Rousseau qui en a semé les graines. Le remède ordonné par Rousseau est très efficace. Personne n'en doute. Mais, après la guérison, le remède est non seulement inutile, il manifeste déjà aussi ses abus. Il est vrai que la théorie de Rousseau a apporté beaucoup de choses à tout le monde, mais il faut dire qu'elle nous a aussi guidés dans nombre de déviations. Si nous l'adoptons en Chine, il faut savoir si elle nous apportera plus d'avantages que de désavantages, ou, au contraire, si elle nous apportera plus de désavantages que d'avantages. Ce qu'il faut le plus imérativement à la Chine aujourd'hui, c'est l'unification solide et un ordre social renforcé. Quant à la liberté et à l'égalité, ce sont deux choses dont elle a besoin en second lieu... Cependant quoique la nouvelle pensée ne soit qu'en germe chez nous, il y a déjà beaucoup de monde qui abuse des mots de liberté et d'égalité. Ils veulent pratiquer l'extrémisme, mais ils n'ont pas la capacité de la réaliser ; ils ne peuvent même pas organiser un corps compact. Si par hasard ils le peuvent, ils se dissolvent au moment où ils s'associent. Aujourd'hui, les intellectuels armés de nouvelles pensées ont tous les défauts que Bluntschli a démontrés dans la théorie de Rousseau. Mais il faut dire que ce n'est pas la faute de quelques personnes, et d'autant plus et surtout qu'on ne peut imputer cette faute à la théorie d'un écrivain politique, car la cause en a été semée il y a des milliers d'années... Bluntschli s'oppose à Rousseau, mais il ne s'oppose pas à ce que Rousseau préconise la 'destruction'. Sa réfutation de la théorie de celui-ci est que Rousseau ne nous a pas suffisamment démontré comment on construisait le pays." [Rous20:S. 146-147]

1903 Liu, Shipei. *Zhongguo min yue jing yi* [ID D20540].
Liu schreibt : "L'Etat était alors fondé par le rassemblement du peuple ; sans ce dernier, il n'y aurait pas le prince ; ainsi le prince fut élu par le peuple. Tout comme ce qui est dit dans le Contrat du peuple : 'Le peuple est le souverain, le prince n'est que son serviteur'. A l'époque antique, c'était au peuple qu'appartenait tout le pouvoir d'Etat. C'est la raison pour laquelle il est dit dans le *Shang shu* que le peuple est le fondement de l'Etat."

Wang Xiaoling : Liu Shipei semble être le seul qui ait mené une recherche approfondie en opérant une comparaison précise entre les textes les plus représentatifs de la pensée chinoise de chaque époque et les passages du *Contrat social* de Jean-Jacques Rousseau. Son ouvrage est inspiré de *Lusuo min yue lun*, traduit par Yang Tingdong [ID D20514].
Liu s'efforça de rapprocher la pensée de Rousseau de celle des penseurs chinois malgré leur différence fondamentale due aux deux systèmes que formait l'ensemble des conceptions sociopolitiques de l'Europe et de la Chine à cette époque. Comme beaucoup de ces compatriotes, Liu se soucia de sauvegarder le 'savoir national'. Mais différent de ceux qui prirent pour fondement le savoir chinois et rejetèrent la pensée politique occidentale, Liu chercha à faire renaître la culture nationale 'en accommodant la pensée occidentale à celle de la Chine'. Il essaya d'établir des analogies entre la pensée occidentale et extrême-orientale, tout en montrant que la Chine ne se trahissait pas elle-même en se transformant en un Etat démocratique, car l'idée démocratique se trouvait dès l'origine dans la culture chinoise.
Bien que Liu Shipei tâche d'établir la "quintessence du Contrat social chinois" dans son ouvrage, ce à quoi il aboutit n'est plus un concept purement chinois : à l'expression elle-même ainsi qu'à son contenu sont attachées des idées nouvelles qui dépassent la limite de la notion traditionnelle de primauté du peuple. Désormais le peuple ne se borne pas à être considéré comme "fondement de l'Etat" (min wei bang ben), c'est à lui de prendre les décisions dans les affaires d'État et d'élire les hommes du gouvernement qui ne sont que ses représentants ; le peuple a le droit de les révoquer, si ces derniers l'empêchent d'exercer ses droits. En réalité, cet ouvrage a été conçu plus à des fins politiques que scientifiques, nous comprendrons donc plus aisément son caractère polémique. Liu Shipei chercha à établir des analogies entre la pensée occidentale et extrême-orientale, tout en montrant que la Chine ne se trahissait pas elle-même en se transformant en un Etat démocratique. Selon lui, l'idée démocratique s'était déjà trouvée dès l'origine dans la culture chinoise. Il différait ainsi des "conservateurs obstinés" qui prirent pour fondement le savoir chinois (zhongxue wei ti) et rejetèrent la pensée politique occidentale.
Liu essaie de rapprocher la pensée chinoise de la doctrine rousseauiste sur deux point essentiels : la notion de 'pacte social' et celle de 'souveraineté du peuple'. Selon lui, ces deux notions n'étaient point étrangères à la Chine. En rapprochant le texte canonique chinois du Contrat du peuple, il tente de justifier l'idée du 'pouvoir du peuple' non seulement par la pensée moderne occidentale, mais de plus par la pensée classique chinoise.
Cependant, selon Rousseau, l'homme ne doit renoncer en aucun cas à sa liberté, et l'inégalité est condamnable seulement quand elle est contraire au droit naturel, alors que pour Liu Shipei, la liberté personnelle pourrait être sacrifiée si certains en abusaient en portant atteinte à celle d'autrui et par là transgressaient le principe de l'égalité. [Rous21,Rous88]

1903 Zou, Rong. *Ge ming jun* [ID D20580].
Zou schreibt : "Les principes profonds de la philosophie de Rousseau sont, dit-il [Liu Shipei] un remède efficace permettant la résurrection. C'est d'elles que sont nées les civilisations française et américaine. Aujourd'hui, notre patrie est gravement malade et même morte. Si l'on veut qu'elle se rétablisse, il faut déployer l'étendard de Rousseau sur la terre de China.
Les théories avancées par le grand savant que fut Rousseau, sont des remèdes très efficaces pour les malades mourants ; ma patrie a été gravement malade, presque au point de mourir. Ne veut-elle pas prendre des remèdes pour se rétablir ? Si oui, je ferai flotter les bannières de Rousseau et des autres grands penseurs sur le sol de mon pays céleste." [Rous21,Rous20:S. 167]

1906 [*Min bao* über Jean-Jacques Rousseau].
Le *Min bao* a été le plus vigoureux propagandiste des idées rousseauistes d'une révolution politique. La jeune Chine révolutionnaire faisait peu d'usage du moralisme de Rousseau, il servait au contraire à créer un nationalisme anti-mandchou et révolutionnaire. L'égalité civile n'était que l'arme de la lutte des Han contre les dominateurs mandchous. [Rous20]

1907 Shen, Shu [Liu Shipei]. *Wu zheng fu zhu yi zhi ping deng guan* [ID D20581].
Liu schreibt : "Selon Rousseau, les hommes primitifs étaient égaux et indépendants, c'est un principe immuable et prouvé par la science. Il s'ensuit donc que l'inégalité parmi les hommes n'est arrivée que postérieurement : elle ne relève pas de la nature humaine.
Les trois droits fondamentaux de l'homme : égalité, indépendance et liberté, bien que tous dotés par le Ciel, c'est l'égalité qui est la plus importante." [Rous88]

1914 Yan, Fu. *"Min yue" ping lun. = La critique du Contral social [de Jean-Jacques Rousseau]* [ID D20606].

Yan Fu schreibt :

Rousseau naquit en Suisse à Genève il y a deux cents ans. Il vécut dans une famille si pauvre qu'il ne put manger à sa faim, mais il aimait lire les classiques et put bien écrire. En 1749, l'Académie de Dijon, ville située au sud de la France, mit au concours la question : « Si le rétablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les mœurs ? ». Rousseau s'empressa de répondre à la question par un article original dont le point de vue ressemble à celui de nos Laozi et Zhuangzi. Cela éblouit les lecteurs et le nom de Rousseau fut alors connu. Cinq ans après, parut son Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes. Et huit ans après, des ouvrages comme Du Contrat social et Emile ou De l'Education virent le jour. Du Contrat social paru, il se répandit très vite, fut même connu jusque dans les réduits et les ruelles des quartiers : presque chacun en avait un exemplaire. La parution du livre correspond bien à cette époque où l'on se méfie surtout des lieux communs hérités du passé, alors que Rousseau excelle dans son livre à faire des développements dans un langage très éloquent aux sens multiples, tant et si bien que les lecteurs tombent à leur insu dans le piège de l'auteur. On peut en voir la preuve dans l'Indépendance des Etats-Unis d'Amérique et la Révolution française. Depuis lors, la conséquence de ces événements se répandit si rapidement que les sociétés se sentirent en danger. Ceux qui croient à la doctrine de Rousseau n'hésitèrent pas à verser leur sang et à donner leur vie, beaucoup sont morts pour l'indépendance et la révolution de leurs pays. Mais, depuis une centaine d'années, bien que des peuples aient eu recours à sa doctrine pour atteindre ces objectifs, ils n'y sont pas arrivés. Les théoriciens politiques d'Europe et d'Amérique ont un point de vue différent à l'égard de Rousseau, mais la plupart d'entre eux comprennent que sa doctrine est irréalisable. La naissance et la disparition des théoriciens politiques sont normales, mais le mal d'une doctrine doit atteindre ceux qui vivent. Autrefois, on crut que ce qui restait de Yang Zhu et de Mozi n'étaient que les doctrines de ces deux écoles philosophiques. Aujourd'hui, à nos yeux, ces doctrines nous semblent avoir quelque utilité pour gouverner un Etat et réconforter le cœur humain. Mais Mengzi, de son vivant, s'opposa farouchement à ces doctrines, il dit que celles-ci furent néfastes comme le déluge et les monstres. Si Mengzi s'exprima avec force sentiment dans ce langage, c'est qu'il dit : « Moi, je n'aime pas disputer, mais je suis obligé de le faire ». La voix de Mengzi semble aujourd'hui encore se faire entendre. Oh !, ce n'est pas sans raison !

En Chine, Laozi et Zhuangzi parlent de la nature. Rousseau en parle aussi. Parlant de la nature, ils sont pour la morale et contre les cérémonies et les peines. Ils croient que si la vie des peuples est misérable et malheureuse, c'est que les cérémonies et les peines sont les principaux auteurs du mal. En Europe, Rousseau ne fut pas le premier à parler de la nature. Depuis que les Grecs comme les sophistes parlent de l'opposition entre le ciel et l'homme et les stoïciens de l'égalité, que le Romain Cicéron parle de la loi de nature, depuis plus d'un millénaire, les religions et les lois furent inventées. Même au moment où Hugo Grotius parlait de l'internationalité, les doctrines fondées sur la nature existaient. Les grandes devises de Quatre-vingt-neuf (telles égalité, liberté et fraternité que les révolutionnaires considèrent comme les buts principaux à atteindre et que les historiens appellent les grandes devises de 89; c'est justement en 1789 que la Révolution éclata en France) avaient été chantées par les Anglais au seizième siècle, si bien que la lutte entre le prince et les sujets avait commencé dès cette époque. Parmi les partisans les plus ardents de ces devises, un Bouchefr \sic\, un Mariana affirmèrent que l'état civil de l'homme fut longtemps perdu et l'on croit que Jean-Jacques Rousseau fut le premier à rétablir ces devises : en le lisant, on se rend compte que c'est tout à fait faux.

Les théories politiques de Rousseau venaient de sa connaissance parfaite des ouvrages de deux Anglais : l'un s'appelle Hobbes et l'autre J. Locke. Ces derniers sont deux homme d'élite non seulement très connus en Angleterre, mais aussi deux grands philosophes et politiques réputés en Europe. Les théories du contrat social furent fondées par Hobbes et soutenues par Locke, seulement illustrées et développées par Rousseau. Selon la définition du contrat, les hommes adhèrent d'abord à un contrat sur lequel sera ensuite fondée la communauté. Bien que Hobbes et Locke soient tous deux partisans du contrat social, leurs points de vue sont fort différents dans leurs écrits quand ils s'interrogent sur les raisons du contrat social. Le livre de Hobbes s'intitule Leviathan or the matter, form and power of a Common-Wealth ecclesiastical and civil. Il y est écrit que l'homme primitif ressemble à la bête. Seul et isolé de la communauté, sauvage et sot, il lutte individuellement contre la communauté. A ce moment-là, la liberté de son petit moi lui paraît beaucoup plus grande, mais le faible est toujours tué par le fort ; l'homme primitif est inquiet nuit et jour et ne trouve aucun endroit pour se reposer tranquillement, donc, il est obligé d'adhérer à un contrat social pour fonder la société. La communauté doit avoir un prince. Le prince une fois choisi, le peuple doit lui aliéner toutes ses libertés naturelles et tous ses droits. Les volontés et les désirs d'un particulier sont devenus ceux du prince ; et la raison et les torts également. Comme le contrat social n'est pas annulé, le prince possède toutes les libertés et le

peuple n'en a aucune. Pourquoi ? parce que selon le contrat, le peuple doit obéir alors que le prince se trouve au-dessus du contrat et n'est soumis à personne. Si cela se fait ainsi, la communauté sera bien gouvernée ; que cela se fasse de façon contraire, la communauté tombera dans les troubles. C'est ce que Hobbes explique à propos du contrat social. Quand la société n'a pas de prince, bien que tout homme soit libre et égal aux autres, l'homme est méchant par sa nature et, avec le temps, il doit se poser en tant que rival, si bien que les hommes finissent par se manger entre eux. Comme chacun veut vivre calmement, il accepte le contrat et choisit un prince. C'est en gros ce que Hobbes dit sur l'origine du contrat.

Ainsi comme les esclaves abandonnent tout, leur vie et leur propriété, au prince, les hommes ne s'occupent plus de leurs volontés et de leurs désirs, de leur raison et de leurs torts. Cela est contraire au sentiment humain et n'est donc pas un raisonnement convaincant. C'est pourquoi Locke en fit la critique dans son ouvrage Du gouvernement civil, où l'on traite de l'origine, des fondements, de la nature, du pouvoir et des fins des sociétés publiques. Il y écrit que l'homme est bon par sa nature. Nés dans la nature, les hommes dépendent de la nature, donc il n'existe pas d'entraves et d'inégalité entre eux. Les entraves et l'inégalité procèdent de la propriété, de sorte que l'homme a tendance à posséder plus qu'il ne peut. Avec la perte de la sobriété et la croissance des mauvaises mœurs, on fut obligé de fonder les théories du pouvoir politique. Pourquoi cette obligation ? Parce que l'établissement de ces théories ne peut pas assurer la liberté totale, bien que l'homme ait ce qu'il doit avoir (comme dans Shi-jing, où figure ce vers « Où trouverai-je ce qu'il me faut ? ») Ce qui est naturel peut être expliqué par le raisonnement. Le raisonnement appartient aux principes abstraits, et c'est pourquoi les lois fixent les principes ; elles sont élaborées par les hauts fonctionnaires et exécutées par les huissiers : tout cela n'existe pas sans le pouvoir politique. Les exécuteurs du pouvoir politique assurent d'abord la sécurité de la vie du peuple et sa propriété, et puis, s'occupent des affaires d'Etat. Le peuple accepte le pouvoir politique au prix de sa liberté. Il doit le payer avec prudence, car il sait qu'il le fait par obligation. Quant au reste, le peuple veut le réserver au besoin à un autre contrat ou à un serment et il ne permet pas aux possesseurs du pouvoir politique de s'en emparer à leur aise. Donc, le gouvernement n'est pas une bonne chose, les droits de l'administration doivent être limités, seule la raison est la loi suprême. Quand la communauté n'est pas établie, on compte sur la loi naturelle et non sur les lois. La communauté une fois établie, il faut voir si les lois conviennent à la raison ou la violent quand se pose la question de les conserver ou de les annuler. Si les lois violent la raison, on peut les refuser. C'est ce que dit Locke à propos du contrat social. D'après les savants contemporains, ce que dit Locke semble élémentaire et connu de tous, mais supérieur à ce que dit Hobbes : c'est ainsi que l'on appelle la doctrine de Hobbes l'absolutisme et celle de Locke le constitutionalisme. Quant à ce que dit Rousseau sur le contrat social, bien que l'appellation vienne de Hobbes, la théorie vient surtout de Locke.

Enumérons maintenant quelques points essentiels du Contrat social de Rousseau :

I. — L'homme est né libre, donc les hommes sont égaux et bons dans la communauté : c'est toujours ainsi dans l'état de la nature. C'est pourquoi, la liberté, l'égalité et la bonté sont les droits naturels.

II. — Puisque les droits naturels de l'homme sont les mêmes pour tous, personne ne peut s'emparer des droits d'autrui. Donc on ne peut pas usurper le bien commun : par exemple, les terres et leurs produits. On ne peut pas les posséder sans l'accord commun de tous : toutes les propriétés sont prises par usurpation.

III. — Les droits de la communauté se fondent sur le pacte commun ; les droits dus au triomphe de la guerre ne sont pas les droits. Tout ce qui est pris par la force, on peut le reprendre avec juste raison par la force.

Voilà les points essentiels du Contrat social de Rousseau, et ils sont si importants que je les traduis en toute rigueur et que je n'ose pas ajouter ou réduire aucune de leurs significations. Mais, s'ils étaient suivis ou appliqués, cela aboutirait-il au bien du genre humain ? S'ils étaient appliqués complètement et à l'extrême, non seulement cela nuirait aux gens riches et nobles, mais surtout aux gens pauvres et humbles. Depuis l'apparition de cette théorie qui a passé deux cents ans, non seulement les hommes fous de violence, mais aussi les partisans de la bonté et de la justice s'indignent contre l'injustice sociale, et, ayant pitié de la détérioration de la vie humaine, ils croient tous que cette théorie peut sauver le monde, en la prenant comme article de foi immuable. Ils ont commis des erreurs successives et ne s'en sortiront jamais. C'est la raison pour laquelle j'écris cet article de critique.

Je parle d'abord du premier point que j'ai mentionné ci-dessus. Il dit : l'homme est né libre, donc les hommes sont égaux dans la communauté. Huxley l'a réfuté. Il dit : « Je suis médecin, j'ai vu tant de nouveaux-nés entassés comme des morceaux de chair, qui devaient mourir douze heures après sans les soins infatigables des protecteurs qui s'occupent de leur température et de leur faim. Les tout-petits ont-ils la force d'obtenir la liberté ? Il n'existe absolument pas d'égalité dans la société ». Parler de cette égalité, c'est dire comme Jiujiu-jiayan que toute inexistence est égale. La cervelle engendre le « qi » non des idées et des images ; puisqu'elle n'engendre pas d'idées et d'images, comment peut-on

appeler ce corps qui incarne la bonté ou la méchanceté ?
C'est Rousseau qui plaisante. Si ce n'est pas une plaisanterie, il n'y a pas de mots si bizarres. Sans parler des tout-petits, même pour les enfants qui atteignent l'âge de quinze ou seize ans, se trouvent toujours dans la nature et jouissent d'une liberté totale, je ne sais pas quelle société pourrait connaître ces conditions. Leurs paroles se font-elles librement ? Leurs nourritures sont-elles libres ? Et leurs vêtements ? Et leur critères pour juger les raisons ou les torts, la convenance ou l'inconvenance ? Monsieur Rousseau, vous pouvez vous taire, vous et moi, nous sommes esclaves ! Nous sommes attachés et fouettés, et même si nous réussissons, cela ne nous apporte aucun avantage. Ces choses arrivent surtout de façon peu évidente, nous en subissons l'influence à notre insu.
Pour les enfants qui grandissent encore un peu plus, l'inégalité entre eux se manifeste aux yeux de tous. On ne peut pas nier qu'il y a une grande différence entre le fort et le faible, l'intelligent et le sot, le sage et l'indigne. Une famille ressemble à un pays. Il arrive souvent qu'un enfant soucieux de son autorité, devienne non seulement le chef d'un groupe d'enfants, mais étonne aussi ses aînés. L'égalité existe-t-elle entre cet enfant et les autres ? L'autre jour, Rousseau parlait de l'origine de l'inégalité, il indiquait que la différence entre les phénomènes naturels n'était pas la diversité des lois de la communauté. Il ne sait pas que cette dernière vient justement de la première. En tant qu'hommes, les hommes sont tous pareils, mais les uns sont nobles, les autres humbles ; les uns s'enrichissent tout d'un coup, les autres s'appauvrissent très vite, il n'est pas nécessaire d'avoir recours à la violence pour l'invasion et le pillage, et aux tromperies pour les spéculations et les ruses. Sans cela, la sagesse et l'indignité, l'intelligence et la sottise, la diligence et la paresse ne sont-elles pas des droits naturels ? Mais Rousseau dit : ce point de vue n'est pas convaincant, l'esclave peut-il parler devant le maître ? Ces mots ne nous convainquent pas, Rousseau sait aussi que si on les pousse à bout, ses théories s'écroulent. J'entends ces mots d'Aristote : l'homme est né esclave. Bien sûr, ces mots n'ont qu'un seul sens, mais ils sont plus proches de la réalité que ceux de Rousseau.
A mon avis, en tant qu'intellectuel pauvre, si Rousseau a pu écrire ce livre qui a exercé sur les sociétés une influence si grande que sa doctrine a obtenu un soutien très large, cela prouve, d'une part, qu'au moment où parut l'ouvrage, il correspondait bien au besoin de l'époque, et d'autre part, que son contenu devait avoir quelque chose qui touchait le cœur du peuple que l'écriture brillante ne pouvait atteindre. Donc, j'ai examiné avec sang-froid les fondements de ses opinions pour savoir s'ils convenaient au sens original de l'auteur ; mais je ne les ai pas trouvés. Anciennement, les justifications des mots égalité, liberté n'existaient pas en Europe, mais les législateurs romains les prirent pour les raisonnements communs des lois (traduit du latin « omnes homines natura equales sunt »). Car, au début du Moyen Age dans l'Empire romain, avec ses vastes territoires et son mélange de races différentes, l'inégalité exista. L'application des lois et des politiques rencontra souvent des obstacles dans divers pays. Par la suite on réussit à écarter les obstacles en déclarant les applications communes pour la plupart des lois et des politiques : les peuples en furent contents et l'Empire devint plus puissant et solide. C'est pourquoi, la liberté et l'égalité sur lesquelles se fondent les lois, s'appliquent grâce aux lois et ne sont pas ce que l'homme possède par sa nature. En général, ce que le pouvoir politique applique se réfère aux faits. Les hommes clairvoyants doivent s'appuyer sur ce qui existe dans l'histoire quand ils écrivent et parlent. Puis, ils en tirent des exemples approuvés par le public et les choisissent et les utilisent par induction.
S'ils le font par pure imagination en employant la méthode des si (d'après la logique occidentale qu'on appelle a priori) comme un principe déductif, finalement, cela nous fait du mal. Parlant de la nature et disant que l'homme y est libre et égal aux autres, Rousseau avoue que cela n'existe pas dans l'histoire. Quand on parle d'une société, on ne la trouve pas dans le passé et on ne peut pas l'avoir dans l'avenir. Que n'a-t-on utilisé ces théories politiques idéales et utopiques pour nuire au monde !
Parler de la liberté devenant libertaire et de l'égalité qui ne repose pas sur les faits, cela n'apporte aucun avantage. Les hommes intelligents ne sauraient le faire. Moi, je crois que, de nos jours, ce qui est urgent, ce n'est pas la liberté, mais le fait que chacun doit limiter sa liberté et avoir le devoir et l'intention de faire ce qui est utile à l'Etat et à la communauté. Quant à l'égalité, elle est certes juridiquement un élément important pour stabiliser un Etat, surtout au moment du vote. Mais on doit comprendre ceci : on est obligé de prendre le principe de majorité pour approuver ou refuser les lois au moment où les problèmes se posent dans l'Etat. Cela est bon ou mauvais : il faut voir dans quel rapport se trouvent les citoyens. Souvent, le danger et l'oppression du despotisme collectif sont plus grands que ceux d'un dictateur, et cela ne donne pas forcément l'avantage au despotisme collectif. Dans majeunesse, j'ai fait mon service militaire dans la Marine, je sais un peu naviguer. Par exemple, quand un bateau navigue sous les nuages noirs et dans le déferlement des vagues, on rassemble tout l'équipage, y compris même les cuisiniers, pour discuter les problèmes de navigation et prendre une décision. Quelle direction devrait prendre ce bateau ? D'ailleurs les tempêtes de la scène politique sont beaucoup plus compliquées que celles de la mer, comment peut-on les négliger en se pressant de faire

ce qu'on veut ? Faire l'égalité n'est pas difficile, seulement il faut l'utiliser avec prudence.
En effet, la liberté et l'égalité naturelles n'existent pas, aussi ce ne sont pas des guides très sincères, même si l'on change un peu d'expression et si l'on se fixe comme objectif et espoir la liberté et l'égalité totales du peuple d'un pays. Le problème de savoir si le peuple d'un pays doit avoir la liberté et l'égalité totales, c'est-à-dire former une société prospère et heureuse, si cette société pourrait apparaître, cela n'est pas encore déterminé et reste à argumenter. Dire que l'on obtient la liberté sans être envahi, cela ne peut pas servir à confirmer les mots que l'on a dits ; pourquoi ? Parce que, logiquement, les mots que l'on dit après sont cités comme les prémisses selon lesquelles, l'homme a droit à l'égalité. Puisqu'on le dit, on ne doit pas le reprendre. Et puis, ces mots pourraient contenir des significations politiques et philosophiques, mais à travers l'étude des religions, on ne trouve pas le même sens entre ces mots et ceux qui expriment le sens original de Rousseau. Le bouddhisme parle bien sûr de l'égalité, mais cela signifie que l'égalité sert la charité, il parle aussi de la liberté qui sert en réalité la délivrance. Même si l'on étudie l'Ancien Testament du judaïsme et le NouveauTestament du christianisme, tous les deux disent que tous les hommes sont égaux devant Dieu. Mais cette égalité n'est pas totale et elle reste incomparable. L'égalité prêchée par les religions est une égalité négative, elle est bien éloignée et différente de l'égalité positive de Rousseau illustrée dans son Contrat social: ce n'est pas la peine de les rendre rigoureusement pareilles.
Par suite, puisque la liberté et l'égalité que présente Rousseau n'existent pas, le deuxième point mentionné ci-dessus disant que l'homme ne peut posséder de propriété privée et que toute propriété n'est qu'usurpée, est sans fondement. La terre est une planète ; au temps jadis, on l'a crue infinie ; de nos jours, on sait qu'elle a ses limites. Sur la terre où l'on peut habiter, on aperçoit seulement une surface en kilomètres carrés qui peut être obtenue par calcul. Mais ce qui est défavorable, c'est que la population augmente de jour en jour : s'il n'y avait pas de calamités naturelles, pas de guerre, pas d'épidémies qui toutes arrivent à l'occasion, le nombre de la population doublerait tous les dix ans. Que la terre limitée contienne la population augmentant sans limite, fait qu'on ne sait pas quel jour on aboutirait forcément à la pauvreté, et c'est pourquoi les théories présentées sont variées. Quant au problème de la population, même les saints ne parviennent pas à le résoudre. Selon Rousseau, tout homme est égal aux autres hommes, occuper un terrain et s'y installer n'établit pas la distinction entre le maître et l'hôte, ceux qui n'ont pas un petit coin à habiter sont les victimes des occupants des grands terrains. Rousseau dit donc à la légère : la terre n'appartient à personne et ses produits peuvent être partagés par tous. On croit que, si ce que dit Rousseau était suivi, les hommes pourraient se soutenir dans la vie, que leur situation de liberté et d'égalité serait éternellement maintenue et que la compétition serait évitée. Mais cela est tout à fait absurde ! car les produits de la terre sont limités ; quels que soient les progrès de la science et les miracles de l'agriculture et des mines, ce que nous donne la nature ne se limite qu'à ce chiffre. Un pays, qu'il soit fort ou faible, agresseur ou agressé, considère souvent « le champ du pays voisin comme son déversoir ». Avec toute l'humanité et toutes les terres, on ne peut pas s'entraider éternellement dans la vie. Du Contrat social de Rousseau est devenu à un moment une doctrine du socialisme, donc un point de vue politique concernant la nationalisation du territoire s'est fait entendre. Pour ne pas dire qu'il est très compliqué et difficile à appliquer, on peut quand même penser que ses applications aboutiraient à des troubles. Si notre pays décidait de l'appliquer un jour, il pourrait avoir une paix qui durerait un ou deux millénaires, et pour cela, nous nous consolerions un peu. C'est grâce au ciel que nous avons vingt-deux provinces et des régions habitées par les nationalités Mandchou, Mongole, Hosi et Tibétaine, provinces et régions qui sont depuis toujours occupées par des peuples de race jaune, ce qui nous permet de transplanter les habitants des régions très peuplées dans les régions moins peuplées. Mais hélas, Rousseau dit encore : les biens publics ne peuvent pas être possédés par un particulier, donc les terres et les produits ne peuvent pas être accaparés par un particulier sans le consentement de tous. Supposons une très rare possibilité : un jour, le problème est de savoir si les terres et les produits de la Chine seront utilisés à jamais par nous autres chinois ; il faut écouter le résultat du vote à l'assemblée générale de La Haye, et alors, on ne sait pas ce qui se passerait : peut-être dirait-on à la légère que nous sommes les usurpateurs de ces terres et de ces produits. A ce moment-là, seriez-vous totalement soumis et croiriez-vous que ce serait là la bonne justice du contrat social ? Ou bien vous dresseriez-vous de toutes vos forces dans la lutte pour la vie ! D'où on doit dire que la chose la plus urgente de la société donne naissance à la lutte. Et la lutte, en retournant à son sens original, doit être réglée par la force. Bien que la doctrine de Rousseau soit bonne, elle n'est pas juste ; pourquoi doit-on provoquer des troubles dans d'autres pays pour la suivre ?
Quant au troisième point, ce qui est le plus important, c'est d'anéantir le droit acquis par le triomphe de la guerre. C'est-à-dire que ce dont on s'empare par la force armée pourra être repris avec juste raison par la même force. L'essentiel de ces mots tient dans ce qui est dit ci-dessus : les produits sont tous usurpés. Né dans l'Europe du dix-huitième siècle où la société suivait encore le régime féodal,

Rousseau voit que le peuple vit dans la misère et que ceux qui vivent du fermage et héritent de l'autorité de leurs aïeux, non seulement n'ont aucune bonté pour le peuple, mais encore mènent leur v ie en exploitant par tous les moyens les travailleurs. C'est pourquoi Rousseau, étant fort indigné, voulut formuler une doctrine qui anéantirait radicalement les maux sociaux. Aujourd'hui, en Europe et en Amérique, ceux qui prêchent le socialisme dirigent leur fer de lance sur les propriétés du capital.
On formule les théories selon l'époque où elles naissent, chacune a son but ; il en est de même dans notre pays. Premièrement, nous eûmes les trois principes politiques — fidélité, simplicité et cérémonies — qui évoluèrent ; secondement, les principes des trois sages — responsabilité, intégrité et complaisance — qui se complétèrent mutuellement ; tout cela a pour but de remédier aux maladies sociales et de corriger les déviations politiques. Si l'on accepte la doctrine de Rousseau et si on la pratique en Chine pour remédier aux maux de la féodalité, ceux-ci appartiennent déjà au passé ; si on le fait pour prévenir les maux du capital, ceux-ci ne se produisent pas encore. Bien sûr, on peut laisser ceci de côté et ne pas le discuter. Mais, d'après ce que dit Rousseau, il serait discutable d'étudier les raisons et les torts de sa doctrine pour en délibérer avec les admirateurs du Contrat social.
De nos jours, dire que tous les droits de la société doivent être fondés sur le contrat est en effet indiscutable. En Chine, cela veut dire qu'ils doivent être donnés. Même pour un gros propriétaire, tout droit est donné d'abord, pour qu'il en jouisse après. Les droits acquis par le triomphe de la guerre sont réalisés par la force, et malgré cette acquisition, ils ne sont pas donnés. C'est un point essentiel chez Rousseau. Si on le suivait, il faudrait qu'un droit acquis par un homme soit donné à tous les hommes avec le consentement de tous ; non seulement on n'a pas vu ce fait, mais aussi il serait douteux que ce soit un idéal. Si on l'accepte à la rigueur, tout droit acquis par le triomphe de la guerre n'est-il pas celui qu'on doit posséder ? Ce n'est pas la peine de citer les droits les trois Dynasties et les Tang ou Wu qui avaient fondé leurs Etats par les guerres de conquête considérées comme de justes causes qui répondaient aux vœux du ciel et du peuple. Nous citons seulement un petit exemple quotidien : un navire marchand rencontre brusquement les pirates ; comme l'équipage était prêt, il a pris les pirates et leur bateau. Selon Rousseau, la prise du bateau a été faite par la force, non par le contrat, donc c'est un droit qu'il ne faut pas acquérir. Sans recourir à la loi, même pour la raison et la morale, aucun problème ne se pose. On peut étendre l'exemple à celui de la guerre entre deux pays. S'ils sont obligés de résoudre leurs différends par la guerre, c'est que leur négociation reste sans résultat. Le pays vainqueur occupe les villes et les ports du pays vaincu en récompense du cessez-le-feu. Le traité de paix est aussi un contrat comme celui qui se fait dans le commerce. Ce que vend le pays vainqueur c'est la paix et le cessez-le-feu. Le pays vaincu l'achète au prix des terres. A ce moment-là les tactiques ne servent à rien, car chacun des deux partis atteint le résultat qu'il espérait. La déclaration de guerre entre deux pays est comme le procès des deux partis : on compte d'abord sur la force des armées, et puis celle-ci devient la raison. Quand la raison résulte du jugement, les deux partis doivent l'observer et le droit sera acquis à jamais par le vainqueur, car le contrat existe, et il est établi par la force.
Peut-on dire que la force ne suffit pas à donner le droit à l'homme ?
Enfin si la doctrine de Rousseau fait commettre des erreurs, c'est qu'il l'invente à l'aide du sentiment et de la pure imagination et qu'il ignore des faits historiques. Mengzi dit : « La différence entre les choses est leur caractère distinct. » Puisque les choses sont différentes, l'homme l'est plus encore. Si Rousseau exècre l'inégalité, c'est qu'il la considère comme étant à l'origine de tous les maux. Comme il ne découvre pas les raisons de l'inégalité, il la prend pour l'inégalité de droit. Et il croît que l'inégalité de droit se manifeste surtout dans la propriété. Donc Rousseau hait la propriété, si bien que toute famille qui possède et hérite de sa propriété, semble l'acquérir par la violence et par l'agression, par l'offense et l'escroquerie. Même si cette acquisition n'est pas obtenue par le propriétaire lui-même, mais par ses aïeux, cela est impardonnable. Bien que l'ouvrage de Rousseau ait apparemment pour but de sauver le monde et semble bien sympathique aux familles des pauvres gens, il ne leur apporte en réalité aucun avantage et leur paraît très autoritaire. Aujourd'hui, alors que le livre de Rousseau a paru il y a cent et quelques dizaines d'années, parmi les spécialistes des sciences politiques et sociales, les uns étudient les livres classiques, les autres les divers écrits étrangers ; avec les matériaux cités de plus en plus nombreux, certains croient bien que la doctrine de Rousseau n'est pas juste. Dans n'importe quel pays, le début de l'établissement des propriétés repose sur le défrichement des terres dans la plupart des cas, non sur la tromperie ou la force. L'état de nature dont Rousseau parle avec un vif plaisir dans ses écrits ressemble à celui que nous appelons « l'époque brillante de Wuhua et Getien », où toute famille est libre et tous les hommes égaux. Mais cela n'exista pas dans le passé et n'existera sans doute pas dans l'avenir. Car l'intelligence des hommes primitifs fut liée à la superstition et leur corps dépendait de la vie et de la mort. Ils furent tristes, victimes du doute et de la folie de tuer et ils se considérèrent mutuellement comme des ennemis. Ils furent donc malheureux. En fin de compte, je ne sais dans quel monde pourrait paraître le Contrat social de Rousseau. [Rous20:S. 180-189]

1917 Chen, Duxiu. *Wen xue ge ming lun* [ID11258] :
Chen schreibt : "Die europäische Kultur hat freilich viel der Politik und der Wissenschaft zu verdanken, doch auch nicht weniger der Literatur. Ich habe das Frankreich von Rousseau und Pasteur lieb, aber noch mehr das von Goethe und Hauptmann ; ich liebe das England von Bacon und Darwin, aber noch mehr das von Dickens und Wilde. Ist unter unseren heldenhaften Literaten jemand da, der den Mut hat, ein Hugo oder Zola, ein Goethe oder Hauptmann, ein Dickens oder Wilde zu werden ?" [Jean-Jacques Rousseau, Louis Pasteur, Johann Wolfgang von Goethe, Gerhart Hauptmann, Francis Bacon, Charles Galton Darwin, Victor Hugo, Charles Dickens, Oscar Wilde, Emile Zola]. [YanW1:S. 29]

1918 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao min yue lun*. Ma Junwu yi. [ID D20509].
Ma Junwu schreibt im Vorwort : "J'avais voulu de traduire tous les ouvrages célèbres selon lesquels le pouvoir appartient au peuple : c'est J.-J. Rousseau qui l'a démontré le plus clairement. C'est pourquoi son Contrat social a été la plus grande force motrice de la Révolution française. Ce livre restera à jamais un des ouvrages les plus lus dans le monde." [Rous20:S. 169]

1929 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Zhang Du yi. [ID D20478].
Cai Yuanpei schreibt im Vorwort : "Monsieur Zhang Du a considéré Rousseau comme son ami. Il aime particulièrement lire *Les confessions*. Il sait que la doctrine de Rousseau a exercé une influence profonde sur la jeunesse chinoise. Nombreux sont ceux qui, ayant le même sentiment que Zhang Du, considèrent l'auteur des Confessions comme leur ami. C'est pourquoi il a décidé de les traduire intégralement et soigneusement en chinois." [Rous20:S. 172]

1935 [Rousseau, Jean-Jacques]. *She yue lun*. Xu Baiqi, Qiu Jinzhang yi. [ID D20532].
Die Übersetzer schreiben im Vorwort : "Dans le *Contrat social* il y a des phrases très difficiles à comprendre et à traduire. Nous laissons aux lecteurs le soin de les étudier eux-mêmes." [Rous20]

1955-1956 Rousseau, Jean-Jacques. *Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs* [ID D20010].
Rousseau, Jean-Jacques. *Sur l'origine et les fondaments de l'inégalité parmi les hommes* [ID D16837].
Walter Engemann : Rousseau stellt die Behauptung auf, dass Wissenschaft und Kunst die Sitten verderben. Als Beispiel für seine These führt er vor allem die Chinesen an, greift aber auch Voltaire persönlich an. Er schreibt : "Dites-nous, célèbre Arouet, combien vous avez sacrifié de beautés mâles et fortes à votre fausse délicatesse et combien l'esprit de la galanterie si fertile en petites choses vous en a coûté des grandes". Dieser Discours erregt grosses Aufsehen und Voltaire fühlt sich veranlasst, darauf zu erwidern. Im *Orphelin de la Chine* hält er der Ansicht Rousseaus entgegen, dass für die Geschichte der Menschheit die Tatsache bedeutsam sei, dass die Tataren die Chinesen besiegt haben. Voltaire führt noch eine andere Tatsache für wichtiger, die Rousseau mit Willen übergeht, nämlich die, dass die Tataren die Kultur der Chinesen angenommen und deswegen ihre rauhen Sitten gebessert haben. Dies beweise übrigens auch, dass letzten Endes die Kultur der Natur und die Tugend der rohen Gewalt überlegen sei. Der Erstausgabe des Orphelin ist ein Brief Voltaires beigefügt der die zweite Schrift Rousseaus widerlegt und er diese Abhandlung als 'nouveau livre contre le genre humain' bezeichnet. Er schreibt : "J'ai reçu, Monsieur, votre nouveau livre (*Les Discours sur l'inégalité des conditions*) contre le genre humain ; je vous en remercie. Vous plairez aux hommes à qui vous dites leurs vérités, mais vous ne les corrigerez pas. On ne peut peindre avec des couleurs plus fortes les horreurs de la société humaine, dont notre ignorance et notre faiblesse se permettent tant de consolations. On n'a jamais employé tant d'esprit à vouloir nous rendre bêtes ; il prend envie de marcher à quatre pattes, quand on lit votre ouvrage. Cependant, comme il y a plus de soixante ans que j'en ai perdu l'habitude, je sens malheureusement qu'il m'est impossible de la reprendre, et je laisse cette allure naturelle à ceux qui en sont plus dignes que vous et moi." Rousseau versteht, dass der Orphelin ein versteckter Angriff auf seine Erstlingsschrift ist und antwortet auf den satirischen Brief Voltaires in einer zwar höflichen, aber sarkastischen Form und wiederholt dabei sein Urteil über die Chinesen : "Le peuple reçoit les écrits des sages pour les juger, et non pour s'instruire. Jamais on ne vit tant de dandins, le théâtre en fourmille, les cafés retentissent de leurs sentences, les quais regorgent de leurs écrits, et j'entends critique l'Orphelin, parce qu'on l'applaudit, à tel grimaud si peu capable d'en voir les défauts qu'à peine en sent-il les beautés."

Basil Guy : Chief among those who attacked Rousseau at that time was Voltaire, first in his Orphelin de la Chine, then in a letter of 3 August, 1755, and finally in the Essai sur les maeurs. The letter is the only direct attack and is of less interest than the other two writings, veiled, biting, and rather petty. To summarize Voltaire's point of argument, we have only to recall the first quotation, where Rousseau says that the wise government of the mandarins, so virtuous, so efficacious in many respects, was yet of no value, since they were unable to prevent the Tartars from subjugating all China. Voltaire insists that the Tartar conquest was richer in consequences for the vanquished than for the victors because shortly after their defeat, the mandarins succeeded in forcing the Tartars to adopt their language, their customs, and their habits and thus re-established their fortunes while assuring themselves of intellectual supremacy. At the end of the Orpelin, the moral superiority of Zamti and Idame, representatives of the ruling caste, wins out over the purely physical power of Gengis-kan and by the warrior's own admission. This attack seems veiled enough not to offend. But it was closely followed by the letter of 3 August which was like a poisoned arrow aimed at Rousseau, innocent of most of the wrongs attributed to him. Happily Voltaire took a more moderate tone the following year when he spoke of China in the *Essai sur les mceurs*. Voltaire's own enthusiasm for things Chinese, however, prevented him from appreciating Rousseau's critical point of view, especially in the first two chapters. The author of *Candide* paid little justice to his victim, who, in his fickle and changing nature, suffered enormously from such attacks without having the presence of mind to disdain them or to reply to them in turn. Thus, when Rousseau once more took up his criticism of China and persisted in them, doubtless it was because he felt obliged to refute first of all Voltaire, the privileged defender of China. But in refusing to accept the example of Chinese civilization, without distinguishing between its true faults and real advantages, Rousseau found himself forced to seek an ideal elsewhere. And he came upon a people ready to usurp a symbol themselves. These were the English. [Rous15,Vol3:S. 85-87]

1979 Li Tche-houa : Ba Jin est revenu à Paris à l'occasion de la sortie de son roman *Famille*, que j'avais traduit avec ma femme. Un des premiers souhaits qu'il a exprimés a été que je le conduise en pèlerinage près du Panthéon, devant la statue de Rousseau. Il a été étonné et déçu de ne pas retrouver la statue de bronze du 'citoyen de Genève' qui avait été enlevée par les Allemands et remplacée par une statue de pierre. Néanmoins, il s'est recueilli avec émotion. De retour en Chine, à la suite de cette visite, il a écrit une phrase que je peux reprendre à mon comte : "Auprès de l'auteur des *Confessions* j'ai trouvé la consolation et appris à proclamer la vérité." [Rous20]

1990 Li, Tche-houa. *Ma lecture des confessions* [de Jean-Jacques Rousseau] [ID D20420].
Li Tche-houa schreibt : "C'était au printemps 1930. J'ai lu d'abord des romans chinois traditionnels en épisodes, puis des oeuvres traduites du français comme La dame aux camélias ou Les trois mousquetaires. Mais l'ouvrage qui a produit en moi le plus grand choc émotionnel fut Les confessions de Jean-Jacques Rousseau à travers la traduction chinoise de Zhang Jingsheng. Rousseau évoquait pour moi ses joies et ses chagrins, ses expériences amoureuses, sa communion avec la nature tout entière, plantes, bêtes, minéraux. Il m'évoquait profondément parce qu'il racontait tout ce qu'il avait fait de bien ou de mal, avec une franchise que mon ignorance et ma naïveté d'alors ne me permettaient pas de suspecter. Si le 'coup de foundre littéraire' exist, c'est bien ce qui m'arriva, moins sans doute pour l'oeuvre que pour l'homme qui m'apparaissait sincère, sensible et généreux, digne de pitié et d'admiration, le compagnon idéal qui me connaissait mieux que moi-même et me révélait les élans et les désirs que je sentais s'éveiller en moi. Et je pensais : 'Quel bonheur, si je peux un jour aller en France !'
Au fil des années, je n'oubliais pas Rousseau ! J'ai entrepris de relire la même traduction des *Confessions* découverte dans la bibliothèque de l'Institut, et qui m'avait enthousiasmé dans mon adolescence. Cette fois, j'avais le texte original en regard et j'ai été déçu de trouver nombre d'erreurs et de coupures dans la version chinoise. Ce qui ne m'a jamais déçu, c'est l'ouvrage de Rousseau. Il est exceptionnel qu'un livre ait exercé, depuis sa parution jusqu'à nos jours, une aussi profonde influence à travers le monde entier, et fait naître, en dépit de la prédiction de l'auteur, une foule d'imitateurs plus ou moins bien inspirés.
La prédilection des Chinois pour Rousseau, en particulier pour les *Confessions*, s'explique parce qu'ils partagent avec lui l'amour de la nature, le goût de la rêverie, de l'émotion, le sens de l'humain qui malgré des éclipses, continue à briller au coeur de notre peuple. [Rous20:S. 193-195]

1990 Yang, Shi. *Jean-Jacques Rousset et les intellectuels chinois* [ID D20420].
Yang schreibt : "A mon avis si la pensée de Rousseau peut réveiller la conscience de l'homme et purifier son âme, c'est parce qu'elle a avancé d'une façon classique une nouvelle philosophie de la liberté d'homme. C'est justement à cause de cela que le peuple chinois et les peuples du monde entier l'admirent encore aujourd'hui.
Rousseau n'a écrit aucune œuvre spécialement philosophique, ni n'a établi son propre système philosophique. Ce qu'il étudiait, c'était l'inégalité parmi les hommes et les méthodes de la détruire. Cependant, Rousseau n'était point un théoricien uniquement préoccupé de politique, il avait aussi des pensées philosophiques très profondes. Il réfléchissait non seulement de façon philosophique sur l'établissement des théories d'histoire sociale et des doctrines politiques, formait son propre jugement philosophique, mais aussi manifestait ses principes philosophiques pendant ses débats avec les matérialistes français du XVIIIe siècle. Il a exposé sa philosophie dans toutes ses œuvres, surtout dans son *Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes* et son *Emile*. Rousseau lui-même a dit que l'*Emile* était plutôt une oeuvre philosophique qu'un livre pédagogique. C'est donc tout à fait faux de dire que Rousseau n'a pas eu de point de vue philosophique propre.
Depuis longtemps, certaines personnes affirment que Rousseau, en comparaison avec les matérialistes français du XVIIIe siècle, restait en arrière dans le domaine de la philosophie, parce qu'il croyait à l'existence de Dieu et de l'âme, témoignant ainsi d'un point de vue idéaliste. Cette thèse a gravement entravé la compréhension correcte de la pensée philosophique de Rousseau. Rousseau a exercé une influence profonde sur le philosophe allemand Kant : c'est un fait connu de tout le monde. Kant a considéré Rousseau comme un nouveau Newton ; il a avoué très franchement que Rousseau lui a fait comprendre que la dignité de l'homme réside non seulement dans sa possession des connaissances, mais aussi dans sa lutte pour donner à chacun le droit d'être un homme... Rousseau affirmait que l'homme ne diffère de tous les animaux que parce qu'il a la liberté morale innée de sa nature. C'est justement grâce à cette liberté qu'il est capable de résister à l'oppression, à l'asservissement et à la tentation de tous les éléments extérieurs, et lutte, jusqu'au sacrifice de soi, pour la réforme sociale et le recouvrement de l'égalité et de la liberté de l'homme. [Rous20:S. 158-160]

Bibliographie : Autor

1750 Rousseau, Jean-Jacques. *Discours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon en l'année 1750 : sur cette question proposée par la même Académie : Si le rétablissement des sciences & des arts a contribué à épurer les moeurs*. (Genève : Chez Barrillot & fils, 1750). [= *Discours sur les sciences et les arts*. Enthält Eintragungen über China].
http://un2sg4.unige.ch/athena/rousseau/jjr_sca.html. [WC]

1755 Rousseau, Jean Jacques. *Discours sur l'économie politique*. In : Encyclopédie ; vol. 5 (1755). [Enthält Eintragungen über China].
http://classiques.uqac.ca/classiques/Rousseau_jj/discours_economie_politique/discours_eco_pol.pdf. [WC]

1755 Rousseau, Jean-Jacques. *Discours sur l'origine et les fondements de l'inegalité parmi les hommes*. (Amsterdam : Marc Michel Rey, 1755). [Enthält Eintragungen über China].
http://un2sg4.unige.ch/athena/rousseau/jjr_ineg.html. [WC]

1761 Rousseau, Jean-Jacques. *Julie, ou la nouvelle Héloïse : lettres de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes*. Vol. 1-6. (Amsterdam : M.M. Rey, 1761). [WC]

1762 Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762). [WC]

1764 Rousseau, Jean-Jacques. *Lettres écrites de la montagne*. 2 vol. in 1. (Amsterdam : M.M. Rey, 1764). [Enthält eine Eintragung über China]. [WC]

1782 Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782). [Enthält eine Eintragung über China]. [WC]

1898 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Min yue tong yi*. [Ed. Kang Youwei, Liang Qichao]. (Shanghai : Tong wen yi shu, 1898). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762). [Erste Übersetzung des 1. Kapitels ; Übersetzung aus dem japanischen Text Minyaku-yaku-kai von Nakae Chômin].
民約通義 [Rous88,Rous20]

1900-1901 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo min yue lun*. Yang Tingdong yi. In : Yi shu hui bian (no 1, (1900) ; no 2, 4, 9 (1901). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762). = (Shanghai : Zuo xin she, 1902). [Auszüge ; Übersetzung aus dem japanischen Text von Harada Sen].
路索民约论 [WC]

1901 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Aimeier chao*. Luo Zhenyu yi. In : Jiao yu shi jie, Shanghai 1901. Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Emile, ou, De l'éducation*. Vol. 1-4. (Amsterdam : Chez Jean Néaulme [i.e. Paris : Duchesne], 1762). [Übersetzung aus dem japanischen Text von Kotaro Yamaguchi, Tsunegoro Shimazaki].
愛美耳鈔 [Rous20]

1903 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Zhu shi Lusao shi fei kai hua lun*. In : Jiang su. (Tokyo, no 1 (1903). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Si le rétablissement des sciences & des arts a contribué à épurer les moeurs*. (Genève : Chez Barrillot & fils, 1750). [Hrsg. von chinesischen Studenten in Japan].
注釋盧騷氏非開化論 [Rous20]

1918 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao min yue lun*. Lusao zhu ; Ma Junwu yi. ([S.l. : s.n.], 1918). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762). [Erste Übersetzung des *Du contral social* aus dem Französischen].
盧騷　民約　論 [WC]

1920 *Lusao san man bu*. Yu Dafu yi. (Xianggang : Ren jian shu wu yin xing, 1989). [Geschrieben 1920]. [Enthält] : Dehmel, Richard. *Wo liang de huang hun shi hou*. Falke, Gustav. *Qi dao*. Rousseau, Jean-Jacques. *Yi ge gu du man bu zhe de chen si*.
盧騷三漫步 [WC]

1924 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Aimi'er*. Wei Zhaoji yi. Vol. 1-3. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1924). (Han yi shi jie ming zhu. Wan you wen ku ; 1, 281). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Emile, ou, De l'éducation*. Vol. 1-4. (Amsterdam : Chez Jean Néaulme [i.e. Paris : Duchesne], 1762).
愛彌兒 [WC]

1927 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao min yue lun*. Lusao zhu ; Ma Junwu yi. (Shanghai : Zhong hua, 1927). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
盧騷　民約　論 [Eur]

1929 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Lusuo zhu ; Zhang Du yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1929). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录. 上卷 [WC]

1931 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao chan hui lu*. Lusao zhu ; Zhang Jingsheng yi. (Shanghai : Shi jie shu ju, 1931). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions ; suivies des Rêveries du promeneur solitaire*. Vol. 1-2. (Genève : Société typographique, 1782-1789).
盧騷懺悔錄 [Eur]

1935 [Rousseau, Jean-Jacques]. *She yue lun*. Xu Baiqi, Qiu Jinzhang yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Han yi shi jie ming zhu; Wan you wen ku ; 2, 75). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
社約論 [WC]

1936 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao chan hui lu*. Lusuo zhu ; Wang Bingkun yi. (Shanghai : Qi ming shu ju, 1936). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions ; suivies des Rêveries du promeneur solitaire*. Vol. 1-2. (Genève : Société typographique, 1782-1789).
盧騷懺悔錄 [WC]

1936 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Zu ben lu sao min yue lun*. Ma Junwu bian yi. (Shanghai : Zhong hua shu ju, 1936). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
足本盧騷民約論 [WC]

1944 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao*. Luoman Luolan [Romain Rolland] zhu ; Yu Qinglai yi. (Fujian Yong'an : Gai jin chu ban she, 1944). (Shi jie da si xiang jia cong shu ; 5). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les pages immortelles de J.-J. Rousseau*. Choisies et expliquées par Romain Rolland. (Paris : Corrêa, 1938). (Collection Les pages immortelles).
盧騷 [WC]

1947 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo chan hui lu*. Shen Qiyu yi. (Shanghai : Zuo jia shu wu, 1947). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
盧騷懺悔錄 [Rous20]

1957 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Ren lei bu ping den de qi yuan he ji chu*. Lusuo zhu. (Beijing : San lian shu dian, 1957). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes*. (Amsterdam : Marc Michel Rey, 1755).
人类不平等的起源和基础 [WC]

1958 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Min yue lun : (she hui qi yue lun)*. Lusuo zhu ; He Zhaowu yi. (Beijing : Fa lü chu ban she, 1958). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
民約論. (社會契約論) [WC]

1959 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lun ke xue yu yi shu*. Lusuo zhu ; He Zhaowu yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1959). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Discours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon en l'année 1750 : sur cette question proposée par la même Académie : Si le rétablissement des sciences & des arts a contribué à épurer les moeurs*. (Genève : Chez Barrillot & fils, 1750).
论科学与艺朮 [WC]

1962 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lun ren lei bu ping deng de qi yuan he ji chu*. Lusuo zhu ; Li Changshan yi ; Dong Lin jiao. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1962). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*. (Amsterdam : Marc Michel Rey, 1755).
论人类不平等的起源和基础 [WC]

1966 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Yi shu hui bian*. Lusuo zhu ; Ban Qibin bian. (Taibei : Taiwan xue sheng, 1966). (Zhong guo shi xue cong shu ; 49). [Übersetzung ausgewählter Werke von Rousseau].
譯書彙編 [WC]

1970 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao zhuan*. Lu Qi yi. Luoman Luolan [Romain Rolland] zhu ; (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1970). (Xin chao wen ku ; 9). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les pages immortelles de J.-J. Rousseau*. Choisies et expliquées par Romain Rolland. (Paris : Corrêa, 1938). (Collection Les pages immortelles).
盧騷傳 [WC]

1977 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao chan hui lu*. He Jianzhong yi. (Tainan : Tainan xin shi ji chu ban she, 1977). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions ; suivies des Rêveries du promeneur solitaire*. Vol. 1-2. (Genève : Société typographique, 1782-1789).
盧騷懺悔錄 [WC]

1978 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Aimi'er : lun jiao yu*. Lusuo zhu ; Li Ping'ou yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1978). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Emile, ou, De l'éducation*. Vol. 1-4. (Amsterdam : Chez Jean Néaulme [i.e. Paris : Duchesne], 1762).
爱弥儿: 论教育 [WC]

1980-1982 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Lusuo zhu ; Li Xing yi ; Fan Xiheng yi ; Xu Jizeng jiao. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1980-1982). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录 [WC]

1984 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Lusao zhu ; Yu Hongrong yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1984). (Xin chao shi jie ming zhu ; 17). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions ; suivies des Rêveries du promeneur solitaire*. Vol. 1-2. (Genève : Société typographique, 1782-1789).
懺悔錄 [WC]

1986 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Lusuo zhu ; Tao Zongti yi zhe. (Taibei : Xin lu shu ju, 1971). (Xin yi shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
懺悔錄 [WC]

1986 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Man bu xia xiang lu*. Lusuo zhu ; Xu Jizeng yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1986). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Des rêveries du promeneur solitaire*. In : Rousseau, Jean-Jacques. Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
漫步遐想录 [WC]

1990 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Zou xiang cheng ming zhi jing : Lusuo sui bi yu shu xin ji*. He Zuokang, Cao Lilong deng yi. (Shanghai : San lian shu dian, 1990). (Shi jie xian zhe ming zhu xuan yi. Mao tou ying wen ku ; 4). [Übersetzung von Aufsätzen und Briefen von Rousseau].
走向澄明之境 : 卢梭随笔与书信集 [WC]

1991 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lun xi ju : zhi Dalangbei'er xin*. Lusuo zhu ; Wang Ziye yi. (Beijing : Sheng huo du shu xin zhi san lian shu dian, 1991). (Wen hua sheng huo yi cong). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *J.J. Rousseau citoyen de Genève, à Mr. D'Alembert sur son article dans le VIIme volume de l'Encyclopédie, et particulièrement sur le projet d'établir un théatre de comédie en cette ville*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1758).
论戏剧 : 致达朗贝尔信 [WC]

1992 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo zuo pin jing cui*. Lusuo zhu ; Yu Buli, Sun Zhicheng xuan bian. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 1992). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Des rêveries du promeneur solitaire*. In : Rousseau, Jean-Jacques. Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
卢梭作品精粹 [WC]

1993 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo de sheng ping he zhu zuo*. Luoman Luolan [Romain Rolland] bian xuan ; Wang Ziye yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1993). (Wen hua sheng huo yi cong). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les pages immortelles de J.-J. Rousseau*. Choisies et expliquées par Romain Rolland. (Paris : Corrêa, 1938). (Collection Les pages immortelles). [Auszüge].
卢梭的生平和著作 [WC]

1993 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Xin Ailuoyisi*. Lusuo zhu ; Li Ping'ou, He Sanya yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1993). (Yi lin shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Julie, ou la nouvelle Héloïse : lettres de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes*. Vol. 1-6. (Amsterdam : M.M. Rey, 1761).
新爱洛伊丝 [WC]

1994 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Da kai zi ran zhi shu*. Lusuo zhu ; Gao Ruiquan yi. (Shanghai : Shanghai wen yi chu ban she, 1994). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
打开自然之书 [WC]

1995 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Lusuo zhu ; Chen Xiaoqing yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1995). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录 [WC]

1995 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Lusuo zhu ; Jiang Xingjian yi. (Henan : Zhong yuan wen yi, 1995). (Qiu zhen tao shu : shi lie jin shu ming zhu wen ku). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries* du *promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录 [WC]

1995 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Gu ke man bu xia xiang lu*. Lu Suo zhu ; Liu Yang yi. (Hefei : Anhui wen yi, 1995). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782). [WC]

1995 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo san wen xuan*. Rangyake Lusuo zhu ; Li Ping'ou yi. (Tianjin : Bai hua wen yi chu ban she, 1995). (Wai guo ming jia san wen cong shu). [Übersetzung ausgewählter Werke von Rousseau].
卢梭散文选 [WC]

1996 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Gu du san bu zhe de xia xiang*. Lusuo zhu ; Xiong Xiwei yi. (Beijing : Hua ling chu ban she, 1996). (Na lai zhu yi cong shu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
孤独散步者的遐想 [WC]

1997 [Rousseau, Jean- Jacques]. *Lusuo zhe li mei wen ji*. Lusuo Zhu ; Li Yuqing, You Qiyan yi. (Hefei : Anhui hui wen yi chu ban she, 1997). (Ta shi zhe li mei wen xi lie cong shu). [Übersetzung der Gesammelten Werke von Rousseau's Philosophie der Vereinigten Staaten von Amerika].
卢梭哲理美文集 [WC]

1997 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Lusuo zhu ; Ma Zhenpin yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1997). (Qing nian shi jie wen xue ming zhu cong shu. Faguo wen xue zhuan ji). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录 [WC]

1997 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo wen ji*. Lusuo zhu ; Li Changshan, He Zhaowu yi. (Beijing : Hong qi chu ban she, 1997). [Übersetzung von Werken von Rousseau].
卢梭文集 [WC]

1997 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo zi xuan shu xin ji*. Lusuo zhu ; Liu Yang yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1997). (Shi jie wen xu ming zhu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Correspondance : Monuments de l'histoire de ma vie*.
盧梭自選書信集 [Eur]

1997 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Xin Ailuoyisi*. Lusuo zhu ; Zheng Kelu yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1997). (Qing nian shi jie wen xue ming zhu cong shu. Faguo wen xue zhuan ji). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Julie, ou la nouvelle Héloïse : lettres de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes*. Vol. 1-6. (Amsterdam : M.M. Rey, 1761).
新爱洛漪丝 [WC]

1998 *Xi fang si da zheng zhi ming zhu*. Zhou Changzhi zhu bian. (Tianjin : Tianjin ren min chu ban she, 1998). [Machiavelli, Niccolò ; More, Thomas ; Locke, John ; Rousseau, Jean-Jacques].
西方四大政治名著
[Enthält] :
Majiyaweili. *Jun zhu lun*. Shi Yingtian yi. Übersetzung von Machiavelli, Niccolò. *Principe*. (1513).
君主论
Tuomasi Mo'er. *Wutuobang*. Ning Jindu yi. Übersetzung von More, Thomas. *Libellus vere aureus nec minus salutaris quam festiuus de optimo reip. statu, deq[ue] noua insula Vtopia authore clarissimo viro Thoma Moro inclytae civitatis Londinensis cive & vicecomite*. Cura M. Petri Aegidii Antverpiensis, & arte Theodorici Martini Alustensis, Typographie Martini Alustensis, Typographie almae Lovaniensium Academiae nunc primum accuratissime editus. = *Utopia*. (Louvain : Arte Theodorici Martini, 1516). 乌托邦
Luoke. *Zheng fu lun*. Hu Zixin, Duan Zhimin yi. Übersetzung von Locke, John. *Two treatises of government in the former, the false principles and foundation of Sir Robert Filmer and his followers are detected and overthrown, the latter is an essay concerning the true original, extent, and end of civil government*. (London : Printed for Awnsham Churchill, (1690). 政府论
Lusuo. *She hui qi yue lun*. Zhou Changzhi yi. Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762). 社会契约论 [WC]

1998 [Rousseau, Jean-Jacques] *Aimi'er*. Lusuo zhu ; Ren Wanming yi. (Huhehaote : Nei meng gu ren min chu ban she, 1998). (Shi jie ming zhu ta xi ; 25). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Emile, ou, De l'éducation*. Vol. 1-4. (Amsterdam : Chez Jean Néaulme [i.e. Paris : Duchesne], 1762).
爱弥儿 [WC]

1999 Qian, Hongdao. *Wei Lusuo shen bian : Lusuo zheng zhi fa lü si xiang ping pan*. (Beijing : Beijing da xue chu ban she, 1999). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseaus politische Wissenschaften].
为卢梭申辩 : 卢梭政治法律思想评判 [WC]

1999 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusao chan hui lu*. Lusao zhu ; Zhu Youren bian yi. (Tainan : Wen tang shu ju, 1999). (Zhuan ji cong kan. = Who's who biography ; 7). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions ; suivies des Rêveries du promeneur solitaire*. Vol. 1-2. (Genève : Société typographique, 1782-1789).
盧騷懺悔錄 [WC]

1999 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Zi you de si wei lü xing zhe : Lusuo zuo pin xuan du*. Wu Zhixue yi. (Taibei : Cheng pin gu fen you xian gong si, 1999). (Ren wen jing dian sui shen du ; 7). [Übersetzung ausgewählter Werke von Rousseau].
自由的思維旅行者 : 盧梭作品選讀 [WC]

2001 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Aimi'er*. Lusuo zhu ; Guo Zhilan yi. (Tongliao : Nei Menggu shao nian er tong chu ban she, 2001). (Shi jie wen xue ming zhu xi lie cong shu ; 1. Shi jie wen xue ming zhu jing dian bai bu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Emile, ou, De l'éducation*. Vol. 1-4. (Amsterdam : Chez Jean Néaulme [i.e. Paris : Duchesne], 1762).
爱弥儿 [WC]

2001 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Ran Yake Lusuo zhu ; Ying yu xue xi da shu chong yan jiu shi yi. (Kuitun : Yili ren min chu ban she, 2001). (Ying yu da shu chong shi jie wen xue ming zhu wen ku). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录 [WC]

2001 [Rousseau, Jean-Jacques]. Chan hui lu. Lusuo zhu ; Zhang Tao yi. (Tongliao : Nei Menggu shao nian er tong chu ban she, 2001). (Shi jie wen xue ming zhu xi lie cong shu ; 1). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录 [WC]

2002 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo zi zhuan*. Lusuo zhu ; Xu Xuedong yi. (Huhehuohaote : Nei meng gu ren min chu ban she, 2002). (Shi jie ming ren chuan ji). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Des rêveries du promeneur solitaire*. In : Rousseau, Jean-Jacques. Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
卢梭自传 [WC]

2002 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Xin Ailuoyisi*. Lusuo zhu ; Yi Xin yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 2002). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Julie, ou la nouvelle Héloïse : lettres de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes*. Vol. 1-6. (Amsterdam : M.M. Rey, 1761).
新爱洛漪丝 [WC]

2003 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lun yu yan de qi yuan : jian lun xuan lü yu yin yue de mo fang*. Rang-Yake Lusuo zhu ; Hong Tao yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2003). (Shi ji wen jing. Xiu zhen jing dian ; 21). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Essai sur l'origine des langues*. In : Rousseau, Jean-Jacques. Traités sur la musique. (Benève : [s.n.], 1781).
论语言的起源 : 兼论旋律与音乐的摹仿 [WC]

2003 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo chan hui lu*. Lusao zhu ; Zhang Xiuzhang, Xie Lingzhi xuan bian. (Changchun : Jilin ren min chu ban she, 2003). (Xi fang si xiang wen hua jing dian). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions ; suivies des Rêveries du promeneur solitaire*. Vol. 1-2. (Genève : Société typographique, 1782-1789).
盧騷懺悔錄 [WC]

2003 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo chan hui lu*. Lusuo zhu ; Sheng Huadong yi. (Beijing : Hua wen chu ban she, 2003). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions ; suivies des Rêveries du promeneur solitaire*. Vol. 1-2. (Genève : Société typographique, 1782-1789).
卢梭忏悔录 [WC]

2003 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo lun li xiang ren sheng = Rousseau's opinion on ideal and life*. Liu Ying bian yi. (Tongliao : Nei Menggu wen hua chu ban she, 2003). (Da shi de ren sheng zhong gao cong shu).
卢梭论理想人生 [WC]

2003 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Man bu xia xiang lu.* Rang Yake Lusuo zhu ; Liao Dengming yi. (Beijing : Zhongguo she hui ke xue chu ban she, 2003). (Da xue ren wen jing dian du ben). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Des rêveries du promeneur solitaire*. In : Rousseau, Jean-Jacques. Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
漫步遐想录 [WC]

2004 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu*. Rusuo zhu ; Wang Jin, Zhu Chunfa bian yi. (Xi'an : Shaanxi ren min chu ban she, 2004). (Wen si bo yao.ying han dui zhao xi lie cong shu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录 [WC]

2004 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo min zhu zhe xue*. Lusuo zhu ; Chen Weihe yi. (Beijing : Jiu zhou chu ban she, 2004). (Zhe ren ka fei ting ; 7). [Übersetzung philosophischer Werke von Rousseau].
卢梭民主哲学 [WC]

2004 [Rousseau, Jean-Jacques]. *She hui qu yue lun*. Rang Yake Lusuo zhu ; Yang Guozheng yi. (Xi'an : Shaanxi ren min chu ban she, 2004). (Ying xiang shi jie li shi jin cheng de shu). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
社会契约论 [WC]

2004 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Xia si lu*. Lusuo zhu ; Li Jing yi. (Beijing : Beijing chu ban she, 2004). (Xin zi jian xi fang zhe li jing yi wen cong). [Übersetzung der Werke von Jean-Jacques Rousseau].
遐思录 [WC]

2005 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Yi ge gu du man bu zhe de xia xiang*. Rang - Yake Lusuo zhu ; Zou Yan yi. (Guangzhou : Hua cheng chu ban she, 2005). (Jing dian san wen yi cong). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
一个孤独漫步者的遐想 [WC]

2006 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Chan hui lu : yi ge ren xing de bei gao guan yu zi ji de sheng huo he nei xin zui wu wei de chen shu*. Rang Yake Lusuo zhu ; Shan Yanhong, Ren Shenghe bian yi. (Chongqing : Chongqing chu ban she, 2006). (Wen hua wei ren dai biao zuo tu shi shu xi). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Les confessions de J.J. Rousseau ; suivies Des rêveries du promeneur solitaire*. T. 1-2. (Genève : [s.n.], 1782).
忏悔录 : 一个人性的被告关于自己的生活和内心最无畏的陈述 [WC]

2006 [Rousseau, Jean-Jacques]. *She hui qi yue lun*. Fang Huawen bian yi. (Xi'an : Shaanxi ren min chu ban she, 2006). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
社会契约论 [WC]

2006 [Rousseau, Jean-Jacques]. *She hui qu yue lun*. Lusuo zhu ; Zeng Yuming yi. (Shanghai : Shanghai wai yu jiao yu chu ban she, 2006). (Ta xue sheng ying yu wen ku; xi xue ji ben jing dian zhu shi ben ; 9). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
社会契约论 [WC]

2007 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Aimi'er*. Lusuo zhu ; Peng Zhengmei yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2007). (Shi jie jiao yu ming zhu yi cong). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Emile, ou, De l'éducation*. Vol. 1-4. (Amsterdam : Chez Jean Néaulme [i.e. Paris : Duchesne], 1762).
爱弥儿 [WC]

2007 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lun ren lei bu ping de de qi yuan*. Rang Yake Lusuo zhu ; Lu# Zhuo yi. (Beijing : Jiu zhou chu ban she, 2007). (Xi fang xue shu jing dian wen ku = Western academic classics ; 1). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*. (Amsterdam : Marc Michel Rey, 1755).
论人类不平等的起源 [WC]

2007 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lun ren yu ren zhi jian bu ping deng de qi yin he ji chu*. Lusuo zhu ; Li Ping'ou yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 2007). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*. (Amsterdam : Marc Michel Rey, 1755).
论人与人之间不平等的起因和基础 [WC]

2007 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo lun xi ju : (wai yi zhong)*. Lusuo zhu ; Wang Ziye yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi San lian shu dian, 2007). (Wen hua sheng huo yi cong. = Culture & life). [Übersetzung ausgewählter Werke von Jean-Jacques Rousseau]. [Enthält] : Lun xi ju : zhi Dalangbei'er de xin. Lusuo de sheng ping he zhu zuo.
卢梭论戏剧 : (外一种) [WC]

2007 [Rousseau, Jean-Jacques]. *Lusuo ping pan Rang-Yake : dui hua lu*. Rang-Yake Lusuo zhu ; Yuan Shuren yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2007). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Rousseau juge de Jean-Jacques : dialogues ; d'après le manuscrit de M. Rousseau, laissé entre les mains de M. Brooke Boothby*. (Lichfield : J. Jackson, 1789).
卢梭评判让-雅克 : 对话录 [WC]

2007 [Rousseau, Jean-Jacques]. *She hui qi yue lun : yi bu chang dao qi yue zi you, que ding gong gong yi zhi zhi shu*. Lusuo zhu ; Li Li, Luo Yuping yi. (Bejing : Ren min ri bao, 2007). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
社会契约论 : 一部倡导契约自由, 确定公共意志之书 [WC]

2007 [Rousseau, Jean-Jacques]. *She hui qu yue lun*. Lusuo zhu ; Xu Qiang yi. (Beijing : Jiu zhou chu ban she, 2007). (Xi fang xue zhu jing dian wen ku). Übersetzung von Rousseau, Jean-Jacques. *Du contrat social*. (Amsterdam : M.M. Rey, 1762).
社会契约论 [WC]

2009 [Sokrates ; Rousseau, Jean-Jacques]. *Zhi hui hua yuan*. Sugeladi, Lusuo deng zhu ; Zheng Lin xuan bian. (Beijing : Wen hua yi shu chu ban she, 2001). [Übersetzung von philosophischen Texten von Sokrates und Rousseau].
智慧花园 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1890 Wang, Tao. *Chong ding Faguo zhi lüe*. ([Shanghai] : Song yin lu, 1890). [Geschichte Frankreichs ; erste Erwähnung von Jean-Jacques Rousseau].
重訂法國志略 [Ger,WC]

1901 Liang, Qichao. *Lusuo xue an*. In : Qing yi bao ; Nov. 21-Dec 21 (1901). = Liang, Qichao. Min yue lun ju zi Lusuo zhi xue shuo. In : Xin min cong bao ; nos 11-12 (1902). [Erster Artikel über Jean-Jacques Rousseau].
盧騷學案 [Rous20]

1902 Liang Qichao. *You huan yu sheng sheng*. In : Xin min cong bao ; no 14 (1902). [Enthält eine Eintragung über Jean-Jacques Rousseau].
憂患餘生生 [WC]

1902 Liang, Qichao. *Yin bing shi wen ji lei bian*. Vol. 1-2. (Shanghai : Guang zhi shu ju, 1902). [Enthält Eintragungen über Jean-Jacques Rousseau].
飲冰室文集 [WC]

1903 *Zui jin san shi ji da shi bian qian shi*. In : Zhejiang chao ; Febr. 1903. [Kritische Einführung in die Lehren von Rousseau und Montesquieu]. [Mon28]

1903 Liang, Qichao. *Zheng zhi xue da jia Bolunzhili zhi xue shuo*. In : Xinmin congbao 38-39 (Oct. 4): 1-35. [The theory of the great political scientist Johann Caspar Bluntschli]. [Enthält eine Eintragung über Jean-Jacques Rousseau].
政治學大家伯倫之理之學說 [Rous20]

1903 Liu, Shipei. *Zhongguo min yue jing yi*. In : Liu Shenshu xian sheng yi shu ; vol. 16 (1903). = ([S.l.] : Ning wu nan shi, 1934). (Liu Shenshu xian sheng yi shu ; 16). [Politische Wissenschaften ; betr. Jean-Jacques Rousseau].
中國民約精義 : [3卷] [WC]

1903 Zou, Rong. *Ge ming jun*. (Shanghai : 1903). = In : Xin hai ge ming qian shi nian jian shi lun xuan ji. Zhang Nan, Wang Renzhi bian. Vol. 3 in 5. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1960-1977). [Enthält eine Eintragung über Jean-Jacques Rousseau].
革命軍 / 辛亥革命前十年間時論選集 [Rous20]

1907 Shen, Shu [Liu Shipei]. *Wu zheng fu zhu yi zhi ping deng guan*. In : Tian yi bao ; no 4-5, 7 (1907). [Enthält eine Eintragung über Jean-Jacques Rousseau].
無政府主義之平等觀 [Rous88]

1914 Yan, Fu. Yan, Fu. *"Min yue" ping lun. = La critique du Contral social* [de Jean-Jacques Rousseau. (1914). In : Yong yan ; May 10, 1915.
讀嚴幾道《民約平議》 [Rous20]

1920 Chen, Daqi ; Guo, Yaogen. *Jin dai si xiang (shang xia ce)*. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1920). (Shang zhi xue hui cong shu). [Abhandlung über Gustave Flaubert, Leonardo da Vinci, Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Nietzsche, Leo Tolstoy, Max Stirner, Fedor Mikahilovich Dostoevsky, Henrik Ibsen, Charles Darwin, Emile Zola, Rudolph Eucken, Henr Bergson, Rabindranath Tagore, Romain Rolland].
近代思想 (上 , 下册) [WC]

1921 [Higuchi, Hideo]. *Jin dai si xiang jie pou*. Tongkou Xiuxiong zhu ; Shang wu yin shu guan bian yi guan yi. Vol. 1-2. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1921). (Xin zhi shi cong shu ; 12). [Abhandlung über europäische Philosophie und Jean-Jacques Roussau].
近代思想解剖 [WC]

1926 Fan, Shoukang. *Lusuo*. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1926). (Bai ke xiao cong shu ; 102). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
盧梭 [WC]

1930 Zhang, Jiatai. *Lusao sheng huo*. (Shanghai : Shi jie shu ju, 1930). (Sheng huo cong shu). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
盧騷生活 [WC]

1947 Teng, Dachun. *Lusuo jiao yu si xiang*. (Shanghai : Guo li bian yi guan, 1947). [Abhandlung über die Philosophie der Erziehung von Jean-Jacques Rousseau].
盧梭教育思想 [WC]

1956 Guy, Basil. *Rousseau and China*. In : Revue de littérature comparée ; vol. 30 (1956). [OAS]

1963 Guy, Basil. *The French image of China before and after Voltaire*. (Genève : Institut et Musée Voltaire Les Délices, 1963). (Studies on Voltaire and the eighteenth century ; vol. 21). [OAS]

1974 Lian, Zhan. *Min zhu zheng zhi de ji shi*. Lian Zhan bian zhu ji. (Taibei : Zheng zhong shu zhu, 1974). (Qing nian li lun cong shu ; 4). [Abhandlung über Demokratie bei John Locke, Charles de Montesquieu, Jean-Jacques Rousseau].
民主政治的基石 [WC]

1978 [Durant, Will]. *Lusuo yu Faguo da ge ming*. Wei'er Dulan zhu ; You shi wen hua gong si bian yi. (Taibei : You shi wen hua shi ye gong si, 1978). (Shi jie wen ming shi ; 10). Übersetzung von Durant, Will ; Durant, Ariel. *Rousseau and revolution : a history of civilization in France, England, and Germany from 1756, and in the remainder of Europe from 1715 to 1789*. (New York, N.Y. : Simon and Schuster, 1967). (The story of civilization ; 10).
盧梭與法國大革 [WC]

1981 [Bernadiner, B.M.]. *Lusuo de she hui zheng zhi zhe xue*. Biernadinier zhu ; Jiao Shuan, Che Mingzhou yi. (Beijing : Zhong guo she hui ke xue chu ban she, 1981). Übersetzung von Bernadiner, B.M. *Socialno-politiceskaja filosofija Zan-Zaka Russo*. (Voronezh : Izdanie Voronezskogo Rosudarstvennogo Universiteta, 1940). [Jean-Jacques Rousseau und die soziale-politische Philosophie].
卢梭的社会政治哲学 [WC]

1982 [Winwar, Frances]. *Lusuo*. Liang Shiqiu zhu bian ; Falanxisi Weiwo zuo zhe ; Qiu Qi yi ; Chen Mingsong cha tu. (Taibei : Ming ren chu ban she, 1982). (Ming ren wei ren zhuan ji quan ji ; 95). Übersetzung von Winwar, Frances. *Jean-Jacques Rousseau : conscience of an era*. (New York, N.Y. : Random House, 1961).
盧梭 [WC]

1984 Lam, Kai-yin. *Lusuo min yue lun yu jin dai Zhongguo in zhu gong he si xiang zhi xing qi. = J.J. Rousseau's Social contract and the emergence of republican ideas in modern China, 1895-1911*. (Hong Kong : Hong Kong University Theses Online, 1984). Diss. Univ. of Hong Kong, 1984.
盧梭民約論與近代中國民主共和思想之興起 [WC]

1986 Yu, Fengwu. *Lusuo si xiang gai lun*. (Beijing : Beijing shi fan da xue chu ban she, 1986). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
卢梭思想概论 [WC]

1987 Wu, Ronghui. *Lusuo zheng zhi li lun de yan jiu : min zhu huo ji quan ?* (Taibei : Taiwan shang wu yin shu guan, 1987). (Xiu lu wen ku ; 101). [Abhandlung über politische und soziale Ansichten von Jean-Jacques Rousseau].
盧梭政治理論的研究 : 民主或極權? [WC]

1988 Wei, Wo ; Qiu, Qi. *Lusuo*. (Beijing : Xin hua chu ban she, 1988). (Shi jie ming ren xiao chuan cong shu). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
卢梭 [WC]

1990 *Dossier Rousseau en Chine*. In : Etudes Jean-Jacques Rousseau ; vol. 4 (1990).
[Enthält] :
Bastid, Marianne. *L'influence de J.-J. Rousseau sur la pensée politique en Chine avant la revolution de 1911*.
Yang, Shi. *J.-J. Rousseau et les intellectuels chinois*.
Chen, Sen. *J.-J. Rousseau, sa pensée et ses oeuvres en Chine*.
Li, Ping-oue. *Considérations de Liang Qichao sur la théorie de Rousseau*.
Gao, Qiang. *Présentation de Yan Fu et traduction de* : Yan Fu. *Critique du Contrat social* (1914).
Li, Tche-houa. *Ma lecture des Confessions*. [OAS]

1992 [Cassirer, Ernst]. *Lusuo, Kangde, Gede*. (Beijing : San lian shu dian, 1992). Übersetzung von Cassirer, Ernst. Rousseau, Kant, Goethe : two essays. Transl. from the German by James Gutmann. (Princeton, N.J. : Princeton University Press, 1945).
卢梭, 康德, 歌德 [Int,Goet,Eur]

1993 [Della Volpe, Galvano]. *Lusuo he Makesi*. Dela Wo'erpei zhu ; Zhao Peijie yi. (Chongqing : Chongqing chu ban she, 1993). (Guo wai Makesi zhu yi he she hui zhu yi yan jiu cong shu). Übersetzung von Della Volpe, Galvano. *Rousseau e Marx e altri saggi di critica materialistica*. (Roma : Ed. Riuniti, 1957). (Nuova biblioteca di cultura ; 18).
卢梭和马克思 [WC]

1994 Xia, Liangcai. *Lusuo = Jean-Jacques Rousseau*. (Xianggang : Zhong hua shu ju you xian gong si, 1994). (Xi fang si xiang jia bao ku ; 1). [Biographie].
盧梭 [WC]

1994 Zhu, Xueqin. *Dao de li xiang guo de fu mie : cong Lusuo da Luobosibi'er*. (Shanghai : Shanghai san lian shu dian, 1994). (Shanghai san lian wen ku. Xue shu xi lie). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau, Maximilian Robespierre und die Französische Revolution].
道德理想国的覆灭 : 从卢梭到罗伯斯庇尔 [WC]

1995 Fu, Peirong. *Zi ran de mei li*. (Taibei : Hong jian quan ji jin hui, 1995). (Xi fang xin ling de pin wei. Ren wen cong shu). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Schiller, Henri Bergson, Pierre Teilhard de Chardin]. [WC]

1996 Gu, Feng. *Lusuo*. (Beijing : Zhong guo guo ji guang bo chu ban she, 1996). (Wai guo li shi ren wu cong shu). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
卢梭 [WC]

1996 Xie, Yun. *Lusuo*. (Beijing : Guo ji wen hua chu ban gong si, 1996). (Shi jie li shi ming ren cong shu). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
卢梭 [WC]

1996 [Monney, Jean-Jacques]. *Rang-Yake Lusuo*. Manai zhu ; Wu Yuetian yi. (Beijing : San lian shu dian, 1996). Übersetzung von Monney, Jean-Jacques. *Jean-Jacques Rousseau : sa vie, son oeuvre : racontées en un siècle de cartes postales*. (Genève : Slatkine, 1994).
让-雅克•卢梭 [WC]

1997 *Lusuo zai Zhongguo = Rousseau in China : reception of his political philosophy*. Ed. by Wong Tak-wai ; Huang Dewei bian zhu. (Hong Kong : Xianggang da xue bi jiao wen xue xi = University of Hong Kong, Department of Comparative Literature, 1997). (Wen hua yan jiu cong kan ; 10. = Cultural studies series ; Nr. 10). [Artikel in Englisch und Chinesisch].
盧梭在中國 [WC]

1997 Gu, Benkun. *Lusuo*. (Shenzhen : Hai tian chu ban she, 1997). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
卢梭 [WC]

1997 Wu, Houkai. *Gu du de san bu zhe : Lusuo*. (Chengdu : Sichuan ren min chu ban she, 1997). (Xi fang ren wen si xiang jia hui gu cong shu). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
孤独的散步者 : 卢梭 [WC]

1997 Xiao, Feng. *Lusuo zhuan*. (Shijiazhuang : Hebei ren min chu ban she, 1997). (Shi jie shi da si xiang jia). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
卢梭 [WC]

1998 Li, Wei. *Lusuo : kai chuang xin shi dai de ju ren*. (Shenyang : Liao hai chu ban she, 1998). (Bu lao hu chuan ji wen ku; ju ren bai chuan cong shu). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
盧梭 : 開創新時代的巨人 [WC]

1998 Wang, Xiaoling. *Liu Shipei et son concept de 'contrat social chinois'*. In : Etudes chinoises ; vol. 17, no 1-2 (1998). [Betr. Jean-Jacques Rousseau]. [OAS]

1998 [Huang, Ray]. *Xin shi dai de li shi guan*. (Taibei : Taiwan shang wu yin shu guan, 1998). (Xi xue wei ti. Zhong xue wei yong). [Abhandlung über Jean Jacques Rousseau, John Locke, Thomas Hobbes, Niccolò Machiavelli, Jean Bodin, Karl Marx].
新時代的歷史觀 : 西學為體中學為用 [WC]

1998 [Trousson, Raymond]. *Lusuo zhuan*. Telusen zhu ; Li Ping'ou, He Sanya yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1998). (Shi jie ming ren chuan ji cong shu). Übersetzung von Trousson, Raymond. *Jean-Jacques Rousseau*. Vol. 1-2. (Paris : Tallandier, 1988-1989).
卢梭传 [WC]

1999 Wu, Houkai. *Ji mo a, Lusuo ! : i ke ku tu ti san pu che*. (Taibei : Mu cun tu shu you xian gong si, 1999). (Tan suo da shi xin ling cong shu ; 2). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
寂寞啊, 盧梭! : 一個孤獨的散步 [WC]

1999 Zhang, Junhua. *Die schwierige Geburt der Freiheit : eine vergleichende Betrachtung des chinesischen Freiheitsverständnisses vor dem Hintergrund der französischen und der chinesischen Aufklärung*. (Frankfurt a.M. : P. Lang, 1999). (Europäische Hochschulschriften ; Reihe 31, Bd. 448). [Betr. Montesquieu, Jean-Jacques Rousseau, Sun Yatsen]. [OAS]

1999 Zhu, Xueqin. *Si xiang shi shang de shi zong zhe*. (Guangzhou : Hua cheng chu ban she, 1999). (Si xiang zhe wen ku). [Abhandlung über die politische Wissenschaft von Jean-Jacques Rousseau].
思想史上的失踪者 [WC]

1999 [Johnson, Paul]. *Zhi shi fen zi*. Yuehan Xun ; Yang Zhengrun yi. (Nanjing : Jiangsu ren min chu ban she, 1999). (Han yi ta zhong jing pin wen ku; wen hua lei). Übersetzung von Johnson, Paul. *Intellectuals*. (London : Weidenfeld and Nicolson, 1988). [Enthält Artikel über Jean-Jacques Rousseau, Percy Bysshe Shelley, Karl Marx, Henrik Ibsen, Bertolt Brecht, Bertrand Russell, Jean-Paul Sartre, Edmund Wilson, Victor Gallancz].
知识分 [WC]

2000 *Lusuo zhuan*. Te Lusong, Fa Lingdun, Tian Wei, Liang Chunsheng. (Beijing : Zhong gong zhong yang dang xiao chu ban she, 2000). (Shi jie ming ren ming jia ming chuan. Si xiang jia juan ; 6). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
卢梭传 [WC]

2000 Li, Qizhi. *Zi ran ren ge Lusuo*. (Wuhan : Chang jiang wen yi chu ban she, 2000). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
自然人格--卢梭 [WC]

2000 Zhao, Lin. *Lusuo : zi you yu zhen li de gan wei zhe*. (Taibei : Sheng yi you xian gong si wen hua shi ye bu, 2000). (Juan yong ming ren lu ; 3). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
盧梭 : 自由與眞理的捍衛者 [WC]

2000 [Farrington, Benjamin]. *Lusuo zhuan*. Leimeng Telusong zhu ; Tian Wei yi. Peigen zhuan / Banjiaming Falingdun zhu ; Liang Chunsheng yi. (Beijing : Zhong gong zhong yang dang xiao chu ban she, 2000). (Shi jie ming ren ming jia ming zhuan ; 6). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau und Francis Bacon].
卢梭传 [WC]

2001 Li, Ping'ou. *Zhu quan zai min vs 'zhen ji guo jia' : jie du Lusuo 'She hui qi yue lun'*. (Jinan : Shandong ren min chu ban she, 2001). (Ming jia jie du jing dian ming zhu cong shu). [Abhandlung über *Du contrat social* von Jean-Jacques Rousseau].
主权在民 vs "朕即国家" : 解读卢梭《社会契约论》 [WC]

2001 Wang, Xiaoling. *L'interprétation de la pensée politique de J.-J. Rousseau en Chine : Du contrat social et ses premières versions chinoises*. In : Jean-Jacques Rousseau, politique et nation : actes du IIe Colloque international de Montmorency, 27 sept.-4 oct. 1995. Présentation générale de Robert Thiéry. (Paris : H. Champion, 2001). [WC]

2001 Wang, Yin ; Sun Hongjun. *Lusuo yu she hui qi yue lun*. (Beijing : Zhong fuo shao nian er tong chu ban she, 2001). (Ren zhi chu ming zhu dao du cong shu). [Abhandlung über *Du contrat social* von Jean-Jacques Rousseau].
卢梭与《社会契约论》 [WC]

2001 Yu, Debei. *Lusuo : ping min si xiang jia*. (Changchun : Bei fang fu nü er tong chu ban she, 2001). (Shi jie wei ren zhuan ji cong shu ; 45). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
盧梭 [WC]

2001 Zhao, Yong. *Wen tan bei hou de jiang tan ; Fuertai yu Lusuo de wen xue chuang zuo*. (Changchun : Shi dai wen yi chu ban she, 2001). (Shi jie wen xue jing dian dao du ; 21). [Abhandlung über Voltaire und Jean-Jacques Rousseau].
文坛背后的讲坛 [WC]

2002 Shang, Jie. "She hui qi yue lun" dao du. (Chengdu : Sichuan jiao yu chu ban she, 2002). (Xi fang xue shu ming zhu dao du cong shu). [Abhandlung über *Du contrat social* von Jean-Jacques Rousseau].
《社会契约论》导读 [WC]

2002 Wang, Xiaoling. *L'influence de la pensée politique de Jean-Jacques Rousseau en Chine avant la révolution de 1911 : au travers d'un ouvrage de Liu Shipei : Zhongguo minyue jing yi (La quintessence du Contrat du peuple chinois)*. In : Modernité et pérennité de Jean-Jacques Rousseau : mélanges en l'honneur de Jean-Louis Lecercle. Textes réunis par Colette Piau-Gillot [et al.]. (Paris : H. Champion, 2002). [OAS]

2002 Wu, Yuetian. *Lusuo*. (Beijing : Hua xia chu ban she, 2002). (Wai guo jing dian zuo jia yan jiu cong shu). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
卢梭 [WC]

2002 Zhao, Lin. *Lang man zhi hun : Rang Yake Lusuo*. (Wuchang : Wuhan da xue chu ban she, 2002). (Can kao wen xian). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
浪漫之魂 : 让-雅克#卢梭 [WC]

2002 [Scholz, Sally J.]. *Lusuo*. Sali Xiao'erci zhu ; Li Zhongze, Jia Anlun yi. (Beijing : Zhonghua shu ju, 2002). (Shi jie si xiang jia yi cong). Übersetzung von Scholz, Sally J. *On Rousseau*. (Belmont, Calif. : Wadsworth/Thomson Learning, 2001).
卢梭 [WC]

2003 Lu, Shannian ; Xu, Lan ; Zhang, Jian. *Lusuo ming yan lu*. (Beijing : Zhong guo shao nian er tong chu ban she, 2003). (Lan pi shu.). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
卢梭名言录 [WC]

2003 Pan, Fan. *"She yue lun" yu Lusuo si xiang dao du*. (Yilan : Fo guang ren wen she hui xue yuan, 2003). (Jing dian jiao yu cong shu xi lie ; 4). [Abhandlung über *Du contral social* von Jean-Jacques Rousseau].
社約論"與盧梭思想導讀 [WC]

2003 [Babbitt, Irving]. *Lusuo yu lang man zhu yi*. Ouwen Baibide zhu ; Sun Yixue yi. (Shijiazhuang : Hebei jiao yu chu ban she, 2003). (Ouluoba si xiang yi cong ; 1). Übersetzung von Babbitt, Irving. *Rousseau and romanticism*. (Boston : H. Mifflin, 1919).
卢梭与浪漫主义 [WC]

2003 [Dürkheim, Emile]. *Mengdesijiu yu Lusuo*. Aimi'er Tu'ergan zhu ; Li Luning, Zhao Liwei, Fu Degen yi ; Qu Dong jiao. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 2003). (Tu'ergan wen ji ; 5). Übersetzung von Dürkheim, Emile. *Montesquieu et Rousseau : précurseurs de la sociologie*. (Paris : M. Rivière, 1953). (Petite bibliothèque sociologique internationale ; sér. B. Les classiques de la sociologie ; B 1). [Betr. De l'esprit des lois ; Du contrat social].
孟德斯鸠与卢梭 [WC]

2004 Wu, Houkai. *Lang man zhu yi zhi fu : Lusuo : kan dao ling yi ge yu zhou*. (Taibei : Mu cun tu shu, 2004). (Ju bo xin ling ; 1). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
浪漫主義之父 : 盧梭 : 看到另一個宇宙 [WC]

2004 Zu, Xia. *Lusuo de ping deng jiao yu*. (Taibei : Han Xiang wen hua shi ye gu fen you xian gong si, 2004). (Jiao yu jia. = Educationist ; 3). [Abhandlung über die Philosophie der Erziehung von Jean-Jacques Rousseau].
盧梭的平等教育 [WC]

2004 [Levine, Andrew]. *Da kai zheng zhi zhe xue de men chuang : cong Huobusi dao Luoershi*. Zhang Minggui yi. (Taibei : Wu nan tu shu chu ban gu fen you xian gong si, 2004). Übersetzung von Levine, Andrew. *Engaging political philosophy : from Hobbes to Rawls*. (Malden, Mass. : Blackwell, 2002). [Betr. Thomas Hobbes, Jean-Jacques Rousseau, John Locke, John Stuart Mill, John Rawls, Karl Marx].
打開政治哲學的門窗 : 從霍布斯到羅爾士 [WC]

2005 *Lusuo de Sugeladi zhu yi*. Liu Xiaofeng ; Chen Shaoming zhu bian. (Beijing : Hua xia chu ban she, 2005). (Jing dian yu jie shi. = Classic & interpretation ; 6). [Übersetzung von englischen und französischen Artikeln über Jean-Jacques Rousseau].
卢梭的苏格拉底主义 [WC]

2005 Huang, Ming. *Luoman di ke de ge zhe : Rang Yake Lusuo*. (Baoding : Hebei da xue chu ban she, 2005). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
罗曼蒂克的歌者--让•雅克•卢梭 [WC]

2006 Liu, Xiaofeng ; Gan, Yang. *Lusuo zhu shi ji*. (Beijing : Hua xia chu ban she, 2006). (Xi fang chuan tong jing dian yu jie shi). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
卢梭注疏集 [WC]

2006 [Gildin, Hilail]. *She ji lun zheng : Lusuo de 'She hui qie yue lun'*. Ji'erding zhu ; Shang Xinjian, Wang Lingyun yi. (Beijing : Huaxia chu ban she, 2006). (Lusuo zhu shu ji. Xi fang chuan tong : jing dian yu jie shi). Übersetzung von Gildin, Hilail. *Rousseau's Social contract : the design of the argument*. (Chicago, Ill. : University of Chicago Press, 1983).
设计论证 : 卢梭的《社会契约论》 [WC]

2007 Fu, Yang. *Lusuo*. (Taibei : Pin guan wen hua, 2007). (Ming ren xuan ji ; 4). [Biographie von Jean-Jacques Rousseau].
盧梭 [WC]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

2008 Shang, Jie. *Shang Jie jiang Lusuo*. (Beijing : Beijing da xue chu ban she, 2008). (Wei ming jiang tan). [Abhandlung über Jean-Jacques Rousseau].
尚杰讲卢梭 [WC]

2008 [De Man, Paul]. *Yue du de yu yan : Lusuo, Nicai, Li'erke he Pulusite de bi yu yu yan*. Bao'er De Man zhu ; Sheng Yong yi. (Tianjin : Tianjin ren min chu ban she, 2008). (Yelu xue pai jie gou zhu yi pi ping yi cong). Übersetzung von De Man, Paul. *Allegories of reading : figural language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*. (New Haven : Yale University Press, 1979).
阅读的寓言 : 卢梭, 尼采, 里尔克和普鲁斯特的比喻语言 [WC]

Rousselot de Surgy, Jacques-Philibert (Dijon 1737-1791 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1763-1766 Rousselot de Surgy, Jacques-Philibert. *Mélanges intéressans et curieux* [ID D10154].
Basil Guy : Despite Rousselot's contentious tone, despite his desire for greater precision, greater reliability, and so far a truer representation of reality, despite his announcement that, "nous nous appliquerons autant qu'il sera en nous à en rechercher les causes [des prodiges], démontrer [leur] possibilité, ou à rapporter les raisons qui doivent [les] faire rejeter comme fabuleux" ; despite his rather ostentatious reliance on any but Jesuit relations ; despite all this, Rousselot invariably has recourse to missionary sources in his superficial treatment of, for example, indigenous religions, including the 'ru qiao', marriages and funerals, and the examination-system. While none of the details is new or its colour lessened, we should note here that Rousselot was more interested in those aspects of political economy which would prove his contention that the basis for mankind's progress throughout the ages, in every clime, has been agriculture. From this, kings drew their power and, hence, their authority ; to this all belonged, if men would prosper ; and whatever products were consumed which did not originate with one or the other facets of agricultural activity werde condemned as wasteful of the goods which a beneficent nature had made available. Although the exemplification of these proofs, as found in China, may not at first have been important for the physiocrats, certainly Rousselot's particular interests must have had a strong fascination for them. Though this coincidence in their attitutdes, and the corroboration of their own use of the Middle Kingdom, as an ideal illustration of their thesis, not to mention the favourable reception earlier accorded China among their contemporaries, the physiocrats' choice of a model found ample justification. [Guy:S. 345-346]

Bibliographie : Autor

1763-1766 Rousselot de Surgy, Jacques-Philibert. *Mélanges intéressans et curieux ; ou, Abrégé d'histoire naturelle, morale, civile, et politique de l'Asie, l'Afrique, l'Amérique, et des terres polaires*. Vol. 1-10. (Paris : Durand, 1763-1766). [Vol. 4-5 enthält Eintragungen über China]. [WC]

Saint-Exupéry, Antoine de = Saint-Exupéry, Marie Roger de (Lyon 1900-1944 Flugzeugabsturz im Mittelmeer bei Saint-Raphaël) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

2001 [Saint-Exupéry, Antoine de]. *Xiao wang zi*. Sheng Aikexupeili zhu ; Zhou Kexi yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 2001). (Yi wen tong shu wai guo wen xue). Übersetzung von Saint-Exupéry, Antoine de. *Le petit prince*. Avec les dessins de l'auteur. (New York, N.Y. : Reynal & Hitchcock, 1943).
小王子 [Eur]

Saint-John Perse = Léger, Marie René Auguste Alexis = Léger, Alexis (St-Léger-les-feuilles, Guadeloupe 1887-1975 Giens) : Dichter, Diplomat, Nobelpreisträger für Literatur

Biographie

1916-1921 Saint-John Perse ist Legationssekretär (1916-1921), Konsul (1921) der Légation française in Beijing. [SJP2,Wik]

1916-1921 Die Privatbibliothek von Saint-John Perse enthält viele Bücher von Sinologen, Archäologen, Entdecker, sowie Bücher über die chinesische Literatur, vor allem Lyrik. [Die Bücher sind im Zettelkatalog der Bibliothèque Fondation Saint-John Perse].
La politique de Pékin : revue hebdomadaire illustrée. (Pékin : Li-Shen, 1918-1936 ca.).
Chavannes, Edouard. *Les documents chinois découverts par Aurel Stein* [ID D2955].
Chavannes, Edouard. *Le jet des dragons* [ID D5271].
Granet, Marcel. *La pensée chinoise* [ID D3346].
Granet, Marcel. *La religion des chinois* [ID D3100].
Granet, Marcel. [Andere Werke].
Hervey de Saint-Denys, Léon. *Poésies de l'époque des Thang* [ID D2216].
Li, Po [Li, Bo]. *The works of Li Po, the Chinese poet* [ID D13279].
A lute of jade. Rendered by L[auncelot] Cranmer-Byng [ID D9273].
More translations from the Chinese. Transl. by Arthur Waley [ID D8899].
Oldenberg, Hermann. *Bouddha, sa vie, sa doctrine, sa communauté* [ID D18109].
One hundred and seventy Chinese poems. Transl. by Arthur Waley [ID D8884].
The Temple : and other poems. Translated by Arthur Waley [ID D8892].
Wieger, Léon. [Viele Werke]. [Det4:S. 183-185]

1917-1921 [Zusammenfassung aus Saint-John Perse. *Oeuvres complètes*. ID D22489].
Saint-John Perse est secrétaire du Corps diplomatique à Pékin, membre, puis président de la Commission internationale chargée de l'administration du quartier diplomatique, s'occupe de sa mise en état de défense contre une épidémie de peste. Assiste, de la coulisse chinoise, à une éphémère restauration impériale de la dynastie mandchoue (coup d'Etat militaire du général Chang Hsun [Zhang Xun] et à la libération de Pékin par les armés républicaines. S'emploie personnellement au sauvetage de la famille présidentielle. Amitié d'hommes politiques et de lettrés chinois. Excursions dans les provinces. Disposte, à un jour de cheval de Pékin, sur une éminence dominant les premières pistes caravanières vers le Nord-Ouest, d'un petit temple taoïste désaffecté où il écrira *Anabase*. Séjours en Mandchourie et en Corée. Expédition en Mongolie-Extérieure, et traversée du désert de Gobi, jusqu’à Ourga, en automobile ; puis randonnée à chevel, en Ouest, vers l'Asie centrale. Accueille chez lui, à Pékin, les sinologues Pelliot, Granet, Staël-Holstein ; les tibétisants Bacot et Chrles Toussaint ; le sociologue Lévy-Bruhl et le mathématicien, homme politique français, Paul Painlevé, en mission officielle, avec qui il se lie d'amitié. Quitte finalement la Chine après avoir décliné l'offre d'une situation de Conseiller diplomatique aurpès du gouvernement chinois. [SJP11]

1917-1921 Saint-John Perse [Alexis Léger]. *Lettres d'Asie* [ID D22489].
Historische Hintergründe in einigen der Briefe sind aus *La politique de Pékin* und nochmals überarbeitet für ihre Publikation der Oeuvres complètes in der Pléiade 1972.

1917

3 janvier Lettre à Philipe Berthelot

...Voyage extrêmement lent, et souvent dérouté, sur ce vieux 'Polynésien' charché de mémoire que vous connaissez bien, avec sa faune légendaire de vieux routiers d'Extrême-Orient... à Singapour (où les premières jonques chinoises affichent leur indifférence à la guerre), à Saïgon et Haïphong (où l'on parle encore de votre montée vers le Yunnan), à Hong Kong enfin (où montent à bord les grandes aventurières de Shanghaï, qui viennent chercher loin le voyageur comme les pilotes de haute mer). Voyage, chaque jour, avec un peu plus d'un autre homme en moi-même, et ce sentiment, chaque jour accru, de la relativité des choses de ce monde. Shanghaï, toujours le plus prodigieux carrefour, et dont aucun événement mondial ne saurait ralentir l'activité. Rien n'y change non plus, me dit-on, de l'anecdote humaine : Anna Ballard, devenue millionnaire, y règne avec la même autorité, ayant conquis de haute main l'honorabilité à la faveur de ses oeuvres de guerre. Le Procureur des Jésuites continue d'étonner tous les grands hommes d'affaires par son génie de financier. Les Scientifiques de Zi Kaï Wei disputent toujours des caprices de la mousson. Et il traîne toujours en ville quelque vieil explorateur scandinave d'Asie centrale attendant le paquebot de son rapatriement.

J'ai pu faire la connaissance de votre ami [Pierre Rémi] Bons d'Antry, assez gravement malade de dysenterie, et qui attend lui aussi, pour renter, le retour du paquebot de Yokohama : esprit très libre et très mordant, de savoureuse originalité, toujours prompt à survoler de son sarcasme les pires incidences de sa vie, et la mémoire pleine de choses inattendues comme ses grandes malles chinoises en bois de camphrier dont il encombre l'Agence de Messageries maritimes. Son expérience de la Chine intérieure et sa connaissance du vieux fond chinois ont été pour moi un premier et précieux témoignage. [Paul-Emile] Naggiar toujours de bon aplomb, s'imposant, de son poste, avec intelligence et caractère à tout ce monde peu commode de la Concession française. A Pékin, j'ai trouvé [Damien de] Martel assez bien en selle et loin de mériter toutes les critiques qui lui sont prodifuées à Paris. Il ne manque ni de bon sens ni de jugement et sa vision, très réaliste, sait toujours se garder de l'abstrait en simplifiant suffisamment les choses. Il jouit surtout d'un bon système nverveux, indispensable en Chine face à des événements comme ceux du moment : il sait, comme il convient, mener les choses avec rondeur et bonhomie, sans vouloir rien dramatiser ni éder jamais de l'intempestivité...

La crise franco-chinoise qui a précipité mon envoi ici auprès d'un Chargé d'affaires démuni de personnel me semble pouvoir être réglée sans grand dommage ni traces durables pour l'avanir des relations franco-chinoises. L'agitation à Tientsin, déjà sur son déclin, peut certainement être limitée localement... La difficulté, pour un Chinois comme pour l'étranger, est toujours de trouver l'interlocuteur valable, dans ce pays de vieille formation communautaire où l'on ne peut trien traiter que collectivement. Logique ni raison ne sont de mise ici dans la poursuite de la conciliation, encore moins le forceps ou l'opération césarienne. La psychiatrie ferait mieux en Chine que la diplomatie européenne...

C'est en tout cas bien au-dessus de la vision de ce Corps diplomatique de Pékin, qui s'est forgé depuis quinze ans, dans les limites du Quartier diplomatique, un mode de vie propre et très particulier, comme en cocon, qui peut être assez piquant, à titre privé, pour le snobisme de ses résidents, mais qui demeure totalement étranger à la Chine. D'où l'isolement, l'inattention et la paresse d'esprit des plus vieux Chefs de mission étrangères, à qui leur corps d'interprètes ne sert à rien politiquement : ils seront toujours surpris par l'événement, tournés qu'ils sont, en dilettantes, vers une Chine antiques dont les assises leur semblent immuables. Je les entends toujours spéculer sur la formation rurale du peuple chinois comme une garantie de stabilité sociale contre toute évolution future... Et nous-mêmes, Français, sommes trop portés à faire fond sur l'influence acquise en Chine par la pensée philosophique française du XVIIIe siècle ou par le vieux positivisme d'Auguste Comte. Tout cela est déjà plus dépassé qu'on ne le vroit, et cette Chine d'intellectuels et d'universitaires comme nos amis Li Yu-yin et Tsaï Yuan-pé, plus politiques que sociaux, entre déjà mélancoliquement dans sa phase d'appréhension et de nostalgie, sinon encore de désaffection.

Nouveau venu dans ce pays, j'ai sous les yeux le spectacle d'une Chine en plein évolution sociale ; et, aussi lente et laborieuse, aussi confuse et convulsive que soit cette mutation, elle n'en est pas moins inscrite, inéluctablement, dans le déterminisme historique d'un évolutionisme hégélien beaucoup plus général. C'est tout un avenir qui fait plus que se jouer là, qui s'engage à fond vers une autre forme de civilisation, à la recherche sociale d'institutions propres à la Chine plus qu'à l'imitation première des institutions ou régimes propres aux grandes Démocraties occidentales. La pensée de Karl Marx et d'Engels exerce déjà son attraction secrète sur toute la jeunesse intellectuelle chinoise...

Débarquant ici peu après la mort de Yuan Che-kaï et sa dernière tentative de restauration

monarchique, je n'ai pas douté un instant de cette évolution nouvelle qui allait emporter la Chine vers un destin contraire à toutes prévisions européennes. Il m'a suffi un jour, dans la campagne chinoise, de voir avec quelle placidité familière et quel manque de surprise un paysan s'arrêtait un instant à regarder le premier avion apparu dans le ciel chinois, comme un cerf-volant de plus, pour comprendre combien ce peuple de très grand âge et de très grande plasticité serait prompt à s'adopter à toutes le formes d'un syncrétisme moderne, aussi bien technique ou scientifique que social, dont il ignore lui-même les composantes. Je suis d'ailleurs persuadé, contrairement à l'opinion accréditée, et sans le moindre paradoxe, que c'est la paysannerie elle-même qui fournira un jour en Chine l'élément foncier des grandes révolutions, la masse rurale chinoise sur cette immense région planétaire déterminant finalement l'orientation massive du tout Asiatique dans un sens ou dans l'autre de la géopolitique future... On a longtemps dit que la Chine était une civilisation plus qu'une nation : on ne peut plus nier qu'elle soit une nation au moins en formation, ignorante seulement de sa vocation future en politique internationale... Ce serait sous-estimer, pour l'avenir, la puissance d'assimilation de ce peuple en matière scientifique et technique aussi bien que sociale ; sous-estimer, dans l'internationalisme en cours, les prodigieuses ressources naturelles de cet immense pays qui peuvent en fair un jour une puissance industrielle aussi avantagée physiquement que l'Amérique...

10 janvier Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
...Il fait atrocement froid : 30 ou 31° au-dessous de zéro chaque nuit, et il faut dîner chaque soir en habit quelque part... La rigueur du froid est d'ailleurs compensée par une parfaite sécheresse. La lumière est éclatante de l'aube au soir. Je puis monter chaque jour à cheval, ce qui me change un peu de cette vie mondaine propre au Quartier diplomatique de Pékin, et à laquelle la guerre elle-même n'a jamais pu rien changer. J'aime 'Allan', mon cheval mongol, devenu mon ami...

27 janvier Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
... La Chine d'aujourd'hui n'a plus rien à voir avec la littérature d'Hervey de Saint-Denis dont s'enchantaient nos arrière-grand-mères, et dont s'enchante encore Jammes. Ce n'est plus pour moi, dans toute sa crudité, qu'une grande fresque humaine en cours d'évolution moderne, l'histoire à vif et convulsive d'un très grand peuple usé par sa trop longue soumission, et maintenant lancé en pleine transformation sociale, politique et morale, avec toutes les blessures et déchirements de sa lente émancipation, avec toutes les singeries et simagrées d'une adaptation difficile à un régime occidental de républicanisme parlementaire, à quoi rien, dans sa nature ni son histoire, ne le pouvait préparer. Non, rien, dans tout cela, pour l'esthétique ni pour le pittoresque. Mais c'est le spectacle, moi, qui me passionne : celui d'une évolution, là, sous mes yeux, d'une vieille société humaine en pleine mutation. Là où s'exerce le mouvement est toujours pour moi l'intérêt...
Sur fond d'usure et d'âge, la Chine, à première vue, n'est que poussière. Terre usagée, terre arasée, de temps immémorial, et dont le moindre souffle pourrait faire un nouvel 'élément'. (Moi qui ai toujours rêvé d'écrire un livre sur la poussière, je suis ici servi !) Sous un ciel éclatant, toute cette Chine du Nord qui est maintenant celle où je vis, est d'abord une aliénation totale pour l'esprit du nouvel arrivant. On ne sait, en pleine lumière, quelle apparence spectrale semble recouvrir tout cela. Un peu de la majesté d'Asie descent pourtant encore d l'Ouest vers ces grandes artères de faubourg chinois accablées de leur cendre. Apparence spectrale, vous disait-je. Et cependant, sous un tel voile d'irréalité court une humanité des plus incarnées, des plus loquaces et des plus vives, - la plus aventureuse peut-être et même la plus gaie, sans qu'on sache bien de quoi est faite cette gaieté. C'est la vie même, courant en bottes de feutre parmi tant de cendre accumulée.
L'activité chinoise est vraiment chose prodigieuse, et son objet des plus insaisissable. Communauté fiévreuse en marche, no ne sait trop vers quoi. Le Chinois, vaniteux et cupide, ne nourrit individuellement que deux passions : l'argent et la conquête du rang social. Sur cette terre épilée et déboisée de main de maraîcher, je n'ai encore rien vu de gratuit, et pour moi à qui vous avez toujours reproché de détester les fleurs, ce pourrait être, à cet égard, terre d'élection.
La Chine tout entière vit sur le son de sa monnaie, maniée jour et nuit, derrière les petits réduits grillagés de ses comptoirs, de ses boutiques et de ses banques. Les villes chinoises sont peut-être les seules au monde à être totalement insomnieuses. Le bruit des machines à calculer, abaques et bouliers, accompagne toute cette frénésie. Un peuple, du Nord au Sud, fait ses gammes de comptabilité, et c'est dans le chant du numéraire que s'exprime au mieux son âme.
Une très vieille Chronique chinoise veut que l'Empereur un jour sans ses habits sacerdotaux, revenant d'officier au Temple du Ciel et traversant ce même vaste faubourg, par où je rentre souvent de mes courses à cheval, ait fait arrêter soudain le cortège impérial, soit descendu de son haut siège pontifical, pour ramasser lui-même un sou qu'il avait aperçu de haut dans la poussière, et remontant avec la pièce de cuivre entre ses doigts, l'ait élevée un moment comme un symbole au-dessus de la foule. Le sou, hostie de cuivre de cette Chine usurière ! Telle est pour moi la meilleure illustration de ce matérialisme chinois qui vous déplairait tant ici.
Quelle autre image ramasser pour vous dans toute cette poussière païenne ? Inacessible par nature à tout spiritualisme, le Chinois ne connaît jamais de reflux religieux que dans l'incroyable fouillis de superstitions qui assaillent la nuit de son subconscient. Les incursions du bouddhisme sont ici peu de chose, le taoïsme une exception qui confirme la règle. Pas même de vrai paganisme, qui serait encore une forme de religion. Les philosophes chinois eux-mêmes ne sont que des éducateurs sociaux. Comme vous aimeriez peu l'existentialisme foncier de ces opportunistes ! Tel est leur sens social, qu'il leur faut encore s'adjoindre la société innombrable de leurs morts. Ils semblent, en foule, en perpétuelle sédition, alors qu'ils sont, dans le privé, les plus assujettis des êtres. Peuple d'hystériques, avec lequel il faut toujours se garder de traiter à chaud en état de crise. Rien de plus positif, et pourtant rien de plus somnambulique que l'aspect d'une foule chinoise dans son agitation soudaine...
La plus belle cérémonie française à laquelle j'aie eu à participer officiellement en uniforme a été celle des 'Vêpres diplomatiques' du Premier de l'An, à la Cathédrale du Peï-Thang, en pleine ville tartare. Soies jaunes dans toute la nef... Mgr Jarlin s'entretient toujours intimement avec moi de l'évolution de la Chine actuelle et de l'avenir inquiétant des Missions. Parlant avec indulgence, mais non sans tristesse, de la nature irréligieuse des Chinois, il m'avoue ce qui fait ici le plus ingrat de l'apostolat catholique : l'impossibilité de fixer les Chinois dans une conversion durable, ce qui porte du moins les Missionnaires à baptiser le plus tôt possible les enfants chinois recueillis. Il a beaucoup de souvenirs personnels qui m'éclairent humainement sur la mentalité chinoise. En rentrant de mes courses matinales à cheval je fais parfois un crochet jusqu'à son petit jardin du Peï-Thang pour un instant de causerie familière avec lui. En me reconduisant, il m'arrête avec un sourire devant quelque pierre tombale inattendue, comme celle d'une ancienne religieuse française soeur d'Henry Bordeaux.

12 février Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
... Mon Ministre [Alexandre Robert Conty] est ici depuis huit jours... C'est un homme nerveux, agité et irritable, qui s'est jadis cassé les reins au Quai d'Orsay en dépit de ses titres de carrière. Nous avons peu d'idées communes, mais c'est au fond un très brave homme, de bon métier et de réelle autorité, avec qui je m'entends sans peine...

14 mars Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
...Nous sortons d'une rude période de travail, qui vient de se conclure, il y a une heure, par la rupture des relations diplomatiques entre la Chine et l'Allemagne. La déclaration de guerre ne peut manquer de suivre. Nous avons eu beaucoup de peine ici, en pleine crise intérieure chinoise, à faire entendre au Gouvernement de Pékin les avantages qu'au traité de paix il pourrait retirer de son entrée en guerre aux côtés des Alliés ; à lui évoquer même l'eventualité, après la paix, d'une intégration générale de la Chine, comme puissance nouvelle, dans l'orbite et le concert politique des Puissances occidentales...

4 avril Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
Vous me demandez des photographies. En voici quelques-unes prises à Pao-Ma-Tchang, le champ de courses de Pékin, où je montais moi-même : ce cavalier, le second du peloton de tête, si étrangement coiffé contre le froid et contre le vent... Le médecin de la Légation, un ami très attentif et affectueux, est d'ailleurs, rassurez-vous, le meilleur médecin européen de toutes les Légations. Son autorité est grande dans le milieu officiel chinois, où il m'a souvent aidé personnellement. C'est lui qui était appelé comme consultant au chevet de Yuan Che-kaï mourant, et il possède à peu près seul le secret historique de cette mort mystérieuse et très suspecte...

13 juin Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
... La révolution qui avait déjà rompu ses digues et mis de nouveau en branle toute la masse des provinces, se résout ce matin par un compromis (bien précaire à mon sens) : une dissolution du Parlement de Pékin a pu arrêter à temps les armées provinciales en marche sur Pékin. Un an seulement après la mort de Yuan Che-kaï, qui avait entraîné la restauration de la Constitution républicaine de 1912 et la convocation du Parlement originel de 1913, nous voici de nouveau ramenés au renvoi du Cabinet républicain et à un soulèvement de Gouverneurs militaires du Nord, avec intervention d'un puissant miliaire de Mandchourie décidé à restaurer la dynastie mandchoue – ce qui nous exposera naturellement un jour au contrecoup d'une nouvelle marche des armées républicaines sur Pékin. Contrairement à toutes les prévisions de diplomates étrangers, et même des Interprêtes de notre Légation, j'avais toujours prévu cette phase épisodique par laquelle on aurait encore à passer. Tout ne sera pas résolu, loin de là, après cet intermède, et la crise se prolongera encore longtemps dans ce pays où subsistent tant de petites autocraties militaires regionales. Mais au point de vue spectaculaire, le péril le plus immédiat semble conjuré ; je n'ai plus qu'à déplorer une fois de plus d'entendre au loin l'orage s'apaiser, c'est-à-dire avorter. Rien ne finit par s'arranger vraiment en Chine. L'obstétrique chinoise est bien la plus triste des maïeutiques. Je regrette sincèrement que les événements n'aient pas pris plus d'ampleur pour engendrer d'eux-mêmes leur solution. Désolé aussi, faut-il encore l'avouer ? que ma vie professionnelle ne bénéficie pas ici d'un peu plus d'exceptionnel.
Les diplomates étrangers, en attendant, n'ont jamais joui d'un tel prestige. Si peu menacés sont-ils, qu'au cours de ces derniers jours, quand la catastrophe a pu paraître imminente, les personnalités chinoises qui s'enfuyaient de Pékin déposaient ce qu'ils avaient de plus précieux dans nos banques ou nos maisons privées. Des hommes politiques importants s'apprêtaient à nous demander asile. L'inviolabilité du Quartier diplomatique, militairement gardé par les détachements de toutes les Grandes Puissances (y compris l'Autriche, avec qui la Chine n'a pas encore rompu les relations diplomatiques), assure une immunité particulière au monde des Légations, où il est toujours avantageux pour un Chinois de se ménager les bons offices de l'amitié. Il ne s'agit plus, comme en 1900, de mouvement xénophobe, mais seulement d'un ressac de politique intérieure, divisant pour l'instant la Chine réublicaine elle-même en deux partis : un parti militaire, à tendances secrètes monarchistes, et un parti parlementaire, de républicains libéraux. Le tout chaotique et lamentable à souhait, se dissociant sans se dissoudre, à la façon un peu de vieilles histoires d'Amérique latine – ce qui n'enlève rien de ma sympathie pour le sort d'une aussi vieille société humaine en quête de son destin futur...

13 juillet Lettre à Monsieur Alexandre Conty
... J'ai l'honneur de vous rendre compte de la mission que vous avez bien voulu me confier, au cours des troubles qui ont suivi la restauration impériale, d'assister M. Po Leang-ts'ai [Beauvais], Premier Interprète de la Légation, dans les démarches tendant à faciliter la fuite de la famille présidentielle vers le Quartier diplomatique. A dire vrai, cette mission s'est accomplie si simplement que je ne saurais, sous peine de n'en rendre aucun compte, manquer de vous en rapporter de fort négligeables détails...

2 août Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
Je vous écris du fond d'un petit temple bouddhiste, sur une éminence rocheuse au nord-ouest de Pékin, où j'ai pour quelques jours, trouvé refuge contre la fatigue et contre un redoutable été. A mes pieds des vallées inondées par les dernières grandes pluies ; à hauteur de mon front, déjà, les lourdes premières chaînes qu'amorce l'élévation mongole. Un homme à cheval m'apporte, tous les deux jours, avec quelques provisions, des nouvelles et, s'il le faut, du travail de la Légation. J'ai 'Allan' avec moi et dois moi-même me tenir prêt à sauter en selle au premier signal de mon Ministre ; car tout demeure imprévisible en cette période de grande instabilité politique...
Le coup d'Etat du mois dernier, et les événements de toute sorte qui ont accompagné ici cette tentative militaire de restauration impériale, ont bouleversé assez de choses pour entraîner momentanément la suppression des relations postale. J'avais pourtant bien des choses amusantes à vous conter de tous ces événements. En plein crise, alors que toute une part de la population de Pékin s'enfuyait affolée vers les provinces et que la ville restait livrée aux hordes sauvages du général Tchang Hsiun [Zhang Xun], le vieux serviteur des Mandchous qui a remis pour douze jours sur le trône, le petit empereur Siuen-tong âgé seulement de onze ans, j'ai dû à mes amitiés privées dans le monde chinois de me voir confier la plus étrange Mission personnelle : celle d'aller enlever en auto la femme, les filles, le fils, et les concubines du Président de la République, gardés en otage par le Dictateur impérialiste. (Le Président Li Yuan-hong avait déjà trouvé asile à l'Hôpital français dans le Quartier diplomatique.) La chose m'a beaucoup amusé, et pendant les trois heures où j'ai eu à me démener, avec l'aide d'un interprète de notre Légation, en pleine ville tartare, au milieu de la panique générale qui précédait l'approche des troupes républicaines, je suis bien certain, contrairement à tout ce qu'a pu en penser mon Ministre, de n'avoir personnellement jamais été exposé au moindre danger réel. Mes protégés au contraire avaient tout lieu de craindre, et ne se sont crus vivants qu'une fois l'enceinte franchie de notre Légation, à l'abri des baïonnettes européennes du Quartier diplomatique. La Présidente, que je n'avais jamais vue que dans la pompe des réceptions officielles, faisait pitié à voir, les paupières closes au fond de ma voiture sans rideaux. Tout ce monde-là a été logé pendant des semaines sous mon toit, et les draperies de mon mobilier portent encore les taches de confiture d'une petite main d'enfant chinois. Quelques jours plus tard nous étions éveillés, à quatre heures du matin, par un bombardement général de l'armée républicaine (canons, mitrailleuses et fusils), qui a duré jusqu'à trois heures de l'après-midi, et qui semblait si mal administrée qu'en dépit de l'énorme consommation de munitions le nombre de morts a été insignifiant. Peu de dégâts de notre côté : des obus dans une église catholique et quelques balles égarées dans nos vitre à la Légation. Beaucoup de bruit pour rien ! Parmi les Européens, huit blessés seulement, victimes de leur curiosité : atteints de balles qui ne leur étaient pas destinées. Le point de la ville attaqué étant très proche du Quartier diplomatique, les projectiles passaient au-dessus de nos toits, abondamment garnis de spectateurs comme les murailles de la ville elle-même. Au loin, derrière nous, l'aspect de cette immense cité vide était une des choses les plus frappantes qui m'aient surpris : disparition totale de toute l'espèce chinoise, comme par immersion d'insectes sous les sables de mer... Le lendemain, après la fuite du dictateur d'un jour, réfugié à son tour dans une Légation étrangère, et la reddition de ses troupes abandonnées, proclamation de la troisième République, et visite alors en foule de la ville, parmi ses ruines fumantes : des cadavres infects, non encore évacués, des cervelles pleines de mouches, des corps de blessés décapités, des chevaux morts très proprement, ou bien carbonisés, et puis un très petit cadavre d'enfant chinois en braies de cotonnade bleue que les soldats du Général impérialiste avaient employé, de tranchée à tranchée, à leur porter des munitions... La restauration impériale du Général Tchang Hsiun [Zhang Xun] aura duré douze jours...

22 septembre Lettre au Docteur [J.A.] Bussière
... A mes pieds, pour toute humanité, une vallée basse à rivière ensablée, d'où monte seulement vers moi le bruit de petits tambours de pierre : appels au passeur de gué ou dialogues, d'une rive à l'autre, entre d'invisibles communautés rurales. Au-delà, l'étagement des terres hautes, les premières grandes ouvertures en Ouest vers le pays mongol et vers le Sinkiang, lù s'amorcent quelque part les premières pistes caravanières. Plu loin, enfin, l'absence, l'irréel, et l'horizon terrestre barré du seul regard intemporel. Sur tout cela, le temps fixe de haute Asie, et par là-bas déjà l'effacement du vieil empire nomade et de ses marches aux routes non balisées. C'est toute l'Asie bouddhique, lamaïque ou tantrique qui s'éloigne à grands pas de la platitude confucéenne. Je m'en irai moi-même un jour par là, je le sais – et avec vous peut-être, qui aimez comme moi tout cela, infiniment.

2 septembre Lettre à Paul Valéry
... Je ne sais ce que vous penseriez de la Chine, où je vis. Je ne vous ai jamais entendu rien évoquer d'Asie que vos souvenirs d'une lecture d'enfance : 'La Horde d'or', du vieux Cahun (?). Encore ne s'agissait-il là que de Mongolie. La Chine nouvelle vous surprendrait par son attachement à la pensée philosophique française du XVIIIe, ainsi qu'au lamentable positivisme d'Auguste Comte ; mais ce n'est là qu'une culture d'emprunt, et qui fera place avant longtemps à Karl Marx et à Engels. Ces revêtements successifs du vieux rationalisme chinois ne changent rien au fond propre et singulier du mécanisme d'esprit chinois. Vous en goûteriez sûrement les points d'écart et les indices de réfraction : les cheminements d'esprit des vieux Chinois et leurs sautes d'humeur intellectuelle nous semblent toujours un peu des 'déviations', par là même attrayantes et souvent stimulantes. Leur logique n'est point la nôtre et leurs catégories n'ont point les mêmes assises que les nôtres. Différente est leur mathématique, idifférente en toutes choses leur computation ou leur tabulation, comme aussi bien leur système musical ou leur perspective en peinture. Leur dialectique est l'inconséquence même et les soustrait d'instinct à tour dogmatisme. Le scepticisme en tout est leur seule discipline d'esprit, et la contradiction, pour eux, comme une seconde nature. Il semble bien pour eux qu'en toute connaissance l'envers vaille bien l'endroit. Ils sont en tout cas d'humeur assez plaisante et ils ne m'ennuient pas.
Il y a, dans l'esprit aberrant du Chinois, quelque chose de plus que son indiscipline ou que son inconséquence, et qui parfois m'enchante : une ouverture naturelle à toutes incidences du subconscient, qui fait de ces rationalistes nés les premiers praticiens d'une sorte de surrationalisme. Le goût même de l'absurde leur semble une incitation légitime de l'esprit. Le 'pourquois pas ? ' en tout semble le dernier mot de ces 'possibilistes'. La science même pour eux, dont le prestige est grand, tient fugue et contrepoint avec les plus hautes fantaisies, la géodésie, par exemple, ayant tôt fait de rejoindre la géomancie.
La manipulation d'argent est avant tout la grande affaire. Insoucieux de tout spiritualisme, indifférent à toute métaphysique, ce peuple éminemment sociable est sans doute le seul au monde où le besoin religieux semble n'avoir jamais existé – ce qui en fait d'ailleurs le peuple le plus superstitieux.
Quant à la poésie pour les Chinois, autant n'en pas parler. Nos vieilles querelles sur le principe poétique ne seraient point ici de mise : les conceptions poétiques chinoises, toujours soumises aux convenances du conformisme le plus académique, demeurent étrangères à la source propre du mystère poétique.
Ce qui pourrait le plus vous surprendre ici, vous l'ami des belles colonnes de marbre, c'est le dédain de la matière première utilisée pour les plus impérieuses et les plus immuables des grandes édifications historiques. Le thème ou l'idée étant là la grande abstraction durable à perpétuer à travers siècles, par reprises ou relèvements successifs, demeure le cadre même, à jamais répété, comme un grand caractère chinois une fois pour toutes donné, dressé dans l'esprit contre les vicissitudes du temps ; le reste n'est que matière de remplissage, toujours précaire et remplaçable ; l'accessoire, en un mot, comme l'argile ou le sable sous les revêtements renouvelés du mortiter coloré. Peut-être n'y a-t-il là, à l'origine, qu'une question de rareté de la pierre noble en Chine ; ou l'influence première des grandes conceptions nomadiques en fait d'édification (stylisation de la tente). De toute façon, la matière avilie se trouve ici magnifiquement bafouée au profit de l'idée, le durable toujours confié au motif.
Je me demande parfois ce dont je pourrais vous faire cadeau en Chine. Je ne vois pour vous que ces magnifiques sphères armillaires et autres grands instruments d'astronomie ciselés au XVIIe siècle dans le bronze pour un empereur chinois, et qui sont, pour l'instant encore, à Potsdam, mais qui devront être restitués par l'Allemagne à la Chine après la signature de la paix...

10 octobre Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
J'ai bien cru, tous ces jours-ci, que nous entrions encore dans une nouvelle phase révolutionnaire par suite de divisions entre Républicains du Nord et du Sud : un Président de République démissionnaire s'enfuit à Tien-tsin en confessant publiquement son incapactié dans un manifest officiel du plus pur style conventionnel chinois : « Modeste comme le haricot sous la feuille, je m'accuse d'indignité et confesse mes remors devant le peuple chinois... » ; arrivée à Pékin d'un Chef d'Etat provisoire ; querelle entre factions politiques du Nord et du Sud sur la validité de la Constitution provisoire et du dernier Parlement ; formation, au Sud, d'un Gouvernement militaire élu par le Parlement extraordinaire de Canton, avec Sun Yat-sen pour généralissime ; convocation, au Nord, d'un nouveau Parlement, avec un Sénat provisoire appelé à amender la loi électorale en vue de l'élaboration finale d'une Constitution nationale ; réveil de guerre civile dans une province de Chine méridionale ; bataille dans le milieu gouvernemental de Pékin au sujet de la déclaration de guerre à l'Allemagne, et réactions, au Nord et au Sud, contre la signature d'emprunts étrangers, etc...

4 novembre Lettre à Madame Amédée Saint-Leger Leger
Dans la Légation, me voici de nouveau seul, dans les fonctions de Premier Secrétaire, avec [Damien de] Martel redevenu Chargé d'affaires. Le Ministre Conty a été rappelé : veritable disgrâce dont j'ignore la cause exacte ou l'occasion...

28 novembre Lettre à Monsieur Jules Damour
... Expédié d'urgence de Paris, dans les conditions assez exceptionnelles, pour remplir à Pékin des fonctions au-dessus de mon rang, j'étais chargé, à titre immédiat, d'assister un Chargé d'affaires pris au deépourvu, avec une Légation des plus démunies, devant une crise assez sérieuse d'hystérie chinoise (événements dits de Tientsin, émeutes et troubles sur la Concession française). Ce n'était certes pas mauvaise façon d'aborder mon premier poste : en toute ignorance du milieu, avec un regard absolument neuf... Le malheur est que la psychologie ni la physiologie de nos dirigeants d'Europe ne répondent jamais en rien à celles des Chinois ; que la notion de temps, des deux côtés, n'est point la même ; et qu'à vouloir forcer les choses par un exercice trop apparent de l'autorité, on ne fait qu'envenimer et prolonger en Chine l'inflammation...
J'ai beaucoup moins de loisir que je ne m'y attendais. J'arrive pourtant à confronter beaucoup de Chine personnellement. Je fréquente plus de Chinois qu'il n'est bien vu de le faire ici, surtout, de nos amis anglais. Les diplomates étrangers préfèrent vivre entre eux, dans l'enceinte du Quartier diplomatique, avec leurs mêmes vieilles histoires de partout... Les hommes politiques chinois, avec qui je joue de nuit au jeu d'échecs chinois, sont d'humeur enjouée, et, sans morgue ni défiance envers moi, me révèlent, incidemment, beaucoup plus que nos Interprètes de Légations, pour ce que je cherche à débusquer en Chine. Ils ne m'ennuient en tout cas jamais, et me livrent toujours, à leur insu, quelque chose de ce vieux fond humain, si variable toujours, quoi qu'on en puisse dire. Leur logique n'est point la nôtre.
Il y a poutant, dans l'esprit du Chinois, quelque chose de plus que son inconséquence, et qui souvent m'enchante...
Je ne trouve pas que tous ces Chefs de mission gagnent beaucoup à être connus dans l'intimité. Trop de paresse d'esprit, et trop d'engouement de snobs pour la vieille Chine impériale des marchands de 'curios'. Les vieux Missionnaires de l'intérieur, que l'on voit trop rarement passer par ici, m'en diraient sûrement plus sur ce qui bouge ou ne bouge pas dans la mentalité foncière d'un Chinois d'aujourd'hui...

1918
2 février Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger
... La situation politique ici s'est quelque peu détendue, à force de confusions. Cours des événements, depuis ma dernière lettre : à Pékin, inauguration d'un Sénat provisoire, troisième démission donnée et puis retirée, puis redonné, par le seul chef de gouvernement valable, le Général républicain Toan Tsi-Joui [Duan Jirui], pour qui jai beaucoup de sympathie personnelle ; enfin un décret d'armistice entre le Nord et le Sud, et conférence militaire à Tientsin ; organisation dans le Sud d'une Confédération due Su-Ouest avec siège à Canton ; reprise des hostilités, nouvelle amende honorable d'un Président de République confessant publiquement son incompétence ; etc., toujours dans le même style et selon le même rythme.

5 mars Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger
...La bataille contre la peste est maintenant gagnée. On ne marquera plus d'un tampon rouge ou bleu le poignet des inspectés aux portes de la ville chinoise, ou dans les dernières gares ouvertes des environs de Pékin... j'ai vraiment aimé toute cette bataille de la peste.
Mon nouveau Ministre, M. [Auguste] Boppe, est attendu à Pékin le 17 de ce mois.

15 septembre Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger
... Publication à Pékin d'un décret promulguant l'organisation du Parlement et l'élection des membres de deux Chambres ; organisation d'un Bureau de participation à la guerre mondiale ; embarras d'un Président de République qui ne sait à qui offrir sa démission, Le Parlement n'existant plus et qui s'adresse finalement aux provinces pour leur demander de lui trouver un remplaçant dans les dix jours ; entreprises particulières de militaires dans les provinces ; formation, par mon grand ami, le général républicain Touan Tsi-joui [Duan Jirui], de son troisième Cabinet républicain depuis le rétablissement de la troisième République ; conférences militaires à Tientsin, puis à Hankeou ; puis à Tientsin encore, et à Tientsin encore ; concurrement, dans le Sud, nomination des membres d'un 'Directoire du Sud-Ouest', comprenant Sun Yat-sen ; convocation enfin à Pékin des nouveaux membres élus des deux Chambres, inauguration du Parlement, clôture du Conseil national provisoire, et élection du nouveau Président de la République...

Décembre Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger
Les Gouvernements du Nord et du Sud ont pu se mettre d'accord pour la constitution d'une Délégation commune qui doit représenter la Chine à la Conférence de la Paix : deux Délégueés nommés par le Nord et deux par le Sud, sous la conduite d'un Délégué principal qui sera le Ministre actuel des Affaires étrangères à Pékin, M. Lou Tseng-tsiang [Lu Zengxiang]. L'union des deux Chines se trouvera donc consacrée pour la première fois : en matière de politique étrangère. La Délégation chinoise doit être à Paris le mois prochain...

27 décembre Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger
... La Chine nouvelle ne devrait emprunter aux sociétés occidentales que les conceptions purement techniques du grand modernisme international, se réservant de traiter seule, selon elle-même, toute la matière sociale et politique. A l'étude de cet enseignement technique doit être consacrée d'abord la mission officielle confiée à Liang Ki-chao [Liang Qichao] (rééducation économique, industrielle et scientifique de la Chine sous de nouvelles institutions). Pour un Liang Ki-chao, ce sont les fondements mêmes de la civilisation occidentale qui ne répondent pas à ceux de la civilisation chinoise. Le vieux sens mutualiste du peuple chinois le porterait bien d'instinct vers la notion politique de gouvernement d'opinion, mais par des voies différentes de celles revendiquées au XXe siècle dans l'hémisphère occidental, l'échelonnement par classes compétitives n'existant pas dans la société chinoise, non plus que les notions de capital et de travail telles qu'engendrées en Europe par le matérialisme scientifique. Le pays chinois tout entier dépend encore en fait d'un régime de petits fermiers – ce qui constituerait d'ailleurs pour son avenir le meilleur mode naturel d'organisation collective, facile à réviser et à réadapter aux exigences d'une société moderne disposant de ressources naturelles considérables. Indépendamment de sa mission d'étude, Liang Ki-chao [Liang Qichao], comme propagandiste, s'efforcera d'éclairer l'opinion étrangère sur les revendications nationales de la Chine après son entrée en Guerre contre l'Allemagne (abolition progressive des capitulations, suppression des territoires à bail, révision du tarif douanier, et, avant tout, la reddition directe à la Chine des territoires à bail du Shantoung repris à l'Allemagne par les Alliés).

1919

17 mai Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger

...La Générale Dann Pao-tchao [Rong Ling = Madame Dan Paochao] va rejoindre officiellement, pour quelque temps, à Paris, son mari, Adjoint à la Délégation officielle chinoise à la Conférence de la Paix, et futur Attaché militaire à la Légation de Chine à Londres.

Mme Dann est d'une grande et vieille famille mandchoue, restée fidèle de coeur à sa race. Son père, haut dignitaire de la Cour impériale, était, en 1900, Ambassadeur de Chine à Paris au moment de l'affaire des Boxers. Ses trois enfants, deux petite filles et un garçon, ont reçu là une éducation française, et lui-même, dans une situation diplomatique aussi difficile, s'en est tiré avec tout le raffinement d'esprit, l'élégance morale et le tact d'un vieil aristocrate d'Asie, remarquablement ouvert à la psychologie du milieu parisien : il a tourné officieusement toute son activité personnelle vers les peronnalités artistiques et littéraires qui exerçaient alors quelque influence sur le parisianisme d'avant-garde, et fait de sa Légation un centre privé de rayonnement et d'accueil qui a beaucoup contribué à mettre l'orientalisme à la mode, à l'heure des pires réactions contre la Chine. Ses relations privées avec tout l'entourage des Goncourt ont beaucoup fait à cet égard, et c'est son fils, traducteur d'oeuvres chinoises en français, qui a été en réalité le coauteur discret d'une oeuvre célèbre de Judith Gautier... Les souvenirs de Mme Dann sur tous les mystères de l'ancienne Cour impériale sont passionnants. A l'effondrement de la dynastie des Tsing, lors de la révolution de 1911, elle a trouvé son salut de Mandchoue en acceptant, finalement, d'épouser un Chinois, un jeune officier de l'armée sudiste, qui avait séjourné en France en même temps qu'elle, comme étudiant à Saint-Cyr et à Saumur, mais que le vieil Ambassadeur mandchou n'avait jamais daigné agréer comme prétendant future pour sa fille... Aujourd'hui, comme Maîtresse des cérémonies à la Présidence de la République chinoise, elle s'efforce avec goût, c'est-à-dire avec beaucoup de style, d'élégance et de tact, non sans esprit parfois, de rattacher un peu dignement le présent au passé dans la vie protocolaire chinoise... Elle m'aura éclairé bien des choses dans la fréquentation d'une Chine très complexe, souvent même très occulte, où elle a su toujours, très intelligemment, étendre le champ de ma curiosité. Soyez-lui donc bonne et accueillante. Vous pouvez lui faire confiance et l'interroger sur beaucoup de choses de ma vie courante...

1920

3 janvier Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger

... Sur l' insistance personnelle, à Paris, du Ministre chinois des Affaires étrangères, Lou Tseng-hsiang [Lu Zhengxiang], es sur la mienne aussi, Philippe Berthelot s'était finalement résigné à favoriser mon acceptation d'une situation de Conseiller politique à la Présidence da la République chinoise, situation a créer spécialement pour moi et qui m'était offerte dans des conditions exceptionnelles. Je comprenais bien sa réticence intime, sa désapprobation même, amicale, et j'en étais assez troublé, car il m'avait déjà, depuis longtemps, laissé amicalement sentir sa déception personnelle d'aîné à me voir m'attarder aussi longtemps en Chine et faire la sourde oreille aux appels de Paris.... Le projet est maintenant à l'étude entre Paris et Pékin. Il me faut attendre, pour en juger, le retour à Pékin du Ministre Lou Tseng-hsiang, retenu encore à Paris comme Président de la Délégation chinoise à la Conférence de la Paix...

21 avril Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger
Tout ce que j'ai pu appréhender pour cette malheureuse Chine est maintenant accompli. Sa déconvenue à la Conférence de la Paix a été complète et il ne lui aura servi à rien d'être entrée dans la guerre aux côtés des Puissances Alliées.
Pour que le rejet d'aucune autre revendication nationale, le refus, à Versailles, de restituer directement à la Chine alliée la province du Shantoung reprise à l'Allemagne et son attribution immédiate au Japon on récompense de services de guerre, est une ignominie à l'égard de la Chine ; et pire : une bévue politique dont les conséquences se paieront cher. C'est toute l'école des Occidentalistes qui se trouve désormais battue ici en brèche et discréditée.
La Délégation chinoise a dû quitter la Conférence sans accepter de signer le Traité de Paix. Lou Tseng-hsiang [Lu Zhengxiang], rentré à Pékin, a présenté hier au Chef de l'Etat sa démission de Ministre des Affaires étrangères...
Liang Ki-chao [Liang Qichao], plus que jamais, reprend son thème d'opposition entre civilisation chinoise et civilisation occidentale, dénonçant l'imitation des méthodes occidentales comme une des causes principales de tous les troubles internes de la Chine depuis la Révolution de 1911. La Chine, selon lui, ne doit plus attendre l'aide ni la justice des autres Puissances, mais traviller seule, farouchement, à son propre relèvement, politique et social.
L'heure viendra fatalement du réveil nationaliste chinois, dans une véritable explosion contre le monde occidental et une abolition de fait du régime des 'Capitulations'.
En attendant, la crise politique entre Nord et Sud se trouve ravivée par la critique du Sud contre le Nord, accusé de faiblesse face aux Puissances alliées et suspecté même de complaisance envers le Japon ; d'où manifestations violentes d'étudiants patriotes contre le Gouvernement central. Le Sud avait toujours été hostile à l'entrée en guerre aux côtés des Alliés.
Voici où l'on en était avant ce dernier tournant de l'affaire de Shantoung : une conférence de paix entre Nord et Sud avait dû être suspendue sur revendications extrêmes du Sud ; le Président de la République à Pékin avait offert en vain sa démission, sans arriver à se faire remplacer ; Sun Yat-sen à Canton avait donné sa démission de membre de la Confédération du Sud-Ouest, et redoutant une rencontre entre militaristes du Nord et du Sud, s'était rendu à Shanghaï pour y prêcher une nouvelle révolution ; cependant le Parlement de Canton avait entamé un nouveau projet de Constitution permanente, contrairement aux vues du Gouvernement central...
Ma vision des choses futures en Chine, toute personnelle qu'elle soit, est maintenant trop claire pour que j'en puisse faire abstraction. J'étudie donc les conditions de ma rentrée en France. Il serait temps pour moi de quitter la Chine. Je voudrais seulement, avant de m'éloigner définitivement d'Asie, réaliser quelques projets que je caresse depuis longtemps, comme celui d'une petite expédition en Asie centrale...

4 mai Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger
C'est décidé, et tout arrangé : je pars dans cinq jours pour Kalgan, où j'amorcerai ma randonnée en Mongolie-Extérieure. Elle me conduira, à travers le désert de Gobi, jusqu'à Ourga, capitale très fictive de ce pays de nomades, non loin de la frontière russe. De là je compte rayonner un peu en Ouest, aussi loin que je le pourrai à cheval, pour étudier les possibilités éventuelles d'un retour en Europe par les vieilles pistes du Sinkiang ou Turkestan chinois... Pour ce premier voyage en Mongolie, tout est méthodiquement préparé et des facilités m'ont été accordées par le Gouvernement chinois auprès des autorités mongoles et du Buddha Vivant d'Ourga. Je ne pars d'ailleurs pas seul et ne cheminerai pas en cavalier : je traverserai le désert en automobile (une grosse 'Buick' américaine) avec deux compagnons de choix : mon ami le Dr Bussière, médecin de la Légation, qui a déjà pratiqué en Iran des expéditions du même genre, et mon vieil ami Gustave-Charles Toussaint, Orientaliste tibétisant, un autre grand consommateur d'espaces, rompu depuis longtemps à l'expérience des voyages solitaires en Asie centale...

5 juin Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger
Rentré depuis peu de Mongolie. Voyage merveilleux ! L'expédition a été, de tout point, une parfaite réuissite, des plus intéressantes et souvent même passionnante, dont je porte encore en moi tout l'enthousiasme. Et « l'expérience humaine » m'aura conduit là, spirituellement, encore plus loin que je ne m'y attendais : aux frontières mêmes de l'esprit. Le souvenir ne s'en effacera pas en moi.
Animalement, j'ai croisé des loups et rencontré de grands chiens sauvages dont l'innocence m'a plus instruit que celle des gazelles. Quant aux possibilités d'une rentrée en Europe par le Sinkiang, l'étude est concluante : rien à faire. Je vais donc m'attacher maintenant à l'aménagement de mon congé sur mer, dans le Pacifique Sud, et la discussion d'abord avec Paris des conditions de ma rentrée au Quai.

1921

26 février Légation de France en Chine. Lettre à Joseph Conrad

... J'ai été assez surpris de la curiosité que vous me montrez aujourd'hui pour la Chine. Je me demande si le sort n'a pas bien fait de vous en tenir toujours écarté. C'est votre part d'interdit, que nous portons tous, et il ne faut pas le regretter !

La Chine est certainement le pays le moins fait pour un homme de mer. Elle est terre de paysannerie et de petit artisanat, et l'immensité de son littoral ne change rien à son hostilité pour la mer. Le Chinois lui-même, qui n'aime pas la mer, ne peut vivre ou travailler sur l'eau qu'à la façon d'un paysan sur terre, familialement, avec ses lares et tout son attirail terrestre. Il édifie ses plus belles jonques de haut bord comme une Arche pour le Déluge, et dans ce même 'bois d'aigle' dont on fait ces cercueils d'apparat. Quand il croit se moderniser pour l'industrie de mer, il s'enthousiasme d'abord pour la construction de navires en ciment armé ! Les dernières grandes familles de laqueurs chinois haïssaient d'avoir à vivre en mer, au large du Petchili, pour se garer des poussières du 'vent jaune'. (Servitude finale prise sur mer par l'habitat terrestre.)

La Chine tout entière n'est que poussière, un Océan de poussière au vent, imitant assez mal en cela la mer elle-même, cette autre masse continentale qui garde au moins sa cohésion, sa consistance et son intégrité, sans céder jamais à l'inertie.

Je ne vois pas trop ce que je pourrais vous offrir ici, sinon, dans la faune cosmopolite de Shanghaï, quelques grandes espèces d'aventuriers européens ; de belles aventurières aussi, implantées d'Amérique ou de Russie blanche, et portant haut l'arrogance de leur conquête d'honorabilité. Il y aurait aussi cet étonnant corps des grands pilotes d'estuaire, nantis de comptes en banque et de larges relations sur mer, tous hommes d'Europe recrutés parmi des Ecossais. Enfin au bar du Shanghaï Club, dont le comptoir constitue la plus longue pièce d'ébénisterie du monde ('long comme un front de mer'), vous pourriez recueillir au vol de bien savoureuses histoires et aussi bien des recoupements, retrouver même peut-être quelques-uns de vos anciens compagnons de mer. Car tout finit un jour par Shanghaï, et Shanghaï à lui seul demeure, entre Java Head et Vladivostock, le prodigieux carrefour d'aventureuse humanité, inépuisable repaire d'hommes de forte trempe, de très grands fauves taillés d'une seule pièce dans cette rare matière qui s'appelle énergie.

Pour moi, très tôt tourné en Ouest vers la Chine intérieure et tout son haut surplomb d'Asie centrale, je n'aurais à vous offrir de ce côté du monde que de très vieilles routes terrestres à bout d'usure et de mémoire, et sur ces pistes sans relief, une vaste humanité communautaire, parfaitement anonyme et uniforme, infiniment grégaire : masse indivise à jamais soustraite aux plus beaux accidents de l'individualisme.

C'est en Ouest, on en Est, que s'exerce pour moi l'aliénation chinoise – la même aliénation que crée en nous l'étrange anonymat de certaines mers. Quelque chose, en somme, d'assez extra-planétaire.

La terre ici, à l'infini, est le plus beau simulacre de mer qu'on puisse imaginer : l'envers et comme le spectre même de la mer. La hantise de mer s'y fait étrangement sentir. Une chose mystérieuse que j'ai pu moi-même constater, c'est qu'en terre haute d'Asie et au coeur même du désert, cheval et cavalier se tournent encore d'instinct vers l'Est, où gît la table invisible de la mer et le site du sel. La contrée silencieuse fait alors à l'oreille comme un murmure lointain de mer. Et dans toutes les lamaseries mongoles ou tibétaines, où il n'est pas un homme qui ait jamais vu la mer, toute la liturgie est sur fond d'évocation de mer, les conques de mer sont associées au culte, le vorail et les nacres sont onrements d'autel, et les grandes trompes sur affûts aux terrasses d'ange des temples sont utilisées pour entretenir, aux bas offices, le mugissement de l'Océan. Dans le regard le chameliers rencontrés au désert de Gobi, j'ai cru parfois surprendre comme un regard d'hommes de mer. Et j'ai d'ailleurs croisé, aux abords du désert, ces charrettes nomades qui se gréaient d'une voie comme en mer. Les mouettes et sternes du Gobi, sont j'aimerais parler un jour à votre ami [W.H.] Hudson, entretiennent aussi la même illusion. (En fait, elles descendent de mer arctique par les bassins fluviaux de la Russie du Nord.)

Il y a, dans toutes ces nappes terrestres de la haute Chine intérieure, de vastes dépressions ou cuvettes qui s'encastrent comme d'anciens fonds de mer. C'est pour l'esprit comme l'envers même de la mer : la terre qui se veut mer, ou la mer, par moquerie, qui se fait sédiment – unité retrouvée, malaise dissipé...

Je m'apprête du reste à quitter pour toujours ce pays où j'ai vécu cinq ans comme diplomate. Je vais vivre quelques mois de congé sur mer entre les îles d'Océanie...

20 mars Lettre à Madame Amédée Saint-Léger Léger

L'heure est venue : je m'apprête à quitter définitivement la Chine. Je pars pour le Japon le 2 avril et m'embarquerai le 14 à Yokohama pour Honolulu, où je devrai trouver les moyens de fortune pour gagner Samoa, et, de là, les îles du Sud. Je rentrerai ensuite en France par l'Amérique, non par Suez...

19 mars Lettre à Gustave-Charles Toussaint
... Je quitte la Chine sans esprit de retour. Il ne faut s'accoutumer nulle part, surtout pas en Asie. Je suis homme d'Occident et n'ai jamais fumé l'opium...
Je n'emporte rien d'Asie, que ce crâne de cheval rapporté du Gobi et cette pierre de foudre de chaman ramassée près du Tolgït d'Ourga. J'ai hâte de quitter Pékin. C'est un maître mot, sur la langue, que celui de 'satiété'. J'en ai assez, soudain, de ce grand style de raison d'une Chine imaginaire ; assez des cortèges de papier de la rue chinoise ; assez de ces pigeons à sifflets d'argile dans le ciel de Pékin ; assez des révérences de cette huppe familière sur le toit de tôle de la Légation...

10 mai Lettre à André Gide
... Je ne serai plus en Chine quand vous irez là. Vous aimerez cette terre anonyme et lunaire, où la notion d'espace prend une valeur propre, comme celle du temps. Vous aimerez surtout Pékin, capitale astronomique du monde, hors du lieu, hors du temps, et frappée d'absolu. Hâtez-vous avant que 'la Ville Tartare' n'ait cessé d'être ce qu'elle est : une belle abstraction – camp de pierre pour les dernières manoeuvres de l'esprit et dernier 'lieu géométrique' de ce monde... [SJP11]

1920 Saint-John Perse reist mit Gustave-Charles Toussaint nach Kalgan. Sie durchqueren die Wüste Gobi, reisen nach Ourga bis in die Mongolei. [SJP11]

1921-1940 Saint-John Perse ist Sekretär, dann Sous-Chef der Direction politique et commerciale (1921-1923) ; Chef der Sous-direction d'Asie (1924) ; Chef de cabinet des Ministère des affaires étrangères (1925) ; Conseiller d'ambassade (1925-1927) ; Ministre plénipotentiaire (1927-1929) ; Directeur der Direction des affaires politiques et commerciales (1930-1933) ; Secrétaire général des Affaires étrangères (1933-1940). [SJP2]

1923 *Papiers Léger* : Diplomatische Dokumente von Saint-John Perse über China :
Chine : Indemnité Boxers de 1901 ; Questions diverses intéressant la SFGBIC-tramways de Pékin ; Livraison d'armes de guerre ; Situation politique ; Chemins de fer français ; Consortium américano-français et japonais en Chine ; Questions franco-russes ; Banque russo-asiatique en Chine ; Banque des chemins de fer orientaux. [SJP2]

1924 Saint-John Perse. *Anabase* [ID D22453].
Sekundärliteratur
Lorand Gaspar : Le poème *Anabase* ne contient aucune référence précise à la Chine, pas plus qu'à la Mongolie extérieure. Bien sûr en le relisant parallèlement aux lettres écrites de Chine, il ne nous sera pas difficile de déceler dans ces dernières des suites d'images qui semblent préfigurer tel ou tel passage du poème.
Ce que Saint-John Perse connaissait et aimait de la civilisation chinoise je ne pouvais en avoir qu'une idée très approximative après avoir parcouru les livres de sa bibliothèque se rapportant à la Chine ; ceux du moins qui portent les traces matérielles d'une lecture approfonide.

Qian Linsen : Saint-John Perse dispose, à un jour de cheval de Pékin, sur une éminence dominant les premières pistes caravanières vers le Nord-Ouest, d'un petit temple taoïste désaffecté où il écrira Anabase. Dans ce petit temple de Tao Yu, imprégné d'une athmosphère de méditation, de sérénité, de vide, il se laisse pénétrer par l'esprit du taoïsme. Le poète se rend dans ce temple pour écrier, se recueillir, se ressourcer. Pour moi, le poète a été influencé dans deux domaines : 1. Il crée une image poétique totalement imprégnée de taoïsme, image qui symbolise le chercheur dans la quête infinie ; 2. son oeuvre s'inspire de principes esthétiques en harmonie avec l'esprit taoïste du vide.
Saint-John Perse appréciait tout spécialement Li Bo et Du Fu. Il annota leurs poèmes dans la traduction d'Arthur Waley et s'inspira de leur conception du vide. Bien entendu, son style n'est en rien comparable à celui des poètes de l'époque Tang, mais dans leur projet, les deux écritures s'apparentent : chez les poètes chinois la promenade quotidienne d'un ermite est en même temps rapport de l'homme avec le cosmos ; tout cheminiment matériel y est aussi cheminement spirituel et le paysage décrit est tout autant celui de monde extérieur que le paysage intérieur du sujet. C'est aussi ce qui se produit dans Anabase où le « grand pays d'herbages sans mémoires,... sans liens et sans anniversaires » qu'embrasse le temps de sa marche désigne tout à la fois le lieu de sa randonnée et l'espace intérieur de sa méditation, l'espace vide, incréé, informel, qu'il investit de sa pensée.

Mireille Sacotte : Ce que Saint-John Perse a découvert en Chine, ses lettres et sourtout les deux oeuvres qu'il en a rapportées Amitié du prince et Anabase le montrent bien, c'est la confrontation avec les grandes steppes de Mongolie et les abords du désert de Gobi, le désert qui a exercé sur lui « une fascination proche de l'hallucination, qui m'aura conduit spirituellement encore plus loin que je ne m'y attendais : aux frontières même de l'esprit. » Ce qu'il y a trouvé, c'est Anabase qui nous le raconte : un homme insatisfait des étroites limites temporelles et spatiales qui lui sont allouées de naissance voyage à la recherche de l'évasion véritable. Dans le vide du désert, il découvre, sous l'apparente immobilité, l'apparente stérilité, le mouvement et la fécondité qui animent le monde. Il y gagne la certitude que « la mort n'est point », que sous toutes les centres la braise palpite, que la puissance de la mer persiste à l'endroit le plus reculé des plus profonds déserts et il opère finalement sa jonction avec le mouvement en cours depuis la Création.
Dans « L'été plus vaste que l'Empire » au début du chant IV, cet Empire avec sa majuscule est assurément l'Empire du Milieu, la Chine ; mais il est tout autant l'Empire romain, référence omniprésente dans le texte de Saint-John Perse. La référence chinoise est et sera donc présente, toujours, jusqu'à « Chant pour un équinoxe », mais jamais seule, jamais vraiment déterminante, pas plus qu'aucune autre en tout cas.

Catherine Mayaux : Dans Anabase, c'est surtout dans la manière dont le conquérant édifie le monde au fur et à mesure qu'il chevauche que peut se lire la trace d'une inspiration taoïste dans l'écriture du poème. L'esprit taoïste de l'inspiration se marque tout particulièrement dans la fondation rituelle de la ville au Chant IV.
Les termes abstraits jouent le rôle du 'vide' dans le langage des poètes Tang : comme les 'mots vides' et les 'mots pleins' qu'utilisent en alternance ces derniers tout en jouant des ellipses, ce sont les mots abstrait qui, chez Saint-John Perse, introduisent, au coeur de l'expérience et du monde concret, l'appel ou la présence d'une autre dimension. La rencontre de cette forme ésthétique inspirée par le taoïsme pourrait en partie expliquer l'évolution de la poétique à partir d'Anabase. Mais le lexique abstrait dans et à partir d'Anabase, modifie le sens et la portée de la démarche poétique qui, d'évocation nostalgique dont les actants sont l'âme, l'esprit, les signes, le chant, le poème. [SJP9,SJP8,Det4:S. 188-189, 193,Morz:S. 88-89]

1953 Segalen, Yvon. *Entretien avec Saint-John Perse (le 27 mars 1953*) [ID D22560].
Segalen schreibt : "Je n'ai put tout écrire mais je crois avoir reproduit l'essentiel de l'entretien et respecté les mots mêmes de St-John Perse que je n'ai jamais revu."
Saint-John Perse erzählt über China :
J'y suis arrivé en 1916. Yuan Shikai régnait alors. Il est mort comme vous le savez et fut remplacé par un "Président de la République", du nom de Li Yuanhong. Au cours de l'automne 1917 il m'est arrivé l'aventure que voici : à Pékin, j'étais jeune, j'avais une santé de fer, et je menais une double vie. Dans la journée je travaillais à la légation, je dînais en ville comme tout le monde, je flirtais, montais à cheval et faisais l'amour comme tout le monde. Vers minuit je passais par une petite porte, prenais un tonneau qui m'attendait et filais dans la ville chinoise où j'avais une maison. J'y recevais des amis et amies chinoises et quelques Mandchous que les Chinois avaient épargnés en 1911. J'avais fait la connaissance d'une très curieuse fille qui s'appelait Fou-lin, ex-suivante de l'Impératrice Ci Xi, pure mandchoue, dont le père avait été ministre de Chine à Paris en 1900 au moment des Boxeurs. Ce ministre, homme lettré et très remarquable, avait fermé sa porte aux diplomates et aux politiciens lorsque la révolte des Boxeurs avait éclaté et il avait ouvert ses salons aux auteurs les plus en vue de l'époque. Judith Gauthier, aidée par le fils du ministre écrivit là ses romans chinoîsants. Les Concourt fréquentèrent les salons du ministre. C'est à son influence que l'on doit probablement le goût de la chinoiserie qui caractérise l'époque. Les filles pendant ce temps sont élevées au Couvent des Oiseaux. Lorsque vers 1904 le ministre, l'affaire des Boxeurs terminée, revient à la cour, l'impératrice Ci Xi demande à l'une d'entre elles de devenir sa première secrétaire, son chef du protocole pour Européens. Cette fille qui parlait sans accent le français, le russe et le chinois, faisait très bien son métier, métier épuisant d'ailleurs car l'Impératrice recevait à 4h du matin parfois, et il fallait se tenir debout pendant des heures, engoncée dans les soies épaisses, après avoir subi la complexité des coiffures.
Cette fille, pure mandchoue, fut sauvée en 1911 par un jeune général chinois, sorti de St-Cyr (promotion 1900), le général Dan Paochao. Ce général, à sa sortie de l'école à Paris en 1900, n'était donc qu'aspirant et lui — chinois — avait osé jeter les yeux sur une Mandchoue : sur la fille du ministre (qui avait alors 14 ou 15 ans). Rabroué, il avait dû filer au plus vite. En 1911, au moment de la révolution suivie du massacre des Mandchous, il retrouve sa belle, éplorée et tremblante. Il épargne le petit empereur (qui devait devenir le Pou Yi des Japonais en 1932) par la même occasion. Il épouse la fille qui veut bien se laisser sauver à la condition que ce serait un mariage blanc. Cette fille en 1917 était devenue Maîtresse de Cérémonie de Yuan Shikai et pouvait passer pour la plus délicieuse des Parisiennes, comme pour la plus authentique Mandchoue.
Un beau soir de juillet 1917, un général chinois, Tchang Hsiun [Zhang Xun], à la tête de trente mille hommes peu armés mais bien disciplinés, la plupart mandchous, envahit Pékin, arrête le président (chinois), sa femme, ses trois concubines et les enfants. La ville chinoise est investie. Je me trouve coupé du quartier diplomatique et le lendemain matin, le téléphone marchant encore, je téléphone à la Légation: "J'ai une grande nouvelle à vous annoncer: nous sommes de nouveau sous l'Empire." "Vous êtes fou" me répond-on . . . "Regardez donc les enveloppes des télégrammes que vous avez reçus ce matin, regardez quel en est le cachet". En effet, les postiers chinois avaient ressorti immédiatement les anciens cachets et les anciennes enveloppes "Postes Impériales". Stupeur! "Comment le savez-vous?" Pardi, je le savais presque comme si j'avais assisté à la scène d'heure en heure; ma dame mandchoue me mettait au courant des événements et voici ce qui s'était passé: Le Général Tchang Hsiun, ancien palefrenier des écuries de l'Empereur (qui avait soigné les chevaux dans la Cité Interdite), après avoir arrêté le Président et sa famille, était allé réveiller le jeune Empereur qui pouvait avoir 11 ans, et après l'avoir fait habiller comme il convenait, l'avait poussé vers le trône. Immédiatement le sceau impérial avait été sorti de l'écrin dans lequel il dormait depuis six ans et les premiers décrets paraissaient, traitant uniquement du protocole. Un incident très curieux eut lieu ce matin là et me fut rapporté tout chaud : bien que l'entourage du jeune ex-Empereur l'ait élevé absolument dans l'ignorance de son haut rang, à peine fut-il juché sur le trône qu'il étendit la main vers l'assistance et ordonna d'une voix forte: "k'ho tow" et tous, le général Tchang Hsiun en tête, de faire à plat ventre le grand salut de cérémonie, tête frappée contre le sol. L'humeur instable et la méconnaissance totale de toute stratégie moderne causèrent la perte du général Tchang Hsiun, mais il dura quand même douze jours au cours desquels je fus bloqué dans la ville chinoise, ne courant aucun danger, mais causant à la Légation de vives inquiétudes et au Quai d'Orsay des débordements télégraphiques. Au bout de quelques jours le président Li Yuan-hong réussit à s'enfuir, laissant là sa femme, ses trois concubines et ses enfants.
Ma dame mandchoue me dit que bien que mandchoue, elle ne pouvait se faire à l'idée de voir ces pauvres femmes livrées à la soldatesque. Par sport plutôt qu'autre chose, j'essayai de faire quelque chose pour les sauver. Je les fis d'abord passer chez moi; ce fut facile, mais il fallait leur faire traverser les "lignes". J'eus l'idée de téléphoner à un des attachés de la Légation japonaise dont je savais la puissance. Rien à faire. Je monte à l'Ambassadeur du Japon, Yoshida, que j'avais eu l'occasion

d'amuser. Je le flatte. Il ne dit pas "non". Deux jours après, deux officiers de Tchang Hsiun arrivent chez moi avec un laissez-passer pour la femme et les enfants seulement. Pleurs des concubines qui se roulent par terre. Les officiers, esclaves de la consigne, ne veulent rien savoir pour les emmener.
En fin de compte, j'avais deux officiers et deux laissez-passer. Cela faisait deux voitures — on enferme les concubines dans une chambre, on les fait taire. Puis on sert le thé, un repas, on amuse les officiers. Après un long moment les voitures sont enfin prêtes. Dans la première il y a tout juste la place d'entasser la femme et les enfants, dans la seconde les ballots, les paquets, les boys en grappe suspendus aux portières repoussent toute investigation—Je me hisse et me perche sur le plus haut ballot de la seconde. Les barrages s'ouvrent devant nous et je fais une rentrée triomphale au quartier des Légations, où le Ministre de France me reçoit fraîchement, surtout lorsque de dessous les ballots, on sort les trois concubines un peu repassées, mais heureuses d'avoir échappé au viol et au puits: "Comment, Monsieur, non content de vous absenter pendant quinze jours, vous oser vous immiscer dans les affaires intérieures d'un Etat ami? Grave incident diplomatique, nous allons en référer à Paris". Le Ministre de France n'ayant pas voulu héberger ces dames, je leur offris mon pavillon et j'allai coucher à l'hôtel des Wagons-Lits. Une semaine plus tard, les troupes républicaines commandées par un ancien colonel de Yuan Shikai, Tuan Che-joy, battirent les trente mille Mandchous du général Tchang Hsiun près du Temple du Ciel. On m'a rapporté le trait suivant du général : à un moment où ses troupes et son état-major commençaient à flancher, il songea lui-même à filer, mais craignant une débandade s'il les laissait en plan, il se fit apporter une robe de lettré, la revêtit et prenant un éventail et un pinceau, il commença à jeter quelques vers sur le papier brun. Puis paraissant plongé dans une rêverie poétique, il se dirigea vers un enclos dont il franchit la porte à pas lents et solennels. A peine la porte franchie, adieu robe, éventail et pinceau. Il eut vite fait de sauter le mur et de s'enfuir à bride abattue vers le quartier des Légations où il trouva asile à la Légation hollandaise—mais cette déroute remettait mon président à l'honneur. Il avait repris ses concubines, m'avait laissé sa femme et ses marmots qui transformaient mon pavillon en un foutoir, souillant de confiture mes tapis et mes soies. J'eus beaucoup de mal à m'en défaire. Fatigué par les protestations d'affection de mon chef dont les sentiments avaient suivi la courbe des événements, je décidai de me retirer dans le petit temple taoïste jque je possédais à une journée de cheval de Pékin et demandai quinze jours de congé qui me furent accordés à la condition que je rédigerais un rapport. Or, je n'avais aucune envie de rédiger ce rapport—c'était l'époque du style diplomatique dans toute sa beauté et je ne m'en sentais ni envie ni courage. Je venais de commencer "Anabase" qui n'a d'ailleurs rien à voir avec ces événements . . . Au bout de huit jours le Ministre impatient de ne rien voir venir, me dépêche un courrier à cheval, que je renvoie sans un mot. Le surlendemain, puis tous les jours, je reçois des mots de plus en plus pressants et je me sentais de moins en moins décidé à écrire ce rapport. Enfin, mon congé terminé, je reviens à la Légation . . .sans le rapport ! Colère du Ministre qui, excédé, me dit: "Eh bien, puisqu'il n'y a pas moyen d'obtenir de vous ce rapport, écrivez-moi une lettre dans laquelle vous me raconterez ce qui vous est arrivé". Je lui donnai rapidement satisfaction, et ma lettre lui plut tellement qu'il l'envoya telle quelle au Quai.
J'ai su depuis que j'avais failli me faire renvoyer du Quai d'Orsay, non pas que mon action ait été désapprouvée mais parce que ma lettre n'était pas rédigée conformément aux usages.
Ce rapport existe toujours, je ne l'ai plus. Il a été copié. Wladimir d'Ormesson en avait une copie, d'autres le font circuler. Curieux, n'cst-il pas vrai ?
[Rapport = Relation respectueuse. In : Oeuvres complètes, S. 814-819]. [OAS]

Bibliographie : Autor

1924 Saint-John Perse. *Anabase*. (Paris : Nouvelle Revue franc#aise, 1924). 4e éd., rev. et corr., augm. d'une bibliographie. (Paris : Gallimard, 1948). In : Oeuvres complètes. S. 85-114. [WC]

1972 Saint-John Perse. *Oeuvres complètes*. (Paris : Gallimard, 1972). [Enthält] : Lettres d'Asie. [ETH]

1983 [Saint-John Perse ; Ivo Andric]. *Nuobeier wen xue jiang quan ji ; 35*. (Taibei : Huan hua, 1983). [Saint-John Perse 1960, Ivo Andric 1961].
诺贝尔文学奖全集= Works of noble prize for literature [WC]

1994 Mayaux, Catherine. *Les lettres d'Asie de Saint-John Perse : les récits d'un poète*. (Paris : Gallimard, 1994). (Les cahiers de la 'NRF'). [WC]

1999 [Saint-John Perse]. *Sheng-Qiong Peisi shi xuan*. Sheng-Qiong Peisi zhu ; Guan Xiaoming yi. (Hefei : Anhui wen yi chu ban she, 1999). (Faguo 20 shi ji wen xue cong shu). [Übersetzung der Gedichte].
圣琼·佩斯评传 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1982 Gaspar, Lorand. *De la poétique de Saint-John Perse : de la conception de l'art en Chine ancienne*. In : Bulletin de la Société Paul Claudel ; no 87 (1982). [OAS]

1983 Segalen, Yvon. *Entretien avec Saint-John Perse (le 27 mars 1953)*. In : La revue française de Pékin ; no 2 (1983). [OAS]

1987 Mayaux, Catherine. *Victor Segalen et Saint-John Perse : deux poètes en Chine*. In : Europe : revue littéraire mensuelle ; année 64, no 693-694 (1987). [OAS]

1994 Mayaux, Catherine. *Les lettres d'Asie de Saint-John Perse : les récits d'un poète*. (Paris : Gallimard, 1994). (Les cahiers de la 'NRF'). [WC]

1998 Qian, Linsen. *Saint-John Perse et la Chine : l'influence du taoïsme dans son oeuvre*. In : Literary intercrossings : East Asia and the West. Ed. by Mabel Lee and A.D. Syrokomia-Stefanowska. (Sydney : Wile Peony, 1998). (University of Sydney world literature series ; no 2). [OAS]

1999 *Littérature et Extrême-Orient : le paysage extrême-oriental = Le taoïsme dans la littérature européenne*. Textes réunis par Muriel Détrie. (Paris : H. Champion ; Genève : Slatkine, 1999). (Champion-varia ; no 37). [Eur]

2001 *Les écrivains français du XXe siècle et la Chine : colloque internationale de Nanjin 99' = 20 shi ji Faguo zuo jia yu Zhongguo : 99' Nanjing guo ji xue shu yan tao hui*. Etudes réunies par Christian Morzewski et Qian Linsen. (Arras : Artois presses Université, 2001). (Lettres et civilisations étrangères).
20世紀法國作家與中國 99'南京国际学术研讨会 [OAS]

2010 Papiers Léger : Alexis Léger : http://www.diplomatie.gouv.fr/fr/IMG/pdf/leger.pdf.

Saint-Pierre, Bernardin de = Saint-Pierre, Bernardin Jacques-Henri de (Le Havre 1737-1814 Eragny-sur-Oise) : Ingenieur, Professor, Journalist, Reisender

Bibliographie : Autor

1913 Sen, Bide [Saint-Pierre, Bernardin de]. *Li hen tian*. Sen Bide zhu ; Lin Shu, Wang Qingji yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1913). (Lin yi xiao shuo cong shu). Übersetzung von Saint-Pierre, Bernardin de. *Paul et Virginie*. Vol. 1-4. 2e éd., rev., corr. & augm. (Paris : P.F. Didot, 1787-1789).
离恨天 [KVK,Lin1,Eur]

Saint-Pol-Roux = Roux, Paul-Pierre (Marseille 1861-1940 Brest) : Dichter

Saint-Simon, Henri de (Paris 1760-1825 Paris) : Soziologe, Philosoph

Bibliographie : erwähnt in

1986 Ding, Bing. *Shenximen, Fuliye, he Ouwen*. (Beijing : Jing ji ke xue chu ban she, 1986). (Jing ji zhi shi cong shu). [Abhandlung über Henri Saint-Simon, Charles Fourier, Robert Owen].
圣西门, 傅立叶和欧文 [WC]

Sandeau, Jules = Sandeau, Léonard Sylvain Jules (Aubusson 1811-1883 Paris) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1934 [Augier, Emile ; Sandea, Jules]. *Bawalie xian sheng di nü xu*. Yashan, Sangduo he zhu ; Yang Yanqu yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1934). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Augier, Emile ; Sandeau, Jules. *Le gendre de Monsieur Poirier : comédie en quatre actes*. (Paris : [s.n.], 1854).
巴瓦列先生底女婿 [KVK,Eur]

Sardou, Victorien (Paris 1831-1908 Paris) : Dramatiker

Biographie

1906 Gründung der Chun liu she (Frühlingsweidengesellschaft) durch Li Xishuang in Tokyo. Sie führen westliche Theaterstücke in chinesischer Übersetzung auf. Es ist eine der frühesten und wichtigsten Theatergruppen für das Sprechtheater (hua ju). Zu dieser Gruppe gehören die Dramatiker Ouyang Yuqian, Ren Tianzhi und Lu Jingruo. Ihre berühmtesten Aufführungen waren *Hei nu yu tian lu*, eine Bühnenfassung von *Uncle Tom's cabin* von Harriet Beecher Stowe [ID D10429], *Cha hua nü*, *Die Kameliendame* von Alexandre Dumas fils [ID D8953] und *Re lei, re xue*, *La Tosca : pièce en cinq actes* von Victorien Sardou. In : L'illustration théâtrale ; no 121 (1909). [SH5,Din10:S. 46-47]

Sartre, Jean-Paul (Paris 1905-1980 Paris) : Schriftsteller, Philosoph

Biographie

1956 Besuch von Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir in China. [ClC]

Bibliographie : erwähnt in

1957 Beauvoir, Simone de. *La longue marche : essai sur la Chine*. (Paris : Gallimard, 1957). [Bericht ihrer Reise 1956 mit Jean-Paul Sartre auf Einladung der chinesischen Regierung von Beijing nach Nanjing, Shanghai, Hengzhou, Guangzhou]. [KVK,Cla]

1969 [Grene, Marjorie Glicksman]. *Cun zai zhu yi dao lun*. Meijiali Gelin zhu ; He Xin yi. (Taibei : Xian ren zhang chu ban she, 1969). (Xian ren zhang wen ku ; 17). Übersetzung von Grene, Marjorie Glicksman. *Introduction to existentialism*. (Chicago : University of Chicago Press, 1948). [Betr. Jean-Paul Sartre, Martin Heidegger, Soren Kierkegaard, Gabriel Marcel, Karl Jaspers].
存在主義導論 [WC]

1981 *Sate yan jiu*. Liu Mingjiu bian xuan. (Beijing : Zhongguo she hui ke xue chu ban she, 1981). (Faguo xian dai dang dai wen xue yan jiu zi liao cong kan). [Abhandlung über Jean-Paul Sartre].
萨特研究 [Eur]

1994 Tu, Chenglin. *Xian xiang xue de shi ming : cong Husai'er, Haidege'er dao Sate*. (Guangzhou : Guangdong ren min chu ban she, 1994). [Abhandlung über die Phänomenologie bei Edmund Husserl, Martin Heidegger, Jean-Paul Sartre].
現象学的使命 : 从胡塞尔, 海德格尔到萨特 [WC]

1995 Liu, Chuanguang. *Zhen shi yu chao yue : xian dai xi fang si da si xiang jia ren sheng lun tan xi*. (Guangzhou : Guangdong gao deng jiao yu chu ban she, 1995). (Ren sheng ke xue yan jiu cong shu). [Abhandlung über Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud, John Dewey, Jean-Paul Sartre].
真实与超越 : 现代西方四大思想家人生论探析 [WC]

1999 *Ren sheng yu xu wu : xian xiang xue yu cun zai zhu yi*. Yan Yuqiang, Jiang Jinhui zong ce hua ; Wen Pinyuan zhu bian ; Chen Peng fu zhu bian ; Ma Shang wen zi ; Chen Shuo hui hua jian zhi ; Zhang Lei hui hua zhu bi ; Song Yuanyuan hui hua zhi zuo. (Xiamen : Lu jiang chu ban she, 1999). (Dang dai xi fang zhe xue hua lang). [Comics ; Phänomenologie und Existenzialismus ; Edmund Husserl, Martin Heidegger, Jean-Paul Sartre].
人生与虚无 : 现象学与存在主义 [WC]

1999 [Johnson, Paul]. *Zhi shi fen zi*. Yuehan Xun ; Yang Zhengrun yi. (Nanjing : Jiangsu ren min chu ban she, 1999). (Han yi ta zhong jing pin wen ku; wen hua lei). Übersetzung von Johnson, Paul. *Intellectuals*. (London : Weidenfeld and Nicolson, 1988). [Enthält Artikel über Jean-Jacques Rousseau, Percy Bysshe Shelley, Karl Marx, Henrik Ibsen, Bertolt Brecht, Bertrand Russell, Jean-Paul Sartre, Edmund Wilson, Victor Gallancz].
知识分 [WC]

Sautet, Marc (1947-1998) : Französischer Philosoph, Schriftsteller, Übersetzer

Bibliographie : Autor

1995 [Sautet, Marc]. *Ren shi Nicai*. Patrick Boussignac tu ; Wu Zuoxun, Zhang Chunlan yi. (Taibei : Shi bao wen hua chu ban qi ye you xian gong si, 1995). (Shi bao man hua cong shu ; FS005). Übersetzung von [Sautet, Marc]. *Nietzsche for beginners*. Illustrated by Patrick Boussignac. (New York, N.Y. : Writers and Readers Pub., 1990). (Beginners documentary comic books ; 38).
認識尼采 [WC]

Segalen, Victor (Brest, Finistère 1878-1919 im Wald von Huelgoat, Finistère) : Schriftsteller, Dichter, Marinearzt

Biographie

1902 Victor Segalen besucht Chinatown in San Francisco und sieht sich ein chinesisches Theaterstück an. Er schreibt : "J'ai exploré aujourd'hui la 'Ville chinoise' enclavée dans l'américaine. Vingt-six mille Chinois industrieux, authentiques, peuple imuable, malgré les changements de milieu, travailleur, fourmilier, poli. J'en ai rapporté de petits bibelots absolument chinois puisqu'ils ne sont pas destinés aux Américains, mais à la vente entre Célestes : une cupule d'artoise incrustée, où le Chinois lettré délaie son encre de Chine, un pinceau monté sur bambou, et enfin – joie – du papier à lettre extraordinaire, léger, soyeux. De tous les théâtres indigènes ou exotiques flairés, cherchés ou subis, aucun ne m'a plus fortement 'étonné' que les scènes chinoises de San Francisco." [Morz:S. 92-93]

1904-1918 Segalen, Victor. *Notes sur l'exotisme* [ID D21561].
Er schreibt : "Exotisme : qu'il soit bien dit que moi-même je n'entends par là qu'une chose, mais universelle : le sentiment que j'ai du 'Divers'. Je conviens de nommer 'Divers' tout ce qui jusqu'aujourd'hui fut appelé étranger, insolite, inattendu, surprenant, mystérieux, amoureux, surhumain, héroïque et divin même, tout ce qui est 'Autre' – c'est-à-dire, dans chacun de ces mots de mettre en valeur dominatrice la part du Divers 'essentiel' que chacun de ces termes révèle."
"La sensation d'Exotisme : qui n'est autre que la notion du différent ; la perception du Divers ; la connaissance que quelque chose n'est pas soi-même ; et le pouvoir d'exotisme, qui n'est que le pouvoir de concevoir autre." "Voici un fait : je conçois autre et sitôt, le spectacle est savoureux. Tout l'exotisme est là."

Sekundärliteratur
1988
Yvonne Y. Hsieh : The relationship between 'self and other' preoccupied Victor Segalen for most of his life. The subject is inextricably linked with the concept of exoticism, on which he accumulated a series of notes. His broad definition of exoticism as 'la notion du différent', 'la perception du divers', 'la connaissance que quelque chose n'est pas soi-même' and the power of exoticism as 'le pouvoir de concevoir autre'.

(2000)
Marc Contard : L'essai se présente comme un ensemble de notes et aphorismes, des plans. En dépit de son inchèvement, cependant, malgré ses incertitudes, ses contradictions locales, l'essai nous révèle les grands principes de la poétique de Segalen, au sens le plus large : ésthétique et vision du monde. Son but est en effet de développer une conception du monde. La première tâche à laquelle il s'adonne est la redéfinition du terme même 'd'Exotisme', 'compromis', 'dangereux', 'équivoque', contaminé par l'idéologie coloniale ou par un usage touristique superficiel. Tout ce qui est 'en dehors' de l'ensemble de nos faits de conscience actuels, quotidiens, tout ce qui n'est pas notre 'tonalité mentale'.
Il est évident que, pour Segalen, l'Exotisme, dont il est venu chercher en Chine une sensation exacerbée, ne peut venir que de l'institution impériale, saisie à la fois dans l'archaïsme de ses 'Dix-mille années' et dans l'étrangeté rituelle de son focntionnement. La Chine moderne, entropique, ne l'intéresse pas et s'il a parfois des mots injustes, contre Sun Yat-sen ou même, contre le peuple chinois, c'est parce qu'il s'est construit autour de la figure de l'empereur une Chine imaginaire, idéale, intérieure, une Chine épurée par le point de vue exotique.
Car la Chine de Segalen réduite aux traces architecurales et monumentaires de la présence impériale reste und Chine littéraire, très éloignée de la réalité d'un pays alors en pleine mutation sociale. Touts sa vision de l'Empire du Milieu est dominée par la figure de l'empereur dont la symbolique et le mode rituel de gouvernement produisent sur lui un effet d'étrangeté intensément exotique.

2003
Qin Haiying : Jusqu'avant sa mort, Segalen n'a cessé de méditer sur la notion d'exotisme qu'il veut entièrement renouveler, généraliser, dépouiller de ses connotations tropicale, géographique, touristique, pour lui restituer toute sa valeur du différent, de l'autre. Parmis les diverses formulations par lesquelles Segalen tente de cerner la notion d'exotisme, la plus insistante consiste à définir celle-ci comme expérience d'une altérité qui réside à la fois dans la sensation du Divers et dans le pouvoir de 'concevoir autre'.
Essai sur l'exotisme est une série de notes restées à l'état de manuscrits inédits. Segalen n'a cessé de les rédiger, de les reformuler et de la approfondir au cours des quinze dernières années de sa vie. C'est essai devient de plus en plus une référence dans les réflexions sur le rapport entre 'nous' et 'les autres', ainsi que sur les thèmes de diversité, altérité ou relativisme culturel. On sait que la plus grande originalité de ce livre consiste en sa redéfinition totale de la notion d'exotisme. Dans le langage courant, à l'époque de Segalen comme aujourd'hui encore, l'exotisme est synonyme d'impression de pays lointains, des effets qui font penser à des coutumes et des climats étrangers. Segalen propose justement de dépouiller le mot de toutes ces connotations superficielles de courleur locale, liées à la littérature de voyage, à la littérature coloniale, tropicale. Il décide de revenir au sens premier de ce mot, à son préfixe 'exo-' qui signifie ce qui est hors de soi. L'exotisme proprement dit, c'est donc, selon lui, tout ce qui est extérieur à soi, tout ce qui étranger au sujet connaissant.
Le Divers entendu comme diversité et le Divers entendu comme altérité ne se situent pas sur le même plan, ne débouchent pas sur les mêmes conséquences. Quand Segalen se penche sur le Divers comme diversité, il produit une réflexion plutôt esthétique ; quand il se penche sur le Divers comme altérité, sa pensée se situe plutôt au niveau métaphysique. Sur le plan esthétique, il exalte la valeur du Divers, se réjouit de la diversité, mais sur le plan de la connaissance, l'altérité devient problématique. Autant la diversité est source de jouissance esthétique, autant l'altérité est source d'angoisse métaphysique. Telle est en gros la difficulté de la pensée de Segalen, d'une pensée pourtant bien cohérente dans sa propre logique. [Seg40:S. 13, 213-216,Seg19:S. 24-25, 45, 48,Seg:S. 12-13]

1904-1919 Victor Segalen : Sekundärliteratur allgemein.

1975

Eva Kushner : Victor Segalen conceived during his stays in China the ambition of translating through verbal means the forms of painting and sculpture. This aesthetic probing into correspondences between the arts might have occurred independently of his Chinese experience ; however, is that it was on the contary stimulated, enriched and channelled by concepts of Chines origin.To speak of Chinese 'influences' upon his poetry apart from this aspect would therefore be to isolate the intercultural process which occurs in his poetry as well as in his aesthetic thought from their very main-springs : the vision of a creative tension between the imaginary and the real. Any correspondence we can look for proceeds, not directly from Chinese reality and experience to the imaginary transformation in Segalen's poetry, but from his knowledge of Chinese works of imagination, permeated by Chinese thought, to the creations of his own imagination ; and as such they can help us to understand the intercultural and interlingual dynamics of the poetic process as it occurs in the poetry of those who have stood at the cross-roads of the history of nations.

Segalen’s ambition is to let his apperception of the world, and especially of his Chinese discovery. His aesthetic and ethic of travel in time and space rests upon an exaltation of otherness, complementary to the cultivation of individualism. To ensure that he will discover China in the objective and naturalistic way he claims is appropriate to the discovery of the wholly other he will, in fact, become a sinologist, learn the language, undertake several archaeological explorations, and write a book on Chinese scupture. To him, China is part of the real, an immense domain which it is for man to enjoy and to transform through his imagination. It is to be noted that the dialectic of reality and imagination assumes in his mind the form of a Chinese symbolic seal. The taoist and buddhist conception of unity in diversity, and of the identification of the particular with the universal, was attractive to Segalen inasmuch as he would not see diversity abolished, but on the contrary, esasperated and intensified, though he too views it in the wide context of a universal process. There is nothing self-denying in Segalen's ethical philosophy, and it would be wrong to claim that he ever agreed with much of buddhism. What he does admire in Siddharta is the immense human energy required to overcome the human in himself because, as he expresses it, 'man is something that should be overcome'. To him Siddharta represents this supremely human overcoming, but his motivation does not coincide with that of buddhism, nor for that matter with the ultimate motivation in taoism. For the taoist, sympathy for the created follows the attainment of what constitutes the experience of non-being : the illumination and the simplicity. Segalen's apprehension of tao remains solely intellectual. It is at the level of universal sympathy and of its manifestations that he shows a striking kinship with the taoist conception. Tao cannot be expressed but its infinitely diverse manifestations can be ; and it is, furthermore, in this realm of signs that poetry assumes its place.

The stele, originally a funeral monument meant to carry an inscription, and which Segalen translates into lapidary poetry, can serve as a prime example of the importance of signs in a world where, since being is unknowable, man is surrended and guided by signs alone, poetry being, a network of signs in the second degree, corresponding to the first and yet self-subsistent. There is a striking convergence between Segalen's thought and its basis in the Chinese respect for the sign, on the one hand ; and on the other hand the present-day emphasis on the relative freedom of signifier from signified. On the latter, that is, in regard to the involvement of personal ethics in the process of creation, it would rather seem that Segalen with his antecedents including the Chinese stands at the end of a long tradition. For him, in conformity with taoist thought, the work of art could not exist without the personal commitment of the artist, which the poem communicates to the reader.

Segalen's context appears to be that of Oriental spirituality, pertaining more particularly to the taoist doctrine of the mutual abolition of opposites, rather than tat of Western philosophical speculation.

1990
Anne-Marie Grand : La Chine va offrir à Victor Segalen la mise en scène de ces impressions personnelles. Deux éléments de la civilisation chinoise vont être, dès d'abord, fondamentaux : l'architecture et l'écriture. Deux inscriptions, à la pierre et au pinceau, à partir desquelles va se construire un univers symbolique. La Chine de Segalen est 'une vision de la Chine', comme il le confiait à Debussy et comme il l'a maintes fois répété. Le palais impérial devient un chef-d'oeuvre d'ordre, d'harmonie, d'équilibre. Mystérieux certes, mais d'un mystère fondamental, celui de l'être et du pouvoir. Il convient de reprendre l'itiniéraire intellectuel de Segalen pour y mesurer comment la Chine, et quelle Chine, se transforme en univers littéraire. Si l'architecture et l'écriture en sont les deux éléments dominants, il en est un troisième, tout aussi essentiel quoique plus diffus, l'impact de la pensée taoïste. Elle ne se présente jamais sous la forme d'une philosophie élaborée, plutôt comme une vision poétique qui viendrai corroborer certaines intuitions.
L'écriture en Chine est un art, non seulement art littéraire mais aussi art pictural. Ou plutôt comme l'écrit Segalen, une 'sorte d'art, ni peinture, ni littérature, vraiment inconnu à l'Europe'. La calligraphie a ses maîtres, fait l'objet d'un enseignement et peut s'apprécier en deça du sens, même si c'est en perdant un des éléments de sa beauté. C'est à cette présence picturale du caractère, sa compacité, l'énigme qu'il pose, comme s'il était toujours plus chargé de significations qu'un mot alphabétisé, qu'il doit d'avoir séduit de nombreux poètes occidentaux. Que dire alors de celui qui commence d'en percer les arcanes et, comme le narrateur de René Leys découvre 'une architecture et toute und philosophie dans la série ordonnée de caractères'. Pour Segalen, cependant, il s'agit de bien davantage que d'un constat ou d'une admiration esthétique, il s'agit de la confirmation, de la concrétisation d'une intuition, celle de l'autonomie de l'écriture.

2001
Henri Bouillier : La Chine n'était pas une fatalité pour Segalen. Même s'il n'était pas allé en Chine, même s'il avait tout ignoré de sa culture, il n'en aurait pas moins été le poète qu'il fut. Ses convictions auraient été les mêmes, et ses incertitudes, et ses recherches. Simplement, le détour l'eût conduit par d'autres chemins, l'allégorie aurait pris une autre forme, mais l'essentiel, le centre serait resté le même. Il reste que la Chine l'a admirablement servi. Le détour chinois adopté au départ comme un instrument d'exotisme est devenu bientôt le moyen de rejoindre la voie royale. La Chine a permis à cet homme si pudique et si secret d'exprimer son monde intérieur sans l'étaler, ni le galvauder. Il a trouvé dans la Chine l'instrument le plus propre à servir une poésie de voyant. On peut dire en ce sens que toute l'oeuvre 'chinoise' de Segalen est une immense allégorie de son univers de poète, une allégorie grâce à laquelle il pouvait projeter des éclairs dans la nuit ou fixer l'illumination d'un moment.

2003
Qin Haiying : Dans les oeuvres d'érudition de Segalen, comme dans ses textes de création, il formule ici et là des réflexions sur la langue chinoise dans sa particularité grammaticale et stylistique, sur l'écriture chinoise dans sa spécificité graphique et calligraphique ; ses réflexions, basées sur un solide savoir sinologique, ne se cantonnent pourtant pas sur le seul plan philologique, mais d'orientent toujours vers un but précis et qui est ailleurs : mettre au service du fait poétique la leçon de chinois, ou, selon ses propres termes, 'laisser prédominer la Littérature sur la Sinologie'.
Le poète a une connaissance suffisamment riche du chinois pour savoir que l'intérêt poétique de cette langue ne vient pas seulement de son étrangeté à la famille indo-européenne, mais aussi du fait qu'elle porte en elle-même une double différence : le chinois classique et l'écriture chinoise, tous les deux instaurant un rapport d'écart, à l'état naturel, oral, du chinois. Cette double différence interne contient une saveur exotique encore plus authentique et marquera profondément et la théorie et la pratique poétiques de Segalen.
Dans l'oeuvre de Segalen, les caractères chinois ne sont pas seulement revés, remotivés, démontrés, dilués dans le texte français, mais aussi directement présents sur la page de couverture, à la fin du livre, à la même page qu'un poème, sous forme de titre, d'intertitre, de sceau, d'épigraphe, affichant par là leur immédiate étrangeté et participant à la stratégie d'exotisme littéraire. Mais, si, dans ses version manuscrites, Segalen copie toujours lui-même des caractères, il ne laisse jamais apparaître son écriture manuscrite quand il s'agit d'insérer les mêmes caractères dans les textes imprimés. L'écriture chinoise qui figure dans ses livres édités, Stèles et Peintures, est toujours une calligraphie, d'un style scrupuleusement choisi par lui et exécutée par un maître chinois. [Seg40:S. 12, 14, 50,Seg27:S. 47-49, 69-70,Seg24,Morz:S. 107]

1904-1919 Victor Segalen : Quellen.
Baber, Edward Colborne. *Travels and researches in Western China* [ID D2409].
Binyon, Laurence. *Painting in the Far East* [ID D21512].
Bushell, Stephen. *Inscriptions from the tombs of the Wu family* [ID D21514].
Chavannes, Edouard. *Mission archéologique dans la Chine septentrionale* [ID D5098].
Chavannes, Edouard. *La sculpture sur pierre en Chine au temps des deux dynasties Han* [ID D2544].
Cheu king. Trad. par Séraphin Couvreur [Shi jing]. [ID D2588].
Chou king. Trad. par Séraphin Couvreur [ID D1601].
Combaz, Gisbert. *Les palais impériaux de la Chine* [ID D21518].
Combaz, Gisbert. *Les sépultures impériales de la Chine* [ID D21511].
Couvreur, Séraphin. *Cérémonial* [Yi li]. [ID D3016].
Favier, Alphonse. *Péking : histoire et description* [ID D21832].
Fenollosa, Ernest F. *Epochs of Chinese and Japanese arts* [ID D5101].
Gaillard, Louis. *Nankin d'alors et d'aujourd'hui : Nankin port ouvert* [ID D21515].
Jiangning fu zhi. [Nanjing].
Groot, J.J.M. de. *The religious system of China* [ID D787].
Lao-tseu. *Tao-te-king*. Trad. par Stanislas Julien [ID D2060].
Laozi. *Dao de jing* [in Chinesisch].
Laufer, Berthold. *Chinese grave-sculptures of the Han period* [ID D1064].
Le Kie tseu yuan houa tchouan. Trad. par Raphaël Petrucci [ID D21513].
Les quatre livres. Trad. par Séraphin Couvreur [ID D1576].
Li ki. Trad. par Séraphin Couvreur [ID D1642].
Liu, Xihai. *Jin shi yuan*. ([S.l.] : Lai feng tang, 1848). [Inscriptions].
Ollone, Henri d'. *Les dernier barbares* [ID D2911].
Paléologue, Maurice. *L'art chinois* [ID D21517].
Les pères du système taoiste : I. Lao-tzeu, II. Lie-tzeu, III. Tchoang-tzeu. Trad. par Léon Wieger. [ID D5546].
Petrucci, Raphaël. *La philosophie de la nature dans l'art d'Extrême-Orient* [ID D7096].
Ping, Yanhai. *Jin shi suo*. ([S.l. : s.n.], 1822]. [The research in metal and stone engravings].
[Sima, Qian]. *Les mémoires historiques de Se-ma Ts'ien*. Trad. par Edouard Chavannes. [ID D2584].
Suzhou fu zhi.
Simon, G. Eugène. *La cité chinoise* [ID D2437].
Tchang, Mathias. *Tombeau des Liang* [ID D21516].
Textes philosophiques : confuciisme, taoïsme, buddhisme. Trad. par Léon Wieger. [ID D1782].
Textes historiques. Trad. par Léon Wieger. [ID D1740].
Tschepe, Albert. *Histoire du royaume de Ou* [ID D21510].
Wieger, Léon. *Caractères chinois* [ID D2641].
Wieger, Léon. *Folklore chinois moderne* [ID D2843].
Wieger, Léon. *Histoire des croyances religieuses* [ID D3025].
Yao, Jin'guang ; Qian, Baotang. *Fuzhou shi yu wen zi suo jian lu*. (Shanghai : Guo cui xue bao she, 1912). [Inscriptions Sichuan]. [Hat Segalen ev. nur als Referenz angegeben]. [Seg20:S. 46-71]

1908 Brief von Victor Segalen an Saint-Pol-Roux : "Et Lao-Tseu ? Apporte-le, si possible, pour que nous le vénérions."
Brief an Henry Manceron : "Le sacré Livre du Vénérable nous le commande d'ailleurs : 'le Tao a produit Un, Un a produit Deux, Deux a produit Trois'. Ici le Tao bien avisé fut l'inestimable ami Henry, qui déclencha avec un flair amical dont je lui reste à toujours reconnaissant toute la série des bonnes et belles choses qui vont suivre : Paris, Départ, Regain d'Exotisme et le plus Extrême des orients !"
Brief an Jules de Gaultier : "Brest ne regorge pas de sinologues ; et le seul chinois, élève au Borda qui eût pu m'être utile prononce le langage mandarin du nor, l'officiel, comme un anglais pressé."
Anne-Marie Grand : Segalen est né de la lecture du Daodejing qu'il appelle 'le livre philosophique de (ses) amours intellectuelles'. La première mention est dans cette lettre à Saint-Pol-Roux. [Seg27:S. 59-60,Bla11:S. 20]

1908-1909 Victor Segalen besucht einen Chinesisch-Kurs an der Ecole de langues orientales in Paris und besteht das Dolmetscher Examen der französischen Marine. Durch die Bekanntschaft mit Claude Farrère und Henry Manceron beginnt sich Segalen mit der Idee zu befassen, eine Reise nach China zu unternehmen.

Briefe von Victor Segalen an Jules de Gaultier : "Je me suis donc mis à l'étude du chinois. Tout compte fait, j'attends beaucoup de cette étude, en apparence ingrate, car elle me sauve d'un danger : en France, et mes projets actuels menés à bout, quoi faire ensuite, sinon, de la littérature ! J'ai peur de la recherche du 'sujet'. Alors que jusqu'ici, c'est toujours le sujet qui s'est imposé et m'a tenaillé jusqu'à son avènement, ou son enkystement provisoire. En Chine, aux prises avec la plus antipodique des matières, j'attends beaucoup de cet exotisme exaspéré."
"Mes études de chinois, servies par le plus lucide des professeurs, ne détonnent pas dans la note exotique, puisqu'elles représentent la pensée, certes, la plus antipodique que je puisse désirer."

Brief von Arnold Vissière an Victor Segalen : "Des leçons de chinois données par un jeune homme originaire de Han-k'eou pourront vous être utiles, si vous ne perdez pas de vue que sa prononciation diffère parfois de celle de Pékin et s'il s'applique à vous parler dans son meilleur Kouan-houa (langage mandarin). N'insistez donc pas pour imiter fidèlement sa manière d'articuler les mots ; je vous indiquerai plus tard les nuances à observer, à cet égard, pour prononcer comme les Chinois de Pékin."

Qin Haying : L'examen qu'il subit porte notamment sur la langue chinoise écrite, mais en dehors des cours, il apprend aussi la langue parlée auprès d'un Chinois résidant à Brest, ce qui l'amène à se sensibiliser à la diversité de prononciations dialectales du chinois et le prépare à ses futures méditations sur la différence fondamentale entre le mot dit et le mot écrit. [Seg:S. 7, 20,Seg40:S. 12-13,Seg19:S. 14]

1909 Segalen, Victor. *Lettres de Chine* [ID D9511].
[Auszüge aus Briefen an seine Frau Yvonne Segalen-Hébert].

Paquebot, 26 mai

Hong-Kong est une chose splendide. Première vision de Chine, car ces monts hautains, aux lignes élégantes et nobles, drapés de brousse verte voilée parfois à mi-seins de collines de l'ombre de nuages, cela, c'est de la terre chinoise, malgré la possession anglaise. J'avoue cependant que ces possesseurs en ont tiré un splendide parti. Dans les eaux limoneuses du Yangtseu, dont on ne voit pas les bords, mais qui roule, dans un estuarie immense, toute la terre qu'il a dérobée au continent.

Chang-hai, 29 mai

Nous sommes arrivés hier à 6 h. ½ en plain Yangtseu, limoneux, mais rosé dans sa fange qui n'est pas sale. Mais Chang-hai n'est pas sur le Yangtseu, mais sur la petite et large rivière Houang-p'ou. Nuit. Jonques aux ailes immenses de chauve-souris. Vapeurs. Lumières. Bruit. Chang-hai. Je débarque au hasard. C'est après-midi, expédition à Zi-Ka-wei, l'observatoire célèbre des Jésuites. Tramway commode et rapide à travers une campagne plate, jaune, fertile en diable. Si tant et si bien que les poteaux électrophores semblent y pousser avec une merveileuse facilité.

Chang-hai, 30 mai

Mais Chang-hai cosmopolite m'ennuie déjà. J'ai tous les repères qu'il m'y faut, pour plus tard. Je m'en vais sans regret, vers la Chine, la très vraie, et, dès demain, je passe la nuit à Sou-Tcheou, ville célèbre et célébrée par Marco Polo (entre Chang-hai et Nankin). Je serai à Nankin le 2, à Han-K'eou le 4, à Pékin sans doute le 10.

Sou-Tcheou, 1er juin

Voici donc la vraie Chine. De Chang-hai à Sou-Tcheou, plaine, plaine d'alluvions, mais riche : fermes un peu bretonnes, toits gris à peine chinois. Partout de petits kiosques et du sarrasin dru et brun. Sou-Tcheou, plaine encore. Au loin pourtant des collines qui masquent le lac T'ai-hou, grand lac. Je prends un âne pour foncer vers la Pagode à huit étages que j'aperçois à 2 ou 3 km à l'intérieur des murs. De 5 à 7 h., le tout Sou-Tcheou mondain défile sous mes fenêtres, dans les voitures européennes. Et voici la première image de la femme chinoise sous un profil que je ne lui aurais pas soupçonné : hausse-col noir ou blanc, ou bleu, cheveux plats, tombant verticalement sur les joues.

Nankin, 3 juin

On atteint la ville murée : 38 km de tour de murailles crénelées, une grande porte, et, à l'intérieur, des champs, des rizières, des fermes, des dunes, des forts, des routes, tout, excepté une ville. J'aurais aimé à prolonger mon séjour à Nankin.

Han-K'eou, 7 juin

La ville chinoise est peu intéressante. C'est la vente des porcelaines neuves de l'immense fabrique de King-tö tchen. Que tout ce qui est ancien est plus beau ! On remonte le Yangtseu à 13 noeuds. Depuis Nankin, les collines montent, ondulent, très vertes, très proches des rives. Le fleuve tourne à chaque instant.

Pékin, 12 juin

Han-K'eou m'a donné deux jours immodes et un troisième fort passable. Puis, j'y ai pris pied. Je sais de quoi il en retourne. En deux mots : c'est la place forte à venir du commerce de la Chine, le coeur affairé d'Extrême-Asie.

Le 'rapide' Han-K'eou-Pékin ne part qu’une fois par semaine. Trajet en 30 h pour 1.214 km. D'abord, traversée des Houai-yang chan, collines, puis montagnes ; durant deux heures. Mais ensuite commence l'énorme, l'interminable plaine du Honan, du Cheli ; un champ immense : riz, millet, blé pâle et petit mais si dru ! C'est vraiment la Terre nourricière.

Enfin Pékin. Ma ville. Arrivée à 5 h. du soir. Murailles, grandes murailles. Légation. Tes lettres. Hôtel splendide.

Pékin, 16 juin

Je suis resté deux jours à Tien-Tsin (Tien-Tsin est à 3 H. de Pékin. Voie plate sans intérêt. Pays d'alluvions assez riche). L'après-midi, je me rends au Consulat, et voici Claudel. Froid et aimable d'abord, plus aimable que froid. Tête ronde, yeux porcelaine très vifs ; menton et bouche empâtée comme son parler un peu. Il a reçu mon livre et ma lettres, les a lus. Il me retient longuement. Il m'emmène en voiture pour me montrer Tien-Tsin. D'abord l'église neuve, couronnée des épitaphes des massacrés de 1870. Puis, dans la ville chinoise, vers le temple de Li-hong-tchang, le dernier vice-roi du Tcheli, que l'on vient de écréter dieu.

Claudel me parle ensuite fort à la légère de l'hindouisme, qu'il me semble ne connaître qu'à travers [Jules] Michelet. Mais, comme moi, il est d'emblée en Chine, allé vers le Tao-tö King, l'abyssale pensée du vieux Lao-tseu. Et là encore, il ne la pense qu'à travers une vague traduction ; car, - voici le piquant ! Si [Louis] Laloy et moi avions reconnu, clair comme le jour, l'influence du style chinois écrit, sur sa prose, Claudel m'apprend qu'il 'ne sait pas un mot de chinois'. J'ai employé cette matinée

aux visites officielles du corps consulaire.

Pékin, 21 juin

Hier, dans la rue des Libraires où j'ai acheté à bon compte un joli exemplaire du Tao-tö King, livre philosophique des mes amours intellectuelles, et un recueil des poésies de la dynastie des Tang, parmi lesquelles les oeuvres de Li T'ai-po, dont le 'Livre de Jade' donnait quelques pièces.

Pékin 24 juin

A 6 h re-cheval. Aujourd'hui promenade exquise, par un ciel pur, et un soleil doré qui joignait sa chaleur colorante à la couleur des toits jaunes impériaux, tout autour de la Ville Interdite, du fond de laquelle se haussent, par dessus les murailles aux tuiles brunes et rousses comme la paille chaude, des kiosques mystérieux et d'élégants pavillons.

Pékin, 29 juin

Je t'adresse un plan de Pékin où j'ai marqué les principaux endroits et numéroté les portes qui sont les grands repères de la ville. Tu y verras qu'en allant du sud vers le nord, on suit jusqu'au Palais Interdit un chemin qui ne manque pas d'allure : porte sud de la ville chinois puis grande voie entres les Temples du Ciel et de l'Agriculture. Porte 15 (ville Tartare), énorme, de belles couleurs bien que toute neuve ; puis porte 20, Palais Impérial interdit. On n'en voit que les kiosques les plus hauts, tous revêtus de tuiles couleur de moissons mûries. En suivre l'enceinte est ma promenade préférée, le soir, entre 6 h ½ et 8 h. Je monte par la grande voie qui traverse toute la ville Tartare de la porte 14 à la porte 13, je sors par celle-ci, je pousse une pointe au temple de lamas qui perche à l'extrême nord, et je rentre par la porte 12 pour suivre, entre des étangs, des boutiques, sculptées et dorées, les zigzags du mur impérial que surpassent des monticules artificiels. Car Pékin et la plaine environnante n'offrent pas la moindre ondulation. Seulement, à 15 km à l’ouest, les montagnes se haussent.

Pékin, 30 juin

Ce matin, je suis allé à cheval au Pei-t'ang, qui veut dire Temple du Nord, et n'est autre chose que la carhédrale et le séminaire des Lazaristes. Un fois de plus, prendre pour maxime de ne rien accepter sur la Chine que l'on n'ait vérifié soi-même. Si on ne le peut faire, eh bien, ni croire, ni ne pas croire, et se réserver une attitude mixte. L'île de K'ong-t'ong, que toutes les géographies donnent comme française depuis 1860 possède un drapeau vague sur un cimetière français. C'est tout.

Pékin, 3 juillet

J'ai pris le livre de Mgr Favier sur Pékin, dont j'ai eu la bonne fortune de trouver encore un exemplaire en grande édition. Je couvre mon plan chinois de notes nécessaires, pour qu'à la seule inspection, en nous promenant, en voie dans quel faubourg du Pékin actuel se trouvait autrefois la ville de Ki, 1121 avant J.-C., ou celle de Yeou-tcheou, en seulement 900 après.

Augusto [Gilbert de Voisins] est donc arrivé à Tien-Tsin, où je l'attendais, ce matin à 4 h 37.

Pékin, 7 juillet

Les murailles ont 10 à 20 m de largeur, au faîte. Nous les avons suivies jusqu'à la porte 15, la plus belle, monumentale, dorée, bleue et verte. Crépuscule trè doux. Ce matin, belle chose, le Temple du Ciel, ce grand espace blanc que tu vois sur le plan de Pékin, au sud de la ville chinoise. Dans un parc immense de thuyas, les thuyas graves d'une pagode, se parsème toute une tribu fixée de pavillons, de kiosques, de ponts, de portes, et surtout, les trois énormes et circulaires terrasses de marbre, embalustrées de marbre, - dallées de marbre, et n'ayant pour coupole immense que le ciel drapé des nues, de l'autel où l'Empereur vient chaque année sacrifier au firmament.

Pékin, 12 juillet

Je serais parfaitement heureux depuis l'arrivée d’Augusto [Gilbert de Voisins]. Nous nous entendons à merveille et préparons un admirable voyage, et vivons dès maintenant une belle vie satisfaire.

Avant-hier nous avons fait notre première promenade aux collines de Pékin. Partis à 7 h avec Yang, l'intendant, un mafou, quatre chevaux, un cuisinier monté sur âne avec sa cuisine et en route bien avant nous, nous sommes arrivés vers 10 h à Pi-yun-sseu, pagode au pied de la montagne. Traversé un village et côtoyé le Palais d'Eté où nous reviendrons à loisir. Pi-yun-sseu, monastère bouddhiste évacué par les bonzes, vide maintenant de gêneurs, et gardé par de discrets acolytes, est une série d’escaliers, de pavillons, de kiosques, d’arcs de triomphe grimpant de la plaine à mi-hauteur de la colline. Nous l'avons couru toute la matinée, et nous y avons trouvé : des choses ignominieuses, et un spectacle inoubliable, obsédant, et Une chose belle : Bouddha nous accorde de nous en rendre maîtres !

Et dans un inoffensif et délabré pavillon latéral, je tombais en arrêt sur ceci : une forme très lourde de poids, très poussiéreuse, très suave. J'en veux balayer la tête, elle me reste à la main... et, essuyée d'un revers, me donne la sensation, le poids et le poli d'une tête Egyptienne... A nous deux nous lavons la statue qui a 60 cm de haut, et nous en tombons immensément amoureux. Quoi faire ? Nous la resalissons avec piété, nous la recouvrons pieusement de terre et de poussière, et nous revenons mélancoliques, à Pékin, avec le sésir furieux de l'obetenir, par quelque moyen.

Pékin, 15 juillet
Voici nos derniers jours : une exquise promenade au Temple de la Grosse Cloche, à 10 km de Pékin. Je sais que l'Empereur accomplit ici des fonctions millénaires et purement chinoises.
Pékin, 21 juillet
Nous partons demain matin pour les tombeaux des Ming et Kalgan. Nous ferons encore une autre excursion, les Si-ling, en chemin de fer également, irons voir le Palais d'Eté.
La Tout du Tambour. La Tour de la Cloche. Surhaussés de leur tertre de terre, entr'aperçus l'un derrière l'autre au travers de leurs arches déformées, ils se jumellent par le site, la sonorité et le nom : Tchong-leou, Kou-leou.
Pékin, 22 juillet
Nous partons donc demain, 23, pour les Si-ling, ou Tombeaux Occidentaux de la dynastie régnante, des Tsing. Départ définitif le 1er août, pour Pao-ting-fou où nous déjeunerons, puis Ting-tcheaou, à mi-route sur la voie ferrée entre Pao-ting et T'ai-yuan-fou. Là, première caravane sur Wou-t'ai-chan. A Wou-t'ai, deux jours pour visiter le monastère qui est une des plus belles lamaseries de Chine. Et quatre jours de descente de Wou-t'ai à Tai-yuan fou. C'est à Tai-yuan seulement que nous formons la caravane, - mules, charrettes ou chambeaux – qui doivent nous mener en plein Kansou. On affirme, dans cette province, une grande famine.
Nan-K'eou, 31 juillet
A Tch'ang-p'ing, première étape, thé, redépart et arrivée après quatre heures pleines de cheval au sud de l'immense plaine encerclée de montagnes que l'ancienne dynastie avait choisie pour sépulture. Le plus noble et le plus puissant en fut Yong-lo, frère du Hong-Wou enterré à Nankin, et dont il détrôna le fils pour s'emparer du trône. Son tombeau est aussi le plus vaste et le plus classique, le plus pur. Le plan en est inévitable : muraille d'enceinte, plâtrée de torchis peint de Rouge. Triple porte, cour, portes, grande pagode au double toit jaune, d'un dessin très beau. Enorme salle de 60 m de long ; colonnade de gros troncs de cèdres de 10 m de haut. Ceci est vraiment de l'architecture. Le tout, au milieu d'un parc. Les autres tombes beaucoup plus petites, mais si reposées, si intimes, si égales et similaires malgré des nuances inattendues. Ce matin, nous sommes sortis d'assez bonne heure de Nan-K'eou (petite ville délabrée, ceinte d'une muraille crénelée) pour remonter en pleine vallée jusqu'à la Passe de Nan-K'eou, porte dans la Grande Muraille. C'est un haut rempart de pierres et de briques, parsemé tous les 100 m de tours de briques crénelées. C'est assez inutile et fort beau. Cela se déroule avec la même puissance à travers monts et plaines. Au nord, c'est encore la Chine politique, mais en réalité c'est déjà toute la Mongolie qui découvre.
Pékin, 8 août
Voici notre tableau de marche pour douze jours :
Partir lundi 9, à 9 h.30. Pao-ting fou, midi. Arriver Ting-tcheou, à 6.
Mardi 10 : Partir Ting-tcheou 10 h. Coucher Fou-Ping.
Mercredi 11 : Fou-Ping à Grand Muraille.
Jeudi 12 : Grand Muraille à Wou-t'aichan.
Vendredi 13 et Samedi 14 : Wou-t'ai-chan. Pagodes. 2.000 bonzes. Monastère.
Dimanche 15 : Wou-t'ai-chan à Wou-t'ai-hien.
Lundi 16 : Wou-t'ai-hien à Tsing-tcheou.
Mardi 17 : Tsing-tcheou à Tai-yuan-fou. Et deux jours passés à Tai-yuan-fou pour former caravane.
Ting-tcheou, 11 août
La partie la plus soignée est toujours la Porte. Celles de Ting-tcheou sont fort belles. Augusto [Gilbert de Voisins] a aperçu quelque chose d'assez saisissant : un mur de 2 m, entourant une sorte de puits de broussailles ; émergeant de tout cela, mais enfoui jusqu'aux genoux, un dos d'homme, les épaules, une tête coiffée du chapeau de cérémonie des Ming. Nous avons escaladé le muretin, sauté à l'intérieur, et nous sommes trouvés nez à nez avec une belle statue mandarinale de bois. Augusto l'a nettoyée de la boue et des feuilles.
Tsieou-yang
13 août. Avons atteint Li-yuan-fou, après deux étapes assez dures, mais fort belles. Nous remontons la vallée du Cha-ho. Le pays est merveileusement divers.
14 août. Arrivée à Che-tsouei – voici la vraie montagne. Le point le plus élevé de notre route d'aujourd’hui est un col de 1.350 m, à l'endroit précis où nous atteignons la Grande Muraille.
15 août. Wou-t'ai-chan est une sorte d'élargissement de la vallée que nous avons remontée six heures durant. Petit village insignifiant, mais, tout autour, tout en haut, étagées à perte de vue au flanc des montagnes, des lamaseries par centaines. Tout au centre, un énorme bulbe blanc de forme à peine nouvelle, c'est la Dagoba hindoue, le reliquaire de maçonnerie venu de l'Inde nord.
16 août. A coté de la grande Dagoba est un autre monastère, plus complexe, plus ascensionnel et plus riche. Il contient un grand édifice blanc à deux étages, un petit temple entièrement en cuivre jaune,

deux trous à treize étages faites aussi du même métal, et qui, adossées à la montagne, font flèche vers le haut des monts, couronnés de la plus belle chose : le grand temple des lamas mongols, aux tuiles jaunes rehaussées de petit toits bleu-turquoise.

Tai-yuan-fou, 24 août

Partis de Wou-t'ai-chan très reposés, très ravis des deux jours passés en haute montagne. Mais étape fort dure. De 9 h. du matin à 5 h. du soir. Montons d'abord à un col de 2676 m. d'altitude où nous trouvons toute la flore de l'Engadine, scabieuses, édelweiss. Couchons à Nan-t'ao-t'ou. Départ avec l'aube, et commencée des chemins en Terre jaune. Je n'ai jamais vu d'apparat agricultural plus évident. A Tai-yuan-fou – grande ville aux longues et éternelles murailles crénelées.

Alors, j'avais eu une idée de génie : reprendre le chemin de fer qui raccorde Tai-yuan-fou à la ligne Pékin-Han-K'eou, puis l'embranchement qui va de celle-ci à Honan-fou. Cette dernière ville est la plus proche de toutes de Si-ngan.

26, nous arrivons à Piang-yang-fou le 1er septembre, que nous traversons le Fleuve Jaune le 7, et que le 10 au soir nous couchons à Si-ngang, après avoir fait 650 kilomètres, à une moyenne de 45 par jour.

Tai-yuan-fou, 25 août

Mon *Fils du Ciel* tient fort bien ses promesses et s'assure un peu tous les jours durant les très longues chevauchées silencieuses. Il aurait cette affabulation : comme héros, un personnage immortel, ou plutôt sans cesse renaissant, phénix du trône, l'Empereur. Première partie : La Chine aristocratique et somptueuse, au faste nombreux, aux raffinements du toucher, des yeux, de tout apparat. Deuxième partie : l'Empereur, tombé du trône et fugitif voit une autre Chine, misérable et précaire, qu'on lui cachait si merveilleusement bien. Son étonnement, ses angoisses. Vive opposition entre la première et la deuxième partie. Sa résolution, s'il redevient Maître, de remédier à tout. Troisième partie : courte, serrée : il a reconquis le trône et son faste. Et tout reprend comme par le passé éternel. Comme matière, toute l'Histoire de tous les Empereurs. Comme drame, la confrontation des deux Chine, impériale et populacière. Comme tissu, quelque chose qu’on n’a pas encore fait : l'histoire humaine d'un héros multiple, changeant et toujours renaissant. Comme exotisme : attitude de cet Empereur en face de son pays. Comme temps d'oeuvrer : quatre ans. Je crois tenir un beau livre.

Yu-ts’eu-bien

29 août. Nous avions enfin pris la grand’route, la vraie grand'route impériale, celle des caravanes de jadis.

7 septembre. Nous voici au coeur de la très vieille Chine. Nous allons d'une ville très vieille à une autre plus âgée encore, Piang-yang-fou. La route monte vers la porte d'entrée, qui, semi-circulaire, se bombe vers l'arrivant. Un couloir en demi-lune, entre deux hautes murailles crénelées, mène aux deux baies latérales. Cour intérieure. Troisième porte, et l'on est enfin dans la ville. Au dedans, ville morte, entièrement morte.

8 septembre. C'est une route connue des muletiers, plus courte que la grande, et qui nous met ce soir à Pou-tcheou, à droite du Houang-Ho, que nous traverserons demain soir à Tong-Kouan.

Tong-Kouan, 11 septembre

Nous avons passé hier le Houang-Ho, changé de province et mis une énorme barrière d'eau jaune entre nous et l'océan. Au lieu de prendre la grand'route, plus longue, j'ai fait suivre le pied des montagnes, les Tchong Kiao. Tong-Kouan est une ville toute en longueur entre monts et fleuve, et lieu de trafic important. Nous serons dans trois jours à Si-ngang-fou.

Houa-tcheou, 14 septembre

On est allé, au petit matin, explorer la route, la grand'route impériale qui mène à Si-ngan-fou. D'abord j'écris sur mon cahier à peau d'âne le compte précis de la journée, étape et tuyaux renseignants, puis sou la rubrique *Briques et tuiles* un amalgame de fragments, de proses, d'inventions dont je t'envoie parfois des copies, et d'où j'extrais peu à peu ce qui deviendra *Le fils du ciel*. J'ai cinquante bonnes pages. J'écris sans difficulté, par plaisir, et sans gêne d'une vie si mouvementée. Je me crois dans une exellente période.

Avant-hier soir nous avons couché au Houa-yin-miao, grand temple confucéen situé aux pieds de la célèbre montagne Houa-chan, l'un des cinq monts sacrés de Chine, et le matin nous l'avons visité avec une grande émotion, car le spectacle était fort. En voici quelques échos : "Première cour, peuplée de stèles ; d'un peuple de stèles, sous les thuyas 'graves'. Elles sont innombrables. C'est ici le lieu et le culte des très sacrés et très ancestraux caractères. Immenses, à tenir toute la tablette, ou menus comme les granulations de la pierre ; parfois anguleux et rêches ou bien souples et mordants, éclaboussés encore de l'élan du pinceau, ou si nobles d'être originales, les voici tous, les sphinx à la valeur unique. Il y en a d'épais et d’empâtés. Il y en a de dansants, il y en a de stables, il y en a de vertigineux, où la fougue de tout un art inconnu à l'Europe, tourbillonne. Quand ils restent solitaires, leur sens n'est pas un, mais complexe comme leur histoire. Quand, enchaînés par la logique du discours, ils pendent les uns aux autres, et empruntent leur valeur à ceci, qu'ils sont là, et non pas ici, alors ils forment une

trame soudaine, figée pour l'artiste lui-même, et qui n'est plus pensée dans un cerveau mais dans la pierre où ils sont entés. Et leur attitude hautaine, pleine d'intelligence, est un geste de défi à qui leur fera dire ce qu'ils gardent. Ils dédaignent de parler. Ils ne récalment point la lecture ou la voix ou la musique ; ils méprisent les syllabes dont on les affuble au hasard des provinces ; ils n'expriment pas, ils signifient, ils sont."

Ces caractères, j'ai pu tous les emporter, grâce aux estampages que les moines en font avec le plus grand soin : ils enduisent toute la stèle d'encre d'imprimerie, la couvrent de papier qu'ils tapotent, et ils tirent ainsi de merveilleuses épreuves dont j'ai une centaine et que tu verras à Canton. Il y a toutes sortes d'époques.

Si-ngan-fou, 20 septembre

Le plan de Si-ngan est simple : deux longues rues étroites faisant croix, l'une Nord-Su, l'autre, la plus commerçante, Est-Ouest.

21 septembre. Somme toute, on trouve de belles choses. Mais on trouve surtout ceci d'inappréciable en Chine : c'est de sentir à jamais l'art chinois. Puis visite aux Soeurs franciscaines françaises. Et avec les deux missionnaires, pélerinage au célèbre musée des onze mille stèles, le pei-lin, ou 'Fôret des tablettes'. Merveilles, toutes emportables, par honeur, grâce aux admirables estampages dont nous allons choisir des centaines. Résolution d'écrie un Essai très poussé : 'Essai sur les caractères'. Il faut révéler cette sorte d'art, - ni peinture ni littérature, vraiment inconnu à l'Europe. Puis la célèbre stèle Nestorienne, qui raconte toute l'histoire du nestorianisme en Chine, en l'an 735. Vénérable et beau.

Si-ngan-fou, 3 octobre

Nous avons été claustrés tous ces jours-ci par une pluie incessante. Le Wei-ho est débordé et nous barre la route. Ce séjour forcé est un retard surtout ennuyeux parce qu'il recule ton arrivée.

Li-tchouan-bien, 5 octobre

Nous avons pu nous enfuir enfin de Si-ngan-fou.

Ta-yu, 7 octobre

La Terre Jaune a repris, plus excavée, plus tortueuse, plus enchevêtrée que jamais. Comme elle recouvre maintenant des montagnes qui ne nous quitteront plus jusqu'au Kansou, les crevasses sont immenses, et les sentiers passent où ils peuvent. Le paysage se déroule comme un décor. Les routes commencent à se peupler aussi.

Lan-tcheou, 24 octobre

Nous avons franchi la quatrième et dernière montagne à 10 km à pein de Lan-tcheou, après avoir suivi quelque temps le Houang-Ho retrouvé, plus rapide, plus jaune et plus bouillonnant que jamais.

Lan-tcheou est au milieu d'un cirque de montagnes de grès rouge, au sud, de terre jaune et très blonde, au nord. Aucun bâtiment remarquable, mais une popoluation mélangée de Tibétains et plus rude que celle des autres provinces nord. L'intérieur de la ville est rigoureusement le même que celui de toutes les grandes villes chinoises. Un peu plus de fourrures, dont peu de belles.

Lan-tcheou, 31 octobre

Lan-tcheou a été beaucoup plus agréable et accueillant que Si-ngang. Ville tout d'abord beaucoup plus pittoresque et dont les remparts dessinent sur la plaine le caractère 'chou', longévité. Montagnes blondes, jaunes et rouges, enclosant une plaine de dix km de long, traversée par le Houang-Ho déjà jaune de boue et déjà tumulteux. Nous avons un aperçu du Tibet beaucoup plus intéressant que celui de Kou-Kou-nor. Tout ce pays est franchement tibétain comme montagnes, gens, produits. Et vraiment, cet énorme plateau, le toit du monde, dont nous allons côtoyer la lisière pendant un mois, méritait un coup d'oeil. A Song Pan nous serons à 3.000 m entourés de troupeaux de yaks, de marchands de Lhassa, de caravaniers du Turkestan et de quelques Chinois échangeurs.

Mon *Fils du Ciel* bout d'impatience. C'est un projet colossal. Mon roman bouddhiste prend une excellente tournure. Son titre s'est tassé et est devenu : 'Imitation du Bouddha'. Les notes, les désirs d'oeuvres s'accumulent en moi et autour de moi.

Min-tcheou, 8 novembre

Trois jours après Lan-tcheou, on a vu les collines encerclantes se piqueter de rouges et de gris, puis les longues stries verticales et blondes devenir plus dures, et s'horizontaliser, et le sol enfin brunir à l'égal des terres de labour en pays d'Occident. Enfin, les forêts commencent. Le pays est splendide et non plus excentrique. Puis nous avons commencé l'ascension de la grande chaîne qui coupe en deux la Chine, les Tsing-Ling, qui vont se raccorder à l'immense ossature du Tibet. Le versant nord en a été splendide. Enfin, depuis deux jours, nous remontons la très belle vallée du Tao-ho. C'est le premier fleuve que nous voyons bleu et clair. Et nous voici à Min-tchou à peu près au tiers de la route de Tcheng-tou-fou.

Le Fils du ciel prend corps de la façon suivante : je feindrai que le livre soit écrit par l'annaliste officiel de la période Kouang-siu (le dernier Empereur) ce qui me donnera une trame purement chinoise, très serrée, et qui me permettra, partant d'un terrain plus dûr, de sauter plus librement dans les proses

intercalées. Le sujet est énorme, je n'en disconviens pas ; personne ne l'a osé jusqu'ici. J'ai cette bonne fortune que la Chine, milieu immense, soit intacte dans les Lettres françaises.

Kieh-tcheou, 17 novembre. A mi-route entre Lan-tcheou et Tcheng-tou.

Deux jours après Min-tcheou ont commencé les gorges du Hei-chouei. Mais d'abord il a fallu traverser le torrent lui-même. Les gorges du Hei-chouei nous ont tenus trois jours entier, et ont été splendide. Nous avons décidément renoncé à Song-Pan.

20 novembre. Nous descendons toujours, et jusqu'à Pi-Keou, la vallée du Hei-chouei, plus large, plus jaune, plus heurté encore.

Pi-Keou 24 novembre

La splendeur des montagnes continue. Enfin nous atteignons Pi-Keou, tête de la navigation sur le Pai-chouei.

Mien-tcheou, 3 décembre

Voici trois jours de jonque, différents et plaisants au possible.Mien-tcheou est la première ville qui, depuis Pékin, nous en ait vraiment donné l'écho, mais en plus 'pays chaud'.

Tcheng-tou-fou, 9 décembre

Départ de Tcheng-tou : 15 décembre, par jonque choisie par le Consulat et qui nous conduira jusqu'à Tchong-King. 17. Arrivée à Kia-ting, sur le Min. Arrêt de 4 à 5 jours pour grimper au mont O-Mei-chan, 3.500 m, célèbre et superbe pélerinage des lamaïstes tibétains. 26. Soui-fou. 31. Tchong-King. 2 jours arrêt. 10 janvier. Yi-tcheng 16 janvier. Han-K’eou.

A bord de l’Aigrette, sur le Min. 18 décembre

Nous avons eu la chance de trouver une excellente jonque. Nous nous sommes embarqués en dehors de la porte Est de Tcheng-tou. Il y a là un canal qui rejoint le Min, plus au sud. Ce canal est exquis. Il se promène dans l'admirable plaine de Tcheng-tou, bientôt rehaussée de collines de terre rouge, de hauts bambous, passe sous ses ponts d'une belle hardiesse, aux cinq arches en dos d'âne, longe un sentier que piétinent les haleurs, et depuis hier, a débouché dans le Min plus majestueux, superbe entre ses coteaux bruns enveloppés de ciel gris.

De Yi-tchang nous prendrons le vapeur d'Han-K'eou et débarquerons à Yo-tcheou pour descendre aussitôt le Tong-ting et Chang-cha. Nous nous arrêtons cinq jours à Kia-ting, pour les consacrer au mont O-Mei, le plus célèbre pélerinage bouddhiste de toute la Chine Occidentale.

Tchong-King, 2 janvier 1910

Au lieu de tourner de Chang-cha à Canton, nous continuons à descendre le Yangtseu jusqu'à Chang-hai, et de là à faire les ports de la côte, Fou-tcheou, Amoy, Hong-Kong.

Tchong-King, 5 janvier 1910

Je ne t'ai pas dit le haut pittoresque de cette ville, bâtie en étagères au coude du Yangtseu qui reçoit le Kia-ling-Kiang, et, d'ici à Yi-tchang va passer entre de splendides montagnes.

Wan-bien, 10 janvier 1910

Nous sommes croisés à tout instant par le cortège lent et lourd des jonques montantes, tirées par des centaines de coolies dans les passages durs. Cette navigation vraiment particulière te plairait infiniment bien qu'elle n’ait aucun rapport avec la mer. Ici l'eau est plus rusée, plus nerveuse. Les bateaux s'accommodent fort bien de cet état différent et se modèlent littéralement selon les fleuves pour lesquels ils sont bâtis.

Pa-tong-bien-Yangtseu, 14 janvier 1910

Le Sin-t'an, que nous avons passé avant-hier, était d'une grande majesté. Les gorges de Kouei-fou sont les plus énormes que nous ayons vues. Tout le long de la rive, villages, pagodes ou grandes villes, et sur la berge, asséchée aux eaux basses d’hiver, toute une population spéciale de haleurs qui a ses règles, sa discipline et ses moeurs.

Chang-hai, 28 janvier 1910

Nous nous sommes arrêtés à Kieou-Kiang infect, et Nankin déplorable : les belles statues d'animaux de Hong-Wou on les a mises en cage ! bois rouge qui les rend odieuses. Nous restons quelques jours à Chang-hai, puis filons sur Tcheou-San, Hang-tchesou. De là à Fou-tcheou, Amoy. J'espère être à Hong-Kong au moins cinq jours avant toit.

En mer, vers Nagasaki, 5 février 1910

Nous étions depuis huit jours à Chang-hai. Tu verras que c'est une ville indifférente à qui n'y cherche pas l’américanisme ou le bazar. Fou-tcheou et Amoy nous tentaient de moins en moins, par comparaison avec Canton, qui nous donnera tout ce que nous y aurions cherché : un grand port du sud, tout plein de trafic, de jonques et de couleurs. Alors tout d'un coup, j'ai eu cette idée de nous rabattre sur le Japon si dédaigné.

Dimanche 6. Nous passons trop peu de temps au Japon pour nous satisfaire, mais bien assez pour nous mettre en main ce qu'il est. Voici ce que nous comptons faire : nous arrêter douze heures à Nagasaki, grand port trop Européen, six heures à Moji, dans le détroit, traverser toute la mer intérieure du Japon,

semée d'îles, de baies, de promontoires, atterrir à Kobé. Là, quitter notre bateau, filer sans retard sur Kyoto, la très ancienne capitale du Mikado, la ville sainte du Bouddhisme japonais, y passer deux jours, prendre l'express pour Yokohama et Tokyo, la capitale actuelle, revenir à Kobé, prendre un grand paquebot allemand qui nous met à Hong Kong le 22 ; remonter immédiatement à Canton, et revenir le 27 à Hong-Kong. [Seg10]

1909 Victor Segalen kommt in Shanghai an, reist über Suzhou nach Nanjing bis Beijing.
Er schreibt : "Tout ce pays des Sères et de Cathay où je porte ma fortune semble une grosse orange que je palpe et contourne, avant de goulûment en presser le jus."
"Première vision de la Chine, car ces mont hautains, aux lignes élégantes et nobles, drapés de brousse verte voilée parfaois à mi-seins de collines de l'ombre de nuages, cela c'est de la terre chinoise. La globuleuse Chine comme un beau fruit mûr dont on palpe amoureusement les contours. Une terre tenue dans la vieille ville de Shanghai où abondent les bols de procelaine bleue et le thé fleurant bon."
Er schreibt an Henry Manceron : "Tientsin est une mauvaise patrie. Le Fong chouèi, ici, n’est pas favorable. Il y a des courants souterrains qui ne tarissent pas. On ne va pas à l’encontre de cette géomancie qui fait que certains lieux sont propices et d’autres pas."
"Je crois avoir trouvé une formule assez satisfaisant de l'art des monuments en Chine, simplement en remplaçant la statique que les Egyptiens et les Grecs nous ont appris à y mettre, par une espèce de dynamique à laquelle il ne faut pas ôter son caractère de nomadisme perpétuel."

Anne-Marie Grand : Lorsque Segalen aborde la Chine en juin 1909, ses premiers pas sont d'émerveillement devant un mythe plutôt qu’une réalité. Ce qui l'émeut dans le paysage de Hong-Kong, dans l'arrivée à Shanghai, c'est moins ce qui s'offre à ses yeux que la promesse contenue d’autre chose. Une terre entrevue, lointaine encore.
Suzhou, ses petits ponts de marbres arqués sur un dédale de canaux, ses jardins tant célébrés des poètes, et sa campagne n'éveillent que des réminiscences bretonnes : "fermes un peu bretonnes, toits gris à peine chinois. La pagode, à huit étages, en délabrement mitigé comme bien des choses en Chine". Nanjing et le tombeau de Hongwu. Là s'inaugure la Chine, ou peut-être l'Empire du milieu à tous les sens que Segalen va prêter à cette expression. Cette visite déclenche, comme une lame de fond, toute une méditation esthético-philosophique qui trouvera son aboutissement à Pékin, lors de la visite aux tombeaux des Ming. Ces visites répétées à des tombes, car il passera aussi par cesses des Qing, aux tombeau de Xiling, alimentent et fortifient la vision de la Chine. Aussi comme il n'y a qu’un tombeau dont le modèle reste celui de Hongwu, il n'y a qu'une ville : Beijing. [Seg27:S. 50-51, 56,Bla11:S. 46]

1909 Brief von Victor Segalen an Henry Manceron.
Er schreibt : "Le caractère chinois ne m'est pas sympatique, ou, du moins, ce que j'en vois autour de mois. Je n'éprouve pour lui ni admiration, même défiante, ni sentiment de grandeur ou de force. Toutes ses manifestations autour de mois sont frappées d'infantilisme ou de sénilité. Ils pleurent comme des petites filles, se battent comme des roquets, grimacent comme des clowns, et sont irrémissiblement un peuple de laids. J'expecte l’aristocratie que je n'ai fait qu'entrevoir." [Seg19:S. 45]

1909-1910 Segalen, Victor. *Briques et tuiles* [ID D21834].
Er schreibt : *Le livre sur la Chine*.
"De quelle tarentule sont-ils donc tous piqués ! 'L'âme chinoise' ! 'La Chine en main' ; 'Toute la Chine en trois cents pages'... Reportons ces titres en Europe, à la France, et savourons leur ridicule précis ! Esprit de Reclus et traités d'instituteurs ! Puis, cette obstination après avoir (non pas sans profit ni finesse toujours) regardé le Chinois, cet entêtement à vouloir fixer à jamais, et ce qu'il est, et ce qu'il n'est pas ! Stupidité audacieuse et boiteuse ! Définir, cataloguer, limiter, classer ! Tout d'abord, toute affirmation chinoise (ou autre, n'est-ce pas) appelle sa négation même... Et dans quel but ? Que ce jeu m'indiffère ! Ceux qu'il l'ont joué furent des gens qui croyaient avoir tout dit en prononçant leurs arrêts comiques. je ne crois pas être de ceux-là."

Yvan Daniel : Segalen, qui prononça décidément un jugement direct ou indirect sur tous les travaux de Paul Claudel, parla de cette vague d'Européens désireux de rendre compte du monde chinois et, bien qu'on ignore si Claudel lui avait parlé de ses projets, les propos qu'il tient évoquent pour nous le travail du Consul. [Clau24:S. 48]

1909-1910 Victor Segalen reist mit Auguste Gilbert de Voisins von Beijing zur Grossen Mauer, nach Xi'an (Shaanxi), Lanzhou (Gansu), Chengdu (Sichuan), Chongqing (Sichuan), Yangzi, Yichang (Hubei), Hankou (Hubei), Nanjing, Shanghai, Kurzbesuch von Japan und Hong Kong bis Beijing. [Seg:S. 8-9]

1909-1910 Segalen, Victor. *Briques et tuiles* [ID D21834].
Segalen schreibt : "Et, comme un beau fruit mûr dont on palpe amoureusement la forme, notre marche lente mais certaine, contourne d'un sillage distant la globuleuse Chine dont je vais si goulûment presser le jus !"
"Hong Kong est une chose splendide. Première vision de Chine, car ces monts hautains aux lignes élégantes et nobles, drapés de brousse verte voilée parfois à mi-seins de collines de l'ombre des nuages, cela, c'est de la terre chinoise, malgré la possession anglaise. J'avoue cependant que ces possesseurs en ont tiré un splendide parti."
"Dépouiller enfin la monumentaire en Chine des deux qualités qu'elle récuse, et dont on s'obstine à l'accabler d'absence : la stabilité, la durée... Reprendre les critiques d'art monumentaire, en substituant aux définitions pesantes et géométriques, tout un cortège de rythmes, d'ondulations, de dynamique et d'impérennité."
"Ailleurs et partout sur les routes, il y a les Stèles. Ce qui s'y inscrit, je le saurai plus tard, et si elles sont mémoriales, ou funéraires, ou votives à quelque 'bon mandarin'. Il est certain qu'elles sont belles, et que leur forme quadrangulaire, surface présentée à l'oeil, solidement verticale, reposant sur la tortue sculpturale et d'une immortalité flagrante se haussant du chef enrichi de la double torsade des dragons dont le centre est un oeil sur le ciel clair – il est certain que cette forme est bellement, purement, classiquement chinoise ; et aussi que les 'Caractères' sont les plus belles figurations symboliques et monumentaires qu'un style ait creusé sur la pierre."
"Il s'agit non point de dire ce que je pense des Chinois (je n'en pense à vrai dire rien du tout), mais ce que j'imagine d'eux-mêmes et non point sous le simili falot d'un livre 'documentaire', mais sous la forme vive et réelle au-delà de toute réalité, de l'oeuvre d'art."

Yvonne Y. Hsieh : Briques et tuiles, a sort of literary diary Segalen kept on his arrival in China and during the first expedition across the country. [Seg19:S. 65, 72,Morz:S. 95,Seg:S. 17, 33]

1910 Victor Segalen beginnt in Beijing sein Tagebuch zu schreiben, das auch der Anfang seines Romans René Leys ist. [Int]

1910 Segalen, Victor. Manuskript zu *Stèles*.
Qin Haiying : Im Li ji steht : "Le jour du sacrifice, le Prince tirait la victime (un boeuf) ; quand (le cortège) a franchi la porte du temple, on attache (le boeuf) à la stèle."
Im Yi li steht : "Chaque temple a sa stèle, et, par le moyen de l'ombre qu'elle jetait au soleil, on pouvait se rendre comte du temps où l'on se trouvait."
Ces deux passages sont soigneusement notés par Segalen dans son manuscrit et repris avec une légère modification de traduction dans la préface de Stèles. [s. Stèles. Au jour du sacrifice...].
Pour s'initier à la science prestigieuse de l'épigraphie chinoise, il établit une longue bibliographie spécialisée et prend des notes avec une grande précision : "1. Stèle de temple, en pierre, pour attacher la victime, servait aussi de cadran solaire ; 2. Stèle en bois, aux deux extrémités du caveau, portant trou pour treuil qui descendait le cercueil ; 3. Stèle pour graver les actions d'éclat." [Seg40:S. 72-73]

1910 Briefe von Victor Segaslen an Claude Debussy.
Er schreibt : "On aborde en Chine au moyen de l'Angleterre, Hong-Kong. Beau, mais ce n'est pas ça. On repart, on arrive à Shanghai toujours irrité. Maintenant c'est un peu d'Amérique. On prend l'express pour Pékin (30 heures) et enfin, enfin, l'on est vraiment en Chine, au rendez-vous de toute la Chine, seulement, il faut que l'on sache voir."
Er schreibt nach der kurzen Reise nach Japan : "J'ai retrouvé la Chine ingrate, austère, sévère, que je n'appelle pas prenante, mais dont il me faut attendre beaucoup." [Seg27:S. 50]

1910 Segalen, Victor. *Un grand fleuve* [ID D21835].
Yvonne Y. Hsieh : In the poetic essay the Yangzi is described as 'trouant de ses arcs volontaires l'immense empire rond comme une orange et savoureux comme ce fruit près de la putréfaction'. [Seg:S. 17]

1910-1911 Segalen, Victor. *Annales secrètes d'après Maurice Roy*.
Yvonne Y. Hsieh : Segalen kept this journal in which he noted the incredible revelations of his young friend, who claimed to be an intimate friend of the Regent and the lover of the Empress Dowager. Both in the Annales and in René Leys, Segalen increasingly doubted the stories of the handsome young polyglot, but could never prove in a definitive manner their authenticiy or falseness. [Seg31:S. 94]

1910-1912 Segalen, Victor. *Le fils du ciel* [ID D21486].

Segalen schreibt an Yvonne Segalen :
Er schreibt über Kaiser Guangxu, die Hauptperson in Le fils du ciel : "Tout sera pensé par lui, pour lui, à travers lui. Exotisme impérial, hautain, aristocratique, légendaire, ancestral et raffiné. Car tout, en Chine, redevient sa chose. Il est partout, il sait tout et peut tout. Sa capitale ? jardin pour ses yeux. Sa province ? petit parc. Les pays éloignés ? vassaux lointains ; et les peuples d'occident ? ses tributaires respectueux. Je tiens mon Personnage."
"Je reste fidèle au Fils du ciel dont j'ai peur de ne pas t'avoir assez dit l'ampleur et l'intérêt que j'y prends." Alors que d'autre part il y revient chaque fois qu'une oeurve qui l'a évincé d'achève, le manuscrit ne sera jamais terminé.
Er schreibt Claude Debussy en 1910 : "J’ai commencé un Fils du ciel dont le sujet est ridicule d'audace. Mais je n'ai pas oublié qu'aux premiers mots d'Orphée vous m'avez dit : même si l'on s'y casse les os, la chose vaut d'être tentée. Et puis, si je n'osait pas mettre en scène l'étonnante figure de Kouang-siu, mort 'impérialement' il y a deux ans, d'autres le feraient peut-être, et comment !"
Er schreibt an Georges Daniel de Monfreid en 1910 : "Je n’ignore pas que mon projet d'écrire un Fils du ciel qui sera Le livre des annales Kouang-siu est bourré d'audace."
Er schreibt an Jeanne Perdriel-Vaissière en 1910 : "Le dénommé Fils du ciel atteint la centième page, et vivote. Mais que difficile ! Il faut tour à tour faire vivre le vrai Kouang-siu, anémique, imaginatif, plein de révoltes ou de désespoirs, et puis l'étouffer aussitôt pour qu'il ne gène pas son sosie. Je ne veux pas d'un roman historique, et pourtant le cadre m’étreint que je brise tous les jours."
En 1912 il avoue à l'un de ses correspondants : "Je me suis remis à mes annales Kouang-siu qui me tiennent depuis trois ans et sont horriblement dures à écrire : mais je piétine avec rage jour par jour mon carré de besogne."

Sekundärliteratur
Yvonne Y. Hsieh : Le fils du ciel is far more than a simple biography, although it respects in its chronological development the major events in the adult life of Guangxu. For more dramatic impact, events taking place in reality between 1889 and 1908 have been compressed into a time span of roughly five years. Moreover, Segalen's account of the emperor's private life is almost entirely fictional. From the beginning, the narrator is identified as a court annalist names Wu K'o-leang who because of his virtuous character, fine calligraphy, and filial piety has been privately apponted by the empress Dowager to compose the secret annals of the reign of Guangxu.
Where the art of euphemism is freely applied to masking China's dismal situation on the international scene, one senses the annalist's total solidarity with the official position. As a traditional Chinese, he is as concerned with alvaging national pride as the Qing court. However, where euphemism covers up the internal power struggle and the empress Dowager's ruthless persecution of the emperor, the annalist's task understandably becomes more delicate. His uneasy attitude towards the whole affaire of the emperor's arrest and dethronement, for instance, is reflected in the countless contradictions within his text.

Anne-Marie Grand : Ce que retient Segalen de ses premiers contacts avec l'Empire du milieu (architecture, écriture, taoïsme) converge sur un vide où s'absente la figure de l'Empereur. Tout l'indique et l'appelle pour assurer dans ses dimensions réelles et symboliques, la cohérence d'un donné multiforme dans que rien se perde de ses particularités.
Souverain réel dont les Annales dynastiques consignent les actes, c'est en son honneur que s'érige ce qui, en Chine, ressemble le plus à un monument tel que conçu par la culture occidentale, par son ampleur comme par son intérêt esthétique : le tombeau. C'est encore lui la raison dernière de l'ordonnance de la ville, écrin dont il est le joyau. Maître invisible, rentranché derrière les murailles rouges, au coeur de la Cité interdite, il marque d'un point veugle le centre de sa capitale, et par là le centre du monde. De même qu'il est aussi celui par qui les mots adviennent, législatur du langage comme il l'est de l'Empire. Puis, lorsque son règne s'achève, ramené à l'essentiel : des mots, son nom de règne, son nom posthume, porteurs encore de bien des puissances. Enfin, souverain symbolique, il est l'Homme, représentant l'humanité, tout puissant depuis des millénaires.
Aux dires de l'écrivain, le personnage s'est imposé à lui à la suite d'une série de proses que hantait obstinément le 'Fils du ciel'. Ces proses ont été, en partie du moins, confiées aux lettres destinées à Yvonne Segalen avant d'être retravaillées pour prendre place dans Briques et tuiles. Toutes mettent l'accent sur 'l'immensité' du personnage. Or, quand il s'agit de lui donner une apparence historique, l'empereur choisi est Guangxu que Segalen lui-même qualifiera, en 1913, de 'fantôme de souverain, faible, irrésolu, malade'. Qin Shi Huangdi, Chongzhen et d'autres souverains mythiques ou historiques se retrouvent dans les textes de Segalen.
La lecture du *Fils du ciel*, cette 'Chronique des jours souverains' fournit certains indices sur les raisons d'un tel choix, ne serait-ce que parce que ce qui pourrait être vie et mort de Guangxu, en déborde les cadres et devient und tragédie de l'indicible. Dans la construction du personnage, Segalen suit la conception du pouvoire et les conséquences pratiques qu'elle entraîne. Ses notes, en marge du manuscrit fournissent des informations sur ses textes de référence. La prise du pouvoir effective, le premier acte impérial de Guangxu le contraindra à mesurer ce status de 'fils' comptable devant le Ciel. "Et Nous courbant devant le Ciel, conscient de l'immensité de nos faultes, Nous Nous accusons devant Sa colère en nous offrant à son châtiment."
Quelques semaines après la révélation des tombeaux des Ming, Segalen envisage "cette affabulation : comme héros, un personnage immortel, ou plutôt sans cesse renaissant, phénix du trône, l'Empereur. 1ère partie : la Chine aristocratique et somptueuse, au faste nombreux, aux raffinements du toucher, des yeus, de tout aparat. 2e partie : l'Empereur, tombé du trône et fugitif voit une autre Chine, misérable et précaire, qu'on lui cachait si merveilleusement bien. Son étonnement, ses angoisses. Vive opposition entre la 1ère et 2e partie. Sa résolution s'il redevient le Maître de remédier à tout. 3e partie : courte, serrée : il a reconquis le trône et son faste. Et tout reprend comme par le passé éternel".
C'est aussi une Chine disparue avec la vieille Impératirce Cixi, en 1908, ce qui la rend doublement imaginaire pour l'écrivain. Elle reste à retrouver dans les mémoires, dans les récits, où à reconstruire sur la foi de ce qui aurait dû être.
La Chine imaginaire va devenir, en fait, pour Segalen la Chine réelle parce que plus authentique, plus conforme à son essence exotique et surtout la seule à pouvoir recevoir les investissements qui étaient les siens. Le projet d'un développement en trois parties se maintiendra sur le même rythme : la Cour, la fuite, le retour. L'opposition entre les deux Chine disparaîtra ne laissant pour trace de l'idée initiale que le bref face à face de l'Empereur et d'un mendiant, et la présence des étrangers, témoignant en creux de l'autre Chine, réalité coloniale.
Le récit s'appuie sur les événements du règne reel de Guangxu, qui va de la prise de pouvoir effective, en 1889 à la mort du souverain et de Cixi, en 1908. Le drame de Guangxu se fait métaphore du drame humain, de l'homme en tant qu'individu, priosonnier de ses hérédités tentant de se réapproprier sa vérité particulière sans y parvenir.

Lucie Bernier : L'Empereur de Segalen est un parsonnage en retraite qui fait le vide autour de lui et au sens daoiste du terme, tenera d'être un avec l'Univers et voudra éliminer la division entre le Même et le Non-moi. Comme son titre l'indique, tout est centré sur l'Empereur ou plutôt, tout tourne autour de lui. Les personnages sont historiques à quelques exceptions près (celui de la princesse entre autres) mais même s'ils sont véridiques, là encore les modèles sont tirés de plusieurs autres contemporains et forment une sorte d'amalgames. Les événements romanesques sont basés sur les faits historiques connus à l'époque et l'auteur invente le reste pour les adapter à ses besoins. Ce qui intéresse Segalen, ce n'est pas l'Empereur en tant que tel mais plutôt son rôle imaginaire quasi-mythique. Dans ce livre, l'auteur nous fait part de ses méditations sur l'histoire chinoise et la vie intérieure de l'Empereur. Tout le roman est en opposition entre le réel et le symbolique, car en tant qu'Empereur, seul son rôle importe et ce qu'il incarne tandis que sa personnalité et ses désirs, n'existent pas. Segalen fait donc connaître l'être humain à l'intérieur du rôle que l'Empereur incarne. Pour mieux faire connaître ce Fils du ciel, Segalen fait de lui un poète daoiste qui se retire du monde et vivra dans l'anachronisme en entremêlant sa vie à celle de ses prédécesseurs s'identifiant à eux à un point tel, qu'il s'évanouit à la seul mention de leurs noms.
Du point de vue de la narration, le texte se compose de juxtapositions formées de dialogue et entrecoupées de poèmes et de commentaires, ceux-xi en récit rapporté, de la part de deux chroniqueurs. En général, les poèmes de l'Empereur sont des commentaires ou observations sur les actions qu'il pose ou voudrait poser ou sur ce qui lui arrive. Segalen veut démontrer à quel point l'Empereur est un être prisonnier de son rôle et sans la moindre chance de liberté. Il essaie donc de libérer à travers ses poèmes et la narration de la vie intérieure, l'imaginaire du Fils du ciel. [Seg:S. 202-203, 206,Seg27:S. 75-76, 78-79, 87-88, 91-93, 111,Seg29]

1911 Victor Segalen ist als Arzt während einer Epidemie in der Mandschurei tätig und wird Professor am Imperial Medical College in Tianjin. [Seg:S. 8]

1911 Brief von Victor an seine Eltern.
Er schreibt : "C'est vraiment la mort de l'ancienne Chine, et même pas une mort à fracas. La république ou ce qui voudra y ressembler sera pire que le syndicat des ouvriers des arsenaux de Brest pour la vulgarité de ses programmes, sa naïveté et sa bêtise professionnelle. – J'en serai quitte pour ne plus regarder qu'en arrière." [Seg38]

1911 Brief von Victor Segalen an Claude Debussy.
Er schreibt : "Au fond, ce n'est ni l'Europe ni la Chine que je suis venu chercher ici mais une vision de la Chine – Celle-là, je la tiens et j'y mords à pleines dents."
Yvonne Y. Hsieh : Segalen loved the imperial ambience of Peking, detested the 'provincial' character of Tianjin, and avoided as much as possible cities that had fallen under the European sphere of influence. In China he was looking for was a country different in all respects from the Europe he had left – in its political system, religions, social structures, and moral values. He therefore could not face the imminent changes that would accompany the fall of the dynasty. He spoke of the revolutionaries only in the most scathingly contemptuous terms because he was afraid that with the death of the monarchy, most of the traditional, distinctly Chinese values would be lost. The Republic of China would copy the European and American democratic system, and possibly embrace christianity and Western customs. China would no longer be exotic. [Seg:S. 18]

1911 Brief von Victor Segalen an Charles Régismanset.
Er schreibt : "Nous sommes en pleine révolution chinoise. J'emploie ce terme parce qu'il est mesquinement exact. Il n'y a point deux partis : la dynastie et les massacreurs ou les forcenés. Il y a la dynastie et les reclures de nos révolutionnaires d'antan. D'un côté, à Péking, une tradition vermoulue mais solide de quatre mille années, et l'admirable fiction du pourvoir du Fils du Ciel. De l'autre, des écoliers de cinquante ans, quelques-uns docteurs en médecine ou en agriculture, des écoliers de quinze ans, la 'Chine nouvelle'. Vous comprenez de quel parti je me range. Les uns procclament : 'une République progressive et socialist', les autres répètent : 'Le haut et pur souverain Ciel'. J'avoue que Forme et Puissance ne vont pas de pair. La Cour est faible, hésitante, fuyante. Mais, si j'étais catholique, devrais-je hésiter à me courber devant un pape gâteux ? Le Régent ici, n'est pas gâteux." [Bla11:S. 23]

1911 Briefe von Victor Segalen an Henry Manceron.
Er schreibt : "Tu auras ta chambre, parmi de grands coffres de laques noires dorées de dragons, et décorées de rouges, de bleus et de verts de porcelaine sur la pâte bleutée des vieux Ming. Nous t'attendons."
"Je reste violemment nostalgique de Péking. Crois-moi : méprise la côte. Oublie Chang-hai et les ports du bas fleuve. La lisière de la Chine est 'avancée', comme une écorce meurtrie. Dedans, la pulpe est encore savoureuse."
"C'est dans ces conditions que je prépare une édition à très petit nombre de quelques-unes de mes Stèles. Ce sera imprimé à Pékin, au Pei-t'ang, dans un format et sous une justification qui essaiera, pour la première fois, je crois, de juxtaposer la bibliophilie chinoise à la nôtre."
"Quant à la préface de Stèles, elle est sur pieds. C'est simplement la description, en apparence rigoureuse, de la stèle classique, son histoire, sa fonction, ses dévolutions ; j'ai tenté que tout mot soit double et retentisse profondément."

"I followed the whole crisis most attentively and I can say that I lived through the collapse of February 29, the night of the looting of Peking organized by the military. At the moment when 200 soldiers of the third division, for lack of 3.20 more francs per month, decided to burn and plunder the capital, the Governor of Shandong, Song Baoji, was having dinner at the house of the dictator Yuan Shikai. At the first shots : everyone fled. Yuan remained alone with seventeen men who were there because they could no longer escape. The following day, Yuan was in a spineless mood. He who created the Chinese army dared not give an order or arrest. But later, they beheaded haphazardly 200 coolies. That's the present and future China. You see, the task is superhuman. To learn to know a huge country, and when one begins to see it, to realize that this country no longer exists, that it has to be resurrected. The old [China] remains beautiful, but one must understand, redigest, recreate it. Naturally, Peking still remains metropolitan, very northern Chinese, very imperial, thanks to its yellow roofs. But what a Sisyphean effort ! Everything one creates is spoiled by everyday life." [Französisches Original nicht gefunden].

"Le transfer de l'Empire de Chine à l'Empire du soi-même est constant."
Qin Haiying : C'est un transfert-metaphora, un déplacement à la fois topologique et tropologique qui, dans l'économie du texte de Stèles, devient exactement une opération de change : le passage d'un 'topos' à un autre est aussi le passage d'un mythe à un autre, du phore chinois, avec sa tradition, ses valeurs, ses formes signifiantes, au thème ségalénien, de l'Empire du Milieu à un autre Empire du Milieu. [Seg40:S. 69,Seg31:S. 66-67,Seg19:S. 81,Seg:S. 17-18]

1912 Segalen, Victor. *Stèles* [ID D2937].

Die erste Auflage von 1912 ist Paul Claudel gewidmet : "Ma liberté de vous dédier *Stèles* serait inexcusable si je ne l'avais depuis longtemps considéré comme un devoir de fidélité envers vous. Je vous prie, Maitre, d'accueillir en très profond hommage toute ma reconnaissance lointaine pour vos oeuvres, dont je me nourris ici, et pour vous."

Segalen schreibt im Vorwort :

"Elles sont des monuments restreints à une table de pierre, haut dressée, portant une inscription. Elles incrustent dans le ciel de Chine leurs fronts plats. On les heurte à l'improviste : aux bords des routes, dans les cours des temples, devant les tombeaux. Marquant un fait, une volonté, une présence, elles forcent l'arrêt debout, face à leurs faces. Dans le vacillement délabré de l'Empire, elles seules impliquent la stabilité. Épigraphe et pierre taillée, voilà toute la stèle, corps et âme, être au complet. Ce qui soutient et ce qui surmonte n'est que pur ornement et parfois oripeau. Le socle se réduit à un plateau ou à une pyramide trapue. Le plus souvent c'est une tortue géante, cou tendu, menton méchant, pattes arquées recueillies sous le poids. Et l'animal est vraiment emblématique ; son geste ferme et son port élogieux. On admire sa longévité : allant sans hâte, il mène son existence par-delà mille années. N'omettons point ce pouvoir qu'il a de prédire par son écaille, dont la voûte, image de la carapace du firmament, en reproduit toutes les mutations : frottée d'encre et séchée au feu, on y discerne, clairs comme au ciel du jour, les paysages sereins ou orageux des ciels à venir. Le socle pyramidal est aussi noble. Il représente la superposition magnifique des éléments : flots griffus, à la base ; puis rangées de monts lancéolés ; puis le lieu des nuages, et sur tout, l'espace où le dragon brille, la demeure des Sages Souverains. — C'est de là que la Stèle se hausse. Quant au faîte, il est composé d'une double torsade de monstres tressant leurs efforts, bombant leurs enchevêtrements au front impassible de la table. Ils laissent un cartouche où s'inscrit la dévolution. Et parfois dans les Stèles classiques, sous les ventres écailleux, au milieu du fourmillement des pattes, des tronçons de queues, des griffes et des épines : un trou rond, aux bords émoussés, qui transperce la pierre et par où l'œil azuré du ciel lointain vient viser l'arrivant. Sous les Han, voici deux mille années, pour inhumer un cercueil, on dressait à chaque bout de la fosse de larges pièces de bois. Percées en plein milieu d'un trou rond, aux bords émoussés, elles supportaient les pivots du treuil d'où pendait le mort dans sa lourde caisse peinte. Si le mort était pauvre et l'apparat léger, deux cordes glissant dans l'ouverture faisaient simplement le travail. Pour le cercueil de l'Empereur ou d'un prince, le poids et les convenances exigeaient un treuil double et par conséquent quatre appuis. Mille années avant les Han, sous les Tcheou, maîtres des Rites, on usait déjà du mot « Stèles » mais pour un attribut différent, et celui-là sans doute original. Il signifiait un poteau de pierre, de forme quelconque mais oubliée. Ce poteau se levait dans la grand'salle des temples, ou en plein air sur un parvis important. Sa fonction :

« Au jour du sacrifice, dit le Mémorial des Rites, le Prince traîne la victime. Quand le cortège a franchi la porte, le Prince attache la victime à la Stèle." (Afin qu'elle attende paisiblement le coup.)

C'était donc un arrêt, le premier dans la cérémonie. Toute la foule en marche venait buter là. Tout les pas encore s'arrêtent aujourd'hui devant la Stèle seule immobile du cortège incessant que mènent les palais aux toits nomades.

Le Commentaire ajoute : "Chaque temple avait sa stèle. Au moyen de l'ombre qu'elle jetait, on mesurait le moment du soleil."

Il en est toujours de même. Aucune des fonctions ancestrales n'est perdue : comme l'œil de la stèle de bois, la stèle de pierre garde l'usage du poteau sacrificatoire et mesure encore un moment ; mais non plus un moment de soleil du jour projetant son doigt d'ombre. La lumière qui le marque ne tombe point du Cruel Satellite et ne tourne pas avec lui. C'est un jour de connaissance au fond de soi : l'astre est intime et l'instant perpétuel. Le style doit être ceci qu'on ne peut pas dire un langage car ceci n'a point d'échos parmi les autres langages et ne saurait pas servir aux échanges quotidiens : le Wên. Jeu symbolique dont chacun des éléments, capable d'être tout, n'emprunte sa fonction qu'au lieu présent qu'il occupe ; sa valeur à ce fait qu'il est ici et non point là. Enchaînés par des lois claires comme la pensée ancienne et simples comme les nombres musicaux, les Caractères pendent les uns aux autres, s'agrippent et s'engrènent à un réseau irréversible, réfractaire même à celui qui l'a tissé. Sitôt incrustés dans la table, — qu'ils pénètrent d'intelligence, — les voici, dépouillant les formes de la mouvante intelligence humaine, devenus pensée de la pierre dont ils prennent le grain. De là cette composition dure, cette densité, cet équilibre interne et ces angles, qualités nécessaires comme les espèces géométriques au cristal. De là ce défi à qui leur fera dire ce qu'ils gardent. Ils dédaignent d'être lus. Ils ne réclament point la voix ou la musique. Ils méprisent les tons changeants et les syllabes qui les affublent au hasard des provinces. Ils n'expriment pas ; ils signifient ; ils sont. Leur graphie ne peut qu'être belle. Si près des formes originales, (un homme sous le toit du ciel, — une flèche lancée contre le ciel, — le cheval, la crinière au vent, crispé sur ses pattes, — les trois pics d'un mont ; le cœur, et ses oreillettes, et l'aorte), les Caractères n'acceptent ni l'ignorance ni la maladresse. Pourtant, visions

des êtres à travers l'œil humain, coulant par les muscles, les doigts, et tous ces nerveux instruments humains, ils en reçoivent un déformé par où pénètre l'art dans leur science. — Aujourd'hui corrects, sans plus, ils étaient pleins de distinction à l'époque des Yong- tcheng ; étirés en long sous les Thang, larges et robustes sous les Han ; ils remontaient combien plus haut, jusqu'aux symboles nus courbés à la courbe des choses. Mais c'est aux Han que s'arrête l'ascendance de la Stèle. Car la table aveugle des caractères a l'inexistence ou l'horreur d'un visage sans traits. Ni ces tambours gravés ni ces poteaux informes ne sont dignes du nom de Stèle ; moins encore l'inscription de fortune qui, privée de socles et d'espace et d'air quadrangulaire à l'entour, n'est plus qu'un jeu de promeneur fixant une historiette : bataille gagnée, maîtresse livrée, et toute la littérature. La direction n'est pas indécise. Face au midi si la Stèle porte les décrets ; l'hommage du Souverain à un Sage ; l'éloge d'une doctrine ; un hymne de règne ; une confession de l'Empereur à son peuple ; tout ce que le Fils du Ciel siégeant face au midi a vertu de promulguer. Par déférence, on plantera droit au nord, pôle du noir vertueux, les Stèles amicales. On orientera les amoureuses, afin que l'aube enjolive leurs plus doux traits et adoucisse les méchants. On lèvera vers l'ouest ensanglanté, palais du rouge, les guerrières et les héroïques. D'autres, Stèles du bord du chemin, suivront le geste indifférent de la route. Les unes et les autres s'offrent sans réserve aux passants, aux muletiers, aux conducteurs de chars, aux eunuques, aux détrousseurs, aux moines mendiants, aux gens de poussière, aux marchands. Elles tournent vers ceux-là leurs faces illuminées de signes ; et ceux-là, pliés sous la charge ou affamés de riz et de piment, passent en les comptant parmi les bornes. Ainsi, accessibles à tous, elles réservent le meilleur à quelques-uns. Certaines, qui ne regardent ni le sud ni le nord, ni l'est ni l'occident, ni aucun des points interlopes, désignent le lieu par excellence, le milieu. Comme les dalles renversées ou les voûtes gravées dans la face invisible, elles proposent leurs signes à la terre qu'elles pressent d'un sceau. Ce sont les décrets d'un autre empire, et singulier. On les subit ou on les récuse, sans commentaires ni gloses inutiles, — d'ailleurs sans confronter jamais le texte véritable : seulement les empreintes qu'on lui dérobe.

Sekundärliteratur
1975
Eva Kushner : In Stèles, stone comes to life, while life lends itself to the stilness and silidity of stone so that its message will endure ; once more Segalen's poetry, in what is considered his best work, feeds upon a tao-like paradox. The imaginary sculpture assumes the formal rigour of those poetic genres which are limited and disciplined by their brevity. With its phonic qualities it also constantly appeals to the visual, but only to negate it. The symbolic, rather than the anecdotic, is stressed. There is no attempt to ‘transpose’ sculpture. The poem is to the real monument as a sign to meaning. The stele exists because through it the self becomes abolished : "Pour atteindre l’être, le cinquième, Centre et Milieu. Qui est moi. Perdre le midi quotidien".

1986
Wolfgang Geiger : Segalens Stèles sind in verschiedener Hinsicht repräsentativ für sein Exotismusverständnis und seine Haltung zum alten und neuen China. Die Form dieser Gedichte hat er den Inschriften altchinesischer Grabstelen enlehnt. Ihre Erstveröffentlichung ein Jahr nach dem Sturz der Monarchie machen sie zur symbolischen Grabstele des alten China, dem letzten Land, in dem Segalen noch die Behauptung des Autochthonen gegen den Zugriff der Kolonialmächte sah. Sein archäologisches Interesse an der Ausgrabung der alten, von den zeitgenössischen Chinesen vergessenen Monumente geht mit der ästhetischen Rekonstruktion der geistigen Welt des alten China einher. Eine Stele, die dem in bsonderer Weise gerecht wird, ist die von ihm zuletzt verfasste 'Table de sagesse'. Von einer Anekdote bezüglich eines Traums des Kaisers U-ting aus den chinesischen Geschichtsbüchern ausgehend, hat Segalen in mehreren Versionen etappenweise den konkreten Bezug eliminiert und die Aussage verallgemeinert. Das im Feld untergehende Steinmonument versinnbildlicht die Lage Chinas, wie Segalen sie vorfang, beziehungsweise, wie er sie wertete. Dem entspricht der Weise, der unerkannt unter dem gemeinen Volk lebt. Dass der Fürst nach ihm suchen lässt um ihn in seine Verwaltung zu berufen, ist nicht nur eine historische Vorlage für dieses Gedicht, sondern war in China immer wiederkehrende Praxis. Das Thema des sich der Macht verweigernden Philosophen ist also sehr politisch. Am weitesten gingen darin die Taoisten mit ihrer radikalen Kritik an Staat und Zivilisation. Der chinesische Epigraph, den Segalen jeder Stele beigesellt hat, ist das Zitat über Liezi : 'Niemand kennt ihn'.

1988 / 1993
Yvonne Y. Hsieh : The main sources of inspiration for Segalen are bilingual editions of classical Chinese texts by Séraphin Couvreur and Léon Wieger. The image of China presented in Stèles is a rich and complex one, since Segalen draws on Chinese history, legends, myths, religion, literature, philosophy, architecture, social customs, political tradtitions, and human relations.
The first part of the poems introduces us to the functions and forms of traditional Chinese steles. A stele serves to honour sages, enumerate the righteous, sing praises of noble, virtuous men. The seond part announces the poet’s own choice of subjects in composing his personal steles. Instead of describing real people and epochs, Segalen proposes to write about thins not yet said or accomplished. He is not attempting a mere translation of Chinese texts or to present the Chinese world in its real historical past or actual state. He is concentrated on potential sayings, edicts, and events. Even as he denies the real Chinese world, his language exudes a distinctive Chinese flavour. The third part returns to the real Chinese world with a lengthy enumeration of the major dynasties. The fourth part includes personal reign of every man over himself.

1990
Anne-Marie Grand : L'influence du chinois sur l'écriture de Segalen a beaucoup été glosée, mais a longtemps été négligé ce fait patent qu'il écrit en français pour des lecteurs français. Il conviendrait de reconsidérer l'introduction des caractères dans Stèles. Les épigraphes de ce recueil ont souvent été remaniées pour des raisons esthétiques (effets de miroirs, en particulier) et si l'effort de traduction nécessaire pour en atteindre le sens enrichit la lecture, il ne faut sans doute pas oublier pour autant la dédicace à Claudel, ingnorant le chinois.
Stèles renoue la trame des mots impériaux. De nombreux poèmes reprennent la thématique déjà explorée dans *Le fils du ciel*. La structure est bien connue qui ordonne soixante-quatre poèmes selon les cinq orients de la tradition chinoise : est-sud-ouest-nord-centre, en réintroduisant l'axialité occidentale dans l'opposition association du sud au nord, de l'est à l'ouest et en brisant la continuité d'un groupe de huit poèmes rassemblés sous le titre 'Stèles du bord du chemin'. Les 'Stèles du midi' rassemblent la trajectoire d'un Empereur, parangon de l'homme qui va, déprotégé de ses dieux, vers une mort, clôture et origine, dont la méditation du poète aux tombeaux des Qing puis des Ming avait suggéré les grandes lignes, conservées dans la première version, en prose de 'Décret'. Au sud, pouvoir sur soi et solitude, succède le Nord où se rangent les stèles consacrées à l'amitié, comme l'Est recevra les stèles élevées à l'amour, pour des raisons échappant, explicitement du moins, à la théorie chinoise des orients. Les stèles de l'amitié sont orientées vers le Nord puisque nouées à la mort.
Stèles offre dans chacune de ses parties une progression valide en soi quoique jouant son rôle dans l'itinéraire global conduisant au plus secret du moi, là où dans les miroitements de la fantaisie et de la terreur, quelqu'un dit 'Je'. De 'Décret' tout entier écrit sur le monde négatif jusqu'à la 'Stèle du chemin de l'âme' ouvrant une nouvelle fois la route de la tombe dans son écriture inversée ; de 'Vampire' qui dans la nuit, narre la relation interdite avec celui, ni vivant, ni mort.

1996 Elisabeth Démiroglou : Cette étude entend présenter une lecture de Stèles de Victor Segalen, qui se fonde à la fois sur les faits et sur les considérations philosophiques et psychanalytiques, la stèle constituant une forme libidinale par où se manifeste l'interrogation essentielle de Segalen sur le monde et sur lui-même. Le dialogue ainsi établi entre une pensée, une psychologie et une écriture thématico-pulsionnelle avait déjà été suggéré par des observations antérieures. On trouvera une tentative pour appréhender une pente d'écriture dans son tissu le plus fin, avec des commentaires détaillés sur l'ordre secret des configurations sensorielles et à travers le trajet d'un imaginaire que peuvent revendiquer plusieurs disciplines différentes : médecine, archéologie, ethnologie, sinologie, navigation, poésie, prose, peinture, musique, aventure. Les propos de Segalen lui-même, dans la conclusion d'Équipée, résument tout son itinéraire : "Dans ces centaines de rencontres quotidiennes entre l'Imaginaire et le Réel, j'ai été moins retentissant à I'un d'entre eux, qu'attentif à leur opposition". Segalen poursuit avec le lecteur de ligne en ligne - comme de poème en poème - une conversation tissée de silences et de demi-mots d'où surgit le plus profond - et le plus grave - de son être.
L'herméneutique allégorique répond ainsi fort bien à la fiction chinoise de 'Stèles', puisqu'un des procédés les plus remarquables de la littérature chinoise consiste à donner à des expressions et des proverbes connus des applications particulières toujours nouvelles. C'est dire que leur signification reste toujours ouverte et leur pouvoir de suggestion intense. Leur valeur réside ainsi moins dans les mots eux-mêmes que dans les sous-entendus qu'on y implique. C'est un véritable exercice psychologique imposant, une gymnastique perpétuelle de l'esprit. Sous le couvert de la fiction chinoise, l'allégorie invite Segalen à lui rendre son prestige effacé, tout en lui laissant la possibilité de traduire son monde intérieur dans cette "route vers l'impossible".
Cependant 'Stèles' diffère des autres oeuvres de Segalen en ce qu'il nécessite un acte visuel de la part du lecteur, prouvant que "la part d'exprimé et d'inexprimé, ainsi que les formes d'expression et leurs nuances, dépendent très subtilement des circonstances qui ont entouré la création du poème". Les soixante-quatre stèles qui s'érigent verticalement sur les soixante-quatre cases de l'échiquier montrent que l'ordre de l'érection monumentale fait contrepoids, comme une compensation au vertige vertical de la fouille ; et si la stèle est un 'moment chinois', la souffrance qu'elle impose est féconde, car "pour qui sait voir, la Licorne est partout présente. Il n'est que d'ajuster son regard. L'essentiel est moins dans le spectacle que dans l'interprétation du spectacle".
On peut affirmer que 'Stèles' d'une part s'efforce de montrer le refus de l'insertion sociale, idée qui parcourt d'ailleurs toute l'oeuvre de Segalen ; de l'autre, il radicalise le souci de l'artiste de découvrir dans un paysage, sous une morphologie géographique précise, une structure profonde. L'univers de la pierre, métaphore excellente de la minéralité, révèle une image de stabilité, proposant de la sorte une littérature d'affirmation qui renoue les relations rompues entre l'homme et le monde.
Segalen devait, non pas se laisser prendre à l'histoire, mais la déborder, saisir dans le récit l'allusion, l'ellipse possible, l'allégorie et l'ineffable. Il s'est inspiré des textes sans cesser de les trahir, en leur prêtant une richesse insoupçonnée de tous, la sienne propre. Ils n'ont été pour lui que les négatifs du poème, des clichés sans images que la grâce poétique développait le temps d'un éclair. Il éprouva sans doute les joies merveilleuses à distinguer dans les chroniques de l'Empire de Chine les chroniques de l'Empire du sol, et c'est le souvenir de ces joies qu'il s'achame à fixer par les ruses du langage et la subtilité des réticences.
Il s'agit des monuments réels, d'une réalité extra-linguistique, que celui qui parle désigne comme existante, qui continueraient d'exister, si l'on cessait d'en parler et qui servent de référent au discours. Il s'agit, en d'autres termes, d'une oeuvre que régit, du début à la fin, une stratégie d'ensemble et non d'une succession de poèmes dont chacun exercerait sa fascination propre. La stèle avec son idéogramme est un signe d'activité, d'être, de vie et de mort. La stèle représente pour Segalen la matérialité et la rêverie que l'accompagne, le jeu du hasard et de la nécessité, du volontaire et de l'involontaire, de la vie nerveuse et affective des objets, la relation monde extérieur - oeil et musique intérieure - âme. La stèle chinoise est le lieu du présent qui conjugue simultanément deux activités contraires : la référence à la civilisation antique et la rêverie de l'imaginaire qui transcende la réalité matérielle.
Segalen est beaucoup plus sensible au contraste des différents objets qu'aux objets eux-mêmes. Le Réel n'a jamais plus de saveur et de valeur que dans la confrontation des différences. La beauté est moins dans la plaine ou la montagne que dans le passage de la plaine à la montagne. Cette phénomène implique que la beauté des choses n'est pas uniquement dans les choses, mais dans le rapport d'opposition qu'on établit entre elles. La sensation du Divers suppose une opération intellectuelle, et par là même exclut du domaine de l'art la pure et simple reproduction du réel.
Du premier au dernier poème, les circonstances extérieures changent et, par conséquent, le sujet du poème varie ; mais son réseau d'associations ne change nullement et l'étude des textes révèle que la solidité de la stèle est une faire-semblant qui cache une fragilité foncière, de la même façon que

"l'écriture de l'inconscient suppose tout à la fois l'ancrage et la dérive".
Le monde réel, comme le monde imaginaire, cache dans son épaisseur des sens multiples et, à mesure que la perspective critique s'enrichit, ces sens se déplacent. Les procédés structuraux permettent au poète, de passer du Réel à l'Imaginaire, procurent les moyens de percevoir l'indicible, l'invisible, l'inouï, tout en indiquant l'inquiétude personnelle de la faille, de la chute.
La poésie de Segalen s'inscrit dans la tradition de ceux qui ont fait au XIXe siècle de la poésie française un moyen de connaissance : connaissance de soi, mais aussi tentative continuelle d'accès aux suprêmes vérités, évitant toutefois l'idéalisme subjectif de certains symbolistes. Bien loin de rejeter la tentation de l'inconnaissable, les 'Stèles' fournissent les moyens d'explorer le mystère de l'Etre, et la vie spirituelle de Segalen tient dans cette marche sans espoir, dans cette quête vers le domaine interdit de la transcendance.

2000
Marc Gontard : A Pékin 1910, après avoir lu Havret, Henri. La stèle chrétienne de Si-ngan fou [ID D6859], que l'idée vient à lui d'en tirer un modèle littéraire. Mais son intérêt pour la stèle rmonte aux tout premiers jours de son arrivée, lorsqu'il visite les tombeaux Ming de Nanjing. Il photographie une stèle au Temple de la Grosse Cloche et un autre cliché de l'entrée de Ping-leang-fou, montre au premier plan une stèle monumentale. Le temple confucéen de Houa-yin-miao, il visite avec 'une grande émotion' une cour 'peuplée de stèles' dont il emportera des estampages réalisés par les moines. C'est là qu'il écrit ses premières notes sur les caractères chinois. A Si-ngan-fou, deux missionnaires franciscains l'emmènent visiter le Pei-lin, la célèbre 'Forêt des tablettes' qui comporte 11'000 stèles. Il y découvre la stèle nestorienne étudiée par Havret : il écrit à sa femme 'Vénérable et beau' et il affirme son intention d'écrire un 'Essai sur les caractères' : 'Il faut révéler cette sorte d'art – ni peinture ni littérature, vraiment inconnu à l'Europe'.

2001
http://www.steles.net/page.php?p=75 [ID D2937].
Pierre-Jean Remy considère qu'il est un contresens majeur à faire sur la lecture des Stèles : celui de croire que Segalen est un poète de la Chine, qu'il en est l'interprète ou qu'il s'en est directement inspiré. Selon l'auteur de la préface à l'édition NRF Gallimard, Segalen s'est servi de ce qu'il trouvait en Chine comme de matériau de construction pour exprimer ce qu'il avait à dire. Le poète parle de moule dans lequel il a fondu son art.
Mais quel est ce moule ? Segalen l'explique dans son avant-propos. 'Sous les Han, voici deux mille années', les stèles étaient des montants destinés à faciliter la mise en terre des cercueils. On y inscrivait des commentaires en guise d'oraison funèbre. Elles sont maintenant des plaques de pierre, montées sur un socle, dressées vers le ciel et portant une inscription.
Leur orientation est significative. Les stèles donnant au sud concernent l'Empire et le pouvoir, celles vers le nord parlent d'amitié, celles vers l'est d'amour, les stèles vers l'ouest concernent les faits militaires. Plantées le long du chemin, elles sont adressées à ceux qui les rencontrent, au hasard de leurs pérégrinations ; les autres, pointées vers le milieu, sont celles du moi, du soi... A chaque partie correspond un idéogramme chinois, et une phrase en chinois est portée en tête de chaque poème.

2003
Qin Haiying : De toutes les particularités de Stèles, la plus frappante est la présence des épigraphes chinoises en tête des poèmes français. Le lecteur francophone non sinisant peut lire les poèmes, et se laisser impressionner par l'exotisme visuel des idéogrammes, comme le voulait dans doute l'auteur lui-même qui s'adressait surtout 'aux lettrés d'Extême-Occident'. Mais si ce lecteur est sinisant, il ne lui suffit certainement plus de voir les épigraphes comme calligraphie, il lui faut encore les lire comme texte. D'ailleurs, le titre chinois du livre : Gu jin bei lu, plus précis que le titre français, fait entendre déjà que le vrai jeu auquel le lecteur est invité réside dans les rapports de sens variés qui relient les 'stèles anciennes', épigraphes chinoises, et les stèles 'd'aujourd'hui', poèmes français, comme les deux parties d'un même texte pluriel. Selon Segalen lui-même, les caractères chinois de Stèles jouent un rôle d'orientation pour l'interprétation de ses poèmes : 'Parfois empruntés aux Livres, aux Histoires ou aux Annales apocryphes, ils ont déterminé la Stèle qui les suit. Le plus souvent ils furent composés pour illustrer de leurs allusions anciennes ces poèmes d'aujourd'hui.'
Stèles relèvent de quatre catégories, selon leur provenance ; les premières, une trentaine, sont extraites des éditions bilingues des oeuvres classiques chinoises traduites par Léon Wieger et Séraphin Couvreur, leurs allusions historiques et littéraires sont assez précises ; les deuxièmes, une dizaine, sont des expressions chinoises courantes ou figées (clichés, proverbes, noms propres, formules rituelles) ; le troisième groupe d'épigraphes, au nombre de trois, provient directement de vraies stèles de pierre. Enfin dix-huit épigraphes environ sont écrites par Segalen lui-même grâce à sa connaissance du chinois classique. S'il éprouve le besoin de s'écarter de la référence chinoise et d'inventer son propre chinois, c'est que son poème contient dans ce cas une pensée trop personnelle, trop occidentale, à laquelle aucune citation chinoise ne convient, de quelque manière que ce soit. C'est surtout le cas des seize poèmes ajoutés à l'édition de 1912. Il s'agit souvent des poèmes sans source chinoise et dont le contenu est entièrement personnel.
La stèle, d'origine chinoise, est ici occidentalisée, devenue 'poème-stèle' de Segalen. Cette oeuvre ni chinoise ni occidentale, à la fois chinoise et occidentale, est sans doute étrangère et nouvelle pour l'Occidental aussi bien que pour l'Oriental. Le lecteur, qu'il soit occidental ou oriental, pour l'évaluer, doit adopter des critères qui ne sont pas ceux de sa propre tradition. Le vrai goût de Segalen n'est ni dans la nostalgie du passé, ni dans la recherche archéologique. La culture chinoise est pour lui non un savoir, mais une sagesse. Elle n'est pas un objet de connaissance, mais un stimulant de l'inspiration, une illumination, un symbole, qui lui offre de nouvelles images, lui ouvre de nouvelles pistes de réflexions. Il n'avait pas à chercher une connaissance parfaite ou une compréhension totale, il n'avait pas à s'identifier, il n'avait qu'à sentir. Il avait brisé les barrières et les frontières préétablies pour accéder à une nouvelle communication entre matière et esprit. La stèle lui révèle une forme, les Quatre livres et les Cinq canons lui révèlent une langue, dans lesquels il ne prélève que des fragments capables d'activer ses pensées. Les citations tronquées et ses interprétations éloignées du contexte donnent au lecteur chinois l'impression de rencontrer un texte nouveau. Alors que le sens canonique du texte original n'est plus reconnaissable, le nouveau sens qu'il lui prête se fait encore plus obscur.

2008
Haun Saussy : Each page is a 'stèle' of its own, a visual composition on a plane surface with edges and further outlined with a thin black border. At the top of the page, nexte to the French title of the poem, are a few Chinese characters with the look of epigraphs or alternate titles : these usually give the generative kernel of the poem in a quotation from Chinese inscriptions, histories, or classical literary works, and are untranslated in Segalen's original editions. In the transformation of Stèles into a mass-market book, a technological distinction preserves the difference between Chinese and French text, for the French text of any later copy may have been set in various typefaces under differing technical dispensations, but the Chinese text will have been reproduced as a picture, that is, as a visual bloc without undergoing analysis and restitution at the hands of a typist or proofer. The technological division of the page between areas of word and 'image' corresponds to a division of intellectual labor in the minds of the book's most likely potatial readers. For many, the Chinese characters at the head of each poem are fine-looking decorations and signs of 'chineseness', to be glanced at rather than read. The part of the poem that remains most unchanged by the successive editions and interpretations that may overlay it is the part that is, for most of Segalen's audience, unreadable. The Chinese text-block is 'material' in the medieval logicians' sense of the word, that is, as a quotation taken over without interpretation.
The preface describes writing as inscription, as object. In the China Segalen knew from his travels, inscribed tablets of stone were familiar monuments, commemorating places and events with appropriately classical language, official signatures, and dynastic dates. The poem collection Stèles is modeled on Chinese anthologies of monumental writing, as its rather conventional Chinese subtile indicates : Gu jin bei lu (Transcriptions of stèles, ancient and modern). The character in which stèles ought to be written are, for Segalen, anything but mobile. They aspire to the solidity of natural facts. Segalen's written stèles will emerge from an evocation, perhaps an emulation, of these stones. He defines the absolute writing of the stele through a series of negations : it is not temporal writing, not voiced writing, not information. A stele always faces the same direction and readers must turn toward it.
And yet Segalen also sets up a class of 'Stèles du milieu', one that breaks with the established pattern, despite the good qualifications of the Center as a traditional member of the five Chinese cardinal directions.
Segalen reads many of his stèles as abbreviated architecture, walls without roofs, stones without surrounds. His experiment with translation reaches in several directions that should be integrated into the ordinary description of cultural contact. For reading between civilizations occurs in just the way, on multiple planes of form and content, intersecting via misprision, antipathy, and rivalry, in any case never adding up to recognition, equivalency, reduplication, or what some would term 'intercultural understanding'. Decades before the philosophical ladders of deconstruction were laid against that particular wall, Segalen is led through his program of unfaithful translations to explore the athematic or asemantic dimensions of writing and to confront the ways in which poetic writing is 'Chinese'. [Seg19:S. 71-72,Seg:S. 23-24,Seg24,Seg23,Sega2,Seg27:S. 70, 137-138, 140-141, 143-144,Seg28,Seg40:S. 71, 81, 83-85, 126-127,Seg31:S. 60]

1912 Segalen, Victor. *Notes bibliophiliques sur l'édition de 'Stèles'* [ID D21836].
Qin Haiying : Le volume entier est composé d'un long papier imprimé d'un seul côté, non découpé, mais plié en 'portefeuille', toute page tournée soulevant la suivante. Avec ce mode de pliage, Stèles ne ressemble pas à la forme la plus courante du livre classique chinois, mais rejoint celle qu'on utilisait pour des albums d'estamages de stèles ou des tirages lithographiques. Segalen explique, que c'est le seul mode de reliure qui convient à son recueil 'en raison du parti pris : Stèles. [Seg40:S. 75]

1912 Segalen, Victor. [*Essai sur la peinture chinoise*].
Qin Haiying : Segalen avait envisagé, de rédiger un essai d'érudition sur la peinture chinoise. De ce projet initial, il n'a laissé qu'un brouillon inédit dans lequel il s'interroge notamment sur l'origine de la peinture chinoise ; il estime que, par-delà les peintures 'calligraphique', 'bouddhiste' et 'taoïste', trois catégories qu'il reconnaît à la pleine peinture chinoise. [Seg40:S. 133]

1912 Victor Segalen beginnt seine *Odes* zu schreiben, inspiriert während des Rauchens von Opium. [Int]

1912-1913 Victor Segalen reist von Tianjin nach Changde (Henan) wo er als Privatarzt des Sohnes von Yuan Shikai arbeitet. [Seg:S. 8]

1913 Brief von Victor Segalen an Henry Manceron.
Er schreibt : "Je ne peux que te donner raison quand tu vois dans Stèles un démenti spontané à l'attitude d'exotisme littéraire que je t'exposais autrefois – non pas démenti : éclatement de la formule. C'est seulement de m'exprimer que j'ai tenté là-dedans. Je dois dire que l'exotisme m'a beaucoup facilité la tâche : en me permettant – non pas des sujets, je les tiens en défiance, - mais une forme, des cadres, des décors nouveaux." [Morz:S. 102]

1913 Segalen, Victor. *Le combat pour le sol* [ID D21487].
Brief von Victor Segalen an Pierre d'Ythurbide.
"J'ouvre *Le repos du septième jour*. Et malheureusement, tristement, je n'admire plus. Claudel, en prise avec le carton coloré du Sud, en fait du diorit et du marbre. - Ici, empoignant le grand mythe dur et pur du Fils du Ciel, il a produit un chaos sans consistance, et ce qui est pis que tout, une oeuvre bien ennuyeuse. Il avait un sujet précisément et admirablement dramatique. Il tenait entre ses deux grands poings un conflit, l'un des plus grands conflits qu'on puisse imaginer sous le Ciel puisque le Ciel de Chine rencontrait le Ciel Latin. Le résultat : deux fort longs sermons ennuyeux. J'ai peine à indiquer la pauvreté du décor impérial, les maladresses and un protocole dogmatique qu'il vaut mieux ne pas aborder si l'on en est pas maître. Enfin ceci pouvait se racheter par le conflit signalé : mais un conflit suppose deux adversaires. L'un, le Fils du Ciel, est déjà bien terne, embarrassé, verbeux à l'extrême. L'autre, le Fils de Dieu, n'est pas encore devenu le magnifique Dieu Claudélien. Et je ne puis pas dire autre chose que l'ennui douloureux de voir un aussi grand sujet enterré sous des pelletées de mots."

Yves Daniel : Le combat pour le sol, dans le contexte agraire de la civilisation chinoise, rappelle bien évidemment le labeur des paysans qui oeuvrent à la fécondation de la terre, au centre de ce que Segalen appelle la 'splendeur céréale'. Les travaux agricoles quotidiens, dans ce drame, sont suspendus par une mystérieuse malédiction, mais le 'combat' ne prend pas pour autant fin, l'effort des laboureurs devenu inefficace s'élève à la hauteru de l'Empereur, seul à pouvoir combattre 'l'influx' maléfique. Le drame est né de la lecture du Repos du septième jour de Paul Claudel et fut conçu au cours d'une 'nuictée d'opium', 1913. Il existe deux manuscrits, le premier fut rédigé 1913, le second 1918. Le repos du septième jour est le répit hebdomadaire, jour où le travail des champs cesse pour lasser place au recueillement paisible, jour où les acteurs de la création et le Créateur lui-même s'accordent le relâchement au profit de la prière.
Le Prologue met en scène un messager impérial qui constate, au milieu des paysans de la province, que la « terre est malade », touchée par une mystérieuse malédiction à propos de laquelle les personnages savent peu de choses. L'acte I se déroule dans la Cité Interdite, les concubines attendent une cérémonie au cours de laquelle on va attribuer un nom particulier à l'une des plus appréciées, « L'Étrangère », qui est occidentale. Mais l'heure est grave car l'« influx » néfaste qui touche l'Empire a forcé l'impératrice à inviter le Fils du Ciel à procéder à des sacrifices particuliers pour ramener l'abondance et la bénédiction. L'Empereur paraît, attristé, offre à l'Étrangère son nom, « Élue-du-Ciel », et annonce qu'il doit s'isoler dans le Temple de la Pureté pour se préparer aux sacrifices. Un cortège pénal interrompt le dialogue : on présente à l'Empereur un homme dont la condamnation ne peut attendre, tant il trouble la paix de l'Empire, un prêtre missionnaire. Sa condamnation est prononcée, et c'est en vain qu'Élue-du-Ciel intercède auprès de l'Empereur qui ne comprend pas sa langue. La deuxième scène se déroule dans les ténèbres d'une salle du Temple, le Fils du Ciel médite et jeûne, seul. Torturé par la faim, il goûte l'huile de sa lampe, unique nourriture accessible. Il s'interroge, dans un long monologue, sur l'opportunité de la condamnation prononcée, alors une voix intervient : il s'agit de celle du prêtre exécuté il y a peu qui prophétise que le « Ciel descendra ». Mais les conceptions « religieuses » des deux personnages sont si différentes qu'elles conduisent à des incompréhensions et à des quiproquos. Leur seul lien est Élue-du-Ciel qui apparaît et peut maintenant tenter de se faire comprendre. Ces propos de chrétienne, néanmoins, se heurtent aux conceptions de l'Empereur : « Je comprends les mots... l'idée reste creuse... », dit-il. Un cortège rituel interrompt le dialogue : le sacrifice « ordinaire » a lieu, mais il échoue. L'acte II se déroule sur la « Terrasse aux Étoiles », observatoire impérial. Les astrologues sont dans une grande confusion car les présages sont néfastes. Le Duc Grand Astrologue apprend par un eunuque la nouvelle de la maladie d'Élue-du-Ciel. L'Empereur, quant à lui, prononce sur la Terrasse des mots qui ne sont pas « conformes » aux rites. La cour rend l'« Influx » responsable de la mort prochaine de l'Étrangère, craignant la colère du Fils du Ciel. C'est à la scène III que l'un et l'autre se rencontrent. Élue-du-Ciel répond à l'amour terrestre de l'Empereur par une tentative pour le convaincre de l'Amour chrétien du Ciel, sacrifice absolu. Mais les deux ne peuvent s'entendre et l'Empereur lui reproche d'avoir « importé » ses dieux avec elle. La mort, finalement, emporte la jeune femme et toutes les catastrophes touchent l'Empire : mort du prince héritier, pétitions, rébellions... L'Empereur prend la parole pour clore l'acte, mais ses mots, une fois encore, ne sont point « conformes ». L'acte III a lieu dans le Temple du Ciel. Le cérémoniaire s'interroge car rien de ce qui est prévu ne respecte les rites. L'Empereur paraît, vêtu en homme pauvre, le fantôme du prêtre vient à lui, avec Élue-du-Ciel - nous sommes à la dernière « veille de la nuit avant l'aube du printemps ». Le Fils du Ciel refuse aux deux fantômes l'accès de ce Ciel qu'il dit être le sien, mais les deux personnages sont emportés vers les deux, « enveloppés comme de flammes », le laissant dans une grande perplexité. Finalement, la pluie tombe, l'abdication un moment envisagée est oubliée, la malédiction prend fin. L'Empereur renvoie les personnages présents à l'audience : « Voici le riz et voici l'abondance. Allez manger dans le rassasiement. » Lui seul aura encore faim, car il a livré son coeur, « et mêlée aux fumées quelque chose d'insaisissable et d'inconnu s'est enfuie... »

Yvonne Y. Hsieh : Segalen first conceived the play as a response to Paul Claudel's *Le repos du septième jour*. The action takes place in an equally inderterminate era of Chinese history. For the décor of the play, Segalen makes use of the architecture with which he became familiar during his stay in Beijing. In the play, not only is there a prolongued duel between the Chinese and the Latin Heaven, but also a more personal debate between the Emperor and 'l'Etrangère', between him and the martyr, and between the Epress and the foreign favourite.

Anne-Marie Grand : Dans une 'lettre circulaire' pour ses amis et adressée à l'un d'eux, il analyse les emprunts de Paul Claudel à l'art chinois et conclut que le champ reste ouvert car pour ce dernier "toute inspiration 'formelle', toute rénovation dans les formes n'a rien à faire ici avec la Chine. Claudel n'a pas vu les ressources nouvelles d'un texte bref et jaloux, adouci de commentaires. Ni tout le symbolisme brutal et originel contenu dans les figurations primitives. Ni cette réthorique prudente de l'ode qui s'avance par une sorte de piétinement ; - ni l'impersonnalité fonctionnelle de l'histoire annalistique. Ni ce dialogue impérial où des réticences, des chutes soudaines de voix remplacent le mot Empereur". Cette lettre est importante dans la mesure surtout où Segalen y recense les formes littéraires chinoises qu'il transplantera dans son oeuvre, les explorant systématiquement les unes après les autres. Il est notable, qu'il ne s'attache qu'à des formes que l'on peut qualifier d'archaïques, ce que confirme même un rapide survol des textes. Les emprunts du poète ne concernent que la littérature la plus antique de la civilisation chinoise : le Shi jing, le Li ji et les Annales historiques. [Seg27:S. 72,Seg:S. 225, 227-228,Clau24:S. 296-298]

1913 Briefe von Victor Segalen an Jules de Gaultier.
"Aucune de ces proses dites 'Stèles' n'est une traduction, quelques unes, rares, à peine une adaptation. Les Stèles chinoises de pierre contiennent la plus ennuyeuse des littératures. Ce n'est donc pas l'esprit ni la lettre, mais simplement la forme 'Stèle' que j'ai empruntée. La 'forme Stèle' m'a paru susceptible de devenir un genre littéraire nouveau. Je veux dire une pièce courte, cernée d'une sorte de cadre rectangulaire dans la pensée, et se présentant de front au lecteur. Je cherche délibérément en Chine non pas des idées, non pas des objets, mais des formes, qui sont peu connues, variées et hautaines j'en fait mon possible pour éviter tout malentendu chinois, toute méprise, toute fausse note. Mais dans ce moule chinois, j'ai placé simplement ce qui j'avais à exprimer."
"Le mot Odes est classiquement chinois. La forme en sera un poème court, conçu sur des rythmes chinois : 5 + 7, rejoignant, après tout, pour la longueur du souffle, notre alexandrin." [Seg30,Seg40:S. 71, 200,Seg:S. 26,Seg19:S. 80]

1913 Brief von Victor Segalen an Alexandre Conty, französischer Botschafter in Beijing.
"Cette lettre ne désire rien qu'exprimer ce qui me frappe et déconcerte depuis quatre ans en Chine : l'absence d'une bonne part de l'esprit français : celle qui, désintéressée du gain fondé sur la Chine, s'appliquerait aux choses de l'esprit chinois, et ferait enfin état de la sinologie pour elle-même, dans son pays d'origine."
Yvonne Y. Hsieh : Segalen wrote to the French minister in Beijing proposing the establisment of a library and an art museum which would facilitate the task of French sinologists studying in the Chinese capital and benefit the local people at the same time. [Seg:S. 249]

1913 Victor Segalen kehrt nach Frankreich zurück. Segalen, Auguste Gilbert de Voisins und Jean Lartigue erhalten vom Ministère de l'instruction publique et des beaux-Arts den Auftrag einer archäologischen und topographischen Expedition in China. Finanziert wird die Expedition von der Académie des inscriptions et belles-lettres. Er trifft Edouard Chavannes, Henri Cordier, Paul Pelliot und Emile Sénart. Segalen kehrt dann Tianjin zurück und reist nach Beijing, um die Expedition vorzubereiten. [Seg19:S. 160,Seg20:S. 22,Seg:S. 8]

1914 Segalen, Victor. *Feuilles de route*.
Tagebuch, das er während seiner Expedition führte. Daraus entnahm er Texte für Equipée. Darin enthalten ist ein Abschnitt aus den Mémoires historiques de Sima Qian, den Segalen kopiert hat. [Bla11:S. 22,Seg:S. 123]

1914 Brief von Victor Segalen an Edouard Chavannes.
Er schreibt : "A Longmen, excellent contact documentaire avec la Chine bouddhiste, mais grosse déception artistique portant précisément sur la sculpture bouddhiste, dont la distance entre les originaux, hindous et grecs, marque bien la longueur de trajet nomade et l'affadissement des conceptions à mesure qu’on s'éloignait des pays et des milieux créateurs." [Bla11:S. 46]

1914 Briefe von Victor Segalen an Yvonne Segalen.
Er schreibt über das Pferd von Xiongnu aus dem Grab von Huo Qubing : "A 2 h le grand tumulus de Han Wou-ti découvrait à l'horizon. A 4 h, après un galob sérieux à travers champs, j'arrivais à cent mètres et apercevais un autre plus petit au pied duquel quelque chose ressemblai à un chevel. J'ai fait les derniers cent mètres sans rien voir. J'arrive : il y avait bien un cheval de pierre. De forme très archaïque évidemment, ne ressemblant en rien aux clichés Ming et même aux chevaux Tang, sellés et birdés. Un cheval, les pieds écartés sur un bloc, puissant, massif. Je n'en demandais pas plus et pourtant j'ai trouvé davantage : ce cheval écrasait un homme dont le bras gauche, crispé sur un arc, se dessinait fortement, dont les genoux luttaient contre le ventre du cheval, dont les orteils, nus, d'écartaient de la que formant pilier postérieur ; dont la tête enfin, énorme, poilue, ressortait entre les pieds de devant, la barbe écrasée par la poitrail. Tu vois combien ceci tenait plus que toutes les promesses en dix secondes, j'ai éprouvé ceci ; - influence Assyrienne par la férocité – découverte d'une oeuvre d'art plus antique et originale que celles connues à la Chine – profonde émotion à laquelle tu es venue tout d'un coup te mêler, évoqueée avec une puissance inattendue, mêlée à ce que ja voyais, projetée à côté de moi, regardent par tous mex yeux qui en avaient des larmes – toi, Mavone, évoquée – qui a vu tout ceci, je te le jure, comme je l'ai vu, et qui le vois pour toujours, maintenant – et ce qui a peut-être aussi quelque émotion dans les yeux."
Er schreibt über das Grab von Shi Huangdi : "Au bout de cinq li, au sortir d'une faille de terre jaune, dans un inoubliable crépuscule nous avons vu : la grande chaîne vilette du Li-chan, haute de 1200 m, aux contreforts réguliers comme des épaulements de maçonnerie ; et, au pied de la montagne, une autre montagne, isolée, celle-là blond cendré, et d'une forme si régulière, si voulue, si ordonnée qu'il n'y avait aucun doute possible : trois étages se surmontaient avec des courbes concaves comme n'en ont jamais les tumuli d'empereurs dynastiques. Aucun doute : le tumulus énorme et particulier de Tsin Che Houang, L'Empereur Un, existait encore, et nous le tenions. Jean, qui en a fait son héros et sa chose, m'a simplement dit 'oui' avec son beau regard vert. De plus près, de tout près, tout s'est précisé, répondant merveilleusement aux textes connus et à la poésie qui dit 'la Terre jaune imite trois collines'. Enfin, ce qui restait péremptoire c'est que nous étions en face d'un incomparable monument."
"Nous avons trouvé deux statues T'ang en marbre noir à patine de rouille, deux gardiens de porte dont les méplats et les arêtes sont aussi beaux qu'une sculpture Egyptienne. Photographie et dessins. Je dessine le plus souvent possible. C'est la meilleure façon de voir un objet et de le contourner ensuite avec des mots." [Bla11:S. 43-44, 50]

1914 Brief von Victor Segalen über seine Expedition an Jules de Gaultier.
Er schreibt : "Mon voyage prend décidément pour moi la valeur d'une expérience sincère : confrontation, sur le terrain, de l'imaginaire et du réel : la montagne vue par le 'poète', et la même, escaladée par celui à qui elle barre la route et qui trouvera, de l'autre côté du col, après dix heures d'étapes, à manger, à dormir, et peut-être (mais s'en préoccupe-t-il ?) le bien-être surajouté d'un beau spectacle. Et le fleuve, couru surs ses eaux, et non pas sur une carte, de la source à l'embouchure. Ensuite, j'aurai acquis, je l'espère, le droit à me prononcer : au moins à incliner du côté fictif – souvenirs et combinaisons de tête – quand mes os et mes muscles auront donné ce qu'ils doivent. Je vais chercher, au prix de dix mois d'efforts et de courses, le droit personnel au repos replié, à la longue méditation concentrique, sans but. Même le prétentieux de ces mots se pardonne au regard du concret de ce qui va suivre.
Ce concret s'annonce bien : un fort beau voyage. Quatre mois durant, l'inconnu dans le temps : le passé, à prendre sur le fait ; cinq mois ensuite : l'espace à définir dans des petits dessins. Vous connaissez déjà Voisins. Notre troisième compagnon est tout autant des nôtres : c'est Jean Lartigue, votre fervent, esprit recueilli dans un corps plein de jeunesse franche. Peu de gens se seront aussi bien entendus dès le départ ; mieux, aimés franchement, et par expérience."

Yvonne Y. Hsieh : The letter reveals one of Segalen's fundamental beliefs, that an author has no right to pronounce judgment on something he has not personally experiences. [Seg:S. 122,Seg12]

1914 Brief von Victor Segalen an Jules de Gaultier vor seiner Expedition.
Er schreibt : "Enfin, le hasard des traductions chinoises nous a mis dans la main des textes des premieers 'Pères du Taoïsme', Lie tzeu et Tchouang tzeu (traduction Wieger). Toute réserve sur la traduction, alourdie par un esprit rond et aillard de séminariste alsacien. Mais si l'on met (comme nous espérons avoir le loisir de le faire Lartique et moi, plus tard), si l'on met ces pensers bout à bout, quelle profondeur et ironique valeur humanine." [Seg19:S. 40]

1914 Victor Segalen schreibt im Manuskript *China : la grande statuaire* [ID D6761] : "Ce matin, j'embrasse ce qu'on peut appeler l'Histoire authentique de la sculpture chinoise." [Seg20:S. 8]

1914 Brief von Victor Segalen an den Ministre de l'instruction publique et des beaux-arts, Paris :
"Cette fondation française à Pékin revêtirait, je l'espère, la forme d'une bibliothèque de sinologie française et d'une sorte de musée où seraient réunis les documents épigraphiques et les spécimens les plus propres à faciliter de fructueuses recherches aux pays même dont ils s'occupent. J'adjoindrai volontiers à cette fondation un enseignement oral sous forme de conférences faites à Pékin sur l'histoire ancienne de la Chine et l'histoire des arts anciens de la Chine." [Seg19:S. 162]

1914 Expedition von Victor Segalen, Auguste Gilbert de Voisins und Jean Lartigue.
Voisins ist für die Archäologie, Lartigue für die Topographie zuständig. Sie reisen von Beijing nach Luoyang (Henan) zu den buddhistischen Grotten Longmen, nach Lintong, Xi'an (Shaanxi), wo sie das Grab von Shi Huangdi finden. Segalen schreibt an Paul de Cassagnac : "La grande pleine de Si-ngang fou se navigue comme une mer dont les îles seraient les tumuli d'empereurs, de concubines et de princesses."
Segalen entdeckt den Grabhügel von Kaiser Han Wudi, das Grab von General Huo Qubing, bewacht von einer Statue eines Pferdes (117 v. Chr.) und Säulen aus der Han-Zeit. Segalen und Voisins gehen nach Sichuan, Baoqi, zum Jialing jiang, treffen Lartigue in Baoning [Langzhong]. Sie erforschen Küstengräber, Grabstätten der Han, buddhistische Plastiken aus dem 6. Jh., den Buddha in Jiading. Lartigue reist nach Chongqing, Segalen und Voisins nach Chengdu. Sie treffen Pierre Bons d'Anty, der ihnen erklärt, dass sie Tibet wegen einer lokalen Rebellion nicht besuchen können. Sie reisen zur Mission Yazhou, zum Grab des Gao Yi und entdecken eine Stele der Han-Zeit. Dann nach Dajianlu (Sichuan), Lijiang (Yunnan), zum Yangzi. Ein Telegramm ruft sie nach Tianjin zurück, um des Zweiten Weltkrieges wegen nach Frankreich zurückzureisen. [Seg19:S. 161-166,Seg:S. 8-9]

1914-1917 Segalen, Victor. *Chine : la grande statuaire* [ID D6761].
Segalen schreibt : "Le premier historien important de la sculpture sur pierre, en Chine, est le maître de la sinologie : Edouard Chavannes. Je ne puis ici rappeler l'étendue de ses travaux ni le développement de sa pensée. Parti de la philosophie générale, il aboutit à la philosophie chinoise, puis à l'histoire de la Chine, et de précisions en précisions, à ce qui devait apporter les plus belles confirmations à cette histoire : aux recherches d'archéologie monumentaire. Ce sont elles qu'il faut résumer ici. C’est vraiment le portique à ce livre. Ce fut la leçon, l'enseignement, la voie ouverte."
Er zitiert aus dem *Dao de jing* :
"Tao k'o tao, fei tch'ang tao : La voie qui peut cheminer, n'est pas la voie éternelle. Ming K'o ming, fei tch'ang ming : Le nom qui peut se nommer, n'est pas le nom éternel."

Annie Joly-Segalen schreibt im Vorwort : Le plan du livre comprenait donc trois parties : dans la première [Segalen] étudiait l'histoire de la sculpture chinoise depuis les empereurs de la dynastie Han jusqu'à la chute de l’empire (200 ans av. J.-C. A 1911). Venait ensuite un chapitre dans lequel il replaçais les statues funéraires dans l'ensemble qu'elles décoraient sous le titre 'Orchestique des tombeaux chinois'. Enfin dans la troisième partie, il remontait le cours du temps : reprenant l’histoire à son point de départ, les Han, il passait à la dynastie préccédente, celle du grand empereur Ts'in Che Houang, puis à celle aui l'avait précédée pour finir par les legendaires empereurs de la dynastie des Hia.

Philippe Postel : Le texte retrace l'histoire des sites funéraires depuis la dynastie des Han jusqu'à celle des Ming et couvre par conséquent une période allant du 2e siècle av. J.-C. Jusqu’au 17e siècle. L'ouvrage se décompose en quatre parties distinctes. Les trois premières correspondent à la première parti du diptyque évoqué plus haut et couvrent les trois 'époques statuaires' des Han, des Liang et des Tang. La dernière partie reçoit à cette époque un titre imprécis : 'L'inconnu : la statuaire archaïque, ancestrale, des Tcheou'. [Seg19:S. 40,Seg20:S. 12-13, 43]

1914-1917 Victor Segalen ist als Arzt im Marine-Spital von Rochefort und Brest tätig. [Seg:S. 9]

1915 Segalen, Victor. *Equipée* [ID D9512].
Segalen schreibt : "J'ai toujours tenu pour suspects ou illusoires des récits de ce genre : récits d'aventures, feuilles de route, racontars – joufflus de mots sincères – d'actes qu'on affirmait avoir commis dans des lieux bien précisés, au long de jours catalogués... Ce livre ne veut donc être ni le poème d'un voyage, ni le journal de route d'un rêve vagabond."

In Chengdu schreibt er : "Imaginer, sur la foi des textes, que l'on va, dans ce lieu précis, découvrir une belle et archaïque statue de pierre de cette époque puissante et humaine des Han... et se trouver nez à nez avec un moignon informe de grès, est encore une déconvenue. Celle-ci, irrémédiable. Aucun espoir de découvrir un peu plus loin la statue qu'on ne trouve pas... Elle n'est pas perdue ; elle n'est pas égarée. Elle est là."

Er schreibt : "C'est donc à travers la Chine, grosse impératrice de l'Asie, pays du réel réalisée depuis quatre mille ans, que ce voyage se fera. Mais n'être dupe ni du voyage, ni du pays, ni du quotidien pittoresque, ni de soi! La mise en route et les gestes et les cris au départ, et l'avancée, les porteurs, les chevaux, les mules et les chars, les jonques pansues sur les fleuves, toute la sequelle déployée, auront moins pour but de me porter vers le but que de faire incessament éclater ce débat, doute fervent et pénétrant qui, pour la seconde fois, se propose: l'Imaginaire déchoit-il ou se renforce quand on le confronte au Réel ?"

"The entwined reciprocity of the two 'commas' forming the Tao, on white, the other black, equal, symmetrical neither ever victorious over the other. The symbol is a well-worn one. Its common translation is Yin and Yang, female and male ; this opposition and penetration which according to the classics of the tenth century, begat the world, are also capable of containing everything in the world we can image. My journey and the purpose of my journey are easily enclosed and uplifted in this symbol." [Französisches Original nicht gefunden].

Sekundärliteratur
1988 / 1996
Yvonne Y. Hsieh : *Equipée* narrate a sequence of episodes or describe in detail the characteristics of the various regions visited. It does not aim at being precise and informative. Instead, it explores the constant 'duel' between the real and the imaginary in different situations encountered during Segalen's second long journey across China, between what the traveler expects in his imagination and what he actually faces along the way. *Equipée* merely uses the travel experience as a catalyst for generating reflections on all sorts of subjects, from the usefulness of sandals and staff to the role of the imagination in restoring a badly eroded archaeological find to its original form ; from the mediocrity of catholic missionaries in China and the failure of their proselytizing efforts, to the mystery of lifesaving human instinct, 'supple as the caressing water, sensible as a peasant, sly as a cat coming out of some cellar or underground hide out'. Segalen often does not bother to tell us when or where certain events recounted in the text occurred, as this is not important for his purposes. Neither does he vouch for the authenticity of his accounts ; in fact, he deliberately chooses to give his readers the impression that he was traveling alone, except for the muleteers in his hire.
Segalen tries to invent another new genre with Equipée. For Segalen, China was 'le pays du réel', Tibet 'le pays de l’imaginaire'.
A few interesting observations may be made regarding Segalen’s modernization of T'ao Yüan-ming's story 'The Peach blossom source'. In the original version, the villagers had entered their secluded abode during the last days of the Ch'in dynasty, and the fisherman encountered them during the T'ai-yüan reign of the Chin emperor Hsiao-wu. In *Equipée*, the ancient villagers had taken refuge during the last days of the Ming dynasty and the traveler's accidental discovery of the community occurred almost three hundred years later, towards the end of the Ch'ing.

1996
Andreas Michel : *Equipée* represents an exploration of the clash of the two fundamental tendencies in which aisthesis has been thought in the West: as sensory encounter with the physical world, ('experience'), on the one hand, and as imaginative, poetic construction of the world ('imagination') on the other. In *Equipée*, Segalen, the poet, undertakes a journey into the land of the real ('un voyage au pays du réel') in order to find out if the power of the imagination can hold its own when confronted with brute reality or if, on the contrary, the knowledge furnished by the imagination has to be discarded.
Segalen is well aware of the name for his attraction to faraway lands-exoticism-as well as the negative connotations that this term holds. For apart from its geographical and cultural application, the idea of distance, in which he sees the essence of exoticism, also expresses the philosophical relation between subject and object. And it is at this point that his exoticism takes on theoretical dimensions.
This dimension of exoticism, then, is directly linked to an always renewed experience of difference and alterity. In his encounters with different cultures, Segalen is intent on reviving the level of aesthetic experience that had been devalued in aestheticism: direct sensory experience through physical contact. In this perspective, Segalen's own contribution to intellectual history comes into view: it consists in his desire to reintegrate sensory experience into his poetic writings. While Segalen the aestheticist believes in the evocative power of the imagination, Segalen the traveler explores the sensible nature of experience. *Equipée*, this trip in the land of the real, stages the debate between these two versions of aesthetic experience. During the expedition, Segalen opposes the imaginative practice of the poet and his tools, words, to the physical experience of the traveler.
Equipée is structured in such a way that the reader witnesses the imaginative anticipation (l'imaginaire) of an experience followed by a narrative of its actual occurrence (le réel). More often than not, the imaginative projection is proven to have been false, the actual experience taking place in a manner quite different from what the narrator had expected. The different chapters thus show the traveler being shaken to and from between the « two worlds » of imagination and reality.

1993
Qin Haiying : La confrontation textuelle de la Source aux fleurs de pêcher de Tao Yuanming et *Equipée* permet de voir que les deux récits sont construits selon un même schéma structurel. Mais on ne tarde pas à remarquer que, sur fond de cette structure profonde commune, le texte de Segalen présente bien des éléments visiblement différents. On peut dire que le texte de Segalen respecta la syntaxe du récit de Tao Yuanming en y permutant de nouveaux syntagmes et en la prenant souvent à contre-pied.
Pour tirer toutes les conséquences de la récriture du mythe chinois par Segalen, il faut encore tenir compte du fait que l'épisode n'est pas un récit indépendant comme le texte de Tao Yuanming, mais fait partie d'un journal de route à caractère autobiographique. Par les transformations de divers ordres, Segalen donne du mythe de la Source aux fleurs de pèchers une version originale et moderne, celle d'un poète occidental du XXe siècle qui se préoccupe avant tout du problème esthétique et philosophique de la Différence, du conflit et de l'alternance entre le même et l'autre.
Segalen a-t-il lu Tao Yuanming ? Si l'hypothèse de l'emprunt peut être prouvée biographiquement, notre étude sera non seulement justifiée par le rapport intertextuel, mais aussi légitimée par le rapport de fait. Aucune note manuscrite d'Equipée n'a mentionné cet emprunt et Segalen n’a nulle part parlé de Tao Yuanming. En consultant à la Bibliothèque nationale les manuscrits de Segalen, nous avons découvert une page manuscrite de *Peintures* au verso de laquelle Segalen avait copié au crayon et en caractères chinois de petits fragments du Récit de la source aux fleurs de pècher. C'est une preuve, que Segalen avait réellement connu dans le texte original le récit et que le rapprochement entre les deux textes est positivement fondé. [Seg40:S. 191, 195-197,Seg24,Seg26,Seg:S. 123, 126, 135,Seg32,Seg31:S. 56]

1915 Brief von Victor Segalen an Paul Claudel.
Er schreibt : "J'espère seulement ne pas mourir à tout sans avoir dit aux autres comment je concevais ce monde, illusoire et beau : - et ceci me ramène à cette vision taoïste, à cette vision 'ivre' de l'univers ; d'une part la pénétration à travers les choses lourdes, et la faculté d'en voir à la fois l'avers et le revers ; d'autre part la dégustation ineffable de la beauté dans les apparences fuyantes." [Bla11:S. 35]

1915 Brief von Victor Segalen an Andrée O'Neill.
Er schreibt : "La Chine, pour moi, est close, sucée. De plus en plus, en étreignant jalousement mon butin (qui n'est pas fait de porcelaines et de laques, seulement), je m'en sépare, je m'en retire, je m'en vais. Il y a d'autres rares pays du monde. Il y a surtout d'autres mondes." [Seg19:S. 236]

1915 Anne-Marie Grand : Victor Segalen confiera à Paul Claudel, qu'il sait 'toujours gré' au bouddhisme de lui avoir méthodiquement formulé ce qu'il avait confusément et timidement senti, le grand illusionnisme du monde, la prestidigitation des apparences sur lesquelles on souffle et qui s'en vont. Mais comme le bouddhisme était grevé de son mépris du monde, le taoïsme l'est aussi des conséquences qu'il impose. Le sage taoïste tend à son absorption dans le Grand Tout (le Dao), Segalen en refuse le principe, peut-être même le ressent-il comme une menace. En vérité, il élude les explications. A Claudel, il se contente de dire : "Quant au taoïsme, j'ai de grands scrupules à en parler, car les textes valables en sont à peine traduits, les autres galvaudés, - et ceci n'est pas affaire de texte et j'en néglige d'ailleurs la valeur pratique." Segalen s'intéressait aux théories scientifiques de la matière, et il n'est pas impossible de lire les taoïstes sous cet angle. On ne s'étonnera guère que Segalen, aux multiples acitivités ne souscrive pas à une philosophie du non-agir. D'un autre côté, le taoïsme offrait une vision du monde fondée sur l'illusoire comme le bouddhisme tout en insistant, contrairement à celui-ci, sur le bonheur, qui avait de quoi séduire. Avec le taoïsme, il trouve une autre formule, qu'il traduit par 'vision ivre', systématisant un comportement identique. Ou plus exactement pour le sage (comme pour l'artiste) qui la pratique, il s'agit d'une vision naïve, première, tout entière concentrée sur le spectacle et dont l'objectif est une identification. Si Segalen conserve le principe, il est loin d'en accepter les conséquences et d'abolir les distances entre sujet et objet. Pour lui, la 'vision ivre' ne va pas sans rappeler l'opium, permettant "d'une part, la pénétration à travers les choses lourdes, et la faculté d'en voir l'avers et le revers ; d'autre part, la dégustation ineffable de la beauté dans ces apparences fuyantes". Segalen a trouvé la formule d'une esthétique qui était sienne dès Tahiti, mais à laquelle le taoïsme prête l'élégance du dire et les supports d'une théorie. D'autant plus, sans doute, que cette philosophie a fortement imprégné la création des périodes chinoises les plus florissantes en matière artistique, celles des Tang ou des Song. [Seg27:S. 61-64]

1916 Segalen, Victor. *Peintures* [ID D21455].
Er schreibt :
"La forme littéraire adoptée dans ce livre est neuve. Brisant net avec le procédé 'roman' où des personnages dialoguent et feignent de vivre pour la joie ou l'ennui du lecteur – ici, l'auteur prend à partie le lecteur ou du moins le 'spectateur' et en fait un 'comparse', un 'complice'. Il y a retentissement réciproque. Cette hypothèse est menée pour la première fois et, semble-t-il, sans défaillance d'un bout à l'autre d'un livre complet."

Er schreibt im Vorwort : "Meine Rolle Ihnen und diesen Gemälden gegenüber ist eine andere, nämlich die, Sie nur 'sehen' zu lassen. Es sind gesprochene Gemälde. Lassen Sie sich also durch dies überraschen, was kein Buch ist, sondern ein Spruch, ein Aufruf, eine Beschwörung, ein Schauspiel. Und sie werden bald damit einig gehen, dass sehen, wie es hier verstanden wird, heisst, an der Zeichenbewegung des Malers teilzunehmen, heisst, sich irrt ausgemalten Raum zu bewegen, heisst, sich in jede der gemalten Handlungen hineinzuversetzen."

Er schreibt : "A master-painter, in the time of Song, was wont to dwell upon the hillsides, with a small bottle of wine, and to spend the day in a state of slight intoxiation, gazing on and meditating. And do you know what it was he gazed upon ? A spectacle of course, since he was master and painter. The commentators' translation has it that he 'sought the bond uniting forever joy and life, life and joy, and they mocked him for being a drunkard and a madman'. Yet this inebriated vision, this pentrating look, this prophtic grasp, can replace for some - among whom you are – 'the raison d'être' of the world and of the godhead."

Sekundärliteratur
1975
Eva Kushner : The artist unfolds the scrolls of Chinese paintings, not before the reader's eyes but before his imagination. In other words, Segalen's idea of this kind of poetry of transposition is the obverse of the sort of description prescribed by the Parnassian school. In *Peintures* Segalen similarly conveys the spiritualization of space. Each poem is the imaginary unfolding of a painted scroll in which spaces are viewed successively rather than simultaneously, and in which the technicalities of perspective are less important than one stroke of the brush, because of all the suggestion the latter may hold for the viewer.

1986
Wolfgang Geiger : Diese 'erzählten Gemälde' sind ein einzigartiges Phänomen in der Literaturgeschichte. Segalen führt darin seine 'geistige Karawane' auf eine neue Reise, weg von der Konfrontation im dem Wirklichen und Gegenwärtigen, zurück zum Imaginären und Vergangenen. Die Beschreibung dieser Gemälde führt den Leser in eine imaginäre Landschaft ein. Die Themen der *Peintures* lehnt Segalen ebenso an die chinesische Tradition und Geschichte an wie bei Stèles, ohne die Vorgaben einfach zu imitieren. Zu einem guten Teil sind es auch von ihm efundene Bilder, aber im chinesischen Stil erfunden. Sich auf diese fiktiven Gemälde einzulassen, auf ihre in mehrfacher Weise andere Ästhetik, erfordert mehr denn je, dass sich der Leser einem fremden Denken öffnet und die gewohnte Vorstellung der abendländischen Ästhetik , die Trennung zwischen dem visuellen und dem fiktiven Raum hinter sich lässt.

1988
Yvonne Y. Hsieh : The entire text of *Peintures* is conceived as a running commentary to a series of imaginary Chinese paintings which the narrator-commentator is presenting to his audience, whose active participation he constantly solicits. The narrator-commentator is himself the painter, as his words evoke imaginary pictures which may not be based on real Chinese paintings. He harangues his audience is really the writer, Segalen, who addresses his reader, as the narrator's speech is not actually hear but read in a printed text. Finally, the reader-viewers are themselves the artist, since the only paintings they 'see' are those conured up by their own imaginations as they turn the printed text into visual images inside their heads. Segalen's intricate text is thus a written work purporting to be a pronounced speech which aims to evoke pure images, that is, a work that needs to be simultaneously read, heard, and seen. Actually, Segalen's original intention was to write an essay on Chinese painting : he had even gathered a mass of documentation for this purpose. Only later did he conceive of creating a radically new genre.

1990
Anne-Marie Grand : Le recueil se présente sous la forme d'un tryptique : trois groupes de textes aux masses équilibrées : 17 peintures magiques, 17 peintures dynastiques encadrant le déroulement en 12 tableaux des 'Cortèges et trophées'. Les dix-sept tableaux de la première partie utilisent la totalité des supports picturaux chinois : rouleau vertical, éventail, paravent, porcelaine, laque, pierre, la laine même des tapis, jusqu'à les faire éclater, déborder tout cadre et inscrire leurs calligraphies dans l'espace et le temps. 'Paintures magiques' conduisent sur les voies d'un dépouillement intérieur. Elles se jouent de toutes les croyances, certitudes, illusions du spectateur-lecteur.
‘Dans 'les néoménies des saisons', l'Empereur apparaissait comme accord, harmonie, équilibre, accueillant chaque heure à sa juste mesure, donnant au temps son dû ni trop tôt ni trop tard, il est ici le rassembleur, l'unificateur. Il n'est pas 'tel empereur ou tel autre', mais ce singulier successif élu par mandat du Ciel.
Les deux premières parties conduisent en un lieu dont les caractéristiques (l'indétermination en particulier) et la présence impériale indiquent la centralité. Un lieu qui est en même temps but et origine puisqu'à peine atteint, il bascule dans son absence et impose la nécessité d’en chercher à nouveau l'accès. Une certitude demeure, toutefois, le Centre existe, il lui arrive de se manifester et c'est dans cette certitude que s'installe la troisième partie. Elle s'ouvre sur une anecdote rapportant une promenade de Confucius and l'antique Palais des Zhou à Luo Yang. C'est donc dans le Dedans que le spectateur est maintenant invité à se déplacer.
Chacun des tableaux est placé sous le signe de l'Ubris. La faute majeure des Grecs, la transgression des limites, le débordement de l'humain est ici la seule vertu. La démesure, énorme à l'origine perd cependant, peu à peu, son énergie. Du dernier des Xia dont le surnom posthume fut 'l'inhumain', la 'lente marche à travers les palais dynastiques' épuise la puissance, la voit s'évanouir totalement dans l’arbre enchaîné, ne lassant vive que la seule écriture, le sceau qui clôt le tout : 'Grandeur officielle de T'sing'.
Chacun des portraits compose l'image de l’une des valeurs humaines que la coutume honore : force, intelligence, passion, foi, amitié, raison mais en les marquant de signes négatifs, les faisant, de plus, cohabiter avec d’autres, lâcheté, vanité, cruauté, faiblesse proche de la sottise, toujours considérées comme l'envers de valeurs. Toutefois, ces représentants de la décadence se succèdent de telle manière qu'ils dessinent une autre figure.
Chaque Empereur va tour à tour incarner des passions dévastatrices. De ceux qui furent dévorés par les philosophies à ceux qui s'égalèrent aux dieux, de ceux qui rient et se moquent de tout et de tous, de celui qui voulait tenir le monde entre ses deux mains, à portée de regard à celui qui règle des automates et des corps de ballet, les capacités de grandeur s'émoussent et l'homme dépers sa souveraineté jusqu'à laisser Place à l'arbre seul où la trace humaine ne pèse plus que du poids des chaînes l'enserrant.
Parlant à l'instar de Peintures du Dedans, le recueil n'en offre que des images beaucoup plus fragmentées, des 'moments' dans un langage hiératique et hautain beaucoup plus difficile à décrypter.

2003
Qin Haying : Dans Peintures, pour créer un effet équivalent à l'inscription calligraphique d'une peinture chinoise, Segalen joue sur la typographie et la mise en page, en insérant les titres des peintures littéraires aux différents endroits du corps textuel. Ces titres, différents par les majuscules, font partie d'une phrase du texte-peinture, tout comme les caractères calligraphiés font partie d'une peinture. Segalen change son mode d'écriture et inaugure une nouvelle forme littéraire d'inspiration picturale. Il ne s'agit plus cette fois de jouer sur l'analogie stèle-poème, mais sur le rapport peinture/littérature. Et ce rapport est exploré de la façon la plus inattendue : au lieu de décrire des peintures référentielles, l'auteur tente bel et bien d'écrire des peintures sans support pictural. On verra que le paradoxe de cette expression distincts en essayant de prouver par son livre que l'écriture peut faire mieux que la peinture, et ce non uniquement par l'usage des métaphores. Cette entreprise singulière est fondée sur une croyance au pouvoir supérieur des mots sur les couleurs : il importe, dans *Peintures*, de témoigner des possibilités de la littérature, entendue ici très simplement comme travail d'écriture sur et à partir des mots.
Comme ce qui est souvent arrivé au poète dans son itinéraire réel et spirituel, la recherche historique sur l'art chinois le fait heurter de nouveau à une absence, une disparition, et c'est très problablement cette disparition de l'origine et le désir de 'reconstituer l'essentiel absent' qui l'incitent à passer très rapidement d'un essai historique à l'invention d'un ensemble de pièces en prose appelées 'peintures littéraires'.
En s'appuyant sur une riche matière chinoise dont les sources principles restent les Textes historiques, traduits par Léon Wieger, tout en s'inspirant de sa documentation sur l'art chinois, le poète ne prétend nullement refaire la peinture chinoise disparue et ne se réfère guère à des modèles plastiques observables. Sa vraire ambition, c'est d'inventer verbalement, en français, des 'peintures chinoises' qui n'ont jamais existé, mais qui présenteraient, malgré tout, les effets attendus qui nous renverraient à cette forme d'art oriental avec sa spécificité et sa diversité : techniques, mode de vision, composition, supports, thèmes, genres picturaux. Certes, ces textes faits de signes linguistiques ne sont 'picturaux' que par fiction et métaphore, ils ne deviennent pleinement 'tableaux' que par l'imagination interposée. Néanmoins, il faut reconnaître qu'au-delà d'un usage métaphorique du mot 'peinture', Segalen fait preuve d'un sérieux effort pour inscrire le pictural dans le textuel et, ce faisant, il pose un jour nouveau le problème tant débattu du rapport entre littérature et peinture.
Peintures nous frappe d'abord par une très grande discursivité, une multiplication délibérée des traces de la parole. Pour reprendre une expression chinoise, il s'agit bien des 'peintures sonores'. Dans une présentation rédigée lors de la parution du livre, Segalen précise la nouveauté de ce mode d'écriture. Chez Segalen, ces différents types de contextes entrent tous en jeu, mais de proportion inégale. L'identification des tableaux chinois réels qu'il aurait vus ou possédés relève du contexte biographique. Ce contexte assez limité est loin de pourvoir expliquer toutes les allusions du live. L'identification des sourves livresques, des anecdotes, des thèmes particuliers à la Chine relève du contexte culturel, de l'intertexte. Ce contexte, beaucoup plus important que le précédent, permet de comprendre une grande partie des allusions du livre, dont les plus visibles sont celles de la troisième section, 'Peintures dynastiques', où les noms propres des derniers empereurs de chaque dynastie chinoise sont explicitement présents et les épisodes les plus célèbres qui les concernent sont facilmenet reconnaissables, puisqu'ils constituent les grands moments de l'histoire chinoise.
La peinture est par excellence un art d'espace. Cela s'entend de deux manières : elle représente des objets situés dans l'étendue, et en même temps cette représentation elle-même, la peinture-objet, se situe aussi dans l'étendus. Le livre *Peintures* étant une monstration des peintures chinoises, il implique ces deux ordres d'étendue. La spatialité signifiée y est donc double : celle du monde peint et celle de la peinture. Si l'étendue de la peinture elle-même est un espace signifiant dans le cas d'un tableau proprement dit, elle devient à son tour un espace signifié dans ces peintures livresques, puisque la peinture-objet y fait aussi l'objet d'une représentation verbale. Ce livre est ainsi la transposition d'une transposition : il transpose des peintures chinoises qui transposent à leur tour le monde référentiel. Le problème de la spatialité dans Peintures doit se reformuler sur trois plans décalés l'un par rapport à l'autre : il y a l'espace propre au texte, l'espace englobant la peinture et l'espace englobé par la peinture, doublement signifié par la peinture qui est signifiée par le texte. Les peintures de Segalen tirent en partie leur étrangeté d'une conception chinoise de l'espace qui fait contraste avec la peinture occidentale classique.
Différente de la deuxième section qui ne porte qu'un seul grand titre, la première section 'Peintures magiques', contient autant de titres que de peintures. Sa particularité vient du fait que ces titres ne sont jamais placés en tête du texte, parce qu'ils sont éléments constitutifs dans le texte. La dernière section du livre revient à une présentation typographique normale, mais joue toujours un rôle signifiant particulier : cette fois, le titre est bien en tête de chaque peinture. [Seg:S. 71-74,Seg28,Seg40:S. 53,

131, 133-134, 141, 148, 156-157, 169. 172,Seg24,Seg27:S. 128, 133-137]

1917 Victor Segalen, Paul Vitry und Edmond Chassigneux werden beauftragt nach China zu gehen, um chinesische Arbeiter für das Ministère de la guerre zu anzuwerben. Gleichzeitig macht Segalen archäologische Forschungen der kaiserichen Gräbern des 5.-6. Jh. in Nanjing. [Seg:S. 9,Seg20:S. 22]

1917 Victor Segalen trifft in Shanghai Gustave-Charles Toussaint, dessen tibetische Übersetzung des *Padma thang yig* ihm die Idee gibt, sein Gedicht *Thibet* zu schreiben. [Seg19:S. 4]

1917 Briefe von Victor Segalen an Yvonne Segalen.
Er schreibt : "L'hôtel de Péking est un observatoire de premier ordre. Il y a, au cinquième étage, une certaine chambre de boy d'où le spectacle est enfin beau. L'hôtel de Péking est une haute bâtisse ignoble, occupant la place de l'ancien, mais dominant, vers l'Ouest, tout le Palais, toute la ligne axiale impériale, depuis Ts'ienmen jusqu'à la Tour de la Cloche, en passant par le profil de tous les toits. Par une autre fenêtre, de la façace, on possède le Temple du Ciel. Peu à peu le jour se lève et les bruits se mettent en place. Il y a, simultanément, bataille au Temple du Ciel, où sont réfugiés hui cents hommes de Tchang-Siun – à Tsi houa-men -, où se trouve l'artillerie venue de Pao-ting-fou ; à Tong houa-men, bien entendu, comme d'habitude. La fusillade du Temple du Ciel est la plus offensive. Quatre Européens tombent sur la muraille. La façade de l'Hôtel en perd quelques vitres. Puis des pièces de campagne font du tir indirect par-des-sus les légations, sur Tong-houa-men, avec une précision honorable. Tchang-siun répond avec un gros vieux canon à poudre noire, qu'il a logé près de Tien-Ngan-men et qui tire toutes les sept minutes."
"Jusqu'à la mort de Yuan, on pouvait tabler sur quelqu'un. Pour ou contre. Depuis lors – et abstraction faite de la vessie Li-Yuan-hong, il n'y a plus eu que des fantoches. Actuellement, l'attitude de la Chine est celle d'une méduse à moitié morte, a moitié putréfiée, remuant des tentacules usagés qui ont nom : Tchang-siun, vieux chef de bande illettré, vivant sur un vague prestige de ses soldats à queue ; Feng-Kouo-tcheng, vice-président, l'ancien caporal de Yuan-che K'ai. Quelques ministres tourbillonnants. La dégradation des forces est complète. La Chine actuelle est une expression géographique qui mange, boit et se reproduit jusqu'au jour où n'importe qui viendra la manger, ou bien, sera arrêté au premier coup de dent, par un autre adversaire. Tout ce qui nous a intéressés ou pris, ou émus, ou profondément entourés autre-fois, n'est plus. Nous sommes, sous l'ancien Empire, arrivés juste à point afin de voir l'Autre Epoque. Elle est morte. L'Egypte, après quatre mille ans, eut sa mort. En Chine, la mort est allée jusqu'à l'utilisation du Kadavre, tout comme les Allemands ; mais les produits chimiques employés sont le modernisme, le Japonisme, toutes les vilenies laides, où nous ne pouvons ni devons nous laisser vivre. Le fong chouei de la Chine entière et plus qu'à son déclin. Le lotus dans cour, et l'écran, et le papier doucement lucide de la fenêtre, ne sauraient plus jamais nous défendre. Ni toi ni moi ne saurions désormais vivre dans ce pays." [Bla11:S. 26-27, 51]

1917-1918 Victor Segalen arbeitet an seinem Gedicht *Thibet*. Die letzte Seite bleibt unvollendet.

1918 Victor Segalen kehrt nach Frankreich zurück und arbeitet als Arzt in Brest. [Seg:S. 9]

1918 Victor Segalen arbeitet an seinem Gedicht *Tibet*. [Int]

1918 Victor Segalen beendet sein Manuskript *Chine : la grande statuaire* [ID D6761]. Das Manuskript bleibt unvollendet.
Brief von Victor Segalen über *Chine : la grande statuaire* an Hélène Hilpert :
Er schreibt : "Nous devons, notre Yvonne et moi, passer une partie de la nuit à en vérifier l'armature, à jongler avec des chapitres, à en faire jouer toutes les pages principales comme des portes de grand accès. On visitera les communs : les chémas et tableaux destinés au vulgaire... Puis, tout étant mis à bas, sur les morceaux démontés l'oeuvre définitive se bâtira ; je lui donne trois mois de devis."
Brief von Victor Segalen an Fernand Baldensperger.
Er schreibt : "Je projette une série d'ouvrages sur l'histoire de l'art en Chine. Sans préjuger des volumes à venir, je m'occupe en ce moment à terminer sous forme d'un essai sur l'histoire de la Grande statuaire en Chine, un volume qui comprendra la majeure partie des découvertes de ces dernières années." [Seg20:S. 9-10]

1919 Tod von Victor Segalen.

1919 Victor Segalen ist krankheitshalber im Spital in Paris und macht einen Aufenthalt in Algerien. [Seg:S. 9]

1919 Victor Segalen gibt eine Vorlesung für seine Mediziner Kollegen in Brest : 'Yuan-che-k'ai, futur Empereur'. [Seg:S. 253]

1919 Segalen, Victor. *Thibet* [ID D21488].

1988

Yvonne Y. Hsieh : Segalen embarked on a new literary project, a long poem in praise of Tibet, the kingdom he had twice failed to reach. As if to compensate for his dwindling life force, he deliberately celebrates in Thibet physical exertion accompanied by spiritual exaltation. Tibet offers a grandiose vision of towering peaks and twisted crages. Michael Taylor proposes in his introduction that Segalen's mental journey through Tibet constitutes a return to the West.

A detailed study of Thibet is not feasible, as no definitve text exists. Of the the fifty-eight séquences projected, three do not even have one complete version. In Thibet, physical ascent is, on the contrary the perfect symbol of spiritual elevation. It represents the revenge of the imaginary, the conquest of the most indomitable heights by the spirit.

1999

Michael Taylor : Imaginaire est le mot qui convient ici. D'abord parce que Segalen n'a vraiment vu le Tibet de ses propres yeux, ensuite parce qu'il ne se souvie de la fidélité géographique. Et enfin parce que le paysage tibétain joue un rôle manifestement symbolique. Il insiste sur l'immensité du pays tibétain et sur son extra-territorialité par rapport au monde connu des lecteurs occidentaux. Il traite le paysage à la fois comme le théâtre et la représentation d'un cheminement intérieur. Paysage sacré, où tout est double, où tout peut se lire sur deux, trois, quatre niveau d'exégèse.

Le poème est une tantative de prendre d'assaut, comparable à certaines techniques vajrayana pour forcer l'éveil, le 'Pays autre à connaître', le 'territoire inconnu' ou encore le 'territoire ineffable'. Donner un relief titanesque à son poème en inscrivant dans ses vers mêmes la sauvage démesure du paysage tibétain tel qu'il a été décrit par les voyageurs que Segalen a pu lire à la bibliothèque de l'Ecole française d'Extrême-Orient à Hanoi 1917. Le poème et le paysage sont confondus. L'écriture est en quelque sorte une exploration d'un territoire spirituel ; l'acte poétique est la conquête d'une contrée intérieure. [Seg:S. 240-241,Det4:S. 136-137]

1921 Segalen, Victor. *René Leys* [ID D3084].

In this entrancing story of spiritual adventure, a Westerner in Peking seeks the mystery at the heart of the Forbidden City. He takes as a tutor in Chinese the young Belgian René Leys, who claims to be in the know about strange goings-on in the Imperial Palace: love affairs, family quarrels, conspiracies that threaten the very existence of the empire. But whether truth-teller or trickster, the elusive and ever-charming René presents his increasingly dazzled disciple with a visionary glimpse of an essential palace built upon the most magnificent foundations.

(New York review of books 2007).

Our narrator is a Frenchman in Peking in 1911, the final year of the Qing dynasty. He is not so much interested in the politics of revolutionary Sun Yat-sen and warlord Yuan Shih-kai, however, as he is obsessed by the "Within", by the mysteries of the Imperial family, nested within the successive walls of the Forbidden, Imperial, Manchu, and Chinese cities. Seeking out anyone who might have access to the palace, he finds the answer to his dreams in his tutor René Leys, a young Belgian boy who has learnt fluent Chinese and managed to find himself a place at court — a surprisingly privileged place. Though there is little direct action in René Leys, it is nevertheless engrossing, drawing us into the narrator's plans and imaginings. It is also an unusual and original novel, involving storytelling at several different levels and incorporating elements of espionage and mystery fiction, including a murder and a twist right at the end. It also offers a view of life in Peking.

(Book review by Danny Yee 2002)

1988

Yvonne Y. Hsieh : Segalen's novel ist set in contemporary China. Real political events that took place between 28 Febr. and 22 Nov. 1911 are woven into the text. The only one among Segalen's literary creations to reflect his actual presence near Beijing at the time of the revolution, the novel contains obious autobiographical elements. The first-person narrator, who records in his diary the astonishing divulations of René Leys, is a thirty-five-year-old Frenchman whose name also happens to be Victor Segalen. Like Segalen, he penetrates once into the palace as a member of the French delegation received by the regent. His real-life model is the nineteen-year-old Frenchman Maurice Roy, whom Segalen met in June 1910. Between June 1910 and 30 Oct. 1911, Segalen kept a diary entitled 'Annales secrètes d’après Maurice Roy', in which he noted the incredible revelations of his friend, who admitted to being the lover of the empress Dowager, to fathering a daughter by her, and to receiving a concubine offered by the regent.

René Leys ist neither a novel concerning the Chinese capital nor a documentary work about the revolution. Its main theme is the dialectical tension between the real and the imaginary, which has played a significant role in all the texts examined thus far. The irruption of the real is based on historical events, the fall of the Qing monarchy and the proclamation of the Republic. The shattering of the narrator's belief in Leys' fictional life coincides with the destruction of Segalen's own vision of an eternal and imperial China.

The narrator is a Frenchman in Beijing in 1911. He is not so much interested in the politics of revolutionary Sun Yat-sen and warlord Yuan Shih-kai, however, as he is obsessed by the "Within", by the mysteries of the Imperial family, nested within the successive walls of the Forbidden, Imperial, Manchu, and Chinese cities. Seeking out anyone who might have access to the palace, he finds the answer to his dreams in his tutor René Leys, a young Belgian boy who has learnt fluent Chinese and managed to find himself a place at court — a surprisingly privileged place. Though there is little direct action in René Leys, it is nevertheless engrossing, drawing us into the narrator's plans and imaginings. It is also an unusual and original novel, involving storytelling at several different levels and incorporating elements of espionage and mystery fiction, including a murder and a twist right at the end. It also offers a view of life in Peking, albeit through the lens of the narrator's misunderstandings and sexual and antiquarian obsessions.

1990
Anne-Marie Grand : Du narrateur nous est livré le nom : Segalen, sa nationalité : française enracinée dans la Bretagne, son âge : il a quinze ans de plus que son héros, 36 ans en 1911. René Leys commence dans un parallélisme avec le texte abandonné qui se complique d'un grand nombre d'arabesques pour en faire cette oeuvre étonnante de facilité et de difficultés mêlées. Un écrit destiné à une lecture sous le signe de l'équivoque. A première vue l'enquête, comme l'induisait le refus de l'audience, concerne le Palais impérial.
Le texte est placé sous le signe de la communication. Tous les personnages, à des degrés divers d'ironie, en sont marqués, à commencer par le héros : René Leys. Le jeune homme est professeur, à ce titre chargé de transmettre un savoir, qu'il s'agisse d'économie politique quand il exerce à l'Ecole des nobles ou de chinois lorqu'il y initie le narrateur. Leys appartient à un double système de communication, sans négliger qu'il s'octroie un rôle au sein de la police secrète, organisme consacré, par définition, aux activités de renseignements. Similaire en cela au vieux professeur Wang enseignant dans une école officielle (de la police secrète) et dans le cadre du cours de chinois que lui aussi despense au narrateur.
Le héros du récit, René Leys atteint d'une mort scripturale, comme son modèle, Maurice Roy d'une mort symbolique le jour où il a cessé d'amuser ou d'intriguer Segalen, comme le double perdu dans le temps ; le second, Guangxu, mort bien réel dont l'écriture assume la réalité ; Pékin enfin, morte pour avoir souffert 1911, cessant alors d'être 'l'habitat des rêves' de l'écrivain qui s'en plaindra encore en 1917, 'déplorant avec preuves constantes à l'appui que Péking n'ait pas brûlé d'un seul jet' à ce moment-là.
René Leys, très jeune, est, malgré ses dénégations, profondément sinisé. Il parle avec la même aisance tous les dialectes chinois. Monsieur Wang est un vieillard chinois occidentalisé. Il s'oppose à Leys chargé de maintenir l'Empire du milieu dans ses traditions. Le français Jarignoux se situe dans le même réseau d'oppositions complémentaires. Solidement européen par le dire et le faire, mais naturalisé chinois par souci mercantile. René Leys ouvre, pour le narrateur, des portes au Palais, Jarignoux s'empresse de les refermer qui jette un doute sur sa personnalité. Les trois personnages, bien souvent, ne paraissent faire qu'un. Le palais, orienté au sud, cerné de murailles, entouré de fossés fleuris de lotus traduisant 'à la fois la beauté secrète du Dedans et sa contemplation impossible' est similaire à la maison du narrateur.
René Leys était l'ami de Guanxu comme il deviendra celui du narrateur. Le miroir trouble qui unit Leys et Guangxu, héros du Fils du ciel, fait vaciller l'image de l'écrivain. C'est toujours de nuit que René Leys se rend au Palais, comme c'est la nuit que par le jeu des confidences arrachées ou provoquées le narrateur ouvre 'des portes au Palais'. Leys commence par affecter le plus important, le Palais lui-même. L'habitant du Dedans n'est plus Empereur mais impératrice, la veuve de Guangxu, l'impératrice Longyu. Ce pourrait n'être que simple soumission à la vérité historique s'il n'y avait, de la part du narrateur, une insistance telle qu'elle se diffuse dans tout le texte et autorise la suspicion.
René Leys meurt en même temps que l'Empire. Dedans et dehors vont bientôt se confondre. Le narrateur va s'arracher à Pékin, a l'attraction béante de son Centre. Leys se termine sur une mort qui a des allures de meurtre. Meurtre ou suicide, il disparaît dans une apothèose, plus beau, plus séduisant que jamais, ayant dit ce qu'il avait à dire, finalement vainqueur. Le mystère du Dedan reste toujours à déchiffrer. Le déplacement du respect sur la personne de Guangxu comme sur le cadavre de Leys invite à les poser en équivalence. Le texte se termine par le départ du narrateur.

1993
Yvonne Y. Hsieh : Segalen's description of Yuan Shikai in René Leys during his triumphant entry into Peking – after the Manchu court was forced to recall him from disgrace to save the dynasty from the rebels – reflects real admiration for Yuan. Segalen was thus ironically in agreement with most Europeans in China at the time, even though he always distanced himself from his fellow expatriates, whose cultural ignorance and colonialist arrogance he deplored.

1999
Jacques Huré : Le narrateur de René Leys voit dans 'le Palais' (La cité interdite), l'allégorie de ce qu'il nomme le 'Dedans'. Il va chercher à entrer dans cet espace à travers René Leys, soit chercher à parcourir le labyrinthe de la connaissance d'une réalité qui lui échappe et pour laquelle il doit passer par l'intermédiaire d'un professeur de chinois. René Leys devient le médiateur de la connaissance du mystère du Dedans, indispensable en quelque sorte à l'accès à la lumière de la connaissance de soi. Le 'dedans' ou le 'souterrain' représente bien l'autre face du Palais, domicile, lui, du souverain (Homme ou femme), et la quête passe par l'un et par l'autre.
Segalen présente dans son roman, sous la forme d'un journal, l’interrogation du narrateur sur l'identié véritable de René Leys qui lui raconte les histoires du 'Dedans' (complots, intrigues amoureuses), dont la véracité lui paraît douteuse. Ici, le doute exerce une fonction capitale. Il détruit toutes les certitudes constituitives pour ainsi dire de la personnalité de René Leys. Quelle réalité reposait son discours ? Qui était-il ? Un affabulateur ? Plutôt un séducteur, comme l'observation de ce qui le lie au narrateur, de plus en plus, et qui se résout par la tragédie, la mort, incline à le penser ? René Leys serait le récit de l'emprise exercée par un jeune homme de sensibilité très féminine, sur le narrateur, qui prend conscience de l'ambiguïté de sa relation, reflet de sa propre ambiguïté.

2001
Philippe Zard : Les premières pages de René Leys décrivent un personnage avide d'en savoir plus, de pénétrer les secrets du règne de l'Empereur Kouang-siu, disparu moins de trois ans plu tôt, d'aller au-delà des versions officielles pour pénétrer jusqu'aux secret intimes de la 'ville violette interdite'. Au commencement se trouve donc un mytère, une énigme, un point d'histoire et de politique resté sans réponse. Le culte du secret apparaît comme une irréductible composante de la Cité interdite.
Chez Segalen, le narrateur se complaît à évoquer l'architecture singulière d'une ville entourée 'd'enceintes géométriques', fournit un plan de la ville qui fait apparaître les encastrements successifs balisés par des remparts de plus en plus infranchissables : 'Ville tartare, Ville impériale, Palais, Palais du milieu'. L'imaginaire de Segalen est centripète : il converge vers le centre de la structure, le 'milieu' isolé et protégé par une interminable série de murs et de cloisons. L'essence de l'Empire repose dans 'la magie encolse dans ces murs, où je n’entrerai pas' et dans la figure d’un Empereur dont on ne sait s'il règne ou s'il est retenu prisonnier dans 'l'enclos où l'on avait muré sa personne, cette ville violette interdite, - dont les remparts m'arrêtent maintenant'. La question de la clôture, de la fortification, de l'enfermement est donc le point de fixation du récit.
'Segalen', au cours du roman, met à l'épreuve divers modes d'accès au Dedans. Ainsi le récit de l'Audience au Palais n'exprime-t-il que la déception de n'avoir rien vu : la voie directe est plus égarante qu'instructive. L'enseignement de Maître Wang, l'un de ses deux professeurs de chinois, lettré et familier du Palais, n'est pas davantage éclairant. Il n'a rien d'autre à proposer qu'une oiseuse érudition, qui se résout en manie taxinomique, en nomenclatures aussi dérisoires que mortes, qui ne trahissent qu'une passion de l’Ordre – quand 'Segalen' est à la recherche de sensations fortes : son rapport à la Chine est un rapport de désir, don de désordre.
L'observation de la ville apporte au personnage des satisfactions bien supérieures : elle flatte un désir de maîtrise et de toute-puissance ; elle lui permet de 'comprendre' la cité, en un sens spatial et intellectuel, sans lui permettre pour autant de la 'pénétrer'. Il s'agit encore d'une approche abstraite, occidentale, qui ne permet pas encore l'intimité avec le Dedans. Dans cette mesure, René Leys apparaît comme un cauveur : c'est lui qui va réenchanter la Chine, en faisant parler le romanesque. Autrement dit, parti pour une enquête sur les derniers jours de Kouang-siu, le narrateur opte durablement pour un accès romanesque à l'Empire, pour la voie de la fabulation. A la fin, le principe de réel semble définitivement l'emporter, par le surgissement de l'Histoire et la chute de l'Empire, sans que cependant le narrateur se résigne à trancher, à répondre, selon ses propres termes, par 'oui ou non à la question de l'imposture de René Leys.
Au total, la démarche du narrateur confronté à l'énigme impériale semble constamment se mouvoir dans la zone de l'approximatif, - entre le possible, le plausible, l'incroyable et l'invraisemblable, l'incertain, le douteux pour aboutir à une forme de dégagement sceptique. Il est clair que Segalen – l'auteur et le narrateur se confondent ici – semble choisir de se tenir à égale distance de la pure fantaisie romanesque et de la philosophie positiviste de la connaissance caractéristique de l'école naturaliste traverse les denières pages du roman. La Chine semble être de ces pays qu'on ne pénètre pas sans le secours de l'imagination.
Peu à peu, l'attention de 'Segalen', d'abord fixée sur l'Empereur défunt et les mystères du Palais impérial, se porte sur son informateur : c'est René Leys qui finit par devenir la source d'intérêt, l'individu mystérieux, aussi impénétrable que les murs du Palais. René Leys, l'étranger mystérieusement introduit au Palais, est celui qui, dans les enceintes de la Cité intrerdite, ouvre une brèche où s'engouffrent le récit et le désir : celui-ci ne s'éveille ni dans la connaissance absolue de l'Empire, ni dans l'ignorance complète, mais dans l'entre-deux. L'inité, et initiateur, se dit policier, et même bientôt chef de la Police secrète ; il rend compte des menaces imminentes qui pèsent sur le Régent. Le roman que bâtit le jeune homme se fixe sur les périls qui guettent la paix de l'Empire, renvoie à une inquiétude fondamentale sur la pérennité de celui-ci, sa solidité, ses assurances – or, cette inquiétude est celle-là même que nourrit Segalen, fasciné par l'exemple historique d'un Empereur malade et mélancolique. La précarité de l'Empire est vérifiée, à la fin, non par René Leys, mais par l'Histoire elle-même, à travers la chronique des révolutions de 1911 et du décret d’abdication en faveur de Yuan Che-k'ai, qui place la Chine 'presque en république'.
Que le 'Dedans' soit l'objet d'un investissement métaphorique et fantasmatique est plus manifest encore dans le cas de l'oeuvre de Segalen. René Leys ne peut en rien être réduit au rôle de manipulateur ou de mystificateur. A la fin du livre, relisant ses notes, le narrateur prend conscience du tandem singulier qu'il formait avec son mentor : il se rend compte qu'il a soufflé au jeune homme l'essentiel de son affabulation ; le professeur ne fait que répondre à une demande tacite de son disciple, exécute un programme fantasmatique dont les grandes lignes ont été dessinées par le narrateur.
L'homosexualité du jeune René Leys est presque transparante – son absence manifest de désir pour les femmes, ses nombreux 'amis' font peser sur lui tous les soupçons – comme est clairement lisible la

propre attirance de 'Segalen' pour l'éphèbe. L'atmosphère homosexuelle du roman se révèle sur fond d'une peur quasi obsessionnelle de la castration et d'une phobie de la femme. Dans le Dedans de l'Empire règnent les femmes – au milieu des Eunuques. Dans l'enclos des murailles du Dedans se joue pour Segalen un scénario fantasmatique dans lequel se retrouvent tout à la fois le mystère de l'origine, la défaillance du père, l'impérieuse puissance maternelle, - et le secret de sa propre féminité. Les murs du Dedans figuraient une identié invulnérable, idéal de permanence à soi-même, d'autant plus forte qu'elle est soustraite au regard inquisiteur, dérobée à toutes les curiosités, à l'abri de toute altération. Les révélations de René Leys ont donc à cet égard une foction ambivalente : elles satisfont un désir irrésistible de voir et de connaître, une curiosité irrépressible.
Le destin de René Leys est emblématique de celui de l'Empire. Le jeune homme d'effondre sous le double poids du scepticisme croissant de 'Segalen' et de l'Histoire en marche. Dès que la foi du narrateur se fissure, dès que le doute gagne, le jeune homme se défait, meurt de ne pouvoir maintenir longtemps l'illusion de sa toute-puissance ; mais c'est aussi le cas pour l'Empire tout entier.

2009
Jean Claude Trutt : René Leys a ceci d'extraordinaire, c'est d'abord qu'il est né de la recherche entreprise pour un tout autre livre, Le fils du ciel, complètement différent, et qu'ensuite le personnage principal du roman est entièrement copié sur un personnage réel, Maurice Roy, fréquenté par Segalen en 1910 et au cours de l'été 1911. Le manuscrit du *Fils du ciel* est très incomplet. Une oeuvre originale: des Annales consacrées à l'Empereur Guangxu, arrivé sur le trône en principe à l'âge de 4 ans en 1875, régnant réellement 100 jours du 11 juin au 21 septembre 1898, immédiatement écarté du pouvoir par sa tante Cixi, effrayée par sa volonté de réforme, puis confiné jusqu'à sa mort en 1908, peut-être encore empoisonné à la dernière minute par sa tante agonisante (elle avait déjà fait tuer sa concubine préférée lors des événements de 1900) qui meurt un jour plus tard après avoir désigné comme successeur au trône le fameux Puyi, qui était alors âgé de 3 ans, et avoir nommé comme Régent son père, frère cadet de Guanxu. Les Annales que projetait Segalen devaient contenir la chronique d'un historien s'exprimant à la mode chinoise sur un ton officiel et dans une langue hagiographique et les poèmes de l'Empereur (qui, comme tous les Empereurs du passé devait être un lettré) et peut-être ses réflexions face à l'intrusion étrangère. Cela aurait pu être un très beau livre, si Segalen avait eu le temps et la force de l'achever. René Leys, dont le héros est l'avatar littéraire, à peine modifié, de ce Maurice Roy, fils de 19 ans du Directeur de la Poste de Pékin, parlant parfaitement chinois, parfaitement au courant des secrets d'alcôve de la Cité interdite, prétendant y avoir ses entrées, avoir été l'ami du défunt Empereur Guangxu, faire partie de la police secrète, et être l'amant de l'Impératrice (et avoir été dépucelé par elle). Sophie Labatut a rassemblé tout ce qu'on pouvait savoir sur le mystérieux Maurice Roy: le dossier de Segalen intitulé Annales secrètes d'après M. R., les lettres de Maurice Roy envoyées à Segalen et que celui-ci a conservées, un autre dossier de Segalen intitulé Révolution qu'il a constitué à la suite des Annales M. R.
Le narrateur de l'histoire est, lui, un avatar de Segalen, plus naïf encore, et plus gaulois aussi dans certaines de ses remarques (dont certaines sont même carrément de mauvais goût). Quant à René Leys il est finalement plutôt touchant, juvénile et frêle ('pâle et les yeux grands ouverts comme deux puits d'ombre'). Et puis sa fin est dramatique : il meurt empoisonné. C'est quand même une plus belle fin que celle de Maurice Roy qui devient un vil banquier ('engraissé... insipide, gentil, fini', dit Segalen qui le rencontre à nouveau en 1917). Quand Segalen rédige René Leys, en 1913, il est bien désenchanté. [Seg:S. 157, 159,Seg21,Det4:S. 202-204,Morz:S. 12-17, 20-22, 25,Seg27:S. 113-114, 116-125,Seg31:S. 64]

1924 Segalen, Victor. *La terre jaune* [ID D21844].
Liang Pai-tchin : Le passage qu'il a consacré à un tableau chinois contient des fragments qui trahissent vraiment l'admiration de l'auteur pour l'art chinois. Segalen y a déployé tout son talent de poète pour mettre joliment en lumière le génie du peintre chinois, qui sait donner à l'objet produit par un simple pinceau une vie tellement frémissante qu'on a presque envie de détruire le portrait pour cesser de souffrir de son expression douloureuse. [Seg30]

1926 Segalen, Victor. *Odes* [ID D3181].
Qin Haiying : Segalen revient à une poésie regulière, dont la versification, bien que personnelle, ne peut être pleinement appréciée que replacée dans le contexte de l'évolution des formes prosodiques au sein du système de la langue française.
Segalen, à la suite d'autres sinologues, traduisait le 'shi' du 'Shi jing' par 'ode' et le titre 'Shi jing' par 'Livre des odes'.
A propos du 'Shi jing', mais en dehors du calque lexical, nous pensons que l'utilisation originale des rimes dans Odes de Segalen a peut-être quelque chose à voir avec les 'Odes' chinoises, bien que Segalen lui-même n'en ait donné aucun indice. Nous savons que c'est surtout à l'aide de la traduction de Séraphin Couvreur que Segalen lisait et étudiait le Shi jing. Dès lors certaines informations fournies par Couvreur ne sont pas négligeables pour comprendre la comréhension que Segalen se faisait de l'art du Shi jing.
Pour la deuxième ode de Segalen, Elégie sur le royaume Tchong, on remarque une grande discordance formelle par rapport aux deux autres odes. Elle n'est plus simplement 'ode', chant, mais 'élégie', chant de deuil, lyrisme douloureux. Alors que la première ode appelle un rapprochement avec le Shi jing, cette élégie, par plusieurs indices textuels, suggère une autre piste de rapprochement avec une autre grande poésie chinoise ancienne, celle de Chu, les 'Chu-ci', ou 'élégies de Tsou' selon l'expression qui apparait dans le commentaire de Segalen. La première et la troisième ode qui répondent plus exactement au projet initial de Segalen – écrire ses futures odes sur des 'rythmes chinois'.

Yvonne Y. Hsieh : Each of Segalen's odes is followed by a commentary, which he wrote. This imitates the Chinese tradition of presenting a literary text with the commentaries and explanations accumulated by different scholars over the Centuries. But the commentaries to Segalen's odes are rather ironic, since they were written by the poet himself. [Seg40:S. 199, 201, 204, 206, 209,Seg31:S. 79]

1993 [Segalen, Victor]. *Bei*. Che Jinshan, Qin Haiying yi. [ID D21484].
Qin Haiying : D'une part, s'agit-il de 'rendre au' chinois les stèles de Segalen, c'est-à-dire les ramener à leur source d'inspiration, comme si elles étaient traduites du chinois ? D'autre part, s'il s'agit bien de rendre Segalen 'en' chinois et non 'au' chinois, encore faut-il préciser en quel chinois ou en quel état de chinois. Notre traduction n'a pas pour objet de retrouver la Chine antique en elle-même sans Segalen, mais de faire lire au lecteur chinois Segalen et son usage de la Chine, c'est-à-dire la manière dont il travaille ses sources chinoises. Nous devions donc d'un côté traduire en chinois moderne les citations ou les allusions chinoises d'après les poèmes français de Segalen, et de l'autre identifier les vraies sources chinoises (et non pas dans celles de Couvreur et de Wieger), les rassembler dans les notes critiques afin d'offrir au lecteur chinois non fancisant la possibilité d'une lecture intertextuelle entre le chinois authentique et le chinois tel qu'il est traduit en français par Segalen.
C'est sur ce plan précisément qu'il donne l'impression de 'parler chinois en français' et qu'on peut le qualifier d'exotisme lexical. Dans Stèles, comme dans ses autres textes de Chine, l'emprunt est pratiqué essentiellement de deux façons : il s'agit soit de transcrire le son des mots chinois, soit de transposer par traduction littérale des mots chinois pour en faire des calques. Les transcriptions phonétiques concernent surtout des noms propres désignant les lieux, les dynasties, les personnages historiques ou mythiques. Là, pas besoin de 'traduire'. Il suffit de reconvertir les alphabets en idéogrammes correspondants. Mais ce qui est intéressant à noter, c'est que Segalen aimait parfois à lire le sens concret des noms propres chinois, sa transcription phonétique s’accompagnant alors d'une traduction littérale. [Seg40:S. 119-122]

Bibliographie : Autor

Segalen, Victor. *Notes sur l'exotisme*. In : Mercure de France ; no 1099-1100 (1955). [Seg]

1912 Segalen, Victor. *Notes bibliophiliques sur l'édition de 'Stèles'*. (Pékin : [s.n.], 1912). In : Segalen, Victor. Stèles, Peintures, Equipée (1955). [Seg40]

1912 Segalen, Victor. *Stèles*. (Pei-king : Pei-t'ang, 1912). [Es gibt davon 81 gedruckte Exemplare auf koreanischen Papier, eine Zahl die mit den 9 x 9 Fliesen der dritten Terrasse des Himmels-Tempels in Beijing übereinstimmen und 200 auf normalem Papier]. = [2e éd.]. In : Mercure de France (Dec. 1913). = (Paris : G. Crès, 1914). [Enthält 16 zusätzliche Gedichte, total 64, die mit der Zahl der Hexagramme des Yi jing übereinstimmen].
http://www.steles.net/page.php?p=75. (2001). [Eur,Seg]

1914 Segalen, Victor ; Gilbert de Voisins, Auguste ; Lartigue, Jean. *Mission archéologique en Chine*. (1914 et 1917). Vol. 1-3. (Paris : P. Geuthner, 1923-1935).
Vol. 1 : La sculpture et les monuments funéraires (provinces du Chan-si et su Sseu-tsch'ouan). Pl. 1-68. (1923). [Shaanxi, Sichuan].
Vol. 2 : Monuments funéraires (région de Nankin), monuments bouddhiques (province du Sseu-tsch'ouan). Pl. 69-144. (1924). [Nanjing, Sichuan].
[Vol. 3-4] : L'art funéraire à l'époque des Han. Vol. 1-2. (1935). [Yuan]

1914 Segalen, Victor. *Rapport de M. Victor Segalen sur les résultats archéologiques de la mission Voisins, Lartigue et Segalen*. In : Bulletin de l'Académie des inscriptions et belles lettres ; 18. Sept. (1914). [Seg19]

1916 Segalen, Victor. *Peintures*. (Paris : G. Crès, 1916). [Enthält] : Peintures magiques. Cortèges et trophée des tributs des royaumes. Peintures dynastiques. [WC]

1921 Segalen, Victor. *René Leys*. In : Revue de Paris ; 15. März-1. Mai (1921). = (Paris : G. Cres & Cie, 1922). [Int,Eur]

1923-1935 Segalen, Victor ; Gilbert de Voisins, Auguste ; Lartigue, Jean. Mission archéologique en Chine. (1914 et 1917). Vol. 1-3. (Paris : P. Geuthner, 1923-1935). Vol. 1 : La sculpture et les monuments funéraires (provinces du Chan-si et su Sseu-tsch'ouan). Pl. 1-68. (1923). [Shaanxi, Sichuan].
Vol. 2 : Monuments funéraires (région de Nankin), monuments bouddhiques (province du Sseu-tsch'ouan). Pl. 69-144. (1924). [Nanjing, Sichuan].
[Vol. 3-4] : L'art funéraire à l'époque des Han. Vol. 1-2. (1935). [WC]

1924 Segalen, Victor. *La terre jaune*. In : Revue des arts asiatiques (1924). [Seg30]

1926 Segalen, Victor. *Odes*. (Paris : Arts et le Livre, 1926).

1929 Segalen, Victor. *Equipée : voyage au pays du réel*. (Paris : Plon, 1929). [Préface signed : Jean Lartigue]. = Segalen, Victor. *Voyage ou pays du réel*. (Paris : Le Nouveau commerce, 1980). [Bericht der Reise 1914 von Zhengzhou bis Kunming ; geschrieben 1915 ; enthält *Feuilles de route*, geschrieben 1914]. [Cla]

1930 [Segalen, Victor]. *Zhongguo xi bu kao gu ji*. Feng Chengjun yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1930). Übersetzung von Segalen, Victor ; Gilbert de Voisins, Auguste ; Lartigue, Jean. *Mission archéologique en Chine (1914)*. Vol. 1-3. (Paris : P. Geuthner, 1923-1935). [Yuan,Eur,Int]

1955 Segalen, Victor. *Stèles, Peintures, Equipée*. Textes réunis et établis par Annie July-Segalen. (Paris : Club du meilleur livre, 1955). [WC]

1958 Segalen, Victor. *Thibet*. In : La nouvelle revue française ; juin (1958). = Edition intégrale des cinquante-huit séquences ; texte établi, présenté et annoté par Michael Taylor. (Paris : Mercure de France, 1979). [Geschrieben 1918 ; unvollendet]. [WC]

1967 Segalen, Victor. *Briques et tuiles*. (Montpellier : Fata Morgana, 1967). [WC]

1967 Segalen, Victor. *Lettres de Chine*. Présentées par Jean-Louis Bédouin. (Paris : Plon, 1967). [Briefe seiner Reisen in China 1909-1910]. [OAS]

1972 Segalen, Victor. *China : la grande statuaire*. Texte établi par A. Joly-Segalen ; postface de Vadime Elisseeff. (Paris : Flammarion, 1972). [Sammlung seiner Beobachtungen während seiner Expeditionen, 1914-1917].
http://classiques.uqac.ca/classiques/chine_ancienne/auteurs_chinois.html. [Eur]

1972 Segalen, Victor. *Un grand fleuve*. In : Segalen, Victor. Imaginaires : trois nouvelles suivies de fragments inédits. (Mortemart : Rougerie, 1972). [Seg40]

1974 Segalen, Victor. *Le combat pour le sol*. (Ottawa : Ed. de l'Université d'Ottowa, 1974). [Unvollendetes Drama, erste Version 1913, zweite Version 1918]. [WC]

1975 Segalen, Victor. *Le fils du ciel : chronique des jours souverains*. (Paris : Flammarion, 1975). [Geschrieben 1910-1912, rev. 1916, unvollendet]. [WC]

1993 [Segalen, Victor]. *Bei*. Xiegelan zhu ; Che Jinshan, Qin Haiying yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1993). Übersetzung von Segalen, Victor. *Stèles*. (Pei-king : Pei-t'ang, 1912). 碑 [WC]

2006 [Segalen, Victor]. *Xiegelan Zhongguo shu jian*. Weikeduo Xiegelan zhu ; Zou Suo yi. (Shanghai : Shanghai shu dian chu ban she, 2006). ("Zou jin Zhongguo" wen hua yi cong). Übersetzung von Segalen, Victor. *Lettres de Chine*. Présentées par Jean-Louis Bédouin. (Paris : Plon, 1967).
谢阁兰中国书简 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1975 Kushner, Eva. *Victor Segalen and China : a dialectic of reality and imagination*. In : Tamkang review ; vol. 6 (1975-1976). [OAS]

1986 Geiger, Wolfgang. *Vom Reiz des Unverständlichen : Victor Segalens Ästhetik des Fremden*. In : Spuren ; no 15, April-Mai 1986. = www.historia-interculturalis.de. (2006).

1987 Mayaux, Catherine. *Victor Segalen et Saint-John Perse : deux poètes en Chine*. In : Europe : revue littéraire mensuelle ; année 64, no 693-694 (1987). [OAS]

1988 Hsieh, Yvonne Y. *A frenchman's Chinese dream : the long-lost village in Victor Segalen's Equipée*. In : Comparative literature studies ; vol. 25, no 1 (1988). [OAS]

1988 Hsieh, Yvonne Y. *Victor Segalen's literary encounter with China : Chinese moulds, Western thoughts*. (Toronto : University of Toronto Press, 1988). [OAS]

1990 Grand, Anne-Marie. *Victor Segalen : le moi et l'expérience du vide*. (Paris : Méridiens Klincksieck, 1990). (Connaissance du 20e siècle). [ZB]

1996 Démiroglou, Elisabeth. *De l'empire de Chine à l'empire de soi-mêmes dans 'Stèles' de Victor Segalen*. http://ler.letras.up.pt/uploads/ficheiros/5745.pdf.

1996 Hsieh, Yvonne Y. *From occupation to revolution : China through the eyes of Loti, Claudel, Segalen, and Malraux (1895-1933)*. (Brimingham, Alabama : Summa Publications, 1996). [OAS]

1996 Michel, Andreas. *The subject of exoticism : Victor Segalen's 'Equipée'*. In : Surfaces ; vol. 6 (1996). http://www.pum.umontreal.ca/revues/surfaces/vol6/michel.html.

1999 *Littérature et Extrême-Orient : le paysage extrême-oriental = Le taoïsme dans la littérature européenne*. Textes réunis par Muriel Détrie. (Paris : H. Champion ; Genève : Slatkine, 1999). (Champion-varia ; no 37). [Eur]

2000 Bernier, Lucie. *Loti, Segalen and Claudel in China, or the existential quest of three authors*. In : East-West dialogue ; vol. 4, no 2 ; vol. 5, no 1 (June 2000). [OAS]

2000 Gontard, Marc. *La Chine de Victor Segalen : Stèles, Equipée*. (Paris : Presses universitaires de France, 2000). (Ecrivains). [OAS]

2001 *Les écrivains français du XXe siècle et la Chine : colloque internationale de Nanjin 99' = 20 shi ji Faguo zuo jia yu Zhongguo : 99' Nanjing guo ji xue shu yan tao hui*. Etudes réunies par Christian Morzewski et Qian Linsen. (Arras : Artois presses Université, 2001). (Lettres et civilisations étrangères).
20世紀法國作家與中國 99'南京国际学术研讨会 [OAS]

2001 Postel, Philippe. *Victor Segalen et la statuaire chinoise : archéologie et poétique*. (Paris : H. Champion, 2001). [OAS]

2003 Qin, Haiying. *Segalen et la Chine : écriture intertextuelle et transculturelle*. (Paris : L'Harmattan, 2003). [OAS]

2007 Girard, Thierry. *Voyage au pays du réel : voyage au coeur de la Chine en suivant La Grande Diagonale de Victor Segalen ; suivi de "China, la maison du dehors" de Christian Doumet*. (Paris : Marval, 2007). [Nachahmung der Reise von Segalen 1914, Zhengzhou bis Kunming]. [WC]

2008 Saussy, Haun. *Impressions de Chine ; or, How to translate from a nonexistent original*. In : Sinographies : writing China. Eric Hayot, Haun Saussy, and Steven G. Yao, editors. (Minneapolis : University of Minnesota Press, 2008). [Betr. Victor Segalen]. [WC]

2009 Trutt, Jean Claude. *Segalen et la Chine* : http://www.bibliotrutt.lu/artman2/publish/tome_4/Notes_16_suite_Victor_Segalen_les_Maoris_la_Chine_et_

Soupault, Philippe (Chaville, Hauts-de-Seine 1897-1990 Paris) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

2002 [Soupault, Philippe]. *Xialou wai zhuan*. Feiliebo Subu zhu ; Fu Lei yi. (Shenyang : Liaoning jiao yu chu ban she, 2002). (Fu Lei quan ji ; 15). Übersetzung von Soupault, Philippe. *Charlot*. (Paris : Plon, 1931). (La grande fable : chroniques des personnages imaginaires ; 3). [Keine frühere Übersetzung gefunden].
夏洛 外传 [Eur]

Stendhal = Beyle, Marie Henri (Grenoble 1783-1842 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1825 [Stendhal über Jean-Pierre Abel-Rémusat].
Knud Lundbaek : Stendahl was a great admirer of Abel Rémusat's scholarship. They both attended the weekly soirées of professor Cuvier, but we do not know what kind of personal relationship—if any—there was between them. However, Stendahl speaks about Abel Rémusat more than once in the anonymous letters about politics, literature and theatre he had published in various English magazines in the 1820s. In a letter of October 18th, 1825, he gives a general characteristic of that remarkable man:
"He is famous for his perfect knowledge of the Chinese empire and the neighboring countries. You know how difficult the Chinese language is, but Mr. Rémusat has changed all that. Now, using his Chinese grammar, a boy of sixteen with a normal intelligence can learn the syntax of this language in six months, and after two years of study he will be able to translate from Chinese as easily as we translate from Italian.... Actually he teaches Chinese to a number of students (in the College de France) and in a few years this language will be as well known as Greek.... Among the members of the Académie des Inscriptions et Belles-Lettres there are only three persons who know what they pretend to know, —two elderly scholars, Sylvestre de Sacy, the historian P.C.F. Danou, and young Abel Remusat. Sacy, however, is completely absorbed in Jansenism and he is not a brilliant personality. Rémusat really works, he publishes, thus disclosing the weakness of the other members... he is the most learned man in France... At the moment he is engaged in having a four volume work printed, dealing with all that has been learned about China during the last thirty years. If only the government would give him six secretaries at 4.000 francs a year, he would be able to publish fifteen volumes of translation from Chinese each year. Then we would know the literature of that country better than that of Germany."
Stendahl adds to this rather overwhelming presentation of the young academician that he has his information from ten or twelve persons who know what they are talking about and whom he met at a recent public meeting in the Académie des Inscriptions et Belles-Lettres.
Personally Stendahl must have been most interested in Remusat's translation of a Chinese novel called *Les Deux Cousines* which was published late in 1826. He discusses the possibility that Rémusat might have made it up from various bits of his enormous knowledge of Chinese manners and customs, but rejects the idea—he is not that kind of man. Stendahl only says that the novel deals with two young women, educated together, who come to love each so tenderly that they accept when the father of one of them suggests that they should both marry one and the same man at the same time. He does not give a summary of the plot as he usually did in his reviews.
It is perhaps interesting that Stendahl published his first novel, entitled *Armance*, the following year (Paris, 1827). This little book deals with another interesting erotic subject, the protagonist being a young lover who suffers from sexual impotency. [Ech:S. 216-217]

Bibliographie : Autor

1936 [Stendhal]. *Faguo duan pian xiao shuo ji*. Li Liewen xuan yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1936). (Wen xue yan jiu hui shi jiewen xue ming zhu cong shu). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Stendhal].
法國短篇小說集 [WC]

1944 [Stendhal]. *Jia si de le de nu zhu chi*. Sitangda zhu ; Zhao Ruihong yi. (Chongqing : Zheng feng chu ban she, 1944). = (Shanghai : Zheng feng chu ban she, 1949). (Shi jie wen xue ming zhu yi cong). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
嘉思德乐的女主持 [WC]

1949 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sidanda'er zhu ; Luo Yujun yi. (Buxiang : Zheng zhong shu ju, 1949). (Xin yi wen cong han). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir : chronique du XIXème siècle*. (Paris : Lavasseur, 1830). [Erste chinesische Übersetzung].
紅 與 黑 [Wik]

1957 [Stendhal]. *Mi yao*. Sitangda'er deng zhu ; Li Liewen yi. (Gaoxiong : Da ye shu dian, 1957). (Shi jie ming zhu yi cong ; 4). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Stendhal].
迷藥 [WC]

1958 [Stendhal]. *Ai de hui mie*. Sidanda'er zhu ; Xie Zhenling yi. (Taibei : Xin lu shu ju, 1958). (Xin yi shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Stendhal. *Chroniques italiennes*. In : Revue des deux mondes (1839). = (Paris : M. Lévy frères, 1855).
愛的毀滅 [WC]

1958 [Stendhal]. *Pa'erma gong wei mi shi*. Sidanda'er zhu ; Yuan Xin yi. (Taibei : Xin xing shu ju, 1958). Übersetzung von Stendhal. *La chartreuse de Parme*. (Paris : Nelson ; Dupont ; Garnier ; Calmann-Lévy, 1839).
帕爾瑪宮闈秘史 [WC]

1960 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Shi jie wen xue bian ji bu. (Beijing : Shi jie wen xue bian ji bu, 1960). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1970 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Shidanta'er zhu ; Chen Wende yi. Vol. 1-2. (Xianggang : Zhong hua chu ban she, 1970). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1978 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda'er zhu ; Li Liewen yi. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1978). (Shi jie wen xue quan ji ; 12). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1979 [Stendhal]. *Bama xiu dao yuan*. Sitangda ; Hao Yun yi ; Wai guo wen xue ming zhu cong shu bian ji wei yuan hui bian. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1979). (Wai guo wen xue ming zhu cong shu). Übersetzung von Stendhal. *La chartreuse de Parme*. (Paris : Nelson ; Dupont ; Garnier ; Calmann-Lévy, 1839).
巴馬修道院 [WC]

1979 [Stendhal]. *Laxin yu Shashibiya*. Sitangda zhu ; Wang Daoqian yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1979). Übersetzung von Stendhal. *Racine et Shakespeare*. Vol. 1-2. (Paris, Bossange, 1823-1825).
拉辛与莎士比亚 [WC]

1982 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda ; Liao Xingqiao yi. (Changsha : Hunan ren min chu ban she, 1982). (Shi jie wen xue ming zhu su xie ben cong shu). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
红与黑 [WC]

1982 [Stendhal]. *Yidali yi shi*. Sitangda zhu ; Li Jianwu yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1982). Übersetzung von Stendhal. *Chroniques italiennes*. In : Revue des deux mondes (1839). = (Paris : M. Lévy frères, 1855).
意大利遗事 [Eur]

1984 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Bo Meng gai xie ; Shi Lijia yi. (Beijing : Zhongguo wen yi lian he chu ban gong si, 1984). (Wai guo wen xue ming zhu suo xie ben xiao cong shu). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir : chronique du XIXème siècle*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
红与黑 [WC]

1985 [Stendhal]. *Hong yu bai*. Sitanga zhu ; Yang Yuanliang yi. (Changsha : Hunan wen yi chu ban she, 1985). (Shi jie gu dian wen xue ming zhu). Übersetzung von Stendhal. *Lucien Leuwen*. Oeuvre posthume reconstituée sur les manuscrits originaux et précedée d'un commentaire par Jean de Mitty. (Paris : E. Dentu, 1894).
红与白 [Eur]

1986 [Stendhal]. *A'ermangsi*. Sitangda zhu ; Yu Yi yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1986). Übersetzung von Stendhal. *Armance, ou, Quleques scènes d'un salon de Paris en 1827*. Vol. 1-3. (Paris : Urbain Canel, 1827).
阿尔芒絲 [WC]

1986 [Stendhal]. *Hong yu hei : 1830 nian ji shi*. Sitangda zhu ; Hao Yun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1986). (Shi jie wen xue ming zhu pu ji ben). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1987 [Stendhal]. *Sitangda zhong duan pian xiao shuo xuan*. Ni Weizhong, Wang Ye yi. (Beijing : Zuo jia chu ban she, 1987). [Übersetzung ausgewählter Kurzgeschichten von Stendhal].
司汤达中短篇小说选 [WC]

1988 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sidanda'er zhu ; Wen Jiasi yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1988). (Wai guo gu dian wen xue ming zhu xuan cui). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1989 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda yuan zhu ; Wen Zuyin, Wen Chunhui gai bian ; Weng Xingyu, Wang Jianfan cha tu. (Xianggang : Xue lin shu dian, 1989). (Wai guo wen xue cong shu; Qi ming wen ku). *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1989 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; He Yun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1989). (Shi jie wen xue ming zhu zhen cang ben). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1991 [Stendhal]. *Sitangda miao yu lu*. Sitangda zhu ; Wen Qi yi. (Lanzhou : Gansu ren min chu ban she, 1991). [Übersetzung ausgewählter Werke von Stendhal].
司汤达妙语录 [WC]

1993 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sidanda'er zhu ; Guo Hong'an yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1993). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir : chronique du XIXème siècle*. (Paris : Lavasseur, 1830).
红与黑 [Eur]

1993 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda'er zhu ; Guo Hong'an yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 1993). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
红与黑 [WC]

1993 [Stendhal]. *Sitangda duan pian xiao shuo xuan*. Huang Jiankun, Li Xiong yi. (Changhsha : Hunan wen yi chu ban she, 1993). (Shi jie duan pian xiao shuo jing hua). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Stendhal].
司湯達短篇小說選 [WC]

1993 [Stendhal]. *Sitangda wen xue shu jian*. Xu Guanghua yi. (Hefei an hui wen yi chu ban she, 1993). (Wai guo zuo jia wen xue shu jian cong shu.). Übersetzung von Stendhal. *Correspondance inédite*. Précédée d'une introduction par Prosper Mérimée. (Paris : M. Lévy, 1855.
司汤达文学书简 [WC]

1994 [Stendhal ; Brontë, Charlotte ; Tolstoy, Leo]. *Hong yu hei*. (Haikou : Hainan chu ban she, 1994). (Wai guo si da ming zhu).
红与黑
[Enthält] :
[Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Zang Bosong yi. Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. (Paris : Librairie Larousse, 1830). 红与黑
[Brontë, Charlotte]. *Jian Ai*. Xialuote Bolangdi zhu ; Liu Qinglin yi. Übersetzung von Bronté, Charlotte. *Jane Eyre : an autobiography*. Vol. 1-3. (London : Smith, Elder, 1847). 简•爱
[Tolstoy, Leo]. *Anna Kalienina*. Liefu Tuo'ersitai zhu ; Lü Zhenggui yi. Übersetzung von Tolstoy, Leo. *Anna Karenina*. (Moskva : Tip. T. Ris, 1877-1878). 安娜#卡列尼娜
[Tolstoy, Leo]. Fu huo. Liefu Tuo'ersitai zhu ; Qiu Mingyun, Xin Hua yi. Übersetzung von Tolstoy, Leo. *Voskresenie : roma*n. (Moskva : Pol#za, 1899). = Tolstoy, Leo. *Auferstehung*. (Leipzig : E. Diederichs, 1900). 复活 [WC]

1994 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda yuan zhu ; Feng Yuan gai bian ; Jiao Chen'gen, Wang Jinshi, Mo Gaoxiang, Chen Zhiqiang hui hua. (Hainan : Hainan chu ban she, 1994). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1994 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Mu Guozheng suo xie. (Beijing : Hua xia chu ban she, 1994). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1994 [Stendhal]. *Kasiteluo xiu dao yuan nu yuan zhang*. Sitangda zhu ; Yuan Shuren yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1994). Übersetzung von Stendhal. *L'abesse de Castro*. In : Stendhal. De l'amour. (Paris : Librairie Universelle de P. Mongie l'aine#, 1822).
卡斯特罗修道院女院长 [WC]

1995 [Stendhal]. *Hong yu hei : 1830 nian ji shi*. Sitangda zhu ; Yang Teqing deng yi. (Beijing : Jiu zhou tu shu chu ban she, 1995). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1995 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Zhao Qi yi. (Xining : Qinghai ren min chu ban she, 1995). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1995 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangdaer zhu ; Luo Xinzhang yi. (Taibei : Lin yu wen hua shi ye yu xian gong si, 1995). (Xin yi, shi jie wen xue ming zhu ; 36). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1995 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Zou Xinsheng yi. (Beijing : Beijing yan shan, 1995). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1996 [Stendhal]. *Hong yu bai*. Sitangda zhu ; Zhou Wei yi. (Chengdu : Sichuan wen yi, 1996). Übersetzung von Stendhal. *Lucien Leuwen*. Oeuvre posthume reconstituée sur les manuscrits originaux et précedée d'un commentaire par Jean de Mitty. (Paris : E. Dentu, 1894).
红与白 [WC]

1996 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda yuan zuo ; Sun Riming yi. (Nanning : Jie li chu ban she, 1996). (Man hua shi jie wen xue ming zhu ; 1). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1996 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Li Fengjie yi. (Xi'an : Shanxi ren min chu ban she, 1996). (Zhong wai wen xue ming zhu tong su ben cong shu). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noire*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
红与黑 [WC]

1997 [Stendhal]. *Ai qing lun*. Sitangda zhu ; Cui Shichi yi. (Shenyang : Liaoning jiao yu chu ban she, 1997). (Xin shi ji wan you wen ku. Wai guo wen hua shu xi). Übersetzung von Stendhal. *L'abesse de Castro*. In : Stendhal. De l'amour. (Paris : Librairie universelle de P. Mongie l'aineé, 1822).
爱情论 [WC]

1997 [Stendhal]. *Sitangda jing xuan ji*. Luo Xinzhang bian xuan. (Jinan : Shandong wen yi chu ban she, 1997). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi). [Übersetzung ausgewählter Werke von Stendhal].
斯当达精选集 [WC]

1998 [Stendhal]. *Hong yu bai*. Sitangda zhu ; Wang Daoqian yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1998). Übersetzung von Stendhal. *Lucien Leuwen*. Oeuvre posthume reconstituée sur les manuscrits originaux et précedée d'un commentaire par Jean de Mitty. (Paris : E. Dentu, 1894).
红与白 [WC]

1998 [Stendhal]. *Si dan da er zi zhuan*. Sitangda zhu ; Zhou Guangyi. (Nanjing : Jiangsu wen yi chu ban she, 1998). (Wai guo ming ren zi chuan cong shu). Übersetzung von Stendhal. *Vie de Henri Brulard : autobiographie*. Publiée par Casimir Stryienski. (Paris : G. Charpentier, 1890).
斯丹达尔自传 [WC]

1998 [Stendhal]. *Sitangda'er zi zhuan*. Sitangda zhu ; Zhou Guang yi. (Nanjing : Jiangsu wen yi chu ban she, 1998). (Wai guo ming ren zi chuan cong shu). Übersetzung von Stendhal. *Vie de Henri Brulard : autobiographie*. Publiée par Casimir Stryienski. (Paris : G. Charpentier, 1890).
斯丹达尔自传 [WC]

1999 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Wang Jinze yi. (Beijing : Jin cheng chu ban she, 1999). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1999 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Zhang Chaodong yi. (Beijing : Zhongguo she hui chu ban she, 1999). (Shi jie ming zhu jing dian wen ku). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1999 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Zhang Guanyao yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1999). (Da xue sheng bi du). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1999 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Zhang Zhaodong yi. Vol. 1-2. (Beijing : Da zhong wen yi chu ban she, 1999). (Shi jie wen xue ming zhu bai bu. = One hundred classic works of the world literature). (Sitangda wen ji). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

1999 [Stendhal]. *Sitangda san wen*. Zhu Zhimian bian. (Beijing : Zhongguo guang bo dian shi chu ban she, 1999). (Shi jie wen hua ming ren wen ku). [Übersetzung ausgewählter Kurzgeschichten von Stendhal].
司汤达散文 [WC]

2000 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Fu Qiang yi. (Beijing : Wai wen chu ban she, 2000). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
红与黑 [WC]

2001 [Stendhal]. *Bama xiu dao yuan*. Sitangda zhu ; Xiang Bin yi. (Tongliao : Nei Menggu shao nian er tong chu ban she, 2001). (Shi jie wen xue ming zhu xi lie cong shu ;1. Shi jie wen xue ming zhu jing dian bai bu). Übersetzung von Stendhal. *La chartreuse de Parme*. (Paris : Nelson ; Dupont ; Garnier ; Calmann-Lévy, 1839).
巴馬修道院 [WC]

2001 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Wang Weiqiang yi. (Tongliao : Nei Menggu shao nian er tong chu ban she, 2001). (Sitangda wen ji). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

2001 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Ying yu xue xi da shu chong yan jiu shi yi. (Beijing : Yi li ren min chu ban she, 2001). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

2002 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Li Jia gai bian [et al.] ; Li Ying [et al.] hui hua. (Shanghai : Shanghai shu hua chu ban she, 2002). (Wai guo jing dian ai qing gu shi). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

2002 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Cheng Junchuan yi. (Beijing : Zhongguo wen lian chu ban she, 2002). (Shi jie shi da ming zhu). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

2002 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda'er yuan zhu ; Gu Mu bian yi. (Taibei : Taibei xian zhong he shi, 2002). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

2003 [Stendhal]. *A'ermangsi*. Li Yumin yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 2003). (Sitangda wen ji). Übersetzung von Stendhal. *Armance, ou, Quleques scènes d'un salon de Paris en 1827*. Vol. 1-3. (Paris : Urbain Canel, 1827).
阿尔芒絲 [WC]

2003 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda yuan zhu ; Xia Liming gai bian. (Shanghai : Shao nian er tong chu ban she, 2003). (Wo yue du wo cheng zhang). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

2003 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Chen Wenbao yi. (Hefei : Anhui ren min chu ban she, 2003). (Shi jie jing dian wen xue ming zhu. Shuang se tu wen jing dian). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

2003 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; [Zhang Yang jiao ben zhuan xie ; Ma Jinxin hui hua zhu bi]. (Zhengzhou : Hai yan chu ban she, 2003). (Shi jie wen xue ming zhu man hua ben). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
红与黑 [WC]

2003 [Stendhal]. *Lü ren zha ji*. Sitangda zhu ; Xu Zhimian yi. (Tianjin : Bai hua wen yi chu ban she, 2003). (Shi jie san wen ming zhu). Übersetzung von Stendhal. *Mémoires d'un touriste*. (Paris : Ambrose Dupont, 1838).
旅人札记 [WC]

2003 [Stendhal]. *Pa'erma xiu dao yuan*. Sitangda zhu ; Hao Yun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 2003). (Sitangda wen ji). Übersetzung von Stendhal. *La chartreuse de Parme*. (Paris : Nelson ; Dupont ; Garnier ; Calmann-Lévy, 1839).
帕尔马修道院 [WC]

2004 [Stendhal]. *Sitangda zi zhuan*. Sitangda zhu ; Wang Mingyuan, Gao Yanchun yi. (Zhengzhou : Hai yan chu ban she, 2004). (Xing zuo chuan ji cong shu). Übersetzung von Stendhal. *Vie de Henri Brulard : autobiographie*. Publiée par Casimir Stryienski. (Paris : G. Charpentier, 1890).
司汤达自传 [WC]

2004 [Stendhal]. *Yidali yi shi*. Xu Hejin, Wang Zhensun yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 2004). (Sitangda wen ji). Übersetzung von Stendhal. *Chroniques italiennes*. In : Revue des deux mondes (1839). = (Paris : M. Lévy frères, 1855).
意大利遗事 [WC]

2005 [Stendhal]. *Shi jiu shi ji de ai qing*. Sitangda zhu ; Liu Yang yi. (Nanjing : Jiangsu ren min chu ban she, 2005). (Han yi jing pin). Übersetzung von Stendhal. *De l'amour*. (Paris : Librairie Universelle de P. Mongie l'aine#, 1822).
十九世纪的爱情 [WC]

2005 [Stendhal]. *Sitangda lun ai qing*. Cui Shichi yi. (Beijing : Tuan jie chu ban she, 2005). Übersetzung von Stendhal. *De l'amour*. (Paris : Librairie Universelle de P. Mongie l'ainé, 1822).
司汤达论爱情 [WC]

2006 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Chen Wenbin yi. (Guangzhou : Guangzhou chu ban she, 2006). (Shi jie wen xue ming zhu dian cang). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

2007 [Stendhal]. *Hong yu hei*. Sitangda zhu ; Gelante [Andrew Grant] ; Mao Ronggui, Qian Nina yi [et al.]. (Beijing : Hang kong gong ye chu ban she, 2007). Übersetzung von Stendhal. *Le rouge et le noir*. Vol. 1-2. (Paris : Librairie Larousse, 1830).
紅與黑 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1950 [Balzac, Honoré de]. *Sitangda yan jiu*. Ba'erzhake. Li Jianwu yi. (Shanghai : Ping ming chu ban she, 1950). (Xin yi wen cong kan). Übersetzung von Balzac, Honoré de. *Etudes sur M. Beyle (Frédéric Stendhal)*. In : Revue parisienne (1840). = Balzac, Honoré de. *Etudes sur Stendhal et la Chartreuse de Parme ; suivies de la réponse de Stendhal*.
司汤达研究 [WC]

1958 *Lun Sidandaer de 'Hong yu hei'*. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1958). [Abhandlung über *Le rouge et le noir* von Stendhal].
論斯丹达尔的《红与黑》 [WC]

1958 Xia, Mei. *Lun si dan da er de 'Hong yu hei'*. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1958). [Abhandlung über *Le rouge et le noir* von Stendhal].
论斯丹达尔的《红与黑》 [WC]

1983 Zhao, Longrang. *Sitangda he 'Hong yu hei'*. (Beijing : Beijing chu ban she, 1983). (Wai guo wen xue zhi shi cong shu). [Abhandlung über *Le rouge et le noir* von Stendhal].
司湯达和《紅与黑》 [WC]

1985 [Vinogradov, Anatolij Kornelievic]. *Shi dai san se.* A. Weinuogeladuofu zhu ; Fan Xinlong ; Jing Qinsun, Zang Le'an yi. (Shanghai : Shanghai yi wen chu ban she, 1985). Übersetzung von Vinogradov, Anatolij Kornelievic. *Tri cveta vremeni*. (Moskva : Mol. Gvardija, 1931). [Abhandlung über Stendhal].
时代三色 [WC]

1986 Guo, Qian. *Hong yu hei dao du*. (Beijing : Beijing shi fan xue yuan chu ban she, 1986). (Wai guo wen xue zuo pin dao du cong shu). [Abhandlung über *Le rouge et le noir* von Stendhal].
红与黑导读 [WC]

1991 Xu, Guanghua. *Sitangda bi jiao yan jiu*. (Shanghai : Hua dong shi fan da xue chu ban she, 1991). [Abhandlung über Stendhal].
司汤达比较研究 [WC]

1992 [Richard, Jean-Pierre]. *Wen xue yu gan jue : Sitangda yu Fuloubai*. Rangbi'ai'er Licha ; Gu Jiazhen yi. (Beijing : Sheng huo, du shu, xin zhi san lian shu dian, 1992). (Xin zhi wen ku ; 81). Übersetzung von Richard, Jean-Pierre. *Litte#rature et sensation*. (Paris : Ed. du Seuil, 1954). [Abhandlung über Stendhal und Gustave Flaubert].
文学与感觉 : 司汤达与福楼 拜 [WC]

1993 Bian, Jianguo. *Xie zuo, lian ai, sheng huo*. (Haikou : Hainan chu ban she, 1993). (Shi jie wen xue ping jie cong shu ; 6. Zuo jia zuo pin (xia) ; 78). [Abhandlung über *Le rouge et le noir* von Stendhal].
写作, 恋爱, 生活 : 司汤达和红与黑 [WC]

1995 Xu, Guanghua. *Sitangda zhuan*. (Taibei : Ye qiang chu ban she, 1995). (Wai guo wen hua ming ren zhuan ji ; 17). [Biographie von Stendhal].
司湯達傳 [WC]

1995 Yang, Meihui. *Wen xue jia zhi ai*. (Taibei : Shi bao wen hua chu ban qi ye you xian gong si, 1995). (Ren jian cong shu ; 225). [Biographie von Stendhal und William Shakespeare].
文學家之愛 [WC]

1996 Xu, Jun. *Wen zi, wen xue, wen hua : 'Hong yu hei' han yi yan jiu*. (Nanjing : Nanjing da xue chu ban she, 1996). [Abhandlung über *Le rouge et le noir* von Stendhal].
文字#文学#文化 : 《红与黑》汉译研究 [WC]

1999 [Zweig, Stefan]. *Zi hua xiang*. Sidifen Ciweige zhu ; Xu Chang yi. (Taibei : Zhi shu fang chu ban she, 1999). (Famous ; 5). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Drei Dichter ihres Lebens : Casanova, Stendhal, Tolstoi*. (Leipzig : Insel-Verlag, 1928). (Die Baumeister der Welt ; Bd. 3).
自畫像 [Eur]

2000 [Zweig, Stefan]. *San zuo jia*. Ciweige zhu ; Wang Xuefei yi. (Heifei : Anhzui wen yi chu ban she, 2000). (Ci wei ge chuan ji xi lie). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Drei Dichter ihres Lebens : Casanova, Stendhal, Tolstoi*. (Leipzig : Insel-Verlag, 1928). (Die Baumeister der Welt ; Bd. 3).
三作家 [WC]

2002 Long, Huaizhu. *Ai qing zheng zhi jiao xiang qu*. (Xi'an : Xi bei ta xue chu ban she, 2002). [Biographie von Stendhal].
爱情政治交响曲 [WC]

2004 [Zweig, Stefan]. *Miao shu zi wo de san zuo jia*. Ciweige zhu ; Zhang Yushu, Guan Huiwen yi. (Beijing : Hua xia chu ban she, 2004). (Si tai fen Ciweige ji). Übersetzung von Zweig, Stefan. *Drei Dichter ihres Lebens : Casanova, Stendhal, Tolstoi*. (Leipzig : Insel-Verlag, 1928). (Die Baumeister der Welt ; Bd. 3).
描述自我的三作家 [WC]

2007 Sun, Hongying. *Sitangda ming pian ming ju shang du*. (Huhehuohaote : Yuan fang chu ban she, 2007). [Biographie von Stendhal].
司汤达名篇名句赏读 [WC]

Sue, Eugène = Sue, Joseph-Marie (Paris 1804-1857 Annecy) : Schriftsteller

Bibliographie : Autor

1984 [Sue, Eugène ; Lassalle, Ferdinand ; Law, John]. *"Makesi zhu yi wen yi lun zhu xuan jiang" can kao shu*. (Beijing : Zhongguo ren min da xue chu ban she, 1984). (Gao deng xue xiao wen ke jiao cai). [Enthält] : [Sue, Eugène]. *Bali di mi mi*. Ouren Su zhu. Übersetzung von Sue, Eugène. *mystères de Paris*. (Paris : Rue Guénégaud, 1851). [Lassalle, Ferdinand]. *Fulanci Feng Jijin'gen*. Fei Lasa'er zhu. Übersetzung von Lassalle, Ferdinand. *Franz von Sickingen : eine historische Tragödie*. (Berlin : Franz Duncker, 1859). [Law, John]. *Cheng shi gu niang*. Ma Hakenaisi zhu. Übersetzung von Law, John. *A city girl*. (London : Vizetelly, 1887).
马克思主义文艺论著选讲 参考书 [WC]

Tournier, Michel (Paris 1924-) : Schrifsteller

Bibliographie : Autor

1987 *Jing zi de gu shi : dang dai shi jie duan pian xiao shuo xuan di 2 ji*. Zheng Shusen [William Tay] bian. (Taibei : Er ya chu ban she, 1987). (Er ya cong shu ; 212). [Enthält Kurzgeschichten von Carson McCullers, Jorge Luis Borges, Patrick White, Ilse Aichinger, Milan Kunera, Doris Lessing, Veijo Meri, Michel Tournier, Ruan Rulfo, Tadeusz Borowski, Vasily Aksyonov].
鏡子的故事 : 當代世界短篇小說選第2集 [WC]

Vaillant-Couturier, Paul (Paris 1892-1937 Paris ?) : Schriftsteller, Journalist, Politiker

Bibliographie : Autor

1934 *Falanxi xian dai duan pian ji*. Dai Wangshu xuan yi ; [Luo Dagang yi]. (Shanghai : Tian ma shu dian, 1934). [Übersetzung von französischen Kurzgeschichten von Jean Giono, Guillaume Apollinaire, Paul Vaillant-Couturier, Henri Alain-Fournier, Marcel Jouhandeau et al.].
法蘭西現代短篇集 [WC,LeeG1]

Valéry, Paul = Valéry, Paul Ambroise (Sète 1871-1945 Paris) : Dichter

Biographie

1929 Paul Valéry schreibt im Vorwort von Sheng, Cheng. *Meine Mutter* [ID D13131] über China : China war uns lange ein getrennter Planet. Wir bevölkern ihn mit Phantasiegestalten, denn nichts ist natürlicher, als die andern auf das zu beschränken, was sie unserem Blick Bizarres bieten. Ein Kopf mit Perücke und Puder, oder mit einem Zylinder versehen, kann man sich langbezöpfte Köpfe nicht vorstellen. Diesem extravaganten Volk schrieben wir, durcheinander, zu : Weisheit und Albernheit, Schwäche und Dauerhaftigkeit, märchenhafte Trägheit und märchenhaften Fleiss ; Unwissenheit, aber Geschicklichkeit ; Naivität, aber unvergleichliche Spitzfindigkeit ; Nüchternheit und wunderbares Raffinement ; eine Unzahl lächerlicher Dinge. Man hielt China für riesenhaft und machtlos, erfinderisch und stationär, abergläubisch und atheistisch, grausam und philosophisch, patriarchalisch und korrupt, und verwirrt durch diese unsere durcheinandergewürfelte Vorstellung wussten wir nicht, wo wir China in das System unserer Zivilisation einreihen sollten, das wir unweigerlich auf Ägypter, Juden, Griechen und Römer beziehen ; da wir es nicht auf Barbarenrang herabwürdigen konnten, den es seinerseits uns verleith, noch zu unserer eigenen stolzen Höhe erheben, verlegen wir es in eine andere Sphäre und eine andere Chronologie, in die Katagorie dessen, was zugleich wirklich und unverständlich ist ; zeitgenössisch aber zeitlos. [ZhaZ3:S. 2-3]

Bibliographie : Autor

1933 [Valéry, Paul]. *Shui xian ci*. Baoluo Fanlexi zhu ; Liang Zongdai yi. (Shanghai : Zhonghua shu ju, 1933). (Xin wen yi cong hu). Übersetzung von Valéry, Paul. *Fragments du narcisse*. In : Revue de Paris ; sept. 15 (1919).
水仙辭 [EZB]

Bibliographie : erwähnt in

2006 Li, Kuixian. *Fanlexi / Huofumansitaer*. (Taibei : Taibei xian xin dian shi : gui guan chu ban, 2005). [Biographie von Hugo von Hofmannsthal und Paul Valéry].
梵樂希/霍夫曼斯塔爾 [WC]

Verlaine, Paul = Verlaine, Paul Marie (Metz 1844-1896 Paris) : Dichter

Bibliographie : Autor

1867 Verlaine, Paul. *Le livre de jade de Judith Walter*. In : Verlaine, Paul. Oeuvres posthumes de Paul Verlaine II. (Paris : A. Meissein, 1913).
http://ia301503.us.archive.org/3/items/oeuvresposthumes02verluoft/oeuvresposthumes02verluoft.pdf.

Verne, Jules (Nantes 1828-1905 Amiens) : Schriftsteller

Biographie

1879.1 Verne, Jules. *Les tribulations d'un chinois en Chine* [ID D2387].
... Le repas n'avait rien laissé à désirer. Qu'imaginer de plus délicat que cette cuisine à la fois propre et savante? Le Bignon de l'endroit, sachant qu'il s'adressait à des connaisseurs, s'était surpassé dans la confection des cent cinquante plats dont se composait le menu du dîner. Au début et comme entrée de jeu, figuraient des gâteaux sucrés, du caviar, des sauterelles frites, des fruits secs et des huîtres de Ning-Po. Puis se succédèrent, à courts intervalles, des oeufs pochés de cane, de pigeon et de vanneau, des nids d'hirondelle aux oeufs brouillés, des fricassées de «ging-seng», des ouïes d'esturgeon en compote, des nerfs de baleine sauce au sucre, des têtards d'eau douce, des jaunes de crabe en ragoût, des gésiers de moineau et des yeux de mouton piqués d'une pointe d'ail, des ravioles au lait de noyaux d'abricots, des matelotes d'holothuries, des pousses de bambou au jus, des salades sucrées de jeunes radicelles, etc. Ananas de Singapore, pralines d'arachides, amandes salées, mangues savoureuses, fruits du «long-yen» à chair blanche, et du «lit-chi» à pulpe pâle, châtaignes d'eau, oranges de Canton confites, formaient le dernier service d'un repas
qui durait depuis trois heures, repas largement arrosé de bière, de champagne, de vin de Chao-Chigne, et dont l'inévitable riz, poussé entre les lèvres des convives à l'aide de petits bâtonnets, allait couronner au dessert la savante ordonnance...

A la description du salon dans lequel ce repas a été donné, au menu exotique qui le composait, à l'habillement des convives, à leur manière de s'exprimer, peut-être aussi à la singularité de leurs théories, le lecteur a deviné qu'il s'agissait de Chinois, non de ces «Célestials» qui semblent avoir été décollés d'un paravent ou être en rupture de potiche, mais de ces modernes habitants du Céleste Empire, déjà «européennisés» par leurs études, leurs voyages, leurs fréquentes communications avec les civilisés de l'Occident...

On sait, en effet, que la population de la Chine est surabondante et hors de proportion avec l'étendue de ce vaste territoire, diversement mais poétiquement nomme; Céleste Empire, Empire du Milieu, Empire ou Terre des Fleurs. On ne l'évalue pas à moins de trois cent soixante millions d'habitants. C'est presque un tiers de la population de toute la terre. Or, si peu que mange le Chinois pauvre, il mange, et la Chine, même avec ses nombreuses rizières, ses immenses cultures de millet et de blé, ne suffit pas à
le nourrir. De là un trop-plein qui ne demande q'à s’échapper par ces trouées que les canons anglais et français ont faites aux murailles matérielles et morales du Céleste Empire...

Personne n'ignore que la Chine est, par excellence, le royaume où les insurrections peuvent durer pendant bien des années, et soulever des centaines de mille hommes. Or, au XVIIe siècle, la célèbre dynastie des Ming, d'origine chinoise, régnait depuis trois cents ans sur la Chine, lorsque, en 1644, le chef de cette dynastie, trop faible contre les rebelles qui menaçaient la capitale, demanda secours à un roi tartare. Le roi ne se fit pas prier, accourut, chassa les révoltés, profita de la situation pour renverser celui qui avait imploré son aide, et proclama empereur son propre fils Chun-Tché. A partir de cette époque, l'autorité tartare fut substituée à l'autorité chinoise, et le trône occupé par des empereurs mantchoux. Peu à peu, surtout dans les classes inférieures de la population, les deux races se confondirent; mais, chez les familles riches du Nord, la séparation entre Chinois et Tartares se maintint plus strictement. Aussi, le type se distingue-t-il encore, et plus particulièrement au milieu des provinces septentrionales de l'Empire. Là se cantonnèrent des «irréconciliables», qui restèrent fidèles à la dynastie déchue. Le père de Kin-Fo était de ces derniers, et il ne démentit pas les traditions de sa famille, qui avait refusé de pactiser avec les Tartares. Un soulèvement contre la domination étrangère, même après trois cents ans d'exercice, l'eût trouvé prêt à agir. Inutile d'ajouter que son fils Kin-Fo partageait absolument ses opinions politiques. Or, en 1860, régnait encore cet empereur S'Hiène-Fong, qui déclara la guerre à l'Angleterre et à la France, - guerre terminée par le traité de Péking, le 25 octobre de ladite année. Mais, avant cette époque, un formidable soulèvement menaçait déjà la dynastie régnante. Les Tchang-Mao ou Taï-ping, les «rebelles aux longs cheveux», s'étaient emparés de Nan-King en 1853 et de Shang-Haï en 1855 S'Hiène-Fong mort, son jeune fils eut fort à faire pour repousser les Taï-ping. Sans le vice-roi Li, sans le prince Kong, et surtout sans le colonel anglais Gordon, peut-être n'eût-il pu sauver son trône. C'est que ces Taï-ping, ennemis déclarés des Tartares, fortement organisés pour la rébellion, voulaient remplacer la dynastie des Tsing par celle des Wang. Ils formaient quatre bandes distinctes; la première à bannière noire, chargée de tuer; la seconde à bannière rouge, chargée d'incendier; la troisième à bannière jaune, chargée de piller; la quatrième à bannière blanche, chargée d'approvisionner les trois autres. Il y eut d'importantes opérations militaires dans le Kiang-Sou. Sou-Tchéou et Kia-Hing, à cinq lieues de Shang-Haï, tombèrent au pouvoir des révoltés et furent repris, non sans peine, par les troupes impériales. Shang-Haï, très menacée était même attaquée, le 18 août 1860, au moment où les généraux Grant et Montauban, commandant l’armée anglo-française, canonnaient les forts du Peï-Ho. Or, à cette époque, Tchoung-Héou, le père de Kin-Fo, occupait une habitation près de Shang-Haï, non loin du magnifique pont que les ingénieurs chinois avaient jeté sur la rivière de Sou-Tchéou. Ce soulèvement des Taï-ping, il n’avait pu le voir d'un mauvais oeil, puisqu'il était principalement dirigé contre la dynastie tartare...

C'était Wang, en effet, sauvé par la générosité de Tchoung-Héou, générosité qui aurait coûté la vie à ce dernier, si l'on avait soupçonné qu'il donnât asile à un rebelle. Mais Tchoung-Héou était de ces hommes antiques, à qui tout hôte est sacré.
Quelques années après, le soulèvement des rebelles était définitivement réprimé. En 1864, l'empereur Taï-ping, assiégé dans Nan-King, s'empoisonnait pour ne pas tomber aux mains des Impériaux...

Le steamer Perma était là, sous pression. Kin-Fo et Wang s’installèrent dans les deux cabines retenues pour eux. Le rapide courant du fleuve des Perles, qui entraîne quotidiennement avec la fange de ses berges des corps de suppliciés, imprima au bateau une extrême vitesse. Le steamer passa comme une flèche entre les ruines laissées çà et là par les canons français, devant la pagode à neuf étages de Haf-Way, devant la pointe Jardyne, près de Whampoa, où mouillent les plus gros bâtiments, entre les îlots et les estacades de bambous des deux rives. Les cent cinquante kilomètres, c'est-à-dire les trois cent soixante-quinze «lis», qui séparent Canton de l'embouchure du fleuve, furent franchis dans la nuit. Au lever du soleil, le Perma dépassait la «Gueule-du-Tigre», puis les deux barres de l'estuaire. Le Victoria-Peak de l’île de Hong-Kong, haut de dix-huit cent vingt-cinq pieds, apparut un instant dans la brume matinale, et, après la plus heureuse des traversées, Kin-Fo et le philosophe, refoulant les eaux jaunâtres du fleuve Bleu, débarquaient à Shang-Haï, sur le littoral de la province de Kiang-Nan...

Un proverbe chinois dit : «Quand les sabres sont rouillés et les bêches luisantes, Quand les prisons sont vides et les greniers pleins, Quand les degrés des temples sont usés par les pas des fidèles et les cours des tribunaux couvertes d’herbe, Quand les médecins vont à pied et les boulangers à cheval, L'Empire est bien gouverné.» D'ailleurs, un royaume de cent quatre-vingt mille milles carrés, qui, du nord au sud, mesure plus de huit cents lieues, et, de l'est à l'ouest, plus de neuf cents, qui compte dix-huit vastes provinces, sans parler des pays tributaires : la Mongolie, la Mantchourie, le Tibet, le Tonking, la Corée, les îles Liou-Tchou, etc., ne peut être que très imparfaitement administré. Si les Chinois s'en doutent bien un peu, les étrangers ne se font aucune illusion à cet égard. Seul, peut-être, l'empereur, enfermé dans son palais, dont il franchit rarement les portes, à l'abri des murailles d'une triple ville, ce Fils du Ciel, père et mère de ses sujets, faisant ou défaisant les lois à son gré, ayant droit de vie et de mort sur tous, et auquel appartiennent, par sa naissance, les revenus de l'Empire, ce souverain, devant qui les fronts se traînent dans la poussière, trouve que tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes. Il ne faudrait même pas essayer de lui prouver qu'il se trompe. Un Fils du Ciel ne se trompe jamais...

Shang-Haï, la ville proprement dite, est située sur la rive gauche de la petite rivière Houang-Pou, qui, se réunissant à angle droit avec le Wousung, va se mêler au Yang-Tsze-Kiang ou fleuve Bleu, et de là se perd dans la mer jaune. C'est un ovale, couché du nord au sud, enceint de hautes murailles, percé de cinq portes s'ouvrant sur ses faubourgs. Réseau inextricable de ruelles dallées, que les balayeuses mécaniques s'useraient à nettoyer; boutiques sombres sans devantures ni étalages, où fonctionnent des boutiquiers nus jusqu'à la ceinture; pas une voiture, pas un palanquin, à peine des cavaliers; quelques temples indigènes ou chapelles étrangères; pour toutes promenades, un «jardin-thé» et un champ de parade assez marécageux, établi sur un sol de remblai, comblant d'anciennes rizières et sujet aux émanations paludéennes; à travers ces rues, au fond de ces maisons étroites, une population de deux cent mille habitants, telle est cette cité d'une habitabilité peu enviable, mais qui n'en a pas moins une grande importance commerciale. Là, en effet, après le traité de Nan-King, les étrangers eurent pour la première fois le droit de fonder des comptoirs. Ce fut la grande porte ouverte, en Chine, au trafic européen. Aussi, en dehors de Shang-Haï et de ses faubourgs, le gouvernement a-t-il concédé, moyennant une rente annuelle, trois portions de territoire aux Français, aux Anglais et aux Américains, qui sont au nombre de deux mille environ. De la concession française, il y a peu à dire. C'est la moins importante. Elle confine presque à l'enceinte nord de la ville, et s'étend jusqu'au ruisseau de Yang-King-Pang, qui la sépare du territoire anglais. Là s'élèvent les églises des lazaristes et des jésuites, qui possèdent aussi, à quatre milles de Shang-Haï, le collège de Tsikavé, où ils forment des bacheliers chinois. Mais cette petite colonie française n'égale pas ses voisines à beaucoup près. Des dix maisons de commerce, fondées en 1861, il n'en reste plus que trois, et le Comptoir d'escompte a même préféré s'établir sur la concession anglaise. Le territoire américain occupe la partie en retour sur le Wousung. Il est séparé du territoire anglais par le Sou-Tchéou-Creek, que traverse un pont de bois. Là se voient l'hôtel Astor, l'église des Missions; là se creusent les docks installés pour la réparation des navires européens. Mais, des trois concessions, la plus florissante est, sans contredit, la concession anglaise. Habitations somptueuses sur les quais, maisons à vérandas et à jardins, palais des princes du commerce, l'Oriental Bank, le «hong» de la célèbre maison Dent avec sa raison sociale du Lao-Tchi-Tchang, les comptoirs des Jardyne, des Russel et autres grands négociants, le club Anglais, le théâtre, le jeu de paume, le parc, le champ de courses, la bibliothèque, tel est l'ensemble de cette riche création des Anglo-Saxons, qui a justement mérité le nom de «colonie modèle». C'est pourquoi, sur ce territoire privilégié, sous le patronage d'une administration libérale, ne s'étonnera-t-on pas de trouver, ainsi que le dit M. Léon Rousset, «une ville chinoise d'un caractère tout particulier et qui n'a d'analogue nulle part ailleurs». Ainsi donc, en ce petit coin de terre, l'étranger, arrivé par la route pittoresque du fleuve Bleu, voyait quatre pavillons se développer au souffle de la même brise, les trois couleurs françaises et le «yacht» du Royaume-Uni, les étoiles américaines et la croix de Saint-André, jaune sur fond vert, de l'Empire des Fleurs. Quant aux environs de Shang-Haï, pays plat, sans un arbre, coupé d'étroites routes empierrées et de sentiers tracés à angles droits, troué de citernes et d' «arroyos» distribuant l'eau à d'immenses rizières, sillonné de canaux portant des jonques qui dérivent au milieu des champs, comme les gribanes à travers les campagnes de la Hollande, c'était une sorte de vaste tableau, très vert de ton, auquel eût manqué son cadre...

En ce moment, quelques navires étrangers arrivaient au port, la plupart sous le pavillon du Royaume-Uni. Neuf sur dix, il faut bien le dire, sont chargés d'opium. Cette abrutissante substance, ce poison dont l'Angleterre encombre la Chine, produit un chiffre d'affaires qui dépasse deux cent soixante millions de francs et rapporte trois cents pour cent de bénéfice. En vain le gouvernement chinois a-t-il voulu empêcher l'importation de l'opium dans le Céleste Empire. La guerre de 1841 et le traité de Nan-King ont donné libre entrée à la marchandise anglaise et gain de cause aux princes marchands. Il faut, d'ailleurs, ajouter que, si le gouvernement de Péking a été jusqu'à édicter la peine de mort contre tout Chinois qui vendrait de l'opium, il est des accommodements moyennant finance avec les dépositaires de l'autorité. On croit même que le mandarin gouverneur de Shang-Haï encaisse un million annuellement, rien qu'en fermant les yeux sur les agissements de ses administrés...

Un yamen est un ensemble de constructions variées, rangées suivant une ligne parallèle, qu'une seconde ligne de kiosques et de pavillons vient couper perpendiculairement. Le plus ordinairement, le yamen sert d'habitation aux mandarins d'un rang élevé et appartient à l'empereur; mais il n'est point interdit aux riches... C'était une maison composée d'un rez-de-chaussée et d'un étage, élevée sur une terrasse à laquelle six gradins de marbre donnaient accès. Des claies de bambous étaient tendues comme des auvents devant les portes et les fenêtres, afin de rendre supportable la température déjà excessive, en favorisant l'aération intérieure. Le toit plat contrastait avec le faitage fantaisiste des pavillons semés çà et là dans l'enceinte du yamen, et dont les créneaux, les tuiles multicolores, les briques découpées en fines arabesques, amusaient le regard. Au-dedans, à l'exception des chambres spécialement réservées au logement de Wang et de Kin-Fo, ce n'étaient que salons entourés de cabinets à cloisons transparentes, sur lesquelles couraient des guirlandes de fleurs peintes ou des exergues de ces sentences morales dont les Célestials ne sont point avares. Partout, des sièges bizarrement contournés, en terre cuite ou en porcelaine, en bois ou en marbre, sans oublier quelques douzaines de coussins d'un moelleux plus engageant; partout, des lampes ou des lanternes aux formes variées, aux verres nuancés de couleurs tendres, et plus harnachées de glands, de franges et de houppes qu'une mule espagnole; partout aussi, de ces petites tables à thé qu'on appelle «tcha-ki», complément indispensable d'un mobilier chinois. Quant aux ciselures d'ivoire et d'écaille, aux bronzes niellés, aux brûle-parfum, aux laques agrémentées de filigranes d'or en relief, aux jades blanc laiteux et vert émeraude, aux vases ronds ou prismatiques de, la dynastie des Ming et des Tsing, aux porcelaines plus recherchées encore de la dynastie des Yen, aux émaux cloisonnés roses et jaunes translucides, dont le secret est introuvable aujourd'hui, on eût, non pas perdu, mais passé des heures à les compter. Cette luxueuse habitation offrait toute la fantaisie chinoise alliée au confort européen...

On a dit que le progrès matériel s'était introduit jusque dans son intérieur. En effet, des appareils téléphoniques mettaient en communication les divers bâtiments de son yamen. Des sonnettes électriques reliaient les chambres de son habitation. Pendant la saison froide, il faisait du feu et se chauffait sans honte, plus avisé en cela que ses concitoyens, qui gèlent devant l'âtre vide sous leur quadruple vêtement. Il s'éclairait au gaz tout comme l'inspecteur général des douanes de Péking....

Le Chinois n'a qu'un courage passif, mais, ce courage, il le possède au plus haut degré. Son indifférence pour la mort est vraiment extraordinaire. Malade, il la voit venir sans faiblesse. Condamné, déjà entre les mains du bourreau, il ne manifeste aucune crainte. Les exécutions publiques si fréquentes, la vue des horribles supplices que comporte l'échelle pénale dans le Céleste Empire, ont de bonne heure familiarisé les Fils du Ciel avec l'idée d'abandonner sans regret les choses de ce monde. Aussi, ne s'étonnera-t-on pas que, dans toutes les familles, cette pensée de la mort soit à l'ordre du jour et fasse le sujet de bien des conversations. Elle n'est absente d'aucun des actes les plus ordinaires de la vie. Le culte des ancêtres se retrouve jusque chez les plus pauvres gens. Pas une habitation riche où l'on n'ait réservé une sorte de sanctuaire domestique, pas une cabane misérable où un coin n'ait été gardé aux reliques des aïeux, dont la fête se célèbre au deuxième mois. Voilà pourquoi on trouve, dans le même magasin où se vendent des lits d'enfants nouveau-nés et des corbeilles de mariage, un assortiment varié de cercueils, qui forment un article courant du commerce chinois. L'achat d'un cercueil est, en effet, une des constantes préoccupations des Célestials. Le mobilier serait incomplet si la bière manquait à la maison paternelle. Le fils se fait un devoir de l'offrir de son vivant à son père. C'est une touchante preuve de tendresse. Cette bière est déposée dans une chambre spéciale. On l'orne, on l'entretient, et, le plus souvent, quand elle a déjà reçu la dépouille mortelle, elle est conservée pendant de longues années avec un soin pieux. En somme, le respect pour les morts fait le fond de la religion chinoise, et contribue à rendre plus étroits les liens de la famille...

Un dicton chinois dit: «Pour être heureux sur terre, il faut vivre à Canton et mourir à Liao-Tchéou.» C'est à Canton, en effet, que l'on trouve toutes les opulences de la vie, et c'est à Liao-Tchéou que se fabriquent les meilleurs cercueils...

Dans l'enceinte du yamen s'élevaient quatre jolis kiosques, décorés avec toute la fantaisie qui distingue le talent des ornemanistes chinois. Ils portaient des noms significatifs: le pavillon du «Bonheur», où Kin-Fo n'entrait jamais; le pavillon de la «Fortune», qu'il ne regardait qu'avec le plus profond dédain; le pavillon du «Plaisir», dont les portes étaient depuis longtemps fermées pour lui; le pavillon de «Longue Vie», qu'il avait résolu de faire abattre!...

Le territoire anglais, le petit pont jeté sur le creek, la concession française, furent traversés par lui de ce pas indolent qu'il n'éprouvait même pas le besoin de presser à cette heure suprême. Par le quai qui longe le port indigène, il contourna la muraille de Shang-Haï jusqu'à la cathédrale catholique romaine, dont la coupole domine le faubourg méridional. Alors, il inclina vers la droite et remonta tranquillement le chemin qui conduit à la pagode de Loung-Hao. C'était la vaste et plate campagne, se développant jusqu'à ces hauteurs ombragées qui limitent la vallée du Min, immenses plaines marécageuses, dont l'industrie agricole a fait des rizières. Ici et là, un lacis de canaux que remplissait la haute mer, quelques villages misérables dont les huttes de roseaux étaient tapissées d'une boue jaunâtre, deux ou trois champs de blé surélevés, pour être à l'abri des eaux. Le long des étroits sentiers, un grand nombre de chiens, de chevreaux blancs, de canards et d'oies, s'enfuyaient à toutes pattes ou à tire-d'aile, lorsque quelque passant venait troubler leurs ébats. Cette campagne, richement cultivée, dont l'aspect ne pouvait étonner un indigène, aurait cependant attiré l'attention et peut-être provoqué la répulsion d'un étranger. Partout, en effet, des cercueils s'y montraient par centaines. Sans parler des monticules dont le tertre recouvrait les morts définitivement enterrés, on ne voyait que des piles de boîtes oblongues, des pyramides de bières, étagées comme les madriers d'un chantier de construction. La plaine chinoise, aux abords des villes, n'est qu'un vaste cimetière. Les morts encombrent le territoire, aussi bien que les vivants. On prétend qu'il est interdit d'enterrer ces cercueils, tant qu'une même dynastie occupe le trône du Fils du Ciel, et ces dynasties durent des siècles! Que l'interdiction soit vraie ou non, il est certain que les cadavres, couchés dans leurs bières, celles-ci peintes de vives couleurs, celles-là sombres et modestes, les unes neuves et pimpantes, les autres tombant déjà en poussière, attendent pendant des années le jour de la sépulture...

Ils sont très gais, très caustiques, les Chinois, et l'on conviendra qu'il y avait matière à quelque gaieté. De là des plaisanteries de tout genre, et même des caricatures qui débordaient le mur de la vie privée...

Les voyageurs avaient repris à Nan-King l'un de ces rapides steamboats américains, vastes hôtels flottants, qui font le service du fleuve Bleu. Soixante heures après, ils débarquaient à Ran-Kéou, sans avoir même admiré ce rocher bizarre, le «Petit-Orphelin», qui s'élève au milieu du courant du Yang-Tze-Kiang, et dont un temple, desservi par les bonzes, couronne si hardiment le sommet. A Ran-Kéou, située au confluent du fleuve Bleu et de son important tributaire le Ran-Kiang, l'errant Kin-Fo ne s'était arrêté qu'une demi-journée. Là, encore, se retrouvaient en ruines irréparables les souvenirs des Taï-ping; mais, ni dans cette ville commerçante, qui n'est, à vrai dire, qu'une annexe de la préfecture de Ran-Yang-Fou, bâtie sur la rive droite de l'affluent, ni à Ou-Tchang-Fou, capitale de cette province du Rou-Pé, élevée sur la rive droite du fleuve, l'insaisissable Wang ne laissa voir trace de son passage. Plus de ces terribles lettres que Kin- Fo avait retrouvées à Nan-King sur le tombeau du bonze couronné...

A peine, à Ran-Kéou, aperçurent-ils le quartier européen, aux rues larges et rectangulaires, aux habitations élégantes, et la promenade ombragée de grands arbres qui longe la rive du fleuve Bleu. Ils avaient des yeux pour ne voir qu'un homme, et
cet homme restait invisible. Le steamboat, grâce à la crue qui soulevait les eaux du Ran-Kiang, allait pouvoir remonter cet affluent pendant cent trente lieues encore, jusqu'à Lao-Ro-Kéou. Kin-Fo n'était point homme à abandonner ce genre de locomotion, qui lui plaisait. Au contraire, il comptait bien aller jusqu'au point où le Ran-Kiang cesserait d'êtrenavigable... Le steamboat, remontant le cours du Ran-Kiang, venait donc d'entrer dans la région du blé. Là, le relief du pays s'accusa davantage. A l'horizon se dessinèrent quelques montagnes, couronnées de fortifications, élevées sous l'ancienne dynastie des Ming. Les berges artificielles, qui contenaient les eaux du fleuve, firent place à des rives basses, élargissant son lit aux dépens de sa profondeur. La préfecture de Guan-Lo-Fou apparut...

Après Guan-Lo-Fou, ce furent deux cités bâties en face l'une de l'autre, la ville commerçante de Fan-Tcheng, sur la rive gauche, et la préfecture de Siang-Yang-Fou, sur la rive droite; la première, faubourg plein du mouvement de la population et de l'agitation des affaires; la seconde, résidence des autorités et plus morte que vivante. Et après Fan-Tcheng, le Ran-Kiang, remontant droit au nord par un angle brusque, resta encore navigable jusqu'à Lao-Ro-Kéou. Mais, faute d'eau, le steamboat ne pouvait aller plus loin...

Ce fut à cheval - de mauvais chevaux, on peut le croire - que Kin-Fo et ses compagnons firent leur entrée à Si-Gnan-Fou, l'ancienne capitale de l'Empire du Milieu, dont les empereurs de la dynastie des Tang faisaient autrefois leur résidence. Mais, pour atteindre cette lointaine province du Chen-Si, pour en traverser les interminables plaines, arides et nues, que de fatigues à supporter et même de dangers! Ce soleil de mai, par une latitude qui est celle de l'Espagne méridionale, projetait des rayons déjà insoutenables, et soulevait la fine poussière de routes qui n'ont jamais connu le confort de l'empierrage. De ces tourbillons jaunâtres, salissant l'air comme une fumée malsaine, on ne sortait que gris de la tête aux pieds. C'était la contrée du «loess», formation géologique singulière, spéciale au nord de la Chine, «qui n'est plus de a terre et qui n'est pas une roche, ou, pour mieux dire, une pierre qui n'a pas encore eu le temps de se solidifier». Quant aux dangers, ils n'étaient que trop réels, dans un pays où les gardes de police ont une extraordinaire crainte du coup de couteau des voleurs. Si, dans les villes, les tipaos laissent aux coquins le champ libre, si, en pleine cité, les habitants ne se hasardent guère dans les rues pendant la nuit, que l'on juge du degré de sécurité que présentent les routes!...

Aussi, le lendemain de son arrivée, Kin-Fo, abandonnant cette ville, qui est un important centre d’affaires entre l'Asie centrale, le Tibet, la Mongolie et la Chine, reprit-il la route du nord. A suivre par Kao-Lin-Sien, par Sing-Tong-Sien, la route de la vallée de l'Ouei-Ro, aux eaux chargées des teintes jaunes de ce loess à travers lequel il s'est frayé son lit, la petite troupe arriva à Roua-Tchéou, qui fut le foyer d’une terrible insurrection musulmane en 1860. De là, tantôt en barque, tantôt en charrette, Kin-Fo et ses compagnons atteignirent, non sans grandes fatigues, cette forteresse de Tong-Kouan, située au confluent de l'Ouei-Ro et du Rouang-Ro. Le Rouang-Ro, c'est le fameux fleuve jaune. Il descend directement du nord pour aller, à travers les provinces de l'Est, se jeter dans la mer qui porte. son nom, sans être plus jaune que la mer Rouge n'est rouge, que la mer Blanche n'est blanche, que la mer Noire n'est noire, Oui! fleuve célèbre, d'origine céleste sans doute, puisque sa couleur est celle des empereurs, Fils du Ciel, mais aussi «Chagrin de la Chine», qualification due à ses terribles débordements, qui ont causé en partie l'impraticabilité actuelle du canal Impérial. A Tong-Kouan, les voyageurs eussent été en sûreté, même la nuit. Ce n'est plus une cité de commerce, c'est une ville militaire, habitée en domicile fixe et non en camp volant par ces Tartares Mantchoux, qui forment la première catégorie de l'armée chinoise! Peut-être Kin-Fo avait-il l'intention de s'y reposer quelques jours...

Ainsi Kin-Fo, après avoir évité Houan-Fou et Cafong, remonta les berges du célèbre, canal Impérial, qui, il y a vingt ans à peine, avant que le fleuve jaune eût repris son ancien lit, formait une belle Foute navigable depuis Sou-Tchéou, le pays du thé, jusqu'à Péking, sur une longueur de quelques centaines de lieues. Ainsi il traversa Tsinan, Ho-Kien, et pénétra dans la province de Pé-Tché-Li, où s’élève Péking, la quadruple capitale du Céleste Empire. Ainsi il passa par Tien-Tsin, que défendent un mur de
circonvallation et deux forts, grande cité de quatre cent mille habitants, dont le large port, formé par la jonction du Peï-ho et du canal Impérial, fait, en important des cotonnades de Manchester, des lainages, des cuivres, des fers, des allumettes allemandes, du bois de santal, etc., et en exportant des jujubes, des feuilles de nénuphar, du tabac de Tartarie, etc., pour cent soixante-dix millions d'affaires. Mais Kin-Fo ne songea même pas à visiter, dans cette curieuse Tien-Tsin, la célèbre pagode des supplices infernaux; il ne parcourut pas, dans le faubourg de l'Est, les amusantes rues des Lanternes et des Vieux-Habits; il ne déjeuna pas au restaurant de «l'Harmonie et de l'Amitié», tenu par le musulman Léou-Lao-Ki, dont les vins sont renommés, quoi qu'en puisse penser Mahomet; il ne déposa pas sa grande carte rouge - et pour cause – au palais de Li-Tchong-Tang, vice-roi de la province depuis 1870, membre du Conseil privé, membre du Conseil de l'Empire, et qui porte, avec la veste jaune, le titre de Fei-Tzé-Chao-Pao...

Non! Kin-Fo, toujours brouetté, Soun toujours brouettant, traversèrent les quais où s'étageaient des montagnes de sacs de sel; ils dépassèrent les faubourgs; les concessions anglaise et américaine, le champ de courses, la campagne couverte de sorgho, d'orge, de sésame, de vignes, les jardins maraîchers, riches de légumes et de fruits, les plaines d'où partaient par milliers des lièvres, des perdrix, des cailles, que chassaient le faucon, l'émerillon et le hobereau. Tous quatre suivirent la route dallée de vingtquatre lieues qui conduit à Péking, entre les arbres d'essences variées et les grands roseaux du fleuve, et ils arrivèrent ainsi à Tong-Tchéou...

Le Pé-Tché-Li, la plus septentrionale des dix-huit provinces de la Chine, est divisé en neuf départements. Un de ces départements à pour chef-lieu Chun-Kin-Fo, c'est-à-dire «la ville du premier ordre obéissant au ciel». Cette ville, c'est Péking. Que le lecteur se figure un casse-tête chinois, d'une superficie de six mille hectares, d'un périmètre mètre de huit lieues, dont les morceaux irréguliers doivent remplir exactement un rectangle, telle est cette mystérieuse Kambalu, dont Marco Polo rapportait une si curieuse description vers la fin du XIIIe siècle, telle est la capitale du Céleste Empire. En réalité, Péking comprend deux villes distinctes, séparées par un large boulevard et une muraille fortifiée: l'une, qui est un parallélogramme rectangle, la ville chinoise; l'autre un carré presque parfait, la ville tartare; celle-ci renferme deux autres villes: la ville jaune, Hoang-Tching, et Tsen-Kin-Tching, la ville Rouge ou ville Interdite. Autrefois, l'ensemble de ces agglomérations comptait plus de deux millions d'habitants. Mais l'émigration, provoquée par l'extrême misère, a réduit ce chiffre à un million tout au plus. Ce sont des Tartares et des Chinois, auxquels il faut ajouter dix mille Musulmans environ, plus une certaine quantité de Mongols et de Tibétains, qui composent la population flottante. Le plan de ces deux villes superposées figure assez exactement un bahut, dont le buffet serait formé par la cité chinoise et la crédence par la cité tartare. Six lieues d'une enceinte fortifiée, haute et large de quarante à cinquante pieds, revêtue de briques extérieurement, défendue de deux cents en deux cents mètres par des tours saillantes, entourent la ville tartare d'une magnifique promenade dallée, et aboutissent à quatre énormes bastions d'angle, dont la plate-forme porte des corps de garde. L'Empereur, Fils du Ciel, on le voit, est bien gardé. Au centre de la cité tartare, la ville jaune, d'une superficie de six cent soixante hectares, desservie par huit portes, renferme une montagne de charbon, haute de trois cents pieds, point culminant de la capitale, un superbe canal, dit «Mer du Milieu», que traverse un pont de marbre, deux couvents de bonzes, une pagode des Examens, le Peï-thasse, bonzerie bâtie dans une presqu'île, qui semble suspendue sur les eaux claires du canal, le Peh-Tang, établissement des missionnaires catholiques, la pagode impériale, superbe avec son toit de clochettes sonores et de tuiles bleu lapis, le grand temple dédié aux ancêtres de la dynastie régnante, le temple des Esprits, le temple du génie des Vents, le temple du génie de la Foudre, le temple de l'inventeur de la soie, le temple du Seigneur du ciel, les cinq pavillons des Dragons, le monastère du «Repos Éternel», etc. Eh bien, c'est au centre de ce quadrilatère que se cache la ville Interdite, d'une superficie de quatre-vingts hectares, entourée d'un fossé canalisé que franchissent sept ponts de marbre. Il va sans dire que, la dynastie régnante étant mantchoue, la première de ces trois cités est principalement habitée par une population de même race. Quant aux Chinois, ils sont relégués en dehors, à la partie inférieure du bahut, dans la ville annexe. On pénètre à l'intérieur de cette ville interdite, ceinte de murs en briques rouges couronnés d'un chapiteau de tuiles vernissées de jaune d'or, par une porte au midi, la porte de la «Grande Pureté», qui ne s'ouvre que devant l'empereur et les impératrices. Là s'élèvent le temple des Ancêtres de la dynastie tartare, abrité sous un double toit de tuiles multicolores; les temples Che et Tsi, consacrés aux esprits terrestres et célestes; le palais de la «Souveraine Concorde», réservé aux solennités d'apparat et aux banquets officiels; le palais de la «Concorde moyenne», où se voient les tableaux des aïeux du Fils du Ciel; le palais de la «Concorde Protectrice», dont la salle centrale est occupée, par le trône impérial; le pavillon du Nei-Ko, où se tient le grand conseil de l'Empire, que préside le prince Kong, ministre des Affaires étrangères, oncle paternel du dernier souverain; le pavillon des «Fleurs littéraires», où l'empereur va une fois par an interpréter les livres sacrés; le pavillon de Tchouane-Sine-Tiène, dans lequel se font les sacrifices en l'honneur de Confucius; la Bibliothèque impériale; le bureau des Historiographes; le Vou-Igne-Tiène, où l'on conserve les planches de cuivre et de bois destinées à l'impression des livres; les ateliers dans lesquels se confectionnent les vêtements de la cour; le palais de la «Pureté Céleste», lieu de délibération des affaires de famille; le palais de l' «Élément Terrestre supérieur», où fut installée la jeune impératrice; le palais de la «Méditation», dans lequel se retire le souverain, lorsqu'il est malade; les trois palais où sont élevés les enfants de l'empereur; le temple des parents morts; les quatre palais qui avaient été réservés à la veuve et aux femmes de HienFong, décédé en 1861; le Tchou-Siéou-Kong, résidence des épouses impériales; le palais de la «Bonté Préférée», destiné aux réceptions officielles des dames de la cour; le palais de la «Tranquillité Générale», singulière appellation pour une école d'enfants d'officiers supérieurs; les palais de la «Purification et du jeûne»; le palais de la «Pureté de jade», habité par les princes du sang; le temple du «Dieu protecteur de la ville»; un temple d'architecture tibétaine; le magasin de la couronne; l'intendance de la Cour; le Lao-Kong-Tchou, demeure des eunuques, dont il n'y a pas moins de cinq mille dans la ville Rouge; et enfin d'autres palais, qui portent à quarante-huit le nombre de ceux que renferme l'enceinte impériale, sans compter le Tzen-Kouang-Ko, le pavillon de la «Lumière Empourprée», situé sur le bord du lac de la Cité jaune, où, le 19 juin 1873, furent admis en présence de l'empereur les cinq ministres des États-Unis, de Russie, de Hollande, d'Angleterre et de Prusse. Quel forum antique a jamais présenté une telle agglomération d'édifices, si variés de formes, si riches d'objets précieux? Quelle cité même, quelle capitale des États européens pourrait offrir une telle

nomenclature? Et, à cette énumération, il faut encore joindre le Ouane- Chéou-Chane, le palais d'Été, situé à deux lieues de Péking. Détruit en 1860, à peine retrouve-t-on, au milieu des ruines, ses jardins d'une «Clarté parfaite et d'une Clarté tranquille», sa colline de la «Source de Jade», sa montagne des «Dix mille Longévités!» Autour de la ville jaune, c'est la ville Tartare. Là sont installées les légations française, anglaise et russe, l'hôpital des Missions de Londres, les missions catholiques de l'Est et du Nord, les anciennes écuries des éléphants, qui n'en contiennent plus qu'un, borgne et centenaire. Là, se dressent la tour de la Cloche, à toit rouge encadré de tuiles vertes, le temple de Confucius, le couvent des Mille-Lamas, le temple de Fa-qua, l'ancien Observatoire, avec sa grosse tour carrée, le yamen des jésuites, le yamen des Lettrés, où se font les examens littéraires. Là s'élèvent les arcs de triomphe de l'Ouest et de l'Est. Là coulent la mer du Nord et la mer des Roseaux, tapissées de nelumbos, de nymphoeas bleus, et qui viennent du palais d'Eté alimenter le canal de la ville jaune. Là se voient des palais où résident des princes du sang, les ministres des Finances, des Rites, de la Guerre, des Travaux publics, des Relations extérieures; là, la Cour des Comptes, le Tribunal Astronomique, l'Académie de Médecine. Tout apparaît pêle-mêle, au milieu des rues étroites, poussiéreuses l'été, liquides l'hiver, bordées pour la plupart de maisons misérables et basses, entre lesquelles s'élève quelque hôtel de grand dignitaire, ombragé de beaux arbres. Puis, à travers les avenues encombrées, ce sont des chiens errants, des chameaux mongols chargés de charbon de terre, des palanquins à quatre porteurs ou à huit, suivant le rang du fonctionnaire, des chaises, des voitures à mulets, des chariots, des pauvres, qui, suivant M. Choutzé, forment une truanderie indépendante de soixante-dix mille gueux; et, dans ces rues envasées d'une «boue puante et noire, dit M. P. Arène, rues coupées de flaques d'eau, où l'on s'enfonce jusqu'à mi-jambe, il n'est pas rare que quelque mendiant aveugle se noie». Par bien des côtés, la ville chinoise de Péking, dont le nom est Vaï-Tcheng, ressemble à la ville tartare, mais elle s'en distingue, cependant, en quelques-uns. Deux temples célèbres occupent la partie méridionale, le temple du Ciel et celui de l'Agriculture, auxquels il faut ajouter les temples de la déesse Koanine, du génie de la Terre, de la Purification, du Dragon Noir, des Esprits du Ciel et de la Terre, les étangs aux Poissons d'Or, le monastère de Fayouan-sse, les marchés, les théâtres, etc. Ce parallélogramme rectangle est divisé, du nord au sud, par une importante artère, nommée Grande-Avenue, qui va de la porte de Houng-Ting au sud à la porte de Tien au nord. Transversalement, il est desservi par une autre artère plus longue, qui coupe la première à angle droit, et va de la porte de Cha-Coua, à l'est, à la porte de Couan-Tsu, à l'ouest. Elle a nom avenue de Cha-Coua, et c'était à cent pas de son point d'intersection avec la Grande-Avenue que demeurait la future Mme Kin-Fo...

Si la religion de Lao-Tsé est la plus ancienne de la Chine, si la doctrine de Confucius, promulguée vers la même époque (500 ans environ avant J.-C.), est suivie par l'empereur, les lettrés et les hauts mandarins, c'est le bouddhisme ou religion de Fo qui compte le plus grand nombre de fidèles - près de trois cents millions - à la surface du globe. Le bouddhisme comprend deux sectes distinctes, dont l'une a pour ministres les bonzes, vêtus de gris et coiffés de rouge, et, l'autre, les lamas, vêtus et coiffés de jaune. Lé-ou était une bouddhiste de la première secte. Les bonzes la voyaient souvent venir au temple de Koan-Ti-Miao, consacré à la déesse Koanine. Là elle faisait des voeux pour son ami, et brûlait des bâtonnets parfumés, le front prosterné sur le parvis du temple...

Donc, le 26 juin, à midi, Kin-Fo, Craig-Fry et Soun s'embarquaient sur le Peï-tang, et descendaient le cours du Peï-ho. Les sinuosités de ce fleuve sont si capricieuses, que son parcours est précisément le double d'une ligne droite qui joindrait Tong-Tchéou à son embouchure; mais il est canalisé, et navigable, par conséquent, pour des navires d'assez fort tonnage. Aussi, le mouvement maritime y est-il considérable, et beaucoup plus important que celui de la grande route, qui court presque parallèlement à lui. Le Peï-tang descendait rapidement entre les balises du chenal, battant de ses aubes les eaux jaunâtres du fleuve, et troublant de son remous les nombreux canaux d'irrigation des deux rives. La haute tour d'une pagode audel à de Tong-Tchéou fut bientôt dépassée et disparut à l'angle d'un tournant assez brusque. A cette hauteur, le Peï-ho n'était pas encore large. Il coulait, ici entre de dunes sablonneuses, là le long des petits hameaux agricoles, au milieu d'un paysage assez boisé, que coupaient des vergers et des haies vives. Plusieurs bourgades importantes parurent, Matao, Hé-Si-Vou, Nane-Tsaë, Yang-Tsoune, où les marées se font encore sentir. Tien-Tsin se montra bientôt. Là, il y eut perte de temps, car il fallut faire ouvrir le pont de l'Est, qui réunit les deux rives du fleuve, et circuler, non sans peine, au milieu des entaines de navires dont le port est encombré. Cela ne se fit pas sans grandes clameurs, et coûta à plus d'une barque les amarres qui la retenaient dans le courant. On les coupait, d'ailleurs, sans aucun souci du dommage qui pouvait en résulter. De là une confusion, un embarras de bateaux en dérive, qui aurait donne fort à faire aux maîtres de port, s'il y avait eu des maîtres de port à Tien-Tsin. Le paysage s'était alors modifié dans cette vallée que suivait le fleuve. La rive droite, plus accore, contrastait, par sa berge surélevée, avec la rive gauche, dont la longue grève écumait sous un léger ressac. Au-delà s'étendaient de vastes champs de sorgho, de maïs, de blé, de millet. Ainsi que dans toute la Chine - une mère de famille qui a tant de millions d'enfants à nourrir - il n'y avait pas une portion cultivable de terrain qui fût négligée. Partout des canaux d'irrigation ou des appareils de bambous, sortes de norias rudimentaires, puisaient et répandaient l'eau à profusion. Çà et là, auprès des villages en torchis jaunâtre, se dressaient quelques bouquets d'arbres, entre autres de vieux pommiers, qui n'auraient point déparé une plaine normande. Sur les berges, allaient et venaient de nombreux pêcheurs, auxquels des cormorans servaient de chiens de chasse, ou, mieux, de chiens de pêche. Ces volatiles plongeaient sur un signe de leur maître, et rapportaient les poissons qu'ils n'avaient pu avaler, grâce à un anneau qui leur étranglait à demi le cou. Puis c'étaient des canards, des corneilles, des corbeaux, des pies, des éperviers, que le hennissement du steamboat faisait lever du milieu des hautes herbes. Si la grande route au long du fleuve, se montrait maintenant déserte, le mouvement maritime du Péï-ho ne diminuait pas. Que de bateaux de toute espèce à remonter ou descendre son cours! jonques de guerre avec leur batterie barbette, dont la toiture formait une courbe très concave de l'avant à l'arrière, manoeuvrées par un double étage d'avirons ou par des aubes mues à main d'homme; jonques de douanes à deux mâts, à voiles de chaloupes, que tendaient des tangons transversaux, et ornées en poupe et en proue de têtes ou de queues de fantastiques chimères; jonques de commerce, d'un assez fort tonnage, vastes coques qui, chargées des plus précieux produits du Céleste Empire, ne craignent pas d'affronter les coups de typhon dans les mers voisines; jonques de voyageurs, marchant à l'aviron ou à la cordelle, suivant les heures de la marée, et faites pour les gens qui ont du temps à perdre; jonques de mandarins, petits yachts de plaisance, que remorquent leurs canots; sampans de toutes formes, voilés de nattes de jonc, et dont les plus petits, dirigés par de jeunes femmes, l'aviron au poing et l'enfant au dos, méritent bien leur nom, qui signifie: trois planches; enfin, trains de bois, véritables villages flottants, avec cabanes, vergers plantés d'arbres, semés de légumes, immenses radeaux, faits avec quelque forêt de la Mantchourie, que les bûcherons ont abattue tout entière! Cependant, les bourgades devenaient plus rares. On n'en compte qu'une vingtaine entre Tien-Tsin et Takou, à l'embouchure du fleuve. Sur les rives fumaient en gros tourbillons quelques fours à briques, dont les vapeurs salissaient l'air en se mêlant à celles du steamboat. Le soir arrivait, précédé du crépuscule de juin, qui se prolonge sous cette latitude. Bientôt, une succession de dunes blanches, symétriquement disposées et d'un dessin uniforme, s'estompèrent dans la pénombre. C'étaient des «mulons » de sel, recueilli dans les salines avoisinantes. Là s'ouvrait, entre des terrains arides, l'estuaire du Peï-ho, «triste paysage, dit M. de Beauvoir, qui est tout sable, tout sel, tout poussière et tout cendre». Le lendemain, 27 juin, avant le lever du soleil, le Peï-tang arrivait au port de Takou, presque à la bouche du fleuve. En cet endroit, sur les deux rives, s'élèvent les forts du Nord et du Sud, maintenant ruinés, qui furent pris par l'armée anglo-française, en 1860. Là s'était faite la glorieuse attaque du général Collineau, le 24 août de la même année; là, les canonnières avaient forcé l'entrée du fleuve; là, s'étend une étroite bande de territoire, à peine occupée, qui porte le nom de concession française; là, se voit encore le monument funéraire sous lequel sont couchés les officiers et les soldats morts dans ces combats mémorables. Le Peï-tang ne devait pas dépasser la barre. Tous les passagers durent donc débarquer à Takou. C'est une ville assez importante déjà, dont le développement sera considérable, si les mandarins laissent jamais établir une voie ferrée qui la relie à Tien-Tsin...

Huit jours auparavant, un navire américain était, venu mouiller au port de Takou. Frété par la sixième compagnie chîno-californienne, il avait été chargé au compte de l'agence Fouk-Ting-Tong, qui est installée dans le cimetière de Laurel-Hill, de San Francisco. C'est là que les Célestials, morts en Amérique, attendent le jour du rapatriement, fidèles à leur religion, qui leur ordonne de reposer dans la terre natale. Ce bâtiment, à destination de Canton, avait pris, sur l'autorisation écrite de l'agence, un chargement de deux cent cinquante cercueils, dont soixante-quinze devaient être débarqués à Takou pour être réexpédiés aux provinces du nord. Le transbordement de cette partie de la cargaison s'était fait du navire américain au navire chinois, et, ce matin même, 27 juin, celui-ci appareillait pour le port de Fou-Ning. La Sam-Yep était une jonque de mer, jaugeant environ trois cents tonneaux. Il en est de mille et au-dessus, avec un tirant d'eau de six pieds seulement, qui leur permet de franchir la barre des fleuves du Céleste Empire. Trop larges pour leur longueur, avec un bau du quart de la quille, elles marchent mal, si ce n'est au plus près, parait-il, mais elles virent sur place, en pivotant comme une toupie, ce qui leur donne avantage sur des bâtiments plus fins de lignes. Le safran de leur énorme gouvernail est percé de trous, système très préconisé en Chine, dont l'effet parait assez contestable. Quoi qu'il en soit, ces vastes navires affrontent volontiers les mers riveraines. On cite même une de ces jonques, qui, nolisée par une maison de Canton, vint, sous le commandement d'un capitaine américain, apporter à San Francisco une cargaison de thé et de porcelaines. Il est donc prouvé que ces bâtiments peuvent bien tenir la mer, et les hommes compétents sont d'accord sur ce point, que les Chinois font des marins excellents. La Sam-Yep, de construction moderne, presque droite de l'avant à l’arrière, rappelait par son gabarit la forme des coques européennes. Ni clouée ni chevillée, faite de bambous cousus, calfatée d'étoupe et de résine du Cambodje, elle était si étanche, qu'elle ne possédait pas même de pompe de cale. Sa légèreté la faisait flotter sur l'eau comme un morceau de liège. Une ancre, fabriquée d'un bois très dur, un gréement en fibres de palmier, d'une flexibilité remarquable, des voiles souples, qui se manoeuvraient du pont, se fermant ou s'ouvrant à la façon d'un éventail, deux mâts disposés comme le grand mât et le mât de misaine d'un lougre, pas de tape-cul, pas de focs, telle était cette jonque, bien comprise, en somme, et bien appareillée pour les besoins du petit cabotage. Certes, personne, à voir la Sam-Yep, n'eût deviné que ses affréteurs l'avaient transformée, cette fois, en un énorme corbillard. En effet, aux caisses de thé, aux ballots de soieries, aux pacotilles de parfumeries chinoises, s'était substituée la cargaison que l'on sait. Mais la jonque n'avait rien perdu de ses vives couleurs. A ses deux rouffles de l'avant et de l'arrière se balançaient oriflammes et houppes multicolores. Sur sa proue s'ouvrait un gros oeil flamboyant, qui lui donnait l'aspect de quelque gigantesque animal marin. A la pomme de ses mâts, la brise déroulait l'éclatante étamine du pavillon chinois. Deux caronades allongeaient au-dessus du bastingage leurs gueules luisantes, qui réfléchissaient comme un miroir les rayons solaires. Utiles engins dans ces mers encore infestées de pirates! Tout cet ensemble était gai, pimpant, agréable au regard. Après tout, n'était-ce pas un rapatriement qu'opérait la SamYep, - un rapatriement de cadavres, il est vrai, mais de cadavres satisfaits!...

De chevaux ou de mulets, pas davantage. Mais il y avait un certain nombre de ces chameaux qui servent au commerce des Mongols. Ces aventureux trafiquants s'en vont par caravanes sur la route de Péking à Kiatcha, poussant leurs innombrables troupeaux de moutons à large queue. Ils établissent ainsi des communications entre la Russie asiatique et le Céleste Empire. Toutefois, ils ne se hasardent à travers ces longues steppes qu'en troupesnombreuses et bien armées...

Bien que cette province fût située aux limites extrêmes de la Chine, il ne faudrait pas croire qu'elle fût déserte. Le Céleste Empire, quelque vaste qu'il soit, est encore trop petit pour la population qui se presse à sa surface. Aussi, les habitants sont-ils nombreux, même sur la lisière du désert asiatique. Des hommes travaillaient aux champs. Des femmes tartares, reconnaissables aux couleurs roses et, bleues de leurs vêtements, vaquaient aux travaux de la campagne. Des troupeaux de moutons jaunes à longue queue – une queue que Soun ne regardait pas sans envie! – paissaient çà et là sous le regard de l'aigle noir. Malheur à l'infortuné ruminant qui s'écartait! Ce sont, en effet, de redoutables carnassiers, ces accipitres, qui font une terrible guerre aux moutons, aux mouflons, aux jeunes antilopes, et servent même de chiens de chasse aux Kirghis des steppes de l'Asie centrale...

La Grande-Muraille - un paravent chinois, long de quatre cents lieues -, construite au ,le siècle par l'empereur Tisi-Chi-Houang-Ti, s'étend depuis le golfe de Léao-Tong, dans lequel elle trempe ses deux jetées, jusque dans le Kan-Sou, où elle se réduit aux proportions d'un simple mur. C'est une succession ininterrompue de doubles remparts, défendus par des bastions et des tours, hauts de cinquante pieds, larges de vingt, granit par leur base, briques à leur revêtement supérieur, qui suivent avec hardiesse le profil des capricieuses montagnes de la frontière russo-chinoise. Du côté du Céleste Empire, la muraille est en assez mauvais état. Du côté de la Mantchourie, elle se présente sous un aspect plus rassurant, et ses créneaux lui font encore un magnifique ourlet de pierres. De défenseurs, sur cette longue ligne de fortifications, point; de canons, pas davantage. Le Russe, le Tartare, le Kirghis, aussi bien que les Fils du Ciel, peuvent librement passer à travers ses portes. Le paravent ne préserve plus la frontière septentrionale de l'Empire, pas même de cette fine poussière mongole, que le vent du nord emporte parfois jusqu'à sa capitale...

C'était une ancienne bonzerie, élevée sur une des croupes de la montagne, un curieux monument de l'architecture bouddhique. Mais, en cet endroit perdu de la frontière russo-chinoise, au milieu de cette contrée déserte, on pouvait se demander quelle sorte de fidèles osaient fréquenter ce temple. Il semblait qu'ils dussent quelque peu risquer leur vie, à s'aventurer dans ces défilés, très propres aux guet-apens et aux embûches...

Là se tenaient une vingtaine d'hommes en armes, très pittoresques sous leur costume de coureurs de grands chemins, et dont les mines farouches n’étaient pas précisément rassurantes. Ce vestibule s'ouvrait, au fond, sur un escalier engagé dans l'épaisse muraille, et dont les degrés descendaient assez profondément à travers le massif de la montagne. Cela indiquait évidemment qu'une sorte de crypte se creusait sous l'édifice principal de la bonzerie, et il eût été très difficile, pour ne pas dire impossible, d'y arriver, pour qui n'aurait pas tenu le fil de ces sinuosités souterraines. Après avoir descendu une trentaine de marches, puis s'être avancés pendant une centaine de pas, à la lueur fuligineuse de torches portées par les hommes de leur escorte, les deux prisonniers arrivèrent au milieu d'une vaste salle qu'éclairait à demi un luminaire de même espèce. C'était bien une crypte. Dés piliers massifs, ornés de ces hideuses têtes de monstres qui appartiennent à la faune grotesque de la mythologie chinoise, supportaient des arceaux surbaissés, dont les nervures se rejoignaient à la clef des lourdes voûtes...

Il faut aller en Chine pour voir cela ! [Vern1]

1879.2 Verne, Jules. *Les tribulations d'un chinois en Chine* [ID D2387].
Sekundärliteratur
Muriel Détrie : Il raconte comment un riche Chinois Kin-Fo de Shanghai déjà très occidentalisé achève son apprentissage en découvrant qu'il ne peut disposer librement de sa vie. A ce héros positif est opposé son domestique, Soun, qui rassemble en lui toutes les tares supposées des Chinois : "Distrait, incohérent, maladroit de ses mains et de sa langue, foncièrement gourmand, légèrement poltron", c'est "un vrai Chinois de paravent celui-là". Les deux Américains Craig et Fry chargés de surveiller son maître n'ont pas de peine à le soudoyer car "Soun n'était pas plus homme à résister à l'appât séduisant des taëls qu'à l'offre courtoise de quelques verres de liqueurs américaines".
Verne fasse vivre son héros, le Chinois modernist, "sur une portion de la concession anglaise" dont il vante les splendides réalisations tandis qu'il fait sur la Concession française ce commentaire peu élogieux : "De la concession française, il y a peu à dire. C'est la moins importante. Cette petite colonie française n'égale pas ses voisines à beaucoup près. Des dix maisons de commerce fondées en 1861, il n'en reste plus que trois, et le Comptoir d'escompte a même préféré s'établir sur la concession anglaise."

Lars Hermanns : Wir befinden uns in China, dem Reich der Mitte, Ende des 19. Jahrhunderts. Erzählt wird die Geschichte des reichen aber dennoch jungen Chinesen Kin-Fo, der das Leben als solches nicht zu schätzen weiß. Dank seines Reichtums musste er nie erfahren, was es bedeutet, glücklich oder unglücklich zu sein. Er kennt den Unterschied nicht. Als er jedoch bei Spekulationen sein gesamtes Vermögen verloren glaubt, schließt er bei einer amerikanischen Versicherungsgesellschaft eine Lebensversicherung ab, die auch das Ableben durch Selbstmord mit einschließt. Dadurch möchte er seine geliebte Freundin und seinen besten Freund, den Philosophen Wang, nach seinem Tode finanziell absichern. Wang, der in früheren Zeiten einst ein Mörder und Rebell war, solle ihm das Leben nehmen, damit die Versicherungssumme ausgezahlt werden könne. Als Kin-Fo nach der Erteilung dieses Mordauftrags plötzlich erfährt, dass er gar nicht bankrott ist, beginnt seine persönliche Drangsale. Plötzlich möchte er nicht mehr sterben und verhindern, durch seinen treuen und zuverlässigen Freund ins Jenseits befördert zu werden. Doch Wang ist unauffindbar…
Kulturelle und religiöse Besonderheiten der Chinesen
"Die Drangsale eines Chinesen in China" entführt den Leser in eine Zeit, die wir uns heute kaum mehr vorstellen können. Vieles, was wir nun lesen können, war in der damaligen Zeit wirklich noch Zukunftsmusik. So erfährt man von einem Phonographen, mit dem man damals Sprach- und Tonaufzeichnungen vornehmen konnte. Ein Gerät, das damals nur wenigen wohlhabenden Personen vergönnt war. Aber auch von Schwimm- und Tauchutensilien, die heute Gang und Gebe sind.
Die eigentliche Geschichte hat daher aus heutiger Sicht weniger mit der für Jules Verne berühmten Science Fiction zu tun, denn viel mehr mit einer Mischung aus Abenteuer und Drama. Der Ort der Handlung ist es, der hier eher fremd wirken mag. China im späten 19. Jahrhundert entführt den Leser in eine Welt, die man sich heute kaum mehr vorzustellen vermag. Akribisch erläutert Jules Verne in seinem Werk, wie die kulturellen und auch religiösen Besonderheiten der Chinesen zu verstehen sind. Eigentümlichkeiten, die dem Leser äußerst fremdartig und zum Teil auch komisch vorkommen mögen. Dazu die Gegensätze zwischen den Chinesen an sich und den Amerikanern, die in der Geschichte ebenfalls eine entscheidende Rolle spielen. So erfährt man von dem Versuch vieler Chinesen, ihrer Armut in Amerika zu entfliehen, um dann doch oftmals verarmt wieder zu ihrer eigenen Beerdigung nach China verschifft zu werden. Man erfährt aber auch von den geschichtlichen Hintergründen der Mandschus und den daraus resultierenden Übergriffen der chinesischen Rebellen, die sich vorzugsweise hinter der großen Chinesischen Mauer versteckt halten.
Die Geschichte beginnt ziemlich langsam bei einem Festmahl auf einem Boot, das als Einleitung und der Vorstellung der Personen dient. Hier erfährt man erstmals von Kin-Fo und seinem Philosophen Wang. Man erfährt, wie es um die Gesinnung des reichen Chinesen bestimmt ist, und welche Auswirkungen diese auf sein Umfeld hat. Es braucht eine Weile, ehe die Geschichte an Spannung gewinnt und den Leser in ihren Bann zieht. Dies liegt jedoch maßgeblich an dem Umstand, dass dem Leser von heute vieles nicht mehr so fremd erscheinen mag, wie dies noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Fall war. 1879 ist das Buch erschienen und ins Deutsche übersetzt worden. Eine Zeit, in der Vieles, was in dem Buch zu lesen ist, fremdartig und neu war.
Der Klang der Wellen während der Dschunkenfahrt.
Mit der ersten Flucht vor dem Attentäter nimmt das Abenteuer seinen Lauf. Dabei erfährt der Leser immer wieder, wie es einst um das Verhältnis zwischen Dienstherrn und Lakaien bestellt war. Man erfährt, welchen symbolischen Wert der Zopf für den Chinesen und welche Strafe die Beschneidung des Selbigen an Bedeutung hatte. Man erfährt aber auch, wie die Zusammenarbeit mit Amerika sich auf das Verhalten der Chinesen des späten 19. Jahrhunderts auswirkte und kann damit unwillkürlich Vergleiche zur heutigen Zeit ziehen.
Jules Vernes gelingt es, mit seinen Worten ein Bild vor das geistige Auge des Lesers zu zaubern, wie es damals gewesen sein muss. Man kann förmlich das bunte Treiben auf den Straßen sehen. Den Klängen der Musiker bei den Hochzeitsfeierlichkeiten lauschen oder den Klang der Wellen während der Dschunkenfahrt vernehmen. Man kann sich aber auch die technischen Apparaturen vorstellen, mit denen Kin-Fo und seine Begleiter zu tun bekommen. Kurzum : Mit dem Beginn der Flucht beginnt das Abenteuer interessant und spannend zu werden!
Das Abenteuer ist in der mir vorliegenden Ausgabe von 1879 ähnlich einem Theaterstück gegliedert. Jedes Kapitel trägt eine knappe Überschrift, die einen bereits im Vorfeld auf das vorbereitet, was einen beim Lesen erwartet. Dadurch wird zusätzlich eine Spannung und Neugier erzeugt, die einen automatisch weiter lesen lässt. Der seicht ansteigende Spannungsbogen zieht sich somit durch das gesamte Buch hindurch, ehe er erst am Ende des Buches mit einer Überraschung abrupt endet.

Raymond Delambre : L’incipit des Tribulations, où exclusivement les paroles der personnages seraient données par le conteur à entendre par le lecteur et où l'écrivain prétend ne pas donner à voir, est révélateur d'une méthode vernienne employée tout au long de la narration : si l'oeil reprend ses droits, il reste dépouvu d'acuité, « n'introspecte guère » ; l'écriture de l'apprenti sinologue adopte les aparences d'une mise à distance, qui se veut tantôt humoristique, tantôt scientifique, tantôt historique, tantôt géographique, sinon objective. Cette distanciation fait penser à une certaine objectivation, spontanée.
L'affirmation, précisément, l'exclamation selon laquelle le lecteur pourrait écrire lui-même l'ultime chapitre de l'oeuvre offre un vast ensemble de profits au littérateur, conjointement à la démagogie flattant le lecteur. Notamment à travers la stratégie auctoriale, dialectique, du voie et du dévoilement, l'auteur exigeant le mystère ou l'évidence en fonction de ses besoins, l'incipit est fortement, dialectiquement lié à l'explicit. Le roman vernien est au total davantage un roman du point d'exclamation que du point d'interrogation.
En vérité, nous avons affaire à une écriture qui se veut objective, où l'auteur est néanmoins omniprésent et prétend impliquer celui qui lit : possible écriture féflexive, certainement spéculaire. Partant, il faudra au jeune Kon-Fo subir nombre de tribulations pour apprécier, finalement, la saveur de l'existence et désirer la longévité. La tribulatio distillant la quintessence de l'initiation. Les Tribulations aspirent au statut de « roman d'éducation ».
Dès le début du roman, nous sommes confrontés à une formule, qui s'apparente à l'oxymore : « ce riche territoire si peuplé ». En fait, la richesse du Céleste Empire ne suffit pas aux yeux de l'apprenti sinologue pour répondre aux besoins d'une population trop nombreuse. Peu après, Verne explicite, comme à l'accoutumée, en développant uniquement le syntagme « si peuplé » plutôt que la richesse. Dès la première page, le « romancier extraordinaire » instumentalise l'art culinaire afin d'ouvrir à son lecteur les portes du Céleste Empire, a minima de l'exotisme. Si Verne utilise, instrumentalise l'exotisme, il ne correspond cependant guère à l'idéal de l' »exote », qui érige l'exotisme en célébration du divers contre l'aplatissement généralisé du monde.
Le littérateur explite radicalement la technique des « petits fait vrais », afin de conférer à son roman certaine vraisemblance.
La dernière phrase des Tribulations « Il faut aller en Chine pour voir cela ! » est emblématique, érige de plano et expressément l'explicit en fabuleuse formule d'incitation, au voyage, a minima à la relecture de tribulations censées être chinoises : archétype d'explicit bouclant sur l'incipit.
Néanmoins, si nous nous attachons au sens littéral de l'ultime exclamation vernienne, nous trouverions une humilité, bienvenue : l'omni-science auctoriale, le documentaliste prétendant tout connaître et tout dévoiler d'un territoire qu'il n'a jamais pénétré s'inclineraient humblement devant la nécessité de l'expérience authentique en terre chinoise. [Det5:48,HerL1,Bla11:S. 91]

1902 Einführung der science-fiction in China durch Jules Verne. [Flau:S. 66]

2010 Verne, Jules. *Le tour du monde en quatre-vingt jours* [ID D22689].
Er schreibt über Hong Kong : "Hong-Kong n'est qu'un îlot, dont le traité de Nanking, après la guerre de 1842, assura la possession à l'Angleterre. En quelques années, le génie colonisateur de la Grande-Bretagne y avait fondé une ville importante et créé un port, le port Victoria. Cette île est située à l'embouchure de la rivière de Canton, et soixante milles seulement la séparent de la cité portugaise de Macao, bâtie sur l'autre rive. Hong-Kong devait nécessairement vaincre Macao dans une lutte commerciale, et maintenant la plus grande partie du transit chinois s'opère par la ville anglaise. Des docks, des hôpitaux, des wharfs, des entrepôts, une cathédrale gothique, un « government-house », des rues macadamisées, tout ferait croire qu'une des cités commerçantes des comtés de Kent ou de Surrey, traversant le sphéroïde terrestre, est venue ressortir en ce point de la Chine, presque à ses antipodes...
Une trentaine de consommateurs occupaient dans la grande salle de petites tables en jonc tressé. Quelques uns vidaient des pintes de bière anglaise, ale ou porter, d'autres, des brocs de liqueurs alcooliques, gin ou brandy. En outre, la plupart fumaient de longues pipes de terre rouge, bourrées de petites boulettes d'opium mélangé d'essence de rose. Puis, de temps en temps, quelque fumeur énervé glissait sous la table, et les garçons de l'établissement, le prenant par les pieds et par la tête, le portaient sur le lit de camp près d'un confrère. Une vingtaine de ces ivrognes étaient ainsi rangés côte à côte, dans le dernier degré d'abrutissement.
Fix et Passepartout comprirent qu'ils étaient entrés dans une tabagie hantée de ces misérables, hébétés, amaigris, idiots, auxquels la mercantile Angleterre vend annuellement pour deux cent soixante millions de francs de cette funeste drogue qui s'appelle l'opium ! Tristes millions que ceux-là, prélevés sur un des plus funestes vices de la nature humaine.
Le gouvernement chinois a bien essayé de remédier à un tel abus par des lois sévères, mais en vain. De la classe riche, à laquelle l'usage de l'opium était d'abord formellement réservé, cet usage descendit jusqu'aux classes inférieures, et les ravages ne purent plus être arrêtés. On fume l'opium partout et toujours dans l'empire du Milieu. Hommes et femmes s'adonnent à cette passion déplorable, et lorsqu'ils sont accoutumés à cette inhalation, ils ne peuvent plus s'en passer, à moins d'éprouver d'horribles contractions de l'estomac. Un grand fumeur peut fumer jusqu'à huit pipes par jour mais il meurt en cinq ans.
Or, c'était dans une des nombreuses tabagies de ce genre, qui pullulent, même à Hong-Kong, que Fix et Passepartout étaient entrés avec l'intention de se rafraîchir. Passepartout n'avait pas d'argent, mais il accepta volontiers la « politesse » de son compagnon, quitte à la lui rendre en temps et lieu." [VerJ3]

Bibliographie : Autor

1872 Verne, Jules. *Le tour du monde en quatre-vingt jours*. (Paris : J. Hetzel, 1872). http://www.fourmilab.ch/etexts/www/tdm80j/. [WC]

1879 Verne, Jules. *Les tribulations d'un chinois en Chine*. (Paris : Pierre-Jules Hetzel, 1879). http://jv.gilead.org.il/pitbook/tribulations_chinois.pdf. [Cla]

1902 [Verne, Jules]. *Di di lü xing*. Rule Fan'erna zhu ; Zhou Shuren [Lu Xun] yi. In : Xin xiao shuo (Yokohama) ; vol. 1 (1902). = In : Zhejiang chao ; Dec. (1903). = In : Lu, Xun. Lu Xun quan ji. Vol. 11, vol. 1. (Shanghai : Lu Xun quan ji chu ban she, 1938).= Übersetzung von Verne, Jules. *De la terre à la lune : trajet direct en 97 heures*. (Paris : Hetzel, 1865).
地底旅行 [Eur,Dent2,Pol4]

1902 [Verne, Jules]. *Hai di lü xing*. Xiaolushi zhu ; Lu Jidong yi, Hong Xisheng ed. In : Xin xiao shuo ; no 1 (1902). Übersetzung von Verne, Jules. *Vingt mille lieues sous les mers*. (Paris : J. Hetzel, 1870). [Die Übersetzung basiert auf der japanischen Übersetzung von Taihei Sanji].
海底旅行 [Pol4]

1902 [Verne, Jules]. *Shi wu shao nian piao liu ji = Shi wu xiao hao jie*. Wei'erni zhu ; Liang Qichao yi. In : Xin min cong bao (1902). Übersetzung von Verne, Jules. *Deux ans de vacances*. Vol. 1-2. (Paris : Hetzel, 1888). (Les voyages extraordinaires). Übersetzung in Fortsetzungen.
十五少年飄流記 = 十五小豪傑 [Eur,SH5]

1966 [Verne, Jules]. *Ba shi ri huan you shi jie*. Ye Tianhua bian xie. (Xianggang : Ying yu chu ban she, 1966). (Shi jie wen xue ming zhu jie yi cong shu). Übersetzung von Verne, Jules. *Le tour du monde en quatre-vingt jours*. (Paris : J. Hetzel, 1872).
八十日環遊世界 [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

2005 Delambre, Raymond. *La Chine de Jules Verne : au miroir de la fée électricité et de ses adorateurs*. In : Iris ; no 28 (2005). [OAS]

2010 Hermanns, Lars. *Die Leiden eines Chinesen in China :* http://www.phantastik-couch.de/jules-verne-die-leiden-eines-chinesen-in-china.html.

Volney, Constantin François = Volney, Constantin François Chasseboeuf Boisgirais, conte de (Craon, Maine-et-Loire 1757-1820 Paris) : Geschichtsphilosoph, Reisender

Biographie

1791 Volney, C[onstantin] F[rançois]. *Les ruines* [ID D20223].
Volney schreibt : "L'Asie entière est ensevelie dans les plus profondes ténèbres. Le chinois, régi par un 'despotisme insolent', par des coups de bambou, par le sort des fiches ; entravé par un code immuable de gestes, par le vice radical d'une langue mal construite, ne m'offre dans sa civilisation avortée, qu'un peuple automate."
Jacques Pereira : L'orientisme de Volney s'inscrit dans l'esprit de la méthode philologique et il est persuadé que l'on peut dégager le génie d'un peuple de la seule étude du fonctionnement de sa langue. Et, manifestement, le génie de la nation chinoise ne le satisfait pas. [Pere:S. 490]

Bibliographie : Autor

1791 Volney, C[onstantin] F[rançois]. *Les ruines, ou, Méditation sur les révolutions des empires*. (Paris : Desenne, Volland, Plassan, 1791). [Enthält Eintragungen über China]. [WC]

Bibliographie : erwähnt in

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

Voltaire = Arouet, François Marie (Paris 1694-1778 Paris) : Schriftsteller, Dramatiker, Philosoph [Voltaire siehe unter "Literatur : Westen : Frankreich"]

Biographie

1704-1710 Voltaires erste Begegnungen mit China : Er besucht das Collège Louis-le-Grand und begegnet sechs jungen Chinesen 'parlant le français sans accent étranger'. Etienne Souciet, der mit China korrespondiert, unterrichtet Mathematik. [Miss1:S. 29]

1722 Jean-François Foucquet trifft sich auf seinem Weg nach Rom mit Voltaire in Paris. Voltaire sagt : "Foucquet m'a dit plusieurs fois qu'il y avait à la Chine très peu de philosophes athées". [Guy:S. 217]

1731-1777 Voltaire. Texte über China und Quellen.
Texte mit Erwähnungen von China
La Ligue (La Henriade) (1723).
Stances II. A monsieur de Forcalquier (1731).
Ode VII sur le fanatisme, l'intolérance, ou sur la superstition (1732).
Epître XLV à Uranie (1734).
Lettres philosophiques (1734).
Discours en vers sur l'homme (1734).
Le sottisier (ca. 1735).
Epître à Mme Du Chatelet (1936).
Défense du Mondain; ou l'Apologie du luxe (1737).
Zadic ou la destinée (1747).
Les embellissements de la ville de Cachemire (1750).
Micromégas (1752)
Poème sur la loi naturelle (1752).
Le siècle de Louis XIV (1752).
Préface et introduction à l'Abrégé (1754).
Avertissement pour le Discours en vers sur l'homme (1756).
Candide (1756).
Essai sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations (1756).
Histoire des voyages de Scarmentado, écrite par lui-même (1756).
Scarmentado (1756).
Galimatias dramatique (1757).
Histoire de l'empire de Russie (1759 / 1763).
Rescrit de l'empereur de la Chine (1761).
Remarques et éclaircissements pour l'Essai (1763).
Traité sur la tolérance à l'occasion de la mort de Jean Calas (1763).
Catéchisme chinois (1764).
Dictionnaire philosophique (1764).
Additions à l'Essai sur l'histoire générale (1764).
Homélies prononcé à Londres : Première homélie sur l'athéisme (1765).
Mandement du révérendissime père en dieu Alexis, archevêque de Novogorod-la-Grande (1765).
Profession de foi des théistes (1765).
Questions sur les miracles (1765).
Commentaires sur le livre des délits et des peines (1766).
M. le marquis de Beccaria (1766).
Le philosophe ignorant (1766).
Anecdote sur Bélisaire (1767).
Avis à tous les orientaux (1767).
La défense de mon oncle (1767).
Le dîner du comte de Boulainvilliers (1767).
Homélie sur l'athéisme (1767).
Les honnêtetés littéraires (1767).
L'ingénu (1767).
Les questions de Zapata (1767).
L'avis à tous les orientaux (1767-1768).
L'A, B, C, ou dialogues entre A, B, C (1768).
Entretiens chinois (1768).
Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand (1768).
L'Homme aux quarante écus (1768).
La princesse de Babylone (1768).
Profession de foi des théistes (1768).
Relation du bannissement des jésuites de la Chine (1768).
Sermon prêché à Bâle (1768).
Canonisation de Saint Cucufin (1769).
Dieu et les hommes (1769).
Les lettres d'Amabed (1769).
Précis du siècle de Louis XV (1769).
Épître CVIII au roi de la Chine (1770).
Questions sur l'Encyclopédie (1770).

Fragments historiques sur l'Inde (1773).
Fragments sur l'histoire générale (1773).
La tactique (1773).
Histoire de Jenni, ou l'athée et le sage (1775).
La Bible enfin expliquée par plusieurs aumôniers du roi de Prusse (1776).
Lettres chinoises, indiennes et tartares (1776).
Commentaire sur l'Esprit des lois (1777).
Dialogues d'Evhémère (1777).
Histoire de l'établissement du christianisme (1777).

Quellen
Vorhandene Bücher in der Bibliothek von Voltaire in Petersburg = Bibl.
Amiot, Jean-Joseph-Marie. *Eloge de la ville de Moukden et de ses environs* [ID D1855]. [Bibl.]
Amiot, Jean-Joseph-Marie. *Wou-king, art militaire des Chinois* [ID D1859]. [Bibl.]
Anson, George. *A voyage round the world* [ID D1897].
Argens, Jean-Baptiste de Boyer d'. *Lettres chinoises* [ID D1835] [Bibl.]
Avril, Philippe. *Voyage en divers états d'Europe et d'Asie* [Bibl.]
Behn, Aphra. *Oronoko*. Trad. De l'anglois [par Pierre Antoine de La Place]. Pt. 1-2 in 1. (Amsterdam : Aux dépens de la Compagnie, 1745).
Benjamin of Tudela ; Baratier, Jean-Philippe. *Voyages de Rabbi Benjamin fils de jona de Tudele, en Europe, en Asie & en Afrique* [ID D19823]. [Bibl.]
Bergeron, Pierre. *Voyages faits principalement en Asie dans les XII, XIII, XIV, et XV siecles*. [ID D1675]. [Bibl.]
Borde, Charles. *Le catéchumène* [ID D19824]. [Bibl.]
Bouhours, Dominique. *Vie de Saint François Xavier de la Compagnie de Jesus* [ID D19825]. [Bibl.]
Boulanger, Nicolas Antoine. *Recherches sur l'origine du despotisme oriental* [ID D19827]. [Bibl.]
Bouvet, Joachim. *L'estat present de la Chine* [ID D1773].
Bouvet, Joachim. *Portraict historique de l'empereur de la Chine* [ID D1774].
Cassini, Giovanni Domenico. *Réflexions sur la chronologie chinoise* [ID D19917].
Cibot, Pierre Martial. Cibot, Pierre Martial. *Lettre de Pekin, sur le génie de la langue chinoise* [ID D19822]. [Bibl.]
Cibot, Pierre-Martial. *Ta-hio : Tchong-yong, ou juste milieu* [ID D5589].
Costa, Inácio da ; Intorcetta, Prospero. *Sapientia Sinica* [ID D1707].
Couplet, Philippe. *Confucius sinarum philosophus* [ID D1758]. [Bibl.]
Dampier, William. *Nouveau voyage autour du monde* [ID D1778].
Deshauterayes, André. *Doutes sur la dissertation de M de Guignes* [ID D7378]. [Bibl.]
Du Halde, Jean-Baptiste. *Description de la Chine* [ID D1819]. [Bibl.]
Du Pin, Louis Ellies. *Défense de la censure de la Faculté de théologie de Paris* [ID D19916].
Du Pont de Nemours, Pierre Samuel. *De l'administration des chemins* [ID D19829]. [Bibl.]
Foucquet, Jean-François. *Tabula chronologica historiae Sinicae* [ID D19807].
Foumont, Etienne.
Foy de la Neuville. *Relation curieuse et nouvelle de Moscovie* [ID D19832]. [Bibl.]
Fréret, Nicolas. *De l'antiquité et de la certitude de la chronologie chinoise* [ID D19821]
Gaubil, Antoine ; Guignes, Joseph de. *Le Chou-king* [ID D1856]. [Bibl.]
Gaubil, Antoine. *Histoire de Gentchiscan et de toute la dinastie des Mongous* [ID D1824]. [Bibl.]
Gaubil, Antoine. *Histoire de l'astronomie chinoise* [ID D5170].
Holländische Bildwerke. (1596-).
Huet, Pierre Daniel. *Histoire du commerce, de la navigation des anciens* [ID D19918].
Kaufmannsberichte über den Osten (1665-1675).
La Barbinais le Gentil. *Nouveau voyage autour du monde* [ID D1816].
Goudar, Ange. *L'espion chinois* [ID D19833]. [Bibl.]
Greslon, Adrien. *Histoire de la Chine sous la domination des Tartares* [ID D1727].
Guignes, Joseph de. *Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols, et des autres Tartares occidentaux* [ID D1837]. [Bibl.] Guignes, Joseph de. *Memoire dans lequel on preuve, que les chinois sont une colonie egyptienne* [ID D1841].
Guzman, Luis de. *Historia de las missiones que han hecho los religiosos de la Compañia de Iesus* [ID D19915].
Herbelot de Melainville d', Barthélémy. *Bibliothèque orientale* [ID D1866]. [Bibl.]
Herrera Maldonado, Francisco de. *Novvelle histoire de la Chine* [ID D19835]. [Bibl.]
Hübner, Johann. *Kurze Fragen aus der neuen und alten Geographie*. (Leipzig 1693).
Kircher, Athanasius. *China illustrata* [ID D1712].
Knocken, Hennengius : Angeführt als Chinaschriftsteller.
La Barbinais le Gentil. *Nouveau voyage autour du monde* [ID D1816]. [Bibl.]
Labrune, Jean de. *La morale de Confucius* [ID D1762]. [Bibl.]
Laërce, Diogène. *Les vies des plus illustres philosophes de l'antiquité* [ID D19828]. [Bibl.]
Lange, Lorenz. *Journal de la résidence du sieur Lange* [ID D1811]. [Bibl.]
Le Comte, Louis. *Nouveaux mémoires sur l'état de la Chine* [ID D1771]. [Bibl.]
Lettres des svants.
Léttres édifiantes et curieuses [ID D1793]. [Bibl.]
Linguet, Simon Nicolas Henri. *Théorie des loix civiles* [ID D19985].

Longobardo, Niccolò. *Traité sur quelques points de la religion des Chinois* [ID D1792].
Mailla, Joseph-Anne-Marie de Moyriac de. *Histoire générale de la Chine* [ID D1868].
Mairan, Jean-Jacques Dortous de. *Lettres de M. de Mairan au R.P. Parrenin* [ID D1842]. [Bibl.]
Malebranche, Nicolas. *Avis touchant l'entretien d'un philosophe chrétien* [ID D1799]. [Bibl.]
Marco Polo. Vermutlich : Ramusio, Giovanni Battista. *Delle navigationi et viaggi raccolta gia da Gio* [ID D1618].
Marsy, François-Marie de. *Histoire moderne des Chinois* [ID D4613]. [Bibl.]
Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts [ID D1867]. [Bibl.]
Gonzáles de Mendoza, Juan. *Historia de las cosas más notables* [ID D1627].
Murphy, Arthur. *The orphan of China* [ID D19836]. [Bibl.]
Navarrete, Domingo Fernandez de. *Tratados historicos, politicos, y religiosos de la monarchia de China* [ID D1747].
Neu polierter Geschichts-, Kunst- und Sittenspiegel ausländischer Völker, als Sineser, Japaner, Indostaner, Abyssinier. (Nürnberg 1670).
Nouvelle histoire de Genghiskan, conquérant de l'Asie. (Paris au Palais : Chez Jean-Baptiste Mazuel, 1716).
Ost- und Westindischer und Sinesischer Lust- und Staatsgarten. (Nürnberg 1688).
Parrenin, Dominique. *Lettres de M. de Mairan au R.P. Parrenin* [ID D1842].
Pauw, Cornelius de. *Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois* [ID D1861]. [Bibl.]
Pétau, Denis. *Tabulae chronologicae, regum, dynastarium orbium rerum virorumque illustrium*. (Parisii : Delaulne, 1703).
Poivre, Pierre. *Voyages d'un philosophe* [ID D1854]. [Bibl.]
Prémare, Joseph Henri-Marie de. *Tchao-chi-cou-eulh, ou l'Orphelin de la maison de Tchao* [ID D1819].
Renaudot, Eusèbe. *Anciennes relations des Indes et de la Chine* [ID D19820].
Ricci, Matteo. *Tieu hio rey*. (1630).
Semedo, Alvaro. *Histoire universelle de la Chine* [ID D5597].
Souciet, Etienne ; Gaubil, Antoine. *Observations mathématiques, astronomiques, geographiques, chronologiques et physiques* [ID D1818].
Spizel, Gottlieb. *De re literaria Sinensium commentarius* [ID D1706].
Trigault, Nicolas. *Histoire de l'expédition chrestienne au royaume de la Chine* [ID D1652]. [Bibl.]
Trigault, Nicolas. *Litterae Societatis lesv e regno Sinarvm* [ID D9783].
An universal history from the earliest account of time to the present. (London : J. Batley, 1736-1744).
Varenius, Bernhard. *Descriptio regni Japoniae ex variis auctoribus redacta*. (Amsterdam 1649).
Viano, Sostegno ; Mezzabarba, Carlo Ambrogio. *Relazione di quanto è successo in Cina* [ID D19919].
Vojeu de Brunem [Jouve, Joseph-Baptiste]. *Histoire de la conquite de la Chine par les Tartares mancheous* [ID D1833]. [Volt5,Vol3,Guy,Song:S. 235-242, 245-251]

1732 Voltaire. *Ode VII. sur le fanatisme*.
Voltaire schreibt :
Au vast empire de la Chine
Il est un peuple de Lettrés
Qui de la nature divine
Combat les attributs sacrés.
O vous, qui de notre hémisphère
Portez le flambeau salutaire
A ces faux sages de l'Orient,
Parlez : est-il plus de justice
Plus de candeur et moins de vice
Chez nos dévots de l'Occident ? [Miss1:S. 28]

1734 Voltaire. *Discours en vers sur l'homme : sur la nature de l'homme*.
Voltaire schreibt :
Un vieux lettré chinois qui toujours sur les bancs
Combattit la raison par de beaux arguments,
Plein de Confucius, et sa logique en tête,
Distinguant, concluant, présenta sa requête...
Mon vieux lettré chercha, d'espérance animé,
Un monde fait pour lui, tel qu'il l'aurait formé.
Il cherchait vainement, l'ange lui fit connaître
Que rien de ce qu'il veut en effet ne peut être...
Le Chinois argumente ; on le force à conclure
Que dans tout l'univers, tout être a sa mesure. [Guy:S. 238]

1747 Voltaire. *Zadig ou La destinée histoire orientale*.
Basil Guy : China has a rôle in it and an importance which is tantamount to a declaration of faith on the part of Voltaire. All is brought to a head in the chapter of 'Le souper', where Zadig enters into discussion with a man from Cathay and others, 'qui dans leurs fréquents voyages vers le golfe arabique avaient appris assez d'arabe pour se faire entendre'. Each stranger speaks in turn, and when the mandarin's turn arrives, he begins : "Je respecte fort les Egyptiens, les Chaldéens, les Grecs, les Celtes, Brama, le boeuf Apis, le beau poisson Oannès ; mais peut-être que le 'Li' ou le 'Tien' comme on voudra l'appeler, vaut bien les boeufs et les poissons". Voltaire believes the Chinese are wisdom incarnate. Once again this was a common idea at the time he was writing, and it is not extraordinary for him to think of the people of China as the only ones on earth who are free from error and foolishness. Such being the case, it was natural for Voltaire to find that in addition to being wise and upright, the Chinese were also religious and tolerant. Obviously, sooner or later, this wisdom and toleration and humanity which were so much to the honour of the man from Cathay must be found concentrated as it were in Zadig's own person. Zadig is an almost perfect indication of Voltaire's taste and interest in the Far East during what we should like to consider his first Chinese period. [Guy:S. 241-243]

1751 Voltaire. *Le siècle de Louis XIV* [ID D19811].

Disputes sur les cérémonies chinoises.

Ce n'etait pas assez pour l'inquiétude de notre esprit que nous disputassions au bout de dix-sept cents ans sur des points de notre religion: il fallut encore que celle des Chinois entrât dans nos querelles. Cette dispute ne produisit pas de grands mouvements; mais elle caracterisa plus qu'aucune autre cet esprit actif, contentieux et querelleur qui regne dans nos climats.

Le jesuite Matthieu Ricci, sur la fin du dix-septième siècle, avait été un des premiers missionnaires de la Chine. Les Chinois étaient, et sont encore, en philosophie et en litterature, à peu près ce que nous étions il y a deux cents ans. Le respect pour leurs anciens maîtres leur prescrit des bornes qu'ils n'osent passer. Le progrès dans les sciences est l'ouvrage de la hardiesse de l'esprit et du temps. Mais la morale et la Police étant plus aisées à comprendre que les sciences, s'étant perfectionnées chez eux quand les autres arts l'étaient pas encore, il est arrivé que les Chinois, demeurés depuis plus de deux mille ans à tous les termes où ils étaient parvenus, sont restés médiocres dans les sciences, et le premier peuple de la terre dans la morale et dans la police, comme le plus ancien.

Après Ricci, beaucoup d'autres jésuites pénétreèrent dans ce vaste empire; et, à la faveur des sciences de l'Europe, ils parvinrent ä jeter secrètement quelques semences de la religion chrétienne parmi les enfants du peuple, qu'ils instruisirent comme ils purent. Des dominicains, qui partageaient la mission, accuserent les Jésuites de permettre l'idolâtrie en prêchant le christianisme. La question était délicate, ainsi que la conduite qu'il fallait tenir à la Chine.

Les lois et la tranquillité de ce grand empire sont fondées sur le droit le plus naturel ensemble et le plus sacré: le respect des enfants pour les pères. A ce respect ils joignent celui qu'ils doivent à leurs premiers maîtres de morale, et surtout à Confutzee, nommé par nous Confucius, ancien sage qui, cinq cents ans avant la fondation du christianisme, leur enseigna la vertu. Les familles s'assemblent en particulier, à certains jours, pour honorer leurs ancêtres; les lettrés, en public, pour honorer Confutzee. On se prosterne, suivant leur manière de saluer les superieurs, ce qui dans toute l'Asie, s'appelait autrefois adorer. On brûle des bougies et des pastilles. Des colaos, que les Espagnols ont nommés mandarins, égorgent deux fois l'an, autour de la salle où l'on vénère Confutzee, des animaux dont on fait ensuite des repas. Ces ceremonies sont-elles idolâtriques ? sont-elles purement civiles? reconnaît-on ses pères et Confutzee pour des dieux ? sont-ils même invoqués seulement comme nos saints ? est-ce enfin un usage politique dont quelques Chinois superstitieux abusent? C'est ce que des étrangers ne pouvaient que difficilement démêler à la Chine, et ce qu'on ne pouvait décider en Europe. Les Dominicains défèrerent les usages de la Chine à l'inquisition de Rome, en 1645. Le Saint-Office, sur leur exposé, défendit ces cérémonies chinoises jusqu'à ce que le pape en decidât.

Les Jésuites soutinrent la cause des Chinois et de leurs pratiques, qu'il semblait qu'on ne pouvait proscrire sans fermer toute entrée à la religion chrétienne dans un empire si jaloux de ses usages. Ils representèrent leurs raisons. L'inquisition, en 1656, permit aux lettrés de reévérer Confutzee, et aux enfants chinois d'honorer leurs pères, «en protestant contre la superstition, s'il y en avait».

L'affaire étant indécise, et les missionnaires toujours divisés, le procès fut sollicité à Rome de temps en temps; et cependant les Jésuites qui étaient à Pékin se rendirent si agréables à l'empereur Camhi, en qualité de mathématiciens, que ce prince, célèbre par sa bonté et par ses vertus, leur permit enfin d'être missionnaires, et d'enseigner publiquement le christianisme. II n'est pas inutile d'observer que cet empereur si despotique, et petit-fils du conquérant de la Chine, était cependant soumis par l'usage aux lois de l'Empire; qu'il ne put, de sa seule autorité, permettre le christianisme; qu'il fallut s'adresser à un tribunal, et qu'il minuta lui-même deux requêtes au nom des Jésuites Enfin, en 1692, le christianisme fut permis à la Chine, par les soins infatigables et par l'habileté des seuls Jésuites.

II y a dans Paris une maison établie pour étrangères. Quelques prêtres de cette maison étaient alors à la Chine. Le pape, qui envoie des vicaires apostoliques dans tous les pays qu'on appelle les parties des infidèles, choisit un prêtre de cette maison de Paris, nommé Maigrot, pour aller présider, en qualité de vicaire, à la mission de la Chine, et lui donna l'évêché de Conon, petite province chinoise dans le Fokien. Ce Français, évèque à la Chine, declara non seulement les rites observés pour les morts superstitieux et idolâtres, mais il declara les lettrés athées. Ainsi les Jésuites eurent plus alors à combattre les missionnaires, leurs confrères, que les mandarins et le peuple. Ils représentèrent à Rome qu'il paraissait assez incompatible que les Chinois fussent à la fois athées et idolâtres. On reprochait aux lettrés de n'admettre que la matière; en ce cas, il était difficile qu'ils invoquassent les âmes de leurs pères et celle de Confutzee. Un de ces reproches semble détruire l'autre, à moins qu'on ne prétende qu'à la Chine on admet le contradictoire, comme il arrive souvent parmi nous. Mais il fallait être bien au fait de leur langue et de leurs moeurs pour démêler ce contradictoire. Le procès de l'empire de la Chine dura longtemps en cour de Rome. Cependant on attaqua les Jésuites de tous côtés.

Un de leurs savants missionnaires, le père Lecomte, avait écrit dans ses Memoires de la Chine que «ce peuple a conservé pendant deux mille ans la connaisance du vrai Dieu; qu'il a sacrifié au Créateur dans

le plus ancien temple de l'univers; que la Chine a pratiqué les plus pures leçons de la morale, tandis que l'Europe était dans 1'erreur et dans la corruption».
Il n'était pas impossible que le père Lecomte eût raison. En effet, si cette nation remonte, par une histoire authentique et par une suite de trente-six eclipses verifiées, jusqu'au temps où nous plaçons ordinairement le deluge, il n'est pas hors de vraisemblance qu'elle ait conservé la connaissance d'un Etre suprême et unique plus longtemps que d'autres peuples. Cependant, comme on pouvait trouver dans ces propositions quelque idée qui choque un peu les idées reçus, on les attaqua en Sorbonne. L'abbé Boileau, frère de Despréaux, non moins critique que son frère, et plus ennemi des Jésuites, dénonça, en 1700, cet éloge des Chinois comme un blasphème. L'abbé Boileau était un esprit vif et singulier, qui écrivait comiquement des choses sérieuses et hardies. Il est l'auteur du livre des Flagellants et de quelques ouvrages de cette espèce. Il disait qu'il les écrivait en latin, de peur que les évèques ne le censurassent; et Despréaux, son frère, disait de lui : «S'il n'avait été docteur de Sorbonne, il aurait été docteur de la comédie italienne.» Il déclama violemment contre les Jésuites et les Chinois, et commença par dire que «l'éloge de ces peuples avat ébranlé son cerveau chretien». Les autres cerveaux de l'assemblée furent ébranlés aussi. Il y eut quelques débats. Un docteur, nommé Lesage, opina qu'on envoyât sur les lieux douze de ses confrères des plus robustes s'instruire à fond de la cause. La scène fut violente; mais enfin la Sorbonne déclara les louanges des Chinois fausses, scandaleuses, téméraires, impies et hérétiques.
Cette querelle, qui fut vive, envenima celle des cérémonies; et enfin le pape Clément XI envoya, l'année d'après, un légat à la Chine. Il choisit Thomas Maillard de Tournon, patriarche titulaire d'Antioche. Le patriarche ne put arriver qu'en 1705. La cour de Pékin avait ignoré jusque-là qu'on la jugeait à Rome et à Paris. L'empereur Camhi reçut d'abord le patriarche de Tournon avec beaucoup de bonté. Mais on peut juger quelle fut sa surprise quand les interprètes de ce légat lui apprirent que les chrétiens qui prêchaient leur religion dans son empire ne s'accordaient point entre eux, et que ce légat venait pour terminer une querelle dont la cour de Pékin n'avait jamais entendu parier. Le légat lui fit entendre que tous les missionnaires, excepte les Jésuites, condamnaient les anciens usages de l'Empire; et qu'on soupçonnait même Sa Majesté chinoise et les lettrés d'être des athées qui n'admettaient que le ciel matériel. Il ajouta qu'il y avait un savant évèque de Conon qui lui expliquerait tout cela si Sa Majesté daignait l'entendre. La surprise du monarque redoubla, en apprenant qu'il y avait des évèques dans son empire. Mais celle du lecteur ne doit pas être moindre en voyant que ce prince indulgent poussa la bonté jusqu'à permettre à l'évèque de Conon de venir lui parler contre la religion, contre les usages de son pays, et contre lui-même. L'évèque Conon fut admis à son audience. Il savait très peu le chinois. L'Empereur lui demanda d'abord l'explication de quatre caractères peints en or au-dessus de son trône. Maigrot n'en put lire que deux; mais il soutint que les mots king-tien, que l'Empereur avait écrit lui-même sur des tablettes, ne signifiaient pas adorez le Seigneur du ciel. L'Empereur eut la patience de lui expliquer que c'était précisément le sens de ces mots. Il daigna entrer dans un long examen. Il justifia les honneurs qu'on rendait aux morts. L'évèque fut inflexible. On peut croire que les Jésuites avaient plus de crédit à la cour que lui. L'Empereur, qui, par les lois, pouvait le faire punir de mort, se contenta de le bannir. Il ordonna que tous les Européens qui voudraient rester dans le sein de l'Empire viendraient désormais prendre de lui des lettres patentes, et subir un examen.
Pour le légat de Tournon, il eut ordre de sortir de la capitale. Dès qu'il fut à Nankin, il y donna un mandement qui condamnait absolument les rites de la Chine à l'égard des morts, et qui défendait qu'on se servît du mot dont s'était servi l'Empereur pour signifier le Dieu du ciel.
Alors le légat fut relégué à Macao, dont les Chinois sont toujours les maîtres, quoiqu'ils permettent aux Portugals d'y avoir un gouvemeur. Tandis que le légat était confiné à Macao, le pape lui envoyait la barrette; mais elle ne lui servit qu'à le faire mourir cardinal. Il finit sa vie en 1710. Les ennemis des Jésuites leur imputèrent sa mort. Ils pouvaient se contenter de leur imputer son exil.
Ces divisions parmi les étrangers qui venaient instruire l'Empire discréditèrent la religion qu'ils annonçaient. Elle fut encore plus décriée lorsque la cour, ayant apporté plus d'attention à connaître les Européens, sut que non seulement les missionnaires étaient ainsi divisés, mais que parmi les négociants qui abordaient à Canton il y avait plusieurs sectes, ennemies jurées l'une de l'autre.
L'empereur Camhi ne se refroidit pas pour Jésuites, mais beaucoup pour le christianisme. Son successeur chassa tous les missionnaires, et proscrivit la religion chrétienne. Ce fut en partie le fruit de ces querelles et de cette hardiesse, avec laquelle des étrangers prétendaient savoir mieux que l'Empereur et les magistrats dans quel esprit les Chinois révèrent leurs ancêtres. Ces disputes, longtemps l'objet de l'attention de Paris, ainsi que beaucoup d'autres nées de l'oisiveté et de l'inquiétude, se sont évanouies. On s'étonne aujourd'hui qu'elles aient produit tant d'animosités; et l'esprit philosophique qui gagne de jour en jour semble assurer la tranquillité publique.

Basil Guy : Emile Bourgeois claimes that Voltaire was motivated by a passion for letters, arts and sciences – for his intellectual aspirations of humanity – when writing this work. Voltaire's intentions are dominated by two thoughts. One, 'philosophic', allowed him to paint but one man as the principal representative of a nation in which he, Voltaire, took very great pride. The other, 'satirical', was perhaps the true inspiration of the work and furnished, in any case, its insinuating conclusion. Voltaire decided to end with the religious quarrels which disturbed the decline of the Louis XIV's reign, treating of the strife beween Jesuits and jansenists, between orthodoxy and the Quietists, as well as of the persecution of the protestants. In this way, he arrived quite naturually at the Rites controversy in the last chapter. What is perhaps less natural is the fact that the history ends abruptly on the note of distress characteristic of that quarrel and without any sort of commentary as a conclusion. Voltaire's procedure had not been to declaim openly against the expulsion of the protestants. But since his material led him to treat of China, why should he not use a regular, if not so obvious subterfuge ? The Sun of Heaven was to be compared with Louis XIV, China with France, the foreign missionaries with the heretical State-within-a-State represented by French protestantism. And from his comparison would derive all the blame that Voltaire wished to lodge, not only against religious intolerance in the seventeenth century, but also against the same spirit in his own, and notably in the France of Louis XV. The conclusion of the Siècle thus conjured up a kingdom where there were no jesuits, where the king himself was a 'philosophe', where despotism was beneficent. By condeming the reign of Louis XV when he compared it with that of Louis XIV, Voltaire had wished to get at the root of the difficulties and to extirpate it. This was but one example of 'philosophical' criticism carried to its natural end. And as we realize, these fulminations which were to grow in violence against the irrational, chicanery, intolerance, and all those evils produced by an absolute and unenlightened belief in religious power would never end, since all were part and parcel of 'l'infâme'. Althought the criticisms are perhaps most striking because they attack two evils at the same time : French indifference and French intolerance.

Etiemble : Chez Cornelius de Pauw tout est prétexte à mépriser les Chinois : 'qu'ils aiment mieux construire leurs maisons en étendue qu'en hauteur ; qu'ils édifient des tours de neuf étages, vernissées, sculptées et ornées de clochettes ; ou que, pour permettre aux bateaux de passer sans peine dessous, ils bâtissent des ponts très élevés'.
Mais à chacun des ces arguments de sinophobe, Voltaire opposa une réponse. Disputes sur les cérémonies chinoises, comment ces querelles contribuèrent à faire proscrire le christianisme à la Chine. On sut que, précisément en ce temps-là, les disputes qui aigrissaient les missionnaires des différents ordres les uns contre les autres avaient produit l'extirpation de la religion chrétienne dans le Tunquin ; et ces mêmes disputes, qui éclataient encore plus à la Chine, indisposèrent tous les tribunaux contre ceux qui, venant prêcher leur loi, n'étaient pas d'accord entre eux sur cette loi même. Enfin on apprit qu'à Canton, il y avait des Hollandais, des Suédois, des Danois, des Anglais, qui, quoique chrétiens, ne passaient pas pour être de la religion des chrétiens de Macao.
Toutes ces réflexions réunies déterminèrent enfin le suprême tribunal des rites à défendre l'exercice du christianisme. L'arrêt fut porté le 10 janvier 1724, mais sans aucune flétrissure, sans décerner de peines rigoureuses, sans le moindre mot offensant contre les missionnaires : l'arrêt même invitait l'empereur à conserver à Pékin ceux qui pourraient être utiles and les mathématiques. L'empereur confirma l'arrêt, et ordonna par son édit qu'on renvoyât les missionnaires à Macao, accompagnés d'un mandarin pour avoir soin d'eux dans le chemin, et pour les garantir de toute insulte. Ce sont les propres mots de l'édit. [Volt10,Eti6:S. 281, 300,Guy:S. 234-236]

1755 Voltaire. *L'orphelin de la Chine* [ID D1836].
Personnages : GENGIS KAN, roi du Tartare. OCTAR. OSMAN. ZAMTI, mandarin lettré IDAMÉ, femme de Zamti. ASSÉLI, attaché à Idamé. ÉTAN, attaché à Zamti.
La scène est dans un palais des mandarins, qui tient au palais impérial, dans la ville de Cambalu, aujourd'hui Pékin.

Voltaire schreibt über das chinesische Drama : "Le poëme dramatique ne fut donc longtemps en honneur que dans ce vaste pays de la Chine... On croit lire les Mille et une nuits en action et en scènes mais, malgré l'incroyable, il y règne de l'intérêt ; et, malgré la foule des événements, tout est de la clarté la plus lumineuse ; ce sont là deux grands mérites qui manquent à beaucoup de nos pièces modernes. Il est vrai que la pièce chinoise n'a pas d'autres beautés... et cependant, comme j'ai déjà dit, l'ouvrage est supérieur à tout ce que nous faisions alors."

1753-1755 Voltaire schreibt an Charles-Augustin de Ferriol comte d'Argental :
"L'électeur palatin m'a fait la galanterie de faire jouer quatre de mes pièces. Cela a ranimé ma vieille verve ; et je me suis mis tout mourant que je suis, à dessiner le plan d'une pièce nouvelle, toute pleine d'amour".
"C'est une tragédie bien singulière, qui produit un puissant intérêt depuis le premier vers jusqu'au dernier mais qui n'a que trois actes".
D'Argental kritisiert Voltaire, dass er nur drei Akte schreibt.
Voltaire antwortet : "Il vaut mieux certainement donner quelque chose de bon en trois actes que d'en donner cinq insipides pour se conformer à l'usage. Il est impossible d'en faire cinq actes. Il vaut mieux en donner trois bons, que cinq langissants... Cinq actes allongeraient une action qui n'en comporte que trois. Dès qu'un nomme comme notre conquérant Tartare a dit : J'aime, il n'ya plus pour lui de nuances, il y en a encore moins pour Idamé qui ne doit pas combattre un moment ; et la situation d'un homme à qui on veut ôter sa femme a quelque chose de si avilissant pour lui qu'il ne faut pas qu'il paraisse ; sa vue ne peut faire qu'un mauvais effet. C'est donc bien l'amour de Gengis-Kan pour Idamé qui donne de l'intérêt à la pièce, et pour que cet intérêt soit puissant, il faut que la violence de Gengis soit extrême, et qu'elle n'ait d'égale que la force de résistance d'Idamé. Il y a de l'amour et cet amour ne déchirant pas le coeur le laisse languir. Une action vertueuse peut être approuvée, sans faire un grand effet".
"Ils [les Chinois et Tatares] ne sont point faits pour le théâtre, ils ne causent pas assez d'émotion. J'y ai fait tout ce que le sujet et ma faiblesse comportent. Mais ce n'est pas assez de faire bien. Il faut être au goût du public, il faut intéresser les passions de ses juges, remuer les coeurs et les déchirer. Mes tartares tuent tout et j'ai peur qu'ils ne fassent pleurer personne".
"Comptez que je suis très affligé de ne m'être à tout ce qu'un tel sujet pouvait me fournir. C'était une occasion de dompter l'esprit de préjugé, qui rend parmi nous l'art dramatique encore bien faible. Nos moeurs sont trop molles. J'aurais dû peindre avec des traits plus caractérisés la fierté sauvage des tartares et la morale des Chinois. Il fallait que la scène fût dans une salle de Confucius, que Zamti fût un descendant de ce législatuer, qu'il parlât comme Confucius même, que tout fût neuf et hardi, que rien ne se ressentît de ces misérables bienséances françaises, et de ces petitesses d'un peuple qui est assez ignorant et assez fou pour vouloire qu'on pense à Pekin comme à Paris. J'aurais accoutumé peut-être la nation à voir sans s'étonner des moeurs plus fortes que les siennes, j'aurais préparé les esprits à un ouvrage plus fort que je médite et que je ne pourrais problablement exécuter".
"Moy corriger cet orphelin, moy y travailler. Mon cher ange ! dans l'état où je suis, cela m'est impossible. Que m'importe dans cet état cruel qu'on rejoue ou non une tragédie : Je me vois dans une situation à n'être ny flatté du succez, ni sensible à la chutte. Les grands maux absorbent tout."

1755 Voltaire sagt zu Henri Louis Le Kain, Darsteller des Gengis-Kan : "Mon ami, vous avez les inflexions de la voix naturellement douces, gardez-vous bien d'en laisser échapper quelques-unes dans le rôle de Gengis-Kan. Il faut bien vous mettre dans la tête que j'ai voulu peindre un tigre qui, en caressant sa femelle, lui enfonce ses ongles dans les reins".

1755 Voltaire. *Epître dédicatoire à Mgr le duc de Richelieu*.
"L'idée de cette tragédie me vint, il y a quelque temps à la lecture de l'Orphelin de Tschao, tragédie chinoise, traduite par le père Prémare, qu'on trouve dans le recueil que le père Du Halde a donné au public. L'orphelin de Tschao est un monument précieux, qui sert plus à faire connaître l'esprit de la Chine, que toutes les relations qu'on a faites, est qu'on fera jamais de ce vaste empire. [Prémare, Joseph Henri-Marie de. Tchao-chi-cou-eulh ID D5168].
Voilà un grand exemple de la supériorité naturelle que donnent la raison et le génie sur la force aveugle et barbare, et les Tartares ont deux fois donné cet exemple ; car lorsqu'ils ont conquis encore ce grand empire, au commencement du siècle passé, ils ne sont soumis une seconde fois à la sagesse des vaincus, et les deux peuples n'ont formé qu'une nation, gouvernée par les plus anciennes lois du monde : événement frappant qui a été le premier but de mon ouvrage. Il est vrai que la pièce chinoise n'a pas d'autres beautés : unité de temps et d'action, développements de sentiments, peinture des moeurs, éloquence, raison, passion, tout lui manque : et cependant, comme je l'ai déjà dit, l'ouvrage est supérieur à tout ce que nous faisons alors."

1755 Voltaire an César Chesneau du Marsais :
"Si les Français n'étaient pas si français, mes Chinois auraient été plus chinois et Gengis encore plus tartare. Il a fallu appauvrir mes idées et me gêner dans le costume pour ne pas effaroucher une nation frivole qui rit sottement et qui croit rire gaiement de tout ce qui n'est pas dans ses moeurs ou plutôt dans ses modes."

Sekundärliteratur
1755
Friedrich Melchior Freiherr von Grimm : "Ce moment de désordre et de trouble, où tout un peuple succombe sous le fer du vainqueur, est trop tumulteux pour être celui d'une tragédie ; dans ces occasions, il n'y a point de discours suivi : des cris, des gestes, des mots entre-coupés, voilà tout ce qu'une pareille tragédie pourrait produire de discours.
Mais le principal reproche qu'on puisse faire à M. de Voltaire, c'est d'avoir manqué le rôle de Gengiskan ; ce conquérant n'a pas proprement de caractère dans la pièce. Il ne sait ce qu'il veut ; il est féroce, il est indécis, il est doux, il est emporté, mais surtout il est raisonneur et politique, qualités insupportables dans un Tartare. Il raisonne sur la religion et sur les arts, comme s'il avait passé sa vie à méditeur et à réfléchir. Il fallait faire de Gengiskan un Tartare feroce, violent, emporté, sensible au bien sans le connaître, capable, dans le premier mouvement, des plus grands crimes et des plus belles actions, importuné par le flambeau des sciences et des arts, sans en pouvoir démêler le principe, haïssant Idamé de l'amour qu'elle inspire et dont il est tyrannisé malgré lui, toujours prêt à la punir, sans pouvoir consentir à sa perte."

1755
Alexis Piron, ennemi de Voltaire schreibt an Pierre Louis Dumay :
"Parlons du Juif-Errant qui vient de nous donner une tragédie sous le titre bizarre de *L'orphelin de la Chine*. Il y a dans cette pièce, comme dans toutes ses autres, un peu plus de rimes que de raison, et beaucoup plus de bien d'autrui que du sien propre. Ce qu'il y a de tout neuf, c'est qu'il a renoncé à sa part d'auteur. Voilà tout le merveilleux de l'aventure."

1755
Alexis Piron schreibt an Jean François le Vayer de Marsilly :
"Je me hâte, monsieur, de vous répondre pour me relever de la faute que j'ai faite en voux annonçant la chute de la tragédie de Voltaire. C'est aujourd'hui la 8ème ; et mercredi elle fit 3'000 liv. Ainsi le succès est très sûr et très grand en déit de l'envie ou du bon goût. Les malveillants se rabattent sur la singularié des décorations chinoises et le jeu brillant de la Clairon. Voltaire triomphe."

1755
Jean François le Vayer de Marsilly schreibt : "Le parterre a renversé le pot au lait. Le titre de la pièce permettait pourtant beaucoup par son persiflage, c'était *L'orphelin de la Chine* ; mais le public las d'avoir déjà sur le dos tant d'orphelins rouges et bleus, n'a point eu pitié de celui-ci, et l'a renvoyé à la Chine d'où il venait...".

1755-1756
Rousseau und Voltaire Rousseau, Jean-Jacques. Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs [ID D20010]. Rousseau, Jean-Jacques. Discourse sur l'origine et les fondaments de l'inégalité parmi les hommes [ID D16837].
Walter Engemann : Rousseau stellt die Behauptung auf, dass Wissenschaft und Kunst die Sitten verderben. Als Beispiel für seine These führt er vor allem die Chinesen an, greift aber auch Voltaire persönlich an. Er schreibt : "Dites-nous, célèbre Arouet, combien vous avez sacrifié de beautés mâles et fortes à votre fausse délicatesse et combien l'esprit de la galanterie si fertile en petites choses vous en a coûté des grandes". Dieser Discours erregt grosses Aufsehen und Voltaire fühlt sich veranlasst, darauf zu erwidern. Im Orphelin de la Chine hält er der Ansicht Rousseaus entgegen, dass für die Geschichte der Menschheit die Tatsache bedeutsam sei, dass die Tataren die Chinesen besiegt haben. Voltaire führt noch eine andere Tatsache für wichtiger, die Rousseau mit Willen übergeht, nämlich die, dass die Tataren die Kultur der Chinesen angenommen und deswegen ihre rauhen Sitten gebessert haben. Dies beweise übrigens auch, dass letzten Endes die Kultur der Natur und die Tugend der rohen Gewalt überlegen sei. Der Erstausgabe des Orphelin ist ein Brief Voltaires beigefügt der die zweite Schrift Rousseaus widerlegt und er diese Abhandlung als 'nouveau livre contre le genre humain' bezeichnet. Er schreibt : "J'ai reçu, Monsieur, votre nouveau livre (*Les Discours sur l'inégalité des conditions*) contre le genre humain ; je vous en remercie. Vous plairez aux hommes à qui vous dites leurs vérités, mais vous ne les corrigerez pas. On ne peut peindre avec des couleurs plus fortes les horreurs de la société humaine, dont notre ignorance et notre faiblesse se promettent tant de consolations. On n'a jamais employé tant d'esprit à vouloir nous rendre bêtes ; il prend envie de marcher à quatre pattes, quand on lit votre ouvrage. Cependant, comme il y a plus de soixante ans que j'en ai perdu l'habitude, je sens malheureusement qu'il m'est impossible de la reprendre, et je laisse cette allure naturelle à ceux qui en sont plus dignes que vous et moi." Rousseau versteht, dass der Orphelin ein versteckter Angriff auf seine Erstlingsschrift ist und antwortet auf den satirischen Brief Voltaires in einer zwar höflichen, aber sarkastischen Form und wiederholt dabei sein Urteil über die Chinesen : "Le peuple reçoit les écrits des sages pour les juger, et non pour s'instruire. Jamais on ne vit tant de dandins, le théâtre en fourmille, les cafés retentissent de leurs sentences, les quais regorgent de leurs écrits, et j'entends critique l'Orphelin, parce qu'on l'applaudit, à tel grimaud si peu capable d'en voir les défauts qu'à peine en sent-il les beautés."

Basil Guy : Chief among those who attacked Rousseau at that time was Voltaire, first in his Orphelin de la Chine, then in a letter of 3 August, 1755, and finally in the Essai sur les maeurs. The letter is the only direct attack and is of less interest than the other two writings, veiled, biting, and rather petty. To summarize Voltaire's point of argument, we have only to recall the first quotation, where Rousseau says that the wise government of the mandarins, so virtuous, so efficacious in many respects, was yet of no value, since they were unable to prevent the Tartars from subjugating all China. Voltaire insists that the Tartar conquest was richer in consequences for the vanquished than for the victors because shortly after their defeat, the mandarins succeeded in forcing the Tartars to adopt their language, their customs, and their habits and thus re-established their fortunes while assuring themselves of intellectual supremacy. At the end of the Orpelin, the moral superiority of Zamti and Idame, representatives of the ruling caste, wins out over the purely physical power of Gengis-kan and by the warrior's own admission. This attack seems veiled enough not to offend. But it was closely followed by the letter of 3 August which was like a poisoned arrow aimed at Rousseau, innocent of most of the wrongs attributed to him. Happily Voltaire took a more moderate tone the following year when he spoke of China in the Essai sur les mceurs. Voltaire's own enthusiasm for things Chinese, however, prevented him from appreciating Rousseau's critical point of view, especially in the first two chapters. The author of Candide paid little justice to his victim, who, in his fickle and changing nature, suffered enormously from such attacks without having the presence of mind to disdain them or to reply to them in turn. Thus, when Rousseau once more took up his criticism of China and persisted in them, doubtless it was because he felt obliged to refute first of all Voltaire, the privileged defender of China. But in refusing to accept the example of Chinese civilization, without distinguishing between its true faults and real advantages, Rousseau found himself forced to seek an ideal elsewhere. And he came upon a people ready to usurp a symbol themselves. These were the English.

1758
Denis Diderot : "Plus les genres sont sérieux, plus il faut de sévérité dans les vêtements. Quelle vraisemblance qu'au moment d'une action tumulteuse, des hommes aient eu le temps de se parer comme dans un jour de représentation ou de fête ? Dans quelles dépenses nos comédiens ne se sont-ils pas jetê pour la représentation de *L'orphelin de la Chine* ? Combien ne leur a-ti-il pas coûté, pour ôter à cet ouvrage une partie de son effet ?"

1907
Virgile Pinot : Voltaire, en mettant en scène le personnage de Gengis-Kan, n'a pas voulu seulement faire une étude de moeurs sur la vie du grand conquérant ; il a voulu donner à sa tragédie une portée plus grande et nous expliquer dramatiquement les deux révolutions qui se produisirent en Chine, en nous montrant le caractère principal qui distingue ces révolutions de toutes les autres : L'asservissement des vainqueurs aux lois des vaincus.
Dans les ouvrages de Mailla et Du Halde Voltaire trouve l'idée d'un mandarin qui sacrifie son fils pour sauver le fils de l'empereur. Dans Oronoko il trouve l'exemple d'une femme prise entre son amour pour son mari et la haine d'un despote ; en réunissant les deux faits, Voltaire en arrive à créer le personnage classique de la femme prise entre l'amour pour son fils et l'amour pour son mari ; c'est la lutte entre ces deux devoirs que nous retrouvons dans Andromaque. Idamé est donc un personnage classique. Mais il convient de remarquer que ce n'est pas le point de départ de la tragédie ; c'est un expédient pour réunir deux ordres de faits qui n’avaient pas de rapports entre eux. La manière dont Voltaire a conçu son sujet marque un effort pour se libérer de la conception classique. Il a voulu en effet faire une peinture de moeurs, opposer la rudesse tartare à la sagesse chinoise. Cependant cette peinture reste superficielle parce que Voltaire procédant par opposition a fait ses Tartares trop tartares et ses Chinois trop chinois. Le personnage d'Idamé, le seul personnage classique de la tragédie fut unanimement loué par les contemporains comme la source unique des beautés de la pièce.

1923
Georg Morris Cohen Brandes : Die Tragödie ist fest und sicher gebaut, die theatralische Spannung und Wirkung steigert sich ununterbrochen, und das ganze gestaltet sich zu einer Verherrlichung der zu jener Zeit sogenannten 'Tugend', was ein Leben für die Ideale bedeutet. Diese Tragödie ist die typische Voltairesche Tragödie seiner reifsten Jahre. An äusserer Anziehungskraft das fremdasiatische Gewand, wodurch der Dichter den gewöhnlichen Horizont seiner Zuschauer erweiterte. Als Hintergrund Voltaires tiefempfundene, oft ausgedrückte Achtung vor Chinas uralter, heidnischer, aber sittenreiner Friedenszivilisation. Dann die Verherrlichung der rein menschlichen Tugenden, Treue und Opferwilligkeit und des unverbrüchlichen Festhaltens an einem rein menschlichen Ideal.

1932
Walter Engemann : Da Voltaires Interesse für China vor allem der chinesischen Philosophie, Morallehre und Religion gilt, soll seine Tragödie nicht nur der Unterhaltung dienen, wie dies die Absicht der früheren chinesischen Singspiele war, sondern eine sittliche Wirkung ausüben und die gesamte konfuzianische Moral zusammenfassen. Voltaire will, dass seine Landsleute die Tugenden und die Moral der Chinesen kennenlernen und ihre Seelengrösse bewundern lernen. Voltaire verwendet für seine Tragödie verschiedene kulturhistorische Kenntnisse über China, die er besonders aus seinen beiden Hauptquellen Du Halde und Montesquieu gewinnt. Das Motiv des Selbstmordes und der Selbstaufopferung entnimmt er seinen Studien über Japan. Er verwendet ferner die beiden kulturhistorischen Tatsachen, dass die Tartaren als Eroberer sich der Kultur der Besiegten anpassten und dass die Moral der Chinesen auf dern Elternverehrung und dem Ahnenkult beruht. Es gelingt ihm allerdings nicht, in seinem Werk ein naturgetreues Bild vom Wesen der Chinesen und Tartaren wiederzugeben und empfindet dies auch selbst. Seine Quellen reichen nicht aus, um dem Publikum eine richtige Vorstellung von China und seinen Bewohnern zu vermitteln. Voltaire sieht sich an den Geschmack eines Publikums gebunden, das eine realistische Darstellungsform noch ablehnt.
Den Romanen Voltaires, die zur satirischen Dichtung zählen, liegen die gleichen Tendenzen zugrunde wie in seinen Tragödien. Voltaire berichtet nichts Neues über China, ausser Beschreibungen, die er seinen kulturhistorischen Schriften entnimmt. Der Orphelin ist die einzige Dichtung, die den Mittelpunkt der Handlung nach China verlegt. Soweit in der Tragödie Bemerkungen über China fallen, sind sie jedoch ohne Bedeutung.

1963
Basil Guy : According to Voltaire, the play would necessitate a complete renewal of theatrical techniques, the chief of which was to be realized with the introduction of Gengis-kan at the moment when he was invading China and when the mandarin Zamti and his wife Idamé were receiving from the lips of a dying emperor the order so save the life of the crown prince from the vengeance of the Tartars. To comply with the wish of the monarch, Zamti substitutes his own son from the rightful heir. But the cry of blood ist stronger than mere political ties and Idamé reveals her husband's treachery out of compassion for her only-begotten. When they are summoned before Gengis-kan, the invader recognizes in the matron the girl he once loved when he was but a vagabond adventurer. Thereafter, the crown prince and his substitute are completely forgotten, and the conflict assumes more beautiful proportions in becoming interiorized, for such a struggle is waged within the breast of Gengis-kan as to make the final victory of vengeance or remorse seem ever more delayed. The civilizing influence of Chinese virtue brings the struggle to an end and the debate ist settled in favour of the vanquished. Throughout the action the characters do not cease intoning a monotonous hymn in praise of China, and Gengis-kan cannot long deny himself this pleasure either.
The Chinese virtue or even China are hardly mentioned, despite the author's obstinacy in believing and in saying that his characters are authentic ; despite also the fact that he knew they were cold imitations and their speeches too long and slow. The play is amusing in its complete lack of realism. This is just what discouraged Voltaire's exotic pretensions. The renewal of the stage setting and the sincere efforts of the actors, especially Mademoiselle Clairon and Le Kain, to create a realistic impressions by dressing in a more exact historical costume, counted as nothing. What Voltaire lines show all to clearly, to a visial exoticsm.
We cannot underestimate the importance of the Orphelin nor the influence which, through it, was exerted by the other 'chinoiseries' of Voltaire's work. The imitations and translations to which this one play gave rise, might demand a study in themselves, so numerous and characteristic were they of the taste of the times.

1972
A. Owen Aldridge : Voltaire constructed his drama to illustrate a contrary principle frequently expressed elsewhere in his works – that the Chinese by dint of their superior culture has assimilated their barbarian conquerors who had in admiration adopted the Chinese customs. He used his Preface, moreover, to vindicate the theatre as a salutary social institution. It had been under attack by puritanical minds for over a century because of its alleged immorality and pernicious effect upon society. Voltaire replied to this charge in his Preface by praising the Chinese, Greeks and Romans for being the only peoples in antiquity to cultivate the drama. He described his Chinese model as 'a new proof that the conquering Tartars did not change the customs of the conquered nation' ; they protected all the arts established in China and adopted all the laws of the country. He exaggerated this theme in the play itself to such a degree that the English critic Arthur Murphy accused him of transforming Genghis Khan without adequate preparation from a crude barbarian to 'le chevalier Genghiskkhan'.

1989
Song Shun-ching : Si dans cette pièce, Voltaire a essayé de donner quelque chose de nouveau au théâtre français, son goût est quand même limité par son classicisme. Ainsi, bien que conscient du fait qu'une pièce en trois actes convient mieux à son sujet. Traumatisé par la multiplication des contrefaçons circulant parmi le publi, Voltaire réclame que la pièce soit publiée sous sa forme originelle. Il en a corrigé certains vers même après la première représentation et il se fâche quand les acteurs changent son texte pendant la représentation. D'ailleurs, il interdit toute publication qui serait une version des comédiens et il n'hésite pas à remanier ses vers en vue de leur publication. Nous savons que la pièce est très loin de la pièce chinoise. Ainsi, Voltaire déplace le cadre temporel de l'action de la période Chinqiu au XIIIe siècle et il change l'identité strictement chinoises des personnages en celle de Tartares qui, s'étant emparés du pouvoir de l'empire chinois, sons pris sous le charme des moeurs de ses habitants. Le motif philosophique derrière la création de la pièce est bien évident, car sans aucun égard au risque d'anachronisme, Voltaire s'est emparé du personnage de Gegnis Khan et l'a situé dans une intrigue qui ne lui était pas appropriée ; par la même occasion, il réorganise l'intrigue à partir de ce personnage historique et écarte de son Orphelin la plupart des éléments de la pièce originale. En effet, plusieurs critiques ont remarqué la quasi-absence de l'Orphelin qui occupe une place-clé dans la pièce original, et malgré la déclaration de Voltaire qui affirme avoir écrit une pièce d'origine, il est évident qu'il a trahi ses sources. Il met le grand conquérant mongol dans une situation historique des plus invraisemblables : le féroce conquérant, amoureux de la Chinoise Idamé, se laisse gagner aux douces moeurs de ses sujet confucéens. Voltaire veut prouver qu'il a foi dans le progrès de la civilisation, puisque même le plus cruel des tartares est vaincu par la loyauté de Zamit et la fidélité conjugale d'Idamé – ceux deux personnages chinois représentent les membres d'une société policée ; en leur accordant le rôle ultime de vainqueurs, Voltaire veut les faire voir en tant que personnages symboliques de la puissance de la civilisation. Il a crée le personnage de Zanti comme porte-parole du confucianisme. Mieux encore, cette pièce lui procure la satisfaction de mettre en scène sa vision de l'histoire chinoise : des conquérants barbares vaincus par la douceur, la force des moeurs chinoises ; nous assistons donc à la suprématie de la philosophie sur la force physique.

1989
Etiemble : Parmi les rares détails authentiques dont Voltaire puisse se prévaloir, il y a bien le nom de son héros. Il est exact qu'en 1175, lorsque mourut Issoughéi, chef d'une horde misérable de Mongols, ce chef de bande laissait plusieurs enfants mineurs dont l'âiné, âgé de treize ans, s'appelait en effet Témoudjin, le futur Gengis Khan. Nous savons aussi qu'en 1194 le jeune Témoudjin, alors marié à Bordou, fille du chef d'une assez grande horde, vint à Pékin pour y secourir la dynastie chinoise des Kin contre certaines tribus des monts Altaï et du lac Baïkal. A cette occation, comblé par les chinois de titres et de gratifications, il a rencontré des Chinois.

1990
Willy Richard Berger : Voltaire hat ein Stück für den rohen Geschmack des Volkes geschrieben und kein Stück für das mit der 'tragédie classique' grossgewordene Theaterpublikum. Selbst wenn man alle Bluttaten hinter die Kulissen verlegt, bleibt die epische Zeiterstreckung der Handlung über zwanzig Jahre hinweg. Voltaire, der in der Vorrede neben anderen Mängeln des Stoffs das Fehlen der Einheit von Zeit und Handlung beklagt, hat von der chinesischen Vorlage nur den ersten Teil benutzt, eine künstlerisch unglückliche Wahl. Sie brachte ihn um die dramatische Spannung, die durch die Aufdeckung der wahren Verwandtschaftsverhältnisse möglich gewesen wäre ; sie brachte ihn um das Beispiel eines heroischen Tugendbeweises, in dessen Glanz der Minister sich am Schluss hätte präsentieren können ; sie brachte ihn schliesslich um jene Szenen voller Rührung und unvermuteter Glückswechsel. Dabei spielen gerade Rührung und Tugendexempel in allen Überlegungen Voltaires eine grosse Rolle. Er erweitert den Stoff durch Hinzufügen einer dramatischen Figur, des Gengis Khan, der bei ihm zum eigentlichen Helden wird. Auch gibt er dem Stück eine Liebeshandlung, ohne die eine frazösische Tragödie des 18. Jahrhunderts undenkbar war. Immer wieder fürchtet er um die nicht genügend theatergerechte Konzeption seines Stücks und immer wieder zeigt er sich besorgt um die gehörige tränenerzwingende Wirkung.
Es lag nicht in der Absicht Voltaires, eine Liebestragödie zu schreiben und genau so wenig, wie die Anhäufung von Greueltaten auf der Bühne. Was dem Stoff, abgesehen von seiner formalen Grobschlächtigkeit, der mangelnden psychologischen Vertiefung und innerlichen Kohärenz, nach Meinung Voltaires vor allem fehlte, war eine ausreichende philosophische Substanz. Das Drama ist durch das Motiv der absoluten Treue zum Kaiserhaus mit der Sphäre höchster Politik verknüpft, die im allgemeinen den Hintergrund der französischen Tragödie abgibt. Das dominierende Motiv, das von Schuld und später Rache, für ein Jahrhundert, das die Rache als des Menschen unwürdig verdammte, das vielmehr die Tugend der Vergebung preist, eigentlich unbrauchbar.
Voltaire hat denn auch, und dies ist die zweite Veränderung, die er mit dem chinesischen Stoff vornimmt, sein Drama aus der beschränkten Sphäre einer blutigen Familienfehde und Privatrache hinausgehoben in die eines völkerpsychologischen Konflikt ; die dramatische Kollision ist bei ihm zu einer philosophischen Konfrontation geworden, die auf der Bühne nichts weniger als eine der grossen Fragen des Jahrhunderts, die Frage nach dem Verhältnis von Zivilisation und ursprünglicher Natur, zur Debatte stellt. Ein philosophisches Tendenzstück also, ein Drama, das im chinesischen Kostüm konfuzianische Ethik propagiert und sie zugleich mit dem Tugendideal der Aufklärung in Einklang zu bringen sucht. Zu diesem Zweck aber war es besser, wenn die Rolle des grausamen Antagonisten nicht einem Chinesen zufiel, sondern einem Angehörigen jener Völker, die vom chinesischen Standpunkt aus Barbaren waren. Da nun das chinesische Stück aus der Zeit der Mongolenherrschaft stammte, lag es nahe, die Zeit der Mongolen-Kriege, die Eroberung Beijings im Jahre 1215, zum historischen Hintergrund zu wählen und Gengis Khan selbst zum Gegenspieler der chinesischen Partei zu machen. Alles in allem ist aus der Verknüpfung des Waisenmotivs mit einem rührenden Liebeskonflikt und einer kulturphilosophischen Auseinandersetzung ein Stück geworden, bei dem der ursprüngliche dramatische Kern fast völlig verlorengegangen ist. Charakteristisch, dass der Orphelin selbst, der dem Stück den Namen gibt, nicht einmal auftritt.
Am Charakter des Gengis Khan setzte denn auch die Kritik an, die das Stück, trotz 190 Aufführungen und grossem Erfolg herausforderte. Die Kritiker kamen aus dem Lager des neuen Dramas, des ‚drame bourgeois’; sie massen Voltaires Stück an ihren eigenen Idealen und fanden es zu wenig realistisch. So tadelt Friedrich Melchior Freiherr von Grimm in seiner Correspondance littéraire, dass der Moment der Handlung schlecht gewählt sei und beschreibt den Mangel an Bestimmtheit im Charakter von Gengis Khan.
Kein Problem hat Voltaire grösseres Kopfzerbrechen bereitet als die Frage, wie man einen 'realistisch', d.h. im Sinne völkerpsychologischer Idealtypik aufgefassten Gengis Khan auf die Bühne bringen könne, ohne doch darüber auf die Erörterung philosophischer Fragen zu verzichten. Er ist sich der Schwächen seines Stücks bewusst, die Chinesen sind zu wenig chinesisch und die Tataren zu wenig tatarisch.

2003
Voltaire et la Chine [ID D19981].
Aux Délices à Genève Voltaire achève les dernier actes de l'Orphelin 1755. Les événements qui ont en partie assuré le succès de l'Orphelin et ont contribué à en faire une pièce emblématique de l'oeurve voltairienne sont assez connus : visite de Le Kain, acteur du rôle de Gengis-Kan, aux Délices et surprise effrayée de Voltaire, qui lui apprend véritablement à jouer son rôle et en assure ainsi le succès futur ; étonnement des spectateurs et des critiques face à la maîtrise de son rôle par Mlle Clairon, dont la vertu semble plus convaincante que celle de Zamti ; suppression du panier par la même Clairon, d'ailleurs rapidement imitée par sa dauphine, Mlle Hus ; décoration chinoise abondamment décrite par Poinsinet le Jeune ; et finalement perte d'influcence d'une pièce qui signe vraiment le décalage qui s'opère à l'époque de sa création entre Voltaire et le monde chinois. L'Orphelin est sans doute de toutes les tragédies de Voltaire, celle qui a suscité le plus grand nombre de réactions. Dès sa création elle permet à son auteur de faire la point sur quelques principes d'élocution et de diction théâtrales : Le Kain vient aux Délices recevoir les conseil du maître et comprend enfin quelle doit être son interprétation du personnage de Gengis-Kan. Mlle Clairon, qui triomphe dans le rôle d'Idamé, est à l'origine d'un profond changement dans le 'costume' de la pièce, c'est-à-dire dans tous les éléments suceptibles de créer l'illusion théâtrale : elle-même se présente vêtue 'd'une double jupe blanche, d'un corset vert orné de réseaux et de glands d'or, et d'une robe feu et or, doublée de taffetas bleu'. Il n'est enfin jusqu'à la nature de la tragédie qui ne soit interrogée : le dénouement inattendu de la pièce et la composition sont des éléments de débat qui, au milieu du XVIIIe siècle, s'inscrivent de toute évidence dans une réflexion plus globale sur l'art dramatique.
En 1965 la Comédie-Française propose une reprise de l'Orphelin. Cette nouvelle production doit faire face aux assauts conjugués, et répétés, d'une presse incisive, voire agressive. Les critiques adressés à la Comédie-Française portent sur trois points : la reprise de l'Orphelin n'est que le fruit d'une démarche proportuniste sur le plan politique (en 1964 la France avait officiellement reconnu la République Populaire de Chine), elle est en contradiction directe avec ce que nous savons, depuis deux cent ans, du talent dramatique de Voltaire, et enfin les 'chinoiseries' proposées par le couple Vercors-Mercure sont dénuées de sens. Une autre critique concerne les décors et les costumes de Vercors, ainsi la mise en scène de Jean Mercure. C'est le journal *Combat* qui, dans deux articles dénonce de manière assez virulente l'opportunisme politique de la Comédie : "Tout le monde sait que Voltaire était un homme d'esprit et un mauvais tragédien. Il n'ya plus guère que la Comédie-Française et son mentor, M. Malraux, pour croire le contraire : l'un et l'autre ont pensé que l'Orphelin de la Chine allait révolutionner les moeurs de la Ve République, et nous ouvrir la route vers le 'Mao' tout puissant : c'est une erreur. Pourquoi ennuyer les pauvres croquants que nous sommes ?"
L'ennui est d'ailleurs d'autant plus patente, on lit un peu partout, que chacun sait ce que valent les tragédies de Voltaire. Il est un philosophe important, il est l'apôtre de la tolérance, le défenseur des opprimés, on peut à la rigueur voir en lui un précurseur de l'Histoire telle qu'elle sera définie au xiècle suivant : mais qui songerait à relire ces tragédies fades, dépourvues du moindre intérêt, tout juste bonnes à désespérer les 'croquants' des années soixante ? *Le Figaro* littéraire écrit : "Vercors enfin a décoré le spectacle et déguisé ses gens avec autant de soin et d'érudition qu'en apportaient les excellents décorateurs des Folies-Bergère au traditionnel 'tableau chinois' sur quoi s'achevait la première partie du spectacle. Dans sa critique d'Edmond Gilles dans *L'humanité*, il reconnaît que la pièce de Voltaire "retrouve sa place aux Français, l'enthousiasme que déchaînaient ces pièces à la rigueur d'épure chez les sujets du Bien-Aimé". Le dialogue de Voltaire est "émaillé de formules frappantes qui, pour ses contemporains, apparaissaient comme des idées neuves et l'étaient effectivement. Ce qui faisait peut-être oublier le caractère trop abstrait des personnages réduits souvent à des archétypes." La reprise de 1965 de l'Orphelin ne serait qu'une méprise. Vercors, pour avoir trop voulu reproduire une certaine forme de perspective propre à la peinture chinoise du temps des Song, aurait oublié le contexte particulier de la création de la tragédie de Voltaire et, au-delà ce qui fait la nature même de son théâtre. D'une autre côté la reprise, trop proche d'un événement qu'elle était censée accompagner, s'est trouvée comme occultée par l'Histoire. [PinV1:LeeE1,LeeE1:S. 66,Hsia50,Berg:S. 205-207, 210-213,Rous15,Eti6:S. 180,Song:S. 201, 266-271,Vol3:S. 82-85-87, 89,Reich,Vol4:S. 7, 20-21, 23-29, 32,Vol5:S. 29,Guy:S. 223-225, 231]

1756.1 Voltaire. *Essai sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations, depuis Charlemagne jusqu'à nos jours* [ID D19777].

Chapitre 1

De la Chine, de son antiquité, de ses forces, de ses lois.

L'empire de la Chine dès lors était plus vaste que celui de Charlemagne, surtout en y comprenant la Corée et le Tonkin, provinces alors tributaires des chinois. Environ trente degrés en longitude et vingt-quatre en latitude, forment son étendue. Le corps de cet état subsiste avec splendeur depuis plus de quatre mille ans, sans que les lois, les mœurs, le langage, la manière même de s'habiller, aient souffert d'altération sensible.

Son histoire incontestable, et la seule qui soit fondée sur des observations célestes, remonte, par la chronologie la plus sûre, jusqu'à une éclipse, calculée 2155 ans avant notre ère vulgaire, et vérifiée par les mathématiciens missionnaires, qui envoyés dans les derniers siècles chez cette nation inconnue, l'ont admirée et l'ont instruite. Le père Gaubil a examiné une suite de trente-six éclipses de soleil, rapportées dans les livres de Confucius ; et il n'en a trouvé que deux douteuses et deux fausses.

Il est vrai qu'Alexandre avait envoyé de Babylone en Grèce les observations des chaldéens, qui remontaient à 400 années plus haut que les chinois ; et c'est sans contredit le plus beau monument de l'antiquité : mais ces éphémérides de Babylone n'étaient point liées à l'histoire des faits : les chinois au contraire ont joint l'histoire du ciel à celle de la terre, et ont ainsi justifié l'une par l'autre.

Deux cent trente ans au-delà du jour de l'éclipse dont on a parlé, leur chronologie atteint sans interruption et par des témoignages qu'on croit authentiques, jusqu'à l'empereur Hiao, qui travailla lui-même à réformer l'astronomie, et qui, dans un règne d'environ 80 ans, chercha à rendre les hommes éclairés et heureux. Son nom est encore en vénération à la Chine, comme l'est en Europe celui des Titus, des Trajan, et des Antonins. S'il fut pour son temps un mathématicien habile, cela seul montre qu'il était né chez une nation déjà très policée. On ne voit point que les anciens chefs des bourgades germaines ou gauloises aient réformé l'astronomie. Clovis n'avait point d'observatoire.

Avant Hiao, on trouve encore six rois ses prédécesseurs ; mais la durée de leur règne est incertaine. Je crois qu'on ne peut mieux faire dans ce silence de la chronologie, que de recourir à la règle de Newton, qui ayant composé une année commune des années qu'ont régné les rois de différents pays, réduit chaque règne à 22 ans ou environ. Suivant ce calcul, d'autant plus raisonnable qu'il est plus modéré, ces six rois auront régné à peu près 130 ans ; ce qui est bien plus conforme à l'ordre de la nature, que les 240 ans qu'on donne, par exemple, aux sept rois de Rome, et que tant d'autres calculs démentis par l'expérience de tous les temps.

Le premier de ces rois, nommé Fohi, régnait donc vingt-cinq siècles au moins avant l'ère vulgaire, au temps que les babyloniens avaient déjà une suite d'observations astronomiques : et dès lors la Chine obéissait à un souverain. Ses quinze royaumes, réunis sous un seul homme, prouvent que longtemps auparavant cet état était très peuplé, policé, partagé en beaucoup de souverainetés ; car jamais un grand état ne s'est formé que de plusieurs petits ; c'est l'ouvrage de la politique, du courage, et surtout du temps. Il n'y a pas une plus grande preuve d'antiquité.

Un tyran nommé Hoangti ordonna à la vérité qu'on brûlât tous les livres ; mais cet ordre insensé et barbare avertissait de les conserver avec soin, et ils reparurent après lui. Qu'importe après tout que ces livres renferment, ou non, une chronologie toujours sûre ? Je veux que nous ne sachions pas en quel temps précisément vécut Charlemagne : dès qu'il est certain qu'il a fait de vastes conquêtes avec de grandes armées, il est clair qu'il est né chez une nation nombreuse, formée en corps de peuple par une longue suite de siècles. Puis donc que l'empereur Hiao, qui vivait incontestablement environ deux mille quatre cent ans avant notre ère, conquit tout le pays de la Corée, il est indubitable que son peuple était de l'antiquité la plus reculée.

Les hommes ne multiplient pas aussi aisément qu'on le pense. Le tiers des enfants est mort au bout de dix ans. Les calculateurs de la propagation de l'espèce humaine ont remarqué qu'il faut des circonstances favorables pour qu'une nation s'accroisse d'un vingtième au bout de cent années ; et souvent il arrive que la peuplade diminue au lieu d'augmenter. C'est encore une nouvelle preuve de l'antiquité de la Chine. Elle était au temps de Charlemagne, comme longtemps auparavant, plus peuplée encore que vaste. Le dernier dénombrement dont nous avons connaissance, fait seulement dans les quinze provinces qui composent la Chine proprement dite, monte jusqu'à près de soixante millions d'hommes capables d'aller à la guerre ; en ne comptant ni les soldats vétérans, ni les vieillards au-dessus de soixante ans, ni la jeunesse au-dessous de vingt ans, ni les mandarins, ni la multitude des lettrés, ni les bonzes ; encore moins les femmes, qui sont partout en pareil nombre que les hommes, à un quinzième ou seizième près, selon les observations de ceux qui ont calculé avec le plus d'exactitude ce qui concerne le genre humain. À ce compte, il paraît difficile qu'il y ait moins de cent cinquante millions d'habitants à la Chine : notre Europe n'en a pas beaucoup plus de cent millions, à compter vingt millions en France, vingt-deux en Allemagne, quatre dans la Hongrie, dix dans toute l'Italie

jusqu'en Dalmatie, huit dans la Grande-Bretagne et dans l'Irlande, huit dans l'Espagne et le Portugal, dix dans la Russie européenne, six dans la Pologne, six dans la Turquie d'Europe, dans la Grèce et les îles, quatre dans la Suède, trois dans la Norvège et le Danemark, trois dans la Hollande et les Pays-Bas.

On ne doit donc pas être surpris, si les villes chinoises sont immenses ; si Pékin, la nouvelle capitale de l'empire, a près de six de nos grandes lieues de circonférence, et renferme environ quatre millions de citoyens : si Nanquin, l'ancienne métropole, en avait autrefois davantage : si une simple bourgade nommée Quientzeng, où l'on fabrique la porcelaine, contient environ un million d'habitants.

Les forces de cet état consistent, selon les relations des hommes les plus intelligents qui aient jamais voyagé, dans une milice d'environ huit cent mille soldats bien entretenus : cinq cent soixante et dix mille chevaux sont nourris ou dans les écuries ou dans les pâturages de l'empereur, pour monter les gens de guerre, pour les voyages de la cour, et pour les courriers publics.

Plusieurs missionnaires, que l'empereur Cang-Hi dans ces derniers temps approcha de sa personne par amour pour les sciences, rapportent qu'ils l'ont suivi dans ces chasses magnifiques vers la grande Tartarie, où cent mille cavaliers et soixante mille hommes de pied marchaient en ordre de bataille : c'est un usage immémorial dans ces climats.

Les villes chinoises n'ont jamais eu d'autres fortifications, que celles que le bon sens a inspiré à toutes les nations, avant l'usage de l'artillerie ; un fossé, un rempart, une forte muraille et des tours : depuis même que les chinois se servent de canons, ils n'ont point suivi le modèle de nos places de guerre : mais au lieu qu'ailleurs on fortifie des places, les chinois ont fortifié leur empire. La grande muraille qui séparait et défendait la Chine des tartares, bâtie cent trente sept ans avant notre ère, subsiste encore dans un contour de cinq cent lieues, s'élève sur des montagnes, descend dans des précipices, ayant presque partout vingt de nos pieds de largeur, sur plus de trente de hauteur.

Monument supérieur aux pyramides d'Égypte par son utilité, comme par son immensité. Ce rempart n'a pu empêcher les tartares de profiter dans la suite des temps des divisions de la Chine, et de la subjuguer ; mais la constitution de l'état n'en a été ni affaiblie ni changée. Le pays des conquérants est devenu une partie de l'état conquis ; et les tartares mantchoux, maîtres aujourd'hui de la Chine, n'ont fait autre chose que se soumettre les armes à la main aux lois du pays dont ils ont envahi le trône.

Le revenu ordinaire de l'empereur se monte, selon les supputations les plus vraisemblables, à deux cent millions d'onces d'argent. Il est à remarquer que l'once d'argent ne vaut pas cent de nos sous valeur intrinsèque, comme le dit l'histoire de la Chine ; car il n'y a point de valeur intrinsèque numéraire ; mais à prendre le marc de notre argent à cinquante de nos livres de compte, cette orme revient à douze cent cinquante millions de notre monnaie en 1740. Je dis, en ce temps ; car cette valeur arbitraire n'a que trop changé parmi nous, et changera peut-être encore ; c'est à quoi ne prennent pas assez garde les écrivains, plus instruits des livres que des affaires, qui évaluent souvent l'argent étranger d'une manière très fautive.

Ils ont eu des monnaies d'or et d'argent frappées avec le coing, longtemps avant que les dariques fussent frappés en Perse. L'empereur Cang-Hi avait rassemblé une suite de trois mille de ces monnaies, parmi lesquelles il y en avait beaucoup des Indes ; autre preuve de l'ancienneté des arts dans l'Asie ; mais depuis longtemps l'or n'est plus une mesure commune à la Chine, il y est marchandise comme en Hollande ; l'argent n'y est plus monnaie : le poids et le titre en font le prix : on n' y frappe plus que du cuivre, qui seul dans ce pays a une valeur arbitraire.

Le gouvernement dans des temps difficiles a payé en papier, comme on a fait depuis dans plus d'un état de l'Europe ; mais jamais la Chine n'a eu l'usage des banques publiques, qui augmentent les richesses d'une nation, en multipliant son crédit.

Ce pays favorisé de la nature possède presque tous les fruits transplantés dans notre Europe, et beaucoup d'autres qui nous manquent. Le bled, le ris, la vigne, les légumes, les arbres de toute espèce y couvrent la terre ; mais les peuples n'ont jamais fait de vin, satisfaits d’une liqueur assez forte qu'ils savent tirer du ris.

L’insecte précieux qui produit la soie, est originaire de la Chine ; c'est de-là qu’il passa en Perse assez tard, avec l'art de faire des étoffes du duvet qui les couvre ; et ces étoffes étaient si rares du temps même de Justinien, que la soie se vendait en Europe au poids de l'or.

Le papier fin, et d'un blanc éclatant, était fabriqué chez les chinois de temps immémorial ; on en faisait avec des filets de bois de bambou bouilli. On ne connaît pas la première époque de la porcelaine et de ce beau vernis qu'on commence à imiter et à égaler en Europe. Ils savent depuis deux mille ans fabriquer le verre, mais moins beau et moins transparent que le notre.

L'imprimerie y fut inventée par eux dans le même temps. On sait que cette imprimerie est une gravure sur des planches de bois, telle que Gutenberg la pratiqua le premier à Mayence au quinzième siècle. L'art de graver les caractères sur le bois est plus perfectionné à la Chine ; notre méthode d'employer les caractères mobiles et de fonte, beaucoup supérieure à la leur, n'a point encore été adoptée par eux,

tant ils sont attachés à leurs anciens usages. L'usage des cloches est chez eux de la plus haute antiquité. Ils ont cultivé la chimie ; et sans devenir jamais bons physiciens, ils ont inventé la poudre ; mais ils ne s'en servaient que dans des fêtes, dans l'art des feux d'artifice, où ils ont surpassé les autres nations. Ce furent les portugais qui dans ces derniers siècles leur ont enseigné l'usage de l'artillerie ; et ce sont les jésuites qui leur ont appris à fondre le canon. Si les chinois ne s'appliquèrent pas à inventer ces instruments destructeurs, il ne faut pas en louer leur vertu, puisqu'ils n'en ont pas moins fait la guerre.
Ils ne poussèrent loin l'astronomie qu'en tant qu'elle est la science des yeux et le fruit de la patience. Ils observèrent le ciel assidûment, remarquèrent tous les phénomènes, et les transmirent à la postérité. Ils divisèrent, comme nous, le cours du soleil en trois cent soixante cinq parties et un quart. Ils connurent, mais confusément, la précession des équinoxes et des solstices. Ce qui mérite peut-être le plus d'attention, c'est que de temps immémorial ils partagent le mois en semaines de sept jours. On montre encore les instruments dont se servit un de leurs fameux astronomes mille ans avant notre ère, dans une ville qui n'est que du troisième ordre.
Nanquin, l'ancienne capitale, conserve un globe de bronze, que trois hommes ne peuvent embrasser, porté sur un cube de cuivre qui s'ouvre, et dans lequel on fait entrer un homme pour tourner ce globe, sur lequel sont tracés les méridiens et les parallèles. Pékin a un observatoire, rempli d'astrolabes et de sphères armillaires ; instruments à la vérité inférieurs aux nôtres pour l'exactitude, mais témoignages célèbres de la supériorité des chinois sur les autres peuples d'Asie.
La boussole qu'ils connaissaient, ne servait pas à son véritable usage, de guider la route des vaisseaux. Ils ne naviguaient que près des côtes. Possesseurs d'une terre qui fournit tout, ils n'avaient pas besoin d'aller, comme nous, au bout du monde. La boussole, ainsi que la poudre à tirer, était pour eux une simple curiosité ; et ils n'en étaient pas plus à plaindre.
On est étonné que ce peuple inventeur n'ait jamais percé dans la géométrie au delà des éléments, que dans la musique ils aient ignoré les demi-tons, que leur astronomie et toutes leurs sciences soient en même temps si anciennes et si bornées. Il semble que la nature ait donné à cette espèce d'hommes si différente de la notre, des organes faits pour trouver tout d'un coup tout ce qui leur était nécessaire, et incapables d'aller au-delà. Nous au contraire, nous avons eu des connaissances très tard ; et nous avons tout perfectionné rapidement. Ce qui est moins étonnant, c'est la crédulité avec laquelle ces peuples ont toujours joint leurs erreurs de l'astrologie judiciaire aux vraies connaissances célestes. Cette superstition a été celle de tous les hommes ; et il n'y a pas longtemps que nous en sommes guéris ; tant l'erreur semble faite pour le genre humain.
Si on cherche pourquoi tant d'arts et de sciences, cultivés sans interruption depuis si longtemps à la Chine, ont cependant fait si peu de progrès ; il y en a peut-être deux raisons : l'une est le respect prodigieux que ses peuples ont pour ce qui leur a été transmis par leurs pères, et qui rend parfait à leurs yeux tout ce qui est ancien ; l'autre est la nature de leur langue, premier principe de toutes les connaissances.
L'art de faire connaître ses idées par l'écriture, qui devait n'être qu'une méthode très simple, est chez eux ce qu'ils ont de plus difficile. Chaque mot a des caractères différents : un savant à la Chine est celui qui connaît le plus de ces caractères ; quelques-uns sont arrivés à la vieillesse avant de savoir bien écrire.
Ce qu'ils ont le plus connu, le plus cultivé, le plus perfectionné, c'est la morale et les lois. Le respect des enfants pour les pères est le fondement du gouvernement chinois. L'autorité paternelle n'y est jamais affaiblie. Un fils ne peut plaider contre son père qu'avec le consentement de tous les parents, des amis, et des magistrats. Les mandarins lettrés y sont regardés comme les pères des villes et des provinces, et le roi comme le père de l'empire. Cette idée, enracinée dans les cœurs, forme une famille de cet état immense.
Tous les vices y existent comme ailleurs, mais certainement plus réprimés par le frein des lois, toujours uniformes. Le savant auteur des mémoires de l'amiral Anson témoigne un grand mépris pour la Chine, parce que le petit peuple de Kanton trompa les anglais autant qu'il le put. Mais doit-on juger du gouvernement d'une grande nation par les mœurs de la populace des frontières ? Et qu'auraient dit de nous les chinois, s'ils eussent fait naufrage sur nos côtes maritimes dans le temps où les lois des nations d'Europe confisquaient les effets naufragés, et que la coutume permettait qu'on égorgeât les propriétaires ?
Les cérémonies continuelles qui chez les chinois gênent la société, et dont l'amitié seule se défait dans l'intérieur des maisons, ont établi dans toute la nation une retenue et une honnêteté qui donne à la fois aux mœurs de la gravité et de la douceur. Ces qualités s'étendent jusqu'aux derniers du peuple. Des missionnaires racontent que souvent dans des marchés publics, au milieu de ces embarras et de ces confusions qui excitent dans nos contrées des clameurs si barbares et des emportements si fréquents et si odieux, ils ont vu les paysans se mettre à genoux les uns devant les autres selon la coutume du pays, se demander pardon de l'embarras dont chacun s'accusait, s'aider l'un l'autre, et débarrasser tout avec

tranquillité. Dans les autres pays les lois punissent les crimes ; à la Chine elles font plus, elles récompensent la vertu. Le bruit d'une action généreuse et rare se répand-il dans une province, le mandarin est obligé d'en avertir l'empereur, et l'empereur envoie une marque d'onneur à celui qui l'a si bien méritée. Cette morale, cette obéissance aux lois, jointe à l'adoration d'un être suprême, forment la religion de la Chine, celle des empereurs et des lettrés. L'empereur est de temps immémorial le premier pontife : c'est lui qui sacrifie au tien, au souverain du ciel et de la terre. Il doit être le premier philosophe, le premier prédicateur de l'empire ; ses édits sont presque toujours des instructions et des leçons de morale.

Chapitre 2

De la religion de la Chine.

Que le gouvernement n'est point athée ; que le christianisme n'y a point été prêché au septième siècle ; de quelques sectes établies dans le pays.

Congfutsée, que nous appelons Confucius, qui vivait il y a deux mille trois cent ans, un peu avant Pythagore, rétablit cette religion, laquelle consiste à être juste. Il l'enseigna, et la pratiqua dans la grandeur, dans l'abaissement, tantôt premier ministre d'un roi tributaire de l'empereur, tantôt exilé, fugitif et pauvre. Il eut de son vivant cinq mille disciples, et après sa mort ses disciples furent les empereurs, les colao, c'est-à-dire, les mandarins, les lettrés, et tout ce qui n'est pas peuple.

Sa famille subsiste encore : et dans un pays ou il n'y a d'autre noblesse que celle des services actuels, elle est distinguée des autres familles en mémoire de son fondateur : pour lui, il a tous les honneurs, non pas les honneurs divins qu'on ne doit à aucun homme, mais ceux que mérite un homme qui a donné de la divinité les idées les plus saines que puisse former l'esprit humain sans révélation : c'est pourquoi le père Le Comte et d'autres missionnaires ont écrit que les chinois ont connu le vrai dieu, quand les autres peuples étaient idolâtres, et qu'ils lui ont sacrifié dans le plus ancien temple de l'univers. Les reproches d'athéisme, dont on charge si libéralement dans notre occident quiconque ne pense pas comme nous, ont été prodigués aux chinois. Il faut être aussi inconsidérés que nous le sommes dans toutes nos disputes, pour avoir osé traiter d'athée un gouvernement dont presque tous les édits parlent d'un être suprême père des peuples, récompensant, et punissant avec justice, qui a mis entre l'homme et lui une correspondance de prières et de bienfaits, de fautes et de châtiments.

Il est vrai que leur religion n'admet point de peines et de récompenses éternelles ; et c'est ce qui fait voir combien cette religion est ancienne. Moïse lui-même ne parle point de l'autre vie dans ses lois. Les saducéens chez les juifs ne la crurent jamais ; et ce dogme n'a été heureusement constaté dans l'occident que par le maître de la vie et de la mort.

On a crû que les lettrés chinois n'avaient pas une idée distincte d'un dieu immatériel ; mais il est injuste d'inférer de là qu'ils sont athées. Les anciens égyptiens, ces peuples si religieux, n'adoraient pas Isis et Osiris comme de purs esprits. Tous les dieux de l'antiquité étaient adorés sous une forme humaine ; et ce qui montre bien à quel point les hommes sont injustes, c'est qu'on flétrissait du nom d'athées chez les grecs ceux qui n'admettaient pas ces dieux corporels, et qui adoraient dans la divinité une nature inconnue, invisible, inaccessible à nos sens.

Le fameux archevêque Navarette dit que selon tous les interprètes des livres sacrés de la Chine, l'âme est une partie aérée, ignée, qui en se séparant du corps se réunit à la substance du ciel. Ce sentiment se trouve le même que celui des stoïciens. C'est ce que Virgile développe admirablement dans son sixième livre de l'Enéide.

Or certainement ni le manuel d'Épictète, ni l'Enéide ne sont infectés de l'athéisme. Nous avons calomnié les chinois, uniquement parce que leur métaphysique n'est pas la notre. Nous aurions dû admirer en eux deux mérites, qui condamnent à la fois les superstitions des païens, et les mœurs des chrétiens. Jamais la religion des lettrés ne fut déshonorée par des fables, ni souillée par des querelles et des guerres civiles. En imputant l'athéisme au gouvernement de ce vaste empire, nous avons eu la légèreté de lui attribuer l'idolâtrie par une accusation qui se contredit ainsi elle-même. Le grand malentendu sur les rites de la Chine est venu de ce que nous avons jugé de leurs usages par les nôtres : car nous portons au bout du monde nos préjugés et notre esprit contentieux. Une génuflexion, qui n'est chez eux qu'une révérence ordinaire, nous a paru un acte d'adoration ; nous avons pris une table pour un autel. C'est ainsi que nous jugeons de tout. Nous verrons en son temps comment nos divisions et nos disputes ont fait chasser de la Chine nos missionnaires.

Quelque temps avant Confucius, Laokiun avait introduit une secte, qui croit aux esprits malins, aux enchantements, aux prestiges. Une secte semblable à celle d'Épicure fut reçue et combattue à la Chine cinq cent ans avant Jésus-Christ : mais dans le premier siècle de notre ère, ce pays fut inondé de la superstition des bonzes. Ils apportèrent des Indes l'idole de Fo ou de Foé, adorée sous différents noms par les japonais et les tartares, prétendu dieu descendu sur la terre, à qui on rend le culte le plus ridicule, et par conséquent le plus fait pour le vulgaire. Cette religion, née dans les Indes près de mille ans avant Jésus-Christ, a infecté l'Asie orientale ; c'est ce dieu que prêchent les bonzes à la Chine, les talapoins à Siam, les lamas en Tartarie.

C'est en son nom qu'ils promettent une vie éternelle, et que des milliers de bonzes consacrent leurs jours à des exercices de pénitence, qui effrayent la nature. Quelques-uns passent leur vie nus et enchaînés ; d'autres portent un carcan de fer, qui plie leur corps en deux et tient leur front toujours baissé à terre. Leur fanatisme se subdivise à l' infini. Ils passent pour chasser des démons, pour opérer des miracles ; ils vendent au peuple la rémission des péchés. Cette secte séduit quelquefois des mandarins ; et par une fatalité qui montre que la même superstition est de tous les pays, quelques mandarins se sont fait tondre en bonzes par piété.

Ce sont eux qui dans la Tartarie ont à leur tête le Dalaï-lama, idole vivante qu’on adore, et c'est-là peut-être le triomphe de la superstition humaine.
Ce Dalaï-lama, successeur et vicaire du dieu Fo, passe pour immortel. Les prêtres nourrissent toujours un jeune lama, désigné successeur secret du souverain pontife, qui prend sa place dès que celui-ci, qu'on croit immortel, est mort. Les princes tartares ne lui parlent qu’à genoux. Il décide souverainement tous les points de foi sur lesquels les lamas sont divisés. Enfin il s'est depuis quelque temps fait souverain du Tibet à l’occident de la Chine. L’empereur reçoit ses ambassadeurs, et lui en envoie avec des présents considérables.
Ces sectes sont tolérées à la Chine pour l'usage du vulgaire, comme des aliments grossiers faits pour le nourrir ; tandis que les magistrats et les lettrés, séparés en tout du peuple, se nourrissent d’une substance plus pure. Confucius gémissait pourtant de cette foule d'erreurs : il y avait beaucoup d'idolâtres de son temps. La secte de Laokiun avait déjà introduit les superstitions chez le peuple. Pourquoi, dit-il dans un de ses livres, y a-t-il plus de crimes chez la populace ignorante que parmi les lettrés ? C'est que le peuple est gouverné par les bonzes. beaucoup de lettrés sont à la vérité tombés dans le matérialisme, mais leur morale n’en a point été altérée. Ils pensent que la vertu est si nécessaire aux hommes, et si aimable par elle-même, qu'on n'a pas même besoin de la connaissance d'un dieu pour la suivre. D'ailleurs il ne faut pas croire que tous les matérialistes chinois soient athées, puis que nos premiers pères de l'église croyaient dieu et les anges corporels. On prétend que vers le VIIIe siècle, du temps de Charlemagne, la religion chrétienne était connue à la Chine. On assure que nos missionnaires ont trouvé dans la province de Kingtching une inscription en caractères syriaques et chinois. Ce monument, qu'on voit tout au long dans Kircher, atteste qu'un saint homme nommé Olopüen, conduit par des nuées bleues, et observant la règle des vents, vint de Tacin à la Chine l'an 1092 de l'ère des séleucides, qui répond à l'an 636 de Jésus-Christ ; qu'aussitôt qu'il fut arrivé au faubourg de la ville impériale, l'empereur envoya un colao au-devant de lui, et lui fit bâtir une église chrétienne.
Il est évident par l'inscription même, que c'est une de ces fraudes pieuses qu'on s'est toujours trop aisément permises. Le sage Navarette en convient. Ce pays de Tacin, cette ère des séleucides, ce nom d'Olopüen, qui est, dit-on, chinois, et qui ressemble à un nom espagnol, ces nuées bleues qui servent de guides, cette église chrétienne bâtie tout d'un coup à Pékin pour un prêtre de Palestine qui ne pouvait mettre le pied à la Chine sans encourir la peine de mort ; tout cela fait voir le ridicule de la supposition. Ceux qui s'efforcent de la soutenir, ne font pas réflexion que les prêtres dont on trouve les noms dans ce prétendu monument, étaient des nestoriens, et qu'ainsi ils ne combattent que pour des hérétiques.
Il faut mettre cette inscription avec celle de Malabar, où il est dit que saint Thomas arriva dans le pays en qualité de charpentier avec une règle et un pieu, et qu'il porta seul une grosse poutre pour preuve de sa mission. Il y a assez de vérités historiques sans y mêler ces absurdes mensonges.
Il est très vrai qu'au temps de Charlemagne la religion chrétienne (ainsi que les peuples qui la professent) avait toujours été absolument inconnue à la Chine. Il y avait des juifs. Plusieurs familles de cette nation non moins errante que superstitieuse, s'y étaient établies deux siècles avant notre ère vulgaire ; elles y exerçaient le métier de courtier que les juifs ont fait dans presque tout le monde.
Je me réserve à jeter les yeux sur Siam, sur le Japon, et sur tout ce qui est situé vers l'orient et le midi, lorsque je serai parvenu au temps où l’industrie des européens s'est ouvert un chemin facile à ces extrémités de notre hémisphère.

Chapitre 126

État de l'Asie au temps des découvertes des portugais : De la Chine.

Tandis que l'Espagne jouissait de la conquête de l'Amérique, que le Portugal dominait sur les côtes de l'Afrique et de l'Asie, que le commerce de l'Europe prenait une face si nouvelle, et que le grand changement dans la religion chrétienne changeait les intérêts de tant de rois, il faut vous représenter dans quel état était le reste de nôtre ancien univers. Nous avons laissé, vers la fin du treizième siècle, la race de Gengis Khân souveraine dans la Chine, dans l'Inde, dans la Perse, et les tartares portant la destruction jusqu'en Pologne et en Hongrie. La branche de cette famille victorieuse qui régna dans la Chine, s'appelle Yven. On ne reconnaît point dans ce nom celui d'Octaï-Kan, ni celui de Coblaï son frère, dont la race régna un siècle entier. Ces vainqueurs prirent avec un nom chinois les mœurs chinoises. Tous les usurpateurs veulent conserver par les lois ce qu'ils ont envahi par les armes. Sans cet intérêt si naturel de jouir paisiblement de ce qu'on a volé, il n'y aurait pas de société sur la terre. Les tartares trouvèrent les lois des vaincus si belles, qu'ils s'y soumirent pour mieux s'affermir. Ils conservèrent surtout avec soin celle qui ordonne que personne ne soit ni gouverneur ni juge dans la province où il est né ; loi admirable, et qui d'ailleurs convenait à des vainqueurs. Cet ancien principe de morale et de politique, qui rend les pères si respectables aux enfants, et qui fait regarder l'empereur comme le père commun, accoutuma bientôt les chinois à l'obéissance volontaire. La seconde génération oublia le sang que la première avait perdu. Il y eut neuf empereurs consécutifs de la même race tartare, sans que les annales chinoises fassent mention de la moindre tentative de chasser ces étrangers. Un des arrière-petits-fils de Gengis Khân fut assassiné dans son palais ; mais il le fut par un tartare, et son héritier naturel lui succéda sans aucun trouble. Enfin ce qui avait perdu les califes, ce qui avait autrefois détrôné les rois de Perse et ceux d'Assyrie, renversa ces conquérants ; ils s'abandonnèrent à la mollesse. Le neuvième empereur du sang de Gengis Khân, entouré de femmes et de prêtres lamas qui le gouvernaient tour à tour, excita le mépris, et réveilla le courage des peuples. Les bonzes ennemis des lamas furent les premiers auteurs de la révolution. Un aventurier qui avait été valet dans un couvent de bonzes, s'étant mis à la tête de quelques brigands, se fit déclarer chef de ceux que la cour appelait les révoltés. On voit vingt exemples pareils dans l'empire romain, et surtout dans celui des grecs. La terre est un vaste théâtre, où la même tragédie se joue sous des noms différents. Cet aventurier chassa la race des tartares en 1357 et commença la vingt et unième famille, ou dynastie, nommée ming, des empereurs chinois. Elle a régné deux cent soixante et seize ans ; mais enfin elle a succombé sous les descendants de ces mêmes tartares qu'elle avait chassés. Il a toujours fallu qu'à la longue le peuple le plus instruit, le plus riche, le plus policé, ait cédé partout au peuple sauvage, pauvre et robuste. Il n'y a eu que l'artillerie perfectionnée qui ait pu enfin égaler les faibles aux forts, et contenir les barbares. Nous avons observé (au second chapitre) que les chinois ne faisaient point encore usage du canon, quoiqu'ils connussent la poudre depuis si longtemps. Le restaurateur de l'empire chinois prit le nom de Taitsoug, et rendit ce nom célèbre par les armes et par les lois. Une de ses premières attentions fut de réprimer les bonzes, qu'il connaissait d'autant mieux qu'il les avait servis. Il défendit qu'aucun chinois n'embrassât la profession de bonze avant quarante ans, et porta la même loi pour les bonzesses. C'est ce que le tzar Pierre le Grand a fait de nos jours en Russie. Mais cet amour invincible de sa profession, et cet esprit qui anime tous les grands corps, a fait triompher bientôt les bonzes chinois, et les moines russes, d'une loi sage ; il a toujours été plus aisé dans tous les pays d'abolir des coutumes invétérées que de les restreindre. Il paraît que Taitsou, ce second fondateur de la Chine, regardait la propagation comme le premier des devoirs ; car en diminuant le nombre des bonzes, dont la plupart n'étaient pas mariés, il eut soin d'exclure de tous les emplois les eunuques, qui auparavant gouvernaient le palais, et amollissaient la nation. Quoique la race de Gengis eût été chassée de la Chine, ces anciens vainqueurs étaient toujours très redoutables. Un empereur chinois nommé Yngtsong fut fait prisonnier par eux, et amené captif dans le fond de la Tartarie en 1444. L'empire chinois paya pour lui une rançon immense. Ce prince reprit sa liberté, mais non pas sa couronne, et il attendit paisiblement pour remonter sur le trône la mort de son frère qui régnait pendant sa captivité. L'intérieur de l'empire fut tranquille. L'histoire rapporte qu'il ne fut troublé que par un bonze, qui voulut faire soulever les peuples, et qui eut la tête tranchée. La religion de l'empereur et des lettrés ne changea point. On défendit seulement de rendre à Confutzée les mêmes honneurs qu'on rendait à la mémoire des rois ; défense honteuse, puisque nul roi n'avait rendu tant de services à la patrie que Confutzée ; mais défense qui prouve que Confutzée ne fut jamais adoré, et qu'il n'entre point d'idolâtrie dans les cérémonies dont les chinois honorent leurs aïeux et les mânes des grands hommes. Une étrange opinion régnait alors à la Chine. On était persuadé qu'il y avait un secret pour rendre les hommes immortels. Des charlatans qui ressemblaient à nos alchimistes, se vantaient de pouvoir composer une liqueur qu'ils appelaient le breuvage de l'immortalité. Ce fut le sujet de mille fables dont l'Asie fut inondée, et qu'on a prises pour de l'histoire. On prétend que plus d'un empereur chinois dépensa des sommes immenses pour cette recette ; c'est comme si les asiatiques croyaient que nos rois

de l'Europe ont recherché sérieusement la fontaine de Jouvence, aussi connue dans nos anciens romans gaulois que la coupe d'immortalité dans les romans asiatiques. Sous la dynastie Yven, c'est-à-dire sous la postérité de Gengis Khân, et sous celle des restaurateurs nommée Ming, les arts qui appartiennent à l'esprit et à l'imagination furent plus cultivés que jamais ; ce n'était ni nôtre sorte d'esprit, ni nôtre sorte d'imagination ; cependant on retrouve dans leurs petits romans le même fonds qui plaît à toutes les nations. Ce sont des malheurs imprévus, des avantages inespérés, des reconnaissances : on y trouve peu de ce fabuleux incroyable, telles que les métamorphoses inventées par les grecs et embellies par Ovide, telles que les contes arabes, et les fables du Boyardo et de l'Arioste. L'invention dans les fables chinoises s'éloigne rarement de la vraisemblance, et tend toujours à la morale. La passion du théâtre devint universelle à la Chine depuis le quatorzième siècle jusqu'à nos jours. Ils ne pouvaient avoir reçu cet art d'aucun peuple. Ils ignoraient que la Grèce eût existé ; et ni les mahométans, ni les tartares n'avaient pu leur communiquer les ouvrages grecs. Ils inventèrent l'art, mais par la tragédie chinoise qu'on a traduite, on voit qu'ils ne l'ont pas perfectionné. Cette tragédie intitulée l’orphelin de Tchao est du quatorzième siècle ; on nous la donne comme la meilleure qu'ils aient eu encore. Il est vrai qu'alors les ouvrages dramatiques étaient plus grossiers en Europe : à peine même cet art nous était-il connu. Nôtre caractère est de nous perfectionner, et celui des chinois est jusqu'à présent de rester où ils sont parvenus. Peut-être cette tragédie est-elle dans le goût des premiers essais d’Eschyle. Les chinois toujours supérieurs dans la morale ont fait peu de progrès dans toutes les autres sciences. C’est sans doute que la nature, qui leur a donné un esprit droit et sage, leur a refusé la force de l’esprit. Ils écrivent en général comme ils peignent, sans connaître les secrets de l'art. Leurs tableaux jusqu'à présent sont destitués d'ordonnance, de perspective, de clair-obscur ; leurs écrits se ressentent de la même faiblesse. Mais il paraît qu'il règne dans leurs productions une médiocrité sage, une vérité simple, qui ne tient rien du style ampoulé des autres orientaux. Vous ne voyez dans ce que vous avez lu de leurs traités de morale aucune de ces paraboles étrangères, de ces comparaisons gigantesques et forcées. Ils ne parlent point en énigmes : c'est encore ce qui en fait dans l'Asie un peuple à part. Vous lisiez il n'y a pas longtemps des réflexions d'un sage chinois sur la manière dont on peut se procurer la petite portion de bonheur dont la nature de l'homme est susceptible : ces réflexions sont précisément les mêmes que nous retrouvons dans la plupart de nos livres. La théorie de la médecine n'est encore chez eux qu'ignorance et erreur. Cependant les médecins chinois ont une pratique assez heureuse. La nature n'a pas permis que la vie des hommes dépendit de la perfection de la physique. Les grecs savaient saigner à propos, sans savoir que le sang circulât. L'expérience des remèdes et le bon sens ont établi la médecine pratique dans toute la terre : elle est partout un art conjectural, qui aide quelquefois la nature, et quelquefois la détruit. En général l'esprit d’ordre, de modération, le goût des sciences, la culture de tous les arts utiles à la vie, un nombre prodigieux d'inventions qui rendaient ces arts plus faciles, composaient la sagesse chinoise. Cette sagesse avait poli les conquérants tartares, et les avait incorporés à la nation. C'est un avantage que les grecs n'ont pu avoir sur les turcs. Enfin les chinois avaient chassé leurs maîtres, et les grecs n'ont pas même imaginé de secouer le joug de leurs vainqueurs. Quand nous parlons de la sagesse qui a présidé quatre mille ans à la constitution de la Chine, nous ne prétendons pas parler de la populace ; elle doit être en tout pays uniquement occupée du travail des mains. L'esprit d'une nation réside toujours dans le petit nombre qui fait travailler le grand, qui le nourrit et le gouverne. Certainement cet esprit de la nation chinoise est le plus ancien monument de raison qui soit sur la terre. Ce gouvernement, quelque beau qu'il fût, était nécessairement infecté de grands abus attachés à la condition humaine, et surtout à un vaste empire. Le plus grand de ces abus, qui n'a été corrigé que dans ces derniers temps, était la coutume des pauvres d'exposer leurs enfants, dans l'espérance qu'ils seraient recueillis par les riches. Il périssait ainsi beaucoup de sujets. L'extrême population empêchait le gouvernement de prévenir ces pertes. On regardait les hommes comme les fruits des arbres, dont on laisse périr sans regret une grande partie, quand il en reste suffisamment pour la nourriture. Les conquérants tartares auraient pu fournir la subsistance à ces enfants abandonnés, et en faire des colonies qui auraient peuplé les déserts de la Tartarie. Ils n'y songèrent pas ; et dans nôtre occident, où nous avions un besoin plus pressant de réparer l'espèce humaine, nous n'avions pas encore remédié au même mal, quoiqu'il nous fût plus préjudiciable. Londres n'a d'hôpitaux pour les enfants trouvés que depuis quelques années. Il faut bien des siècles pour que la société humaine se perfectionne.

Chapitre 163

De la Chine au dix-septième siècle et au commencement du dix-huitième.

Il vous est fort inutile sans doute de savoir que dans la dynastie chinoise qui régnait après la dynastie des tartares de Gengis Khân, l'empereur Quancum succéda à Kinkum, et Kicum à Quancum. Il est bon que ces noms se trouvent dans les tables chronologiques ; mais vous attachant toujours aux événements et aux mœurs, vous franchissez tous ces espaces vides, pour venir aux temps marqués par de grandes choses. Cette même mollesse qui a perdu la Perse et l'Inde, fit à la Chine dans le siècle passé une révolution plus complète que celle de Gengis Khân, et de ses petits-fils. L'empire chinois était au commencement du dix-septième siècle bien plus heureux que l'Inde, la Perse, et la Turquie. L'esprit humain ne peut certainement imaginer un gouvernement meilleur que celui où tout se décide par de grands tribunaux, subordonnés les uns aux autres, dont les membres ne sont reçus qu'après plusieurs examens sévères. Tout se règle à la Chine par ces tribunaux. Six cours souveraines sont à la tête de toutes les cours de l'empire. La première veille sur tous les mandarins des provinces ; la seconde dirige les finances ; la troisième a l'intendance des rites, des sciences et des arts ; la quatrième a l'intendance de la guerre ; la cinquième préside aux juridictions chargées des affaires criminelles ; la sixième a soin des ouvrages publics. Le résultat de toutes les affaires décidées à ces tribunaux est porté à un tribunal suprême. Sous ces tribunaux il y en a quarante-quatre subalternes, qui résident à Pékin. Chaque mandarin dans sa province, dans sa ville, est assisté d'un tribunal. Il est impossible que dans une telle administration l'empereur exerce un pouvoir arbitraire. Les lois générales émanent de lui : mais par la constitution du gouvernement il ne peut rien faire sans avoir consulté des hommes élevés dans les lois, et élus par les suffrages. Que l'on se prosterne devant l'empereur comme devant un dieu, que le moindre manque de respect à sa personne soit puni selon la loi comme un sacrilège, cela ne prouve certainement pas un gouvernement despotique et arbitraire. Le gouvernement despotique serait celui où le prince pourrait, sans contrevenir à la loi, ôter à un citoyen les biens, ou la vie, sans forme, et sans autre raison que sa volonté. Or s'il y eut jamais un état dans lequel la vie, l'honneur, et les biens des hommes aient été protégés par les lois, c'est l'empire de la Chine. Plus il y a de grands corps dépositaires de ces lois, moins l'administration est arbitraire ; et si quelquefois le souverain abuse de son pouvoir contre le petit nombre d'hommes qui s'expose à être connu de lui, il ne peut en abuser contre la multitude qui lui est inconnue et qui vit sous la protection des lois. La culture des terres poussée à un point de perfection dont on n'a pas encore approché en Europe, fait assez voir que le peuple n'était pas accablé de ces impôts qui gênent le cultivateur : le grand nombre d'hommes occupés de donner des plaisirs aux autres montre que les villes étaient florissantes autant que les campagnes étaient fertiles. Il n'y avait point de cité dans l'empire où les festins ne fussent accompagnés de spectacles. On n'allait point au théâtre, on faisait venir les théâtres dans sa maison ; l'art de la tragédie, de la comédie était commun sans être perfectionné ; car les chinois n'ont perfectionné aucun des arts de l'esprit, excepté la morale ; mais ils jouissaient avec profusion de ce qu'ils connaissaient : et enfin ils étaient heureux autant que la nature humaine le comporte. Ce bonheur fut suivi vers l'an 1630 de la plus terrible catastrophe, et de la désolation la plus générale. La famille des conquérants tartares descendants de Gengis Khân avait fait ce que tous les conquérants ont tâché de faire ; elle avait affaibli la nation des vainqueurs, afin de ne pas craindre sur le trône des vaincus la même révolution qu'elle y avait faite. Cette dynastie des Ivan ayant été enfin dépossédée par la dynastie Ming, les tartares qui habitèrent au nord de la grande muraille ne furent plus regardés que comme des espèces de sauvages, dont il n'y avait rien ni à espérer ni à craindre. Au-delà de la grande muraille est le royaume de Leao-Tong, incorporé par la famille de Gengis Khân à l'empire de la Chine, et devenu entièrement chinois. Au nord-est de Leao-Tong, étaient quelques hordes de tartares mantchoux, que le vice-roi de Leao-Tong traita durement. Ils firent des représentations hardies, telles qu'on nous dit que les scythes en firent de tout temps depuis l'invasion de Cyrus ; car le génie des peuples est toujours le même, jusqu'à ce qu'une longue oppression les fasse dégénérer. Le gouverneur pour toute réponse fit brûler leurs cabanes, enleva leurs troupeaux, et voulut transplanter les habitants. Alors ces tartares qui étaient libres se choisirent un chef pour faire la guerre. Ce chef nommé Taitsou se fit bientôt roi ; il battit les chinois, entra victorieux dans le Leao-Tong, et prit d'assaut la capitale. Cette guerre se fit comme toutes celles des temps les plus reculés. Les armes à feu étaient inconnues dans cette partie du monde. Les anciennes armes, comme la flèche, la lance, la massue, le cimeterre, étaient en usage : on se servait peu de boucliers et de casques, encore moins de brassards et de bottines de métal. Les fortifications consistaient dans un fossé, un mur, des tours ; on sapait le mur, ou on montait à l'escalade. La seule force du corps devait donner la victoire ; et les tartares accoutumés à dormir en plein champ, devaient avoir l'avantage sur un peuple élevé dans une vie moins dure. Taitsou ce premier chef des hordes tartares étant mort en 1626 dans le commencement de ces conquêtes, son fils Taitsong prit tout d'un coup le titre d'empereur des tartares, et s'égala à l'empereur de la Chine. On dit qu'il savait lire et écrire, et il paraît qu'il reconnaissait un seul dieu, comme les lettrés chinois ; il

l'appelait Tien comme eux. Il s'exprime ainsi dans une de ses lettres circulaires aux magistrats des provinces chinoises. Le Tien élève qui lui plait ; il m'a peut-être choisi pour devenir vôtre maître. En effet depuis l'année 1628 le Tien lui fit remporter victoire sur victoire. C'était un homme très habile ; il poliçait son peuple féroce pour le rendre obéissant, et établissait des lois au milieu de la guerre. Il était toujours à la tête de ses troupes ; et l'empereur de la Chine dont le nom est devenu obscur, et qui s'appelait Hoaitsang, restait dans son palais avec ses femmes et ses eunuques : aussi fut-il le dernier empereur du sang chinois ; il n'avait pas su empêcher que Taitsong et ses tartares lui prissent ses provinces du nord ; il n'empêcha pas davantage qu'un mandarin rebelle nommé Listching lui prit celles du midi. Tandis que les tartares ravageaient l'orient et le septentrion de la Chine, ce Listching s'emparait de presque tout le reste. On prétend qu'il avait six cent mille hommes de cavalerie, et quatre cent mille d'infanterie. Il vint avec l'élite de ses troupes aux portes de Pékin, et l'empereur ne sortit jamais de son palais ; il ignorait une partie de ce qui se passait. Listching le rebelle (on l'appelle ainsi parce qu'il ne réussit pas) renvoya à l'empereur deux de ses principaux eunuques faits prisonniers, avec une lettre fort courte par laquelle il l'exhortait à abdiquer l'empire. C'est ici qu'on voit bien ce que c'est que l'orgueil asiatique, et combien il s'accorde avec la mollesse. L'empereur ordonna qu'on coupât la tête aux deux eunuques, pour lui avoir apporté une lettre dans laquelle on lui manquait de respect. On eut beaucoup de peine à lui faire entendre que les têtes des princes du sang et d'une foule de mandarins que Listching avait entre ses mains répondraient de celles de ses deux eunuques. Pendant que l'empereur délibérait sur la réponse, Listching était déjà entré dans Pékin. L'impératrice eut le temps de faire sauver quelques-uns de ses enfants mâles ; après quoi elle s'enferma dans sa chambre, et se pendit. L'empereur y accourut, et ayant fort approuvé cet exemple de fidélité, il exhorta quarante autres femmes qu'il avait à l'imiter. Le père de Mailla jésuite, qui a écrit cette histoire dans Pékin même au siècle passé, prétend que toutes ces femmes obéirent sans réplique ; mais il se peut qu'il y en eût quelques-unes qu'il fallut aider. L'empereur qu'il nous dépeint comme un très bon prince, aperçut après cette exécution sa fille unique âgée de quinze ans, que l'impératrice n'avait pas jugé à propos d'exposer à sortir du palais ; il l'exhorta à se pendre comme sa mère, et ses belles-mères ; mais la princesse n'en voulant rien faire, ce bon prince, ainsi que le dit Mailla, lui donna un grand coup de sabre, et la laissa pour morte. On s'attend qu'un tel père et un tel époux se tuera sur le corps de ses femmes et de sa fille ; mais il alla dans un pavillon hors de la ville pour attendre des nouvelles ; et enfin ayant appris que tout était désespéré, et que Listching était dans son palais, il s'étrangla, et mit fin à un empire et à une vie qu'il n'avait pas osé défendre. Cet étrange événement arriva l'année 1641. C'est sous ce dernier empereur de la race chinoise que les jésuites avaient enfin pénétré dans la cour de Pékin. Le père Adam Schall, natif de Cologne, avait tellement réussit auprès de cet empereur par ses connaissances en physique et en mathématique, qu'il était devenu mandarin. C'était lui qui le premier avait fondu du canon de bronze à la Chine : mais le peu qu'il y en avait à Pékin, et qu'on ne savait pas employer, ne sauva pas l'empire. Le mandarin Schall quitta Pékin avant la révolution. Après la mort de l'empereur, les tartares et les rebelles se disputèrent la Chine. Les tartares étaient unis et aguerris ; les chinois étaient divisés et indisciplinés. Il fallut petit à petit céder tout aux tartares. Leur nation avait pris un caractère de supériorité qui ne dépendait pas de la conduite de leur chef. Il en était comme des arabes de Mahomet, qui furent pendant plus de trois cent ans si redoutables par eux-mêmes. La mort de l'empereur Taitsong, que les tartares perdirent en ce temps-là, ne les empêcha pas de poursuivre leurs conquêtes. Ils élurent un de ses neveux encore enfant : c'est Changti père du célèbre Camg-Hi, sous lequel la religion chrétienne a fait des progrès à la Chine. Ces peuples qui avaient d'abord pris les armes pour défendre leur liberté, ne connaissaient pas le droit héréditaire. Nous voyons que tous les peuples commencent par élire des chefs pour la guerre ; ensuite ces chefs deviennent absolus, excepté chez quelques nations d'Europe. Le droit héréditaire s'établit et devient sacré avec le temps. Une minorité ruine presque toujours des conquérants, et ce fut pendant cette minorité de Changti que les tartares achevèrent de subjuguer la Chine. L'usurpateur Listching fut tué par un autre usurpateur chinois, qui prétendait venger le dernier empereur. On reconnut dans plusieurs provinces des enfants vrais ou faux du dernier prince détrôné et étranglé, comme on avait produit des Demetri en Russie. Des mandarins chinois tâchèrent d'usurper des provinces, et les grands usurpateurs tartares vinrent enfin à bout de tous les petits. Il y eut un général chinois qui arrêta quelque temps leurs progrès, parce qu'il avait quelques canons, soit qu'il les eût des portugais de Macao, soit que le jésuite Schall les eût fait fondre. Il est très remarquable que les tartares dépourvus d'artillerie l'emportèrent à la fin sur ceux qui en avaient : c'était le contraire de ce qui était arrivé dans le nouveau monde, et une preuve de la supériorité des peuples du nord sur ceux du midi. Ce qu'il y a de plus surprenant, c'est que les tartares conquirent pied à pied tout ce vaste empire de la Chine sous deux minorités ; car leur jeune empereur Changti étant mort en 1661 à l'âge de vingt-quatre ans, avant que leur domination fût entièrement affermie, ils élurent son fils Camg-Hi au même âge de huit ans auquel ils avaient élu son père, et ce Camg-Hi a rétabli l'empire de la Chine, ayant été assez sage et assez heureux pour se faire également

obéir des chinois et des tartares. Les missionnaires qu'il fit mandarins l'ont loué comme un prince parfait. Quelques voyageurs, et surtout le Gentil, qui n'ont point été mandarins, disent qu'il était d'une avarice sordide et plein de caprices : mais ces détails personnels n'entrent point dans cette peinture générale du monde ; il suffit que l'empire ait été heureux sous ce prince ; c'est par-là qu'il faut regarder et juger les rois. Pendant le cours de cette révolution qui dura plus de trente ans, une des plus grandes mortifications que les chinois éprouvèrent, fut que leurs vainqueurs les obligeaient à se couper les cheveux à la manière tartare. Il y en eut qui aimèrent mieux mourir que de renoncer à leur chevelure. Nous avons vu les moscovites exciter quelques séditions, quand le tzar Pierre Ier les a obligés à se couper leurs barbes, tant la coutume a de force sur le vulgaire. Le temps n'a pas encore confondu la nation conquérante avec le peuple vaincu, comme il est arrivé dans nos Gaules, dans l'Angleterre, et ailleurs. Mais les tartares ayant adopté les lois, les usages et la religion des chinois, les deux nations n'en composeront bientôt qu'une seule. Sous le règne de ce Camg-Hi les missionnaires d'Europe jouirent d'une grande considération ; plusieurs furent logés dans le palais impérial : ils bâtirent des églises ; ils eurent des maisons opulentes. Ils avaient réussi en Amérique, en enseignant à des sauvages les arts nécessaires : ils réussirent à la Chine, en enseignant les arts les plus relevés à une nation spirituelle. Mais bientôt la jalousie corrompit les fruits de leur sagesse, et cet esprit d’inquiétude et de contention, attaché en Europe aux connaissances et aux talents, renversa les plus grands desseins. On fut étonné à la Chine de voir des sages qui n'étaient pas d'accord sur ce qu'ils venaient enseigner, qui se persécutaient et s'anathématisaient réciproquement, qui s'intentaient des procès criminels à Rome, et qui faisaient décider dans des congrégations de cardinaux, si l'empereur de la Chine entendait aussi bien sa langue que des missionnaires venus d'Italie et de France. Ces querelles allèrent si loin, que l'on craignit dans la Chine, ou qu'on feignit de craindre les mêmes troubles qu'on avait essuyés au Japon. Le successeur de Camg-Hi défendit l'exercice de la religion chrétienne, tandis qu'on permettait la musulmane et les différentes sortes de bonzes. Mais cette même cour, sentant le besoin des mathématiques autant que le prétendu danger d'une religion nouvelle, conserva les mathématiciens en imposant silence aux missionnaires. Ce qui mérite bien nôtre attention, c'est le tremblement de terre que la Chine essuya en 1699 sous l'empereur Camg-Hi. Ce phénomène fut plus funeste que celui qui de nos jours a détruit Lima et Lisbonne ; il fit périr, dit-on, environ quatre cent mille hommes. Ces secousses ont dû être fréquentes dans notre globe : la quantité de volcans qui vomissent la fumée et la flamme, font penser que la première écorce de la terre porte sur des gouffres, et qu’elle est remplie de matière inflammable. Il est vraisemblable que nôtre habitation a éprouvé autant de révolutions en physique que la rapacité et l'ambition en a causé parmi les peuples. [Volt3]

1756.2 Voltaire. *Essai sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations, depuis Charlemagne jusqu'à nos jours* [ID D19777].
Sekundärliteratur.
1932
Walter Engemann : Die Veranlassung zur Niederschrift von Voltaires Essai ist von Emilie du Châtelet ausgegangen und wurde 1734-1749 während seines Aufenthaltes im Schloss Cirey-sur-Blaise niedergeschrieben.
Voltaires Urteile über die chinesische Kultur widersprechen sich teilweise. Einerseits lobt er die Chinesen wegen der Beständigkeit in ihren Sitten und Gebräuchen, andererseits sieht er es als einen Mangel an, dass die chinesische Kultur keinen Fortschritt kennt, weil sie in der langen Zeit der Existenz ihres Reiches auf dem gleichen Stadium stehen geblieben ist. Die Stagnation und die damit verbundene Mittelmässigkeit der chinesischen Kultur erklärt er aus der grossen Ehrfurcht vor alten Lehren und Einrichtungen, die der Chinese für vollkommen hält, und aus der Natur ihrer Sprache, die schwer und unbequem ist. Das gleiche gilt erst recht für die Schrift. Hierzu tritt die zweimalige Fremdherrschaft, die auf die Fortentwicklung der chinesischen Kultur hemmend gewirkt hat, denn aller Krieg, Umsturz und Bedrückung machen einen Aufstieg unmöglich. Das sind für Voltaire die entscheidenden Gründe, die dazu geführt haben, dass Kunst und Wissenschaft in China sich nicht weiterentwickelt haben.
Der Zusammenbruch der christlichen Mission in China beschäftigte damals das gesamte geistige Europa. Für Voltaire ist er ein Beweis dafür, dass die christliche Kirche untauglich ist, Mittlerin zwischen den Kulturen der Völker zu sein. Versuchten dennoch einzelne, wie die Jesuiten, diese Rolle zu spielen, so würden die Bestrebungen aus dogmatischer Engherzigkeit bald unterbunden. Voltaire gesteht allen Völkern, die eine ältere Kultur und einen alten toleranten Glauben haben, das Recht zu, sich vor fremden Eindringlingen zu schützen. So hält er es für richtig, die Chinesen trotz dem Kampf gegen das Christentum und seine Missionare, aufrichtig zu bewundern.
Die Kenntnisse Voltaires über die materielle Kultur der Chinesen sind auf Einzelheiten beschränkt. Was er darüber weiss, ist unvollkommen, teilweise sogar falsch. Seinem Sinn für Geldgeschäfte entspricht sein Interesse für die Geldverhältnisse Chinas. Auch die Mitteilungen Voltaires über die wirtschaftlichen Verhältnisse Chinas beschränken sich auf Einzelheiten, weil ihm die Quellen darüber nur wenig Auskunft geben. Da er grosses Interesse an der Landwirtschaft hat, beschäftigt er sich eingehend mit dem chinesischen Ackerbau. In einem Brief von Jean-Denis Attiret wird in glänzenden Farben der kaiserliche Palast mit seinen Anlagen beschrieben. Voltaire benutzt diese Schilderung, um sich gegen die Geschmacklosigkeit des europäischen Prunkes zu wenden. Die Staatsauffassung Voltaires entspringt dem Ehrgeiz, als Bürger die gleiche Stellung wie der Adel einzunehmen. Er ist der Typus des 'bourgeois', der über das eigene Milieu hinausstrebt. Er huldigt dem bürgerlichen Staatsideal des aufgeklärten Absolutismus, wenn er auch seine eigenen Gedanken über das Wesen und die Gestalt eines Idealstaates besitzt. Er sieht sein Staatsideal im chinesischen Staat verwirklicht. Deshalb kann er auch kein objektives Bild des chinesischen Staatswesens geben, weil er es nur vom Standpunkt seiner subjektiven Staatsauffassung aus betrachtet. Den grossen Vorzug des chinesischen Staates sieht er darin, dass es in China keinen Gegensatz zwischen dem Kaiser, der Regierung und den bevorzugten Schichten der Bevölkerung und der grossen Masse gibt, da zwischen ihnen ein patriarchalisches Verhältnis besteht. Darin wurzelt nach Voltaire die Beständigkeit der chinesischen Kultur. Das patriarchalische Verhältnis ist für ihn auch eine der Ursachen dafür, dass der chinesische Staat nicht nur einer der ältesten, sondern auch der erfolgreichsten und blühendsten der Welt ist, ebenso wie der natürliche Reichtum des Landes, der Fleiss seiner Bewohner, die weise Gesetzgebung und der Schutz des Eigentums die Gründe für die allgemeine Wohlhabenheit des Volkes, die grosse Bevölkerungsdichte des Reiches und das hohe Alter der chinesischen Kultur sind. Voltaire begründet den idealen Zustand des Staates damit, dass die Staatsauffassung der Chinesen auf der Sittenlehre und der Achtung vor den Gesetzen beruhe ; denn die Chinesen ehren die Gesetze und das Alter wie die Kinder die Eltern. So erscheint ihm das ganze Kaiserreich wie eine grosse Familie, in welcher der Kaiser für das Wohl des Volkes wie ein Vater zu sorgen hat. Im chinesischen Kaiser sieht er nicht nur den Herrscher, sondern auch den höchsten Priester und Philosophen, der allein dem 'tian', dem Herrscher über Himmel und Erde, opfert.
Voltaire nimmt Stellung gegen die Berichte der Reisenden und gegen Montesquieu, welche die Ansicht vertreten, dass das chinesische Kaisertum despotisch sei. Man ist nach seiner Meinung durch die Form des Hofzeremoniells getäuscht worden. Doch China sei überhaupt das Land der Zeremonien und Höflichkeiten. Als Beweis für das Gegenteil einer absolutistischen Regierungsweise dient der Hinweis darauf, dass seit den ältesten Zeiten am kaiserlichen Palast eine Tafel angebracht ist, auf der jeder Bürger seine Beschwerden über die Regierung aufschreiben darf. Auch steht dem Kaiser ein Ratskollegium zur Seite, und er sieht sich, wie jeder andere Staatsbürger, an den Entscheid der

Gerichte gebunden. Andererseits hat China nach Voltaires Überzeugung im Gegensatz zu allen anderen Ländern auch niemals eine Theokratie gehabt, denn seine alten Jahrbücher wissen nichts darüber zu berichten. Ebenso hat China weder Religionskämpfe noch einen Streit zwischen Kaiser und Kirche gekannt. Voltaire hält den chinesischen Staat sogar für demokratisch, da es in ihm niemals einen Adel gegeben hat. Er hält die chinesische Verfassung für die älteste und beste der Welt. Sie besteht nicht nur seit 4000 Jahren, sondern sie fordert auch, dass eine kleine Zahl Auserlesener die grosse Masse der Bevölkerung ernährt und regiert. Denn sie macht es den Weisen zur Pflicht, das Volk zu beschäftigen und für sein Dasein zu sorgen. Volaire rühmt die chinesische Gesetzgebung : so darf der Sohn seinen Vater nicht verklagen. Oder es darf auch am geringsten Untertanen kein Todesurteil vollstreckt werden, ohne dass man die Prozessakten an den Staatsrat in Peking schickt, der dem Kaiser Vortrag zu erstatten hat. Vor allem bestraft der chinesische Staat nicht nur, sondern er kennt auch Belohnungen in Form von Ehrenzeichen und Rangerhöhungen.
Voltaire rechnet die Chinesen nicht unter die Völker, die Blutschande treiben, und er weist die Behauptung Montesquieus, dass in der Tatarei die Söhne nicht die Mutter, wohl aber die Väter die Töchter heiranten dürfen, zurück. Ebenso lässt er den Vorwurf der Menschenfresserei nicht gelten.

Von den naturwissenschaftlich-mathematischen Kenntnissen der Chinesen bewundert Voltaire vor allem ihre astronomischen Berechnungen, die auf einer genauen Beobachtung der Sterne beruhen. Er nimmt an, dass die Chinesen schon sei 4000 Jahren Astronomie treiben. Weiterhin berichtet er über das chinesische Heilwesen. Er hält die chinesischen Ärzte für sehr unwissend und behauptet trotzdem, dass sie in der praktischen Ausübung ihres Berufes nicht ungeschickt sind. Dabei erwähnt er, dass man auch in China versuche seit alter Zeit einen Unsterblichkeitstrank zu brauen. In der Sprache sucht Voltaire ein Kriterium für die Kulturhöhe, die ein Volk erreicht hat. Für ihn ist nur die chinesische Sprache auf einer primitiven Entwicklungsstufe stehen geblieben. Und in dieser Tatsache erblickt er eine Ursache für die Stagnation der chinesischen Kultur. Er selbst hat weder die chinesische noch arabische Sprache beherrscht, sondern nur das chinesische Vokabular in der Description von Du Halde. Gleichwohl hält er die chinesische Sprache für autochthon. Die chinesische Literatur zeichne sich durch ihre Einfachheit aus und die künstlerische Begabung der Chinesen soll in ihrer Entwicklung stehen geblieben sein. Doch sein tiefster Eindruck ist das Alter der Literatur. Der Roman und die Fabeln enthalten dieselben Motive wie in der europäischen Literatur, sie zeigen stets eine realistische Form und eine moralische Tendenz. Die Chinesen lieben auch das Theater, aber die Kunst des Dramas liege ihnen nicht.
Voltaire kennt die älteste Quelle der chinesischen Geschichte, die chinesischen Bambusbücher, aus denen er seine Kenntnisse der '5 kings' hat.
Die Sittenlehre, die Voltaire als die erste der Wissenschaften nennt, haben die Chinesen vervollkommnet. Die Frage, warum die Chinesen in den übrigen Wissenschaften versagten, in der Ethik aber und in ihrer praktischen Anwendung, der Gesetzgebung, Hervorragendes leisteten, beanwortet er damit, dass die Natur diesen Menschen einen ‚weisen Sinn' gegeben, die Kraft des Verstandes aber versagt hat.

Das Wort 'Deismus' taucht erst in der Aufklärungszeit auf. Voltaire gebraucht das Wort 'Theismus', das an sich eine monotheistische Religionsanschauung bezeichnet. Diese lehrt noch einen persönlichen Gott, der die Welt nicht nur erschaffen hat, sondern der auch noch fortdauernd auf sie einwirkt. Auch die natürliche Religion Chinas bezeichnet er mit dem Wort 'Theisimus' und nennt die chinesischen Gelehrten 'Theisten'. Dem 'Deismus' Voltaires liegt die Ansicht zugrunde, dass die ganze Welt nur einen Gott anbetet, dass die Art der Anbetung aber verschieden ist. Er ist davon überzeugt, dass in China von alters her die deistische Religion vorherrscht, wenn auch nur in den führenden und gebildeten Ständen. Die Moralgesetze der deistischen Religion aber sollen nach ihm die Grundlagen der Staatsmoral bilden, nicht aber die Kirche mit ihrem Aberglauben und ihren persönlichen Interessen. So konstruiert er eine Kirchen freie Religion für die oberen Schichten der chinesischen Bevölkerung und schildert, dass sie sich mit der Morallehre eines Epiktet, Marc Aurel oder Plato vergleichen lässt. Während der Kaiser und die Gelehrten die Träger der chinesischen Religion sind, besitzt das niedere Volk eine andere Religion. Auch gegen der Vorwurf des Atheismus glaubt Voltaire den Deismus der chinesischen Gelehrten schützen zu müssen. Wenn man behauptet, dass die Gelehrtenreligion keinen bestimmten Gottesbegriff habe, so antwortet er, dass es nicht so sehr auf die Fassung des Gottesbegriffes, als vielmehr auf sein Vorhandensein ankomme und dass die Chinesen diesen besitzen, da sie seit den ältesten Zeiten an einen einzigen Gott glauben. Allein die Kenntnis der modernen Geschichte genügt Voltaire, den Ritenstreit zugunsten der Chinesen auszulegen.
Bedingungslos für das Wesen einer Religion ist nach Voltaire das Vorhandensein einer Vorstellung vom Leben nach dem Tode. Er bestreitet nicht, dass in China viele Gebildete dem Materialismus verfallen sind, wesentlich ist für ihn, dass ihre Sittlichkeit nicht darunter gelitten hat und dass sie ein höchstes Wesen verehren, an dessen Dasein sie nicht zweifeln. Er weist auch den Vorwurf zurück, dass die chinesische Religion das Menschenopfer kennt, während er das Ernteopfer zugibt.
China sei nur deshalb von dogmatischen Streitigkeiten und Religionskämpfen verschont geblieben, weil hier der Aberglaube keinen Boden gefunden habe. So sieht Voltaire den Wert der chinesischen Religion darin, dass sie frei von Fanatismus, Aberglauben und von kosmogonischen Spekulationen ist. Zwar leugnet er nicht, dass die Chinesen abergläubische Vorstellungen besitzen : so deuten sie aus den Sternen die Zukunft und die Schlange sehen sie als ein Sinnbild des Lebens.
Voltaire hält die Beschäftigung, was nach dem Tode geschieht für unproduktiv. Viel wichtiger sei es, im Leben die Tugend zu üben und an der Vervollkommnung der Seele im Diesseits zu arbeiten. Wer das tue, brauche den Tod nicht zu fürchten. Die chinesische Religion, die keinen Jenseitsglauben enthalte, lehre lediglich die Tugend um der Tugend willen zu üben. Er weiss aber, dass das chinesische Volk an ein Leben nach dem Tode glaubt, wie es die Ahnenverehrung beweise. Auch bezweifelt er nicht, dass die Idee der Seelenwanderung noch in grossen Teilen Indiens und Chinas herrsche, jedoch sei sie keine Religionsvorstellung, sondern erst durch die Lehre des Fo nach China gebracht worden.
Voltaire begeistert sich für Confucius, da er der Sittenlehrer der Chinesen gewesen ist. Er hat weder eine Religion noch eine Kirche gegründet, sondern eine Staatsmoral gelehrt, die nicht von kirchlichen Dogmen beeinflusst ist. Auch richtet Voltaire seinen Hass gegen die Kirche, will allgemeine Sittengesetze aufstellen und sieht in Confucius sein Vorbild. Im chinesischen Staat sieht er den vorbildlichen absoluten Staat verwirklicht, den, gestützt auf die Ethik von Confucius, kein kirchliches Dogma und kein Bonzentum beherrschen. Die einfache und schlichte Lehre des Confucius, die dem Staatsgedanken der Aufklärung entspricht, ist eine Lehre der Vernunft. Ihre Moral fordert, die Tugend zu üben und gerecht zu sein, um eine glückliche Menschheit zu schaffen.

1963
Basil Guy : Until the Essai Voltaire was not truly curious about China for its own sake, with the result that most of his attempts to work with Chinese material ended, for better or for worse, in 'chinoiseries'. These 'chinoiseries' represent only the knowing use of a theme which could not help but arouse a certain interest on Voltaire's part, but it was the very example of China which would help him to abandon this false track and set out upon a task which would be most important for himself and for his age. He openly attacked the "*Discours sur l'histoire universelle à Monseigneur le dauphin* : pour expliquer la suite de la religion & les changemens des empires" de Jacques Bénigne Bossuet, pretending to present merely his own views on history and the result of his own research. Meanwhile, he prepared à Discours sur l'historie universelle, un Abrégé and even an Histoire générale which would all contribute to and be included in the complete edition of the Essai. Voltaire is never completely detached from his work and never did consider it completed, while his mind remained ever alert to many of the problems he had encountered in writing it. The nature of those problems, so closely linked together, pushed Voltaire to greater daring and perhaps to greater truths than he had known or suspected until then. But since he pretended to be all-inclusive and to shed some light on every part of the world as it was known in his day, it is natural that his curiosity touch on many disparate topics. Instead of the savant we might have expected to discover in him, we find a proselyte who thinks only of destroying those doctrines he detests. Sometimes his attacks were suggested by material that was incidental to any given passage.

China and her philosophers were no exeption to this procedure. They serve him only as an excuse for taunting the atheists, since more than sacred texts, more than the Holy Land or other exotic countries, Voltaire wanted to know that China whose antiquity enchanted him because it brought into question certain theological calculations which founded world history on the authority of the Bible. At the same time his knowledge would give Europeans, so proud of their civilization, a precious lesson in humility. Voltaire puts China in the vanguard of universal civilization. He assigns the most flattering rôle in his history to this empire of the Far East by having it begin and end with China because that country represented to him the most ancient nation, the best ordered and the home of true wisdom. Voltaire did not risk much in denying the universality of the Flood 'à propos' of China. He was able to profit by the evolution of ideas. The discovery of Chinese antiquity contributed to the formation of the philosophic spirit but was also favoured by such a development. For as much as it profited by this progress, the idea of Chinese antiquity likewise profited by the weakening of people's faith in the value of the Bible as an historic document. The antiquity of Chinese chronology posed another, still greater, problem regarding the location of the cradle of humanity. Toward 1740 the argument in favour of Chinese antiquity had often been invoked, but no serious study of China was yet generally available in Europe. Part of Voltaire's great originality in dealing with the problem was that he took facts and dates proving Chinese antiquity from the Jesuits, and from the libertines analyses which made that antiquity much greater than did their common source. When he treats of the size and greatness of the country, he is led to conclude that since China is a large as formerly, its laws, its customs, its languages, and even the way in which its inhabitants dress cannot have undergone much change. For this reason, Voltaire states that he will limit himself to depicting the most important, the most 'creative' epochs of Chinese history. At this point, he at last begins to treat of Chinese history as such, and dwells briefly on the reign of Fuxi, who is suppoed to have lived some three thousand years before Christ and assumed the government of the fifteen kingdoms. In passing, Voltaire then mentions other monarchs, the burning of books, and the development of judicial procedure under the First Emperor being especially noteworthy for him. Althought he mentions the Roman embassy of 165 A.D. and the voyage of two Mohammedans. He then spends a little more time and effort in analyzing, in its proper place, the material he would use for the Orphelin, the advent of the Mongol dynasty under Cenghis Khan. Voltaire hoped to underline the fact that his history was an objective as possible, considered only humanity, and not the movements of God's 'mysterious ways'. For his errors, whether of fact or interpretation, are those of his guides, or even, those of his contemporaries.

Voltaire extended the field of his investigation and found at the other end of the world where it was impossible to separate truth from fiction, desire from reality, an idol almost without fault, the Qianlong emperor. His judgment on the Chinese monarch had been influenced by that sententious element in imperial bureaucracy which found expression in the long resounding phrases of edicts voicing an irreprochable morality. Yet in the Chinese political system, what seems to have made profound impression on Voltaire, was the rôle of the tribunals. The Jesuits had nothing but the highest praise for most of these courts, the Six Councils of Beijing, forming the central body of the imperial government, to the viceroys and petty functionaries in the provinces. These councils consisted for the most part in confucian mandarins. Voltaire favoured an absolute monarchy where the judgments of the sovereign might be guided and controlled by incorruptible advisers. Nothing in all his writings approaches this ideal like his interpretation of the reciprocal action of the Chinese emperors and the Chinese courts.

In the beginning, since his sources claimed that the absolute government of China was founded on Confucian ethics, Voltaire repeated that judgment, believed it, and sat down to study this country where no religious dogma, no government by a priestly association, were sanctioned by the political authorities. Confucius had founded neither a new religion nor a new Church. He had mereley taught a traditional morality which had but fallen into disuse and in which there was no trace of dogmatism. His morality proclaimed that virtue is supreme and just, necessary to the peace and happiness of men. According to Voltaire, Confucius hat already interpreted this morality in such a way that it could easily be applied to reality ; to his strong personality and innate wisdom, the Chinese owe their political perfection. For Voltaire, Confucius represented the perfect 'philosophe', he who had found a solution to the problems of revealed religion, who in a word was the ideal deist. The lack of dogma in the formalities of the Confucian cult was for Voltaire a quality, or, a virtue ; for among other things, the religion which lacks a rigid form allows the free development of toleration. And it was in toleration as taught and practieced by Confucius that Volaire thought he had noted the essential characteristic of the Chinese people. Despite the fact that Confucianism had been praised for its moral values and not for its religious teachings, Voltaire persisted in repeating that since the beginning of their history the Chinese had possessed 'le culte simple du maître du Ciel'. He believed that he had found in the Middle Kingdom the flower of a tolerant religion, without dogma and without priests, a pure deism.

If Voltaire turned the Jesuits' misfortunes to his own advantage in attacking their cause, he did not hesitate to suppress their ideas when convenient. In general the missionaries had nothing but scorn for Buddhism, and Voltaire employs both their information and their arguments in his castigation of the sect. Confucianism ruled in China and that it was a reasonable, natural religions. The two other sects, Buddhism and Taoism, represented in his eyes a revealed religion whose basis is superstition, the tyranny of priests and ignorance. Hence it is obvious that when Voltaire speaks of Buddhism at this time, he means Christianity, with which Buddhism does have certain superficial resemblances. And when Voltaire reveals the ignorance, the rapacity, and the tyranny of the priests of Fo or the bonzes, he merely resorts to those problems which had frequently served beford his time had made famous : indirect attack, by analgy, and against Christianity.
At about 1740 Voltaire found himself faced by the problem of two religious currents which were not complementary, which were in effect contradictory : Chinese deism and Chinese atheism. Voltaire continues by discussing theocracy, the worst form of tyranny he can imagine. Thus, if the Chinese have never known a theocratic government, they are nonetheless not atheists. If the Chinese were atheists, they furnished the most striking proof of the existence and of the excellence of a moral code divested of any relationship with political or social morality, or even with religion.

Voltaire took the side of the Jesuits against the Law of the Church and painted the Chinese in glowing terms. His lively imagination pictured them as an almost perfect people, superior to those in whose midst he dwelled and where wit, intelligence, and learning counted for little. The distant people, Voltaire firmly believed, hat no priests like those who wore down his fighting spirit, none of those gross superstitions which inspired such rites as were practiced in his time. Respect for the aged and worship of a philosophic deity were their religion. They were possessed in consequence of a pternalistic government which for centuries had been in the hands of wise princes. Reason alone guided these men, and they had no need to base their morality on those mysterious dogmas which reason cannot explain. It was thus that Voltaire fell into error for attempting to fight alongside those Jesuits against whom he directed so many bitter and virulent attacks for the sake of China and her example.

1972
A. Owen Aldridge : Voltaire's knowledge on China was indirect, incomplete and superficial. It is no coincidence that he should be both a vociferous defender of Chinese culture and a caustic critic of primitivism. Voltaire admired the antiquity, the politeness, the intricate social organization of China, all qualities inimical to primitivism. He argued that the compiling of records attesting the existence of a vast empire is in itself proof that the organization of China into a political body must have taken place centuries before. Chinese antiquity was important for Voltaire, however, not so much for its effectiveness as an argument against primitivsm as for its even greater effectiveness as a symbol to be opposed to Hebrew tradition. The portrayal of Chinese civilization as flourishing in a highly advanced stage when the Hebrew as in its infancy served to disparage the latter. The argument of Chinese antiquity even more specifically damaged the Christian tradition by disputing Old Testament chronology and thereby bringing into question biblical authority as such. The Christian scriptures declare that the world was created in 4000 B.C. and that the great Flood covered the earth in 2300 B.C. ; yet reliable Chinese chronicles existing for 4000 years, implied an anterior existence of Chinese civilization for several more centuries : these chronicles make abolutely no reference to a universal inundation such as that described in Genesis. In pointing to the textual weaknesses of biblical chronology, Voltaire touched on another famous controversy in the history of ideas, one completely independent of the role of China in world culture, but nevertheless related to it. This controversy concerned the Age of the World – an attempt to discover how far in the past the earth as presently constituted came into being, what were the changes it had gone through, and whether the chronology and descriptions of the Bible are in accord with reality.
The role of China in the Voltairean philosophy was primarily to bolster his private system of deism, to further his attack on religious superstition and clerical domination, and to advance his plea for toleration. His Essai is justly celebrated as a pioneer work of anthropology, it can hardly be argued that his treatment of China represented a serious scholarly effort to understand oriental culture.

1989
Song Shun-ching : Dans son avant-propos Voltaire critique véhémment la méthode de Jacques Bénigne Bossuet qui a donné une place privilégiée aux juifs dans son Discours sur l'histoire universelle (1681) et il met en avant la nécessité de faire figurer la Chine dans une histoire universelle : "Il eût été à souhaiter qu'il [Bossuet] n'eût pas oublié entièrement les anciens peuples d'Orient, comme les Indiens et les Chinois, qui ont été si considérables avant que les autres nations fussent formées."
En montrant l'extrême ancienneté de la Chine aux Européens, les missionnaires ont pu amener le public européen à prendre conscience non seulement des difficultés, mais aussi de leur joie et de leur mérite à parvenir à christianiser un pays si 'anciennement policé'. Ces écrits apologétiques sont devenus, par la suite, de précieux documents historiques pour Voltaire qui s'en sert comme base dans son élaboration de l'histoire de la Chine. Quelle belle défense que de s'appuyer sur des sources irréfutables, les publications des ordres religieux, pour réfuter les apologistes qui remettent l'antiquité chinoise en question afin de protéger l'autorité des Ecritures saintes. Depuis la publication *Sinicae historiae decas prima* de Martino Martini [ID D1703] et malgré de nombreuses plémiques, Fuxi semble être toujours considéré par les Européens comme le premier monarque chinois. L'essentiel pour Voltaire est 'la prodigieuse antiquité' de la Chine. Pour lui, rien ne peut diminuer la vlauer, l'authenticité de cette ancienneté, même les histoires mythiques qu'il a toujours condamnées comme superstitieuses ; une fois transformées par lui, elles sont devenues de solides arguments en faveur de l'antiquité chinoise. Il n'a pas oublié ce qui est encore plus important que l'ancienneté, c'est l'exactitude de l'histoire. La valeur de l'histoire ne tient pas uniquement au fait qu'elle est ancienne, il faut qu'elle soit avant tout vraie, exigence fondamental pour Voltaire historien. Comme tous les pays, la Chine possède aussi une quantité d'ouvrages qui racontent son antiquité à travers des légendes et des histoires mythiques, mais Voltaire n'a pas pu les connaître faute de traduction. En ce qui concerne la chronologie chinoise, Voltaire affirme qu'il n'en existe qu'une version, mais dans l'histoire chinoise la datation précise, unanimement reconnue par tous les historiens, ne commence qu'à partir de 841 av. C., car avant cette date, l'histoire chinoise possède des chronologies différentes qui varient selon les ouvrages historiques.
Au lieu de raconter l'évolution de toute l'histoire chinoise, Voltaire sélectionne les événements en se basant sur quelques-uns des empereurs les plus représentatifs, puis il nous apporte une histoire romanesque des coups d'état et des anecdotes de la cour impériale. Il est impressionné par le conquérant tartare Gengis Kahn et rédige un chapitre entier à la gloire de ce personnage et de la dynastie mongole. Il y a de graves erreurs de ces personnages : Gengis Khan, avant sa mort, désigne son troisième fils Octai comme son successeur. A la mort d'Octai, son fils Guiyou (Güyük) succède au thrône et devient le grand Khan. L'autre erreur concerne les compagnons de Marco Polo. Il est accompagné par son père et son oncle et pas par son frère et c'était en 1275 et pas en 1260.
Voltaire semble ignorer les importants problèmes politiques posés à l'intérieur de la cour mongole, puisqu'il décrit le gouvernement mongol sinisé régnant plaisiblement en Chine. Il a trop idéalisé la situation sous la dynastie Yuan, non seulement en ce qui concerne la cour mongole, mais surtout la relation entre les Chinois et leurs envahisseurs. Même si Voltaire ignore le contenu des annales chinoises de cette époque, il doit au moins connaître l'épisode de la sédition organisée par le complot sino-khitan et citée par Marco Polo dans son récit de voyage en Chine. Volaire, au courant de la chute de la dynastie Yuan des Mongols, conclut que la défaite du pouvoir mongol en Chine est due à des raison d'ordre religieux.
Voltaire décrit longuement la transition du pouvoir politique des Chinois aux Mandchous, une histoire symbolique qui illustre une fois encore la lutte entre la force des armes et celle des lettres. Le coup d'état présenté par Voltaire comprend deux éléments essentiels : l'un est l'assujettissement de l'empire chinois aux Mandschous, l'autre est la rebellion des Chinois, événement à l'origine de la tragédie qui eu lieu à la cour chinoise.
Pendant que l'empire chinois est troublé par les guerres, les Jürchen devient de plus en plus puissant. Voltaire décrit l'origine de ce peuple, mais il le confond avec le peuple mongol, et ainsi voit un retour du pouvoir aux mains des Tartares, il croit que ce qui s'est passé sous la dynastie Song s'est répété sous la dynastie Ming.
Tout les passages délectionnés par Voltaire concernant l'histoire de la Chine, nous constatons combien ses choix sont orientés. Les Tartares qui ont vaincu par deux fois l'empire chinois avec leur armes sont vaincus par la civilisation chinoise. Cette histoire romanesque des changements du pouvoir politique comporte avant tout une leçon philosophique destinée à illustrer l'optimisme voltairien qui croit au progrès de l'humanité et d'une civilisation rationnelle. L'ancienneté et l'exactitude de l'histoire chinoise solignées par Voltaire ont été choisies dans un but philosophique, telle est la véritable intention de Voltaire historien.

Voltaire met l'accent sur la société et le peuple, et tout en dégageant le rôle traditionnellement dominant de la religion dans les ouvrages historiques, il met l'homme au premier plan. La présence de Dieu est constante, mais c'est l'humanité qui est responsable de son destin et de sa propre histoire. La Chine occupe une place importante pour deux raisons : Voltaire veut démontrer la corrélation entre l'esprit, les moeurs du peuple et un 'pays policé' et la discussion autour de l'origine du peuple chinois l'intéresse beaucoup. Il nous décrit quelques caractéristiques de la société chinoise : un grand empire qui possède de grandes villes, un pays prospère qui bénéficie de la clémence de la nature qui l'a doté d'un clima favorable et de terre fertiles, et par-dessus tout, Voltaire s'attache à accentuer la grandeur du pay. En comparant l'Orient à l'Occident, il montre leurs différences et leurs ressemblances. Il est attaché au thème de la société, la nourriture, les vêtements, les maisons, les arts, les usages ; tout est 'digne de l'attention d'un philosophe'. En outre, il croit en l'universalité de l'humanité : malgré toutes les différences entre les différents peuples, l'humanité possède communément 'les passions' et 'la raison', deux composantes de la 'police'. La nature, mère nourricière de l'humanité, influence profondément la société. Voltaire justifie le haut niveau de la civilisation des pays asiatiques par des causes naturelles, telles que la terre et le climat ; le système des impôts, les villes, l'architecture et le système économique avec son système monétaire. La géographie physique de la Chine est avantagée par trois excellentes conditions : l'immensité, la variété, et la position.
Voltaire condamne la puissance du régime théocratique et félicite la Chine comme le seul pays qui ne soit pas souillé par ce régime. Il pense que la Chine est une société qui a toujours gardé ses moeurs originelles ; elle présente donc un modèle exemplaire et une preuve des moeurs purement humains. La description des moeurs chinoises par Volaire est bien fragmentaire. Il a trouvé quelques qualités aux moeurs chinoises, telles que la douceur et la sagesse. Il est persuadé d'une valeur suprême de l'esprit chinois : la sagesse à la fois tranqille et puissante, une force impalpable en apparence, mais irrésistible en profondeur ; elle est solidement liée à la civilisation du pays, et à cause d'elle, les moeurs chinoises sont plus raffinée que celles des Tartares. Aux yeux de Voltaire, les moeurs des Tartares sont horribles et empreintes de 'fanatisme'.

Parmi les nombreux rites et cérémonies pratiqués à la cour chinoise, Voltaire porte un intérêt particulier à deux d'entre eux : la cérémonie 'kieng-tien' [jing tian] et le rite du labourage accompli par l'Empereur. A part des cérémonies propitiatoires, il montre aussi que la cour chinoise est un modèle de tolérance. Voltaire ne s'est pas seulement intéressé à ce qui se faisait à la cour chinoise, il s'est aussi penché sur le rôle qu'y tenaient les personnages. Malgré ses principes politiques basée sur la morale, la cour chinoise est en réalité souvent très loin de l'image édifiante donnée par Voltaire. Pour approfondir l'aspect matériel de la vie des empereurs, Voltaire a examiné leurs finances.
Parmi les empereurs chinois, Kangxi, Yongzheng et Gaozong ont joué un rôle significatif pour l'inspiration politique chinoise chez Voltaire. Il les a maintes fois mentionnés non seulement parce qu'ils sont ses contemporains, mais surtout en raison de l'accueil qu'ils on fait aux missionnaires européens en Chine et à la cour impériale. De ces trois empereurs mandchous, celui qui obtien le plus de louanges de Voltaire est Kangxi. L'empereur Yongzheng succéda à Kangxi et Voltire les a comparés. Lorsque Voltaire parle de la 'fermeteé' et de la 'justesse' de Yongzheng, il fait surtout allusion à l'ordre impérial de bannir les missionnaires de la Chine. Ce qui fascine Voltaire chez l'empereur Gaozong, ce sont ses aptitudes à la poésie. Voltaire transforme ces trois empereurs en trois modèles symboliques : Kangxi : la tolérance, Yongzheng : la sagesse et la justesse, Qianlong : le poète. Pour que l'image de ces trois empereurs ne soit pas tachée, il n'hésite pas à écarter les critiques concernant ces trois monarques, et même à embellir leur portrait. Par conséquent, son entreprise de transformer le portrait des empereurs chinois pour en faire des monarques idéals est fondée sur une image doublement fausse.

En résumant tous les passages de Voltaire concernant la constitution de la Chine, on peut les classer en deux grands thèmes : un système politique composé de différents tribunaux et un gouvernement patriarcal. Voltaire est séduit par la répartition du pouvoir politique parmi les tribunaux. Il explique en détail les fonctions de chaque tribunal et leur mécanisme. La description des fonctions de chaque tribuanl est correcte, mais l'éloge de Voltaire est un peu exagéré. Le système des tribunaux, le régime patriarcal et l'autorité paternaliste constitutent la forme du gouvernement chinois. Voltaire est surtout attaché à examiner si les lois sont justes et humaines. A ses yeux, les lois d'un gouvernement exemplaire comme la Chine ne peuvent que posséder des qualités. Les lois chinoises récompensent bien la vertu ; le gouvernement montra sa générosité et sa justice envers le peuple, il l'incite à bienveillance afin d'améliorer les moeurs de la société. Parmi les actes moraux exemplaires qui permettent d'obtenir le mandarinat de cinqième ordere, à par l'honnêteté, le déintéressement du 'pauvre paysan' aux mains nettes, Voltaire a étonnamment oublié de mentionner un critère très important pour ce pays au régime patriarcal : la piété filiale. Quant à l'autre caractéristique des lois chinoises, considérée par Voltaire comme une exception dans la législation de l'humanité, elle est due à l'influence du confucianisme. Bien que le confucianisme soit la principale influence qui ait pesé sur la politique chinoise, le gouvernement et ses lois ne sont pas aussi idéals que veut le croire Voltaire. Ces lois justes et admirables, un système de tribunaux et une politique basée sur une constitution paternaliste représentent pour lui un modèle de gouvernement idéal. En raison de la persécution des chrétiens, suite à la querelle des rites, beaucoup d'Européens ont condamné le gouvernement chinois ; leurs accusation gravitaient autour de l'athéisme et le despotisme. Voltaire s'est engagé dans ce débat. D'un côté, Voltaire accentue les qualités du gouvernement chinois : des tribunaux objectifs et une bienveillance patriarcale, et de l'autre côté, il écarte le mot 'despote' et ses interprétations qu'il considère comme des calomnies envers le gouvernement chinois. En somme, aux yeux de Voltaire, le gouvernement chinois est patricarcal et non despotique, car il a des tribunaux et des lois qui contrôlent l'empereur.

Après le despotisme, l'autre accusation grave contre le gouvernement chinois est celle d'athéisme. Conformément à sa philosophie, Voltaire défit la nature du gouvenement chinois comme fondée sur le théisme, et il exprime son hostilité envers l'athéisme. Dans cette polémique sur l'athéisme du gouvernement chinois, Voltaire révèle sa véritable attitude envers la religion. Sa défense du gouvernement chinois constitut en quelque sorte une déclaration de sa propre philosophie. Des rites édifiants sont pratiqués par des empereus exemplaires et l'image de la cour chinois, sous la plume de Voltaire, abonde en sagesse et bonté. L'autorité politique est harmonieusement partagée entre les tribunaux, et assurée par une structure sociale patriarcale où le peuple est protégé par des lois sages. Présenté par Voltaire, le gouvernement chinois suit une politique exemplaire. Cependant, si sa défense du gouvernement chinois contre l'accusation de despotisme reste très discutable, sa victoire dans la polémique autour de l'athéisme de la Chine est incontestable. La politique de l'empire chinois est le thème le plus explité par des libre-penseurs aux fins de nier la religion et de valoriser l'athéisme. Mais Volgaire n'a pas simplement dénoncé cette malice, il a aussi fait face à la multiplication des critiques concernant la politique chinoise, suite à la montée du courant sinophobe à son époque.

Si Voltaire loue la piété filiale et le respect des Chinois pour leurs parents comme une vertu fondamentale du point de vue de la société et de la politique, il n'admet pas l'application de cet esprit dans tous les domaines. Il ne condamne pas simplement l'esprit de respect des Chinois pour leurs ancêtres, il lui reproche aussi d'avoir entraîné le peuple chinois à rester dans l'ignorance et il met en question le système de sélection par les examens au mandarinat. L'image de l'éducation et des examens et pour lui la conséquence d'une prédominance excessive et prolongé du confucianisme.

La religion est un sujet capital dans les oeuvres de Voltaire : sa façon de traiter ce sujet et ses prises de position révèlent un des traits les plus marquqnts de la personnalité. Né et élevé dans un milieu très chrétien, il a eu l'occasion de bien étudier et observer le monde religieux. Il s'appuie sur le rationalisme et l'humanisme, hérités de son éducation chez les jésuites, et il se met à réfléchir sur la question religieuse afin de trouver une issue pour sa croyance. Antichrétien, sans aucun doute, mais athée, certeinement pas, car à aucun moment, il n'a accepté la condamnation. Sa déception devant le christianisme l'amène à orienter son regard vers les religions exotiques telles qu'islamisme, buddhisme, lamaîsme et taoîsme ; il a tenté de découvrir une vraie religion universelle qui serait différente du catholicisme. Malheureusement, ses connaissances et sa capacité sont limitées par la langue et la distance, il ne peut comprendre le monde extérieur qu'à travers les écrits et les traductions des voyageurs, et surtout, des missionnaires. La 'religion' des lettrés chinois a été magnifiée par certains missionnaires de la cour impériale pour mieux propager l'Evangile dans tout l'empire chinois. En fait, cette 'religion' qui consiste à adorer 'un seul Etre Suprême' est issue du confucianisme qui n'est pas une véritable religion, mais plutôt une philosophie, et c'est la raison pour laquelle il pouvait bien être accepté par les missionnaires chrétiens en Chine. Cette religion qui ne croit qu'en l'existence d'un seul dieu est pratiquée par l'élite ; les philosophes chinois inspirent Voltaire qui est en quête d'une religion plus 'simple' et 'naturelle' et qui n'admet ni superstition ni fanatisme ou clergé. Il est donc bien content de trouver une religion qui corresponde tout à fait à son idée de 'religion naturelle'. Il est fasciné par la religion spirituelle des lettrés chinois, mais qu'en même temps il critique sévèrement les religions du peuple. Le fait que la religion chinoise admette l'existence de plusieurs dieux, Voltaire, qui a tant insisté sur son principe théologique d'un Etre Suprême qu'il a trouvé idéalisé dans l'empire chinois.

La division de la religion entre le peuple et l'Etat en Chine est évidente aux yeux de Volarie parce qu'il existe deux composantes bien distinctes dans ce pays. Cette division de la religion chinoise en deux parties n'est pas une idée de Voltaire, elle fait partie d'une vision adroite dont les missionnaires euopéens sont les auteurs. Pendant la querelle des rites, les missionnaires, et en particulier les jésuites, se sont beaucoup appuyés sur la religion spirituelle des lettrés chinois pour justifier leur prise de position. Voltaire ne pouvait pas savoir que la religion a considérablement influencé le pouvoir politique des dynasties chinoises. En condamnant toutes les religions, Voltaire tente de prouver que la religion des lettrés confucéens et du gouvernement chinois est une illustration de son théisme. Voltaire a condamné presque toutes les religions comme relevant de la superstition et du fanatisme. Cependant, il a réussi à trouver dans la religion des lettrés chinois toutes les qualités qui répondent à son idéal d’une religion. Voltaire ne voit que ridicule et fanatisme chez le bouddhisme et n'aprécie pas la doctrine taoïste. L'histoire du catholicisme présentée par Voltaire s'arrête toujours à la persécution des missionnaires étrangers en Chine, car il n'en a jamais voulu préciser les détails. Chaque fois que Voltaire présente le christianisme en Chine, il met l'accent sur les divergences des missionnaires et les conflits d'ordre religieux en Europe. Voltaire a constaté qu'avant l'arrivée du christianisme, le judaïsme et l'islam avaient déjà pénétré dans l'empire chinois et qu'ils avaient formé de petites communautés, co-existant en paix en Chine. C'est pour lui une autre preuve de la tolérance de l'empire chinois.

Si on compare l'image de la religion des lettrés chinois avec celle du peuple, le contraste est bien frappant. Voltaire identifie sa religion idéale avec celle des lettrés confucéens et il s'identifie avec Confucius. Il aime utliser la formule : "Je voux embrasse en Confucius" dans sa correspondance ; et plusieurs fois, dans les lettres à d'Alembert, il dit : "Je m'unis à vous en Socrate, en Confucius... ". Il écrit à Thieriot : " ... je n'aime de tous les gens de son espèce que Confucius, aussi j'ai son portrait dans mon oratoire, et je le révère comme je dois". Le goût exotique de l'époque n'est pas une explication pour justifier la passion de Voltaire pour Confucius. Il est fasciné par l'influence du confucianisme en Orient et il s'engage en faveur de la pensée confucéenne dans les débats philosophiques. Il est très important pour lui de démontrer que 'la religion' de Confucius n'est pas divinisée et il essaie de prouver, que le confucianisme qui influence énormément la politique chinoise n'est basé que sur 'les anciennes lois' du pays. La morale confucéenne s'appuie sur des règles, des devoirs de relations sociales ; les enseignements sont bâtis sur des lois anciennes et l'observation de la nature humaine. Voltaire y trouve le meilleur modèle pour illustrer sa philosophie. Il cite une grande quantité de maximes confucéennes sans préciser les sources ; il transforme librement ses jugements et ses interprétations en modifiant selon son goût et ses besoins. Voltaire pense que le temps du confucianisme est 'le temps le plus heureux et le plus respectable' de la terre. La sagesse, la tolérance, la bienveillance chez les empereurs chinois, la douceur et l'harmonie des moeurs chinoises présentent un charme irrésistible aux envahisseurs tartares. Cette image positive de la Chine voltarienne est essentiellement due à l'influence du confucianisme. Il n'ignore pas, que certains des ses contemporains européens ne partagent pas son enthousiasme. Les condamnations gravitent autour de la superstition, de l'idolâtrie et de l’athéisme.

Voltaire constate que la connaissance des sciences et des arts, bien qu'existant depuis longtemps en Chine, a malgré tout fait peu de progrès, et que l'empire chinois 'anciennement policé' a bien besoin de l'aide des missionnaires européens. L'astronomie n'est pour lui pas qu'un exposé documentaire, elle lui fournit aussi une preuve de 'la police' de l'empire servant à démontrer le bien-fondé de ses idées philosophiques. Voltaire dit que les Chinois observent les éclipses depuis deux mille cent cinquante-cinq ans avant notre ère et il expose comment les Chinois ont appliqué cette science dans leur vie et dans l'usage du calendrier. Outre les observations, il remarque aussi l'usage des instruments astronomiques et il connaît la contribution des missionnaires.
Il présente les inventions de la Chine : le papier, la poudre, la boussole, l'imprimerie et les usages 'des propriétés du triangle rectangle', les cloches, les quadriges et l'élevages des vers à soie. Il présente la porcelaine de Chine et l'imitation et l'influence de la porcelaine chinoise en Europe. Il cite l'usage des chariots armés and l'art de la guerre et la connaissance des mathématiques. Pour lui la théorie de la médecine chinoise n'est qu'ignorance et erreur.
La Grande muraille et les grands canaux sont considérés par Voltaire comme les modèles exemplaires et incomparables de l'esprit humain. Il présente l'art dramatique, le roman et les spectacles en Chine, la peinture et il critique la musique. Voltaire loue aussi dans les arts et les belles-lettres chinoises la 'verité simple' qui vaut mieux que les 'paroles étranges', les 'comparaisons gigantesques et forcées' et les 'énigmes' qui existent dans tous les autres pays d'Asie. Il mentionne à plusieurs reprises les cinq grand classiques [Shi jing, Shu jing, Li ji, Yi jing, Chun qiu]. Si, déjà pour Voltaire, ces classiques étaient considérés comme un monument historique de la civilisation chinoise et und prouve d'ancienneté et supériorité de la culture, le public européen, en revanche, n'en a pris connaissance que tout récemment. Voltaire aime montrer le contraste entre la richesse et l'ancienneté des civilisations orientales et la pauvreté des connaissances occidentales. Il est fasciné par l'écriture et l'existence des caractères chinois lui fournit une autre preuve de l'ancienneté et du 'raffinement de la société' chinoise. Il condamne la langue chinoise comme facteur entravant les progrès scientifiques et qu'il propose même aux Chinois de romaniser leur langue afin d'améliorer le sort de la science chinoise.

1989
Etiemble : Voltaire est le premier qui tire de l'antiquité de la Chine toutes les conséquences qu'elle comporte. Avec beaucoup de ses contemporains, Voltaire a exalté, dans le gouvernement et les moeurs de la Chine, les qualités morales et politiques par lesquelles ces moeurs et ce gouvernement semblaient l'emporter sur les institutions et les usages de l'Europe. Il a pourtant regretté que les Chinois n'aient pas su porter les arts, les sciences et les techniques aussi loin que les peuples occidentaux. Mais, alors que beaucoup d'Européens, et notamment ceux des missionnaires qui déploraient l'imperfection chinoise, voyaient dans cette infériorité alléguée une preuve de la supériorité chrétienne, quelque goût que marquâ Voltaire pour les sciences de la nature, et quelque confiance qu'il affichât dans les progrès de l'esprit humain, la sinophilie systématique dont il faisait profession lui souffla des arguments pour absoudre les Chinois. C'est ainsi qu'il excuse ceux qui avaient inventé la boussole et la poudre de n’avoir pas cherché à en tirer le même parti que l'Occidcent. Voltaire approuve les Chinois de n'avoir perfectionné aucun des arts, aucune des sciences, puisqu'ils ont joui 'avec profusion de ce qu’ils connaissaient enfin ils étaient heureux autant que la nature humanie le comporte'. Pour admirer ses Chinois, il lui suffit qu'ils aient précédé dès longtems l'Europe "dans la connaissance de tous les arts nécessaires", étant bien entendu que l'art d'imprimer les livres entre tous est 'nécessaire'. Or, il lui plaît de répéter que la Chine était pleine d'imprimés quand nous ne savions ni lire ni écrire.
Voltaire présente un idyllique tableau de la religion des Chinois, tableau qu'il est trop facile d'opposer aux erreurs et aux horreurs de la politique catholique ou chrétienne. Autant Voltaire est bien placé pour connaître les ridicules et les crimes de la religion qui se réclame du Christ, autant il es mal renseigné sur les religions de la Chine. Du bouddhisme abâtardi, des superstitions taosséistes, qu'il n'entrevoit qu'à travers ce que veulent bien lui en dire ses informateurs jésuites, il sait trop peu de chose. Toute sa science consiste à exalter, sous le nom des religions chinoises, la pensée que les jésuites prêtent à Confucius et qui serait en harmonie préétablie avec sa pensée à lui.
Il est tout naturel que Voltaire ait pris contre les bouddhistes et leurs bonzes le parti des lettrés et du pouvoir central lorsque celui-ci, avec l'aide de l'administration confucéenne, essaya de mettre fin aux abus économiques, religieux et politiques qui se camouflaient sous la religion de Fo.

1990

Willi Berger : Voltaire steht im Mittelpunkt der europäischen China-Begeisterung des 18. Jahrhunderts. In seinem Werk sammelt sich alles zu einer kulturphilosophischen Ideologie, was an chinesischen Einflüssen und Anregungen bei andern Autoren verstreut erscheint oder nur ein gelegentliches Interesse erweckt hat. Dabei übernimmt er wie die meisten anderen die sinophil gefärbten Berichte der Jesuiten und verwendet sie für seine Zwecke.

Voltaire versucht nicht, die fremde Kultur der eigenen möglichst anzunähern, er lässt sie vielmehr in ihrem kulturgeographischen und historischen Eigenwert gelten, fasst sie als Herausforderung auf, der sich Europa zu stellen hat und hebt immer wieder vor allem die Züge hervor, welche die eigenen Errungenschaften, die vermeintliche europäische Überlegenheit relativiert. Im einzelnen ist Voltaires China-Bild konventionell, es gibt die üblichen Lob-Topoi, die sich ausser auf das Alter der chinesischen Kultur auf die Grösse des Reiches, auf die Vorbildlichkeit des Regierungssystems, auf die Erfindung der Seiden-, Papier- und Porzellanherstellung, des Buchdrucks und des Schiesspulvers beziehen. Es gibt aber auch durchaus kritische Anmerkungen, so den Topos von der Stagnation der chinesischen Kultur im allgemeinen, wofür Voltaire die angeblich auf einer primitiven Entwicklungsstufe verharrende chinesische Sprache und Schrift zum Beweis nimmt. Dann übt er Kritik an der im Vergleich zu Europa mangelhaft entwickelten Medizin, an der chinesischen Musik und Malerei. Verwundert ist er über den astrologischen Aberglauben und er stellt fest, dass die Chinesen, wenn sie auch in der Astronomie und Geometrie weit früher als die Europäer zu grundlegenden Erkenntnissen vorgestossen sind, unfähig seien, darüber hinauszugehen.

Voltaire leugnet nicht, dass alle Laster bei den Chinesen so gut existieren wie sonst in der Welt, nur, fügt er hinzu, dass man nicht das ganze China verdammen darf. Voltaires Urteil über den chinesischen Staat und die chinesische Kultur ist von einer unzweideutigen Sympathie geprägt. Wenn China eine Despotie ist, so ist es doch eine Despotie, die auf Tugend und Moral begründet ist, ein Land, das daher mit andern überhaupt nicht vergleichbar ist. Es ist aber nicht Tugendhaftigkeit an sich, die China regiert, sondern Tugendhaftigkeit als System, die Administration und Justiz. Es stört ihn keineswegs, dass im chinesischen Feudalismus die höchste richterliche Gewalt auch in den Händen des Kaisers lag, im Gegenteil : da der Kaiser nichts anderes sein kann als ein weiser Herrscher, der nicht allein das Gesetz verkörpert, sondern sich ihm zugleich unterwirft, ist jede Gefahr des Missbrauchs dieser Machtfülle gebannt.

Voltaire verwahrt sich dagegen, dass man die Chinesen Atheisten nennt. Ihre Religion kennt zwar keine Jenseitsvorstellung mit den Belohnungen und Strafandrohungen des christlichen Glaubens, aber das ist nur ein Beweis für ihre 'Antiquité', denn auch der Pentateuch weiss nichts vom ewigen Leben. Wenn man sie, wie die Dominikaner etwa, der Idolatrie bezichtigt, so beruht das auf einem gründlichen Missverständnis ihrer Riten, man verwechselt einen häuslichen Schrein, wie er im Mittelpunkt der Ahnenverehrung steht, mit einem Altar, der eine gewöhnliche Ehrenbezeigung ist. Nie aber ist die chinesische Religion durch 'Fabeln', das heisst durch Legenden und Wundergeschichten entehrt, nie auch durch Streitigkeiten und Kriege beschmutzt worden. Diese Religion ist ersichtlich in der 'religion des lettrés', nämlich im Konfuzianismus. In dem geschönten Bild, das Voltaire gibt, ist zugleich eine Apologie jenes religiösen Rationalismus zu erkennen, den er selbst vertritt und dem er den Namen 'Deismus' gegeben hat. Keine Gnade findet das buddhistische und taoistische China. Die Anhänger Laozis nennt er eine Sekte, die an böse Geister, Zauberpraktiken und religiöses Blendwerk glaubt. Konfuzius ist für ihn kein Prophet, sondern vielmehr ein Weiser, der mit der Moral Epiktets verglichen werden kann. Das konfuzianische China als utopisches Modell einer idealen Gesellschaft, Konfuzius gleichsam als mythische Vorwegnahme der europäischen Aufklärung in China und Voltaire selbst wiederum, der in das Portrait dieses Konfuzius auch seine eigenen Züge, sein eigenes Selbstverständnis heimlich eingezeichnet hat, zeigt, wie sehr sein China-Verständnis und Aufklärungspropagande miteinander verschmolzen gewesen sind.

1992
Fang Weigui : Voltaire erschliesst dem europäischen historischen Bewusstsein einen völlig neuen Aspekt des Raumes und der Zeit und springt damit endgültig jenen traditionellen Rahmen des mittelalterlichen, auf die Theologie gegründetes Geschichtsbild mit dem Mittelmeergebiet als Zentrum. Er hat ein wunderschönes Bild von China gezeichnet, ein Bild des aufgeklärten Despotismus, in dem die 'Religion einfach, weise, gerecht und frei' sei. Deismus, naürliche Moral, religiöse Duldsamkeit, aufgeklärter Absolutismus usw., die Voltaire in 'seinem China' sieht, weisen grosse Ähnlichkeit mit den China-Vorstellungen von Leibniz und Wolff auf, während Voltaire unverkennbar eine Zeitkritik hervorhebt. Voltaire, der Hauptvertreter der China-Begeisterung in Frankreich und der Bekämpfer der Kirche, schöpft seine Kenntnis aus den Schriften der Jesuitenmissionare. Er wertet die chinesische Kultur im Dienst der Kritik gegen die religiösen und kirchlichen Autoritäten. Für ihn gibt es nichts sinnwidrigeres, als die Bekehrungsversuche der Jesuiten.

1996
Andreas Pigulla : Voltaire ist radikal in der Ablehnung der Bibel als Ausgangspunkt für Historiographie. Aus der Bibel abgeleitete Ursprungsvorstellungen und Wanderungshypothesen sind für ihn 'conjectures forcées'. Von der Schwierigkeit, den historischen Prozess Chinas in seiner Bewegungsqualität zu beurteilen, fühlt sich Voltaire befreit. Er stellt fest, dass die chinesische Zivilisation, und dies ist sein Schlüssel zur Erfassung der fremden Geschichte, 'incontestable dans les choses générales' ist. Dies ist für ihn aber kein Grund zur Kritik, denn Veränderung erscheint ihm hier auch nicht mehr notwendig : die chinesische Zivilisation ist für ihn auf dem denkbar höchsten Niveau angelangt. Der für die spätere Chinarezeption zentrale Topos der Stagnation wird von Voltaire nicht benutzt, wenngleich er durchaus Hinweise auf Entwicklungshemmungen registriert. Er verzichtet darauf, die besonderen Eigenschaften, die er den Chinesen zuschreibt, zur Abgrenzung einer überlegenen europäischen Zivilisation zu funktionalisieren. Damit würde er seinem primären Anliegen, anhand der idealisierenden Beschreibung Chinas seine Vorstellungen von rationalistischer Staatsverfassung in Form eines aufgeklärten Absolutismus und Deismus zu präsentieren, zuwiderlaufen. Obwohl er die Völkergeschichten nach wie vor in einer von Ost nach West verlaufenden Abfolge darstellt, sieht er sich nicht mehr an die Raumvorstellung der 'Vier Weltreiche' gebunden. China, ausserhalb dieses Konzepts, relativiert im 'Essai' den ehemals einlinig verlaufenden Entwicklungsgedanken. Voltaires Ausgangspunkt bei der Beschreibung Chinas ist sein 'principe de la raison universelle'. Im Kulturvergleich mit Europa hebt er die für ihn besonders vernünftige Staatsform des chinesischen Kaiserreichs hervor. Ideal findet er an ihr, dass nicht wie in Europa ein religiöser Aberglaube vorherrsche, sondern eine Bildungselite nach moralischen Werten den Herrscher anleiten könne. Gerade aber die 'opinion' gesellschaftlicher Eliten ist nach Voltaires Verständnis Ursache geschichtlicher Entwicklung, die solange anzudauern hat, bis das Ideal der Herrschaftsform und Gesellschaftsordnung gefunden ist. China dient ihm in herausragender Weise als Folie zur Kritik an den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in Europa. Von dieser Konstellation abweichende Interpretationen der ostasiatischen und europäischen Kultur werden von ihm mit scharfer Kritik überzogen. Voltaires Einfluss auf Weltgeschichtsschreibung, Geschichtsphilosophie, Kulturgeschichtsschreibung und Chinarezeption der Spätaufklärung ist ausserordentlich gross. Er reicht allerdings nicht so weit, dass auch seine Perpektivierungen und Wertungen übernommen werden.

2003
Lee Eun-jeung : Voltaire betrachtet China mit den Augen eines Historikers. Er ist nicht von einer willkürlichen Systematik befangen, wie es bei Rousseau und Montesquieu der Fall ist. Deshalb geht er auch unbefangen an die ihm zur Verfügung stehenden Materialien heran. Er lässt sie vielmehr in ihrem kulturgeographischen und historischen Eigenwert gelten. Er fasst die chinesische Kultur als Herausforderung auf, der sich Europa zu stellen habe. In seiner Korrespondenz und in der Thematisierung des Chinesischen in seinen Werken, macht Voltaire deutlich, dass er die auf Toleranz und philosophische Gelassenheit gegründete chinesisch-konfuzianische Moral der fanatischen Unduldsamkeit des Christentums für überlegen hält. Er hebt die 'Anciennität' und Überlegenheit der chinesischen Kultur im Vergleich zur jüdisch-christlich-europäischen Kultur mit Nachdruck hervor, betont die viel weiter als die abendländische Geschichtsschreibung zurückreichende historische Überlieferung und die technischen Errungenschaften, die man in China viel früher als in Europa gemacht hat. Voltaire leugnet keineswegs, dass es in China, wie in allen anderen Ländern auch, Laster jeglicher Art gebe. Seine Sympathie gilt vor allem der staatlichen Organisation und der chinesischen Religion. Im Mittelpunkt der ersteren steht Konfuzius, der Gründer dieses vortrefflichen Gelehrten- und Beamtenstaates und ein Weiser, dessen Moral 'so rein und streng und zugleich ebenso human, wie die des Epictet' sei. Das konfuzianische China ist für ihn das Modell einer idealen Gesellschaft und er benutzt es als Waffe in seinen antiklerikalen Attacken.

2003
Werner Lühmann : Voltaires Scharfsinn seiner Gedanken und die Prägnanz seiner in zahlreichen Schriften gedruckten Äusserungen zu Geschichte und Philosophie, zur Staatslehre und zu Fragen der praktischen Moral trugen ebenso wie sein persönlicher Einfluss auf die Grossen der Zeit nicht wenig zu einer neuen kritischeren Sicht vieler Bereiche des geistigen und kulturellen Lebens am Vorabend der Französischen Revolution bei. Hierbei unterzog Voltaire auch die hochgerühmte Sittenlehre der Konfuzianer einer zwar in mancherlei Hinsicht voreingenommenen, gleichwohl aber genauen und differenzierenden Prüfung, an deren Ende eine teils wohlwollende, teils aber auch kritische Neubewertung stand. Zunächst berichtet er detailliert über die verschiedensten Aspekte der wirtschaftlichen Lebens der Chinesen, erwähnt deren rasches Bevölkerungswachstum und die sich daraus ergebenden Probleme, um sich dann den Wissenschaften sowie der aus seiner Sicht staatstragenden konfuzianischen Morallehre zuzuwenden. Dabei gilt seine Bewunderung im besonderen dem Prinzip des Gehorsams auf der einen wie dem der Fürsorge auf der anderen Seite. Das Kapitel über die Religion beginnt Voltaire mit dem Hinweis auf die Gerechtigkeit als dem Hauptmerkmal der von Konfuzius begründeten Sittenlehre der Chinesen. Was dem Vertreter eines aufgeklärten Deismus indessen am meisten beeindruckt, ist die nach seiner Meinung in der konfuzianischen Lehre aufscheinende Vorstellung eines abstrakten Gottesbegriffs, womit zugleich dem Vorwurf begegnet werden könne, die Chinesen seien streng betrachtet eigentlich ein Volk von Atheisten. Ein durch die allgemeinen Naturgesetze begründete universelle Moral, deren vornehmste Ausprägung das Ideal der Gerechtigkeit ist, scheint nach Auffassung Voltaires in der konfuzianischen Staatslehre auf. [Vol3:S. 29, 38, 48-49, 51-63, 65-68, 70-75, 76-77,Pig1:S. 74-77,FanW1:S. 343-344,Vol5:S. 25, 30-31, 46,Song:S. 18, 21-22, 27-28, 32-35, 38, 40, 45, 49, 51-53, 57-58, 69-72, 90-92, 94, 96-97, 99-100, 102-107, ,Volt3,Eti6:S. 109, 245, 280, 294-295,Lüh1:S. 109, 111-112,Berg:S. 66-67, 70-77,LeeE1:S. 66-67]

1763 Voltaire. *Traité sur la tolérance à l'occasion de la mort de Jean Calas* [ID D20013].
Voltaire schreibt :
Chapitre IV :
Si la tolérance est dangereuse, et chez quels peuples elle est permise.
Le gouvernement de la Chine n'a jamais adopté, depuis plus de quatre mille ans qu'il est connu, que le culte des noachides, l'adoration simple d'un seul Dieu: cependant il tolère les superstitions de Fô. et une multitude de bonzes qui serait dangereuse si la sagesse des tribunaux ne les avait pas toujours contenus.
Il est vrai que le grand empereur Young-tching, le plus sage et le plus magnanime peut-être qu'ait eu la Chine, a chassé les jésuites; mais ce n'était pas parce qu'il était intolérant, c'était, au contraire, parce que les jésuites l'étaient. Ils rapportent eux-mêmes, dans leurs Lettres curieuses, les paroles que leur dit ce bon prince: "Je sais que votre religion est intolérante; je sais ce que vous avez fait aux Manilles et au Japon; vous avez trompé mon père, n'espérez pas me tromper moi-même." Qu'on lise tout le discours qu'il daigna leur tenir, on le trouvera le plus sage et le plus clément des hommes. Pouvait-il, en effet, retenir des physiciens d'Europe qui, sous le prétexte de montrer des thermomètres et des éolipyles à la cour, avaient soulevé déjà un prince du sang? Et qu'aurait dit cet empereur, s'il avait lu nos histoires, s'il avait connu nos temps de la Ligue et de la conspiration des poudres?
C'en était assez pour lui d'être informé des querelles indécentes des jésuites, des dominicains, des capucins, des prêtres séculiers, envoyés du bout du monde dans ses Etats: ils venaient prêcher la vérité, et ils s'anathématisaient les uns les autres. L'empereur ne fit donc que renvoyer des perturbateurs étrangers; mais avec quelle bonté les renvoya-t-il! quels soins paternels n'eut-il pas d'eux pour leur voyage et pour empêcher qu'on ne les insultât sur la route! Leur bannissement même fut un exemple de tolérance et d'humanité.
Chapitre XIX :
Relation d'une dispute de controverse à la ChineDans les premières années du règne du grand empereur Kang-hi, un mandarin de la ville de Kanton entendit de sa maison un grand bruit qu'on faisait dans la maison voisine: il s'informa si l'on ne tuait personne; on lui dit que c'était l'aumônier de la compagnie danoise, un chapelain de Batavia, et un jésuite qui disputaient; il les fit venir, leur fit servir du thé et des confitures, et leur demanda pourquoi ils se querellaient.
Le jésuite lui répondit qu'il était bien douloureux pour lui, qui avait toujours raison, d'avoir affaire à des gens qui avaient toujours tort; que d'abord il avait argumenté avec la plus grande retenue, mais qu'enfin la patience lui avait échappé.
Le mandarin leur fit sentir, avec toute la discrétion possible, combien la politesse est nécessaire dans la dispute, leur dit qu'on ne se fâchait jamais à la Chine, et leur demanda de quoi il s'agissait.
Le jésuite lui répondit: "Monseigneur, je vous en fais juge; ces deux messieurs refusent de se soumettre aux décisions du concile de Trente."
- "Cela m'étonne, dit le mandarin." Puis se tournant vers les deux réfractaires: "Il me paraît, leur dit-il, messieurs, que vous devriez respecter les avis d'une grande assemblée: je ne sais pas ce que c'est que le concile de Trente; mais plusieurs personnes sont toujours plus instruites qu'une seule. Nul ne doit croire qu'il en sait plus que les autres, et que la raison n'habite que dans sa tête; c'est ainsi que l'enseigne notre grand Confucius; et si vous m'en croyez, vous ferez très bien de vous en rapporter au concile de Trente."
Le Danois prit alors la parole, et dit: "Monseigneur parle avec la plus grande sagesse; nous respectons les grandes assemblées comme nous le devons; aussi sommes-nous entièrement de l'avis de plusieurs assemblées qui se sont tenues avant celle de Trente.
- Oh! si cela est ainsi, dit le mandarin, je vous demande pardon, vous pourriez bien avoir raison. Ca, vous êtes donc du même avis, ce Hollandais et vous, contre ce pauvre jésuite?
- Point du tout, dit le Hollandais; cet homme-ci a des opinions presque aussi extravagantes que celles de ce jésuite, qui fait ici le doucereux avec vous; il n'y a pas moyen d'y tenir.
- Je ne vous conçois pas, dit le mandarin; n'êtes-vous pas tous trois chrétiens? Ne venez-vous pas tous trois enseigner le christianisme dans notre empire? Et ne devez-vous pas par conséquent avoir les mêmes dogmes?
- Vous voyez, monseigneur, dit le jésuite; ces deux gens-ci sont ennemis mortels, et disputent tous deux contre moi: il est donc évident qu'ils ont tous les deux tort, et que la raison n'est que de mon côté.
- Cela n'est pas si évident, dit le mandarin; il se pourrait faire à toute force que vous eussiez tort tous trois; je serais curieux de vous entendre l'un après l'autre."
Le jésuite fit alors un assez long discours, pendant lequel le Danois et le Hollandais levaient les épaules; le mandarin n'y comprit rien. Le Danois parla à son tour; ses deux adversaires le regardèrent en pitié, et le mandarin n'y comprit pas davantage. Le Hollandais eut le même sort. Enfin ils parlèrent tous trois ensemble, ils se dirent de grosses injures. L'honnête mandarin eut bien de la peine à mettre le

holà, et leur dit: "Si vous voulez qu'on tolère ici votre doctrine, commencez par n'être ni intolérants ni intolérables."
Au sortir de l'audience, le jésuite rencontra un missionnaire jacobin; il lui apprit qu'il avait gagné sa cause, l'assurant que la vérité triomphait toujours. Le jacobin lui dit: "Si j'avais été là, vous ne l'auriez pas gagnée; je vous aurais convaincu de mensonge et d'idolâtrie." La querelle s'échauffa; le jacobin et le jésuite se prirent aux cheveux. Le mandarin, informé du scandale, les envoya tous deux en prison. Un sous-mandarin dit au juge: "Combien de temps Votre Excellence veut-elle qu'ils soient aux arrêts? - Jusqu'à ce qu'ils soient d'accord, dit le juge. - Ah! dit le sous-mandarin, ils seront donc en prison toute leur vie. - Hé bien! dit le juge, jusqu'à ce qu'ils se pardonnent. - Ils ne se pardonneront jamais, dit l'autre; je les connais. - Hé bien donc! dit le mandarin, jusqu'à ce qu'ils fassent semblant de se pardonner."

Voltaire présente durant toute la décennie soixante, notamment dans le dix-septième chapitre se rendent compte du caractère proprement incohérent de la doctrine chrétienne dont les Jésuites, de par leur nom et leurs ‘sins infatigables’ sont les champions naturels. Ce qui est très intéressant, dans le cas de Voltaire, c'est qu'il parvient à donner à son discours l'air détaché et objectif d'une simple constatation de fait. L'attaque contre l'infâme, que le discours sur les Jésuites permet de véritablement cristalliser, se pare des couleurs attrayantes de l'histoire. [Vol4:S. 15-16]

1764 Voltaire. *Additions à l'Essai sur l'histoire générale* [ID D20012].
Voltaire schreibt : "Ce grand avantage (une grande population) que la Chine a sur nos climats me paraît venir de trois causes, de la fécondité que la ntaure y a donnée aux femmes, du peu de guerres qui ont désolé le pays, et enfin de ce que la peste qui a détruit quelquefois la quatrième partie du genre humain dans l'Europe et dans l'ancienne Asie ne s'est jamais fait sentir à la Chine, car la peste est une maladie originaire d'Afrique qui n’a pu s'introduire encore dans des pays fermés aux étrangers, et les annales de la Chine ne rendent compte que d'une seule contagion qui fit quelques ravages au commencement du 16ème siècle."

"De tous faits je passe à la question morale agitée par Bayle, savoir, si une société d'athées pourrait subsister. Remarques d'abord sur cet article, quelle est l'énorme contradiction des hommes dans la dispute : ceux qui se sont élevés contre l'opinion de Bayle avec le plus d'emportement, ceux qui lui ont nié avec le plus d’injures la possibilité d’une société d'athées, ont soutenu depuis avec la même intrépidité que l'athéeisme est la religion du gouvernement de la Chine. Mais en même temps ils ne se sont pas moins trompés sur l’impossibilité d'une société d’athées ; et je ne sais comment M. Bayle a pu oublier un exemple frappant qui aurait pu rendre sa cause victorieuse." [Song:S. 111-112]

1764 Voltaire. *Dictionnaire philosophique, portatif* [ID D16610].

De la Chine : Section première.

Nous avons assez remarqué ailleur combien il est téméraire et maladroit de disputer à une nation telle que la chinoise ses titres authentiques. Nous n'avons aucune maison en Europe dont l'antiquité soit aussi bien prouvée que celle de l'empire de la Chine. Figurons-nous un savant maronite du Mont-Athos, qui contesterait la noblesse des Morosini, des Tiepolo, et des autres anciennes maisons de Venise, des princes d'Allemagne, des Montmorency, des Châtillon, des Talleyrand de France, sous prétexte qu'il n'en est parlé ni dans saint Thomas, ni dans saint Bonaventure. Ce maronite passerait-il pour un homme de bon sens ou de bonne foi?

Je ne sais quels lettrés de nos climats se sont effrayés de l'antiquité de la nation chinoise. Mais ce n'est point ici une affaire de scolastique. Laissez tous les lettrés chinois, tous les mandarins, tous les empereurs reconnaître Fo-hi pour un des premiers qui donnèrent des lois à la Chine, environ deux mille cinq ou six cents ans avant notre ère vulgaire. Convenez qu'il faut qu'il y ait des peuples avant qu'il y ait des rois. Convenez qu'il faut un temps prodigieux avant qu'un peuple nombreux, ayant inventé les arts nécessaires, se soit réuni pour se choisir un maître. Si vous n'en convenez pas, il ne nous importe. Nous croirons toujours sans vous que deux et deux font quatre.

Dans une province d'Occident, nommée autrefois la Celtique, on a poussé le goût de la singutarité et du paradoxe jusqu'à dire que les Chinois n'étaient qu'une colonie d'Égypte, ou bien, si l'on veut, de Phénicie. On a cru prouver, comme on prouve tant d'autres choses, qu'un roi d' Égypte, appelé Ménès par les Grecs, était le roi de la Chine Yu, et qu'Atoès ètait Ki, en changeant seulement quelques lettres; et voici de plus comme on a raisonné.

Les Égyptiens allumaient des flambeaux quelquefois pendant la nuit; les Chinois allument des lanternes: donc les Chinois sont évidemment une colonie d'Égypte. Le jésuite Parennin, qui avait déjà vécu vingt-cinq ans à la Chine, et qui possédait également la langue et les sciences des Chinois, a réfuté toutes ces imaginations avec autant de politesse que de mépris. Tous les missionnaires, tous les Chinois à qui l'on conta qu'au bout de l'Occident on faisait la réforme de l'empire de la Chine, ne firent qu'en rire. Le P. Parennin répondit un peu plus sérieusement. Vos Égyptiens, disait-il, passèrent apparemment par l'Inde pour aller peupler la Chine. L'Inde alors était-elle peuplée ou non? si elle l'était, aurait-elle laissé passer une armée étrangère? si elle ne l'était pas, les Égyptiens ne seraient-ils pas restés dans l'Inde? auraient-ils pénétré par des déserts et des montagnes impraticables jusqu'à la Chine, pour y aller fonder des colonies, tandis qu'ils pouvaient si aisément en établir sur les rivages fertiles de l'Inde et du Gange?

Les compilateurs d'une histoire universelle, imprimée en Angleterre, ont voulu aussi dépouiller les Chinois de leur antiquité, parce que les jésuites étaient les premiers qui avaient bien fait connaître la Chine. C'est là sans doute une bonne raison pour dire à toute une nation: Vous en avez menti.

Il y a, ce me semble, une réflexion bien importante à faire sur les témoignages que Confutzée, nommé parmi nous Confucius, rend à l'antiquité de sa nation: c'est que Confutzée n'avait nul intérêt de mentir; il ne faisait point le prophète; il ne se disait point inspiré; il n'enseignait point une religion nouvelle; il ne recourait point aux prestiges; il ne flatte point l'empereur sous lequel il vivait, il n'en parle seulement pas. C'est enfin le seul des instituteurs du monde qui ne se soit point fait suivre par des femmes.

J'ai connu un philosophe qui n'avait que le portrait de Confucius dans son arrière-cabinet: il mit au bas ces quatre vers:

De la seule raison salutaire interprète,
Sans éblouir le monde, éclairant les esprits,
Il ne parla qu'en sage, et jamais en prophète;
Cependant on le crut, et même en son pays.

J'ai lu ses livres avec attention; j'en ai fait des extraits; je n'y ai trouvé que la morale la plus pure, sans aucune teinture de charlatanisme. Il vivait six cents ans avant notre ère vulgaire. Ses ouvrages furent commentés par les plus savants hommes de la nation. S'il avait menti, s'il avait fait une fausse chronologie, s'il avait parlé d'empereurs qui n'eussent point existé, ne se serait-il trouvé personne dans une nation savante qui eût réformé la chronologie de Confutzée? Un seul Chinois a voulu le contredire, et il a été universellement bafoué.

Ce n'est pas ici la peine d'opposer le monument de la grande muraille de la Chine aux monuments des autres nations, qui n'en ont jamais approché; ni de redire que les pyramides d'Égypte ne sont que des masses inutiles et puériles en comparaison de ce grand ouvrage; ni de parler de trente-deux éclipses calculées dans l'ancienne chronique de la Chine, dont vingt-huit ont été vérifiées par les mathématiciens d'Europe; ni de faire voir combien le respect des Chinois pour leurs ancêtres assure l'existence de ces mêmes ancêtres; ni de répéter au long combien ce même respect a nui chez eux aux progrès de la physique, de la géométrie, et de l'astronomie.

On sait assez qu'ils sont encore aujourd’hui ce que nous étions tous il y a environ trois cents ans, des raisonneurs très ignorants. Le plus savant Chinois ressemble à un de nos savants du xve siècle qui possédait son Aristote. Mais on peut être un fort mauvais physicien et un excellent moraliste. Aussi c'est dans la morale et dans l'économie politique, dans l'agriculture, dans les arts nécessaires, que les Chinois se sont perfectionnés. Nous leur avons enseigné tout le reste; mais dans cette partie nous devions être leurs disciples.

De l'expulsion des missionnaires de la Chine.

Humainement parlant, et indépendamment des services que les jésuites pouvaient rendre à la religion chrétienne, n'étaient-ils pas bien malheureux d'être venus de si loin porter la discorde et le trouble dans le plus vaste royaume et le mieux policé de la terre? Et n'était-ce pas abuser horriblement de l'indulgence et de la bonté des peuples orientaux, surtout après les torrents de sang versés à leur occasion au Japon? scène affreuse dont cet empire n'a cru pouvoir prévenir les suites qu'en fermant ses ports à tous les étrangers.

Les jésuites avaient obtenu de l'empereur de la Chine Kang-hi la permission d'enseigner le catholicisme; ils s'en servirent pour faire croire à la petite portion du peuple dirigé par eux qu'on ne pouvait servir d'autre maître que celui qui tenait la place de Dieu sur la terre, et qui résidait en Italie sur le bord d'une petite rivière nommée le Tibre; que toute autre opinion religieuse, tout autre culte, était abominable aux yeux de Dieu, et qu'il punirait éternellement quiconque ne croirait pas aux jésuites; que l'empereur Kang-hi, leur bienfaiteur, qui ne pouvait pas prononcer christ, parce que les Chinois n'ont point la lettre R, serait damné à tout jamais; que l'empereur Yong-tching, son fils, le serait sans miséricorde; que tous les ancêtres des Chinois et des Tartares l'étaient; que leurs descendants le seraient, ainsi que tout le reste de la terre; et que les révérends pères jésuites avaient une compassion vraiment paternelle de la damnation de tant d'âmes.

Ils vinrent à bout de persuader trois princes du sang tartare. Cependant l'empereur Kang-hi mourut à la fin de 1722. Il laissa l'empire à son quatrième fils Yong-tching, qui a été si célèbre dans le monde entier par la justice et par la sagesse de son gouvernement, par l'amour de ses sujets, et par l'expulsion des jésuites.

Ils commencèrent par baptiser les trois princes et plusieurs personnes de leur maison: ces néophytes eurent le malheur de désobéir à l'empereur en quelques points qui ne regardaient que le service militaire. Pendant ce temps-là même l'indignation de tout l'empire éclata contre les missionnaires; tous les gouverneurs des provinces, tous les colaos, présentèrent contre eux des mémoires. Les accusations furent portées si loin qu'on mit aux fers les trois princes disciples des jésuites.

Il est évident que ce n'était pas pour avoir été baptisés qu'on les traita si durement, puisque les jésuites eux-mêmes avouent dans leurs lettres que pour eux ils n'essuyèrent aucune violence, et que même ils furent admis à une audience de l'empereur, qui les honora de quelques présents. Il est donc prouvé que l'empereur Yong-tching n'était nullement persécuteur et si les princes furent renfermés dans une prison vers la Tartarie, tandis qu'on traitait si bien leurs convertisseurs, c'est une preuve indubitable qu'ils étaient prisonniers d'État, et non pas martyrs.

L'empereur céda bientôt après aux cris de la Chine entière; on demandait le renvoi des jésuites, comme depuis en France et dans d'autres pays on a demandé leur abolition. Tous les tribunaux de la Chine voulaient qu'on les fît partir sur-le-champ pour Macao, qui est regardé comme une place séparée de l'empire, et dont on a laissé toujours la possession aux Portugais avec garnison chinoise.

Yong-tching eut la bonté de consulter les tribunaux et les gouverneurs, pour savoir s'il y aurait quelque danger à faire conduire tous les jésuites dans la province de Kanton. En attendant la réponse il fit venir trois jésuites en sa présence, et leur dit ces propres paroles, que le P. Parennin rapporte avec beaucoup de bonne foi: Vos Enropéans dans la province de Fo-Kien voulaient anéantir nos lois, et troublaient nos peuples; les tribunaux me les ont déférés; j'ai dû pourvoir à ces désordres; il y va de l'intérêt de l'empire... Que diriez-vous si j'envoyais dans votre pays une troupe de bonzes et de lamas prêcher leur loi? comment les recevriez-vous?... Si vous avez su tromper mon père, n'espérez pas me tromper de même... Vous voulez que les Chinois se fassent chrétiens, votre loi le demande, je le sais bien; mais alors que deviendrions-nous? les sujets de vos rois. Les chrétiens ne croient que vous; dans un temps de trouble ils n'écouteraient d'autre voix que la vôtre. Je sais bien qu'actuellement il n'y a rien à craindre; mais quand les vaisseaux viendront par mille et dix mille, alors il pourrait y avoir du désordre.

La Chine au nord touche le royaume des Russes, qui n'est pas méprisable; elle a au sud les Européans et leurs royaumes, qui sont encore plus considérables; et à l'ouest les princes de Tartarie, qui nous font la guerre depuis huit ans.., Laurent Lange, compagnon du prince Ismaelof, ambassadeur du czar, demandait qu'on accordât aux Russes la permission d'avoir dans toutes les provinces une factorerie; on ne le leur permit qu'à Pékin et sur les limites de Kalkas. Je vous permets de demeurer de même ici et à Kanton, tant que vous ne donnerez aucun sujet de plainte; et si vous en donnez, je ne vous laisserai ni ici ni à Kanton.

On abattit leurs maisons et leurs églises dans toutes les autres provinces. Enfin les plaintes contre eux redoublèrent. Ce qu'on leur reprochait le plus, c'était d'affaiblir dans les enfants le respect pour leurs pères, en ne rendant point les honneurs dus aux ancêtres; d'assembler indécemment les jeunes gens et les filles dans les lieux écartés qu'ils appelaient églises; de faire agenouiller les filles entre leurs jambes, et de leur parler bas en cette posture. Rien ne paraissait plus monstrueux à la délicatesse

chinoise. L’empereur Yongtching daigna même en avertir les jésuites: après quoi il renvoya la plupart des missionnaires à Macao, mais avec des politesses et des attentions dont les seuls Chinois peut-être sont capables.
Il retint à Pékin quelques jésuites mathématiciens, entre autres ce même Parennin dont nous avons déjà parlé, et qui, possédant parfaitement le chinois et le tartare, avait souvent servi d'interprète. Plusieurs jésuites se cachèrent dans des provinces éloignées, d'autres dans Kanton même; et on ferma les yeux.
Enfin l'empereur Yong-tching étant mort, son fils et son successeur Kien-Long acheva de contenter la nation en faisant partir pour Macao tous les missionnaires déguisés qu'on put trouver dans l’empire.
Un édit solennel leur en interdit à jamais l'entrée. S'il en vient quelques-uns, on les prie civilement d’aller exercer leurs talents ailleurs. Point de traitement dur, point de persécution. On m'a assuré qu’en 1760, un jésuite de Rome étant allé à Kanton, et ayant été déféré par un facteur des Hollandais, le colao, gouverneur de Kanton, le renvoya avec un présent d’une pièce de soie, des provisions, et de l'argent.

Du prétendu athéisme de la Chine.
On a examiné plusieurs fois cette accusation d’athéisme, intentée par nos théologaux d'Occident contre le gouvernement chinois à l'autre bout du monde; c'est assurément le dernier excès de nos folies et de nos contradictions pédantesques. Tantôt on prétendait dans une de nos facultés que les tribunaux ou parlements de la Chine étaient idolâtres, tantôt qu'ils ne reconnaissaient point de Divinité et ces raisonneurs poussaient quelquefois leur fureur de raisonner jusqu’à soutenir que les Chinois étaient à la fois athées et idolâtres.
Au mois d’octobre 1700, la Sorbonne déclara hérétiques toutes les propositions qui soutenaient que l'empereur et les colaos croyaient en Dieu. On faisait de gros livres dans lesquels on démontrait, selon la façon théologique de démontrer, que les Chinois n’adoraient que le ciel matériel.
Nil præter nubes et coeli numen adorant.
Mais s'ils adoraient ce ciel matériel, c'était donc là leur dieu. Ils ressemblaient aux Perses, qu'on dit avoir adoré le soleil; ils ressemblaient aux anciens Arabes, qui adoraient les étoiles; ils n'étaient donc ni fabricateurs d'idoles, ni athées. Mais un docteur n'y regarde pas de si près, quand il s'agit dans son tripot de déclarer une proposition hérétique et malsonnante.
Ces pauvres gens, qui faisaient tant de fracas en 1700 sur le ciel matériel des Chinois, ne savaient pas qu’en 1689 les Chinois, ayant fait la paix avec les Russes à Niptchou, qui est la limite des deux empires, ils érigèrent la même année, le 8 septembre, un monument de marbre sur lequel on grava en langue chinoise et en latin ces paroles mémorables:
Si quelqu'un a jamais la pensée de rallumer le feu de la guerre, nous prions le Seigneur souverain de toutes choses, qui connaît les coeurs, de punir ces perfides, etc.
Il suffisait de savoir un peu de l’histoire moderne pour mettre fin à ces disputes ridicules; mais les gens qui croient que le devoir de l'homme consiste à commenter saint Thomas et Scot ne s'abaissent pas à s’informer de ce qui se passe entre les plus grands empires de la terre.

Section II.
Nous allons chercher à la Chine de la terre, comme si nous n'en avions point; des étoffes, comme si nous manquions d'étoffes; une petite herbe pour infuser dans de l'eau, comme si nous n'avions point de simples dans nos climats. En récompense, nous voulons convertir les Chinois: c'est un zèle très louable mais il ne faut pas leur contester leur antiquité, et leur dire qu'ils sont des idolâtres. Trouverait-on bon, en vérité, qu'un capucin, ayant été bien reçu dans un château des Montmorency, voulût leur persuader qu'ils sont nouveaux nobles, comme les secrétaires du roi, et les accuser d'être idolâtres, parce qu'il aurait trouvé dans ce château deux ou trois statues de connétables, pour lesquelles on aurait un profond respect?
Le célèbre Wolf, professeur de mathématiques dans l'université de Hall, prononça un jour un très bon discours à la louange de la philosophie chinoise; il loua cette ancienne espèce d'hommes, qui diffère de nous par la barbe, par les yeux, par le nez, par les oreilles, et par le raisonnement; il loua, dis-je, les Chinois d'adorer un Dieu suprême, et d'aimer la vertu; il rendait cette justice aux empereurs de la Chine, aux colaos, aux tribunaux, aux lettrés. La justice qu'on rend aux bonzes est d'une espèce différente.
Il faut savoir que ce Wolf attirait à Hall un millier d'écoliers de toutes les nations. Il y avait dans la même université un professeur de théologie nommé Lange, qui n'attirait personne; cet homme, au désespoir de geler de froid seul dans son auditoire, voulut, comme de raison, perdre le professeur de mathématiques; il ne manqua pas, selon la coutume de ses semblables, de l'accuser de ne pas croire en Dieu.
Quelques écrivains d'Europe, qui n'avaient jamais été à la Chine, avaient prétendu que le gouvernement de Pékin était athée. Wolf avait loué les philosophes de Pékin, donc Wolf était athée; l''envie et la haine ne font jamais de meilleurs syllogismes. Cet argument de Lange, soutenu d'une cabale et d'un protecteur, fut trouvé concluant par le roi du pays, qui envoya un dilemme en forme au mathématicien ce dilemme lui donnait le choix de sortir de Hall dans vingt-quatre heures, ou d'être pendu. Et comme Wolf raisonnait fort juste, il ne manqua pas de partir; Sa retraite ôta au roi deux ou trois cent mille écus par an, que ce philosophe faisait entrer dans le royaume par l'affluence de ses disciples.
Cet exemple doit faire sentir aux souverains qu'il ne faut pas toujours écouter la calomnie, et sacrifier un grand homme à la fureur d'un sot. Revenons à la Chine.
De quoi nous avisons-nous, nous autres au bout de l'Occident, de disputer avec acharnement et avec des torrents d'injures, pour savoir s'il y avait eu quatorze princes, ou non, avant Fo-hi, empereur de la Chine, et si ce Fo-hi vivait trois mille, ou deux mille neuf cents ans avant notre ère vulgaire? Je voudrais bien que deux Irlandais s'avisassent de se quereller à Dublin pour savoir quel fut, au xiie siècle, le possesseur des terres que j'occupe aujourd'hui; n'est-il pas évident qu'ils devraient s'en rapporter à moi, qui ai les archives entre mes mains? Il en est de même à mon gré des premiers empereurs de la Chine; il faut s'en rapporter aux tribunaux du pays.
Disputez tant qu'il vous plaira sur les quatorze princes qui régnèrent avant Fo-hi, votre belle dispute n'aboutira qu'à prouver que la Chine était très peuplée alors, et que les lois y régnaient. Maintenant, je vous demande si une nation assemblée, qui a des lois et des princes, ne suppose pas une prodigieuse antiquité? Songez combien de temps il faut pour qu'un concours singulier de circonstances fasse trouver le fer dans les mines, pour qu'on l'emploie à l'agriculture, pour qu'on invente la navette et tous les autres arts.
Ceux qui font les enfants à coups de plume ont imaginé un fort plaisant calcul. Le jésuite Pétau, par une belle supputation, donne à la terre, deux cent quatre-vingt-cinq ans après le déluge, cent fois plus d'habitants qu'on n'ose lui en supposer à présent. Les Cumberland et les Whiston ont fait des calculs aussi comiques; ces bonnes gens n'avaient qu'à consulter les registres de nos colonies en Amérique, ils auraient été bien étonnés, ils auraient appris combien peu le genre humain se multiplie, et qu'il diminue très souvent au lieu d'augmenter.
Laissons donc, nous qui sommes d'hier, nous descendants des Celtes, qui venons de défricher les forêts de nos contrées sauvages laissons les Chinois et les Indiens jouir en paix de leur beau climat et de leur antiquité. Cessons surtout d'appeler idolâtres l'empereur de la Chine et le soubab de Dékan. Il ne faut pas être fanatique du mérite chinois: la constitution de leur empire est à la vérité la meilleure qui soit au monde la seule qui soit toute fondée sur le pouvoir paternel; la seule dans laquelle un gouverneur de province soit puni quand, en sortant de charge, il n'a pas eu les acclamations du peuple; la seule qui ait institué des prix pour la vertu, tandis que partout ailleurs les lois se bornent à punir le crime; la seule qui ait fait adopter ses lois à ses vainqueurs, tandis que nous sommes encore sujets aux coutumes des Burgundiens, des Francs et des Goths, qui nous ont domptés. Mais on doit avouer que le petit peuple, gouverné par des bonzes, est aussi fripon que le nôtre; qu'on y vend tout fort cher aux étrangers, ainsi que chez nous; que dans les sciences, les Chinois sont encore au terme où nous étions il y a deux cents

ans; qu'ils ont comme nous mille préjugés ridicules; qu'ils croient aux talismans, à l'astrologie judiciaire, comme nous y avons cru longtemps.
Avouons encore qu'ils ont été étonnés de notre thermomètre, de notre manière de mettre des liqueurs à la glace avec du salpêtre, et de toutes les expériences de Toricelli et d'Otto de Guericke, tout comme nous le fûmes lorsque nous vîmes ces amusements de physique pour la première fois; ajoutons que leurs médecins ne guérissent pas plus les maladies mortelles que les nôtres, et que la nature toute seule guérit à la Chine les petites maladies comme ici; mais tout cela n'empêche pas que les Chinois, il y a quatre mille ans, lorsque nous ne savions pas lire, ne sussent toutes les choses essentiellement utiles dont nous nous vantons aujourd'hui.
La religion des lettrés, encore une fois, est admirable. Point de superstitions, point de légendes absurdes, point de ces dogmes qui insultent à la raison et à la nature, et auxquels des bonzes donnent mille sens différents, parce qu'ils n'en ont aucun. Le culte le plus simple leur a paru le meilleur depuis plus de quarante siècles. Ils sont ce que nous pensons qu'étaient Seth, Énoch et Noé; ils se contentent d'adorer un Dieu avec tous les sages de la terre, taudis qu'en Europe on se partage entre Thomas et Bonaventure, entre Calvin et Luther, entre Jansénius et Molina.

Anthropophages : Section 2
Marco Paolo, ou Marc Paul, dit que de son temps, dans une partie de la Tartarie, les magiciens ou les prêtres (c'était la même chose) avaient le droit de manger la chair des criminels condamnés à la mort. Tout cela soulève le coeur; mais le tableau du genre humain doit souvent produire cet effet. Comment des peuples, toujours séparés les uns des autres, ont-ils pu se réunir dans une si horrible coutume? Faut-il croire qu'elle n'est pas absolument aussi opposée à la nature humaine qu'elle le paraît? Il est sûr qu'elle est rare, mais il est sûr qu'elle existe. On ne voit pas que ni les Tartares ni les Juifs aient mangé souvent leurs semblables... La Relation des Indes et de la Chine, faite au VIIIe siècle par deux Arabes, et traduite par l'abbé Renaudot, n'est pas un livre qu'on doive croire sans examen; il s'en faut beaucoup: mais il ne faut pas rejeter tout ce que ces deux voyageurs disent, surtout lorsque leur rapport est confirmé par d'autres auteurs qui ont mérité quelque créance. Ils assurent que dans la mer des Indes il y a des îles peuplées de nègres qui mangeaient des hommes. Ils appellent ces îles Ramni. Le géographe de Nubie les nomme Rammi, ainsi que la Bibliothèque orientale d'Herbelot. Marc Paul [Marco Polo], qui n'avait point lu la relation de ces deux Arabes, dit la même chose quatre cents ans après eux. L'archevêque Navarrète, qui a voyagé depuis dans ces mers, confirme ce témoignage: Los europeos que cogen, et constante que vivos se los van comiendo... Ce qui est plus extraordinaire et plus incroyable, c'est que les deux Arabes attribuent aux Chinois mêmes ce que Marc Paul avance de quelques Tartares, qu'en général, les Chinois mangent tous ceux qui ont été tués. Cette horreur est si éloignée des moeurs chinoises qu'on ne peut la croire. Le P. Parennin l'a réfutée en disant qu'elle ne mérite pas de réfutation. Cependant il faut bien observer que le VIIIe siècle, temps auquel ces Arabes écrivirent leur voyage était un des siècles les plus funestes pour les Chinois. Deux cent mille Tartares passèrent la grande muraille, pillèrent Pékin, et répandirent partout la désolation la plus horrible. Il est très vraisemblable qu'il y eut alors une grande famine. La Chine était aussi peuplée qu'aujourd'hui. Il se peut que dans le petit peuple quelques misérables aient mangé des corps morts. Quel intérêt auraient eu ces Arabes à inventer une fable si dégoûtante? Ils auront pris peut-être, comme presque tous les voyageurs, un exemple particulier pour une coutume du pays.

Jean-Robert Armogathe : La passion avec laquelle Voltaire défend la cause de la Chine, comme toutes les causes qu'il défendit. Il refuse d'admettre Anciennes relations des Indes et de la Chine [ID D19820] pour discréditer les Chinois. [Miss1:S. 31,Volt]

1764 Voltaire. *Catéchisme chinois* [ID D19776].

PREMIER ENTRETIEN.

KOU.

Que dois-je entendre quand on me dit d'adorer le ciel (Chang-ti)?

CU-SU.

Ce n'est pas le ciel matériel que nous voyons; car ce ciel n'est autre chose que l'air, et cet air est composé de toutes les exhalaisons de la terre: ce serait une folie bien absurde d'adorer des vapeurs.

KOU.

Je n'en serais pourtant pas surpris. Il me semble que les hommes ont fait des folies encore plus grandes.

CU-SU.

Il est vrai; mais vous êtes destiné à gouverner; vous devez être sage.

KOU.

Il y a tant de peuples qui adorent le ciel et les planètes?

CU-SU.

Les planètes ne sont que des terres comme la nôtre. La lune, par exemple, ferait aussi bien d'adorer notre sable et notre boue, que nous de nous mettre à genoux devant le sable et la boue de la lune.

KOU.

Que prétend-on quand on dit: le ciel et la terre, monter au ciel, être digne du ciel?

CU-SU.

On dit une énorme sottise, il n'y a point de ciel; chaque planète est entourée de son atmosphère, comme d'une coque, et roule dans l'espace autour de son soleil. Chaque soleil est le centre de plusieurs planètes qui voyagent continuellement autour de lui: il n'y a ni haut, ni bas, ni montée, ni descente. Vous sentez que si les habitants de la lune disaient qu'on monte à la terre, qu'il faut se rendre digne de la terre, ils diraient une extravagance. Nous prononçons de même un mot qui n'a pas de sens, quand nous disons qu'il faut se rendre digne du ciel; c'est comme si nous disions: Il faut se rendre digne de l'air, digne de la constellation du dragon, digne de l'espace.

KOU.

Je crois vous comprendre; il ne faut adorer que le Dieu qui a fait le ciel et la terre.

CU-SU.

Sans doute; il faut n'adorer que Dieu. Mais quand nous disons qu'il a fait le ciel et la terre, nous disons pieusement une grande pauvreté. Car, si nous entendons par le ciel l'espace prodigieux dans lequel Dieu alluma tant de soleils, et fit tourner tant de mondes, il est beaucoup plus ridicule de dire le ciel et la terre que de dire les montagnes et un grain de sable. Notre globe est infiniment moins qu'un grain de sable en comparaison de ces millions de milliards d'univers devant lesquels nous disparaissons. Tout ce que nous pouvons faire, c'est de joindre ici notre faible voix à celle des êtres innombrables qui rendent hommage à Dieu dans l'abîme de l'étendue.

KOU.

On nous a donc bien trompés quand on nous a dit que Fo était descendu chez nous du quatrième ciel, et avait paru en éléphant blanc.

CU-SU.

Ce sont des contes que les bonzes font aux enfants et aux vieilles: nous ne devons adorer que l'auteur éternel de tous les êtres.

KOU.

Mais comment un être a-t-il pu faire les autres?

CU-SU.

Regardez cette étoile; elle est à quinze cent mille millions de lis de notre petit globe; il en part des rayons qui vont faire sur vos yeux deux angles égaux au sommet; ils font les mêmes angles sur les yeux de tous les animaux: ne voilà-t-il pas un dessein marqué? ne voilà-t-il pas une loi admirable? Or qui fait un ouvrage, sinon un ouvrier? qui fait des lois, sinon un législateur? Il y a donc un ouvrier, un législateur éternel.

KOU.

Mais qui a fait cet ouvrier? et comment est-il fait?

CU-SU.

Mon prince, je me promenais hier auprès du vaste palais qu'a bâti le roi votre père. J'entendis deux grillons, dont l'un disait à l'autre: «'Voilà un terrible édifice. — Oui, dit l'autre tout glorieux que je suis, j'avoue que c'est quelqu'un de plus puissant que les grillons qui a fait ce prodige; mais je n'ai point d'idée de cet être-là; je vois qu'il est, mais je ne sais ce qu'il est.»

KOU.

Je vous dis que vous êtes un grillon plus instruit que moi; et ce qui me plaît en vous, c'est que vous ne

prétendez pas savoir ce que vous ignorez.
DEUXIÈME ENTRETIEN.
CU-SU.
Vous convenez donc qu'il y a un être tout-puissant, existant par lui-même, suprême artisan de toute la nature?
KOU.
Oui; mais sil existe par lui-même, rien ne peut donc le borner, et il est donc partout; il existe donc dans toute la matière, dans toutes les parties de moi-même?
CU-SU.
Pourquoi non?
KOU.
Je serais donc moi-même une partie de la Divinité?
CU-SU.
Ce n'est peut-être pas une conséquence. Ce morceau de verre est pénétré de toutes parts de la lumière; est-il lumière cependant lui-même? ce n’est que du sable, et rien de plus. Tout est en Dieu, sans doute; ce qui anime tout doit être partout. Dieu n’est pas comme l'empereur de la Chine, qui habite son palais, et qui envoie ses ordres par des colaos. Dès là qu'il existe, il est nécessaire que sou existence remplisse tout l'espace et tous ses ouvrages; et puisqu'il est dans vous, c'est un avertissement continuel de ne rien faire dont vous puissiez rougir devant lui.
KOU.
Que faut-il faire pour oser ainsi se regarder soi-même sans répugnance et sans honte devant l'Être suprême?
CU-SU.
Être juste.
KOU.
Et quoi encore?
CU-SU.
Être juste.
KOU.
Mais la secte de Laokium dit qu'il n'y a ni juste ni injuste, ni vice ni vertu.
CU-SU.
La secte de Laokium dit-elle qu'il n y a ni santé ni maladie?
KOU.
Non, elle ne dit point une si grande erreur.
CU-SU.
L'erreur de penser qu'il n'y a ni santé de l'âme ni maladie de l'âme, ni vertu ni vice, est aussi grande et plus funeste. Ceux qui ont dit que tout est égal sont des monstres: est-il égal de nourrir son fils ou de l'écraser sur la pierre, de secourir sa mère ou de lui plonger un poignard dans le coeur?
KOU.
Vous me faites frémir; je déteste la secte de Laokium; mais il y a tant de nuances du juste et de l'injuste! on est souvent bien incertain. Quel homme sait précisément ce qui est permis ou ce qui est défendu? Qui pourra poser sûrement les bornes qui séparent le bien et le mal? quelle règle me donnerez-vous pour les discerner?
CU-SU.
Celle de Confutzée, mon maître: «Vis comme en mourant tu voudrais avoir vécu; traite ton prochain comme tu veux qu'il te traite.»
KOU.
Ces maximes, je l'avoue, doivent être le code du genre humain; mais que m'importera en mourant d'avoir bien vécu? qu'y gagnerai-je? Cette horloge, quand elle sera détruite, sera-t-elle heureuse d'avoir bien sonné les heures?
CU-SU.
Cette horloge ne sent point, ne pense point; elle ne peut avoir des remords, et vous en avez quand vous vous sentez coupable.
KOU.
Mais si, après avoir commis plusieurs crimes, je parviens à n'avoir plus de remords?
CU-SU.
Alors il faudra vous étouffer; et soyez sûr que parmi les hommes qui n'aiment pas qu’on les opprime il s'en trouvera qui vous mettront hors d'état de faire de nouveaux crimes.
KOU.
Ainsi Dieu, qui est en eux, leur permettra d'être méchants après m'avoir permis de l'être?

CU-SU.
Dieu vous a donné raison: n'en abusez, ni vous, ni eux. Non seulement vous serez malheureux dans cette vie, mais qui vous a dit que vous ne le seriez pas dans une autre?
KOU.
Et qui vous a dit qu'il y a une autre vie?
CU-SU.
Dans le doute seul, vous devez vous conduire comme s'il y en avait une.
KOU.
Mais si je suis sûr qu'il n'y en a point?
CU-SU.
Je vous en défie.
TROISIÈME ENTRETIEN.
KOU.
Vous me poussez, Cu-su. Pour que je puisse être récompensé ou puni quand je ne serai plus, il faut qu'il subsiste dans moi quelque chose qui sente et qui pense après moi. Or comme avant ma naissance rien de moi n'avait ni sentiment ni pensée, pourquoi y en aurait-il après ma mort? que pourrait être cette partie incompréhensible de moi-même? Le bourdonnement de cette abeille restera-t-il quand labeille ne sera plus? La végétation de cette plante subsiste-t-elle quand la plante est déracinée? La végétation n'est-elle pas un mot dont on se sert pour signifier la manière inexplicable dont l'Être suprême a voulu que la plante tirât les sucs de la terre? L'âme est de même un mot inventé pour exprimer faiblement et obscurément les ressorts de notre vie. Tous les animaux se meuvent; et cette puissance de se mouvoir, on l'appelle force active; mais il n'y a pas un être distinct qui soit cette force. Nous avons des passions; cette mémoire, cette raison, ne sont pas, sans doute, des choses à part; ce ne sont pas des êtres existants dans nous; ce ne sont pas de petites personnes qui aient une existence particulière; ce sont des mots génériques, inventés pour fixer nos idées. L'âme, qui signifie notre mémoire, notre raison, nos passions, n'est donc elle-même qu'un mot. Qui fait le mouvement dans la nature? c'est Dieu. Qui fait végéter tontes les plantes? c'est Dieu. Qui fait le mouvement dans les animaux? c'est Dieu. Qui fait la pensée de l’homme? c'est Dieu.
Si l'âme humaine était une petite personne renfermée dans notre corps, qui en dirigeât les mouvements et les idées, cela ne marquerait-il pas dans l'éternel artisan du monde une impuissance et un artifice indigne de lui? il n'aurait donc pas été capable de faire des automates qui eussent dans eux-mêmes le don du mouvement et de la pensée? Vous m'avez appris le grec, vous m’avez fait lire Homère; je trouve Vulcain un divin forgeron, quand il fait des trépieds d'or qui vont tout seuls au conseil des dieux; mais ce Vulcain me paraîtrait un misérable charlatan s'il avait caché dans le corps de ces trépieds quelqu'un de ses garçons qui les fit mouvoir sans qu’on s’en aperçût.
Il y a de froids rêveurs qui ont pris pour une belle imagination l'idée de faire rouler des planètes par des génies qui les poussent sans cesse; mais Dieu n'a pas été réduit â cette pitoyable ressource: en un mot, pourquoi mettre deux ressorts à un ouvrage lorsqu'un seul suffit? Vous n'oserez pas nier que Dieu ait le pouvoir d'animer l'être peu connu que nous appelons matière; pourquoi donc se servirait-il d’un autre agent pour l'animer?
Il y a bien plus ce serait cette âme que vous donnez si libéralement à notre corps? d'où viendrait-elle? quand viendrait-elle? faudrait-il que le Créateur de l'univers fût continuellement à laffût de l’accouplement des hommes et des femmes, qu'il remarquât attentivement le moment où un germe sort du corps d'un homme et entre dans le corps d'une femme, et qu'alors il envolât vite une âme dans ce germe? et si ce germe meurt, que deviendra cette âme? elle aura donc été créée inutilement, ou elle attendra une autre occasion.
Voilà, je vous l'avoue, une étrange occupation pour le maître du monde; et non seulement il faut qu'il prenne garde continuellement à la copulation de l'espèce humaine, mais il faut qu'il en fasse autant avec tous les animaux car ils ont tous comme nous de la mémoire, des idées, des passions; et si une âme est nécessaire pour former ces sentiments, cette mémoire, ces idées, ces passions, il faut que Dieu travaille perpétuellement à forger des âmes pour les éléphants, et pour les porcs, pour les hiboux, pour les poissons et pour les bonzes?
Quelle idée me donnerez-vous de l'architecte de tant de millions de mondes, qui serait obligé de faire continuellement des chevilles invisibles pour perpétuer son ouvrage?
Voilà une très petite partie des raisons qui peuvent me faire douter de l'existence de l'âme.
CU-SU.
Vous raisonnez de bonne foi; et ce sentiment vertueux, quand même il serait erroné, serait agréable à l'Être suprême. Vous pouvez vous tromper, mais vous ne cherchez pas à vous tromper, et dès lors vous êtes excusable. Mais songez que vous ne m'avez proposé que des doutes, et que ces doutes sont tristes. Admettez des vraisemblances plus consolantes: il est dur d'être anéanti; espérez de vivre. Vous savez

qu'une pensée n'est point matière, vous savez qu'elle n'a nul rapport avec la matière; pourquoi donc vous serait-il si difficile de croire que Dieu a mis dans vous un principe divin qui, ne pouvant être dissous, ne peut être sujet à la mort? Oseriez-vous dire qu'il est impossible que vous ayez une âme? non, sans doute: et si cela est possible, n'est-il pas très vraisemblable que vous en avez une? pourriez-vous rejeter un système si beau et si nécessaire au genre humain? et quelques difficultés vous rebuteront-elles?

KOU.

Je voudrais embrasser ce système, mais je voudrais qu'il me fût prouvé. Je ne suis pas Je maître de croire quand je n'ai pas d'évidence. Je suis toujours frappé de cette grande idée que Dieu a tout fait, qu'il est partout, qu'il pénètre tout, qu'il donne le mouvement et la vie à tout; et s'il est dans toutes les parties de mon être, comme il est dans toutes les parties de la nature, je ne vois pas quel besoin j'ai d'une âme. Qu'ai-je à faire de ce petit être subalterne, quand je suis animé par Dieu même? à quoi me servirait cette âme? Ce n'est pas nous qui nous donnons nos idées, car nous les avons presque toujours malgré nous; nous en avons quand nous sommes endormis; tout se fait en nous sans que nous nous on mêlions. L'âme aurait beau dire au sang et aux esprits animaux: Courez, je vous prie, de cette façon pour me faire plaisir; ils circuleront toujours de la manière que Dieu leur a prescrite. J''aime mieux être la machine d'un Dieu qui m'est démontré que d'être la machine d'une âme dont je doute.

CU-SU.

Eh bien! si Dieu même vous anime, ne souillez jamais par des crimes ce Dieu qui est en vous; et s'il vous a donné une âme, que cette âme ne l'offense jamais. Dans l'un et dans l'autre système vous avez une volonté; vous êtes libre; c'est-à-dire vous avez le pouvoir de faire ce que vous voulez: servez-vous de ce pouvoir pour servir ce Dieu qui vous l'a donné. Il est bon que vous soyez philosophe, mais il est nécessaire que vous soyez juste. Vous le serez encore plus quand vous croirez avoir une âme immortelle.

Daignez me répondre n'est-il pas vrai que Dieu est la souveraine justice?

KOU.

Sans doute; et s'il était possible qu'il cessât de l'être (ce qui est un blasphème), je voudrais, moi, agir avec équité.

CU-SU.

N'est-il pas vrai que votre devoir sera de récompenser les actions vertueuses, et de punir les criminelles quand vous serez sur le trône? Voudriez-vous que Dieu ne fît pas ce que vous-même vous êtes tenu de faire? Vous savez qu'il est et qu'il sera toujours dans cette vie des vertus malheureuses et des crimes impunis; il est donc nécessaire que le bien et le mal trouvent leur jugement dans une autre vie. C'est cette idée si simple, si naturelle, si générale, qui a établi chez tant de nations la croyance de l'immortalité de nos âmes, et de la justice divine qui les juge quand elles ont abandonné leur dépouille mortelle.Ya-til un système plus raisonnable, plus convenable à la Divinité, et plus utile au genre humain?

KOU.

Pourquoi donc plusieurs nations n'ont-elles point embrassé ce système? Vous savez que nous avons dans notre province environ deux cents familles d'anciens Sinous, qui ont autrefois habité une partie de l'Arabie Pétrée; ni elles ni leurs ancêtres n'ont jamais cru l'âme immortelle; ils ont leurs cinq Livres, comme nous avons nos cinq Kings; j'en ai lu la traduction: leurs lois, nécessairement semblables à celles de tous les autres peuples, leur ordonnent de respecter leurs pères, de ne point voler, de ne point mentir, de n'être ni adultères ni homicides; mais ces mêmes lois ne leur parlent ni de récompenses ni de châtiments dans une autre vie.

CU-SU.

Si cette idée n'est pas encore développée chez ce pauvre peuple, elle le sera sans doute un jour. Mais que nous importe une malheureuse petite nation, tandis que les babyloniens, les Égyptiens, les Indiens, et toutes les nations policées ont reçu ce dogme salutaire? si vous étiez malade, rejetteriez-vous un remède approuvé par tous les Chinois, sous prétexte que quelques barbares des montagnes n'auraient pas voulu s'en servir? Dieu vous a donné la raison, elle vous dit que l'âme doit être immortelle: c'est donc Dieu qui vous le dit lui-même.

KOU.

Mais comment pourrai-je être récompensé ou puni, quand je ne serai plus moi-même, quand je n'aurai plus rien de ce qui aura constitué ma personne? Ce n'est que par ma mémoire que je suis toujours moi: je perds ma mémoire dans ma dernière maladie; il faudra donc après ma mort un miracle pour me la rendre, pour me faire rentrer dans mon existence que j'aurai perdue?

CU-SU.

C'est-à-dire que si un prince avait égorgé sa famille pour régner, s'il avait tyrannisé ses sujets, il en serait quitte pour dire à Dieu: Ce n'est pas moi, jai perdu la mémoire, vous vous méprenez, je ne suis

plus la même personne. Pensez-vous que Dieu fût bien content de ce sophisme?
KOU.
Eh bien, soit, je me rends; je voulais faire le bien pour moi-même, je le ferai aussi pour plaire à l'Être suprême; je pensais qu'il suffisait que mon âme fût juste dans cette vie, j'espérerai qu'elle sera heureuse dans une autre. Je vois que cette opinion est bonne pour les peuples et pour les princes, mais le culte de Dieu m'embarrasse.
QUATRIÈME ENTRETIEN.
CU-SU.
Que trouvez-vous de choquant dans notre Chu-king, ce premier livre canonique, si respecté de tous les empereurs chinois? Vous labourez un champ de vos mains royales pour donner l'exemple au peuple, et vous en offrez les prémices au Chang-ti, au Tien, à l'Être suprême; vous lui sacrifiez quatre fois l'année; vous êtes roi et pontifie; vous promettez à Dieu de faire tout le bien qui sera en votre pouvoir: y a-t-il là quelque chose qui répugne?
KOU.
Je suis bien loin d'y trouver à redire; je sais que Dieu n'a nul besoin de nos sacrifices ni de nos prières; mais nous avons besoin de lui en faire; son culte n'est pas établi pour lui, mais pour nous. J'aime fort à faire des prières, je veux surtout qu'elles ne soient point ridicules: car, quand j'aurai bien crié que «la montagne de Chang-ti est une montagne grasse, et qu'il ne faut point regarder les montagnes grasses»; quand j'aurai fait enfuir le soleil et sécher la lune, ce galimatias sera-t-il agréable à l'Être suprême, utile à mes sujets et à moi-même?
Je ne puis surtout souffrir la démence des sectes qui nous environnent: d'un côté je vois Laotzée, que sa mère conçut par l’union du ciel et de la terre, et dont elle fut grosse quatre-vingts ans. Je n'ai pas plus de foi à sa doctrine de l'anéantissement et du dépouillement universel qu'aux cheveux blancs avec lesquels il naquit, et à la vache noire sur laquelle il monta pour aller prêcher sa doctrine.
Le dieu Fo ne m'en impose pas davantage, quoiqu'il ait eu pour père un éléphant blanc, et qu'il promette une vie immortelle.
Ce qui me déplaît surtout, c'est que de telles rêveries soient continuellement prêchées par les bonzes qui séduisent le peuple pour le gouverner; ils se rendent respectables par des mortifications qui effrayent la nature. Les uns se privent toute leur vie des aliments les plus salutaires, comme si on ne pouvait plaire à Dieu que par un mauvais régime; les autres se mettent au cou un carcan, dont quelquefois ils se rendent très dignes; ils s'enfoncent des clous dans les cuisses, comme si leurs cuisses étaient des planches; le peuple les suit en foule. Si un roi donne quelque édit qui leur déplaise, ils vous disent froidement que cet édit ne se trouve pas dans le commentaire du dieu Fo, et qu'il vaut mieux obéir à Dieu qu'aux hommes. Comment remédier à une maladie populaire si extravagante et si dangereuse? Vous savez que la tolérance est le principe du gouvernement de la Chine, et de tous ceux de l'Asie; mais cette indulgence n'est-elle pas bien funeste, quand elle expose un empire à être bouleversé pour des opinions fanatiques?
CU-SU.
Que le Chang-ti me préserve de vouloir éteindre en vous cet esprit de tolérance, cette vertu si respectable, qui est aux âmes ce que la permission de manger est au corps! La loi naturelle permet à chacun de croire ce qu'il veut, comme de se nourrir de ce qu'il veut. Un médecin n'a pas le droit de tuer ses malades parce qu'ils n'auront pas observé la diète qu'il leur a prescrite. Un prince n'a pas le droit de faire pendre ceux de ses sujets qui n'auront pas pensé comme lui; mais il a le droit d’empêcher les troubles, et, s'il est sage, il lui sera très aisé de déraciner les superstitions. Vous savez ce qui arriva à Daon, sixième roi de Chaldée, il y a quelque quatre mille ans?
KOU.
Non, je n'en sais rien; vous me feriez plaisir de me l'apprendre.
CU-SU.
Les prêtres chaldéens s'étaient avisés d'adorer les brochets de l'Euphrate; ils prétendaient qu'un fameux brochet nommé Oannès leur avait autrefois appris la théologie, que ce brochet était immortel, qu'il avait trois pieds de long et un petit croissant sur la queue. C'était par respect pour cet Oannès qu'il était défendu de manger du brochet. Il s'éleva une grande dispute entre les théologiens pour savoir si le brochet Oannès était laité ou oeuvé. Les deux parties s'excommunièrent réciproquement, et on en vint plusieurs fois aux mains. Voici comme le roi Daon s'y prit pour faire cesser ce désordre.
il commanda un jeûne rigoureux de trois jours aux deux partis, après quoi il fit venir les partisans du brochet aux oeufs, qui assistèrent à son dîner: il se fit apporter un brochet de trois pieds, auquel on avait mis un petit croissant sur la queue. «Est-ce là votre dieu? dit-il aux docteurs. — Oui, sire, lui répondirent-ils, car il a un croissant sur la queue.» Le roi commanda qu'on ouvrît le brochet, qui avait la plus belle laite du monde. «Vous voyez bien, dit-il, que ce n'est pas là votre dieu, puisqu'il est laité.» Et le brochet fut mangé par le roi et ses satrapes, au grand contentement des théologiens des oeufs, qui

voyaient qu'on avait frit le dieu de leurs adversaires.
Ou envoya chercher aussitôt les docteurs du parti contraire: on leur montra un dieu de trois pieds qui avait des oeufs et un croissant sur la queue; ils assurèrent que c'était là le dieu Oannès, et qu'il était laité: il fut frit comme l'autre, et reconnu oeuvé. Alors les deux partis étant également sots, et n'ayant pas déjeuné, le bon roi Daon leur dit qu'il n'avait que des brochets à leur donner pour leur dîner; ils en mangèrent goulûment, soit oeuvés, soit laités. La guerre civile finit, chacun bénit le bon roi Daon, et les citoyens, depuis ce temps, firent servir à leur dîner tant de brochets qu'ils voulurent.
KOU.
J'aime fort le roi Daon, et je promets bien de l'imiter à la première occasion qui s'offrira. J'empêcherai toujours, autant que je le pourrai (sans faire violence à personne), qu'on adore des Fo et des brochets. Je sais que dans le Pégu et dans le Tunquin il y a de petits dieux et de petits talapoins qui font descendre la lune dans le décours, et qui prédisent clairement l'avenir, c'est-à-dire qui voient clairement ce qui n'est pas, car l'avenir n'est point. J'empêcherai, autant que je le pourrai, que les talapoins ne viennent chez moi prendre le futur pour le présent, et faire descendre la lune.
Quelle pitié qu'il y ait des sectes qui aillent de ville en ville débiter leurs rêveries, comme des charlatans qui vendent leurs drogues? quelle honte pour l'esprit humain que de petites nations pensent que la vérité n'est que pour elles, et que le vaste empire de la Chine est livré à l'erreur! L'Être éternel ne serait-il que le Dieu de l'île Formose ou de l'île Bornéo? abandonnerait-il le reste de l'univers? Mon cher Cu-su, il est le père de tous les hommes; il permet à tous de manger du brochet; le plus digne hommage qu'on puisse lui rendre est d'être vertueux: un coeur pur est le plus beau de tous ses temples, comme disait le grand empereur Hiao.
CINQUIÈME ENTRETIEN.
CU-SU.
Puisque vous aimez la vertu, comment la pratiquerez-vous quand vous serez roi?
KOU.
En n'étant injuste ni envers mes voisins, ni envers mes peuples.
CU-SU.
Ce n'est pas assez de ne point faire de mal, vous ferez du bien; vous nourrirez les pauvres en les occupant à des travaux utiles, et non pas en dotant la fainéantise; vous embellirez les grands chemins; vous creuserez des canaux; vous élèverez des édifices publics; vous encouragerez tous les arts, vous récompenserez le mérite en tout genre; vous pardonnerez les fautes involontaires.
KOU.
C'est ce que j'appelle n'être point injuste; ce sont là autant de devoirs.
CU-SU.
Vous pensez en véritable roi: mais il y a le roi et l'homme, la vie publique et la vie privée. Vous allez bientôt vous marier: combien comptez-vous avoir de femmes?
KOU.
Mais je crois qu'une douzaine me suffira; un plus grand nombre pourrait me dérober un temps destiné aux affaires. Je n'aime point ces rois qui ont des sept cents femmes, et des trois cents concubines, et des milliers d'eunuques pour les servir. Cette manie des eunuques me paraît surtout un trop grand outrage à la nature humaine. Je pardonne tout au plus qu'on chaponne des coqs, ils en sont meilleurs à manger; mais on n'a point encore fait mettre d'eunuques à la broche. A quoi sert leur mutilation? Le dalaï-lama en a cinquante pour chanter dans sa pagode. Je voudrais bien savoir sile Chang-ti se plaît beaucoup à entendre les voix claires de ces cinquante hongres.
Je trouve encore très ridicule qu'il y ait des bonzes qui ne se marient point; ils se vantent d'être plus sages que les autres Chinois: eh bien! qu'ils fassent donc des enfants sages. Voilà une plaisante manière d'honorer le Chang-ti que de le priver d'adorateurs! Voilà une singulière façon de servir le genre humain, que de donner l'exemple d'anéantir le genre humain. Le bon petit lama nommé Stelca ed isant Errepi voulait dire que «tout prêtre devait faire le plus d'enfants qu'il pourrait»; il prêchait d'exemple, et a été fort utile en son temps. Pour moi, je marierai tous les lamas et bonzes, lamesses et bonzesses qui auront de la vocation pour ce saint oeuvre: ils en seront certainement meilleurs citoyens, et je croirai faire en cela un grand bien au royaume de Low.
CU-SU.
Oh! le bon prince que nous aurons là! Vous me faites pleurer de joie. Vous ne vous contenterez pas d'avoir des femmes et des sujets: car enfin on ne peut pas passer sa journée à faire des édits et des enfants: vous aurez sans doute des amis?
KOU.
J'en ai déjà, et de bons, qui m'avertissent de mes défauts; je me donne la liberté de reprendre les leurs; ils me consolent, je les console: l'amitié est le baume de la vie, il vaut mieux que celui du chimiste Éreville, et même que les sachets du grand Lanourt. Je suis étonné qu'on n'ait pas fait de l'amitié un

précepte de religion: j'ai envie de l’insérer dans notre rituel.
CU-SU.
Gardez-vous-en bien, l'amitié est assez sacrée d'elle-même: ne la commandez jamais; il faut que le coeur soit libre et puis, si vous faisiez de l'amitié un précepte, un mystère, un rite, une cérémonie, il y aurait mille bonzes qui, en prêchant et en écrivant leurs rêveries, rendraient l'amitié ridicule; il ne faut pas l'exposer à cette profanation.
Mais comment en userez-vous avec vos ennemis? Confutzèe recommande en vingt endroits de les aimer: cela ne vous paraît-il pas un peu difficile?
KOU.
Aimer ses ennemis! oh, mon Dieu! rien n'est si commun.
CU-SU.
Comment l'entendez-vous?
KOU.
Mais comme il faut, je crois, l'entendre. J'ai fait l'apprentissage de la guerre sous le prince de Décon contre le prince de Vis-Brunck: dès qu'un de nos ennemis était blessé et tombait entre nos mains, nous avions soin de lui comme s'il eût été notre frère; nous avons souvent donné notre propre lit à nos ennemis blessés et prisonniers, et nous avons couché auprès d'eux sur des peaux de tigres étendues à terre; nous les avons servis nous-mêmes: que voulez-vous de plus? que nous les aimions comme on aime sa maîtresse?
CU-SU.
Je suis très édifié de tout ce que vous me dites, et je voudrais que toutes les nations vous entendissent: car on m'assure qu’il y a des peuples assez impertinents pour oser dire que nous ne connaissons pas la vraie vertu, que nos bonnes actions ne sont que des pêchés splendides, que nous avons besoin des leçons de leurs talapoins pour nous faire de bons principes. Hélas les malheureux! ce n'est que d'hier qu'ils savent lire et écrire, et ils prétendent enseigner leurs maîtres
SIXIÈME ENTRETIEN.
CU-SU.
Je ne vous répéterai pas tous les lieux communs qu'on débite parmi nous depuis cinq ou six mille ans sur toutes les vertus. Il y en a qui ne sont que pour nous-mêmes, comme la prudence pour conduire nos âmes, la tempérance pour gouverner nos corps: ce sont des préceptes de politique et de santé. Les véritables vertus sont celles qui sont utiles à la société, comme la fidélité, la magnanimité, la bienfaisance, la tolérance, etc. Grâce au ciel, il n'y a point de vieille qui n’enseigne parmi nous toutes ces vertus à ses petits-enfants: c'est le rudiment de notre jeunesse, au village comme à la ville; mais il y a une grande vertu qui commence à être de peu d’usage, et j'en suis fâché.
KOU.
Quelle est-elle? nommez-la vite; je tâcherai de la ranimer.
CU-SU.
C’est l'hospitalité; cette vertu si sociale, ce lien sacré des hommes commence à se relâcher depuis que nous avons des cabarets. Cette pernicieuse institution nous est venue, à ce qu'on dit, de certains sauvages d'Occident. Ces misérables apparemment n’ont point de maison pour accueillir les voyageurs. Quel plaisir de recevoir dans la grande ville de Low, dans la belle place de Honchan, dans la maison Ki, un généreux étranger qui arrive de Samarcande, pour qui je deviens dès ce moment un homme sacré, et qui est obligé par toutes les lois divines et humaines de me recevoir chez lui quand je voyagerai en Tartarie, et d'être mon ami intime!
Les sauvages dont je vous parle ne reçoivent les étrangers que pour de l'argent dans des cabanes dégoûtantes; ils vendent cher cet accueil infâme; et avec cela, j'entends dire que ces pauvres gens se croient au-dessus de nous, qu'ls se vantent d'avoir une morale plus pure. Ils prétendent que leurs prédicateurs prêchent mieux que Confutzée; qu'enfin c'est à eux de nous enseigner la justice, parce qu'ils vendent de mauvais vin sur les grands chemins, que leurs femmes vont comme des folles dans les rues, et qu'elles dansent pendant que les nôtres cultivent des vers à soie.
KOU.
Je trouve l’hospitalité fort bonne je l'exerce avec plaisir, mais je crains l'abus. Il y a des gens vers le Grand-Thibet qui sont fort mat logés, qui aiment à courir, et qui voyageraient pour rien d’un bout du monde à l'autre; et quand vous irez au Grand-Thibet jouir chez eux du droit de l'hospitalité, vous ne trouverez ni lit ni pot-au-feu; cela peut dégoûter de la politesse.
CU-SU.
L'inconvénient est petit; il est aisé d'y remédier en ne recevant que des personnes bien recommandées. Il n'y a point de vertu qui n'ait ses dangers et c'est parce qu'elles en ont qu'il est beau de les embrasser. Que notre Confutzée est sage et saint! il n’est aucune vertu qu'il n'inspire; le bonheur des hommes est attaché a chacune de ses sentences; en voici une qui me revient dans la mémoire, c'est la

cinquante-troisième:
«Reconnais les bienfaits par des bienfaits, et ne te venge jamais des injures.»
Quelle maxime, quelle loi les peuples de l'Occident pourraient-ils opposer à une morale si pure? En combien d'endroits Confutzée recommande-t-il l'humilité! Si on pratiquait cette vertu, il n'y aurait jamais de querelles sur la terre.
KOU.
J'ai lu tout ce que Confutzée et les sages des siècles antérieurs ont écrit sur l'humilité; mais il me semble qu'ils n'en ont jamais donné une définition assez exacte: il y a peu d'humilité peut-être à oser les reprendre; mais j'ai au moins l'humilité d'avouer que je ne les ai pas entendus. Dites-moi ce que vous en pensez.
CU-SU.
J'obéirai humblement. Je crois que l'humilité est la modestie de l'âme: car la modestie extérieure n'est que la civilité. L'humilité ne peut pas consister à se nier soi-même la supériorité qu'on peut avoir acquise sur un autre. Un bon médecin ne peut se dissimuler qu'il en sait davantage que son malade en délire; celui qui enseigne l'astronomie doit s'avouer qu'il est plus savant que ses disciples; il ne peut s'empêcher de le croire, mais il ne doit pas s'en faire accroire. L'umilité n'est pas l'abjection; elle est le correctif de l'amour-propre, comme la modestie est le correctif de l'orgueil.
KOU.
Eh bien! c'est dans l'exercice de toutes ces vertus et dans le culte d'un Dieu simple et universel que je veux vivre, loin des chimères des sophistes et des illusions des faux prophètes. L'amour du prochain sera ma vertu sur le trône, et l'amour de Dieu ma religion. Je mépriserai le dieu Fo, et Laotzée, et Vitsnou, qui s'est incarné tant de fois chez les Indiens, et Sammonocodom, qui descendit du ciel pour venir jouer au cerf-volant chez les Siamois, et les Camis qui arrivèrent de la lune au Japon.
Malheur à un peuple assez imbécile et assez barbare pour penser qu'il y a un Dieu pour sa seule province! c'est un blasphème. Quoi! la lumière du soleil éclaire tous les yeux, et la lumière de Dieu n'éclairerait qu’une petite et chétive nation dans un coin de ce globe! quelle horreur, et quelle sottise! La Divinité parle au coeur de tous les hommes, et les liens de la charité doivent les unir d'un bout de l'univers à l'autre.
CU-SU.
O sage Kou! vous avez parlé comme un homme inspiré par le Chang-ti même; vous serez un digne prince. J'ai été votre docteur, et vous êtes devenu le mien.

1765 Voltaire. *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers* [ID D20014].
Histoire
Le second monument est l'eclipse centrale du soleil, calculée à la Chine deux mille cent cinquante-cinq ans, avant notre ere vulgaire, & reconnue veritable par tous nos Astronomes. Il faut dire la même chose des Chinois que des peuples de Babylone; ils composoient déjà sans doute un vaste empire policé. Mais ce qui met les Chinois au-dessus de tous les peuples de la terre, c'est que ni leurs loix, ni leurs moeurs, ni la langue que parlent chez eux les lettrés, n'ont pas changé depuis environ quatre mille ans. Cependant cette nation, la plus ancienne de tous les peuples qui subsistent aujourd'hui, celle qui a possedé le plus vaste & le plus beau pays, celle qui a inventé presque tous les Arts avant que nous en eussions appris quelques-uns, a toûjours été omise, jusqu'à nos jours, dans nos prétendues histoires universelles: & quand un espagnol & un françois faisoient le dénombrement des nations, ni l'un ni l'autre ne manquoit d'appeller son pays la premiere monarchie du monde...
Quand Marc Paul [Marco Polo] parla le premier, mais le seul, de la grandeur et de la population de la Chine, il ne fut pas crû, & il ne put exiger de croyance. Les Portugais qui entrerent dans ce vaste empire plusieurs siecles après, commencerent à rendre la chose probable. Elle est aujourd'hui certaine, de cette certitude qui naît de la disposition unanime de mille témoins oculaires de différentes nations, sans que personne ait réclamé contre leur témoignage. Si deux ou trois historiens seulement avoient écrit l'avanture du roi Charles XII. qui s'obstinant à rester dans les états du sultan son bienfaiteur, malgré lui, se battit avec ses domestiques contre une armée de janissaires & de Tartares, j'aurois suspendu mon jugement; mais ayant parlé à plusieurs témoins oculaires, & n'ayant jamais entendu révoquer cette action en doute, il a bien fallu la croire, parce qu'après tout, si elle n'est ni sage, ni ordinaire, elle n'est contraire ni aux loix de la nature, ni au caractere du héros... [Vol9]

1766 Voltaire. *Commentaire sur le livre des Délits et des peines* [ID D20015].
Voltaire schreibt :
Faut-il aller au bout de la terre, faut-il recourir aux lois de la Chine, pour voir combien le sang des hommes doit être ménagé? II y a plus de quatre mille ans que les tribunaux de cet empire existent, et il y a aussi plus de quatre mille ans qu'on n'exécute pas un villageois à l'extrémité de l'empire sans envoyer son procès à l'empereur, qui le fait examiner trois fois par un de ses tribunaux; après quoi il signe l'arrêt de mort, ou le changement de peine, ou de grâce entière...
L'auteur de l'Esprit des Lois, qui a semé tant de belles vérités dans son ouvrage, paraît s'être cruellement trompé quand, pour étayer son principe que le sentiment vague de l'honneur est le fondement des monarchies, et que la vertu est le fondement des républiques, il dit des Chinois : "J'ignore ce que c'est que cet honneur chez des peuples à qui l'on ne fait rien faire qu'à coups de bâton". Certainement, de ce qu'on écarte la populace avec le pantsé, et de ce qu'on donne des coups de pantsé aux gueux insolents et fripons, il ne s'ensuit pas que la Chine ne soit gouvernée par des tribunaux qui veillent les uns sur les autres, et que ce ne soit une excellente forme de gouvernement. [Vol10]

1766 Voltaire. *Le philosophe ignorant* [ID D19779].
XLI. De Confucius.
Les Chinois n'eurent aucune superstition, aucun charlatanisme à se reprocher comme les autres peuples. Le gouvernement chinois montrait aux hommes, il y a fort au delà de quatre mille ans, et leur montre encore qu'on peut les régir sans les tromper; que ce n'est pas par le mensonge qu'on sert le Dieu de vérité; que la superstition est non seulement inutile, mais nuisible à la religion. Jamais l’adoration de Dieu ne fut si pure et si sainte qu'à la Chine (àla révélation près). Je ne parle pas des sectes du peuple, je parle de la religion du prince, de celle de tous les tribunaux et de tout ce qui n’est pas populace. Quelle est la religion de tous les honnêtes gens à la Chine, depuis tant de siècles? la voici: Adorez le ciel, et soyez juste. Aucun empereur n'en a eu d’autre.
On place souvent le grand Confutzée, que nous nommons Confucius, parmi les anciens législateurs, parmi les fondateurs de religions: c'est une grande inadvertance. Confutzée est très moderne; il ne vivait que six cent cinquante ans avant notre ère. Jamais il n'institua aucun culte, aucun rite; jamais il ne se dit ni inspiré ni prophète; il ne fit que rassembler en un corps les anciennes lois de la morale.
Il invite les hommes à pardonner les injures et à ne se souvenir que des bienfaits
A veiller sans cesse sur soi-même, à corriger aujourd'hui les fautes d'hier;
A réprimer ses passions, et à cultiver l'amitié; à donner sans faste, et à ne recevoir que l'extrême nécessaire sans bassesse.
Il ne dit point qu'il ne faut pas faire à autrui ce que nous ne voulons pas qu'on fasse à nous-mêmes: ce n'est que défendre le mal; il fait plus, il recommande le bien: «Traite autrui comme tu veux qu’on te traite.»
Il enseigne non seulement la modestie, mais encore l'humilité; il recommande toutes les vertus. [Volt6]

1767 Voltaire. *Avis à tous les orientaux*.
Voltaire schreibt : "Les espions appelés Jésuites que le prêtre-prince de Rome avait envoyés à la Chine commençaient déjà à causer du trouble dans ce vaste empire lorsque l'empereur Yong-tcheng [Yongzheng] d'heureuse mémoire, renvoya tous ces dangereux hôtes à Macao et maintint par leur bannissement la paix dans son Empire. Il est donc nécessaire qu'on fasse passer ces excès dans toutes les langues et qu'on les dénonce à toutes les nations." [Guy:S. 277]

1768 Voltaire. *Relation du bannissement des jésuites de la Chine* [ID D19778].

La Chine, autrefois entièrement ignorée, longtemps ensuite défigurée à nos yeux, et enfin mieux connue de nous que plusieurs provinces d'Europe, est l'empire le plus peuplé, le plus florissant, et le plus antique de l'univers. On sait que, par le dernier dénombrement fait sous l'empereur Kang-hi, dans les seules quinze provinces de la Chine proprement dite on trouva soixante millions d'hommes capables d'aller à la guerre, en ne comptant ni les soldats vétérans, ni les vieillards au-dessus de soixante ans, ni les jeunes gens au-dessous de vingt, ni les mandarins, ni les lettrés, encore moins les femmes: a ce compte, il paraît difficile qu'il y ait moins de cent cinquante millions d'âmes, ou soi-disant telles, à la Chine.

Les revenus ordinaires de l'empereur sont deux cents millions d'onces d'argent fin, ce qui revient à douze cent cinquante millions de la monnaie de France, ou cent vingt-cinq millions de ducats d'or.

Les forces de l'État consistent, nous dit-on, dans une milice d'environ huit cent mille soldats.

L'empereur a cinq cent soixante et dix mille chevaux, soit pour monter les gens de guerre, soit pour les voyages de la cour, soit pour les courriers publics.

On nous assure encore que cette vaste étendue de pays n'est point gouvernée despotiquement, mais par six tribunaux principaux qui servent de frein à tous les tribunaux inférieurs.

La religion y est simple, et c'est une preuve incontestable de son antiquité. Il y a plus de quatre mille ans que les empereurs de la Chine sont les premiers pontifes de l'empire; ils adorent un Dieu unique, ils lui offrent les prémices d'un champ qu'ils ont labouré de leurs mains. L'empereur Kang-hi écrivit et fit graver dans le frontispice de son temple ces propres mots: «Le Chang-ti est sans commencement et sans fin; il a tout produit; il gouverne tout; il est infiniment bon et infiniment juste.»

Yong-ching, fils et successeur de Kang-hi, fit publier dans tout l'empire un édit qui commence par ces mots: «Il y a entre le Tien et l'homme une correspondance sûre, infaillible, pour les récompenses et les châtiments.»

Cette religion de l'empereur, de tous les colaos, de tous les lettrés, est d'autant plus belle qu'elle n'est souillée par aucune superstition.

Toute la sagesse du gouvernement n'a pu empêcher que les bonzes ne se soient introduits dans l'empire; de même que toute l'attention d'un maître d'hôtel ne peut empêcher que les rats ne se glissent dans les caves et dans les greniers.

L'esprit de tolérance, qui faisait le caractère de toutes les nations asiatiques, laissa les bonzes séduire le peuple; mais, en s'emparant de la canaille, on les empêcha de la gouverner. On les a traités comme on traite les charlatans: on les laisse débiter leur orviétan dans les places publiques; mais s'ils ameutent le peuple, ils sont pendus. Les bonzes ont donc été tolérés et réprimés.

L'empereur Kang-hi avait accueilli avec une bonté singulière les bonzes jésuites; ceux-ci, à la faveur de quelques sphères armillaires, des baromètres, des thermomètres, des lunettes, qu'ils avaient apportés d'Europe, obtinrent de Kang-Hi la tolérance publique de la religion chrétienne.

On doit observer que cet empereur fut obligé de consulter les tribunaux, de les solliciter lui-même, et de dresser de sa main la requête des bonzes jésuites, pour leur obtenir la permission d'exercer leur religion: ce qui prouve évidemment que l'empereur n'est point despotique, comme tant d'auteurs mal instruits l'ont prétendu, et que les lois sont plus fortes que lui.

Les querelles élevées entre les missionnaires rendirent bientôt la nouvelle secte odieuse. Les Chinois, qui sont gens sensés, furent étonnés et indignés que des bonzes d'Europe osassent établir dans leur empire des opinions dont eux-mêmes n'étaient pas d'accord; les tribunaux présentèrent à l'empereur des mémoires contre tous ces bonzes d'Europe, et surtout contre les jésuites ainsi que nous avons vu depuis peu les parlements de France requérir et ensuite ordonner l'abolition de cette société.

Ce procès n'était pas encore jugé à la Chine, lorsque l'empereur Kang-Hi mourut, le 20 décembre 1722. Un de ses fils, nommé Yong-tching, lui succéda; c'était un des meilleurs princes que Dieu ait jamais accordés aux hommes. Il avait toute la bonté de son père, avec plus de fermeté et plus de justesse dans l'esprit. Dès qu'il fut sur le trône, il reçut de toutes les villes de l'empire des requêtes contre les jésuites. On l'avertissait que ces bonzes, sous prétexte de religion, faisaient un commerce immense; qu'ils prêchaient une doctrine intolérante; qu'ils avaient été l'unique cause d'une guerre civile au Japon, dans laquelle il était péri plus de quatre cent mille âmes; qu'ils étaient les soldats et les espions d'un prêtre d'Occident, réputé souverain de tous les royaumes de la terre; que ce prêtre avait divisé le royaume de la Chine en évêchés; qu'il avait rendu des sentences à Rome contre les anciens rites de la nation, et qu'enfin, si l'on ne réprimait pas au plus tôt ces entreprises inouïes, une révolution était à craindre.

L'empereur Yong-tching, avant de se décider, voulut s'instruire par lui-même de l'étrange religion de ces bonzes; il sut qu'il y en avait un, nommé le frère Rigolet, qui avait converti quelques enfants des crocheteurs et des lavandières du palais; il ordonna qu'on le fit paraître devant lui.

Ce frère Rigolet n'était pas un homme de cour comme les Frères Parennin et Verbiest. Il avait toute la

simplicité et l'enthousiasme d'un persuadé. Il y a de ces gens-là dans toutes les sociétés religieuses; ils sont nécessaires à leur ordre. On demandait un jour à Oliva, général des jésuites, comme il se pouvait faire qu'il y eût tant de sots dans une société qui passait pour éclairée; il répondit: Il nous faut des saints. Ainsi donc saint Rigolet comparut devant l'empereur de la Chine.
Il était tout glorieux, et ne doutait pas qu'il n'eût l'honneur de baptiser l'empereur dans deux jours au plus tard. Après qu'il eut fait les génuflexions ordinaires, et frappé neuf fois la terre de son front, l'empereur lui fit apporter du thé et des biscuits, et lui dit «Frère Rigolet, dites-moi en conscience ce que c'est que cette religion que vous prêchez aux lavandières et aux crocheteurs de mon palais.
FRÈRE RIGOLET
Auguste souverain des quinze provinces anciennes de la Chine et des quarante-deux provinces tartares, ma religion est la seule véritable, comme me l'a dit mon préfet le frère Bouvet, qui le tenait de sa nourrice. Les Chinois, les Japonais, les Coréens, les Tartares, les Indiens, les Persans, les Turcs, les Arabes, les Africains, et les Américains, seront tous damnés. On ne peut plaire à Dieu que dans une partie de l'Europe, et ma secte s'appelle la religion catholique, ce qui veut dire universelle.
L’EMPEREUR.
Fort bien, frère Rigolet. Votre secte est confinée dans un petit coin de l'Europe, et vous l'appelez universelle! Apparemment que vous espérez de l'étendre dans tout l'univers.
FRÈRE RIGOLET.
Sire, Votre Majesté a mis le doigt dessus; c'est comme nous l'entendons. Dès que nous sommes envoyés dans un pays par le révérend frère général, au nom du pape qui est vice-dieu en terre, nous catéchisons les esprits qui ne sont point encore pervertis par l'usage dangereux de penser. Les enfants du bas peuple étant les plus dignes de notre doctrine, nous commençons par eux; ensuite nous allons aux femmes, bientôt elles nous donnent leurs maris, et dès que nous avons un nombre suffisant de prosélytes, nous devenons assez puissants pour forcer le souverain à gagner la vie éternelle en se faisant sujet du pape.
L’EMPEREUR.
On ne peut mieux, frère Rigolet; les souverains vous sont fort obligés. Montrez-moi un peu sur cette carte géographique où demeure votre pape.
FRÈRE RIGOLET.
Sacrée Majesté impériale, il demeure au bout du monde dans ce petit angle que vous voyez, et c'est de là qu'il damne ou qu'il sauve à son gré tous les rois de la terre: il est vice-dieu, vice-Chang-ti, vice-Tien; il doit gouverner la terre entière au nom de Dieu, et notre frère général doit gouverner sous lui.
L’EMPEREUR.
Mes compliments au vice-dieu et au frère général. Mais votre Dieu, quel est-il? Dites-moi un peu de ses nouvelles.
FRÈRE RIGOLET.
Notre Dieu naquit dans une écurie, il y a quelque dix-sept cent vingt-trois ans, entre un boeuf et un âne; et trois rois, qui étaient apparemment de votre pays, conduits par une étoile nouvelle, vinrent au plus vite l'adorer dans sa mangeoire.
L’EMPEREUR.
Vraiment, frère Rigolet, si j'avais été là je n’aurais pas manqué de faire le quatrième.
FRÈRE RIGOLET.
Je le crois bien, sire; mais si vous êtes curieux de faire un petit voyage, il ne tiendra qu'à vous de voir sa mère. Elle demeure ici dans ce petit coin que vous voyez sur le bord de la mer Adriatique, dans la même maison où elle accoucha de Dieu. Cette maison, à la vérité, n'était pas d'abord dans cet endroit-là. Voici sur la carte le lieu qu’elle occupait dans un petit village juif; mais, au bout de treize cents ans, les esprits célestes la transportèrent où vous la voyez. La mère de Dieu n'y est pas à la vérité en chair et en os, mais en bois. C'est une statue que quelques-uns de nos frères pensent avoir été faite par le Dieu son fils, qui était un très bon charpentier.
L’EMPEREUR.
Un Dieu charpentier! un Dieu né d'une femme! tout ce que vous me dites est admirable.
FRÈRE RIGOLET.
Oh! sire, elle n'était point femme, elle était fille. Il est vrai qu’elle était mariée, et qu'elle avait eu deux autres enfants, nommés Jacques, comme le disent de vieux Évangiles; mais elle n'en était pas moins pucelle.
L’EMPEREUR.
Quoi! elle était pucelle, et elle avait des enfants!
FRÈRE RIGOLET.
Vraiment oui. C’est là le bon de l'affaire; ce fut Dieu qui fit un enfant à cette fille.

L’EMPEREUR.
Je ne vous entends point. Vous me disiez tout à l'heure qu'elle était mère de Dieu. Dieu coucha donc avec sa mère pour naître ensuite d'elle?
FRÈRE RIGOLET.
Vous y êtes, Sacrée Majesté; la grâce opère déjà. Vous y êtes, dis-je; Dieu se changea en pigeon pour faire un enfant à la femme d'un charpentier, et cet enfant fut Dieu lui-même.
L’EMPEREUR.
Mais voilà donc deux dieux de compte fait: un charpentier et un pigeon.
FRÈRE RIGOLET.
Sans doute, sire; mais il y en a encore un troisième, qui est le père de ces deux-là, et que nous peignons toujours avec une barbe majestueuse: c'est ce dieu-là qui ordonna au pigeon de faire un enfant à la charpentière, dont naquit le dieu charpentier; mais au fond, ces trois dieux n’en font qu'un. Le père a engendré le fils avant qu’il fût au monde, le fils a été ensuite engendré par le pigeon, et le pigeon procède du père et du fils. Or vous voyez bien que le pigeon qui procède, le charpentier qui est né du pigeon, et le père qui a engendré le fils du pigeon, ne peuvent être qu'un seul Dieu; et qu'un homme qui ne croirait pas cette histoire doit être brûlé dans ce monde-ci et dans l'autre.
L’EMPEREUR.
Cela est clair comme le jour. Un dieu né dans une étable, il y a dix-sept cent vingt-trois ans, entre un boeuf et un âne; un autre dieu dans un colombier; un troisième dieu de qui viennent les deux autres, et qui n’est pas plus ancien qu'eux, malgré sa barbe blanche; une mère pucelle: il n’est rien de plus simple et de plus sage. Eh! dis-moi un peu, frère Rigolet, si ton dieu est né, il est sans doute mort?
FRÈRE RIGOLET.
S'il est mort, Sacrée Majesté, je vous en réponds, et cela pour nous faire plaisir. Il déguisa si bien sa divinité qu'il se laissa fouetter et pendre malgré ses miracles; mais aussi il ressuscita deux jours après sans que personne le vît, et s'en retourna au ciel après avoir solennellement promis «qu'il reviendrait incessamment dans une nuée, avec une grande puissance et une grande majesté», comme le dit, dans son vingt et unième chapitre, Luc, le plus savant historien qui ait jamais été. Le malheur est qu'il ne revint point.
L’EMPEREUR.
Viens, frère Rigolet, que je t'embrasse; va, tu ne feras jamais de révolution dans mon empire. Ta religion est charmante: tu épanouiras la rate de tous mes sujets; mais il faut que tu me dises tout. Voilà ton dieu né, fessé, pendu, et enterré. Avant lui n'en avais-tu pas un autre?
FRÈRE RIGOLET.
Oui vraiment, il y en avait un dans le même petit pays, qui s'appelait le Seigneur tout court. Celui-là ne se laissait pas pendre comme l'autre; c'était un Dieu à qui il ne fallait pas se jouer: il s'avisa de prendre sous sa protection une horde de voleurs et de meurtriers, en faveur de laquelle il égorgea, un beau matin, tous les bestiaux et tous les fils aînés des familles d'Égypte. Après quoi il ordonna expressément à son cher peuple de voler tout ce qu'ils trouveraient sous leurs mains, et de s'enfuir sans combattre, attendu qu'il était le Dieu des armées. Il leur ouvrit ensuite le fond de la mer, suspendit des eaux à droite et à gauche pour les faire passer à pied sec, faute de bateaux. Il les conduisit ensuite dans un désert où ils moururent tous; mais il eut grand soin de la seconde génération. C'est pour elle qu'il faisait tomber les murs des villes au son d’un cornet à bouquin, et par le ministère d’une cabaretière. C'est pour ses chers Juifs qu'il arrêtait le soleil et la lune en plein midi, afin de leur donner le temps d'égorger leurs ennemis plus à leur aise. Il aimait tant ce cher peuple qu'il le rendit esclave des autres peuples, qu'il l'est même encore aujourd’hui. Mais, voyez-vous, tout cela n'est qu'un type, une ombre, une figure, une prophétie, qui annonçait les aventures de notre Seigneur Jésus, Dieu juif, fils de Dieu le père, fils de Marie, fils de Dieu pigeon qui procède de lui, et de plus ayant un père putatif. Admirez, Sacrée Majesté, la profondeur de notre divine religion. Notre Dieu pendu, étant Juif, a été prédit par tous les prophètes juifs.
Votre Sacrée Majesté doit savoir que, chez ce peuple divin, il y avait des hommes divins qui connaissaient l'avenir mieux que vous ne savez ce qui se passe dans Pékin. Ces gens-là n'avaient qu'à jouer de la harpe, et aussitôt tous les futurs contingents se présentaient à leurs yeux. Un prophète, nommé Isaïe, coucha par l’ordre du Seigneur avec une femme; il en eut un fils, et ce fils était notre Seigneur Jésus-Christ: car il s'appelait Maher-Salal-has-bas, partagez vite les dépouilles. Un autre prophète, nommé Ézéchiel, se couchait sur le côté gauche trois cent quatre-vingt-dix jours, et quarante sur le côté droit, et cela signifiait Jésus-Christ. Si Votre Sacrée Majesté me permet de le dire, cet Ézéchiel mangeait de la merde sur son pain, comme il le dit dans son chapitre IV, et cela signifiait Jésus-Christ.
Un autre prophète, nommé Osée, couchait, par ordre de Dieu, avec une fille de joie nommée Comer, fille de Debelaïm: il en avait trois enfants, et cela signifiait non seulement Jésus-Christ, mais encore

ses deux frères aînés Jacques le Majeur et Jacques le Mineur, selon l'interprétation des plus savants Pères de notre sainte Église.
Un autre prophète, nommé Jonas, est avalé par un chien marin, et demeure trois jours et trois nuits dans son ventre: c'est visiblement encore Jésus-Christ, qui fut enterré trois jours et trois nuits, en retranchant une nuit et deux jours pour faire le compte juste. Les deux soeurs Oolla et Ooliba ouvrent leurs cuisses à tout venant, font bâtir un bordel, et donnent la préférence à ceux qui ont le membre d'un âne ou d'un cheval, selon les propres expressions de la sainte Écriture: cela signifie l'Église de Jésus-Christ.
C'est ainsi que tout a été prédit dans les livres des Juifs. Votre Sacrée Majesté a été prédite. J'ai été prédit, moi qui vous parle, car il est écrit: Je les appellerai des extrémités de l'Orient; et c'est frère Rigolet qui vient vous appeler pour vous donner à Jésus-Christ mon sauveur.
L'EMPEREUR.
Dans quel temps ces belles prédictions ont-elles été écrites?
FRÈRE RIGOLET.
Je ne le sais pas bien précisément; mais je sais que les prophéties prouvent les miracles de Jésus mon sauveur, et ces miracles de Jésus prouvent à leur tour les prophéties. C'est un argument auquel on n'a jamais répondu, et c'est ce qui établira sans doute notre secte dans toute la terre, si nous avons beaucoup de dévotes, de soldats, et d'argent comptant.
L'EMPEREUR.
Je le crois, et on m'en a déjà averti: on va loin avec de l'argent et des prophéties. Mais tu ne m'as point encore parlé des miracles de ton dieu; tu m'as dit seulement qu'il fut fessé et pendu.
FRÈRE RIGOLET.
Eh sire, n'est-ce pas là déjà un très grand miracle? Mais il en a fait bien d'autres. Premièrement, le diable l'emporta sur le haut d'une petite montagne 'où on découvrait tous les royaumes de la terre, et il lui dit: «Je te donnerai tous ces royaumes, si tu veux m'adorer;» mais Dieu se moqua du diable. Ensuite on pria notre Seigneur Jésus à une noce de village, et les garçons de la noce étant ivres et manquant de vin, notre Seigneur Jésus-Christ changea l'eau en vin sur-le-champ, après avoir dit des injures à sa mère. Quelque temps après, s'étant trouvé dans Gadara, ou Gésara, au bord du petit lac de Génézareth, il rencontra des diables dans le corps de deux possédés: il les chassa au plus vite, et les envoya dans un troupeau de deux mille cochons, qui allèrent en grognant se jeter dans le lac et s'y noyer; et ce qui constate encore la grandeur et la Vérité de ce miracle, c'est qu'il n'y avait point de cochons dans ce pays-là.
L'EMPEREUR.
Je suis fâché, frère Rigolet, que ton dieu ait fait un tel tour. Le maître des cochons ne dut pas trouver cela bon. Sais-tu bien que deux mille cochons gras valent de l'argent? Voilà un homme ruiné sans ressource. Je ne m'étonne plus qu'on ait pendu ton dieu. Le possesseur des cochons dut présenter requête contre lui, et je t'assure que si, dans mon pays, un pareil dieu venait faire un pareil miracle, il ne le porterait pas loin. Tu me donnes une grande envie de voir les livres qu'écrivit le Seigneur Jésus, et comment il s'y prit pour justifier des miracles d'une si étrange espèce.
FRÈRE RIGOLET.
Sacrée Majesté, il n'a jamais fait de livre; il ne savait ni lire ni écrire.
L'EMPEREUR.
Ah! ah! voici qui est digne de tout le reste. Un législateur qui n'a jamais écrit aucune loi!
FRÈRE RIGOLET.
Fi donc! sire, quand un dieu vient se faire pendre, il ne s'amuse pas à de pareilles bagatelles: il fait écrire ses secrétaires. Il y en eut une quarantaine qui prirent la peine, cent ans après, de mettre par écrit toutes ces vérités. Il est vrai qu'ils se contredisent tous; mais c'est en cela même que le vérité consiste, et dans ces quarante histoires nous en avons à la fin choisi quatre, qui sont précisément celles qui se contredisent le plus, afin que la vérité paraisse avec plus d'évidence.
Tous ses disciples firent encore plus de miracles que lui; nous en faisons encore tous les jours. Nous avons parmi nous le dieu saint François Xavier, qui ressuscita neuf morts de compte fait dans l'Inde: personne à la vérité n'a vu ces résurrections; mais nous les avons célébrées d'un bout du monde à l'autre, et nous avons été crus. Croyez-moi, sire, faites-vous jésuite; et je vous suis caution que nous ferons imprimer la liste de vos miracles avant qu'il soit deux ans; nous ferons un saint de vous, on fêtera votre fête à Rome, et on vous appellera saint Yong-tching après votre mort.
L'EMPEREUR.
Je ne suis pas pressé, frère Rigolet; cela pourra venir avec le temps. Tout ce que je demande, c'est que je ne sois pas pendu comme ton dieu l'a été: car il me semble que c'est acheter la divinité un peu cher.
FRÈRE RIGOLET.
Ah! sire, c'est que vous n'avez pas encore la foi; mais quand vous aurez été baptisé, vous serez

enchanté d'être pendu pour l'amour de Jésus-Christ notre sauveur. Quel plaisir vous auriez de le voir à la messe, de lui parler, de le manger!
L'EMPEREUR.
Comment, mort de ma vie! vous mangez votre dieu, vous autres?
FRÈRE RIGOLET.
Oui, sire, je le fais et je le mange. J'en ai préparé ce matin quatre douzaines, et je vais vous les chercher tout à l'heure, si Votre Sacrée Majesté l'ordonne.
L'EMPEREUR.
Tu me feras grand plaisir, mon ami. Va-t'en vite chercher tes dieux; je vais en attendant faire ordonner à mes cuisiniers de se tenir prêts pour les faire cuire; tu leur diras à quelle sauce il les faut mettre: je m'imagine qu'un plat de dieux est une chose excellente, et que je n'aurai jamais fait meilleure chère.
FRÈRE RIGOLET.
Sacrée Majesté, j'obéis à vos ordres suprêmes, et je reviens dans le moment. Dieu soit béni! voilà un empereur dont je vais faire un chrétien, sur ma parole.»

Pendant que frère Rigolet allait chercher son déjeuner, l'empereur resta avec son secrétaire d'État Ouang-Tsé; tous deux étaient saisis de la plus grande surprise et de la plus vive indignation.
«Les autres jésuites, dit l'empereur, comme Parennin, Verbiest, Péreira, Bouvet, et les autres, ne m'avaient jamais avoué aucune de ces abominables extravagances. Je vois trop bien que ces missionnaires sont des fripons qui ont à leur suite des imbéciles. Les fripons ont réussi auprès de mon père en faisant devant lui des expériences de physique qui l'amusaient, et les imbéciles réussissent auprès de la populace: ils sont persuadés, et ils persuadent; cela peut devenir très pernicieux. Je vois que les tribunaux ont eu grande raison de présenter des requêtes contre ces perturbateurs du repos public. Dites-moi, je vous prie, vous qui avez étudié l'histoire de l'Europe, comment il s'est pu faire qu'une religion si absurde, si blasphématoire, se soit introduite chez tant de petites nations?
LE SECRÉTAIRE D'ÉTAT.
Hélas! sire, tout comme la secte du dieu Fo s'est introduite dans votre empire: par des charlatans qui ont séduit la populace. Votre Majesté ne pourrait croire quels effets prodigieux ont faits les charlatans d'Europe dans leur pays. Ce misérable qui vient de vous parler vous a lui-même avoué que ses pareils, après avoir enseigné à la canaille des dogmes qui sont faits pour elle, la soulèvent ensuite contre le gouvernement: ils ont détruit un grand empire qu'on appelait l'empire romain, qui s'étendait d'Europe en Asie, et le sang a coulé pendant plus de quatorze siècles par les divisions de ces sycophantes, qui ont voulu se rendre les maîtres de l'esprit des hommes; ils firent d'abord accroire aux princes qu'ils ne pouvaient régner sans les prêtres, et bientôt ils s'élevèrent contre les princes. J'ai lu qu'ils détrônèrent un empereur nommé débonnaire, un Henri IV, un Frédéric, plus de trente rois, et qu'ils en assassinèrent plus de vingt.
Si la sagesse du gouvernement chinois a contenu jusqu'ici les bonzes qui déshonorent vos provinces, elle ne pourra jamais prévenir les maux que feraient les bonzes d'Europe. Ces gens-là ont un esprit cent fois plus ardent, un plus violent enthousiasme, et une fureur plus raisonnée dans leur démence, que ne l'est le fanatisme de tous les bonzes du Japon, de Siam, et de tous ceux qu'on tolère à la Chine. Les sots prêchent parmi eux, et les fripons intriguent; ils subjuguent les hommes par les femmes, et les femmes par la confession. Maîtres des secrets de toutes les familles, dont ils rendent compte à leurs supérieurs, ils sont bientôt les maîtres d'un État sans même paraître l'être encore, d'autant plus sûrs de parvenir à leurs fins qu'ils semblent n'en avoir aucune. Ils vont à la puissance par l'humilité, à la richesse par la pauvreté, et à la cruauté par la douceur.
Vous vous souvenez, sire, de la fable des dragons qui se métamorphosaient en moutons pour dévorer plus sûrement les hommes: voilà leur caractère; il n'y a jamais eu sur la terre de monstres plus dangereux, et Dieu n'a jamais eu d'ennemis plus funestes.
L'EMPEREUR.
Taisez-vous; voici frère Rigolet qui arrive avec son déjeuner. Il est bon de s'en divertir un peu.»

Frère Rigolet arrivait en effet, tenant à la main une grande boîte de fer-blanc, qui ressemblait à une boîte de tabac. «Voyons, lui dit l'empereur, ton dieu qui est dans ta botte.» Frère Rigolet en tira aussitôt une douzaine de petits morceaux de pâte ronds et plats comme du papier. «'Ma foi, notre ami, lui dit l'empereur, si nous n'avons que cela à notre déjeuner, nous ferons très maigre chère: un dieu, à mon sens, devrait être un peu plus dodu; que veux-tu que je fasse de ces petits morceaux de colle?
Sire, dit Rigolet, que Votre Majesté fasse seulement apporter une chopine de vin rouge; et vous verrez beau jeu.»
L'empereur lui demanda pourquoi il préférait le vin rouge au vin blanc, qui est meilleur à déjeuner. Rigolet lui répondit qu'il allait changer le vin en sang, et qu'il était bien plus aisé de faire du sang avec du vin rouge qu'avec du vin paillet. Sa Majesté trouva cette raison excellente, et ordonna qu'on fît venir une bouteille de vin rouge. En attendant il s'amusa à considérer les dieux que frère Rigolet avait apportés dans la poche de sa culotte. Il fut tout étonné de trouver sur ces morceaux de pâte la figure empreinte d'un patibulaire et d'un pauvre diable qui y était attaché. «Eh sire, lui dit Rigolet, ne vous souvenez-vous pas que je vous ai dit que notre dieu avait été pendu? Nous gravons toujours sa potence sur ces petits pains que nous changeons en dieux. Nous mettons partout des potences dans nos temples, dans nos maisons, dans nos carrefours, dans nos grands chemins; nous chantons: Bonjour, notre unique espérance. Nous avalons Dieu avec sa potence.
C'est fort bien, dit l'empereur; tout ce que je vous souhaite, c'est de ne pas finir comme lui.»
Cependant on apporta la bouteille de vin rouge frère Rigolet la posa sur une table avec sa boîte de fer-blanc, et, tirant de sa poche un livre tout gras, il le plaça à sa main droite; puis, se tournant vers l'empereur, il lui dit: «Sire, j'ai l'honneur d'être portier, lecteur, conjureur, acolyte, sous-diacre, diacre, et prêtre. Notre saint-père le pape, le grand Innocent III, dans son premier livre des Mystères de la messe, a décidé que notre dieu avait été portier, quand il chassa à coups de fouet de bons marchands qui avaient la permission de vendre des tourterelles à ceux qui venaient sacrifier dans le temple. Il fut lecteur, quand, selon saint Luc, il prit le livre dans la synagogue, quoiqu'il ne sût ni lire ni écrire; il fut conjureur; quand il envoya des diables dans des cochons; il fut acolyte, parce que le prophète juif Jérémie avait dit: Je suis la lumière du monde, et que les acolytes portent des chandelles; il fut sous-diacre, quand il changea l'eau en vin, parce que les sous-diacres servent à table; il fut diacre, quand il nourrit quatre mille hommes, sans compter les femmes et les petits enfants, avec sept petits pains et quelques goujons, dans le pays de Magédan, connu de toute la terre, selon saint Matthieu; ou bien quand il nourrit cinq mille hommes avec cinq pains et deux goujons, près de Betzaïda, comme le dit saint Luc; enfin il fut prêtre selon l'ordre de Melchisédech, quand il dit à ses disciples qu'il allait leur donner son corps à manger. Étant donc prêtre comme lui, je vais changer ces pains en dieux: chaque miette de ce pain sera un dieu en corps et en âme; vous croirez voir du pain, manger du pain, et vous mangerez Dieu.
«Enfin, quoique le sang de ce dieu soit dans le corps que j'aurai créé avec des paroles, je changerai votre vin rouge dans le sang de ce dieu même; pour surabondance de droit, je le boirai; il ne tiendra qu'à Votre Majesté d'en faire autant. Je n'ai qu'à vous jeter de l'eau au visage; je vous ferai ensuite portier, lecteur, conjureur, acolyte, sous-diacre, diacre, et prêtre; vous ferez avec moi une chère divine.»
Aussitôt voilà frère Rigolet qui se met à prononcer des paroles en latin, avale deux douzaines d'hosties, boit chopine, et dit grâces très dévotement.
«Mais, mon cher ami, lui dit l'empereur, tu as mangé et bu ton dieu: que deviendra-t-il quand tu auras besoin d'un pot de chambre?
Sire, dit frère Rigolet, il deviendra ce qu'il pourra, c'est son affaire. Quelques-uns de nos docteurs disent qu'on le rend à la garde-robe, d'autres qu'il s'échappe par insensible transpiration; quelques-uns prétendent qu'il s'en retourne au ciel. Pour moi, j'ai fait mon devoir de prêtre, cela me suffit; et pourvu qu'après ce déjeuner on me donne un bon dîner avec quelque argent pour ma peine, je suis content.
Or çà, dit l'empereur à frère Rigolet, ce n'est pas tout; je sais qu'il y a aussi dans mon empire d'autres missionnaires qui ne sont pas jésuites, et qu'on appelle dominicains, cordeliers, capucins: dis-moi, en conscience, s'ils mangent Dieu comme toi.
Ils le mangent, sire, dit le bonhomme; mais c'est pour leur condamnation. Ce sont tous des coquins, et nos plus grands ennemis; ils veulent nous couper l'herbe sous le pied. Ils nous accusent sans cesse auprès de notre saint-père le pape. Votre Majesté ferait fort bien de les chasser tous, et de ne conserver que les jésuites: ce serait un vrai moyen de gagner la vie éternelle, quand même vous ne seriez pas chrétien.
L'empereur lui jura qu'il n'y manquerait pas. Il fit donner quelques écus à frère Rigolet, qui courut sur-le-champ annoncer cette bonne nouvelle à ses confrères.
Le lendemain, l'empereur tint sa parole: il fit assembler tous les missionnaires, soit ceux qu'on appelle séculiers, soit ceux qu'on nomme très irrégulièrement réguliers ou prêtres de la propagande, ou

vicaires apostoliques, évêques in partibus, prêtres des missions étrangères, capucins, cordeliers, dominicains, hiéronymites, et jésuites. Il leur parla en ces termes, en présence de trois cents colaos: «La tolérance m'a toujours paru le premier lien des hommes, et le premier devoir des souverains. S'il était dans le monde une religion qui pût s'arroger un droit exclusif, ce serait assurément la nôtre. Vous avouez tous que nous rendions à l'Être suprême un culte pur et sans mélange avant qu'aucun des pays dont vous venez fût connu de ses voisins, avant qu'aucune de vos contrées occidentales eût seulement l'usage de l'écriture. Vous n'existiez pas quand nous formions déjà un puissant empire. Notre antique religion, toujours inaltérable dans nos tribunaux, s'étant corrompue chez le peuple, nous avons souffert les bonzes de Fo, les talapoins de Siam, les lamas de Tartarie, les sectaires de Laokium; et, regardant tous les hommes comme nos frères, nous ne les avons jamais punis de s'être égarés. L'erreur n'est point un crime. Dieu n'est point offensé qu'on l'adore d'une manière ridicule: un père ne chasse point ceux de ses enfants qui le saluent en faisant mal la révérence; pourvu qu'il en soit aimé et respecté, il est satisfait. Les tribunaux de mon empire ne vous reprochent point vos absurdités; ils vous plaignent d'être infatués du plus détestable ramas de fables que la folie humaine ait jamais accumulées; ils plaignent encore plus le malheureux usage que vous faites du peu de raison qui vous reste pour justifier ces fables.

Mais ce qu'ils ne vous pardonnent pas, c'est de venir du bout du monde pour nous ôter la paix. Vous êtes les instruments aveugles de l'ambition d'un petit lama italien qui, après avoir détrôné quelques régules, ses voisins, voudrait disposer des plus vastes empires de nos régions orientales.

Nous ne savons que trop les maux horribles que vous avez causés au Japon. Douze religions y florissaient avec le commerce, sous les auspices d'un gouvernement sage et modéré; une concorde fraternelle régnait entre ces douze sectes: vous parûtes, la discorde bouleversa le Japon; le sang coula de tous côtés; vous en fîtes autant à Siam et aux Manilles; je dois préserver mon empire d'un fléau si dangereux. Je suis tolérant, et je vous chasse tous, parce que vous êtes intolérants. Je vous chasse, parce qu'étant divisés entre vous, et vous détestant les uns les autres, vous êtes prêts d'infecter mon peuple du poison qui vous dévore. Je ne vous plongerai point dans les cachots, comme vous y faites languir en Europe ceux qui ne sont pas de votre opinion. Je suis encore plus éloigné de vous faire condamner au supplice, comme vous y envoyez en Europe ceux que vous nommez hérétiques. Nous ne soutenons point ici notre religion par des bourreaux; nous ne disputons point avec de tels arguments. Partez; portez ailleurs vos folies atroces, et puissiez-vous devenir sages! Les voitures qui vous doivent conduire à Macao sont prêtes. Je vous donne des habits et de l'argent des soldats veilleront en route à votre sûreté. Je ne veux pas que le peuple vous insulte: allez, soyez dans votre Europe un témoignage de ma justice et de ma clémence.

Ils partirent; le christianisme fut entièrement aboli à la Chine, ainsi qu'en Perse, en Tartarie, au Japon, dans l'Inde, dans la Turquie, dans toute l'Afrique: c'est grand dommage; mais voilà ce que c'est que d'être infaillibles.

Werner Lühmann : Voltaire verehrt in Konfuzius das vollkommene Idealbild eines aufgeklärten Philosophen, ein idealisierter Deismus im Verein mit den grundlegenden Tugenden gerechten Handelns und toleranter Ausübung weltlicher Macht. In der Relation handelt es sich um die zur gepfefferten Satire zusammengezogene Schilderung jener beiden blamablen Audienzen der päpstlichen Legaten Maigrot und Tournon bei Kaiser Kangxi im Jahre 1706, in deren Verlauf die bis zur Verbohrtheit rechthaberischen und arroganten Kirchenmänner die Sache Roms endgültig verspielen und damit zugleich auch die bedeutenden Erfolge der Jesuitenmission ernsthaft gefährden sollten. Voltaire verlegt die denkwürdige Vorstellung Maigrots am Kaiserhof in Peking allerdings in die Ära des Kaisers Yongzheng, der den Christen bekanntlich weniger gewogen war als sein Vater und Vorgänger. Der päpstliche Gesandte heisst nun 'Rigolet' und macht seinem Namen zunächst auch alle Ehre : er bringt den Kaiser mit seinem von dreister Dummheit strotzenden, ebenso aufgeblasenen wie anmassenden Gehabe tatsächlich immer wieder zum Lachen. Irgendwann aber, als der eitle Mensch zugeben muss, dass er die im Thronsaal angebrachten Inschriften nicht zu entziffern vermag, reisst dem Kaiser der Geduldsfaden. Er beendet verärgert die Audienz und erklärt obendrein das sofortige Ende der christlichen Mission im Reich der Mitte. Voltaire vergisst nicht hinzuzufügen, dass der Kaiser gerade die Jesuiten als Unruhestifter brandmarken und ihre Tätigkeit in China verbieten musste – schliesslich habe der französische König in ähnlicher Lage auch nicht anders gehandelt. [Volt4,Lüh1:S. 113]

1768 Voltaire. *L'A, B, C, ou dialogues entre A, B, C.* [ID D20016].
Voltaire schreibt : "Je n'ai jamais été à la Chine, mais j'ai vu plus de vingt personnes qui ont fait ce voyage, et je crois avoir lu tous les auteurs qui ont parlé de ce pays. Je sais par le rapport unanime de nos missinnaires de sectes différentes, que la Chine est gouvernée par les lois, et non par une seule volonté arbitraire..."
"L'empereur y est plus révéré que le pape ne l'est à Rome : mais pour être respecté, faut-il régner sans le frein des lois ? Une preuve que ce sont les lois qui règnent à la Chine, c'est que le pays est plus peuplé que l'Europe entière ; nous avons apporté à la Chine notre sainte religion, et nous n'y avons pas réuissi. Nous aurions du prendre ses lois en échange, mais nous ne savons peut-être pas faire un tel commerce. Il est bien sûr que l'évêque de Rome est plus despotique que l'empereur de la Chine, car il est infaillible, et l'empereur chinoise ne l'est pas ; cependant cet évêque est encore assujetti à des lois. [Song:S. 109]

1768 Voltaire. *Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand*. [ID D20017].
Voltaire pourchasse 'l'idée puérile' que les Egyptiens allèrent enseigner aux Chinois à lire et à écrire. C'est Voltaire qui a raison contre tous ceux qui s'efforçaient de nier l'originalité ou l'antiquité de la Chine : Cornelius Pauw, Athanasius Kircher, Michael Boym, Pierre Daniel Huet, John Turberville Needham ; Mairan, Jean-Jacques Dortous de. Lettres de M. de Mairan au R.P. Parrenin contenant diverses questins sur la Chine ; Guignes, Joseph de. Memoire dans lequel on preuve, que les chinois sont une colonie egyptienne [ID D1841] ; Recueil d'observations curieuses [ID D19098].

Voltaire schreibt : "L'entreprise de négocier avec la Chine semblait devoir être la plus avantageuse. Deux états immenses qui se touchent, et dont l'un possède réciproquement ce qui manque à l'autre, paraissaient être tous deux dans l'heureuse nécessité de lier une correspondance utile, surtout depuis la paix jurée solennellement entre l'empire russe et l'empire chinois."
"Voici, par exemple, comment on s'y prend aujourd'hui pour prouver que les Egyptiens sont les pères des Chinois. Un ancien a conté que l'Egpytien Sésostris alla jusqu'au Gange : or, s'il alla vers le Gange, il put aller à la Chine qui est très loin du Gange, donc il y alla ; or la Chine alors n'était point peuplée, il est donc clair que Sésostris la peupla. Les Egyptiens, dans leur fêtes, allumaient des chandelles ; les Chinois ont des lanternes, donc on ne peut douter que les Chinois ne soient une colonie d'Egypte. De plus, les Egyptiens ont un grand fleuve ; les Chinois en ont un. Enfin il est évident que les premiers rois de la Chine ont porté les noms des anciens rois d'Egypte : car, dans le nom de la famille d'Yu, on peut trouver les caractères qui, arrangés d'une autre façon, forment le mot Menès. Il est incontestable que l'empereur Yu prit le nom de Menès, roi d'Egypte, et l'empereur Ki est évidemment le roi Atoës en changeant K en a et i en toës».

Song Shun-ching : Voltaire parle des relations entre les Russes et les Chinois ; ainsi, il signale une guerre entre les deux peuples. Dans le chapitre 'Du commerce', il consacre son attention aux avantages d'un rétablissement des échanges commerciaux entres les deux empires, et il fait ressortir l'importance du marché potentiel. [Eti6:S. 239-240, 244,Song:S. 290]

1770 Voltaire. *Épître CVIII au roi de la Chine* [ID D20018]..
Reçois mes compliments, charmant roi de la Chine.
Ton trône est donc placé sur la double colline!
On sait dans l'occident que, malgré mes travers,
J'ai toujours fort aimé les rois qui font des vers.
David même me plut, quoique, à parler sans feinte,
Il prône trop souvent sa triste cité sainte,
Et que d'un même ton sa muse à tout propos
Fasse danser les monts et reculer les flots.
Frédéric a plus d'art, et connaît mieux son monde;
Il est plus varié, sa veine est plus féconde;
Il a lu son Horace, il l'imite; et vraiment
Ta majesté chinoise en devrait faire autant.
Je vois avec plaisir que sur notre hémisphère
L'art de la poésie à l'homme est nécessaire.
Qui n'aime point les vers a l'esprit sec et lourd;
Je ne veux point chanter aux oreilles d'un sourd:
Les vers sont en effet la musique de l'âme.
O toi que sur le trône un feu céleste enflamme,
Dis-moi si ce grand art dont nous sommes épris
Est aussi difficile à Pékin qu'à Paris.
Ton peuple est-il soumis à cette loi si dure
Qui veut qu’avec six pieds d'une égale mesure,
De deux alexandrins côte à côte marchants,
L'un serve pour la rime et l'autre pour le sens?
Si bien que sans rien perdre, en bravant cet usage,
On pourrait retrancher la moitié d’un ouvrage.
Je me flatte, grand roi, que tes sujets heureux
Ne sont point opprimés sous ce joug onéreux,
Plus importun cent fois que les aides, gabelles,
Contrôle, édits nouveaux, remontrances nouvelles,
Bulle Unigenitus, billets aux confessés.
Et le refus d'un gîte aux chrétiens trépassés.
Parmi nous le sentier qui mène aux deux collines
Ainsi que tout le reste est parsemé d'épines.
A la Chine sans doute il n'en est pas ainsi.
Les biens sont loin de nous, et les maux sont ici:
C’est de l'esprit français la devise éternelle.
Je veux m'y conformer, et, d'un crayon fidèle,
Peindre notre Parnasse à tes regards chinois.
Écoute: mon partage est d'ennuyer les rois.
Tu sais (car l'univers est plein de nos querelles)
Quels débats inhumains, quelles guerres cruelles,
Occupent tous les mois l'infatigable main
Des sales héritiers d'Estienne et de Plantin.
Cent rames de journaux, des rats fatale proie,
Sont le champ de bataille où le sort se déploie.
C'est là qu’on vit briller ce grave magistrat
Qui vint de Montauban pour gouverner l'État;
Il donna des leçons à notre Académie,
Et fut très mal payé de tant de prud'homie.
Du jansénisme obscur le fougueux gazetier
Aux beaux esprits du temps ne fait aucun quartier;
Hayer poursuit de loin les encyclopédistes;
Linguet fond en courroux sur les économistes
A brûler les païens Ribalier se morfond;
Beaumont pousse à Jean-Jacque, et Jean-Jacque à Beaumont
Palissot contre eux tous puissamment s'évertue
Que de fiel s'évapore, et que d'encre est perdue!
Parmi les combattants vient un rimeur gascon

Prédicant petit-maître, ami d'Aliboron
Qui, pour se signaler, refait la Henriade;
Et tandis qu'en secret chacun se persuade
De voler en vainqueur au haut du mont sacré,
On vit dans l’amertume, et l'on meurt ignoré.
La Discorde est partout, et le public s'en raille.
On se hait au Parnasse encor plus qu'à Versaille.
Grand roi, de qui les vers et l'esprit sont si doux,
Crois-moi, reste à Pékin, ne viens jamais chez nous.
Aux bords du fleuve Jaune un peuple entier t'admire:
Tes vers seront toujours très bons dans ton empire:
Mais gare que Paris ne flétrît tes lauriers!
Les Français sont malins et sont grands chansonniers.
Les trois rois d'Orient, que l'on voit chaque année.
Sur les pas d'une étoile à marcher obstinée,
Combler l'enfant Jésus des plus rares présents,
N'emportent de Paris, pour tous remerciements,
Que des couplets fort gais qu'on chante sans scrupule.
Collé dans ses refrains les tourne en ridicule.
Les voilà bien payés d’apporter un trésor!
Tout mon étonnement est de les voir encor.
Le roi, me diras-tu, de la zone cimbrique.
Accompagné partout de l'estime publique,
Vit Paris sans rien craindre, et régna sur les coeurs;
On respecta son nom comme on chérit ses moeurs.
Oui; mais cet heureux roi, qu'on aime et qu'on révère,
Se connaît en bons vers, et se garde d'en faire.
Nous ne les aimons plus; notre goût s'est usé:
Boileau, craint de son siècle, au nôtre est méprisé.
Le tragique étonné de sa métamorphose,
Fatigué de rimer, va ne pleurer qu'en prose.
De Molière oublié le sel s'est affadi.
En vain, pour ranimer le Parnasse engourdi,
Du peintre des Saisons la main féconde et pure
Des plus brillantes fleurs a paré la nature;
Vainement, de Virgile élégant traducteur,
Delille a quelquefois égalé son auteur.
D'un siècle dégoûté la démence imbécile
Préfère les remparts et Vaux-hall à Virgile.
On verrait Cicéron sifflé dans le Palais.
Le léger vaudeville et les petits couplets
Maintiennent notre gloire à l'Opéra-Comique;
Tout le reste est passé, le sublime est gothique.
N'expose point ta muse à ce peuple inconstant,
Les Frérons te loueraient pour quelque argent comptant;
Mais tu serais peu lu, malgré tout ton génie,
Des gens qu'on nomme ici la bonne compagnie.
Pour réussir en France il faut prendre son temps.
Tu seras bien reçu de quelques grands savants,
Qui pensent qu'à Pékin tout monarque est athée.
Et que la compagnie autrefois tant vantée,
En disant à la Chine un éternel adieu,
Vous a permis à tous de renoncer à Dieu.
Mais, sans approfondir ce qu'un Chinois doit croire,
Séguier t'affublerait d’un beau réquisitoire;
La cour pourrait te faire un fort mauvais parti,
Et blâmer, par arrêt, tes vers et ton Changti.
La Sorbonne, en latin, mais non sans solécismes,
Soutiendra que ta muse a besoin d'exorcismes;
Qu'il n'est de gens de bien que nous et nos amis;

Que l'enfer, grâce à Dieu, t'est pour jamais promis.
Dispensateurs fourrés de la vie éternelle,
Ils ont rôti Trajan et bouilli Marc-Aurèle.
Ils t'en feront autant, et, partout condamné,
Tu ne seras venu que pour être damné.
Le monde en factions dès longtemps se partage;
Tout peuple a sa folie ainsi que son usage:
Ici les Ottomans, bien sûrs que l'Éternel
Jadis à Mahomet députa Gabriel,
Vont se laver le coude aux bassins des mosquées ;
Plus loin du grand lama les reliques musquées
Passent de son derrière au cou des plus grands rois.
Quand la troupe écarlate à Rome a fait un choix,
L'élu, fût-il un sot, est dès lors infaillible.
Dans l'Inde le Veidam, et dans Londres la Bible.
A l'hôpital des fous ont logé plus d'esprits
Que Grisel n'a trouvé de dupes à Paris.
Monarque, au nez camus, des fertiles rivages
Peuplés, à ce qu'on dit, de fripons et de sages,
Règne en paix, fais des vers, et goûte de beaux jours;
Tandis que, sans argent, sans amis, sans secours,
Le Mogol est errant dans l'Inde ensanglantée,
Que d'orages nouveaux la Perse est agitée,
Qu'une pipe à la main, sur un large sofa
Mollement étendu, le pesant Moustapha
Voit le Russe entasser des victoires nouvelles
Des rives de l'Araxe au bord des Dardanelles,
Et qu'un bacha du Caire à sa place est assis
Sur le trône où les chats régnaient avec Isis.
Nous autres cependant, au bout de l'hémisphère,
Nous, des Welches grossiers postérité légère,
Livrons-nous en riant, dans le sein des loisirs,
A nos frivolités que nous nommons plaisirs;
Et puisse, on corrigeant trente ans d'extravagances.
Monsieur l'abbé Terray rajuster nos finances !

Walter Engemann : Voltaire ist begeistert von der Dichtung Eloge de la ville de Moukden et de ses environs [ID D1855] des Kaisers Qianlong, in der dieser zum Ausdruck bringt, dass er von der grössten Achtung vor dem höchsten Wesen durchdrungen ist. Voltaire schildert in dem Gedicht, was Qianlong bei einem Besuch in Paris alles erfahren würde. Einige grosse Gelehrte würden ihn empfangen, die der Ansicht seien, dass jeder Monarch in Peking atheistisch sei, während China doch allen Ländern im aufgeklärten Gottesglauben voraus sei. Allerdings tadelt Voltaire, dass sich der Kaiser übernatürlicher Herkunft rühmt. Der Glauben des Kaisers an seine göttliche Herkunft führt Voltaire auf dessen tatarische Abstammung von Gengis Khan zurück, da er in China das einzige Land sieht, das weder Mythos noch Wunder kennt.
Voltaire schickt eine poetische Satire über die Eloge de Moukden an Friedrich II., der das Gedicht kennt, aber nicht die gleiche Begeisterung wie Voltaire aufbringen kann.
Voltaire schreibt : "Frédéric a plus d'art et connaît mieux son monde. Il es plus varié, sa veine et plus féconde, il a lu son Horace, il imite." Friedrich II. schreibt zurück : "Je vous suis obligé des beaux vers annexés à votre lettre. J'ai lu le poême de notre confrère le Chinois, qui n'est pas dans ce qu'on appelle le goût européen, mais qui peut plaire à Pékin."
1776 schreibt Friedrich II : "Je ne connais de l'empereur de la Chine que les mauvais vers qu'on lui attribue ; s'il n'a pas de meilleurs poètes à Peckin, personne n'apprendra cette langue pour pouvoire lire de pareilles poésies." [Vol13,Song:S. 293,Vol3:S. 91-92]

1770 Voltaire. Briefe an Friedrich II.
Voltaire schreibt : "Sire, Vous et le Roi de la Chine vous êtes à présent les deux seuls souverains qui soient philosophes et poètes. Je venais de lire un extrait de deux poèmes de l'empereur Kienlong [Qianlong], lorsque j'ai reçu la prose et les vers de Frédéric le Grand...
En vérité ce Roi de la Chine écrit de joies lettres. Mon Dieu comme son stile s'est perfectionné depuis son éloge de Moukdes ! J'allais autrefois à la cour du Roy, je fus émerveillé de son armée mais cent fois plus de sa personne et je vous avoue sire que je n'ay jamais fait de soupers plus agréables que ceux où Kienlong le grand daignait m'admettre. Je vous jure que je prenais la liberté de l'aimer autant qu'il me forçait à l'admirer... "
"Comme il parle parfaitement le français, comme il écrit dans cette langue avec plus de grâces et d'énergie que les trois quarts de nos académiciens j'ay pris la liberté de luy adresser par le coche trois livres nouveaux, avec cette adresse, au Roy." [Song:S. 192-193]

1773 Voltaire. *Fragmens sur l'histoire générale* [ID D20019].
Voltaire pourchasse 'l'idée puérile' que les Egyptiens allèrent enseigner aux Chinois à lire et à écrire. C'est Voltaire qui a raison contre tous ceux qui s'efforçaient de nier l'originalité ou l'antiquité de la Chine : Cornelius Pauw, Athanasius Kircher, Michael Boym, Pierre Daniel Huet, John Turberville Needham ; Mairan, Jean-Jacques Dortous de. *Lettres de M. de Mairan au R.P. Parrenin contenant diverses questins sur la Chine* ; Guignes, Joseph de. *Memoire dans lequel on preuve, que les chinois sont une colonie egyptienne* [ID D1841] ; *Recueil d'observations curieuses* [ID D19098].

Voltaire schreibt : "Il nous a paru, par exemple, que les Chinois ne descendent pas plus d'une colonie d'Egypte que d'une colonie de Basse-Bretagne. Ceux qui ont prétendu que les Egyptiens avaient peuplé la Chine ont exercé leur esprit et celui des autres. Nous avons applaudi à leur érudition et à leurs efforts ; mais ni la figure des Chinois, ni leurs moeurs, ni leur langage, ni leur écriture, ni leurs usages n'ont rien de l'antique Egypte... M. de Pauw a traité d'absurde ce système qui fait des Chinois une colonie égyptienne, et il se fonde sur les raisons les plus fortes. Nous ne sommes pas assez savants pour nous servir du mot aburde ; nous persistons seulement dans notre opinion que la Chine de doit rien à l'Egypte. Le P. Parennin l'a démontré à M. de Mairan. Quelle étrange idée dans deux ou trois têtes de Français qui n'étaient jamais sortis de leur pays, de prétendre que l'Egypte s'était transplantée à la Chine, quand aucun Chinois, aucun Egyptien n'a jamais avancé une telle fabel !...
Le jésuite Needham, qui connaît tous les dialectes égyptiens et chinois comme il connaït la nature, vient de faire encore un petit livre pour répéter que les Chinois descendent des Egyptiens comme les Persans descendent de Persée, les Français de Francus, et les Bretons de Britannics... Cette puérile idée que les Egyptiens allèrent enseigner aux Chinois à lire et à écrire vient de se renouveler encore ; et par qui ? Par ce même jésuite Needham qui croyait avoir fait des anguilles avec du jus de mouton et du seigle ergoté... Ni la figure des Chinois, ni leurs moeurs, ni leur langage, ni leur écriture, ni leurs usages, n'ont rien de l'antique Egypte. Ils ne connurent jamais la circoncision : aucune des divinités égyptiennes ne parvint jusqu'à eux : ils ignorèrent toujours les mystères d'Isis».

Voltaire propose une solution éventuelle dans la pratique de la polygamie :
"Si dans la Chine, plusieurs femmes de la lie du peuple exposent leurs enfants, dans la crainte de ne pouvoir les nourrir, c'est peut-être encore une preuve en faveur de la polygamie : car si ces femmes avaient été belles, si elles avaient pu entrer dans quelque sérail, leurs enfants auraient été élevés avec des soins paternels."

Song Shun-ching : Voltaire défend l'architecture chinoise contre les critiques de Cornelius de Pauw. Il ne s'occupe pas seulement du style des ponts, il s'est aussi penché sur le style des maisons et des fenêtres. Pour répondre à l'attaque contres les ‘'enêtres de papier', il prouve que les Chinois connaissent la fabrication du verre.
Voltaire considère que 'la plus grande différence' entre l'Europe et l'Orient réside dans la manière de 'traiter les femmes', mais ses connaissances au sujet du rôle de femmes en Orient, et surtout en Chine, sont bien limités. [Song:S. 55-56, 61-63, 78,Eti6:S. 241, 244]

1775-1776 Briefwechsel zwischen Friedrich II. und Voltaire.
Voltaire : "Je ne connais point M. Paw [Cornelius de Pauw]. Mes lettres sont d'un petit bénédictin tout différent de M. Pernetti. Je trouve ce M. Paw [Pauw] un très habile homme, plein d'esprit et d'imagination, un peu systématique à la vérité, mais avec lequel on peut s'amuser et s'instruire." "Je pense abolument comme lui sur ceux qui croient connaître mieux la Chine que ce père Parennin, homme très-savant et très sensé, qui avait demeuré trente ans à Pékin."
Friedrich II. : "J'ai lu à Abbé Paw [Pauw] votre lettre ; il a été pénétré des choses obligeantes que vous écrivez sur son sujet ; il vous estime et vous admire, mais je crois qu'il ne changera pas d'opinion au sujet des Chinois ; il dit qu'il en croit plus l'ex-jésuite Parennin, qui a été dans ce pays : là que le Patriarche de Ferney, qui n'y a jamais mis les pieds."
"L'abbé Pauw est tout vain de ce que ces Lettres [*Lettres chinoises*] lui sont adressées ; il croit n'avoir aucune dispute avec vous pour le fond des choses ; il croit qu'il ne diffère de vos opinions sur les Chinois que de quelques nuances… Il prétend que la Chine n'est pas si heureuse ni si sage que vous le soutenez, et qu'elle est rongée par des abus plus intolérables que ceux dont on se plaint dans notre continent... Vous voudrez bien que je garde la neutralité & que j'abandonne les Chinois et leur cause aux avocats qui plaident pour & contre eux. L'empereur de la Chine ne se doute certainement pas que sa nation va être jugée en dernier ressort en Europe, & que des personnes qui n'ont jamais mis le pied à Peckin, décideront de la réputation de son empire. Je vous abandonne, ainsi qu'à l'abbé Pauw, les Chinois, les Indiens et les Tartares. Les nations européennes me donnent tant d'occupation, que je ne sors guère, avec mes méditations, de cette partie la plus intéressante de notre globe... Vous savez le cas que je fais de tout ce qui part de votre plume ; mais j'avoue en même temps mon extrême ignorance sur les moeurs des peuples du Mogol, du Japon et de la Chine ; j'ai borné mon attention en Europe, cette connaissance est d'un usage journalier et nécessaire... Je ne connais de l'empereur de la Chine que les mauvais vers qu'on lui attribue ; s'il n'a pas de meilleurs poètes à Pékin, personne n'apprendre cette langue pour pouvoir lire de pareilles poésies ; et tant que la fatalité ne fera pas naître le génie d'un Voltaire dans ce pays-là, je m'embrasserai peu du reste." [Song:S. 293-294,Vol3:S. 95-96]

1776 Voltaire. *Lettres chinoises, indiennes et tartares* [ID D19809].
Voltaire pourchasse 'l'idée puérile' que les Egyptiens allèrent enseigner aux Chinois à lire et à écrire. C'est Voltaire qui a raison contre tous ceux qui s'efforçaient de nier l'originalité ou l'antiquité de la Chine : Cornelius Pauw, Athanasius Kircher, Michael Boym, Pierre Daniel Huet, John Turberville Needham ; Mairan, Jean-Jacques Dortous de. Lettres de M. de Mairan au R.P. Parrenin contenant diverses questins sur la Chine ; Guignes, Joseph de. Memoire dans lequel on preuve, que les chinois sont une colonie egyptienne [ID D1841] ; Recueil d'observations curieuses [ID D19098].

Voltaire schreibt : "Je me suis adressé à des savants de Paris qui n'étaient jamais sortis de chez eux ; ceux-là n'ont fait aucune difficulté de m'expliquer le secret de l'origine des Chinois, des Indiens, et de tous les autres peuples. Ils le savaient par les mémoires de Sem, Cham, et Japhet. L'évêque d'Avranches Huet fut le premier qui imagina que les Egyptiens avaient peuplé l'Inde et la Chine ; mais comme il avait imaginé aussi que Moïse àtait Cacchus, Adonis, et Priape, son système ne persuada personne. Mairan crut entrevoir, avec les lunettes d'Huet une grande conformité entre les sciences, les usages, les moeurs, et même les visages des Egyptiens et des Chinois. Il se figura que Sésostris avait pu fonder des colonies à Pékin et à Delhi. Le P. Parennin lui écrivit de la Chine und grande lettre aussi ingénieuse que savante, qui dut le désabuser. D'autres savants ont travaillé ensuite à transplanter l'Egypte à la Chine. Ils ont commencé par établir qu'on pouvait trouver quelque ressemblance entre d'anciens caractères de la langue phénicienne ou syriaque et ceux de l'ancienne Egypte, ils ont composé des anagrammes avec les noms des premiers rois de la Chine..."

"Si je creuse dans le fondement de leurs lois, tous les voyageurs, tous les missionnaires se réunissent pour me dire que ces lois sont établies sur le pouvoir paternel, c'est-à-dire sur la lois la plus sacrée de la nature si la Chine a été deux fois subjuguée par des Tartares, et si les vainqueurs se sont conformée aux lois des vaincus, j'admire encore davantage... Ce qui me plaît de toutes ces sources chinoises, c'est qu'aucune ne peut faire exécuter à mort le plus vil citoyen, à l'extrémité de l'empire, sans que le procès ai été examiné trois fois par le grand conseil, auquel préside l'empereur lui-même. Volà le peuple le plus juste et le plus humain de l'univers."

Etiemble : Voltaire confirme le plaisir qu'il prend à lire les Maximes de Confucius, dont il cite quelques-unes. Après quoi, il ajoute qu'il y en a plus de mille pareilles de Confucius, de ses disciples et de leurs imitateurs. [Eti6:S. 256,Song:S. 61-62, 74, 105]

1777 1777 Voltaire. *Commentaire sur L'esprit des lois de Montesquieu*. Voltaire schreibt : "Encore une fois, j'aurais souhaité que l'auteur eût plus parlé des vertus qui nous regardent, et qu'il n'eût point été chercher des incertitudes à six mille lieues. Nous ne pouvons connaître la Chine que par les pièces authentiques, fournies sur les lieux, reasemblées par Du Halde, et qui ne sont point contredites. Les écrits moraux de Confucius, publiés six cents ans avant notre ère, lorsque presque toute notre Europe vivait de glands dans ses forêts ; les ordonnances de tant d'empereurs, qui sont des exhortations à la vertu ; des pièces de théâtre même qui l'enseignent, et dont les héros de dévouent à la mort pour sauver la vie à un orphelin ; tant de chefs-d'oeuvre de morale traduits en notre langue : tout cela n'a point été fait à coups de bâton." [Rapp1]

1890 Wang, Tao. *Chong ding Faguo zhi lüe* [ID D2299].
Wang schreibt : "A cette époque-là, Montesquieu, Voltaire, Rousseau et d'autres savants ont fait des livres ayant pour but de restreindre le pouvoir du Roi et de défendre les droits du peuple. Tous ceux qui ont lu leurs livres en furent enthousiasmés et se décidèrent à réformer l'ancien régime politique." [Rous20:S. 164]

1891 Guo, Songtao. *Lundun yu Bali ri ji* [ID D7868].
Guo schreibt : "Il y a cent ans, un Français nommé Voltaire fait des livres dans le but de réfuter les prêtres et un autre Français qui s'appelait Rousseau a exprimé des opinions de la même nature. Tous les deux ont été terriblement détestés par les prêtres." [Rous20:S. 164]

1969 Voltaire. *Précis du siècle de Louis XV.* [ID D20011].
Voltaire schreibt :
"Macao appartient depuis cent cinquante ans aux Portugais. L'empereur de la Chine leur permit de bâtir une ville dans cette petite île, qui n'est qu'un rocher, mais qui leur était nécessaire pour leur commerce. Les Chinois n'ont jamais violé depuis ce temps les privilèges accordés aux Portugais. Cette fidélité devait, ce me semble, désarmer l'auteur anglais qui a donné au public l'Histoire de l'expédition de l'amiral Anson. Cet historien, d'ailleurs judicieux, instructif, et bon citoyen, ne parle des Chinois que comme d'un peuple méprisable, sans foi et sans industrie. Quant à leur industrie, elle n'est en rien de la nature de la nôtre; quant à leurs moeurs, je crois qu'il faut plutôt juger d'une puissante nation par ceux qui sont à la tête que par la populace des extrémités d'une province. Il me paraît que la foi des traités, gardée par le gouvernement pendant un siècle et demi, fait plus d'honneur aux Chinois qu'ils ne reçoivent de honte de l'avidité et de la fourberie d'un vil peuple d'une côte de ce vaste empire. Faut-il insulter la nation la plus ancienne et la plus policée de la terre parce que quelques malheureux ont voulu dérober à des Anglais, par des larcins et par des gains illicites, la vingt-millième partie tout au plus de ce que les Anglais allaient voler par force aux Espagnols dans la mer de la Chine? Il n'y a pas longtemps que les voyageurs éprouvaient des vexations beaucoup plus grandes dans plus d'un pays de l'Europe. Qu'aurait dit un Chinois si, ayant fait naufrage sur les côtes de l'Angleterre, il avait vu les habitants courir en foule s'emparer avidement à ses yeux de tous ses effets naufragés?" [Vol6]

2003 Ausstellung im Institut et Musée Voltaire, Les Délices, Genève.
Les manifestations et les activités sur le thème 'Voltaire et la Chine' sont le fruit d'une collaboration de plusieurs mois entreprise avec la Bibliothèque-Musée de la Comédie-Française, l'Université de Pékin et plusieurs autres partenaires des mondes associatif et culturel, nationaux et internationaux. [Vol4:S. 9]

Bibliographie : Autor

1751 Voltaire. *Le siècle de Louis XIV.* Publ. par [Joseph Du Fresne] de Francheville. Vol. 1-2. (Berlin : C.F. Henning, 1751). [WC]

1755 Voltaire. *L'orphelin de la Chine : tragédie représentée pour la première fois à Paris, le 20 août 1755 au Théâtre de la rue des Fossés Saint-Germain par la Comédie française*. (Paris : Chez Michel Lambert, libraire, 1755). [Ji, Junxiang. *Zhao shi gu er*].
http://www.theatre-classique.fr/pages/programmes/edition.php?t=..%2Fdocuments%2FVOLTAIRE_ORPHE

1756 Voltaire. *Essai sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations, depuis Charlemagne jusqu'à nos jours*. Vol. 1-7. (Genève : Cramer, 1756). (Collection complette des oeuvres de Mr. de Voltaire ; t. 11-17).
Nouv. ed., revue, corrigée & considérablement augmentée. (Amsterdam : Aux Dépens De la Compagnie, 1764).
http://pagesperso-orange.fr/fdomi.fournier/Generalite/Voltaire/Hist_Gene/H_Moeurs_001.htm. [WC]

1763 Voltaire. *Traité sur la tolérance : à l'occasion de la mort de Jean Calas*. (Genève : Cramer, 1763). http://un2sg4.unige.ch/athena/voltaire/volt_tol.html#c19. [WC]

1764 Voltaire. *Additions à l'Essai sur l'histoire générale &c et sur l'esprit & les moeurs des nations, depuis Charlemagne jusqu'à nos jours*. Tirées de l'édition augmentée de 1761-1763... (Amsterdam : [s.n.], 1764). [WC]

1764 Voltaire. *Catéchisme chinois : ou entretiens de Cu-su, disciple de Confutzée, avec le prince Kou, fils du roi de Low, tributaire de l'empereur chinois Gnenvan, 417 ans avant notre ère volgaire.*(Traduit en latin par le P. Fouquet, ci-devant ex-jésuite. Le manuscrit est dans la bibliothèque du Vatican, n° 42,759).
http://www.voltaire-integral.com/Html/18/catechisme_chinois.htm.

1764 Voltaire. *Dictionnaire philosophique, portatif.* (Londres [i.E. Geneva : Cramer], 1764).
http://www.voltaire-integral.com/Html/18/chine.htm.
http://www.voltaire-integral.com/Html/17/anthropophages.htm. [WC]

1765 Voltaire. *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Par une Société de gens de lettres. T. 8. (Neufchastel : Chez Samuel Faulche & Cie, 1765).
http://www.eliohs.unifi.it/testi/700/voltaire/histoire.html. [WC]

1766 Voltaire. *Commentaire sur le livre des délits et des peines*. Par un avocat de province. (Genève : Cramer, 1766).
http://un2sg4.unige.ch/athena/voltaire/volt_dp.html#0. [WC]

1766 Voltaire. *Le philosophe ignorant*. ([Genève : Cramer], 1766). [Enthält] : De Confucius. [WC]

1768 Voltaire. *Entretiens chinois*. In : Voltaire. *Mélanges philosophiques, littéraires, historiques, etc.* (Genève : Cramer, 1768). (Collection complette des oeuvres de Mr. de Voltaire ; 14-17, 1-4).
http://pagesperso-orange.fr/dboudin/VOLTAIRE/Entreti.htm. [WC]

1768 Voltaire. *Histoire de Charles XII, roi de Suède : divisée en huit livres ; avec l'Histoire de l'empire de Russie sous Pierre le Grand : en deux parties divisées par chapitres ; ces deux ouvrages sont précédés des pièces qui leur sont relatives, & sont suivis de tables des matières, &c. &c.* (Genève : Cramer, 1768). [WC]

1768 Voltaire. *L'A, B, C, dialogue curieux*. Traduit de l'anglais de Monsieur Huet. (Londres : Robert Freeman [i.e. Genève : Cramer], 1768). [WC]

1768 Voltaire. *Relation du bannissement des jésuites de la Chine*. (Amsterdam [Genève : Cramer], 1768).
http://pagesperso-orange.fr/dboudin/VOLTAIRE/Relation.htm. [WC]

1769 Voltaire. *Précis du siècle de Louis XV.* Vol. 1-2. (Genève : [Cramer], 1769). [Enthält] : Voyage de l'amiral Anson autour du globe : chapitre XXVII.
http://www.voltaire-integral.com/Html/15/11PREC31.html. [WC]

1770 Voltaire. *Epître au roi de la Chine : sur son recueil de vers qu'il a fait imprimer*. (Genève ? : Cramer ?, 1770). [WC]

1773 Voltaire. *Fragmens sur l'Inde, sur l'histoire générale, et sur la France*. (Genève ? : Cramer ?, 1773). [WC]

1776 Voltaire. *Lettres chinoises, indiennes et tartares à Monsieur Paw*. Par un benedictin ; avec plusieurs autres pièces interessantes. (Genève : [Cramer ?], 1776). [Geschrieben 1775]. [WC]

1927 [Voltaire]. *Gandide*. Fanertai zhu ; Xu Zhimo yi. (Shanghai : Bei xin shu ju, 1927). (Ou mei ming jia xiao shuo cong kann). Übersetzung von Voltaire. *Candide ou, L'optimisme*. (Genève : E.A. Cramer, 1759).
贛第德 [WC]

1935 [Voltaire]. *Fulute'er xiao shuo ji*. Chen Ruheng yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1935). (Shi jie wen xue ming zhu). Übersetzung von Voltaire. Candide, ou, L'optimisme. (Genève : E.A. Cramer, 1759). Voltaire. *Memnon : histoire orientale*. (Londres [Paris] : Pour la Compagnie, 1747). [= *Zadig, ou La destinée*. ([Nancy : Lesure ?], 1748)]. Voltaire. *Jeannot et Colin*. In : Voltaire. *Contes de Guillaume Vadé*. (Genève : Cramer, 1764).
福祿特爾小說集 [Eur]

1938 [Voltaire]. *Falanxi duan pian xiao shu ji*. Fuerduier deng zhu ; Li Qingyai yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1938). (Shi jie wen xue ming zhu). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Voltaire].
法蘭西短篇小說集 [Eur]

1942 [Voltaire]. *Zhongguo gu er*. *Fulute'er*. Fulute'er ; Zhang Ruogu yi. (Chongqing : Shang wu yin shu guan, 1942). Übersetzung von Voltaire. *L'orphelin de la Chine : tragédie représentée pour la première fois à Paris, le 20 août 1755*. (Paris : Chez Michel Lambert, libraire, 1755).
中国孤儿 [WC]

1955 [Voltaire]. *Lao shi ren*. Fu'erde zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1955). Übersetzung von Voltaire. *Candide, ou, L'optimisme*. (Genève : E.A. Cramer, 1759) ; Voltaire. *Le huron ou l'ingénu*. Pt. 1-2. (Lausanne ; Paris : [Michel Lambert], 1767).
老實人 [Eur,KVK]

1956 [Voltaire]. *Chadige : fu qi ta duan pian*. Fu'erde zhu ; Fu Lei yi. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1956). Übersetzung von Voltaire. *Memnon : histoire orientale*. (Londres [Paris] : Pour la Compagnie, 1747). [= *Zadig, ou La destinée.* ([Nancy : Lesure ?], 1748)].
查第格 [Eur]

1961 [Voltaire]. *Zhe xue tong xin*. Fu'ertai zhu ; Gao Daguan deng yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 1961). (Xi fang xue shu yi cong). Übersetzung von Voltaire. *Lettres philosophiques*. (Amsterdam : Chez E. Lucas, au Livre d'or. [i.e. Rouen : Chez Jore], 1734).
哲学通信 [WC]

1971 [Voltaire]. *Gandite*. Sun Zhumin yi. (Taibei : Wu zhou chu ban she, 1971). Übersetzung von Voltaire. *Candide, ou, L'optimisme*. (Genève : E.A. Cramer, 1759).
甘地特 [WC]

1976 [Voltaire]. *Handide*. Fu'ertai zhu ; Fang Yu deng yi. (Taibei : Zhi wen chu ban she, 1976). (Xin chao wen ku). Übersetzung von Voltaire. *Candide ou, L'optimisme*. (Genève : E.A. Cramer, 1759).
憨第德 [WC]

1980 [Voltaire]. *Fu'ertai xiao shuo xuan*. Fu Lei yi ; Wai guo wen xue ming zhu cong shu bian ji wei yuan hui bian. (Beijing : Ren min wen xue chu ban she, 1980). (Wai guo wen xue ming zhu cong shu). [Übersetzung von Voltaire. Zadig ; Le monde comme il va ; Candide ; L'ingenu].
伏尔泰小说选 [WC]

1980 [Voltaire]. *Handide*. Fu'ertai ; Meng Xiangsen yi. (Taibei : Yuan jing chu ban shi ye gong si, 1980). (Shi jie wen xue quan ji). Übersetzung von Voltaire. *Candide ou, L'optimisme*. (Genève : E.A. Cramer, 1759).
憨第德 [WC]

1982 [Voltaire]. *Luyi shi si shi dai*. Fu'ertai zhu ; Wu Moxin, Shen Huaijie, Liang Shouqiang yi ; Wu Moxin jiao. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1982). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Voltaire. *Siècle de Louis XIV*. Publié par M. [Joseph Dufresne] de Francheville. (Berlin : C.F. Henning, 1751).
路易十四时代 [WC]

1990 [Voltaire]. *Rui zhi yu pian jian : Fu'ertai sui bi ji*. Yu Xingli, Wu Ping xuan yi. (Shanghai : Shanghai san lian shu dian, 1990). (Shi jie xian zhe ming zhu xuan yi. Mao tou ying wen ku ; 4). Übersetzung von Voltaire. *Dictionnaire philosophique, portatif*. (Londres [i.E. Genève : Cramer], 1764).
睿智与偏见 : 伏尔泰随笔集 [WC]

1991 [Voltaire]. *Zhe xue ci dian*. Fu'ertai ; Wang Yansheng yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1991). Übersetzung von Voltaire. *Dictionnaire philosophique, portatif*. (Londres [i.E. Geneva : Cramer], 1764).
哲学辞典 [WC]

1994 *Rou yan de Bali : Xu Zhimo xiao shuo jing pin*. (Chengdu : Sichuan wen yi chu ban she, 1994).
肉艳　的　巴黎 : 徐　志摩　小说　精品
[Enthält die Übersetzungen] :
La Motte Fouqué, Friedrich. *Wodihai* = Undine = 涡堤孩. Voltaire. *Gandide* = 赣第德. Stephens, James. *Mali Mali* = Mary, Mary = 玛丽, 玛丽. Stephens, James. *Qin ai de* = Darling = 亲爱的. Huxley, Aldous. *Ban tian wan er* = Half-holiday = 半天　玩儿. Mansfield, Katherine. *Bake mama de xing zhuang* = Life of Ma Parker = 巴克　妈妈　的　行状. Mansfield, Katherine. *Ye shen shi* = Late at night = 夜深时. Mansfield, Katherine. *Yi bei cha* = Cup of tea = 一杯茶. Mansfield, Katherine. *Cang ying* = Fly = 苍蝇. Garnett, David. *Wan sheng yuan li de yi ge ren* = Man in the zoo = 万牲园里　的　一个人. [Eur]

1994 [Voltaire]. *Fu'ertai zhe li xiao shuo*. Fu'ertai ; Liu Mingjiu yi. (Shanghai : Shang hai wen yi chu ban she, 1994). (Shi jie wen xue ta shi xiao shuo ming zuo dian cang ben). [Übersetzung von Kurzgeschichten von Voltaire].
伏尔泰哲理小说 [WC]

1994-1997 [Voltaire]. *Feng su lun : Lun ge min zu de jing shen yu feng su yi ji zi Chaliman zhi Luyi shi san di li shi*. Vol. 1-3. Fu'ertai zhu ; Liang Shouqiang yi. (Bejing : Shang wu yin shu guan, 1994-1997). (Han yi shi jie xue shu ming zhu cong shu). Übersetzung von Voltaire. *Essai sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations, depuis Charlemagne jusqu'à nos jours*. Vol. 1-7. (Genève : Cramer, 1756). (Collection complette des oeuvres de Mr. de Voltaire ; t. 11-17).
风俗论 : 论各民族的精神与风俗以及自查理曼至路易十三的历史 [WC]

1997 [Voltaire]. *Fu'ertai zhe li mei wen ji*. Li Yuqing, You Qiyan bian. (Hefei : Anhui wen yi chu ban she, 1997). (Da shi zhe li mei wen xi lie cong shu). [Übersetzung von Auszügen aus den Werken von Voltaire].
伏尔泰哲理美文集 [WC]

2000 [Voltaire]. *Lao shi ren*. Fu'ertai zhu ; Cao Deming, Shen Fang deng yi. (Nanjing : Yi lin chu ban she, 2000). Übersetzung von Voltaire. *Candide, ou, L'optimisme*. (Genève : E.A. Cramer, 1759).
老实人 [WC]

2003 [Voltaire]. *Fu'ertai si xiang lu*. Zhang Xiuzhang, Xie Lingzhi xuan bian. (Changchun : Jilin ren min chu ban she, 2003). (Xi fang si xiang wen hua jing dian). [Übersetzung von ausgewählten Werken von Voltaire].
伏尔泰思想录 [WC]

2005 [Voltaire]. *Fu'ertai jing xuan ji*. Ding, Shizhong, Fu Lei yi. (Beijing : Beijing yan shan chu ban she, 2005). (Wai guo wen xue ming jia jing xuan shu xi.; Di liu ji. = Series selection of foreign literature). [Übersetzung von Werken von Voltaire].
伏尔泰精选集 [WC]

2005 [Voltaire]. *Zhe xue shu jian*. Fu'ertai zuo ; Hong Jianing yi. (Taibei : Taibei xian zhong he shi, 2005). (Xian dai she hui xi lie ; 3). Übersetzung von Voltaire. *Lettres philosophiques*. (Amsterdam : Chez E. Lucas [i.e. Rouen : Jore], 1734).
哲學書簡 [WC]

2006 [Voltaire]. *Fu'ertai jing dian wen cun*. Fu'ertai ; Li Yuqing yi. (Shanghai : Shanghai ta xue chu ban she, 2006). (Jing dian qi meng wen ku; guo xue ta shi xi lie). [Übersetzung von Werken von Voltaire].
伏尔泰经典文存 [WC]

2007 [Voltaire]. *Handide*. Fu'ertai wen ; He Xiete [Jean-Marc Rothette] tu ; Li Guimi yi. (Taibei : Ge lin wen hua, 2007). (Fu'ertai zuo pin). Übersetzung von Voltaire. *Candide ou, L'optimisme*. (Genève : E.A. Cramer, 1759).
憨第德 [WC]

2007 [Voltaire]. *Lun kuan rong*. Fu'ertai ; Cai Hongbin yi. (Guangzhou : Hua cheng chu ban she, 2007). Übersetzung von Voltaire. *Traité sur la tolerance à l 'occasion de la mort de Jean Calas*. (Genève : Cramer, 1763).
论宽容 [WC]

2007 [Voltaire]. *Luyi shi si shi dai*. Fu'ertai ; Wang Xiaodong yi. (Beijing : Beijing chu ban she, 2007). (Jing dian tong du xi lie cong shu). Übersetzung von Voltaire. *Siècle de Louis XIV*. Publié par M. [Joseph Dufresne] de Francheville. (Berlin : C.F. Henning, 1751).
路易十四时代 [WC]

Bibliographie : erwähnt in

1906-1907 Pinot, Virgile. *Les sources de "L'orphelin de la Chine"*. In : Revue d'histoire littéraire de la France ; vol. 8 (1906-1907). [Voltaire]. [OAS]

1947 [Maurois, André]. *Fu'erde zhuan*. A. Maurois zhu ; Fu Lei yi. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1947). (Xin zhong xue wen ku). Übersetzung von Maurois, André. Voltaire. (Paris : Gallimard 1935).
服爾德傳 [WC]

1958 [Artamonov, Sergei Dmitrievich]. *Fu'ertai ping zhuan*. A'ertamengnuofu zhu ; Ma Yong yi. (Beijing : Zuo jia chu ban she, 1958). Übersetzung von Artamonov, S[ergei] D[mitrievich]. *Volter*. (Moskva : Gos. Izd-vo khudozh. Lit-ry, 1954). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰评传 [WC]

1960 [Sokolov, Vasilij Vasil'evic]. *Fu'ertai*. Suoke Luofu zhu ; Zhong Li yi. (Shanghai : Shanghai ren min chu ban she, 1960). Übersetzung von Sokolov, Vasilij Vasil'evic. *Vol'ter*. (Moskva : Universität, 1956). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰 [WC]

1963 Guy, Basil. *The French image of China before and after Voltaire*. (Genève : Institut et Musée Voltaire Les Délices, 1963). (Studies on Voltaire and the eighteenth century ; vol. 21). [OAS]

1965 [Maurel, André]. *Fu'erde zhuan*. Moluoya zhu. (Taibei : Wen xin shu dian, 1965). (Wen xing ji kann ; 87). Übersetzung von Maurel, André. *Voltaire*. (Paris : Ed. Balzac, 1943).
服爾德傳 [WC]

1971-1972 Aldridge, A. Owen. *Voltaire and the cult of China*. In : Tamkang review ; vol. 2-3 (1971-1972). [OAS]

1977 [Durant, Will]. *Fu'ertai di shi dai*. Wei'er Dulan zhu ; You shi wen hua gong si bian yi. Vol. 1-3. (Taibei : You shi wen hua shi ye gong si, 1977). (Shi jie wen ming shi ; 9. = The story of civilization ; 9). Übersetzung von Durant, Will ; Durant, Ariel. *The age of Voltaire : a history of civilization in Western Europe from 1615 to 1756* ; with special emphasis on the conflict between religion and philosophy. (New York, N.Y. : Simon and Schuster, 1965). (The story of civilization ; pt. 9).
Pt. 1. Fu'ertai yu Yingguo. Pt. 2. Fu'ertai shi dai de Oulu. Pt. 3. Fu'ertai si xiang yu zong jiao de chong tu.
伏爾泰的時代 [WC]

1983 Ding, Zichung. *Fu'ertai : 1694-1778*. (Shenyang : Liaoning ren min chu ban she, 1983). (Wai guo wen xue ping jia cong shu ; 2). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰 : 1694-1778 [WC]

1987 [Artamonov, Sergei Dmitrievich]. *Fu'ertai zhuan*. C. A'ertamonuofu zhu ; Zhang Jinxia, Sun Nan yi. (Beijing : Shang wu yin shu guan, 1987). (Shi jie ming ren zhuan ji cong shu). Übersetzung von Artamonov, S[ergei] D[mitrievich]. *Volter*. (Moskva : Gos. Izd-vo khudozh. Lit-ry, 1954). [Abhandlung über Voltaire].
伏爾泰傳 [WC]

1989 Ge, Li ; Yao, Peng. *Qi meng si xiang tai dou Fu'ertai*. (Beijing : Shi jie zhi shi chu ban she, 1989). [Abhandlung über Voltaire].
启蒙思想泰斗伏尔泰 [WC]

1989 Song, Shun-ching. *Voltaire et la Chine*. (Aix-en-Provence : Université de Provence, 1989). Diss. Univ. de Provence, 1987. [OAS]

1992 Han, Qi. *Guan yu 17, 18 shi ji Ouzhou ren dui Zhongguo ke xue luo hou yuan yin di lun shu*. (Beijing : Ke xue chu ban she, 1992). [Abhandlung über Dominique Parrenin und Voltaire].
关于17, 18世纪欧洲人对中国科学落后原因的论述 [WC]

1992 Liu, Genbao. *Fu'ertai*. (Taibei : Shu quan chu ban she, 1992). (Shi jie shi da si xiang jia ; 8). [Abhandlung über Voltaire].
伏爾泰 [WC]

1993 Fan, Xiheng. *Zhao shi gu er yu Zhongguo qu er*. (Taibei : Xue hai chu ban shek, 1993). [Abhandlung über *L'orphelin de la Chine* von Voltaire].
趙氏孤兒与中國孤兒 [WC]

1993 Meng, Hua. *Fu'ertai yu Kongzi*. Yue Daiyun shen ding. (Beijing : Xin hua chu ban she, 1993). (Shen zhou wen hua ji cheng). [Abhandlung über Voltaire und Konfuzius].
伏尔泰与孔子 [WC]

1995 Li, Fengming. *Fu'ertai*. Li Fengming zhu ; Fu Weixun, Wei Zhengtong zhu bian. (Taibei : Dong da tu shu, 1995). [Abhandlung über Voltaire].
伏爾泰 [WC]

1996 *Fu'ertai*. Zhang xue zhe. (Beijing : Guo ji wen hua chu ban gong si, 1996). (Shi jie li shi ming ren cong shu). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰 [WC]

1996 Xiao, Xuehui. *Li xing ren ge : Fu'ertai*. (Wuhan : Changjiang wen yi chu ban she, 1996). (Xi fang zhi zhe ren ge cong shu). [Abhandlung über Voltaire].
理性人格 伏尔泰 [WC]

1996 You, Liwei. *Fu'ertai*. (Beijing : Zhongguo guo ji guang bo chu ban she, 1996). (Wai guo li shi ren wu cong shu). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰 [WC]

1997 Liu, Shaoxue. *Li xing zhi jian : chong du Fu'ertai*. (Chengdu : Sichuan ren min chu ban she, 1997). (Si xiang da shi chong du xi lie = Reviewing thinkers series). [Abhandlung über Voltaire].
理性之劍 : 重讀伏爾泰 [WC]

1998 Dai, Jinbo. Fu'ertai. (Shenyang : Liao hai chu ban she, 1998). (Bu lao hu chuan ji wen ku; ju ren bai chuan cong shu). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰 [WC]

1998 Xiao, Xuehui. *Fu'ertai de wei xie : yu zhuan zhi she hui zhan dou de qi meng yun dong zhe*. (Taibei : Han yang chu ban gu fen you xian gong si, 1998). (Xin shi ji ren sheng guan ; 2). [Abhandlung über Voltaire].
伏爾泰的威脅 : 與專制社會戰鬥的啓蒙運動者 [WC]

1998 [Durant, Will]. *Shi jie wen ming shi*. Wei'er Dulan yuan zhu ; You shi fan yi zhong xin bian yi. (Taibei : You shi wen hua shi ye gong si, 1998). Übersetzung von Durant, Will. *The story of civilization*. (New York, N.Y. : Simon and Schuster, 1935).
世界文明史 [WC]

2000 Xiao, Xuehui. *Fu'ertai : li xing zhu yi de xian qu*. (Taibei : Sheng yi you xian gong si wen hua shi ye bu, 2000). (Juan yong ming ren lu ; 4). [Abhandlung über Voltaire].
伏爾泰 : 理性主義的先驅 [WC]

2000 [Gray, John]. *Fu'ertai*. Yuehan Gelei zhu ; Huang Xizhe yi. (Taibei : Mai tian chu ban, 2000). (Yue du zhe xue jia ; 24). Übersetzung von Gray, John. *Voltaire*. (New York, N.Y. : Routledge, 1997).
伏爾泰 [WC]

2001 Zhao, Yahong. *Fu'ertai*. (Changchun : Bei fang fu nü er tong chu ban she, 2001). (Shi jie wei ren chuan ji cong shu ; 37). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰 [WC]

2001 Zhao, Yong. *Wen tan bei hou de jiang tan ; Fuertai yu Lusuo de wen xue chuang zuo*. (Changchun : Shi dai wen yi chu ban she, 2001). (Shi jie wen xue jing dian dao du ; 21). [Abhandlung über Voltaire und Jean-Jacques Rousseau].
文坛背后的讲坛 [WC]

2003 *Voltaire et la Chine*. [Ed.] Institut et Musée Voltaire Genève ; Ville de Genève, Département des Affaires Culturelles. (Saint Malo : Ed. Cristel, 2003). [Ausstellung 5 mai-4 octobre 2003, Institut et Musée Voltaire Genève]. [OAS]

2003 Lu, Shannian ; Xu, Lan ; Zhang, Jian. *Fu'ertai ming yan lu*. (Beijing : Zhongguo shao nian er tong chu ban she, 2003). (Lan pi shu). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰名言录 [WC]

2003 Shu, Feng. *Fu'ertai*. (Beijing : Zhongguo shao nian er tong chu ban she, 2003). (Shi jie ta ren wu cong shu). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰 [WC]

2003 Zhang, Jialin ; Liu Danli. *Fu'ertai*. (Yanji : Yan bian da xue chu ban she, 2003). (Shi jie ming ren chuan ji). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰 [WC]

2005 Lin, Qian. *Li shi li xing yu li xing shi xue*. (Guiyang : Fuizhou ren min chu ban she, 2005). (Guizhou ta xue zhong guo wen hua shu yuan xue zhu wen ku). [Abhandlung über Voltaire].
历史理性与理性史学 [WC]

2007 Du, Lan. *Fu'ertai shi dai*. (Beijing : Dong fang chu ban she, 2007). (Ming ren yu shi dai). [Abhandlung über Voltaire].
伏尔泰时代 [WC]

2007 Ye, Xiao. *Zi you Zhongguo : Fu'ertai, Aitianpu lun "Zhongguo li yi zhi zheng"*. (Beijing : Qun yan chu ban she, 2007). [Abhandlung über Christentum, Missionen, Konfuzianismus, Voltaire, Etiemble].
自由中国 : 伏尔泰、艾田蒲论"中国礼仪之争" [WC]

2007 [Buruma, Ian]. *Fu'ertai de ye zi*. Buluma ; Liu, Xuelan ; Xiao, Ping yi. (Beijing : San lian shu dian, 2007). (Wen hua sheng huo yi cong). Übersetzung von Buruma, Ian. *Voltaire's coconuts, or, Anglomania in Europe*. (London : Weidenfeld & Nicolson, 1999).
伏尔泰的椰子 [WC]

2008 Pereira, Jacques. *Montesquieu et la Chine*. (Paris : L'Harmattan, 2008). Diss. Faculté de Nice, 2008. [OAS]

2009 Voltaire. Table chronologique des oeuvres : C:\Dokumente und Einstellungen\local-admin\Desktop\VoltaireTableChrono.htm.

Weil, Simone (Paris 1909-1943 Ashford, Kent) : Philosophin

Bibliographie : erwähnt in

2008 [Courtine-Denamy, Sylvie]. *Hei an shi qi san nü zhe : Shitaiyin, Alunte, Weiyi ping zhuan*. Xierwei Kuerting-Denami zhu ; Gao Yi, Gao Yu yi. (Beijing : Xin xing chu ban she, 2008). Übersetzung von Courtine-Denamy, Sylvie. *Trois femmes dans de sombres* temps *: Edith Stein, Hannah Arendt, Simone Weil, ou, Amor fati, amor mundi*. (Paris : A. Michel, 1997).
黑暗时期三女哲 : 施泰因, 阿伦特, 韦伊评传 [WC]

Yourcenar, Marguerite (Brüssel 1903-1987 Bar Harbor, Mount Desert Island, Maine) : Französisch-belgische Schriftstellerin

Bibliographie : erwähnt in

2001 *Les écrivains français du XXe siècle et la Chine : colloque internationale de Nanjin 99' = 20 shi ji Faguo zuo jia yu Zhongguo : 99' Nanjing guo ji xue shu yan tao hui*. Etudes réunies par Christian Morzewski et Qian Linsen. (Arras : Artois presses Université, 2001). (Lettres et civilisations étrangères).
20世紀法國作家與中國 99'南京国际学术研讨会 [OAS]

Zola, Emile (Paris 1840-1902 Paris) : Schriftsteller

Biographie

1915 Chen, Duxiu. *Xian dai ouzhou wen yi shi tan*. [Modern European literature]. In : Qing nian za zhi ; vol. 1, no 3-4 (1915).
Er schreibt : "Le naturalisme fit-il réellement faillite ? S'il ne laissait rien de durable, encore aurait-il bien mérité de la littérature en la ramenant à l'observation, à l'étude sincère de la réalité ? Mais pour ne parler ici que du roman, nous lui devons Gustave Flaubert, Jules et Edmond de Goncourt, Alphonse Daudet, Emile Zola, Guy de Maupassant, Ferdinand Fabre ; et peut-être aucune autre époque de notre histoire littéraire ne fournirait dans un seul genre, plus de noms justement illustrés".
Chen Duxiu erwähnt zum ersten Mal in China Gustave Flaubert : geboren in Rouen 1821, gest. 1880. [Flau:S. 74-75]

1917 Chen, Duxiu. *Wen xue ge ming lun* [ID11258] :
Chen schreibt : "Die europäische Kultur hat freilich viel der Politik und der Wissenschaft zu verdanken, doch auch nicht weniger der Literatur. Ich habe das Frankreich von Rousseau und Pasteur lieb, aber noch mehr das von Goethe und Hauptmann ; ich liebe das England von Bacon und Darwin, aber noch mehr das von Dickens und Wilde. Ist unter unseren heldenhaften Literaten jemand da, der den Mut hat, ein Hugo oder Zola, ein Goethe oder Hauptmann, ein Dickens oder Wilde zu werden ?" [Jean-Jacques Rousseau, Louis Pasteur, Johann Wolfgang von Goethe, Gerhart Hauptmann, Francis Bacon, Charles Galton Darwin, Victor Hugo, Charles Dickens, Oscar Wilde, Emile Zola]. [YanW1:S. 29]

1982 Ba, Jin. *Au fil de ma plume* [ID D21035].
"Je veux écrire pour exprimer mes sentiments d'amour et de haine ; sinon mon coeur de jeune homme sera flétri... C'est à Paris que j'ai appris à écrire des romans, grâce à Emile Zola et à Victor Hugo ; j'y ai appris la justice, l'amour et la haine... ". [BaJ10]

Bibliographie : Autor

1957 [Zola, Emile]. *Nana*. Zuola zhu ; Zong Kan yi. (Taibei : Xin xing shu ju, 1957). (Shi jie wen xue cong shu). Übersetzung von Zola, Emile. *Nana*. (Paris : Charpentier, 1880).
娜娜 [Eur]

Bibliographie : erwähnt in

1920 Chen, Daqi ; Guo, Yaogen. *Jin dai si xiang (shang xia ce)*. (Shanghai : Shang wu yin shu guan, 1920). (Shang zhi xue hui cong shu). [Abhandlung über Gustave Flaubert, Leonardo da Vinci, Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Nietzsche, Leo Tolstoy, Max Stirner, Fedor Mikahilovich Dostoevsky, Henrik Ibsen, Charles Darwin, Emile Zola, Rudolph Eucken, Henr Bergson, Rabindranath Tagore, Romain Rolland].
近代思想 (上 , 下册) [WC]

1988 *Zi ran zhu yi da shi Zuola*. Liu Mingjiu zhu bian. (Beijing : Zhongguo she hui ke xue chu ban she, 1988). (Xi fang wen yi si chao lun cong). [Abhandlung über Emile Zola ; Naturalismus in der Literatur].
自然　主义 [Eur]